4° Per. 15 (35,2

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Fünfunddreissigster Jahrgang.

1841.

35/2
1841

Juli.

Bayerische Staatsbibliothek München

Stuttgart und Tübingen

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

113 B4

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Lesertreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des **„Morgenblatts,"** mit Einschluß des **„Literaturblatts"** und **„Kunstblatts,"** kostet 20 fl.
Der Jahrgang des **„Literaturblatts"** und **„Kunstblatts,"** ohne das **„Morgenblatt"** . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das **„Literaturblatt"** . . . . . 6 fl.
das **„Kunstblatt"** . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das **„Morgenblatt"** in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Frühlingslied. Von C. Reinhold. 157.
Die sieben Musikanten. Von F. W. Hackländer. 158.
Aus Griechenland. Von E. Geibel. 160.
Lacrymae Christi. Von H. Stieglitz. 162.
Kiew. Von M. Hammerschmidt. 165.
Ewiger Frühling. Von J. G. Fischer. 165.
Deutsche Thaten und Reden. Von A. Y. Schurz. 168. 169.
Gespräch. Von C. Reinhold. 172.
Deutsches Volkslied. 174.
Max von Schenkendorfs Heimgang. Von A. Schultz. 182.

Räthsel.

Unschuld — Schuld. 160. — Goldkäfer. 164. — Das Weib. 177.

Homonyme.

Die Unze. 182.

Erzählungen.

Der Familienschild. Von L. Schücking. 156 — 162.
Ueber die gesellschaftlichen Formen. 164 — 167.
Londoner Scenen. — Die Nachtwache. 171 — 177.

Reisen.

Lago di Garda. Von Fr. L. Bührlen. 178 — 182.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Skizzen aus Irland. 156 — 159.
Der Wollmarkt in Breslau. 161. 162.
Pariser Stadtprospekte. 163 — 170.
Neues vom Daguerrotyp. 166.
Eine armenische Hochzeit in Damaskus. 170 — 172.
Gastronomische Wanderungen. Von G. Zimmermann. 175 — 176.
Westphälisches Leben. 177 — 179.
Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. 180. 181.

Korrespondenz.

Paris. 156. 157. 158. 159. 160. 161. — 173. 174. 175. 176. 177. 178. — Baden-Baden. 159. 160. 161. — Mainz. 162. 170. — Karlsbad. 163. 164. 165. 166. — Stuttgart. 166. — 171. 172. — Toulouse. 167. 168. 169. — Berlin. 168. 169. 170. 171. — London. 175. 176. 178. 179. 180. 181. — Dresden. 179. 180. 181. — Frankfurt a. M. 182.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Dichtkunst. Volkslieder aus der Bretagne. Verdeutscht von H. A. Keller und F. von Seckendorf. — Geschichte Celtica II. Versuch einer genealogischen Geschichte der Kelten von Dr. Diefenbach.

Nro. 68.

Geschichte. 1) Geschichte der Grafen von Zimmern. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Adels. Von Prof. H. Ruckgaber. — 2) Geschichte der Grafen von Helfenstein. Nach den Quellen dargestellt von Dr. H. F. Kerber. — 3) Geschichte des Zabergaus und des jetzigen Oberamts Brackenheim von K. Klunzinger. — 4) Botenlauben. Vorläufer und Skizze, von Ludwig Bechstein. — 5) Die Lobedaburg bei Jena. Nach Urkunden von Eduard Schmid. — 6) Historische und typographische Denkwürdigkeiten von Handschuhheim. Von Mähling. — Kulturgeschichte. Die Bruderschaft des gemeinsamen Lebens. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirche, Literatur und Pädagogik des 14ten bis 16ten Jahrhunderts. Von Delprat.

Digitized by Google

Nro. 69.

Geschichte. Der Religionskrieg in Deutschland. Erster und zweiter Theil. Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz. Zweiter Theil. Von Dr. Stolz. — **Staatsrecht.** Die allgemeinsten politischen Rechte und Pflichten der Staatsgenossen in den constitutionellen Staaten des deutschen Bundes. Dargestellt von C. Herrnsdorf.

Nro. 70.

Naturkunde. Sir Humphry Davy's Salmonia oder neun Angeltage. Unterhaltungen über naturgeschichtliche Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlecht. Deutsch bearbeitet von Dr. C. Neubert.

Nro. 71.

Lyrische Dichtkunst. 1) Gedichte von Friedrich Haug. — **Reise.** Freddolinen. Erinnerungen an Süddeutschland und Oberitalien von H. W. von Ehrenstein.

Nro. 72.

Geschichte. Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte Polens von Dr. Richard Röpell. — **Physiologie.** System der Physiologie. Von Dr. C. G. Carus. — **Lyrische Dichtkunst.** 2) Zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase. In erbaulicher hochdeutscher Reime gebracht von Friedrich Hoghthalmos.

Nro. 73.

Lyrische Dichtkunst. Gedichte eines Lebenden. Mit einer Dedikation an den Verstorbenen. — **Gefängnißkunde.** Ueber Strafe und Strafanstalten, von Sr. königl. Hoheit Oskar, Kronprinzen von Schweden und Norwegen. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. v. Treskow. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. N. H. Julius. — **Roman.** Die protestantischen Salzburger im 18ten Jahrhundert, vertrieben durch den Fürst-Erzbischof von Firmian. Ein Beitrag zur Geschichte christlicher Duldung von Gustav Nierig.

Nro. 74.

Roman. Der Diamant. Ein Spiel der Phantasie. Von C. Terpen. — **Reisen.** 1) Die Donau vom Ursprunge bis zu den Mündungen. Zugleich ein Handbuch für Reisende. Nach den zuverlässigsten Quellen von Adelbert Müller. Mit Ansichten und Stromkarten. — 2) Die Donaureise von Regensburg bis Linz. Eine Darstellung der Merkwürdigkeiten ꝛc. Von W. v. Rauv. — 3) Reise durch Salzburg und Tyrol nach Italien. Erster Band. — **Länder- und Völkerkunde.** Aegypten, wie es jetzt ist. Das Land und seine Bewohner und der Herrscher desselben. von *r.

Nro. 75.

Blumenkunde. 1) Vollständiges Handbuch der Blumengärtnerei oder genaue Beschreibung aller in Deutschland bekannt gewordenen Zierpflanzen, Sträucher und Ziersbäume. Nebst gründlicher Anweisung zu deren Kultur. Mit besonderer Rücksicht auf Zimmerblumenzucht. Von J. F. W. Bosse. — 2) Der Selam des Orients oder die Sprache der Blumen. — **Volkssagen.** Die Sagen der Stadt Stendal in der Altmark, von Ernst Weihe.

Nro. 76.

Alpenreisen. 1) Naturschilderungen, Sittenzüge und wissenschaftliche Bemerkungen aus den höchsten Schweizeralpen, besonders in Süd-Wallis und Graubündten, von Chr. M. Engelhardt. — **Lyrische Dichtkunst.** Junge Lieder. Von Wolfgang Müller.

Nro. 77.

Alpenreisen. 2) Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz. Nebst einem Atlas von 52 Steindrucktafeln. Auf Kosten des Verfassers. — **Biographie.** Denkwürdigkeiten aus Walter Scotts Leben. Mit besonderer Beziehung auf seine Schriften. Nach Lockhart's Memoirs und den besten Originalquellen von Moriz Prühl.

Kunst-Blatt.

Nro. 52.

Die Ruinen von Hagiar-Chem auf Malta. — **Neue Kupferstiche.** 1) Das Bildniß des Prinzen Thomas Savoyens Carignan. Halbfigur, gemalt von Anton van Dyck, gest. von Caspar in Berlin. — 2) Romeo und Julie, gemalt von Sohn, in Schwarzkunst und Roulettemanier bearbeitet von Lüderitz in Berlin. — 3) Moses vor dem feurigen Busch. Theil eines Deckengemäldes von Raffael im Zimmer des Heliodor im Vatican zu Rom, gestochen von L. Gruner. — 4) Pfarrkirche der Vorstadt Au in München, gezeichnet und in Stahl gestochen von Poppel. — 5) Himmelfahrt der Maria, gemalt von Guido Reni, gestochen von Giovito Garavaglia und Faustino Anderloni. — **Denkmäler.** — **Malerei.** — **Neue Kupferstiche.**

Nro. 53.

Jesus Gang nach Golgatha. — **Neue Lithographien.** — **Photographie.**

Nro. 54.

Ragnarokr. — **Ueber einige neuerdings in Deutschland erschienene Illustrationen in Holzschnitten.** 1) Der Landprediger von Wakefield, übersetzt von E. Susemihl, illustrirt von Ludwig Richter. — **Photographie.** — **Medaillenkunde.** — **Numismatik.**

Nro. 55.

Ragnarokr, (Schluß.) — Berichtigung einiger Angaben in des Grafen Raczinsky kunstgeschichtlichem Werke. — **Alterthümer.** — **Statistik der Kunst.** — **Kupferwerke.**

Nro. 56.

Aus dem Münchner Kunst- und Künstlerleben. — **Kupferwerke.** — **Lithographische Werke.** — **Literatur.**

Nro. 57.

Illustrirte Werke. Homers Werke von Johann Heinrich Voß. In Einem Bande. Mit fünfundzwanzig Kupferstichen. — **Aus dem Münchner Kunst- und Künstlerleben.** (Fortsetzung.) — Der heilige Sebastian von Domenichino. — **Neue Lithographien.** 1) Der Tabulettenkrämer. Oelgemälde von Lindau in Rom. Lithographirt von Fr. Hanfstängl. — 2) Heimkehr von der Bärenjagd im bayrischen Hochlande. Gemalt von Heinr. Bürkel, auf Stein gezeichnet von Friedrich Hohe. — **Literatur.** — **Netrolog.**

Nro. 58.

Aus dem Münchner Kunst- und Künstlerleben. (Fortsetzung.)

Nro. 59.

Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. (Fortsetzung.) — Notiz zur Notiz das Altargemälde von Hugo van der Goes in S. Maria Nuova zu Florenz betreffend. — Persönliches.

Nro. 60.

Die kunstgeschichtliche Ausstellung von Kupferstichen durch den Leipziger Kunstverein im Mai und Juni 1841. — Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. (Fortsetzung.) — Persönliches. — Kunstausstellung. — Museen und Sammlungen.

Digitized by Google

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 1. Juli 1841.

Der erste Akkus ist vollbracht,
Und der nun folgt — das ist der zweite.
Goethe.

Der Familienschild.*

Erzählung von Levin Schücking.

II.

Das Gut Movencourt war nach dem Erlöschen der Familie de Mussard an mehrere Besitzer und am Ende des vorigen Jahrhunderts durch Erbfolge in die Hände eines deutschen Barons von Eich gekommen, der durch einen langwierigen Reichskammergerichtsprozeß sein Stammgut am Rhein verloren und so sich genöthigt gesehen hatte, seinen Wohnsitz in der Picardie aufzuschlagen. Das alte, ausgebrannte Manoir war mit geringer Abweichung von dem frühern Plane wieder aufgebaut worden, denn man hatte einen Theil der vom Feuer unzerstört gebliebenen massiven Mauern stehen lassen; nur war Ordnung, eine gewisse Eleganz und Wohlhabenheit in dem neuen Gebäude so heimisch geworden, wie Unordnung und Vernachlässigung es in den beständen Hallen des alten gewesen. Die zerfetzten Tapeten mit den gewirkten Parforcejagden hatten dem papiernen Zeitalter weichen müssen; in dem Wohnzimmer der Familie sang von dem löwenfüßigen Marmortische eine Pariser Spieluhr ihre Arie aus einer Oper Gresset's ab, und darüber lauschte, aus der Gypscartouche des venetianischen Spiegelglases, eine junge Mädchengestalt, so reizend modern, daß man sehr mittelalterlich seyn mußte, um sich noch einer elegischen Stimmung über den Verfall der massiven Ritterlichkeit hingeben zu können.

„Wo mag doch der Vater bleiben?" sagte die junge Dame, zu einer ältlichen gewendet, die am Fenster saß und rubig Filet strickte; „da dort! richtig, bei dem alten Wappen, das uns nächstens auf den Kopf fallen wird. — Papa, soll ich anrichten lassen?" rief sie laut durch das geöffnete Fenster. — „Ist August zurück?" antwortete eine Stimme vom Hofe her. Ein Schuß fiel dicht am Hause. „Da sind sie," sagte die Tante; „sie schießen die Gewehre aus. Du bist roth geworden, Clara? bist du erschrocken?" — „Bah!" versetzte Clara unwillig, „die Rimrode!"

Draußen im Hofe stand der Hausherr, ein feiner, gesetzter Mann, im halb städtischen, halb ländlichen

* Ein Zufall macht, daß wir den zweiten Abschnitt dieser Erzählung erst jetzt mittheilen können. Der erste ist in Nr. 98—100 d. J. abgedruckt. Die Leser werden sich noch der Katastrophe erinnern, womit jener Abschnitt schloß, des gewaltsamen Todes des Valerian de Mussard und der Jeanne Prestot und der Rettung ihres Kindes. Dies ging unter Ludwig XIII. und dem Cardinal Richelieu vor. Bis zur Zeit, wo der Erzähler den Faden wieder aufnimmt und einen Nachkommen Valerians auftreten läßt, sind mehr als vier Generationen verflossen. A. d. Red.

Digitized by Google

Kostüm. „Lieber Herr Schmand," sagte er zu einer Art Mumie, von der man wenig mehr sah als einen hohen, kahlen Oberkopf über einem grauen Flausrocke, unbeweglich aufwärts starrend wie eine Sonnenblume; „kommen Sie, kommen Sie. Man kann auch des Guten zu viel thun; unsere Jäger sind zurück. — He, Bello — Diana!" Ein paar gelbe Windspiele sprangen herbei und wanden sich wie Schlangen um ihres Herrn Füße. — „Nur noch eine Minute, Herr Baron, eine Minute!" — „Nein, keine Sekunde mehr! man muß Ihnen Gewalt anthun, Herr Schmand; sonst finden wir Sie einmal vertrocknet in einem bröcklichten Thurmgemäuer oder unter einem Haufen Quadersteine. Die Luft ist feucht, und wenn Sie nicht eine warme Suppe essen, werden Sie diesen Abend vor lauter Nießen Ihre antiquarische Gelehrsamkeit nicht vorbringen können."

Er faßte nach einer langen Hopfenstange in der Hand des Grauen; Herr Schmand aber verbeugte sich lächelnd und machte mit allem Respekt seine Stange wieder los. — „Schauen Sie nur," sagte er und fuhr mit der Stange gegen das Wappen über der Hausthüre. — „Um Gottes willen!" rief der Baron, „Sie werfen uns den ganzen Plunder auf den Kopf! die Klammern sind so wacklicht wie alte Hufeisen." — „Ich habe das Ew. Gnaden schon lange vorstellen wollen," sagte ein junger Mann, der mit abgezogenem Käppchen hinzutrat und beim ersten Wort so roth wurde wie eine Rose. „Es ist ein lebensgefährlich Ding; gestern saß Fräulein Clara über eine Stunde auf der Steinbank darunter und las; ich habe Todesangst ausgestanden." — „Nun, warum haben Sie sie nicht gewarnt, Herr Cachard?" — „Ich wußte nicht," stammelte der junge Mann, „ob es" — „Aber warum ist das Wappen so zerbrochen?" unterbrach ihn der Alterthumsforscher. — „Ich habe Ihnen ja," versetzte der Baron, „von dem letzten de Mussard erzählt, von dem Brande — wissen Sie denn nicht mehr?" — „Ach Gott!" seufzte der Graue, „mein Gedächtniß! Alles aufschreiben, Alles aufschreiben! sonst gebr's nicht; ich habe mich überarbeitet. Bitte, wiederholen Sie es mir noch einmal, die Data —" — Er zog eine Brieftasche hervor und begann laut zu notiren: „Valerian de Mussard, geboren Anno —" „Punktum!" rief ein junger Mann in Jagdkleidern, der Sohn des Hauses, riß die Stange an sich, warf sie auf die Seite und schob den verdutzten Mann des Alterthums ohne Umstände in den offenen Thorschlund des Hauses; fünf bis sechs Stück junger Weidmannsadel folgten ihm lachend und lärmend und die Gesellschaft verschwand im Speisezimmer.

Das Dessert stand auf der Tafel, alle Hasen waren bereits zum zweitenmal geschossen worden, und der gutmüthige Baron fand es an der Zeit, seinen gelehrten Gast, dessen Verdienste er als echter Edelmann vollständig anzuerkennen geneigt war, in Beziehung auf die Geschichte von Movencourt zu befriedigen. Er wiederholte ihm mit der Geduld eines Märtyrers der Adelspropaganda Punkt für Punkt, was er schon am Tage vorher ihm vollständig auseinandergesetzt hatte: wie Valerian, der letzte Sprößling des Hauses Mussard, nachdem er einen Edelmann im Zweikampfe getödtet, mit Jeanne Prestot hieher, in das öde Manoir von Movencourt, sich geflüchtet; wie er hier von Richelieus Abgesandten belagert worden; wie er in der angezündeten Burg die Gelehrte und sich getödtet, und wie sein und Jeannens kleiner Sohn vom alten Seneschall geflüchtet worden.

„Und so," schloß der Baron, „nahm die Sache einen Ausgang, welcher den ganzen französischen Adel in Schrecken und Nachdenken versetzte. Als man dem alten de Mussard die Nachricht brachte, soll er zuerst todtenbleich geworden seyn und sich zitternd an einem Pfeilertische gehalten haben; dann sagte er: „Es ist gut; besser ein umgekehrtes als ein beschmuztes Wappen," und sprach und eiferte sich dann so in Zorn, daß man wirklich glaubte, er wisse seinen Sohn, unter diesen Umständen, am liebsten todt und vor allen dummen Streichen geborgen. — Er reiste nach Movencourt, befahl den neuen Auf- und Ausbau und pochte dabei ganz gelassen in Begleitung der Werkmeister mit einem Hammer an die Mauern, in denen der Scheiterhaufen seines Kindes gestammt hatte, um zu untersuchen, wie sehr das Gemäuer gelitten habe. Das unter dem Schutt hervorgezogene Wappen wurde auf seinen Befehl wieder zusammengefügt und neu über der Thüre befestigt. Nach einigen Tagen jedoch mußte er sich zu Bette legen, was aber Niemand bei Leibe anders als einen Gichtanfall nennen durfte.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Irland.

(Fortsetzung.)

VII.

Tanz und Spiel.

Tanz und Spiel sind die herrschenden Leidenschaften im bettelarmen, aber königlich lustigen Irland. Neulich Sonntags machten wir einen Spaziergang und fanden mitten auf der Landstraße eine Menge Menschen in ihren Sonntagskleidern, die zu einer Fidel tanzten. Daneben auf einem grünen Platze trieben Männer und Knaben „a hurley game" (ein Spiel mit Steinwürfen). Solche Lustpartien al fresco heißen auf irisch „a gool."

Digitized by Google

Bei all dergleichen Festlichkeiten geht es jetzt viel stiller und ordentlicher zu, als früher, im fechtenden, mörderischen Zeitalter des Landes, wo bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen, Jahrmärkten u. s. w. gewöhnlich ein paar Menschenleben zu Grunde gingen. Die „faction fight's“ spielten dabei die größte Rolle. Ein bitterer Haß, vielleicht durch einen geringfügigen Umstand erzeugt, keimte auf zwischen zwei Familien, theilte sich allen Mitgliedern derselben mit, und wo immerhin beide Parteien zusammentrafen, da gab es Zank, Streit und Todtschlag.

Doch zurück zu meinen Tänzern. Es war eine Lust, die Leute tanzen oder vielmehr sie die Zehen ihrer bloßen Füße schütteln zu sehen; denn the Jig, der irische Nationaltanz, ist weiter nichts als ein fortwährendes, unglaublich schnelles Auf- und Abbewegen der Ferse und der Zehen. Die Füße werden dabei nach Belieben aus- oder einwärts gekehrt, und die drei, vier Tänzer bewegen sich dabei kaum von der Stelle. Vielmehr, glaube ich, wird der als der beste Tänzer angesehen, der am standfestesten ist. Dabei scheinen sie in ihre eigenen Pas weit mehr verliebt, als in ihre Partner; denn die Künstler halten ihre Augen stets auf ihre Füße geheftet. — Außer dem Jig ist der Reel ein sehr beliebter Tanz. Er wird, wie jener, stets unter Begleitung uralter irischer Nationalmelodien getanzt.

Voriges Jahr, am 31sten Oktober, dem sogenannten November-Eve-day, kam Abends der Dudelsackpfeifer, und das Volk tanzte im Gesindezimmer seine Jigs und double Jigs mit unglaublicher Heiterkeit. Nachher unterhielten sie sich mit verschiedenen Spielen.

Eines derselben heißt „Snappopple.“ Ein Kübel voll Wasser wird mitten in die Halle gestellt; sie werfen nun Aepfel in's Wasser, und jeder muß versuchen, einen mit dem Munde herauszuholen, ohne den Rand und den Boden des Kübels zu berühren. Dieß sieht sehr komisch aus; wenn der Apfel zu groß ist, fällt er wieder aus dem Munde des Schnappenden in das Wasser zurück und bespritzt ihn. Schelme stoßen auch wohl den Kopf des Eßlustigen ganz hinein. Der Küchenjunge war aber sehr geschickt darin. Wir warfen ihm auch einige Sixpence in's Wasser, die, da sie zu Boden sanken, sehr schwer zu schnappen waren. Wie sein Gesicht triefte, wie er keuchte und spie, wenn er mit dem Geldstück zwischen den Zähnen wieder aus dem Wasser auftauchte!

Ein anderes Spiel heißt „Bobbing the candle.“ Man läßt ein hölzernes Kreuz von der Zimmerdecke an einem Stricke herabhängen. An diesem Kreuze werden brennende Kerzen und Aepfel abwechselnd nebeneinander befestiget. Während einer das Kreuz geschwind herumdreht, steht ein Anderer davor und versucht, einen Apfel mit dem Munde zu fangen. Da bekommt er denn statt dessen oft ein Talglicht zwischen die Zähne, und es gibt verbrannte Haare und versengte Augbrauen. — „Burning the bean“ ist ein Spiel bloß für November-Eve. Es werden Bohnen, zwei und zwei, auf den Rand der eisernen Kaminstangen gelegt. Man denkt sich darunter irgend ein verliebtes Paar. Die Bohnen fangen an am Feuer zu rösten, zu schwellen und zu bersten, und springen vom Kamin herunter. Wenn die Bohne, welche den Junggesellen vorstellt, zuerst abspringt, so ist dieß ein Zeichen, daß er am ehesten ungetreu wird, und umgekehrt. Diese Augurien werden übrigens auch in den Drawing-rooms der irländischen Gutsherrschaften mit großem Aufwand von Witz getrieben.

Am 26sten Dezember vorigen Jahrs, am St. Stephanstag, kamen am frühen Morgen Gruppen von Knaben mit spitzigen Mützen aus Stroh und einer Art Mantel, gleichfalls aus Stroh, in unser Haus. Einer trug einen großen Lorbeerast, der mit bunten Bändern ausgeschmückt war, und zwischen diesen Bändern hindurch des Gezweiges hing ein kleiner todter Zaunkönig (Wren). Ein Anderer sang dazu einen alten Vers. Es hieß darin unter Anderem:

> Sing, Holly, sing! soy sing, Holly!
> The wren, the wren, the king of all birds,
> St. Stephansday was caught in the
> furze (Haidekraut)
> Alth'o he's little, his family's great,
> Get up fair ladies and give us a trate.

Andere trugen längere Reden vor, erzählten, wie sie Strümpfe und Schuhe zerrissen, um den armen kleinen Vogel zu fangen ꝛc. Sie hatten auch eine Fidel bei sich, und ein Paar Knaben zeigten uns ihre Künste „in performing a jig.“

Nachdem wir diesen unsere Gaben ausgetheilt, kamen andere Haufen. Den Ursprung dieser Sitte kenne ich nicht. Das Mährchen vom Zaunkönig lebt aber hier ganz wie bei uns: der kleine Vogel nämlich habe sich in seiner Ohrsucht unter den Flügeln des Adlers verborgen; als dieser ermüdete, sey er mit frischen Kräften hervorgeflogen, und habe nun als der höchstfliegende Vogel zum König des Geschlechts erwählt seyn wollen. Unser deutscher Name ist aber bezeichnender als der englische.

Gegen Weihnachten vorigen Jahrs begegneten wir hier überall Frauen und Männern mit langen Weihnachtskerzen (Christmas-Candles), die sie in der Stadt gekauft und vorsichtig unter dem Mantel versteckt nach Hause trugen. Am heiligen Abend brennt jede irische Familie, wenn sie auch noch so arm ist, ihr Christmas-Candle. Zuweilen ist es ein dreifaches Licht, die heilige Dreieinigkeit vorstellend. Sonst brennen hier die meisten Leute das ganze Jahr hindurch kein Licht, und verrichten ihre Arbeit beim Schimmer ihres ärmlichen Torffeuers.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Pariser Industrie.

Der Industrieverein, welcher den Titel Industrie-akademie führt, obgleich er wenig akademisches hat, so wenig als die große Oper, welche zufolge eines alten, aus Italien hergekommenen Gebrauchs sich academie royale de musique nennt, hat eine öffentliche Ausstellung von Kunstprodukten und neuen Erfindungen veranstaltet, die zwar mit derjenigen, welche alle fünf Jahre auf Staatskosten veranstaltet wird, nicht verglichen werden kann, aber doch sehenswerth ist. Die Pariser Professionisten sind so erfinderisch und die Reichen trachten so sehr nach Neuem und Ungewöhnlichem, auch ist der Wetteifer unter den Fabrikanten und ihre Konkurrenz so stark, daß beständig etwas Frisches aufkommt. Freilich ist dieses nicht immer empfehlenswerth und wird häufig schnell zum Alten. Manchmal aber gefällt die Idee, und obgleich der Erfinder sich ein Patent darauf geben läßt, wird die Erfindung doch ziemlich schnell verbreitet, nachgemacht, geändert oder verbessert. Eine Ausstellung von Industrieprodukten in Paris hat daher stets viel Anziehendes. So ist es auch bei der jetzigen. Die Fabrikanten sehen die Notwendigkeit ein, sich dem Publikum bekannt zu machen, welches so zerstreut ist, daß es die Sachen übersieht, wenn man sie ihm nicht handgreiflich macht und vor Augen stellt. Sie haben sich daher alle mit Ankündigungen versehen, welche den Neugierigen die von ihnen gemachten Verbesserungen oder Erfindungen erklären, rühmen und zuweilen durch Abbildungen noch deutlicher machen; sie selbst, oder die von ihnen dazu bestellten Leute geben mündlich die erforderlichen Explikationen, und man geht vollkommen belehrt aus dem großen Orangeriesaale des Louvre, wo die Industrieprodukte ausgestellt sind. Zuweilen muß man aber die Wichtigkeit lächeln, welche sie kleinen Dingen beilegen, oder kann ihren sonderbaren Einfällen seinen Beifall abgewinnen; was thut es aber, daß neun lächerliche Erfindungen vorgebracht werden, wenn nur die zehnte gut ist? Es erwächst daraus Niemand ein Schaden, außer etwa dem Erfinder, welcher Zeit und Mühe unnütz aufgewendet, oder diesen und jenem Leichtgläubigen, der den Anzeigen in den Zeitungen allzusehr Glauben beigemessen und sich das Erfundene sogleich angeschafft hat, ohne sich nach dem wahren Nutzen desselben zu erkundigen. Dergleichen Leichtgläubige gibt es in Paris weniger als in der Provinz, wo mancher sich einbildet, alles, was in der Hauptstadt gekauft wird, sey auch nützenswerth und vortrefflich. Die Pariser sind an das Herausstreichen der Waaren gewohnt und lassen sich dadurch nicht so leicht hinters Licht führen. Von dem kleinsten Krämer an, welcher mit großer Geläufigkeit auf den Gassen und den Boulevards seine kleine Waare oder sein bischen Geschicklichkeit den Vorübergehenden rühmt, bis zum Fabrikanten oder Spekulanten, welcher hunderte von Franken ausgibt, damit ein Journal einen rühmenden Artikel über sein Unternehmen einrücke, streicht jeder das zu vortheilhafte bestens heraus. Der gebildete, gereiste Pariser läßt sich aber dadurch nicht irre machen, schaut und begnügt sich oft mit dem Ansehen. Ungläubigkeit ist eine Haupttugend der Einwohner von Paris, natürlich in kaufmännischer Hinsicht. Mit dieser Pariser Tugend ausgerüstet, wollen wir nun auch die Ausstellung im Louvre besuchen, die Ankündigungen zwar beachten, aber uns dadurch nicht verführen lassen. Da fällt uns zuerst die Kleiderbürste eines Schneiders Namens Dier in die Augen, welcher in seiner Ankündigung sich rühmt, alle Kleider in ihren ursprünglichen Zustand versetzen zu können, und das Publikum bittet, es möge doch ja nicht „sein Haus“ mit denen anderer Leute verwechseln, welche alle Kleider zwar färben, aber dieselben nicht wieder neu machen können. Dieses Geheimniß besitze nur er, weshalb er auch einmal vom Vereine zur Aufmunterung des Nationalgewerbsfleißes eine Medaille erhalten habe. — Daneben empfiehlt sich ein sogenannter patentirter Coiffeur, Rolland, durch seine Perrücken aus Caoutschuc, welche das Haupt nur sanft drücken und sich demselben vollkommen anschmiegen. Die Wichtigkeit seiner Erfindung bringt er den Leuten gleich von vorn herein durch folgenden ersten Satz seiner Ankündigung bei: „Die Einführung des Caoutschuc in die Haararbeit ist ohne Zweifel die wichtigste Erfindung, welche je in der Coiffeurprofession und Perrückenfabrikation gemacht worden ist.“ Der Mann verspricht, beibald werden auch seine sogenannten Pressionsperrücken (Perruques à pression) allen andern vorgezogen. Am Ende der Ankündigung meldet Rolland noch, bei ihm sey die einzige Fabrik der wahren englischen Perrücken für Kutscher zu finden, welche (die Perrücken nämlich) niemals entfrirt werden können. Das müssen vortreffliche, solide Perrücken seyn: — Nicht fern von diesem begrüßen wir einen Deutschen oder Schweizer, Namens Neuburger, welcher in Reihe und Glied eine Menge einen Zoll hoher Pendüllchen oder Tafeluhrchen, die er Pendules mignonettes heißt, aufgestellt hat. Es sind lauter possierliche ergene Figürchen, die eine Uhr im Leibe tragen, und die man neben sich auf den Schreibpult stellen kann, wenn man beim Schreiben die Zeit genau anmerken will. Man sollte glauben, dieß könne eben so gut dadurch geschehen, daß man seine Uhr neben sich auf den Tisch legt. Aber Neuburger will den Leuten wahrscheinlich die Mühe ersparen, ihre Uhr aus der Tasche zu ziehen. Uebrigens haben seine possierlichen Uhrfigürchen einen Vortheil vor den gewöhnlichen Uhren; sie sollen nämlich drei Monate lang gehen und folglich nur viermal im Jahre aufgezogen werden. Dieß ist freilich eine wichtigere Ersparniß von Zeit und Mühe. Daß sie gut gehen, wird vorausgesetzt werden müssen, weshalb der Erfinder auch ganz im französischen Style ankündigt, sein Uhrwerk habe den höchsten Grad der Vollkommenheit erlangt. Wir wollen es ihm auf's Wort glauben, und weiter gehen. Die Boutique, die uns zunächst aufhält, ist klein und bescheiden. Potevein hat sich der Spangen angenommen, die man schon seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden auf eine und die selbe Art verfertigt, ohne dem armen Uebelstand abzuhelfen, daß sie die angebrachten Zeuge zerreißen, und zuweilen zarte Hände abnutzen. Durch eine einfache Vorkehrung hatten Potevein's Spangen ohne spitze Zungen die Zeuge fest. — Ein anderer, Namens Wuillot, welcher sich Liefernant der Königin Victoria nennt, macht aus Weidenruthen Zeuge, auf welche man allerlei Verzierungen sticken kann. Man sollte kaum glauben, daß es möglich sey, aus Weidenholz so zarte Fäden zu ziehen und dieselben zu Zeuge zu verarbeiten. Seine ausgestellten Muster beweisen seine Kunst, nur sehe ich den Vorzug eines Weidenzeuges vor einem häufenen nicht ein.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 2. Juli 1841.

O ſüßer Seelenfeiertag
Nach langen öden Tagen!
L. Seeger.

Frühlingslied.

Der Winter iſt fort, der ſchlimme Geſelle,
Die Welt iſt beſtreuet mit Gold und mit Grün.
Der Vogel ſingt wieder, es murmelt die Welle,
Die Blumen, ſie rüſten ſich wieder zu blühn.
Wie lag ich lange darnieder
So krank und verdroſſen, ſo bleich und verſtellt!
O ſchöne Welt, o weite Welt!
Schöne Gotteswelt, hab' mich nun wieder!

Ich habe geleſen in alten Folianten,
Am Stricke getanzt, ein gelehriger Bär;
Und die meiner Seele Beweglichkeit kannten,
Sie dachten, es würde mir wahrlich zu ſchwer.
Nun reget ſich neu das Gefieder:
Heraus aus dem Käfig, von Wächtern umſtellt!
O ſchöne Welt, o weite Welt!
Schöne Gotteswelt, hab' mich nun wieder!

Ich habe geliebet ein ſittſames Fräulein,
Hab' ihr aufgewartet mit Zuckerbrod,
Hab's gebracht bis zu einem beſcheidenen Mäulein;
Papa und Mama, ſie machten mir Noth.
Sie legten die Freude mir nieder,
Und fragten nach Ausſicht, und fragten nach Geld; —
O ſchöne Welt, o weite Welt!
Schöne Gotteswelt, hab' mich nun wieder!

Bin fromm geweſen mit Vettern und Muhmen,
In Kirchen geſeſſen, wie ſich's gehört.
An den Fenſtern groß die gefrorenen Blumen
Hab' ich angeſehn und die Predigt verhört.
An den Fenſtern der Thau ging nieder,
Und draußen ſah ich das ſonnige Feld; —
O ſchöne Welt, o weite Welt!
Schöne Gotteswelt, hab' mich nun wieder!

Bin krank geweſen, gefangen geſeſſen,
O weh! und hab's ſelber nicht einmal gewußt.
Das Singen hätt' ich ſchier ganz vergeſſen,
Nun hab' ich zum Glück über Feld gemußt;
Da fuhr mir der Lenz in die Glieder,
Und bleib' nun hier außen, ſo lang mir's gefällt;
O ſchöne Welt, o weite Welt!
Schöne Gotteswelt, hab' mich nun wieder!

E. Reinhold.

Digitized by Google

Der Familienschild.

(Fortsetzung.)

„Er war in diesem leidenden Zustande, als er eines Tages die erheiternde Gestalt des alten Seneschalls vor seinem Lager erscheinen sah. Adhemar machte zuvörderst einige wohlgesetzte Einleitungen und bielt, voller Vertrauen auf seine Redekunst, des Seigneurs leises Murren für vollständiges Einstimmen in die christlichmilden Ansichten von Versöhnlichkeit und Vaterpflicht, welche er entwickelte. „Er ist ungewöhnlich zahm heute," dachte Adhemar und ging zum eigentlichen Gegenstande seiner Verhandlung, zum kleinen wilden Sprossen Valerians über. — „Ich habe ihn bei einer Bäurin geborgen, Monseigneur," sagte er; „aber es wird ein Junge, wie Ihr noch keinen gesehen; auch das Andreaskreuz hat er auf der Schulter, wie so viele de Mussards; seinem Großpapa ist er wie aus den Augen geschnitten." — Der alte Baron antwortete nicht, sondern hatte das Gesicht in die Kissen gedrückt und athmete schwer. Adhemar glaubte, er weine, und der alte Frondeur ward so gerührt, daß er zu schluchzen anfing wie eine Nachtigall. „Monseigneur, Ihr werdet Gottes Segen verdienen, wenn Ihr das Kind mir abnehmt, und Freude an ihm erleben; Ihr seyd doch nun einmal sein —"

„Adhemar unterbrach sich; der Seigneur fuhr auf wie ein verwundeter Stier. „Es ist doch nun einmal der letzte Zweig Eures edlen Wappens, wollt' ich sagen," stotterte der erschreckte Seneschall. — „Wappen!" brüllte de Mussard; „ich wollte, daß ihm mein Sterbewappen den vermaledeiten Kopf einschlüge! — Jean! Jean!" — Er sank ohnmächtig zurück, ohne die Klingel erfassen zu können, nach der er die Hand ausstreckte. Als er wieder zu sich kam, war Adhemar, der Seneschall, fort; mit ihm war der Knabe Valerians verschwunden, Niemand wußte wohin. Hatte der Seigneur den Tod seines legitimen Sprossen ertragen, so schien das Daseyn des illegitimen seine Kraft völlig zu brechen. Das Gepräge seiner Familienreinheit, das von Gottes Gnaden ertheilte Andreaskreuz der de Mussards auf der Schulter eines Bastards! seine Züge im Gesichte eines Bastards, in den Gesichtern einer ganzen, ignobel fruchtbaren Generation von Nachkömmlingen, die als Seifensieder sich ernähren und unter ihr Zeichen seinen Namen setzen würden! Das war mehr, als sein Gehirn ertragen konnte; er ward tiefsinnig, mitunter völlig irre, und endlich wie von innerer Säure marinirt. Ich weiß nicht, ob es mehr als ein Gerede war, wenn man behauptete, es seyen mehrere Kinder räthselhafter Abkunft in jener Zeit auf seinen Betrieb aus der Welt geschafft worden. Seine Nachforschungen nach dem Enkel blieben Anfangs ohne Erfolg; er soll als Wachtmeister in der Schlacht bei Fleurus unter dem Marschall von Luxemburg umgekommen seyn. Dem alten Seigneur aber fand man für gut, nachdem er achtzehn Jahre lang noch aus seiner Devise: malo mori quam foedari, die blutdürstigsten Anschläge gefogen, zu versichern, der Sohn Valerians sey als Pflegesohn einer Marketenderin nach Flandern gekommen und dort als Tambour von einer zersprungenen Kartätsche getödtet worden. De Mussard wurde nun ruhiger; aber sein Körper, den nur die Kraft des innern Giftes so lange aufrecht erhalten hatte, fiel zusammen wie eine Haut, aus der die Schlange schlüpft. Nach wenig Wochen war der letzte de Mussard todt und der schwarze Trauerschild hing umgekehrt über dem Portale seines Stammschlosses, die Zimierte nach unten, als Zeichen, daß sie fortan nur unter der Erde ihre dunkeln Wurzeln strecken."

Der Baron schwieg eine Weile, während Schmand eifrig aufzeichnete; dann fuhr er fort: „In seinen letzten Stunden sollen die schrecklichsten Fieberphantasien sich wieder auf den unglücklichen Knaben gerichtet haben und sein Wahnsinn mit erneuter Kraft zurückgekehrt seyn. Er hat laut geschrien: „Entkommen! der Hund ist entkommen! da, auf dem Hof von Mopencourt — packt ihn! — er hat eine Art auf der Schulter, er will einen Span aus dem Thore hauen — er faßt die Pforte, das Wappen an!" — Dann hat er eine helle Lache aufgeschlagen, sich straff im Bette aufgerichtet, laut Victoria! ausgerufen und ist darauf todt zurückgesunken. Es ist doch schrecklich!"

Der Hausherr blickte vor sich nieder und spielte nachdenklich mit den großen Petschaften an seinen beiden Uhrketten. Er schien zu überdenken, welche Rolle er in gleicher Lage spielen würde, und mit dem Resultate eben nicht zufrieden zu seyn. Der Alterthumsforscher rieb die Stirne. „Führte die Familie nie einen andern Namen?" sagte er. Der Baron fuhr auf. „Daß ich nicht wüßte," versetzte er; „doch ja: Seroy." — „Mussard," meinte der Alterthümler, „klingt wie ein Eckelnamen, so die Ritter ehemals oft führten um ihrer Persönlichkeit willen, und den die Nachkommen aus Pietät beibehielten." — „Aber Mussard, was sollte das bedeuten?" — „Nun, Musard heißt ein Herumlungerer, ein Gaffer; der erste Seroy mag ein müßiger, neugieriger Herr gewesen seyn, daß man ihn Seroy le mussard nannte." — „Oder sich in der Schlacht versteckt haben," rief einer der jungen Männer von der andern Seite des Tisches herüber. — „Richtig," sprach der Alterthumsforscher: „se musser, also Mussard, einer, der da versteckt, sich versteckt." — „Also cacher-Cachard!" rief August laut, der gern einen Witz machte, auch wo er nicht angebracht war; „ei, unser Herr Cachard ist ein verkappter Prätendent, der sich eingeschlichen hat, um uns das Brett unter den Füßen wegzuziehen! Das

Digitized by Google

iſt verdächtig; man muß unterſuchen, ob Sie ein Kreuz auf der Schulter haben, oder einen Balken — ja einen Balken jedenfalls!" fuhr er lachend fort. Der junge Verwalter war blutroth geworden. — „Junker," ſtotterte er, „ich weiß recht gut, was ein Balken in Ihren Wappen bedeutet. Ich bin armer, aber ehrlicher Leute Kind!" — „Ach was!" rief Auguſt im frühern Tone, „meinen Sie, ich dächte, Sie ſeyen hundert Jahre alt?"

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Irland.

(Fortſetzung.)

VIII.

Segen und Flüche.

Bei den ſegnenden Dankſagungen der iriſchen Bettler hätte ich erwähnen ſollen, daß überhaupt alle Irländer auf den Segen großes Gewicht legen und ſehr verſchwenderiſch damit umgehen. Nach dem Segen der Prieſter ſind Alle begierig; eben ſo hohe Dinge halten ſie auf den väterlichen Segen, auf den Segen eines Sterbenden u. ſ. w. Allein wo viel Licht iſt, da iſt auch viel Schatten. Wie in einem Gemüthe, das ſtarker Liebe fähig iſt, auch leicht glühender Haß entglimmt, ſo ſtehen in Irland neben dem Segen die Flüche. Und wenn in keinem Lande Europens die Segensſprüche reichlicher gegeben werden, ſo ſpielen auch in keinem die Flüche eine ſo große Rolle.

Es gibt eine Frau in unſerer Nachbarſchaft, die ſich's zum Geſchäft macht, den Leuten bei beſondern Gelegenheiten zu fluchen. Sie ſoll es mit vielem Pathos thun. Sie wirft ſich dabei auf ihre bloßen Knie nieder, löst ihr Haar auf, läßt es wild um ſich herumhängen und ſtreckt ihre Arme gen Himmel. Ihre Worte kann ich nicht wiederholen, da ich noch keinen ihrer Flüche mit eigenen Ohren gehört habe. Wenn aber ihre Beredtſamkeit beim Fluchen der Volubilität bei den Segnungen gleichkommt, die den Irländern ſo honigſüß aus dem Munde gehen, ſo mögen ihre Flüche ſchrecklich genug klingen.

Geſtern, als wir auf einem benachbarten Gute zum Beſuche waren, ſah ich einen der katholiſchen Bedienten leichenblaß und zitternd aus ſeinem Zimmer ſtürzen und der Hausthür zueilen. Als er zurückkam, fragte ich ihn nach der Urſache ſeines Schrecks und ſeiner Eile. Da erzählte er mir, es ſey ein altes, häßliches Weib gekommen und habe um ein Almoſen gebeten. Die Herrſchaft habe, weil ſchon ſo viele Bettler dagewesen und jene ſich beſonders zudringlich und unbeſcheiden erwieſen, ihn hingeſchickt, die Alte abzuweiſen. Dieß habe er, freilich ſehr ungern, gethan; ſogleich aber habe ſich die Hexe auf die Knie geworfen, die Hände zum Himmel geſtreckt und einen fürchterlichen Fluch gegen ihn ausgeſprochen. Da ſey er in der größten Angſt raſch in ſein Zimmer gelaufen und habe, obgleich ſelbſt der ärmſte Schlucker von der Welt, ein paar Schillinge geholt, um damit den Fluch wieder loszukaufen. Das ſey ihm denn nun auch, der Himmel ſey dafür gelobt! gelungen.

IX.

Prieſter und Heilige.

Die Prieſter vermögen in Irland, ganz wie in den katholiſchen Ländern, Alles über die Leute, in deren Augen ſogar die geringſten derſelben ſo unfehlbar ſind, wie der Papſt im heiligen Rom ſelber. Wie ſie die Seelen ihrer Heerde auf ihre Weiſe für den Himmel bereiten, ſo ſuchen ſie auch, O'Connel an ihrer Spitze, ſämmtliche Zügel der irdiſchen Macht in ihre Hände zu bekommen. Die katholiſche Emancipation wird daher auch von Vielen bedauert, ſelbſt von ſolchen, die zu den eifrigſten Anhängern dieſer Maßregel gehört hatten. — Die katholiſche Geiſtlichkeit wird, als nicht zur „established church" gehörig, natürlich nicht von der Regierung beſoldet. Um Weihnachten, Oſtern und bei andern Gelegenheiten werden Sammlungen für die Prieſter in den Kirchen veranſtaltet. Außerdem füllen ſie ihren Beutel bei Hochzeiten, Taufen, Begräbniſſen ꝛc. Das Volk iſt fromm genug, lieber ſich ſelbſt zum Bettler zu machen, als den Prieſter zu vergeſſen.

An den Quellen der meiſten Uebel des Landes findet man die Prieſterſchaft. So trägt ſie auch viel zur Uebervölkerung Irlands bei. Man heirathet hier allgemein ſehr früh, und die Prieſter ſind unaufhörlich bemüht, die jungen Leute zum Heirathen aufzumuntern, weil ſie unmittelbar ihren Vortheil dabei finden. Jedes Individuum, wenn auch noch ſo arm, muß bei ſeiner Verheirathung dem Prieſter ein Geſchenk oder vielmehr eine Abgabe von wenigſtens drei, vier und fünf Pfund Sterling entrichten. Es wird ein förmlicher Handel über dieſe Summe abgeſchloſſen. Gewöhnlich machen die Prieſter einen jungen Mann auf dieſes oder jenes junge Mädchen aufmerkſam, und wiſſen eben ſo häufig die jungen Mädchen zu verleiten, dieſem oder jenem Jünglinge Gehör zu ſchenken.

Kürzlich ereignete ſich hier folgende Geſchichte. Ein junges Mädchen war im Begriff, auf Eingebung des Prieſters einen jungen Mann zu heirathen, dem der Prieſter, um ihn hiezu in Stand zu ſetzen, die übliche und erforderliche Ausſteuer geliehen hatte, nämlich eine Kuh, zwei Schweine, einige Gänſe und ein Bett. Dieſe Ausſteuer wurde der Braut und ihren Verwandten als das

Digitized by Google

Eigenthum des Bräutigams, der übrigens kein nichts besaß, als sein eigenes schelmisches Selbst, zur Schau gestellt, die Heirath beschlossen und die Hochzeit ausgerichtet. Am Hochzeittage selbst aber wurde, noch ehe der unauflösliche Knoten geschürzt war, der Betrug entdeckt und der Liebhaber mit Schimpf und Schande verabschiedet. Aber sollten die Gäste umsonst gekommen seyn, das kostspielige Mahl kalt werden, die Braut für Nichts und wieder Nichts sich geschmückt haben, die Kirche ihren Segen bereithalten, der Priester seiner Heirathsabgabe quitt seyn? — Nein! in Irland sind wir klüger. Der Priester fand unter den vielen jungen Leuten, die zur Hand waren, unschwer Einen, dessen Kuh und Schweine selbsteigene waren, und dessen Herz seiner Redekunst und der einladenden Braut und Hochzeittafel nicht widerstand, und so wurde der Abend dennoch mit einer Trauung beschlossen. „So etwas kommt häufig vor," sagte mir eine irländische Freundin, „and I think, these customs are rather primitive."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Pariser Industrie.

Da steht Monsieur Fichet, einer der bekanntesten Schlosser von Paris, mit seinen künstlichen Schlössern, eisernen Schränken und allen andern Vorkehrungen gegen die Unternehmungen von Dieben. Fichet muß letztern sehr verhaßt seyn; denn der Mann verfertigt Schlösser, die sie nicht aufmachen können; eine kleine Broschüre, die er ausstheilt, muß ihnen eine höchst widerliche Lektüre seyn. Schon auf dem Umschlage kündigt er ihnen mit folgenden Worten den Krieg an: „Durch einen furchtbaren wechselseitigen Unterricht lernen die Diebe, wie sie sich des fremden Gutes bemächtigen können; wir Kunstschlosser müssen durch Nachforschen in der Unermeßlichkeit Mittel suchen, wie man den Fortschritten dieses Unterrichts Einhalt thun und den Nachstellungen der Diebe entgehen könne." Fichet hat, wie es scheint, in der Unermeßlichkeit lange nachgeforscht, und daher die sinnreichsten Vorkehrungen gegen Diebstahl erfunden; er erzählt dieß anmuthig in seiner Broschüre. Zum Beispiel, ein Dieb schleicht sich in ein Zimmer, macht behutsam die Thüre wieder hinter sich zu und bestiehlt nun die Kasse des Hausherrn; wenn er fertig ist, will er weggehen, aber das Thürschloß ist ein Fichet'sches: es ist ihm nicht möglich, es aufzumachen, und er muß bleiben. Er hat aber noch Schlimmeres erfunden, z. B. einen Geldsack, welcher sich aufschließt, wenn man die Hand unrechtmäßig hineinsteckt, eine Regimentsflasche, zu welcher drei Schlüssel von verschiedener Gestalt gehören; ein Echappement chantant, das heißt, ein Schloß, welches, wenn es von Unbefugten aufgemacht wird, einen künstlichen Hahn zum Krähen bringt; dieses Schloß kann auch, wie er versichert, mit einem Fortepiano oder Flügel in Verbindung gesetzt werden, und zwar so, daß wenn der Dieb die Kasse beschlicht, das vorlaute Instrument zu spielen anfängt. Fichet beroubt die Diebe sogar mit einem Gitter, welches aus der Mauer hervorkomme, wenn sie sich zur Kasse wagen, und sie einschließe. Allgemein bekannt sind seine sogenannten sorruros à combinaisons, oder Schlösser, deren Theile nach Buchstaben sich reihen. Einer meiner Bekannten hatte einige solche Schlösser in seiner Wohnung angebracht; da er aber nicht das beste Gedächtniß besaß, so verwechselte er die Worte, nach welchen die einzelnen Theile gereiht werden mußten; er konnte seine eigenen Zimmer nicht aufschließen, und sahe zuletzt den Entschluß, die Worte auf eine Tafel zu schreiben und diese in seiner Wohnung aufzuhängen. — Jaminet-Cornet, nicht weit von Fichets Ausstellung hat eine ganz andere Industrie. Er empfiehlt sich dem Publikum mit seinem Polyfiltre carbonisé. Diese gelehrten Namen bezeichnen Filtrirbehälter, in welchen sich das schmutzigste und schlammigste Wasser auf erstaunliche Weise reinigt und klärt; die ausgeschiedenen Beweise stehen da, nämlich Gläser, wovon eines Wasser aus den Straßenrinnen von Paris, das heißt eine abscheuliche schwarze und fettige Flüssigkeit enthält; in einem zweiten ist Seinewasser, und im dritten Wasser aus dem vielbesprochenen artesischen Brunnen des Grenelle'r Schlachthauses, welches kaum besser aussieht, als der Inhalt der Pariser Straßenrinnen. Neben diesen Gläsern stehen andere zierliche Gläser, welche das klare und reine Wasser derselben Gattungen enthalten, so wie es aus dem Jaminet-Cornet'schen Filtrirbehälter hervorgegangen ist. Eine solche Metamorphose erscheint wie ein Wunder. Der Mann verfertigt seine Polyfiltres carbonisés in beliebiger Größe. Mit einigen solcher Polyfiltres könnte man eine ganze Pfütze in schönes krystallklares Wasser umwandeln. — Wir kommen an die Boutike eines Uhrmachers, Eveillard, welcher nur einen einzigen Gegenstand ausgestellt hat und damit den berühmten Fichet'schen Mechanismus erfunden, der an Thüren oder Schrankschlössern angebracht werden kann, und Lärm macht, wenn in der Nacht die Thüre, der Schrank oder Pult aufgeschlossen wird. — Hattute, ein Zahnarzt, zeigt seine künstlichen Zähne vor, und beklagt sich darüber, daß man seine Erfindung bei der letzten Ausstellung der Industrieprodukte nur einer eigenwollen Erwähnung gewürdigt habe. — Lemoyne, aus der wegen ihrer Konditoreien bekannten Lombardsstraße, preist seine Gummiseife, welche vermittelst des Dampfes bereitet wird, und hat eine Menge von Süßigkeiten anzubieten, wie man sie nur in Paris verfertigt. — Schon von weitem glänzt Mouffet-Fièvre, das heißt die von ihm verfertigte Arbeit in Minofor. Wenn die Leser fragen, was Minofor sey, so antwortet ihnen Mouffet-Fièvre in seiner Ankündigung: „Es ist das allerbeste nach dem Silber." Deutlicher gesagt, ist es eine Metallkomposition, welche weißlicher aussieht als Blei und dunkler als Silber, nur ein Zwanzigstel des letztern Metalls kostet, und aus welcher der Erfinder allerlei Geräthe macht, das sich neu sehr glänzend ausnimmt. Der Verfertiger des Erfinders zufolge bleibt oder wird es immer wieder weiß. — Weiterhin befinden sich die Produkte eines Silberschmiedes, Namens Bovrat, welcher Silber auf Eisen plattirt und eine große Fabrik zu besitzen scheint, welche auf seiner Ankündigung abgebildet zu sehen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 3. Juli 1841.

Pervetustum gentis ritum esse, vulgo persuasum, praesertim femineo, omnem totius anni calamitatem imminentem fluvisli illius diei ablutione purgari, itaque lustrationem esse annuam.

Petrarca,
epist. de reb. famil.

Skizzen aus Irland.

(Fortsetzung.)

Wie die Anzahl der Priester, so ist auch die der Heiligen Legion. In den Augen eines Irländers ist ein Tag, der nicht seinen eigenen namhaften Heiligen hat, ein recht lumpiger, erbärmlicher Tag. Ich las kürzlich das Tagebuch eines Irländers. Es war ganz im Style gehalten, der auch bei uns vor Jahrhunderten Brauch war, das Datum nicht mit Zahl und Monatsnamen bezeichnet, sondern bloß mit den Heiligennamen: „This is November Eve.“ — „This is Stephan's day.“ — „This is St. John's day“ etc.

Der Hauptheilige, der großmächtige Schutzpatron Erin's, ist bekanntlich St. Patrick, der durch seine berühmte Verbannung der Kröten und Schlangen, die er alle in den atlantischen Ocean jagte, der Insel einen wesentlichen Dienst geleistet. Der ihm gewidmete Tag ist der 17te März. An diesem Tage schmückt sich Jedermann zu Ehren des Heiligen mit Büschchen und Kränzen des Pflänzchens Shamrock. Dieß ist eine Art kleinen dreiblattrigen Klees. St. Patrick, der das Christenthum in Irland einführte, nahm dieses Pflänzchen in die Hand, um an seinen drei Blattern dem heidnischen Volke den Sinn der heiligen Dreieinigkeit zu erklären: Gott Vater, Sohn und Geist seyen eben so drei und doch auch eben so Eins, wie die drei an einem Stengel vereinigten Blätter des Shamrock. So ist dieses Pflänzchen denn auch das Emblem von Irland geworden. Wir haben mehrere Tischlaken, denen das Shamrock eingewirkt ist. Unsere katholischen Bedienten haben viel Respekt vor diesen Geweben und legen sie uns nur an hohen Festtagen zum Frühstück auf.

Früher, „in the old jolly times of Ireland,“ gab es große Festlichkeiten am St. Patrickstage. Die Leute waren lustig und guter Dinge und tranken, bis sie unterm Tisch lagen. Es wurde für recht und billig angesehen, an diesem Tage dem Whisky vollkommene Ehre anzutun. In diesem Jahre aber, wie schon im vorigen (1840), führten die Teetotalers das große Wort. Sie zogen in großen Haufen auf den Gassen umher und ihre Musikbanden spielten „St. Patricks day“ und andere Nationalmelodien.

Eine große Rolle in der irischen Religion spielen die Quellen. Fast jede ist einem besondern Heiligen gewidmet. Am Namenstage der Heiligen finden an diesen geweihten Quellen große stumme Versammlungen und Prozessionen statt, welches die Leute „go their rounds“ nennen. — Am St. Johannis Tag gingen wir zu St. John's Well, einer Quelle in unserer Nachbarschaft. Es

Digitized by Google

begegneten uns Schaaren von Männern und Frauen mit Krügen und Flaſchen voll Waſſer, die ſie vorſichtig trugen. Sie füllen allerlei Gefäße mit dem heiligen Waſſer und hängen ſie im Hauſe auf, als Präſervative gegen Unglück und Hexenſpuk; auch gebrauchen ſie das Waſſer als Medicin. St. John's Well liegt in einem Thale; eine Menge Andachtiger hatte ſich dahin verſammelt. Sie gingen Stufen auf und nieder, Waſſer ſchöpfend und ihre Roſenkränze fleißig umdrehend. Greiſe ſaßen an verſchiedenen Stellen, Gebete ſprechend. Manche rutſchten auf entblößten Knieen über die ſpitzigen Steine zur Quelle, in deren Nähe ein Altar errichtet war. Dort angekommen, kreuzten ſie ſich mit heiligen Steinen; darauf wurden an einer beſondern Stelle des Brunnens die Füße gebadet, an einer andern wieder das Geſicht, an noch einer andern Stelle tranken ſie und füllten die mitgebrachten Flaſchen. Kleine Kinder wurden ganz in's Waſſer getaucht, und ihr Wimmern und Schreien war die einzige Unterbrechung der feierlichen Stille. Es waren meiſtens Frauen in ihren dunkelblauen Mänteln und weißen, mit einem Tuche feſtgebundenen Hauben. Dieſe blauen Mäntel mit einer daran befeſtigten Kapuze ſind ſo charakteriſtiſch für Irland, wie der ſcharlachene Mantel für England. Am Abend dieſes Tages waren auf allen Hügel ringsumher „Bonfires" angezündet, die zur Ehre des heiligen John bis tief in die Nacht hinein aufloderten.

Der größte Feſttag der Irländer iſt der Palmſonntag. Sie ſchmücken an dieſem Tage ihre Häuſer mit Tannenzweigen ſtatt der Palmen. Am letzten Palmſonntage waren alle unſere Domeſtiken, die ſehr ſtrenge Katholiken ſind, zur Confeſſion und verzogen den ganzen Tag über nicht ein einziges Mal ihre andächtigen, ernſten Mienen. Wir proteſtantiſchen Herrſchaften müſſen uns in unſern Geſprächen immer ſehr vor den Domeſtiken in Acht nehmen. Die Religion iſt in Irland eine ſtörende Scheidewand zwiſchen Herrſchaft und Dienerſchaft. Wie freundlich und ſchön iſt in England das Band, das die Religion um beide ſchlingt!

(Schluß folgt.)

Der Familienſchild.

(Fortſetzung.)

Der Baron warf die Serviette auf den Tiſch und rückte den Stuhl, das Zeichen, daß die Tafel aufgehoben war. Alles brach auf, die Gäſte ſtrömten in den Salon, die Hausbedienten gingen an ihre Geſchäfte; nur Auguſt war auf einen Wink ſeines Vaters geblieben, hatte ſich in eine Finſterniſche geſtellt und ſah bald auf den ſtillen, nebelſeuchten Hof hinaus, bald mit einem etwas langen Geſichte den noch längern Schritten zu, womit ſein Vater den Speiſeſaal maß. Er entdeckte ohne Mühe, wie in den Zügen des Barons eine Mercuriale ſich immer feierlicher ordnete, Hieroglyphen, die ihm weder unbekannt, noch zu irgend einer Stunde unerwartet waren.

„Auguſt," ſagte der Baron, „du bringſt mich zuweilen zur Verzweiflung durch deine unbegrenzte Rückſichtsloſigkeit." — Auguſt zuckte ein wenig zuſammen. „Wie ſo, Papa, wie ſo?" — „Wie ſo? daß du von deinem erſten Ausflug in die Welt nur mit einem halben Ohre zurückkommen wirſt, werde ich als eine Gnade Gottes und eine nützliche Operation betrachten müſſen; daß du von deines Gleichen als ein taktloſer Menſch gemieden werden wirſt, iſt ſchon ſchlimmer; am ſchlimmſten aber, daß du gänzlich ohne Sinn biſt für das, was der Höhergeſtellte dem Ehrgefühl des Geringeren ſchuldet, beſonders bei der ſcharfen und ſchwer zu berechnenden Verletzbarkeit ſolcher Leute, wie Cachard, der dort auf dem Hofe, der Himmel weiß, welche bittern Gefühle mit ſeinem Stabe in den Staub zu zeichnen und zu begraben ſucht. — Weißt du denn nicht, daß Cachard in der That ein Nachkomme —"

Die Rede des Barons, welcher Auguſt mit ungeduldigem Reſpekte zuhörte und mit einem wiederholten; aber Papa, abzulenken ſuchte, ward hier durch ein plötzliches lautes Geräuſch unterbrochen, das von dem eben noch ſchweigend und ſtille, wie ausgeſtorben daliegenden Hofe tönte. Eine große Steinmaſſe krachte draußen polternd, auseinanderſchellend auf einen harten Gegenſtand nieder. „Der Wappenſchild iſt herabgefallen!" rief Auguſt und wollte aus dem Zimmer ſtürzen. „Halt!" ſagte der Baron und ergriff den Arm ſeines Sohnes; „hörſt du nichts?" — Die letzten Noten eines markdurchrieſelnden, ſcharfen Wehgeſchreis tönten dem Gepolter nach; es ſchien zu erſterben, da ſprang es plötzlich in eine ſilberhelle Lache um und endete dann in einem langgedehnten, ſingenden Tone, der mehrere Cadenzen voll unbeſchreiblichen Wohllauts durchlief und von dem Orte, wo der erſte Schrei hörbar wurde, bis an das Ende des Gebäudes, außen an der Mauer entlang, ſich hinzuziehen ſchien. Wie in dem Wehelaut Anfangs ein Ausbruch von unſagbar bodenloſem Leid, lag in den letzten Tönen, die wie eine verhallende Glocke auskangen, ein Etwas von ſeelenauflöſender, alle Gedanken einſaugender Innigkeit, Accorde, als ob ſie auf einem Inſtrumente angeſchlagen ſeyen, das man mit den tiefſten Saiten einer Dichterbruſt beſpannt. Der Baron ſtand erbleicht, wie an den Boden gewurzelt; Auguſt ſtürzte mit einem Schrei der Verwunderung hinaus und jener folgte ihm mit ſchwankenden, eiligen Schritten.

Digitized by Google

„Das Wappen ſitzt!“ rief Auguſt ihm von der Hausthüre her entgegen. In der That, die Steinarbeit ſaß in ihren alten Klammern wie immer über dem Architrav der Thüre; nirgends war eine Spur zu entdecken, daß irgend eine Laſt gefallen ſey. Die Stille eines Nachmittags, die das Leben eines einſamen Landhauſes niederdrückt, lag wieder auf dem ganzen Hofe, und ſchien in der feuchten, nebelſchweren Luft ein Gewand gefunden zu haben. In der Entfernung ſtand Cachard und ſah regungslos wie eine Statue nach dem Eingange des Herrnhauſes hin. Der Baron winkte ihn herbei; er kam, ſeine Züge waren leichenblaß. Der Baron blickte ihn fragend an; „Cachard,“ ſagte er dann in die Höhe deutend, „beſorgen Sie, daß es je eher deſto beſſer heruntergenommen werde.“ Dieſer antwortete nicht, entweder, weil er zu erſchrocken war, den Auftrag zu verſtehen, oder weil er Auguſt nicht unterbrechen wollte, der ausrief: „Weßhalb kommen die andern nicht? Sollte das Keiner gehört haben? He, Clara! du kannſt Geiſter ſehen.“ — Er ſprang in's Haus hinein. „Auguſt,“ rief der Baron und eilte ihm nach, „Auguſt, kein Wort! ich beſchwöre dich! du weißt, wie abergläubiſch Clara iſt, keine Silbe davon!“

Mehrere Tage waren vergangen; die männlichen Bewohner des Gutes waren ſämmtlich nach Tiſche zu einem Beſuche nach Noyon geritten; die Tante hielt ihre Sieſte und Herr Schmand, der Mann des Alterthums, wanderte in den Gebölzanlagen umher, die graue Theorie an dem grünen Waldwuchs der Natur auszufriſchen. Er kam an eine Stelle, wo eine Gruppe von alten Weißtannen das friſche Laubholz umher wie eine Reihe von Trauercandelabern überragte, und fand den jungen Verwalter dort, auf einem Sandſteine ſitzend, welchen das hochquellende Moos des Waldbodens zur Hälfte überdeckt hatte. — „Ei, Herr Cachard, warum haben Sie ſich denn hier cachirt?“ ſagte Herr Schmand, indem er ſich neben ihn ſetzte. Cachard ſprang wie entrüſtet auf, ſetzte ſich aber ſogleich wieder und blieb ſtumm. Man hatte ſeit mehreren Tagen an dem jungen Manne ein wunderliches Weſen bemerkt. Hatte immer etwas Träumeriſches in ſeinen zarten, feingeſchnittenen Zügen gelegen, ſo ſchien jetzt ſogar etwas Wirres aus den ſtarrer werdenden Blicken ſeiner dunkler glühenden Augen zu ſprechen. Er arbeitete doppelt ſo raſch wie ſonſt, ſagte der Baron und klagte doch über ſeinen Mangel an Theilnahme für Alles und Jedes, und ſein apathiſches Abthun der Geſchäfte, das er früher nicht an ihm gekannt. Er war immer allein, die Stunden, welche ihn in die Geſellſchaft der Familie zogen, ſchienen wie eine drückende Laſt auf ihm zu liegen; „er wird überſchnappen,“ ſagte Auguſt, „oder er iſt in eine Kochmamſell verliebt. Nun, Clara, du brauchſt nicht roth darüber zu werden und mich anzuſehen, als ſollt' ich in Flammen aufgehen wie weiland der Ritter Valerian. Aber ein verbiſſenes Naturell hat der Burſche; er zitterte durch den ganzen Körper, als ich ihn neulich wegen meiner Unbeſonnenheit beſänftigen wollte und meine Hand auf ſeine Schulter legte.“

(Fortſetzung folgt.)

Die ſieben Muſikanten.

Einſt zogen ſieben Muſikanten
In unſer Dörfchen herab
An einem Frühlingstage —
Ich war noch ein kleiner Knab', —
Sie ſpielten luſtige Lieder
Und hießen die ſieben Gebrüder.

Ich frug die Sieben: „Wo kommt ihr her?“ —
„Aus fernen Landen drüben;
Der Schnee zerſchmolz, der Frühling kam,
Und hat uns fortgetrieben.
Wir ſpielen luſtige Lieder
Und heißen die ſieben Gebrüder.“

Nach Jahren erſchienen ſie wieder
An einem Sommertag;
Ich tanzte mit meinem Liebchen
Unter der Linde am Hag.
Es kamen nur fünfe wieder,
Die hießen die ſieben Gebrüder.

Ich frug die Fünfe: „Euch fehlen zwei,
Wo ſind die Beiden geblieben?“ —
Sagt Einer: „Des Herbſtes große Fluth
Hat elend ſie weggetrieben.“
Ihm rollt eine Thräne nieder;
Sie ſingen jetzt andere Lieder.

Nach vielen Jahren im Herbſte, —
Erkaltet war Liebchens Treu' —
Da kamen ſie wieder und ſpielten
Eine ernſte Melodei.
Es kamen nur dreie wieder,
Die hießen die ſieben Gebrüder.

Die drei frug ich: „Ihr ſpielt ſo ernſt
Und habt wieder zwei verloren?“
Sagt Einer: „Im letzten Winter war's kalt,
Da ſind die Beiden erfroren;
Wir können nur ernſte Lieder
Spielen ohne die Brüder.“

Digitized by Google

Einſt klang es Nachts im Winter
Wie Trauermelodie;
Schnee lag auf der Liebſten Grabe —
Ich ſtand im Zwielicht früh
Erſtarrt, erfroren die Glieder,
Den letzten der ſieben Gebrüder.

F. W. Hackländer.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortſetzung.)

Pariſer Induſtrie.

Ein großer Theil der Pariſer Tiſchler, beſonders der Kunſttiſchler, ſind Deutſche; dieſe zeichnen ſich auch bei der Ausſtellung aus. Da ſtehen die ſchön und zierlich gearbeiteten Meubeln aus geſammtem Holze von Höfer. die aber nur von Reichen gekauft werden können; ein anderer, Namens Klein, hat einen großen Tiſch mit künſtlich geſchnitzten Füßen ausgeſtellt, welcher ein wahres Meiſterſtück iſt und in einem Palaſt einen Platz verdient. — Was ein „patentirter Caminoſopiſt" ſey, habe ich erſt bei der Ausſtellung gelernt; Gremier, welcher ſich alſo betitelt, hat ein Erfindungspatent wegen ſeiner ſogenannten mechaniſchen Oefen genommen, mit deren Verfertigung und Verbeſſerung er ſich hauptſächlich abgibt. Beſonders ſcheint er ſich mit Schneiderdreſen zu beſchäftigen. Anderswo hat man vielleicht noch nicht daran gedacht, für Schneider beſondere Oefen zu verfertigen. Gremier hat ſich aber das Bügeln zu Herzen genommen, d. h. das Bedürfniß der Schneider, ihre Bügeleiſen heiß zu machen. Er verfertigt Oefen, in oder auf welchen zwanzig Bügeleiſen auf einmal heiß gemacht werden können. Ich weiß nicht, ob in Paris ſich eine Schneiderwerkſtätte befindet, welche zwanzig Eiſen auf einmal braucht. — Chevalier, welcher ſich Lieferant des Königs und der fremden Höfe nennt, theilt ein großes Blatt aus, auf welchem ſeine vielen Apparate und Maſchinen abgebildet ſtehen; in natura erblickt man ſie in der Ausſtellung. Man ſieht da ein Hydrocarbonbrüre, das beißt ein Inſtrument, welches aus einem Cylinder mit einem langen Stabe beſteht und den Zweck hat, Betten zu wärmen; ein Hydrocalorifere, um kleine Kabinette zu wärmen und zu erleuchten, ein tragbares ditto zum Gebrauche im Wagen, und viele andere Behälter zum Wärmen, Baden, Kochen u. ſ. w. Die Vorkehrungen zum Beleuchten der Gemächer beſchäftigen in Paris eine Menge von Fabrikanten und Kaufleuten. Unſchlitt wird nur in ärmern Häuſern gebraucht; die Reichen haben Wachskerzen oder Lampen, mit welchen großer Luxus getrieben wird, und die man in neueſter Zeit mit Räderwerk verſehen hat, ſo daß künſtliche Maſchinen wie Uhrwerke daraus gemacht worden ſind. Die Kaufläden der ſogenannten Lampiſten ſehen daher ſehr ſtattlich aus; die Lampen werden ſchön vergoldet und mit Zierrathen in Bronze verſehen. Eine Lampe zu hundert Francs iſt etwas Gewöhnliches in Häuſern, wo einiger Wohlſtand herrſcht, und zuweilen koſten die Lampen einige hundert Francs; zu einem ſchön beleuchteten Saale gehören mehrere derſelben, und es gibt Leute, deren Gewerbe darin beſteht, daß ſie Morgens in großen Häuſern die Lampen reinigen, deren künſtliche Einrichtung die Hand eines geſchickten Arbeiters erfordert, wenn ſie immer in gutem Stande bleiben ſollen. Thiviorier hat das Uhrwerk bei Seite gelaſſen, und eine andere Vorkehrung getroffen, kraft welcher er ſeine Lampen oktoſtatiſche nennt, weil das Oel darin ohne Räderwerk emporſteigt. Dieſe neue Erfindung wird von einem Lampiſten im Palais royal, Namens Locuyer, ausgebeutet, welcher ſich deßhalb wahrſcheinlich mit Thiviorier verſtändigt hat. Die Lampen ſehen prächtig aus; einige derſelben ſind Urnen, auf welchen eine hohle kryſtallene und matt geſchliffene Kugel ruht, und oben auf dieſer Kugel ragt eine Röhre mit der Flamme hervor. — Wir kommen zu einem Manne, welcher ſchöne große Zeichnungen ausgeſtellt hat, welche Landſchaften darſtellen. Genauer beſehen, ſind es Bilder aus Haaren, ſo ſchön ſie ein geſchickter Zeichner nur immer machen kann. Man ſieht Bäume, Geſchöfte, Berge, Wolken, alles aus Haaren. Man bringt dem Lemonnier „Kunſtzeichner in Haaren," wie er ſich nennt, die Haare einer geliebten Perſon, und er gibt ſie in Tempel, Grabmal oder Landſchaft verwandelt wieder zurück. Will man nichts dergleichen, ſondern etwas, das man tragen kann, ſo macht er aus den Haaren Hals- oder Armbänder, Kreuze, Ohrgehänge, Ringe, Börſen und dergleichen. Er verſpricht in ſeiner Ankündigung, die ihm anvertrauten Haare nicht auf dem Hauſe tragen zu laſſen; dieſe Vorſicht iſt nicht unnütz, in Paris wird ſo Manches verkäuflich, und auſtatt der Haare einer Geliebten könnte man die einer im Hoſpitale Verſtorbenen wieder bekommen, wenn dieſelben durch fremde Hände gingen. — Eine Art von Zeit zieht unſere Aufmerkſamkeit auf ſich; wir ſtehen vor dem Laden eines patentirten Koffermachers des Königs, Namens Godillot, welcher ſich der Reiſenden angenommen hat. Godillot hat die Aufgabe gelöſt, die größte Maſſe von Effekten in den kleinſten Koffer zu preſſen, und es wundert mich gar nicht, daß man einem ſo nützlichen Manne einmal eine ſilberne Medaille zur Belohnung ſeines Verdienſtes zuerkannt hat. Man höre nur, was er alles in einem Koffer von fünfundſiebzig Centimeter Länge und fünfundfünfzig Breite hineinzubringen verſteht: erſtlich ein Bett, welches aber eigentlich der Koffer ſelbſt iſt, wenn er auseinandergelegt oder geſtellt wird; ferner einen Tiſch, zwei Stühle, drei Kafferollen, fünf Schüſſeln, zwölf Teller, zwei Gläſer, zwei Taſſen, eine Kohlenpfanne, einen Dreifuß, zwei Meſſer, zwei Löffel, zwei Gabeln, eine Kaffeekanne, Theer, Salz und andere Beſtälter, einen kleinen Ofner, und dennoch bleiben zwei Drittel des Reiſekoffers leer zum Behufe der Kleider. Ich glaubte, dieß ſey ſchon genug; aber Godillot hält mich auf, um mich zu belehren, daß derſelbe Koffer noch ein großes Zelt mit Zubehör enthalte, welches Zelt, wenn es entfaltet werde, dieſe geſammte kleine Haushaltung bedecken könne, und vermuthlich den Reiſenden dazu. Ich muß geſtehen, daß ich zwar den Koffer geſehen, aber nicht unterſucht habe, ob alles Verſprochene hineingehe. Godillot betheuert es und faß es drucken laſſen; folglich muß es doch wohl wahr ſeyn. Uebrigens läßt er den Reiſenden, wenn ſie Geld haben — ein unumgängliches Erforderniß bei allen in der Ausſtellung verſprochenen Erſparniſſen an Raum, Zeit und Koſten — nichts zu wünſchen übrig. Er liefert Zelte, die ſich in einen unbeſchreiblich kleinen Raum zuſammenpacken laſſen, und ſorgt vollſtändig für die nach Algier Reiſenden, deren Zahl beſtändig zunimmt, und auf deren Bedürfniſſe alſo auch Rückſicht genommen werden muß.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Inteligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 19.

Sonnabend, 3. Juli 1841.

[280] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch für Förster

und für die, welche es werden wollen,

von

Dr. Georg Ludwig Hartig.

Achte vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit vier Kupfertafeln, worunter zwei colorirt, und Tabellen.

Nach des Verfassers Tode herausgegeben von

Dr. Theodor Hartig.

3 Theile. gr. 8. Velinpapier. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 8 Gr.

Schon mehrere Jahre vor dem Tode des Verfassers ward seinem Sohne der Auftrag, sich für den Fall einer neuen Auflage des Lehrbuches für Förster einer gänzlichen Umarbeitung des dem Standpunkte der Wissenschaft und den gesteigerten Anforderungen an wissenschaftliche Bildung der Revierförster nicht mehr entsprechenden ersten Bandes zu unterziehen. Dem Auftrage Folge leistend, übergibt er den Fachgenossen hiemit einen kurzen Abriß derjenigen Zweige der Naturkunde, welche für den Forstwirth von besonderer Bedeutung sind, indem sie diejenigen Kräfte, Stoffe und Körper behandeln, welche auf die Holzerzeugung und Erziehung wesentlichen Einfluß ausüben, die Art und Menge derselben bestimmend. Zusatze größeren Umfangs enthält noch der zweite Band in den Abschnitten über Betriebslehre, Bewirthschaftung der Mittelwälder und über Forstinsekten. Außerdem haben die beiden letzten Bände noch von der Hand des verstorbenen Verfassers viele und wichtige Zusätze und Verbesserungen erhalten, die nach dessen handschriftlichen Bemerkungen in diese achte Auflage übergegangen sind. Der Beifall, womit die früheren Auflagen dieses Werkes aufgenommen wurden, ist die sicherste Bürgschaft für den Werth desselben, weßhalb sich der Herausgeber dieser neuen Auflage keine Aenderungen, sondern nur Zusätze zu dem Früheren, da wo es zweckmäßig erschien, gestattet hat.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[274] Im Verlage von Friedrich Mauke in Jena ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Allgemeine

Geschichte des Romans

von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit.

Von

O. F. F. Wolff.

8. geh. 696 Seiten. Preis 3 Thlr.

(Jedem Gebildeten unentbehrlich.)

Schriften

von

O. F. F. Wolff.

Romane, Novellen und Erzählungen.

Gesammt-Ausgabe.

Schillerformat in circa 10 bis 12 Bändchen à 250 bis 300 Seiten auf schönstem Druck-Velinpapier. Subscriptionspreis 12 gGr. pro Bändchen. Nach Vollendung des Ganzen tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Inhalt: Die Gesammt-Ausgabe wird des Verfassers ausgelesenste Romane und Erzählungen, wie z. B. der jüdische Arzt; der Schiffskoch; Italien und Deutschland; Lebensbilder; Mirabeau und Sophie; moderne Märchen und Sagen; das Tagebuch eines Hoflakaien; Dante's Tod; Abälard und Heloise, Novellen, Erzählungen u. s. w. umfassen.

---

[214] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch

des

Justinianisch-römischen Rechts

Zum Gebrauche bei

Institutionen-Vorlesungen.

Von

Dr. Joh. Jakob Lang,

Professor des Rechts in Tübingen.

Zweite Ausgabe.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 9 Gr.

Inhalt:

Allgemeine Einleitung. Vom römischen Recht und seiner wissenschaftlichen Behandlung. — I. Uebersicht der

Digitized by Google

Quellen des römischen Rechts. Rechtserkenntnißquellen bis auf Justinian. Leges. Senatusconsulte. Jus honorarium. Kaiserliche Constitutionen. Auctoritas prudentium. Jus non scriptum. Das römische Recht in germanischen Redactionen. Justinianische Redaction. Schicksale des Justinianischen Rechts. Corpus juris civilis. — II. **Allgemeine Lehren.** Allgemeine Rechtsansichten der Römer. Von den Personen. Von den Sachen. Von den Handlungen. Raum und Zeitverhältnisse. Von einigen processualischen Handlungen. — III. **Sachenrecht.** Eigenthum. Dingliche Rechte an einer fremden Sache. Servituten. Emphyteusis und Superficies. Pfandrecht. — IV. **Obligationenrecht.** Allgemeine Grundsätze. Natur. Subject. Entstehung. Ende der Obligation. Einzelne Obligationen. Obligationen aus Verträgen. Obligationen aus widerrechtlichen Handlungen. Oblig. ex variis causarum figuris. — V. **Familienrecht.** Geschlechtliche Verbindung zwischen Mann und Frau. Väterliche Gewalt. Herrengewalt. Vormundschaft. — VI. **Erbrecht.** Allgemeine Grundsätze. Berufung zur Nachfolge in das Vermögen eines Verstorbenen. Durch letzten Willen. Ohne letzten Willen. Gegen einen letzten Willen. Erwerb deferirter Verlassenschaften. Verlust deferirter Verlassenschaften.

Der Verfasser hat die Gelegenheit, welche ihm die Bearbeitung dieser zweiten Ausgabe darbot, möglichst benützt, sein Werk in jeder Richtung zu vervollkommnen, und die unverkennbaren Fortschritte, welche die römische Rechtswissenschaft seit dem ersten Erscheinen des Buchs gemacht hat, dotirt ihm zur Berichtigung und Verbesserung Veranlassung genug. Insofern können wir das Werk, obgleich seine nächste Bestimmung, dem Lehrer als Leitfaden bei Institutionen-Vorlesungen zu dienen, dieselbe geblieben ist, auch allen Jenen empfehlen, welchen es darum zu thun ist, eine präcise Darstellung des römischen Rechtssystems auf seiner jetzigen wissenschaftlichen Stufe zu besitzen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[263] Bei G. Fincke in Berlin ist erschienen:

Des Aeschylos Werke,

übersetzt

von Dr. **Droysen.**

Zweite Auflage.

1½ Rthlr.

---

[257] Bei C. L. Fritzsche in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

MARCIANI Periplus. MENIPPI Peripli fragmentum quod ARTEMIDORI nomine ferebatur. PERIPLI quid STADIASMUS magni maris inscribi solet fragmentum. Graece et latine, edidit addita Dodwelli dissertatione, scripturis codicum, Hoeschelii, Hudsoni, aliorum et suis notis S. P. Guil. Hoffmann. 8 maj. br. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr.

Diatribe in Platonis Politicum. Edit. God. Stallbaumius. Dr. Philos. et a. a. U. Mag. Prof. Philos. extraord. design. Scholae Thomanae Rector. 8 maj. Preis 15 Ngr.

Lohmann, Dr. C. (Lehrer der engl. und französ. Sprache in Leipzig), praktischer Wegweiser, die französische Sprache in acht Monaten richtig und geläufig sprechen und in derselben correspondiren zu lernen, bestehend in sechzig Aufgaben. Bearbeitet nach einer neuen leichtfasslichen Methode zum Schul-, Privat- und Selbstunterricht, auch zur Wiederholung manches Vergessenen, für Herren und Damen. 8. br. Preis 22½ Ngr.

---

[215] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Entwurf

einer

Liturgie

für die

evangelische Kirche

im

Königreiche Württemberg.

gr. 8. in Umschl. geh. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Verschiedene Gründe haben den Wunsch hervorgerufen, daß die im Jahre 1809 eingeführte Liturgie für die evangelische Kirche im Königreiche Württemberg einer Veränderung unterworfen werden möchte.

Daher wurde mit Genehmigung Seiner Majestät des Königs das Geschäft einer Revision derselben einer Commission von Geistlichen übertragen. Die allgemeinen Grundsätze, welche sie bei dieser Arbeit befolgen zu müssen glaubten, sind mit wenigen Worten folgende:

Der Geist eines wahrhaft christlichen Gebets, und vorzüglich der Geist der christlichen Demuth, welcher überhaupt bei der Anrede an Gott, das unendlich erhabene, allervollkommenste Wesen, nie zurücktreten darf, soll die Gebete durchdringen und beherrschen.

Die Formularien sollen nicht nur die biblischen Lehren darstellen, sondern auch, so viel möglich in Worte der heiligen Schrift gefaßt werden, oder doch Anspielungen und Beziehungen auf biblische Stellen ausdrücken; überdies durchaus das Gepräge der evangelischen Kirche und ihrer Glaubenslehre an sich tragen.

Endlich sollen sie einfach, für das christliche Volk faßlich und verständlich seyn, das Gemüth kräftig anregen und zur Andacht erheben; daher denn auch sowohl der lehrende als erzählende Ton möglichst zu vermeiden war.

Mit Festhaltung dieser Grundsätze sind außer der älteren und neueren württembergischen Liturgie mehrere Kirchen-Agenden und liturgische Sammlungen der evangelischen Kirche in Deutschland und in der Schweiz, hin und wieder auch häusliche Gebetbücher aus früheren und späteren Perioden benutzt worden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[272] In unserm Verlag ist erschienen:

Allgemeine Musiklehre.

Ein Hülfsbuch für Lehrer und Lernende in jedem Zweige musikalischer Unterweisung

von

A. B. Marx.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Preis 2 Thlr. oder 3½ fl. rhein.

Die Musiklehre des Herrn Prof. Marx hat sich allgemein so trefflich zum Unterricht erwiesen, daß schnell eine zweite Auflage nöthig geworden ist, welcher der Herr Verfasser durch wesentliche Umarbeitung und Zusätze eine noch größere Vollendung gegeben hat.

Leipzig, im Juni 1841.

Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Morgenland und Abendland.

Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien Portugal und Südfrankreich.

Vom

Verfasser der Cartons.

Drei Bände.

12. In Umschlag brochirt. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt des ersten Bandes:

Türkei und Griechenland. 1. Reiselust. 2. Die Donaureise. 3. Konstantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwische. 6. Türkische Badescene. 7. Die Reform. 8. Die Casernen. 9. Mückellen über die Türkenarmee. 10. Der Seraskier. 11. Europäische Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantäne im Piräus. 16. Athen. 17. Der König und sein Haus. 18. Das Reisen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Messene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechische Zustände. 29. Die Pyhäkeninsel.

Inhalt des zweiten Bandes:

Aegypten, Palästina, Syrien. 1. Alexandrien. 2. Mehemed Ali. 3. Aegyptische Besteuerung und Justiz. 4. Einrichtung zur Reise. 5. Die Reisekarte. 6. Reise nach Cairo. 7. Cairo. 8. Ibrahim Pascha. 9. Aegyptische Lehranstalten. 10. Die Pyramiden. 11. Reisfahrt nach Theben. 12. Theben. 13. Hermonthis und Ombos. 14. Philä und die Katarakten. 15. Das Beduinenlager. 16. Die Festungsgräber. 17. Rückreise auf dem Nil. 18. Tentyra. 19. Das Sklavenschiff. 20. Der Pascha und die Alterthümer. 21. Die fahrne Gasse. 22. Ritt durch die Wüste. 23. Jerusalem. 24. Bethlehem. 25. Das todte Meer. 26. Zug durch Palästina. 27. Nazareth. 28. Das Innere von Syrien. 29. Damaskus. 30. Christenmord in Damaskus. 31. Der Antilibanon. 32. Baldek. 33. Der große Libanon. 34. Beyrut.

Inhalt des dritten Bandes:

Das Mittelmeer, Spanien, Portugal, die Provence. 1. Cypern und Rhodus. 2. Das gestrandete Schiff. 3. Die Dampfschiffe im Mittelmeer. 4. Malta. 5. Die französische Barbarei und die Spitze von Europa. 6. Malaga. 7. Die andalusische Landstraße. 8. Granada. 9. Die Alhambra. 10. Reise nach Aranjuez. 11. Aranjuez. 12. Madrid. 13. Das Stiergefecht. 14. Der Fronleichnamstag in Madrid. 15. El Escorial. 16. Drei Tage unter Räubern. 17. Das Land der Mauren. 18. Sevilla. 19. Die Cigarrenfabrik. 20. Cadix. 21. Lissabon. 22. Cintra. 23. Der Phönicier. 24. Die Provence. 25. Die Rhone.

Neben lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens findet sich in diesen Bildern auch mancher interessante Beitrag zur Beurtheilung der politischen Zustände, namentlich Syriens und Aegyptens, welche der Verfasser erst im Laufe des Jahrs 1840 besucht hat. Er hat die Verwaltung und die Heeresmacht der beiden ägyptischen Paschas, des Vaters und des Sohnes, mit eigenen Augen gesehen, und seine Tagebücher beurkunden, wie er die Bodenlosigkeit ihrer Macht, die Gebrechlichkeit aller ihrer kriegerischen Ressourcen richtiger zu würdigen wußte, als ein anderer hochgestellter Reisender, dessen Vorhersagungen in demselben Grad getauscht wurden, als die des vorliegenden Reiseberichts in Erfüllung gingen.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[271] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Drei und neunzigster Band.

1841.

Januar, Februar, März.

Inhalt:

1) Deutsche Sprache und Literatur. Von M. W. Göbinger. Zweiter Theil. Stuttgart 1839.
2) Empirische Psychologie, von Dr. Jos. N. Jäger. Wien 1840.
3) Ueber die Geographie Arabiens. (Fortsetzung.)
4) Die Buchdruckergeschichte Ulms. Zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst geschrieben von Dr. Konrad Dietrich Haßler. Ulm 1840.
5) Gedichte von Dräxler-Manfred. Frankfurt a. M. 1838.
6) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation von Leopold Ranke. Erster, zweiter und dritter Band. Berlin 1839 und 1840.
7) Chatterton, von Herm. Püttmann. Zwei Theile. I. Leben des Dichters. II. Dichtungen. Bremen 1840.
8) Annuaire, présenté au Roi par le bureau des longitudes. Paris.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. XCIII.

Des Ritters und Sängers Ulrich von Liechtenstein Itwig oder Frauenbuch vom Jahre 1257. Von Jos. Bergmann. (Schluß.)

Heinrich Karl Ernst von Köhler, kaiserl. russischer wirkl. Staatsrath ꝛc., gest. zu St. Petersburg am 3. Februar 1838.

[273] Im Verlage der Buchhandlung von A. D. Geisler in Bremen ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Pfeiffer, Fr., Sie sollen ihn nicht haben, oder: des Dichters Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Eine Farce. 8. broch.

Aller Orten gibt sich schon die Reaktion gegen die moderne Colognaise kund, theils in Karrikaturen, theils in zahllosen Parodien. Obiges Schriftchen, dessen

Digitized by Google

Vorrede das Wahrste enthält, was bis jetzt über diese Modemanie gesagt ist, geißelt in geistreich-humoristischen Scenen die Gegenwart und jüngste Vergangenheit, und ist für alle Zeiten ein interessantes Document der gegenwärtigen Zeitconstellation.

---

[229] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Esprit de la conversation française

ou recueil

de plus de deux mille gallicismes à l'usage des étrangers qui veulent se perfectionner dans l'étude du français,

avec la traduction anglaise et allemande en regard

par

A. Peschler,

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tubingue, membre de l'institut historique de France etc.

Première livraison. Preis 36 kr. oder 9 Gr.
Deuxième livraison. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Kein wäre es nöthig, das Publicum auf das oben angekündigte Werk aufmerksam zu machen; denn die erste Lieferung hat gleich grossen Beifall bei allen denjenigen gefunden, welche sich mit der französischen Sprache ernsthaft beschäftigen und die feinen Wendungen sowohl, als den Geist derselben gründlich zu kennen wünschen. Einem Jeden ist es offenbar, wie schätzbar ein Buch ist, dessen wenige Seiten, so zu sagen, ein Panorama von allen den Eigenthümlichkeiten eines Idioms darbieten, welches zur allgemeinen Sprache geworden und welches zu ignoriren heutzutage Niemanden mehr erlaubt ist. Bis jetzt war kein anderes Mittel, mit den Feinheiten und Eigenheiten der französischen Sprache vertraut zu werden, als durch die langweilige und mühsame Untersuchung der Grammatik oder des Wörterbuches, worin die sogenannten Gallicismen sich in einer Menge von gemeinen, alltäglichen und abgedroschenen Redensarten verlieren, welche die Grammetiker einander unveränderlich übertragen, seitdem man Grammatik schreibt.

Die Erscheinung des obengenannten Werkes ist desto erfreulicher, als sich ein Franzose zum ersten Mal die Mühe gibt, uns eine elegente Auswahl der Idiotismen seiner Muttersprache zu liefern, und besonders, weil es mit Geschmack und Geist geschieht, wie hier.

Da der Verfasser schon hinlänglich durch seine Vorlesungen in Genf, Berlin und Frankfurt und durch seine Geschichte der deutschen Literatur als Schriftsteller bekennt ist, so müssen wir ihm also doppelt Dank schuldig seyn, dass er es nicht den Sprechlehrern und Grammatikern von Profession allein überlassen hat, uns in den Geist der französischen Sprche einzuführen.

Die deutsche Uebersetzung empfiehlt sich besonders dadurch, dass der Verfasser die Gallicismen mit Eigenthümlichkeiten unserer Sprache so oft wie möglich wiedergegeben hat. Was die englische betrifft, so werden wir uns auf das günstige Urtheil der vielen Kenner dieser Sprche, welche sich in Deutschland befinden, verlessen. Auch wollen wir nicht versäumen, unsere Leser auf das interessente Vorwort dieser Sammlung aufmerksam zu machen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[217] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Homer's Werke,

von

Johann Heinrich Voß.

Pracht-Ausgabe in Einem Bande.

Mit fünf und zwanzig Kupferstichen.

Velinpap. in Umschl. broch. Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Diese Prachtausgabe von Homer's Werken reiht sich in Format und Papier unsern neuesten so beliebten, compacten Ausgaben von Goethe, Schiller, Klopstock, Platen und Pyrker an, die sie übrigens an typographischer Ausstattung noch übertrifft und wird daher gewiß vielen willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[241] **Skizzen aus dem Alltagsleben.**

Aus dem Schwedischen.

Sechstes Bändchen: **Streit und Friede.**

gr. 12. geh. 1 Thlr.

Diese neueste Dichtung der beliebten Verfasserin erscheint so eben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Von dem 1. Bandchen: „Die Töchter des Präsidenten", und dem 2. und 3. Bändchen: „Die Nachbarn", sind **neue wohlfeile Auflagen** unter der Presse. Das 4. und 5. Bändchen: „Das Haus" (1840), kostet 3 Thlr. Binnen Kurzem erscheint auch noch von derselben Verfasserin: „Nina" (3 Theile).

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

---

[221] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Robert Burns.

Uebersetzt von

Philipp Kaufmann.

8. Velinpapier. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Goethe schreibt in seiner Einleitung zu Thomas Carlyles Leben Schillers, an die Gesellschaft für ausländische Literatur in Berlin: „Wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne die Schottländer segnen. Haben diese jedoch unserm Freunde so viel Aufmerksamkeit und Theilnahme erwiesen, so wär' es billig, daß wir auf gleiche Weise ihren Burns bei uns einführten. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergestern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat."

Mit diesem Wunsche Goethe's übergeben wir gegenwärtige deutsche Uebersetzung, in welcher es Herrn Kaufmann vollkommen gelungen ist, die idiomatischen Wendungen, den zarten Ausdruck und die naive ländliche Anmuth des schottischen Dialekts, darzustellen und getreu nachzubilden.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 5. Juli 1841.

— Why puts he on this confusion,
Grating so harshly all his days of quiet
With turbulent and dangerous lunacy?
Shakespeare.

Der Familienschild.

(Fortsetzung.)

Als Herr Schmand sich niedergesetzt hatte, zog er ein verrostetes Stilet aus der Tasche und begann, das Moos von dem Steine damit abzulösen. Der junge Mann neben ihm achtete nicht darauf, fuhr aber plötzlich empor, als er sich durch einen raschen, geschickten Griff der langen, dürren Finger des Alten einen Gegenstand, mit dem er wie gedankenlos gespielt hatte, sich aus den Händen gerissen sah. „Geben Sie her, um Gotteswillen!“ rief er; der Alterthumsforscher besah das kleine silberne Petschaft: „Malo mori quam foedari,“ las er; „aber welches Wappen ist das? es sieht aus wie ein gekrümmter Drachenschwanz — kann auch eine Locke bedeuten.“ — Cachard entriß es ihm wieder und Herr Schmand ließ es geduldig geschehen, denn sein immer spähendes Auge hatte eine Andeutung von Buchstaben auf dem Theile des Sandsteins entdeckt, auf dem Cachard bisher gesessen. Das Stilet fuhr in die Vertiefungen und grub und säuberte; endlich wurde eine zusammenhängende Inschrift erkennbar.

„Unleserlich, sehr unleserlich!“ sagte Schmand, indem er tiefgebückt sein Auge nah an den Stein brachte; „es heißt wohl: Vale mundo, est Jesus pretium mihi. Ja so heißt es, sehen Sie: V. M. & J. Pre.... M. Die kleinen Buchstaben sind verwischt.“ — Cachard schlug ein lautes Lachen auf. „Nun, glauben Sie nicht?“ fragte der Alterthümler. „Was glauben Sie?“ — „Was ich glaube? Alter Herr, ich glaube nichts; ich weiß, daß die Schrift eine andere Bedeutung hat; aber was nützt sie Ihnen? Was soll Ihnen überhaupt all der leere Klang von Namen und Jahreszahlen und genealogischen Notizen, welche Sie in Ihre Register eintragen? Gewinnen die Gestalten, deren verschollene Namen sie wieder aussprechen, dadurch Leben für Sie? Ich weiß, was diese Buchstaben bedeuten, und wenn ich sie ausspreche, treten zwei lebende Gestalten vor mich hin: für Sie bleiben es Gerippe, wie alle die, welche in Ihrer Schreibtafel mit Geburts- und Todestag stehen.“

„Aber die Geschichte—“ fiel Herr Schmand verdutzt ein. — „Die Geschichte,“ sagte der junge Mann heftig, „ist die Schlange, welcher ein Messias den Kopf zertreten muß. Was wollen Sie beweisen mit Ihrer Geschichte, als daß die Welt vor Jahrhunderten so verrückt gewesen ist, wie wahnsinnig jetzt? Die Söhne sterben an der Geschichte ihrer Väter. Die Unvernunft steht in riesenhafter Verkörperung vor Ihnen; aber versuchen Sie einmal, ihr das Brett unter den Füßen wegzuziehen: sie hat eine feste Unterlage, die Geschichte. Wenn Sie nicht die

Digitized by Google

Geſchichte todt ſeyn laſſen, wird nie das Geſchehende lebendig. — Aber wie wär' es möglich," fuhr Cachard leiſer fort, indem ſeine aufgerichtete Geſtalt zuſammenſank und er mit einem ſtarren Blick in das ſtaunende Antlitz des Grauen ſah, als ob er ſeine Gedanken darin einſchreiben wollte, „wie wäre es möglich? die Geſchichte iſt eine Rabenmutter, die ein Recht auf ihre Enkel hat und ſie mit unſichtbaren Geierkrallen an ſich reißt, um ſie zu tödten, wie ſie deren Väter getödtet hat. Sie übt einen unwiderſtehlichen Bann, eine zauberhafte Macht über ſie, die ſie anwendet, ſie zu verderben. Saturn frißt ſeine Kinder; ſetzt das als Vignette vor jedes Geſchichtsbuch, es iſt keine Mythe. Mich hat die Geſchichte meiner Eltern gefaßt, und ich werde daran ſterben. Sie wird mir das Genick brechen."

Der junge Mann hatte die letzten Worte faſt unverſtändlich leiſe geſprochen; er richtete den Kopf wieder empor, ſah gleichgültig auf den Alterthumsforſcher, den Stein, die Bäume vor ihm, als hätte er ſo eben mit dem gewöhnlichen Intereſſe eine Bemerkung über das Wetter gemacht, und ging ruhig davon. Herr Schmand ſchlug die Erde von ſeinem Dolche, ſchrieb die entdeckten Buchſtaben in ſein Taſchenbuch und ſagte dann aufſtehend: „Hat mir denn nicht neulich Jemand geſagt, der Cachard ſey übergeſchnappt? ei ja, ſo wird es ſeyn. Muß es doch notiren, um mit dem Baron darüber zu ſprechen." Er muſterte die Blätter ſeines Notizenbuchs, um die Rubrik zu finden, in welche die Bemerkung: Cachard — übergeſchnappt — die Geſchichte das Genick brechen — Platz finden könne. „So viel iſt gewiß, das Bein hätte mir die Geſchichte einmal faſt gebrochen, bei dem vermauerten Gang unter dem Thurme zu Hohenburg, den wir aufbrechen ließen. Es war eine dumme Geſchichte; die Jungen hatten eine Waſſerpfütze mit Sägeſpänen bedeckt; ich that abgereizt, ohne dem Grafen ſeine Genealogie auszuarbeiten; ich ſollte oben ſchwimmen, weil ich Schmand ſey, lachten die Schlingel." — Er ſchrieb, ſteckte das Buch zu ſich und wanderte heim.

Herr Schmand hatte etwa eine halbe Stunde auf ſeinem Stühlein über einer nicht ſehr leſerlichen Urkunde gebückt geſeſſen, als er an eine Stelle gerieth, wo ſeine ſonſt ſcharfen Augen ihm ihre weitern Dienſte verſagten; ſelbſt eine Brille wollte nicht ausreichen, die wirren Schriftzüge zu entrathſeln, und er beſchloß deßhalb, aus der Bibliothek des Barons deſſen gute Loupe zu holen. Er hatte ſeine Füße, die in ihren ſchweren Schnallenſchuhen viel Aehnlichkeit mit der Geſtalt einer halsloſen Guitarre behaupteten, in ein paar weiche Galloſchen gebogen, und da außerdem eine ſchätzenswerthe Beſcheidenheit zu den Eigenſchaften des würdigen Mannes gehörte, ſchritt er ſo ſacht wie eine Katze über den Corridor, um Niemanden durch unnöthiges Geräuſch läſtig zu fallen. Deſto leichter wurde es ſeinem Ohre, das leiſe Summen von Worten aufzufangen, welches aus dem Hintergrunde des Bibliothekzimmers drang und den Mann des Alterthums auf die merkwürdigſte und überraſchendſte aller Entdeckungen leitete, welche er je gemacht zu haben ſich rühmen durfte. Er ſtand in der halbgeöffneten Thüre und erblickte durch den Raum, welchen die Bücherreihen in einem, die Mitte des Zimmers durchſchneidenden Repoſitorium frei ließen, Fräulein Clara auf dem Sopha in der gegenüberliegenden Ecke; ſie beugte ſich über die Schulter des jungen Verwalters, der vor ihr auf dem Teppich ſaß, und, was das Unſchicklichſte war, ſeine Schulter entblößt hatte, die, was das Allerunſchicklichſte war, Fräulein Clara küßte. Etwas Aehnliches hatte Herr Schmand in keinem ſeiner Notizenbücher ſtehen, obwohl ſie voll waren der ſonderbarſten Ereigniſſe in allen edlen Familien Deutſchlands und eines Theils von Frankreich. Er ſtand wie an die Schwelle genagelt und lauſchte angeſtrengten Ohrs.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Irland.

(Schluß.)

X.

Feen und Hexen.

Wegen ſeiner unzähligen Heiligen nennen die Engländer das grüne Irland „the Isle of saints." Sie könnten es mit eben ſo gutem Rechte „the Isle of fairies," die Inſel der Feen und Heren nennen. Es iſt die Frage, ob mehr Heren und Heilige oder Menſchen auf der Inſel wohnen. Der letzteren kommen über 4000 auf die Quadratmeile; die Zahl der erſtern haben die Statiſtiker wohl noch nicht zu beſtimmen gewagt.

Alle Wälder, Sümpfe, Höhlen, ja auch die Wohnplätze der Menſchen, die Dörfer, Schlöſſer und Burgruinen ſtecken voll von Fairies und Elves. Sie beſchützen und necken, fördern und beſchädigen den Menſchen auf vielfache Weiſe. In den ſchönen Mondſcheinnächten tanzen ſie auf dem herrlichen Raſen der Smaragdinſel ihre Reihentänze. Am andern Morgen erkennt man noch deutlich die Spuren dieſer Tänze, einen runden, grünen Kreis auf dem Raſen, der von hellerem Grün iſt, als das übrige Gras. Dieß nennt man einen Feenring. Die Feen trinken aus Feenbechern, einem kleinen, zierlichen Erdſchwamm, den man hier häufig findet und der von ſcharlachrother Farbe iſt.

Digitized by Google

Unter den zahlreichen, mit eigenen Beinamen begabten Geistern will ich nur zwei nennen. Die Banshee und den Phooka. Die Banshee ist ein weibliches Wesen; sie gibt durch leises Wimmern und Stöhnen, welches die Leute nie verkennen, vor der Thüre oder dem Fenster des Hauses Kunde von einem daselbst bevorstehenden Todesfalle, oder benachrichtigt auf diese Weise die Verwandten, wenn einer der Ihrigen so eben in der Ferne verschieden ist. Sie ist häßlich, ihr Haupt von fliegendem Haar umflattert, und sie hüllt sich in einen weiten Schleier, der sie wie eine Wolke umgibt. Jede bedeutende alte irische Familie hat ihre eigene Banshee. — „Der Phooka," sagte mir ein Irländer, „ist ein schnelles Wesen, das oft die Menschen ergreift und im Wirbelwinde davon führt, bis sie sich bald todt auf einem Flecke finden, der meilenweit entfernt ist, wo sie sich durchaus nicht entsinnen, wie sie dahin gekommen." — „Paddy, paddy," dachte ich bei mir selber, „du lügst und dein Phooka ist wohl nichts als der Schwindel, der dich ergreift, wenn du zu viel Whisky getrunken!"

Nicht sehr weit von uns, in der Grafschaft Kerry, liegt Killarney, das durch die Sage vom Ritter O'Donoghue berühmt ist. Das Schloß Killarney liegt an einem See. Jeden Maimorgen reitet O'Donoghue in voller Rüstung aus seinem Schlosse hervor auf einer milchweißen Stute. Er galoppirt über die spiegelglatte Fläche des Sees im weißen Morgennebel dahin, bei den süßen Tönen einer überirdischen Musik, umgeben von zarten Jünglingen und hübschen Mädchen, die ihm wohlriechende und buntfarbige Blumen auf den Weg streuen. Glücklich sind diejenigen, welche den Augenblick zu erhaschen wissen und dem Ritter auf seinem leider nur kurzen und raschen Ritte begegnen.

Wie die alten Griechen und Römer mit Euphemismen begütigend von den bösen Göttern der Unterwelt sprachen, so thun auch die Irländer. Sie nennen die Feen gewöhnlich „the good people;" so sagen sie auch von unklug handelnden und redenden Leuten: „the good people have taken them." Dasselbe sagen sie von Wahnsinnigen.

In unserem Auge liegt so außerordentlich viel Zauberisches, so viel Gemüth und Geist, so viel Herzensgüte und Bosheit, und dieß Alles und Anderes drückt sich durch das Auge auf eine so wunderbare Weise aus, daß es sich leicht erklärt, warum fast alle Völker dem Auge des Menschen eine besondere, übernatürliche Kraft zuschreiben. Natürlich glaubt auch der Irländer — denn woran sollte der gläubige Paddy nicht glauben? — an den bösen Blick, „the evil eye." Der böse Blick richtet hier die sonderbarsten, lächerlichsten, oft auch traurigsten Geschichten an. Man erzählte mir in dieser Beziehung unter anderm folgenden komischen Vorfall. Eine englische Dame, die zum erstenmal auf ihre Güter nach Irland kam und kein Wort irisch verstand, war ganz entsetzt über das laute, barbarische, unverständliche Freudengeschrei, mit dem ihre Hintersassen sie bewillkommten. Eine ihrer Begleiterinnen, die auch kein Wort irisch verstand, erschrack dermaßen über das Geschrei — sie meinte, das Volk habe sich zusammengerottet, um sie sofort auf gut irisch zu morden — daß sie sich flüchtend einen furchtbaren Schreckensblick in die Menge warf. Sogleich sprang ein altes Weib, welches vom bösen Auge getroffen zu seyn glaubte herzu und spie der schönen jungen Dame geradezu ins Gesicht, um den schlimmen Folgen des bösen Auges zuvorzukommen, und „for good luck," wie sie sich nachher entschuldigend ausdrückte.

Tausend kleine, einem nüchternen Gemüthe höchst unbedeutend erscheinende Umstände werden „for good luck," eben so viele „for bad luck" ausgelegt. Auch hängen sie in allen ihren Hütten einen alten Pferdehuf auf „for good luck."

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Ende Juni.

Der Winter und Frühling.

Obschon seit ein paar Jahren die Winter in Baden nicht mehr so belebt sind, als zu der Zeit, da die Cholera, und mehr noch die Furcht vor derselben so manchen Zugvogel diesseits der Alpen festhielt, so war dennoch auch diesmal wieder eine kleine erlesene Gesellschaft hier versammelt, der es weder an Wetter unter sich, noch überhaupt an Unterhaltung fehlte, insofern sie darauf Anspruch machte, und den großstädtischen Maßstab dabei und dem Spiele ließ. Auch spinnt in mancher großen Stadt der Lebensfaden eines Jungegesellen sich nicht viel anders ab, der zu Mittag an irgend einer Table d'hote speist, und den Abend mit der unvermeidlichen Whistpartie ausfüllt, die am Ende doch in Wien oder in Paris um nichts besser unterhält, als in einer kleinen Stadt oder auf einem einsamen Landgut, und da wie dort nur allzuhäufig den Mittelpunkt bildet, um welchen sich der gesammte gesellige Verkehr dreht; denn die Mode ändert wohl die Art des Spieles, doch bringt sie nie das Spielen selbst ab, und fährt jetzt endlich auch da das Whist ein, wo kürzlich noch Piquet und Tarok an der Reihe waren. In die Einförmigkeit dieses Spielvertreibs brachten die gewöhnlichen Wintervergnügungen: Bälle, Redouten, Schlittenfahrten und Jagdpartien, erwünschte Abwechselung, das Theater nicht zu vergessen, welches in einem wahrhaft unterhaltenden Maße schlecht war. — Der Frühling brachte schönes Wetter und erinnerte daran, daß der Lenz nicht nur eine Erfindung der Dichter sey, wie man seit mehreren Jahren zu glauben sehr geneigt schien, und mit dem schönen Wetter erwachten frische Hoffnungen und neue Thätigkeit. Im Conversationshaus rührte und regte sich's; die Parkteppiche wurden gehoben und gewichst, Kronleuchter und Meubles aus den

Digitized by Google

bergenden Hüllen gewechselt, und Benazet kam selbst von Paris auf einige Tage, um zwei wichtige Geschäfte abzuschließen. Das erstere galt einer frühern Eröffnung des Conversationshauses, etwa vom ersten, statt vom zwanzigsten Mai an, wie es zu Wiesbaden geschieht, und wofür er jährlich 5000 fl. bot; die Regierung gestattete eine Eröffnung vom zehnten Mai an und verlangte für die Gewährung dieser zehn Tage das Doppelte der gebotenen Summe, die zu zahlen Benazet ebenfalls sich bereit erklärte, doch unter der, ihm alsbald zugestandenen Bedingung, jährlich tausend Gulden davon der Stadtschen Waisenanstalt in Eichentdal zuzuwenden, und viertausend zu Verschönerungen zu verbrauchen. Den Anfang dieser Verschönerungen machte ein Trottoir von Asphalt, das — mit bewundernswerther Schnelligkeit gelegt — sich vor der Fronte des Conversationshauses in der ganzen Länge hinzieht, und dessen Zweckmäßigkeit in den langen Regentagen dieses Monats bereits dankbar anerkannt worden ist. — Das zweite Geschäft war der Ankauf des alten und berühmten Gast- und Badhauses zum Salm, um dasselbe in ein, allen Anforderungen der Gesundheitspflege und des Luxus entsprechendes Badhaus zu verwandeln, das unter dem Namen der Kurthermen schon mit der Saison des künftigen Jahres eröffnet werden soll. Sonderbarer Weise war in jüngster Zeit unser Kurort so sehr zum Luxusbad geworden, daß man, trotz der in vielen Fällen als wahrhaft wundersam anerkannten Heilkraft der warmen Quellen, diese mit einem gewissen Leichtsinn übersah und das Baden selbst als eine bloße Nebensache zu betrachten schien, indem von allen Verbesserungen und Verschönerungen nur ein ganz unverhältnißmäßig geringer Theil den Bädern zugewandt wurde. Dieß war nicht nur undankbar, sondern auch unklug, und wenn es nun endlich geschieht, daß die Thermen auf eine den übrigen glänzenden Verhältnissen ganz angemessene Weise behandelt werden, so gebührt ein großer Theil des Dankes dafür dem Badearzt, Hofrath Dr. Guggert, der nebstdem noch die neue Einrichtung unter seine besondere Leitung und Aufsicht nimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Pariser Industrie. — Der Freischütz.

Wir müssen an einer Menge ehrenwerther Leute vorbeigehen, deren einer die Regenstirme verdesserr hat, ein anderer die eisernen Roste dennem einrichtet, ein dritter wasserdichte Schuhe anbietet, und wir gelangen endlich zu einer großen Laube, die mit den schönsten Blumen und Gewächsen prangt, und aus den tropischen Ländern hieher versetzt zu seyn scheint. Man freut sich, unter den vielen Producten der Kunst auch einmal die schönen Producte der Natur zu erblicken. Man will auch den Geruchssinn erfreuen, und bemerkt erst beim Näbertreten, daß man getäuscht worden, daß diese schöne Laube mit ihren üppigen Gewächsen und Blumen auch nur ein Machwerk ist. Allerdings hat die Kunst es hier sehr weit gebracht, und kaum sollte man es für möglich halten, die Natur so täuschend nachzuahmen. Die Verfertigerin ist Madame Durieux, wahrscheinlich die Frau oder Wittwe jenes Durieux, welcher vor einigen Jahren den Einfall hatte, einen ganzen künstlichen Garten zu verfertigen und den Parisern zu erbfnen. — Im Blumenmachen hat man es in Paris überhaupt sehr weit gebracht, und nirgends sind so viele zarte Hände beschäftigt, die Schönheiten in Floras Reiche nachzuahmen, als in Paris, wo für alle Länder und Welttheile künstliche Blumen verfertigt werden; und bekanntlich hat George Sand in seinem oder ihrem Roman André eine Blumenmacherin zu einem Ideal weiblichen Kunstsinnes und weiblicher Liebe erhoben. In wie weit die Pariser Blumenmacherinnen der Genoveva des Romans André gleichen, gehört nicht in eine Musterung ihrer Kunstprodukte. Künftigen Sonntag wird der Industrieverein oder die Akademie an die verdienstlichsten Erfinder und Verbesserer unter den Professionisten und Fabrikanten, welche an der Ausstellung Theil genommen, Ehrenmedaillen austheilen. Mit diesen Preisen geht es wie mit manchen andern akademischen Preisen: einige derselben werden vom Publikum gutgeheißen, andere nicht; es gibt Erfindungen und Verbesserungen, welche trotz aller Medaillen und Ehrenmeldungen doch nimmer populär geworden sind. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sie nicht viel auf sich hatten, oder daß die Unbequemlichkeiten die Vortheile überwogen, auf welche die Richter in der Akademie einzig reflektirt hatten; die Unbequemlichkeiten und Nachtheile haben sich erst beim Gebrauch erwiesen.

Die große Oper war seit einiger Zeit sehr beschäftigt mit den Zurüstungen zur Aufführung des Freischütz, den das Publikum bisher nur aus einer freien, abgekürzten Bearbeitung kannte, die von dem bekannten Castil Blaze für's Odeon vor etwa fünfzehn Jahren gemacht worden war. Aber jetzt hat Berlioz, der für deutsche Musik schwärmt, Einfluß bei der großen Oper, und so hat der Direktor sich entschlossen, das Stück so zu geben, wie es in Deutschland gespielt wird, aber natürlich mit französischem Texte. Nur da in der großen Oper nichts gesprochen wird, so hat der prosaische Text in Recitative umgewandelt werden müssen; dieß hat, wie es scheint, Berlioz übernommen. Ferner, um auch auf das Auge angenehm zu wirken, hat man für nöthig erachtet, Tänze anzubringen, und die Musik dazu aus Euryanthe und Preciosa genommen, so daß wenigstens alles von demselben Tonkünstler herrührt. Zuletzt hat Berlioz noch Webers „Einladung zum Walzer," welche für's Klavier ges setzt war, in Instrumentalmusik umgesetzt, und auch dieses Stück für die Tänze eingeschoben. Auf diese Art vortrefflich ausgestattet, konnte und mußte das Stück eine gute Wirkung hervorbringen. Musikkennern sind auch jetzt zufrieden mit der Darstellung; aber das große Publikum hat mit wenig Dank die viele Mühe erkannt, die man sich gegeben, und einige Kunstrichter in den Tagesblättern gehen so weit, daß sie die Castil Blazesche Bearbeitung, Verkürzung oder Verstümmlung dem ganzen Stücke, wie es jetzt gegeben wird, vorziehen und behaupten, das Publikum habe ebenfalls an der Abkürzung mehr Behagen gefunden, als an der getreuen Wiederbelung aller Kindereien des Originaltextes. Die eingeschobenen Tänze verlängern, sagen sie, das Stück ganz unnöthigerweise, und die Tanzmusik passe nicht zur Oper. Castil Blaze habe das Kugelgießen von sieben auf drei reducirt, und dadurch dem Publikum zehn Minuten Langeweile erspart; zu den Tänen und Raben suche das Pariser Publikum die Ursache, es könne für solche Dinge sich nicht im mindesten interessiren. Weder selbst soll eingesehen haben, daß diese Oper kein Stück für die Franzosen sey, und zu bemerken, welcher den Freischütz für die französische Bühne bearbeiten wollte, gesagt haben: „Meine Oper ist nicht für Franzosen; einige Nummern der Partitur werden ihnen gefallen, aber das Ganze nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 6. Juli 1841.

— Mit der Stimme des Herzens
Will ich, mit frommem Gesang, euch sühnen, heilige Schatten.
Bis, zu leben mit euch, sich ganz die Seele gewöhnet.
Hölderlin.

Aus Griechenland.

Die du die Burg dort oben bewohnst, blauäugige Pallas,
Schaue mit segnendem Blick auch auf den Sänger herab.
Zwar mir zeigte sich Eros geneigt, und der rosige Bacchos
Blickt' aus dem Epheukranz schalkhaft verlockend mich an;
Doch du, Göttin, verleih zu dem Süßen das Maaß und die Weisheit,
Gib mir das stille Gemüth, recht zu genießen, dabei.
Lieht auch die Jugend den feurigen Rausch und den Taumel der Wonne,
Ach, wie theuer erkauft oft sich die flüchtige Lust!
Doch wenn du die Begier mit lächelndem Ernste besänftigst,
Wie mit frommer Musik Orpheus den Löwen gezähmt:
Nimmer entheiligt alsdann das Gelag der vergossene Becher,
Nimmer betroffenen Blicks glühen die Mädchen vor Scham;
Sondern es wandelt im Kreis mit Blumen umwunden die Cither,
Und um das freundliche Fest schlingt sich der Grazien Tanz.
Dann erst wird der Genuß zum Genuß, und die Blüthe der Freude
Treibt als schwellende Frucht manches begeisterte Lied.
Fleißig blättr' ich die Alten mir durch, dann sinn' ich auf Lieder,
Blättre wieder, und so flieh'n mir die Stunden dahin.
Glücklicher Doppelgenuß! Kaum weiß ich, ist das Empfangen
Süßer, ist's das Gefühl, selber ein Dichter zu seyn.
Aber ich flehe zu euch, ihr Götter, erhaltet mir gnädig
Jenen beweglichen Sinn, der sich auf beides versteht.
Laßt wie die Biene mich seyn, die bald in der Rose sich feststaugt,
Bald den gewonnenen Saft emsig in Honig verkehrt.

Jahreszeiten in Athen.

Nimmer den Sommer verweil' in Athen! Glutvoller Sirocco
Dörret das Land und der Geist senket die Flügel verzagt;
Doch wenn segnend der Herbst in röthlichem Duft durch die Berge
Wandelt und am Felshang tiefer die Traube sich bräunt,
Wenn der Ilissos rauscht und die neuaufgrünende Thalflur
Zwischen dem Oelwald bunt mit Anemonen sich schmückt:
Welche Wonne gewährt es alsdann, mit dem Freunde der Jugend
Auf den kolonischen Höh'n unter den Blumen zu ruh'n,
Oder durch's Marmorgebälk goldrostiger Säulen des Himmels
Leuchtendes Blau einsam stillen Gemüths zu beschau'n!

Digitized by Google

Ebene von Marathon.

Halb von öden Gebirgen umgrenzt, ſtreckt Marathons heil'ge
Thalflur gegen des Meers ſchimmernde Bucht ſich herab.
Feierlich ſchweigt es umher, ſtumm kreiſen die Adler, und einſam
Ueber dem weiten Gefild ſchwebt der Gefallenen Ruhm.

Kloſter Chelidono in Attika.

Wo die Platane ſich rieſig erhebt im Schatten der Waldſchlucht,
Ragt in Trümmer bereits fallend das Kloſter empor.
Längſt iſt der Mönche Geſang in der Kirche verhallt, und es duftet
Weihrauch nimmer; des Chors ewige Lampe verloſch;
Aber der Quell, der kühl am Altar aufſprudelt, erquickt noch
Häufig den Wandrer; er ſpricht dankend ein kurzes Gebet.

Grab des Themiſtokles am Piräus.

Wo am zackigen Fels das Gewog ſich brandend emporbäumt,
Senkten die Freunde bei Nacht heimlich Themiſtokles ſein
In heimathlichen Grund. Feſtgaben und Todtengeſchenke
Brachten ſie dar, und es floß reichlich die Spende des Weins.
Aber den Zorn des verblendeten Volks kleinmüthig befürchtend,
Stahlen ſie leiſe ſich heim, ehe die Dämm'rung erſchien.
Denkſteinlos nun ſchlummert der Held; doch drüben im Spatroth
Ragt ihm, ein ewiges Mal, Salamis Felſengeſtad.

Aperanthos auf Naxos.

Ja, das heiß' ich fürwahr Dionyſos heilige Stätte:
Ueppiges Traubengeländ kränzt das geſegnete Thal;
Jeglicher Abhang triefet von Wein; um die Giebel der Häuſer,
Um der Kaſtanien Schaft ſchlingt ſich das grüne Geflecht.
Horch! ſchon naht ſich der bacchiſche Zug; ſchwarzäugige Jungfrau'n
Führen den Reih'n, du vernimmſt Cithern und Pankengetön.
Jener erglühende Greis auf dem Eſel, er ſcheint mir Silenos;
Folgt nicht, die Schläfen bekränzt, bald mit den Panthern der Gott?
Aber indeß nicht läſſig, o Schenk! Friſch, walte des Amtes,
Mit dem ambroſiſchen Trank fülle den weiten Pokal!

Wie dem Bildner der marmorne Block und dem Maler die Farbe,
Wurden dem Dichter als Stoff Sprache gegeben und Wort.
Nicht die Erfindung allein ſchon macht den Poeten; er biete
Auch in ſchönem Gefäß ſeine Gedanken uns dar.
Darum ſchufen die Griechen Unſterbliches, weil ſie mit Weisheit
Für den gedieg'nen Gehalt reizende Formen erfah'n.

Emanuel Geibel.

Der Familienſchild.

(Fortſetzung.)

„Ich glaube ja, daß du Recht haſt, Theophile," hörte er Clara ſagen, „auch ohne daß ich dein Andreaskreuz ſehe; aber was hilft das Alles? Deine Anſprüche werden verlacht werden; du mußt, du ſollſt dir ſelbſt eine Stellung, eine anderes Loos erringen, welches ich theilen kann." — „Aber, Clara, ich kann ja nicht fort von hier!" — „Theophile, laß uns nicht kindiſch ſeyn. Warum könnteſt du dich nicht losreißen, wenn du weißt, es iſt der einzige Weg? auch ich muß es ja ertragen." Theophile lachte auf, ſo eigen heiſer, daß Clara erſchreckt auffuhr: „Um Gotteswillen, was haſt du?" — „Hab' ich's dir nicht geſagt, daß ich gefeſſelt bin, daß Er mir das Genick brechen wird, noch in dieſen Tagen? Was ſah der Alte anders, als er auf ſeinem Sterbebette ausrief: er geht über den Hof von Moyencourt — er will einen Span aus dem Thore hauen, er faßt die Pforte, das Wappen an — und dann aufjubelte: Victoria! — Er hat mich verwünſcht; ſein Wappen wird mir den Kopf zerſchlagen. Glaubſt du nicht, Clara, daß Sterbende in die Zukunft ſehen können? Warum hat er Victoria geſchrien, als er geſtorben iſt?" — „Es iſt ſchrecklich; deine Phantaſie wird dich wahnſinnig machen, Theophile," ſagte Clara und legte ihre Wange an ſein Haupthaar. „Wie oft ſoll ich dir wiederholen, daß du ja nicht der Sohn, ſondern der Urenkel Valerians biſt!" — „Du wirſt es ſehen, Clara," ſagte Theophile nach einer Pauſe; „hätteſt du den Schrei gehört, neulich, an dem Tage, wo ich dir in der Frühe den alten Brief des Seneſchall gezeigt, worin er ſagt, daß er mich Cachard genannt —" — „Dich? deinen Urgroßvater," ſchaltete Clara ein. — „Nun ja, meinen Urahn, und wo an der Tafel dein Vater noch einmal die Geſchichte erzählte. Er weiß ſie von dir, Clara, und ahnet nicht, woher du ſie weißt und wie viel ſie ſeine Tochter angeht. Ja, hätteſt du den Schrei gehört, und wie das Wappen ſtürzte und doch oben ſo ſpuckhaft an der Wand geſeſſet lauerte. — Clara," fuhr er plötzlich auf, „der Schrei war deine Stimme!"

„O Gott!" ſeufzte Clara und barg ihr Geſicht in der Ecke des Sophas; dann warf ſie ſich ſtürmiſch an ſeine

Digitized by Google

Brust; „Theophile,“ rief sie, „Theophile, faſſe dich, um Gotteswillen! ſey ein Mann — ein kräftiger Entſchluß, nur ein —“ Pſchah! könte es mit lautem Niesen von der Thüre her, eine plötzliche Störung, welche die beiden jungen Leute wie aufgeſcheuchte Vögel auseinander flattern ließ. Aber Niemand war zu gewahren; nur als Clara mit heftigem Herzklopfen in das Wohnzimmer ihrer Tante eilte, ſah ſie Herrn Schmand mit einer wunderbaren Behendigkeit, drei Stufen auf einmal überſchreitend, die Treppe zu ſeinem Kämmerlein hinaufſchweben.

Theophile ſaß am Abend in ſeinem Zimmer, das in einem der Nebengebäude lag; er hatte ſein Geſicht in die Flächen ſeiner Hände gedrückt und hing den wirren, immer wildere Pfade einſchlagenden Gedanken nach, welche ſeit einiger Zeit ſein Inneres zerrütteten. Die Wurzel ſeines Seelenübels, denn ſo durfte man es nennen, mochte in dem brennenden Ehrgeize liegen, welcher ſich hinter dem ſcheuen, blöden Weſen des jungen Mannes verſteckte. Er wußte, daß er der Nachkomme Valerian de Muſſards ſey; mehrere Belege dafür waren in ſeinen Händen, Dank der Sorgfalt des alten Seneſchalls für ſeinen Uradn. Hatte aber das Ausgeſchloſſenſeyn von allen Gütern der Familie, als deren Erben er ſich betrachtete, wie von allen Glücksgütern überhaupt, eine gewiſſe Schwermuth und Bitterkeit über die letzten Lebensjahre des träumeriſchen Jünglings gebreitet, ſo concentrirte ſich dieſe Melancholie zu einem folternden Schmerze, ſeitdem er die Tochter des jetzigen Beſitzers von Moyencourt liebte und in ſeinen Verhältniſſen unüberſteigliche Schranken zwiſchen ihr und ſich geſetzt ſah. Clara's Entſchloſſenheit war ſeiner Zurückhaltung und faſt mädchenhaften Scheu um drei Viertheile des Weges entgegengekommen; ſonſt hätte wohl nie zwiſchen Beiden eine geſtandene Innigkeit eine ſolche Sprache gefunden, wie wir ſie eben mit dem Alterthumsforſcher belauſchten. Clara's Neigung hatte, wie die Frauenliebe es ſo gern thut, und wie gerade hier es ſo natürlich war, eine mütterliche Färbung angenommen. Sie beruhigte ihn, ſie wußte ihn zu leiten und einen Ausbruch niederzuhalten, wenn das Blut der alten de Muſſards in ihm aufzuſchäumen Luſt zeigte, was Anfangs gar nicht, ſpäter aber immer häufiger der Fall war. Seit einigen Tagen ſchien ſie jedoch ihre Macht über ihn verloren zu haben; ſeit dem Augenblicke nämlich, wo ſie ihm zuerſt die Nothwendigkeit gezeigt hatte, daß er Moyencourt verlaſſen und ſich eine andere Lebenslaufbahn zu eröffnen ſuchen müſſe. Selbſt von ungewöhnlicher Energie beſeelt, hatte Clara nicht daran gedacht, daß es ihm an Luſt und Kraft fehlen könne, den harten Kampf um eine glänzendere Exiſtenz auf ſich zu nehmen; er hatte lebendiger als je bei ihren Worten das Abhängige, Hoffnungsloſe ſeiner Lage gefühlt, lebendiger als je aber auch, daß er nicht zum Dienen, Kämpfen und mühſamen Ringen in der Dunkelheit einer untergeordneten Stellung, ſondern, glaubte er, zu Glanz und Reichthum geboren ſey. „Ich wollte, das Wappen zerſchlüge mich, das der letzte de Muſſard ſeinem Enkel auf den Kopf gewünſcht hat,“ hatte er damals beim Scheiden im Unmuth zu Clara geſagt. „Ich bin ja der erſte von ſeinen Enkeln, der den Span aus dem Thore bauen möchte, der wenigſtens durch dich einen Theil ſeiner alten Burg wieder an ſich reißen will. Die andern ſind umgekommen auf dem Schlachtfelde, fern von hier; ich muß das Geſchick erfüllen!“ Clara hatte nicht darauf geachtet; aber Theophile durchwachte mit dem Gedanken eine fieberiſche Nacht und der Morgen ſah auf ſeinem Antlitz die beunruhigenden Spuren einer fixen Idee ausgeprägt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortſetzung.)

Der Freiſchütz. — Scribe. — A. Dumas.

Freilich begeiſtert ſich jedes Volk nur für Sagen, die zu ſeinen Geſinnungen, Anſichten oder Vorurtheilen paſſen; die Sage des Freiſchützen findet wenig Anklang bei den Franzoſen, und wahrſcheinlich auch bei andern ſüdlichen Völkern, und der ganze Zauber der Muſik vermag nicht das Kugelgießen glücklich durchzubringen. Die tanzenden Geiſter auf dem Leichenhofe des Nonnenkloſters in Robert le diable gefallen den Franzoſen; aber die Wolfsſchlucht mit ihren Teufeleien ſpricht ſie nicht an. Es wäre eine pſychologiſche Aufgabe, das warum recht auszumitteln. So viel iſt gewiß, daß Webers Freiſchütz von den Kunſtlernern mit Enthuſiasmus, vom großen Publikum kalt aufgenommen worden iſt. Obſchon der Geſang und das Orcheſter wenig zu wünſchen übrig ließen. Eine deutſche Sängerin, Madame Stoly, hat ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr hervorgethan; aber leider hatte man auf ihr Verlangen einige Arien in andere Töne umſetzen müſſen. Enthuſiaſtiſche Kunſtrichter in den Tagesblättern beklagen ſich bitter über die Gleichgültigkeit, die Gefühls- und Geſchmackloſigkeit des großen Publikums, und verweiſen es auf Muſards Tanzmuſik, welche einzig das Glück habe, es zu befriedigen. Vielleicht thut man dem Publikum ein wenig Unrecht. Bei andern Meiſterſtücken hat es bewieſen, daß ſie ihm nicht gleichgültig ſind. Wenn es alſo hier nicht ſo viel Bewunderung an den Tag legt, als man erwarten ſollte, ſo mag die Schuld großentheils daran liegen, daß der Text urſprünglich nicht von einem franzöſiſchen, mit dem Geſchmacke der Franzoſen vertrauten Dichter verfertigt worden iſt. Hätte Scribe Weber vorgearbeitet, ſo würde der Freiſchütz vielleicht ſo gut wie Robert le diable über die zweihundertſte Vorſtellung hinaus ſeyn. Die Zeitungen haben neulich dieſem Theaterdichter ſein durch die Bühne erworbenes

Digitized by Google

Werthgen nachgerechnet, und ein Facit von mehr als 1,200,000 Francs herausgebracht. Er verrichtet an der großen Oper, an der komischen Oper, am Théâtre français und im Vaudeville. Ueberall, wo nur Theater sind, werden seine Stücke aufgeführt; er bezieht seinen Autorsold aus allen Gegenden des französischen Reichs; zwanzig andere Theaterdichter könnten zusammen nicht so viel einstecken, als er allein; die Tonkünstler schätzen sich glücklich, wenn sie von ihm einen Text bekommen können; dann sind sie schon zur Hälfte des Erfolgs gewiß. Einflußreiche Theaterkritiker spotten in den gelesensten Tagesblättern über seine Siege auf der Bühne; parteiische Richter zeigen ihm die Ungereimtheiten in seinen Stücken; in der Akademie hat man ihm vor seiner Aufnahme seine vielen Vaudevilles und komischen Opern beinahe zum Fehler angerechnet. Allein nichts von all diesem hindert Scribe, der beliebteste Theaterdichter seiner Zeit und seiner Nation zu seyn. Er mag oft sich heimlich über's Publikum lustig machen, dem er die unwahrscheinlichsten Dinge so geschickt beizubringen weiß, daß es gar keinen Unrath merkt und lacht und klatscht, als ob der Dichter ihm die allervernünftigsten Sachen zu Gemüthe führte. Sein Glas Wasser bleibt noch immer ein Lieblingsstück und hat schon mehrere später erschienene Lustspiele überlebt. Im Théâtre français hat neulich Alexander Dumas, den man scherzweise wegen seiner Gestalt Alexander den Großen nennt, ein Lustspiel gegeben: Eine Heirath unter Ludwig XV., worin er, zum Aerger der Verehrtheiter der sogenannten alten und guten Zeit, wieder das Sittenverderbniß in der großen Pariser Gesellschaft unter der Herrschaft der Frau von Pompadour und anderer königlichen Buhlerinnen schildert. Zwei junge Personen aus der vornehmen Welt haben sich nur aus Convenienz geheirathet, ohne alle Zuneigung zu einander, ohne sogar die Geliebte und den Geliebten aufzugeben, die und den sie vor der Heirath hatten. Allmählig werden sie mit einander vertraut, gewinnen Zuneigung zu einander, schicken den Geliebten und die Geliebte fort und werden Mann und Frau, beinahe wie man es zu jetziger Zeit oft sehen sollte. Alex. Dumas versteht es meisterhaft, die Liederlichkeit der Montespan- und Pompadourzeit zu schildern; zwar vers fährt er dabei nicht immer sehr züchtig, aber sein Dialog ist geistreich und in der Darstellung ist er sehr gewandt. Dieses Lustspiel ist ein Seitenstück zu seiner Mademoiselle de Belleisle, welche von Dem. Mars so vortrefflich gespielt wurde.

(Schluß folgt.)

Baden-Baden, Ende Juni.

(Fortsetzung.)

Neue Gasthöfe.

Der Salm ist um das Jahr 1659 gegründet, und bald nach dem französischen Mordbrand von 1689 neu aufgeführt worden. Jetzt ist das Haus eingerissen und abgetragen, um sich demnächst wieder um so glänzender aus Schutt und Trümmern zu erheben, und der ehemalige Besitzer, Herr Haug, leitet die Restauration und das Café auf der Promenade, zur größten Zufriedenheit seiner Gäste, mit ungetheilter Aufmerksamkeit. — Auch die Behörden waren nicht unthätig in neuen Anordnungen, in denen erfreuliche Fortschritte sich sichtbar machen. Wenn man jedoch auch das als Fortschritt rühmt, daß einigen Wirthshäusern in den alten Straßen außerlegt worden, ihre quer hinausgestreckten Schilder einzuziehen, so kann ich meines Theils nur bedauern, daß man dadurch den Straßen einen der wenigen noch übrigen alterthümlichmalerischen Reize entzog, deren einer nach dem andern ohnedies schon sich verwischt. Nur da sollte man die malerische Schönheit opfern, wo irgend eine wahrhafte Unbequemlichkeit dadurch beseitigt wird.

Zur Zeit der Eröffnung des Conversationshauses, am zehnten Mai, waren im Verhältniß zu der frühen Zeit der Gäste schon so viele da, daß die Maitregel dieser Früheröffnung als vollkommen zweckmäßig sich erwies, und sie wäre es auch im vorhergehenden Jahre bereits gewesen, als eine damals unbeachtet gebliebene Petition der angesehensten Gastwirthe darauf antrug; dennoch ist nicht in Abrede zu stellen, daß das von Benazet dafür gebrachte Gelbopfer uns verhältnißmäßig groß ist und sich keineswegs verzinset. Den Nutzen davon zieht mittelbar der allgemeine Verkehr, am unmittelbarsten die Zunft der Gastwirthe. So war z. B. an einem schönen Morgen im Zähringer Hof der Zudrang so stark, daß die Table d'hote urplötzlich in den größern Saal verlegt werden mußte, bevor darin noch alle Vorbereitungen vollendet waren. Dasselbe Haus war übrigens auch den ganzen Winter über von Gästen besetzt gewesen. — Mit dem Monat Juni hat sich zu den neuern Gasthöfen ersten Ranges ohne Bäder, dem englischen und dem europäischen, nun auch der rheinische Hof, unmittelbar neben der Post, gesellt; das Haus ist äußerst günstig gelegen, geschmackvoll erbaut, prächtig eingerichtet und mit vortrefflicher Bedienung in allen Stücken ausgestattet, ganz wie es für Ort und Zeit sich schickt. Zu den Häusern ersten Ranges gehört auch sein vorigem Jahr der holländische Hof mit seinem eleganten Café, früher als „goldenes Lamm" schon vortheilhaft bekannt. — Unter den diesjährigen ganz frühen Gästen erblickten wir den Grafen und die Gräfin Stroganoff mit ihrer liebenswürdigen Tochter. Sie wollten nur durchreisen, doch blieben sie bis zum dreiundzwanzigsten Juni, und die Gesellschaft gab sich bereits der Hoffnung hin, sie länger noch in ihrer Mitte zu besitzen, so daß man sie zeit mit doppelten Bedauern scheiden sah, eingedenk des angenehmen Verkehrs im vorigen Jahr; der erlesene Kreis, welchen Stroganoff damals während der Saison um sich versammelte, würde in ganz Baden keinen passenden Raum gefunden haben, wenn nicht Benazet zu diesem Behuf ihm für mehrere Abende die Remmonsäle zur Verfügung gestellt hätte. Diesmal nun galt der erste sehr belebte Ball am neunzehnten Juni zugleich als Abschiedsfest.

(Schluß folgt.)

Charade.

1. 2. ist weißer Schnee,
2. ist der schwarze Grund,
Auf dem die todte See
Und Jammers viel entstund.

Ein Paradies 1. 2.
Wenn 2 nur Hölle ist;
Doch beide einerlei
Für dich, o Räuslist!

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 7. Juli 1841.

Siehe, da wimmeln die Märkte, der Kraken von fröhlichem Leben,
Seltſamer Sprachen Gewirr brauſt in das wundernde Ohr.
Schiller.

Der Wollmarkt in Breslau.

Tauſende von Menſchen aus der Provinz Schleſien von nah und fern ſtrömen nach der Hauptſtadt. Unter ſie miſchen ſich eine Menge Ausländer, fremde Kavaliere, der Mehrzahl nach aber Kaufleute. Der Wollmarkt iſt es, was Alle dahin zieht. Man ſollte faſt meinen, die engbegrenzte, in ſich faſt übervölkerte Stadt könne dieſe Menſchenmaſſe nicht aufnehmen. Es füllen ſich aber auch faſt alle bewohnbaren Räume, und wer nicht im voraus Quartier beſtellt hat, iſt ſchlimm daran.

Breslau hat nur drei, verhältnißmäßig nicht große, öffentliche Plätze. Auf zweien derſelben, dem großen Ringe und dem Blücherplatze, wird die Hauptmaſſe der Wolle untergebracht, deren Gewicht ſich leicht auf 60,000 Centner beläuft. Wir denken uns als eben ankommend, und werden, indem wir den großen Ring betreten, alsbald von Tauſenden in die Mitte genommen. Während wir mit dem Strome ſchwimmen, ertönt alle Augenblicke der Ruf: „Vorgeſehen!“ und wer ihm nicht augenblicklich folgt, bekommt derbe Stöße oder wird wohl gar niedergerannt. Es ſind die Sackträger, welche das ganze Jahr nicht fein, am Wollmarkt aber in ihrem Elemente ſind. Da geht es bald in die Hauſer hinein, bald aus denſelben heraus, und zwar ſtets im kurzen Trabe. Wir werfen einen Blick in eines dieſer Häuſer; da ſteht Sack an Sack, wie die Würſte in einer Fleiſchbude, neben einander ſenkrecht aufgeſtellt und oben mit Stricken befeſtigt. Daneben ſtehen die Eigenthümer und legen eine oft über acht Tage dauernde Geduldprobe ab, wofür ſie ein halbes Jahr Ablaß verdienen. Zwiſchendurch gehen die Käufer, die mit kannibaliſcher Wuth in den Eingeweiden der Säcke wühlen.

Gehen wir weiter, auf den Platz, wo Held Blücher mit zürnender Stirn und flatterndem Mantel einherſchreitet, umgeben von Zelten, die wir ohne weiteres für ein Feldlager halten möchten, wenn nicht das Kleid des friedlichſten der Thiere da und dort hervorleuchtete. Das Drängen und Treiben, das Stoßen und Schreien, das Geraſſel der Wagen könnte uns freilich in der Täuſchung erhalten, es führe der große Feldherr ſo eben ſeine Getreuen in den Kampf. Aber es klirren und blitzen keine Waffen, es tönen keine Trommeln und Fanfaren; ein einziger Blick zeigt uns den unblutigen Kampf. — Auf der andern Seite des großen Ringes ſtoßen wir auf ein ähnliches Lager, in welchem wir vielfach die polniſche Zunge unter der deutſchen vernehmen.

Nachdem wir ſo eine Totalüberſicht der äußern Erſcheinung des Marktes gewonnen, wollen wir ein wenig in ſeine innern Verhältniſſe eindringen. — Zuerſt zeigt er uns die Grundbeſitzer und ihre Beamten in allen

Digitized by Google

Schattirungen, wie die verſchiedenen Landſtriche ſie hervorbringen. Sie bilden eine viel längere Stufenleiter, als man nach der Größe des Landes vorausſetzen ſollte. Die von den Quellen der Oder und Weichſel hergekommen, haben einen ganz andern Habitus als die im untern Zipfel des Landes, an der Oder und Wartha wohnen, und kaum iſt der Mittelſchleſier, als Grundtypus des Volkes, mehr vom Schwaben verſchieden, als jene beiden von einander. Faſt der vierte Theil der Genannten ſpricht polniſch, daneben aber auch deutſch, und zwar eines ſo wenig korrekt als das andere. Nur zehn Worte darf man mit dieſen Miſchlingen wechſeln, und man hat ſie erkannt. In Einem aber kommen ſie Alle ſo ziemlich überein, und das iſt bei den Grundbeſitzern das Halten auf ihren Adel, bei den Beamten eine geſuchte Ruſticität, in welcher ſehr viele wahrhaft excelliren. An Ausnahmen fehlt es freilich auch nicht.

Faſſen wir ein wenig Poſto und laſſen die Menge an uns vorbeiziehen. Ich ſtehe dafür, auch der Neuling wird, bei einiger Beobachtungsgabe, alsbald die verſchiedenen Individuen nach ihrem Stande bezeichnen können. Da ſtreichen mit etwas bedenklichen Mienen, die aber das hohe Bewußtſeyn des Werthes, den ihnen ihr Stand gibt, klar durchblicken laſſen, ſchmucke Ritter an uns vorüber. Wer ſie auch nicht am Wimpel auf der Oberlippe erkennt, der ſehe nur auf ihre Ferſen, nach den blinkenden Zeugen der Ritterſchaft. — Schmul und Saul ſchielen vielen zwar mit bedeutſamem Blicke nach, aber ſie achten dieß wenig, weil ja die Schafe ihren Pelz für ſie zu Markte gebracht haben, womit man jenen Spitzbärten das Maul ſtopfen wird. Und erratbet ihr nicht an der breiten Mundart und dem kernbäuerlichen Weſen, wer die ſind, die da mit lautem Zwiegeſpräch den Markt beleben helfen, obgleich ſie feſt gebeftet an die Säcke ſitzen müſſen, bis ein wohlthätiger Käufer den Zauber löſt? — Auch züchtige Hausfrauen und ſchmucke, naive Töchter wandeln in Menge umher; denn es iſt bei vielen Beamten faſt eine Klauſel im Ehekontrakte, die Gattin zuweilen mit auf den Wollmarkt zu nehmen, damit ſie die Freuden und Leiden des Angetrauten theile. Faſt aber möchten die Breslauerinnen dieſen Eindringlingen den Krieg erklären; denn es gibt viele frevelnde junge und alte Männer, die da glauben und ſogar öffentlich ausſprechen, man ſehe nur zur Zeit des Wollmarktes in Breslau eine Menge hübſcher Geſichter. — Seht da die Söhne Albions mit zurückgeſchlagenen Rockarmeln, wie ſie den Markt durchziehen, wie ſich die Mäkler an ſie klammern, damit ihnen ja nicht die Proviſion entgehe: jene meiſt lang und hager, mit dem unverkennbaren Stempel des Handelsmanns; dieſe erkennt der erſte Blick als Kinder Iſraels. Aber zwiſchen ihnen ſehen wir auch leichte Franzoſen und kernhafte Niederländer. — In langen Zügen kommen noch immer die mit Wolle beladenen Wagen zu allen Thoren herein; während ſie das Gut auf dem Markte abladen, finden ſich unterdeß die Händlerwagen ein, welche das Erkaufte alsbald wieder wegbringen. So wechſelt das lebendige Bild jeden Augenblick.

Sehr intereſſant iſt es, die verſchiedenſten Nationalitäten ſich hier bewegen zu ſehen. Der Schleſier, der Oeſterreicher, der Sachſe repräſentiren deutſche Eigenthümlichkeiten; der Pole zeigt ſich in ſeiner Originalität; der Engländer gibt uns das vollendete Bild des Kaufmanns; der Wollkäufer aus Frankreich iſt durch und durch Franzoſe; der Rheinländer und Belgier vermitteln den Uebergang von ihm zum Deutſchen. Ehemals ſah man auch Nordamerikaner; ſie bleiben ſeit einigen Jahren wieder aus. — In das bunte, mitunter etwas wirre Leben und Treiben greift die Polizei nur leiſe und faſt unmerklich ordnend ein. Man muß ihr das Lob geben, daß ſie nur ſchützt, nirgends beläſtigt, daß es ihr aber gelingt, Unfug zu verhüten und überall Ordnung zu erhalten.

(Schluß folgt.)

Der Familienſchild.

(Fortſetzung.)

Theophile ſaß unbeweglich in derſelben Lage in ſeinem Zimmer, bis es völlig dunkel geworden war; zu der übrigen Qual ſeiner Gedanken hatte ſich eine namenloſe Angſt vor dem nahen Tode, der ihm, wie er glaubte, unvermeidlich ſey, geſellt, daß er an allen Gliedern zu zittern begann. Er ſprang auf und rief ſchwerathmend die Worte: „Nein, das iſt nicht auszuhalten! beſſer auf der Stelle, als nach der Folter einer Reihe von Tagen voll Todesqualen! ja auf der Stelle! Jeanne ſoll dabei ſeyn — Jeanne Preſtot muß auch ſterben!“ — Hier wurde ſeine Thüre geöffnet und der Baron trat ein. „Guten Abend,“ ſagte er freundlich; „was halten Sie denn für Selbſtgeſpräche in der Dunkelheit? Hören Sie einmal, Herr Cachard, ich trug Ihnen neulich auf, den Wappenſchild abnehmen zu laſſen; Sie werden es vergeſſen haben, aber beſorgen Sie es morgen in aller Frühe, ehe meine Tochter aufgeſtanden iſt; ſie hat mir eben eine beſondere Unruhe wegen der Gefährlichkeit des alten Zierraths geäußert, und es iſt in der That unverzeihlich, daß er nicht längſt weggeräumt iſt, da uns ohnehin das ganze Wappen ja nichts angeht. Sorgen Sie alſo dafür, daß Clara ihn nicht mehr in ſeinen alten Klammern ſieht.“ — „Jeanne Preſtot wird mit in den Tod

Digitized by Google

gehen; ich habe ihren Wehegeschrei gehört," versetzte der junge Verwalter. Der Baron sah verdutzt den Sprechenden an, dessen Stimme er kaum wieder erkannte, weil sie einen unbeschreiblich hohlen Ton angenommen hatte; er konnte die Gestalt wegen der Dunkelheit fast nicht mehr unterscheiden; aber zwei blitzende Augen leuchteten ihn aus dem Düster wie die eines unheimlichen Nachtvogels an. Ein Grauen überlief ihn. „Herr Cachard," sagte er und trat ihm um einen Schritt näher; als er keine Antwort erhielt, fand er es für besser, das Zimmer zu verlassen und in das Herrenhaus zurückzukehren.

Etwa eine Stunde später hüpfte eine Laterne über den dunkeln Hof von Mopencourt; es war der Hausknecht, der in einem der Ställe nach einem kranken Rinde sehen wollte, und sie, rasch zuschreitend, in der Hand schwenkte. Als er die Thüre des Nebengebäudes fast erreicht hatte, sprang ihm eine Gestalt daraus entgegen, die eine schwere Stange in der Hand hielt, wie man sie zur Stütze junger Obstbäume braucht und in jenem Gebäude aufbewahrte. Der Mann fuhr erschrocken zurück, hatte aber die Fassung, mit der Laterne dem Fremden in's Gesicht zu leuchten. „Ei, Herr Cachard," sagte er beruhigt; „meinte ich doch, ein Gaudieb wolle mir zu Leibe. Aber wie sehen Sie denn aus?" Der Verwalter schob ihn heftig bei Seite und sprang an ihm vorüber. — „Sieh, sieh, springt wie eine junge Katze und sah aus wie ein Spuk oder eine Leiche so blaß; was ist's mit dem Cachard?"

Auch der Baron fragte im hellerleuchteten Gesellschaftszimmer, wo die Tante den Thee servirte und die Jagdfreunde Auguste sich neckend um Herr Schmand gruppirt hatten, der heute ungewöhnlich geduldig und schweigsam war: „Was ist's denn mit dem Cachard?" — Clara ging hinaus, die Tante wußte keine Antwort zu geben, die jungen Männer schwatzten fort. „Herr Schmand, warum haben die friedlichsten Nationen das Pulver erfunden, die Chinesen, die geborene Krämer sind, und die metaphysischen Deutschen?" so fragte einer der jungen Herrn. — „Herr Schmand, wer hat die Alterthumsforscher erfunden?" fragte Auguste. — „Der, welcher die Junker gemacht hat," sagte Schmand. — „Um das Gleichgewicht zwischen nützlichen und unnützen Thieren wieder herzustellen, wollten Sie sagen?" fiel jener lachend ein.

„Auguste!" rief der Baron mit verweisendem Tone; Auguste aber hörte ihn nicht, er sprang aus dem Kreise und starrte mit vorquellenden Augen entsetzt seinen Vater an, durch dessen Gestalt in diesem Augenblick ebenfalls ein krampfhaftes Zucken rieselte: man hörte denselben Larm, der vor wenigen Tagen die verweisende Rede des Barons unterbrochen hatte, eine Sekunde darauf denselben Schrei, nur leiser, kürzer abgebrochen, aber laut genug, daß die ganze Gesellschaft in einen Ruf erschrockenen Staunens ausbrach und sich der Thüre zudrängte. Man kam in die Halle; die Hausthüre war geöffnet, draußen auf dem Perron stand der Hausknecht und bückte sich, um mit seiner Laterne eine Gruppe zu beleuchten, die einen gespenstisch grausenhaften Anblick in dem grellen, gelben Scheine der zitternden Dochtflamme darbot.

Theophile Cachard lag der Länge nach am Boden, von Blut bedeckt, das aus einer großen Wunde in der Gegend der rechten Schläfe strömte; über ihn, an seiner Brust, seinen Nacken umklammernd, aber bewußtlos und in der tiefsten Ohnmacht, wie es schien, war Clara hingeworfen; rund umher und über die Treppenstufen hinunter gestreut lagen Stücke und Trümmer von zerbrochenem Sandstein. „O Gott, o Gott! ist sie todt? Clara, Clara!" rief der Baron und hielt sich an dem Rahmen der Thüre aufrecht; Auguste kniete nieder und hob seine Schwester schluchzend an seine Brust, „Essig, gebrannte Federn!" rief Herr Schmand und rannte die Tante um; der Hausknecht aber hob sich aus seiner gebückten Stellung empor und ließ den Schimmer seiner Leuchte auf die bleichen Gesichter der entsetzten Gruppe fallen, welche sich in der Thüre zusammen drängte. „Seyn Sie nur ruhig, Herr Baron, 's hat nichts zu sagen," sagte er; „der tolle Mensch hat sich das Wappen auf den Kopf herabgerüttelt und eins an die Schläfe gekriegt; aber 's hat nichts zu sagen, er stirbt nicht davon und Fräulein Clara" — und der Mensch lachte — „Fräulein Clara sind aus der Thüre gekommen und haben gekrischen, wie der Cachard schon lag, und der Stein auch. Ich sah's: es war wie'n Blitz, da warfen Sie sich neben ihm nieder und sind ohnmächtig geworden."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Ende Juni.

(Schluß.)

Fr. Soulié's Prophezeiung. — Tieck. — Witterung.

Den Namen Stroganoff ausprechend und der Saison von 1840 gedenkend, ist es unmöglich, nicht einer Prophezeiung zu erwähnen, welche damals im Scherz der Verfasser der Denkwürdigkeiten einer hohen Person von zweifelhaftem Ruf aussprach, und welche sich seitdem zu unser aller gräßlichem Trost im Ernst erfüllte. Es ist nämlich zu wissen, daß im vorigen Jahr zu Baden ein Mann von starker, untersetzter Gestalt, etwas vorgebeugter, fast möchte ich sagen türkischer Haltung erschien, dessen ruhiges Antlitz, von geistreich heiterem und doch so ernstem Ausdruck, dunkles Haar, starke Brauen und ein üppiger Schnurrbart beschatteten, welch letzterer nicht ohne Vorbedacht über die Lippen hinabgezogen war. Dieser Mann war Frederic Soulie, der Herausgeber eines höchst verrufenen, aber überaus anziehenden

Digitized by Google

Buches, welches neben der letztgenannten Eigenschaft auch noch den Titel der Memoiren des Teufels mit einem Wort unseres seligen Hauff gemein hat. Welche Abgeschmacktheiten nun auch Soulié über Deutschland geschrieben habe, sein erster Brief im Journal des Débats war mit guter Laune, Witz und gesundem Urtheil abgefaßt, und nachdem er darin gewisse Baustreitigkeiten erzählt, zu deren Vermittlung auch Strogauoff das seinige beigetragen, schließt er sperrend mit der obenerwähnten Weissagung, wie folgt: „das war der Streit, der mir für das europäische Gleichgewicht überaus gefährlich erschien, und in welchen Diplomaten ersten Ranges auftraten. Die friedliche Lösung dieser wichtigen Angelegenheit läßt mich hoffen, daß auch die orientalische Frage sich entwirren wird. Die Diplomatie müßte sehr ungeschickt seyn, wenn sie nicht die Interessen der Könige und Völker in Einklang bringen könnte, nachdem es ihr gelungen, die aufs geregte Eitelkeit der Weiber zu beschwichtigen und zu versöhnen." — Gegen Ende des Mais ist Thiers hier eingetroffen, und wird erst in diesen Tagen nach Potsdam abreisen. Sein äußeres Ansehen ist greisenhaft geworden, doch hat sein helles Auge nicht ocalitert, und nicht der rege, frische Geist. Während seines Hierseyns hat der verehrte Dichter vom König Louis Philipp das Kreuz der Ehrenlegion zugesendet erhalten. — Der Monat Juni war bisher mit wenigen Abwechselungen von unerfreulichstem Wetter getrübt, das erst in den letzten Tagen sich bleibend aufgeheitelt hat; doch hat das der Frequenz nur wenig Eintrag gethan, und nach dem obenerwähnten Ball vom neunzehnten bisher noch eine stark besuchte Reunion stattgefunden. Die kanen, milden Abende sind von zahlreichen Spaziergängern belebt, die bei dem Schall einer wohnweisen Musik vor dem Conversationshaus aufs und abwandeln, und zum Theil auch abwechselnd in den glänzenden, lampenhellen Saal sich verfügen, wo der Rest des Abends endlich sie alle zu vereinen pflegt. — In den Pfingsttagen hatte die Versammlung süddeutscher Forstleute statt, die ihre lehrreichen Sitzungen im Rathhaussaal abhielt. — Wo ehedem der Salon des arts aufgestellt war, handhiert jetzt eine Pariser Modehändlerin, Madame Lechat. Meyler hat überhaupt noch keinen seiner würdigen Nachfolger hier erhalten, und dürfte ihn auch schwerlich bekommen, weil die Kosten sich sehr hoch belaufen und das Wagnis groß ist; eher dürfte ein Spekulant seine Rechnung finden, der mit Genredildern moderner Maler herkäme.

Paris, Juni.

(Schluß.)

A. Dumas. — V. Hugo. — Lamartine.

Von diesem Alex. Dumas, welcher bekanntlich krauses, wolliges Haar und eine Gesichtsbildung wie ein Mulatte hat, wird folgende komische Anekdote erzählt. Ein Engländer hatte einen angesehenen Manne in Paris einen jungen Amerikaner empfohlen. Dieser besand sich eben zum Frühstücke bei dem Pariser, als Alex. Dumas zum Besuche eintrat und auch zum Frühstücke gezogen wurde. Alsdald verstummte der bisher gesprächige Amerikaner, aß und trank nicht mehr, entfernte sich bald unter dem Vorwande dringender Geschäfte und erschien seitdem nicht mehr bei dem Hausherrn. Dieser hatte einige Zeit nachher Gelegenheit, mit dem Engländer zu sprechen, welcher ihm den jungen Amerikaner empfohlen hatte, und beschwerte sich über das sonderbare, unschickliche Betragen des letztern. Dieses Betragen, erwiderte der Engländer, will ich Ihnen erklären; er hat sich schriftlich gegen mich darüber geäußert. Sie haben mit ihm einen Mulatten zu Tische gezogen, und Sie wissen, daß ein Nordamerikaner es für einen unauslöschlichen Schimpf hält, mit einem farbigen Menschen an Einem Tische zu sitzen. Erst nach einigem Besinnen fiel es dem Pariser ein, daß Alex. Dumas ihn an jenem Tage besucht hatte, und dieser also der vermeintliche Mulatte sey, welcher den Nordamerikaner zur schleunigen Flucht bewogen.

Das Theâtre français hatte Victor Hugos vielbesprochene Aufnahme in die Académie française für eine schickliche Gelegenheit gehalten, um dessen Schauspiel Hernani wieder vorzunehmen, welches vor elf Jahren Klassiker und Romantiker in Bewegung setzte und gegen einander in Harnisch brachte. Die Zeiten haben sich geändert; Hernani erregt nicht mehr den enthusiastischen Beifall einer Partei und den Abscheu der andern; das Publikum betrachtet es unbefangen einiger sachnen und mit vielem Talente angelegten Auftritte als ein schlechtes Theaterstück, und läßt es unbeachtet. Die Darstellungen konnten wegen der allgemeinen Gleichgültigkeit nicht fortgesetzt werden, und dieses Stück ist nun so gut als verdammt, wenn sich nicht einmal irgend ein gestrandeter Schauspieler der Hauptrolle annimmt und derselben ein ganz neues Ansehen gibt. Ueberhaupt ist man nun so ziemlich darüber einverstanden, daß Victor Hugo mit allem seinem Talente niemals im Stande gewesen ist, ein gutes Theaterstück hervorzubringen. Er scheint es selbst einzusehen, und bringt wenigstens seit einigen Jahren kein neues Lust- oder Trauerspiel mehr auf die Bühne. Sein Ruy Blaz auf der verunglückten Bühne des Renaissance-Theaters war, wenn ich mich recht besinne, sein letzter Versuch dieser Art. Das gegen bietet er jetzt mehr Lyrisches als sonst, und scheint sich auf diese Gattung zu beschränken. Auf Lamartine ist man jetzt allgemein ungehalten wegen seines letzten Gedichts, das eine Antwort auf das bekannte deutsche Lied seyn soll, das aber kleine Tagesblätter ein Kosakenlied nennen. Auch hat es nicht an ernsten Kritiken und Antworten gefehlt. Lamartine zeigt sich größer, wenn er wichtige Interessen behandelt, z. B. die Emanzipation der Sklaven, die Abschaffung der Todesstrafe, die Behandlung der Findelkinder u. s. w. Wenn er sich in kleine Tagesintereressen einlassen will, wird er auch kleinlich, und zeigt sich nur als Parteigänger. Das Dichten scheint sich bei ihm mit dem Politisiren nicht wohl zu vertragen. Seitdem er in der Deputirtenkammer sitzt, hat er nur mittelmäßige Gedichte gelesen, und mit seinen Meditationen scheint es aus zu seyn. Ueberhaupt verwenden jetzt viele Modeschriftsteller ihre Zeit auf kleinliche Dinge. Das Journal la Presse hat mehrere derselben in Beschlag genommen, um Feuilletons für dasselbe zu schreiben. Diese Feuilletons sind meistens Novellen oder Romane; das Publikum scheint Behagen daran zu finden, solche Erzählungen täglich stückweise zu bekommen. Deßhalb haben fast alle Tagblätter einen Mitarbeit begonnen, um der Presse den Rang im Romanliefern abzulaufen; sogar das Journal des Débats, das sonst den Ton angab, muß es machen wie die andern, und hat ebenfalls seine Novellenschreiber. Somit sind die Feuilletons der politischen Journale die Lieblingslitteratur der Damen geworden, welche den Herrn den obern Theil des Journals überlassen und nur das Feuilleton für sich in Anspruch nehmen; sogar die Provinzialblätter ergeben sich der Novellistik, und liefern politische Rasonnements für Herren, und Novellenfeuilletons für ihre Frauen und Töchter. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 8. Juli 1841.

I cannot mend it, I must needs confess,
Because my power is weak, and all is left.
But, if I could, by him that gave me life —
Shakespeare.

Der Familienschild.

(Schluß.)

Man brachte Beide in's Haus und Clara wachte bald aus ihrer Ohnmacht auf. Theophile wurde ebenfalls in's Leben zurückgerufen, aber nicht zum Bewußtseyn; er lag mehrere Tage in den Phantasien eines heftigen Fiebers, dem eine völlige Entkräftung von mehreren Wochen folgte. Als er endlich genesen, war auch die fire Idee verschwunden; die Vergangenheit schien ihm wie ein Traum zu seyn; aber er vermied, von ihr zu sprechen, und als ihn einst Clara fragte, ob er sich habe tödten wollen durch das Herabschlagen des alten Wappens, wandte er sich auf seinem Lager um und gab keine Antwort. Clara hatte ihn während seiner ganzen Krankheit nicht verlassen; sie hatte ihn gepflegt, bei ihm gewacht, sie hatte jeden seiner Athemzüge belauscht. Das Krankenzimmer war ja auch ihr einziges Asyl geworden gegen die bittern, vorwurfsvollen Blicke ihres Vaters, gegen die verweinten Augen ihrer Tante, gegen Augusts giftige Reden, die sich oft in einen drohenden Fluch als Pointe endigten, indeß der Baron während all jener Tage kein einziges Wort an sie richtete. Nur die Tante versuchte leise Ermahnungen, aber ohne Erfolg; Clara geberdete sich dabei wie eine Löwin, der man ihr Junges abschwatzen wollte.

Der Eclat war zu groß; das Verhältniß des Fräuleins von Esch zu dem Verwalter ihres Vaters war offenkundig geworden; es ließ sich nichts thun, als diesem nach seiner Genesung die Weisung zu geben, binnen vier-und-zwanzig Stunden Moyencourt zu verlassen und Clara zu befehlen, so oft Gäste da seyen, auf ihrem Zimmer unsichtbar zu werden — eine Aufgabe, der sie mit dem willigsten Gehorsam nachkam. Cachard packte am nächsten Morgen seine geringe Habe zusammen und ging nach Paris.

Der Schluß unserer Geschichte ist bald erzählt. Zur größten Verwunderung aller klugen Leute in Europa und des Herrn Schmand insbesondere, ereignete sich zwei Jahre später, was Theophile Cachard als pium votum dem Alterthumsforscher geäußert hatte, wie sie zusammen auf dem bemoosten Steine unter den Fichtencandelabern gesessen. Die Pariser nämlich, als ob sie bei dem jungen Verwalter in die Lehre gegangen, schlugen die Geschichte todt, um das Geschehende lebendig zu machen; sie zapften nebenbei allem, was eine Geschichte hatte, so viel Blut ab, daß die arme Clio den Verstand darüber verlor und, wie gewöhnlich kindisch werdende Leute, nur noch der Ereignisse ihrer Jugend sich zu erinnern wußte, der uranfänglichen republikanischen

Digitized by Google

Formen aus der Periode ihrer Lebenszeit, in welcher sich zuerst das Bewußtseyn in ihr entwickelt hatte. Ihr mittleres Alter wurde in Vergessenheit gehüllt. Damit stand im Zusammenhange, daß der Freiherr von Esch sich eines Abends kummerschwer als Baron zu Bette legte und am andern Morgen als Citoyen Esch wieder aufstand, obwohl ganz lustig, wie immer, die Spatzen auf der Fensterbank flatterten, die Linde davor ihre duftigen Zweige schaukelte und die Kornfelder drüben im gedeihlichsten Sonnenschein die grünen Halme in violetten Wellenschlägen bewegten. Auch wurde es Abend und Morgen, und die Welt stand und ging nicht unter, und der neue Verwalter lächelte, wenn er vom Citoyen Esch seine Anweisungen zu holen kam, die früher des Herrn Barons Befehle geheißen hatten. Nur Herr Schmand machte sich aus dem Staube und flüchtete seine genealogischen Notizen, seine Stammbäume, seine heraldische und andere Weisheit nach Deutschland.

In dem Empfangzimmer von Moyencourt stand einige Monate später ein blühender, strenge, aber dennoch etwas verlegen aussehender junger Mann in langer blauseidener Robe mit goldenen Stickereien, eine dreifarbige Schärpe über der Brust, mit deren goldenen Fransen seine Finger sich beschäftigten, eine hohe schwarzseidene Toque auf dem Kopfe und einen Galanteriedegen mit silbernem Griff an der Seite; wer näher zugesehen, hätte die Worte: liberté, égalité in emaillirter Schrift darauf gelesen.

„Sie glauben meine Sicherheit verbürgen zu können, Citoyen Präfekt?“ sagte der Baron, der vor ihm stand. — „Seyen Sie ohne Sorge. Man wird Ihnen für Moyencourt nicht ein Drittheil des Werthes bieten, wenn Sie es verlassen und nach Deutschland ziehen wollen; auch ist die Emigration mit zu vieler Gefahr verbunden.“ — „Aber das Majorat ist aufgehoben,“ fiel der Baron ein; „die Baronie wird nach meinem Tode zersplittert, und die Familie —“ — „Sie müssen einen Schwiegersohn finden, der auf den Antheil verzichtet, welchen das Gesetz Fräulein Clara an Ihrer Baronie zuerkennt. Lassen Sie mich diesen Schwiegersohn seyn, Citoyen Esch!“ — „Nun, Gott walt's, Citoyen Theophile Cachard!“ sagte der Baron nach einer Weile Nachdenkens und schüttelte seufzend die dargebotene Hand des Präfekten seines Departements.

Der Wollmarkt in Breslau.

(Schluß.)

Wo so viele Menschen versammelt sind, da will man auch Unterhaltung. Jeder Ort hat darin seine Eigenthümlichkeit. Was sie in Breslau bedingt, ist vorzüglich die Reichsbürgerlichkeit mit dem altpolnischen Anstrich. Ein wenig sarmatisch sind die meisten Gasthöfe, und nur in den hohen Preisen ahmen sie die der Hauptstädte Deutschlands nach oder überbieten sie gar. Wehe dem Fremden, der nicht im voraus auf Quartier bedacht gewesen ist! Er muß sich auf Discretion ergeben und sein Beutel wird hart in Anspruch genommen. Zur Zeit des Wollmarktes ist alles, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, viel theurer und meistens viel schlechter als sonst. Die Breslauer Küche ist an sich nicht luculliſch, wird aber in dieser Zeit noch homöopathisch verdünnt. Fast possierlich ist es, wenn man die Oesterreicher darüber jammern hört. Der Schlesier findet sich darein, er ist daran gewöhnt. Sonderbar kommt es dem Fremden auch vor, wenn er an der Wirthstafel den Wirth selbst den Aufwärter machen sieht; er geräth in Verlegenheit, wenn er ihn als Kellner behandelt und hinterher den Herrn in ihm kennen lernt.

Ein wichtiges Intermezzo im langweiligen, lästigen Markttreiben macht das Wettrennen. Als es das erste Mal gehalten wurde, galt es bei den Breslauern und fast allen Provinzialen für ein Mirakel; man strömte in Massen hin, ließ sich drängen und drücken und fand sich dennoch befriedigt. Dieß nimmt aber von Jahr zu Jahr mehr ab, und es ist Aussicht vorhanden, daß es zur historischen Erinnerung werden wird. Schon kommt es vor, daß ein einzelner Renner mit sich selbst den Wettkampf besteht. — Mit der Thierschau geht es nur wenig besser. Indessen bietet dieselbe in der That Thiere von seltener Größe und Schönheit und zeigt augenscheinlich den hohen Stand und die steten Fortschritte der schlesischen Landwirthschaft.

Auch die Gärten muß einer, der den Wollmarkt besucht, kennen lernen. Da steht Krolls Wintergarten an der Spitze, der in der That weit und breit seines Gleichen sucht. Es ist wahrlich Schade, daß Gott Plutus dem Manne nicht eben so freundlich ist, wie Gott Jocus; es ist zu fürchten, daß alle die Herrlichkeiten über ein nicht gar Langes zu Wasser werden. — Ganz eigenthümlich sind die alten Breslauer Gärten, die, wenn man darin ist, vielmehr wie Säle aussehen, die den Himmel zur Decke haben. — Wir nehmen unsern Kaffee in einem derselben und können uns nicht erklären, was für ein Zusammenhang zwischen den vielen gereichten Düten und den dafür zurückgegebenen Zeichen besteht, wodurch ein steter Verkehr zwischen Gästen und Aufwärtern unterhalten wird. Ein Kundiger löst uns das Räthsel. Es ist eine uralte Sitte, deren Abschaffung schon mehrmals vergeblich versucht wurde, daß die Gäste ihren Kaffee und Zucker selbst mitbringen, beides abgeben und dafür ein blechernes Zeichen in Empfang nehmen,

Digitized by Google

wofür sie dann eine Portion Kaffee erhalten. Sie bilden sich ein, sie bekommen ihn auf diese Art reiner und besser, obgleich die ganze Maße in einen Topf geschüttet und damit ganz so gebahrt wird, als wenn ihn der Kaffeewirth selbst gegeben hätte. Trotz dem würde einem ächten Breslauer kein Tropfen schmecken, wenn er nicht sein Dütchen mitgebracht hätte. Für die Sahne und das Kochen wird extra gezahlt.

Dem Corso in den italienischen Städten zu vergleichen ist die Promenade, welche sich um den größten Theil der Stadt zieht und aus den ehemaligen Festungswällen entstanden ist. Hier wimmelt es gegen Abend von Lustwandelnden, und es treffen sich da viele Bekannte, die sich im Marktgewühl vergeblich gesucht haben. — Wie wenig aber die Breslauer den Sinnengenüssen fröhnen, zeigt sich klar darin, daß auf dieser ganzen Lustwandelbahn, die weit länger ist als eine viertel deutsche Meile, nur ein einziges besuchtes und ein unbesuchtes Kaffeehaus besteht; ja daß selbst das erstere sogar zur Zeit des Wollmarktes meist bald leer steht. Nicht einmal Konzerte und Illuminationen füllen die Räume völlig. Geht es doch mit dem Theater, das anderwärts kaum einer Provinzialstadt genügen würde, nicht besser. Wir wollen dem neuen, Breslau angemesseneren eine günstigere Aera wünschen. Die Breslauer sind die getreuen Typen ihrer Landsleute, gewerbsam, aber nicht vergnügungssüchtig. Unter allen deutschen größern Städten hat in diesem Stücke Augsburg die meiste Aehnlichkeit mit Breslau.

Nur noch wenige Worte von den Nektarquellen des Schlesiers. Die Bierhäuser sind es, wo sie sprudeln. Wir sehen von den Massen ab, denen der Schnaps den höchsten Genuß gewährt. Immer eifriger ist man darauf bedacht, besseres Bier zu brauen, und seitdem Bayern das seinige dahin sendet, ist man bemüht, es überall nachzumachen. Dieß hat der ganzen Brauerei einen Aufschwung gegeben, dessen wohlthätige Folgen schon jetzt sichtbar werden, indem Viele, die das fast krank machende Getränk, Bier genannt, nicht mochten und sich zum Schnapse hielten, nunmehr zum besseren Biere zurückkehren. Zur Zeit des Wollmarktes wird es in ungeheurer Menge getrunken.

In hastiger Eil verlassen die meisten Wollproduzenten die theure Stadt, sobald sie nur ihr Produkt verkauft, das Geld einkassirt, ihre Verbindlichkeiten gelöst und das Uebrige in ihrem Kasten haben. Je nachdem der Verkauf mehr oder weniger günstig war, bringen sie freundliche oder düstere Gesichter zu ihren Laren.

Lacrymae Christi.

In der dunkeln Bergeshalle,
Tief im Schooß der alten Nacht,
Wo bei mächt'gem Hammerschalle
Ueber'm Kerne der Metalle
Stumm der alte Wächter wacht,
Auf dem ew'gen Schöpferherde
Glüht der Funke, der das Werde
In die Erdennacht gebracht.

Stets geschäft'ge Geister tragen
Stoff bei Stoff behend heraus,
Schüren, wühlen, ziehn und jagen,
Bis die Flammen aufwärts schlagen,
Ohne Rast und ohne Ruh;
Und im heißen Flammenkusse
Schmilzt die Masse, die im Gusse
Ueberbraust die Riesentruh.

Schau, die rauchumwölkte Krone
Rings umlagernd weit und breit,
Schemel dem verkohlten Throne,
Schicht bei Schicht, wo reichem Lohne
Seinen Schweiß der Winzer weiht;
Seit Jahrtausenden beschweren
Dort des Weinstocks glüh'nde Zähren
Tropfen würz'ger Seligkeit.

Als in heitrem Morgenstrahle
Der Olympos noch bestand,
Schenkte in krystallner Schaale
Den Unsterblichen beim Mahle
Diese Tropfen Hebe's Hand;
Aber bei den Erdensöhnen
Ward der Nektar Wonnethränen
Der Olympier nur genannt.

Heut nicht schwächer, wenn auch neuer,
Braut auf der verkohlten Glut
In lebend'ger Hochzeitfeier
Erdenflamm' und Himmelsfeuer
Jenes würz'ge Lebensgut,
Doch nicht mehr als Wonnethränen
Sel'ger Götter — schmerzlich Sehnen
Hat getauft das Rebenblut. — —

Digitized by Google

Hier auf untergangner Städte
Tempeltrümmern, wo sich jäh
Mächtiger Erinnrung Kette
Aus der Vorwelt Grabesbette
Ueberschlingt um Fern' und Näh,
Deutschlands Blüth' in Kraft und Tugend
Lebensvollgruß enger Jugend
Hier bei Christi Lacrymae! —

Pompeji, 30. Sept. 1840.

Heinrich Stieglitz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juni.

Große Kunstausstellung. — Städtische Gemäldegalerie. — Saison in Wiesbaden. — Bentlers Lampen.

Im Mai hatten wir im Turnus die große Kunstausstellung des rheinischen Kunstvereinsbands. Allein diese große Kunstausstellung war in den zwei ersten Wochen sehr klein und arm; denn sie begann mit fünfzig Nummern, darunter viele Stücke, die bei einer tüchtigen Beurtheilungscommission sicher keine Aufnahme gefunden hätten. Erst als die Frankfurter Ausstellung geschlossen und die besten Gemälde derselben hierher geschafft waren, wurde der Salon reich und imposant. Wir hatten mehrere hundert Gemälde, darunter Prachtstücke aus dem Gebiete der Landschaftsmalerei, ferner einige bedeutende Historienstücke von Düsseldorfer Künstlern, endlich eine reiche Auswahl interessanter Genrebilder. Für den Ankauf von Gemälden zur Verlosung wie für den Besitz des Kunstvereins wurde eine schöne Summe verwendet, auch Privaten kauften Manches; dennoch dürfte auch diesmal unter den fünf verbundenen Rheinstädten Mainz wieder mit der kleinsten Ankaufssumme figuriren; denn die Privatenkäufe sind von keinem Belang, und dem Kunstverein selbst sind die Hände zu sehr durch spärliche Mittel gebunden, von der Actiensumme aber wird zuerst das Actienkapital gedeckt, diesmal bestehend aus einer sehr schönen Lithographie von Vogel nach einem Lessingschen Meisterwerke. Da die Künstler schon wissen, daß hier selten viel angekauft wird, so waren sie auch sehr saumselig in Beschickung der Mainzer Kunstausstellung; denn auch die Künstler sind heutzutage Egoisten und müssen es seyn; das Beschauen und Bewundern genügt ihnen nicht, sie wollen Absatz. — Bei dieser Gelegenheit gedenke ich der schönen Erbschaft, welche die Stadt Mainz gemacht hat. Herr v. Metzler, der sich neulich einige Tage hier aufhielt, starb nach kurzem Krankenlager, und in seinem Testament fand man, daß die Stadt Mainz künftige Besitzerin seiner Gemäldesammlung sey. Ein großer Theil dieser Gemälde bildet den artistischen Salon in Baden-Baden; vieles befindet sich in Wiesbaden, mehreres in Frankfurt. Man versichert, Metzler habe vor nicht langer Zeit die ganze Sammlung an einen Fürsten verkaufen wollen, und nicht weniger verlangt als 100,000 fl. und 500 fl. jährlicher Leibrente. Nun mag der Eigenthümer sein Besitzthum zwar etwas überschätzt haben; allein der Katalog führt bedeutende Gegenstände auf. Die Frage ist jetzt: wo wird die Stadt Mainz diesen Schatz unterbringen? Das Lokal, wo jetzt die städtischen Gemälde sich befinden, ist sehr ungeeignet, sogar für die Gemälde verderblich; es wird also jetzt ein neues Lokal für die städtische Gemäldegalerie dringend nothwendig.

In Wiesbaden steht die Saison bereits in voller Blüthe. Kurgäste fanden sich diesmal vierzehn Tag früher ein, als sonst, da die Witterung zur Badereise sehr einladend war. Die Wohnungen in den ersten Hôtels und Badehäusern sind bereits besetzt; viele glänzende Privatwohnungen für notable Kurgäste sind bestellt; nur kleinere und unbedeutendere Wohnungen sind noch zu haben. Die Zahl der Kurgäste läuft bereits über 5000; die Assembleen hinter dem Kursaal sind schon sehr belebt, die öffentlichen Orte um Wiesbaden besucht, die Table d'hote im Adler, im Kursaal, in den vier Jahreszeiten sind schon so gedrängt voll, als befänden wir uns in der Mitte Juli's, und das Hazardspiel blüht. Der arme Ehabert hat sich diesmal einige Beschränkungen gefallen lassen müssen. Er darf nicht mehr im Hauptsaal des Kurhauses spielen lassen, eben so darf am Sonntage während der Kirchenzeit nicht gespielt werden. Darüber nun schmollt Ehabert, und hat sich vorgenommen, den Kursaal Abends ganz finsterlich zu beleuchten und diesmal auch keine Remisen zu geben. Diese Beschränkungen haben im Ganzen nicht viel zu sagen, man wollte damit nur der Volksstimme, die über Entwürdigung des Sonntags und über Verdammung aller Conversation aus dem sodomen Saale durch das Hazardspiel klagte, einigermaßen Gehör geben. Allein was den Gottesdienst betrifft, so ist bekannt, daß, während das Volk in der Kirche betet, die Spieler an der Table d'hote schwelgen, und was die Conversation im Kursaale betrifft, so ist diese, obgleich die Spieltische entfernt sind, nicht der Rede werth; man läßt den Kursaal die und leer und drängt sich in die kleinern Säle, wo die tückische Fortuna ihr Wesen treibt. Spiel ist der Tod aller Conversation, und will man ernstlich etwas für edlere Kurvergnügungen thun, so muß man das Spiel ganz aufgeben. Eine halbe Maßregel kann hier nichts nützen. Sollte aber Ehabert wirklich durch die Vertreibung aus dem Kursaal etwas einbüßen, so wird es ihm in dieser Saison zehnfach dadurch ersetzt, daß die Verwaltung der Taunuseisenbahn auch Fahrten zur Nachtzeit eingeführt hat. Die Mainzer und Frankfurter Spieler bleiben also bis spät in der Nacht am Spieltisch und opfern den letzten Thaler der Ehabertschen Höhe. Dieses Spiel bildet die Nachtseite des Wiesbadener Kurlebens. — Ich schließe diesen Bericht mit einer Bemerkung über die Lampen von Bentler und Rübl. Diese Erfindung ist wichtig, in technischer und ökonomischer Beziehung. Man hat kürzlich den ersten Versuch der Beleuchtung eines größern Raums durch diese Lampen gemacht; man wählte dazu den großen Saal im Gasthof zu den vier Jahreszeiten. Eine einzige Hängelampe mit acht Flammen beleuchtete den Saal auf's glänzendste. Wie ich höre, wird man demnächst auch anfangen, die Wiesbadner Straßen Nachts mit diesen Lampen zu beleuchten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 9. Juli 1841.

Pacta est quasi vidua domina gentium.
Jeremias.

Kiew.

Nach Chomiakow von M. Hammerſchmidt.

Sieh! wie ſchaut vom alten Felſen
Kiew herab von Dnepr's Strand,
Der da fließt wie helles Silber
An des Berges grauem Rand.

Heil, Kiew, dir, wunderhehre,
Wiege Rußlands ſtarker Macht!
Heil dir, Dnepr, herrlich ſtrömend,
Jordan Rußlands tiefer Nacht!

Hell erſcholl der Ruf zum Tempel,
Und jetzt ſind die Glocken ſtumm.
„Sagt! wo kommt ihr hergezogen,
„Pilger zu dem Heiligthum?“

Ich von dort, wo fließet ſtille
Durch die Steppe hin der Don; —
Ich, wo ſeine hohen Wellen
Rollt der Od, Sibiriens Sohn; —

Fern am Rand des ſchwarzen Meeres
Iſt mein theures Vaterland; —

Starr umſchließt das Meer den Norden,
Wo ich ſah den Tag am Strand; —

Auf des Altai grauſen Firnern,
Schnee bedeckt ſie ewig tief,
Dort iſt meiner Mutter Erde; —
Pſkow, das mich in's Leben rief; —

Ich, wo in der Newa Wogen
Schön der Azur ſpiegelt ſich; —
Ich vom Reich der mächt'gen Wolga; —
Von der Mutter Moskau ich.

Heil dir, Dnepr, wogengrauer!
Heil, Kiew dir! Heil der Nacht
Deiner ſtillen Katakomben,
Schöner denn Paläſtepracht!

Auf dich ſtrahlte früh hernieder,
In ſchon halbverſchollner Zeit,
Der Erlöſung Morgenſonne
Durch der Vorwelt Dunkelheit.

Nun ſind alle wir verſammelt
Von der fernſten Länder Kreis,
Weit aus unbekannten Steppen,
Von des Nordmeers ew'gem Eis.

Digitized by Google

Fromme Pilger, Gott anbetend,
Stehn wir hier um den Altar;
Doch wo ſind Wolbüniens Söhne?
Wo Galiziens Kinderſchaar?

Viele ach! hat uns verzehret
Polens grauſer Marterſtahl;
Andre ach! hat längſt verführet
Polens feiler Königsſaal.

Längſt ſchon hat ſie uns entriſſen
Krieg, Verrath und Rachbegier;
Sie gehorchen fremder Stimme,
Folgen fremdem Kriegspanier.

Auf! Kiew, ruf' deinen Kindern,
Die gleich uns dir einſt vertraut!
Süß iſt eines Vaters Stimme,
Süß iſt ſeiner Liebe Laut.

Und die uns ſchon längſt entriſſen,
Hörend deine Stimme nur,
Brechen der Kabale Ketten,
Fliehen fremder Fahne Schwur;

Eilen wieder zu auf's Neue,
Wie's in großen Zeiten war,
Deinem ſanften Schooß der Ruhe,
Deinem heil'gen Schutzaltar.

Und umwallt von ihren Fahnen
Ziehn ſie ein zum Lebenslicht;
Um ſie ſtrahlt des Geiſtes Leben,
Das da ew'ges Heil verſpricht.

Pariſer Stadtproſpekte.

III.

Den bedeutendſten, anregendſten Eindruck auf den Fremden macht Paris, wenn man durch die elyſäiſchen Felder in die große Weltſtadt einzieht. Wird man veranlaßt, die Hauptſtadt eines Soldatenvolks zu beſuchen, ſo empfängt einen billig zuerſt ein Monument, welches dem Andenken von Kriegsthaten und Schlachten gewidmet iſt, und will man einige Zeit bei dem fröhlichſten und leichtſinnigſten Volke der Welt verleben, ſo thut man geſcheidt, ſich gleich in medias res, d. h. in ſeine Vergnügungen und Beluſtigungen einführen zu laſſen. Dazu eignet ſich keine Seite beſſer, als die von Neuilly her. Unmittelbar an der Barrière de l'Etoile erhebt ſich der koloſſaliſche Triumphbogen, welcher exiſtirt, von Napoleon begonnen, von Ludwig Philipp beendigt, und dicht daneben ſind Luſtgärten und Tanzböden. So erhalten wir gleich die anſchaulichſten Eindrücke von einer Nation, welche alle andern des Erdbodens an unruhiger, queckſilberner Beweglichkeit übertrifft und dadurch eben ſo geſchickt wird zu gelenkigen Tanzmeiſtern, als zu ſchnellen Kriegsſcharen. Weiterhin verkündigt ein Anblick anderer Art, eine Infanteriekaſerne zwiſchen Leſekabinetten und Kaffeehäuſern, den herrſchenden Geiſt der Bevölkerung; denn weiß der Franzoſe Zierliches zu ſprechen mit ſüßen Worten ſeiner Höflichkeit, ſo verſteht er auch, wie Brennus, ſein ehernes Schwert, oder, was heutigen Tags oft noch ſchwerer wiegt, ſeine ſtählerne Feder zu legen in die Wage der Gerechtigkeit.

Hat man die Barrière hinter ſich, ſo bemerkt man in den Baumalleen zu beiden Seiten des Wegs ſpazierengehendes Publikum, gemächlich einherwandelnd oder auf Binſenſtühlen in vielfachen Gruppen ausruhend, in Betrachtung ſeiner ſelbſt und der intereſſanten Umgebung und in mannigfachem Geſpräche getheilt. Auf dem breiten Weg der Mitte bewegen ſich Hunderte von glänzenden Equipagen und Wagen aller Art, ganze Schaaren von Herren und Damen zu Pferde, bunt durch einander, und gewähren mit dem Gewimmel der Fußgänger zu beiden Seiten das mannigfaltigſte, reichſte Schauſpiel. Steht man von Zeit zu Zeit ſtill, um zu ſehen, was die und da zwiſchen den Bäumen angeſchlagen, ſo lieſt man Ankündigungen von Ballen, Konzerten, Schauſpielen, Sehenswürdigkeiten aller Art. Wir finden hier den Franconiſchen Cirkus, wo die erſten Reitkünſtler Europas die anziehendſte Grazie in der lebhafteſten Bewegung auf's Kühnſte und Vollkommenſte entwickeln; das Panorama, wo der Brand von Moskau mit hiſtoriſcher Treue und der ſtrengſten Lokalwahrheit dargeſtellt zu ſehen iſt; das Navalorama, wo die Einnahme des Forts Saint-Jean d'Ulloa mit einiger poetiſchen Licenz aufgeführt wird. Ein großer, freier, viereckiger, ebener Raum in der Mitte der elyſäiſchen Felder dient zugleich als Exerzier- und Spielplatz, wo man umſonſt die Geſchicklichkeit und Gewandtheit franzöſiſcher Körper bewundern und ſich der Frohherzigkeit und Munterkeit dieſer Menſchen freuen kann. Die alten Leute, die keine Kräfte zum Springen und Laufen mehr haben und ſich doch ein Vergnügen machen wollen, ſpielen um einige Sous Klingpfennig, mit demſelben bitzigen Eifer und Intereſſe, wie bei uns die Kinder. Die minder Bejahrten, welche ſich mehr bewegen und doch ſich nicht zu ſehr anſtrengen wollen, ſpielen mit großer Geſchicklichkeit Kreisball, wobei der, welcher den Ball über den Kreis hinausgeſchlagen oder innerhalb des Kreiſes hat zur Erde kommen laſſen, eine gewiſſe

Digitized by Google

Geldbuße erlegen muß, welche die Geſellſchaft meiſtens zur Erfriſchung nach dem Schweiße anwendet. Jüngere ſpielen Schlagball, Baarlaufen oder nehmen allerlei Turnübungen vor, wobei eine ſeltene Leibesgewandtheit und Gliedergeſchmeidigkeit dargelegt wird. Die Invaliden ſpielen mit gravitätiſchem Ernſt das Kugelſpiel, während dicht nebenan die Rekruten eingeübt werden.

Dieſe freiwilligen gymnaſtiſchen Uebungen ziehen immer viele Liebhaber und Zuſchauer an, und es iſt um die Spielenden ein Gejubel und Gewimmel, ein Lachen und Plappern, das einen dieſes bewegliche, lebendige Schattenſpiel oft allen Bühnendarſtellungen vorziehen läßt. Es iſt hier ein natürliches Spielen und kein künſtliches; man vergißt die Etikette und thut däuriſch; Männer in den Vierzigen werfen die Röcke ab und rennen mit den raſcheſten Jünglingen in die Wette. Das ganze Treiben hat einen entſchieden ländlichen Anſtrich und einen eigenthümlichen, faſt idylliſchen Reiz, welcher durch den ſchlagenden Gegenſatz der großen architektoniſchen Maſſen, wie des Triumphbogens, des Invalidendoms, des Panoramengebäudes, die aus der Ferne im Geſichtspunkte der Durchſichten des Waldes ſich erheben und dieſe ſpielende, tändelnde Welt überragen, beſonders wirkſam gehoben wird.

Iſt man aber, die elyſäiſchen Felder durchſchreitend, in die Mitte des Eintrachtsplatzes gelangt, ſo befindet man ſich auf einem Standpunkte, der eine ebenfalls zugleich ländliche und großſtädtiſche Ausſicht bietet, wie ſie in dieſer Vereinigung ſchwerlich irgendwo vorkommen möchte. Sieht man gerade aus, ſo erblickt man als Endpunkt einer prächtigen, breiten Avenue den erwähnten koloſſalen Triumphbogen, der in die grüne Welt der elyſäiſchen Gefilde wie ein Fragment aus alter Römerzeit hineinragt; dreht man ſich um, ſo ſtellen ſich gegenüber die Tuilerien mit ihren häßlichen grauen Dächern und mit ihren ſchönen, grünen Baummaſſen dar. Im rechten Winkel mit dieſen beiden Durchſichten erblickt man rechts jenſeits der Seine, im Angeſicht der Eintrachtsbrücke, die hintere Façade der Deputirtenkammer, links die zwei Colonnaden des Garde meuble und dazwiſchen in der Ferne das Hauptportal der in Form eines koloſſalen korinthiſchen Tempels aufſteigenden Magdalenenkirche. Dieſer Mittelpunkt des Eintrachtsplatzes iſt jetzt durch den großen Obelisken aus Egypten auf bedeutende Weiſe bezeichnet, und der ganze Platz mit vergoldeten Springbrunnen, Pavillons, Roſtralſäulen, allegoriſchen Figuren, Bronzekandelabern u. ſ. w., wenn auch nicht mit dem feinſten äſthetiſchen Geſchmack, doch mit großer, verſchwenderiſcher Pracht verziert.

Wirklich einzig iſt der Standpunkt am Fuß des Obelisken an gewiſſen Herbſtabenden, wenn die untergehende Sonne ſich auf den Gipfel des großen Triumphbogens niederſenkt. Vor uns liegt die breite Allee der elyſäiſchen Felder, im Sonnenbrande flimmernd; die Baum- und Häuſerſpitzen zu beiden Seiten glühen im feurigſten Roſenduft, wie wenn der Wald und die ganze Häuſerreihe in Flammen aufloderten und die Chauſſee zu Lava ſchmelzen ſollte, von ſo brennendem Hochroth iſt das Feuer, welches ſich vom Firmamente ausgießt. Der Triumphbogen glänzt alsdann im herrlichſten, roſigſten Lichte, die Sonne bekränzt ihn mit einer Strahlenkrone, die wie ein Heiligenſchein ſeinen Gipfel umſchimmert, ſo daß es ſich beinahe ausnimmt wie ein in der Luft ſchwebendes gigantiſches Ehrenkreuz, mit lauter Brillanten eingefaßt. Allmählig ſchwindet dieſes herrliche Schauſpiel; die Sonne, welche es zum Beſten gibt, tritt einen kleinen Zwiſchenakt von der Bühne ab hinter die Couliſſen; der oben um das ganze Monument herumlaufende und mit Hautreliefs verzierte Fries entzieht ſie eine Weile unſern Blicken; aber ſchnell erſcheint ſie wieder in der einzigen hindurchführenden Oeffnung, die ſich zu einem goldglänzenden Ausſchnitt geſtaltet, ſo daß ſich der Bau von einem Feuerhorizont wie von einem Goldgrund abhebt. Ueber der Attika zieht ſich am Himmel ein weiter, röthlicher Abendſchimmer hin, der, zwiſchen den geldlichen Hautreliefs durchblitzend und in den grünen Bäumen ſich ſpiegelnd, ein zauberiſches Farben- und Formenſpiel zu Wege bringt, welches ſo in einander wogt und ſchillert, ſich ſo ſcharf abſetzt und ſo harmoniſch bleibt, daß ſich einen Augenblick Natur und Kunſt in ihrem Wetteifer verwirren, bis man der Natur den Farben- und Formenſieg unbedingt zuerkennt. Der Proſpekt in dieſem Lichte iſt unbeſchreiblich; von dieſer Phantaſie der Geſtalten und Nüancen kann nur der ſich eine Vorſtellung machen, der an einem ſchönen Auguſtabende jenes Schauſpiel mit angeſehen hat, welches vom Tuileriengarten bis in die elyſäiſchen Felder jedesmal allgemeine Verwunderung erregt. Alle Herzen pochen unter dem Eindruck eines überwältigenden Gefühls, und alte Soldaten, denen bei dieſem Anblick die Augen übergehen, wiſchen ſich ſchweigend eine Thräne aus der Wimper. So wie die Sonne hinter dem Horizont verſchwunden iſt, hüllt ſich Alles in Nacht und Schatten und kehrt in das alte Geleiſe des Pariſer Lebens zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsbad, Juni.

Badeart. — Kuren.

Wie Alles, ſo müſſen ſich auch die Kurmethoden unter den Deſpotenſcepter der Mode beugen. Gerade umgekehrt

Digitized by Google

wie bei mancher Ordensbrüder- und Schwesterschaft, wo die, Anfangs auf das Engste zusammengezogene Kette der Dos sennary zuweilen immer lockerer und confortabler zu werden pflegt, bis der fromme Eifer der Vorsteher sich das Ding zu Herzen nimmt und sie von Neuem zusammenschnürt, gerade umgekehrt ging es hier im Karlsbade mit den diätetischen Vorschriften. Vor fünfzehn bis zwanzig Jahren gab es für einen an fashionables Leben gewöhnten hiesigen Kurgast nur zwei Hauptklippen: die eine war, daß er, gewohnt, erst in der Nacht die Flügel des Lebens recht kräftig zu entfalten, schon mit den Hähnern bei Tage schlafen gehen sollte, und die zweite, daß ihm, zufolge ärztlicher Anordnung, sein Morgentrinken erst dann aufgetragen wurde, wenn er mehrere Stunden dem Genusse des warmen Salzwassers gewidmet hatte. Das zweite dieser beiden Erfordernisse führte übrigens einen reichen Lohn mit sich; denn jeder Brunneutrinker weiß, daß die Gourmands sich gewaltig im Lichte stehen, wenn sie nicht Jahr aus Jahr ein vor dem Kaffee warmes Salzwasser zu sich nehmen, weil er erst dadurch aus der irdischen Sphäre sich zum eigentlichen Götterkraut hinaufarbeitet. Beide Mäßregeln werden nicht nur heutzutage noch immer als Nothwendigkeiten unter den Brunnenvorschriften fortgeführt, sondern unsere Aerzte haben durch eine Menge Speise- und Trankinterdikte auf das Bedauerlichste eifrigst. Vormals setzte man sich in Karlsbad mit leichtem Herzen an die unter Gerichten aller Art senfzende Festtafel, um nachher mit desto schwererem Kopfe und vollerem Magen eine Promenade zu Fuß, zu Roß oder zu Wagen vorzunehmen, auch wohl nach Befinden sich sonst auf beliebige Weise zu erlustigen. Jetzt aber fehlte nichts weiter, als die Errichtung eines Censurcollegiums, dem der Kurgast jeden Bissen und jeden Tropfen vorzulegen hätte, bevor er sie zum lechzenden Munde führen dürfte. Und sogar den harmlosesten Erqbzlichkeiten behält die Medicin vor, erst auf den Zahn zu fühlen, ehe sie den Brunnentrinkern Erlaubnißscheine dazu ausfertigt. Ein großes Glück für eine Menge Brunnengäste besteht noch darin, daß die Medicin keinesweges über einen Kamm geschoren zu seyn pflegt, und daß es (außer den Allopathen, Homöopathen, Hydropathen, Isopathen, und wie die Herren Pathen sonst alle heißen mögen) im Allgemeinen zwei Hauptklassen der Aerzte gibt, nämlich die von der strengen, und die von der milden Observanz, und daß es den Gourmands und Lebenskünstlern aller Art freisteht, sich den ärztlichen Rathgeber aus der Mitte der letztern zu erwählen. — Die Mehrheit der hiesigen Einwohner, welche durch recht fleißigen Gebrauch ihrer Heilquellen zu erkennen gibt, daß sie ihre Wohlthätigkeit zu schätzen weiß, scheint, nach beiden Observanzen wenig fragend, auf ihre eigene, durch langjährige Erfahrung erprobte zu fußen, zu der modernen, sehr complicirten Brunnenweisheit zu lächeln, und mit Hintansetzung jeder spezielleren Gesundheitsmaxime eine mehr als gewöhnliche Mäßigkeit in allen Gesnüssen für die leichteste und beste Richtschnur der Brunnentrinker zu achten. — Im schreiendsten Kontraste mit den jetzt vorherrschenden strengen Diätvorschriften scheint die Art zu stehen, wie die Karlsbader Brunnennymphen die ihrer Hut anvertraute Heilquelle benützen. Trotz dem Zeter- wie ches die heutige Arzneikunde über den Genuß der in der Regel hier recht schmackhaften Butter ausruft, sieht man diese dunkelgrün und weiß uniformirten Jungfrauen nicht selten fingerdick mit Butter bestrichene Stücke Brod zum Munde führen und Brunnen dazu trinken. Ein so vor aller Augen von quasiofficiellen Personen gebilligtes Greuel erscheint als die letzte Satyre auf die modernen Vorschriften der Arzneigelahrtheit, und man möchte sich wundern, daß letztere dergleichen den Hütterinnen der heiligen Heilquellen gestattet. Aber die biesigen Priester Hygieas wissen besser, als wir ausländischen Laien, daß dieser Gebrauch der Brunnenwärterinnen keinesweges als eine Prasserei in die Heilskunde, sondern vielmehr als ein Nahrungsmittel zu betrachten ist, von dem sich die aus der Fremde gekommenen Sommervögel nichts träumen lassen. Dient doch während des ganzen langen Winters der Sprudel einer Menge hiesiger Armen als ein Surrogat der Fleischbrühe, worein sie Brod schneiden und solches zur Mittags- und Abendmahlzeit mit bestem Appetit verzehren.

Die täglichen Morgenzusammenkünfte am Brunnen geben dem Beobachter Anlaß zu mancherlei interessanten Studien. Fast allen mit schweren Körper- oder Geistesübeln Herbergen kommenen liegt dieß in der ersten Zeit nach der Ankunft auf dem Gesichte ausgeprägt. Je mehr aber das rührende Zeugniß ihrer Leiden dem fühlenden Zuschauer zu Herzen geht, desto tröstlicher ist ihm auch der Umstand, daß das Düstere so vieler Gesichter mit jedem Tage auffallend abnimmt; nicht immer in Folge einer wesentlichen Besserung ihres Zustandes durch den Brunnen; sieben den Verordnungen durch die hiesigen Aerzte, sind häufig die am Brunnen gemachten Bekanntschaften der Grund davon. Die einander von selbst näher rückenden Leidensgefährten tauschen Klagen und Wünsche gegen einander aus, und theilen sich alle durch die Kur veranlaßten, willkommenen und unangenehmen kleinen Erfahrungen wechselseitig mit. Auf diesem natürlichen Wege werden die neuen Bekannten dem Patienten nicht selten eine Art von Hilfsärzten. Nebenher werden die geschichtlichen Ueberlieferungen von dem gesegneten Einflusse der Heilquellen auf diesen und jenen bedeutenden Kranken gar wohlthuend auf den Zuhörer. Dieß mal liefern besonders ueberere theils weise oder völlig gelungene Kuren der Wassersucht zunächst den Stoff zu diesen Unterhaltungen. Ein viele begläckendes, wahrhaft wunderbares Beispiel stellt ein Offizier aus Wien in seiner Person auf. Vor zwei Jahren mit einem unges heuren Bauche beladen, nahm der noch ziemlich junge Leidende die allgemeinste Theilnahme im Anspruch. Freute man sich nun schon in der Saison des vorigen Jahres, den Kranken offenbar sehr erleichtert wiedergefunden, so können im jetzigen, wo der unförmlich dick gewesene Mann seinen schlanken Wuchs vollkommen wieder erhalten hat, Viele bei seinem Anblick sich gar nicht erwehren, dem ihnen persönlich Unbekannten ihren innigen Antheil an der so glücklichen Genesung zu erkennen zu geben. — Sind die zahlreichen Beobachtungen ähnlicher Art wahrhaft erbebend, so gibt es auch eine Menge anderer von recht drolliger Natur. Am ergötzlichsten sind die kleinen Schaufpiele und Possenspiele, welche die Liebe (oder das, was mit diesem schönen Worte oft unverantwortlicher Weise bezeichnet wird), ohne es zu wissen, zum Besten gibt. Mitten durch das elegante Gewimmel um die Brunnen windet sich eine Menge, zu dem gedrängten Haus- und Herschwanken der mit Leiden schwerbelasteten den stärksten Kontrast bildender Intriguenstücke, wie nach Bauernfeld und Scribe, so daß es nur darauf ankommt, eines und das andere mit dem Auge zu verfolgen, festzuhalten, die etwaigen Lücken durch die Einbildungskraft zu ergänzen, und sich darin von dem Gewirr der übrigen nicht stören zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 10. Juli 1841.

Laudator temporis acti.
Horat.

Ueber die gesellschaftlichen Formen.

Mein Onkel und ich, wir verließen ziemlich spät die Gesellschaft; dennoch waren wir die ersten, die aufbrachen. Als wir die einsamen Straßen durchwandert hatten und nun vor meiner Wohnung stehen blieben, zog mein Onkel seine Uhr hervor und kündigte mir an, daß, wenn es mir genehm wäre, er auf ein Viertelstündchen noch zu mir hinaufgehen wolle, um eine Pfeife Tabak zu rauchen und eine Tasse Thee zu trinken. Ich geleitete den alten würdigen Mann mit großer Freude meine etwas baufällige Stiege hinauf, und als wir im dritten Stock angelangt waren, ließen wir uns häuslich auf ein recht bequemes Kanapé nieder, und jeder griff zu seinen Waffen, d. h. ich nach der Theebüchse, um den Thee zu bereiten, mein Onkel nach der Pfeife.

Er pflegte, wenn er etwas auf dem Herzen hatte, lange Zeit dazusitzen und mit einer Miene, die da deutlich sprach: ich hätte manches zu sagen, wenn ich nur wüßte, wie ich es am geschicktesten an den Mann bringe, vor sich hinzustarren. Endlich hob er an und sagte: „Ich weiß nicht, Adolf, was ich von euern Gesellschaften denken soll. Wie kam dir zum Beispiel der heutige Abend vor?"

Auf diese Frage war ich gefaßt und antwortete für's Erste leichthin. Mein Onkel hatte während des ganzen Abends, den wir zusammen zugebracht, die unverkennbarsten Zeichen der Befremdung, manchmal sogar des Mißfallens von sich gegeben. Es war ihm nicht recht, daß man ihm nicht gleich beim Eintritt den Hut abgenommen hatte. Der Wirth und die Wirthin hatten seine drei abgemessenen und respektvollen Verbeugungen nicht geziemend und nicht im gehörigen Maße erwidert. Aber was weiter folgte, war noch viel ärger, und wenn der Onkel davon sprach, meinte man nicht anders, als es handle sich von einer Gesellschaft Irokesen und Botokuden.

„In der That," sprach der würdige Mann, der, beiläufig gesagt, aus den achtzigern Jahren des vorigen Jahrhunderts datirte, „ich gehöre keineswegs zu denen, die thörichte Ansprüche machen; aber ich will auch nicht, daß man mir auf die Hühneraugen trete, unter dem Vorwand, mich zu ehren und mir einen angenehmen Abend zu verschaffen." — „That man das?" fragte ich erstaunt.

„Laß dir erzählen," sagte der Oheim. „In meiner Jugendzeit kannte man diesen exotischen Filzcylinder noch nicht, den man heutzutage Hut nennt. Ein kleines, graziöses, in ein Dreieck geschnittenes Filz- oder Seidefragment war unter den rechten Arm geklemmt, und wenn man es zur Hand nahm, so konnte man sehr geschickte und anmuthige Bewegungen damit machen. Mit euerm runden Hute geht das Alles nicht. Deßhalb finde

Digitized by Google

ich es nöthig, daß der Wirth des Hauſes darauf dringt, daß ich ſo ſchnell wie möglich von dieſem kleinen Monſtrum befreit werde; aber daran denkt Niemand. Man hat die unerhörte Grauſamkeit, mich den ganzen Abend den Träger meines Huts ſeyn zu laſſen. Und wie ſoll ich ihn tragen? Unter den Arm geklemmt? Unmöglich! er verlöre ſeine Form, und die darin liegenden Handſchuhe — denn ich liebe regelmäßig, ſo wie ich die Schwelle überſchritten habe und alſo entſchieden nicht mehr im Freien bin, meine Handſchuhe aus — würden herausfallen. Ich trage ihn alſo fortwährend in der Hand und verliere dadurch ſchon einen großen Theil der Leichtigkeit in meinen Bewegungen; denn ich muß Acht haben, mit meinem Hut an Niemanden anzuſtoßen."

„Eine natürliche Folge iſt daher, daß ich mich ſo viel wie möglich in einen Winkel des Zimmers zu poſtiren ſuche. Paßt aber dahin ein Mann wie ich, der zu ſeiner Zeit in guter Geſellſchaft lebte und jetzt nur durch ſeinen Hut zurückgedrängt wird? Nicht genug. Es werden Thee und Erfriſchungen präſentirt. Ich Unglücklicher, ich habe nur eine Hand frei, und als ich es dennoch möglich mache, den Hut und die Taſſe zu gleicher Zeit zu halten, verſchütte ich den Inhalt der letztern auf die Füßchen einer Dame, die darüber einen kleinen, halb unterdrückten Schrei ausſtößt. Ich mache meine Entſchuldigungen, und meine Handſchuhe fallen aus dem Hut; ich will ſie aufheben, und der Theelöffel fällt. Endlich ſetze ich die Taſſe nieder, und habe keinen Thee getrunken, und habe ſtatt deſſen mich auf die unbequemſte Weiſe, und wahrdaft balsbrechend bei meiner Corpulenz, dreimal tief zur Erde niederbücken müſſen. Ich verlaſſe den Winkel und ſteure in den Saal hinein. Eine Dame macht eine zurückweichende Verbeugung und drückt mir meinen Hut tief in den Leib hinein, während ſie ſich zornig umſieht, um zu erforſchen, was für ein barter Gegenſtand ihr die Falten ihres geſteiften Kleides zerdrückt. — Ich murmle Entſchuldigungen und die Dame vergibt großmüthig. Indeſſen bin ich jetzt einmal im Gedränge; der Strom bewegt ſich in einen Salon, wo Muſik gemacht werden ſoll. Da die erſten Töne ſchon laut werden, äußern die Nachkommenden lebhaftes Intereſſe, ſchnell weiter zu gelangen. Ich und mein Hut werden platt gedrückt. — „Es iſt unerhört," lispelte eine Stimme hinter mir, „wenn man ohnedies eine ſolche Figur hat, noch mit ſeinem Hut eine Art Mauerbrecher bilden zu wollen!" — Du lieber Gott! — ich und ein Mauerbrecher! Warum hat man mir nicht dieſen meuchelmörderiſchen, mauerbrecheriſchen Hut abgenommen, wie es die Höflichkeit erfordert hätte?"

„Aber das ſind alles nur Kleinigkeiten. Die wahren Formen der Geſelligkeit ſind zerſtört, das Bindungsmittel, das ſonſt zwanzig oder fünfzig Perſonen aus der guten Geſellſchaft zuſammenhielt, iſt aufgelöst; der alte Begriff von Geſelligkeit hat aufgehört zu exiſtiren. Man weiß nur aus dunkeln Traditionen noch, was Artigkeit, Galanterie, feine Sitte genannt wurde. Man kommt zuſammen, um ſich's bequem zu machen und um einander Wahrheiten zu ſagen. Himmel! iſt das der Zweck der Geſellſchaft? Dann hat ja jede Barbarei das Recht, gute Sitte zu heißen. Wenn ich bequem ſeyn will, bleib ich auf meiner Stube, und wenn ich Wahrheiten ſagen will, ſo wende ich mich damit an meinen Kutſcher und Koch, die ich dafür bezahle, daß ich ihnen die Wahrheit ſagen darf."

(Fortſetzung folgt.)

Pariſer Stadtproſpekte.

(Fortſetzung.)

Ich habe dieſes Schauſpiel hier häufig mit angeſehen und mich jedesmal wunderbar davon ergriffen gefühlt. Eines Abends hatte ich mich in Erwartung dieſes Anblicks an den Fuß des Obelisken geſtellt, auf deſſen unterſten Stufen ein alter Invalide mit der benachbarten Schildwache plaudernd ſaß. Als plötzlich die Sonne, am Horizonte heruntерſteigend und ſich auf den Triumphbogen neigend, dieſen in leuchtenden Strahlenglanz hüllte, ſprang der lahme Krieger mit unglaublicher Behendigkeit von ſeinem Sitze auf; mit freudig bebenden Lippen, die zitternde Rechte nach dem Triumphbogen ausſtreckend, rief er wie in Ekſtaſe der Schildwache zu: „Schau, ſchau, da iſt Er!" — „Wer?" fragte der Poſten, unwillkürlich wie zum Schultern an's Gewehr greifend. „Der Kaiſer." — Der wachſtehende Soldat ſetzte ruhig das Gewehr ab und, um den Alten ſeiner geiſterſeherlichen Stimmung zu entreißen, erwiderte er mit einem ganz eigenthümlichen, altklugen Geſicht, als ob er das Gräschen wachſen hörte: „Ich mein' halt, es iſt der Sonnenuntergang." — „Der Kaiſer iſt's, ſag' ich dir, Gelbſchnabel!" — Der Streit, der ſich aus dieſer Apoſtrophe des alten Invaliden entſpann und in militäriſchen Kernausdrücken geführt wurde, war der Faden, der mich damals aus den Irrgängen der Gefühle wieder auf den platten Weg der Wirklichkeit zurückführte, den wir auch jetzt wieder betreten wollen.

Auf dieſem Eintrachtsplatz und in ſeiner ganzen Umgebung, auf den Kais, im Tuilerienzarten, in den elyſäiſchen Feldern, in der Rivolistraße und auf den benachbarten Boulevards iſt ein immer ſtiebendes und wandelndes, drängendes und eilendes, fahrendes und reitendes, ſchaffendes und flanirendes Leben, doch ganz

Digitized by Google

verſchieden von dem großſtädtiſchen Treiben, welches an andern Orten gefunden wird; Alles iſt lebendiger, regſamer, beweglicher. Der große Unterſchied iſt hier vor Allem, daß die Leute in Paris im Durchſchnitt ein vergnügteres, behaglicheres Ausſehen, ich weiß nicht welche Frühlaune haben. Der Ausdruck von Gewinnſucht, Krämerangſt, Geſchäftsſpleen und dergleichen Widerwärtigem begegnet dem unbefangenen Beobachter hier ſelten auf der Straße; ſelbſt diejenigen, welche den wichtigſten Geſchäften nachgehen, ſcheinen nur ihren liebſten Vergnügungen nachzurennen. Die Geſichter, welche man hier erblickt, haben im Ganzen einen ganz eigenthümlichen Ausdruck von lächelnder Selbſtgenügſamkeit und guter Laune, die und da mit einem Anflug naiver Süffiſance und harmloſer Koketterie vermiſcht. Die vorherrſchende Stimmung des Pariſer Lebens iſt eine gewiſſe Fröhlichkeit, die man gerne auf ſich einwirken läßt, eine gewiſſe lachende Außenſeite, die in die Augen ſticht und die Sinne gefangen nimmt. Man wogt ſo angenehm, ſelbſt ohne Steuermann, auf dieſem unruhigen Meere fortgeriſſen, hiebin und dahin, wie der Zufall es fügt. Die Menſchen, die ſich hier bewegen, haben durch das ewige Abſchleifen an einander allen ſcharfen Schnitt und Charakter, alle rauhen Ecken und Kanten verloren und rollen gutes Muthes und unbekümmert um ſich und Andere, ſo fort, wie die Waſſer des Zufalls und der guten Laune treiben. Sehe man, wohin man wolle, überall tritt einem die ſchöne, lachende Außenſeite des Pariſer Lebens entgegen; überall waltet eine unbeſchreibliche Heiterkeit, und die muntere Lebendigkeit und Regſamkeit der franzöſiſchen Hauptſtadt macht auf den Fremden eine ähnliche Wirkung, wie der heitere Himmel Italiens.

Dabei haben die Pariſer Volksſitten einen ſo ſüdlichen Charakter, daß man ſich an ſchönen Sommertagen, wenn der Himmel blau und Alles im Freien iſt, wirklich nach dem Süden verſetzt glaubt. Die Pariſer Bevölkerung iſt ein Gemiſch aus den heterogenſten Beſtandtheilen, welche indeß zu einer ziemlich homogenen Maſſe verſchmolzen worden. Die Einwohner, ſo verſchieden der Urſprung der Mehrzahl immer ſeyn mag, verähnlichen ſich durch die wunderbare Gewalt, welche Paris mehr als jede andere Stadt auf diejenigen ausübt, welche innerhalb ſeines Weichbilds wohnen. Alle Provinzen von Frankreich ſenden in dieſen Glanz- und Lichtherd ihre Menſchen, und ſo kommt es, daß die etwas wunderliche Miſchung von Südlichem und Nördlichem, die man im franzöſiſchen Nationalcharakter bemerkt, ſich auch im Weſen der franzöſiſchen Hauptſtadt findet, und daß die Sitten, welche eigentlich zu den Myrthen und Olivenbäumen der Provence gehören, auch unter den Hainbuchen und Linden der elyſäiſchen Felder und der Boulevards zu Hauſe ſind.

Seit alle Macht der großen Barone Frankreichs von der königlichen Gewalt aufgeſogen worden, und die allmählig abgekommenen oder geſchwundenen Einzelrechte der Städte und Provinzen nach und nach in der abſoluten Monarchie aufgegangen ſind, wurde Paris in einem Grade Hauptſtadt, in welchem es keine ihrer Schweſtern ſeit dem Mittelalter, und auch von altern Städten nur Rom geworden iſt. Dazu kommt noch der Umſtand, daß Paris von der Mitte des ſiebzehnten bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Mittelpunkt und das Muſter der höhern geiſtigen und geſelligen Bildung und Verbildung für ganz Europa war. Keine andere Stadt bietet auch jetzt in dem Maße und Umfange die Mittel zur Befriedigung aller Anſprüche und Bedürfniſſe. Dem Gelehrten und Künſtler ſtehen hier für alle Wiſſenſchaften und Künſte die großartigſten Anſtalten zu freieſter Benutzung offen, und es finden ſich in vielen die größten Meiſter zum lebendigſten Verkehr. Der Muſik- und Theaterfreund, der Kunſtdilettant, faſt Jeder, der irgend ein geiſtiges Intereſſe hat, findet nirgends eine ſo reiche, mannigfaltige Befriedigung, wie hier.

Aber auch für den Welt- und Lebemann, wie überhaupt für alle diejenigen, welchen mehr oder minder ihr leibliches Wohlſeyn am Herzen liegt, und welche ſich vorzugsweiſe nur damit abgeben, ihren thieriſchen Theil möglichſt zu pflegen, auf das Gewählteſte zu füttern, zu tränken, kurz ihm jeden erdenklichen Kitzel zu verſchaffen — auch für dieſe iſt vollkommen und unvergleichlich geſorgt. Was nur immer Land und Meer Edbares hervorbringen, bietet der Pariſer Markt im größten Ueberfluß und in der größten Vortrefflichkeit dar, und ein Jegliches weiß die vielſeitige und durchaus auf der Höhe der Zeit arbeitende Kochkunſt in der einfachſten Bereitung, wie in einer Unzahl der ſinnreichſten Combinationen dem Geſchmack eines Jeden anzupaſſen; nirgends iſt derjenige, welcher ſich zum Bewußtſeyn im Eſſen erhoben hat, beſſer aufgehoben, als an der Tafel der jetzigen franzöſiſchen Reichen, indem dort, durch einen geiſt- und geſchmackvollen Eklekticismus die etwas plumpe, aber einfach naive Urkraft der deutſchen und engliſchen Küche mit den feinen, graziöſen, ausgeſuchten Schöpfungen der franzöſiſchen Küche auf das Glücklichſte gepaart iſt, welch letztere in dem leichten, ſchnörkelhaften, arabeskenartigen Styl offenbar die höchſte Staffel des Ruhms erſtiegen, in den raffinirten Aufgaben den größten Reichthum kulinariſcher Phantaſie, und in den mit den Geſchmacksnerven kokettirenden Gegenſätzen und Akkorden die freieſte Meiſterſchaft und Beherrſchung aller Mittel entwickelt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsbad, Juni.

(Fortsetzung.)

Elegang.

Genau genommen, sehen dergleichen Brunnenbildchen gemeiniglich viel geschäftlicher aus, als sie sind. Der größte Theil der vielen Intriguen und Liebesspekulationen geniest einen bloßen Scheinlebens. Sie sind Seifenblasen, die, wo nicht schon viel früher, doch mit dem Aufhören des Brunnens aufzuhalten von selbst zerplatzen, ohne eine Spur zurück zu lassen. Das Brunnentrinken ist für eine ziemliche Zahl der Theilnehmenden der Fasching für den Sommer. Mit dem Aufhören der Saison fallen gemeiniglich die verführerischen Masken der Unschuld, Naivetät, Leidenschaft, und andere mehr, von selber ab. Die durch den offiziellen Müßiggang des Brunnenverkehrs etwa hervorgelockten Keime zu Eheverlöbnissen, Hochzeiten, Scheidungen ꝛc. verwelken meist ohne alle öffentliche Folgen. Fasching muß dem Ernste des gewöhnlichen Lebens wieder weichen, uns gerade im Karlsbade ist die Gefahr des Brunnenlebens vielleicht geringer als irgendwo; denn im Allgemeinen wird auf das zu beobachtende strenge Regime jetzt wirklich ungemein gehalten, so daß dasselbe die Sennymauern gegen wesentliche Irregularitäten hier um eine recht massive verwehrt.

Für Frauenmoden und Trachten ist an den hiesigen Brunnen eine fast mit jedem Jahr glänzende werdende Wetterwahn eröffnet. Da das Brunnenleben zu so grausam früher Stunde beginnt, so begreift man kaum, wie die Grazien die Zeit zum Ankleiden berechnen. Es ist aber Mode, nicht zurückzubleiben. Der Putz, in dem man am Brunnen erscheint, heißt zwar nur Negligé; doch gerade die Schwierigkeiten in Herstellung des sogenannten Negligé haben schon mancher Kammerfrau den Laufpaß geschrieben, weil dessen Nonchalance oft weit mehr Kunst erheischt, als die verständige Zusammenstellung des sorgfältigsten vollen Anzugs. Dem Negligé darf der Verstand ebenfalls durchaus nicht abgehen, er muß aber gleichsam im Solaf flaurren, und ungefähr wie das Lächeln eines schlummernden Engels aussehen. Das Negligé braucht nicht gerade die bewußtlose Grazie des Genies zu seyn, es muß aber als solche zu erscheinen wissen, während im vollen Anzug der sinnreiche Fleiß einer wohlkomponirten Mosaik sich geltend macht. Welche von der Unzahl der hier vorkommenden Schnitte, Formen, Farben und sonstigen Ausschmückungen dem eigentlichen Charakter des Sechnen am wenigsten fern stehen, darüber habe ich kein Urtheil, daß aber die meisten dieses Sommer sichtbaren Trachten sich zu Zierlichkeit auffallend überbieten, läßt keinen Zweifel übrig. Dadurch thunne man es für die sinnigste, garteste Galanterie der Modemänner nehmen, wenn sie, fast insgesammt in die ungestaltetsten, aller Zier beraubten Paletots eingehüllt, sich selbst gleichsam preisgeben, um den Damenglanz durch ihre unscheinbare Schattenfeite in das höchste Licht zu stellen. — Mittags und in den Nachmittagsstunden verschwindet dann die künstliche Natur des Negligé vor der natürlichen Kunst einer noch kostbarern Toilette. Die Theilnehmerinnen am zweiten Modewettrennen pflegen die Bahn unweder auf die Wiese, oder in den so romantisch schen schmalen Raum des Kiesweges zu verlegen; aber trotz der geschmackvollsten Zeuge und Shawls, Tücher, Mantillen und Rippes, in denen zum Theil gar erlesene Exemplare des schönen Geschlechts vorüberrauschen, trotz der reizendsten Taillen und bezaubernden Gesichter, fühlt sich der Kenner und Liebhaber der Schönheit durch einen Umstand sehr verletzt. Kann es doch kaum eine Mode geben, die sich an der natürlichen Schönheit der Gestalt so schwer versündigt, als die unseligen neuen Reifröcke. Die Reifröcke auf allen Bildern derunden wenigstens den graziösen Fuß nicht des Rechts, seine Anmuth zur Schau zu tragen; die seit Kurzem in's wirkliche Leben wieder eingeführten Reifröcke umgeben entzieben die Füße dem Auge ihrer Bewunderer gänzlich. Der Staub, den der übermäßig lange, zugleich als Schleppe sich geltend machende Rock ihnen in die Augen streut, ist wahrlich die schlechteste Entschädigung für einen so empfindlichen Verlust. — Uebrigens wagt sich bis jetzt hier im Karlsbade die eigentliche grande parure der Damen noch gar nicht an das Licht. Zum Theil zittert sie noch vor Angst, im einstweiligen Verschlusse des Garderobes schrankes unpunlos zu veralten; zum Theil streckt sie ihre prunkvollen Arme in den glänzenden Modemagazinen zu Paris, London, Wien sehnsüchtig auch dis nach Karlsbad aus. Ja, zum Theil springt sie vielleicht eben erst, wie die Göttin der Weisheit vormals aus dem Haupte des Donnerers, wenn auch nicht so fix und fertig, sondern nur erst in klumpiger Embryonengestalt aus dem genialen Hirnkasten irgend eines derühmten Kostümiers einer der genannten Residenzen. Sie wird sich selbst im letztern Falle nicht zu überreifen brauchen, um nur vollen Reife zu kommen und zu rechter Zeit hier anzulangen; denn erscheinen auch Karlsbads Brunnen und Promenaden schon von der buntesten Eleganz umkleidet, so pflegen doch die großen Diners und Soireen erst mit der Ankunft der vornehmsten nahen und entfernten Welt in's Leben zu treten, bei welchen sie allein, ohne erröthen zu müssen, erscheinen und das große Wort führen darf. Freilich aber vertauscht die Klage allzer mein, daß dergleichen glänzende Festlichkeiten überhaupt, sogar während der Monate Juli und August, in den letzen Jahren immer seltener geworden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 160:
Unschuld — Schuld.

Charade.

1.

So lang ich lag in der Erde Schoos,
War mein Zeitalter der Menschheit Loos;
Doch seit sie mich fragen und bauen heraus,
Ist mein Jahrtausend auf Erden aus.

2. 5.

Mich rechnet, wer in die Natur nicht tiefer
Hineinsah, schmählich zum Ungeziefer;
Was dem Menschen nicht paßt in seinen Kram,
Er immer für Ziefer und Unkraut nahm.

1. 2. 5.

Ich lag so sonnig in schönem Schoose.
Mich wiegte wonnig der Pfühl der Rose;
Nun muß der Fessel ich unterliegen,
Und als Gefangener muß ich — fliegen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 12. Juli 1841.

I saw all the world in yellow, blue, and green, running at the ring of pleasure; all — all tilting at it like fascinated knights in tournaments of yore for fame and love.

Sterne.
Sentimental journey.

Pariser Stadtprospekte.

(Fortsetzung.)

In keinem Erdstriche endlich findet der Fremde ein solches Volk für den geselligen Umgang und täglichen Verkehr; nirgends hält es leichter, zu den zahllosen Gesellschaften, Ballen, Vereinen u. s. w. freien Zutritt zu erhalten, als hier, wo die Zulassungsfähigkeit nicht von dem Rang oder Reichthum, sondern lediglich von dem Maße der Bildung abhängt, welches man geltend machen kann. — Aus allen diesen Gründen ist Paris ungleich mehr, als irgend ein Ort der Welt, der beständige, gemeinsame Sammelplatz einer großen Anzahl von Fremden aller europäischen Nationen aus den verschiedensten Klassen der Gesellschaft, so daß man dort von dem vornehmen Welt- und Lebemann, welcher sich gänzlich dem Strom der unzähligen Genüsse und Zerstreuungen hingibt, bis zum einsamen Gelehrten, welcher in größter Zurückgezogenheit in ernste Studien versenkt ist, alle möglichen Schattirungen beobachten kann. Jeder, welcher Nation und welchem Klima er auch angehören möge, findet in Paris seine Rechnung, weil diese Stadt eine Zusammenstellung der Genüsse und Lebensweisen aller abendländischen Völker, eine Vereinigung der Vorzüge und Annehmlichkeiten aller europäischen Hauptstädte darbietet. Im Winter gibt's Schlittenfahrten wie in Petersburg, im Sommer Konzerte unter freiem Himmel, nächtliche Promenaden, venetianische Feste, glänzende Eisbuden und Kaffeeäle, ländliche Bälle und Fischerstechen, Kirchweihen und Volksfeste, Pferderennen und Paraden, alle Eigenthümlichkeiten von London, Wien, Berlin und Neapel, Himmel und Klima, versteht sich, ausgenommen.

Der Leser versehe sich gefälligst mit mir eines schönen Abends an's obere Ende der Richelieustraße. Welch ein blendendes Gewirr von Farben und Formen! weiße Häuser, grüne Bäume, roth brennende Laternen! An uns vorbei streift im Fluge eine leichte Equipage; vor uns her geht in größter Bequemlichkeit ein Flaneur, der in alle Fenster guckt und allen Modistinnen Handküsse zuwirft. Die reichen Laden, die eleganten Kaffeehäuser schimmern vom Glanz der Lichter und der Schönheiten; die Trottoirs zu beiden Seiten wimmeln von Spazierenden und Menschengruppen aller Farben. Vor den Thüren der Kaffeehäuser sitzen an kleinen ausgestellten Tischen gemächliche Schauer, Zeitungsleser, Eisesser, Biertrinker und Schwätzer in bedeutender Anzahl; hie und da lassen sich einige pauvri diavoli von herumziehenden Musikanten und Sängern hören, deren gräuelhaften Mißtöne zum Glück in dem allgemeinen Getöse verhallen. An andern Stellen sitzen in schimmernden

Digitized by Google

Reihen die ſchönſten Pariſer Weiber, die ſich in nachläſſigen Stellungen niedergelaſſen haben, um Erfriſchungen und Huldigungen aller Art einzunehmen. Beſonders Abends zwiſchen acht und eilf Uhr iſt hier der lebendigſte Verkehr und das ſpäteſte öffentliche Leben der feinſten und vornehmſten Welt, welche dieſe Region, wegen der Nähe der großen und der italieniſchen Oper, der reichſten und prächtigſten Laden und der erſten Kaffeeſäle und Eisbuden, ſich zur Lieblingsromenade erkoren hat. In lauen, ſchönen Sommernächten dauert der Verkehr und das Gewimmel bis tief in die Nacht. Die aufgeſtellten blühenden Gebüſche, welche im Verein mit den Wohlgerüchen der parfumirten Damentoiletten die Luft mit ſüßen Düften erfüllen, die verdoppelte, dem Tageslicht nahe kommende Beleuchtung entſpricht der glänzenden Geſellſchaft, welche ſich dort auf und ab bewegt und, zu ſehen und geſehen zu werden, auf gemietheten Stühlen ſitzt. Wer vermöchte hier, wenigſtens immer, ſein kaltes Blut zu behalten? Man fühlt ſich höher, heiterer, ſüdlicher geſtimmt und wie von einem edlen Wein erhitzt. Der Widerſchein einer bald entzückenden, bald unheimlichen Flamme gleitet bis in die düſterſten, entlegenſten Winkel unſeres nordiſchen, brütenden Gemüthes; wie aus einer verdorgenen Elektriſirmaſchine ſpringt der blaue Blitzesfunken an uns heran, und fernhin ſprüht der ganze Umkreis in elektriſchem Lichte. Wir fühlen uns mit der einverſtuthenden Menge erregt, ohne viel zu fragen, woher der Schlag gekommen, und ſtürzen uns mit dem fröhlichen Strudel in dieſes Leben der Freude und in den größten Glanz des unendlichen Gewimmels. Dieſe Stelle der Boulevards meint das franzöſiſche Sprüchwort: „Wenn der liebe Gott übler Laune iſt, macht er das Himmelsfenſter auf, und wird wieder gutes Muths, wenn er die Boulevards ſieht.“

In vielen Gegenden gibt es Denkmäler und merkwürdige Bauten, welche der Zahn der Zeit und die Hand der Menſchen unzerſtört gelaſſen, und von welchen die moderne Betriebſamkeit noch nicht Säule um Säule, Stein um Stein verſchleppt hat, um ſich niedliche Luſthäuſer zur Erholung und Ergötzlichkeit daraus zu bauen. In Italien, Griechenland u. ſ. w. nehmen Ruinen und Ueberbleibſel der Vergangenheit aller Art die Aufmerkſamkeit des mit der Geſchichte vertrauten Fremden auf das Lebhafteſte in Anſpruch. In der lautloſen Stille des Marktsplatzes, in der ſchweigſamen Einſamkeit des Coliseums denkt man ſchwermüthig der Vergangenheit dieſer Städteköniginnen. Nicht ſowohl die Pracht der Scenen, die man vor Augen hat, als die Melancholie, welche an die Stelle ihrer frühern Herrlichkeit getreten, erweckt in uns eine poetiſche Stimmung von wunderſamem Reiz. Zu nächtlicher Stunde hört man an jenen Oeten das Rauſchen des entflohenen Zeitgeiſts, der, über die greiſen Ruinen die Flügel ausbreitend und über ſeinem Leichnam ſchwebend, wieder in die ſterbliche Hülle hineindegehrt; aber beim erſten Morgengrauen muß er von dannen, zürnend über das Geſchlecht, das ihm am Tage, wenn ſeine Kraft gebunden iſt, ſorglos ſein altes Haus Stück vor Stück davonträgt, daß er es ſelbſt nicht mehr erkennt. Wie die Irrlichter um die verweſende Pflanze beeſtattern, ſo um die alten Ruinen, Dome und Kapellen, um die Bilder und das Epheugemäuer, der bleiche Schein der Sagen und Mährchen in Liedern und Romanzen, matter und matter, wie die alten Formen mehr und mehr zerbröckeln.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die geſellſchaftlichen Formen.

(Fortſetzung.)

Mein Onkel hatte bei dieſem Ausbruch ſeines Zorns ſeine natürliche Gutmüthigkeit nicht vergeſſen. Er nahm meine Hand und ſagte, indem er mir einen blinzelnden Blick ſeiner ſchalkhaften kleinen Augen zuſandte: „Hab' ich nicht Recht? Dich nehm' ich von meinem Anathema aus, Vetter, obgleich du mie auch viel zu ungezwungen dich geberdeſt. Denn Zwang, Zwang und noch einmal Zwang iſt die Seele des Dinges, das wir „gute Geſellſchaft“ nennen.“ — „Ich möchte „Freiheit“ dieſe Seele nennen.“ — „Nein, nein!“ rief mein Onkel und ſchüttelte das Haupt. „Doch laß uns darauf ſpäter zurückkommen. Für jetzt muß ich in meinem Bericht fortfahren, damit du ſiehſt, daß ich mein Raiſonnement nicht an leere Hirngeſpinnſte knüpfe. Als man uns aus dem Muſikſaal entlaſſen hatte, kam ich mit noch ein paar andern ältlichen und fetten Herrn ſchweißtriefend in's Geſellſchaftszimmer zurück. Die Spieltiſche waren noch nicht gerüſtet, und es trat daher eine der Converſation gewidmete Pauſe ein. Die zwei dicken Herren, die mit mir gekommen waren, ſetzten ſich in eine Fenſternische und plauderten mit einander über den Wechſelcours, völlig unbekümmert um die übrige Geſellſchaft. Ich, meiner alten Gewohnheit getreu, naherte mich den Damen; aber um zu dieſen zu gelangen, mußte ich über die weithin ausgeſtreckten, fadenbünnen Beine eines ältlichen Mannes voltigiren, der den jungen Gecken ſpielte und in einem Fauteuil lag, völlig mit der barenhaften Tölpelhaftigkeit, wie ich die jungen Herrn der Geſellſchaft ſchon hatte liegen ſehen. Das Geſicht dieſes Mannes war ein fabelhaftes Gemenge von dünnen, kägelben Runzeln, in denen ein paar gänzlich erloſchene blaue Augen

Digitized by Google

umherſchwammen. Die Perrücke deſſelben war ein ſchöner blonder Tituskopf, und die Heuchelei war ſo weit getrieben, daß die Härchen an der Wange geglättet anlagen, ohne im mindeſten zu verrathen, wie viel graues Alterthum ſie verhüllten. Er hatte ſeine Handſchuhe anbehalten und ſogar ſeinen Stock mit in's Zimmer genommen."

„Ich will nichts gegen die Sucht ſagen, ſich jung machen zu wollen; das war zu meiner Zeit Sitte und wird es zu allen Zeiten bleiben; aber iſt es artig und fein für einen alten Gecken, ſo hingewürgt dazuliegen und nachher nicht zu wiſſen, wie man ſeine ſteifen Beine wieder zum ſchnellen Aufſpringen aus dem tiefen, niedrigen Stuhl bringen ſoll? Dabei gähnte mein alter Jüngling einmal um's andere und that durchaus gar nichts, was ihn irgend liebenswürdig hatte machen können. Die einzige Anſtrengung, die er ſich erlaubte, war, daß er eine Schale mit Gefrorenem gleichſam verſchlang und darauf Geſichter ſchnitt wie ein gebrannter Affe. Wie mag auch dieſem alten Magen das Eis bekommen! O Thorheit! Flanell, Flanell für dich, alter Lockenkopf!"

„Ehe ich im Stande war, ſeine zerbrechlichen Beine mit gehöriger Vorſicht zu überſchreiten, lauſchte ich ein wenig auf das Geſpräch, das die Dame, auf die ich zuſteuerte, mit einem jungen Herrn hielt, der ungefähr achtzehn Jahr zählen mochte, denn er ſah in demſelben Verhältniß verteufelt jung aus, wie der Lockenkopf alt. Und wirſt du mir glauben? dieſer unverſchämte Burſche lag ebenfalls, und noch dazu auf dem Sopha. Als ich mich näherte, ſchob das kleine Ungethüm ein Augenglas in die Augenhöhle, und ließ es zu meinem Entſetzen auch dort eingeklemmt ſtehen, wodurch er mit dem ſchwarzen Bande, das am Glaſe befeſtigt war und jetzt über ſeine Wange herüberhing, ein faſt ſchreckbares Anſehen gewann. Und wovon ſprach dieſes Weſen! vom Selbſtmord! — Ehen! Ein Bube, der der Schule entlaufen iſt, walzt ſich mit pauſchichter Atlasbinde auf dem Sopha und entſchuldigt die gräßlichſte, furchtbarſte Unthat, die ſich der menſchliche Geiſt nur träumen kann, und citirt dabei die nouvelle Heloïse und Madame Staël! Ich bot meine Hand auf und hatte gewünſcht, daß ſie zu einer Ruthe geworden ware. Ich näherte mich dem Sopha und erwartete, daß der junge Herr aufſpringen werde, mir Platz zu machen, obgleich ich den Platz nicht angenommen hatte; denn ich weiß, daß ein Herr nie auf dem Sopha ſitzen darf, ſo lange eine Dame im Zimmer iſt, die auf einem Stuhl ſitzt; allein er blieb liegen."

„Mit einem Gefühl tiefer Schaam um ſo entartete Sitten wandte im mich ab, und ſpann jetzt eine Unterhaltung mit der Dame an. Ich würzte nach meiner Gewohnheit dieſes Geſpräch durch kleine anmuthige Gemeinplatze über Geſundheit, Wetter und frohe Laune. Ich weiß, dieß ſind keine tiefſinnigen Gegenſtände, aber ſie bilden auch nur die Stufen, auf denen man zu dem lichten, ſchönen, heitern Tempel einer ſcherzenden, galanten Geſellſchaftsconverſation emporſteigt. Ich wollte nach und nach auf meine Reiſen kommen, und dann ſollten einige Anekdoten, ein paar pikante Hiſtörchen folgen, aber die Dame verdarb mir gleich von vorn herein den Plan. Sie ging auf meinen ſcherzhaften Ton gar nicht ein, ſie erröthete nicht hinter dem Fächer, wenn ich muthwillig wurde, ſie ſchien mich vielmehr gar nicht zu verſtehen und ſich zu langweilen. Darauf war ich nicht gefaßt. Eine ſolche Unterhaltung hatte mich zwanzig Jahr früher zum geſuchteſten Mitglied der Geſellſchaft gemacht, und jetzt — wurde ich kaum angehört. Seltſam! dachte ich, will dieſe junge Schöne über den Selbſtmord Aphoriſmen aus dem Munde eines Knaben hören, oder will ſie ſtillſchweigend zuſehen, wie ein alter Geck Eis verſchluckt? Zu meiner Zeit ſuchte man ſich zu amüſiren, dieſe Dame aber will ſich ennuyiren."

„Ich ſtand auf und verfügte mich zu den Spieltiſchen. Aber welches Wunder auch hier! Nicht ältliche Herren, etwa verdiente Diplomaten und Offiziere ſpielten, ſondern junge Damen, und zwar mit einem Eifer, als gälte es Millionen dieſen Abend zu erwerben. Wo ſeyd ihr hin, ihr Grazien der feinen Sitte! rief ich; ihr, unter deren Zauber die Jugend und Schönheit ſich hütete, dieſe, nur dem ſtumpfen Alter gewidmete Arena zu betreten? Wo ſeyd ihr hin? — — Iſt es möglich, daß dieſe ſchönen Kinder ihre Zeit verlieren, das Herz in der Karte zu gewinnen, während ſie das lebendige Herz in unſerer Bruſt erobern könnten? Welche Wandlung!"

(Fortſetzung folgt.)

Ewiger Frühling.

Oft ſchnitt ich ab in meinem Garten
Den kaum erſchloſſ'nen Blumenſchaft,
Um eines neuen bald zu warten,
Voll friſchen Triebs, voll junger Kraft;

Denn mich vergnügt die Blüthe nimmer
Mit aller ihrer Herrlichkeit,
An deren lebensvollſten Schimmer
Sich nicht ein Keim zur neuen reiht.

Und oft im höchſten Vollgenuſſe
Hat mich die Freude nicht erfreut,
Wenn ſie von ihrem Ueberfluſſe
Die Gaben all' um mich geſtreut.

Digitized by Google

Ist Kälte nicht im Heiligthume
Des Glücks solch unzufried'ner Drang? —
Liebt' ich nicht herzlich Lust und Blume,
Harrt' ich der neuen nicht so bang.

Nur Schmerz ist's, daß des Glückes Stunde
So kurz beim Glücklichen verweilt;
Drum gern das Herz die off'ne Wunde
Mit jungen Hoffnungstrieben heilt. —

Soll auch auf's Ew'ge dieß ich deuten? —
Es sproßt aus allem Erdenflor
Den Herzen, die sich dran erfreuten,
Unsichtbar noch ein Trieb empor. —

Doch wenn nun einst des Ew'gen Blüthe
Im vollsten Frühling mich entzückt,
Ob nicht dem trunkenen Gemüthe
Die alte Sorge nahe rückt? —

Gott ist des ew'gen Frühlings Sonne,
Empor nach ihm wird Alles glüh'n;
Dann hast du selbst, o Herz, in Wonne,
Unendlich, kräftig aufzublüh'n.

J. G. Fischer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsbad, Juni.

(Fortsetzung.)

Literatur. — Neue Anstalten.

In der zweiten Hälfte des vorigen Sommers hat Karlsbad plötzlich den Versuch gemacht, ein Unterhaltungsblatt aus seiner Mitte hervorgehen zu lassen. Der dießjährige April wollte in der Ankündigung eines zweiten Jahrs oder vielmehr Sommerganges davon ein Einleitungswort über Plan und Tendenz jenes Blattes nach, das nun mehr vom ersten Mai an wöchentlich mit zwei Nummern erscheint. Es ist eine, großen Theils auf die fremden Gäste berechnete Sommererpflanze, die, von der gewöhnlichen Brunnensaison hervorgelockt, mit ihr wieder abstirbt. Da sie nun schon den zweiten Sommer blüht, so könnte das vielleicht um so mehr die Bürgschaft gehöriger Acclimatisirung, und folglich längerer Dauer abgeben, weil sie wirklich eine für die Verhältnisse recht passende Einrichtung hat. In kurzen Aufsätzen gedenkt sie der Schicksale und Eigenschaften Karlsbads und nähert und ferner Brunnenorte, mischt dem Ernste der behandelten Gegenstände heitern Scherz ein, und sagt dem, was das frische Leben Neues darbietet, Merkwürdiges aus der Vergangenheit bei. Von vielem Interesse ist eine kurze Biographie des 1526 verstorbenen, gelehrten Bohuslaw von Lobkowitz, des ersten, welcher die hiesigen Quellen besungen hat. Sie ist die deutsche Bearbeitung eines Aufsatzes aus dem französischen Almanach auf das jetzige Jahr, den der, wie gewöhnlich alle Sommer hier anwesende Dr. de Carro aus Prag jährlich über Karlsbad herausgibt. Dieser beliebte Almanach ist überhaupt eine Hauptquelle des Blattes, wie unter anderm auch ein recht instruktiver Aufsatz über den jetzigen Zustand der böhmischen Literatur beweist. Einige nette Anekdoten und Witzworte fehlen dem Karlsbader Unterhaltungsblatte ebenfalls so wenig, wie die in solchen Schriften ganz unvermeidlich gewordenen Novellen und Gedichte. Sehr zu loben ist gerade die Sparsamkeit mit letztern bei der, selbst die Weiberheit der Gebieterin immer mehr anwandelnden Scheu vor allem Gedruckten, welches die verschrieene Prosa gnomie von Vers und Reim in sich trägt. Die unverkennbare Regsamkeit, welche Böhmen und namentlich dessen Hauptstadt in der Literatur entwickelt, scheint sich auch auf die Provinzialstädte erstrecken zu wollen. So erscheint namentlich zu Karlsbad in der das hiesige Unterhaltungsblatt verlegenden Franck'schen Buchhandlung vom Januar 1821 an ein mit vielen Abbildungen versehenes periodisches Werk unter dem Titel: Erzählungen des Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Naturgeschichte, welches sich anheischig macht, seinen Gegenstand im Laufe dieses Jahrs zu erschöpfen. Zugleich ist in Böhmen eine besondere Vorliebe für das Studium der nur allzulange ganz vernachlässigten vaterländischen Sprache erwacht, und man schöpft große Hoffnungen, daß die Forscher in diesem Zweige des Wissens manchen verloren gegangenen Schätzen böhmischer Literatur und Poesie auf die Spur kommen werden.

Dabei mann benutzt, wie im vorigen Jahre, auch dießmal die hiesige Heilquelle, und wirkt nach seiner eigenen Versicherung weit besser mit der Wirkung auf seinen Gesundheitszustand zufrieden, als im vergangenen Sommer. — Das von einem Engländer Namens Harrison auf der Wiese in dem dortigen ansehnlichen Gebäude, das steinerne Haus genannt, neu errichtete englische Kaffeehaus ist eine Anstalt, deren Umfang weit über den Begriff desjenigen hinausgeht, was man von einem Kaffeehause verlangt. Gabelfrühstücke, Diners und Soupers, nach englischer und auch nach deutscher Weise bereitet, verkündigen die Anschlagzettel. Nach dem Erfolge zu schließen, dessen der Unternehmer bei einem im vorigen Sommer versuchten kleinern Etablissement sich erfreute, darf er ein gutes Gelingen auch für dieses größere hoffen. Zu seinem höchsten Glanzpunkte wird es ohne Zweifel im künftigen Monate gelangen, einer Periode, welche die meisten Brunnengäste aus Großbritannien und Rußland mitzubringen pflegt, auf welche das neue Unternehmen zunächst berechnet zu seyn scheint. — Die auch hier in den letzten Jahren erwachte Baulust hat ihre Grenze ziemlich erreicht. Desto mehr beschäftigt man sich mit Erneurung und Ausbesserung der Gebäude in der Stadt. — Einer neu errichteten Reparation in der Nähe des vielbesuchten Hauses beitingfelsens bei Ach sagt man viel Gutes nach. Auch bereitet sich ein angenehmer, öffentlicher Vergnügensort auf dem von der neuen Wiese nach dem Hetenenhofe hinaufführenden Fußpfade durch Anpflanzung eines Baumganges und Errichtung eines stattlichen Gebäudes so eben vor. Allerdings wird der Helenenhof mit seinem wohl unterhaltenen geräumigen Garten, der überall anziehenden Aussicht und recht guten Wirthschaft der künftigen neuen Anstalt ein gefährlicher Nebenbuhler bleiben. Doch die geringere Entfernung derselben von der Stadt kann ihr bei zweifelhaftem Himmel einen Vorzug, besonders bei denen ertheilen, die das Höhersteigen gern vermeiden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 13. Juli 1841.

Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier ist ein Wunder, glaubet nur!
Goethe.

Neues vom Daguerrotyp.

Ein physikalisches Wunder.

Daguerres Entdeckung hat ein eigenes Schicksal. Bisher wirkte das Licht immer zu langsam auf die empfindliche Platte, als daß sie dazu hatte dienen können, bewegte Gegenstände vollkommen wiederzugeben; jetzt, nach seinen neuesten Versuchen, will Daguerre gerade mit der umgekehrten Schwierigkeit zu kämpfen haben.

Man erinnert sich, daß Arago schon vor einem halben Jahr in der Akademie der Wissenschaften ankündigte, Daguerre sey einem Mittel auf der Spur, wodurch der Prozeß des Daguerrotyps sich auf unbegreiflich kurze Zeit reduciren werde. Endlich, in der Sitzung vom 28sten Juni hat Arago eine, freilich sehr unvollständige Mittheilung in dieser Beziehung gemacht. Wir geben hier die Hauptsache.

Andere haben sich mit mehr oder weniger Erfolg nach Stoffen umgesehen, welche für das Licht empfindlicher wären, als der von Daguerre angegebene. Diesen Weg hat Daguerre verlassen; dafür kam er auf den Gedanken, seine, wie gewöhnlich, mit Jod bezogene Platte zu elektrisiren, und er fand, daß sie dadurch allzu empfindlich für das Licht wird, als daß sich damit ein deutliches Bild aufnehmen ließe. Kein Mechanismus ist rasch genug, um die Platte zumal, nach allen ihren Theilen, der Wirkung des Lichts auszusetzen. Im gar nicht meßbaren Moment, der beim Oeffnen und Schließen des Deckels des Objektivs verfließt, erhält nämlich die elektrisirte Platte in der Camera obscura in der Stärke so verschiedene Eindrücke, daß der mit dem Licht zuerst in Berührung kommende Theil schon viel zu stark angegriffen ist, bis das Licht an die letzten Partieen gelangt, so daß nur ein verworrenes, verschwommenes Bild entsteht. Daguerre ersann Mittel, um blitzschnell die Camera obscura zu öffnen und wieder zu schließen, den Deckel fallen zu lassen und wieder vorzuschieben: vergeblich, die Wirkung des Lichts war noch weit rascher als diese scheinbar gar keine Zeit erfordernde Bewegung, und immer erhielt er, wie er behauptet, ein ungleiches, auf verschiedenen Stufen ausgeführtes, aus ungleichartigen Theilen zusammengesetztes Bild, gerade wie wenn man bei der bisherigen Vorrichtung eine Ansicht aufnähme, die zehn Minuten erfordert, und dabei alle Minuten den Deckel schlösse und wieder öffnete.

Diese Erscheinung, wenn sie sich bestätigt, ist vor Allem für die Wissenschaft von der größten Bedeutung, und würden auch auf diesem Wege immer nur verworrene, in künstlerischer Beziehung unvollkommene Bilder erzeugt. Es wäre eines der merkwürdigsten physikalischen Phänomene; aber der Entdecker scheint

Digitized by Google

die wiſſenſchaftliche Neugier noch eine Weile hindalten zu wollen, denn er hat bis jetzt Niemanden in die Details ſeines neuen Verfahrens eingeweiht und der Akademie nicht einmal Proben vorgelegt. Er will warten, bis er etwas künſtleriſch vollkommen Befriedigendes vorzuweiſen hat.

Daguerre behauptet übrigens, die große Schwierigkeit, die aus jener erſtaunlichen Wirkung des Lichts auf die Jodplatte entſpringt, einigermaßen wenigſtens, bereits überwunden zu haben. Da die Schichte von Jodſilber durch die Elektricität für unſere plumpen Handgriffe viel zu empfindlich geworden iſt, ſo kam Daguerre auf zwei ſehr ſinnreiche und äußerſt glücklich combinirte Mittel. Einmal wandte er einen Stoff an, der weniger empfindlich iſt als die gewöhnliche Verbindung von Jod und Silber; er ſagt aber nicht, was dieß für ein Stoff iſt. Und dann, ſtatt die Platte fortwährend dem elektriſchen Fluidum auszuſetzen, läßt er dieſe geheimnißvolle Kraft nur einen Moment auf dieſelbe einſtießen, gerade nur ſo lang, als das Licht zu ſeiner vollen Wirkung braucht. Mit andern Worten, die gehörig zubereitete, in der Camera obscura befeſtigte, nicht elektriſirte Platte kann ohne Gefahr eine gewiſſe Zeit lang dem Licht ausgeſetzt werden; um ihr nun jene erſtaunliche Empfindlichkeit zu geben, braucht man, wie Daguerre behauptet, nur einen elektriſchen Funken auf ſie überſchlagen zu laſſen, worauf die Platte ſogleich wieder verhältnißmäßig indifferent wird und man Zeit hat, ſie der weitern Einwirkung des Lichts zu entziehen. Auf dieſe Weiſe, ſiedt man leicht, ließe ſich eine ganze Verſammlung abbilden, wobei die Geſichtszüge und die augenblicklichen Geberden auf's Treuſte wiedergegeben ſeyn müßten; denn nach den Berechnungen der Phyſiker legt der elektriſche Funken in wenigen Millionntheilen einer Sekunde beträchtliche Strecken zurück.

Dieſem Wunder fehlt nur noch Eins, freilich die Hauptſache: der Augenſchein. Daguerre will allerdings das Experiment gemacht haben; aber nicht einmal ſeinem offiziellen Gewährsmann Arago hat er etwas davon gezeigt, und ſo iſt das Urtheil darüber zu verſchieben. Berichterſtatter, welche in den Pariſer Journalen im Namen der Wiſſenſchaft das Wort nehmen, ſind auf Daguerre, und neben ihm auf Arago ſehr ungehalten. Sie meinen, dieſe beiden Herrn haben bei den erwähnten merkwürdigen Verſuchen zwei Punkte, die gar nichts mit einander gemein haben, nicht gehörig unterſchieden und das rein wiſſenſchaftliche Reſultat nicht nach ſeiner wahren Bedeutung gewürdigt. Wohl wäre es höchſt intereſſant, wenn man ſo in einem untheilbaren Zeitmoment die ganze Geberdung einer Geſellſchaft, überhaupt die beweglichſten Gegenſtände der Natur in ein Bild bannen könnte; aber die Thatſache, daß die Elektricität auf die dem Lichte ausgeſetzte chemiſche Verbindung in der angegebenen Weiſe wirkt, dieſe Erſcheinung für ſich, ohne alle Rückſicht auf den Kunſtzweck, ſey höchſt wichtig, zumal für eine Akademie, der an ſo überraſchenden, für die Wiſſenſchaft ſo einflußreichen Beobachtungen ungleich mehr gelegen ſeyn müſſe als an den vollkommenſten Bildern. Eine einzige, noch ſo mangelhafte Probe des neuen Verfahrens hätte die Akademie lebhafter angeregt und wäre auch belehrender geweſen, als alle Ausſagen Daguerres und ſeines Dollmetſchers Arago. Daguerre ſolle doch ja eilen, die bedauerliche Lücke in ſeiner Mittheilung auszufüllen; ſein Ruf und ſein Intereſſe als Künſtler werden ja dadurch ſicher nicht aufs Spiel geſetzt. — Ein Kritiker meint, Daguerre ſetze ſich dem Verdacht aus, er habe ſeine Beobachtungen nur deßhalb ſo nackt und ohne allen Beweis dem Publikum preisgegeben, weil er den Beweis nicht vorlegen könne, weil er noch immer nicht ablehe, wie er zu einem befriedigenden Reſultat gelangen ſolle. Daguerre habe unverweilt der Akademie irgend ein, wenn auch noch ſo unvollkommenes, nach dem neuen Verfahren gewonnenes Bild eines bewegten Gegenſtandes vorzulegen, ſonſt dürfte man glauben, durch die obige unvollſtändige Mittheilung bezwecke er nur, ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, weil er nun einmal voreilig ein neues Verfahren angekündigt; er hoffe, Andere werden damit glücklicher ſeyn als er, und ihm bleibe doch die Ehre der Entdeckung.

Dieſe Bemerkungen, ſo weit ſie Daguerre betreffen, ſcheinen uns gegründet. Wenn man aber Arago zu ſeinem Mitſchuldigen macht, ſo zeigt dieß, daß dieſer Mann, der gegen die Gewohnheit der „Illuſtren“ ein Oppoſitionsmann iſt, unter ſeinen Collegen mehr Feinde als Freunde hat. Was kann der Phyſiker dafür, wenn ihn der Eigenſinn des Künſtlers nicht in die Karte blicken läßt?

Ueber die geſellſchaftlichen Formen.

(Fortſetzung.)

„Ich ließ mich mit einem tiefen, eines Philoſophen würdigen Seufzer an einem der Tiſche nieder, wo eine niedliche junge Frau, mit einem geſchmackvollen Häubchen, das ihr weit im Nacken ſaß, meine Partnerin wurde. Nie im Leben habe ich ſo aufmerkſam ſpielen müſſen, denn meine Schöne war ein kleiner Teufel an Genauigkeit. Sie ſchalt, ſie brummte, ſie murmelte, ſie zuckte die ſchneeweißen Achſeln, ſie trommelte mit Händen und Füßen, ſie warf mir Blicke zu, in denen ganze Aetna-Zornſtammen ſprühten, lediglich weil ſie einen Rubber verlor, den ſie nach ihrer Berechnung hätte

Digitized by Google

gewinnen müſſen, obgleich wir Beide Karten hatten, mit denen kein Gott ein günſtiges Spiel erzwungen hätte. Da ziemlich hoch geſpielt wurde, wurde meine Schöne durch den Verluſt ſo übler Laune, daß ſie nach ihrem Wagen verlangte und ſich entfernte, nicht ohne mir vorher einen langen, durchbohrenden Blick zuzuwerfen."

„Ich packte gedultig wieder meinen Hut auf, der während des Spiels unter meinem Stuhl ein friedliches Aſyl gefunden, und trabte wieder in den Geſellſchaftsſaal zurück. Die Scene hatte ſich hier verändert, aber nicht verbeſſert. Der alte Blondin hatte ſeinen Polſterſtuhl verlaſſen und machte ſich, wahrſcheinlich um den Eisklumpen im Magen zu bewältigen, auf eine eigenthümlicher Weiſe eine Motion. Die Frau vom Hauſe iſt die glückliche Mutter von fünf kleinen blondhaarigen Geſchöpfen, von denen zwei dem männlichen und drei dem weiblichen Geſchlechte angehören. Die drei- bis fünfjährigen Mädchen waren im vollen Putz junger Damen, und ein ähnliches recherchirtes Koſtüm ſetzte die Reize der jungen Cavalierr in's gehörige Lüſtre. Für dieſes kleine, unmündige Geſindel, das durch einige geſchnürte Püppchen deſſelben Alters, deren Mütter ebenfalls in der Geſellſchaft ſich befanden, vermehrt wurde, hatte man einen Tanz arrangirt, und zwar machten ſich's die Erwachſenern zu einer ſüßen Pflicht, mit der kleinen Unſchuld herumzuhüpfen. Mein alter Lockenkopf war nicht der Letzte. Er hatte eine Vierjährige an der Hand und ich ſah ihn, ehrn als ich eintrat, ſeine dünnen, ſteifen Beine anſtrengen, um eine Tour in der Française zu brendigen. Nach der Française kam ein raſcher Walzer, und nun flog mein Greis, in einen rechten Winkel zur Erde gebeugt, mit ſeiner kleinen Tänzerin, deren blonde Haarflechten um die dünnen ſchwarzen Beine ſich ſchlängelten, im Kreiſe herum. „Ah, comme vous êtes aimable!" kreiſchte, außer ſich vor Entzücken, die Mutter der Vierjährigen dem Lockenkopf zu. „Mais, madame," keuchte er entgegen, „jamais je n'ai vu un petit ange comme Betzy!" — Dieſes ſagend, küßte er die dicke, in einen Glacéhandſchuh gezwängte Hand der Kleinen. In Ausführung dieſes graziöſen Akts wurde er durch einen heftigen Stoß unterbrochen, den ihm eine große, dicke, ſchwitzende Dame verſetzte, die mit einem ſchwächlichen, unbeſchreiblich kleinen Knaben vorbeiwalzte."

„O Thorheit! ſeufzte ich, das Alter macht ſich zum Kinderſpott und erreicht nichts damit, als daß es der Jugend die ſchöne Kindheit raubt, die roſige Blüthenwolke, die auf der dunkeln Quelle unſerrr Exiſtenz ruht. Dann werden aus dieſen gepuzten, verblüdern Kindern Jünglinge, die über den Selbſtmord faſeln, und Frauen, die am Spieltiſch über einen verlornen Rubber jammern. Zu meiner Zrit erzog man ſeine Sprößlinge in Einſamkeit und Strenge, man ſchonte die ſpröde Blumenknospe und zwang ſie nicht durch Treibhauswärme zu einer frühen unnatürlichrn Blüthe. Wenn wir Kinder hatten, forderten wir nicht unſere Freunde auf, ſich mit ihnen lächerlich zu machen; wir briſchten von unſern Knaben und Mädchen Gehorſam und Reſpekt; ſie mußten erſt langſam und unter fortwährender Drmüthigung ihrer Eitelkeit die Plätze erſtreben, auf denen wir ſtanden; ſo will es die Mutter Natur und ſo ſollte es immer auch die Erziehung wollen."

„Dirſe etwas herben kritiſchen Grübeleien gewannen bald in meinem Innern eine gemüthlichrre Richtung, wenn ich dachte, welch ein fröhliches Kind ich einſt geweſen. In der Einſamkeit des väterlichen Stammſitzes, wo ich erzogen worden, wuchs ich wie ein muthwillig, üppig Bäumchen in die Höhe. Waſſer, Luft, Brod — alles friſch und in gedeihlicher Kraftigkeit. Später, als ſich meine Wangen bräunten, kam der Präzeptor mit der uralten Weltklugheit, und weihte mich in dir ewigen coptiſchen Lehren der regrirechtrn Verdrugungrn, der ſymboliſchen Zeichen der Artigkeit, und in jenen myſteriöſen, wunderſamen Kultus rin, den wir die gute Geſellſchaft nennen. Alles dirß mußte wirderholt und mit manchem derben Schlage mir eingeprägt werdrn, denn in meiner Natur lag viel Freiheit."

Bri dieſem Worte „Freiheit" unterbrach ſich mein Onkel ſelbſt? und ſah mich mit einem bedeutſamrn Blick an. „Sirht du wohl, Vetter?" ſzte er ſeine Rede fort, „da habe ich eben jrnes Stichwort wirdrr angebracht, das du am Anfang unſerer Discuſſion mir hinwarſt. Du kannſt es jrzt nur ſelbſt wieder aufnehmen. Ich will dir die Antwort nicht ſchuldig bleiben."

„Alles, was Sie da vorgebracht haben, lieber Onkel," bob ich an, „iſt wahr. Ich bin ja zum Theil Zeuge geweſen, obglrich mir das Gemälde nicht ſo düſtrr und zugleich lächerlich erſchirnen iſt." — „Weil du daran gewohnt biſt," erwiderte mein Onkel raſch. Im verſchloſſrnrn Zimmer merkt man nichts von dem Miaſma, das der eben aus der freien Luft Kommende ſogleich gewahr wird." — „Es handelt ſich nur um Formen." — „Hinter denen ſich aber das Weſrn verbirgt; oder willſt du behaupten, daß ſich die Geſellſchalt, wie ſie ſich jrzt gebildet hat, nicht rin organiſchrs Produkt ſey, deſſrn Grundſtoff die ſittlichen und religiöſrn Anſichten der Zrit bilden?" — „Durchaus nicht," rntgegnrte ich. „Dir Geſellſchaft hat ſich rrgenerirt nach denſelben Grundſätzen, nach welchen ſich unſer Leben regrnerirt hat." — „Und welches ſind dirſe Grundſätze?" — „Es ſind die einer möglichſt ausgedehntrn erlaubten Freiheit." — „Aber dieſe Freiheit wird alle Geſellſchaft zerſtören!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juli.

Thorwaldsen.

Thorwaldsens Reise durch Deutschland erregte bei uns die größte Theilnahme. Wir freuten uns der Aussicht, unsere Hochachtung und Dankbarkeit dem Manne bezeugen zu dürfen, dem unsere Stadt so sehr verpflichtet ist. Stuttgart wird von den Reisenden, welche vom Norden der irgends wo die Alpen zu überschreiten haben, leicht und nur zu gerne umgangen; daß Albert Thorwaldsen es nicht rechts oder links liegen lassen werde, wußten wir gewiß. Sollte er sich nicht überzeugen wollen, was aus einer seiner jüngsten und bedeutendsten Schöpfungen, die er als Modell von sich gegeben, unter den Händen des Gießers und des Architekten geworden? wie Schillers Denkmal, als Thatsache, im Rahmen der uns gebenden Gebäude, nach Höhe und allen Proportionen zu seiner eigenen Vorstellung sich verhalte? — Die Verabredungen, wie der große Meister bei seinem bevorstehenden Besuche zu ehren sein möchte, waren längst getroffen, als er am sechsten d. M. Abends hier antam. Er stieg in einem Gasthofe ab, der an den Schillersplatz stößt, und sein erstes Geschäft war, das Standbild zu besehen, über welcher Beschäftigung ihn die herbeieilenden Vorstände des Schillervereins und der Kunstschule trafen. Thorwaldsen begrüßte denselben aufs Wärmste seine vollkommene Zufriedenheit mit der Ausführung und Aufstellung des Bildes. Durch diesen Ausspruch hat der Schöpfer desselben vollends gerechtfertigt, was jetzt hier allgemeine Anerkennung findet, die Wahl des Platzes. Nur vor der Aufstellung hatte sich ein Theil unseres Publikums, das über Alles eher ein Urtheil hat als über Kunstgegenstände, dagegen erklärt; vor dem Ausgesprochenen ist längst jeder Widerspruch verstummt. — Nach Einbruch der Nacht begrüßte der Liedertranz den Bildner seines Patrons mit einigen Gesängen, und beim wiederholten Lebehoch der versammelten Menge sah man die Statue von bengalischen Feuern in wechselnden Farben beleuchtet. — Die Hauptfeierlichkeiten zu Ehren des Meisters bestehen in einem Bankett, das auf Befehl des Königs im Kursaal zu Cannstadt veranstaltet wurde, und dem die Staats- und städtischen Behörden, die Lehrer der Kunstschule, die Künstler, der Ausschuß des Kunstvereins, der Schillerverein u. s. w. beiwohnten, und in einem Mahle im Garten des Museums, nach welchem der Gefeierte mit einem Fackelzug nach Hause geleitet wird. — Der König ist vor einigen Tagen nach Italien abgereist; vermuthlich wird Thorwaldsen Gelegenheit finden, sich demselben dort vorzustellen. — Dannecker, wohl um zehn Jahre älter als Thorwaldsen, ist leider vom Alter so gebeugt, daß unser Gast den Schöpfer der Büste Schillers schwerlich wird begrüßen können. — Thorwaldsen hat bekanntlich mit größter Liberalität einen sehr bedeutenden Theil seiner Werke in vorzüglichen Gypsabgüssen der hiesigen Kunstsammlung übermacht. Unser Kunstgebäude ist noch nicht vollendet, und so findet er sie noch in einem Schuppen im königlichen Schloßgarten. Sie werden den Grundriß des plastischen Theils unserer bis jetzt im Ganzen unbedeutenden Kunstsammlung ausmachen, und wenn die Entwicklung unseres Lebens in der nächsten Zukunft auch eine Blüthe der Kunst mit sich bringen sollte, so werden unsere Schüler sich vors zugsweise an Thorwaldsens Werken gebildet haben. Diese Betrachtung mag den Meister freundlich gegen eine Stadt stimmen, die von den Göttern, mit denen er in gewohntem Verkehr steht, bis jetzt auffallend wenig beimgesucht ist.

Karlsbad, Juni.

(Schluß.)

Theater. — Musikalische Wegelagerung.

Dem köstlichen Frühlingswetter muß man ohnstreitig einen Theil der vielen Wundertouren des jetzigen Sommers mit beimessen. Man war aber zu sehr von der anscheinenden Unverwüstlichkeit des täglich wiederkehrenden heitern Sonnenglanzes verwöhnt, als daß die in der zweiten Junihoche plötzlich eingetretenen eisklaten Regenqüsse nicht um so lästiger hätten fallen sollen. Die Bäuerin wurden so arg, daß der fast ausgetrocknete, die Stadt durchschneidende Tepelfluß zuletzt mit völliger Ueberschwemmung drohte. Am besten kam der hier anwesenden deutschen Schauspielergesellschaft die Trostlosigkeit der spaziergangslustigen Brunnengäste zu statten. Manches hübsche Stück fand auch durch die Schauspieler die gedrängte Aufführung. Den meisten Beifall erhielt ohnstreitig Nestroys neuestes, recht gelungene Posse: „der Talisman.“ Manchem der neuen Wiener Lokalstücke fehlte es an sehr an Grazie und komischer Kraft. Einen großen Reiz mehr erhielt die hiesige Bühne durch diejenige französische Truppe, welche während der jetzigen Sommermonate schon in mehreren deutschen Städten sich überlweise viel Beifall zu erwerben wußte. Ihr leuchtet eine großartige Erinnerung im Namen der vormals so gefeierten Schauspielerin Georges vor, die noch immer als Mitspielende mehr oder weniger Anerkennung findet.

Der sogenannte Kiesweg, der sich an dem zwischen zwei schön bewaldeten Bergreihen lustig rauschenden, klaren Tepelflusse hinströmmt, ist bekanntlich die besuchteste und angenehmste Promenade in ganz Karlsbad. Dieß bedeutend, erhob vor zwei Jahren ein hochbejahrter Wiesmal seine Art Wegzoll von der dort aufs und abflutthenden Eleganz. Das lebendige Gemälde, das er mit Geige, Bogen und Notenblatt bildete, war, sogar wenn man sein fatteneiches, verstümmeltes Antlitz und die unscheinbare Kleidung abrechnet, sprechend genug. Seine Armuth hoffte, daß einige Brosamen von der Reicheren Tische fallen könnten, und die Hoffnung ging zum Theil in Erfüllung. Aber die Polizei hat bekanntermaßen keinen Sinn für Sentimentalität; sie klassifizirte den Mannes musikalische Bestrebungen unter die Bettlerein und wies ihn vom Kieswege weg. Es half dem Greise auch nicht lange, daß er seine frühere Stabilität in ein unsteres Treiben verwandelte und bald hier, bald da von den am Berge neben dem Kieswege hinlaufenden Fußpfaden seine Töne erschallen ließ; auch dort gebörte er in Kurzem unter die verbotenen Personen. Das aber erregte das Mitleid selbst derjenigen, die über den unbesugter Weise angelegten Wegzoll Anfangs laut gemurrt haben mochten, besonders da sie erfuhren, daß der musikalische Virtuose früher ein wohlhabender Mann gewesen war. Auf Vorsprache bei der höhern Behörde ist ihm endlich in der letzten Hälfte des vorigen Jahres die Erlaubniß zu seiner musikalischen Wegelegung geworden. Je mehr seitdem die Umstände, welche ihn in solche Dürftigkeit brachten, bekannt wurden, desto mehr scheint auch die Aufnahme, die man zu seinen Gunsten machte, den Beifall des Publikums zu erhalten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 14. Juli 1841.

Sie sind in nichts beständig als in der Unbeständigkeit, sie sind in nichts groß als in Kleinigkeiten.

Mercier.

Pariser Stadtprospekte.

(Fortsetzung.)

Paris beut antiquarische Eindrücke genug; aber mit den Bildern einer thatenbewegten Vergangenheit vereinigt es die einer lebensfrohen Gegenwart und einer hoffnungsreichen Zukunft. Die leichten, spielenden, nur dem Genuß des Augenblicks nachjagenden Pariser denken wenig an die ungeheuren Begebenheiten, deren blutiger Schauplatz ihre Stadt gewesen, und durch die das Schicksal des ganzen Landes oft in unglaublich jähem Umschwunge entschieden und oft ganz Europa erschüttert und umgewandelt wurde. Welch bedeutende historische Erinnerungen drängen sich hier dem geschichtskundigen Fremden bei jedem Schritte auf! Wie der Mineralog auf dem Vesuv die erstarrten Lavaströme der berühmtesten Ausbrüche aufsucht und unterscheidet, so der Freund der Geschichte auf diesem politischen Vulkane die Stellen, welche in den Ausbrüchen von 1572, 1635, 1789, 1791, 1793, 1799, 1830 eine Hauptrolle gespielt haben, welche Eruptionen durch die Pariser Bluthochzeit, die Unruhen der Fronde, die Zerstörung der Bastille, die Septemberscenen, die Hinrichtung Ludwig XVI., die Erhebung Bonapartes zum ersten Consul und die Vertreibung der Bourbons am hervorstechendsten bezeichnet werden. Wie bei jenen heftigen Zuckungen der leblosen Natur die verschlossenen Tiefen der Erde wohl auf Augenblicke sich dem aufmerksamen Auge öffnen, so gab sich in jenen leidenschaftlich bewegten Zeiten auch die innerste moralische Natur der Franzosen kund, und indem die Nachtseite der französischen Gesellschaft in der Lohe sich erhellte, ward das ganze Getriebe ihres Baus, das ruhige Zeiten schamhaft zu verhüllen pflegen, von unten bis oben aufgeschlossen. Wenn nicht Alles trügt, so ist endlich die Zeit so heftiger, weiterschütternder Eruptionen vorüber und geht Paris, wie Frankreich, jetzt einer friedlichen, natürlichen, organischen Entwicklung entgegen. Kleinere Ausbrüche, die noch manchmal vorkommen dürften, haben weiter nichts zu sagen und sind schwerlich im Stande, die begonnene Evolution zu hemmen; nur wenn eine unkluge Regierung sich angelegen seyn ließe, diese Evolution gewaltsam zurückzustauen, wäre für den kranken Staatskörper eine Revolution zu besorgen, welche, wie jeder Rückfall in gefährlichen Krankheiten, die schlimmsten, unberechenbarsten Folgen nach sich ziehen könnte.

Die vielen politischen Stürme, sollte man denken, müßten das Pariser Volk in jeder Hinsicht umgeändert und ihm ein ganz neues Gepräge aufgedrückt haben. Im herrschenden Geist und Wesen der Pariser hat sich indeß weniger umgestaltet, als man sich gewöhnlich

Digitized by Google

vorſtellt, und in vielfacher Beziehung iſt Paris heute, was es vor hundert Jahren war. Die Aehnlichkeit, welche hier die Alles bewegende und alle Elemente des Volkslebens zerbröſelnde Zeit zwiſchen ganz verſchiedenen Jahrhunderten hat beſtehen laſſen, iſt merkwürdig, aber begreiflich. Ein Volk bekommt, wie jeder Einzelne, im Lauf ſeiner Exiſtenz mehr als einmal einen neuen Leib; aber die Hauptzüge ſeines Charakters, die Grundverhältniſſe ſeines Weſens bleiben unverändert, ſo daß man es trotz aller Umwandlungen wieder erkennt, und an jedem Volke, ſelbſt am wandelbarſten und neuerungsſüchtigſten, gewahrt man ein gewiſſes Etwas, das ſelbſt aus der Umwälzungen Wuth und Noth immer wieder hervortritt, neu wurzelnd im Guten, neu wuchernd im Böſen. Der Lehrſpruch: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret“ gilt nicht allein von Individuen, er paßt auch auf Collektivweſen. Der Pariſer war zwar von jeher der Neuerung und der Mode ergeben, zeigte aber in ſeinem Aeußern und Charakter doch etwas Bleibendes, Stehendes.

Ein ſicilianiſcher Edelmann entwirft in einem Briefe in ſeine Heimath folgende Schilderung von Paris zur Zeit Ludwigs XIV.: „Man kann Paris ohne Uebertreibung ein großes Wirthshaus nennen. Ueberall trifft man Kaffee-, Bier- und Weinſchenken, die ſich eines zahlreichen Beſuchs erfreuen. Zu jeder Stunde des Tags dampfen die Kochöfen, und zu jeder Stunde des Tags wird gegeſſen. Der Luxus in Paris überſchreitet alle Grenzen, und von ſeinem Ueberfluß könnten ſich drei Städte bereichern. Von allen Seiten ſtrahlen uns glänzende Buden entgegen, wo Alles feil iſt, was man braucht und nicht braucht. Jedermann will vornehm leben, und der arme Adelige iſt auf ſeinen reichen Nachbar eiferſüchtig und will eben ſo großen Aufwand machen, als dieſer. Bänder und Spiegel ſind Dinge, welche kein Franzoſe entbehren kann; ohne dieſen Tand iſt ihm das Leben eine Pein.“

„Die Mode iſt der Dämon dieſer Nation, in der die Männer ſo eitel und gefallſüchtig ſind, als die Weiber; und wenn dieſe nie ohne Taſchenſpiegel ausgehen, ſo ſtellen ſich jene mitten auf die Straße hin und kämmen ihre Perrücken. Es gibt nicht leicht ein übermüthigeres, verwegeneres Volk, als dieſe Pariſer; ſie thun ſich ordentlich was zu Gute auf ihre Gebrechen und bilden ſich ein, ſie allein in der Welt brauchten nicht Wort zu halten, ohne daß es ihnen zur Unehre gereichte. Beſcheidenheit, Beſonnenheit, geſetztes Benehmen, mäßige oder alte Leute würde man vergebens bei ihnen ſuchen; zum Erſatz dafür findet man Höflichkeit, Artigkeit, ſchonendes Benehmen und Galanterie. Man trete in die erſte, beſte Bude, und man läßt ſich durch die einſchmeichelnden Redensarten tauſend Dinge aufſchwatzen, an die man gar nicht gedacht hatte, bis man zum Einkauf der Gegenſtände kommt, die man eigentlich haben will. Die Manieren der höchſten Klaſſen der Geſellſchaft ſind wahrlich allerliebſt. Meiſter unterrichten hier zu Lande in der Höflichkeit, und ein hübſches Mädchen erbot ſich neulich gegen mich, mir Complimente zu verkaufen. Die Frauen ſind ganz närriſch auf Schooßhündchen erpicht; ſie haben das Commando über ihre Männer und geborchen Niemanden, handhaben die Toilettenkünſte mit ſeltener Meiſterſchaft und ſchmücken ſich mit außerordentlicher Grazie, nehmen zu jeder Stunde Beſuch an und finden unendlich viel Gefallen an Geſpräch und Unterhaltung. Im Punkt der Liebe verſchenken ſie ihre Gunſt gar leicht an Bewerber, ſind indeß ſelten beſtändig und leidenſchaftlich in der Liebe. Ich habe keinen einzigen eiferſüchtigen Ehemann getroffen, und Niemanden, der die Untreue ſeiner Frau für ein Unglück oder eine Schande gehalten hätte. Während der Faſten geht man eben ſo fleißig Morgens in die Kirche, als Abends in's Schauſpiel. Abés gibt es in Menge; ſie ſind gewöhnlich die Zuflucht troſtloſer Damen. Die jungen Leute kommen ſelten von den Ballſpielplätzen weg; die Alten vertreiben ſich die Zeit mit Karten- und Würfelſpiel oder mit Plaudern über Tagesneuigkeiten. Die Tuilerien ſind der Sammelplatz der Müßigen und aller derer, die ſich vergnügen wollen, ohne ſich ihm Geringſten anzuſtrengen. Da wird gelacht, geſcherzt, geliebäugelt, über Stadt- und Kriegsbegebenheiten geſprochen, kritiſirt, disputirt und intriguirt. Thee, Chokolade und Kaffee ſind ſehr beliebt; letzterer wird den beiden erſtern vorgezogen, weil man glaubt, er ſtimme heiter und luſtig. Eine Dame erhielt jüngſt die Nachricht, daß ihr Mann in der Schlacht geblieben. „Ich Unglückliche!“ rief ſie aus, „ſchnell, ſchnell eine Taſſe Kaffee!“

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die geſellſchaftlichen Formen.

(Schluß.)

„Wenn die Freiheit in gewiſſen Schranken bleibt,“ erwiderte ich, „gewiß nicht. Wollen wir zum Beiſpiel die Erfahrungen des heutigen Abends aus dieſem Standpunkte betrachten? Gleich der Anfang. Man nahm Ihnen Ihren Hut nicht ab, weil man meinte, es ſey Ihnen vielleicht lieb, ihn in der Hand zu behalten, um ungehindert wegzugehen, wenn Sie wollten, oder wenn Sie ihn ablegen wollten, würden Sie es ſchon unaufgefordert thun. Hier iſt ſchon Freiheit, und eine läſtige Form

Digitized by Google

abgeſchafft. Der Gruß des Herrn und der Dame vom Hauſe war nicht abgemeſſen, aber dafür vielleicht herzlicher. An heißen Sommerabenden und in einem etwas engen Lokal kann man keine ausſchweifenden Ceremonien vornehmen: alſo wieder Freiheit. Unſere Art zu ſitzen, zu gehen, zu ſtehen in Geſellſchaft iſt, wie ich wohl weiß, durchaus verſchieden von der frühern Weiſe, aber da iſt wieder die größere Freiheit die Urſache. Denken Sie ſich einen ſteifen Cirkel von geputzten Herrn und Damen, die während des ganzen Abends ihre Plätze nicht veränderten, immer ſteif daſäßen, ſich nicht anlehnen, die Arme kaum bewegen und die Beine immer ſorgfältig unter dem Tiſch gekreuzt halten. Kann da wohl ein wahrhaft belebendes Wort gewechſelt werden? Wird da nicht das, was Freude und geiſtvolle Zerſtreuung ſeyn ſoll, zu einer Art peinvoller Frohn? In unſerer Geſellſchaft können Sie mit größter Freiheit den Platz wechſeln, Sie können ſich Ihre Unterhaltung nach Belieben wählen. Der Mißbrauch dieſer ſchicklichen Freiheit, wie Sie ihn im alten Gecken und dem jungen Tölpel ſchildern, iſt freilich eine beklagenswerthe Erſcheinung, wie ſie früher, als man zuerſt daran ging, die pedantiſchen Feſſeln zu löſen, noch viel häufiger vorkam, wo die ekelhafteſte Ausgelaſſenheit für guten Ton galt. Ich habe Zeiten erlebt, wo man nicht einen Schritt in einem Salon thun konnte, ohne mit einem maſſiven Flegel, den wir buchſtäblich aus dem Wege ſtoßen mußten, Händel zu bekommen, Zeiten, wo man den Damen überall den Rücken kehrte, und wenn man mit ihnen ſprach, ihnen die roheſten Impertinenzen in's Geſicht warf. Dieſe Zeiten ſind vorüber, und Sie haben vollkommen Recht, lieber Onkel, wenn es auf dieſem Wege weiter gegangen wäre, hätten wir auf jede Geſellſchaft verzichten müſſen; aber zum Glück hat man ſeit einigen Jahren dieſe völlig barbariſchen und burlesken Formen verbannt, und wir ſehen dieſe excentriſchen Ungezogenheiten in unſern Salons nicht mehr."

„Nein, nein," rief der Onkel verdrießlich. „Damit iſt noch immer nicht erklärt, warum die junge Dame ſpielte." — „Wahrſcheinlich weil ſie nichts zu ſprechen hatte," erwiderte ich. — „Aber warum hatte ſie nichts zu ſprechen?" rief mein Onkel drohend; „weil ſie zu bequem war, um liebenswürdig ſeyn zu wollen. Da liegt's! Dahin führt deine berühmte Freiheit. Nimm dagegen meinen „Zwang." Man zwang uns, in Geſellſchaft zu gefallen. Wir mußten uns Mühe geben, uns Andern angenehm, und wo das nicht ging, wenigſtens leidlich zu machen. Das Alles war Zwang."

„Und dieſe erzwungene Liebenswürdigkeit?" — „Verwandelte ſich ſehr bald in eine natürliche. Glaube mir, Neffe, wir kommen alle mit einer Portion Eigenſinn, Dünkel, Herrſchſucht, böſer Laune auf die Welt, die uns zu kleinen Ungeheuern ſtempelt, wenn wir deiner bedohten Freiheit genießen. Die Geſellſchaft nach deinem Sinn ſcheint mir nur eine verunglückte Kinderſtube; nach meinem Sinn ſoll ſie eine Probeſammlung der feinſten, kultivirteſten, ſublimſten Kräfte ſeyn, die Geiſt und Herz darbieten können."

„Das wird ſie auch werden," rief ich; „aber ſie gelangt dahin auf dem Wege der Freiheit." — „Nein, des Zwangs!" behauptete mein Onkel hartnäckig. „Die Kindererziehung muß wieder auf jene einfachen Grundſätze der Strenge und des minutiöſeſten Gehorſams zurückgeführt werden. Die Eltern müſſen aufhören die Freunde und Geſpielen ihrer Kinder ſeyn zu wollen, und wieder deren ſtrenge Führer und geſetzmäßige Obern werden. O, aber an Allem iſt eure elende Weichlichkeit, euer verdammter Egoismus ſchuld!"

Bei dieſen Worten erloſch die Tabakspfeife meines Onkels, und er ſchien wenig Luſt zu haben, ſie wieder anzuzünden, in eine ſo aufgeregte Stimmung hatte er ſich hineingeſprochen. „Der Himmel behüte mich," rief er nach einer langen Pauſe, indem er ſich vom Sopha erhob, „daß ich wieder einen Schritt in eure Geſellſchaftsſäle thue!" — „Sie werden dennoch!" rief ich. — „Nein!" donnerte er. „Und ich weiß nicht, warum ich es ſoll? Ich, der in einer gelehrten Abendgeſellſchaft beim unſterblichen Klopstock ſaß, ich, der die Ehre hatte, in einem berühmten Hofzirkel der Herzogin Amalie von Sachſen-Weimar einen bewundernden Zuhörer und Zuſchauer abzugeben, während Wieland's reizende Verſe vorgetragen wurden, ich, der während des Conſulats im Salon der Madame Recamier im antiken Seſſel der Aspaſia ſaß und eine Ode von Delille deklamiren hörte, ich endlich, der beim Congreß zu Erfurt den Kaiſer Alexander den Damen die Theetaſſen abnehmen ſah und Eliſe Bürger das Lied von der Glocke deklamiren hörte, wobei Madame Händel-Schütz als Sphinx auf einem Tiſche lag — ich, der all dieſe Koſtbarkeiten und Feinheiten durchgekoſtet, ich ſoll mich jetzt in eure Geſellſchaft tanzender Embrionen miſchen und gelähmte Affen Gefrorenes ſchlucken ſehen? — Nein, nein, nein! ſolches geſchieht nie wieder!"

Er ging erzürnt die Treppe hinab, und noch auf der Straße hörte ich in ſtiller Mitternacht ihn vor ſich hinmurmeln: „Nein, nein! ſolches geſchieht nie wieder!"

Korreſpondenz-Nachrichten.

Toulouſe, Juni.

Die jeux floraux.

An den geſegneten Ufern der Garonne, in Toulouſe, der alten Hauptſtadt von Languedoc, lebt in der Académie des jeux floraux ein Kind der ſchönen Zeit der Troubadours

Digitized by Google

fort. Unstreitig sind die jeux floraux der älteste in Europa existirende literarische Verein, und dieser Umstand, nicht wenniger, als das Ansehen, dessen dieses Fest im mittäglichen Frankreich genießt, erlaubt vorauszusetzen, daß eine Notiz über dasselbe den Lesern dieser Blätter nicht ohne Interesse seyn wird. — Der Name, welcher dahgefeiert in Toulouse beim Dichterfeste der jeux floraux herrscht, und sich dasselbe gewissermaßen als einen Cultus, einen Akt der Dankbarkeit angeeignet hat, ist der einer Jungfrau, Clemence Isaure, welche die Tradition mit allen Reizen der Schönheit, Anmuth und Begeisterung für die Dichtkunst ausstattet, über welche aber durchaus keine sichern historischen Data existiren. Manche Geschichtschreiber haben aus ihr eine Tochter des ersten Grafen von Toulouse machen wollen, andere haben sich begnügt, ihr keine bestimmte Herkunft zuzuschreiben, sondern ihr nur die Periode zwischen den Jahren 1484 und 1515 anzuweisen, noch andere haben die Existenz der gefeierten Jungfrau geradezu geläugnet, und sich darüber die wohl Mißbilligung ihrer Landsleute und Mitbürger zugezogen; denn jeder Cultus will seinen Gott oder seine Göttin, und es ist wahrhaft unterhaltend, aus alten und neuen Memoiren über dieses Gegenstand zu ersehen, mit welcher Wärme, ja Erbitterung Toulouse für seine sagenhafte, tugendhafte und geistreiche Bürgerin, Clemence Isaure, gekämpft hat. — Schon im zwölften Jahrhundert bestand zu Toulouse ein Kollegium der Poesie, in welchem sieben Troubadours unter dem Namen „mainteneurs de la gaie science oder du gai scavoir“ den Verein führten; sie hatten ihre Zusammenkünfte in einem Garten der Vorstadt St. Etienne, von dem die über diesen Dichterverein nach vorhandenen Urkunden sagen, daß er marvilhous et bel d. h. merveillesusement beau gewesen, Hier nun versammelten sich „tous les honorables seigneurs qui possédaient la science d'où nait la joie et le plaisir,“ und die Dichtungen wurden unter freiem Himmel, unter Blumen und schattigen Bäumen gelesen, beurtheilt und durch Accla mation gekrönt. Während der Periode von 1324 bis 1355 wurde nur ein Preis, ein goldenes Veilchen, dem Sieger in den poetischen Wettkämpfen des „gai consistoire“ ertheilt; später fügten die Mainteneurs diesem Preise noch zwei aus dere, eine wilde Rose und eine Ringelblume von Silber hinzu, und es schienen sich die Arten der Geschenke, für welche diese Preise ertheilt wurden; das Veilchen fiel dem Verfasser der besten Ode (Canso), die Ringelblume dem Sieger in einer Art von scherzhaftem Gedichte (Danza) und die Rose dem besten Hirtengedichte (Pastorela) zu. Die Gedichte waren sämmtlich in provenzalisch-romanischer oder Toulouser Mundart (langue d'oc) geschrieben, und diese ward erst gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, unter Carl VIII. durch das jetzige Französische, oder vielmehr dessen Grundlage (la langue d'oui) verdrängt. Bis dahin ist in den noch vorhandenen Registern über die Versammlungen des gai consistoire weder von Clemence Isaure, noch von einem college rhetorique oder de poésie française die Rede, und es finden sich nur einige Gedichte vor, welche mainteneurs du gai scavoir geschrieben sind; erst ein Register von 1515 sagt, daß ein Collegium des jeux floraux durch Clemence Isaure gestiftet worden, und das dieselbe zur Aufrechthaltung dieser Stiftung über einen Theil ihres Vermögens testamentarisch verfügt habe. Das Capitol, in welchem die im Symnasialsaale der Academie aufgestellte Statue der Stifterin das dieselbe zeigt, entsprecht der Zeit, auf welche jene historische Notiz hinweist; es ist ganz dasselbe, in welchem man in Megerais Geschichte von Frankreich die Königin Johanna, erste Gemahlin Ludwigs XII. abgebildet sieht, welche bekanntlich um 1498 lebte. — Ich wohnte in diesem Jahre der Feier der jeux floraux bei, und erzähle nach dieser historischen Einleitung weiter.

Der dritte Mai war erschienen und mit ihm einer jener Morgen, wie sie in solchem Farbenglanze, in solcher Pracht der Blumen und üppig grünenden Vegetation nur die südlichen Länder kennen; der Himmel strahlte im schönsten Blau und ohne ein Wölkchen, und der frische, duftende Morgen schien den festlichen Tag anzukündigen, welcher heute über der alten Stadt der Troubadours, Toulouse la savante, angebrochen war. Der Bewohner des mittäglichen Frankreichs liebt das Vergnügen und das dolce far niente, wie alle Kinder der glücklichen Länder des Südens, wo Sonnenschein, ein reicher Boden und gedörre Mäßigkeit Freude und Ruhe verführen erscheint, die Arbeit weniger nothwendig erscheinen lassen. Selten kommt daher ein festlicher Tag heran, den das Volk nicht als Gelegenheit ergreife, sich den Mühseligkeiten des alltäglichen Lebens zu entziehen und den Vergnügungen hinzugeben. Darum war auch am dritten Mai selbst Morgens schon reges Leben und mehr als gewöhnliche Bewegung auf den Straßen und Plätzen von Toulouse sichtbar. Man brauchte nur dem Zuge der festlich geputzten Menge zu folgen, um nach dem Mittelpunkte der Stadt, dem Platze des Capitols oder Stadthauses zu gelangen. Dieser Hauptversammlungsort aller Flaneurs der Stadt, dieser Tummelplatz einer rastlosen Promenade zu allen Tageszeiten, dieser Vereinigungspunkt der glänzendsten Cafés und besuchtesten Restaurants von Toulouse, dieser Bazar ambulanter Krämer, Limonadiers, Obstverkäuferinnen, Vogelverkäufer und Marktschreier konnte heute kaum die Menge fassen, welche sich auf ihm hin und her wiegte. Elegante Damen, deren kleine Füße und zierliche Chaussüre die Wirkungen des unbarmherzig schlechten, aus spitzigen Kieseln zusammengesetzten Straßenpflasters von Toulouse herausfordern schienen, Stutzer mit ungeheuren Bärten, unmäßig breitgeschwänzten Fracken und gelben Handschuhen, dicke Bauernbrüder mit vergoldeten Knöpfen in der Hand und eine fast eben so dicke Cigarre im Munde, Grisetten von schlanker Taille, mit schwarzen, der ausfordernden Augen und stolzem Gang, ein bunnet seidenes Tuch als Coiffure geschmackvoll um den Kopf gewunden, alte, ehrsame Bürger, die mit löblicher Vorsicht und dem allen Franzosen eigenen unaussprechlichen Abscheu vor dem Regen sich von der Sonne nichts weiß machen ließen und den gewichtigen Familienregenschirm unterm Arme trugen, Maultthiertreiber aus den Pyrenäen in ihren dunkelbraunen Jacken und Hosen, eine rothe baskische Mütze auf dem Kopfe, Bauernknaben mit großen, breitkrämpigen Strohhüten, unter denen ihre frischen, oft überraschend feinen und vornehm geschnittenen Gesichter und südlich feurigen Blicke hervorglänzen, Artilleriepiffiziere in ihren geschmackvollen Uniformen und mit zusammengeschnürten Taillen, wie sie glücklicher Weise in den deutschen Armeen täglich mehr außer Cours kommen, Infanterieoffiziere mit ihren rothen Beinkleidern, altmodisch geschnittenen Röcken und mittelmäßigem Anstande, Geistliche in langen, schwarzen Talaren und dreieckigen Hüten, Auvergnaten und Savoyarden, die mit ihrem Bärtenhaften und dem dringenden Gesuche: „cirer, Monsieur, cirer!“ sich überall durch die Menge drängen — diese Alle schienen sich heute auf dem Platze des Capitols Rendezvous gegeben zu haben, kreuzten sich in allen Richtungen und bildeten das bunteste Gewühl, das man sehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 20.

Mittwoch, 14. Juli 1841.

[283] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Perlen der heiligen Vorzeit.

Von

Johann Ladislav Pyrker.

8. brochirt. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Dieses vortreffliche Werk, dessen Inhalt folgender ist: **Abraham (Verheißung), Moses (Gott, Erlösung, Auferstehung), Samuel (Gericht), Helias (Glaube, Liebe, Hoffnung), Elisa (Tod, Unsterblichkeit), Makkabäer (Trost, Hingebung, Sieg)**; und dessen Klassicität in allen Landen deutscher Zunge, so weit als echte Religiosität und Frömmigkeit wohnt, längst anerkannt ist, übergeben wir hier in einer gefälligen billigen Ausgabe der Privatandacht und dem Schulgebrauche.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[277] So eben ist bei uns erschienen und an alle Buch- und Musikalienhandlungen versandt:

Lobgesang.

Eine

Symphonie-Cantate

nach Worten der heiligen Schrift

componirt von

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Opus 52.

Vollständiger Klavier-Auszug 5 Thlr. 15 Ngr.
Orchester-Stimmen, jede Stimme einfach 10 Thlr.
Singstimmen (Solo- und Chorstimmen) 2 Thlr.
(Die Partitur davon wird noch im Laufe dieses Sommers erscheinen.)

Leipzig, im Juni 1841.

Breitkopf & Härtel.

---

[287] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Juni 1841.

Größere Aufsätze.

Skizzen aus Syrien: Aleppo. — Schilderungen des öffentlichen und Privatlebens in Moskau vor Peter dem Großen. — Die Indianer in Texas. — Handelsvertrag zwischen Frankreich und Holland. — G. J. Kraszewski. — Allgemeine Bemerkungen über Brasilien: Die Provinz Maranhao. — Skizzen aus Wales. — Alten Talvigs Kirchspiel in Westfinnmark. 1. Norwegische Anbauer. 2. Volkscharakter und Aberglauben. — Die Seidenzucht in Nord-Frankreich. Erster Artikel. Zweiter Artikel. — Die Völkerschaften im heutigen Kleinasien. 1. Die Türken. 2. Die Kurden. 3. Die Araber. 4. Die Armenier. 5. Die Ebräer. 6. Die Zigeuner. — Die holländischen Colonien. Einleitung. 1. Die Culturen. 2. Der Handel. 3. Der Streit mit England. 4. Wissenschaft. — Geologische Bemerkungen über die Insel Hawaii. — Briefe aus dem Innern Frankreichs. II. III. — Sittlicher Zustand der Stadt Washington. — Ueber die Brennpunkte der Pest: Alexandrien, Smyrna und Konstantinopel. — Nachrichten über das alte Lycien. — Die Frauen aus den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union. — Dampfschifffahrt zwischen England und Amerika. — Der Kreis Wiljuisk in der Provinz Jakutsk. — Amerikanisches Badeleben. — Das Gouvernement Orenburg. — Longo-Sardo, eine Colonie corsischer Banditen. — Die Religion der Jesidis. — Die amerikanischen Schädel. 1. Die gebildeten Stämme. 2. Die rohen Stämme. — Auffindung urweltlicher Thiere in Nordamerika. Von A. Koch. — Sitten, Traditionen und Gewohnheiten der Völker in der europäischen Türkei. — Die Zigeuner in Spanien. (Nach Borrow.) Erstes Auftreten.

Chronik der Reisen.

Reiseskizzen aus Java. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt. — Reisen des Russen Karelin im Altai.

Kleinere Mittheilungen.

Vorschlag zu einer neuen Polyglottenbibel. — Der Taubstummendoctor Curtis. — Früher Bart eines Kindes. — Die Monthyonpreise. — Epidemische Krankheit im Jura. — Ungeheure Münzmaschine. — Layards Besuch in Susan. — Brücken aus Steinmörtel. — Das Königreich Schoa in Abyssinien. — Gletscherspuren in den Thälern der Dauphiné. — Unterkinnbacken eines Iguanodon. — Atmosphärische Erscheinungen in Nordafrika. — Notizen über orientalische Literatur. — Auffindung fossiler Menschenknochen. — Kälte

Digitized by Google

im südlichen Rußland. — Vergrößerung von Paris. — Vermehrung der Briefe in England. — Der Roman „Raoul de Cambray.“ — Anwendung der Silos bei Paris. — Leuchtung des Lustballons. — Eiserne Zündhütgen für Flinten. — Die großen Ebenen in Neusüdwales. — Anwendung des Dampfes auf die Bereitung damascirter Stoffe. — Schnelle Dampfschiffahrt. — Musikalische Stenographie. — Census von Paris. — Der Schriftsteller von Montfaucon und die Verstädte in Paris. — Der Jahrestag der englischen geographischen Gesellschaft. — Landplagen in Nordamerika. — Nautische Concerte. — Dampfschiffahrt zwischen England und Brasilien. — Strenge des letzten Winters in Sibirien. — Consumtion von Pfläckerlosen in Paris. — Etwas über das Carbolein. — Baumwollenbau in Algier. — Höhle mit fossilen Knochen im Gebiet von Algier. — Russische Dampfboote bei Petersburg. — Ueber die Verfälschung der Lebensmittel in England. — Slavische Literaturnachrichten. — Der Strokur-Geyser in Island. — Die Tabletten der Percy Society in England. — Münzen der Stadt Ephesus. — Dampfmaschine zum Grabenziehen. — Fühllosigkeit des Auges für gewisse Farben. — Alterthümer zu Pompeji. — Etwas über den antarktischen Continent. — Les poésies sociales des ouvriers. — Spuren alten Ackerbaues in der Wüste von Candahar. — Baron Karwinski und Botaniker Liebmann in Mexiko. — Kalosype. — Nachricht über Van Amburgh. — Dschibbel Nakus oder der Glockenberg auf der Halbinsel Sinai. — Verheerungen einer Wetterſäule.

---

[242] So eben erscheint in meinem Verlage:

Vater Gleim's Zeitgedichte, von 1789—1803.
Erste Original-Ausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilh. Körte.

Gr. 12. Geh. $^2/_3$ Thlr.

Diese Ausgabe bisher ungedruckter Gedichte bildet zugleich den achten Band von J. W. L. Gleim's Werken.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

---

[280] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Carl Sigism. Kunth,

Enumeratio Plantarum,

omnium hucusque cognitarum, secundum familias naturales disposita, adjectis characteribus, differentiis et synonymis.

Tom. III.

Auch unter dem besonderm Titel:

Enumeratio Aroidearum,

Typhinearum, Pandanearum, Fluvialium; Juncaginearum, Alismacearum, Butomearum, Palmarum, Juncacearum, Philydrearum, Restiacearum, Centrolepidearum et Eriocaulearum, omnium hucusque cognitarum, adjectis characteribus, differentiis et synonymis.

gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Unter obigem Titel ist in unterzeichnetem Verlag der dritte Band einer vollständigen Zusammenstellung aller bis jetzt bekannten Gewächse erschienen.

Das Zeitgemäße, ja Nothwendige eines solchen Unternehmens ist längst und vielseitig gefühlt. Die Botanik hat in neuerer Zeit Bereicherungen erhalten, wie kaum irgend ein Zweig des menschlichen Wissens; täglich sich häufende Entdeckungen in allen Welttheilen haben die Reihen der bekannten Vegetabilien ins Unabsehbare vermehrt und verwirrt, die vorhandenen systematischen Werke durchaus lückenhaft und ungenügend gemacht und eine neue Aufzählung und Ordnung der gesammelten Schätze, einen vollständigen Ueberblick über das ganze Reich, als dringend nothwendig dargestellt.

Indem der Herr Verfasser diese mühevolle Arbeit übernahm und eben so umfassend als gediegen ausführte, erwirbt er sich neue Ansprüche auf den Dank aller Freunde der Pflanzenkunde und den auerkannten europäischen Ruf, dessen er längst genießt.

Der früher erschienene erste Theil nebst einem Supplementbande gibt unter dem besondern Titel: Agrostographia synoptica etc. die vollständige Zusammenstellung aller bis jetzt bekannten Gräser, der zweite Theil führt den besondern Titel: Cyperographia synoptica etc., und bildet somit jeder auch ein abgeschlossenes Werk für sich.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[278] **Im Verlage von Julius Klinkhardt in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:**

Merry Andrew's Jestbook

or

1001 Anecdotes

for the amusement

of eveng body Knowing englisch.

broch. kl. 8. Preis $^1/_2$ Thlr.

---

[225] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Ueber

Maulbeerbaumzucht

und

Erziehung der Seideraupen.

Aus dem Chinesischen ins Französische übersetzt

von

Stanislaus Julien,

Mitglied des Instituts, Professor der chinesischen Sprache und Literatur am Collegium von Frankreich.

Auf Befehl

Sr. Majestät des Königs von Würtemberg

aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet

von

Fr. Ludwig Lindner.

8. broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Der Titel dieser interessanten Schrift zeigt an, unter welchem Allerhöchsten Schutze die deutsche Bearbeitung derselben den Freunden vaterländischer Industrie vorgelegt wird. Bei dem neuesten Aufschwung aller Gewerbe in Deutschland kann die öffentliche Aufmerksamkeit einer Anweisung zur Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seideraupen nicht fehlen, welche die Erfahrung und Beobachtung der Chinesen, d. i. der ältesten und geschicktesten Seidebauer, mittheilt. Der deutsche Bearbeiter durfte mit Recht in der Vorrede die Vorzüge seiner Uebersetzung vor der französischen geltend machen, indem sie sich durch größere Präcision und lichtvollere Ordnung auszeichnet.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[279] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 3te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1841.

Juli—September.

Inhalt:

Intoleranz und Toleranz. — Das Verhältniß der drei christlichen Confessionen zu einander und zu Deutschland. — Eine Periode der Geschichte unseres Erdballs. — Die dänische Elementarschuleinrichtung. — Deutschland in bewaffnetem Frieden. — Die Geschichte des Bilderstreits. — Eisenbahnen auf Staatskosten mit besonderer Beziehung auf Württemberg. — Der Schutz des Verlagrechts gegen auswärtigen Nachdruck. — Zur Beurtheilung des Handelsvertrags zwischen den Staaten des großen Zollvereins und den Niederlanden. — Tüchtige Fortbildung des Bauernstandes, mit besonderer Rücksicht auf die Errichtung von Ackerbauschulen. — Kurze Notizen.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[222] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Versuch
einer
vollständigen Thierseelenkunde.
Von
P. Scheitlin,
Professor.

2 Thle. gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: 1) Bestimmung der Begriffe, Seele, Thiere, Thierseele und Thierseelenkunde. 2) Denkbarer Ursprung einer Thierseelenkunde des ersten Zeitalters. 3) Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöse Thierseelenkunde der Inder, Perser und Egyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Uebergang in die eigentliche Thierphysiologie durch die Dichter. 9) Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern, von Thales an bis ins Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibniz. 11) Leibnitz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit. 12) Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdspitze. 15) Von der Psyche der Thiere im Besondern. 16) Psychologisches Thiersystem. 17) Charakteristiken unserer vorzüglichsten Hausthiergattungen. 18) Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom tellurischen oder vom Scheins und vom wahren Menschen. 20) Von den Verhältnissen des Thieres.

Wir hoffen mit diesem Werke jedem denkenden Menschen, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienst erwiesen zu sehen. Der Herr Verfasser deutlichtet durch die Mittheilung seiner Ansichten nicht den Menschen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu stellen und den Menschen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen zu lehren und geschichtlich zu begründen, welche der allweise Schöpfer neben uns in das Welt-All gestellt hat.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[275] In der unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sage vom Minneberg des Neckarthals.

Ein Romanzenkranz
von
Friedrich Ernst.
Mit Umrissen und einer Musikbeilage.

In engl. Cart. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Thlr. 9 Gr.

In dem von Wanderern immer zahlreicher besuchten romantischen Neckarthale zwischen Heilbronn und Heidelberg zieht sich von der alten stattlichen Ruine des Hornbergs, der berühmten Behausung des Ritters Götz von Berlichingen, bis zu dem verfallenen Gemäuer auf der hohen Waldkuppe des Minnebergs, der sein Hinterhaupt, wiewohl unerkannt, halb Schwaben entgegenstreckt, die Ranke einer lieblich traurigen Sage aus der Zeit der Kreuzzüge, die von treuer und unglücklicher Minne das alte Lied in frischen Variationen fabelt. Das Gewinde dieser Geschichte schlingt sich, von der erstgenannten Burg ausgehend, in allerlei Abenteuern durchs ferne Morgenland, bis es seine Kette von hellen und dunkeln Blumen mit einem Zypressenzweige an dem Thurmgiebel der Minneburg wieder anknüpft. Zum ersten Male hat die Sage Gestalt und Glanz durch einen Dichter erhalten, und die Verlagshandlung hat, unterstützt von Künstlern verschiedener Fächer, dafür gesorgt, daß die „Sage vom Minneberg des Neckarthals" der Liebe zur willkommensten

Digitized by Google

Gabe, der Erinnerung zum schmucksten Denkmal dienen könne.

Reiseſcenen
in
Bayern, Tyrol und Schwaben
von
Emma von Lindorf.

In Umſchl. geh. 21 Bog. Preis 1 Thlr. 15 Gr. oder 2 fl. 36 kr.

Dieſe Schilderungen floſſen aus der Feder einer Dame, die manche unſrer geleſenſten Zeitſchriften „das Morgenblatt ꝛc.“ geiſtreiche Spenden verdanken, aber vorliegende ihre Reiſebilder zeichnen ſich beſonders durch die Gabe einer treuen Naturauffaſſung nicht ſowohl der Gegenden, als auch der Menſchen aus, und aus den in ſie eingeſtreuten Poeſien ſpricht Zartheit und Tiefe eines echt weiblichen Gemüths. Ueberhaupt werden der Reichthum des Inhalts und die vortreffliche Schreibart dieſe Blätter zu einer beliebten Lektüre machen.

Beide Schriften dürften hauptſächlich auch von denen, die ſich anſchicken, Ausflüge in benannte Gegenden zu machen, mit vielem Intereſſe geleſen werden.

Stuttgart, im Juni 1841.

Verlagshandlung von Ebner und Seubert.

---

[281] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Beiträge
zur Kenntniß der
Württembergiſchen Landwirthſchaft.
Unter Mitwirkung
mehrerer vaterländiſcher Landwirthe
verfaßt von
Karl Göriz,

Profeſſor der Landwirthſchaft an dem königl. land- und forſtwiſſenſchaftlichen Inſtitute zu Hohenheim.

8. broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Inhalt: Einleitung. 1. Zuſtand der Landwirthſchaft unter Herzog Karl. Fortſchritte derſelben durch die Anordnungen der Regierung. 2. Begünſtigung derſelben durch die damaligen Zeitverhältniſſe. Neu aufkommende Kulturen. Verdienſtvolle Männer. 3 Die Landwirthſchaft unter den nachfolgenden Regenten bis auf König Wilhelm. 4. Beförderung der Landwirthſchaft durch König Wilhelm. 5. Erhebung der Landwirthſchaft zu einer ehrenvollen Beſchäftigung. 6. Gründung von Vereinen für landwirthſchaftliche Zwecke. 7. Herbeiführung einer guten landwirthſchaftlichen Ausbildung der Jugend. 8. Aufſtellung guter Beiſpiele. 9. Verbreitung landwirthſchaftlicher Kenntniſſe durch gute Schriften. 10. Aufmunterung durch Prämien, Geldvorſchüſſe, landwirthſchaftliche Feſte u. ſ. w. 11. Wegräumung der die landwirthſchaftlichen Fortſchritte ſtörenden Hinderniſſe. 12. Erfolg der Beförderungsmittel der Landwirthſchaft. 13. Klima und Boden. 14. Feldbau. 15. Dünger. 16. Feldbearbeitung und Ernte. 17. Die Wieſen. 18. Die Weiden. 19. Die einzelnen auf dem Acker gebauten Pflanzen.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[276] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ſind folgende neue mediciniſche Bücher erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Frage buch der Geburtskunde für die Hebeammen in den K. Preuß.- Staaten. (Vom Verf. des Lehrbuches der Geburtskunde, Dr. J. H. Schmidt.) gr. 8. 1 Thlr.

Hünefeld, Prof. Dr. Fr. Ludw., Chemie und Medicin in ihrem engeren Zuſammenwirken, oder Bedeutung der neueren Fortſchritte der organiſchen Chemie für erfahrungsmässige und ſpeculative ärztliche Forſchung, als vollſtändige Lehrſchrift für die Studien der organiſchen Chemie überhaupt, insbesondere aber für die im Gebiete der Medicin und Pharmacie, ſo wie für die Fortſchritte der Heilmittellehre. 2 Bde. gr. 8. 4 Thlr.

Rust, Präs. Dr. Joh. Nep., Aufsätze aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde. 3r Bd. gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.
Alle 3 Bände 8 Thlr. 18 Gr.

v. Siebold, Prof. Dr. Ed. Casp. Jac., Lehrbuch der Geburthülfe; zum Gebrauche bei akademiſchen Vorleſungen und zu eigenem Studium. gr. 8. 3 Thlr.

Troschel, Dr. M., Leitfaden für den Unterricht im chirurgiſchen Verbande, XII Kupfertafeln mit kurzer Beſchreibung. gr. 8. br. 20 Gr.

— — Lehrbuch der Chirurgie; zum Gebrauche bei Vorleſungen und für praktiſche Aerzte und Wundärzte. 3 Bände. gr. 8. 6 Thlr.
Partiepreis bei Abnahme von mindestens 10 Exempl. nur 5 Thlr.

Zeitung, medicinische, vom Verein für Heilkunde in Preussen, 10r Jahrg. 1841. Fol. 3 Thlr. 16 Gr.

---

[227] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Rindviehzucht
Württembergs
mit Vorſchlägen zu deren weiterer Emporbringung, ein Beitrag zur landwirthſchaftlichen Beſchreibung des Königreichs
von
A. v. Weckherlin.
Mit einem Steindruck.

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Die Wichtigkeit der Rindviehzucht für unſere landwirthſchaftlichen Verhältniſſe wird immer mehr erkannt. Noch aber zeigte ſich ein ſolches rege Streben vom größten Gutsbeſitzer bis zu dem kleinſten Viehhalter nach Vervollkommnung der Rindviehzucht als eben jetzt. An der Erweckung dieſes Intereſſes hat unſer Verfaſſer großen Antheil. Da vielfache erregt den höchſten Auftrag, den Zuſtand der Rindviehzucht im ganzen Königreiche an Ort und Stelle ſelbſt kennen zu lernen und Vorſchläge zur weitern Emporbringung derſelben zu machen. Die Arbeit des Verfaſſers hierüber würdigte die königl. Regierung einer ſolchen Berückſichtigung, daß bereits die meiſten darin gemachten Vorſchläge ins Leben gerufen werden und jenen Eifer in der Sache ſowohl bei Behörden und Gemeinden, als auch bei einzelnen Landwirthen erweckt haben. Dieſen Allen, ſowohl im Inlande als im Auslande, welch letzterem dieſes Württembergs als Muster dienen kann, wird die Mittheilung der vorliegenden Arbeit des Verfaſſers nur höchſt willkommen ſeyn.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 15. Juli 1841.

Macht' er dieß Schauspiel nicht zur Sittenpredigt?
Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Deutsche Thaten und Reden.

Karl der Erste.

An einem Regentag einmal
Stand Kaiser Karl in seinem Saal,
Um ihn herum die Hofherrn fein;
Thät' Alles Gold und Seide seyn.
Die Seide, kostbar, weil gar rar,
Sie kauften aus Venedig gar,
Und ist dafür viel rothes Gold
Und Silber hell in's Meer gerollt.

Des Schimmers und der eitlen Pracht
Der Kaiser still im Herzen lacht;
Von Allen war nur er allein
Gekleidet einfach, ja gemein:
Karl war gehüllt nur schlicht und schlecht
In einen deutschen Wolfspelz ächt.
Traun, eine Waar' auf Lebenszeit,
Gar wohlfeil, und auch her nicht weit:
Ihr Kaufherr war zu finden bald
Zu Schaaren im nächstbesten Wald;
Er heischte Gold nicht sicherlich,
Nur einen derben Eisenstich,
Und dann ein kurzes Blutgewälz,
So hatte man des Kaufherrn Pelz.

Da rief der Kaiser plötzlich aus,
Daß es erscholl durch's ganze Haus:
„Die Langweil mich zu Tode plagt.
Wohlauf, ihr Herrn, hinaus zur Jagd!
Nicht brüt' ich hier den ganzen Tag;
Hinaus! Es schütte, was es mag!
Wir Alle sind mannhaft gesinnt,
Und nicht von Salz! Die Zeit verrinnt!
Zur Wolfsjagd auf, wie wir hier sind!
Hinunter denn, zu Roß geschwind!" —

Der Kaiser rief das rasche Wort,
Und ist auch schon hinunter fort.
Sie machten zwar ein schief Gesicht,
Doch durften sie rückbleiben nicht;
'S wär ihnen doch viel mehr noch leid
Um Kaisers Huld, denn um ihr Kleid.
Sie haschten drum Jagdspieße jach
Und Kolben im Zeugrüstgemach,
Und stürzten ihrem Kaiser nach,
Daß mancher sich den Hals schier brach.

Der Kaiser sprang zu Rosse frod
Und jauchzte laut: „Hallo, hallo!"
Die Sporn er in die Seiten bohrt,
Und flog gleich einem Wurfspieß fort,

Digitized by Google

Voran er ſtets, ſie hinterdrein,
Als ging es in die Höll hinein.
Er reitet durch Gemoorickt izt,
Daß Koth ihm um die Ohren ſpritzt;
Sie nach. Der arme Seidenzeuch!
O weh doch über ihn und euch!
Der Kaiſer durch Geſtrüppe ſprengt,
Das flauenfingrig an ſich hängt;
Sie nach. Das böſe Dickicht packt,
Die halbe Schaar iſt bald halbnackt.
Der Himmel geußt izt mit Gebraus
Die Wucht des Wolkenmeeres aus.
Der Kaiſer aber fliegt frei
An einem Jägerhaus vorbei;
Sie nach. Die Seide ſchämt ſich ſehr;
Kein Fädlein auch iſt trucken mehr.

Wohl hundert Wölfe heulen izt,
Der Kaiſer hin, jagdgierrerbizt;
Sie nach. Die Wölfe heulen ſehr,
Die naſſen Ritter ſchreien mehr;
Die Hengſte wiehern, vom Galopp
Die Erde donnert dumpf, topp, topp.
Wie das die Wölfe hören, ſeh'n,
Sie Reißaus nehmen und durchgeh'n.
Und was der Kaiſer that vorher,
Das thun die Wölfe nun noch mehr:
Der Rudel reißt die Meute jach
Der Ritter immer hintennach;
Ob Dorngeſtrüppe noch ſo dicht,
Die Wölfe hält es auf doch nicht;
Doch ſchweter geht es hintendrein
Den ſchönen Seidenritterlein.
Sprengt wild hindurch der tolle Schwarm,
So reißet es, daß Gott erbarm,
Fetzlein herab zur Siegesſchau,
Strohgelb, grasgrün und himmelblau;
Ja, manches Fetzlein Haut ſogar
Der Ritter dran zu ſchauen war,
Und was nicht hing noch an dem Strauch,
War doch zerrizt und blutig auch.

(Schluß folgt.)

Pariſer Stadtprolpekte.

(Fortſetzung.)

„Die Polizei iſt ſehr thätig und wachſam, aber auch ſehr ſtrenge und willkürlich. Wiewohl es nicht oft regnet, kann man doch dem Schmuz nicht aus dem Wege gehen; denn der ganze Unrath der Stadt wird auf die Gaſſe geworfen, ſo daß die Behörden, trotz aller Aufſicht, ſie nicht rein halten können. Die Damen reiten auf Eſeln; die Männer tragen breite und hohe Stiefeln. Die Miethwagen ſind alt, gebrechlich und ſchmuzig, und die Pferde davor nichts als Haut und Knochen. Die Kutſcher ſind rohe, grobe, verſoffene Kerle; ihr heiſeres Gekrächz und ihr Peitſchengeknall, wenn ihr rollender Kaſten ſich von der Stelle bewegt, vermehrt ſo ſehr den Straßenlärm, daß man meint, alle Teufel wären los, um Paris den Anſchein der Hölle zu geben."

So ſah Paris vor mehr als hundert Jahren aus. Nun iſt zu bedenken, welche Einwirkungen die Hauptſtadt in dieſem Zeitraum erlitten, daß ſeitdem Law, Voltaire, Rouſſeau, die gottloſe Philoſophie der Encyklopädiſten, der Bankerott der Regentſchaft, die wüſte und ſchmachvolle Regierung Ludwigs XV., der Aſſignatenſturm, das Schreckensſyſtem der Republik, die Corruption des Direktoriums, die Tyrannei des Kaiſerreichs und der fünfzehnjährige legale Kampf gegen die Reſtauration über die franzöſiſche Nation hingegangen ſind, und daß durch das häufige Ausrufen der Wörtlein Freiheit und Gleichheit die Menſchen zu allen Zeiten, wenn auch nicht beſſer, doch anders werden. Dieß Alles iſt in Anſchlag zu bringen, und doch, meine ich, ließen ſich in der gegenwärtigen Phyſiognomie von Paris die Hauptzüge und Hauptpartien des unter Ludwig XIV. entworfenen Porträts mit leichter Mühe wieder erkennen. Vieles hat ſich unſtreitig geändert. Die Damen reiten, wenigſtens in Paris, nicht mehr auf Eſeln, und die Herren kämmen nicht mehr auf offener Straße ihre Perrücken. Indeſſen bemerkt man doch noch in Kaffee- und Speiſehäuſern, wie an andern öffentlichen Orten junge Leute, die Bartkämme und Haarbürſten nebſt kleinen Handſpiegeln mit ſich führen, und in den Paſſagen ſieht man überall Leute ſtehen, die ihre Cravatten und Jabots zurechtzupfen; denn die jetzige liberale Regierung, welche in allen Stücken den Nationalbedürfniſſen entgegenzukommen ſucht, hat in den Paſſagen an den Zwiſchenräumen der Buden Spiegelwände anbringen laſſen, in denen ſich Jedermann betrachten kann.

Oeffentliche Schulen der Höflichkeit und Privathandel mit Complimenten gibt es nicht mehr. Die übertriebene Artigkeit und die ſuperfeine Complimentenſchneiderei ſind mit dem tanzmeiſteriſchen Gang der alten Franzoſen und der Geckenhaftigkeit der Incropables verſchwunden. Die Pariſer haben Zeiten und Regierungen durchgemacht, wo man Kopf haben mußte, um den Kopf zu behalten, und ſie ſind deßhalb, wenn auch gerade keine Kopfhänger, doch nachdenklicher geworden. Jenes feine, zartfühlende, harmlos fröhliche, leichtſinnige Geſchlecht, welchem eine abſolute Höflichkeit gegen Jedermann und grenzenloſe Ergebenheit und Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht

Digitized by Google

fast durchgängig eben so angeboren war, wie die unbedingteste und dornirteste Selbstvergötterung, existirt längst nicht mehr. Die jetzigen Franzosen zeigen durchweg einen ernstern Sinn, einen entschiedenern Charakter, eine ehrenhaftere Gesinnung, ein gründlicheres, vielseitigeres Streben, ein größeres Gerechtigkeitsgefühl, als ihre liebenswürdigen Vorfahren. Sie sind immer noch viel bei sich selbst und sehr eitel; aber ihre Eitelkeit, sonst auf Toiletten- und Boudoirstünzle beschränkt, hat einen höhern Schwung genommen und paradirt gegenwärtig bei Nationalgarderevuen oder in den Sitzungen der Akademie und Deputirtenkammer. Die Leidenschaften sind im Grunde noch dieselben; das veränderte Leben treibt sie nur in veränderter Gestalt zu Tage, und der Zeitgeist webt aus denselben Fäden ein anderes Gewebe. Die Veränderungen, welche in Folge neuer Gesetze und neuer Ansichten eingetreten, sind nicht zu verkennen. Der neue Zeitgeist, welcher dem französischen Nationalcharakter einen höhern Schwung verliehen, hat auch die Pariser Miethkutscher kultivirter gemacht, die Straßen der Hauptstadt enthäutlicht, gereinigt und erweitert, so daß jährlich einige hundert * Menschen weniger umkommen.

Springen nun einerseits diese durch eine humanere Gesetzgebung und freiere Weltansicht erzeugten Veränderungen in's Auge, so liegt andererseits eben so klar zu Tage, was die neuen Gesetze und Ideen unberührt gelassen haben. Glanz- und Gefallsucht, Flitter- und Publicheit, Flatterhaftigkeit und Eigenliebe sind heutiges Tags unter dem Bürgerkönig, wie damals unter dem „großen Könige," charakteristische Kennzeichen der Pariser, und auf das gesellige Leben der jetzigen Franzosen passen leider noch immer die Worte Montesquieu's: „der Franzose spricht nie von seiner Frau, weil er fürchtet, vor Leuten zu sprechen, die sie besser kennen, als er selbst." ** Von den heutigen Pariser Weibern gilt noch, was Labruyère sagt: „Die Frau, welche nur Einen Liebhaber hat, sagt, sie sey nicht kokett; hat sie deren mehrere, so ist sie bloß kokett." Daß eine verheirathete Frau einen Liebhaber, einen Hausfreund hat, wird im höchsten Grade einfach und natürlich gefunden, und zur Rechtfertigung und Entschuldigung ihrer Schwäche braucht sie nicht einmal leidenschaftliche, verzweifelte Liebe vorzuschützen. Die lebende Generation der koketten Weiber ist den Prinzipien der Ninon de l'Enclos treu geblieben, die ihre leichtfertigen Sitten damit entschuldigte: „Was uns an einen Liebhaber fesselt, ist nicht immer heiße Liebe, sondern eine gewisse Uebereinstimmung in Denkart und Geschmacksachen, der tägliche Umgang, das Bedürfniß nach Gesellschaft, die Pein der Langenweile, die Nothwendigkeit, irgend eine Galanterie zu haben." Für Galanterie haben wir Deutsche kein Wort, so wie von der Sache selbst keine Vorstellung; es ist eine leichte, zärtliche, unplatonische Freundschaft, wie sie dem leichtsinnigen Charakter der Franzosen völlig angemessen ist; es ist kein Funke von Leidenschaft, kein Gran von Verzweiflung dabei, und zu dummen Streichen wird man dadurch nie verleitet. Von hundert Frauen läßt nicht eine ihren Mann für den angeblich vergötterten Geliebten im Stich, und wenn einmal eine ihren Mann vergißt, was hin und wieder vorkommt, so geschieht es nicht aus Eifersucht, sondern aus Ekel und Ueberdruß; nicht weil sie einen Andern liebt, sondern weil sie ihren Ehederrn unausstehlich findet und sich um jeden Preis vom Halse schaffen will.

(Fortsetzung folgt.)

* Vor der Revolution rechnete man jährlich zweihundert Menschen, die als Opfer des Straßenunfugs fielen; denn in der letzten Zeit des Ancien regime war es ein Modevergnügen der Vornehmen, in gestrecktem Galopp und mit verhängtem Zügel durch die bevölkertsten Straßen der Hauptstadt zu jagen.

** Oder er spricht davon als ganz vorurtheilsfreier Mann. Ein Pariser Verleger äußerte eines Tags in meinem Beisein gegen mehrere seiner Bekannten: Je ne connais pas d'homme plus malheureux que F.. S.. (er nannte den Namen eines bekannten Romanschreibers): il vit avec ma femme.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Thorwaldsen.

Auf unsern Straßen zeigte sich vor einiger Zeit ein fremder Mann von seltsamem Aussehen. Die Leute blieben stehen und sahen ihm verwundert nach, und wo er verweilte, verweilten sie und freuten sich des wunderbaren Anblicks. Es war ein Greis, aber in voller Frische der Mannesthatkraft, über gewöhnliche Größe, mit scharfen, durchdringenden Augen, aber einem der gutmüthigsten, wohlwollendsten Blicke. Auf wem er weilte, der fühlte ein Wohlbehagen und ein inniges Vertrauen. Man wünschte auch weiten zu können, um, sey es auch nur eine stumme Unterhaltung mit ihm zu pflegen. Das lange weiße Haar, das ihm auf die Schultern fällt, imponirte selbst dem gemeinen Manne, und wo er aus dem Wagen stieg, sammelte sich die Menge und begleitete seine Schritte und wartete, ob er sich nicht am Fenster zeigen oder wieder herauskommen werde. Von allen Seiten zischelte man sich zu: Wer ist es? — „Es ist Thorwaldsen." Ja sah, wie die Antwort elektrisch Leute durchzuckte, welche ich einer geistigen Aufregung, die ein bloßer Name hervorbringt, für unfähig hielt. Doch es ist nicht der Name, denn diese mögen ihn zum erstenmale hören, es ist der Zauber einer unkräftigen, ursprünglichen Natur. Wie er auf der Straße wirkte, so fesselte er in der Gesellschaft noch wunderbarer. Es ist ein Etwas, das freilich nicht dahin gehört, aber in seiner Persönlichkeit ist ein Zauber, der auch die widerstrebenden Elemente anzuziehen weiß. Freilich war es auch der noch nicht gesehene „lion," den sie anstarrten, dessen Erscheinung so bedeutend war, als sein Ruf groß; aber es war in dem Aufsallenden und Großen auch das rein Menschliche, welches über das Verbildete und Conventionelle den Sieg davon trug. Man setzte ihn wie einen Göhen in die Mitte des Saals, umringt von Bewunderern, aber seine Kindlichkeit

Digitized by Google

fällte sogleich die Kunst, er entfernte die Bewunderer und rief die Menschen zu sich heran. Der arme Thorwaldsen in Berlin! Er war ein förmlicher Concurs über seine Zeit hier eingeleitet, und nach dem Prioritätsverfahren wurde er von Bewunderern, Gönnern, Freunden und selbst Speculanten an sich gerissen; nur daß zuweilen ein höheres Machtgebot die Ordnung verwirrte. Sobald der Greis aufgestanden, wimmelte sein Zimmer von verehrenden Besuchern, er wurde umhergeführt zum Besehen, vielleicht auch zum Bewundern. Vom Diner ihm zu Ehren muß er einen Abendzirkel besuchen, wo auch schon Künstler harren, um seine Blicke zu belauschen und sie zu Papier zu bringen; oft dann klopft schon am nächsten Morgen in der Frühe ein anderer Maler, die Mappe und das Bleistift in der Hand, um Thorwaldsen in Berlin zu zeichnen. Er selbst soll geäußert haben, wenn das so fort ginge auf der Reise, hätte man ihn bis Rom todt gehetzt und gegessen. Hoffentlich werden dafür seine Reisebegleiter sorgen, denen der Greis von seinem Könige, wie versautet, übergeben worden, unter der Bedingung, daß sie ihn von Rom nach dem Norden wieder zurück bringen. Seine seelsperische Kraft im Entwerfen soll noch außerordentlich seyn, und seine Mappe sich fast täglich mit Skizzen füllen. Er öffnet sie jedem Abeltreibenden mit größter Bereitwilligkeit. Der ältere Künstlerverein hatte ihm ein feierliches Mittagsmahl bereitet, welches durch die Zusammenkunft aller Notabilitäten der Kunst und anderer öffentlichen Charaktere, so wie durch Reden und Toaste einen öffentlichen Charakter gewonnen. Friedrich Förster zeigte sich hier, wie bei vielen Gelegenheiten der Art, als ein glücklicher Gelegenheitsdichter. Cornelius brachte schon als Bürger dieser Stadt mit derzlicher Wärme August Wilhelm v. Schlegels Gesundheit aus, der sich bei dieser Gelegenheit hier zum erstenmale öffentlich zeigte. Der Toast, bei welchem die Worte vorkamen, daß Schlegel die Perrücken aus der Kunst fortgeschafft, hat zu mancherlei Auslegungen Anlaß gegeben; Cornelius hat aber gewiß nur den einen ernsten Sinn gehabt: er wollte den Dank aussprechen, welchen Deutschland unbestreitbar dem großen Dramaturgen und Uebersetzer Shakespeares und Calderons schuldig ist. Schlegel antwortete eben so gerührt als würdig.

(Schluß folgt.)

Toulouse, Juni.

(Fortsetzung.)

Die jeux floraux.

Ich eilte hinauf in den großen Saal des Capitols, in welchem heute die solenne Sitzung der Academie des jeux floraux gehalten werden sollte, und wo ich an einem der Bogenfenster den günstigsten Standpunkt fand, um noch einmal einen Blick auf den bewegten Platz unten zu werfen, der, von hier aus gesehen, einem ungeheuren, vom Winde bewegten Blumenbeete glich. Aber längeres Träumen ward gefährlich; in ununterbrochenem Strome eilte die Menge der Besitzer des Dichterfestes nach den noch unbesetzten Plätzen im Saal, welchen die dankbare Stadt unter dem Namen „la salle des illustres“ ihren großen Bürgern geweiht hat, deren Büsten eine lange Reihe von Nischen an den Wänden würdig ausfüllen. Früher hielten die Mainteneurs oder Richter die öffentliche große Jahressitzung in einem an jenen Saal anstoßenden Gemache, das mit bemerkenswerth zwei Pikartitüren im Zusammenhange steht, und so konnte der größere Theil des anwesenden Publikums nur sehr unvollkommen an der Preisvertheilung und Vorlesung der gekrönten Gedichte Theil nehmen. Jetzt bleibt der kleinere Saal nur für die gewöhnlichen Sitzungen der Akademie der jeux floraux bestimmt, Dort versammeln sich die Mainteneurs jeden Freitag der Woche, um unter den Auspicien der gekrönten Dichterin ihres Vereins, deren Statue hier aufgestellt ist, Vorlesungen über literarische Gegenstände zu halten, während der Periode vom ersten März bis zum ersten Mai aber die zu den Preisen der solennen Jahressitzung concurrirenden Dichtungen zu beurtheilen. In diesem Jahre nun hatte man zum erstenmale an einer der langen Seiten des großen Saales eine Estrade für die Mainteneurs errichtet; etwas rückwärts von derselben waren Sitze für die Sieger bereitet, und den übrigen Raum des Saales nahmen Stühle und Bänke für das Publikum ein, welches dieselben bald in dichtgedrängten Reihen besetzt hatte.

Gegen ein Uhr Mittags eröffnete Militärmusik die Feierlichkeit durch einen rauschenden Festmarsch, und die Mainteneurs der Akademie nahmen ihre Plätze ein; eine Lodrede auf Clemence Isaure, gehalten von einem der Mainteneurs, folgte; dann erhoben sich die Commissarien der Akademie, begleitet vom Präfecten und Maire der Stadt, welche durch ihre amtliche Stellung immer dem Comité der Mainteneurs einverleibt sind, um die Preise des Tages zu holen. Diese bestehen gegenwärtig in einer wilden Rose von Gold für eine eine Abhandlung, wozu die Akademie das Thema gibt, ferner in einer Amaranthe, ebenfalls von Gold, für die beste Ode, einem Veilchen von Silber für die beste Epistel oder Rede in Versen, in einer Ringelblume von Silber für das Hirtengedicht, die Idylle, Elegie oder Ballade, und in einer Lilie von Silber für das beste Sonett oder den besten Hymnus zu Ehren der heiligen Jungfrau. — Alle diese Preise werden am Morgen des Festes auf dem Altare der Kirche Daurade niedergelegt; der Gemeinde dieser Kirche gehörte der Sage nach die Eisterin des Festes an, und dort ruhten ihre Gebeine in geweihter Erde. Die Begebenheiten, welche seitdem verherrend über die Kirche der Daurade hingegangen sind, haben im neuen Aufbau derselben keine Spur des Mausoleums übrig gelassen, welches die Grabstätte der Clemence Isaure bezeichnete, und selbst ihre Statue, welche früher in dieser Kirche stand, befindet sich bereits seit länger als zwei Jahrhunderten im Sitzungssaale der Akademie auf dem Capitol. In dieser Kirche nun begibt sich durch die Straße „Clemence Isaure“ der Zug der Abgeordneten der Akademie, begleitet von einem Musikcorps und einer zahlreichen Menge Volk, das sich für die im Sitzungssaale mangelnden und nur durch Einlaßkarten zu erreichenden Plätze durch Theilnahme am festlichen Gange nach der Daurade zu entschädigen sucht. Der Geistliche der Kirche empfängt die Abgeordneten mit einer kurzen, sich auf die Feierlichkeit beziehenden Rede, auf welche einer derselben antwortet, und überliefert ihnen die durch die Kirche geweihten Preise. Diese werden unter dem Klange der Musik und dem Zuruf der Menge nach dem Capitol getragen; hier hat während der Abwesenheit der Commissarien der Sekretär der Akademie einen kritischen Rapport über die Leistungen abgelesen, welche im laufenden Jahre um die Preise gerungen haben; er hat in diesem Bericht die Gründe kurz auseinandergesetzt, welche das zwischen zwei fast gleich verdienstvollen Dichtungen schwankende Urtheil der Richter sich auf diese oder jene Seite sich hinneigen lassen, und er hat nicht ermangelt, auch das Bessere, sich dem Siege Widerende lobend anzuerkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 16. Juli 1841.

— Dans notre patrie,
Où se fixent pour toujours
Les plaisirs et les amours,
Aimons, Louis le permet,
Tout ce qu' Henri quatre aimoit.
Béranger.

Pariser Stadtprospekte.

(Fortsetzung.)

In Italien ist die Liebe stürmisch wild, leidenschaftlich hinreißend, brennend heiß, wie die Sonne. In England ist sie nebulistisch, wie das Klima; in Deutschland ist sie durchaus spiritualistisch und kommt oft weniger vom Herzen als aus der Einbildung. In Frankreich ist die Liebe nicht das den ganzen Menschen Durchdringende, ihn organisch Umwandelnde, sondern nur eine Leidenschaft neben andern Leidenschaften, oft eine bloße Wortspielerei. Kunstmäßig ächzt man sich hier erlogene Gefühle vor, während man nie die Nachtigallentöne der wahren Liebe vernommen; man verschwendet zärtliche Worte, dringende Klagen, weinende Bitten, schmelzende Seufzer; in einem Athemzuge sagt der französische Liebhaber seiner Auserwählten, daß er sie liebe, anbete, vergöttere ꝛc., wirft sich ihr zu Füßen und ruft, ob sie ihn zur Verzweiflung, zum Selbstmord bringen wolle; aber in den graziösen Kniebeugungen wie in den überfließenden Liebesworten vermißt man Einfalt und Treue, ächtes Gefühl und wahre Zartlichkeit. Jener Götterfunke, der zündend in's Herz schlägt, jene treue Liebe bis in den Tod, welche unsere vaterländischen Dichter so oft und in so schönen Versen besungen haben, erscheint den Franzosen nur im Liede und im Roman, nicht aber im Leben und in der Gesellschaft zulässig. Die französische Liebe ist für den geselligen Umgang, nicht für das einsame Girren gemacht; sie gehört nicht in die freie Natur, in schmucklose Gartenlauben, sondern in glänzende Salons und reichgeschmückte Boudoirs. Sie mischt sich in Politik, Literatur, Intriguen und Geschäfte aller Art; sie reizt und gefällt, fesselt, zündet aber nie ganz; sie baut sich keine Feenschlösser, wohl aber bestreut sie den Lebensweg mit Blumen und verleiht dem geselligen Verkehr einen seltenen Reiz.

Die ganze französische Geschichte ist voll solcher Liebe, und sie ist so ächt national, daß die galantesten Könige von Frankreich beim Volke zugleich die beliebtesten sind. Die Namen der schönen Ferronnière, der schönen Gabrielle sind eben so popular als die Namen Franz I. und Heinrich IV. Man fand es durchaus nicht tadelnswerth, daß diese Monarchen öffentlich Maitressen hielten und sie überall affichirten; man sah darin nur etwas ganz Nationalfranzösisches, und die Hauptsache für die Franzosen war, daß die Ferronnière und Gabrielle schöne Weiber waren. In diesem Punkte sind sie unerbittlich, weil sie die Maitresse des Königs als ihre eigene ansehen und auf guten Geschmack halten. So lange die Lavallière, die Montespan am Hofe Ludwigs XIV. regierten, sagten die Pariser nichts; als aber die Wittwe Scarron,

Digitized by Google

die alte Betschwester, an die Regierung kam, fingen sie an zu murren. Und nicht bloß um die Liebschaften ihrer Könige bekümmern sich die Franzosen. Gibt es in Frankreich einen großen Mann, dem nicht die Geschichte ein sanfteres, zarteres Wesen beigesellt, das die rauhen Seiten seines öffentlichen Lebens und Charakters geglättet? Und werfen nicht die mannigfachen Liebesepisoden und Liebesintriguen, die uns französische Memoirenschreiber berichten, gleichsam ein menschlicheres, milderes Licht auf die blutigen Excesse der Ligue, die Meutereien der Fronde, die höllischen Gräuel der Revolution? Hatte nicht Robespierre selbst eine Liebschaft mit der Tischlerstochter, bei deren Vater er zur Miethe wohnte?

Heutzutage üben die Frauen nicht mehr den großen, doch immer noch einen sehr beträchtlichen Einfluß aus auf das öffentliche und gesellige Leben; ein Einfluß, den der Nationalcharakter sich gefallen läßt, den die Sitten billigen und den die revolutionären Stürme der letzten fünfzig Jahre wohl geschwächt, aber keineswegs entwurzelt haben. Nicht bloß in den verschiedensten Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Kunst, * nicht bloß in den höheren Kreisen des geselligen Lebens, im Salon und Boudoir spielen die französischen Frauen gegenwärtig eine bedeutende Rolle, sondern auch im gewöhnlichen Geschäftsleben, im Handel, im Kauf und Verkauf helfen die Frauen und legen mit Hand an. In den Speise- und Kaffeehäusern, in den Lesekabinetten und Spezereiläden führen die Weiber Buch, schreiben die Rechnungen aus, nehmen das Geld ein, kurz, besorgen das ganze Hausbudget. In Apotheken sitzen die Weiber am Zahltisch und empfangen die Rezepte, und sogar bei Waffenschmieden und Gewehrhändlern wird man häufig von hübschen Frauen bedient, die einem Toilettedegen, Pistolen, Säbel, Jagdflinten ꝛc. mit einer Gewandtheit im technischen Ausdruck, mit einem Gemisch von weiblicher Sanftmuth und männlicher Festigkeit anpreisen, daß man sich nicht genug wundern kann.

Der Franzose ist zwar, wie gesagt, in neuester Zeit ernster geworden, aber sein alter Leichtsinn blickt noch in vielen Dingen durch, und der Beobachter findet ihn gerade da wieder, wo man ihn am wenigsten vermuthen sollte. In der alten gesellschaftlichen Rangordnung konnte der Franzose seinen Leichtsinn nur in Vergnügungen und Galanterien auslassen; der Weg von der Wiege bis an's Grab war ihm so ziemlich vorgezeichnet, und wenn er als Lohnlakai und Gassenkehrer auf die Welt gekommen, konnte er höchstens hoffen, als Kammerdiener oder Stubenputzer zu sterben. Das hat sich jetzt geändert, und wie die gleichzeitige Geschichte lehrt, ist es im neuern Frankreich keine Unmöglichkeit, sich in wenigen Jahren aus dem Redaktionszimmer eines Journals in den Rath der Minister, auf die höchste Stelle im Königreich hinaufzuschwingen. Jede hemmende Schranke der Entwicklung und des Emporkommens ist aufgehoben und ein neuer Schwung frischer Thatigkeit, ein neuer Geist in's Volk gekommen, ein Handels-, Luxus- und Unternehmungsgeist, der namentlich die Hauptstadt beseelt und den Grundelementen des Nationalcharakters eine andere Mischung und den Geistern eine andere Richtung gibt. Die Börse spielt gegenwärtig in Paris die Hauptrolle; Alles dreht sich um diese Achse, und die Spekulationswuth hat selbst die sonst beliebtesten Dinge, Tanzplätze und Feuerwerke, aus den alten, durch Zeit und Gewohnheit geheiligten Stätten verdrängt: die ehemaligen Lustgärten von Beaujon und Tivoli sind von Bauunternehmern zerstückelt und in Straßen umgewandelt worden. Aber der alte Charakter, wie er sich einst bei den öffentlichen Vergnügungen und Belustigungen der Franzosen vorherrschend zeigte, ist ebensalls mit in das Geschäftsleben und die Handelsunternehmungen dieses unbeständigen, wandelbaren Volks übergegangen, und die häufigen Handelskrisen, die seit 1830 ausgebrochen und für Viele so verderblich geworden sind, hat größtentheils der Leichtsinn und die Sorglosigkeit verschuldet, womit die Kapitalisten auf Geschäfte und Entreprisen, von denen sie gar nichts verstanden, eingingen und ihre Gelder rücksichtslos bald in diese, bald in jene industrielle Erfindung steckten, weil diese Leute keinen Aufschub, kein vorsichtiges Zögern leiden können und beständig durch neue Versprechungen, durch abenteuerliche Vorspiegelungen erschüttert seyn wollen, so daß sie die Beute jedes pfiffigen Aufschneiders und Projektmachers werden.

(Fortsetzung folgt.)

* Es ist schon früher einmal in diesen Blättern darauf aufmerksam gemacht worden, daß kein Land so viele berühmte Weiber hervorgebracht hat als Frankreich.

Deutsche Thaten und Reden.

(Schluß.)

Wo immer sich ein Wolf verweilt,
Er sinkt gefällt eh, als ereilt.
Zehn Wölfe sind gestürzt so schon,
Da bläst mit hellem Hifthornton
Der Kaiser ab die Jagd dreimal,
Und Alle sammeln sich im Thal.
Und heimwärts geht's, nicht mehr im Lauf,
Die todten Wölfe fassend auf.
Der Kaiser hat erlegt zwei,
Sie hängen ihm vom Sattel frei.
Er reitet langsam, Schritt vor Schritt,
Und kost ein Wort bei jedem Tritt.

Digitized by Google

Nicht regnet es mehr, aber scharf
Ein Luft pfeift, was er immer darf.
Die Ritter in der Fehdentracht
Sind zähneklappern, leis und sacht;
Daß er's zu laut nicht werden läßt,
Zusammen beißet jeder fest.

Als endlich man gelangt nach Haus,
Ruft unter'm Thor der Kaiser aus:
„Das Essen! Was ich hungrig bin!
Wolfshunger ward uns zum Gewinn.
Und helles Feuer im Kamin!
Den Herren schnattert schon das Kinn.
Kommt, Junker alle! Eßt euch stark,
Und lasset aufthaun euch das Mark!"

Und gleich zu Tische setzt er sie
Dicht am Kamin, so Funken spie.
Da wurden von des Feuers Glut
Die Kleider erst recht schön und gut.
Sie hatten Löcher, wie ein Strumpf,
Und waren schmutzig, alt und schrumpf.
Da sah sie lang der Kaiser an,
Und lächelte und lachte dann,
Und sagte zu den Herren dieß,
Indem er seinen Wolfspelz wies,
Dem fehlte nicht ein einzig Haar,
Und der schon lang lufttrucken war:

„Ihr Leute, o ihr läppischen,
Nach Fremdem hastig täppischen,
Die, was sie Guts im Hause han,
Nicht schätzen und nicht schauen an!
Sagt, welches Kleid wohl ist mehr nutz,
Zu bieten Wind und Wetter Trutz,
Und gibt vor Dornenrissen Schutz,
Und achtet auch nicht Glut und Schmutz:
Mein Wolfspelz, stärker als ein Brett,
Der mich nur einen Schilling stebt,
Und trucken hält und heil und warm —
Oder solch Flänklein, Gott erbarm!
Das nimmer Nutz, Schutz, Trutz gewährt,
Wie Spinnenweb von hinnen fährt,
Dran manche doch, euch zum Verderb,
Das ganze väterliche Erb
Leichtsinnig ihr verschwendet habt,
Und das euch nun am Leibe lappt? —
Ich wollte euch anrathen wohl,
Sich jeder auch bepelzen soll,
Daß da zu Jagd und Werkeltag
Er immerhin versorgt seyn mag;
Und spart den Tand zu Fest und Tanz,
Aufzügen auf und Mummenschanz.

Nehmt meine neuen Wolfshäut' zwei,
Und was derlei vorrätbig sey!
Beim ersten argen Sturmgebraus
Geht's wieder auf die Jagd hinaus!" —

Hallohl wie hatten ohne Ruhn
Nun Kürschner Tag und Nacht zu thun!
Beim ersten Sturm, der Bäume riß,
Wo keinen Hund hinaus man stieß,
Ritt lachend unter Saus und Braus
Ein Rudel Wölf' auf Wölfe aus.

A. Y. Schurz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Toulouse, Juni.

(Schluß.)

Die jeux floraux. — Der Blumenmarkt.

Die oft große Menge der concurrirenden Werke hat folgenden Weg zu einer möglichst gerechten und vereinfachten Beurtheilung und Vergleichung der eingesandten Werke eingeschlagen lassen. Sämmtliche Mitglieder der Akademie, deren Zahl sich, außer einigen Ehrenmitgliedern, wie Victor Hugo und Chateaubriand, auf vierzig Mainteneurs beläuft, theilen sich in drei ungefähr gleiche Theile; jedes der so gebildeten Comité erhält ein Exemplar der in dreifacher Abschrift einzusendenden Werke, und beurtheilt dieselben. Wenn ein und dasselbe Werk in zwei der von einander ganz unabhängigen Bureaux für würdig erklärt worden ist, zur Concurrenz für die Preise zugelassen zu werden, so gelangt es, in einer spätern Generalversammlung der vereinigten drei Comités, zu einer zweiten vergleichenden Beurtheilung mit den übrigen concurrirenden Werken derselben Gattung, d. h. il est mouts au bureau. Durch diese erste Auswahl des Bessern wird die Zahl der sich der Palme nähernden Werke natürlich sehr vermindert und die entscheidende Kritik in einer Generalconferenz außerordentlich erleichtert. — Doch wenden wir unsere Blicke nach den Flügelthüren des Saales. Schon hat die nahende Musik die Rückkehr der Commissarien der Akademie aus der Kirche der Daurade angekündigt und eben treten sie ein, in den Händen die ganzen formlen Blumen haltend, welche den glücklichen Siegern als Aufmunterung zu neuen Gesängen bestimmt sind. Diese Blumen stehen auf einem geschmackvoll gearbeiteten kleinen Piedestal von Silber und gehen aus den wetteifernden Werkstätten der geschicktesten Goldarbeiter der Stadt hervor. Nachdem die Preise auf der Tafel niedergelegt worden, hinter welcher sich die Sitze der Mainteneurs befinden, werden die Namen der Sieger verlesen; diese treten vor, sobald sie genannt sind, und empfangen aus der Hand der Gemahlin des ersten Beamten der Provinz den zuerkannten Preis, worauf sie ihre Dichtungen vortragen. Ist der Dichter nicht gegenwärtig, so liest ein Mitglied der Akademie das gekrönte Werk vor. Die Verfasser der Dichtungen, welche ihrem Werthe nach unmittelbar auf die gekrönten folgen, erhalten das sogenannte Accessit, d. h. es werden ihnen die prix réservés oder Preise zuerkannt, welche etwa im verflossenen Jahre nicht erworben und ertheilt worden sind, und die Verfasser haben ebenfalls das Recht, ihre Produktionen vorzulesen; auch werden dieselben nebst den gekrönten Werken in die jährlich durch den

Digitized by Google

Druck verbreitete Sammlung von den der Akademie eingesandten besten Dichtungen aufgenommen. — Der glückliche Zufall wollte, daß in der diesjährigen Sitzung das ganze nehme, empfehlende Aeußere der durchdringend jugendlichen Sänger und Sieger mit dem Werthe ihrer Dichtungen in überraschender Harmonie stand und den freundlichen Eindruck der Preisvertheilung erhöhte. Es war des Guten viel und des Wiederversprechenden noch mehr geliefert worden, und wie sehr das Interesse für die Akademie und dadurch ihr Einfluß auf die Literatur des Landes gesteigert ist, beweist das Faktum, daß vom Jahr 1816 bis 1841 die Zahl der jährlich eingesandten Werke in ununterbrochenem Fortgange von 60 bis 262 gestiegen ist. Nachdem die Sieger sämmtlich ihre Werke gelesen und die Preise erhalten hatten, trennte sich die Versammlung unter dem Klange der Musik und den Glückwünschen, welche den Gekrönten von Freunden und Verwandten voll herzlicher Freude dargebracht wurden. — Warum aber kehrt keiner von allen denen, welche jetzt das Kapitol verlassen, nach Hause zurück, obgleich die Maisonne um diese Stunde brennendheiße Strahlen auf den unbeschatteten Platz des Kapitols wirft? Folgen wir abermals dem allgemeinen Strome, der sich jetzt über den Platz hinüber nach der Ecke desselben hindrängt, wo die Straße zu Tasso auf denselben ausläuft. Hier finden wir Schatten; denn die Straße ist sehr eng und von hohen Häusern gebildet. Dicht zusammengedrängt sitt hier das Gewühl der bunten Menge, welche auf- und abwogt, um den in langen Reihen links und rechts längs der Häuser sich ausbreitenden Blumenmarkt zu sehen, welcher sich alljährlich den jeux floraux anschließt. Hier wählen die Damen den duftigen Vorhang, welcher ihre Fenster und Balkons gegen Sonnenstrahlen und indiskrete Blicke schützen soll, hier die Pariserinn, die ihre Boudoirs erst schön; die jungen Männer finden dort ein leichtes und sicheres Mittel, sich der Dame ihrer Wahl aufmerksam zu bezeigen, und jedes Dienstmädchen will hier, im Laufe der Blumen, ein blühendes Gewächs an seinem Fenster sehen und sucht es auf dem Blumenmarkte; kurz Alle wählen, Alle kaufen. Die Auswahl ist reich, namentlich die Fülle von blühenden und fruchtbedeckten Orangen- und Citronenbäumen ungsmäßig groß, und wenn die Topfgewächse, welche hier in größter Mannigfaltigkeit und zu den billigsten Preisen feil geboten werden, in Beziehung auf Entwicklung der Blüthen oft hinter ihren sorglam gepflegten Schwestern im Norden zurückstehen, so hat ihre selbstständige Entwicklung unter dem Einflusse der südlichen Sonne, welche schon im Februar die Mandelbäume mit Blüthen bedeckt, ihnen einen größern Reichthum von süßem Duft gegeben. — Der einzige Vorwurf, welchen man diesem durch den Gegensatz des Verkehrs so anziehenden Markte machen kann, ist die Wahl des Platzes. Die Enge der Straße hindert jede freie Cirkulation der Schauenden und Kaufenden, und das einzige Mittel, in dem unsäglichen Gedränge vorwärts zu kommen, ist, mit der Menge zu schwimmen, welche sich zu beiden Seiten der Straße in einer auf- und einen abwärtsziehenden Strom theilt. Vergebens hat man für den Blumenmarkt die schöne Promenade des jardin royal oder eine der vielen schattigen Alleen in der Nähe des lezzern vorgeschlagen, was offenbar im Interesse der großen Mehrheit des Publikums war; der Wechsel der Lokalität ist bis jezt immer am Geschrei einiger Kleinbürger der Straße du Tasse gescheitert, welche den Gärtnern die Plätze vor ihren Thüren für einige Sous vermiethen. Im Lande der Intoxikazion ist selbst das zum Ges setze erhobene Prinzip der Majorität nicht mehr towiegend, und während man, unter dem Deckmantel liberaler Institutionen, die gerechtesten Ansprüche täglich verhöhnen und die begründetsten Rechte mit Füßen treten sieht, verbergen die Behörden ihre Schwäche und Unthätigkeit hinter Konzessionen, welche nur dem Kurzsichtigen als ein Beweis ängstlicher Sorgfalt für die Rechte der Einzelnen erscheinen können.

Berlin, Juli.

(Fortsezung.)

Der König und die Berühmten.

Auch der König hat den König der Bildhauer zu sich nach Sanssouci geladen und ihn inmitten der Notabilitäten der hiesigen Kunst empfangen. Schlegel erschien auch bei diesem Gastmahle, welches auf der schönen, historischen Terrasse, im Angesicht einer freien, anmuthigen Natur, mit dem Frohsinn begangen worde, welcher bei einem ländlichen Feste unter gesprächigen Männern, auch an eines Königs Tafel, sein unverdußerliches Recht hat. Wenn mitten unter den Uniformen und schwarzen Civilröcken einer der Geladenen und Gelebrten in dem allerseltsamsten Hoffleide erschien, mit all den Attributen, welche uralten Herkommen in London, Madrid und Paris zum Schrecken des guten Geschmacks erfunden, so mag dies allerdings die Heiterkeit vermehrt haben, da König und Königin bei diesen ländlichen Festen durchaus nicht auf die strenge Etikette sehen. Die schöne Freiheit, die der edle Wirth seinen berühmten Gästen gewährte, hat sich aber auch darin bewährt, daß man einem Gelehrten gestattete, die eigene Freiheit seines Standes zu veräußern und sich aus Freiheitsgefühl einem Zwange zu unterwerfen, den die wirklich Gebundenen so gern von sich abthun. Die Mittheilungen wurden so interessant und lebhaft, daß der König erst mit Eindruch der Nacht die Unterhaltung plötzlich abbrechen und seine Gäste erinnern mußte, soleus nigst aufzubrechen, damit sie nicht den letzten Wagenzug der Eisenbahn verfehlten. Daß, was Einige hoffen, Andere fürchten, des Königs Umgang mit berühmten Geistern in der Art, wie zu Friedrichs Jugendzeit in Sanssouci, Forts gang haben werde, ist zur Zeit wohl noch nicht in Aussicht. Arbeiten und Sorgen anderer Art dürften den Monarchen noch längere Zeit fesseln, ehe er sich dieser Muße wird hins geben können. Auch mit Tieck Ankunft, der hier sechs Wochen verweilen soll, und für den schon die Zimmer bereitet werden, dürfte diese südliche Muße zeit noch nicht eintreten. Freuen wir uns vorerst am Faktum, daß deutsche Geister, und die gerühmtesten der Nation, von Preußens Könige in Sanssouci gern empfangen und bei ihm weilen werden, ohne andere positive Resultate zu fordern. Schon sollen einige Schwierigkeiten sich zeigen, wenn man nach der eigentlich positiven Beschäftigung für die Herbeirufenen fragt. Cornelius wartet noch, weniger auf eine Aufgabe, als auf einen Ort, wo er Fresken malen kann. Was Rückert soll, ob dichten, oder Orientalia doziren, ist eben so ungewiß. Schelling kommt nur auf ein Jahr zum Besuche und um seine Vorlesung fortzusezen. Aber Felix Mendelssohn, der gern thätig sein und seine Jugendkräfte benutzen will, soll an seine Anstellung die Bedingung einer positiven, ihm anzuweisenden Beschäftigung geknüpft haben. Ueber Meyerbeers Anstellung ist noch nichts entschieden. Schlegel ist nur ein Gast, und sein Antheil an der Herausgabe der Friedericianischen Werke dürfte, da schon Herausgeber und Köpfe genug vorhanden sind, höchstens ein mitberathender seyn.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 17. Juli 1841.

— Sur les divans ils sèment les coussins,
Portent les mets exquis sur de larges bassins,
Et jettent dans le vase où le lison pétille,
Du sérail de Stamboul l'odorante pastille.
Méry et Barthélemy.

Eine armenische Hochzeit in Damaskus.

Vom Verfasser der Briefe aus Syrien.

Einer der reichsten Kaufleute in Damaskus, mit welchem wir einige Geschäfte gemacht und der uns auf Verwendung der Consuln sein Haus geöffnet hatte, um uns seine wirklich prachtvollen Gemächer zu zeigen, lud uns eines Tages zu einem Feste ein. Da wir wohl wußten, wie geheim der Orientale mit seiner Häuslichkeit thut, und wie sehr er, außer einem Spaberauge, das seinen Reichthum verrathen könnte, auch noch „Nischah" oder den bösen Blick fürchtet, so wunderten wir uns nicht wenig über diese Gefälligkeit des guten Armeniers. Er verheirathete seinen Sohn an die Tochter eines der reichsten Kaufleute der Stadt.

Es war Abends fünf Uhr, als man uns benachrichtigte, die Leute des Kaufmanns seyen unten, uns abzuholen. Kaum waren wir zum Thor hinausgetreten, so sahen wir eine Menge Volks versammelt, welche einen unharmonischen Gesang anstimmte, der von einer Geige und einer Flöte begleitet wurde. Dieser Musik gingen zwei Leute mit Fackeln voran, ihrer viele mit Lichtern folgten. In Mitten dieser Begleitung im Hof des Armeniers angekommen, mußten wir einen Augenblick warten. Hier saßen an einem Feuer eine Menge Knaben; der Ceremonienmeister, ein sehr dicker Armenier, kam uns entgegen und begleitete uns in's Vorzimmer, wo sich eine solche Masse Menschen aller Art drängte, daß es beinahe unmöglich war durchzukommen, ohne die Ellbogen und Fäuste in Bewegung zu setzen. So gelangten wir in den großen Empfangsaal, an dessen Thür zwei Diener sich zu unsern Füßen warfen, um uns die Schuhe auszuziehen.

Dieser Saal ist nach orientalischer Art äußerst prachtvoll. Er ist durch einen Gang in drei Theile getheilt. Den Fußboden dieses Gangs bildet ein Mosaik aus buntem Marmor. Er dient dazu, Besuche geringeren Standes zu empfangen, mit denen der Herr, auf seinem Divan liegend, sich unterhält. In der Mitte desselben, und demnach auch des ganzen Saals, steht der unentbehrliche Springbrunnen, der seine Strahlen gegen die Decke schleudert, die hier etwas höher ist, als in den beiden Seitentheilen. Diese sind zum Empfang von Gästen oder zum Gebrauch der Familie bei großen Festen mit größter Pracht eingerichtet. Der Boden, um einen Fuß höher als der des Ganges, ist mit herrlichen persischen Teppichen bedeckt; langs den Wänden läuft der Divan, und diese Wände selbst sind in den buntesten Farben gemalt und mit Schränken und Kästchen von vergoldetem Holze mit eingelegten Spiegelchen geschmückt; ebenso die Decke, um welche sich eine Bordüre von

Digitized by Google

geſchnitztem und vergoldetem Holz zieht, mit Spiegeln eingelegt. An einem großen reich verzierten Stern hängt der Kronleuchter. In der Mitte des Zimmers ſteht der Mangabl, ein kupfernes Becken in Geſtalt einer Vaſe, worin bei kalter Witterung Holzkohlen gebrannt werden. Bei unſerem Armenier hatte man neben dieſen Mangabl zwei Girandolen von Bronze, etwa vier Fuß hoch, geſtellt.

Als wir in das Zimmer traten, erhoben ſich Alle, um uns ihre Ehrerbietung zu bezeugen, von ihren Sitzen, und der Herr des Hauſes führte uns in eine Ecke des Divans, was der Ehrenplatz iſt. Nachdem wir uns geſetzt und durch Zuwinken mit den Händen die Andern gebeten hatten, ein Gleiches zu thun, bewillkommnete uns der Biſchof der armeniſchen Kirche, der uns gegenüber in der andern Ecke des Divans lag, indem er ſeine Hand auf's Herz legte und ſie dann zu der Stirn erhob; ſeinem Beiſpiel folgten alle Uebrigen. Nachdem dieſe üblichen Begrüßungen abgemacht waren, trat eine ſolche Maſſe von Dienern in recht gutem Koſtüm vor uns hin, daß ich nicht abſah, wie es möglich ſey, ſie für den Augenblick alle zu beſchäftigen. Hiefür ſorgt aber die orientaliſche Sitte, welche zu dem kleinſten Geſchäft einen, wenn nicht mehrere Bedienten anſtellt. So auch hier. Einer legte jedem von uns ein goldgeſticktes Tuch über die Arme, welche wir ihm entgegenſtrecken mußten. Ein Zweiter hielt kniend ein ſilbernes Waſchdecken unter unſere Hände, auf welche ein Dritter aus einer ſilbernen Kanne helles, klares Waſſer ſchüttete. Ein Vierter zog das erwähnte Tuch über unſere Finger zum Abtrocknen. Dann kam ein Fünfter und Sechster mit einem ſilbernen Präſentirteller, auf welchem Gläſer mit Sorbet und einige kleine Confituren ſtanden; dann ein Siebenter und Achter wieder mit Servietten, um, falls wir Einiges verſchüttet hätten, es wieder aufzutrocknen. Hierauf kam ein ganzer Troß in alttürkiſcher Tracht mit Turban und Kaftan, welche uns die langen Pfeifen in den Mund ſteckten und Kaffee reichten.

Wir rauchten tapfer und im Saal herrſchte allgemeine Stille, weil jeder mit ſich oder ſeiner Pfeife beſchäftigt war. Dieß ſelige Nichtsthun, der Glanz der ſeidenen Gewänder und der Spiegelwände, das Aroma des Kaffees und der feine Geruch des guten Tabaks verſetzten uns in die alte Zeit des ächt orientaliſchen Prunkes, von welchem faſt nur noch in Damaskus einige Spuren anzutreffen ſind. Nachdem Pfeife und Kaffee einigemal gewechſelt waren, ließ man uns eine Viertelſtunde ruhen, in welcher nichts vorfiel; dann wurden am Eingang des Zimmers zwei kleine Matratzen ausgebreitet und vier Perſonen erſchienen, welche darauf Platz nahmen. Es war die Muſikbande. Sie beſtand aus zwei Violiniſten, von denen einer blind war, einem Flötiſten und einem, der das Tamburin ſchlug. Das Concert begann mit einem türkiſchen Liede, deſſen Schönheit ich nicht zu faſſen im Stande war. Dann ſpielte der Blinde ein Violinſolo und präludirte ſo wahnſinnig auf ſeinem Inſtrument, fuhr ſo entſetzlich auf den Saiten herum, daß ich bis zu Ende des Stücks glaubte, er ſtimme nur und probire ſein Inſtrument. Nach einer martervollen halben Stunde beſchloſſen endlich die Virtuoſen ihr Concert mit einem Geſange, den der Blinde in näſelndem Tone anhob und deſſen Refrain die drei andern im Chor ſangen. Drauf entfernten ſie ſich und uns wurden wieder Pfeifen und Kaffee ſervirt.

(Fortſetzung folgt.)

Pariſer Stadtproſpekte.

(Fortſetzung.)

Der Luxus in Paris, welchen ſchon unſer ſicilianiſcher Edelmann zur Zeit Ludwigs XIV. übertrieben fand, iſt ſeitdem ſtets vorgeſchritten und ſcheint noch keineswegs ſeinen höchſten Gipfelpunkt erreicht zu haben. Von den Zauberkräften, welche die neueſte Induſtrie in Bewegung ſetzt, laſſen ſich unerhörte, ungeahnte Dinge im Gebiet des Luxus erwarten. Die jetzigen großen Pariſer Baden blenden mit ihren ungeheuren Spiegelfenſtern, hinter denen ein ſo reicher Waarenvorrath ausgelegt iſt, daß alle Millionärslaunen Befriedigung finden. Drinnen bemerkt man ein haſtiges Rennen und Treiben; Handlungsdiener und Ladenjungfern, Käufer und Kaufluſtige kreuzen ſich in allen Richtungen. — „Monsieur souhaite quelque chose?“ — „Que désire Madame?“ hört man von allen Seiten rufen. Von den vielen Commis hat jeder ſeine Specialität, d. h. eine gewiſſe Anzahl von Artikeln, deren Ausverkauf ihn ausſchließlich angeht; verlangt der Käufer bei ihm Gegenſtände, die nicht in ſein Fach ſchlagen, ſo wird er an den betreffenden Ladendiener gewieſen, der dieſer Abtheilung vorſteht. In einigen Magasins de nouveautés, wie z. B. in der Seidenhandlung der Madame Delille, rue Choiſeul, iſt die raffinirte Einrichtung getroffen, daß beſondere Säle zur Auswahl von Ballkleidern und Toiletten für Abendgeſellſchaften offen ſtehen. In dieſen Sälen iſt das Tageslicht völlig ausgeſchloſſen, und ſie ſind den ganzen Tag über hell erleuchtet, damit die Damen ſich von der Wirkung ſchillernder Seidenzeuge, Atlaße und anderer Stoffe bei Lampenſchein überzeugen können. Die Höflichkeit und Zuvorkommenheit in dieſen vornehmen Buden iſt ausnehmend groß: mit der unermüdlichſten Geduld kramt man euch aus, was ihr zu haben und nicht zu haben

Digitized by Google

wünſcht. Zeigt ihr keine beſondere Umſicht, kein feines Kennergefühl in der Auswahl, ſo lobt man euern guten Geſchmack, euern ſichern Blick; macht ihr Umſtände im Kaufen, ſo beſticht und beredet man euch durch andere Schmeichelworte und Komplimente, die, ſo banal ſie auch in der Regel ſind, doch angenehm die Epidermis der Eitelkeit kitzeln, bis man ſich entſchließt, dieſes oder jenes zu kaufen. Das Verkaufen wird mit wahrer Taſchenſpielergeſchwindigkeit eingewickelt, mit Schnur zugebunden und, wenn ihr weiter nichts begehrt, mit einem graziöſen: Ayez la bonté de passer au comptoir! überreicht. Das Talent, faſt möchte man ſagen das Genie der Pariſer Induſtriellen beſteht darin, den Fremden, der, durch die hohen Preiſe abgeſchreckt, keineswegs kaufluſtig iſt, feſtzuhalten und ihm mit einer gleißenden Schlangenberedtſamkeit und unbeſchreiblichen Zungenvolubilität alte, verlegene Waare als das Allerneueſte zu verkaufen. Verkündigt hingegen euer Anzug, daß ihr ſtreng auf die Mode des Tags haltet und mit der Faſhion vertraut ſeyd, ſo legt man euch mit wichtigen, ſelbſtzufriedenen Blicken die friſcheſten Toilettengegenſtände vor, die angeblich noch in keinem andern Laden zu haben ſind und euch aus beſonderer Rückſicht zuerſt gezeigt werden. Glaubt ihr daran, ſo läßt man's gut ſeyn; zweifelt ihr, ſo macht man's euch weiß durch tauſenderlei Hokuspokus und mit ſo höflichen, eleganten Manieren, daß man unmöglich böſe werden kann. Die Handlungsdiener ſind die Artigkeit und Lammsgeduld ſelber; die Ladenjungfern lächeln und ſchwatzen ſo ganz allerliebſt und freundlich: wahrhaftig, der Kern des hieſigen Lebens mag in der Regel hohl und taub ſeyn, allein die Hülſe iſt ſchön und lieblich anzuſchauen; das Innere iſt vielleicht abſchreckend, aber das Aeußere beſticht. — Auch der kleine Gewerbsmann weiß hier ſeine Bude nett auszuſchmücken und ihr mit Wenigem das Anſehen des Ueberfluſſes zu geben. Bei der Höhe der Auflagen, bei der täglich wachſenden Concurrenz, bei der Nothwendigkeit, ſeinen Kunden zu kreditiren, fällt auch bei der angeſtrengteſten Thätigkeit und in einer feſten Friedenszeit der Verdienſt dieſer Claſſe von Gewerbtreibenden oft karg aus. Dieſe Leute leben daher mit unglaublicher Oekonomie, wie man ſie in den kleinſten Städten ſchwerlich antrifft; ſie ſind mit dem Wenigſten zufrieden, und dabei ſingen ſie doch ihr „Freut euch des Lebens“; höchſtens erlauben ſie ſich an Sonntagen einen Ausflug vor die Barrièren, und die und da einmal einen Gang in ein Boulevardstheater; ſonſt haben ſie das ganze Jahr drei Topfpflanzen vor ihrem Schlafſtudenfenſter ſtatt des Waldes und Feldes, die Nachbarsmauer ſtatt des Himmels und die Goſſe als Spielplatz.

Die Straße — der Himmel weiß, oft welche Straße! — iſt ihr einziger freier Platz, wo ſie ſich tummeln können. Die Höfe von großem Umfang ſind in den Pariſer Häuſern ſelten, und man benutzt ſie auch nicht, weil es beſtändig beſtändig Streit mit dem Portier oder dem Hausherrn gibt. Nur die Straße, als Gemeingut, ſteht ihnen unbeſtritten frei. Um ſich einige Bewegung zu machen, ſpielen die Mädchen Federball mit ebenſo wunderbarer Ausdauer als Ungeſchicklichkeit. Solche Gruppen von Volantſpielern ſind hier im Sommer ſtehende Staffagen, ſelbſt in den engen Straßen, und gewähren oft einen maleriſchen Reiz. Ich bleibe auf meinen Zügen jedesmal ſtehen, wenn ich auf der Gaſſe verſchiedene Mädchenpaare mit wirklich ergötzlicher Lebendigkeit Federball ſchlagen ſehe. Die Augen glänzen feuriger, die Wangen glühen röther, und die lebhafte Bewegung des Spiels befreit mitunter eine üppige Fülle ſchwarzer Haare, die ſich in maleriſcher Unordnung über einen ſchwellenden Nacken ergießen, deſſen klarer, durchſichtiger und warmer Teint und weiche Contouren ein farbe- und formentiſtrenes Auge entzücken. So ſtößt man oft mitten in Paris ganz unerwartet auf Idyllen, und kann Familienzuſtände der mittleren und untern Klaſſen der Geſellſchaft beobachten, wie ſie die früheren franzöſiſchen Genremaler, ein Antoine Watteau, ein Jean Baptiſte Gruze, in ihren Bildern oft mit ſo feinem Gefühl und Humor dargeſtellt haben. Ebenſo iſt der gewerbliche Theil der Hauptſtadt, öſtlich vom Centrum, „wo am wüthendſten ſchlägt das Getümmel“, wie Homer ſagt, wegen Enge, Gedränge, Fuhren, Trödelbuden ꝛc. zwar nicht lieblich zu durchwandeln, aber höchſt intereſſant für denjenigen, der durch vertrauten Umgang mit Kunſtwerken aller Art oder als bildender Künſtler daran gewöhnt iſt, das Innere von Städten mit Künſtleraugen zu betrachten. Da man hier wegen des ungeheuren Gedränges von Fuhrwerken aller Art in den engen Gaſſen nur ſchneckenartig fortkommen kann und ſich bisweilen in einen Thorweg drücken muß, findet man bei längerem Stillſtehen und Warten die trefflichſte Gelegenheit, das emſige Arbeiten in den Werkſtätten von Altflickern, Klempnern, Tiſchlern u. ſ. w. zu beobachten, deren manche durch maleriſche Gruppirung und ſchlagende Beleuchtung das Anſehen von Bildern berühmter holländiſcher Genremaler, eines Adrian Oſtade, eines Gottfried Schalken gewinnen und durch Naivetät die künſtlich angeordneten Bilder um Vieles übertreffen.

(Schluß des dritten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, Juli.

Thorwaldſen.

Thorwaldſen iſt hier wie ein Fürſt, d. h. wie ein Künſtlerfürſt empfangen worden; er verweilte drei Tage bei uns, und dieſe Tage waren unvergeßliche Feſttage. Der

Digitized by Google

Mainzer zeigt auch in der Dankbarkeit ein eigenthümliches, rheinisch-deutsches Gepräge; soll er sich für einen aufgezeichneten Menschen begeistern, muß er ihn von Angesicht zu Angesicht schauen, muß er ihm sagen können: „Siehe, in dies sem Herzen wohnen warme und heilige Gefühle für dich!“ Seitdem Thorwaldsen auf so unregenmäßige Weise die Aufgabe übernommen, unsern Gutenberg durch eine Statue zu verherrlichen, ist sein Name fast nicht mehr von unsern Lippen gekommen; wir gaben Thorwaldsen das Ehrenbürgerrecht, wir fanden ihm Dankadressen, in unsern Salons prangte sein Bild wie in unsern Herzen. Doch alles das war nichts gegen die Begeisterung, die sich der ganzen Bevölkerung bemächtigte, als Thorwaldsen in unserer Mitte vers weilte. Es galt, dem ehrwürdigen Greis ein harmloses Fest zu bereiten, aber die Huldigungen mehrten sich mit jeder Minute; die Liebe ist erfinderisch, und es ist zu verwundern, daß Thorwaldsen dieser Masse von Ehrenbezeugungen ges wachsen war: Fackelzüge, Serenaden, Festmahle, Betränzung der Statue Gutenbergs, festliche Musikproduktionen durch die Liedertafel, Festvorstellung im Theater, solenne Fahrten auf dem Rhein, an dessen Ufern alle Schiffe zu Ehren des Künstlers geflaggt hatten und salutirten, ein Abschiedsmahl. Daß die Begeisterung acht war, mußte er sehen. Sein weißes Haar erstählte uns mit Ehrfurcht, in ihm glaubten wir den Genius der Kunst zu sehen. Für mich war der Moment der bedeutendste, als Thorwaldsen zum erstenmale seinen Gutenberg besuchte. Viele tausend Menschen hatten die prächtig geschmückte Statue umstellt und jubelten dem Künstler entgegen, der im Beschauen seines Werkes verloren war, vor dessen Seele eben wieder der große Gedanke stand, welcher ihm vorschwebte, als er den großen Erfinder zu modelliren begann. — „Die Kunst versöhnt!“ so kann man in Mainz heut bei Thorwaldsen ausrufen. Er ist sehr bejahrt, sieht man aber den feurigen Blick, die kräftige, imponirende Erscheinung, den warmen Sinn für alles Schöne, hört man seine lebendige, jugendliche Rede, so glaubt man nicht, daß Thorwaldsen so viele Jahre hinter sich liegen hat. Ein ties benswürdiger Greis mit der genialsten jugendlichen Schöpfers kraft, so trat uns Thorwaldsen entgegen.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Projekte für Potsdam und Berlin. — Kugler. — Raumer.

Mehre beschlossen und schon gethan ist, was die Verschönerungen der Umgegend von Potsdam anlangt. Man ist in eifrigster Arbeit, die Wasserkünste herzustellen, und hat bei den Aufgrabungen mancherlei Fundamente aus der Friedericianischen Zeit gefunden, welche jetzt wieder zu brauchen sind. Vielleicht daß Sanssouci schon im nächsten Jahre ein anderes, belebteres Ansehen gewonnen hat. Der König hat Sacrow, ein Gut, nördlich von Potsdam, auf einer Halbinsel im See angekauft, welches mit den Anlagen um die Stadt verbunden werden soll. Von andern Ankäufen weiß man zur Zeit von dem des Gutes Steglitz zwischen Potsdam und Berlin. Hier läßt sich Vieles verschönern. Wenn es wahr ist, daß in der Steglitzer Waldung vorläufig wilde Schweine eingebürgert werden sollen — doch nicht auf des Königs Wunsch — so braucht das Publikum nicht besorgt zu seyn. Man hat noch nicht gehört, daß diese Thiere die Eis senbahnen attakiren. Was Feld und Gärten anbelangt, so gibt es Mittel, sie unschädlich zu machen. Im Uebrigen ist es thöricht, gerade von den Schweinen eine Rückkehr zu mittelalterlichen Tendenzen zu fürchten.

An die Bewässerung unserer Stadt scheint nunmehr allen Ernstes gedacht zu werden, d. h. daß die Rinnsteine durch fließendes Wasser gespeist und gereinigt werden sollen. Der König interessirte sich schon als Kronprinz für das Projekt. In welcher Art, ob durch Dampfmaschinen, oder durch Verwendung der auf dem Mühlendamm vor einigen Jahren abgebrannten und wiederherzustellenden Wassermühlen, die Wasserspeisung zu bewirken wäre, scheint noch nicht ausgemacht. Ebensowenig möchte der schwierige Kostenpunkt schon jetzt ins Klare gestellt seyn. Die Commune interessirt sich dafür, wie sie aber, durch eine neue Steuer oder freiwillige Beiträge, die Anlages und Unterhaltungskosten aufbringen wird, dürfte noch manche Zweifel erregen. Sollte es ein Geschenk des Königs an die Stadt werden, wäre es ein sehr bedeutendes. Einstweilen geht auf königlichen Befehl der Major Bayer von Generalstabe, der zuerst die Sache in Anregung gebracht, nach London und Paris, um die dortigen Wasserkünste und Anlagen zu studiren. — Der wohlbekannte Dr. Julius ist ebenfalls mit dem Oberbaurath Busse in königlichem Auftrag dahin geschickt, um die Gefängnisse dort, zu deren Reform hier schon längst geschritten werden soll, in baulicher, statistischer und moralischer Hinsicht in Augenschein zu nehmen. Für die Entlernung unseres städtischen Criminalgerichts und Gefängnisses aus dem engsten Theile der Stadt in geräumigere Theile der Vorstadt ipres chen immer mehr Stimmen. — Professor Kugler, der vor zwei Jahren Pommern bereiste, um die Ueberreste der mittelalterlichen Kunst aufzuzeichnen und zu beschreiben (seine Resultate hat er in einer den „Baltischen Studien“ einverleibten Schrift niedergelegt), ist jetzt auf dem Wege nach den preußischen Rheinprovinzen, deren minder bekannte und bedeutende Partien er durchsuchen wird, um, was von beachtungswerthen Kunstwerken dem Untergange nahe scheint, oder bisher unbeachtet blieb, zu verzeichnen und, wo es sich thun läßt, durch Zeichnungen zu illustriren; eine gewiß sehr nette Aufgabe, da, so viel über den Rhein geschrieben, gezeichnet und gestochen ist, doch noch viele Schätze in den unbesuchtern Gegenden ihres Künstlers harren. Kugler, mit Fleiß und Eifer dafür begabt, ist der rechte Mann dazu. Er genießt einer königlichen Unterstützung, welche bei der gewiß des schwerlichen Arbeit ihn wenigstens der Verlegenheit über dem bedt, die nöthigsten Reisekosten selbst zu zahlen. Wenn er, wie es heißt, alljährlich diese Reise zu gleichem Zwecke mit königlicher Unterstützung fortsetzt, so läßt sich von dem Gesammtresultate für eine künftige deutsche Kunstgeschichte des Mittelalters viel erwarten. — Friedrich v. Raumer ist wies der in London mit eifrigen Studien der Reichsarchive beschäftigt, Studien, welche ihn dermaßen fesseln, daß er kaum vor Winters Anfang hier wieder einreffen dürfte. Auch bewegt er sich wieder in den lebenvollen Kreisen der drittischen Hauptstadt, was zu reichen Anmerkungen bei der bevorstehenden neuen Auflage seines Werkes über England Stoff geben dürfte. Ein besonderes Glück begleitete Raumern als Reisenden. Wo er erscheint, in London, Paris und auf den Alpen, bereitet sich eine großartige politische Krisis. Er war Zeuge der Julirevolution in Frankreich, er wohnte bei den entscheidendsten Siegen der Whigs in London; wird er nun auch Zeuge ihres Sturzes oder einer neuen Erhebung derselben seyn? Jedenfalls erlebt er das Schauspiel einer Parlamentswahl in ihrer großartigsten Entfaltung. Da er auch mit Peel und andern Häuptern der Tories in Verbindung steht, wird übrigens der wahrscheinliche Sieg der letztern dem Gelehrten nicht die Schadenfammer der öffentlichen Geschichte verstörtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 19. Juli 1841.

Prodiga non sentit peruntem femina consum;
Non umquam reputat, quanti sibi gaudia constent.
Juvenal.

Londoner Scenen.

Die Nachbarn.

Besonders häufig sind im östlichen Theile Londons die sogenannten „Courts“ oder Höfe, meist in länglichem Quadrate unter Einem Dache stehende Gebäude von zwei Stockwerken, mit einem gewölbtem Durchgange nach der Straße und einer gut gepflasterten Arena. Die Mehrzahl der Bewohner dieser Höfe sind Tagarbeiter und Handwerker; doch macht auch hier die englische Vorliebe für das Innehaben eines ganzen Hauses sich geltend. Schon der Bauherr hat darauf Rücksicht genommen und jedem genau den Raum zugemessen, mit welchem eine Familie, je nach der Vielheit oder Wenigkeit ihrer Häupter, gut oder übel sich behelfen kann, und welche Familie einigermaßen den Zins zu erschwingen vermag, will allein in ihrem Hause wohnen. Trotz dieser aristokratischen Abgeschlossenheit herrscht in der Regel viel plebejische Gemeinschaft. Der Hofraum, die Arena, gehört Allen und wird von Allen benutzt. Hier tummeln sich die Kinder, plaudern die Weiber, rauchen die Männer und wird mancherlei Hausarbeit verrichtet, für welche im Innern kein Raum ist. Dieses buntbewegte Treiben hat namentlich in den Höfen, deren Insassen vorzugsweise Irländer sind, seine starken, oft sehr verdrießlichen Schlagschatten. Das Tummeln der Kinder in paradiesischer Unschuld würde ganz liebenswürdig seyn, wenn nicht Mangel an Reinlichkeit Anstoß gäbe. Das Plaudern der Weiber artet nur zu häufig in kreischendes Gebrüll und fürchterliche Zweikämpfe aus. Das Rauchen der Männer befördert in dieser und jener Ecke die Wirkungen des in Uebermaß genossenen Branntweins, wäre es auch, was jedoch nur ausnahmsweise der Fall ist, daß die weiblichen Zweikämpfe nicht zu männlichen Faustkämpfen führten, und so malerisch die verschiedenen, auf körperlichen Frieden berechneten Hausbeschäftigungen sich besonders Sonnabends ausnehmen, wenn flinke Hände das ungekämmte Haar durchwühlen und die vor den Fenstern ausgehängte Leibwäsche den nahen Sonntag verkündigt, so ist auch damit des Unerfreulichen vieles verbunden.

Nichts von diesen großen und kleinen Verdrießlichkeiten offenbarte zur Zeit meines Aufenthaltes in London der Broad-Court in Long-Acre. Die ihn umschließenden Gebäude waren ziemlich neu; die Bewohner gehörten zur bessern Klasse der Tagarbeiter, und der Hof, obgleich nicht, wie sein Name erwarten ließe, ungewöhnlich groß, war doch hell, lustig und ungewöhnlich rein. Zwei der angesehensten Familien waren die Bensonsche und Graysche. Erstere bestand aus Herrn Benson, seiner Frau und ihrem einzigen Kinde, einer Tochter; letztere aus Mutter und Sohn. Master Benson hatte seit lange eine ein-

Digitized by Google

trägliche Stelle in einer Fabrik und galt für einen Mann, der ſich „wohl befinde,“ denn ſeine Tochter Anna hatte er in einem benachbarten Seminar * erziehen laſſen, in ſeiner wirthſchaftlichen Einrichtung bemerkte man einigen, über ſeinen Stand gehenden Luxus, und wenn Miſtreß Benſon ihrer Gewohnheit gemäß bei ſchönem Wetter Abends vor der Hausthür ſaß, um, wie ſie ſagte, Luft zu ſchöpfen, eigentlich aber, um mit den Nachbarn zu ſchwatzen, war ſie ſtets ſo fein angezogen, daß ſie nebenbei eben ſo viel Bewunderung als Neid erregte. Und dieß lag allerdings in ihrer Abſicht; dabei war aber die ihr gegenüber wohnende Mißreß Gray das vornehmſte Stichblatt ihrer Toilettenkünſte.

Miſtreß Gray hatte, wie ſie ſich zu rühmen pflegte, beſſere Tage geſehen, und bot Alles auf, von einer Perſon ſo gemeiner Herkunft, wie Miſtreß Benſon, im Punkte der Gentilität nicht ausgeſtochen zu werden. Uebrigens war Miſtreß Gray Wittwe und ſeit ungefähr Jahresfriſt mit ihrem Sohne nach London gekommen, wo dieſer, ein geſchickter und fleißiger junger Mann, bei einem Architekten eine ſo vortheilhafte Anſtellung gefunden, daß ſchon nach Verlauf einiger Monate die Umſtände der Grays ſich merklich gebeſſert, und es wohl zur Wahrheit hätte werden können, was die Mutter bisweilen äußerte, daß trotz des beiſpiellos theuren Londoner Pflaſters ihr Glücksrad einen günſtigen Umſchwung genommen und die frühern beſſern Tage auf der Rückkehr begriffen. Es hätte zur Wahrheit werden können ohne die hoffährtige Nebenbuhlerſchaft mit Miſtreß Benſon. Miſtreß Benſon zeigte ſich eines Tags in einem Häubchen mit Atlasband und einfacher Blondengarnitur. Sofort mußte Miſtreß Gray ein Häubchen haben mit doppelt ſo viel Atlasband und doppeltem Blondenbeſatze. Dann funkelte eines Tags an Miſtreß Benſons Hand ein prächtiger Ring, und Miſtreß Gray hatte nichts Eiligeres zu thun, als unter den verkäuflichen Vorräthen des nächſten Pfandleihers ſich einen Ring auszuſuchen, der den Ring der Miſtreß Benſon an Größe und Glanz weit übertraf. Eines andern Tags erfuhr Miſtreß von einer guten Freundin, daß eben ein „ſuperber“ Sopha zu Benſons geſchafft worden ſey. Miſtreß Gray verſicherte zwar ihre Freundin, daß der Sopha keinen Falls ſo gut ſeyn könne, wie einer, den ſie vor etlichen Jahren gehabt, faß aber nach dem Weggange der Freundin in tiefem Nachdenken, auf welche Weiſe wohl dieſe neue Unverſchämtheit zu nichte zu machen und die Beiſtimmung des Sohnes zu erlangen ſeyn möchte.

John war in Achtung und Gehorſam gegen ſeine Eltern erzogen, und auf ſeinem Todtbette hatte der Vater ihm die Mutter feierlich an's Herz gelegt. Daher waren die Wünſche der Mutter ihm Befehle, und darg er ſich auch nicht, daß ihre Forderungen oft zu weit gingen — ließen ſie ſich durch Opfer von ſeiner Seite gewähren, dünkte ihm keines zu ſchwer. Der Ankauf des Blondenhäubchens hatte das Geld gekoſtet, wofür er Unterricht in der Mathematik nehmen wollen, und um des Rings willen hatte er auf Stewarts Werk über die Dampfmaſchinen verzichtet. Hätte die Mutter das gewußt, würde vielleicht Mutterliebe die kleinliche Eitelkeit beſiegt haben. Aber John that, was er für ſeine Schuldigkeit hielt, und barg das Uebrige in ſeiner Bruſt. Jetzt verlangte Miſtreß Gray einen Sopha, natürlich einen beſſern als der Benſonſche. Trotz aller Unvernunft begriff ſie, daß ihr koſtſpieliges Begehren die Mittel des Sohnes überſteige und deßhalb „beinahe“ unvernünftig ſey. Allein die Folge war, daß ſie deſto ſorgfältiger bedachte, was ſich zur Unterſtützung ſagen laſſe und wie ſie gegen den Sohn ſich zu benehmen habe.

(Fortſetzung folgt.)

* Seminary iſt der jetzt übliche Ausdruck ſelbſt für ſolche Anſtalten, die ehemals Nähſchulen hießen und in denen die Mädchen gegenwärtig außer Nähen etwas Schneidern und Putzmachen lernen.

Eine armeniſche Hochzeit in Damaskus.

(Fortſetzung.)

So wurde es neun Uhr. Da traten zwei Kinder von acht bis zehn Jahren in's Zimmer und jedes trug in der Hand einen Leuchter in Geſtalt eines Blumenſtraußes, von Holz geſchnizt, auf welchem eine grüne Wachskerze brannte. Hinter ihnen kam ein Mann, der einen Korb trug, welcher mit einem dünnen, goldgeſtickten Schleier bedeckt war, durch deſſen feines Gewebe man den Anzug eines Mannes erkennen konnte. Kerzen und Korb wurden zu den Füßen des Biſchofs niedergeſetzt, welcher ſich vom Divan erhoben hatte und mit vier andern Prieſtern, die nun ihn traten, ein Gebet ſprach, das bie und da durch den Geſang von ſieben Knaben unterbrochen wurde. Merkwürdig war es uns, daß wir, nachdem wir ſchon einige Stunden im Hauſe waren, noch keine Spur vom Bräutigam geſehen hatten, dem doch die ganze Ceremonie galt; jezt, nachdem die Prieſter ihren Segen über die Kleider geſprochen, wandten ſich alle Augen nach der Thür, an welcher ein junger Mann von etwa zwei-und-zwanzig Jahren in der armliſchen Kleidung ſtand. Wir hielten ihn Anfangs für einen Bettler; er war von hoher Geſtalt, doch ſehr blaß, und wagte kaum, die Augen aufzuſchlagen. Plötzlich fing er an, ſich vor unſern Augen zu entkleiden, worauf ein alter Mann, ein Verwandter des Bräutigams — daß dieß der junge Mann war, brauche ich wohl kaum

Digitized by Google

zu sagen — zum Korbe trat und dem Bräutigam zuerst das lange Unterkleid, dann den Shawl und den Gürtel, endlich das mit Pelz besetzte Ueberkleid reichte. Nun erhob sich der Vater, nahm das Fez, das noch im Korb zurückgeblieben war, ging mit feierlichen Schritten auf seinen Sohn zu und setzte es ihm auf den Kopf, nachdem er ihm dreimal die Stirn geküßt hatte. Zu gleicher Zeit steckte er ihm an den kleinen Finger einen goldenen Ring mit einem herrlichen Brillant, dessen Feuer im ganzen Gemach umherstrahlte. Jetzt trat der Bischof wieder vor, schlang ihm ein rosenfarbiges, goldgesticktes Tuch von Seide um den Hals und gab ihm eines von gleicher Farbe und gleichem Stoffe in die Hand, welches er einen Augenblick an Mund und Augen drückte, worauf ihn der Ceremonienmeister bei der Hand nahm und im ganzen Saal herum zu jedem Gast führte, dem er sofort die Hand küßte. Endlich kehrte er zu seinem Platz an der Thür zurück, setzte sich zwischen die beiden grünen Wachskerzen und blieb da bis eilf Uhr, der Zeit des Nachtessens.

Zu diesem Zweck wurde ein kleines Gestell von etwa zwei Fuß Höhe herein gebracht, worauf man eine große Kupferplatte setzte, die wenigstens vierzehn Fuß im Umfang hatte, und an deren Rand in Scheiben geschnittenes weißes Brod zwischen Rettichen, Selleri und Petersilie lag. Ein gleicher Tisch wurde in der andern Ecke des Zimmers für die Geistlichen bereitet. Sobald das Essen begann, zog sich der Bräutigam in's Nebenzimmer zurück, woher im gleichen Augenblicke sich die ungeschickte Musik von Neuem hören ließ, welche jedoch bald zu unserm größten Vergnügen wieder aufhörte. Sie spielte, wie uns ein des Landes kundiger Freund erzählte, altarabische Melodien, zu welchen der Blinde in seinem schnarrenden Tone Mährchen aus „Tausend und einer Nacht" recitirte. Das Nachtessen wurde folgendermaßen servirt: Reis in Milch gekocht, Butterteig, die Suppe, mit einem Beigeschmack von Hammelfett, ein Hammelsbraten mit Reis gefüllt, ein Entrée von Braten, Compot von Birnen, ein welscher Hahn mit Reis gefüllt, am Spieß gebratene Hühner, Entrée von anderem Fleisch, Kebab (kleine Stückchen Fleisch, welche an hölzernen Stäbchen auf dem Rost gebraten werden, ein Lieblingsgericht der Türken), Entrée von Zwiebeln, Pilau mit saurer Milch und Käse. Von Zeit zu Zeit wurde rother Libanonwein, der, obgleich sehr gut und feurig, leider beständig nach den Schläuchen schmeckt, worin er aufbewahrt wird, in kleinen Gläsern gereicht. Ihn brachten Diener, welche besser gekleidet waren und einen höhern Rang einnahmen, als die, welche die Speisen auftrugen.

Es war Mitternacht, als die Tafel aufgehoben wurde, worauf, wie schon oben beschrieben, Diener Waschbecken, Handtücher und dergleichen reichten; zwei erschienen dann mit einem Rauchfaß, und während sie uns damit räucherten, wurde uns von andern Rosenwasser aus kleinen krystallenen Fläschchen über die Kleider gegossen. Während der ganzen Mahlzeit war der Bräutigam nicht zum Vorschein gekommen; aber kaum waren die Tafeln weggeräumt, so erschien der Arme wieder und nahm seinen Platz wie früher zwischen den beiden grünen Wachskerzen an der Thür. Jetzt erfolgte die Siesta, die der Türke mit dem unübersehbaren Worte Kef bezeichnet, etwas, das wir Europäer durchaus nicht nachmachen können. Sobald wir nach dem Essen uns zum Schlafen hinlegen oder hinsetzen, verwandelt sich die taufend Gedanken, die uns nie verlassen, in ängstigende Träume und wir erwachen nach einem ruhelosen Schlummer, in Schweiß gebadet. Aber der Orientale lehnt sich in seinen Divan zurück, denkt nichts und ruht behaglich zwischen Wachen und Schlafen, wobei er langsam aus einer langen Pfeife raucht. Dieser Zwischenakt dauerte heute Abend über anderthalb Stunden, während welcher Zeit Mitternacht ihr Recht ausübte und auf dem ganzen Hause Grabesstille lag. Auf einmal aber erhob sich wieder das Geschnarre der Instrumente und brachte die Ruhenden augenblicklich in Bewegung. Man sprach, lachte, erzählte, bis kurz darauf der Ceremonienmeister mit großen Schritten in die Mitte des Zimmers trat und mit lauter Stimme verkündigte, daß es Zeit sey, die Braut zu holen und nach der Kirche zu führen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

° **Stuttgart**, Juli.

Thorwaldsen.

Materielle Int'ressen! Gold, Güter, bunt wimmelnder Weltmarkt!
Dampfbeflügeltes Schiff! laufendes Locomotiv!
Sagt, wer bewahrt uns wohl der Kunstwerk ewige Ruhe?
Er, der Meister der Form! Ihm unser dankbares Hoch!

J. L. V.

Man weiß, was Thorwaldsens Name unserer Stadt gilt. Uneigennütziger Bildner der kolossalen Schillersstatue, ist er noch außerdem Donator durch Ueberlassung der großen Zahl seiner Gypsmodelle an die Kunstsammlung. Der große Künstler sah während seines Hierseyns aus, wie die gute Laune, und so wirkte auch sein wohlwollender Anblick auf die Umgebungen. — Er ist mittelgroß, untersetzt; sein tüchtig modellirtes Haupt umwallen leichte Silberlocken; sein blaues Aug ist mild, sein Blick, gewohnt, sinnig auf den Gestalten zu ruhen, freundlich von unten herauf leuchtend, gewinnt alle Herzen; ein leiser Zug des Lächelns umschwebt seinen Mund, als hätte er nie mit feindlichen Gewalten innen und außen gerungen. Man würde ihn auch unbekannt unter Tausenden als den herausfinden, der er ist. Wenn irgend ein Künstler, so steht er seinen Werken gleich. Ungetrübte Thätigkeit in der Sphäre seiner Gestaltung reinmenschlicher Motive hat auch ihn selbst künstlerisch ausgeprägt. — Er

Digitized by Google

spricht in kurzer Rede, kräftig, gerade, zu den Bekannten oft durch derben Händedruck. — Am Tage nach seiner Ankunft wurde er von Seiten des Stadtraths und Bürgerausschusses bewillkommnet. In einem vierspännigen Hofwagen begleitet ihn dann Hofcommissionsrath v. Seyffer auf die Villa Rosenstein, zu dem lieblichen Lustschlosse Weit und spät, zu der Kapelle auf dem rothen Berg. Hier fand er vier Standbilder, die Evangelisten, die, mit Ausnahme des Johannes von Dannecker, unter seiner Leitung von jüngern Künstlern ausgeführt worden. In Zwischenzeiten besuchte Thorwaldsen das neue Kunstgebäude, die Hütte, worin seine Gypsmodelle vorläufig aufgestellt, die Bibliothek, wo ältere und neuere für die Kunstsammlung bestimmte Bücher aufbewahrt sind, den Kunstverein und andere ihn interessirende hiesige Merkwürdigkeiten, den altersschwachen Kunstgenossen Dannecker, den Maler Wächter, einige andere bedeutende Künstler und mehrere hochgestellte Personen. Am 8. Juli wurde ihm zu Ehren auf höchste Anordnung in dem aufs heiterste ausgeschmückten Kursaal in Kannstadt ein großes Festmahl gegeben, woran mehrere Minister, höhere Staatsbeamte, Mitglieder der städtischen Kollegien von Stuttgart und Kannstadt, des Schillervereins, viele Künstler, Autoren ꝛc. Theil nahmen. Herzlichkeit und Frohsinn herrschten an der mit ebensoviel Munificenz als Geschmack ausgestatteten Tafel. Dem von Thorwaldsen auf das Wohl unseres geliebten Königs ausgebrachten Lebehoch folgten Trinksprüche und Toaste auf den Gefeierten, dessen Silberhaupt aus allen herausleuchtete, auf mehrere andere verdiente Greise ꝛc. Im Hintergrund von Harmoniemusik belebte die Unterhaltung des Symposiums. — Ein ehemaliger Schüler Thorwaldsens, Bildhauer Braun, sprach, während des Meisters Haupt mit einem Lorbeerkranze geschmückt wurde, einige herzliche Verse. Der Anschauung der südlich Umgebung von der Höhe aus, wo sich Thal und Berge in heitern Wechsel der Formen und des Anbaus darstellten, ward man auch froh. — Eine Nachtmusik und wiederholte Beleuchtung der Schillerstatue, deren großartige Züge in magischem Schein erglänzten, Jubel der versammelten Menge schlossen den Tag.

(Schluß folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Singakademie.

Unsere Singakademie hat mit diesem Jahre ihr fünfzigjähriges Alter erreicht. Sie feierte das Jubiläum in der würdig einfachen Weise, die zu ihrem Wirken paßt, das auch nicht auf äußern Effekt und Glanz gerichtet war. Wer ihre Geschichte schreiben wollte, würde treuen Stoff finden. Welche interessante Charakteristiken, welche Nachrichte auf eine vergangene Kunstepoche ließen sich nicht daran knüpfen! Ihr erstes Entstehen war fast noch einfacher als das der berühmten französischen Akademie. Es war durchaus ein Privatverein, dem lange ein Kardinal Rochelieu fehlte, der ihr eine offizielle Gültigkeit, eine Verfassung und Stellung im Staate verschaffte. Vielleicht verdankt sie es auch diesem Umstande, daß sie sich so lange und bis jetzt in Kraft und ersprießlicher Wirksamkeit hielt. Ihr Gründer war bekanntlich der seiner Zeit berühmte Fasch. Durch die regelmäßige Aufführung des Zod Jesu am Charfreitag erlangte die Singakademie zus erst eine öffentliche Bedeutung. Nach Fasch's Tode setzte ges wissermaßen seine Witwe die Sache als Geschäft fort, wenn man es deßhalb so nennen darf, weil eine gewisse Einnahme ihr zufam. Indessen war es Zelter, der des Regiments sich bald bemeisterte und dem Ganzen eine großartigere Ausdehnung gab. Durch ihn ward es eine offizielle Schule für die Gesangskunst von Dilettanten, und das Glück führte ihm Stimmen und Talente zu, die einen großen Ruf erwarben, ohne daß ihre Namen bekannt geworden, da ihre Besitzer nicht aus dem Familienkreisen traten. Die treffliche Einrichtung der Schule, die Präcision der öffentlichen Aufführungen, die jetzt weit häufiger wurden, und ein gesuchter Genuß des großen Publikums, vor allem aber das kompakte Zusammenhalten von freien Kunstgenossen, was so selten gelingt, und noch schwieriger ist, wo Damen mitzusprechen haben, schreibt man zum großen Theil Zelters ehrigter Naturkraft zu. Man ist jetzt ziemlich davon übergegangen, daß ohne seine „göttliche Grobheit", die sprichwörtlich war und zu ihrer Zeit vielen Anstoß erregte, das Institut nicht das geworden wäre, was es ist. Mehr als die Gunst des Hofes half der Akademie die thätigste Theilnahme des Fürsten Radzwill, der mit ganzer Seele an dem Institute bis an sein Ende hing. Die Akademie ehrt sein Andenken und wird es in alle Zukunft ehren, da er ihr dauernde Zeichen seiner Liebe in den ihr gewidmeten musikalischen Schöpfungen hinterlassen hat. — Unter Zelters Regiment trat die Singakademie aus ihrem Privatcharakter heraus, und erhielt nicht allein die Rechte einer moralischen Person, sondern auch eine Constitution; eine erste, wirkliche, fast auf republikanischen Fundamenten ruhende Constitution in Preußen. Die Mitgliedschaft gibt das Recht einer Stimme, nicht allein einer musikalischen, sondern auch einer Wahlstimme. Die Singakademie wählt sich selbst ihre Vorsteher, Ausschüsse — auch ihren Monarchen, der es bis an sein Lebensende, oder wenigstens bis zu seiner Unfähigkeit bleibt. Einmal hat sie schon dieß kostbare Recht nach Zelters Tode ausgeübt, und man erinnert sich noch der harten Wahlkämpfe zwischen den vorgeschlagenen Candidaten. Berlin nahm daran Theil, und ängstliche Gemüther fürchteten, daß die Aufregung anderswo analoge Folgen haben könnte. Rungenwagen, ein Schüler Zelters, trug den Sieg über Felix Mendelsohn davon. Heute wäre es vielleicht nicht geschehen; aber Mendelsohn hatte damals einen großen Fehler, der sich mit jedem Jahre bessert, er war zu jung. Die Constitution ist auch deßhalb merkwürdig, ja einzig in ihrer Art, weil auch die Frauen in derselben die ausgesprochene Rechte haben; es gehört, als die sich von selbst machen, weil ich nicht behaupten haben. Die letztern wurden indeß zu Zelters Zeiten wenig anerkannt. Mit der Ehre einer öffentlichen Stellung kamen aber auch manche Sorgen. Außer der nun fixirten Besoldung des Directors und seiner Beamten wurde ein Gebäude für die Akademie erbaut, zwar auf Actien, aber die Einlagen reichten nicht aus, es erforderte viele Zuschüsse, und die Verzinsung derselben fordert große Summen. Um diese herzustellen, muß die Akademie sich öfter, als es in ihrem Plane liegt, zu öffentlichen Aufführungen für Geld verstehen, während sie sich früher in der Regel nur zu mußen Zwecken that. An Zuwachs fehlt es der Akademie nicht, und man hat mehrere Abtheilungen einführen müssen; an bedeutenden Talenten scheint im Vergleich gegen frühere Zustände ein Mangel, denn bei den öffentlichen Aufführungen werden häufig die Singkräfte des Theaters zu Solopartien requirirt. Noch immer gilt aber die Singakademie als die conservative Pulsance, welche zwar nicht die alten Meisterwerke erhält, aber den Sinn, um sie zu verstehen, und die Kräfte, um sie zu exekutiren.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 20. Juli 1841.

— This gross play has well beguil'd
The heavy gait of neight. —
Shakespeare.

Eine armenische Hochzeit in Damaskus.

(Schluß.)

Alles erhob sich und ging vor's Haus, um sich zu einem Zuge zusammenzureiben. Dieser begann mit einer Reihe Fackelträger; dann kam die Musik und die Sänger, hinter denen uns zu unserm großen Leidwesen der Ehrenplatz angewiesen wurde; sodann die übrigen Gäste, und endlich unter den Dienern der Bräutigam. Nachdem wir uns in langsamem Schritt in einer der schmutzigen, schlecht gepflasterten Straßen — es war eine feuchte, neblige Januarnacht — etwa zehn Minuten fortbewegt hatten, kamen wir an das Haus des Brautvaters, wo an der Thür das nämliche Ceremoniel mit unsern Stiefeln stattfand. Als wir eine große Vorhalle durchschritten hatten, kamen wir in ein Zimmer, wo um einen Mangahl diejenigen Freunde des Hauses kauerten, welche den zweiten Rang in der Gesellschaft einnahmen. Aus diesem Zimmer wurden wir in den großen Empfangsaal geführt, der noch weit prachtvoller war, als der oben beschriebene. Gegenüber dem Eingang befand sich eine Nische, in welcher außer einer Pendule von Alabaster mehrere hübsche Porzellanvasen mit künstlichen Blumen standen. Die Fenster, höher als die der gewöhnlichen Häuser, waren mit seidenen Vorhängen versehen, die Kissen der Divans von gelber Seide, mit Blumen von braunem Sammt. Auf dem Teppich standen zwei sehr schön gearbeitete Mangahl, umgeben von großen bronzenen Leuchtern mit grünen Wachskerzen.

Zuerst wurden wir auf gewöhnliche Art bewillkommt, dann brachte man uns Kaffee und lange Pfeifen, und während wir behaglich rauchten, ging der arme Bräutigam im Kreise herum und küßte Allen die Hand, die nicht bei seinem Vater gewesen waren. Dann kamen vier Künstler, welche vom Brautvater gedungen waren, und beglückten uns mit mehreren Musikstücken, welche jedoch nicht besser waren als die frühern. Uebrigens blieben wir hier nur kurze Zeit, weil der Hochzeitzug jetzt endlich in die Kirche ging.

Im Hofe sahen wir eine Menge Menschen um einen weißen Zelter gedrängt, der, sehr reich geschirrt, für die Braut bestimmt war. Der Zug setzte sich, wie früher, in Bewegung, und nach dem Bräutigam kamen die Freunde der Braut und endlich sie selbst zu Pferde, umringt von einer Anzahl Frauen zu Fuß. Sie trug ein Kleid von weißer Seide mit goldgestickten Blumen, das ihr bis an die Sohlen reichte. Auf dem Kopf hatte sie einen Ueberwurf von weißer Mousseline, und über diesem einen von rothem Atlas, welcher beinahe das ganze Gesicht bedeckte. Auf dem Kopf trug sie ein Baret von Holz, einem Soldatentzakow, den man oben abgerundet,

Digitized by Google

nicht unähnlich. Dieſe ſonderbare Bedeckung ließ kaum die Form eines menſchlichen Kopfes erkennen.

Wir brauchten über eine halbe Stunde, um zur Kirche zu gelangen, welche zu unſerm Empfang bereitet ſeyn ſollte, jedoch ſo ſchlecht erleuchtet war, daß der Blick kaum bis zur Kuppel dringen konnte. Dieſe wurde von acht hölzernen Säulen getragen. Links am Eingang war ein Bild des heiligen Georg, wie er den Drachen erlegt, und rechts die Thür, welche in's Kloſter führt. Wir traten vor den Hauptaltar, und nachdem man uns Stühle gebracht, konnten wir mit Muße das Innere der Kirche betrachten. Ueber dem Altar, zu welchem vier Stufen von weißem Marmor führten, hing das Bild der Mutter Gottes, rechts von demſelben die heilige Anna und links der heilige Petrus. In der Mitte hing ein Kronleuchter mit gelben Lichtern, welche ſchlecht brannten, und einige ſilberne Leuchter ſtanden ohne Symmetrie in der Kirche umher.

Endlich kam der Bräutigam und wurde zur linken Seite des Altars geführt; eine verſchleierte Frau brachte ſodann die Braut zur Rechten deſſelben. Der Biſchof zog ſeine ſchönſten, mit Gold und Silber geſtickten geiſtlichen Gewänder an und nahm Platz in einer Nische. Ein anderer Geiſtlicher vereinigte die Hände der Brautleute, während ein Dritter ihnen die Köpfe zuſammendrückte, und ein Knabe, auf einem Gerüſte ſtehend, hielt ein Kreuz und eine Wachskerze über ſie. In dieſer eigenen Stellung verweilten ſie bei zwanzig Minuten, während welcher Zeit der Biſchof vor ſie trat und eine Meſſe las. Der Gottesdienſt endigte damit, daß ein Diakonus ein Kapitel des Evangeliums Matthäi vortrug. Da aber dieſer gute Mann das Unglück hatte, duckligt zu ſeyn und mit der Zunge anzuſtoßen, ſo mußten wir die Feierlichkeit der Handlung ſtets bedenken, um nicht in Lachen auszubrechen. Der Geiſtliche ſprach darauf ein kurzes Gebet und befeſtigte ein Band an der Mütze des Bräutigams und dem Baret der Braut, wobei er ihnen bedeutete, daß ſie von nun an für's Leben vereinigt ſeyen. Ein Nachbar, den ich fragte, wozu das unförmliche Holzbaret der Braut diene, antwortete mir, es ſey, um Beide gleich groß zu machen, damit ſie erkennen, daß keines über dem andern, daß ſie einander gleich ſtehen. Zum Schluß küßten die Brautleute ein Crucifix; die Braut wurde von derſelben Frau wieder abgeholt und dann auf ihrem Pferde gänzlich verſchleiert in das Haus ihres Mannes gebracht. Gegen drei Uhr Morgens war endlich dieſe Hochzeitfeier vollbracht, auf welche ſich die Eingebornen ſeit mehreren Wochen gefreut und der wir eine Nacht zum Opfer gebracht hatten. Wir waren es indeſſen wohlzufrieden, einmal für allemal eine armeniſche Hochzeit in Syrien geſehen zu haben.

Londoner Scenen.

(Fortſetzung.)

Die Stimmung, in welcher John Abends nach Hauſe kam, ſchien den mütterlichen Umtrieben nicht günſtig. Zorn und Unwille glühten auf ſeinem Geſichte, und während die Mutter den Thee bereitete, ſaß er ſtumm am Kamin, die Hände in den Taſchen, den Blick auf's Feuer gerichtet. Befremdet fragte Miſtreß Gray, was ihn ſo verſtimmt habe. „Verſtimmt?“ antwortete er mit einem Tone, der ſeinem Lachen widerſprach; „ſo einfältig bin ich nicht, Mutter, bloß angeekelt.“ — „Wie das, John? Hat dein Herr —“ — „Laß's gut ſeyn, Mutter; 's iſt ſchlechterdings nichts, weiter nichts, als daß ſolche vorlaute, ſchnippiſche Mädchen mir im Grunde der Seele zuwider ſind. Die Anna Benſon iſt für den ganzen Hof eine — eine wahre Peſt.“ — „Ich habe mich längſt gewundert,“ ſagte die Mutter, „wie du mit Jemanden von der Familie auch nur reden kannſt. Was mich betrifft, ich verachte ſie von oben bis unten, obgleich Anna am Ende noch die beſte iſt.“

John antwortete nicht und ſchien nach der zweiten Taſſe Thee ſo weit befänftigt, daß Miſtreß Gray ihre Operationen hinſichtlich des Sophas anfangen zu können meinte. „Du magſt mir's glauben oder nicht, John,“ fuhr ſie nach der erſten Einleitung wehmüthig fort; „aber ich fühle jeden Tag mehr, daß ich alt werde und ſo ein Ding wie einen Sopha recht nöthig brauche. Es würde mir eine große Bequemlichkeit ſeyn, und koſten könnte es doch nicht viel.“

John ſah ſehr ernſthaft aus; er wußte, daß die Anſchaffung ſeine Geldmittel bei Weitem überſteige, verſprach aber nach einigem Hin- und Herreden, das Möglichſte zu thun, entlehnte von ſeinem Dienſtherrn einen Vorſchuß und erhandelte einen Sopha, der auf Miſtreß Grays Veranſtaltung zu der Zeit über den Hof getragen wurde, wo Miſtreß Benſon vor der Thüre ſaß. Miſtreß Benſon ſah den Sopha und bemerkte gegen die gute Freundin der Miſtreß Gray, wie herzlich es ſie freue, daß die arme Miſtreß Gray einen Sopha erſchwungen, obgleich freilich nur einen alten und ziemlich zerſeſſenen. Dieſe warm überbrachte Aeußerung verkümmerte den jenſeitigen Triumph, und kaum war die gute Freundin aus dem Geſicht, ſo monologiſirte Miſtreß Gray: „Alt und ziemlich zerſeſſen! Warten Sie, Madame, ich will Ihnen zeigen, was genteel iſt und wer das meiſte Geld hat. Trägt nicht die Perſon eine Uhr um den Hals! Ich laſſe mir meinen abſchneiden, wenn's nicht ihres Mannes Uhr iſt. Pfui, ich würde mich ſchämen, anderer Leute Uhren zu tragen!“ — Wirklich war

Digitized by Google

Mistreß Benson an jenem Abend in aller Glorie einer an breitem, schwarzem Bande um den Hals hängenden großen silbernen Uhr erschienen, und es stand bei Mistreß Gray sofort fest, eine goldene Uhr mußte sie haben. Dem Entschlusse folgte zwar der Gedanke an die Schwierigkeit der Ausführung; aber das Wie der Möglichkeit fing bald an zu dämmern.

Während Mistreß Gray die Dämmerung sonnenhell ausmalte, überholte John auf dem Heimwege Anna Benson, die von der Putzmacherin, bei welcher sie arbeitete, zufällig auch auf dem Heimwege war. John erinnerte sich, daß er Annen noch etwas rücksichtlich des Streites zu sagen hatte, den sie des Morgens mit einander gehabt, und deßhalb eilte er ihr nach. „Aber sagen Sie mir, Master Gray," begann Anna, als John gegen den Korb einer Obstverkäuferin anrannte, „in welchem Buche haben Sie sich die Augen blind gelesen?" — „Keinen Falls im Modejournale, Miß Benson," antwortete John. — „Ganz gewiß nicht," versetzte Anna; „ebensowenig im Spiegel der Artigkeit." * — „Wer nicht mit Schmeicheleien um sich wirft," bemerkte John, „beißt bei den Frauenzimmern unartig." — „Je nun, als erster Versuch, spöttisch zu seyn, war das so übel nicht," erwiederte Anna mit einem Kopfnicken, das John grimmig machte; „aber das können Sie mir glauben, Master Gray, viel haben Sie noch zu lernen, wenn Sie Marie Biggs bekommen wollen." — „Und wer sagt, daß ich die haben will?" fuhr John auf. — „Nun wahrhaftig, Master Gray," versetzte Anna mit komischem Ernst, „wenn Sie Marie Biggs nicht haben wollen, sollten Sie sich in Ihre Seele schämen. Die Leute behaupten, Sie bezeugen ihr die auffallende Aufmerksamkeit, ihr guten Morgen und guten Abend zu sagen, ja Sie seyen sogar einmal in den Schmutz getreten, damit Marie trockenen Fußes an Ihnen vorüber gekonnt. Was aber diese letztere Beschuldigung anlangt, so habe ich meine Zweifel. Gewohnheit soll dem Menschen zur andern Natur werden." Und dabei blickte Anna auf ihre und Johns Schuhe. — „Sie haben recht," entgegnete John; „Gewohnheit wird dem Menschen zur andern Natur. Daher kommt es, daß alle Weiber sich so gern putzen und klatschen. Ich glaube, Sie und Ihre Mutter denken an nichts Anderes."

Eine Thräne näßte Anna's Augen, ihre Wangen färbten sich und in der Aufwallung antwortete sie: „Mir scheint, Master Gray, von beidem können Sie den besten Beweis zu Hause finden." — Kaum waren diese Worte über ihre Lippen, als Anna es bereuete, denn gerade die Liebe und Ehrfurcht, mit welcher John an seiner Mutter hing, hatten ihm ihre Achtung gewonnen. Mühsam tröstete sie sich später damit, daß er auch von ihrer Mutter so nicht hätte reden sollen. Uebrigens nahm das Gespräch hiemit ein Ende. Schweigend gingen Beide die noch wenigen Schritte zum Hofe, dann bog John links, Anna rechts. John öffnete und schloß die Hausthür, ohne sich umzusehen; Anna blieb in der ihrigen stehen, bis sie jenen nicht mehr sah.

(Fortsetzung folgt.)

* The Mirror of Politeness heißt eines der beliebtesten Complimentirbücher des englischen Mittelstandes. Ich erinnere mich, die 32ste Auflage gesehen zu haben.

Gespräch.

„Fremder Mann, was beugt dich nieder?
Rühret mein Gesang dich nicht,
Der von Liebe nur, und wieder
Nur von süßer Liebe spricht?"

Dein Gesang bringt mir zum Herzen;
Ach, zu wohl erkenn' ich ihn.
Bittrer nur sind meine Schmerzen;
Laß mich schweigend weiter ziehn!

„Hättest du denn nicht empfunden,
Was die Seele selig macht?
Oder schiedest du mit Wunden
Aus der Liebe heil'ger Schlacht?"

Ob ich's fühlte? Ob ich's wußte?
O so göttlich war die Zeit!
Doch dann that ich, was ich mußte —
Und du siehst mich hier befreit.

„Und so laß dir eine Weile
Doch Erinn'rung süße seyn!
Meine jungen Freuden theile!
Und ich theile deine Pein."

Laß, o laß mich! Diese Lieder
Hab' ich selber einst erdacht.
Freu dich dran, und frag' nicht wieder,
Was sie jetzt mir traurig macht!

E. Reinhold.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Theater.

Auf dem Königsstädtischen Theater singt in diesem Sommer eine italienische Truppe aus Turin. Sie zieht das

Digitized by Google

Publikum an als Neuigkeit, nicht aber wegen des Neuen, denn es sind größtentheils Antiquitäten. Wir wünschen nicht die Zeit zurück, wo man italienische Opergesellschaften an deutsche Höfe verschrieb, aber etwas kann man noch immer auf unserem Theater von den Italienern lernen: wie man im Singen spielen muß. — Die berühmte Pasta ist hier anges kommen, und auch sie will, nach dem alten Sprichworte: besser spät als gar nicht, sich dem Berliner Publikum zeigen. Gewiß ein eigenthümlicher Genuß, der hier seine Würdiger und Bewunderer findet, und der Kritik reichen Stoff dies tet, die Armuth der Gegenwart mit der großen Vergangens heit zu vergleichen. Ob die Pasta berdrusen ist, um auch in der Gesangskunst einen Repräsentanten frühern Ruhmes in Berlin zu fixiren, ist mir unbekannt. Merkwürdig bleibt es immer, daß sie gerade jetzt kommen muß. Als Jugends erscheinungen werden dagegen die beiden bandhorstschen Säns gerinnen, die Gemituwoud und ihre Schwester Spaper, die in Berlin so außerordentlich gefielen, erwartet. Ob damit die Aussicht verbunden ist, sie auf die Dauer zu gewinnen, ist noch zweifelhaft.

Die beliebte und verdiente Sängerin Hähnel aus Wien, deren Engagement bei der Hofbühne sich unter der vorigen Regierung unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellten, wird jetzt das Königsstädtische Theater verlassen, um nun bei jenem für immer engagirt zu werden. Sie erfreut sich der besondern Gunst unserer Königin. Mit ihrem Abgange dürfte sich die deutsche Oper in der Königsstadt ganz aufs lösen. Was verlautet, daß das Theater fortan ausschließlich im Sommer eine italienische Truppe gewinnen und unsere französische Gesellschaft auf seinen Brettern einbürgern werde, beruht zur Zeit nur auf Gerüchten. Die französischen Schauspieler haben hier viel Freunde und ein eifriges, geschlossenes Publikum, das ihre Hinausweisung in das entfernte Theater ungern sehen würde. Dennoch ist und bleibt es ein Verstoß, daß man ihnen gerade auf unserem ehemaligen Nationaltheater einen Platz anwies. Zwei-, dreimal in der Woche muß das deutsche Schauspiel entweder geschlossen werden, oder die Schauspieler müssen sich bequemen, in den für das recitirende Schauspiel unbequemen Hallen des Opernhauses zu spielen. Daß formalitier die Deutschen den Franzosen nachstanden, war ein Uebelstand, der sich nur aus der allgemeinen Apathie erklären ließ. Soll es wieder ein deutsches Theater werden, so ist auch darin eine Aenderung nothwendig.

(Schluß folgt.)

Stuttgart, Juli.

(Schluß.)

Thorwaldsen.

Für die festliche Begehung des 9. Juli war die Silberburg, auf mäßiger Höhe eines Vorvogels des Hasenbergs gelegen, das Lokal der Schillersfeste, der leizeuste Standpunkt zur Ueberschau des Thales und der östlichen Ferne, von der Kunstfreundlichkeit, dem Schillerverein und der Stadt Stuttgart gewählt worden. Dieser heitere, dem Museum ges hörige Lustort war in Erwartung des verehrten Meisters von den Mitgliedern des Museums und ihren Familien auf seinen Terrassen bunt erfüllt. Gegen 5 Uhr kam er angefahren, wurde am Eingang unter riesigen Thyrsusfahnen von Festgenossen begrüßt und beklänzt, schritt freundlich frohen Aufsehens durch die seines Anblicks harrende Menge, schien sich des seltnen Landschaftsbildes zu freuen, und vorchte dann einem Festgesange des Frauen- und Männer-Liederkranzes. Im geschmackvoll verzierten Saale war mit zweckmäßiger Ausstattung ein Mahl bereitet, woran traulich gereiht gegen 150 Gäste Theil nahmen. — Auch hier wurde dem Landesvater in der Ferne Einverne das erste Hoch gebracht. O.R.R. v. K. machte in einem längern Trinkspruch auf des Gefeierten hohes Verdienst im Allgemeinen und um unser Wärtemberg insbesondere, auf seine ausgebreitete, nicht zu berechnende Wirksamkeit in der Kunst aufmerksam. Prof. D. deutete in einem kurzen Spruch auf seine Schöpferkraft, während sich gegenüber ein Transparent, von ihm gemalt, enthüllte: Prometheus, der dem Jupiter das der Menschenbildung fördersliche Feuer entwendet, eine künstlerische Anspielung, die Beifall fand. — Nun folgte ein Ait, der die Theilnahme der Versammlung nicht weniger in Anspruch nahm. Der Stadtschultheiß G., als Organ des Stadtraths und Bürgerausschusses, trat zu Thorwaldsen, bod, unter dankbarer Anerkennung dessen, was er für die Stadt gethan, noch hervor, daß in Zeiten schönen, kräftigen, wohlthätigen Bürgerthums stets auch die Künste gedeihlich, daß diese Erscheinung auch unsere Tage wieder aufs Erfreulichste bezeichne, daß der wahre Bürger dem Künstler die Hand reichen dürfe, und bot nun dem Altmeister von weltdistorischem Rufe Namens der Stadt das Bürgerrechtsdiplom an, wobei die Stadt, ihre zu geben suchend, wohl noch größere Ehre entgegennehme. — Der dankbaren Erwiederung des bewegten Meisters folgte aus dem Munde des bewollmächtigten Stadtvorstandes ein Hoch den Manen Schillers, den uns Thorwaldsens Meisterhand wiedergebracht, ein Hoch Thorwaldsen, den uns Schiller zum Mitbürger erwerben hieß. Ein allgemeiner Jubelruf erdröhnte. — Diesen rührenden Vorgang löste die Auffingung eines beliebten, an jedem Schillerfeste zum Schluß erwarteten Frühlingsliedes mit einfallendem Chor der Gäste und Musikbegleitung ab. Mehrere Toaste auf den großen Bildner folgten; W. M. las einige von Gustav Pfizer in gleichem Sinne gedichtete Strophen. — Der Altmeister hatte hier eine nicht unbedeutende Zahl von Bekannten aus frühern und spätern Zeiten seines 63jährigen römischen Lebens vor sich. Einer seiner besten Schüler, H., traf von Petersburg her zufällig mit ihm hier zusammen. Liebe und Ehrfurcht drängten sich um ihn. Man wollte einen Blick, einen Händedruck, ein freundliches Wort von ihm erhalten. Einem Gaste, der seine Reise einen etwas auftrengenden Leinmyhing nannte, erwiederte der Greis lächelnd: „Gott hat mir ein ruhiges Gemüth verliehen.“ Und es ist wahr, mit liebreicher, hingegebener Ruhe ließ er, wie sieggewohnt und in unverlierbarem Gleichgewicht, das ihn selbst, wie die reiche Zahl seiner Werke durchdringt, Alles an sich kommen. Sein mildes Auge, sein liebender Mund schienen sagen zu wollen: „Ja ihr guten, euch so warm und sehnsüchtig an mich drängenden Menschen, Künstler, Kunstfreunde, kindlich Neugierige! mir ist wohl viel gegeben; aber ich habe es treulich angewendet. Gott ist groß in mir, seinem Werkzeug. Ich bilde demüthig seine Gestalten nach.“ — Mit herzlichen Abschiedsworten und Küssen rechts und links schritt der Greis durch die Reihen. Er wollte zu einst wiederkehren. Ein Fackelzug, von Kunstgenossen geleitet, schloß sich seinem Wagen an; viel jubelndes Volk zog diesem nach; vor dem Gasthof erdonte Gesang. Thorwaldsen dankte mehrmals aus dem Fenster. Fackeln umzogen das Schillersdenkmal; zum Stoße gebäust loderten sie noch fort, Rauchsäulen wirbelten an dem ehernen Koloß empor. — Am 10. Juli hat er uns verlassen, um über Ulm und Augsburg nach München zu reisen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 173.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 21. Juli 1841.

Hercules vita humanior sine sale non quit degere.
Plinius.

Gastrologische Wanderungen.

Die von uns vor längerer Zeit mitgetheilten physiologischen und historischen Bemerkungen über menschliche Nahrungsmittel haben bei vielen Lesern Beifall gefunden. Wir nehmen daher noch einmal ein Thema auf, das Jedem so nahe ist, daß man es das populärste von allen heißen kann.

Wir besprechen dießmal zunächst die unentbehrlichsten Nahrungsmittel, Salz und Brod.

Wir schmecken erst dann, wenn gewisse salzige und ölige Theile der Körper mit den Säften im Munde sich mischen und nach einer chemischen Auflösung auf die Zunge wirken, wodurch jene specifische Empfindung des Geschmacks entsteht. Und so ist das Salz überhaupt für die Kochkunst fast unentbehrlich. Nur die lieblichen Speisen, welche die Natur selbst auf Bäumen, Sträuchen und an Gebüschen am Feuer ihrer Sonne gekocht und mit süßem Salz gewürzt hat, die wir daher gleich unmittelbar aus ihrer Hand genießen, bedürfen jener Würze nicht. Dagegen verdanken wir dem Salz den angenehmen, appetitlichen Geschmack der meisten von uns künstlich zubereiteten Speisen, so wie das bessere, schnellere Verkochen derselben im Magen, was der Lateiner eben auch „Verkochen" nannte und wir „Verdauung" nennen. Ueberdieß findet sich schon Salzsäure im Magensafte, wie bereits früher erwähnt worden ist. Das Salz ist mithin die erste Würze in der Welt. „Es vertritt, sagt Plinius, die Stelle der Zukost und reizt bei allen Speisen zum Appetit. Ja, selbst Schafe, Rinder und Pferde werden zumal durch das Salz zum Weiden gereizt; bei seinem Genuß geben sie reichlicher Milch; auch der Käse wird dadurch schmackhafter." — „Wahrlich," ruft Plinius aus, „das menschliche Leben könnte ohne Salz nicht recht bestehen, und es ist ein so nothwendiges Element, daß sein Begriff sogar auf die Vergnügungen des Geistes übergetragen wird. Daher sagt man Salze (sales), und alle Anmuth im Leben und der höchste Grad der Heiterkeit wird durch kein anderes Wort besser bezeichnet." Dann spricht er auch von den Salarien oder Salzgeldern, d. i. den Besoldungsbeputaten für Civil- und Kriegspersonen, ein Wort, das in dieser Bedeutung auch jetzt noch gebräuchlich ist. Hierauf führt er die Bemerkung des Varro an, daß die Alten das Salz als Zukost genossen und „Salz mit Brod essen" zum Sprüchwort geworden sey.

Wir fügen hinzu, daß Livius Griechenland „das Salz der Völker" nennt, und daß auch bei den heiligen Scribenten Salz für Weisheit, Klugheit und die Kraft, andere zu reinigen und zu bessern, genommen wird. Aehnliche metaphorische Ausdrücke bestehen noch jetzt. Der Spanier nennt, ziemlich pikant, seine Geliebte das „Salzfaß seiner Seele," wofür wir vielleicht eher das süße Salz, den

Digitized by Google

Zucker, wählen möchten. — Bei den Alten gehörte das Salzfaß mit dem Brod zuerſt auf den Tiſch, wie in der Regel noch jetzt, ja es heiligte denſelben; und in welcher ſymboliſchen Bedeutung Pythagoras das Salz genommen hat, wird manchem Leſer bekannt ſeyn. Dieſes geſunde Gewürz, das keine Nahrung gibt, und ohne welches unſere meiſte Nahrung reiz- und geſchmacklos wäre, gehört unter die Dinge, deren Werth wir erſt ſchätzen, wenn wir ihrer entbehren müſſen. „Er iſt Salz zu ſeinem Fleiſch,“ ſagen gewiſſe Negerſtämme, wenn ſie einen Reichen bezeichnen wollen. Kleine Salzſtücke vertreten dort zu Lande die Stelle des Geldes, was wohl viel beſſer iſt, als Kauris und ähnliche Surrogate; denn jenes Geld kann man im Nothfalle, im eigentlichen Sinne des Worts, verzehren. Ja, die Anwohner des Nils geben Goldſtaub dafür. — Auch unſere germaniſchen Vorfahren ſchätzten das Salz, ja hielten Salzquellen für heilig; um den Beſitz von ſolchen entbrannte einmal ein heftiger Kampf zwiſchen Hermunduren und Catten.

Hier auch etwas von den ſogenannten ſüßen Salzen, die von Pflanzenſäften gewonnen werden. — An die Stelle des Honigs, der in der Küche der Alten, wie in der des Mittelalters, auch jetzt noch die und da im Orient, zu ſo vielen Speiſen genommen wurde, trat in neuern Jahrhunderten faſt allgemein der Zucker. — Iſt dieß vielleicht das indiſche Salz, von welchem Paul der Aeginete ſpricht? Oder ſoll man darunter das Tabaſhir der Araber verſtehen? Der Name saccharo oder sacchari, woraus unſer Zucker geworden, kommt ſchon beim Dioskorides und andern Griechen vor, und iſt nichts weiter als das ſanskritiſche sarkara.

Von den Schweden iſt bekannt, daß ſie faſt alle ihre Speiſen verzuckern; auch die Norddeutſchen lieben verſüßte Speiſen, noch mehr aber die Bewohner des Orients, bei welchen der Honig mit dem Zucker abwechſelt. Dem Zucker verdanken auch wir, neben dem Obſte, das ja auch mehr oder minder Zucker enthält, beſonders die Freuden des Nachtiſches, jene lieblichen Gebäcke, deren Bäcker nach dem Zucker benannt ſind. — Wahrlich, der Zucker gehört unter die edelſten Erzeugniſſe der Natur und der Menſchenhand, da er ſüße Würze, Nahrungs- und Heilmittel zugleich iſt; und doch überſchleicht uns bei ſeinem ſüßen Genuſſe ſo manches bittere Gefühl. So viel iſt gewiß, daß die guten emſigen Bienen, dieſe Begleiter und Vorbilder der menſchlichen Geſittung, die Erzielung ihres ſüßen Stoffes in ihrer freien Emſigkeit weit fröhlicher betreiben, als ſo viele Tauſende von den „Sklaven Indiens,“ die, gewaltſam aus ihrer Heimath weggeriſſen, dem Gebot und der Laune verhärteter Zwingherrn fröhnen müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Londoner Scenen.

(Fortſetzung.)

Miſtreß Gray ſaß, den Sohn erwartend, bangen Herzens in dem ihr bereits gleichgültigen Sopha, und John, von der Bemerkung, die er eben über ſeine Mutter gehört, nicht ſowohl gerezt als verletzt, grüßte ſie doppelt freundlich. Bald gewahrte er, daß ihr etwas auf dem Herzen lag, und ſeine Frage machte ihn ſchnell mit dem gehabten Aerger und dem daraus entſprungenen Wunſche bekannt. „Kurz und gut, John,“ ſchloß ſie ihre Rede; „wenn nicht eine ganz goldene, mindeſtens eine vergoldete Uhr muß ich haben. Oder ſoll deines Vaters Wittwe einem ſolchen Weibe, wie die Benſon, nachſtehen? Ich ehre ſein Andenken viel zu hoch, als daß ich ruhig ſeyn könnte, bevor du mir die Uhr verſprochen.“

„Wollte Gott, ich könnte ſie Euch geben,“ antwortete John; „aber für jetzt iſt es ſchlechterdings unmöglich.“ — „Unmöglich juſt nicht,“ verſetzte die Mutter; „es kommt bloß darauf an, ob du willſt. Du haſt den Hauszins.“ — „Um Himmelswillen, Mutter, wie kommt Ihr auf den Gedanken! Geld, das eine ſo ernſthafte Beſtimmung hat, iſt wie anvertrautes Gut. Bitte, Mutter, ſprecht davon nicht weiter.“ — „Aber ich muß, und es iſt hartherzig von dir, Nein zu ſagen. Können wir das Geld, bis es gebraucht wird, nicht zuſammen bringen, kann ich ja die Uhr jeden Augenblick verſetzen.“ — „Deſſen ungeachtet, Mutter, muß es dabei bleiben, daß ich Nein ſage. Es ſchneidet mir durch's Herz, daß ich muß, aber ich kann nicht anders.“

Ein Thränenſtrom war die unmittelbare Antwort. Dann folgten in kurzen Pauſen und abgebrochenen Sätzen bittere Klagen über die unnatürliche Abhängigkeit einer Mutter von ihrem Sohne, über das traurige Loos einer Mutter, die einen Sohn habe, der ſie nicht liebe, und über den Tod eines Gatten, der ſeinem Weibe eine ſolche Kleinigkeit nicht verweigert haben würde. So ungerecht die Vorwürfe waren, fielen ſie doch ſchwer auf John; die Thränen der Mutter machten ihn vor ſich ſelbſt zum Ungeheuer. Immer ſchwächer wurde ſein Widerſtand, denn um in ſolchem Kampfe zu ſiegen, muß man mehr als Held ſeyn, und John war etwas weniger. Zulezt willigte er ein, daß das in vierzehn Tagen zum Miethzinſe erforderliche Geld zum Ankauf einer Uhr verwendet werden ſolle. Aber ſelbſt die Freude und der Dank der Mutter konnten ihn nicht aufheitern. Er ſaß den ganzen Abend ſchweigend und düſter, hatte eine ſchlafloſe Nacht, konnte am Morgen, als er zum Frühſtück in's Zimmer trat, ſeine Mutter kaum mit der gewohnten Freundlichkeit grüßen, und ging früher, als

Digitized by Google

nöthig, fort, dioß, um einem Geſchwätze auszuweichen, das ihm jetzt unerträglich war.

Langſam und in ſich gekehrt ging er über den Hof, als er Jemand ſich nachkommen und ſeinen Namen zögernd ausſprechen hörte. Er wendete ſich, erblickte Anna Benſon und fragte kalt, was ſie wolle. Anna's Wangen glühten in höherem Roth; aber ihr Weſen war ſtolzer und ernſter als ſonſt. „Ich wünſchte Ihnen zu ſagen, Maſter Gray," war ihre Antwort, „daß meine Rede von geſtern Abend mir leid thut, und daß ich hoffe, Sie werden mir verzeihen. Ich ſage das nicht," ſetzte ſie ſchnell hinzu, „weil ich Ihnen dieſe Erklärung ſchuldig zu ſeyn glaube, ſondern weil ich denke, es war Unrecht von mir, gegen einen Sohn Uebles von ſeiner Mutter zu reden; es war eben ſo Unrecht, als hätte ich reſpektwidrig von meinen Eltern geredet."

John hatte Anna Benſon ſtets für ein hübſches Mädchen gehalten. Wie ſie aber jetzt vor ihm ſtand, mit leuchtenden Augen und ihre Wangen die Verräther einer liebenswürdigen Aufwallung, meinte er, nie ein ſchöneres geſehen zu haben. Erſt wußte er nichts zu antworten, dann brachte er einige linkiſche Verſicherungen heraus, daß er nimmermehr böſe geweſen, und ſtotterte eine Art Bekenntniß, daß er gleiches Unrecht begangen. Jedenfalls trennten ſich Beide heute zum erſten Male ohne Zwiſt.

Miſtreß Gray verlor keine Zeit, eine „goldähnliche" Uhr zur Schau zu tragen, und mochte auch Miſtreß Benſon darüber ſpotten, der „Hof" wollte doch wiſſen, daß ſie ſich ſchwer ärgere, Tag und Nacht auf Revanche ſinne, und nur ein weſentliches Hinderniß darin finde, daß Benſon von ſeiner Frau ſich minder gutmüthig gängeln laſſe als John von ſeiner Mutter. Ein Zufall ſchaffte jedoch Rath.

Miſtreß Benſon ſtand allein in ihrer Hausthüre, als ein Tabulettkrämer ſich näherte und bat, ſeine ſchönen, über alle Begriffe wohlfeilen Sachen anzuſchauen. Dabei hob er den Deckel ſeines Käſtchens und zeigte eine ſolche Fülle von allerhand unſchuldigem Geſchmeide, daß Miſtreß Benſon, die ohnedieß die Schwachheit ihres Geſchlechts, in dergleichen gern herumzukramen, im höchſten Grade beſaß, ſich ſo ſchnell nicht losmachen konnte. Endlich verſicherte ſie aber, daß ſie von alle dem nichts brauchen könne, indem die Sachen zwar für andere Leute ganz gut und hübſch, für ſie jedoch weder hübſch noch gut genug ſeyen. Da blickte der Tabulettkrämer ſcheu umher, und nachdem er ſich überzeugt, daß ihn Niemand höre, flüſterte er: „Wenn Sie mich in's Haus laſſen wollen, Ma'am, will ich Ihnen etwas ganz Feines zeigen." — Miſtreß Benſon konnte nicht widerſtehen. Der Hauſirer trat ein; ſie ſchloß die Thür, er fragte, ob ſie allein ſeyen, und nach erhaltener Verſicherung fuhr er fort: „Sie wiſſen, Ma'am, für Leute meiner Art iſt's in dem dieſigen London gefährlich, werthvolle Artikel ſehen zu laſſen. Schauen ſie einmal." — Damit öffnete er ein verborgenes Fach, und: „welche wunderſchöne Kette!" rief Miſtreß Benſon; „iſt die von ächtem Golde?" — „Vom feinſten Golde, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin," verſicherte der Hauſirer.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der arteſiſche Brunnen.

Mit dem arteſiſchen Brunnen im Schlachthauſe zu Grenelle, über welchen ſo vieles geſchrieben, geſprochen und geſtritten worden iſt, hat Muiſet, der reichbelohnte Erbohrer deſſelben, ſeine große Noth. Waſſer hat er zwar herausgebracht, aber das ſchmutzigſte, das man ſelten kann, und trotz aller ſeiner Erwartungen und Verſprechungen bleibt das Waſſer todte und will ſich nicht klären. Die Zeit, hoffte man, werde nicht ermangeln, den Pariſern ſchönes, helles Trinkwaſſer zu verſchaffen; aber die Monate verſtreichen, ohne daß der koſtbare Brunnen etwas anderes liefert als nothiges Waſſer. Ein kleines Tageblatt bemerkt, bisher haben es die Pariſer nur mit gewöhnlichem Kothe zu thun gehabt: jetzt aber genießen ſie das Vergnügen, warmen Koth zu 16° Reaumur vor ſich zu ſehen. In der That bleibt ſich das Waſſer in ſeiner Temperatur gleich, aber auch in ſeiner ſaubern Beſchaffenheit, und man hat noch dazu die Mühe, den ausgeworfenen Schlamm wegzuſchaffen. Vor der Hand iſt der arteſiſche Brunnen zu nichts nütze, er hindert im Gegentheile die Verrichtungen im Schlachthauſe. Muiſet verrechnet die Leute jetzt auf die Zeit, da er ſeine Röhren in die Erde geſteckt haben wird. Dann ſoll das Waſſer nicht mehr in Berührung mit den umgebenden Erdſchichten kommen, und folglich rein und hell hervorſprudeln müſſen. Dieß iſt ſeine letzte Hoffnung; wird dieſe durch die Erfahrung vereitelt, ſo bleibt ihm nichts übrig, als — ruhig die ihm etwas voreilig ertheilte Penſion zu genießen, und den Brunnen ſo ſchlammig ſprudeln zu laſſen, als er bisher gethan hat, wenn die Stadt es nicht für zuträglicher hält, denſelben wieder zu verſtopfen. Natürlich fehlt es nicht an witzigen Liedern über den Vorfall. In einem bei A. Appert gedruckten Spottliede heißt es:

Arago que l'on renomme
Pour bien lire au firmament,
Dans la terre également
Est un fameux astronome;
Comme il a su le prévoir —
Il a noyé l'abattoir.

Les Gazettes étaient pleines
D'articles officieux;
Les badauds, jeunes et vieux,
Se sont livrés par centaines
Au spectacle bien nouveau —
De regarder couler l'eau.

Digitized by Google

L'un la trouve trouble et raille;
L'autre répond: filtres-la;
Un troisième s'ecria:
Croyez-vous bien qu'elle vaille
L'eau de Seine ou l'eau d'Arcueil?
L'autre dit: je m'en bats l'oeil.

Die Pariser müssen immer etwas zu spaßen haben, und der artesische Brunnen ist gerade zu rechter Zeit erschienen, um ihnen Stoff zu geben. Bis zur Aufstellung des Wassers bleiben natürlich die bereits entworfenen Pläne zur Benützung desselben liegen. Unterdessen fährt man fort, die Stadt mit neuen Wasserleitungen, Kioaten, Gasbeleuchtungen u. s. w. zu versehen; die Stadtbehörde läßt sich starken Einfuhrzoll bezahlen, aber dafür werden die Pariser auch bestens mit allem, was zu ihrer Bequemlichkeit, Erholung und Erheiterung dienen kann, versorgt. Freilich geschieht für einige Stadtviertere mehr als für andere, aber im Allgemeinen wird doch die ganze Stadt verschönert, gereinigt, gelüftet, und auch die von den Aermeren bewohnten Quartiere bekommen Brunnen, Spaziergänge, Luft und Licht, woran es sonst mangelte. Und nun arbeitet man emsig daran, die guten Pariser auch mit Festungswerken zu versehen, damit sie nicht mehr wie in den Jahren 1814 und 1815 überrumpelt werden können, sondern Zeit haben, sich zur Wehr zu setzen, falls ein feindliches Heer sie angreifen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Preisaufgabe des k. Theaters. — Mißerfolgen.

Das Königliche Theater hat eine Preisaufgabe gesetzt: auf das beste, feinere Lustspiel, welches ihm, ohne Nennen des Autors, bis zum 1. November eingereicht wird, eine hundert Dukaten dafür ein für allemal, ein Accessit für das nächste beste von sechzig Dukaten. Es ließen sich daran viele erbauliche und manche satyrische Bemerkungen knüpfen. An letzteren fehlt es denn auch bei uns nicht. Man meint, ein Theater von diesem Range, mit reichen Mitteln, ein Theater, welches oft für die Ausstattung eines Stückes sogar an einem Abende viele Tausende auswerfe, hätte, wenn es sich einmal entschloß, auch für die Poesie und die Dichter etwas zu thun, einen ganz andern Preis aussetzen müssen. Man erinnert daran, daß ein Privatmann, ein Buchhändler, für dieselbe Aufgabe doch wenigstens hundert Karoline aus setzte. Man meint, diese an sich dürftige Bezahlung (nur im Verhältniß zu dem, was sonst hier als Honorar bezahlt wird, groß) ließe sich rechtfertigen, wenn das Theater in jedem Jahre diese Concurrenz eintreten lasse, und in jedem Jahr für das beste Lustspiel hundert Dukaten zu zahlen sich erbiete, was immer noch für ein solches Institut eine äußerst unbedeutende Ausgabe sey. Aber ihre Prostama der Preisaufsetzung öffentlich und feierlich in der Staatszeitung, und vorne, bekannt zu machen, als geschehe damit etwas Außerordentliches, sey eine Handlung, die ein Schatt der Direction eingetzogen, um dem Institute vor dem Ausland am Renommee zu schaden. Ihr Coerespondent hegt nicht so strenge Ansichten, auch pflichtet er nicht dem Spotte derer bei, welche den kurzen Termin, in welchem schwerlich ein gediegenes Lustspiel reifen kann, um deswillen billigen, weil für hundert Dukaten nunmehalich etwas Classisches von der Direction ers wartet werde. Der kurze Termin ist, bei angemessener oder nicht angemessener Bezahlung, gut. Es kommt dem Theater nicht auf etwas Vollendetes, Classisches an; es muß ihm vor Allem, wie die Sachen stehen, darum zu thun seyn, die Productionslust zu erwecken. Wenn nur erst wieder Originales geschaffen, wenn ein Wetteifer rege wird, wenn ein Leben unter den Dichtern für das reale Theater aufkaucht, dann ist es noch Zeit, daß das Geborne sich zum Vollendeten bilde. Erst muß der Tod und der Schlaf bewältigt werden; wachen wir und leben, so stellen sich die Forderungen der Schönheit von selbst ein. Deßhalb nehme ich die Preisaufgabe für ein gutes Zeichen. Die Direction fühlt selbst das Bedürfniß nach neuen, frischen Lebenskräften; diese anzuregen ist ihre Aufgabe. Wenn sie nur nicht etwa, wenn im ersten Jahre nur Verfehltes oder Mittelmäßiges einläuft, selbst wieder müthmüthig wird und ihne bittt, sich damit entschuldigend: „es fruchtet ja nichts; selbst eine solche Aufmunterung unserer Seits bringt nichts hervor und die deutschen Dichter selbst zwingen uns, im alten Schlendrian fortzufahren, weil sie nichts produzieren können oder wollen.“ Das wäre eine falsche Schlußfolgerung. Nach dem, was vorgegangen, wie soll da plötzlich und mit einemmale durch die Aussicht auf hundert Dukaten eine Kraft und ein Wille hervorgerufen werden, die jetzt nicht da sind, die nur langsam reifen können? Ein warmer Sommertag macht keinen Sommer. — Noch fragt der Berliner Witz: Wenn Raupach den Preis gewinnt, wird er den Preis nehmen, der das Honorar, wenn auch erreicht, doch kaum übersteigt, das er kontraktmäßig für jedes Stück erhält, wenn es auch Niemand preiswürdig findet?

Gustows Patrul ist jetzt zur Darstellung getommen. Verhindert, der ersten Darstellung beizuwohnen, will ich die erste Stimmenaufregung des pro und contra abwarten, um deßhalb zu seyn, Ihnen darüber zu berichten. Jedenfalls war die Aufnahme bei der ersten Aufführung eine günstige, und die Theilnahme soll bei der ersten Wiederholung sich nicht vermindert haben.

Ein trefflicher Mann starb vor Kurzem, der Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Spilleck. Er hat sich weder in der Literatur noch als Gelehrter einen Namen gemacht, aber seine Einwirkung als Pädagog und Scholarch auf die Jugend war bedeutend. Die anregende, lebendige Kraft, die aus der Schlaffheit den Schüler aufreißt und zur Selbstthätigkeit anspornt, besaß er in reichem Maße. Sein Leichenzug bewies, welcher Achtung er sich erfreute. — Auch unser Heldenjünger Jongue wird sein Domizil wieder in Berlin aufschlagen. Auf seinen Wunsch hat der König auch diesem Weiteraan aus einer großen Zeit die Mittel seiner Uebersiedelung aus Halle erleichtert. Ob auch er an der Herausgabe der Werke Friedrichs Theil nehmen wird, ist mir unbekannt. — Die Art, wie Friedrich Wilhelm IV. Gneisenaus Andenken geehrt hat, ist wieder einer der schönen königlichen Züge, die wie Blitze durch die unheimlichen Nebelhöhe leuchten, die unsere Brust beengen. Das Publikum wußte nichts vorher davon, und wurde daher in erfreulicher Weise überrascht. — Das altjährige Pferderennen hat zwar auch diesmal statt. Aber nun jedem Jahre scheint die populäre Theilnahme daran sich zu mindern. Scheint man zur Ueberzeugung gekommen, daß zuerst der Mensch und dann erst die Thiere zu veredeln sind? — Wunderbar klang uns ins Ohr das Harmschegrassel des Mellenburger Turniers bei der Vermählung der dänischen Kronprinzessin. Wir vermeinten, für Deutschland und unsere Gegenden sey dergleichen mit unserm weiland weißen Rosenfeste abgethan. Und unwillkührlich denkt man dabei an Immermanns Schilderung des aristokratischen Turniers in den Epigonen. Woher? wohin?

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 22. Juli 1841.

Ein Schmuck, mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchsten Feiertage gehn.
Wie sollte mir die Kette stehn?

Goethe.

Londoner Scenen.

(Fortsetzung.)

Mistreß Benson versank in stumme Bewunderung und fragte dann schüchtern, was die Kette kosten solle. Der Tabuletkrämer sah ihr voll in's Gesicht und sagte: „Ich habe die Kette unter besondern Verhältnissen eingetauscht und kann sie zu einem Preise verkaufen, wie eine solche Kette noch nicht verkauft worden ist, so lange die Welt steht. Ich lasse sie Ihnen für zwei Pfund zehn Schillinge."

Mistreß Benson wog die Kette in der Hand, bewunderte sie im Stillen noch mehr und sagte nach einer Weile: „Das ist um die Hälfte zu viel; dreißig Schillinge will ich geben; ich glaube am Ende gar nicht, daß es Gold ist." — „Wie Sie denken, Ma'am," versetzte der Hausirer; „'s kann seyn, 's ist kein Gold; aber 's wohnen andere Leute hier im Hofe, die mir mit Vergnügen drei Pfund geben werden." Und damit nahm er die Kette und legte sie in's Kästchen. — Mistreß Benson erblaßte; es war möglich, der Hausirer meinte unter den andern Leuten Mistreß Gray, und schnell sagte sie: „Zwei Pfund will ich geben; ich kann nicht mehr geben, denn ich habe nicht mehr." — „Nun, es mag seyn," antwortete der Hausirer; „ich sehe, Sie haben die Kette in's Herz geschlossen, und gegen Damen soll man nicht grausam seyn. Da, nehmen Sie sie für zwei Pfund."

Im nächsten Moment war Mistreß Benson auf der Treppe nach der Oberstube, das Geld zu holen. Mit diesem Gelde hatte es die eigenthümliche Bewandtniß, daß es weder ihr, noch ihrem Manne, sondern des letztern Dienstherrn gehörte, aber wirklich das einzige im Hause war; denn obgleich Benson für einen Mann galt, der sich „wohl befinde," pflegte doch sein Wochenlohn regelmäßig Null für Null aufzugehen. Die zwei goldenen Sovereigns lagen, Sicherheits halber, auf dem Kaminsimse in einer Muschel.* Zwei oder drei Minuten zögerte Mistreß Benson. „Was wird mein Mann sagen?" sprach sie vor sich hin; „aber eine solche Gelegenheit — es wäre dummer als dumm, sich die entgehen zu lassen. Und braucht er's Geld, kann ich's jeden Augenblick auf die Kette bekommen." — Das Bedenken war gehoben, das Geld in ihrer Hand. Im Begriff, die Thür zu schließen,

* Unter dem bunten Krame, womit der alte englische Brauch die Kaminsimse ziert, finden sich fast überall, besonders im Mittelstande, ein paar schöne Muschelschalen, und sonderbar genug dienen diese ziemlich durchgängig als Geldreservoirs, für Kupfer, wo Kupfer seltener als Gold und Silber, und für Gold und Silber, wo dieses seltener als Kupfer ist.

Digitized by Google

hörte ſie in der Hausflur ein Geräuſch. Es iſt der Mann, der ſeinen Kaſten abſetzt, dachte ſie, und in der That ſtand der Mann vor ſeinem Kaſten, mit dem Ordnen ſeiner Waaren ſo emſig beſchäftigt, daß ſie ihre Anrede wiederholen mußte, eh' er ſie hörte.

Nachdem der Tabulettkrämer ſich entfernt und Miſtreß Benſon die Kette, nun ihre Kette, mit geſteigertem Entzücken betrachtet hatte, befeſtigte ſie die ſilberne Uhr daran, und vollkommen der Meinung des Dichters:

> What avails such costly gear,
> If none there are to view?

ſchlenderte ſie mehrere Male über den Hof, und würde demnächſt an der Hausthüre Platz genommen haben, wenn nicht ihr Mann um eine volle Stunde früher als gewöhnlich heimgekommen wäre und ſie bedeutet hätte, ungeſäumt den Thee zu machen, indem er gleich wieder fort müſſe. „Und wohin ſo raſch, lieber Mann?“ fragte Miſtreß Benſon beinahe zärtlich. — „Zu Dentley und Spratts; du weißt ja, wegen der Kiſte; ſpute dich alſo.“

Miſtreß Benſon konnte kaum ihren Schreck verbergen. Zu Ablöſung der fraglichen Kiſte waren die zwei Sovereigns beſtimmt. Alſo durfte ſie das Bekenntniß nicht verzögern, und während ſie mit doppelter, obſchon wenig fördernder Haſt den Thee zurüſtete, begann ſie: „Ach, James, was für einen prächtigen Handel ich gemacht habe! Sieh nur, James; iſt's nicht eine wundervolle Kette? Und pures, blankes Gold; wie viel denkſt du, daß ſie koſtet?“ — Benſons ganze Aufmerkſamkeit war bei ſeinem Schuhe, den er ausgezogen, um zu unterſuchen, weßhalb er ihn drücke. Erſt als ſeine Frau die Frage wiederholte, ſagte er: „Dummes Zeug! kümmere dich um den Thee.“ Es war indeſſen ſchlechterdings nothwendig, daß Benſon die Kette ſah. Demnach begann jene auf's Neue: „Aber, James, ſo ſieh doch her; denke, dieſe wundervolle Kette von purem, blankem Golde koſtet nur zwei Pfund.“ — „Und wem gehört ſie?“ fragte Benſon, die Kette flüchtig anſehend. — „Mir; du ſiehſt, 's iſt pures, blankes Gold, wenigſtens dreimal ſo viel werth.“

Eine Ahnung ſtieg in Benſon auf; er ließ den Schuh ſtehen, blickte ſeiner Frau ſcharf in's Geſicht und fragte, ob ſie die Kette bezahlt habe, und womit? — „Bezahlt iſt ſie, lieber Mann,“ war die Antwort; „und wenn wir das Geld brauchen, kann ich's jede Minute bekommen; aber du weißt, es war kein anderes Geld im Hauſe, als die zwei Sovereigns, die —“ — „Die du hoffentlich nicht angerührt haſt,“ fuhr Benſon auf. Zugend bekannte die Frau das Gegentheil; was ſie aber zu ihrer Rechtfertigung beifügen wollte, mußte vor ſeinem Zorne verſtummen. Glücklicherweiſe nahm ſie den Ausbruch ſchweigend hin. Der heftigſte Zorn legt ſich, wenn er keinen Widerſtand findet, und ſobald Benſon erſt dahin gekommen, von den muthmaßlichen Folgen zu ſprechen, drückte ihm ſeine Frau die Kette in die Hand und erklärte ſich bereit, unverzüglich das nöthige Geld darauf zu borgen. „Wenn das ächtes Gold iſt,“ bemerkte Benſon, die Kette wiegend, „ſo muß ſie geſtohlen ſeyn.“ — „Und wäre es, was geht's uns an?“ erwiderte ſeine Frau, indem ſie Hut und Umſchlagtuch nahm. Benſon ſchüttelte den Kopf, bedachte jedoch, daß zu einer moraliſchen Vorleſung keine Zeit ſey, wollte den Thee ſelbſt machen und hieß ſeine Frau ſchnell ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Gaſtrologiſche Wanderungen.

(Fortſetzung.)

Bei den Alten, den Hebräern ſowohl als den Griechen und Römern, finden wir Honig und Milch gern zuſammengeſellt, um alles Angenehme und Liebliche zu bezeichnen; die Flüſſe ihres goldenen Weltalters überfließen von denſelben; beide galten vornehmlich als Kinderſpeiſe, und wurden in der erſten chriſtlichen Kirche nach der Taufe gereicht, als Symbol der Einkraft und kindlichen Unſchuld, in welcher die Wiedergeborenen leben ſollten. — Für Aeſthetiker und andere ſinnige Leſer noch dieſe Frage: Warum ſetzen wir in höherer poetiſcher Sprache lieber Honig als Zucker? Wohl deßwegen, weil jenes wunderſame Produkt der geprieſenen Bienen mehr ein Naturerzeugniß und einfacher, und ſchon darum poetiſcher iſt, und bereits in uralter Zeit gewöhnlich und beliebt war.

Die Araber, die bekanntlich, wie alle mohamedaniſchen Orientalen, bei großer Vorliebe zum Süßen doch keinen Zucker zu ihrem Kaffee nehmen, pflegen zu ſagen: eine Taſſe Kaffee und eine Pfeife Tabak ſey eine vollkommene Bewirthung. Beſſer ſetzen wir dafür: ein Stück Brod mit Salz. Horaz ſagt in ſeinen Satyren, wenn es einen hungere und man ſonſt nichts zu eſſen habe, beſchwichtige ſchon ein Stück Brod mit Salz den bellenden Magen. Und wenn zu kräftigem Brod noch ein Glas Wein oder gefundes Bier kommt, was brauchen wir weiter zur Erquickung nach körperlicher Anſtrengung?

Brod, als die erſte und wichtigſte Nahrung, gilt oft für Speiſe überhaupt. Ja vom Brod benennt der Deutſche alles, was den Menſchen in Stand ſetzt, ſich und die Seinigen zu ernähren. Daher gilt Brod für Auskommen, für Amt und Stelle ſelbſt. Er hat ein gutes Brod bekommen, ſagt man, wenn einer auf geraden oder krummen Wegen zu einer Stelle gekommen iſt,

Digitized by Google

die etwas Erkleckliches einträgt. Brodwissenschaften sind solche solide Wissenschaften, die, fleißig getrieben, künftig einmal ihren Mann nähren; weßhalb denn auch vernünftige Studenten sich ganz ihren Brodstudien widmen, und andere Wissenschaften, die nach der Analogie von „brodlosen Künsten“ brodlose Wissenschaften heißen könnten, als da sind: Philosophie, Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaft u. s. w., mit Recht nur obenhin berühren, und höchstens so viel davon erfassen, als zum bevorstehenden Examen hinreicht, oder sie auch gänzlich bei Seite schieben, wofern sie nicht etwa selbst wieder Brodwissenschaften sind. Lernt was Tüchtiges, ruft man den jungen Leuten frühzeitig zu, und treibt keine Allotria, damit ihr einmal euer Brod habt. — Schon aus dem Lutherischen Katechismus wissen wir, daß unter dem täglichen Brod im Vaterunser mehr als bloßes Brod, nämlich alles, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, verstanden wird. Und da außer „Oberherrn und Regiment,“ die freilich die und da ein schweres und schwerverdauliches Brod seyn mögen, auch ein fromm Gemahl dazu gehört, so ist es jungen Kandidaten, die bereits Herzensverbindungen angeknüpft haben, keineswegs zu verargen, wenn sie bald zu einem Brod zu gelangen suchen, weil alsdann auch dieses Brod mit indegriffen ist, welches in der Regel anfangs ein Zuckerbrod ist, späterhin aber zu einem gewöhnlichen Hausbrod wird, ja zuweilen in ein recht bitterböses Brod umschlägt, wobei man den Mund verzieht. — Soll ich noch vom Brodneid sprechen, welches wohl der schlimmste von allen ist?

Wenn wir Deutschen vom Hausbrod sprechen, so verstehen wir meistens unser Roggen- oder Kornbrod darunter, das höchstens mit etwas Waizenmehl gemischt wird. Die Alten aber, Orientalen sowohl als Griechen und Römer, wußten von unserm Roggen nichts, sie kannten nur Waizen, Gerste und Dinkel. Auch die neuern Völker romanischer Herkunft, so wie die Engländer, lieben unser schwarzes Brod nicht, sie essen lieber Waizenbrod. Die Italiener nennen den Roggen, den Kaiser Karl V. bei ihnen einführte, das „deutsche Korn.“ Zu uns selber, so wie zu andern nördlichen und östlichen Völkern, soll es, nach einer allgemeinen Annahme, durch die Hunnenzüge des Attila gekommen seyn. Bei den erwähnten Italienern, wie in manchen Ländern der Türkei, wurde seit der Entdeckung von Amerika auch das Maisbrod und die Maispolenta beliebt; wir Deutsche aber möchten mit dieser zähen oder trockenen Speise unser schmackhaftes Kornbrod nicht vertauschen. Der norddeutsche Pumpernickel wird selbst den Süddeutschen besser munden.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Volkslied.

Ich mag sie nicht, die Franzen! —
Sie mögen über'm Rhein
Handthieren, pradieu, tanzen,
Nur fern dort drüben seyn.
Ich mag sie nicht, die Franzen;
Sie sollen felsenbicht
Die Stadt Paris verschanzen:
Nur wollen wir sie nicht.

Ich mag sie nicht, die Franzen! —
Sie mochten uns noch nie
Das rechte Leben pflanzen;
Nichts Gutes bringen sie. —
Ich mag sie nicht, die Franzen,
Die stets auf uns vererbt
Ein Heer von Schwätzern, Schranzen,
Und deutsches Blut verderbt.

Ich mag sie nicht, die Franzen,
Die Deutschland manches Jahr
Betäubt mit Firlefanzen,
Bis es zerrissen war. —
Ich mag sie nicht, die Franzen,
Die unsre Gau'n verbrannt,
Und herzlos blut'ge Lanzen
Uns durch die Brust gerannt.

Doch hass' ich nicht die Franzen;
Und wollt ihr mehr und mehr
Für Haß uns Liebe pflanzen,
Dann kommt als Brüder her!
Seyd uns gegrüßt, ihr Franzen,
Mit Geist und Friedensglanz!
Wir lassen euch im Ganzen,
Drum lasset uns auch ganz!

Bis dahin bleibt, o Franzen,
Fern hinter'm deutschen Rhein!
Und schwingt ihr dennoch Lanzen,
Wird man gerüstet seyn.
Wollt euer Joch ihr pflanzen
Auf Deutschlands Felsenhöh'n? —
Kommt! hier sind heil'ge Schanzen,
Denn Gott wird für uns steh'n!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Befestigung. — Theater.

Bereits ist an vielen Stellen die Umgegend von Paris nicht mehr kenntlich. Die Anlagen, welche daselbst blühten.

Digitized by Google

sind verschwunden und haben Wällen und Bastein Platz gemacht, und Forts entstehen auf den erhabenen Punkten, von welchen herab man die Zugänge zu der Hauptstadt bestreichen kann. Freilich, wenn man dem Verein zur Beförderung christlicher Moral Geld geben will, so werden die Festungswerke, die man jetzt mit so vielen Kosten erbaut, unnütz werden. Belagter Verein will nämlich mit der englischen und mit der nordamerikanischen Friedensgesellschaft gemeinschaftliche Sache machen und die Liebe zum ewigen Frieden verbreiten heißen; ein Preis soll demjenigen Schriftsteller zu Theil werden, welcher die beste Abhandlung über die Mittel liefert, beständigen Frieden unter den Menschen und Völkern zu unterhalten. Wir lieben, sagen die Herrn, seit 25 Jahren in allgemeinem Frieden, warum sollten wir nicht denselben stets erhalten können? Freilich gibt es dabei große Schwierigkeiten zu überwinden und Vorurtheile zu bestreiten; fast alle Geschichtbücher, welche der Jugend in die Hände gegeben werden, reden von Schlachten, Siegen und Eroberungen, anstatt die Jugend von den Wirkungen des friedlichen Verkehrs der Völker zu unterhalten. Der Verein zur Beförderung der christlichen Moral hofft, es werde eine Zeit kommen, wo die Völker alle ihre Waffen, sogar ihre Canons à la Perkins oder à la Paixhaus, sowie ihre furchtbaren Dampffregatten bei Seite lassen und sich friedlich mit einander verständigen. Da die Regierung aber wahrscheinlich nicht derselben Meinung ist, so werden die Festungsarbeiten sehr emsig betrieben, und es geht daher in der Umgegend von Paris, wo so viele Truppen und Arbeiter versammelt sind, sehr lebhaft und mitunter ziemlich lustig her. Schenken und Kneipen haben vollauf zu thun, und eine Menge wandernder Marketender befördert den Umlauf der kleinen Münze.

Indeß sieht man Paris allmählig zu einer Festung gestalten, geht es in derselben zu, wie immer in dieser Jahreszeit. Die besten Schauspieler sind im Urlaub und geben Gastrollen. Die Rachel hat die somit schwer aufzureden Engländer ganz außer Fassung gebracht, und der außerordentliche Beifall, welchen sie am englischen Hofe erhalten, hat in Paris die Wirkung gehabt, daß manche Personen, welche an der Aechtheit ihres Talents stark zweifelten, jetzt anfangen sich zu überzeugen, sie müsse doch eine große Schauspielerin seyn; denn wie hätte sie sonst einen so tiefen Eindruck auf's englische Publikum machen können, welches französische Trauerspiele nur halb begreift? Seit Talma war kein tragischer Schauspieler im Stand gewesen, den Engländern zu gefallen, und noch weniger, sie zur Bewunderung hinzureißen, wie es die Rachel vermocht hat. — Der Freischütz hat an der großen Oper etwas mehr Beifall erhalten, als die ersten Darstellungen erwarten ließen; auch der nicht musikalische Theil des Publikums kommt herbei, und somit kann das Stück zwanzig oder mehr Vorstellungen erleben; aber dem noch wird es kein populäres Stück werden, wie Robert le diable. Die Schuld liegt nicht an der Musik, welcher man volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern am Texte, mit welchem man sich hier nicht befreunden kann. Die zum Grunde liegende Sage ist dem französischen Publikum ganz fremd, und das Kugelgießen hat nach den hiesigen Begriffen etwas so wenig romantisches, daß man darüber lacht. Ich habe dieß in meinem vorigen Berichte weiter ausgeführt. Auch hat die große Oper bereits etwas anderes zur Unterhaltung des schwer zu befriedigenden Publikums gebracht, und zwar diesmal ein Ballet, Namens Giselle, zu welchem die nordische Mythe von den Wilisi den Stoff gegeben. Auch dieses befremdet die Pariser ein wenig; glücklicherweise aber werden diese nordischen Mythen durch anmuthige Tänze in's Französische übersetzt, und in einer solchen Uebersetzung versteht das Publikum alles und findet es gut. Adam, der Tonsetzer des Postillons von Lonjumeau, hat dazu eine leicht faßliche, gefällige Musik gesetzt; auch an den Decorationen ist nichts gespart worden; somit ist für Gesicht und Gehör gesorgt, und Giselle wird wahrscheinlich eine Zeitlang mit Vergnügen gesehen werden. — Fremde Namen sind jetzt in Romanen und Schauspielen Mode, und so heißt eine neue Opernreite: la maschera, obschon le masque daselbe gesagt hätte. Eine leichte Intrigue liegt diesem Stück zu Grunde, in welchem sich ein deutscher Tonsetzer, Kastner, zum erstenmale in Paris versucht hat. Für einen fremden Künstler ist es keine leichte Sache, sich durch Opern in Paris Ruf zu verschaffen, und obgleich diejenigen, welche in der letzten Zeit sich als Opernsetzer aufgespielt haben, größtentheils Fremde sind, als Rossini, Meyerbeer, Carafa, Donizetti, Niedermeyer, so gibt es doch eine Menge fremder geschickter Tonsetzer hier, welchen es nicht gelingen will, durch dramatische Musik sich bekannt zu machen. Auch Kastners erster Versuch hat nur mittelmäßigen Beifall gefunden, nicht als ob man in ihm keinen gelehrten, in seiner Kunst wohl bewanderten Tonsetzer erkannt hätte; allein für einen so leichten Text hat er einen zu großen Aufwand von Noten, Instrumenten und gelehrten Sätzen gemacht; die Hälfte, ja ein Viertel davon hätte hingereicht, und man würde lieber gesangliche Lieder hören, als so große Arien mit starker Instrumentirung. In der Folge wird er seine musikalische Gelehrsamkeit etwas mäßigen und sich nach dem Geschmacke des Publikums richten müssen, und besonders den Unterschied zwischen einer Operette und einer Oper nicht vergessen dürfen. Kastner kam bisher, wie manche andere deutsche Tonkünstler; er war unbekannt und gab Lectionen in der Musik. Eine reiche Schülerin gewann ihn lieb, er heirathete sie und ist jetzt ein wohlhabender Mann. Was er sonst in der Musik thun, geschieht bloß aus Eitelkeit. — Ein Tagblatt gibt die Geschichte eines andern Tonkünstlers deutscher Abkunft, Namens Seligmann, welcher jetzt zu den besten Violonecellspielern in Paris gehört. Seligmann war der jüngere Bruder eines andern, welcher sich im Musikconservatorium zum Violinspieler ausbildete. Dieser starb, ehe er etwas anderes gegeben hatte, als Hoffnungen. Der jüngere Seligmann ergriff traurig die vom Bruder nachgelassene Geige, begab sich damit in's Konservatorium und wollte in seines Bruders Fußstapfen treten. Ehrenhalber machte ihm bemerklich, daß es in der Violinklasse von Schülern wimmle, die unmöglich alle ein Unterkommen finden könnten; aus Mitleid rieth er ihm, lieber das Violoncell zu nehmen und sich in eine Klasse zu begeben, wo fast gar keine Schüler seyen. Seligmann legte wieder traurig des Bruders Geige nieder, nahm ein Violoncell, und ward der große Virtuos, der er jetzt ist; man hat Ursache zu glauben, daß er nur ein gewöhnlicher Violinspieler geworden wäre. — Die Melodramenbeute auf den Boulevards suchen immer noch durch höchst tragische Geschichten das Volk zu locken, welches in den dramatischen Gemälden stark aufgetragene Farben sieht, und denn das Grelle keineswegs mißfällt; gegenwärtig ist Fabio der Novize ein Lieblingsstück. Auf den Baudevillebühnen schießen im Sommer wie im Winter die kleinen dramatischen Blumen, Vaudevilles genannt, eine nach der andern auf, verschwinden zum Theile aber auch so schnell als Blumen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 23. Juli 1841.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Greift er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund.

Schiller.

Gastrologische Wanderungen.

(Fortsetzung.)

Aus welcher Getreideart übrigens auch das Brod verfertigt werde, es bleibt immer die erste und beste Speise, deren man, so wie der Kartoffeln, nicht überdrüßig wird, eine Bemerkung, die wir schon beim Aristoteles finden. Es wird mit Recht das „liebe Brod" genannt. Selbst bei den üppigsten Mahlen kann es nicht wohl entbehrt werden. Ich erinnere nur an das überaus reiche, aber brodlose Gastmahl, womit der siegreiche „Fritz von der Pfalz," einer der herrlichsten Fürsten, welche in der deutschen Geschichtswalhalla prangen, auf dem Heidelberger Schloß die fürstlichen Gefangenen bewirthete, die kurz vorher aus hunnischer Zerstörungslust die Felder seiner Unterthanen verwüstet hatten. Manchem Leser wird die Geschichte aus der schönen Ballade von G. Schwab bekannt seyn.

Bei den Alten war Waizen die vorzüglichste Frucht. Auf seine Verbreitung gründet die griechische Mythe den ganzen Ackerbau. Ohne diesen kann weder Brod, noch auch andere, aus Feldfrüchten bereitete Nahrung leicht gedacht werden. Auch brauche ich nur anzudeuten, daß der Ackerbau die Grundlage der menschlichen Gesittung und des Staatslebens ist. Nicht nur daß die Ackergöttin, nach der griechischen Sage, auf dreimal gepflügtem Acker den Plutus gebar: auf sie bezogen die Athener alle gesellschaftliche Ordnung und namentlich den Ehebund. Dieser Göttin, die vom schönen, fruchtbaren Sicilien aus, einst dem ersten Fruchtlande der Welt, den Ackerbau verbreitete, und ihrer Gesetzgebung zu Ehren feierten sie jährlich die Thesmophorien. Auch die Grundlage der jüdischen Theokratie war der Ackerbau. Durch den Fleiß und die Sorgfalt der Israeliten ward das großentheils bergige Palästina auch in Bezug auf Fruchtbarkeit zu einem gelobten Lande umgeschaffen. Und in den bessern Zeiten der Römer konnte, wie der alte Cato sagt, ein guter Mann nicht besser gelobt werden, als wenn man ihn einen guten Landwirth und tüchtigen Bauer nannte. Schöner Stoff zu einem ländlichen Gedicht: jene einfachen Altrömer, die vom Pflug zum Schwert und zum Siege berufen wurden, und durch das Eichenlaub und den Lorbeer des Patrioten und Siegers verherrlicht, zu ihren Feldern und dem gewohnten Pfluge zurückeilten. Die Erde selbst, sagt der bewundernde Plinius, hat sich gefreut über die belorbeerte Pflugschaar und den pflügenden Triumphator.

Etwas anders dachten in Bezug auf den Landbau unsere germanischen Altvordern, und aus dem feudalen germanischen Mittelalter hat sich die Verachtung und der

Digitized by Google

Druck der mit ſo mancherlei Laſten beſchwerten Leute, die man vormals mit Recht die „armen“ betitelte, in manchen Ländern ſelbſt bis auf die neuere Zeit mehr oder minder fortgeerbt. — Es geht eben den Leuten, die das Land bauen, faſt eben ſo wie den Perſonen, welche Kopf und Herz der Kinder anbauen und bilden ſollen. Man ſagt von dieſen wie von jenen: das ſind verdienſtvolle Leute im Staate! das ſind ehrwürdige Stände! Aber wenn es darauf ankommt, ſie wirklich zu ehren, ihnen die verdiente beſſere, freiere Stellung zu verſchaffen, da zögert man, da iſt immer kein Geld vorhanden, da hat eigentlich der Staat keine Verpflichtung, da wird ein Rühmens davon gemacht, wenn man endlich eine kleine Summe ausgeworfen, während Tauſende für andere Zwecke, für öffentlichen Luxus und Pracht mit Freuden bewilligt oder genommen werden.

„Aber wozu dieſe Bemerkungen in einer gaſtroſophiſchen Abhandlung?“ Weil ihr Alle, die ihr, an üppigen Tafeln ſitzend, verächtlich auf die Tauſende herunterſchaut, die das Land bauen, euern Gaumen nicht mit den köſtlichen Speiſen kitzeln könntet, wenn der Landmann — hier im weiteſten Sinne genommen, der auch den Gärtner und Winzer begreift — nicht wäre, der euch die Früchte des Landes, der euch das Fleiſch der Thiere und den berauſchenden Trank für eure Tafeln liefert. — Faſt in allen geſitteten Ländern iſt der Ackerbau mit der Viehzucht eng verbunden; beide unterſtützen und befördern einander wechſelſeitig. Und ſo ſind denn die Urproducenten, wie Finanzlehrer den Landbauer bezeichnen, diejenigen, welche die meiſten Speiſen für die Küche der Armen und der Reichen, der Niedern und Hohen liefern. Die nach der Meinung der Hindus aus dem Leibe des Brama Entſprungenen ſind es, denen der Magen das Meiſte verdankt.

Und dieſem Magen und ſeinen Bedürfniſſen verdankt eigentlich die Menſchheit ſelbſt ihre Bildung. Ohne dieſe Bedürfniſſe würden wir, gleich indiſchen Götzen, die Hände in den Schooß legen, oder gleich den Dachſen, Fledermäuſen und Murmelthieren unſere Zeit verſchlafen, wenn wir nämlich anders ſchlafen und überhaupt leben könnten ohne dieſes Organ. Denn im thieriſchen Geſammtorganismus greift das Eine in das Andere über, wie in einem Uhrwerk; Eines bedingt das Andere in ewigem Cirkel. — Der Hunger iſt es, der zur Arbeit zwingt, denn von Natur aus ſind wir träge; die Luſt zu eſſen veranlaßt uns, auf Veränderung, Mannigfaltigkeit und Veredlung des Genuſſes zu *denken*; wir erfinden dabei, wir kommen auf Manches, was mit den Bedürfniſſen des Magens und den Reizungen des Gaumens in keiner nahen Beziehung ſteht. — Das iſt eine Wahrheit, alt wie die Welt, und nicht niederſchlagend, wie vielleicht Manche wähnen; denn ſonſt müßten wir uns ſchämen, daß unſer himmliſcher Geiſt überhaupt im Körper wohnt. Iſt denn dieſer „erſtarrte Geiſt“ etwas ſo Verächtliches? Und ſind unſere geiſtigſten Freuden nicht Blüthen, die aus leiblicher Wurzel und Stamm emporſproſſen?

(Schluß folgt.)

Londoner Scenen.

(Fortſetzung.)

„Zwei Pfund wünſche ich hierauf zu haben,“ ſagte Miſtreß Benſon, indem ſie dem Pfandverleiher die Kette einhändigte. Der Mann hatte ein feiſtes Geſicht, aber ſcharfe Augen, betrachtete die Kette, prüfte ſie, ſah die Bringerin an, las ein gedrucktes Papier, das auf ſeinem Pulte lag, bat, ſich ein paar Minuten zu gedulden, und ging in eine Hinterſtube. Nicht lange, ſo trat ein Polizeidiener ein und ſtellte ſich zwiſchen die Thür und den Stuhl, auf welchem Miſtreß Benſon ſaß. Dann kam der Pfandverleiher zurück und ſagte: „Iſt die Kette Ihr Eigenthum, Ma'am?“ — „Mein Eigenthum? ich ſollt' es denken.“ — „Und ſchon lange?“ — „Das nicht; ich habe ſie erſt heute gekauft.“ — „Und wollen ſie ſchon verſetzen? Kurios. Von wem haben Sie ſie denn gekauft, wenn ich fragen darf?“

Der ſpöttiſche Ton des Mannes und die Anweſenheit des Polizeidieners brachten ein leiſes Zittern über Miſtreß Benſon. Dennoch erzählte ſie den Kauf der Wahrheit getreu. „Und wie ſah der Tabulettkrämer aus?“ fiel der Polizeidiener ein. Trotz ihrer ſteigenden Angſt gab Miſtreß Benſon eine ziemlich richtige Beſchreibung. „Ich glaube, ich kenne den Patron,“ ſagte der Polizeidiener; „bis wir ihn aber finden, Ma'am, müſſen Sie mit mir kommen.“ — „Himmliſcher Vater, was hab' ich denn gethan?“ — „Das wird ſich ausweiſen,“ bemerkte der Polizeidiener; „vor der Hand beruhigen Sie ſich mit der Gewißheit, daß die Kette geſtohlen iſt. Das Weitere erklären Sie ſich nun wohl ſelber.“ — Vergebens betheuerte Miſtreß Benſon ihre Unſchuld, berief ſich auf ihren makelloſen Ruf und bat ums Himmelswillen, ſie nach Hauſe gehen zu laſſen. Der Polizeidiener wollte herzlich gern Alles glauben; nur ſollte ſie mit ihm kommen, und das je williger, je beſſer. Da ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen; ſie nahm die Uhr vom Gürtel, reichte ſie dem Pfandverleiher und beſchwor ihn bei ſeiner Seligkeit, ihr darauf zwei Pfund vorzuſtrecken und das Geld ohne Verzug ihrem Manne zu ſchicken. Der Pfandverleiher nahm die Uhr und gab ſie lachend dem Polizeidiener, der Miſtreß Benſon

Digitized by Google

bemerklich machte, daß sie zuvörderst nachweisen müsse, wo sie solche her habe.

Inzwischen hatte Benson den Thee sammt Zubehör fertig gebracht; nur einen Theelöffel konnte er nicht finden, und doch wußte er, wo das in der Wirthschaft vorhandene halbe Dutzend seinen Platz hatte. Obgleich ungern, wollte er sich mit einem Suppenlöffel behelfen. Wie von ersterer Löffelgattung war von letzterer ein silbernes halbes Dutzend in der Wirthschaft. Aber seltsamer Weise fand sich auch davon keiner, und Benson rührte eben Thee, Milch und Zucker mit einer Messerklinge um, als es an die Hausthür klopfte und ein Polizeidiener eintrat, der nach einigen, die Verhaftete betreffenden Fragen dem Ehemanne eröffnete, daß seine Frau auf den Grund des Verdachts, eine goldene Kette gestohlen zu haben, in Gewahrsam genommen worden sey. Benson stand vernichtet; wie ein Donnerkeil fiel die Beschuldigung auf den ehrlichen, arbeitsamen Mann, dem sein guter Name von jeher unveräußerlich gewesen, und der nun in seines Weibes Auslagen den unabwendbaren Beweis der Unterschlagung des Geldes und damit seine Schande, seine Dienstentlassung sah. Sobald er sich einigermaßen gefaßt, eilte er zu ihr, deren Eitelkeit Alles verschuldet; aber seine Vorwürfe verstummten vor denen, die sie sich selbst gemacht; ihr Schmerz und ihre Reue besänftigten seinen Zorn. Da die Gerichtssitzung für heute geschlossen war, mußte Mistreß Benson die Nacht über in Haft bleiben. Sie bat ihren Mann, dieß nicht zu beachten, nur Alles zu thun, um sich die nöthigen zwei Pfund zu verschaffen. „Ich weiß Niemand, der sie mir leihen könnte," sagte er. — „So versetze unsere silbernen Löffel," bat sie. — Benson erzählte, daß keiner zu finden gewesen. „Dann hat der Tabuletkrämer sie gestohlen; sie lagen auf dem Tische in der Unterstube; ich hörte ein Geräusch und glaubte, er setze seinen Kasten ab."

Benson theilte dieß dem Polizeisergeanten mit und ging dann nach Hause, unentschlossen, was zu thun. An der Thür traf er Anna, die sich die Abwesenheit beider Eltern nicht zu erklären gewußt. Wenige Worte erzählten ihr alles. Ihr stolzer, aufstrebender Sinn empfand das Geschehene vielleicht noch tiefer als ihre Eltern, aber um des Vaters willen bekämpfte sie das Gefühl, und wie der Vater mit bleichen Wangen und dumpfer Stimme sich einen verlorenen Mann nannte, sprach sie ihm Muth ein und tröstete ihn mit dem Bewußtseyn des redlichen Mannes. „Thörichtes Mädchen," rief er, „was gilt das der Welt? deine Mutter hat die Schuld; ich kann uns nicht retten." — „Und doch könnt Ihr's, Vater," entgegnete Anna; „folgt mir nur dieß einemal: geht zu Herrn Desper, entdeckt ihm alles, sagt ihm, Ihr wollet alles ersetzen, und sollt' es Euch das Letzte kosten. Nur einen einzigen Tag soll er Euch Frist geben." — „Und weißt du, was die Folge seyn würde? Entlassung, wahrscheinlich Gefängniß." — „Nein, nein, Vater," rief Anna, mit Gewalt die bebende Stimme bezwingend, „das wird, das kann er nicht thun; er wäre ja kein Mensch, wenn er's thäte. Und seht, Vater, heute Abend ist's zu spät zum Versetzen, und ehe morgen Zeit dazu ist, müßt Ihr in die Fabrik. Es bleibt kein anderer Ausweg." — „Und alles das um der verfluchten Eitelkeit deiner Mutter willen! sie stürzt uns in's Unglück." — „Sprecht nicht so unfreundlich von ihr, Vater," bat Anna mit Thränen; „sie ist elend genug und würde Alles für uns thun."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Die deutsche Oper. — Die Rachel.

Meine Vermuthung, daß Schumann in seinen theatralischen Verhältnissen sich nicht ganz wohl befinde und deßhalb von deutschen Opern zu italienischen übergegangen sey, dieses Besserungsmittel jedoch zur Klasse der Verschlimmbesserungen gehören dürfte, hat wenigstens dem Anscheine nach sich thatsächlich dadurch bestätigt, daß er die italienischen Opern wieder aufgegeben hat und zu den deutschen zurückgekehrt ist. Der Freischütz eröffnete auf's Neue den Feldzug, schoß aber seine Kugeln vergebend ab. Selbst gegen Freikugeln ist ein gestätigtes Publikum gepanzert. Binnen zwei oder drei Wochen folgten Oberon. Fidelio. Figaro. Euryanthe und die Zauberflöte. Schon diese schnelle Aufeinanderfolge bewirkt die Mittelmäßigkeit der einzelnen Erfolge. Alle Theaterdirektionen drücken eine saftige Citrone so lang als möglich, und die hiesigen sind Meister im Quetschen. Ihren letzten Tropfen muß eine Citrone gelassert haben, ehe sie die trockene aus der Presse nehmen und eine frische hineinlegen, und auch dann werfen sie die Schale keineswegs weg. Man überläßt der geheimnißvollen Zauberkraft der Zeit, ihr wieder einigen Saft beizubringen, oder irgend ein neuer chemischer Prozeß weiß diesen herauszudestilliren, und unerwartet oder unter Posaunenschall — denn beides erfüllt bisweilen denselben Zweck — erscheint das neugewonnene Produkt. Der Freischütz erschien unerwartet, überrumpelte aber nicht und hat sich deßhalb für jetzige Saison zur Ruhe begeben. Von den andern vier Opern hat die Zauberflöte das Feld am längsten behauptet, und die hiesige musikalische Zeitung findet dieß völlig in der Ordnung. Der englische Kunstrichter sagt — und ich schalte sein Urtheil ein, nicht bloß, weil ich ihm das wenige unterordne, sondern weil es am Ende deutschen Lesern interessanter seyn muß, über ein ihnen so wohl bekanntes Werk die Ansicht des Ausländers als die des Landsmanns zu hören — er sagt kürzlich: „Die Zauberflöte ist fürwahr eine der entzückendsten Erdichtungen des größten Meisters seiner Kunst, voll reizender Melodien, die wir kennen und lieben, gleich den Mährchen aus den Tagen unserer Kindheit, und voll des reinsten Wohllauts, an welchem ein

Digitized by Google

gebildetes Ohr sich immer aufs Neue ergötzt, eine der wenigen, sehr wenigen Opern, die Niemand zum ersten und Niemand zum hundertsten male hört ohne innigste Lust und ohne die süßesten Erinnerungen.“ Mit den an der Aufführung Theil nehmenden ist der Kritiker zwar insofern zufrieden, als er meint, die Damen Heinefetter, Schumann und Michalesi, sowie die Herrn Staudigl, Haitzinger, Emerich und Mellinger haben den erhaltenen Beifall wohl verdient, bemerkt jedoch, Haitzinger sey für die Rolle etwas zu alt und häufig „ein unzuverlässiger Sänger.“ erkennt dagegen in Staudigl den besten Künstler der Gesellschaft; „seine Stimme ist, wie selten eine, rein, tief und melodisch, und dabei sein Spiel, wie selten einer, vortrefflich.“ Er rühmt an den Chören, daß sie „die gute Meinung gerechtfertigt, die sie hoch über die Chöre der italienischen Oper stelle.“ Wenn das Urtheil damit schließt, daß die deutschen Künstler wahre dige Rivale der Italiener seyen, so ist dieß eine sehr unbedeutende Anerkennung gegen die Fluth von Lob, womit Dile. Rachel überschüttet worden ist. Das Erscheinen dieser französischen Künstlerin auf einer englischen Bühne, im Theater Ihrer Majestät, d. h. dem italienischen Opernhause, war an sich eine eigenthümliche Erscheinung und bewirkte auch eine solche. Um eine französische Tragödie — oder vielmehr um in einer solchen eine einzige Person zu sehen, deren Ruf in Paris sie in London zum Gegenstande sashionabler Neugier gemacht, versammelte sich am Abend, wo die Rachel in Racine's Andromache debütirte, gewiß Alles, was sich zu „rank and fashion“ rechnet und ein Eintrittsbillet errungen hatte. Her Majesty's Theatre hat bekanntlich Raum für einige tausend Menschen, und es war gedrängt voll. Wäre indessen einer, dem das Haus fremd ist, zufällig hergekommen, so hätte er nimmer glauben können, daß die Versammelten Schauens halber hier seyen. Schon geraume Zeit vor acht Uhr saß Alles schweigend und lesend; von hundert Personen hielten gewiß neunzig Exemplare von Racine's Andromache in Händen und vor Augen. Das Haus glich einem ungeheuern Lesekabinet. Es schlug acht Uhr, und der Vorhang rührte sich nicht. Jedermann war oder stellte sich in seine Lektüre so vertieft, daß die in solchem Falle auch im Theater der Königin wohlbekannten Laute unterblieben. Es schlug ein Viertel nach acht und der Vorhang rührte sich nicht. Jetzt fing englisches Fleisch und Blut an sich zu regen. Die Augen erhoben sich von den Büchern, einer sah den andern an; noch ruhten die Jungen, aber die Blicke fragten deutlich genug: sollen wir das dulden? Plötzlich erklang ein leises Pochen, schnell lawinenstarig, da hob sich der Vorhang, und jetzt konnte man eine Fliege summen hören. Schon in alle dem lag eine Eigenthümlichkeit des Abends, eine der Künstlerin im Voraus gezollte Huldigung. Es handelte sich nun darum, diese zu rechtfertigen, und unter den vorwaltenden Verhältnissen war dieß nicht leicht.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Theater.

Auf der Bühne des Variététheaters erschien vorigen Monat der alte Schauspieler Brünet wieder, welcher vor dreißig Jahren die Pariser in den Ideen- oder Jocrisse-Rollen ergötzte und die Vorstspiele oder Calembours auf der Bühne in Aufnahme brachte. Warum er wieder erschien, ist dem Publikum nicht gesagt worden. Er war als ein reicher Mann von der Bühne abgetreten, aber das Unglück scheint ihn beim gespielt zu haben. Brünet hatte seine Tochter an einen reichen Spekulanten verheirathet; dieser aber hatte schlechte Geschäfte gemacht und sich erschossen. War der Schwiegervater mit in die Unternehmungen des Eidams verwickelt? Genug, Brünet, anstatt sein Alter in Ruhe zu genießen, sieht sich genöthigt, eine Zeitlang wenigstens als Schauspieler wieder aufzutreten; und deßhalb werden die alten Stücke, worin er ehemals glanzte und welche seitdem bei Seite gelegt worden waren, wieder hervorgesucht, so daß die jetzigen Herrn und Damen begreifen können, warum ihre Väter und Mütter so viel Wesens aus Brünets Thorheiten machten und sich so sehr an seinem Spiele ergötzten; denn er ist sich so ziemlich gleich geblieben, er hat fast nichts von seiner Bonhommerie als Jocrisse eingebüßt. Sein Wiedererscheinen war eine Art Auferstehung von den Todten. Denn Manche glaubten, der Mann sey längst todt und begraben. — Ein vor dem Civilgerichte wegen Verbandelter Prozeß wegen dramatischer Angelegenheiten hat in diesen Tagen das Publikum sehr beluſtigt. Er betraf eine Summe von 522 Francs für auf der Bühne vers gebrte Chokolade. In einem Stücke nämlich, in welchem ein dicker Schauspieler, Namens Leopold, die Rolle eines Ungläubers spielt und Chokolade trinkt, hatte sich dieser Schauspieler, welcher, wie es scheint, sich nicht mit Scheingetränken begnügen will, wirkliche Chokolade auftragen lassen, welche von einem am Theater wohnenden Kaffeesieder geliefert worden war. Das Stück war so oft gegeben worden, daß die Rechnung sich zuletzt auf 522 Fr. belief, und der Lieferant es für nöthig erachtete, sein Geld zu fordern. Der Theaterdirektor Trébert erstaunt über die ungeheure Forderung und weigerte sich, die Rechnung zu berichtigen. Es kam zu einem Prozesse; die Richter, welche natürlich in dieser Angelegenheit nicht wohl entscheiden konnten, ernannten den Chokoladefabrikanten Marquis zum Schiedsrichter. Dieser Mann, welcher wohl weiß, was Chokolade kostet, fand die Forderung billig, und nach seinem Ausspruche verurtheilte das Gericht den Theaterdirektor zur Zahlung der Rechnung und der Prozeßkosten. Da sonach der Schauspieler keine wahre Chokolade mehr auf der Bühne trinkt, oder ob sich Trébert an einen billigeren Lieferanten gewendet hat, habe ich nicht erfahren. Ein kleines Blatt schlägt dem Theaterdirektor verschiedene Surrogate für die Speisen und Getränke vor, welche auf der Bühne vorzukommen pflegen. — Auf der Bühne des Théâtre français herrscht jetzt reger Wetteifer; die Abwesenheit der Dile. Rachel sucht man dazu zu benützen, dem Publikum Debütanten und Debütantinnen vorzuführen. Das Publikum muß daher oft zu Gerichte sitzen, um sein Urtheil über die dramatische Fähigkeit der sich meldenden Kandidaten zu fällen, und dieß geschieht denn auch mit ziemlich vieler Würde. Einige Kandidaten fallen ganz durch, andere werden bloß zu fernern Proben zugelassen; einige wenige nimmt das Publikum sogleich an. Freilich fehlt es auch hier nicht an Freunden und bestochenen Klaschern, welche dem Kandidaten nachhelfen und ihm einen künstlichen Erfolg zu sichern suchen. Indessen gibt es doch zu viele Kunstrichter, als daß dieses Mittel lange wirken könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 24. Juli 1841.

— Confess yourself to heaven,
Repent what's past, avoid what is to come!
Shakespeare.

Londoner Scenen.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde später hatte Benson den Rath seiner Tochter befolgt, und nachdem er Herrn Dresper Alles erzählt, fuhr er fort: „Siebzehn Jahre habe ich Ihnen ehrlich gedient und auch jetzt die Wahrheit geredet. Nun waltet Gott über mich, und Sie haben zu bestimmen, ob ich Zeitlebens unglücklich seyn soll." — Der Fabrikherr war ein kalter, anscheinend gefühlloser Mann, gegen seine Untergebene immer streng, nie ungerecht. Er stützte das Kinn in die Hand, sah Benson einige Minuten scharf in die Augen und sagte endlich: „Ihr habt recht gethan, mir Alles zu gestehen; obschon ich eigentlich nicht weiß, was Ihr Anderes hättet thun können, habt Ihr dennoch recht gethan. Eure Veruntreuung" — Benson blinzelte und biß sich die Lippen — „soll unter uns bleiben. Ich will Euch auch in meinem Dienste behalten. Bis Ihr aber durch gutes Betragen Euch meines Vertrauens wieder werth gemacht, sollt Ihr eine Stelle mit geringerem Lohn haben, und wird Euch davon nach und nach abgezogen werden, was Ihr Eurer Frau erlaubt habt, sich anzumaßen." — Benson wollte danken. „Laßt's gut seyn," unterbrach ihn der Herr; „geht nach Hause, und bekommt Ihr Eure Frau zurück, so bessert sie. Für jetzt, gute Nacht, Benson." Leichtern, obwohl gekränkten Herzens ging dieser nach Hause.

Früh am nächsten Morgen wurde der Tabulettkrämer eingebracht. Das Vorfinden der silbernen Löffel in seinem Kasten trug wesentlich bei, Mistreß Benson vom Verdachte des Diebstahls zu reinigen. Mit einem Verweise, weil sie etwas gekauft, dessen niedriger Preis ihr den unrechtmäßigen Besitz hätte andeuten sollen, verließ sie die Gerichtshalle; ihr Mann begleitete sie bis an den Eingang des Hofes, und mit niedergeschlagenen Augen erreichte sie ihr Haus, wo Anna sie mit Freudenthränen begrüßte und die Mutter mit Thränen bitterer Reue ihrer Tochter um den Hals fiel. — Während der traurigen Nacht ihrer Verhaftung hatte sie die ganze Größe ihrer Thorheit begriffen und sich fest vorgenommen, sie abzulegen. Daß sie aber Schuld war am verringerten Lohne ihres Mannes und daß er ihr den Hergang erzählt, ohne ihr Vorwürfe zu machen, hatte ihr tief in's Herz geschnitten und den Entschluß in ihr gereift, durch Sparsamkeit und eigene Entbehrung den Verlust auszugleichen. Der Vorsatz, den Umgang der Nachbarn für's Erste zu meiden, wurde ihr von diesen sehr erleichtert. Es fehlte nicht an Merkmalen, daß mehrere ihrer Freundinnen jetzt sogar die Bekanntschaft verleugneten. Desto geschäftiger waren die Zungen dieser Freundinnen, und auch Anna blieb nicht verschont. Am zweiten oder dritten Abende

Digitized by Google

kam ſie todtenbleich heim. Die Mutter fragte nach der Urſache; Anna gab eine ausweichende Antwort. Als aber der Vater mit Strenge darauf beſtand, den Grund zu wiſſen, und ihm das nicht genügte, daß die Leute Uebles von ihr geredet, ſtammelte Anna weinend: „Marie Gibbs ſagte mir, daß — daß der ganze Hof — daß Viele im Hofe von uns behaupten, wir ſeyen eine ſchlechte Familie, der Fehltritt der Mutter habe den Leuten die Augen geöffnet, und ich — ich, Vater — ich kann's nicht über die Lippen bringen.“ — Der Vater ſchäumte, fühlte jedoch, daß vor der Hand nichts zu thun ſey, und ſchwieg. Obſchon aber Anna die Wahrheit geredet, hatte ſie doch das unterdrückt, was ſie am ſchmerzlichſten berührt, die Verſicherung der Marie Gibbs, daß John Gray ſolches von ihr geſprochen. Marie wollte es ſelbſt von ihm gehört haben.

Einer durchweinten Nacht folgte für Anna ein trüber Tag. Die Modehändlerin, bei welcher ſie bisher gearbeitet und ſehr in Gunſt geſtanden, benahm ſich auffallend kalt, und Abends vor dem Weggehen, als ſie ihr den Wochenlohn einhändigte, that ſie es mit dem Zuſatze, daß ſie ihrer Dienſte ſchon deßhalb ferner nicht bedürfe, weil ſie von ihren Mädchen ſtrenge Sittlichkeit fordere. Anna konnte nicht antworten; die Thränen, die ihr Stolz zurückhielt, erſtickten ihre Stimme.

Faſt gleich trübe war derſelbe Sonnabend für Miſtreß Gray. Es war der ſpäteſte Termin zu Bezahlung des Hauszinſes, und vergebens hatte die bedrängte Frau das Geld aufzutreiben geſucht. In ihrer bis zuletzt gehegten Hoffnung, daß der Sohn es nicht zum Aeußerſten kommen laſſen werde, war ſie Morgens durch ſeine entſchiedene Erklärung getäuſcht worden, daß es ihm unmöglich ſey, den Schlag abzuwenden, und als ſie dann dem Pfandverleiher ihre „goldähnliche“ Uhr zum Verſatz angeboten, hatte dieſer nur wenige Schillinge vorſtrecken wollen, indem das Werk nichts nütze und das Gehäuſe ſtatt vergoldeten Silbers ſpärlich übergoldetes Kupfer ſey. Jeden Augenblick gewärtigte ſie ſich nun der Ankunft des Mannes, der, früher Bedienter des Hofeigenthümers, die Miethzinſe für ihn einſammelte und ſich dabei nicht wenig in die Bruſt zu werfen pflegte. „Iſt kommenden Sonnabend der Zins nicht berichtigt,“ hatte er bei ſeinem letzten Fortgehen geſagt, „wird ohne Weiteres ausgepfändet.“ Da pochte es an die Hausthür. Das Herz ſtand der armen Frau ſtill, denn für die Heimkehr des Sohnes war die Zeit zu früh und Sonnabends hatten die Freundinnen zu Beſuchen in der Regel keine Muße. Zitternd öffnete ſie. Anna Benſon trat ein.

Die Familie Benſon und Gray waren nie zu einander gekommen, und unter günſtigeren Verhältniſſen würde Miſtreß Gray ſich moraliſch verpflichtet geglaubt haben, der Tochter um der Mutter willen mit gebührender Verachtung zu begegnen. Aber die eigene Noth hatte ſie nachſichtiger geſtimmt, und ſelbſt die Ueberraſchung trug dazu bei, daß Anna eine nicht bloß freundliche, ſondern faſt herzliche Aufnahme fand. Es verrieth ſich jedoch ſofort, daß ihr Beſuch einen ernſten Zweck hatte. Schon dem üblichen Gruße fehlte das herkömmliche Lächeln, und ein raſches Roth überflog die bleichen Wangen, als ſie Miſtreß Gray nach ihrem Sohne fragte. Dieß ſteigerte das Erſtaunen der Andern, und bis zu des Sohnes Ankunft ſchleppte ſich die Unterhaltung mühſelig fort.

John war von Annas Anweſenheit wo möglich noch mehr überraſcht, als ſeine Mutter es von ihrem Eintritt geweſen, dieß ſie aber mit ungeheuchelter Freundlichkeit willkommen. Annas Erwiderung war kurz und leiſe, ihre Aufregung unverkennbar und ihre Theilnahme am Geſprache kaum eine äußerliche. Plötzlich wendete ſie ſich zu John und ſagte ſchnell: „Maſter Gray, ich habe eine Frage an Sie, die Sie mir beantworten mögen, wie Sie vor Gott und Ihrem Gewiſſen es vertreten können.“ — Die Stimme ſtockte. John ſah das erglühende Mädchen betroffen an, ſeine Mutter ſaß ſprachlos, und Anna, das Geſicht mit Purpur übergoſſen, fuhr fort: „Man hat mir erzählt, Sie haben uns eine ſchlechte Familie genannt und mich des Leichtſinns und der — Unehre bezüchtigt. So wünſche ich nun zu wiſſen, warum Sie etwas geſagt, von deſſen Unwahrheit Sie überzeugt ſeyn mußten. Heiter, vielleicht zu heiter mag ich geweſen ſeyn; was konnte Ihnen aber in meinem Betragen ein Recht geben, ſo von mir zu ſprechen?“

(Schluß folgt.)

Gaſtrologiſche Wanderungen.

(Schluß.)

Ohne Sorge für den Magen würden alſo die Menſchen nicht menſchlich leben und Künſte des Friedens üben; ja nicht einmal ſyſtematiſch einander todtſchlagen, d. h. Krieg führen, könnten ſie, wenn für denſelben nicht gehörig geſorgt wäre. Um ihn dreht ſich Krieg wie Frieden. Die größten Helden und Eroberer erkennen ſeine Macht. — Friedrich II. erwähnt in einer Inſtruktion an ſeine Generale, daß ein gewiſſer Feldherr behauptet habe, wenn man eine Armee bauen wolle, müſſe man mit dem Bauch anfangen, weil dieſer das Fundament davon ſey; und er ſelbſt hält auf „vivres“ und „denrées“ bei ſeinen Armeen ſehr viel. Und wirklich, wie oft hat der Magen im Kriege ſchon entſchieden! Schlachten wurden durch ihn gewonnen, durch ihn Schlachten verloren. Der Hunger war's, der — um aus ſo vielen Beiſpielen nur neuere und einheimiſche zu wählen — das feſte Ehrenbreitſtein übergab, ja ſelbſt das deutſche

Digitized by Google

Gibraltar, die Festung Luxemburg in die Hände der Franzosen lieferte. — Hungrige Soldaten stürzen sich wüthend auf den Feind, nicht in der Aussicht auf unfruchtbare Lorbeern, die zu größtentheils der Feldherr allein erntet, sondern um ein reiches Lager zu erbeuten oder eine Stadt zu erobern, wo sie den ungestümen Magen befriedigen können. — Die Türken, sonst keine Freunde langer und gesellschaftlicher Mahle, halten doch etwas auf das Essen im Kriege. Schimpflicher als der Verlust der Fahne ist der des kupfernen Kessels, in welchem durch die mitfolgenden Köche auf dem Marsch die Speisen gekocht werden. — Man könnte fast annehmen, der Magen sey mit eine von den Potenzen, denen wir den langen Frieden zu verdanken haben. So viele hunderttausend Soldatenmagen wollen was essen; das anzuschaffen, braucht es Geld; und woher dieses nehmen, wenn man keines zur Genüge hat, und wenn diejenigen, die welches haben, es nicht herleihen wollen, eben aus Furcht vor dem Krieg?

„Hunger ist die Mutter der Gesundheit," sagt Hippokrates, und der Vater der Heilkunde hat vollkommen Recht, weil er den freiwilligen meint, mittem im Ueberflusse, der nur zu oft krank macht. Der rechte Hunger aber, der unfreiwillige, das ist etwas Gräßliches, vor dem wir schaudern, und der Tod durch denselben das Fürchterlichste, das man sich denken kann. Selbst die poetische Darstellung des Hungers gewährt ein peinliches Gefühl. Tragische Darstellungen, wie der Ugolino von Gerstenberg, können deßhalb jenen poetischen Genuß nicht gewähren, den wir von der Tragödie verlangen, weil dort die grausamste Bosheit ohne Gegenkampf und die fürchterlich reine Naturgewalt in unbezwingbarem Hunger sich darstellt. Selbst die „Numantia" des großen spanischen Dichters möchte nicht ganz poetisch befriedigen, wiewohl hier noch freie Selbstbestimmung in der Wahl des Hungers für Freiheit und Unabhängigkeit stattfindet.

Wie reich ist die Natur! wie gern pflanzt sie allenthalben Nahrung hin, selbst da, wohin kein menschliches Wesen kommt! Raube, nackte Felsen überzieht sie mit kräftig nährendem und gesundem Moos; mit den Meereswogen wirft sie liebliche Speise im Seetang an das Ufer. Wie wenig bedarf sie in vielen Gegenden der nachhelfenden und fördernden Hand, um ein Füllhorn von Gütern auszuschütten. Kaum sollte man glauben, daß, einzelne unglückliche Fälle ausgenommen, Menschen vor Hunger sterben könnten. Und doch geschieht es; ja Tausende sterben in gewissen Ländern, wie China und Ostindien, an diesem entsetzlichen Tod. Daß dort an der Uebervölkerung die Schuld liegt, ist nicht zu leugnen; eine Mißernte kann leicht das Entsetzliche herbeiführen. Aber wenn in Europa, wie im unglücklichen, zerrissenen Irland, noch Menschen vor Hunger sterben, wer wollte da die Uebervölkerung allein anklagen? Eine solche gibt es überhaupt im Ganzen der Menschheit nicht; die Klage über Zunahme der Menschen ist ein albernes Geschwätz von solchen, die nicht wissen oder einsehen, daß auch in der Menschenwelt, wie in der Natur, ein ewiges Gleichgewicht sich offenbart, wenn auch im Einzelnen ein Mehr oder Minder statt finden sollte. Die Mutter Erde ist reich genug, um alle ihre Kinder zu nähren, und mit wie Wenigem ist der Mensch zu sättigen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Ingres. — Ansprüche der Künstler.

Die Gemäldegalerie im Louvre ist jetzt wieder geöffnet, nachdem sie einige Monate wegen der Kunstausstellung nicht zu genießen gewesen war, und Fremde und Einheimische eilen wieder herbei, um die alten Kunstwerke zu bewundern, welche immer vortrefflich bleiben, und durch Vergleichung mit den neuern, welche eine Weile an ihre Stelle getreten, noch mehr gewinnen. Die Regierung hat Ingres Gemälde die Odaliske angekauft, welche er zwar nicht ausgestellt hatte, vermuthlich aus Furcht vor der oft herben Feuilletonkritik, die aber von Vielen in seiner Werkstätte gesehen worden ist, und die man für ein sehr bedeutendes Kunstwerk erklärt. Ingres ist nun wieder von seiner Akademiedirektion in Rom zurück und wird wahrscheinlich in Paris fleißig malen, da ihm die Regierung große Arbeiten vorbehalten hat, besonders die Malereien an der Decke eines der neuen Säle des Luxemburger Palastes, in welchem bekanntlich die Pairskammer ihre Sitzungen hält. Zur Feier der Rückkunft Ingres haben ihm seine vielen Freunde und Verehrer, die ihn als den Begründer einer neuen Malerschule in Frankreich ansehen, ein großes Gastmahl veranstaltet, an welchem über 400 Personen Theil nahmen. Außer einer kurzen Anrede des Vorstandes wurden die Anwesenden mit Reden und Toasts verschont; anstatt derselben hatte man einige ausgezeichnete Tonkünstler dazu gezogen, und das Gastmahl wurde mit einer Auswahl schöner Musikstücke beschlossen. — Das Eigenthumsrecht, das die Künstler verlangten, als in der letzten Session der gesetzgebenden Kammern ein Gesetz über das Eigenthum geistiger Produkte debattirt wurde, das den sie nicht erhalten, weil das Gesetz durchgefallen ist; allein die bestehenden Gesetze schützen sie vorläufig hinreichend, wie man aus einem kürzlich geschlichteten Prozesse ersehen kann. Diesen Prozeß führten einige Kupferstecher oder Herausgeber großer Kupferstiche gegen Künstler oder Fabrikanten, welche die Kupferstiche auf Kaminschirmen kopirt hatten. Letztere wurden zu einer Entschädigung verurtheilt. Wenn das Gesetz so streng ist, daß man einen Kunstgegenstand, welcher von einem lebenden Künstler herrührt und ihm noch zugehört, nicht einmal auf einer papiernen Tapete oder auf einem Ofenschirme darstellen darf, ohne seine Einwilligung, so sollte man glauben, den Künstlern bleibe wenig mehr zu wünschen übrig; sie verlangten jedoch mehr durch die Deputation, welche sie in der vorigen Session an die Deputirtenkammer schickten: sie wollten nämlich, das Gesetz solle das Recht der Künstler anerkennen, ausschließlich über die Reproduzirung

Digitized by Google

der von ihnen verfertigten Kunstgegenstände verfügen zu dürfen, sie möchten dieselben nun veräußert haben oder nicht; woraus gefolgt wäre, daß, wenn Jemand ein Gemälde an sich kaufte, er doch nicht das Recht besäße, dasselbe in Kupfer stechen zu lassen, oder es auf irgend eine andere Art zu reproduziren. Die Kommission der Deputirtenkammer hat diesem Verlangen nicht willfahrt, sondern es als Grundsatz angenommen, daß mit dem Ankaufe eines Kunstgegenstandes auch das Recht erworben werde, dasselbe nach Belieben topiren zu lassen, wofern sich der Künstler dieses Recht nicht ausdrücklich vorbehalten und der Ankäufer in diesen Vorbehalt gewilligt. Dieß ist auch der Sinn des jetzt bestehenden Gesetzes, und mithin bleiben die Sachen in statu quo. An Bestellungen fehlt es im Augenblick den Künstlern nicht. Zwei noch nicht vollendete Kirchen, die große Magdalenenkirche und die Kirche St. Vincent de Paul nehmen geschickte Maler für ihre Ausschmückung im Innern in Anspruch. Auch im Luxemburger Palast sind in andern Palästen ist noch für viele große Künstler Arbeit genug. Ebenso ist es mit den Skulpturarbeiten für Springbrunnen und andere öffentliche Denkmäler. Es kann also den Künstlern so bald nicht an Beschäftigung fehlen, besonders da sie oft in die Provinz und sogar in's Ausland berufen werden.

(Fortsetzung folgt.)

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Rachel.

Daß das Stück vom Publikum eifrig nachgelesen wurde, will ich gar nicht in Anschlag bringen, obgleich der anerkannt beste dieser Tragödie mich verführerisch, es wäre ihm unmöglich, eine Rolle gut zu spielen, deren Worte im Augenblicke, wo er sie ausspreche, oder unmittelbar vorher von den Zuschauern nachgelesen worden. „Ich würde mir wie ein Schulknabe vorkommen, der seine Lektion hersagt,“ meinte er. Nun aber ein französisches Trauerspiel vor einem ausländischen Publikum, und zwar einem englischen. Darin stimmen wohl alle Nichtfranzosen so ziemlich überein, daß eine französische Tragödie in der Regel ein höchst peinliches Ding ist — lange und langweilige Deklamation, Mangel aus türkischen Gesichts und drei Reimgeklingel. Racine's Andromache macht macht hiervon keine Ausnahme. Die französische Kritik rühmt das Stück allerdings als eine bewundernswerth glückliche Nachahmung des einfachen, sogenannten griechischen Styls. Allein abgesehen von gegründetem Zweifel, ob die Tragödien eines Aeschylus, Sophokles und Euripides, selbst wenn die Hand eines Tieck — wie man hier hört — sie auf die Berliner Bühne einführen sollte, heutigen Tags mehr als gebeuchelten Beifall finden würden, hat Andromache mit irgend einem griechischen Trauerspiele schwerlich mehr Aehnlichkeit, als ein Pariserinnen aus der Zeit Ludwigs XIV. mit einem homerischen Helden. Auch in diesem Stück sind und bleiben die Darstellenden in den Augen nichtfranzösischer Zuschauer Figuranten, die, was sie sagen, auswendig gelernt haben. Zudem hatte die Rachel mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß die französische Sprache den Engländern eben nicht sehr geläufig ist. Französisch ist hier zu Lande nicht die konventionelle Sprache des Umgangs; selbst der vornehme Engländer redet es nur, wenn er schlechterdings muß, und weil dieß gegen seine Lieblingsneigung, die Bequemlichkeit, verstößt, sucht er ihm nach Möglichkeit auszuweichen. Es ist daher merkwürdig, wie in Nothfällen sogar in den höchsten Zirkeln das Französische geradebrecht wird. Will ich nun auch zugeben, daß von den englischen Zuschauern fast jeder gebrochen Französisch verstand, so läßt sich doch nicht annehmen, daß mehr als das zehnte Individuum dem französischen Vortrage zu folgen vermochte. — Ein Umstand, der unstreitig die vielen Exemplare der Andromache in's Haus gebracht hatte. Die Rachel sollte also einer starken Fraktion der Versammlung die Einbuße des Vorzugs durch das Spiel ersetzen. Demnächst hatte sie einen schlimmen Gegner an den Vorurtheilen, die in jeder englischen Brust wider alles Ausländische wurzeln, und das die auf's Aeußerste gespannten Erwartungen ebenfalls nicht zu ihren Gunsten wirkten, ist die alte Geschichte von den Gefahren des Berühmtseyns. Einbith sagte die Künstlerin um nicht weniger als ihre volle Kunstgröße über sämmtliche Mitspielende empor; dem tüchtigen Böhmenkünstler kann aber kaum etwas Unglücklicheres begegnen, als das inter stellas Luna minores. Was er durch den Kontrast von Gut und Schlecht gewinnt, geht ihm hundertfach verloren, wenn die Mitspielenden von der Art sind, daß sie die Wirkung seines Spiels neutralisiren, sich wie Blei an seine Bestrebungen hängen und den Kontrast so grell fären den, daß die Kunstfeine zur Farce werd. Dieß erfuhr auch die Rachel; die sie unterstützen sollten, waren häufig nicht besser als gefühllose Automaten, deren Leistungen über manche Schönheit der Rachelschen Leistung verderbliche Schatten warf. Es war der Künstlerin geradezu unmöglich, alle Schwierigkeiten und Hemmungen, die sich ihr entgegen stellten, vollständig zu besiegen; aber abgesehen davon, hat sie auch in anderer Hinsicht nicht alle Erwartungen erfüllt, und ihre Darstellung hat das maßlose und darum unfluge Lob, welches die Pariser Presse und zeit ein Theil der diesigen über sie ausgegossen, nicht verdient. Die Rachel besitzt eine für ihr Alter ungemeine Bretterkenntniß und volles Vertrauen in ihre Kraft — ein Vertrauen, ohne welches sie nicht soon könnte. Was sie ist, worin sie jedoch kein Schritts den weiter gehen darf, ohne es in unweidliche Selbstzufriedenheit ausarten zu sehen. Sie durchdringt den Charakter, den sie darstellt, und wie sie ihn aufgefaßt und sich angeeignet, so führt sie ihn durch Blick, Geberde und Sprache am Schauenden vorüber. Ihre Gestalt ist edel und groß genug für eine tragische Heldin. Ihr Gesicht ist zwar nicht schön, aber es ist ein verständiges, kluges, ausdrucksvolles Gesicht. Die einzelnen Theile sind an sich regelmäßig, vielleicht sogar klassisch, aber im Ganzen und gegen einander zu klein. Ihre Augen voll Glanz und Gluth, Dolmetscher und Verräther ihrer Gefühle, sollen denen der heimgegangenen Siddons gleichen. Jemand, der Letztere oft auf der Bühne gesehen, und dessen Erinnerung und Urtheil ich vertrauen darf, sagte mir in dieser Beziehung: „Das Spiel der Miß Rachel hat durch seine Verwandtschaft mit dem unserer unerlegten Siddons mich doppelt ergriffen, und wenn ich ihr in die Augen schaute, glaubte ich nicht anders, als sie müsse solche von dieser geerbt haben. Dabei besitzt sie das Feuer der Siddons, ihre Kraft im Ausbrusche der Bitterkeit verletzter Gefühle, ihre beißende Ironie und die elektrisirende Leidenschaftlichkeit. Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Rachel uns die Siddons ersetzen würde, wenn sie eine Engländerin wäre, und daß ihr dieß nicht beschieden gewesen, ist Schade, um so mehr, da sie um vieles besser ist, als Racine und Corneille und die Franzosen überhaupt sie brauchen. Aber eine Franzosin kann unglücklicherweise ebensowenig eine Siddons seyn, als ein französischer Dichter ein Shakespeare.“

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 21.

Sonnabend, 24. Juli 1841.

[292] Einige wichtige neue Schriften von allgemeinem Interesse aus dem Verlage von J. F. Steinkopf in Stuttgart:

Anti-Strauß.

Ernstes
Zeugniß für die christliche Wahrheit wider die alte und neue Unglaubenslehre,
von **Kratander.**
17½ Bogen in gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Christen-Lieder.

Eine Auswahl geistlicher Gesänge aus älterer und neuerer Zeit,
bearbeitet von **A. Knapp.**
Zugleich Nachtrag zum evangelischen Liederschatz.
24½ Bogen in gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Sammlung von Choralmelodien, für vier Männerstimmen.

bearbeitet von **W. A. Auberlen.**
Auch Anwendbar in Volks- und Sonntagsschulen, Gymnasien und andern Lehranstalten.
Drei Lieferungen. Preis zusammen 2 fl. oder 1⅓ Rthlr.
☞ Sehr empfohlen in der Eutonia VIII. 2. 3. und im südd. Schulboten 1840. Nr. 3.

---

[294] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

MILITAIR-KARTE
von Deutschland,

in 25 Blättern,
mit Benützung der zuverlässigsten Hülfsmittel entworfen von
Anton Klein.

Blatt Nr. 12. Die darauf vorkommenden Hauptorte sind: **Aachen, Bonn, Coblenz, Düren, Gernsheim, Kaiserslautern, Kreuzenach, Landau, Lüttich, Luxemburg, Mainz, Mannheim, Metz, Namur, Nassau, Saargemünd, Sedan, Siegen, Speyer, Trier, Verdun, Verviers, Wiesbaden, Worms, Zweibrücken.**

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[291] In der Enslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller) in Berlin ist erschienen:

Vorländer, Dr. Franz, Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele. gr. 8. Preis 2⅓ Rthlr.

---

[288] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers
Polytechnisches Journal.

Erstes Juniheft 1841.

Inhalt: Hawthorns Verbesserungen an den Locomotiven und andern Dampfmaschinen, in Betreff der Dampfkessel und der Leitung des Dampfes aus denselben nach den Cylindern. Mit Abbild. — Waltons Verbesserungen an den Karden zum Krempeln der Wolle, Baumwolle, Seide u. s. w. Mit Abbild. — Sharps Maschine zur Verwandlung der Taue in Werg, und Verbesserungen an gewissen Maschinen zur Vorbereitung des Hanfs oder Flachses zum Spinnen. Mit Abbild. — Taylors Verbesserungen in der Fabrikation von Geflechten. Mit Abbild. — Reid und Johnsons Verbesserungen an Webestühlen zum Weben verschiedener Tuchsorten. Mit Abbild. — Beetsons Verbesserungen an den Watercloset's und den Stopfbüchsen für Pumpen und Hähne. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Stopfbüchsen für Pumpen, von James Horne, Esq. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Apparaten zum Reguliren der Leuchtgasconsumtion, von John Jnkson. Mit Abbild. — Ueber den von Richard Prosser, Civilingenieur in Birmingham, und James Rippon, Eisengießer in Wells Street, erfundenen Vesta-Ofen. Mit Abbild. — Ueber die Conditionirung der Seide, von Hrn. Prof. Dr. Egen. — Ueber Elektromagnetismus als Triebkraft, von J. P. Wagner. — Ueber die Incrustation der Dampfkessel und ein neues Verfahren, um das Anlegen des Kalkabsatzes zu verhindern, von Hrn. Kuhlmann. — Ueber ein neues Verfahren, um das Austrocknen, Destilliren und Abdampfen mit großer Ersparniß

Digitized by Google

an Brennmaterial oder bloß durch Anwendung mechanischer Kräfte zu bewerkstelligen, von Hrn. Pelletan. — Technisches Verfahren, um die Schwefelsäure zum Auflösen des Indigos zu andern Zwecken von Salpetersäure zu reinigen, von Hrn. J. Petouze. — Verbesserungen in der Salmiakfabrikation, von Henry Waterton, Esq. — Neues Verfahren, Bleiweiß zu fabriciren, von H. L. Pattinson, technischem Chemiker. — Bericht über einige die Gewinnung des Indigos aus dem Polygonum tinctorium betreffende Abhandlungen, von Hrn. Bussy. — Verfahren zur Fabrikation von Brennmaterial von Thomas Stirling. — Miscellen. Verzeichniß der im April 1841 in England ertheilten Patente. — Ueber Pelletans neues Verfahren, Flüssigkeiten abzudampfen. — Saunder's Apparat zum Aufsieden der in den Farbhölzern enthaltenen Farbstoffe. — Ueber v. Dombasle's neues Macerationsverfahren für Rübenzuckerfabriken. — Bereitung des eisenblausauren Kalis in England. — Reagentien auf Kupfersalze, von Dr. Aug. Mierques. — Galvanische Vergoldung der Uhrenfedern. — Ueber die Benutzung des Wassers der Stärkefabriken, von Gaultier de Claubry. — Anwendung des Oeles der Madia sativa zum Malen, zur Seifenfabrikation und zum Walken des Tuches. Handforts patentirtes Cichorienwurzel-Extract oder Kaffeesurrogat. — Trockene Preßhefe aus der Branntweinmaische.

Zweites Junihest.

J. Walters Eimerrad zur Erreichung des höchsten Effekts von einem Wassergefälle. Mit Abbild. — Steindales Verbesserungen an Spinnen und Dutiren der Wolle, Baumwolle, Seide und anderer Faserstoffe. Mit Abbild. Thompsons Verbesserungen in der Konstruktion der Betten stellen, insbesondere zum Gebrauch für Invaliden. Mit Abbild. — Fumriolds Verbesserungen an Apparaten oder Materialien, um das Instersinken im Wasser befindlicher Personen zu verhüten. Mit Abbild. — Verfahren beim Pflastern der Straßen und Wege mit Holzblöcken, und Maschine zum Zuschneiden solcher Blöcke, von James Harvey. Mit Abbild. — Saunders Verbesserungen im Pflastern der Straßen und Wege mit Holzblöcken. Mit Abbild. — Palmers Verbesserungen an Pflügen. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Francoeur über zwei von Hrn. Le Roi, Uhrmacher in Paris, erfundene Mechanismen für Pendeluhren. Mit Abbild. — Einfache Vorrichtung zum Ausleeren des Gases in Laternen, und Apparat zur Dämpfung des Gasflichtes, erfunden von J. G. R. Schiele. Mit Abbild. — Boquillons galvanischer Apparat zur Erzeugung von Relief-Kupferplatten ꝛc. Mit Abbild. — Ueber die Darstellung abdruckbarer Metallplatten mittelst Galvanismus, ohne Beihülfe des Grabirens, von Mr. M. Moyle, Esq. Mit Abbild. — Darstellung eines neuen Verfahrens, Abdrücke von Medaillen und ähnlichen Gegenständen in metallischem Kupfer durch Druck hervorzubringen, von G. Osann. — Verfahren, verschiedenartige Luxusgegenstände in allen Formen und Dimensionen aus Glas zu fabriciren, von Charl. Dod. — Ueber die Behandlung der für Krappfarben bedruckten Zeuge vor dem Färben, nebst Bemerkungen über Kähtolhfarreagale, von J. C. Hauer, Colorist. — Ueber Dampfelectricität, von W. Sturgeon. — Ueber Mosaikarbeit, Cameen-Schneiden, Pietra Dura und verwandte Künste der Italiener, von Charles H. Wilson, Esq. — Miscellen. Belgische Wäschpräsmaschine. — Merkliches dreieckartige Aschen. — Neue Art Häuser zu bauen. — Neues Druckverfahren. — Letternabgüsse in Kupfer durch Galvanismus erzeugt. — Ueber den Farbstoff des Peganum Harmala, von Hrn. v Mirbel. — Das Verfahren von Gottlieb Lindemann in Leipzig, Copal zu Luxusartikeln zu verwenden. — Farbloser Firniß zum Ueberziehen von Gemälden, Landkarten, Musterblättern u. dgl. — Ueber die Leistungen des künstlichen Carbolein genannten Brennmaterials im Vergleich mit Steinkohlen. — Ueber die Bereitung des Carbolein. — Anwendung verschiedener Substanzen zur Gewinnung von Schwefel oder schwefeliger Säure behufs der Schwefelsäure-Fabrikation, von F. Preisser. — Alaunfabrikation in England. — Ueber Militärpachthöfe, von General Bugeaud. — Reinigung des fleckigen, brandigen und angefressenen Getreides. — Neue Kultur der Zwiebel, von Hrn. Marauis de la Boessiere.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 25ter Jahrgang oder Band 1 bis 98 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1841 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

[300] Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Synonymisches Handwörterbuch

der englischen Sprache für die Deutschen. Nach den besten Originalquellen bearbeitet und durch zahlreiche Beispiele aus älteren und neueren Musterwerken erläutert von

Dr. H. M. Melford.

Mit einem Vorwort vom Geh.-Hofrath Wagner in Marburg.

Gr. 8. Velinpapier. geh. Preis 2 Rthlr. 16 Gr.

Vereinfachte

englische Sprachlehre.

Erste Studien vor dem Gebrauche der Wagner'schen neuen englischen Sprachlehre für die Deutschen.

Von Dr. H. M. Melford.

Mit einem Vorworte vom Geh.-Hofrath Wagner.

8. geh. Preis 10 Gr.

Den Freunden und Lehrern der englischen Sprache empfehlen wir beide ausgezeichnete Werke. Durch das „Synonymische Wörterbuch" ist eine entschiedene Lücke in der englisch-deutschen Literatur ausgefüllt und die „Vereinfachte Sprachlehre" wird allen Denen eine sehr erwünschte Erscheinung seyn, welche das Bedürfniß fühlten, vor dem Gebrauche der vortrefflichen englischen Sprachlehre von Wagner sich einer kürzeren Grammatik desselben Geistes beim Unterricht zu bedienen.

Zugleich machen wir auf die nachstehenden neuen Auflagen werthvoller Bücher aufmerksam.

Wagner, Dr. K. F. Th., Geh.-Hofrath ꝛc. Neue vollständige Sprachlehre für die Deutschen. Erster oder theoretischer Theil, 3te sorgfam verbesserte Auflage, gr. 8. Preis 1 Rthlr. — Zweiter oder praktischer Theil, Uebungen über die einzelnen Regeln enthaltend, 4te Aufl. gr. 8. Preis 16 Gr.

Melford, Dr. H. M. Englisches Lesebuch. gr. 8. Zweite Aufl. Preis 18 Gr.

Poppleton, G., und **J. Bettac,** englische Sprachlehre für Deutsche. Achte verbesserte und vermehrte Aufl. 8. Preis 16 Gr.

Digitized by Google

Campe, J. H., La nouveau Robinson. Nouvelle Traduction par M. Lebas, Professeur a l'université de Paris. Septième Edition. 8. broch. Prix 18 Gr.

Braunschweig, Mai 1841.

Friedrich Vieweg und Sohn.

[285] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XIX. Jahrgang 1841.

Erster Band. Erstes Heft.

Mit einer Steintafel.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Beschreibung und Abbildung eines verbesserten Mahlganges. 2) Beschreibung einer rotirenden Wasserbewässmine. 3) Ueber verbesserte Talglichterfabrikation. 4) Beitrag zur Naturgeschichte des Igels. Echinus europaeus. **II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise.** 1) Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. Unterstützungen. 2) Bekanntmachung erloschener Patente. **III. Beiträge zur Vaterlandskunde.** Landwirthschaftliche Beschreibung von Tuttlingen. **IV. Auszüge und Notizen.** 1) Ueber die Zuckerrunkelrübe. 2) Ueber die Theorie des Fruchtwechsels. 3) Ueber die Wirkung humussaurer Basen, vorzüglich der aus Torf bereiteten, als Dungmittel. 4) Ueber die Quitzerbung des Palmbl. 5) Ueber die Entfernung des stinkenden Geruches von Fischthran. 6) Leuchtgas aus Weintrestern. 7) Ueber die Verfälschung der fetten Oele. 8) Bitterstee als Hopfensurrogat. 9) Ueber das thierische Oel in der Wolle des Schafs. 10) Ueber den Hausschwamm und seine Verhütung. **V. Literatur.** 1) Darstellung des Hopfenbaues, wie derselbe nach Anordnung des Freiherrn Max von Speck-Sternburg, Ordensritter, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften und Rittergutsbesitzer auf seinem Gute St. Veit bei Landshut in Oberbayern betrieben wird. 2) Kurze Anleitung der Obstbaumzucht. Nebst einem Anhange über den Anbau des Maulbeerbaums und die Behandlung der Eier des Seidenraupen-Schmetterlings. **VI.** Meteorologische Chronik.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[290] **Einladung zur Unterzeichnung.**

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint nachstehende elegante und höchst wohlfeile Taschenausgabe:

Geschichte

der

denkwürdigsten Erfindungen

von der ältesten bis zur neuesten Zeit.

Ein Volksbuch

zum Selbstunterricht für alle Stände.

Von

Dr. Emil Ferd. Vogel.

3 Bde., Schillerformat. (96 Bog.) Subscriptionspreis nur 1½ Thlr.

Das Werk erscheint in 12 monatlichen Lieferungen. Jede Lieferung 8 Bogen (128 Seiten) stark, in elegantem Umschlag geheftet kostet zum Subscriptionspreise nur 3 Gr. oder 14 kr. Mit Erscheinen der 8ten Lieferung erlischt der Subscriptionspreis und tritt dafür der Ladenpreis von 4 Gr. pro Lieferung unabänderlich ein.

Dieses Werk enthält eine Zusammenstellung der denkwürdigsten Erfindungen aller Zeiten, ihrem geschichtlich begründeten Entwicklungsgange nach in leichtverständlicher gefälliger Darstellung für alle Stände berechnet; es bietet einen reichen Schatz von Belehrung für Alt und Jung, für Schule und Haus und ebenso nützliche als höchst interessante Unterhaltung dar.

Die erste Lieferung ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst auch ausführliche Prospekte mit Inhaltsverzeichniß unentgeldlich zu haben sind und Subscriptionslisten zur Unterzeichnung vorliegen.

J. C. Theile in Leipzig.

[284] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Statistische

Uebersicht des Handels

der österreichischen Monarchie mit dem Auslande

während der Jahre 1829 bis 1838,

dargestellt von

Dr. Siegfried Becher.

gr. 8. brochirt. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verfasser gibt in gegenwärtiger Schrift eine zehnjährige Hauptübersicht des Verkehrs der österreichischen Monarchie mit dem Auslande auf Grundlage der Merkantiltabellen.

Sie soll als Anhaltspunkt genommen werden, um den österreichischen Verkehr mit dem Auslande und der damit in engster Verbindung stehenden Industrie, der darauf bezüglichen gesetzlichen Anordnungen sowohl für das Zoll- als Tarifssystem zu beurtheilen und zu bestimmen. Diese Uebersicht dient zur Grundlage der Beurtheilung, ob der österreichische Handel ein vortheilhafter sey oder nicht, wodurch und wie sehr er es sey, wie sich die innere Verzehrung der dem Staate noch mangelnden Bedürfnisse, wie sich das Steigen und Fallen der innern Beschaffung und das Gelingen, einheimische Erzeugnisse nach dem Auslande zu bringen, verhalte, ob die inländischen Urstoffe in höherem Werthe in das Ausland versendet werden, ob die vom Auslande bezogenen Bedürfnisse vom inländischen Kunstfleiße ersetzt werden können, ob andere inländische Rohprodukte oder Fabrikate durch Kunstfleiß veredelt, in höherem Werthe und mit größerem Gewinne an das Ausland verkauft, ob die ausländischen Urstoffe für die inländische Beschäftigung bezogen werden können, durch welche Artikel dieß bereits erreicht wurde und noch zu erreichen möglich werde.

Wer die Schwierigkeiten, solche Uebersichten aus zuverlässigen Quellen zusammenzustellen, kennt, ihren Werth und ihre Wichtigkeit erfaßt, wird das Verdienst dieser Arbeit, namlich die treue Zusammenstellung allgemein noch nicht gekannter Zahlen und glaubhaften Nachweisungen zur Würdigung und Beurtheilung des Verkehrs Oesterreichs mit dem Auslande und seiner gewerblichen Thätigkeit nicht in Abrede stellen.

Die Hauptabschnitte des Inhalts sind folgende:

I. Waaren-Einfuhr, mit Beibehaltung der alphabetischen Ordnung des Zolltarifs, während der Jahre 1829—1838. II. Waaren-Ausfuhr, mit Beibehaltung

Digitized by Google

der alphabetischen Ordnung des Zolltarifs, während der Jahre 1829—1838. III. Waaren-Ein- und Ausfuhr von einigen vorzüglichen Artikeln über die angrenzenden Staaten und österreichischen Hafenplätze während der Jahre 1836, 1837 und 1838. IV. Uebersicht der österreichischen Handelsmarine während der Jahre 1835—1839. V. Vergleichende Uebersicht der Waaren-Ein- und Ausfuhr während der Jahre 1829—1838, auf Grundlage der Kapitalswerthe.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[243] Aus dem Verlage des Herrn Heinrich Hoff in Mannheim habe ich nebst Verlagsrecht übernommen und ist jetzt von mir zu beziehen:

Denkwürdigkeiten

und

vermischte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Erster bis vierter Band.

Gr. 8. Geh. 9 Thlr.

An die im Jahr 1837—38 erschienenen vier Bände dieser Denkwürdigkeiten schließt sich

die neue Folge,

deren erster Band (1840) 2½ Thlr. kostet, das ganze aus fünf Bänden bestehende Werk daher 11½ Thlr.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

---

[299] Steffens Memoiren.

Im Verlage der Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau ist erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben von

Henrich Steffens.

3ter und 4ter Band.

8. 1841. 50½ Bogen stark. Preis nur 3 Rthlr.

Inhalt: Seereise. — Bergen. — Reise an der Nordwestküste von Norwegen. — Die letzten Tage in Bergen. — Seereise nach Bergen. — Schiffbruch. — Hamburg. — Rendsburg. — Kiel. — Ueber Holstein. — Reise nach Jena. — Jena. — Reise in das Thüringerwald-Gebirge. — Jena. — 1799. Reise nach Freiburg. Berlin. — Freiburg. — Reise. Dresden. Rückkehr in das Vaterland.

Der 1ste und 2te Band, welche im vorigen Jahre erschienen, enthalten:

Mein geistig einsames Knaben- und erstes Jugendleben. — Universitätsleben. — Literarisches Treiben. — Wissenschaftliches Treiben. — Politisches Treiben. — Das einsame Leben und die letzten Tage in Kopenhagen.

und kosten ebenfalls 3 Rthlr.

Diese Memoiren gehören zu den bedeutendsten Erscheinungen in der Literatur. Seit Goethe's „Wahrheit und Dichtung" dürfte kein Werk von gleich großem Interesse erschienen seyn. Der Reichthum des Inhalts dieser Lebensdarstellung, welche zugleich eine Darstellung der gegenwärtigen Zeit genannt werden darf, wird mit jedem Bande wachsen und die Theilnahme geistreicher Leser in hohem Grade in Anspruch nehmen.

---

[280] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das evangelische

Missionswesen.

Ein Ueberblick über seine Wirksamkeit und seine weltgeschichtliche und nationale Bedeutung,

von

F. W. Klumpp,

Professor am königl. Ober-Gymnasium in Stuttgart.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 6 Gr.

Das Missionswesen theilt mit so manchen Erscheinungen in der Geschichte das Schicksal, daß es vielfach nicht nur beinahe ganz unbekannt ist, sondern auch verkannt wird, und dieß zwar in vielen Kreisen, in welchen es sich durch den Adel und die Großartigkeit seiner Motive, seines Ziels und Wirksamkeit gewiß recht viele Freunde gewinnen müßte, wenn es vor Allem nur recht gekannt wäre. Der Herr Verfasser glaubte deßwegen zur Förderung dieser großen Angelegenheit einigen Beitrag zu geben, und sich zugleich von manchem der Sache noch ferne Stehenden einen Dank zu verdienen, wenn er es versuchte, die wichtige Sache der Mission nach ihren Grundsätzen, ihrem Umfang und ihren Erfolgen in einem kurzen Ueberblick und zugleich apologetisch darzustellen.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[295] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Die Macht und Würde des Fürsten

auf christlichem Standpunkte.

Mit Rücksicht auf die Gegenwart

von Dr. G. E. R. Matthäi.

Preis geheftet 2 Thlr.

---

[293] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Philosophie der Rede

oder

Grundlinien der Rhetorik,

wissenschaftlich dargestellt von

G. C. J. Hoffmann,

Lehrer an der wissenschaftlichen Bildungsanstalt der Gebr. Paulus auf dem Salon.

8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

In dieser Bearbeitung ist der Rhetorik die umfassende wissenschaftliche Begründung gegeben, deren Mangel in den bisherigen Lehrbüchern so schmerzlich empfunden wurde. Sie wendet sich daher vorzüglich an Lehrer höherer Schulen, um ihnen als nähere Beleuchtung und als Correctiv für den Inhalt des von ihnen im Unterricht gebrauchten Lehrbuchs zu dienen. Zugleich aber erhebt sie ihren Gegenstand zu einem wesentlichen Theil des Gebietes der Philosophie und möchte daher und namentlich wegen ihres eigenthümlichen Verhältnisses zur jetzigen speculativen Philosophie die Aufmerksamkeit derer verdienen, die sich für den Fortschritt der Philosophie interessiren.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 26. Juli 1841.

Da sah ich wie ein großes Zelt
Vor meinem Blick entfalten
Sich die gesammte neue Welt,
Und sahe zwei Gestalten,
Germanenthum und Christenthum,
Die gegeneinander über, stumm,
Verhüllt im Zelte saßen,
Das ganze Zelt durchmaßen.

Rückert.

Westphälisches Leben.

Im Süden von Westphalen grenzen Sitten und Gewohnheiten der altsassischen Stämme, bald in geraden, bald in sprungartigen Linien, an die der Franken. Nirgends sonst sieht man eine so scharfe Grenze zwischen deutschen Stämmen, als hier — man springt über einen Bach und hört eine andere Mundart — nirgends aber auch jetzt ein so aufgerührtes, organisch erwachsenes, thatkräftiges Volksleben. Dieses zieht nach und nach ganz Westphalen in seine Kreise oder bricht demselben dort neue Bahnen, und bedeutungsvoll genug lenken Dichter erst eben jetzt, zu einer Zeit, wo die alte Sitte dort mit den neuzeitlichen Richtungen im härtesten Streite liegt, und der Boden deren Blüthen und Gift zugleich keimen läßt, mit heißer Liebe und Begeisterung den Blick Deutschlands auf das Frische, Reiche, Poetische im altwestphälischen Leben. Das Ureigenthümliche, alles andere Bedingende hierin besteht im festen Wohnen auf abgesonderten Höfen, das zwar charakteristisch für die ganze Entwicklung der germanischen Völker geworden, sich jedoch in Westphalen, zwischen Weser und Elbe, auf dem friesischen Marschboden, in Dänemark und Norwegen am reinsten erhalten hat, und von hier aus durch germanische Bevölkerung nach England und selbst über das atlantische Meer mit hinübergepflanzt worden ist.

Geschieden durch hohe Alpenketten und den ganzen Lauf menschlicher Entwicklung, war die alte Welt in zwei Hälften getheilt. In der südlichen Hälfte, um die Gestade des schönen, vielgestaltigen Mittelmeeres, auf einem ursprünglich reichen und gesegneten Boden, auf dem die Bildung aller Zonen zusammenströmte, war binnen weniger Jahrhunderte ein Kulturreich erstanden, dessen Spitze das Christenthum bildete. Doch bei dieser schnellen Entwicklung hatten die Völker derselben ihre Kräfte ausgelebt und ausgetobt; die Grundpfeiler des glänzenden antiken Baues waren morsch und faul geworden; kein Halt, keine Dauer am Ganzen; das schwankende Kreuz auf der Höhe wäre, ohne seine Verknüpfung mit dem Himmel, in die Trümmerhaufen des griechisch-römischen Reichs mit herabgesunken.

In ungetrübter Frische, sittlich, ihrem Genius getreu, lebten dagegen die Völker der nördlichen Hälfte unter und neben einander, in geringer Berührung mit den civilisirten Nachbarn im Süden. Nicht für Kunst und Wissenschaft, für Ausbildung des Verstandes und glänzender Eigenschaften übten sie ihre Kräfte; in Kampf und Gefahren vielmehr stählten sie ihre Natur, für kriegerischen Ruhm glühte ihre Seele, ihr Schwung war der von Helden. Damit, in ungebundener, bewegter Gemeinschaft, wie am häuslichen unentweihten Herde, entwickelten sie die ihnen eigene Gemüthstiefe, welche

ihnen am Ende reichlichen Ersatz für den Mangel äußern Glanzes und Wohllebens gewährte. Schon in ihren Wohnsitzen offenbarte sich der Germanen Wesen. „Abgesondert und zerstreut, sagt der römische Geschichtschreiber, siedeln sie sich an, wie ein Quell, eine Flur, ein Gehölz einladet.“ Im umzäunten, vom Nachbar geachteten Hofe, umgeben von dunkler Waldung, von Feld und Wiese, steht das stille, gastliche, Jedem offene Haus aus Holz. Die Eingänge zu beiden Seiten mit der Giebeleinfahrt bilden ein Kreuz, in der Mitte brennt der Herd. Darum waltet die tüchtige Hausfrau, ein Leib, ein Leben mit dem biedern Ehgemahl; lachende Mädchen im engen Kleide helfen der Mutter bei häuslichen Verrichtungen am Herde, auf der Diele und in dem mit dem Hause verbundenen Stalle, wo auch das murdige Streitroß wiehert; die unbändigen Knaben tummeln sich im Ringen und Fechten und in Vorübungen zum Waidwerk und Geleitswesen.

In dieses altgermanische Haus voll Zucht und Sitte, voll Gemüthlichkeit und Frieden rettete der Engel der Geschichte das dort auf dem Gipfel der Trümmer wankende Kreuz des Erlösers, in die heiligste Wohnung des Gemüths. Nun wölbte sich zum Zeugniß des neuen Bundes, der höhern Gemeinschaft, das Kreuz des alten Hauses saulengetragen himmelwärts auf; an der Stelle des Herdes erhob sich der Hochaltar mit dem Symbole der Erlösung, und vor demselben fühlten und priesen die vom lauternden Feuer des Gedankens entzündeten Bewohner im Geiste und in der Wahrheit die Liebe und Herrlichkeit Gottes. Im Herzen der Völker, im Gemüthe der Menschen lebte das Christenthum auf und lenkte die alte Thatkraft zu höherem Schaffen. Es erstand der römisch-germanische Weltdom. Anderthalb Jahrtausende schon ward daran gebaut, und noch ist er nicht vollendet. Große Werkmeister haben Hand angelegt und gefördert, Viele haben daran verdorben. Sturm und Wetter sind darüber hingebraust und haben manches Errungene wieder niedergerissen, Anderes ist durch die Zeit vermorscht und Vieles gehindert worden; aber die Fundamente stehen noch fest und unerschütterlich, der innere Halt und Zusammenhang ist noch nicht auseinandergerissen, groß und erhaben ist noch sein Anblick, unendlich die Hoffnung, die er erweckt.

Es ist hier nicht der Ort, gegen diejenigen zu polemisiren, welche all unser Heil in einzelnen äußerlichen Gegensätzen finden, in der Stellung des einen deutschen Staats gegen den andern, welche jedem einen besondern Beruf zumessen, so überall trennen, wo sie verbinden sollten, und ihre Theorien mehr auf das Abstoßende und Verneinende, als auf das Gemeinsame, Positive und Wahre stellen. Sie ergehen sich in den oberflächlichen Erscheinungen des Augenblicks und sehen nicht in die Tiefe des einigen Nationalcharakters und Volksbewußtseyns hinab, das dauernder, mächtiger ist als alle jene äußerlichen Gegenstellungen, die vergehen, wie sie kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Scenen.

(Schluß.)

„So von Ihnen zu sprechen, Anna Benson?“ rief John; „so wahr ich lebe und athme, ich habe an dergleichen nie gedacht. Meine Mutter ist Zeuge, daß ich immer — nein, nicht immer, aber doch einige Male so von Ihnen gesprochen, wie ich denke; und weit entfernt, dergleichen von Ihnen zu sagen, würde ich es nicht geglaubt haben, und hätte eine Stimme vom Himmel es beraheuersen.“ — Anna fühlte in ihrem Herzen die Wahrheit der Versicherung und daß ihr das Wasser in die Augen drang. Aber neuer Argwohn beschlich sie, als sie die Mutter lächeln sah. Auch John sah es, und hoch erröthend sagte er: „Gewiß denkt Ihr an meine kleinen Spöttereien, Mutter; dah' ich aber je so niederträchtig verläumdet?“ — „Nein, nein, John, gewiß und wahrhaftig nicht,“ bezeugte die Mutter; „und Sie können versichert seyn, Miß Benson, was wir auch von einem andern Mitgliede Ihrer Familie gedacht und gehört haben mögen, von Ihnen ist uns nichts Schlechtes zu Ohren oder über die Lippen gekommen.“ — „Sie meinen das Unglück meiner armen Mutter,“ versetzte Anna; „aber Sie würden minder hart urtheilen, wenn Sie Alles wüßten.“ Die ungeschminkte Weise, in welcher Anna nun den Vorfall erzählte, machte auf Mistreß Gray einen tiefen Eindruck. Sie empfand doppelt, wie schwer dieselbe Eitelkeit sich an ihr räche, und fühlte zum erstenmal etwas wie Mitleid für die Nebenbuhlerin. John versicherte seine herzlichste Theilnahme, unterbrach sich aber, um zu fragen, von wem Anna gehört, daß er sie so häßlich verläumdet. Trotz seines Unwillens mußte er lächeln, als sie Marie Gibbs nannte. „Da sehen Sie,“ antwortete er, „daß in Betreff meines Thuns und Redens diese nicht die beste Quelle ist. Und glauben Sie immer noch, daß sie Mistreß Gray werden wird?“

Ein heftiges Pochen störte das Gespräch. John erröthete, seine Mutter erbleichte, stand auf und verließ das Zimmer. Kaum hatte sie geöffnet, so rief eine rauhe Stimme: „Nun, wie ist's? der Zins parat?“ — Möglichst leise stammelte die Erschrockene ihr Nein und bat um eine fernere kurze Frist. — „Frist? Aufschub?“ rief die Stimme; „habt Frist und Aufschub genug gehabt; wie lange soll das so fortgehen? Kurz und gut, wollt Ihr noch heute zahlen?“ — Mistreß Gray betheuerte die völlige

Digitized by Google

Unmöglichkeit. Eine harte Antwort veranlaßte John, ſeiner Mutter zu folgen und ſie zu bitten, in die Stube zu gehen. „Ich bin nicht im Stand geweſen," ſagte er dann, „das Geld zuſammenzubringen, indeſſen hoffe ich im Laufe der nächſten Woche es zu ermöglichen. Kann ich ſo lange Nachſicht erhalten?" — „Nachſicht?" verſetzte der Bevollmächtigte; „durch Nachſicht ſoll Herr Everet nicht um ſein Geld kommen. Leute, die Ringe und goldene Uhren tragen, verdienen keine Nachſicht. Uebermorgen wird ausgepfändet." Und ehe John antworten konnte, hatte der Geſtrenge die Thür geöffnet und das Haus verlaſſen.

Als John zurück in die Stube kam, fand er ſeine Mutter ſchluchzend, und ohne Rückſicht auf Anna warf er ſich in einen Stuhl und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. Im Gefühl des Peinlichen ihrer Lage wußte Anna nicht, was ſie thun ſollte. Endlich ſagte ſie zu Miſtreß Gray: „Herr Everet, hab' ich gehört, iſt nicht ſo hartherzig, wie dieſer Mann; wollen Sie nicht mit ihm ſprechen?" — „Das iſt ein guter Vorſchlag, Mutter," ſagte John. — „Und einer, deſſen Ausführung mir obliegt," antwortete Miſtreß Gray; „was geſchehen, iſt meine Schuld; ich muß es wieder gut zu machen ſuchen." — Die Hoffnung günſtigen Erfolgs minderte die trübe Stimmung, und als Anna länger nicht bleiben konnte und John ſie bis zur Hausthür geleitete, dünkte es Anna, daß er beim Abſchiede ihre Hand feſter hielt als gebräuchlich. Sie war jedoch deßhalb nicht böſe; ja, es ſchien den Eltern, als ob ſie ſeit lange nicht ſo heiter geweſen.

Tags darauf nach dem Frühgottesdienſte ging Miſtreß Gray zu Herrn Everet, und nachdem ſie eine Zeitlang in der Vorhalle gewartet, wurde ſie zu ihm in's Bibliothekzimmer geweſen. Hier ſaß Herr Everet, der ebenfalls dem Gottesdienſte beigewohnt, mit geſchloſſenen Augen vor einer offenen Bibel und empfing die Eintretende mit einem freundlichen Ah! und einer halben Verbeugung. Sobald jedoch ihre erſten Worte die Urſache ihres Kommens angedeutet, ſank er in den Lehnſtuhl zurück, ließ ſie, an der Thür ſtehend, ihre Schuld bekennen und ihre Bitte vordringen, und betrachtete inzwiſchen die tapezierte Wand. Als ſie fertig war, wendete er ſich zu ihr und ſagte: „Miſtreß Gray, als Chriſt kann ich Sie nur bedauern; doch will mich's bedünken, daß Sie das ganze Ungemach ſich ſelbſt zugezogen und deßhalb die wohloerdiente Strafe mit vollem Rechte zu erleiden haben. Sie entſchuldigen, hieße zu derlei Sündhaftigkeiten aufmuntern. Das darf nicht ſeyn. Sie haben geſündigt, dafür müſſen Sie und Ihr Sohn büßen. Das iſt die Vorſchrift unſerer Religion und der natürliche Gang der Vorſehung. In beides darf ich mir nicht anmaßen einzugreifen." — „O Herr," rief die Bittende, „wenn Er uns ein ſo ſtrenger Richter wäre, wie ſtünde es da um uns?" — „Sie ſind eine impertinente Perſon," erwiderte Herr Everet; „die Sache iſt in Collins Händen und ich will damit weiter nicht beläſtigt werden. Guten Morgen."

Am Montag Nachmittag ſah es im Gray'ſchen Hauſe ſehr öde aus. Die Pfändung war vorüber und hatte nichts zurückgelaſſen als zwei hölzerne Kaſten, ein altes Faß, ein Paar Taſſen ohne Henkel, eine defekte Theekanne, ein Milchkännchen und eine Strohmatratze. Bangen Herzens erwartete Miſtreß Gray ihren Sohn, ihn, der für ſie arbeitete, und dem ihre Thorheit ſogar ſein Bett genommen. Bitter war ihre Reue und feſt ihr Entſchluß, dem unvernünftigen Hochmuthe nie mehr nachzuhängen. — John kam, und indem er die Stube überblickte, lächelte er. „Es iſt wahr, Mutter," ſagte er, „zu viel Meubeln haben wir nicht; dafür haben wir aber, was Tauſenden fehlt, die nicht reicher ſind — Kraft und Geſundheit. Wird uns dieſe erhalten, ſo bringt Zeit und Sparſamkeit wohl auch den Hausrath zurück." — „Mein guter Sohn," rief die Mutter und warf ſich weinend an ſeinen Hals, „kannſt du mir vergeben?" — „Wüßte ich doch nicht, was ich Euch zu vergeben hätte," ſagte John. — „Nichts als meine ſtrafbare Thorheit," ſchluchzte die Mutter; „die hat uns in all das Unglück geſtürzt; aber es iſt eine Lehre, die ich nie vergeſſen werde, und das ſey verſichert, John, ginge von morgen an der ganze Hof in Atlas, ich trage keinen."

Was die Pfändung zurückgelaſſen, wurde nun zur Benutzung zuſammengeſtellt; die Kaſten fungirten als Stühle, und ein über das Faß gelegtes Brett repräſentirte den Tiſch. Das Theezeug genügte zur Nothdurft; der Zucker blieb in ſeinem papiernen Umſchlage, und das beinahe helter gewordene Geſpräch betraf eben die nächtliche Einrichtung, als Miſtreß Gray ein leiſes Pochen an der Hausthür zu hören glaubte, und John, nachdem ſie hingegangen, um zu ſehen, wer es ſey, ein Geflüſter vernahm, worauf die Mutter antwortete: „Ihre Mutter iſt ſehr gütig, ich erkenne das. Aber für mich allein darf ich's nicht annehmen; ich will meinen Sohn fragen." — „Nein, beſte Miſtreß Gray," erwiderte die Stimme, laut genug, von John erkannt zu werden, „das bedarf keiner Anfrage; das Bett ſteht uns ohnedieß im Wege, und ſobald es dunkel und im Hofe ſtill iſt, wird mein Vater es herüberbringen. Sie machen durch die Annahme meinen Eltern eine Freude. Alſo gute Nacht und beſchütze Sie Gott!" Ehe Miſtreß Gray antworten konnte, war Anna verſchwunden. John meinte, indem er ſich mit der Hand über die Augen ſtrich, es würde undankbar ſeyn, das Anerbieten abzuweiſen, und als Benſon das Bett nebſt Zubehör brachte, ſprachen ſich die Männer zwar zum erſtenmal, ſchieden aber mit dem Händedrucke alter Bekannten.

Digitized by Google

So begann die Versöhnung der Gray'schen und Benson'schen Familie. Sie dauerte, bis Jobn einen ein rüglichen Posten bekommen und seine und seiner Mutter Sparsamkeit das Haus einkauf, aber wohnlich eingerichtet und auch Benson seine frühere Stelle wieder erlangt hatte. Dann kam ein Tag, wo Anna Benson Mistreß Gray und die beiden Mütter Freundinnen waren.

W. Seyffarth.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Kunstjury. — Neue Vereine.

Die Jury zur Prüfung der für die Ausstellung eingeschickten Kunstwerke hat diesmal, wie immer, viele schlechte Werke, aber auch einige gute zurückgewiesen; allein mehrere Tagesblätter haben sich der letztern angenommen und die aus Akademikern bestehende Jury herb zurechtgewiesen. Ueberhaupt muß die freie Presse manches Unrecht wieder gut machen, und Untersuchung eines aufscheinenden Talents ist kaum mehr möglich; wird es von den Herrn Akademikern, welche nach den Regeln urtheilen und zuweilen das Genie verkennen, zurückgewiesen, so findet es Beschützer in den Journalen. So ist es dieses Jahr gegangen; so wird es auch in der Folge gehen. Die Jury hat eine harte Arbeit. Es werden ihr einige tausend Kunstwerke, oder was unter diesem Namen vorgebracht wird, vorgelegt, und in jeder Sinnung werden einige hundert Stücke abzuthun. Es kann seyn, daß sie sich auch mit dem besten Willen, Niemand Unrecht zu thun, irrt; zuweilen aber mag sie allerdings gestissentlich, z. B. wenn die Kunstwerke von dem Schüler eines Meisters herrühren, auf welchen die Mitglieder der Jury neidisch sind, oder wenn der junge Künstler einer Schule angehört, gegen welche die ältern Herrn der Jury sich bestimmt ausgesprochen, und welche sie mit allem, was daraus hervorgehen kann, im voraus verdammt haben. — Ein Kunstverein, welcher unter dem Namen Societé libre des beaux arts bekannt ist und ungefähr 200 Mitglieder zählt, hat neulich eine Lotterie zum Besten der durch die Ueberschwemmungen der Rhone und der Saone verunglückten Familien veranstaltet; manche Künstler hatten Zeichnungen, Skizzen oder Gemälde, Celebre Exemplare von ihren Werken. Damen Handarbeiten eingesandt; somit kam eine Lotterie zu Stande mit ungefähr 4000 Einsätzen und 600 Gewinnsten. Sie hat ungefähr 10,000 Francs eingebracht. Dieser Verein gibt auch Verhandlungen heraus, in welchen freilich nicht alles gut ist; manche Mitglieder leisten mehr mit dem Pinsel als mit der Feder. — Die Zahl der Vereine scheint nicht abzunehmen; wenn auch einige eingehen, so entstehen wieder andere, denen es vielleicht nicht besser gehen wird. Anfangs sind die Mitglieder von Eifer und autem Willen, zahlen pünktlich ihre Beiträge und wohnen fleißig den Sitzungen bei; nach und nach erkaltet dieser Eifer, die Beiträge gehen schlecht ein und die Sitzungen werden leer. Eben wenn den die Statuten einer sogenannten Racinischen Gesellschaft aufgegeben; was sie leisten soll, wird gar nicht gesagt; der erste Paragraph meldet blos, daß der Verein zu Ehren des großen Racine gestiftet wird, und daß unter seinen Auspizien (sous ce patronage) die Mitglieder Wissenschaft und Kunst beförderu sollen. Der Verein soll in der kleinen Stadt Ferte Milon, dem Geburtsorte Racine's, seinen Sitz haben, wo aber wahrscheinlich gar kein Gelehrter und Künstler wohnt. Daselbst soll auch jährlich am 24. Juni, dem Geburtstag Racines, ein Kongreß gehalten werden. Die Gelehrtenkongresse haben sich in Frankreich sehr vermehrt. Die nützlichsten sind wohl die geologischen; sie dienen wenigstens dazu, die Umgegend des Ortes, wo man sich jedesmal versammelt, zu untersuchen und die Beschaffenheit des Bodens wissenschaftlich zu besprechen. Neu ist gleichfalls eine Anstalt, welche sich prunkend Collége archéologique et héraldique nennt, und die in Frankreich ganz gesunkene und jetzt auch ziemlich unnütze Heraldik wieder in Aufnahme bringen soll. Das Collége soll den Familien alle Auskunft über ihre Wappen und ihre Genealogie verschaffen, und das heißt, was die ehemaligen Heroldsämter waren. Um die Wappen bestimmen zu können, sich aber sicherlich die Mehrzahl der französischen Nation blutwenig. Da kein privilegirter Adel mehr besteht und jeder sich deutlen kann wie er will, so ist es den Franzosen auch ziemlich gleichgültig, zu wissen, was diese oder jene Familie im Schilde führt. Zwar lassen einige adelsüchtige Familien an ihre Kutschen ihre alten Wappen malen; dieß ist aber auch fast die einzige Gelegenheit, die sie haben und benützen, um dem Publikum ihre Wappen zu zeigen; aber jeder kann es ihnen nachmachen, wenn es ihm beliebt.

(Schluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 164:
Goldkäfer.

Räthsel.

Vom hölzernen Schürzeisen
Weiß jeder Schüler schon;
Man nennt es auch auf griechisch
Ein Siderotylon.

Ein solches kommt lebendig
Uns gar nicht selten vor;
Aus seinen Eigenschaften
Erräth es, wer kein Thor.

Es schweigt wie eine Mauer —
In der die Erde sitzt;
Es ist ein blauer Himmel —
Aus dem es donnert und blitzt.

Golowage, wie dein Jünglein
Rechts oder links gedreht
Von einem feuchten Blättchen,
Das jeder Wind verweht.

Nach großen Kenners Ausspruch
Soll zwischen Ja und Nein
Des lieblichen Geschöpfes
Nicht Raum zur Spanne seyn.

Es ist der Welt ein Segen
Und ist der Welt ein Fluch,
Es ist mit einem Worte
In sich ein Widerspruch.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 27. Juli 1841.

Sieh nur, wie die finstern Massen
Ihre Züge nordwärts lenken,
Deinen Bergen Freiheit lassen,
Den verehrten, frommen, weisen,
Wundersamen Schöpfungsgreisen.
v. Feuchtersleben.

Lago di Garda.

Von Fr. L. Bührlen.

(s. Nr. 90 u. ff. d. J.)

Der treffliche Wein von Roveredo und ein gutbereitetes einfaches Mahl hatten mich gestärkt und wohlgemuth gestimmt; erwartungsvoll pilgerte ich dem Gardasee zu. Eine vielgenannte, oft gepriesene Natur. Doch wie unbestimmt sind die Bilder der Imagination, wie bestimmt, energisch, unerschöpflich und unvergeßlich der Eindruck der Wirklichkeit! Bald am Ufer der Etsch angelangt, merkte ich zu spät, daß mir auf diesem nähern Wege der Anblick des furchtbaren Bergsturzes zwischen Pieve und St. Marko, dessen auch Dante in seiner „Hölle" gedenkt, der aber wahrscheinlich schon im neunten Jahrhundert erfolgt ist, entgangen war.

Auf einer Fähre setzte mich ein Mann über den schnell und kräftig dahin wallenden Strom. Die nahen Höhen, trocken, steinigt, erinnerten mich an ähnliche Hängen der schwäbischen Alp; aber die Vegetation des Thales ward mit meinem Vorrücken merklich üppiger. Die wunderbare Stellung und coulissenartige Verschiebung der noch beschneiten Gebirgshäupter faßte ich wohl in's Auge, und fragte mich, wo und wie der Gardasee zwischen ihnen hingelegt seyn und sich meinem Blick eröffnen möge.

Das Dorf Mori — ein unheimlicher Name — ist wegen des zweideutigen Charakters seiner Bewohner berüchtigt. Der Himmel umzog sich, als ich durch die nicht eben reinliche Häuserreihe wanderte und die Bewohner mit fragenden Blicken musterte. Die Verdüsterung der Atmosphäre stimmte zu diesem bösen Leumund. So sollte es mich schon vor der Pforte von Italien räuberlich anmuthen. — Bei Loppio im sich verengenden Seitenthal ist der schöne Edelsitz und Garten des Grafen von Castelbarco. Hier trieb mich starker Regen unter das Dach eines Wirthschaftsgebäudes. Die Geräthe lagen unordentlich umher. Ich ging in die Küche; weite Räume, aber beraucht, unfreundlich. Mutter, Töchter, Dienerinnen waren da beschäftigt, aber nicht mittheilsam, nicht einmal neugierig. Es schienen mir Pächtersleute zu seyn. Heiterkeit, Reinlichkeit suche man nicht, wo der Boden nicht des Bauers Eigenthum, wo dieser nur ein mit Früchten bezahlter Taglöhner ist.

Der Weg stieg gemach an, die Gegend wurde einsamer, ein Hochgewitter zog heran. Der Loppiosee, ein kleines, zwischen Höhen eingeklemmtes dunkles Gewässer mit zwei bewachsenen Inselhügeln, lag unter mir. Nun aber ging der Aufruhr los; es fing an unendlich zu schütten; der Sturm peitschte die Wolken; betäubende Donner krachten in hohem, schmetterndem Ton. Ich flüchtete mich mit wenig deckendem Schirm unter Feigengebüsch.

Digitized by Google

Vergebens suchte ich einen Felsenüberhang. Seit vielen Jahren war ich einer solchen Wuth der Elemente nicht mehr ausgesetzt gewesen, und ich durfte in dieser grauenvollen Einsamkeit, an den jählings zernichtenden Strahl denkend, mein Leben wohl dem höhern Schutz empfehlen. Von Raubmördern besorgte ich in diesem unbändigen Tosen desto weniger.

In etwas nachlassendem Regen strebte ich weiter, höher, wo die Straße sich der Gebirgseinsattelung, einer öden Felsenwüste, zuzog. Ein großer Bildstock gewährte leider keine Nische zum Schutz. Endlich ward Ruhe in der Luft und die Helle drang wieder durch. Früher als erwartet, senkte sich die Bahn nieder. Eine Landschaft, frappanter in ihren Formen, als sie mir je vorgekommen, that sich mir auf. Alle Anfechtung hatte ein Ende. Das Herz ist auf Reisen doch ein trotzig und verzagt Ding. — Es war das nach Norden hin geöffnete Thal des Sarkaflusses, und der südwärts zwischen den Gebirgen sich hinauszielende Gardasee, eine unabsehbare Bucht vom schönsten Blaugrün; rechts ragte der oben noch mit Schnee belastete, 6000 Fuß hohe Monte Baldo, ein Rücken, der sich meilenweit seeabwärts zieht, empor; drüben parallel mit ihm schroff in den See abfallende Felsen. Was mich aber am befremdendsten ansprach, war eine lange Klippe, die, fast mitten in's Thal gelagert, sich abstufend gegen den See hinabzog. Die Felsen des Monte Baldo bildeten ungeheure schief liegende Schichten, wie Riesentafeln auf einander gelegt. Die durch urweltliche Gewalt von ihnen getrennte Felsenzunge hatte dieselbe Struktur. Was hier Worte dem Leser wohl vergeblich darzustellen suchen, das faßte ich als die sprechendste Gegenwart mit einem Blick.

So eben hatte die Atmosphäre nach einem gewaltigen Aufruhr sich beruhigt; noch dampften Land und See, die Sarka wallte dem letzteren zu, ihr kleines Delta erglänzte noch von der Durchwässerung. Dieses Erstehen der Natur aus einem Alles überschüttenden Wolkenbruch erweckte in mir unwillkürlich das Bild einer verlaufenen partiellen Sündfluth. Die Hauptumrisse der Massen mag sich ein Maler so grandios denken, daß er sie zur Darstellung einer solchen Naturkatastrophe wählen dürfte. — Die treffliche Straße zog in sanfter Absenkung am Gebirgsbange gegen das große Dorf Nago hinab. Nahe dabei ragt das verfallene Schloß Penede auf. Und nun ging's rasch hinab zu dem Hafenort Torbole. In einer Gebirgsecke sah ich die ersten Olivenbäume, hochstämmigen Weiden ähnlich.

So war ich denn hier angelangt, wo ich mich schon vorlängst hingesehnt, als ich die Ansicht der Oertlichkeit von einem mir befreundeten Maler gesehen. Es ist sehr natürlich, daß Darstellungen der Kunst einen stillen Einfluß auf unsern Reisesinn üben, daß ihre Objekte mit einer gewissen Attraktion unsere Wanderlust bestimmen und als Stationen unsere Ausflüge bilden helfen. — Am kleinen, von Fahrzeugen belebten Hafen winkte mir ein Kaffeeschild. Dieses heimische Getränk war jetzt meiner durchnäßten, fröstelnden Existenz das erwünschteste Stärkungsmittel. Ein altes Mütterchen, im offenen Stübchen strickend, erwies sich dem Ankömmlinge sogleich willfährig. Alles war hier diminutiv. Im kupfernen Kännchen wurden auf angeblasenen Kohlen die paar Täßchen bereitet, dazu ein paar Brödchen gegeben; eine Cigarre ward angesteckt, und so war der Wanderer, wohlbesorgt und gut aufgehoben, geneigt, in einer kurzen Selbstbetrachtung sich zu sagen, daß er, das Bedürfniß der Genossenschaft, der Mittheilung anerkennend, in den kaum verflossenen Stunden die Schauer einer unheimlichen Gegend, einer empörten Natur gern mit einem Reisegefährten getheilt haben würde, daß aber hinwieder ihrer Zwei und Mehrere sich das Gefühl der Fatalität, des Mißbehagens mittheilen und, wo das Gemüth des Einsamen sich ausweitet und in's Unendliche versenkt, sich gegenseitig begrenzen und beengen. So war denn der Pilger im Ganzen doch am liebsten allein, seiner eigenen Lebenskraft vertrauend, den süßen Bänglichkeiten des Entdeckers sich hingebend, in unbeschriebener Idiosynkrasie waltend.

(Fortsetzung folgt.)

Westphälisches Leben.

(Fortsetzung.)

Was der Deutschen Geist hervorgebracht hat, die ganze Nation, Alle haben Theil daran. Gleichwie im Ganzen der allgemeinen menschlichen Entwicklung ein Volk vor und nach dem andern das Trageramt derselben zu übernehmen scheint und doch Alle miteinander dazu wesentlich nothwendig sind, so auch mit den verschiedenen deutschen Volkskreisen in unserer Gesammtgeschichte. Von den Erscheinungen und Begebnissen der Zeiten wird zwar der eine Kreis inniger, näher, mächtiger berührt als der andere, und daraus treten Verschiedenheiten in Gepräge und Farben an die Oberfläche hervor; dieß geschieht aber unbeschadet des Zusammengehörens und der Einheit in den Wurzeln, ohne daß diese selbst dadurch zerrissen würden. Der Deutsche hat nur Ein Vaterland, nur Ein Haus, nur Einen Tempel, und dieß dürfen wir nie vergessen.

Wie aber Erscheinungen einer Zeit den einen Kreis des Volkes tiefer berühren können als den andern, davon zeugt das mittelalterliche Ritterthum mit seinen Wirkungen. Dieses bildete sich im Kampfe gegen die Sarazenen hauptsächlich in der unruhigen, zahlreichen französischen Ritterschaft aus und faßte bei uns den festesten Fuß

Digitized by Google

am Rhein, in Schwaben und Franken, nicht aber in Westphalen. Während es dort alles Leben durchdrang und zum Theil umgestaltete, verödete es hier kaum mehr als die Oberfläche und brachte keine wesentlichen Veränderungen zu Wege. Nicht als ob nicht viele Ritter aus Westphalen hervorgegangen, nicht viel Volks von dort den Kreuzzügen zugeströmt wäre; allein die Masse war doch zu schroff und abwehrend, das altheimathliche Leben war doch zu zähe, zu fest im Boden gewurzelt, als daß es davon hätte ganz und gar ergriffen und umgewandelt werden können. Der Hauptgrund, die Bedingung dieser sassisch-friesischen Hartnäckigkeit und Zähigkeit liegt in der Wohnart auf den von Zaun, Wald, Feld und Wiese umgebenen Einzelhöfen, und so lange diese dauert, wird auch der Charakter der Bewohner währen. Die späte Einführung des Christenthums nach den langen, blutigen Kämpfen mit den Franken hatte zwar die alte Lebensart mannigfach geläutert, in ihrer Natur jedoch wenig modificirt, das Grundwesen davon vielmehr befestigt und gekräftigt. Das Land war keineswegs in sich abgeschlossen, verarbeitete aber alles Aufgenommene nach seiner Art in das Bestehende hinein. Fanden nun mit dem Ritterthum auch die Blüthen desselben, der Minnesang, die feine äußere Bildung und Galanterie keinen Eingang in das Land, so blieb es dagegen auch mit dessen Ausartung in Frivolität und Unsittlichkeit verschont. Es bewahrte durch alle folgenden Jahrhunderte den alten, einfachen Sinn, die Achtung der hergebrachten Sitten, die Liebe zur Unabhängigkeit, Gastlichkeit, treue Nachbarlichkeit, die noch heute so hoch gehalten wird, daß in manchen Gegenden unverschuldete Unglücksfälle, wie durch Brand und andere Noth, allein von den Nachbarn gern und freiwillig voll ersetzt werden.

Erst in neuester Zeit ist Manches darin gebrochen worden, und namentlich hat die französische Herrschaft zerstörend gewirkt. Doch scheint auch die heimische Entwicklung auf einen Punkt gekommen zu seyn, wo Veränderungen gleichsam natürlich eintreten und sich von selbst machen. Eine anwachsende Bevölkerung hat die Höfe einander genähert, viele Dörfer und Ortschaften hervorgerufen; die Bauerschaften gehen oftmals in städtische Gemeinden auf, den alten Symbolen ihrer Gemeinschaft, den Feld-, Wald- und Weidemarken werden andere substituirt, wo sie nicht gar völlig verschwinden; ein zunehmende Industrie, vermehrte Bedürfnisse verändern die alten Sitten, zahlreiche Schulen geben eine allgemeinere Bildung, das erweiterte Staatsverhältniß, der eröffnete Civil- und Militärdienst erzeugen neue Neigungen, neue Lebensbestimmungen, und der ausgedehntere Verkehr, die vervielfachten Berührungen in einem größern Kreise müssen zusammen vielverändernd auf das Bestehende einwirken. Und diese Bewegung tritt nun hauptsächlich im südwestlichen Theile Westphalens in jeder Richtung, in allen Beziehungen hervor; ja auch den dichterischen Ergüssen, die dort laut werden, sollte man sogar auf eine späte Nachblüthe des alten Minne- und Meistergesangs schließen.

Der nördliche Saum des niederrheinischen Schiffer-wackegebirges, der gegen dessen mittlered Plateauland durch mannigfache Zerklüftung und Zerrissenheit sehr absticht, beißt auf der rechten Seite des Rheins im Munde des Volks das „Sauerland," ein Name, der auf die Schwierigkeiten hindeutet, welche die gebirgige Natur des Bodens der Bebauung desselben entgegenstellte. Im größten, aber wohlthätigen Contrast damit steht die fruchtbare, vielfältiges Korn spendende, doch nicht sehr breite Ebene, welche den nördlichen Fuß des Gebirges umzieht, und die, ebenfalls sehr bezeichnend, der „Helleweg" genannt wird. Der ganze Helleweg ist in eine große Menge von Einzelhöfen, von wohlarrondirten bäuerlichen Freisitzen vertheilt, die sich um viele kleine Landstädte herum zu Bauerschaften aneinander reihen. Er ist der Sitz von wohlhabenden, kräftigen Bauern und Hofschulzen, die ihre Feldfrüchte größtentheils in's Bergische und Sauerländische abtetzen, an dessen Grenzen sich auch die beiden Hauptkornmärkte Westphalens, Herdifle und Witten, befinden. In dem Gebirgslande aber lebt eine zahlreiche, nicht minder kräftige und wohlhabende Bevölkerung von einer edukiven Gewerbthätigkeit, welche die Beschaffenheit des Bodens bedingt, wiewohl auch hier jeder geeignete Fleck zum Ackerbau benützt wird. Die Natur hat demselben nämlich zwei unversiegbare Quellen des Reichthums gewährt. Einmal hat das Land die trefflichsten Eisen- und Stahlerze, und in einem Theile (in der Grafschaft Mark und im Essenschen um die Ruhr) die reichsten Lager von Steinkohlen; sodann ertreut es sich einer großen Zahl von Gewässern, welche die nöthige Wasserkraft zur Ausbeutung und Bearbeitung jener Schätze darbieten.

Durch die zahllosen Thäler, die an Frische und Saftigkeit der Vegetation, wie an grotesker Bildung der sie begleitenden Kalkfelsen miteinander wetteifern, rinnen hier geräuschlos, unter Buschwerk versteckt, im tiefen Serpentindett, fallen dort in jähem Sturz mit lautem Gebraus viele Bäche und kleine Zuflüsse, die sich, nachdem sie tausenden von Wasserrädern Bewegung gegeben und in den Hauptbecken der Lippe, Ruhr, Wupper und Sieg sich vereinigt haben, in den Rhein ergießen. Hier besteht der Gewerbfleiß vornehmlich in Bergbau und Schmiederei, also in Gewerben, die keiner dumpfen Arbeitssälen bedürfen, die den Körper frisch und gesund erhalten, die Kräfte stählen und Kunstsinn wecken.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

Künstler und Dichter als Pairs. — Die Akademie der Wissenschaften.

Der wahre Adel in Frankreich ist jetzt der persönliche, den man sich durch Auszeichnung im Staatsgeschäften, in der Kunst, der Literatur und der Wissenschaft erwirbt. Als niemand angekündigt wurde, der Maler Horace Vernet werde zum Pair erhoben werden, fand es Niemand auffallend, obgleich man ein großer Maler und doch kein guter Staatsmann seyn kann. Allein da man Horace Vernet als einen der größten jetzt lebenden Maler Frankreichs kennt, so schien es natürlich, daß ihm die größte Auszeichnung wiederfahre, welche die Regierung ihm zu Theil werden lassen kann. Die Ernennung ist jedoch bis jetzt nicht erfolgt, und vielleicht ist es auch eben so gut, wenn sie unterbleibt; denn der Künstler kann seine Zeit besser anwenden als durch seine Gegenwart in der Pairskammer. Auch dem Dichter Casimir Delavigne hat man jene Ehre zugedacht, obgleich auch er der Pairskammer wahrscheinlich sehr wenig nützen würde. Lamartine hat sich allerdings trotz seines Dichtergenies als einen ziemlich praktischen Deputirten erwiesen, aber zuweilen reißt ihn doch seine Phantasie mit sich fort und der Dichter tritt statt des Staatsmannes auf. Daß Victor Hugo auch Pair de France werden will, hat man, wie ich neulich bemerkte, aus seiner Antrittsrede in der Academie française geschlossen, über welche Rede einige Zeitschriften noch fortwährend Glossen machen. Einige Journalisten begreifen noch immer nicht, warum der Dichter nicht die Gelegenheit benützt hat, seine literarische Glaubenslehre kurz und bündig auseinander zu setzen und daß sogenannte romantische Banner mitten in der Akademie aufzupflanzen, welche so lange und anhaltend gegen die Romantik Krieg geführt hat. Jetzt muß Victor Hugo noch einige Romantiker in die Akademie bringen, wenn er dort eine Par-ei haben will, denn er weiß wohl, daß der größte Theil der Akademie klassisch gesinnt ist, und daß sie ihn nur deßhalb zum Mitglieder gewählt hat, weil die junge literarische Welt, welche ihn für ihr Oberhaupt ansieht, es gar zu ungestüm verlangte, und weil man im Grunde einem Dichter, welcher sich einen so großen Ruf in Frankreich und im Auslande erworben, doch nicht länger einen Sitz unter den vierzig sozusagen Unsterblichen verweigern konnte. Ueber diese Unsterblichen, deren manche bald nach ihrem Abs leben vergessen werden, während ihre Werke schon längst verlassen sind, macht sich die junge Literaturwelt fortwährend lustig, wie denn diese Akademie zu allen Zeiten eine Zielscheibe des Witzes der Journalisten gewesen ist. Nur wenn diese selbst Ansprüche auf einen Sitz darin zu haben glauben, hören ihre Sticheleien auf, und dann bewerben sie sich so eifrig darum, als alle ihre Vorgänger. Die Akademie der Wissenschaften hat jetzt ein viel größeres Ansehen; es ist jedesmal voll in ihren Sitzungen, da jedem der Zutritt frei steht, und am Ende wird ein Hörsaal erforderlich werden, wie der der Deputirtenkammer; denn die Zahl der einheimis schen und fremden Zuhörer nimmt beständig zu, wie auch die Mannichfalt ihrer Verhandlungen, welche jetzo durch die vielen Mittheilungen und die anhaltenderte Sorre pondenz so beschränkt werden, daß sie sich neulich genöthigt sah, beides aufs Ende der Sitzungen zu verschieben, um sich mit den Arbeiten ihrer Mitglieder beschäftigen zu können. Ohne dieses Auskunftsmittel wäre sie bald zu einem Correspondenzbureau herabgesunken und hätte mehr nicht zu thun gehabt, als Briefe zu lesen und zu beantworten.

Dg.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Rachel.

Ich gebenke noch ihrer reinen, vollen Stimme, ihrer vortrefflichen Aussprache und ihrer richtigen Kenntniß und Anwendung der Betonung. Für eine französische Actrice ist sie im mäßig gerühmten Grade affectirt, und daß es ihr, wenn auch nicht immer, doch unerwartet oft gelingt, die Unnatur des französischen Versmaßes zu verlegen und ihm den Klang einer Sprache zu geben, wie Menschen sie reden, spüre ich zu ihren eminentesten Vorzügen. — Ihre nächste Rolle war Camille in Corneille's Horace. Diese Tragödie, einfacher in der Diktion und richtiger in der Charakterzeichnung, bot der Rachel erst in der fünften Scene des zweiten Aktes Gelegenheit, sich zu zeigen. In dieser Scene bewährt sich Camilla, ihren Geliebten zu vermögen, nicht in Waffen gegen ihre Brüder zu erscheinen, und die Rachel that dieß in so süßen, rührenden Tönen, daß ich nichts mit dem Zauber zu vergleichen weiß, der ihren Lippen entströmte, als Curiaz ihren Bitten und Thränen widerstehe und sie auf seine Worte:

Vous en pleurez, Camille? erwidert:

Il faut bien que je pleure;
Mon insensible amant ordonne que je meure;
Et quand l'flymen pour nous allume son flambeau,
Il l'éteint de sa main pour m'ouvrir le tombeau.
Ce coeur impitoyable a ma perte s'obstine,
Et dit qu'il m'aime encore alors qu'il m'assassine.

Eben so ausgezeichnet war sie im vierten Akte bei der Nachricht, daß ihr Geliebter von der Hand ihres Bruders den Todesstreich empfangen. Der Schmerz, der sie durchzuckte, der Abscheu, mit welchem sie den Gedanken verwarf, ihren Bruder in gehemmter Freude zu begrüßen, und die Bitterkeit ihres Tons; als sie die drei Zeilen sprach:

On demande ma joie en un jour si funeste!
Il me faut applaudir aux exploits du vainqueur,
Et baiser une main, qui me perce le coeur, —

erwarben ihr erst eine lauteste Scene, dann den rauschendsten Beifall. Die Krone ihres Spiels war jedoch unstreitig das Wiedersehen des Bruders. Es lag ein gemäßigtes Gewitter in den Worten, die sie dem Liebe machte, ein fürchterlicher Ernst in den Verwünschungen Roms. Ihr funkelndes Auge, ihre gebietende Gestalt, jede Miene, jedes Wort verbürgten die Wahrheit ihrer Empfindungen, und daß mit Camilla's Tode das Stück schließ, war eine der Künstlerin wie dem Publikum schuldige Rücksicht. — Die letzte und zugleich Beneficevorstellung der Rachel war Marie Stuart im Stücke gleichen Namens von Lebrün. Den Parisern hat sie bekanntlich in dieser Rolle so schlecht gemundet, daß wenig fehlte, sie hätten die gefeierte Künstlerin ausgezischt, und die französischen Kritiker folgerten, Die Rachel sey zwar „éminente“ in der antiken, aber „grien“ in der modernen Tragödie. Ich war abgehalten, der Aufführung beizuwohnen, und kann deßhalb kein eigenes Urtheil abgeben, doch höre und lese ich, daß die hiesige Kritik mit der Pariser nicht übereinstimmt, sondern der Künstlerin auch in dieser modernen Rolle den Ehrenkranz reicht. Wer übrigens Schillers Maria Stuart und Lebrün's Bearbeitung gelesen hat, wird es nicht bedauern, wenn letztere von der Bühne gewiesen wird. Ein geringeres Machwerk ist kaum denkbar, und thaten es die Pariser aus diesem Grunde gepfiffen haben, so wären sie in besserem Rechte als die hiesigen Bravorufer.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 28. Juli 1841.

— Den frohlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Schiller.

Westphälisches Leben.

(Schluß.)

Erze und Feuerungsmaterial außer dem Holze, das mit Fleiß und Sorgfalt gezogen und gepflegt wird, werden aus dem Schooße der Erde heraufgeholt, die Erze in Hütten geschmolzen, in Hammerwerken zu Stahl und Eisen geschlagen und diese wiederum zu Werkzeugen aller Art verarbeitet und so nach allen Weltenden versandt. — Höchst merkwürdig ist dabei, daß diese gewerbliche Thätigkeit keineswegs die altwestphälische, bäuerliche Wohn- und Lebensart geändert, noch gestört, sie sich dieser vielmehr ganz und gar angefügt hat; so stark können alte Verhältnisse vorwirken. Die Schmiede wohnen nicht in Dörfern oder in eigentlichen Ortschaften zusammen, sondern zu Tausenden, je nach der Bequemlichkeit und den Umständen, auf dem Lande zerstreut. Die meisten haben eigenes Besitzthum, einen Korten, der im Kleinen, wie der Bauerhof im Großen, umzäunt, mit Baumhof, Garten und einigem Ackerland umgeben ist, das den Arbeitern ihre Unabhängigkeit sichert, sie in schlechten Zeiten vor Noth schützt und ihr Gewerbe doch in keiner Hinsicht beeinträchtigt. Wer kein eigenes Besitzthum hat, wird der Heuermann eines Bauern oder reichern Besitzers und treibt nebenbei sein Gewerbe. Viele unter ihnen gelangen zu hohem Wohlstand und betreiben den Absatz ihrer Erzeugnisse, selbst im Ausland, auf eigene Hand. Die meisten aber senden ihre Fabrikate an die größern Fabrikanten und Kaufleute zu bestimmten Lieferungsterminen ab, welche sodann deren fernern Absatz besorgen. Eine Menge anderer, damit im Zusammenhang stehender Gewerbe schließen sich natürlich den genannten fundamentalen an und bilden zusammen mit ihnen das rege, mitunter auf einer Quadratmeile zehn-, ja sechzehntausend Menschen gut nährende industrielle Leben, das dem gebirgigen Schauplatz desselben den Namen des „deutschen Englands" gegeben hat.

Unter den vielen kleinen Flüssen, welche die Thäler des Sauerlands durchziehen, sind vor allen die Volme und Ennepe bemerkenswerth, die eine kleine Stunde unterhalb vereinigt fließen und bei Herdike in die Ruhr einmünden. Die Ennepe, welche der berühmten, volkreichen, in ihrer ganzen Länge mit Häusern bebauten Ennepestraße entlang sich hinzieht, gießt ihr Gewässer aus einem Hammerteich in den andern, so daß von ihr — und so weit mir bekannt, von ihr allein — die genauesten Berechnungen herausgestellt haben, daß kein Zoll ihres Gefälles als bewegende Kraft unbenutzt liegen geblieben ist; selbst Bache, die von der Höhe nach kurzem Lauf in sie hinabstürzen, bewegen noch Wasserräder, wie denn der

Digitized by Google

Hasperbach allein auf ſeinem kaum zweiſtündigen Lauf über dreißig Hammerwerke treibt. Welch ein reges, merkwürdiges Getümmel eröffnet ſich hier dem Blick des ſtaunenden Reiſenden! Das grandioſeſte Schauſpiel bietet aber die Nacht, wenn man aus hunderten von Feuerreſſen zugleich Funkenbündel und Feuergarben hoch emporſprühen und das dunkle Thal, Häuſer, Baumgruppen, den Waſſerſpiegel der Teiche beleuchten ſieht. Und wie geſchäftig, belebt und doch ſo freundlich, ſo heimlich und vertraulich erſcheint Alles am Tage! Wie reizend, wie erquicklich die Ausſicht über die dämmernden Thäler von den Höhen herab! Kein nacktes oder geſchminktes Bild ſieht man da, keine geradlinigen Straßen nach einförmigen, ungeheuren Fabrikgebäuden, keine kahlen Gelände und öden Bergflächen; der friſcheſte, ſaftigſte Wieſenwuchs wechſelt ab mit dunklem Laubgehölze, Waldungen aus ſtämmigen Eichen und Buchen, von Gehöften durchbrochen, rauſchen auf den Höhen, ſenken ſich von ihnen herab und ſchließen ſich an blühende Felder, grüne Matten und Koppeln in den Gründen an. Selbſt die Schmelzen, Hammer und andere Werke in den Thälern mit den klaren, grasumwachſenen Teichen verſtecken ſich gern hinter Obſtbaumen und Buſchwerk. Die Wohnhauſer ſind nicht ſehr groß und ſelten für mehr als eine Familie eingerichtet. Gern umgibt und ſchmückt ſie der Eingeborene mit einer Linde, mit Obſt- und Kaſtanienbäumen, mit einem Gärtchen, mit einem Rebſtock. Die Bauart iſt verſchieden je nach dem Material, das eben der Boden liefert; die Bauerhäuſer ſind jedoch immer im altweſtphäliſchen Hauſe gleicht. Einen guten Büchſenſchuß davon entfernt und dazu gehörig ſtehen unterhalb eines großen Teiches, den die Volme füllt, umgeben von Gebüſch, zwei Hammerwerke, worin Senſen und ähnliche Werkzeuge Jahr aus, Jahr ein geſchmiedet und geſchliffen werden, mit Ausnahme der wenigen Wochen, in welchen die Strenge des Winters das ſchnellfließende Gewäſſer feſſelt. Auf der andern Seite des muntern, hier ſchon anſehnlichen Baches erhebt ſich jählings, faſt unmittelbar vom Ufer ab, eine bemooste Kalkfelswand zu einer beträchtlichen Höhe über das Thal, die, wie hier das ganze Kalkgebirge (wozu unter andern die berühmte Höhle von Sundwich gehört), mit Höhlenklüften voll wunderlicher Tropfſteinbildungen, in deren dunkeln Ritzen Fledermäuſe ſchaarenweiſe hangen und anderes Nachtgevögel haust, durchlöchert iſt. Auf der Seite des Gehöftes öffnet ſich das Thal weiter, der Aufgang zum Bergesrücken hebt ſich ſanfter und iſt bebaut. Die ganze Gegend iſt durchaus gebirgig, voll Seitenthälern und Keſſeln; überall geht es bergauf, bergab, und die Vegetation in den Thälern und an den Abhangen iſt die friſcheſte, ſaftigſte, welche man ſehen kann. Dem bezeichneten ähnliche Schmiedehämmer, bald größere, bald kleinere, trifft man im Thale viele an, ob man nun die Volme aufwärts oder abwärts geht, und in der Umgegend umher liegen zerſtreut viele anſehnliche Bauerhöfe und Ardeiterkorten.

Das genannte Gehöfte beſitzt ein Mann, den keine Berühmtheit auszeichnet, deſſen Namen nur Nachbarn und perſönlichen Freunden bekannt iſt, der aber doch durch Umſtände und Landesbeziehungen eine anziehende, bemerkenswerthe Erſcheinung genannt zu werden verdient. Aus dem Leben dieſes Mannes gedenke ich ein andermal den Leſern einige Züge mitzutheilen.

Lago di Garda.

(Fortſetzung.)

Die freundliche Alte ſprach deutſch und empfahl mir ihren landsmänniſchen Nachbar als Beherberger. Ich wandte mich ſogleich hinüber, fand einen guten deutſchen Michel, eine kernhafte hübſche Kellnerin und einen breiten Herd, neben deſſen helllodernden Feuer ich mich auf einen Rohrſtuhl hinſetzte und durch Umwenden allgemach durchwärmte und trocknete. Die Küche war das Gaſtzimmer, eine große Platte in der Mitte der Zechlich der Gäſte. Ich fügte mich gern in dieſes Weſen, das ſo manche Aſſonanzen an Geleſenes darbot. Ein Mann von der Feder, wenn es kein Kanzlei- oder Comptoirkiel iſt, weiß dergleichen Scenen in der zweiten Potenz zu beleben. Nun immer zu! denkt er, hier oder nirgend iſt Oſtade und Teniers! Gezeichnet wird ſich das um ſo beſſer ausnehmen! — Ohne Anſprüche ſuchte ich mir das Bereitliegende zu Nutzen zu machen.

Nothdürftig abgedampft und getrocknet lief ich wieder an das Geſtade. Der See war noch lebhaft bewegt und plätſcherte ſchäumend gegen die Steinplatten her. Die Form der dunkeln, geſchnäbelten Schiffe zeichnete ich mir auf. Eines kam mit neun Pferden beiezt in den Hafen. Die Schifffahrt mit Getreide aus Italien nach Tyrol und mit allerlei Gut hin und her iſt lebendig. Fiſcher ſah ich draußen mit einem großen Netz auf dem

Digitized by Google

fange beschäftigt. Zu der Kirche stieg ich dann hinauf und sah über die Häuser weg zu den Olivengarten hinüber, zu denen ich wegen eines schroffen Vorsprungs nicht gelangen konnte. Artischokenpflanzen hielt ich gutmüthig für Ananasesslinge, als hätte ich an Oel und Seide, Wein und Mais, Lorbeer und Aloe, Citronen und Orangen noch nicht Süden genug. Auf den Feldern stand das Korn schon mannshoch.

Die Luft hatte sich nach einigen Nachschauern vollständig geklart; nur ein feiner blaulicher Duft schwebte noch um die Nahe und Ferne. Nichts ging mir über die Aussicht aus meinem Zimmer. Ich sah gerade den See hinab, wie er sich zwischen den zwei Gebirgszügen mehr und mehr ausweitete. Der Monte Baldo senkte sich fernab im Bogen gegen den Wasserhorizont; das Gebirge rechts aber schloß den Gesichtskreis mit einem hohen, senkrecht auf die Seelinie abfallenden Vorgebirge, wie es uns ein Vernet nicht malerischer darstellen könnte. Ueber diese Bergcoulissen hinaus verlor sich das Gewasser in's Unbegrenzte, eine Tauschung, die durch den kleinen Augwinkel, den in solcher Weite die lombardische Ebene bildet, immer eintritt, wenn die Ferne duftig ist.

Dieses einfach großartige Landschaftsbild suchte ich um so mehr in meinem innern Sinne zu fixiren, als ich wohl ahnen konnte, daß es mir einzig bleiben werde. „Die Aussicht von Torbole," sagt ein Gereister, „wird selbst den entzücken, der Sorrent gesehen. Luft, Licht und Wasser weben ein solch magliches Netz von kraftiger Farbung des Vorgrundes, von warmem Duft für die Ferne, daß man nichts vermißt, was jen.n südlichsten Meerkusten Europas den ewigen Zauber verleiht." — Diese Vergleichung ließ ich mir um so mehr gefallen, als ich mich bei aller Reiselust doch von jeher nur einer beschiedenen Befriedigung erfreuen konnte und, statt der Originalanschauung so mancher Erdverlebritäten, mich mit Analogien begnügen mußte.

Eine gewisse Behaglichkeit hielt mich in meiner Herberge fest und verbinderte mich, heute noch nach Riva hinüber zu gehen. Das Dampfboot „Erzherzog Rainer" kam erst übermorgen früh dahin und ich hatte es hier gut.

Es war Dienstags den 14. Mai, als ich über den Sarkastuß einem hohen Rücken, der sich von Norden her in's Thal gelagert hat oder, umspult von Fluthen der Urwelt, stehen blieb, zuwanderte. Er tritt mit einer senkrechten Felswand an's Gestade; ein Zöllner bewacht in seinem zum Theil unter den drohend überhangenden Felsen hinaufgebauten Hause die durch ein Gitter geschlossene Straße, die eine gute Strecke weit jenen durch Sprengung abgewonnen worden. Stämmige Feigenbäume, von bunten Zierpflanzen umwunden, grünten mit ihren breiten Laubmassen an der Ufermauer herauf. Unten rauschte der See gegen sie heran. Von einem wenige schroffen Vorberge glänzte hell und freundlich ein weithinschauendes Landhaus herab.

Das Uferstädtchen Riva erblicken ganz in die Ecke eines sich aufsteigenden Felsengebirges hineingeschoben. Ehe ich noch das Stadthor betrat, richtete ein Mann von seiner Thürbank aus sein Augenmerk auf mich, trat grüßend heran, zeigte auf den Aushangschild seines Hauses: Due Torri, und lud mich ein, bei ihm Quartier zu nehmen, welches ich gewiß nach meinem Wunsche besorgt und billiger finden werde, als die Gasthöfe der Stadt. Ich willigte um so lieber ein, als der Wirth deutsch sprach und sein Haus frei und freundlich gelegen war. Es durfte mich nicht gereuen: das Zimmerchen, wo ich mich zurecht machte, hatte eine liebliche Aussicht; die Frauen in der Küche machten freundliche Gesichter; ich war schnell wie zu Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Korrelpondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Das neue Schauspielhaus. — Die. Georgen.

Es galt für ausgemacht, daß unserem alten Schauspielhause seine längere Existenz verkümmt werden, und während es abgetrochen wurde, das neue ganz geschlossen bleiben solle. Dieß würde der voraussehen Langeweile noch verdrießlicher gewesen seyn, wenn sie nicht in der Regel mit Equipage, oder doch mit so viel Baarschaft oder Kredit versehen wäre, um von dem mitunter recht bösartigen öffentlichen Zuhrwerke Gebrauch machen zu können, worin sie ohne Anstrengung, sogar im schlechtesten Wetter trocknen Fußes nach dem Theater dem Lustlichen Bade gelangen, dabei darauf gefaßt war, zum einstweilen ausschließenden Tempel Thaliens erhoben zu werden. Denn Melpomene trägt ihre griechische Nase gen wohnlich zu hoch, um in diesem ablernen, etwas gebrechlichen Heiligthume sich Opfer gefallen zu lassen. Der Glaube an das Sechtliehen des neuen Schauspielhauses war interessen bisher blinder Kötergläubig gewesen. Man sah einander fragend an, und kein Mensch wußte, worauf er sich gegründet. Der obere Theil des alten Theaters war schon der Demolition erlegen, und während auch der untere Theil immer durchsichtiger und gespensterhafter wurde, verlautete, daß die Bühnen-trektion ein interimistisches Schlesien des neuen Hauses nie beabsichtigt habe. Auch dem schwachen Fröhlingsdämmel gelang es nur bei mißfälligen Stücken, der uns gewordenen neuen, noch in der frischesten Jugend strahlenden Theaterdemuth grossen Abbruch zu thun. Die Anwesenheit vieler einheimischen, auf auswärtigen Bühnen herumschwärmenden Künstler wurde bald um so leichter verschmerzt, da Partier Virtuosen im großlichen Fluge durch unsere Stadt ihren, zum Theil etwas verjährten Schwung auf dem luftigen lichen Theater leuchten ließen. Vielleicht würde der Besuch stärker gewesen seyn, wäre keine Verdoppelung des Preises

Digitized by Google

eingetreten. Höchst auziehend fanden es Viele, in der Schauspielerin Georges eine große Capacität nach beinahe drei Decennien in demselben Berufe, wenn auch im Ausdruck sehr verändert, doch mit entschiedener Kraft und Gewandtheit sich wieder bewegen zu sehen. Damals hatte sie, wenn dem vielverbreiteten Gerüchte zu glauben ist, ihren eigenen Willen gegen einen Tiranen zu behaupten gewußt, welcher der ganzen übrigen Welt auferlegte, seinen Willen zu haben als den seinigen. Während er, an einen Felsen geschmiedet, nach Spielraf des Prometheus Aeschylus, wandelte die Schauspielerin Georges auf den Kunstbretern durch Europa in derselben Sphäre wie vormals, um (gleich Ludwig dem Achtzehnten zur Zeit der französischen Kaiserregierung) wo möglich die Welt zu überzeugen, daß Mlle. Rachel eine bloße Usurpatrice, sie aber die ächte Legitimität sey, welche an die Spitze des Théâtre français in Paris gehöre. Mlle. Georges wurde in ihren Kunstbethätigungen durch einige Schauspieler von großem Talent unterstützt, so daß die Gesellschaft auf günstige Aufnahme Accueil wird rechnen können, obgleich die französische Tragödie an sich dem deutschen Geschmacke nicht zusagen will. — Der Sommer möchte wohl über den unserem neuen Schauspielhause noch zugedachten äußern Ausschmückungen verstreichen. Fortsonsten wird an den wesentlichen Theilen derselben eifrigst gearbeitet. Das große Relief, den Triumphzug des Bacchus und Herkules darstellend und im Einzelnen wie im Ganzen mit Genialität und Laune vom Bildhauer Hänel erfunden und ausgeführt, ist der Vollendung in Stein ganz nahe. Schon sieht man Bruchstücke davon nach dem Kunstausstellungssaale auf der Brühlschen Terrasse schaffen. Die noch im jetzigen Monate dort beginnende öffentliche Schau der Kunstwerke wird schon durch dieses Relief ungemeine Anziehung erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Rachel.

Nächst dem gewichtigen, stipulirten Solde, welchen die Rachel genertet, hat es ihr an freiwilligen Gaben nicht gefehlt. Hohe Hände haben ihr werthvolle Andenken, Schawls, Geschmeide und dergleichen überreicht, und gälten ihr dabei auch die gewonnenen Lorbeerkränze nichts, so müßte sie doch in klingender Beziehung mit London zufrieden seyn. Jedermann weiß, denn jedermann liest es in den Zeitungen, wie viele Schillinge ihr jede Zeile eingetragen, die sie auf der Bühne gesprochen, wie viele hundert Guineen der Schawl werth gewesen, welchen Königin Adelaide ihr um die Schultern gelegt, und was in dem Körbchen sich befunden, womit Königin Victoria sie bedacht. In London herrscht aber mehr als irgendwo der Grundsatz, daß, wo etwas einkommt, auch etwas aufgehen, und wo viel einkommt, wo möglich noch mehr aufgehen müsse. Wer namentlich vom Publikum lebt, darf nicht kargen, oder er wird von Falkenaugen bewacht und von Spöttern mißhandelt. Ich erinnere an die zahllosen Witze und Karikaturen, mit welchen seiner Zeit Prinz Leopold heimgesucht wurde, und die an lebenden Mitgliedern des königlichen Hauses wegen vielleicht lohnendsten Sparsamkeit sich feierwährend vergreifen. Auch die Rachel entging der öffentlichen Spitzrutenung nicht, und über die dionomische Verwaltung ihres Hauswesens waren viele spaßhafte Anekdoten im Umlauf getommen, die, wenn nicht das Verdienst der Wahrheit, doch das der guten Erfindung haben. Indessen zu ihrem Verständnisse eine genaue Bekanntschaft mit der Londoner Hausmeinung oder längere Erklärung erfordern, als hier am Orte sein wäre. Auch wäre es leicht möglich, ich griffe die bestersindenden heraus und verfündigte mich das durch an der Wahrheit. Eine Thatsache aber, welche ich verbürgen kann, ist zuzüglig die, welche die Presse an der armen Rachel und ihrem Vater mit der schärfsten Ironie und etwas noch Schlimmerem gerügt hat. Eines der Opfer, welche das nunmehr aufgegebene Dampfschiff, der Präsident, dem Weltengrabe überliefert hat, war ein tüchtiger Schauspieler, Namens Power. Power hat der Londoner Bühne seit ungefähr 20 Jahren angehört und nacheinander auf dem Olympus, dem Adelphi, dem Coventgarden- und dem Haymarket-Theater gespielt. Von einem sogenannten Allerhands Acteur — actor of all work — war er zuletzt ausschließend Komiker geworden, succedirte dem plötzlich gestorbenen Connor im irischen Rollenfache, galt in der jüngsten Zeit für den besten Pattron und Raufbold — worin eben das irische Naturell besteht — und erfreute sich der großen Gunst des Theaterpublikums. Er war nach Amerika gereist, nicht nur um Gastrollen zu geben, sondern auch um eine in Texas ihm zugefallene Besitzung zu veräußern und mit dem Kapitale schillinge seiner Familie finanzielle Lage in England zu verbessern. Das Glück war ihm bis an die Schwelle der Heimkehr günstig; er schiffte sich, Kreditbriefen nicht trauend, mit einer Baarsumme von mehr als 50,000 Dollars ein, und hinterläßt nun Weib und Kind in großem Nothstande. Sobald der Untergang des Präsidenten nicht mehr zweifelhaft sein konnte, erbösteten die Freunde der doppelt unglücklichen Frau wieder für diese eine Subskription. Man wandte sich natürlich auch an Mlle. Rachel, nun sie unverzeichnete — ein Pfund Sterling. Ihre Vertheidiger behaupten, der Vater habe selbst dieß kaum gestattet; aber solche Pietät wollen Presse und Publikum nicht gelten lassen. — Einen erfreulichen Gegensatz zu dem Rachelschen Ein Pfund bildete das Anerbieten der deutschen Operngesellschaft, durch eine völlig kostenfreie Vorstellung zum Besten des abgebrannten Andrew Dücrow ihr Scherflein zu Unterstützung des so vielfach um den größten Theil seiner Habe Gekommenen beizutragen. Dücrow ist Pächter des unter dem Namen Astley's Amphitheater weltbekannten Reitercircus, den im vorigen Monat eine ungeheure Feuersbrunst aus dem glänzendsten Etablissement dieser Art in Schutt und Asche verwandelte. Seit dem Brande der Börse i. J. 1838 hat London kein größeres Feuer gesehen, und binnen einer kurzen Reihe von Jahren ist es nun das dritte mal, daß die Flammen den Tummelplatz der gefürchteten Reiter und der schönsten Reiterkünste vernichtet haben, eine Wiederholung, die aus der Masse brennbarer Stoffe und dem alltäglichen Feuerregen sich leichter erklärt als die Unvorsichtigkeit des Pächters, ein Eigenthum, das über 50,000 Pfd. werth ist, unversichert zu lassen. Da der Eigenthümer des Hauses, vorsichtiger als sein Pächter, es mit 3000 Pfund versichert gehabt, so ist in London, wo nichts liegen bleibt, ein schneller Aufbau seinem Zweifel unterworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: „Die Franzosen der neuesten Zeit." Prachtwerk, mit 200 Holzschnitten. Verlag von J. Scheible in Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 180.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 29. Juli 1841.

— We have now no thought in us but France;
Therefore, let our proportions for these wars
Be soon collected; and all things thought upon,
That may, with reasonable swiftness, add
More feathers to our wings.

Shakespeare.

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege.

Wir haben im vorigen Jahre Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden mitgetheilt. Als Gegenstück dazu erscheinen die folgenden, schon vor Jahren entworfenen Skizzen des Kriegslebens, das in den deutschen Heeren anfängt zum Mythus zu werden. Was jene Schilderungen auszeichnete, die Lebendigkeit der sinnlichen Auffassung und die Einfachheit des Vortrags, wird man auch bei den folgenden nicht vermissen.

Marsch und Quartier.

Das 29ste Bülletin der Napoleonschen Armee, so grauenvolles Unglück es auch verkündete, durchzuckte wie ein elektrischer Funken ganz Deutschland und weckte das gesunkene Gefühl deutscher Nationalität zu neuer Thatkraft. „Haben Sie das 29ste Bülletin gelesen?“ fragte Einer den Andern mit funkelnden Augen. Es war eine barbarische Freude, der Jubel einer Nation über den erstarrten Leichnamen ihrer Feinde. Der Himmel selbst schien hier die Hand der Nemesis geführt zu haben; er schlug die fremden Treiber, die bis dahin unbezwungenen Cohorten, nicht durch das Schwert ihrer Gegner, sondern durch die höhere Kraft seiner Elemente. Als der preußische General York sein Corps mit der russischen Armee vereinigte, handelte er nur im Sinne der öffentlichen Meinung in Deutschland. Durch die Proklamation von Kalisch und die eben so edle als einfache Kriegserklärung Preußens war der erste Schritt zur Nationalerhebung Deutschlands geschehen, und wer seiner Stellung nach nicht daran Theil zu nehmen vermochte, begleitete sie doch mit seinen heißesten Wünschen. Noch lange aber schwankte man zwischen Furcht und Hoffnung. Die Zunge der Wage sank nach den Schlachten von Lützen, Bautzen, Dresden, sie hob sich nach den Tagen von Culm und Großbeeren, bis endlich die Völkerschlacht bei Leipzig Deutschlands Befreiung besiegelte. Man sah im Süden von Deutschland der Ankunft der alliirten Armeen mit allgemeinem Jubel entgegen.

Man hatte seit geraumer Zeit bei uns keine andern Uniformen gesehen, als französische, und ich betrachtete als junger Soldat mit innigem Vergnügen einen österreichischen Kürassier, der vor dem Hause eines Generals Schildwache stand und der erste Oesterreicher war, den ich überhaupt erblickte. Einen russischen Offizier, der den Kaiser Napoleon mit einer Art Geringschätzung „Herr Bonaparte“ nannte, umarmte ich voll Vergnügen, so groß war damals unser Haß gegen Frankreich und dessen Herrscher.

Digitized by Google

Ich muß immer lachen, wenn ich Reiſende, die ſich mit Extrapoſt oder im Eilwagen durch die Welt wiegen laſſen, über die Beſchwerlichkeiten des Reiſens klagen höre. Eine holperigte Straße, ein ſchlechtes Bett, ein nicht comfortables Eſſen bringt ſie ganz außer Faſſung. Ich wünſchte, daß ſie einmal auf einer Heerſtraße, auf welcher große Truppenmaſſen ziehen, Quartier machen und Quartier beziehen müßten. Mir wurde gleich beim Beginn des Feldzugs dieſes Glück zu Theil. „Herr Lieutenant,“ ſagte mein Obriſt noch auf deutſchem Boden, „hier iſt die Marſchroute; Sie machen Quartier.“ — „Sehr wohl, Herr Obriſt.“ — Das Städtchen N. N. und Dependenz. — „Das iſt, ſo viel ich weiß, ein kleines Neſt für ein ganzes Regiment.“ — „Thut nichts, Sie nehmen die Umgebung dazu; aber ja nicht zu weit verlegen, damit ſich morgen die Concentrirung nicht zu ſehr verzögert.“ — „Sehr wohl, Herr Obriſt.“ — „Und beſorgen Sie mir ein gutes Quartier.“ — „Sehr wohl, Herr Obriſt.“ — „Und hören Sie, gute Stallung für die Pferde, und machen Sie, daß Sie fortkommen; das Regiment wird gleich abmarſchiren. Der Teufel weiß, was ſie im Hauptquartier treiben; ich habe die Marſchordre erſt dieſen Morgen bekommen.“ — „Sogleich, Herr Obriſt. Iſt Vorſpann da?“ — „Da müſſen Sie ſelbſt zuſehen; gehen Sie zu den Leuten da auf's Rathhaus.“

Ich ging zu den Leuten da auf's Rathhaus. Unterwegs begegneten mir mehrere Offiziere. „Sie machen Quartier?“ — „Ja.“ — „Sorgen Sie doch auch gut für mich.“ — „Sehr wohl, Herr Obriſtlieutenant, Herr Major, Herr Hauptmann.“ — „Herr Bruder,“ ſagte eine wohlbekannte Stimme, „wenn du mich nicht in ein Quartier legſt, wo hübſche Mädchen ſind, ſo —“ — „Hol' dich der Teufel!“ ergänzte ich. „Ich werde mich ausdrücklich erkundigen, wo die bäßlichſten alten Jungfern oder Weiber wohnen.“ — Ich ging auf's Rathhaus. Die Leute da fagten, es ſey kein Pferdeſchwanz mehr im Ort. — „Nun,“ verſetzte ich trocken, „das iſt mir eben recht, dann bleibt das Regiment hier.“ — „Guter Gott!“ ſeufzte der Bürgermeiſter, „iſt doch auf dieſen Abend ſchon anderes Quartier angeſagt! Wie viel brauchen Sie denn Wagen?“ — „Ein halbes Dutzend.“ — „Die können wir nicht aufbringen,“ riefen einige der Väter der Stadt zumal. — „Ausgenommen,“ ſagte ich lachend, „wenn die Herrn vom Rathhaus ihre eigenen Pferde hergeben. Doch Spaß bei Seite, wenn Sie mir in Zeit einer Viertelſtunde drei Wagen verſchaffen, bin ich auch zufrieden.“ — So wurde der Vertrag geſchloſſen; doch währte es eine ganze Stunde, bis ich mit meinen Quartiermachern abfahren konnte. Das Regiment war bereits zum Abmarſch aufgeſtellt, und der Obriſt rief mir zum Abſchied zu: „Donnerwetter, Herr Lieutenant, ſind Sie noch da! machen Sie in's Teufels Namen, daß Sie fortkommen!“ Da fuhr ich in Gottes Namen davon.

Unterwegs fanden wir die Straße von marſchirenden Truppen angefüllt, Fußvolk, Reiterei, Geſchütz. „Fahr zu, Kutſcher! Links, rechts!“ Die Straße war kothig, die Beſpritzten verwünſchten uns, aber wir kümmerten uns wenig darum. Endlich, an der Spitze der Kolonne, erblickten wir den Generalſtab. Was war da zu machen? Wie unbeſchrieen vorbeikommen? Zum Glück mündete ein Seitenweg auf die Heerſtraße ein. „Fort, Kutſcher, durch dick und dünn!“ Aber leider haben dieſe Herrn vom Generalſtab Falkenaugen. Eine Ordonnanz ſprengte querfeldein: „Sie ſollen zum General kommen, Herr Lieutenant.“ — „Ew. Excellenz haben befohlen?“ — „Was, zum Henker, fällt Ihnen ein, mitten durch die Kolonne zu fahren?“ — „Ew. Excellenz halten zu Gnaden, ich ſoll Quartier machen; das Regiment folgt mir auf dem Fuße; mein Obriſt hat mir Eile empfohlen.“ — „Was Obriſt! was Eile! Man fährt nicht durch die Kolonne. Warum ſind Sie nicht früher aufgebrochen?“ — „Erſt dieſen Morgen haben wir Marſchordre bekommen.“ — „Thut nichts, man ſoll nicht durch die Kolonne fahren! Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ — „Sehr wohl, Ew. Excellenz!“ — Damit hatte ich meinen Laufpaß und ſäumte keinen Augenblick.

(Fortſetzung folgt.)

Lago di Garda.

(Fortſetzung.)

Mein erſter Gang war zu einem nahen Klöſterchen, welches verlaſſen ſchien. Im Kreuzgange fand ich über den Thüren eine Folge von kleinen Fresken, die mich an den Jüngling zu Nain in Meran erinnerten. Es war die epkliſche Geſchichte eines Wunderthäters, der, ſoviel ich nach einem mehrmaligen Umgang enträthſeln konnte, des Erſtaunlichen, ja des Unmöglichen zu Land und Waſſer viel gethan und die Wunder unſers Herrn ſelbſt überboten haben mußte. Aber die Conception, die Anordnung, Gruppirung, Zeichnung, der Ausdruck der Geſtalten, die, urſprünglich nur leicht hingeworfen, durch die Zeit noch gelitten hatten, ſie waren ſo geiſtreich, einfach, fromm gedacht, daß ich mich bei dieſer Unſcheinbarkeit einer wenig beachteten, verlaſſenen Kapelle mit kindlicher Luſt aufhielt und bedauerte, dergleichen Schilbereien nicht zu Hauſe zu haben. Gerade bei ſolchem Skizzenhaften, das den freien Zug des Meiſters beurkundet, der aus ſeinem größern Vermögen ſpielend, ja launig etwas hinwarf, ſind wir unſererſeits geneigt, das Beſte

Digitized by Google

zu denken, und der Selbſtergänzung auf imaginativem Wege zu frenen, während wir an das Ausgeführte den Anſpruch des Vollendeten, der täuſchenden Darſtellung wirklicher Natur machen.

In der Piazza grande, die nach Süden offen den Hafendamm bildet, erkannte ich das Bild eines jungen Malers wieder und lobte ihn wegen der Wahl dieſer Oertlichkeit voll maleriſcher Gegenſätze. Stattliche Gebäude, zum Theil mit Bogengängen, begrenzen auf drei Seiten den mit Sandſtein- und Granitplatten gepflaſterten Raum; hier bewegt ein Heiliger auf hohem Piedeſtal die ſegnende Hand; dort gähnt ein alterthümliches Thor, das zu einem andern Baſſin führt; an lebendiger Staffage und nautiſchen Beigaben fehlt es nicht. Ein runder Thurm ſieht über die Häuſer herein und Felſen, mannigfach zerklüftet und bewachen, ragen himmelan. — Handwerker arbeiteten in offenen Raumen; hie und da gewahrte ich papierne Fenſter; Weiber ſpannen von einem im Gürtel ſteckenden Rocken. So ragte italieniſche Sitte ſchon überall herein. Ich brachte mich nicht dazu, mir die hundert Einzelnheiten zu bemerken, mit welchen Andere ihre Reiſebilder in's Kleinſte zu beleben trachten; gabe ja ſonſt jeder Tag ein kleines Heft und würde die Fluth der Schilderungen in's Unendliche anſchwellen. Der Leſer, der nicht ähnliches Erlebtes dazubringt, findet oft nicht einmal das intereſſant, was den Reiſenden auf beſondere Weiſe angeſprochen hat, und was er als ſolches darzuſtellen ſich angelegen ſeyn läßt. So leſe ich Goethes italieniſche Reiſe wieder und wieder, und finde erſt jetzt, was er gewollt hat, wie treu und plaſtiſch ſeine Schilderungen ſind. — Er ſchwelgte hier in Südfrüchten, wo ich gerade erſt hinter der Blüthe herkam. Er war am 12ten Sept. 1786 in Torbole. — Wegen einer gewiſſen nächtlichen Bequemlichkeit hatte er mir bange gemacht; ich glaubte mich auch in die Höfe gewieſen zu ſehen; das geſchah aber nirgends; überall war für das Bedürfniß geſorgt.

Ich ging durch das alte Thor zum zweiten Baſſin und am leddaſt bewegten See hin von Stelle zu Stelle. Mädchen waſchen auf hölzernen, an's Waſſer hingeſchobenen Gefügen, wie ich's fortan traf; Gerber hatten ſich mit ihrem amphibiſchen Geſchäft dieher gemacht. Der aufragende Fels trat mir hemmend entgegen. Ein furchtbares Geſchön drang aus niedrigen Ställen, ſo erbärmlich als marktdurchbohrend. Es war Eſelsgeſchrei. Dieſe Laſtthiere werden in Riva zum Tragen verſchiedener Früchte und Waaren in die hochgelegenen Bergorte gebraucht. Sie holen die erſchrecklichen Töne, ich weiß nicht, ſind's Liebesſeufzer oder Hungerrufe, immer tiefer und tiefer aus dem Innerſten heraus, wie der Löwe ſein Brüllen, dem es an Stärke nichts nachgibt.

Die Straßen des Städtchens, das 5000 Einwohner zählt, ſind eng und dergigt, haben aber mitunter mythologiſche Namen. Die Italiener ſind geborene Enthuſiaſten. Die Pfarrkirche, im Jahr 1763 errichtet, iſt ein ſtattlicher Bau. Ein großes Altarbild und zwei runde Gemälde zur Seite zieren ihr Inneres. Jenes, eine Himmelfahrt Mariä, ein Favoritgegenſtand der ſüdlichen Künſtler, erfüllte mich mit großer Achtung vor dem Meiſter, Graffanara von hier, der noch in lebendigem Andenken der Bewohner ſchwebt. Sie erzählten mir die Hauptmomente ſeines Lebens. Sey nun das Bild Copie, was ich nicht glaube, oder freie Nachahmung eines Venetianers, oder geiſtreiche Combination mit Reminiscenzen, jedenfalls ſcheinen mir dabei die Hauptbedingungen der Kirchenmalerei in ſchöner Verbindung erfüllt. Tyrol hatte ſtets und auch zur Zeit des Verfalls der Kunſt, wo bei und wenig Gutes zu Stande kam, brave Maler.

Außerhalb der Stadt zog mich's auf der Straße nach Arco fort zu einer in achteckigter Form erbauten, der unbefleckten Empfängniß Mariens geweihten Kirche. Ein wunderthätiges Bild von ihr gab Veranlaſſung zum Bau. Was mich mehr als die prunkende Ueberladung des polygonen Raumes anſprach, waren acht auf Holz, braun in Braun gemalte Darſtellungen an dem Untertheil der Wände. Ich erfreute mich eines in jeder Beziehung tüchtigen Schaffens, einer gediegenen Zeichnung, die ſo oft in der Ausbildung unſerer Künſtler zurückbleibt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortſetzung.)

Eton Montem.

Wenige Tage vor gedachter Feuersbrunſt wohnte ich dem größten, nur alle drei Jahre wiederkehrenden Schulfeſte zu Eton bei, dem ſogenannten Eton Montem, oder wie ſie es dort nennen, the triennial celebration of the Montem. Ehe eine Eiſenbahn von London an Windſor vorüberführte — Windſor und Eton werden blos durch eine Brücke getrennt — koſtete die Fahrt dritthalb Stunden; jetzt wird ſie für das halbe Geld bequem in einer Stunde zurückgelegt. Was ohne Zweifel beitrug, die Zahl der Schauluſtigen in die Tauſende anzuſchwellen. Das Feſt hat ſeinen Namen daher, daß die Etonſchüler — Eton boys — auf einen Berg (lateiniſch montem) auszuziehen, welcher der Salzberg heißt, und der Urſprung des Feſtes geht bis in die Zeit der Stiftung der Schule unter Heinrich VI. zurück, um das Jahr 1440. Die erſte Eigenthümlichkeit dieſer antiken Feſtluſt beſteht darin, daß einige hundert Zöglinge — der Chus zählt nahe an 700 — mit dem früheſten Morgen alle nach Eton führenden Haupt- und Nebenſtraßen beſetzen, um die Vorüberpaſſirenden um das „Salzgeld" anzuſprechen. Zu dieſem Behufe

erscheinen die Wenigsten in gewöhnlicher Kleidung, die Meisten in beliebiger grotesker Tracht. Am Tage, wo ich die Ehre hatte angehetzelt zu werden, trugen die Aeltesten, Jünglinge von 14 und 15 Jahren, fantastische Weiberkleider mit angemessener Frisur und Kopfbedeckung. Die im Range zunächst stehenden bildeten eine Art militairischer Löffelgarde in scharlachrothen Röcken, goldenen Epauletten, dreieckigen Hüten, steifen Stiefeln, Schwerter an der Seite oder Lanzen in den Händen. Die Jüngsten stellten ein en costume auseinander gelaufenes Hunde- und Affentheater vor, und mehrere, nicht größer als ein tüchtiger Bullenbeißer, spielten ihre Rollen täuschend ähnlich. Die Jüngern und Jüngsten sind die eigentlichen Geldsammler. Sie liefern, was sie empfangen, an die Aeltesten ab, die sich deßhalb für diesmal mit Rosenstrickbesuch versorgt hatten. Die Schuldvorschrift besagt allerdings, daß die Einsammlung mit gegenseitem der Beschreibheit und ohne Jemandens Belästigung erfolgen soll. Dies wird jedoch so streng nicht gehalten, sondern nur zu oft auf das Gröbste unterlassen, und wer nicht der Gefahr wörtlicher und thätlicher Injurien, gegen welche es an diesem Tage kaum eine Abhülfe gibt, sich aussetzen will, muß den Beutel ziehen und spenden. Ohne solche Exorsion wäre den auch wahrscheinlich die Spenden minder reich ausfallen, deren Gesammtsumme sich das legtemal auf 1800 Pfund Sterling belief. Das Schulstatut bestimmt in Betreff des eingesammelten Geldes, daß es in zwei gleiche Hälften geetheilt und davon die eine zu Bestreitung der Ausgaben „für Speise und Trank, auch sonstige sich für einen Schuljungen schickende Ergötzlichkeit," die andere aber zu Unterstützung „des Aeltesten der armen Jungen bei seinem Abgange nach Cambridge" verwendet werden soll. Die Sayung wird natürlich befolgt, ihr Zweck aber aus den Augen verloren. Der Ausdruck: „arme Jungen" paßt schon lange nicht mehr auf die Etonscholar. Reiche haben ihre Eton in das von König Heinrich gebaute Nest gelegt und die legitimen Jungfassen vertrieben. Jezt befinden sich in Eton nur die Söhne wohlhabender Eltern, denn selbst reiche Bischöfe und Oberrichter, Generale und Admirale tragen kein Bedenken, für ihre Sprößlinge die „armen Jungen" bestimmten Freistellen in Besiz zu nehmen, und welches auch die Verwandtenstände der Eltern nach deren Tode seyn mögen, wer seinen Sohn nach Eton bringt, muß wenigstens anstandsmäßig die Mittel haben, ihm eine anständige Erziehung zu geben. Das hier ist es bereits der Fall gewesen, daß der Aelteste der armen Jungen bei seinem Abgang nach Cambridge das am Eton montem vi et armis erpreßte Geld zu seinen menus plaisirs in die Tasche gesteckt hat.

(Schluß folgt.)

Dresden, Juli.

(Fortsezung.)

Rietschels Werke für das Schauspielhaus. — Merkwürdigkeiten.

Das kunstliebende Publikum ist dem Professor Rietschel sehr dankbar dafür, daß er sein Atelier, worin die des Aeschylos Eumeniden entstehnten, zur Zier des Frontons am neuen Schauspielhause bestimmten kolossalen Bildsäulen fertig aufgestellt sind, für Jedermann eröffnet hat. Eine dabei befindliche Zeichnung gibt die vereinzelten Gestalten in dem Zusammenhange, wie sie erscheinen werden. Es sind die Erinnyen, die, brennende Fackeln in der Hand, die Leichen der gemordeten Klytemnestra und Aegisthos dem Mörder Orest nachbringen, bis Apollon und Pallas ein Gericht zu Entscheidung seines Schicksals niedersezen. In der Mitte der sinnreichen Darstellung hat die in ihrer ganzen Würde erscheinende Muse der Tragödie den Ehrenplatz erhalten. Auch die mit den geheimnißreichen Tiefen der Kunst minder Vertrauten fühlen sich mächtig ergriffen von der Flöte und Maske nigfaltigkeit der Gestaltungen und Charaktere dieser Werke, die nach dem particulären Kennermurtheile das Höchste sind, was von dem trefflichen Meister in der Skulptur bis jezt geleistet worden. Besonders sind die von Apollon und Athene dargestellten drei hochbejahrten Richter durch ihre gründliche Individualisirung ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Bewunderung. — Auch die Ausführung der kolossalen Statue Schillers in Stein ist bereits erfolgt. Thorwaldsen hat sie während seiner Anwesenheit gesehen und ihr seinen Beifall nicht versagt. Die Situation, in der man den erhabenen Dichter erblickt, könnte kaum ansprechender seyn. Schiller sizt im Surtout, über den noch ein weiter Mantel geworfen ist, der auf der linken Schulter ruht, die rechte aber ganz frei läßt. Der ausgestreckte rechte Fuß geht nur wenig unter dem Mantel vor, während der linke, nebst Bein und Knie, sich offen darlegt. Mit großer Kunst ist der Mantel, der zur Linken herabfällt, drapirt; man glaubt, statt Stein, gewirkten Stoff zu erblicken. Die linke Hand umfaßt ein geschlossenes Buch, während die Geberde der rechten und der geöffnete Mund auf eine Rede deuten, deren erhabener Inhalt aus dem nach oben gekehrten Antlig hervorblickt. Professor Rietschel hat sich ohne Zweifel durch diese treffliche Abbildung ein neues Recht auf die Huldigung des Publikums erworben, dessen Liebling der unsterbliche Dichter im höchsten Grade ist. Als ich die schöne Statue vor wenigen Tagen im Atelier des Herrn Neunhöfer sah, der sie in Stein ausarbeitete, befanden sich mehrere Büsten Schillers, unter andern die sehr ähnliche von Dannecker, nebst der nach Schillers Tode von seinem Gesichte abgenommenen Maske zur Hand, und Professor Rietschel wurde eben zu einer neuen maligen vergleichenden Revision seines Kunstwerks erwartet. — An Merkwürdigkeiten für Auge und Ohr fehlt es im Augenblick keineswegs. So erwarb sich Cornelius Snbr mit seiner malerischen Reise um die Welt manchen Beifall. Besonderes Glück scheint das erst ganz neuerlich aufgestellte Gropius'sche Diorama zu machen. Dann befindet sich schon seit einiger Zeit ein von einem Herrn Leclere erfundenes, in Frankreich und Holland mit Patenten versehenes Instrument hier, das die Töne von Fagott und Clarinette in sich vereinigen soll. Bereits kündigte sich auch im Dresdener Tagblatt ein zugleich mit angelangter Mr. Jacques als Professeur de Melophone an, und als auteur d'une méthode für dieses neugeborene Pariser Kind. — Großen Beifall findet die erschienene neue Auflage der Merkwürdigkeiten Dresdens und der Umgegend, von Lindau. In diesem, durch seine vier frühern Auflagen völlig legitimirten Taschenbuche hat sein jetziger Herausgeber, Wiemann, die vorgekommenen mannigfachen Veränderungen und Verbesserungen in der Stadt sorgfältigst berücksichtigt, so daß die, die hiesige Gegend im Sommer so zahlreich durchfliegenden Reisenden einen so umfichtigen Wegweiser kaum entbehren können.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 30. Juli 1841.

To pass through this with my affections flying out,
and kindling at every group before me, and every one
of them pregnant with adventures!

Sterne.
Sentimental journey.

Lago di Garda.

(Fortsetzung.)

Zwei jüngere Männer wandten sich auf dem Kirchplatz an mich, die sich erboten, mich zu den Minoriten zu führen. Sie schienen bloß gute Weile zu haben und weiter nichts zu beabsichtigen. Ich folgte ihnen in die Zelle eines alten, bettliegerigen Paters, Gaetano genannt, eines Wieners, der also deutsch sprach. Ich sagte ihm Zweck und Ziel meiner Reise und erwähnte meines Vaterlandes, worauf er mich fragte, wem Würtemberg gehöre, dann, wie sein König heiße. Dieselbe Unkunde ist mir später noch öfter vorgekommen. Doch, könnte dasselbe nicht auch einem Ausländer bei uns begegnen? Gewohnt, jedem Zuge nachzugeben, kam ich mir in dieser Zelle, am Bett eines kranken Franziskaners, doch ganz eigen vor. Beim Abschiede reichte er mir seine Hand und gab mir den Segen. Wie hätte mich das nicht rühren sollen? Ein anderer Pater, deren fünfzehn im Kloster sind, führte uns hinauf auf die Gänge, wo wir der herrlichsten Aussicht auf das üppig begrünte, von zahlreichen Kanälen durchzogene Thal genossen. Das Städtchen Arco mit dem auf einem Hügel gelegenen Stammschlosse der bekannten gräflichen Familie lag uns nordwärts ganz nahe. Dieses ursprünglich aus Baiern stammende Geschlecht war durch Muth und Reichthum eines der mächtigsten Häuser in Südtyrol. — Ungeheure Felswände erheben sich zum Schutze der Stadt gegen rauhe Nordwinde. Das milde und gesunde Klima macht alte Leute; es wird Brustkranken sehr empfohlen. Ich suchte mir durch flüchtige Umrisse im Kleinen das Bild der frappanten Felsprofile zu bewahren. Auch den Chor mit Schnitzarbeiten zeigten sie mir und gefielen sich in uneigennütziger Freundlichkeit gegen den Fremden.

Erheitert durch diesen Vorgang, kehrte ich zur nahen Stadt zurück, wo sich ein Pendant entgegengesetzter Art zu diesem klösterlichen Gemälde fügen sollte; auch eine Abgeschiedenheit, aber keine freiwillige, friedlich religiöse. Ein kastellartiges, weitläuftiges Gebäude rückt gegen den See hinaus und bietet höchst wirksame pittoreske Massen dar, wie man ihnen wohl öfter begegnen möchte. Es dient zum Verwahrungsort für criminelle Sträflinge und polizeiliche Arrestanten. Als ich mich kunstfreundlich unbesorgt in den Räumen umsah, riefen mich von oben rauhwilde Stimmen an, hinter Gittern schauten borstige Köpfe hervor, an einem Strick ward ein Säckchen herabgelassen und mehr drohend als bittend eine Gabe gebeischt. Ich zog mich möglichst schnell aus diesem hochumbauten, von barschen Tönen wiederhallenden Hofe. Lieber schaute ich draußen an Fenster zu hübschen

Digitized by Google

Mädchengesichtern hinauf, die an dem mehrmals hin und her wandelnden Fremden herum zu rathseln schienen und seine flüchtige Huldigung mit schalkhaftem Lächeln hinnahmen.

Bei Tische traf ich mehrere ältliche Herrn von würdiger Haltung. Wir wurden frugal, reinlich und gut bedient. Signora Columbina hatte Fische und Krebse bereitet. Ein Graukopf blieb mit mir noch bei der Familie sitzen und sprach mit Feuer über Raphael und Correggio. — So oft ich auf der Reise meine Spezialkarte von Tyrol vor mich genommen, hatte sie Interesse erregt, doch nie mehr als bei der Tischgesellschaft in Riva, welche der Charta geografica hohe Anerkennung zollten.

Nachmittags zog es mich zu einer Bergschlucht, denn ich sagte mir, daß die Wasser, die sich von dem höhern Gebirgsstock her in dem hohen Thale sammeln, am Ende durch die Felsenrunse hervor mit malerischen Sätzen über die schroffe Absenkung in's Hauptthal niederstürzen werden. Es galt also eine kleine Entdeckungsreise an dem Albula hinauf. Lange zog sich der Weg zwischen Gütermauern fort. Durch ein Portal stellte sich mir ein helles Landgut mit zwei Flügeln, von einem Park umgeben, dar. Schlanke Pappeln ragten auf; fahlblaue, zartblattrige Oliven, saftige, breitmassige Feigenbäume bildeten Gegensätze dazu; eine silberschimmernde Fontaine glänzte durch's Grün. — Ich ging der wachsenden Schnelle des Baches entgegen; die Fälle wurden immer kühner. Nun ging's an Mühlen vorüber jah hinauf und endlich nicht gefahrlos über Steinschutt zu den aneinander klaffenden Felsen, zwischen denen sich der Bach seit den Urzeiten seine Bahn gebrochen und immer tiefer eingegraben. Der Hinabblick auf die gewaltigen Stürze war schaurig, aber belohnend; die Ueberschau der Landschaft von diesem hohen Standpunkt aus löste die Beklommenheit. Weiter vorzudringen in den Felsenschlund war unmöglich.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege.

(Fortsetzung.)

„Wir nähern uns dem Orte des Nachtquartiers. Links und rechts Bivouaks von Kosacken, vor den Thoren des Städtchens ein russischer Artilleriepark, unter dem Thor russische Wache. „Gott behüte uns! — Wer kommandirt hier?“ — „Der russische General N.,“ war die Antwort. Ich melde mich bei ihm. Er lacht laut auf, als ich ihm die Ankunft eines ganzen Regiments anzeige. „Da werden Sie Ihre Bequemlichkeit finden! Sie scheinen im schreibenden Hauptquartier etwas konfus zu seyn, daß sie zwei Armeecorps sich kreuzen lassen. Sehen Sie in Gottes Namen, wie Sie mit der Civilbehörde zurecht kommen. Im übrigen,“ fügte er verbindlich hinzu, „wenn Sie für Ihren Obristen kein besseres Quartier zu finden wissen, so bitten Sie ihn, bei mir vorlieb zu nehmen. Adieu.“ — Ich dankte Sr. Excellenz gebührend und begab mich auf das Rathhaus.

Nachdem ich mich mit Mühe durch den Schwarm der Quartierbegehrenden, der Solicitanten, der Beschwerdeführer durchgedrängt hatte, gelangte ich endlich vor den Bürgermeister und Rath des guten Städtchens, das einen solchen Sturm wohl noch nie in seinem Leben bestanden hatte. Die guten Leute schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, als ich sie von der Ankunft eines neuen Regiments in Kenntniß setzte. Sie beriefen sich auf die Unmöglichkeit, auch nur einen Mann unterzubringen, und weigerten sich beharrlich, die Quartierbillets auszustellen. „Meine Herrn, hier ist die Marschordre,“ sagte ich kurz und hielt ihnen das entfaltete Papier hin. — Gleiche Weigerung. „Meine Herrn, ich habe Befehl, Quartier zu machen, und ich muß Quartier machen. Wollen Sie mir die Billets ausstellen?“ — „Nein.“ — „Gut, so mache ich selbst Quartier.“ — „Wie so denn?“ — „Das werden Sie gleich sehen.“

Ich nahm den nächsten besten Bürger, der im Zimmer neben mir stand, am Arm. „Wissen Sie, wo der Herr Bürgermeister wohnt?“ — „O ja.“ — „Und die andern Herrn vom Rathe?“ — „O ja.“ — „Und sonst die angesehensten und wohlhabensten Einwohner?“ — „O ja.“ — „Nun, so haben Sie die Güte, mir ihre Wohnungen zu zeigen.“ — Ich setzte mich mit ihm in Marsch. „Hier ist des Herrn Bürgermeisters Haus.“ Flugs schrieb ich mit Kreide an die Thüre: Vierundzwanzig Mann. — „Ist auch Stallung im Hause?“ — „O ja.“ — „Also sechs Pferde.“ — Ich hatte, auf solche Weise gezwungenes Quartier machend, noch nicht das dritte oder vierte Haus erreicht, als schon ein Mitglied des Senats erschien und mir die Geneigtheit des Areopags anzeigte, sich in den Drang der Umstände zu fügen und, so gut es gehen wolle, geordnetes Quartier zu machen. Es war hohe Zeit, denn eine Stunde darauf ertönten bereits die Trommeln des anrückenden Regiments. Der Herr Bruder Lieutenant, der mich beauftragt hatte, ihm Quartier bei schönen Mädchen zu machen, kam mit einem halben Dutzend Offiziere in eine Mühle, wo schon vier-und-zwanzig bärtige Kosacken lagen. „Nun,“ meinte er, „es ist doch immer besser als im Bivouak.“

Wir hörten die Kanonen von Hüningen donnern, als wir in der Neujahrsnacht unterhalb dieser Festung über den Rhein gingen. Mit grobem Geschütz hatte ich noch niemals das neue Jahr anschießen hören, aber leider

Digitized by Google

saßen wir nicht im warmen Zimmer beim Punschnapf. Doch fehlte es uns nicht an einem Schluck guten Weins, um uns den Magen zu wärmen, denn von den beschneiten Vogesen her wehte ein schneidender Wind. Wir kamen in ein Dorf — das erste im feindlichen Lande. Alle Häuser, alle Scheunen, alle Ställe waren vollgepropft von Soldaten. „Herr,“ sagte der Bauer, der mich führte, „meine armen Pferde können nicht weiter, ich muß füttern.“ — „Hast du Futter?“ — „Daß ich ein Narr wäre, von meinem Futter zu nehmen! Wir haben die Franzosenpferde lange genug gefüttert; jetzt sollen meine Rößlein auch einmal Franzosenhaber schmecken.“ — „Da hast du recht; sieh, wo du was findest.“

Ich trat in das nächste beste Haus und schritt dehntsam über die Leiber der Soldaten weg, die, den Kopf auf dem Tornister und das Gewehr im Arm, in der Hausflur lagen. Im Zimmer brannte eine düstere Lampe, deren matter Schein mir eine Menge, auf einem Strohlager ausgestreckter Gestalten zeigte; einige schnarchten laut und lagen in tiefem Schlaf, andere erhoben sich bei meinem Eintritt mit dem Oberleib, mit halb geschlossenen Augen, und murmelten Flüche über die Störung. In einer Ecke saß, unbeweglich wie eine Bildsäule, ein alter Bauer. „Seyd Ihr der Herr des Hauses?“ fragte ich. — „Gestern war ich's noch,“ erwiderte er ruhig und deutete auf die Schläfer.[—] „Habt Ihr etwas zu essen?“ — „Herr, im ganzen Flecken gibt's keinen Bissen Brod und kein Loth Fleisch mehr.“ — Ich setzte mich auf einen Tornister, mein Bedienter brachte mir eine Flasche Wein und kalte Küche und ich ließ mir's trefflich schmecken; im Feld kann man zu jeder Stunde des Tages und der Nacht essen und trinken. Es schien mir, als werfe der Landmann beißhungrige Blicke auf meine Mahlzeit. „Wollt Ihr's mithalten, Alter?“ — „Wenn Sie einen Bissen entbehren können, Herr Offizier,“ versetzte er freimüthig, „so nehme ich's mit Dank an; es ist für mich nichts übrig geblieben, und Gott weiß, seit gestern Morgen habe ich nicht nagelgroß über den Mund gebracht.“ — „Da werdet Ihr wohl Eure ungeladenen Gäste zum Teufel wünschen?“ — „Nein, Herr, ich war selbst Militär und weiß, daß der Soldat leben muß; er ist ja doch das geplagteste Thier auf Gottes Erdboden. Bei uns geht der Sturm vorüber, aber von diesen armen Purschen da wird noch mancher Hunger und Durst leiden und mancher in's Gras beißen müssen, bis ihr die Thürme von Notre-dame zu Paris erblickt, und vielleicht sehe auch ich meine beiden Söhne nicht wieder; sie dienen in der Armee.“ Und dabei fuhr er mit seiner gebräunten Hand über die Augen.

Als ich wieder auf meinen Bauerwagen stieg, um mich zwischen Strohbündeln zu betten, stieß ich an einen harten Gegenstand, der zuvor nicht da gewesen war. „Was ist das?“ fragte ich. Die Unteroffiziere lachten. „Herr,“ erwiderte mein deutscher Bauer, „ich habe da einen Strohschneidestuhl aufgepackt, den ich mit heim nehmen will; er ist funkelnagelneu und mein alter zu Haus kann täglich zusammenfallen.“ — „Ja, und ein paar Spaten und Schaufeln hat er sich auch beigelegt,“ setzte einer der Unteroffiziere scherzend hinzu. — „Hallunke!“ rief ich, „willst du gleich abpacken!“ — Er machte sich zögernd an das Geschäft und murmelte zwischen den Zähnen: „Was hilft's denn nun, daß einer in Feindes Land ist, wenn ein Christenmensch nicht einmal ein Bischen plündern darf?“

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Schluß.)

Dampfschiffahrt. — Gäste. — Hundeaufwerk. — Kunstverein.

Unsere einheimische Dampfschifffahrt hat an der Bohemia, einem auf Prag regelmäßig wöchentlich dreimal ankommenden und wieder dahin zurückkehrenden Dampfboote für die Fahrten nach Pillnitz, Schandau, Tetschen u. s. w. keine unbedeutende Nebenbuhlerin erhalten. Uebrigens ist ganz neuerlich das eine der hiesigen Dampfschiffe von Hamburg mit durchaus neuer Maschine zurückgekehrt, der man das Zeugniß ertheilt, daß durch sie alle bisher unserer Dampfschifffahrt in den Weg getretenen Schwierigkeiten und Hindernisse, soweit sie nicht von den nachtheiligen Eigenthümlichkeiten des Flusses herrührten, als völlig beseitigt zu betrachten seyen. Das Prager Dampfboot (dem übrigens eine Erleichterung des jetzt noch sehr beschwerlichen Ein- und Aussteigens der Passagiere sehr zu wünschen seyn möchte) soll, wie dieß bei der Schnelligkeit, womit es, auch gegen den Strom, die Wellen durchschneidet, in diesen sonnigen Sommertagen wohl zu erwarten war, sich recht einträgliche Geschäfte erfreuen. — Ueber das im letzten Herbste in der Niederdörnig, anderthalb Stunden von Dresden stattgefundene Winzerfest ist jetzt eine von dem Anordner desselben, dem geistvollen Zeichner, Professor Moriz Retzsch, gefertigte Darstellung in lithographirten Umrissen in Quart nebst Beschreibung erschienen.

Dresden erlebte in Kurzem mehrere, ausgezeichneten Meistern der Kunst gewidmete Feste. Nachdem dem nach Berlin berufenen Cornelius nicht lange zuvor bei seiner Durchreise die wärmste Aufnahme widerfahren war, wurde die Anwesenheit des berühmten Julius Schnorr aus München in der Mitte der diesigen Maler auf dem die reizendste Aussicht darbietenden Finkenherschen Weinberge gefeiert. Am Tage darauf sprach im Theater, zu Ehren des der Vorstellung der Oper Czar und Zimmermann beiwohnenden großen Bildhauers Thorwaldsen, die Schauspielerin Berg einen von Theodor Hell gedichteten Prolog. In das dem gefeierten Künstler darin gebrachte Lebehoch stimmte das volle Haus kräftigst ein. Sodann fand in dem mit Thorwaldsens Büstenbilde gezierten Foyer des Theaters eine glänzende Künstlersoirée statt.

Digitized by Google

Vor Jahren sah man hier nur selten einen kleinen Wagen, welchen ein Hund in Bewegung setzte. Neuerlich sey doch hat jedes Jahr diese Fuhrwerke vermehrt, so daß sie nunmehr zu einem gar nicht unbeträchtlichen Zweige der Industrie geworden sind. Hauptsächlich werden sie zum Transport von Steinkohlen aus den vielen im Plauischen Grunde befindlichen Gruben gebraucht. Aber diese Industrie begann der Civilisation zu Kopfe zu wachsen. Die schweren Hundekarren mußten sich das Recht an, alle Fußsteige, namentlich die, welche zu dem den Naturfreunden so werthen Plauischen Grunde führen, eßlig zu ruiniren; ja sie pochten dergestalt auf ihre eingebildete Recht, daß manche der Führer dieser Karren beim Zusammentreffen mit Fußgängern dieselben nicht ausweichen und sie so in die oft sehr schmutzige Fahrstraße nöthigten. Der wachsamen Administration ist der Unfug nicht entgangen und es sind, zur großen Zufriedenheit aller Fußgänger, die Hundefuhren bei Strafe von den Fußsteigen verwiesen worden. Da schon viele fremde Sommergäste über jenen Mißbrauch bitter Klage führten, so wird die Nachricht von der Abstellung desselben wenigstens denen, welche Dresden wieder einen Besuch zudenken, nicht unwillkommen seyn.

Eben ist unser Kunstverein wieder mit einer Fülle werthvoller Gemälde der verschiedensten Gattung ausgestattet. Menschendarstellung, Landschaften, Thierstücke ꝛc. streiten mit einander um den Vorrang. Vor andern zogen mich zwei Porträts in Oel von Wilhelm Paut, einem Schüler Bendemanns, an. Diese zwei Gemälde sprechen die hohe Wichtigkeit des Porträts bei kunstgemäßer, charakteristischer Auffassung recht überzeugend aus. Es sind Werke eines Schülers, denen das Meisterssiegel bereits unverkennbar an der Stirne steht. — Die zahlreichen Verehrer, welche der Maler Jacobs in Gotha sich durch seine auch im Morgenblatte besprochene Mährchenerzählerin Scheherazade erworben hat, erfreut so eben eine von ihm im Kunstverein aufgestellte, den Charakter morgenländischer Gesichtszüge, das dortige Kostüm und sonstige Eigenthümlichkeiten mit großer Treue abspiegelnde reizende Zitherspielerin. Auch fehlen sich es weiß alle in- und ausländischen Mitglieder des Vereins, die jene Scheherazade sahen, dem Verein für deren Ankauf und den Auftrag an unsern genialen Lithographen Hanfstängl zu einer Nachbildung des anmuthvollen Gemäldes zu Danke verpflichtet.

London, Juli.

(Schluß.)

Das Eton Monitem. — Parlamentsdebatten.

Eine Glocke gibt den Wegelagerern das Zeichen, sich zum Bergaufzuge im Schulhofe zu sammeln. Dieß unterbricht indessen die Kollekte nur; während des Aufzugs wird sie beharrlich fortgesetzt. Sobald der Zug geordnet ist, bewegt er sich durch die Kreuzgänge, über den Hof und durch den Garten, Musik an der Spitze und Musik zum Schlusse. Dann verläßt er den Bezirk der Schule und bewegt sich nach dem Salzberge, die Kostümirten fortwährend in ihren Anzügen. Dort angelangt, füllen Reiftänze, Ballspiel, Fahnenschwenken und ähnliche Kurzweil die Zeit bis zu substantiellereu Genüssen, d. h. bis zur Abfahrt des vornehmsten Besuchs, welcher diesmal Königin Victoria war, versteht sich, mit Prinz Albert und Lord Melbourne. Sie hatte bereits vorher den Zug der jungen Leute aus den Fenstern des Bibliothekzimmers in Augenschein genommen und für das gestiftete Salzgeld von einhundert Pfund jubelnden Dank geerntet. Der Jubel hatte sie begleitet, als sie dem Zuge vorausfuhr, und folgte ihr, als sie den Salzberg verließ. Eine Torycreitung bemerkt jedoch in Bezug auf ihre Freigebigkeit, und wohl nicht mit Unrecht: „We regret to find Her Majesty giving one hundred guineas to this beggar's bag. She had better, in these times, dedicate that sum to the relief of suffering industry than give it to be spent in reckless foolery, or to increase the wealth of one who does not want it.“ Unter der reckless foolery meint das Toryblatt die obenerwähnte Schuljungenergötzlichkeit in ihrer gegenwärtigen Gestalt. Nachdem nämlich das thatgleiche Cortege in Staubwolken verschwunden war, begaben sich die „Herren“ Schüler, 625 Köpfe stark, in ein Gasthaus und schmausten und zechten, bis es zwar in kurzer Frist nichts mehr zu schmausen und zu zechen gab, von beidem aber bereits mehreitig zu viel geschehen war. Die jungen Leute, des Guten übervoll, brachen in die anstoßenden Gärten, zogen ihre Schwerter, schwangen ihre Lanzen und brachten Tod und Vernichtung über Blumen und Stauden, Bäume und Gesträuch, Verzäunungen und Alles, was nicht härter war als ihr Stahl und stärker als ihre Fäuste. Zu letzterer Kategorie gehörte die Tagesfeier wärelig zu fehlen, eine Unbetheiligt Polizeidiener, welche nach einigen kleinen Scharmützeln, wo bei indeß kein Blut geflossen ist, die „armen Jungen“ zu schnellem Rückzuge veranlaßten. Solches war das Eton Monitem, das aus Rücksicht auf sein dem obigen gewöhnlich gleichlautendes Ende von der Presse the Eton Montem Nuisance genannt wird.

Unsere gute Stadt befand sich kürzlich in dem Zustande von Aufregung, wie er nun einmal hier zu Lande von einer Parlamentswahl unzertrennlich ist. Indessen nehmen sich die Bewegungen zur Stelle bei weitem weniger geschrieen aus, als in den Berichten der Tagesblätter, und die Aufregung der Londoner hatte diesmal den eigenthümlichen Charakter angenommen, daß sie sich weit mehr als sonst durch Witz äußerte. Selbst in der City, wo die Bewerbung Lord John Russels Ehrsiten und Juden stark auf die Beine gebracht hat und der Witz keineswegs zu den gangbarsten Handelsartikeln gehört, wurde mehr gespaßt als gelärmt, mehr gelacht als geschrieen, und während die torypfiffigen Gesinnten den Karren umstürzten, der langsam durch die Straßen rollte und das Gefängniß vorstellte, in welchem anfänglich die zwei Sheriffs der City namentlich auf Lord Johns Antrag als Verächter des Unterhauses eingesperrt wurden und aus welchem zwei ihnen möglichst ähnliche Persiflagenfiguren mit jammervoller Miene die Wärter aufforderten, nicht für den Tyrannen zu stimmen, deuteten wohlgisch Gesinnte sachend auf die Ladenfenster eines Gewürzkrämers, der hinter denselben zwei Stück Zucker von gleicher Qualität zu verschiedenen Preisen ausgelegt hat: Tories oder Preis Preis, das Pfund neun Pence, Whiggs oder Meisouree Preis, das Pfund sechs Pence. Das ist eine Sprache, die Jedermann versteht, ein Argument ad sacrum, das Allen einleuchtet. Ueberhaupt muß ich bemerken, was vielleicht eine der segensreichen Folgen der „wohlfeilen Literatur“ ist, daß die hiesigen Handels- und Gewerbestreibenden in ihren Anfündigungen und auch sonst immer witziger werden. Warren, der Stiefelwichsfabrikant, machte damit einen glänzenden, von Byron verherrlichten Anfang; Perry, der Hutmacher, folgte, und Beiden hat jetzt der Schneider Moses mit seinem in die Journale eingerückten Avertissement den Rang abgelaufen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 77.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 30. Juli 1841.

Alpenreisen.

2) Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz. Nebst einem Atlas von 32 Steindrucktafeln. Auf Kosten des Verfassers. Solothurn. In Commission bei Zent und Gaßmann, 1841.

Durch die Mittheilungen des Verfassers an verschiedene gelehrte Gesellschaften und Journale ist seine Ansicht im Allgemeinen schon bekannt. Hier aber entwickelt er sein ganzes System zum ersten Mal vollständig. Im Eingang überblickt er alle ältern Theorien, dann beschreibt er mit bewundernswürdiger Genauigkeit den Zustand der Gletscher in unserer Zeit und endlich schließt er mit Betrachtungen über die Urzeit und über den Einfluß der Gletscher auf die Bildung der Erdoberfläche überhaupt.

Wir wollen hier die geschichtliche Einleitung übergeben und uns sogleich in die Anschauung des Verfassers selbst versetzen, die alle frühern an Klarheit übertrifft.

„Das Gletschereis hat keine Aehnlichkeit mit dem Eis, welches die Winterkälte auf unsern Gewässern hervorbringt; es bildet keine glatte, zusammenhängende Spiegel-, sondern eine ungleiche, rauhe und körnige Oberfläche, die man sehr beaumen und ohne Gefahr zu gleiten, beschreiten kann; vorausgesetzt, daß der Gletscher keine Schründe mehr darbietet. Es beruht dieses eigenthümliche Ansehen auf der Struktur des Gletschereises, welches nicht wie aus einem Gusse, sondern aus lauter einzelnen Stücken von etwa ½—1½ Zoll Durchmesser besteht. Die Form dieser Fragmente ist durchaus keine regelmäßig krystallinische, wie man oft, aber mit Unrecht, behauptet hat, sondern wechselt in den verschiedensten Gestaltungen; ihre Flächen sind selten glatt, sondern uneben, runzlich, streifig, und eine unzählige Menge von Haarspalten durchkreuzen ihre Zusammenfügungen. Eben so wenig ist ihre Größe konstant, doch nimmt ihr Volumen stets gegen das Thalende des Gletschers hin zu, so daß man dort oft Stücke von drei und mehr Zoll im Durchmesser findet; im Aufwärtssteigen nimmt ihre Größe sehr allmählig ab, und endlich in einer gewissen Höhe geht das Gletschereis in einen körnigen, festen Schnee über, welchen die deutschen Alpenbewohner Firn, die französischen Névé nennen. Dieses den Hochgebirgen eigenthümliche Gebilde hält etwa die Mitte zwischen Schnee und Eis; es bildet großentheils wenigstens die oberflächlichen Schichten der Eismeere und bedeckt die Kuppen unserer hohen Gebirgsstöcke. Das Gletschereis selbst ist nur eine, durch den Einfluß des Wassers bedingte Modifikation dieses Firnes. Ich erkläre mir diesen Uebergang auf folgende Weise: Wenn auch die mittlere Temperatur der Hochregionen, welche den Firn tragen, im Allgemeinen stets unter 0° sich erhält; so übt doch die Sonne in den heißen Sommermonaten einen beträchtlichen Einfluß darauf. Wenn auch dieser Einfluß weniger in der Schmelzung, als vielmehr in der unmittelbaren Verdunstung des Firnes besteht, welche in der trocknen verdünnten Luft der Hochregionen die Schmelzung bei weitem überwiegt, so kann es doch erwiesen werden, daß auch ein Theil der Firnmasse von der Sonne wirklich in Wasser aufgelöst wird. Das geschmolzene Wasser sickert nun zwischen die körnige Masse hinab, verdrängt die im Firn in großer Menge enthaltene Luft und gefriert im Grunde von Neuem, sowohl durch den Contakt mit der kalten Firnmasse, als auch durch die Kälte der Nacht. Das gefrierende Wasser setzt sich natürlich an die Firnkammer wie krystallisirende Massen um einen Kern an, vermehrt so deren Volum und bildet auf diese Weise ein anfänglich nur sehr lockeres Eis, das aber, jemehr es zu Thal hinabsteigt, durch dieselben Umstände stets an Derdheit und Festigkeit gewinnt." S. 31 f.

„Der Firn ist mithin die erste Entwicklungsstufe des Gletschereises. Seine körnige Form scheint hauptsächlich durch das wechselnde Aufthauen und Wiedergefrieren

Digitized by Google

bedingt (wenn nicht vielleicht der Schnee in jenen Hochregionen eben so, wie in den Polarländern, in Gestalt kleiner Körner herabfällt), und das Wasser dient gleichsam als Mörtel, welcher diese kleinen Schneekörner zu einer kompakteren Masse zusammenbäckt. Wie ich oben angeführt, so ist diese körnige Gestaltung des Firns durchaus als die Grundlage der Eisfragmente oder sogenannten Krystalle des Gletschereises anzusehen, und alle Gletscher ohne Ausnahme, sey die Dichtigkeit ihres Eises auch noch so groß, zeigen diese fragmentartische Zusammensetzung. Das Gletschereis ist um so durchsichtiger, je größer die es zusammensetzenden Fragmente sind; die Flächen der Fugen dieser sogenannten Krystalle und die in diesen Fugen enthaltene Luft, bringen durch die verschiedene Brechung der Lichtstrahlen die Undurchsichtigkeit hervor; je größer daher diese Krystalle, desto weniger Fugen und desto größere Durchsichtigkeit des Eises. Allein in diesen Umständen liegt auch der Grund, daß die Gletscher an ihrem Thalende, wo sie den höchsten Grad der Dichtigkeit erreichen, zugleich am durchsichtigsten sind. Schwierig ist die Erklärung der Entstehung der Haarspalten, welche die Fragmente trennen. Doch glaube ich sie der Zusammendrückung der Luftblasen, welche in großer Menge im Firn enthalten sind, und bei dem Zusammenfrieren der in Schnee sich umwandelnden Eismassen darin zurückbleiben, zuschreiben zu müssen. Saussure hat durch Versuche nachgewiesen, daß Eis, durch Gefrieren eines mit Wasser getränkten Schnees gebildet, eine große Menge Luftblasen enthält, und dem aus Firn neugebildeten Gletschereis sehr ähnlich ist. Man setze solch künstliches Gletschereis einem so bedeutenden Drucke und solchen Bewegungen, wie sie im Gletscher stattfinden, aus, und alle Bedingungen zur Bildung von Haar-spalten werden vorhanden seyn. Die Wände der Gletscherrisse und Schründe sind durch ihre vertikale Richtung weit weniger dem Einflusse der Atmosphäre ausgesetzt und deßhalb auch weit heller und glätter als die Oberfläche; doch kommen sie darin noch nicht den Stellen gleich, welche durch Gufferhausen oder einzelne Felsblöcke vor der zerstörenden Einwirkung der Atmosphäre geschützt sind; hier und besonders unter den Blockdecken, welche so oft das Thalende der Gletscher bedecken, ist das Eis meist so fest und derb, daß die Ränder der Stücke, in welche man es zerschlägt, wie Glas spröde und schneidend sind." S. 33 f.

„So wenig indeß ohne Zuthun von Wasser der Firn sich in Eis verwandeln kann, eben so unmöglich ist die Bildung des Gletschereises aus reinem Wasser ohne Firnmasse. Gerade diese verschiedene Entstehungsweise zeichnet das Gletschereis so ungemein vor gewöhnlichem Eise aus. Auffallend zeigt sich dieser Unterschied besonders an den kleinen Wasserbächelchen, welcher bei Tage auf allen Seiten von dem Gletscher herabrieseln. Ueber Nacht erstarren sie alle zu Eis; allein es genügt ein Blick, um dieses von dem Gletschereis zu unterscheiden. Auch erweckt die Sonne bald das Leben dieser kleinen Wasserströmchen und vor Mittag schon ist ihr Eis von Neuem geschmolzen. — Eine andere, von seiner besonderen Bildungsweise abhängige Eigenthümlichkeit des Gletschereises ist seine Schichtung. Freilich ist diese Schichtung am Thalende nicht sehr deutlich, und kaum an der Wölbung der Thore oder in tiefen Schründen bemerkbar. Steigt man aber den Gletscher hinan, so trifft man sehr oft in der Hochregion Stellen, wo diese Zusammensetzung aus übereinander gelegten Schichten vollkommen deutlich vor Augen liegt. — Zumstein wie Saussure halten diese Schichten gleichsam für eben so viel Jahresniederschläge, indem sie glauben, eine jede entspreche der Menge des in einem Jahr gefallenen Schnees. Ohne direkte Beweise des Gegentheils zu haben, möchte ich doch dieser Ansicht nicht unbedingt beistimmen; offenbar zwar zeigen die Schichten Temperaturwechsel in den Hochregionen an, allein es können diese mehrfach in demselben Jahre eintreten, und man hat meines Erachtens viel zu schnell, ohne bestimmte Beweise dafür zu haben, dem Jahreswechsel diese Schichten zugeschrieben. — Indeß darf man mit dieser Schichtung nicht gewisse Streifen verwechseln, welche man oft an dem Thalende der Gletscher sieht. Dieses sind meistentheils geschlossene Schründe, welche durch irgend einen Umstand während des Vorrückens des Gletschers horizontal geworden sind. — Sind die Abhänge, auf welchen der Firn ruht, sehr steil, so lösen sich bisweilen große Massen los und stürzen plötzlich herab. Saussure behauptet, durch das Gewicht der überhängenden Massen zerrissen diese Firnstürze in rechtwinklichte Stücke, deren manche bis 50 Fuß im Gevierl halten. Er nennt diese Eisblöcke Gletscherkase (Séracs) von einer gewissen Art Käse, welche ihre rechtwinkliche, regulare Form durch Pressen in viereckigen Kasten erhalten." S. 39 f.

„Alles feste Gletschereis war somit früher Firnmasse, und der Firn selber scheint nur eine durch die eigenthümlichen atmosphärischen Verhältnisse der Hochalpen hervorgebrachte Modifikation des Schnees zu seyn. Die oberflächliche Grenzlinie zwischen ihm und dem wahren Gletscher wird durch den Uebergang der körnigen Massen in das derbere Eis bezeichnet. Hugi besonders hat sich bemüht, die Höhe dieser Linie genau im Umfange des Berner-Eismeers zu bestimmen, und selbst vorgeschlagen, durch sie die Grenzlinie des ewigen Schnees (die Schneelinie) zu ersehen, welche in der That, so mannichfaltig man sie auch zur Aufstellung der verschiedensten Theorien benutzt hat, durchaus keine feste Grenze hat und nicht nur je nach Lage und lokalen Verhältnissen, sondern

Digitized by Google

auch an denselben Orten je nach der Witterung einzelner Jahre im Bereiche von mehreren tausend Fuß hin- und herschwankt. Hugi täuscht sich aber, wenn er behauptet, die Firnlinie sey keinem Schwanken unterworfen und erhalte sich unabhängig von der Lage der Gletscher und dem Einfluß der Jahreszeiten und Witterungswechsel in derselben Höhe." S. 43.

„Oft erkennt man nach einigen Jahren denselben Gletscher nicht wieder, den man früher bewanderte; wo man vorher Bächlein rieseln oder tiefe Trichter und Wasserbecken sah, erblickt man heute ebene Flächen; große Blöcke, die früher in die Augen fielen, sind heute verschwunden; wo früher Spalten den Uebergang kaum möglich machten, tritt heute der Fuß mit Sicherheit auf; kurz, alles hat sich geändert und keine Anhaltspunkte bieten sich mehr für frühere Erinnerungen, so sehr auch Alles das Gepräge der Festigkeit und Unveränderlichkeit trägt. Oft genügt ein Jahr oder nur wenige Monate, solche Veränderungen hervorzubringen." S. 45.

„Viele Gletscher (die von Rosenlaui und Thours z. B.) zeichnen sich durch die blendende Weiße ihrer Oberfläche aus, welche das reine Eis fast ohne Spur von Bedeckung durch Sand oder Schmutz darbietet; andere (Unteraar-, unterer Grindelwald- und Zmuttgletscher) sind dergestalt von Erd- und Schuttmassen bedeckt, daß man sie auf weite Strecken hin bewandern kann, ohne zu bemerken, daß Eis und nicht felsigter Grund den Boden bilde, den der Fuß betritt. Viele sind so zerklüftet, daß ihre ganze Oberfläche fast nur gähnende Schründe und ungeheure Spalten darbietet; viele starren von zackigen Eisnadeln (Bieschgletscher); andere bieten, zum größten Theil wenigstens, eine fast ebene Oberfläche dar." S. 49.

„Der Nachbar des Gornergletschers, welcher dem Monte-Rosa seinen Ursprung entnimmt, zeichnet sich durch seine blendende Weiße und eine eigenthümliche Bildung großer Höhlungen aus, die, schon vom Riffel aus sichtbar, unsere Wißbegierde schon in hohem Grade angeregt hatten. Auf einer weiten, vom Fuße des Monte-Rosa bis unter den Fuß des Riffel sich erstreckenden Linie zeigen sich eine Reihe ungeheurer Trichter, manchmal von 30 Fuß im Durchmesser, deren einige, mit Wasser erfüllt, im schönsten Azurblau strahlen. Die meisten sind leer und bieten so runde Schründe dar, durch deren untere Oeffnung bald kleinere, bald ziemlich bedeutende Bache einen Weg in das Innere des Gletschers sich bahnen. Ohne Zweifel verdanken diese Trichter ihren Ursprung den kleinen Bächlein, von welchen die Oberfläche des Monte-Rosagletschers in ungleich größerer Menge, als alle andern mir bekannten Gletscher durchfurcht wird. Die meisten der Bächlein schwemmen kleine Anhäufungen von Sand und Erde an. Als undurchsichtige Körper, welche, der Sonne ausgesetzt, sich weit stärker erhitzen, als das sie umgebende Eis, bedingen diese Sandanhäufungen durch Schmelzen des Eises eine kleine Vertiefung. Das Wasser sammelt sich darin an und schwemmt immer mehr Sand in die kleine Höhlung. Wie unsere oben angeführten Messungen beweisen, erhitzt sich das Wasser in diesen, mit Sand bekleideten Löchern weit bedeutender, als zwischen Wänden, von reinem Eis gebildet. So vergrößert sich der Trichter immer mehr und mehr im Umfange wie in der Tiefe. Allmählig aber findet das Wasser eine Spalte, einen Ausweg nach unten in die Masse des Gletschers und fließt dahin ab, so daß dann der leere Trichter übrig bleibt." S. 52.

„Mit der Festigkeit und Sprödigkeit des Eises nimmt die azurblaue Tinte der Spalten in gleichem Maaße zu; je weiter nach dem Thalende des Gletschers hin die Schründe sich finden, desto prachtvoller ist der Anblick, den sie gewähren. Wer im Jahr 1839 den Rosenlauigletscher besuchte, hat gewiß nicht versäumt, in eine Langsspalte, welche sich auf der rechten Seite des Gletschers geöffnet hatte, einzutreten, und dort an dem wundervollen Azur sich zu weiden, welches die Wände dieses Eispalastes schmückte. Die azurblaue Farbe wird auffallend erhöht durch die Infiltration des Wassers, welches längs den Wänden der Schründe und Rinnen hinabrauselt, da es die Oberfläche ebnet und durch sein Eindringen und Gefrieren die Derbheit des Eises erhöht. Die Ursache dieser Farbungen ist noch völlig unbekannt; ja, meines Wissens hat man noch gar keine wissenschaftlichen Untersuchungen darüber angestellt." S. 56.

An die Untersuchungen über die Farbe der Gletscher knüpft Herr Agassiz einen höchst interessanten Bericht über seine mikroskopischen Entdeckungen im sogenannten rothen Schnee. Agardhs und Kützings Erfahrungen werden dadurch wesentlich erweitert. Herr Agassiz sah die vegetabilischen und animalischen Primitivformen hier in Menge beisammen (Algen und Infusorien). Er bezeichnet neue Arten und gibt namentlich über den Protococcus neue Aufschlüsse. Wir lassen uns hier nicht näher auf diesen Gegenstand ein, um die Hauptsache, die Theorie der Gletscher, nicht aus den Augen zu verlieren.

Ueber die berühmten, lebensgefährlichen Spalten und Schründe der Gletscher sagt Herr Agassiz: „Ich glaube ihre Bildung hauptsächlich den Temperaturverschiedenheiten in den verschiedenen Schichten des Gletschers zuschreiben zu müssen. Man setze den Fall, daß die Kälte der Nacht nicht unter + 1° falle, und daß das Eis in 5—6 Fuß Tiefe unter Null stehe. Das Wasser, welches über Tage in die Haarspalten der tieferen Eisschichtg eficket ist, gefriert darin und dehnt sich

Digitized by Google

aus; auf der Oberfläche, die weniger kalt ist, findet kein Gefrieren, folglich auch keine Ausdehnung statt, und sie wird sich nach allen Richtungen spalten und die Spannung zwischen ihr und der unteren Schicht. Noch neuerdings habe ich diesen Fall beobachtet, eben so aber auch gesehen, daß zuweilen das Eis in einer Tiefe von 7—8 Fuß nicht so kalt ist, als an der Oberfläche, was ebenfalls die verschiedensten Spannungen zwischen den einzelnen Eisschichten, und so mannichfaltige Spaltungen bedingen muß. Die meisten auf diese Weise erzeugten Schründe (die ich zu wiederholten Malen auf dem Unteraargletscher beobachtet habe) sind kaum einen Zoll breit, oft sogar sind sie so eng, daß man Mühe hat, sie zu unterscheiden, obgleich sie oft ziemlich tief hinabgehen. Trifft nun der Gletscher in seinem Bette bedeutende Unebenheiten, steile Abstürze, so erweitern sich diese Spalten und werden dann jene gähnenden Schründe, welche oft die ganze Masse des Gletschers durchsetzen. Oft auch bilden sich Schründe, ohne daß die erwähnten Spalten sie vorbereiten und namentlich dann, wenn ein wenig geneigter Gletscher plötzlich einen steilen Absturz antrifft, wo sich sogleich eine Menge nach oben geöffneter Schründe werfen. Ein schlagendes Beispiel dieser Art habe ich am großen Aletschgletscher gesehen. Dieser von Nord-West nach Süd-Ost geneigte Gletscher hat nur einen sehr sanften Fall und fast transversale Schründe. Allein da, wo sich eine seitliche Verlängerung des Gletschers gegen den Aletsch- oder Möriler-See hinzieht, bilden sich sogleich Schründe, welche der Axe des Gletschers parallel laufen. — Wie der Boden, so üben auch die Thalwände einen bedeutenden Einfluß auf die Spalten aus. Ein vorspringender Felsen drängt alle Gletscherspalten in einer seitlichen Richtung von sich ab; er wird der Mittelpunkt eines Sternes von Spalten, welche von ihm aus gegen den Gletscher hin ausstrahlen." S. 78 f. Durch Auseinandertreten auf unebnem Boden am untern Ende der Gletscher werden die sogenannten Gletschermandeln bedingt, die durch ihre bizarren Formen die Reisenden so sehr reizen.

Von vorzüglicher Wichtigkeit ist der Einfluß des Eises und seine Stoßkraft auf das Gebirg selbst und die davon abgerissenen Steine. „Die Aelpler der französischen Schweiz nennen Moränen die Block- und Schuttanhäufungen, welche sich bald wie Wälle längs dem Rande der Gletscher hinziehen, bald auf der Oberfläche selbst sich über das Eis erheben und, dasselbe bedeckend, den Gletscher hinab erstrecken. Ich unterscheide aber mit den deutschen Aelplern unter dem Namen der Gandecken die seitlichen und unter der Bezeichnung Gufferlinien die Mittelmoränen. Unter Endmoränen verstehe ich die Wälle, welche meist halbmondförmig das Thalende eines Gletschers umgrenzen, und Gletscherschutt nenne ich mit den deutschen Aelplern die Block- und Schuttdecken, welche oft große Strecken der Gletscheroberfläche überdecken. Die Gandecken oder Seitenmoränen begrenzen den Gletscherrand und sind die Folge der Felsbrüche und Erdstürze der einschließenden Thalwände, welche sich hier in Massen am Rande anhäufen. Die Gufferlinien oder Mittelmoränen hingegen bilden ungeheuer lange parallele Wälle auf der Gletscheroberfläche; sie entstehen aus der Verschmelzung zweier Gandecken, welche, beim Zusammenfluß zweier Gletscher in demselben Thal, sich mit einander vereinigen. Die Endmoränen bilden oft ungemein hohe und steile Wälle, welche das Thalende des Gletschers einschließen und bilden sich aus den Fels- und Schuttmassen, welche der Gletscher, beim Vorwärtsrücken, vor seinem Fuße einherschiebt. Bei vielen Gletschern endlich breiten sich die Gufferlinien und Gandecken gegen das Thalende hin so aus, daß sie die ganze Oberfläche, oft im Bereiche einer Stunde und mehr, mit einer wahren Decke von Blöcken und Schutt überziehen, so daß es oft schwer hält, sich von der Existenz des Eises darunter zu überzeugen; diese Ausbreitungen nenne ich Gletscherschutt oder Blockdecken." S. 89.

(Fortsetzung folgt.)

Biographie.

Denkwürdigkeiten aus Walter Scotts Leben. Mit besonderer Beziehung auf seine Schriften. Nach Lockhart's Memoirs und den besten Originalquellen von Moriz Brühl. Vier Bändchen. Leipzig, Kollmann, 1840.

Das Reichhaltigste, was über Walter Scotts Leben und Schriften geschrieben ist. Wir theilen zwar die Leidenschaft des Jahrhunderts für literarische Biographien nicht. Es würde uns an den Werken, durch welche Dichter und Gelehrte unsterblich werden, meistentheils genug seyn und wir würden es für kein großes Unglück halten, wenn der ungeheure Ballast von leeren und unbedeutenden Nachlässen, Briefen, Jugendarbeiten, die der Autor selbst aus Tageslicht zu bringen sich geschämt haben würde, die nun aber doch zu Markte gebracht werden, und die Sündflutt von lobhudelnden Biographien, vergötternden Charakteristiken und andern Eitelkeiten, womit sich die zu eigner Selbstständigkeit unfähige literarische Lakaienschaft brüstet, über Bord fiele. Indeß da Walter Scott eine historische Bedeutung hat, ist es von Interesse, einen Blick in seine Bildungsgeschichte zu thun.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 31. Juli 1841.

Have I thought long to see this mornings face
And doth it give me such a sight as this?
Shakespeare.

Max von Schenkendorfs Heimgang.

„Gegrüßt am Wintermorgen, du frischer Lilienflor,
Ihr Blumen, die vor allen mein Sänger sich erkor!
Euch wählt' ich, ihn zu grüßen an seinem Freudentag,
Mit Duft und Glanze schmücken sollt ihr sein Schlafgemach!"

Geschäftig eilt zum Werke die treue Gattin dann,
Das sie, ihn zu erfreuen, in stiller Nacht ersann.
Doch tritt sie erst behutsam in seine Kammer ein:
„Er wird, der Vielgeliebte, wohl nicht erwachet seyn!"

Da ruht der fromme Sänger, sein Angesicht so blaß —
Wie sie ihn so erschauet, wird ihre Wimper naß.
Zu Häupten und zu Füßen stellt sie die Blumen dann,
Daß sie mit Duft begrüßen den lieben kranken Mann.

Von Immergrün ein Kränzlein, das sie am Abend wand,
Durchflochten und durchwoben mit himmelblauem Band,
Drückt sie zuletzt dem Gatten auf's dunkle Lockenhaar:
„So krön' auch neuer Lorbeer dein neues Lebensjahr!"

Und einen Kuß noch preßt sie auf seinen bleichen Mund,
Still seufzend: „könnt' ich küssen dich kranken Mann gesund!"
Froh des Gelingens schlüpft sie dann leisen Tritts hinaus
Und harret seines Kommens im festlichstillen Haus.

Wohl hat sie voll Erwartung in Wonne nun gedacht:
„Wie wird es ihn erfreuen, wenn er vom Schlaf erwacht!
Wie wird sein Aug' erblicken die Blumen voller Lust,
Wie wird der Duft erquicken, beleben seine Brust!"

Die Stunde hat geschlagen, wo sein gewohnter Gang
Ihn früh zur Gattin führet — wo weilt er heut' so lang?
Ob Ahnung schnell umdunkelt des treuen Weibes Sinn?
Sie fliegt in ängst'ger Eile zur Kammer wieder hin.

Noch schlummernd ruht der Sänger, sein bleiches Angesicht
Erglänzet wie verkläret von wundersamem Licht.
Betäubend süßes Düften erfüllt das Schlafgemach —
Ihr graut: „Was that ich Arme? o, wär' er endlich wach!"

„Mein Max," so ruft sie bangend, „ach, schläfst du immerfort?
Wie ist dir? wache, rede! ach, sprich ein einzig Wort!"
An seine bleichen Lippen legt sie die treue Hand —
Doch weh! kein warmer Odem entquillt der Lippen Rand.

Der treuen Gattin Wünsche sind nun an ihm erfüllt:
Er liegt in stillem Lächeln, so ganz des Friedens Bild.
Den duft'gen Lilienkelchen entstieg ein Engelchor,
Die führten seine Seele zu lichten Höh'n empor.

Digitized by Google

Noch ruht in seinen Locken der Kranz von Immergrün —
Wohl ward ihm nun ein beff'rer, doch dieser auch soll blüh'n.
Was er uns einst gesungen vom heil'gen deutschen Streit,
Das klingt von deutschen Zungen wohl noch in ferner Zeit.

Adolf Schults.

Lago di Garda.

(Fortsetzung.)

Aus der letzten Mühle hatten mir Leute nachgesehen; ein junger Mann, den mein Wagniß anzog, kletterte mir eine Strecke weit nach und, als er vernommen, was mich da herauf geführt, lud er mich ein, auch seine Papiermühle zu sehen. Ich folgte ihm dahin, und fand sie nicht anders eingerichtet, als die gewöhnlichen Werke der Art bei uns. Wie doch der Mensch ein so gewaltiges, nach starkem Regen zur Unbändigkeit anschwellendes Wasser dennoch zu seinen technischen Zwecken zu bändigen und selbst seine Wuth abzuziehen weiß! — Gern wäre ich der Straße, die in die herrlich bebauten Bergthäler hinauf führte, gefolgt. Von Höhe zu Höhe gelockt, mußte ich endlich ablassen; die Stunde gebot Rückkehr.

Am 13ten Mai kam das Dampfschiff „Arciduca Ranieri" früh den See herauf, um in Riva aus- und einzuladen. Es war ein schöner Morgen. Ich gewann vor der Abfahrt noch Zeit, die Pfarrkirche und draußen die Marienkirche noch einmal zu besuchen und mich wiederholt der Bilder zu freuen, doch auch über den Ungeschmack zu ärgern, der die Pfeiler von oben bis unten mit rothem Zeug überzog. Doch dieser Gewohnheit sollte ich noch hundertmal begegnen. Der Sagrestano führte zur Reinigung ein Rohr, unten armdick und bei zwanzig Fuß lang. Wo diese Schäfte wohl wachsen mögen?

Aus den Cafés der Arkaden, den Wein- und Bierhäusern — „Birra" ist ein Schild, der mich im Süden mehr frappirte, als lockte — kamen die Leute gegen den Damm, aus Neugier oder um sich als Passagiere bei dem Conducteur zu melden; allerlei Volk und ein ziemliches Sprachen- und Mundartengemenge. Ich unterrichtete mich über den Aussteigeplatz der nach Verona Wollenden. Man nannte mir Lazise, was etwas näher lag, als Peschiera.

Das Signal war gegeben; das Fahrzeug setzte sich in Bewegung; ich schaute gern rückwärts, wie die eigenthümliche Lage von Riva sich mit jedem Moment an einer größern Umgebung verkleinernd, doch immer malerisch, abhob. — Da bist du nun auch ein paar Tage deines Lebens glücklich gewesen! — Nun waren wir ganz nahe an dem Ausfluß des aus dem sieben Stunden langen Val di Ledro kommenden Ponal, oder vielmehr an seinem wilden Sturze. Ich sah die reiche Wassermasse oben in der engen Klause in Sätzen herabwühlen, dann zu unterst, wo einige Häuser zwischen die Felsen geklemmt sind, mit unbändigem Wallen und Schäumen unter einem Bogen hindurch dringen und in einen See stürmen. Die Scene ist wahrhaft einzig. Ueberhaupt wünschte ich wohl einmal der Mappe eines geistreichen, fertigen Landschafters zu begegnen, die er um Riva mit Skizzen gefüllt hätte. — Das Thal von Ledro, mit einem Dreiviertelstunden langen und einer halben Stunde breiten See, verdiente wegen seiner Anmuth und des kräftigen Schlages seiner Bewohner einen eigenen Besuch. Man spricht von einem Gilli, der, ein Riese unter den Riesen seiner Zeit, sich an allen europäischen Höfen sehen ließ und in diesem Jahrhundert als ein Mann von 62 Jahren zu Hause starb.

Reisebilder ohne Schilderung menschlicher Figuren, also der Equipage des Dampfschiffes, möchten wie Landschaftgemälde ohne Staffage erscheinen. Eine Erwägung hält mich jedoch ab, es in genauer Beschreibung von Figuren, Physiognomien, Costüms, Aeußerungen, Geberden ꝛc. berühmten Vorgängern nachzuthun. Ich sage mir nämlich, daß eigentlich in der Welt jedes Ding an sich gleichgültig ist und in sein Wesen, seinen Bestand mit einer kalten Nothwendigkeit versenkt, weßhalb wir seiner nur in so weit erwähnen, als es zu unserm Geist und Sinn in ein Verhältniß, in einen Rapport, den der Mitleidenschaft, der Hin- oder Abneigung, der Forschung tritt, als es durch thätige Entwicklung seines Lebens unsern Antheil am Alleben anspricht. Wäre es anders, wo möchte des Beschreibens ein Ende seyn? In diesem Sinne kann ich nur zweier Gestalten, die mir geblieben sind, erwähnen: des Schiffskochs, der in seiner kleinen Küche allerhand Schmackhaftes mit Geschick und reinlichen Händen bereitete, der fetten Käs rieb, in herrlicher geiblichter Butter frisch vom Stück geschnittene und tüchtig geklopfte Hammelskrippchen schmorte, dann mit Citronensaft beträufelte; und eines Scheerenschleifers, der mich von der negativen Seite beschäftigte, weil er sein Schleifrad dem Umschwunge der Schiffsräder, dem Laufe des Fahrzeugs gerade entgegen umtrieb und sich so mit dem allgemeinen Streben in Opposition setzte. Den andern Schiffsgenossen hätte selbst ein Goethe mit seiner treu und lebendig modellirenden Galvanoplastik schwerlich ein bedeutsames Relief abgewonnen.

Wir kamen eine Stunde von Riva über die den See quer durchschneidende Grenze zwischen Südtyrol und dem Bresçianischen, und hatten am westlichen Ufer den Flecken Limone im Gesicht, wo sich die ersten Citronen- und Pomeranzengärten darstellten. Nun ward wieder ein

Digitized by Google

unbestimmtes Bild durch den Augenschein schnell berichtigt und anschaulich. Auf niedrigen Mauern erheben sich in einiger Entfernung von einander steinerne Pfeiler; dieß wiederholt sich ansteigend hinter einander mehrmals, und ich zählte acht Terrassen der Art, welche, durch Lattenwerk verbunden, im Winter mit Matten überdeckt werden, weil die Orangenbäume wenigstens drei bis vier Grad Wärme verlangen. Mancher Besitzer erzielt jährlich 60,000 Früchte, von welchen das Stück im Großen zuweilen um Einen Kreuzer verkauft wird. Wer erinnert sich nicht einer Abbildung von Isola Bella im Lago Maggiore, welche solche Limonengärten im größten Maßstab in pyramidalischer Form darstellt?

Im Verfolge der Seefahrt nahmen zu beiden Seiten des Ufers die Olivengärten zu; sie glichen kleinen Wäldern; auch schlanke, dunkel aufragende Cypressen erschienen. — Am östlichen Ufer, dem wir jetzt näher kamen und an welchem hin das aufgezogene Segel die Fahrt beschleunigen half, zeigte sich der Flecken Malcesine mit 2000 Einwohnern, wo Goethe das tragikomische Abenteuer bestanden. Der Anblick dieser Lokalität, den ich mir in frühern Jahren nicht hätte träumen lassen, war mir um dieser heitern Schilderung willen erwünscht, jedoch auch als Landschaftbild bedeutsam. In dem an den See herangerückten Kastell erkannte ich sogleich das von dem Dichter abgezeichnete alte Schloß. Zinnen in einer Form ausgezackt, daß ich sie großen Zimmersägen verglich, ragten in verschiedenen Abstufungen auf; ein Thurm bildete eine tüchtige architektonische Masse. In einem großen Gebäude glaubte ich den Sitz des Podesta zu finden.

Im Bassin des kleinen Hafens lagen viele Fahrzeuge; Schiffer waren dabei beschäftigt; am Damme wuschen Frauen und Mädchen; eine wohlgebaute Kirche bildete den Hintergrund der mannigfaltig belebten Situation; das Alles faßte ich, durch einen verehrten Meister in Erwartung und Aufmerksamkeit versetzt, wohl in's Auge, wie wenn ich irgend Rechenschaft davon zu geben hätte, daß ich Malcesine gesehen. Die Leute schauten uns neugierig nach. Das waren also die Nachkömmlinge jener Vögel, die auch den unschuldig angesochtenen Dichter so neugierig umstanden? — Unter den so beliebten Illustrationen unserer Poesien möchte eine Abbildung dieser Scene von geübter Hand nicht unerwünscht seyn. Die Fahrt bot viel Abwechslung der Bilder, hier ein insularischer Fels mit Olivenbäumen besetzt, dann ein flacheres Inselchen mit dergleichen und Maulbeerbäumen bewachsen, eine Klippe mit Ruine; zwei hohe und enge Felsenküste das jähe Ufer hinauf, an das Rozloch bei Stanzstad erinnernd; drüben unweit Limour eine wunderbare Verschiebung der Schichten des Kalkgebirgs, senkrechte mit geneigten und liegenden wechselnd. Die Ortschaften des westlichen Ufers, langgestreckt und aufstufend, oft mehrere sich durch Landhäuser und Gärten berührend, wie Bogliaco, Villa und Garignano, und einer Stadt gleichend, glänzten blendendweiß herüber. Streckenweise ist das Ufer steil, unnahbar, aber die aufsteigenden Höhen, mannigfach eingefurcht und malerisch zurückweichend, auf Zickzackwegen erreichbar, sind herrlich angebaut und stark bewohnt. Ich zählte achtzehn Bergorte da und dort immer höher übereinander gelegen, mit Einem Umblick zu überstehen, und so fand ich die Linien der Kultur noch in den hochgelegensten Regionen gezogen. Die Schau auf dieses Gelände mußte ich wohl unvergleichlich, unerschöpflich an Reizen nennen und mir die Erinnerung daran unauslöschlich zu bewahren wünschen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

Musik. — Oper. — Ausschweifungen und Mißbräuche auf diesem Gebiet. — Madame Haffelt: Barth.

Die großartigste Entwickelung der Tonkunst unter Haydn, Mozart und Beethoven hat einer andern Platz gemacht, welche den Volksgeschmack mit sich selbst entzweiet und vieles Reine und Erwärtige mit Füßen tritt. Der Symphonie mußte das Quartett weichen. Hier entfaltete Beethoven durch eine nie geahnte Gewalt der Instrumente reiche und getreue Bilder der Natur und Menschenwelt. Berlioz überspringt diese mit einem Satz, und in einem Strudel wüster Empfindungen suchen wir in der Musik vergebens „die Freuds bin der Tempel.“ wie sie Horaz nennt. Die gediegene Sprache der Sonate hat der losen Plauderei der Variation, diese dem Concert und dieses wieder renommirenden Arrangements Platz gemacht, die ihre Existenz nur spekulativen Titeln verdanken. Die Soloinstrumente kreuzen ihre Farben so ineinander, daß fast keines mehr seinen originalen Charakter an sich trägt, eine neue Construktion verschlingt die andere, und den Equilibristen darauf bleibt nur noch das Unmögliche übrig. Die strenge Kirchenmusik ist aus den Tempeln Gottes gewichen, und das Oratorium, in Theater und Concertsäle verpflanzt, hat einen dramatischen Charakter angenommen. Nur Mendelssohn hat wieder an dessen religiöser Würde. Die Oper, so viele Phasen sie auch erlebt, erinnert doch mehr oder weniger wieder an die sogenannte lyrische Komödie unter dem jungen Ludwig XIV. (1645). Der erste Akt der Finta Pazza von Strozzi z. B. schloß mit einem Ballet von Bären und Affen, der zweite mit einem Tanz von Straußen, und der dritte mit einem Papageyentanz. Oder ist es in der elegischen Täubelei unserer transalpinischen Concertoper. Ist es in den blasirischen Revolutions- und Weltschmerzopern, oder in dem sotisse poso der meisten französischen auf mehr als auf Effekt abgesehen? Solches barmonische Chaos, aus eitlem oder zerrissenem Gemüthe entsprossen, jene lascivien und verführerischen Melodien, die nur lockere und schlechte Gesichte erwecken, wie verhalten sie sich zum ächten Geiste der edeln Kunst? Oder geht man in's

Digitized by Google

Theater um Kunstwerke oder um Sänger zu hören? und ist das Publikum mit einem hin- und hergezerrten Geschmack eines Urtheils fähig; und selbst die Kritik, die Vermittlerin zwischen dem Publikum und der Künstlerwelt, ist es ihr noch um gründliche Untersuchung, um ein eigentliches ästhetisches Urtheil zu thun? Nur der Geist, der im Treiben der gesellschaftlichen Musik der Liedertafeln und Musikfeste weht, scheint eine Garantie zu bieten für die zurückkehrende Natur, Einfalt und Andacht der Tonkunst. Wenn alles ein Ende nimmt, warum nicht auch jene Götzendienerei mit Sängern, Tänzern und Virtuosen? warum nicht auch jene unkunstere, überschwengliche Kritik? warum nicht auch die Geduld der Directionen, die jetzt fast nur darauf angies sen sind, den Untergang ihrer stets loserer werdenden Institute mädchen aufzuhalten, statt die Kunst zu bewahren? Es ist offenkundig, daß dieser Fetischdienst die verzogenen Kinder der Musen immer dreister macht, daß dieselben nicht allein zur Bürgerweis, in der sie leben, sondern auch zu ihren Kollegen in gar keinem Verhältniß stehen, und daß die tonangebende Aristokratie der Sänger den Ruin der Oper herbeiführt. Es ist zur Genüge bekannt, daß ihre Forderungen, immer erfüllt, gar keinen Zügel mehr kennen. Duprez nimmt 100,000 Francs ein, Mozart bezog eine jährliche Gage von 800 fl. Jede Sängerin meint, ihr gebühre eine Stelle im Pantheon der Geschichte, und ein Pascha mit drei Roßschweifen kann nicht dornhaftiger seyn als so ein kleiner Memorino mit einem Schnurrbart. Verzierungen, Kapellmeister, von den Launen, Einfprüchen, Ornamenten und verletzten Tempi ihrer Sänger dirigirt, stehen ihnen mit der vers ungünstigsten Partitur ängstlich gegenüber. Tadel, der wie der Salpeter vor Jünglis bewahrt, sey er auch der gerechteste und noch so sehr in Watte gehüllt, verträgt kein Mime mehr. Kein Beiwort ist hoch genug, um das Natürliche, oft ganz Gewöhnliche zu bezeichnen, und man weiß nicht mehr, woher die Wendungen hernehmen für das, was man ganz gut mit drei Worten sagen könnte, z. B. „Madame so und so sang falsch.“ Die deutsche Sprache, reich genug für den Rudowsti Kanister Thern und Bogelschneider unser Sängerin zu bezeichnen, fanden exaltirte Kritiker sie schon zu arm. Es bis den sich bezahlte Klatscherbanden; das Publikum kennt die Motive des rauschenden Jubels und läßt sich mit beliebenden Augen betrügen. Man hat die Beweise von erkauftem Beifall, von selbstgewundenen Kränzen, von selbstgemachter Kritik, und huldigt dennoch drauf los. Ja die Begeisterung zieht die Menschenwürde aus, spannt sich an die Deichsel und ers spart den Pferden den Dienst. Und der Uebermuth nimmt solche Triumphe nicht etwa als Ironie, sondern als schuldis gen Tribut gnädig hin. Der Vandalismus konnte einst nicht gehörer Verwüstungen im Gebiete der plastischen Künste anrichten, als es jetzt die Bewunderungssucht in der Musik thut. Der Maßstab, mit dem man heutzutage Sänger, Schauspieler, Musiker und Tänzer mißt, ist so ungeheuer, daß eine ehrliche, schmuckiose Kritik gleich nüchtern, kalt, ja böswillig erscheint. So, wenn ich es im Folgenden versuche, die Eigenschaften einer Künstlerin, die zu den ersten in Deutschland gezählt wird, kurz zu bezeichnen, mag die Verwöhnung das Verfahren sehr veraltet finden.

Madame Marie von Hasselt-Barth von Wien ist bei uns als Norma, im Belisar, in den Montecchi, als Donna Anna, als Rosine im Barbier und als Cherubin aufgetreten. In den italienischen Partien, wo der Concertgesang dominirt, ist sie vorherrschend brav. Ein schönes, noch jugendliches, metallreiches Organ, das sich nie zum Schreien hergibt, des deutender Umfang, reine Intonation, deutliche Aussprache, fesselfreie und perlende Bravour, namentlich im messa voce, verbunden mit einem meistens geschmackvollen Vortrage sind sehr anzuerkennen. Daß sie aber fast immer tremolirt, oft am unrechten Platze schulfalsche Triller schlägt — selbst in der Anna, sich willkürlicher, nicht durch Harmonie bedingter Verzierungen schuldig macht und die Tempi beherrscht, trotz fertigen mein obiges meinen. Stören ist auch ein gluckfender Anfang in den Mittelthönen, der namentlich dem Recitativ — das sie sonst redneriich zu zerfegen versteht — Eintrag thut. Ein neuer Beweis, daß organische Fehler, womit jeder Sänger mehr oder weniger zu kämpfen hat, durch die Schule trotz allen Studiums nie ganz vertilgt werden. Was die plastische Darstellung betrifft, so ist darin ein ernstes Streben unverkennbar. Sie hat seit ihrem letzten Hierseyn im Spiel und selbst in der Mimik zwar bei einer angebornen Unbeweglichkeit der Züge viel sagen will) bedeutende Fortschritte gemacht. Ihre Stellungen und Bewegungen in den ersten vier Rollen ließen nichts zu wünschen übrig, als die innere Natur. Der Eindruck wird durch die sichtbaren Anstrengungen, durch kunstvolle Plastik großbarlige Effekte hervorbringen zu wollen, bedeutend geschwächt, obgleich Mad. Hasselt-Barth hier die Stimme der Majorität immer für sich behalten wird. Wenn sie den Cherubin gänzlich vergriff. im dem sie einen Pariser Taugenichts daraus machte, und selbst die herrliche Romanze in B nicht verstand — sie wußte dies selbe wiederholen! — so bewies sie, daß sie dieser Lyrik nicht gewachsen ist. Ebenso fehlte ihr das Rosine das bewegte und neckende Spiel der Laune, welcher Mangel auch auf den Vortrag, sey derselbe in Bezug auf Tempo auch noch so tadels los, ständlich einwirken muß. Die Sängerin wurde, wie sich von selbst versteht, in jeder Partie bei vollem Hause mehrmals gerufen, und ihr am Schlusse der Montecchi Kränze zugeworfen. Da sie für jede Partie 50 Louisd'or erhielt, so machte sie ziemlich gute Geschäfte. C. G.

Auflösung des Räthsels in Nr. 177:

Wenn du dich unterständest
Des Räthsels Wort zu nennen,
So würde seine Rache
Dich gleich der Nessel brennen;

Sie würde gleich im Stamm
An dir ihr Mäthchen kühlen:
Drum schweig: die schlimmsten sind's nicht.
Die sich getroffen fühlen.

Homonyme.

Frei nach Herrera.

Schon manche Bestie bis ich todt;
Und wiege doch gerad zwei Lotd.

J. G. M.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 22 und Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Fünfunddreissigster Jahrgang.

1841.

August.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weltgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich sieht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des **„Morgenblatts,“** mit Einschluß des **„Literaturblatts“** und **„Kunstblatts,“** kostet 20 fl.
Der Jahrgang des **„Literaturblatts“** und **„Kunstblatts,“** ohne das **„Morgenblatt“** . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das **„Literaturblatt“** . . . . . 6 fl.
das **„Kunstblatt“** . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das **„Morgenblatt“** in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Am Flusse. Von E. Reinhold. 185.
Schottische Balladen und Lieder. Von F. Freiligrath. 184. 185.
Gedichte nach Felicia Hemans. Von Ida F. 188. 194.
Thanlieder von A. Schults. 190.
Beruhigung. Von C. Reinhold. 195.
Die Nacht im Hafen. Von F. Freiligrath. 197. 198.
Das kranke Kind. Von C. Reinhold. 206.
Der Einzug. Von L. Moris. 207.

Räthsel.

Tête-à-Tête. — **Unter vier Augen.** 184. — **Die Locke.** 208.

Homonyme.

Der Schlüssel. 192.

Erzählungen.

Der Fall in der Felsenschlucht. Von F. L. Bührlen. 196—201.

Reisen.

Lago di Garda. Von Fr. L. Bührlen. 183. 184.
Briefe aus Syrien. 193. 195. 194. — 204. 205. 206. 207. 208.

Naturwissenschaftliches.

Von der Luftschiffahrt zu wissenschaftlichen Zwecken. 202. 203.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. 183. — 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. — 195.
Pariser Stadtprospekte. 185. 186.
Arabische Tänzerinnen. 186. 187.
Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana. 189. 190. 191. — 194. 195. 196. — 199. 200.
Bootrennen in Havre. 201 — 204.
Die Stadt in England. 205. 206.
Handschuhe. 208.

Korrespondenz.

Mainz. 183. — **Lausanne.** 184. 185. 186. 187. 188. — **London.** 187. 188. 189. 190. 191. — **Paris.** 189. 190. 191. 192. 193. 194. — 206. 207. — **Turin.** 194. 195. 196. 197. 198. — **Bremen.** 196. 197. 198. 199. 200. — **Rom.** 200. 201. 202. — **Prag.** 202. 203. 204. 205. — **Berlin.** 203. 204. 205. 206. 207. 208.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Alpenreisen. 2) Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz. (Fortsetzung.) — **Dichtkunst.** Dichtungen von Lord Byron. Aus dem Englischen mit den Anmerkungen der Originalausgaben. Von A. Rolein.

Nro. 79.

Dichtkunst. Lord Byrons sämmtliche Werke. Deutsch von Adolf Böttger. — **Alpenreisen.** 2) Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz. (Schluß.)

Nro. 80.

Luthers Werke. Die Werke Martin Luthers, ausgewählt und angeordnet von Gustav Pfizer. — **Dichtkunst.** Vater Gleims Zeitgedichte von 1789 — 1805. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften von W. Körte.

Digitized by Google

Nro. 81.

Sprüchwörter. Die Sprüchwörter und Sinnreden des deutschen Volks in alter und neuer Zeit. Zum erstenmal aus den Quellen geschöpft, erläutert und mit Einleitung versehen von J. Eiselein. — Reisen. Geschichte der Entdeckungsreisen vom Ende des 15ten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Mit besonderer Beziehung auf Naturkunde, Handel und Industrie nach den Quellen bearbeitet von Dr. Ph. H. Külb.

Nro. 82.

Reisen nach Ostindien. 1) Schilderungen aus Ostindiens Archipel von Dr. Epp. — 2) Reise nach Batavia. Von Karl Heinzen. — Literatur der Presse. Bibliopolisches Jahrbuch für 1841.

Nro. 83.

Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Dr. Mises. — Länder- und Völkerkunde. Die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien. Ein Aufruf an die christlichen Frauen Deutschlands und der Schweiz. Herausgegeben im Namen der evangel. Missionsgesellschaft in Basel von W. Hoffmann.

Nro. 84.

Roman. Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Das Haus, zwei Bände. Die Nachbarn, zwei Bände. Streit und Friede. — Geschichte. Geschichte des Regiments Herzoge zu Sachsen im russischen Feldzuge 1812. Von E. Geißler.

Nro. 85.

Neueste Schriften über Rußland. Petersburg in Bildern und Skizzen von J. G. Kohl.

Nro. 86.

Neueste Schriften über Rußland. Petersburg in Bildern und Skizzen von J. G. Kohl. (Fortsetzung.)

Nro. 87.

Neueste Schriften über Rußland. Petersburg in Bildern und Skizzen von J. G. Kohl. (Schluß.) — Roman. Georgette. Ein Roman von A. v. Sternberg.

Nro. 88.

Romane. 1) Ironie des Lebens. Novelle von Adolph Ritter von Tschabuschnigg. — 2) Schloß Goczyn. Aus den Papieren einer Dame von Staude. — 3) Das Weihhaus. Novelle von Junia Romana. — Dichtkunst. Die Unechtheit der Lieder Ossians und des Macphersonschen Ossians insbesondere.

Kunst-Blatt.

Nro. 61.

Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. (Fortsetzung.) — Die kunstgeschichtliche Ausstellung von Kupferstichen durch den Leipziger Kunstverein. Im Mai und Juni 1841. (Fortsetzung.) — Museen und Sammlungen. — Akademien und Vereine. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 62.

Die kunstgeschichtliche Ausstellung von Kupferstichen durch den Leipziger Kunstverein. Im Mai und Juni 1841. (Schluß.) — Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. (Fortsetzung.) — Bauwerke. — Sculptur. — Metallguß. — Malerei.

Nro. 63.

Biographisches. Rudolph Julius Benno Häbner. — Malerei. — Glasmalerei. — Typographie. — Numismatik. — Medaillenkunde. — Versteigerungen. — Technisches.

Nro. 64.

Aus dem Münchner Kunst- und Künstlerleben. (Fortsetzung.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Stadtstil der Kunst. — Artistischer Verkehr. — Neue Kupferstiche. — Kupferwerke. — Literatur.

Nro. 65.

Aus dem Münchner Kunst- und Künstlerleben. (Fortsetzung.) — Baukunst. Vergleichende Sammlungen für christliche Baukunst, von Bernhard Gruber. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 66.

Aus dem Münchner Kunst- und Künstlerleben. (Fortsetzung.) — Nekrolog.

Nro. 67.

Illustrirte Werke. Dr. Martin Luthers deutsche geistliche Lieder, nebst den während seines Lebens dazu gebräuchlichen Singweisen und einigen mehrstimmigen Tonsätzen über dieselben, von Meistern des 16ten Jahrhunderts. Herausgegeben als Festschrift für die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst von C. v. Winterfeld. Mit eingedruckten Holzschnitten nach Zeichnungen von A. Strähuber. — Aus dem Münchner Kunst- und Künstlerleben. (Fortsetzung.) — Neue Kupferstiche. 1) Madonna mit dem Kind. Nach Andrea del Sarto gezeichnet und gestochen von Karl Bartsch. — 2) Die Wetterbrüner in der Schweiz. Gemalt von Spartmann, Stahlstich von L. Schütz. Jahresblatt des sächsischen Kunstvereins.

Nro. 68.

Aus dem Münchner Kunst- und Künstlerleben. (Schluß.) — Neue Kupferstiche. 1) Ecce Homo. Guidi Reni pinxit. F. S. Englehaut sculpsit. Darmstadt 1840. — 2) Der Sänger, nach Goethe in Fresko gemalt von Peschel, gest. von Krüger. — Lithographische Werke. Die vorzüglichsten Gemälde der königlichen Galerie in Dresden, nach den Originalien auf Stein gezeichnet. Herausgegeben von Franz Hanfstängl.

Nro. 69.

Sendschreiben an den Verfasser der Anzeige der „Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise nach Griechenland," von Leo v. Klenze. — Ein aufgefundener Kupferstich von A. Dürer. — Persönliches.

Digitized by Google

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 2. August 1841.

— Mort de ma vie!
Verachtung sitt und ew'ge Schande dönend
In unsern Federbüschen! — O mechante fortune!
Shakespeare.

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege.

Kosacken. — Plünderung.

Die verbündete Armee war eine Musterkarte fast aller europäischen Völkerschaften, und zeigte sogar Exemplare asiatischer Wanderstämme auf. Kalmücken und Kirgisen waren übrigens nur in geringer Zahl vorhanden, gleichsam als asiatische Raritäten. Die Kosacken dagegen bildeten einen eben so zahlreichen als nützlichen Theil der großen Armee, indem sie die Verbindungen unter den verschiedenen Corps unterhielten und dagegen die Communikationen des Feindes unterbrachen. Unter ihrer Obhut lagerte ein Armeecorps sicher vor Ueberfall; sie umgaben uns im Rücken, in der Fronte und auf beiden Flanken mit einer Kette von Posten, deren Wachsamkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Ein Kosacke und sein Pferd, zur Nachtzeit auf dem Posten, sind still und regungslos wie eine Mauer; nichts verräth ihre Gegenwart, bis man die Spitze ihrer Lanze vor den Augen sieht und einem ein peremtorisches Stoi! in tiefem Gurgelton entgegenschallt. Zwanzig, wohl auch dreißig Stunden des Tags machen sie auf ihren unermüdlichen Thieren querfeldein, durch Wald und Feld, nur die Sonne und die Sterne zu Führern, schlagen Nebenwege ein, die häufig nur dem Fußwanderer zugänglich sind, durchschwimmen Flüsse, um einzelne Abtheilungen des Feindes zu überfallen oder wichtige Depeschen von einem Armeecorps zum andern zu bringen. Nur dann greifen sie den Feind an, wenn die Noth sie drängt, oder wenn sie durch Stellung und Ueberzahl des Erfolgs gewiß sind. Werden sie geworfen, so zerstreuen sie sich urplötzlich nach allen Richtungen und entgehen durch die Schnelligkeit ihrer Pferde den nachsetzenden Feinden; gelingt es ihnen aber, den Feind zu werfen, so sitzen sie ihm mit der Lanzenspitze so dicht in den Rippen, daß er sich nicht anders wieder zu sammeln vermag, als hinter einer geschlossenen Kolonne, die zu seinem Beistand anrückt.

Ich sah eines Tages, wenn ich nicht irre bei Arcis, einen Pulk Kosacken die Grenadiere der Napoleonischen Garde zu Pferd chargiren. Sie umschwebten die feindlichen Reiter, in bald weiteren, bald näheren Kreisen, wie ein Raubvogel, der jeden Augenblick bereit ist, auf seine Beute herabzustoßen, ließen es aber nie zum Choc kommen. Als nun endlich einige unserer Linienregimenter den ermüdeten Feind in der Fronte und Flanke zugleich chargirten, fielen sie ihm so plötzlich und mit einem so betäubenden Hurrah in Seite und Rücken, daß er sich im Nu auflöste. Es war lustig anzusehen, wie die leicht berittenen Nomaden die schwerfälligen Giganten der kaiserlichen Garde vor sich her jagten und

Digitized by Google

sofort, die erbeuteten Grenadiermützen auf dem Kopf, die Gefangenen eindrachten, die in ihrer geträmten Unüberwindlichkeit ganz schamroth waren, sich von den verachteten Kosacken besiegt zu sehen.

Gleich darauf eröffnete sich ein Markt mit der gemachten Beute, und man konnte Uhren, Ringe, Legionskreuze um einen Spottpreis an sich bringen. Die Söhne der Steppen nahmen aber nur Gold, weil ihnen das Silber zum Transport zu schwer war. Ich konnte mich, freilich etwas unedel gegen Ueberwundene, nicht enthalten, einen der Gefangenen zu fragen: „Eh bien, Grenadier, que dites-vous maintenant de Messieurs les Cosaques?“ Der Franzose erwiderte etwas beschämt: „Ah, Monsieur! c'est que le terrain leur était favorable et que nous avons été surpris.“ — „Il ne fallait pas se laisser surprendre.“ — „Que voulez-vous, Monsieur! Nous y faisions aussi peu attention qu'un lion à une mouche qui bourdonne autour de lui.“ Das war eine ächt französische Antwort. Als ich ihm entgegnete: „Il paraît que vous aviez oublié la morale de la fable,“ zuckte er die Achseln; ich zweifle, ob er mich verstanden.

Man hat viel von dem Diebsorgan und Plünderungssinn der Kosacken gesprochen und geschrieben, und allerdings ergreifen sie gern die Gelegenheit, sich fremdes Gut anzueignen, aber darin gleichen ihnen die Soldaten aller Nationen, mit Ausnahme etwa ausgezeichneter Corps, die ein gewisses point d'honneur besitzen, und ohne Zuziehung der Vorgesetzten in ihrer Mitte selbst eine Art Disciplin handhaben, mittels welcher ein räudiges Schaf ausgestoßen wird. Bei der zweiten Einnahme von Troyes führte mich mein Weg durch abgelegene Gassen, wo, selbst bei der strengsten Mannszucht, das Marodiren nicht ganz verhindert werden kann. Aus einem ziemlich ansehnlichen Hause schallte mir Jammergeschrei und Hülferuf entgegen. Es waren bayerische Soldaten, die da aufräumten; ich trieb sie unter Beistand des Dragoners, den ich als Ordonnanz bei mir hatte, mit flachen Säbelhieben zu den Fenstern des Erdgeschosses hinaus, und rief den Bewohnern des Hauses, Läden und Thüren fest verschlossen zu halten und Niemand zu öffnen, der nicht ein Quartierbillet vorzuweisen hätte. Im Nothfalle könnten die Nachbarn zu ihrer Selbstvertheidigung zusammenstehen, denn das Plündern sey streng verboten, und nicht leicht würden die Soldaten offene Gewalt zu brauchen wagen, wenn sie einigen Widerstand fänden.

Ich ging weiter, abermals Geschrei aus den Häusern einer engen Gasse: diesmal waren es russische Trainsoldaten und Kosacken. Hier wohnten handfeste Handwerker, die sich nicht so ruhig plündern ließen, sondern um ihr bischen Habe sich wacker wehrten. Als sie mich erblickten, riefen sie: „Voilà un officier!“ und die Weiber kreischten in lamentablen Tönen dazwischen: „Au secours, Monsieur! Nous sommes égorgés!“ Ich ließ abermals flache Säbelhiebe fallen, und nun begann ein wilde Jagd: Kosacken und Trainsoldaten, Bündel geraubter Effekten in der Hand, stürzten aus den Häusern und suchten durch die Flucht den Raub zu retten, hinter ihnen her, durch meinen Beistand ermuthigt, die Franzosen; die meisten der Plünderer mußten ihre Beute fahren lassen. Nun wurde ich von dankenden Männern und Weibern umringt und fast erdrückt; ich konnte nicht loskommen, ohne auf einen Augenblick in ein Haus einzutreten, „pour trinquer avec eux.“ Als ich auf dem Gemeindehaus, wohin mich mein Geschäft rief, den Vorfall erzählte, dabei aber, mit Uebergebung der plündernden Bayern, nur der russischen Trainsoldaten und Kosacken erwähnte, sagte ein anwesender Kosackenoffizier, unter denen es, beiläufig gesagt, viele gibt, die trefflich französisch sprechen: „Ah Messieurs! quand il s'agit de pillage, c'est toujours les Cosaques, mais de vous autres vous ne dites mot.“ Da ich mich getroffen fühlte, zuckte ich die Achseln und schwieg.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Lago di Garda.

(Fortsetzung.)

Am östlichen, uns immer nahen Ufer zog sich eine neue Straße hin. Wir kamen an wohlgebauten Orten, an Kirchen von gutem Styl mit Fronten a la Palladio, an einer Rotunde vorüber. Torri habe ich mit einem festungsartigen Profil vorgemerkt. Eine Bucht öffnet ihren Schooß, ein Schloß erscheint, Cypressen im Park, bald zeigen sich auch einige Pinien breitwipflig am hohen Horizont. Ein wunderlich abgestumpfter Kegelberg ragt hinten, an den Hohenstaufen erinnernd, auf. Zuweilen zeigte sich dem Durchblick noch eine mit Schnee belegte Bergschlucht. — Bei Garignano waren wir dem letzten Culm und dem jäh abschüssigen Felsenhaupte gegenüber, das ich schon von Torbole aus in seinem senkrechten Profil gesehen. Nun stufen die gebirgigen Ufer ab; der See hat Raum gefunden, sich auszubreiten. Westlich schweift sich eine Bucht nach Salo hinüber, das wir duftig fern liegen sahen. Es heißt ein Dorf, hat aber 6000 Einwohner, die einen starken Handel mit Leinwand von besonderer Güte und Weiße treiben, und liegt in einem Walde von Orangen und Lorbeeren. — Von hölzernen Dorfwohnungen, bäuerlich costümirtem Landvolk

Digitized by Google

ist in Südtyrol und der Lombardie keine Rede mehr, aber eben so wenig von Milch und Blut der Jungen und Dirnen. — Oestlich hinter dem Vorgebirge San Virgilio erscheint der Flecken Garda. Die kahlen Ausläufer des Monte Baldo verlaufen sich in sanfte, bebaute Abhänge, reich bewachsene Hügel, triefend von Oel-, Wein- und Obstsegen.

Die Tiefe des Gardasees ist naturgemäß zwischen den Gebirgen am größten, zwischen 400 — 540 Fuß. Zwei Winde, dem Verkehr günstig, herrschen auf ihm periodisch, der eine von Mitternacht an bis zum Mittag von Norden her wehend, der andere von Mittag bis Abend aus Süden kommend. Witterungswechsel unterbrechen diese regelmäßige Folge. Sommerstürme, kundigen Schiffern an Vorzeichen erkennbar, werden unerfahrnen gefährlich. Selten ist der See ganz ruhig; seine Lage, meridianisch und aus ungemeiner Weite sich in einer Länge von 16 Stunden zur schmalen Bucht zwischen Gebirgen verengend, erklärt wohl den Athmungsprozeß des Luftkreises über ihm, der auch ihn aufregt.

Der Himmel umzog sich, noch ehe wir in seine Ausweitung zwischen Salo und Garda hinauskamen. Es begann zu regnen, die Wasserfläche erschien endlos, meerartig; durch starken Wind zu höhern Wogen aufgewühlt, färbte sie sich schwarzblau. Bald ward das Segel aufgespannt, bald wieder eingezogen. An Gefahr dachte Niemand. — Virgil singt:

„Der du mit Wogen des Meers und Geläs aufsteigest, Benakus."

Er meint den Gardasee, und so sollte mir der Anblick des adriatischen Meeres durch das Bild eines Landsees vorweggenommen werden.

Der anhaltende Regen und naßkalte Wind trieben mich in die Kajüte hinab. Ich schaute durch die kleinen Fenster über die vorüberwallenden Wogen hinweg in's Unbestimmte. Das Schlagen derselben an den Kiel, das dumpfe, taktmäßige Dröhnen der Schaufelräder, der Metallklang der Dampfmaschine umdunkten mich in ein schlummerähnliches Hinbrüten. Ich wünschte mir meinen Flausrock auf meinen fröstelnden Leib. Im Süden weiß man sich weniger gegen Kälte zu wahren, als im Norden. Der Italiener kann sie aber auch, wenn es seyn muß, ertragen. Wie übel würde sich ein Russe im ärmlichen Anzug eines welschen Bilder- oder Gypsfigurenhändlers auch nur in einem deutschen Winter gehaben? — Die Kajüte des Dampfschiffes war wohl ausgestattet; ein weichgepolsterter Sitz bildete ein Halbrund; an Säulen hingen elegante Lampen; Spiegel und Kupferstiche erheiterten den Raum, der, sorgsam ausgerechnet, allen Bedürfnissen entsprach. Ich hüllte mich in einen Tischteppich und wärmte mich noch überdieß durch den Gedanken, daß ich, hier einsiedlerisch hingestreckt, der distinguirteste Passagier des Arciduca Ranieri sey, obwohl ich nicht mehr Fährgeld als die Andern zu bezahlen hatte.

Von Zeit zu Zeit trieb mich's wieder auf's Verdeck. Ich wollte im Bilde der Seefahrt keine Lücke haben. Von Süden her ragte in die fast unabsehbare dunkle Wasserfläche ein grauer Streifen herein. Es war die Landzunge oder das Vorgebirg Sermione (Sirmium), wo Catullus im Jahr 86 vor Christus geboren worden und auf einem Landhaus einen Theil seiner launigen, schlüpfrigen und beißenden Gedichte geschrieben hat. Die Grotte des Catullus wird noch gezeigt.

Wir näherten uns dem Hafen von Lazise, einem belebten Ort von 2400 Inwohnern. Die kleine Festung Peschiera ward tiefer hinab am Ufer in nebelichter Ferne erkannt. Das Dampfschiff hielt an: ein Boot fuhr heran, um die Aussteigenden aufzunehmen. Der Kondukteur trieb; der See war bewegt, vom Regen alles schlüpfrig. Es gab einige Verwirrung. Ich stand schon in dem schwankenden, fast überladenen Fahrzeug, und dachte, ob ich nichts vergessen. Wo hatte ich meinen Schirm? in der Kajüte gelassen? Das Dampfschiff wollte abfahren; schon knarrte die Maschine. Ich rief in komischer Verlegenheit nach meinem „Ombrello." Zum Kondukteur an den Bord hinaufschauend, sah ich, daß ich ihn überhielt. Man lachte mich aus. Daß ich für das Uebersetzen zu viel bezahlte, weil ich die Forderung nicht alsobald verstand, machte den uns neugierig musternden Bewohnern wieder Spaß. Diese südliche Lebhaftigkeit kam mir anfangs etwas unverschämt vor.

(Schluß folgt.)

Am Flusse.

Leichtes Schifflein, sag', wohin
Blähst die Segel du?
Führst du einen müden Sinn
Zur ersehnten Ruh?

Oder trägst du junges Blut
Hoffnungsvoll hinaus
In des Lebens helle Glut,
Haß und Liebesbraus?

Möcht' ich so schon landen an?
Oder bald im Traum
Wieder stehn, wo ich begann?
Bilder weiß ich's kaum.

Digitized by Google

Lust und Leid ward viel verthan,
Mag sie nicht auf's Neu';
Und auf rasch durchströmter Bahn
Blieb mir wenig treu.

Komm' denn, was noch kommen mag!
Noch im Mark ist Saft,
Noch von deinem Ritterschlag,
Geist, der Arm voll Kraft.

Geh' denn, Lebensschifflein, fort,
Wie du eben gehst,
Ob du hier nun oder dort
Einmal stille stehst!

Manches hab' ich hier bereut,
Manches wohl vollbracht.
Nach dem lauten Tage freut
Mich die stille Nacht.

C. Reinhold.

Korrelpondenz-Nachrichten.

Mainz, Juli.

Jubelfest vom 12ten Juli 1841.

Das schöne Fest, welches wir am 12ten Juli hier gefeiert, bezeichnet eine Epoche im biessigen socialen Leben und wird von schönen Folgen seyn. Es handelte sich um eine festliche Erinnerung an die Verbindung der Stadt Mainz mit dem Großherzogthum Hessen, welche gerade vor 25 Jahren geschlossen ward. Das Gefühl sagte jedem vernünftigen Mainzer, der 12te Juli 1816 war für Mainz, für seine materielle und sociale Entwickelung ein bedeutungsvolles Ereignis, ein Tag der Verjüngung mit dem Vaterlande, eine neue Verbrüderung mit Deutschland unter Hessens weiser und väterlicher Regierung. Nach 25 Jahren tritt nun dieses Ereignis mit all seinen segenreichen Folgen auf's lebendigste vor unser Bewußtseyn; was damals Hoffnungen waren, sind jezt Wirklichkeiten, unsre Zuneigung für Hessen ist eine durch Thatsachen begründete, und wir sind besonders um die Erfahrung reicher geworden, daß der reine und lautere Wille der jetzigen Regierung, daß das patriarchalische Verhältnis des Staatsoberhaupts zu den Regierten unendlich mehr bedeuten, als das Lustgebäude des großen Weltreichs, von welchem wir vor der beissischen Periode ein Anhängsel waren. — Das Jubelfest wurde am 11ten Juli Abends durch eine großartige, musikalische, von den drei biessigen Musikvereinen veranstaltete Produktion im festlich beleuchteten Theater eingeleitet; vorher wurde dem Fürsten ein Jubelhymnus dargebracht, und der lebhafteste Zuruf erscholle, als der Regierungsvorsitzende v. Lichtenberg im Theater erschien, der, als Repräsentant des Großherzogs, bei diesem Feste die Huldigungen entgegen zu nehmen hatte. Die Wahl der Musikstücke war eine durchaus glückliche; keine Nummer, die durch modernen Klingklang die Würde der Feier beeinträchtigen konnte, alles ernst, erhebend, der Stimmung der Stunde angemessen. Das Publikum bestand aus der Elite der Bevölkerung, alles in festlicher Kleidung. — Darauf folgte an diesem Vorabend der glänzende Fackelzug und die Serenade vor dem Regierungsgebäude. Die Begeisterung war hier mächtig und verjüngt, besonders als Hr. v. Lichtenberg auf dem Balkon erschien und dem Volke zurief: „Ich fühle mich glücklich, Se. K. Hoheit vertrauen zu können, daß die edle Stadt Mainz die Erinnerung an das Ereignis ihrer Vereinigung mit dem Großherzogthum Hessen durch eine so wahrhaft patriotische und rührende Huldigung zu feiern verstand." — Von den Festlichkeiten am 12ten Juli ist vor Allem der feierliche Gottesdienst hervorzuheben; Männer und Frauen aus allen Ständen strömten zum Hochamt in den Dom. — Gegen elf Uhr Vormittags fand die erneute Huldigung im Regierungsgebäude statt. Im feierlichen Zuge vom Stadthause nach dem Regierungspalast war die Bevölkerung auf's Würdigste vertreten durch die Vorstände der Gemeinde, der Geistlichkeit, der Magistratur und der versammelten diessigen Vereine. Viele Deputationen aus der Provinz und viele Privatpersonen schlossen sich dem Zuge an. Da an diesem Tage zugleich das 25jährige Jubiläum v. Lichtenbergs mitgefeiert wurde, so überreichte der Bürgermeister demselben die Medaille, welche die Stadt in der Offizin von Loos in Berlin zur Anerkennung der Verdienste Lichtenbergs hatte schlagen lassen. Ebenso wurde dem Jubilar bei dieser Gelegenheit das prachtvolle Album des Gewerbstandes und ein werthvoller Pokal überreicht. — In der großen Fruchthalle fand ein großes Bankett und ein glänzender Ball statt. Der Raum, welcher diesen angeborenen Lokals (fast 2000 Personen) macht dem Festkomite viel Ehre. Besonders zeichneten sich die Dekorationen der beiden Brustbilder Ludwigs I. und Ludwigs II. aus. — ersteres, eine Büste, in einem prächtigen mit Guirlanden bekränzten Tempel im obern Theile des Saals, letzteres, ein wohlgetroffenes Portrait des jetzt regierenden Großherzogs, mit den Devisenwappen fast die ganze untere Wand des Saales bedeckend. Von der Decke herab wehten zahllose Fahnen und Flaggen in den Farben Hessens. Preussens und Oesterreichs; Blumen und Kränze waren verschwenderisch angebracht. In diesem wahrhaft feenartigen Raum speisten 800 Personen. Alle durchdrungen von der Würde der Feier. Alle angeregt vom perlenden Rheinwein und von den bedeutungsvollen Toasten, die ausgebracht wurden. — Beim Balle waren alle Räume angefüllt, Hunderte tanzten zu gleicher Zeit, ohne daß einer den andern berührte, und 3000 Wachskerzen beleuchteten den festlich geschmückten, mit heitern Menschen überfüllten Saal, ein wirklich großartiger Anblick; hier herrschte die Volksfreiheit frei und ungebändigt, jedoch in den Schranken des Anstands, für welchen die Masse der biessigen Bevölkerung bei solchen Gelegenheiten einen angeborenen Takt zeigt. So endete ein Fest, das sich mit den großartigen Festen, die wir in den letzten Jahren gefeiert, messen konnte, ein Fest der Dankbarkeit, aus der freien Neigung des Volks hervorgegangen, folglich um so werthvoller und unvergeßlicher.

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 3. Auguſt 1841.

We buried him darkly at dead of night
By the struggling moon beam's misty light.
Wolfe.

Schottiſche Balladen und Lieder.

Von Ferdinand Freiligrath.

1.

Barthram's Grablied.

Sie ſchoſſen ihn todt am Neunſteinberg,
Wo das Kreuz ſteht neben der Brück',
Und ſie ließen ihn liegen in ſeinem Blut,
Mit der Kugel im Genick.

Sie machten von Zweigen eine Bahr',
Von der grauen Esp' am Hag;
Und ſie trugen ihn ſtill zur Frauenkapell',
Und ſie wachten den ganzen Tag.

Eine Dame kam zur Frauenkapell',
Sie zerriß ihr prächtig Kleid,
Sie zerriß ihr lieb lang gelbes Haar,
Und kniet' an Barthram's Seit'.

Sie wuſch ihn in der Jungfrau Quell,
Seine Wunden wuſch ſie klar;
Und ſie flocht einen Kranz für ſeine Bruſt,
Einen Kranz auch für ſein Haar.

Sie thaten ihn in ein ſchneeweiß Tuch,
Und ſie trugen ihn zur Stell',
Und die grauen Mönche ſangen die Meß,
Als ſie ließen die Kapell'.

Sie begruben ihn um Mitternacht,
Als der Thau fiel ſtill und kalt,
Als der Espe Blatt zu zittern vergaß,
Und der Nebel zog geballt.

Sie gruben ſein Grab einen Fuß nur tief,
Wo die Quelle plätſchert laut,
Und ſie deckten ihn zu mit Haideblüth',
Mit Moos und Farrenkraut.

Ein grauer Bruder ſtand am Grab
Mit Flehn und mit Gebet,
Und ein Mönch wird ſingen für Barthram's Seel',
So lange das Steinkreuz ſteht.

2.

O ſag' mir, wie dich frei'n.

Steht meiner Dame Kühnheit an,
Gleich ſchwing' ich mich auf's Pferd,
Und ſtark und feſt im Sattel ſey,
Wer ihres Danks begehrt.

Digitized by Google

Deine Farben trag' ich auf dem Hut,
D in Bild im Herzen treu,
Und wer sich deinem Aug' nicht neigt,
Dem bringt es Leid und Reu'.
Drum sag' mir, wie dich frei'n, o Lieb;
O sag' mir, wie dich frei'n!
Und ob um dich die Andern mich
Verschmäh'n, ich will's nicht scheu'n!

In Sammt und Seide will ich geh'n,
Ergözt dich bunte Pracht;
Bei Tag will ich dein Knappe seyn,
Dein Wachter bei der Nacht!
Gewinnt dich süßer Töne Schall,
Versuch's, und höre mich!
Deine eigne Stimme raub' ich dir,
Zu frei'n mit ihr um dich!
Drum sag' mir, wie dich frei'n, o Lieb;
O sag' mir, wie dich frei'n!
Und ob um dich die Andern mich
Verschmäh'n, ich will's nicht scheu'n!

Doch wenn die Liebe dich gewinnt:
Nie brach ich meinen Schwur,
Keiner Andern gab ich Wort und Pfand,
Dich lieb' ich einzig nur!
Für dich allein reit' ich den Ring,
Trage Blau für dich allein;
Uebe Lied und Schwert auf deinen Wink,
O sag' mir, wie dich frei'n!
Ja, sag' mir, wie dich frei'n, o Lieb;
O sag' mir, wie dich frei'n!
Und ob um dich die Andern mich
Verschmäh'n, ich will's nicht scheu'n!

3.

Lord Randal.

„O, wo bist du gewesen, Lord Randal, mein Sohn?
O, wo bist du gewesen, mein schmucker Gesell?“ —
„„Aus war ich im Walde; Mutter, mach mein Bett bald,
Müd' bin ich vom Jagen, und legte mich gern!““ —

„Wo fandest dein Mahl du, Lord Randal, mein Sohn?
Wo fandest dein Mahl du, mein schmucker Gesell?“ —
„„Draußʼ, fern bei der Liebsten; Mutter, mach' mein Bett bald,
Müd' bin ich vom Jagen, und legte mich gern!““

„Und was war dein Mahl denn, Lord Randal, mein Sohn?
Und was war dein Mahl denn, mein schmucker Gesell?“
„„Aal aß ich in Brühe; Mutter, mach' mein Bett bald,
Müd' bin ich vom Jagen, und legte mich gern!““ —

„Wo sind deine Hunde, Lord Randal, mein Sohn?
Wo sind deine Hunde, mein schmucker Gesell?“ —
„„O, sie schwollen und starben; Mutter, mach' mein Bett bald,
Müd' bin ich vom Jagen, und legte mich gern!““

„O, mir schwant, daß du Gift hast, Lord Randal, mein Sohn!
O, mir schwant, daß du Gift hast, mein schmucker Gesell!“ —
„„Ja, ich fühl' es! O Gott! Mutter, mach' mein Bett bald,
Krank bin ich am Herzen, und legte mich gern!““ —

(Schluß folgt.)

Lago di Garda.

(Schluß.)

Ich folgte den Uebrigen in eine Osterie, worin es nun acht Italienisch auslud. Es war ein unterer, offener Raum, zugleich Garküche und Gastzimmer, beraucht und von höchst malerischer Häßlichkeit; der Speisetisch vor dem Herde aber, hinter welchem zwei wohlgenährte Wirthstalente umsichtig hantirten, war mit leckern Speisen besezt. Das Feuer loderte hell; die Casserolen prasselten Appetit erregend. Ich ließ mir Suppe und warme Salami geben, welch lezere voll Saft, Kraft und Wohlgeschmack waren. Rothen Wein schenkte ich aus einer großen Flasche nach Belieben ein, was mir nach dem Augenmaß berechnet wurde.

Ein Vetturin war bereit, die nach Verona Strebenden dahin zu befördern. Er schien aus dem fortwährenden Regen einigen Nuzen ziehen zu wollen; doch wurden wir einig. Die bedeckte Chaise des hübschen, aber wild aussehenden Führers war elend genug; das Gespann derselben würdig, doch liefen die Mahren gut. Vor dem Abfahren gab es noch einen lebhaften Zank zwischen Jenem und einem Schmied. Es betraf die Bezahlung einer kleinen Reparatur. Hier war ich das erstemal Zeuge des unbändigen, aber meist leeren Geschreies der Welschen über Geldbagatellen. Die Messer zu zucken, enthalten sie sich in den österreichischen Provinzen wohl.

Digitized by Google

In dem nächsten Hohlweg, den wir ansteigend durchschnitten, hatte ich sogleich wahrzunehmen, daß ich jenseits der Alpenkette war. Wir fuhren im Gebiet der Molasse. Hügel von Kieseln waren aufgethürmt. Auf dem breiten Rücken, der die Einsenkung des Gardasees von dem Etschthal scheidet und südwärts in die lombardische Ebene sich verflacht, kamen die Geschiede auf allen Feldern zu Tage, so daß ich an die steinigten Fluren Schwabens erinnert wurde. Gleicherweise sah ich auch hier die Unzahl durch Sammlung der größern Steine und Aufhäufung an den Rainen gemindert. Wir durchschnitten eine ungeheure Ablagerung von Strömungen der Urzeit, die aus dem Alpenschooße hervorgedrungen, welche sich hier in zwei der größten Mulden der südlichen Abdachung öffnet.

Wir kamen durch den Flecken Buffolengo; — allgemach that sich das Erschthal dem Blick auf. Eine solche grandiose Ausweitung vom Hochgebirge zur unabsehbaren Ebene, ein solcher Wechsel schwungbafter Wallungen, vom reichsten Anbau überflossen, hatte kein verwandtes Bild in meiner Erinnerung. — Die Etsch schlang sich als mächtiger Fluß aus dem Gewinde der Berge hervor und wandte sich am Fuß herrlicher Vorhügel nach Osten hinüber, wo Verona in aller Würde einer Stadt von mehr als 50,000 Einwohnern an letzere angelehnt sich darstellte. Auf den umliegenden Höhen da und dort nahm ich große neue Bauwerke, Rotunden wahr — ich zählte deren neune — in deren ernster Form ich eine Erfindung der neuen Fortifikation, die Maximilianischen Thürme, erkannte. Diese in einem weiten Umkreise zerstreuten festen Werke der ausgebildetsten Kriegskunst gaben der Gegend einen erhabenen Charakter; ich mußte sie gleich in Beziehung auf ein feindliches Ringen der Völker denken und wie oft schon deutsches Blut in Italien geflossen. Welcher Ton hatte den Nordländer von dem ersten cisalpinischen Panorama der mahnender empfangen können? Ich faßte aber die Großartigkeit, ich darf wohl sagen die Majestät dieser Landschaft als sinnliche, lebensvolle, froh bejahende Gegenwart fest in's Auge, um dann auch in der Niederung über das weite Allgemeine orientirt zu bleiben, in welches ich das Einzelne zu stellen hatte.

Wir waren unten auf der Fläche; eine treffliche Straße mit Baumreihen führte geradlinig nach Verona, und ich hatte mich, verwandt anklingenden Bildern nach, wohl auch auf dem Spazierweg einer deutschen Stadt glauben können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

Kunst. — Museum Arlaud. — Bildungsanstalten. — Stufen des akademischen Studiums.

Wer unser anmuthiges Lemandecken kennt, seinen herrlichen Seespiegel, seine reichen, schwarzeinmeilen und sarbenvollen Ufer, seine tachenden Seeschlöte, Dörfer, Schlösser und Landhäuser, die großartigen Formen seiner Berge, wo sich herrliche Matten und Alpen mit dunkelnden Wäldern zu lichen Bergsäulen, Mauern und seinen Bleserterdrömen hinaufziehen, wer sich ganze in Idylle und Epos wechselnde Landerland kennt, der — mag er auch aus den kunstreichen Ländern Italien oder Deutschland kommen — empfindet hier zu Land schwerlich ein lebhaftes Bedürfniß nach Kunst, weil ihm die vollathmende, reizende Natur das Herz so ganz ausfüllt und warm erhält, daß darin kein Sehnen nach nachahmender Schöpfung aufkommen kann. Was anderwärts in indischen, ägyptischen, griechischen, römischen, byzantinischen, arabischen und germanischen Bauformen imposant daſteht; was anderwärts als Statue, Bildertief oder Gemälde fesselt, würde hier überflüssig oder doch nicht am rechten Ort scheinen, etwa wie ein Feuerwerk am hellen Tage. Es wäre auch Schade darum, denn man würde dieß bloß obenhin betrachten, als ein Nebenwerk, als Arabesken, die nur verzieren, nicht verschönern. Dieß erklärt auch, warum in diesem reizenden Lande selbst die, blühender Natur nahe verwandte, Poesie und Tonkunst nie recht haben aufkommen können. Hier und da gab's zu Zeiten hübsche Accente und Akkorde, aber kein großes Dichter oder Tonbild. Dieß scheint nun anders werden zu wollen, denn seit einigen Jahren sind in Genf mehrere Künstler von Bedeutung aufgestanden, und in ähnlicher Art regt sich's auch hier in Lausanne. Es scheint aber nur so. Robert, Chapuy nière, Lugardon, Calame u. A. sind nicht am üppigreizenden Leman bedeutend geworden, sondern durch ihre anderwärts gemachten Studien, durch die dort aufgenommenen Eindrücke und Einflüsse. In Genf erhob sich vor länger denn zehn Jahren durch die Munifizenz des Generals Rath und seiner Schwestern das hübsche Kunstmuseum, das dort ihren Namen trägt, freilich als Kunstsammlung nur von einigem Werth in der an bedeutenden Anstalten dieser Art ganz armen Schweiz, dagegen sehr nützlich als Schule und Bildungsanstalt für Zeichnung, Plastik und Architektur. Lausanne fand einen ähnlichen Kunstwohlthäter an dem siebenzigjährigen Maler Arlaud, der zur Erbauung und Einrichtung einer Kunstschule mit Sammlungen vor mehreren Jahren vierundvierzigtausend Schweizerfranken vergegeben hat, eine Summe, die um so bedeutender und werthvoller ist, da sie, wie der Donator selbst sagt, durch Mühe, Fleiß und Sparsamkeit erworben wurde. Die Regierung sowie die übrigen Kosten der, Gypsabgüsse von Antiken und Gemälde wurden von Arlaud, von der Regierung und von Privatpersonen zur Ausschmückung von zwei Sälen hergegeben, so daß am ersten Jänner d. J. das neue Museum Arlaud nicht mit leeren Wänden, sondern als ein schön verziertes Neujahrsgeschenk dem Lande geboten werden konnte. An diesem Tage wurde es eröffnet. Es ist ein schönes großes Gebäude in gutem Styl, auf dem neuen Platz St. Laurent, jedenfalls zweckmäßiger als das Musée Rath in Genf, an dem manches auszusetzen ist. St. Laurent ist der neueste und schönste Stadttheil, mit einem weiten ebenen Platze, deßgleichen früher in dem polprigen und bergigen Lausanne nicht

Digitized by Google

zu finden war. Da steht dem Musée Arlaud gegenüber die neue Kornhalle, und nicht weit davon die katholische Kirche, deren säulengetragenes Innere noch gefälliger ist als die Außenseite. Sonnenlar genug liegt dieser neueste Stadtteil mit seinen schönen und ansehnlichen Gebäuden ganz in der Nähe des ältesten, nämlich südlich von dem malerischen Bischofs-schloß, aber außerhalb der alten Stadt. Dieser ist freilich nicht viel zu helfen, wiewohl St. François durch das Hotel Gibbon etwas gewonnen hat und durch den Bogenbau von Pepinet zwar nicht schön, aber doch zugänglicher werden dürfte, wenn dieser einmal mit der übrigen neuen Straße zur Vollendung kommt. — So hätten wir denn ein Kunstmuseum mit dem kleinen Anfang einer Sammlung, die durch freiwillige Beiträge von Kunstfreunden und Kunstfreundinnen immer ansehnlicher werden dürfte. Unsere geringen Geldmittel, fern von einem reichen munificenten Hof, erlauben uns freilich nicht, plastische Originale anzukaufen, auch von Gemälden ist uns nur Untergeordnetes oder Kopirtes zugänglich. Bereits stehen da schon vierzehn größere oder kleinere Gypsstatuen nach Antiken in Paris, z. B. die Venus von Milo. Bei dem Ankauf dieser Gypsabgüsse scheint aber kein höheres geschichtliches Kunstprinzip vorzuwalten, es wird bunt untereinander angeschafft oder vergeschenkt, was als Vorbild im Zeichnen oder Modelliren dienen kann. Verdächtig ging der Kunstentwicklung in Griechenland und Rom nach den Stufen des Fortschritts und der Ausartung wäre wohl in Lausanne zu viel verlangt, auch wäre dazu der Raum zu eng. Die Lausanner Damen haben sich bereits durch Gaben ausgezeichnet. So schenkte die Frau Generalin Delahaarpe die Venus von Milo, Mad. Oster Perdonnet die tierische Knochenspielerin. Der würdige Sinster dieses Museums gibt jetzt darin seinen Zeichnungsunterricht, an dem zu verschiedenen Stunden die Schüler der höhern Lehranstalten, junge zum Handwerksstand bestimmte Leute, und eine hübsche Zahl Mädchen Antheil nehmen, zusammen 178. Es ist ein rührender Anblick, den rüstigen Greis voll Eifer und Thätigkeit bei seinen Schülern in der Anstalt zu sehen, für deren Gründung er sein ganzes Leben lang arbeitete, sorgte und sparte. In Lausanne aber ist mit Zeichnenunterricht, ja mit der bildenden Kunst überhaupt nicht viel zu verdienen. Dem ungeachtet haben wir einige junge Künstler, die gute Hoffnung geben, z. B. den Landschaftsmaler Müllener und den Bildhauer Ciessinger, der schon mehrere gute Büsten gemacht hat. Jener genießt hier zu Lande durch seine Aquarelle einen gewissen Ruf. Die Aquarellensammlung von Ducros ist dem Musée Arlaud von der Regierung geschenkt worden. Früher waren diese Gemälde in dem Musée Cantonal aufgestellt, das nun durch deren Wegräumung Raum gewonnen hat, der ihm sehr zu gönnen ist. Dieß Museum, von dem in diesen Blättern noch nicht die Rede war, enthält mineralogische, geologische, zoologische und osteologische Sammlungen, deßgleichen Antiquitäten und moderne Medaillen. Da die ganze Sammlung weniger durch planmäßige Anschaffungen und Ankäufe der Regierung gebildet wird, als durch Schenkungen aus allen Theilen des Landes, so stehen Reichthum und Armuth dicht bei einander. Am bedeutendsten sind die Schenkungen von Waadtländern, die in Süd- oder Nordamerika, in China oder Ostindien leben, oder von da in ihre Heimath zurückgekehrt sind. In der Abtheilung der Alterthümer scheint man sich verständig auf das im Lande Gefundene eingeschränken. So ist auch vergangenes Jahr manches eingekommen, unter andern ein bronzenes Säulenkapitäl von schöner Arbeit, eine kleine bronzene Victoria, zweiundzwanzig römische Münzen im Baudwalt gefunden u. s. w.

In unserem reichen, wohlbevölkerten Land, das Ueberfluß an wohlbesetzen Unterrichtsanstalten hat, wo gute Lehrer angestellt sind und wo es an keiner Art von Ermunterung fehlt, in Waadt sinkt doch entschieden der Sinn zu ernsten und klassischen Studien, und es läßt sich nicht recht sagen, worin der Grund liegt. Die neue Akademie hat jetzt nur 74 Studenten, und die zwei Abtheilungen des Gymnasiums 205. Aus diesem Gymnasium sind in den zwei Jahren, seit die neue Studienordnung besteht, nur sehr Wenige zur Akademie übergegangen; besonders ist dieß bei den Lausannern selbst aufzufallend. Von dem Collège des weit geringer bevölkerten Vevey gehen mehr junge Leute zu den akademischen Studien über, als aus der Hauptstadt Lausanne. Selbst für die Collèges in den kleinen Städten Moudon, Orbe, Nyon, Morges und Yverdon stellt sich das Verhältniß günstiger als in Lausanne. Manche behaupten, dieß komme von dem Mißtrauen gegen die neuen akademischen Lehrer und Studien. Dieß kann aber nicht angenommen werden, wenn man diese näher kennt. Eher möchte ich den Grund in der stets lichen und politischen Ausartung Lausannes, in seinem Raffinirtheit, in seiner Oberflächlichkeit und Materialität suchen, in der Anhänglichkeit an ehemalige verdiente Professoren, die bei der Erneuerung der Akademie entfernt worden sind, oder sich zurückgezogen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Drei Wörter, französisch und deutsch dir bekannt,
Sie sind dem menschlichen Leben
Zum Silberstrick gegeben,
Und wessen Herz ist in Liebe entbrannt,
Der wünscht sich die Wörter beisammen,
Um zu nähren und löschen die Flammen.

Der Fromme bezeichnet vom Kopfe das Glück,
Das die drei Wörter benennen.
Die Deutschen an Augen es kennen;
Und wem eine Gunst erweist sein Geschick,
Der findet so was er liebet,
Mit wem er sich freut und betrübet.

Da gehn die verschlossenen Herzen auf
Wie Knospen vor strahlender Sonne,
Da schleicht in die Brust sich die Wonne;
Da finden die rührenden Thränen den Lauf,
Und selig fühlen die Herzen
Sich lösen den Rest der Schmerzen.

Da fließen die Stunden, sie mißt nicht mehr
Die freundliche Unterhaltung
Mit mancher leicht heilbaren Spaltung.
Doch sind sie fort, wird von neuem schwer
Das Herz und sehnt sich zu zweien
Nach jenen wonnigen Dreien.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 4. August 1841.

Le bois le plus funeste et le moins fréquenté
Est, au prix de Paris, un lieu de sûreté.
Boileau.

Pariser Stadtprospekte.

IV.

Das Erste, wovon man sich in Paris im täglichen Leben und beim Umherschlendern in den Straßen überzeugt, ist die Vortrefflichkeit der Polizei in allen ihren Zweigen. Die Zeiten ihrer alten, großartigen Thätigkeit sind freilich vorüber, und ein sonst stehender Artikel ihrer Ausgaben: „Geheime Hinrichtungen," der noch unter Ludwig XV. in Rechnung gebracht wurde, ist seit der Revolution gestrichen. Den Culminationspunkt ihrer gegenwärtigen Ausbildung erreichte sie während der Kaiserzeit, unter den Auspicien des bekannten Fouché, als ihres Ministers. Indeß rühmt sich Gisquet in seinen kürzlich herausgegebenen Memoiren, das Polizeiwesen in vielen Zweigen wesentlich vervollkommnet zu haben. Allzu große Strenge wirft man dieser Anstalt zwar noch oft genug vor; Strenge aber, ernste Vollziehung der Befehle ihrer Beamten, schnelles Gehorchen ist die Seele einer guten Polizei; und schwer mag in einer solchen Stadt, bei einer solchen Masse grundsatzloser, zu Allem fähiger Menschen und bei einem an Zügellosigkeit lange gewöhnten Pöbel, die Mittelstraße zwischen dieser Strenge und dem Despotismus zu treffen seyn. Nur gegen Willkür der Behörde und gegen beleidigende Angriffe ihrer Diener sollten feste Schranken den Bürger schützen. Sie sollten nicht klagen dürfen, wie es jetzt bisweilen laut genug geschieht, über Ueberrumpelung im eigenen Hause, über scharfe Eingriffe in das Eigenthum und Familienleben des Bürgers, ohne vorhergegangene Untersuchung, auf bloße Angabe eines Unbekannten, über gesetzwidrige oder übereilte Verhaftungen unschuldiger Personen, welche hinterher mit einem Versehen oder Verwechslung der Personen entschuldigt werden.

Die Aufmerksamkeit der Pariser Polizei zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Decenz — Sittlichkeit möchte ich es nicht nennen — geht bis in's Lächerliche und Kleinliche; z. B. wer in Jacke, ohne Halstuch, mit einer Mütze oder mit einem Paket unter'm Arm durch den Tuileriengarten geht, wer mit einem Korb am Arm oder einer Last auf dem Rücken sich den Weg durch eine Passage abkürzen will, wird nicht durchgelassen, sondern von der Wache höflich zurückgewiesen. Ist es nicht ein Widerspruch, das Gehen im bloßen Halse, das Tragen von Jacken und Mützen für pöbelhaft zu erklären unter dem Bürgerkönig, den Arbeiter in Hemdärmeln, in bloßem Halse und Kopfe auf den Schild gehoben haben? und ist es nicht wenigstens sehr inconsequent, den armen Waschfrauen wegen ihrer Körbe die Benutzung der öffentlichen Passagen zu verbieten, und gewisse andere Weiber ungehindert passiren zu lassen? — Tyrannin — Mode, du bist ein bestechlicher Sittenrichter.

Digitized by Google

Nützlicher ist das Amt der Polizei, wenn es das Verbrechen bis in seine tiefsten Schlupfwinkel verfolgt. Jede große Stadt ist der Sammelplatz losen Gesindels aller Arten, und Paris steht hierin auf der höchsten Stufe. Gisquet, ein Mann, dessen Behauptungen in dieser Hinsicht nicht wohl bezweifelt werden können, der, vermöge seiner ehemaligen Stellung als Polizeipräfekt, Paris von dieser Seite ganz kennt, behauptet in seinen Memoiren, es gebe in Paris durchschnittlich 1600 befreite Bagnozüchtlinge und Zuchthaussträflinge und 6000 Spitzbuben, Gauner, Beutelschneider ꝛc., welche Lucenaire und Soufflard als Halbgötter und Kalenderheilige verehren, und außerdem noch eine Menge fauler Herumtreiber und armer oder wenigstens bei jedem Unfall mittelloser Menschen, Zuchthauskandidaten in partibus, die bei Gelegenheit ebenfalls zum Diebshandwerk greifen. Welch ein grausender Zustand! Und doch, unbegreiflich genug, bewegt sich die Bevölkerung von Paris, trotz dieser Beimischungen, ruhig und bequem, sorglos und unbekümmert im Geleise des täglichen Verkehrs. Es ist wirklich ein Glück und für das Wohl und die Ruhe der Stadtbewohner und Fremden ersprießlich, daß sie nicht erfahren, was sich in ihrer Nähe Gräuelhaftes oder Gefährliches in der letzten Nacht begeben, was für abscheuliche Complotte gegen Eigenthum und Menschenleben geschmiedet worden, und daß sie nicht ahnen, wie dünn die Kruste ist, auf welcher sie gehen, auch wohl tanzen, und unter welcher ein Abgrund gähnt, dessen Inhalt nur zuweilen durch Spalten hervordringt, wie an der Seite des Vesuvs.

Selbst in diesem zügellosen Haufen, in dieser aus dem Abhube und Auswurfe der untersten Klassen zusammengeflossenen Rotte erzeugt der Einfluß des täglichen Lebens, die Nothwendigkeit und das Bedürfniß der Ruhe und des Verkehrs eine Art Zurückhaltung, sogar eine gewisse Ordnung. So wie in London und Paris ist nirgends der Diebstahl und jede Art der Gaunerei und Räuberkunst in ein System gebracht, planmäßig organisirt und förmlich constituirt. Es ist so leicht keine Intrigue und kein Verbrechen, keine geheime Machination und kein Complott denkbar, das nicht in Paris ausgesonnen, wiewohl nicht immer ausgeübt worden. Denn die Sicherheitspolizei wacht und weiß sich der Diebe selbst als Kundschafter des Verbrechens, oft ehe es begangen wird, zu bedienen.

Gisquets Memoiren lassen uns in das Getriebe der Pariser Sicherheitspolizei einen Blick thun und geben uns einen ungefähren Begriff von ihren tausend Verzweigungen und weitverbreiteten Verbindungen, von ihren gesetzlichen und ungesetzlichen Mitteln und Wegen, von ihren geheimen und öffentlichen Dienern. Ein Fremder, der, wie es ja seine Pflicht ist, die Landessitten ehrt, sich nicht in das mischt, was die Einwohner allein angeht, und lediglich seinen Vergnügungen oder seinen Beschäftigungen lebt, kann Jahre lang in Paris weilen, ohne von der Polizei behelligt zu werden, ohne zu wissen, daß er ihr bekannt, von ihr deaufsichtigt und in allem Thun und Lassen auspionirt wurde. Die Pariser Polizei versteht durch ihre Unfühlbarkeit; sie ist so gescheut geworden, einzusehen, daß das Paßwesen weder zur Sicherheit des Eigenthums noch des Staates nöthig, sondern eine bloße Anweisung für die Individuen selber ist. Bei der Ankunft in Paris gibt man der Thürsteherin den Paß zur Einzeichnung des werthen Namens in die Register des Quartiers, welche dem Polizeikommissär zur Einsicht und Weiterbeförderung überliefert werden, erhält im Augenblick den Paß wieder zurück und kann dann Jahre lang in Paris weilen, ohne irgend eine Behelligung und Berührung mit der Polizei. Diese bedient sich daher ganz anderer Personen als der Paßinspektoren, die nachsehen, woher man kommt, wohin man geht.

In Paris ist die wichtigste polizeiliche Frage: welche Existenz hat der Fremde und welcher Meinung oder Partei gehört er an? Wenn darauf geantwortet wird: er lebt von seinem Gelde, oder er ist Kapitalist, Gutsbesitzer, Fabrikant, Angestellter ꝛc., so weiß man schon, daß er selbst als Republikaner von Grundsätzen nicht zu fürchten und also nicht weiter zu beaufsichtigen ist. Personen, die ein unabhängiges Vermögen, eine sorgenfreie Stellung zu verlieren haben, können zwar Reformen, aber keine Umwälzung wünschen. Nur vom Staat oder Glück Mißhandelte sind grimmliche Revolutionäre. Fremde, die sich in Paris ohne sicheres Einkommen befinden, sind der Polizei so gut wie diejenigen verdächtig, welche sich aus politischen Gründen dahin geflüchtet. Es bedarf nur der geringsten Anzeige schlechter Subjekte oder irgend einer öffentlichen Manifestation, so stehen sie unter Aufsicht, auf der schwarzen Liste, werden vielleicht gar in's rothe Buch, das Buch der Fanatiker und Jakobiner, der Maratisten und Robespierristen, eingetragen. Mehrere tausend geheime Agenten, vom Volke mouchards, in der offiziellen Sprache indicateurs oder révélateurs genannt, sind hier an der Seine Strand täglich auf den Beinen, um vornehme Staats- und gemeine Diebsverbrecher auszukundschaften, und es gibt wenige öffentliche Orte, Vereine und Gesellschaften, wo die Polizei nicht Augen und Ohren hat. Die Crême dieser Spionenrotte, die sogenannten Investigateurs, seine Herren, gleiten mit Marquistiteln und vornehmen Manieren in die karlistischen Cirkel und Salons, so wie sich der Abhub dieses Gezüchtes durch exaltirtes Benehmen und Pseudorepublikanismus in die Zusammenkünfte der Demokraten und die Spelunken der Conspiratoren einzuschleichen weiß.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Schottiſche Balladen und Lieder.

(Schluß.)

4.

Das Weib von Usher's Born.

Da lebt' ein Weib an Usher's Born,
Die hatte Gold und Ehr',
Dazu drei Söhne, ſtark und kühn,
Die ſchickte ſie auf's Meer.

Sie waren keine Woche fort,
Eine Woche mocht' es ſeyn,
Als Nachricht kam der alten Frau,
Sie fuhren ſeewärts ein.

Sie waren keine Woche fort,
Drei Wochen mochten es ſeyn,
Als Nachricht kam der alten Frau,
Die See wäſcht ihr Gebein.

„So höre nie der Seewind auf,
So ſchäume ſtets die Fluth,
Bis heimgekehrt meine Söhne ſind
In ird'ſchem Fleiſch und Blut!" —

Es war um die Martinizeit,
Wenn die Nächte trüb und lang,
Da kehrten die drei Söhne heim,
Bekränzt mit Birke ſchwank.

Sie wuchs an Bach und Graben nicht,
Sie wuchs auf keinem Bruch,
Doch an des Paradieſes Thor,
Da wuchs ſie ſchön genug.

„Blast an das Fen'r, ihr Mädchen!
Bringt Waſſer von der Brück'!
Mein Haus ſoll froh ſeyn dieſe Nacht,
Meine Söhne ſind zurück!" —

Sie macht' ein Bett den Dreien,
Sie macht' es groß und weit;
Sie hüllt' in ihren Mantel ſich,
Saß an des Bettes Seit'.

Auf dann ſchrie der rothe Hahn,
Und auf der graue ſchreit;
Der Aelteſte zum Jüngſten ſprach:
„Nun iſt es an der Zeit!" —

Der Hahn ſchlug mit den Flügeln,
Nur einmal ſcholl ſein Kräh'n,
Zum Aelteſten der Jüngſte ſprach:
„Bruder, wir müſſen geh'n!

Es kräht der Hahn, der Tag bricht an,
Der Wurm im Sarge ſchmält,
Und ſchwere Pein erleiden muß,
Wer früh im Sarge fehlt.

Leb' wohl, herzliebe Mutter mein!
Lebt wohl auch, Stall und Scheu'r!
Und du, leb' wohl, du ſüße Maid,
Die ſchürt der Mutter Fen'r!" —

5.

Klage der Grenzwittwe.

Mein Liebſter baut eine Laube mir,
Rundum bepflanzt mit Lilien ſchier;
Eine ſchön're habt ihr nie geſchaut,
Als die mein Liebſter mir gebaut.

Um Mittag war's, da kam ein Mann,
Späht' aus ſein Wild, und ging ſodann;
Führt' her den König drauf zu Nacht,
Der meinen Ritter umgebracht.

Er bracht' ihn um, ich ſah ſein Blut;
Er bracht' ihn um, und nahm ſein Gut;
Meine Diener flohn, mein Herr war todt,
Ich blieb allein in meiner Noth.

Ich flocht mein Haar, und hüllt' ihn ein;
Hielt Leichenwacht, ich ſelbſt allein;
Hielt Leichenwacht, o Wacht voll Gram;
Keine Seel' war, die des Weges kam.

Ich nahm ſeine Leich', und trug ſie fort;
Zuſchritt ich hier, ausruht' ich dort;
Ich grub ein Grab, drin legt' ich ihn,
Und deckt' ihn zu mit Raſen grün.

O, denkt ihr nicht, mein Herz war voll,
Als auf ſein Haar ich warf die Scholl';
O, denkt ihr nicht, mein Herz war ſchwer,
Als ich mich wandte, fortzugehn?

Nun lieb' ich Keinen mehr fortan,
Seit todt mein ſüßer Rittersmann;
Mit Einer Lock' von ſeinem Haar
Bind' ich mein Herz für immerdar.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

(Fortsetzung.)

Schulwesen. — Jury de doctrine. — Verderbliches Weinschenkgesetz. — Politisches Leben. — Die Radikalen.

Dem seit zwei Jahren bestehenden Studiengesetz, voll verständiger aber mäßiger Neuerungen, widersetzt sich besonders die radikale Partei mit ihrem Chorführer Druey, der an der Lausanner Akademie gern Hegel'sche Philosophie vortragend seine Schule machte und alle andern Bemühungen und Studien gering achtet, so lange sie nicht Hegel'sche Basis haben. Für die Elementarschulen auf dem Lande, wo Religion, französische Sprache, Lesen, Schreiben, schriftliches und Kopfrechnen und Gesang gelehrt wird, besteht die Verordnung, daß die Kinder unter zwölf Jahren wenigstens zweimal in der Woche die Schule besuchen müssen. Dagegen lehnen sich Viele und besonders die Radikalen auf, denn ihrer materiellen Ansicht scheint solcher Volksunterricht gar nicht nöthig, ja sogar hindernd.

Das neue Kirchengesetz hat seit seiner Einführung im Anfang dieses Jahres schon zu viel Streit und Unentigkeit geführt, und ist zwar endlich in umgearbeiteter Gestalt angenommen worden, aber gleich darauf kamen eine Menge Protestationen von Seiten der Pfarrer und Dienstniederlegungen ein, unter denen die Vinet's am meisten zu bedauern ist. Den tausenden Unwillen erregte bei vielen Geistlichen die Bildung der Jury de doctrine in jedem Distrikt, aus Geistlichen zusammengesetzt, die über Glaubens- und Lehrsätze entscheiden soll. Mehrere geachtete Pfarrer aus Lausanne, Morges und Payerne reichten Protestationen und Vorbehalte bei der Regierung ein, worin sie sich gegen alle Entscheidung in Glaubenssachen und gegen alle Beschränkung anderer Geistlichen verwahrten. Bei der Diskussion über diesen Gegenstand kamen besonders im Distrikt Morges von dem dortes geachteten Pfarrer Burnier sehr würdige Aeußerungen vor. Er setzte es durch, nicht Mitglied jener bedenklichen Jury de doctrine zu werden, und nahm später ganz seinen Anschied. So scheint dieß kaum gegebene geistliche Gesetz wieder in sich verfallen zu wollen, weil es nicht reiflich überdacht, nicht genug auf wohlbegründete Ansichten gebaut war. Möge es mit den andern neuen Gesetzen, die jetzt vorbereitet werden, nicht ebenso gehen, mit dem Handelsgesetzbuch und mit dem peinlichen Codex.

Das am meisten Unheil bringende Gesetz, welches je im Waadtland gegeben worden, verdankt sein Dasein den unverständigen Ansichten über Freiheit und Privilegien bei einer geringen Majorität der Regierung und des Großraths. Ich meine das 1842 in Wirkung tretende Gesetz über die Weinschenken in dem Lande, wo die Trunksucht schon lange ein physisch und moralisch fressender Krebs war, von dem sich in den mittlern und untern Ständen nur wenige Familien frei halten. Und doch gebrte bisher zum Weinschenken eine Concession, und im Einzelnen konnte Wein von Weinbergbesitzern nur zu ausdrücklich Etiquetten à pot renversé, d. h. ohne daß er an Ort und Stelle getrunken werden durfte, verkauft werden. Nach dem neuen Gesetz kann Jeder eine Weinschenke errichten, wenn er nur dafür ein Patent löst. Es erauscht einem hier zu Lande vor den Folgen dieser neuen Verfügung, welche nicht nur das Betrinken sehr erleichtern und vermehren, sondern gewiß auch einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die vielen Leute und ihre Familien äußern wird, die nun überall Weinschenken errichten und von denen nicht wenige bei der ganz unbeschränkten Concurrenz wieder zu Grunde gehen werden. Dieß nennt man dann nach dem Kunstausdrucke Gewerbsfreiheit, Befreiung vom Monopol. Die meisten Einwohner sehen das Drohende und Unheilbringende dieser neuen Maßregel recht gut ein und ihnen ist bange vor den Folgen; ihre Ueberzeugung hilft aber nichts, da das Gesetz von einer geringen Majorität im Großrath durchgesetzt worden ist, von der Viele an Vermehrung der Schenken und des Weinertrags hängen, weil sie selbst Weinbauer oder Weinbergbesitzer, oder mit dergleichen verwandt oder befreundet sind. Manche sehen es auch recht gern, wenn das Volk durch Trunkenheit noch mehr verdirbt und verarmt, denn in diesem Zustande ist es leichter zu leiten und nach Parteizwecken zu führen. Schon jetzt ist trotz der höchst liberalen Verfassung, des höchst liberalen Wahlsystems eine politische Gleichgültigkeit und Abspannung, ich möchte sagen Lauheit im Volk eingetreten, die viel zu denken gibt. Nicht nur die Wahlen zu den Großrath werden höchst schläfrig betrieben und können oft aus Mangel an Wahlenden gar nicht vorgenommen werden; der Großrath selbst schmilzt oft zu einem Kleinrath zusammen, oder kann aus Mangel an gegenwärtigen Mitgliedern seine Sitzungen nicht eröffnen, oder auf einmal nach einer Diskussion nicht mehr abstimmen, weil nach und nach eine Menge Großräthe fortgegangen sind und die zum Abstimmen nöthige Anzahl nicht mehr vorhanden ist. Manchmal gelingt es dem vom Präsidenten aufgefundenen Quästor, auf den benachbarten Gängen, in den nahen Kaffeehäusern und Weinschenken ꝛc. die Einschläfrigen zu finden und wieder einzutreiben, aber lange nicht immer. In dieser Beziehung ist das neue nahe beim Schloß — dem Sitz des Großraths — errichtete Café Vaudois, der Sitz der Radikalen, dem waadtländischen Parlament besonders gefährlich. – Ihre Sitzungen in diesen heiligen Hallen, wo die Landesangelegenheiten, Uebertretenes und Läcerliches unter zahlreichen Weinlibationen besprochen und verhandelt wurde, haben wahrscheinlich dem Radikalismus den Todesstoß im Lande gegeben. Das Geistreichste, Ewitze und Widrigste, was auf diese Weise und von solchen Sprechern verbunden wurde, mußte an seinem Werth, an seiner Bedeutung verlieren und in sich zusammen sinken, wie viel mehr der Unsinn. Nachdem die radikale Gesellschaft in anmaßendem Tone die Kathedrale zu ihren Versammlungen verlangt hatte und darauf natürlich abschlägig beschieden worden war, zog sie aus dem kleinen Gasthof der trois Suisses in jenes Café Vaudois. Sie war im Anfang ziemlich zahlreich, nahm aber immer mehr ab, so daß jetzt oft nur acht bis zehn Radikale vor einem Auditorium Neugieriger sprechen, die sich nur an den Debatten der Herren Kehrwand, de Cerber, Gutznarg, Leresche ꝛc. und ihrers Anführers Druey amüsiren wollen. Dieser hat allerdings zu viel Verstand und zu viel politische Kenntniß und Takt, um ernstlich diesem Haufen anzugehören; da er aber um jeden Preis das Haupt einer Partei sein und diese bei Gelegenheit nach seinem Zwecke verwenden will, so drückt er beide Augen zu, geht hin, spricht ihnen etwas vor, trinkt einen Schlud Radikalwein mit und geht wieder fort quasi re bene gesta.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 5. August 1841.

He hears — alas! no music of the spheres
But an unhallow'd, earthly sound of fiddling
A pipe, too, and a drum.

Byron. Don Juan.

Arabische Tänzerinnen.

Vom Verfasser der Briefe aus Syrien.

Vor ungefähr zehn Jahren war noch in Kairo unter der Regierung des alten Mehemed eine gar schöne, lustige Zeit. Die Kultur hatte noch keine Polizei dort eingeführt, und die Leute konnten in ihren vier Pfählen so ziemlich thun, wozu sie Lust hatten. Oeffentliche Tänzerinnen, Sängerinnen, Alles dergleichen war privilegirt. Es wurden Karten in ungeheurer Menge gelöst, und es war dieß eine große Finanzspekulation des Pascha. Es muß damals in der alten Kalifenstadt ein Leben gewesen seyn, als ob sich das Paradies zur Erde herabgelassen und die Langeweile in den Himmel gezogen wäre. Dieß dauerte aber nicht lange; denn da diese Betreiber der schönen Künste allmählig zu laut wurden, mischten sich die Konsuln der fremden Mächte hinein, und der Pascha, vielleicht selbst geärgert durch das Unwesen, das er hervorgerufen, befahl von heute auf morgen: alle ausgegebenen Erlaubnißscheine sind erloschen, und wer trotz dem sein Geschäft forttreibt, wird exemplarisch bestraft. Und wirklich, die Bestrafungen wurden ganz originell ausgeführt; die Regierung ließ am folgenden Tag Alles, was sich durch Empfang einer Karte als Tänzerin, Sängerin ꝛc. selbst angezeigt hatte und noch in Kairo und dessen Umgebung zu finden war, aufgreifen, nach Oberegypten abführen und dort mit Soldaten verheirathen, aus welcher glücklichen Verbindung wohl ein neues Heroengeschlecht seinen Ursprung nehmen wird.

Wer nun, wie wir, die schönen Araberinnen kennt, wer so oft gesehen, wie sie die geringfügigsten Dinge mit einer gewissen Grazie und Leichtigkeit ausführten, wer so viel gehört hat von den reizenden Tänzen dieser Houris, der kann sich denken, wie leid es uns that, einem solchen Ballet nicht beiwohnen zu können. Daß sich viele dieser Tänzerinnen noch heimlich in Kairo aufhielten, wußte jeder; es hielt aber bei der wachsamen Polizei sehr schwer, sie, besonders vor den Augen der Christen, zum Tanzen zu bewegen. Ein deutscher Bekannter jedoch, den wir dort trafen und der so ziemlich eingebürgert war, forschte einige Zeit herum, und kam endlich eines Abends, uns anzuzeigen, daß er mit Hülfe einiger egyptischen Bekannten des andern Tags eine Unterhaltung der Art zu arrangiren suchen werde.

Am folgenden Abend holte er uns in Begleitung eines andern Deutschen ab, der sich uns als der Mann präsentirte, welcher uns den Genuß einer ächt levantinischen Abendunterhaltung, von den Arabern, wie alle gesellschaftlichen Vergnügungen, Phantasie genannt, bereitet habe. Dieß war indessen nur auf die vielfachen Verwendungen seiner Frau, einer Kophtin, möglich

Digitized by Google

geworden. Unſer neuer Bekannter hatte dieſe würdige Dame auf die unter jener Chriſtenſekte gewöhnliche Weiſe, nämlich nur auf beliebige Zeit, zum Weibe genommen, wofür er ihren Eltern, da ſie ſich weder durch Schönheit noch Jugendfriſche gerade auszeichnete, die mäßige Summe von zehn Thalern beim Empfange und eben ſo viel bei der Zurückerſtattung, ob mit oder ohne Kinder, zu entrichten hatte. Während der Ehe mußte er ſie gehörig nähren, kleiden und ſonſt gut behandeln, was von ihr durch Treue, Liebe und thatigſte Beſorgung des Hausweſens nach ihrem Vermögen dem theuren Herrn und Gatten vergolten wurde. Dieſes muſterhafte Weſen hatte uns durch wirkſame Empfehlungen den Eintritt in den Harem des armeniſchen Mündirektors, der ein entlegenes Quartier der Stadt bewohnte, verſchafft.

Das Haus hatte alle für den Zweck erforderlichen Eigenſchaften. Es lag ſo weit von der Stadt ab, daß man die ſchreienden Töne der Violinen nicht hören konnte; auch war es mit hohen Mauern umgeben, welche keine neugierigen, unbefugten Blicke hineinließen. Wir traten in ein Zimmer, recht hübſch nach orientaliſchem Geſchmacke eingerichtet, in welchem ſich bereits etwa zwanzig Perſonen befanden, und wurden vom Hausherrn, nachdem wir uns neben ihm niedergelaſſen, nach den hergebrachten Formeln freundlichſt bewillkommt. Drei Seiten des Zimmers waren mit dem unentbehrlichen Divan beſetzt, worauf des Armeniers Familie und einige ſeiner Bekannten lagen und ſaßen. Die Zahl der Damen mochte etwas weniger als die Hälfte der ganzen Verſammlung betragen. Auf der Seite des Zimmers, wo kein Divan war, ſaßen am Boden drei arabiſche Muſiker mit Tambourin und Violinen aus Kokosnußſchalen, mit zwei Saiten beſpannt, die ſie mit ziemlicher Fertigkeit ſpielten und dann und wann mit Geſang begleiteten. Von der Decke hingen ein paar Leuchter und der Fußboden war mit hübſchen Teppichen belegt.

Sobald wir nach allen Seiten, durch Auflegen der Hände auf das Herz und dann an den Kopf, gegrüßt, wurden uns von den Frauen Pfeifen und Kaffee gereicht, ſo wie auch bald von der einen, bald von der andern Branntwein in kleinen Gläſern, der in unglaublicher Menge getrunken wurde. Dazwiſchen mußten wir Mandeln und Oliven eſſen, welche letztere man mit den Fingern aus der Brühe holen mußte, und hinterher kam ſtets ein goldgeſticktes Tuch, um die Hände zu reinigen. Dieß ging den ganzen Abend mit kurzen Pauſen ſo fort, und die Höflichkeit verlangte, ſo wenig als möglich abzuſchlagen.

Die weibliche Geſellſchaft, die wir hier zum erſtenmal in ziemlicher Freiheit und Natürlichkeit ſahen, trug reiche orientaliſche Kleidung, weite ſeidene Beinkleider, gold- und ſilberdurchwirkte Jäckchen und Taſchenmirſchawls als Gürtel. Einige hatten das Haar geſcheitelt, und das auf dem Rücken lang hinabwallende mit ſeidenen Schnüren, an denen Gold- und Silbermünzen hingen, durchflochten. Die bemerkenswertheſten der Damen waren die jüngſte Tochter des Hauſes, ein jugendfrohes Mädchen von vierzehn Jahren, Bamba mit Namen, aus deren einnehmenden Zügen noch Friſche und Sanftmuth ſprachen. Eine andere intereſſante Figur war die Schwiegertochter, ein junges Weib von ungefähr zwanzig Jahren, die ſich durch ſehr ſchönen Wuchs, anſtändiges Benehmen und edle Geſichtszüge auszeichnete. Was mich an ihr beſonders anzog, war eine tiefe Melancholie, die auf ihrem ganzen Weſen lag, ein Zug, den man bei den Orientalen ſo ſelten findet. Endlich muß ich noch einer hübſchen, aber ſehr beleibten Frau von gleichem Alter erwähnen, welche eine Art von ſchwarzſeidenem Schleier, den ſie über den Kopf trug, nur dazu zu benützen ſchien, um den Schnee eines ſehr ſtark entblößten Buſens von ſeltener Fülle, durch periodiſches, nur einen Augenblick dauerndes Bedecken deſto mehr hervorzuheben. Sie blieb ſo kokettirend faſt den ganzen Abend am nämlichen Platze ſitzen und rauchte mitunter eine Pfeife. Die Phyſiognomien der ältern Frauen waren ſehr unintereſſant und trugen den Stempel gewöhnlicher Leidenſchaften und eine Schlaffheit in den Zügen, welche durch die bei den Türkinnen faſt immer herunterhängende Unterlippe noch ſtärker markirt wird.

(Schluß folgt.)

Pariſer Stadtprofpekte.

(Schluß.)

Einzelne dieſer Agenten haben ſtehenden Gehalt; in der Regel aber iſt die Bezahlung beſtimmt, klein oder groß, nach Maßgabe der höheren oder minderen Kreiſe, in denen jene Leute ihre Anlagen und Fähigkeiten entwickeln und zum Wohl des Staats bethätigen. Man ſagt, Advokaten und Publiciſten werden am beſten bezahlt, was ganz in der Ordnung iſt, weil es dieſen Ständen doch am ſchwerſten ankommen muß, ſich zu ſolchem Handwerk herzugeben. Zu dieſer Menge geheimer Polizeiagenten kommt noch die Schaar der öffentlichen Polizeidiener, der ſogenannten Sergens de ville. Es ſind meiſt rohe, alte Soldaten, gemeine, aber zuverläſſige Menſchen. (Die Galeerenſklaven, Räuber und Diebe, welche als eine Brigade de sûreté, unter des berüchtigten Vidocq's Leitung, organiſirt waren, hat Gisquet während ſeiner Verwaltung verabſchiedet, wie er in ſeinen Memoiren erzählt.) So ſehr aber die Sergens de ville auf

Digitized by Google

allen Punkten der Stadt sichtbar werden, so wird doch noch Manches vernachlässigt, was in dem großen Mittelpunkt des Glanzes und der Bildung den Fremden als ein Stein des Anstoßes erscheint, und das Pariser Gassenwesen ist keineswegs von der Art, daß es wenig zu wünschen übrig läßt.

Ein unglaublicher Grad von Unreinlichkeit und kothige Gassen, selbst mitten im Sommer, sind noch immer das charakteristische Zeichen, wovon das Pariser Weichbild den alten Namen Lutetia trägt, und alle Anstrengungen der Polizei sind vergebliche Arbeit, selbst gegen die empörenden Unreinlichkeiten, welche man sich auf den Gassen, vor und in den Häusern erlaubt, und wodurch besonders die Abendluft verpestet wird. Wie auf Teniers Bauerngemälden, so fehlt in den Pariser Straßen selten Jemand, der an die Wand — sieht. Diese ekelhafte Unsitte oder vielmehr Unsittlichkeit zeigt sich besonders in vielen Durchgängen der Häuser, deren man sich bedient, um von der einen Gasse in die andere mit ihr parallel-laufende zu kommen, von den ersten Schauspielhäusern, wie bei den Bouffés, dem Théâtre français, wo der Schweif dicht neben den verunreinigten Wänden stehen muß, und ist in dem Grade arg, daß selbst in Staatsgebäuden, wie auf der großen Treppe zum Vorsaal des Justizpalastes und in der Nähe des Luxemburg mit ellenlangen Buchstaben die défense de faire des ordures ici angemalt steht.

Ein anderes Uebel in Paris, wie in den meisten großen Städten, wogegen sich die laute Klage umsonst erhebt und die Polizei vergeblich kämpft, ist das heillose Schnellfahren, welches, zum Verderben der Fußgänger, alle seit einigen Jahren zehnfach vermehrten Herrschaftswagen, eigenen Kabriolette und Miethkutschen erster Klasse (voitures de remise) sich erlauben. Schlimm daran sind dagegen die armen geschlagenen und selbst von der Polizei gedrückten Gassen- und Miethkutscher niederer Klasse. Ihre Wagen, jetzt viel bequemer und eleganter, auch wohlfeiler als vordem, sind degradirte Herrenkutschen; aber ihre Pferde und Geschirre sind höchst elend und jene gleichfalls vormalige Herrengäule, die jetzt unter dieses tyrannische Joch gelunten sind. Die Ohnmacht dieser ausgehungerten Rosse gestattet den Gassenkutschern, auch beim besten Willen, nicht einmal den Versuch, schnell zu fahren. Tief demüthigt sie dafür das Jagen ihrer vornehmen, insolenten Kollegen auf dem Bock, und oft genug ist ihr Wagen und Geschirr das Opfer davon. Die Kutscherrepublik in Paris liegt in beständiger offener Fehde mit einander. Die vornehmen Herrn- und Miethkutscher sehen die armen, demüthigen Fiakerkutscher tief unter sich, toben und schimpfen, weil sie durch Langsamfahren und Stillhalten ihnen den Weg versperren. Diese wagen nicht, sich gegen jene zu erheben, üben aber dagegen ihre Rache bei jeder Gelegenheit an den Kabrioletburschen, die sie nicht für höher als sich selbst achten, von denen sie aber eben so geneckt werden. Beide Theile vereinigen sich in ihrem Haß gegen die Remisekutscher, weil diese allein das Vorrecht haben, in die Thorwege und Höfe einzufahren, während die Gassenkutscher auf den Kais, Boulevards und andern Plätzen unter freiem Himmel halten müssen. Die ganze Kutscherzunft endlich wüthet gegen die Diligencen- und Omnibusführer, gegen die schwerfälligen, handfesten Güterwagenlenker und andere Frachtfuhrleute, welche die Gassen von Paris beengen und sich mit derben Peitschenhieben und Fauststößen Recht verschaffen. So herrscht ewiger Hader und Rangstreit unter diesen niedern, hohen und höchsten Pferdebändigern, und ihr gewöhnliches Geschrei: gare! gare les voitures! vermehrt nicht wenig das allgemeine Getöse der Hauptstadt; denn in der Regel, wenn auch gerade kein periculum in mora vorhanden, schreien sie, als ob Leute gerädert würden, oder, wie unser oben citirter sizilianischer Edelmann sagt, als ob alle Teufel los wären.

Wenn übrigens derselbe Edelmann Paris zur Zeit Ludwigs XIV. ein „großes Wirthshaus" nennt, so gilt das noch jetzt. Man zählt in Paris 800 Kaffeehäuser, 2000 Speisewirthschaften, worin häufig der Luxus mit Spiegeln, Kronleuchtern, Vergoldungen ꝛc. auf's Aeußerste getrieben ist, wo man die feinste Bedienung von hundert Aufwärtern und beliebige Auswahl unter einer Unzahl Schüsseln hat. An Bier- und Weinkneipen, an Tabagien und Rauchstuben, so wie an Besuchern derselben fehlt es ebenfalls nicht. Die öffentlichen Vergnügungs- und Belustigungsorte sind innerhalb Paris 500, und vor den 52 Barrieren ist die Zahl der Kneipen, Tanzhöden, Trinkgärten ꝛc. unermeßlich. Wer gern aus zerstreuten Angaben wichtige Folgerungen zieht, mag auf die Pariser Sitten aus folgenden Thatsachen schließen: 30,000 Menschen besuchen regelmäßig jeden Abend die Schauspielhäuser, fünf öffentliche Bibliotheken und 250 Leskabinette sind stets mit Studirenden und Lesern angefüllt. Gute Tanzlehrer gibt's ungefähr gerade so viel als gute Lehrer der Mathematik, und die Stadt verwendet auf Feste dreimal so viel als auf Kirchenverbesserung. C. C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

(Fortsetzung.)

Historische Bestrebungen. — Hisely über die Waldstätte. — Baillemins Uebersetzung und Fortsetzung von J. Müllers Werk.

Betrachtet man die wissenschaftlichen Bestrebungen in unserm Lande, so zeigt sich nicht wie in Genf die naturhistorische Richtung vorherrschend, sondern die geschichtliche.

Digitized by Google

Früher hatte der würdige Doyen Bridel schon Bedeutendes und sehr Dankenswerthes in der romanischen und Landesgeschichte geleistet, in neuester Zeit übte sich unter seiner Mitwirkung in Lausanne die Gesellschaft für die Geschichte der romanischen Schweiz, von der ich Ihnen schon früher gesprochen habe. Sie hat bis jetzt zwei Bände Memoiren mit Dokumenten herausgegeben, worin sich mehrere Aufsätze von Gehalt auszeichnen, z. B. das Memoire über das Rektoratrat von Burgund vom Baron Fr. v. Gingins; die früher ungedruckten Statuten Peters von Savoyen, von Secretan; eine historische Notiz über die Grafen von Greyerès, von Doyen Bridel; eine Geschichte des Jour-Walds von Nicole. Den meisten Raum füllt jedoch ein nicht waadtländischer Gegenstand, nämlich ein Versuch vom Professor Hisely in Lausanne über den Ursprung und die Entwickelung der Freiheiten der Waldstätte, und eine angebliche Berichtigung und weitere Ausführung dieses Versuchs von demselben Verfasser. In jenem „Versuch" hatte sich Hiselv nach gutem Quellenstudium und in lobenswürdiger Unabhängigkeit von Tschudi und Joh. Müller, oft in Opposition mit ihnen gesetzt, um dem er mit dem alten Chronisten Johann von Winterthur, sowie mit ausgezeichneten Historikern unserer Tage, besonders mit dem Prof. Kopp in Luzern und dem Fürsten Lichnowsky, die Landesrechte des Hauses Habsburg-Oesterreich auf die Waldstätte behauptete und urkundlich belegte. Um so auffallender war es, daß Prof. Hiselv gleich nach der Aargauer Klosteraufhebung vor Oesterreich abmahnend auftrat, und jenem Versuch einen Nachtrag zur angeblichen Berichtigung folgen ließ, worin Habsburgs ehemalige Landesrechte, der vorhandenen Urkunden ungeachtet, sehr in Zweifel gezogen und auf ein Minimum herabgebracht werden. Hiselv ständigt für diese Memoiren auch eine Abhandlung über das wirkliche, historische Dasein Wilhelm Tell's in der Schweiz an, worauf wir seiner Zeit zurückkommen werden. — Ein waadtländischer Historiker von viel mehr Bedeutung und festern Ansichten ist der Baron Gingins-la-Sarraz, von dem in neuester Zeit zwei vorzügliche und sehr interessante Abhandlungen erschienen sind, eine über das wahre Verhältniß Karls des Kühnen zur Schweiz, worin ganz Neues und Ueberraschendes urkundlich dargethan wird, und eine andere über den aufgefundenen Aargauischen Kibber, besonders das Kloster Muri, und der mit historischer Klarheit hervorzugehen scheint, daß der neulich österreichische Einspruch gegen Muri's Aufhebung auf Recht und Herkommen wohl begründet ist. — Die Baillemin-Monnard'sche Uebersetzung und Fortsetzung von Joh. Müllers Schweizergeschichten schreitet ihrer Vollendung rasch entgegen und wird die seltene Erscheinung darbieten, daß die Uebersetzung und Fortsetzung eines Werks mehr werth ist als das Originalwerk eines ehemals so hoch gefeierten Geschichtschreibers. Denn nach den neuern Forschungen, nach der gesund und kräftig gewordenen Kritik kann Müller so wenig als Tschudi, auf den er fußt, als ein zuverlässiger Geschichtsforscher der Schweiz betrachtet werden, wenn er auch als Geschichtschreiber große Verdienste hat. Dies haben neuerdings wieder Kopp, Lichnowsky und selbst Hiselv in obigem „Versuch" klar dargethan. Eine gleiche Stellung J. Müller gegenüber hatten auch seine deutschen Fortsetzer Glutz-Blotzheim und Hottinger, die sich nicht mehr erlauben, die Schweizergeschichte fleckenlos darzustellen und zu idealisiren wie J. Müller. In diesen Ton scheint jedoch Baillemin in seiner Fortsetzung Müllers wieder fallen zu wollen, wenn man nach der Einleitung des elften Bandes schließen darf, wo er in seiner Reformationsgeschichte der romanischen Schweiz von der Schweiz und ihren Einwohnern überhaupt spricht. Ich meine, einem Volk, das 1798 Fremde in's Land rief, um seine Streitigkeiten zu schlichten, das die Franzosen zu sich einlud, und sich von da an fünfzehn Jahre lang die Räubereien, den Druck und die Mißhandlungen dieses Volkes, und von 1802 bis 1814 die Despotenlaunen des fremden Zwingherrn gefallen ließ, der rechts und links Stücke von dem Lande losriß und seinem Reiche einverleibte, ohne daß die Schweiz den geringsten thätigen Widerstand gewagt hätte, bis ihr endlich von Außen her und ohne all ihr Zuthun Befreiung und neue Freiheit kam; ich meine, einem solchen Volk steht es komisch an, zu sagen: „Die Schweiz besteht nicht, weil Europa ein neutrales Land zwischen Frankreich, Deutschland und Italien braucht, sondern weil die Liebe zur Freiheit die Seele unserer Conföderation und das Prinzip ihres Lebens ist." Ja man fühlt, zumal in Waadt, dem Vaterland des Generals Laharpe, so wenig, was die Schweiz Hartes und Unwürdiges von Frankreich zu ertragen hatte, daß Manche mit einer Art von Sehnsucht an diese Zeit und ihre Knechtschaft zurückdenken. Baillemin gefällt sich überhaupt in der Nachahmung J. Müllers'scher Art, in dem empirisch-ästhetischen Selbstlob des eigenen Volks und Landes, einer Panegyrik, der oft aller historische Grund und Boden abgeht, und wodurch er anderem Guten, Schönen und Wahren ein seinem Buche schadet. So sagt er in der Einleitung: „Es liegt im Mittelpunkt Europa's ein Land, das in seiner Ausdehnung nicht größer ist, als manche Provinz des alten Frankreichs. Seine Geschichte verliert sich nur zu oft in Dorfstreitigkeiten; seine Helden sind Hirten oder Bauern. Dem ungeachtet haben die Könige immer die Adlung mit den Schweizern gesucht, diese aber nur selten die der Könige. Die Höfe haben ihre geschicktesten Diplomaten in dieß Land geschickt; die Gesandten der rivalisirenden Mächte gerietben oft in hartnäckigen Streit miteinander, um kleine Staaten zu gewinnen, wovon die meisten nur zehn und einige tausend Einwohner hatten. Die Schweiz hat sich manchmal den feems den Mächten hingegeben, manchmal aber trotze sie ihnen auch, denn ihr war die Kunst, sich die Freundschaft der Großen zu erhalten, gerade so unbekannt, wie die mit ihrer Freundschaft verbundenen Gefahren. Spielend und sorglos fährt sie auf dem Meer der Politik umher, und nach jedem Sturm erscheint sie verjüngt. So war sie nach der Schlacht von Mühlberg nahe daran, ein Theil von Karls V. Weltreich zu werden; später bei den Eroberungen Ludwigs XIV. verschlungen zu werden. Der Strom der französischen Revolution ging über sie weg; aber immer erstand sie wieder zu neuem Leben. Eine Republik verschwindet nach der andern aus Europa; Florenz erkennt einen Herrn; Venedig kann sich durch seine Klugheit nicht retten; nur die Schweiz, die gleichsam unsterbliche Schweiz, bewahrt mit ihren Institutionen ihre Stelle im Sonnenschein. (War die Schweiz? Die Hansestepublicken Lübeck, Bremen, Hamburg und Frankfurt a. M. sind als Republiken viel älter als die Republik Schweiz und bestehen noch, ja noch gesunder und jugendkräftiger als diese.) Dieß ist besonders für den merkwürdig, der das Land kennt. Da finden sich in großer Verschiedenheit Volksstämme, Sprachen, Sitten und Interessen, so daß man umsonst nach einem Nationalbruder sucht. Im Hochgebirge der Alpen leben noch die alten Rhäter und Gothen; Allemannen in der Ebene; westlich Burgunder mit Römern gemischt, aber in ungleicher Zahl, darum ist die germanische Sprache an den Ufern der Aar, die romanische am Leman herrschend geworden."

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 6. August 1841.

Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf;
Vor Schrecken sinnlos, ohne rückzuschau'n,
Stürzt Mann und Roß sich in des Flusses Bette.

Schiller.
Jungfrau von Orleans.

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege.

Rückzug.

Dem Hauptquartier unseres Armeecorps waren zwei österreichische Generalstabsoffiziere beigegeben, Obrist Graf L., ein französischer Emigrant, und Major G., beide sehr unterrichtete und feingebildete Männer. Ueberhaupt findet man im österreichischen Generalstab sehr kenntnißreiche Leute. Graf L., welcher als Chef des Generalstabs bei uns fungirte, war ein rascher, thätiger Mann von etlichen dreißig Jahren und harmonirte in dieser Beziehung vollkommen mit dem jungen feurigen Krieger, welcher Oberbefehlshaber des Armeecorps war. Beweglich, unermüdet, immer zu Roß, saßen sie dem Feind unaufhörlich in den Rippen. Entschlossen, fast zu keck, waren sie stets bereit, kühne Plane rasch und kräftig auszuführen, was freilich mit der vorsichtigen Langsamkeit, womit im großen Hauptquartier die Operationen geleitet wurden, nicht sehr in Einklang stand. Immer vorwärts, stets dem Feind auf dem Nacken, hatten sie keine Ahnung von einem Rückzug, und noch sehe ich das vor Zorn und Verdruß hochrothe Gesicht des Prinzen, als er am Abend nach der ersten verlorenen Schlacht an der Spitze seines Generalstabs hielt, mit dem Fernglas in der Hand, nach dem anreitenden Feinde blickend, und bis zum letzten Augenblicke zauderud, ehe er es über sich vermochte, dem Sieger den Rücken zu wenden.

Da plötzlich ertönte das helle Geschrei: „En avant! En avant!“ und den engen Hohlweg herab stürzten mit gezogenem Säbel französische Reiter. Nun wandte der Prinz langsam sein Pferd, und hinter ihm schlossen sich die Offiziere des Generalstabs und die Ordonnanzen an. Wir hatten einen Fluß im Rücken, von dessen Brücke ein Joch abgebrochen und nothdürftig zur Passage wieder hergestellt war. Artillerie und Reiterei hatte man, in Betracht des für sie ungünstigen Terrains, bereits aus dem Treffen gezogen, und nun defilirten oder drängten sich vielmehr die letzten Kolonnen des Fußvolks auf der Brücke und in den engen Straßen der Stadt, die in unserm Rücken lag. Hinter uns, vor uns, um uns tobendes Geschrei und Wehklagen der Unglücklichen, die durch den unaufhaltsamen Strom der Flucht auf die Seite geschoben und über das Geländer der Brücke in die Fluthen gestürzt wurden. Gewehrfeuer der letzten Widerstand leistenden schwachen Abtheilung, Donner des feindlichen Geschützes von der dominirenden Anhöhe, wilder Ruf der Sieger: „En avant! En avant!“

Wir ritten im dichten Gedränge des Fußvolks über die Brücke und durch die engen Gassen, kaum konnten die Pferde einen Schritt vorwärts machen, und häufig mußten wir halten. Da rief es plötzlich dicht hinter

Digitized by Google

uns: „Voilà le prince! Voilà le prince!“ Es waren franzöſiſche Reiter, die enfans perdus der Avantgarde, die ſo toll vorwärts geſtürzt waren, daß ſie nun mitten unter unſerer fliehenden Infanterie ritten. „Stecht ſie nieder! Haltet ihnen den Flintenlauf an's Ohr!“ Kein Arm rührte ſich, unſere Leute drängten ſich in paniſchem Schrecken vorwärts. Es fielen Piſtolenſchüſſe, eine ſtarke Stimme rief: „Ziehen Sie, meine Herrn!“ und die Säbel der den Prinzen umgebenden Offiziere entblößten ſich. In einem Nebengäßchen hielt ein öſterreichiſcher General, der, unbeſorgt um ſich ſelbſt, dem Prinzen angſtvoll zurief: „Retten Sie ſich, Ihre Hoheit, um Gotteswillen, retten Sie ſich!“ Es waren Augenblicke unbeſchreiblicher Verwirrung. Noch hatten wir eine kleine Brücke über einen Kanal zu paſſiren. Auf freiem Felde angekommen, ſetzten alle links und rechts über den Straßengraben und eilten unter dem Strich des feindlichen Geſchützes, das von der Anhöhe donnerte, unſern in einiger Entfernung aufgeſtellten Reiterkolonnen zu.

Der Prinz hatte, wie bei allen Gelegenheiten, ein unerſchütterliches kaltes Blut behalten, und ordnete nun ſogleich den Angriff einer in Reſerve ſtehenden Infanteriebrigade an, deren Spitze mit gefälltem Bajonett in die Stadt drang, um den Feind zurückzuſchlagen und den darin noch befindlichen Truppen unſeres Corps Luft zu machen. Die Flüchtlinge hatten ſich großentheils in Häuſern verrammelt und leiſteten darin hartnäckigen Widerſtand. Die Franzoſen capitulirten von außen mit ihnen und drohten, ſie ſämmtlich über die Klinge ſpringen zu laſſen, wenn ſie ſich nicht gefangen gäben. „Mais que voulez-vous, Messieurs, vous êtes déjà prisonniers!“ rief ein Franzoſe einem unſerer Offiziere zu. „Pas encore!“ erwiderte dieſer, und im nämlichen Augenblick raſſelten die Trommeln des vorrückenden Regiments, das die Eingeſchloſſenen befreite.

(Fortſetzung folgt.)

Arabiſche Tänzerinnen.

(Schluß.)

Von den Männern möchte ich nicht viel ſagen. Unſer Wirth war ein wohlbeleibter Armenier, der uns alle ihm zu Gebot ſtehende Aufmerkſamkeit erwies, und unter den übrigen habe ich auch kein ausgezeichnetes Geſicht bemerkt. Bamba hatte ſich neben mich geſetzt und ſuchte mich durch allerhand kleine Aufmerkſamkeiten zu unterhalten. Bald klopfte ſie in ihre Händchen und verlangte vom eintretenden Schwarzen, er ſolle mir Nohr (Feuer) bringen, indem ſie glaubte, meine Pfeife ſey ausgegangen; bald bot ſie mir ein Kryſtallgläschen voll Dattelbranntwein, und da ſie zu hübſch war, um ihr etwas abzuſchlagen, ſo nahm ich, was ſie mir reichte.

Plötzlich ging die Muſik, welche uns bisher nur mit verſchiedenartigen Phantaſien und arabiſchen Melodien beglückt hatte, in taktgerechte tanzbare Weiſen über. Die Thüre öffnete ſich, und zwei arabiſche Tänzerinnen traten herein. Es waren junge Mädchen zwiſchen ſechzehn bis zwanzig Jahren, von ungemein ſchönem und ſchlankem Körperbau. Sie trugen weite, weißſeidene, mit Gold geſtickte Beinkleider, welche jedoch nicht unten zuſammengeſchnürt waren, ſondern frei um die kleinen Füßchen hingen, die ohne Strümpfe nur mit einem roſafeidenen Schuh bekleidet waren. Den Oberkörper bedeckte eine Art Weſte oder Mieder, das ſehr tief ausgeſchnitten war, von gelber Seide, auf der Bruſt mit goldenen Troddeln beſetzt. Die beiden Kleidungsſtücke wurden durch einen roſafeidenen Gürtel, der ſehr knapp um die Hüften gelegt war, zuſammengehalten. Ihre Jäckchen von rother Seide, mit Silberſtickereien, hatten weite weiße Aermel, welche bis über die Finger hinabfielen; doch waren ſie nicht um die Hand befeſtigt, ſondern flatterten bei jeder Bewegung zurück und zeigten die wohlgeformten Arme, an welchen goldene und ſilberne Spangen glänzten. Ihre nicht ſehr dunklen Geſichter hatten etwas Edles; beſonders die ſcharf geſchnittenen zierlichen Brauen über den glühenden Augen, ſo wie der fein gefpaltene Mund waren voll Lieblichkeit und Anmuth.

Der Tanz begann, und Anfangs waren ihre Bewegungen, die ſie nur mit dem Oberleib und den Armen ausführten, abgemeſſen und ruhig; bald aber wurden ſie lebhafter, und je länger, je leidenſchaftlicher. Ihre Augen flammten, ihre Bruſt bob ſich zum Athmen doch empor und ihr Körper nahm die mannigfachſten Stellungen und Biegungen an. Sie drehten ſich ſchlangenartig mit einer Gewandtheit und einem Anſtande um einander, wie ich es nie geſehen. Jetzt ſanken ihre Arme herunter und der ganze Körper ſchien ermattet zuſammen zu fallen; dann glaubte man zu ſehen, wie ſich ein neuer Gedanke in ihnen entwickelte und ſich durch die leidenſchaftlichſten Bewegungen auszudrücken ſuchte. Dazu ſpielte die Muſik unermüdet fort, und je einfacher ihre Weiſen waren, um ſo mehr traten auf dieſem einfarbigen Hintergrund die glühenden Mädchen hervor. Wie die Spanierin ihre Caſtagnetten, ſo trugen ſie an den Daumen jeder Hand eine kleine ſilberne Schelle, mit welcher ſie durch Anſchlagen der Finger die Muſik begleiteten. Je vollendeter in ihrer Art dieſe Tänze ausfielen, je größer war das Beifallrufen der verſammelten levantiniſchen Geſellſchaft, beſonders des weiblichen Theils derſelben; nur Bamba legte ſich zuweilen in den Divan zurück und ſah mich lächelnd mit einem ſeltſam forſchenden Blicke an.

Nach einer Pauſe begann der zweite Tanz, deſſen Touren eine Idee ausdrückten und alſo einigermaßen zu beſchreiben ſind. Eine der Tänzerinnen nahm ein kleines,

Digitized by Google

mit Rosenwasser gefülltes Gläschen zwischen die Zähne, mit welchen sie, ohne einen Tropfen zu verschütten, die raschesten, schwierigsten Bewegungen ausführte. Sie wiederholte beinahe ganz den früheren Tanz, und es war gewiß keine Kleinigkeit, dabei beständig das Gläschen so zu halten, daß sein Inhalt nicht herausstoß. Endlich trat sie vor einen der männlichen Gäste und faßte ihn mit beiden Armen um die Mitte des Leibes, wobei sie den Oberleib zurückbog und ihre Bewegungen ohne Unterbrechung fortsetzte; zuletzt beugte sie sich über ihn, goß langsam das Rosenwasser über seine Kleider, ließ das Gläschen fallen und sprang, nachdem sie ihn auf die Lippen geküßt hatte, in die Mitte des Zimmers zurück. — Jetzt trat die zweite auf, machte zuerst wieder einen unbeschreiblichen Pas, drückte sich immer tiefer, und je näher sie dem Boden kam, je ruhiger, ich möchte fast sagen abstrebender, wurden ihre Bewegungen. Plötzlich sank sie ganz auf den Teppich nieder und blieb da in einer malerischen Stellung regungslos liegen, worauf die andere hinzusprang, sie um die Mitte des Leibes faßte und es versuchte, sie durch die zärtlichsten Liebkosungen in's Leben zurückzurufen, wobei ihre Gesichtszüge Schmerz und Verzweiflung mit ergreifender Wahrheit ausdrückten. Allmählig belebte sich die scheinbar Ohnmächtige wieder, erhob sich zuerst langsam mit sichtbarer Ermattung, aber von Augenblick zu Augenblick wurden ihre Bewegungen stärker, bis endlich Beide den Tanz, als wollten sie ihre Freude ausdrücken, mit noch größerer Glut als früher beendigten, was von der Gesellschaft durch ein vielfaches „Maschalla“ (Gott ist groß) belohnt wurde. — In einer andern Tour näherte sich eine der Tänzerinnen einem auf dem Divan sitzenden alten Kophten und machte ihm pantomimisch eine Liebeserklärung, die er jedoch zu verschmähen schien, worauf sie alle Künste der Verführung anwandte, um sich dem Widerspenstigen geneigt zu machen. Sie umkreiste ihn mit flehenden Mienen, beugte den Kopf beinahe auf seinen Schooß und sah ihn von unten herauf an, wobei sie zuweilen die Augen schloß, die Lippen öffnete und bei einem unbeschreiblichen Lächeln die schneeweißen Zähne sehen ließ, bis sie ihn am Ende wirklich erweicht hatte und er die Bittende vom Boden aufhob. Zuweilen wurden ihnen von den Männern Goldstücke auf die Wangen und zwischen die Lippen gelegt, und in den Zwischenpausen spielten sie auf ihren Tambourins, womit sie einen traurigen, eintönigen Gesang begleiteten.

Auch das Publikum war nicht ganz müßig; hie und da sprang eine von den Damen vom Divan auf und mischte sich in den Tanz; wir sogar mußten einmal daran Theil nehmen. Später führte die ganze Gesellschaft eine Pantomime oder auch nur ein Tableau auf, indem die Männer mit den Tänzerinnen auf dem Teppich dabei Stellungen annahmen, die nach europäischen Begriffen eben nicht alle anständig waren. — Andere bildeten auf dem Divan mit den Frauen die malerischsten, phantastischsten Gruppen, welche in guter Ordnung und, wie es mir schien, nach einer Verabredung sehr häufig wechselten. Unser deutscher Freund sagte uns später, es seyen Scenen aus arabischen Mährchen, und bei jedem dieser Bilder recitirte ein alter Kophte unter Begleitung der Musik Stellen daraus, um sie verständlicher zu machen.

Endlich wurden wieder Pfeifen und Kaffee gebracht, und der Deutsche erzählte uns noch einiges vom orientalischen Familienleben, woraus wir ersahen, daß dasselbe fast ganz materiell ist. Unter anderem rechnete er uns vor, was die reiche Weste und der Shawl seiner Frau koste, und konnte uns nicht genug rühmen, wie vortheilhaft es für uns wäre, für einige Zeit eine Heirath mit einer Kophtin zu schließen, wie er gethan. Mir schlug er dazu die kleine Bamba vor, und das arme Mädchen zeigte sich gar nicht abgeneigt dazu. Der Mann verstand es, recht artige Lustschlösser zu bauen.

So war es zwei Uhr geworden. Wir beurlaubten uns von unserem freundlichen Wirthe, der uns heute einen interessanten Blick in das Leben der Orientalen hatte thun lassen, wie es selten einem Reisenden vergönnt ist. Als wir aus dem Hause traten, stand der Mond über Kairo. Die sonst so lebendige Stadt war wie ausgestorben, und als wir durch die gelben Gräber der Kalifen, die mit ihren Minarets und Kuppeln eine kleine Vorstadt bilden, dem Thore zuschritten, das zunächst unserer Wohnung lag, hörten wir nichts als das Geheul der Schakals aus der Wüste von Suez, welche, vom Mondlicht beleuchtet, sich unermeßlich vor uns ausdehnte. Die Nacht war schön; wir warfen noch einen Blick zurück auf das Haus des Armeniers, dessen vergitterte Fenster noch erhellt waren. Keiner sprach ein Wort. Dort die eben genossene wilde Abendunterhaltung, hier der Nil und die Pyramiden in ihrer ruhigen Größe — Welch ein Contrast!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Gemäldeausstellungen von vier Vereinen.

Nach ihrer gewöhnlichen Dauer von zehn bis zwölf Wochen schließen jetzt die verschiedenen Kunstausstellungen, die aufs Neue sehr erfreuliche Beweise geliefert haben, daß die englischen Maler nicht blos vorwärts, sondern wirklich auch noch dem Bessern streben. Den Anfang der Ausstellungen lebender Künstler macht regelmäßig die Gesellschaft britischer Maler; ihr folgt der neue Verein der Maler in Wasserfarben; diesem der alte Verein; zuletzt öffnet die königliche Akademie ihre Säle. Zwischen dem Tage, wo die zuerst genannte, und dem ersten Montage im Mai, wo die

Digitized by Google

letzte Exhibition aufgebt, liegen ungefähr zwei Wochen, und die Entfernung des einen Lokals von dem andern ist für das große London sehr klein, da man bequem in zehn Minuten von dem einen Endpunkte — the new Society of Painters in Water-Colours — zu dem andern — the Exhibition of the royal Academie — gelangen kann. Schon in dieser Wahl der Zeit und der Lokalität deuten die Gesellschaften an, von welcher Seite sie die meisten Besuche und die meisten Käufer erwarten. Es ist die fashionable Season's Welt, die reiche aristocracy, die leading gentry of the country; es sind alle diejenigen, die während der Parlamentssitzung, gleichviel ob dabei betheiligt oder geschäftslos, sich in London einfinden, um in drei Monaten die Einkünfte eines halben Jahrs zu verthun und neun Monate von Erinnerungen zu zehren. Deßhalb drängen sich die Ausstellungen in die Zeit von Mitte April bis Mitte Juli. Früher und später ist der Aufenthalt in London nicht fashionable; das Verweilen läßt sich bloß mit Geschäften entschuldigen. Die bezeichnete Klasse wohnt ausschließlich im Westend, und weiß nicht und darf um ihrer Reputation willen nicht wissen, daß London noch andere, dreimal größere Stadttheile hat. Deßhalb müssen die Kunstvereine sich in Westend einmiethen. Und weil die fashionable Welt in ihrer Tageseintheilung außerordentlich beschränkt ist, mit jeder Minute kargen muß, um zur rechten Stunde in den Gewölben von Bondstreet, zur rechten Stunde bei den Ringfahrten in Hydepark, zur rechten Stunde in den Nachmittags-Morgen-Concerten zu seyn, so rücken die Kunstvereine möglichst nahe aneinander und siedeln sich bei einem Lokalwechsel immer wieder in derselben Gegend an. Das ist indessen nicht das Einzige, was sie miteinander gemein haben. Mehr oder weniger sind alle vier geschlossene Gesellschaften. Geschwissen im engsten Sinne des Wortes sind die Society of british Artists und die old Society of Painters in Water-Colours. Beide stellen nur Werke ihrer Mitglieder aus. Die königliche Akademie und der neue Verein der Aquarellenmaler nehmen auch von Nichtmitgliedern Gemälde auf, wenn die Einlieferungen der Mitglieder Raum übrig lassen. Bei allen vier Vereinen aber werden sämmtliche eingesendete Werke zuvörderst der Prüfung eines Ausschusses unterworfen, und die unannehmbar befundenen den Mitgliedern „wegen Mangels an Raum," den Nichtmitgliedern ohne Weiteres zurückgegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Lausanne, Juli.

(Fortsetzung.)

Prüfung von Baillemins Lob der Schweizer.

„Der alten Sabiner Sitten mischen hier sich mit denen der Republiken, die in täglichem Verkehr mit beiden Weltshälften stehen. Verschiedene Jahrhunderte treten wie verschiedene Klimate aneinander. In unsern Thälern bestehen die ältesten Verfassungen neben solchen, die ihrer Zeit voraus eilen. Während manche Kantone mit religiösem Gefühl an ihren alten Freiheiten hingen, versuchte sich in Genf die neue Freiheit viel früher als in Frankreich. Basel durchlief hundert Jahre vor der französischen Revolution in einigen Monaten dieselben Phasen, nur daß dieser Sturm im Ausland fast ganz unbekannt blieb. In manchen Schweizerthäle wird noch die mittelalterliche Sprache Schwabens geredet. Von manchen Schweizerstädten ist die Bewegung ausgegangen, wodurch im sechzehnten Jahrhundert die französische Sprache Ordnung und Ausbildung, ja wodurch Frankreich erst seine Poesie erhielt. In andern Schweizerstädten begann die Bewegung, die im achtzehnten Jahrhundert Schillern und Goethen den Weg bahnte. Alles drängt sich in diesem Lande zusammen; tausend Farben strahlen da wie aus einem Alpensee. Kontraste verschwinden nur, um neuen Platz zu machen. Als das Recht endlich anfing allgemein zu werden, brach die Religion. Es war eine Zeit, wo Alle in Rotterdame zu Lausanne oder in Einsiedeln zur Kirche gingen. Damals war kein Unterschied zwischen den Leuten auch dem Entlibuch und denen aus dem Emmenthal, zwischen dem heroischen und dem freiburgischen Waadtländer. Wie verschieden sind sie jetzt nicht bloß in Religion, sondern auch in Kleidung und Sitten! Die Reformation hat in der Schweiz zu gleicher Zeit wie in Deutschland ihre ersten Schritte gethan. Die Fabel selbst gibt Helvetien keine Könige. Republikaner vor Rom(!), einrischende und ungezähmt unter den Franken, geschmeichelt von Karl dem Großen, heroisch unter den burgundischen Königen, ungebeugt über alles Joch unter den Kaisern, waren unsere Vorfahren, was Brutus von den alten Römern sagt: sie konnten keine Unterthänigkeit ertragen, selbst keine gerechtigkeit. Sie sind in der neuern Geschichte die Erstgeborenen der Freiheit." Indem Baillemin so starken Accent auf die Freiheit, den unbezähmbaren Freiheitssinn und auf das Alterthum der Freiheit in der Schweiz legt, beweist er wenig historische Umsicht. Nachdem die Helvetier — wenn man ja diesen ausgewanderten und zerstreuten gallischen Stamm ganz unhistorisch als Vorfahren der allemannischen und deutschredenden Schweizer ansehen will — lange Jahrhunderte gebuldig unter Rom, seinen Obtern, seinen Legionen und seinen Beamten gestanden, ja sich ganz zu Römern hatten, beugten sie sich lange unter germanische Herrschaft, unter Gothen, Franken, Allemannen, unter die burgundischen Könige, kamen dann unter das deutsche Reich, ferner unter savoyische, zähringische, lenzburgische, kyburgische, habsburgische, toggenburgische und greierzische Herrschaft. Unter all diese Herren haben sie sich Jahrhunderte lang gefügt, bis zum Aufstand gegen Habsburg (1308), woraus der Bund der Waldstätte entstand, dem sich erst in den folgenden Jahrhunderten die übrigen Theile der Schweiz anschlossen. Baillemin scheint ganz vergessen zu haben, daß schon lange vor jenem Aufstand der Waldstätte Freiheit und Republikanismus in den freien Städten Italiens und Deutschlands blühten, und daß sich auch England, Deutschland und Savoyen bereits längst zu freien Constitutionen erhoben hatten. In den verschiedenen Theilen der Schweiz herrschten dreizehn Jahrhunderte lang fortdin und ununterbrochen Kaiser, Könige und kleinere Dynasten, größtentheils Fremde. Die republikanische Freiheit ist da nur etwas über drei bis fünf Jahrhunderte alt. In den deutschen Reichsstädten hat sie mehrere Jahrhunderte länger gedauert und in vielen steht sie noch kräftig aufrecht. Die Schweizer, deren Land und Geschichte auch ohne Mythus, auch ohne Helvetentbum, ohne Gesler und Tell schon genug sind — denn ihr heroischer, mit Sieg und Freiheit getrönter Befreiungskrieg gegen ungesetzlichen Druck und ihre lange heldenmüthige Vertheidigung gegen große Uebermacht stehen so geschichtlich fest, wie der ähnliche Kampf der Dittmarsen in Deutschlands Norden, — die Schweizer Geschichtschreiber thäten wohl, endlich einmal alles unbegründete Rühmen und Preisen der Ihrigen zu lassen, vielmehr ihre Landsleute zu ermahnen, durch ächte Kraft, Einheit, Recht, Einsalt und Wahrheit ihrer deutschen Abstammung würdig zu seyn und ihr Ehre zu machen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 7. Auguſt 1841.

O komm' an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt!
Goethe.

Gedichte nach Felicia Hemans.

1.

Sister, since I met thee last.

Seit ich dich zuletzt geſeh'n,
Schweſter, was iſt dir geſcheh'n?
Tief in deinem Auge liegt
Schwermuth, die mein Herz nicht trügt.
Wenn du ſprichſt — o, welch ein Ton!
Deine Kindheit iſt entflob'n.
Sturm hat deine Bruſt getrübt,
Schweſter, ja, du haſt geliebt.

Deiner Wangen Wechſelglut
Kündet nicht ein Herz, das ruht.
Wenn du gehſt den Strom entlang,
Folgt ein Traum dir, ſchwer und bang.
In dem Thal und in dem Hain
Hörſt du Lieder, die nicht dein.
Warum weinſt du, bleich, gebückt?
Ach, die Lieb' hat dich geknickt!

Sag' mir nicht, wie Alles kam;
An mein Herz wirf deinen Gram.
Nichts von Träumen, die geflüchtet!
Nichts von Hoffen, das vernichtet!
Schweig', o ſchweig' von deinem Schmerz;
Lull' es ein, dein armes Herz!
Frieden ſuch' im Vaterhaus!
Wein' an meiner Bruſt dich aus!

2.

Let her depart!

Fern iſt's, wo ihre Heimath lacht!
Und ihrer Augen Licht,
Am Himmel hat ſie's angefacht,
Die Erde gab es nicht!
O, laßt ſie zieh'n!

Was ſich auf Erden treibt und müht,
Sie ſieht's, gleichwie ein Stern
Auf Angſt und Wonne niederglüht,
So ſanft und doch ſo fern!
O, laßt ſie zieh'n!

Mit Allem, was ſie hofft und liebt,
Wie ſehnt empor ſie ſich!
Der Taube ſchaut ſie nach betrübt:
„O, trügen Flügel mich!"
O, laßt ſie zieh'n!

Digitized by Google

Kein wandernd Lüftchen, leicht beschwingt,
Haucht sie melodisch an,
Das nicht wie eine Botschaft klingt,
Ihr, die nicht weilen kann!
O, laßt sie zieh'n!

In Traumeswolken eingehüllt,
Wie laßt die Welt sie kalt!
Ihr Sehnen ist das Lichtgefild,
Wo ihr Geliebter wallt!
O, laßt sie zieh'n!

3.

Mother, oh! sing me to rest!

Mutter, oh! sing' mich zur Ruh!
Wie noch in schöneren Stunden,
Sing' meinem Herzen, dem wunden,
Tröstende Lieder sing' du!

Drücke die Augen mir zu!
Blumen die Häupter jezt neigen,
Trauernde rasten und schweigen —
Mutter, oh! sing' mich zur Ruh!

Bette dem Vögelchen du!
Stürme, ach! haben's entfiedert,
Liebe, sie drückt unerwidert; —
Mutter, oh! sing' mich zur Ruh!

Ida F.

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege.

Die Batterie.

Die österreichische Artillerie ist vorzüglich und trefflich eingeübt, nur (wenigstens war sie es damals) etwas schwerfällig in ihren Bewegungen. Wir hatten bei unserm Armeecorps eine österreichische Zwölfpfünderbatterie, deren Kommandant ein biederer Mann ohne alles Falsch war, mit dem ich, nicht ohne einigen Eigennutz, Freundschaft geschlossen hatte; denn er führte im Gefolge seiner Batterie einen großen Proviantwagen, der mit Speise und Trank reichlich versehen war.

Als ich eines Tags von einer Versendung zurückkehrte, erblickte ich seitwärts im Felde den Bivouak der Zwölfpfünderbatterie. Hungrig und durstig, wie ich war, hätte mich nichts angenehmer überraschen können. Ich setzte mein Pferd in Galopp und hielt bald am Bivouak. „Kommst auch einmal wieder, du hungriger — —er?“ rief mir mein wohlbeleibter Freund entgegen. „Wirst schlecht ankommen, 's gibt heut' nit viel.“ — „Thut nichts, Bruder, ich nehme mit Wenigem vorlieb.“ — „Wolf,“ sprach er zu einem alten Kanonier, der sein Kammerdiener, Koch und Kellermeister zugleich war, „sag' einmal an, was gibt's zu essen?“ — „Zu essen, mein Herr Oberlieutenant?“ erwiderte der Veteran, „dießmal nit viel. Wir haben Boeuf à la mode, dürre Zungen, Schinken,“ und so zählte der gute Mann noch ein halbes Dutzend Speisen an den Fingern her. Man kann leicht denken, daß mich dieser Speisezettel hinlänglich befriedigte, denn bei mir, der keinen Proviantwagen nach sich führen konnte, war oft genug Schmalhans Koch. Ueberhaupt befindet sich, was leibliche Nahrung und Bequemlichkeit betrifft, der Commandant einer Batterie im Felde weit besser, als häufig selbst ein hochgestellter General. Dieser ist nicht selten von seinem Packwagen getrennt, da die Bagagen hinter der Kolonne zurückbleiben müssen, während der Artillerieoffizier im Gefolge seiner Batterie, der Alles Platz machen muß, stets seine Bequemlichkeiten mit sich führt.

Unser österreichischer Batteriekommandant war ein tapferer, und auf seine Waffe stolzer Mann, der keinen sehnlichern Wunsch hatte, als mit seiner Batterie einmal in's Feuer zu kommen. „Bruder,“ sagte er zu mir in seinem Wiener Dialekt, „dann sollst du deine Freude erleben, wie die österreichischen Zwölfpfünder brummen.“ Kaum hatte er dieß gesagt, als man in einiger Entfernung den Donner des schweren Geschützes hörte. Er horchte und rümpfte die Nase. „Was schaffen's da mit ihren Schlüsselbüchsen, mit den lumpigen Sechspfündern! Da wollt ich mit meiner Batterie anders aufspielen!“ Nicht lange, so sahen wir einen Offizier in gestrecktem Galopp über das Feld kommen. Er winkte schon von Ferne mit der Hand, gleichsam die Bewegung des Aufbruchs andeutend. „Bruder,“ rief mein dicker Freund vergnügt, „jezt wird's endlich einmal losgehen!“ Der Ordonnanzoffizier überbrachte der Batterie den Befehl zum schleunigen Vorrücken.

Das Signal ertönte, die Kanonen waren im Nu bespannt; die kochenden Feldkessel wurden vom Feuer gehoben, die Fleischbrühe ausgegossen und das noch halb rohe Fleisch zusammengepackt. Nun ging es langsam über das tief gesnrchte, schlammige Ackerfeld bis zur Landstraße, wo sich die Batterie aufstellte. Eine Eskadron Reiterei war zu ihrer Bedeckung beordert. Die Trompeten schmetterten. „Vorwärts! Marsch!“ und der Zug setzte sich in gestrecktem Trab rasselnd in Bewegung. Im Vorübergehen begrüßten ihn die links und rechts von der Straße aufgestellten Kolonnen mit einem jubelnden Hurrah. Der Anblick der Kanonen erfüllt immer den Soldaten mit Freude und gibt ihm ein gewisses Selbstvertrauen.

Digitized by Google

Ich sprengte voraus nach der Richtung, von welcher der Schlachtlärm ertönte. Immer näher schallte der Donner des Geschützes. Links und rechts lagen zahlreiche Kolonnen im Bivouak am lustig brennenden Feuer. Näher kommend, konnte ich das Geknatter des Kleingewehrfeuers der Plänkler vom dumpfen Donner der Kanonen unterscheiden. Ich ritt eine Anhöhe hinauf, leicht Verwundete kamen mir entgegen, um sich rückwärts verbinden zu lassen. Noch sah ich nichts von den kämpfenden Massen. Als ich dem Gipfel des Hügels näher kam, hörte ich den kurzen gellenden Schlachtruf der Streitenden. Ich gab meinem Pferde die Sporen, und auf der Höhe angelangt, konnte ich die Schlachtlinie überblicken: Jenseits auf erhöhtem Terrain die blauen Massen des Feindes, diesseits in ungefähr gleicher Erhöhung die Kolonnen der Allirten, unten im Thale die Plänkler beider Theile. Das Geschütz spielte auf beiden Seiten, es war die Einleitung eines Gefechts oder die Deckung des Rückzugs von feindlicher Seite. Ich nahm mein Fernglas zur Hand; im Thale wogte es hin und her, Schuß auf Schuß fiel deraber und hinüber; da tauchte ein Kopf aus einem Graben, hinter einem Baum, hinter einer Hecke hervor, zielte, schoß und barg sich wieder. Dazwischen ertönte Trommelwirbel und Hörnerklang. Von Zeit zu Zeit gingen einzelne Linien auf gegebenes Signal in vollem Lauf vorwärts, unter dem lauten, ermuthigenden Geschrei: „Ho! Ho! Hallo! Hallo! Hallo! Hurrah! Hurrah!“ und eben so schnell wieder zurück, wenn ihnen von feindlicher Seite ein stürmisches En avant! En avant! entgegenschallte und die jenseitige Plänklerlinie, gefolgt von ihren Reserven, sich vorwärts bewegte.

Inzwischen spielte das Geschütz des Feindes heftig und zeigte sich dem unsrigen überlegen. In einiger Entfernung von mir hielt der Generalstab; ich sah, daß einige der hohen Herrn heftig gestikulirten und von Zeit zu Zeit ungeduldig die Köpfe rückwärts wandten. „O,“ dachte ich, „du guter Zwölfpfünderkommandant, du wirst schön ankommen, wenn man nicht bald deine Kanonen rasseln hört!“ In diesem Augenblick erschien die Spitze der Bedeckung auf dem Gipfel der Höhe. Ein Offizier des Generalstabs sprengte der Batterie entgegen und rief dem Kommandanten zu: „Wo bleiben Sie denn? der General wartet schon lange?“ — „Erlauben's, Herr Kamerad,“ erwiderte jener mit Phlegma, „ich hab' nur auf Ordre gewartet, und wie die gekommen ist, hab' ich gleich anspannen lassen; denn, schauen's, der Befelch, daß ich in Linie einrücken soll, hat mir mehr Freud' gemacht, als wenn mir gleich Einer tausend Kaisergulden g'schenkt hätt'! Aber, halten's zu Gnaden, meine Zwölfpfünder sind keine Weihnachtkanonen, und bergauf kann man mit im Trab fahren; wenn's aber stehen wollen, ob mir's pressirt hat, so dürfen's nur die Pferd' anschau'n, da werden's finden, daß der Schaum drauf steht.“ — „So lassen Sie gleich auffahren!“ — „Mit Gunst, Herr Kamerad, erst will ich's Gespann ein wenig anschnaufen lassen und derweilen nachschauen, wo ich am besten Position fassen kann,“ versetzte mit unerschütterlicher Ruhe der Artillerieoffizier, und ritt langsam vorwärts, um das Terrain zu überblicken.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

(Schluß.)

Deutsche Opergesellschaft. — Gefundene Alterthümer.

Nach diesem fast zu langen Verweilen bei der einseitigen Behandlung der Landes- und Schweizergeschichte wende ich mich zu etwas Vaterländischem und welche Ihnen, daß wir die deutsche Opergesellschaft wieder bei uns haben, die uns schon vor zwei Jahren und vorigen Sommer so viel Vergnügen machte. Diesmal steht sie unter der Leitung des vielseitig gebildeten und gemüthvollen Schmid, dem sich für die Leitung des Gesangs und Orchesters der künstlerisch bewährte Edele aus Würtemberg beigesellt hat. Ihm hat diese aus guten Talenten bestehende Opergesellschaft den äußerordentlichen Beifall zu danken, dessen sie sich vor ihrer Hierherkunft in Genf erfreute. So ward uns die Freude, im romanischen Lande die vertrauten deutschen Klänge zu hören. Mozart, Beethoven, Weber, Meyerbeer, Spohr und Kreutzer sind am Genfersee seltene Gäste, die wie mächtige Schwäne unter dem kleinen Geflügel Rossini, Bellini, Donizetti und Auber auf unseren schönen Wogen herumschwimmen.

Merkwürdig ist's, wie viele antiquarische Entdeckungen und Ausgrabungen in den letzten Monaten bei uns gemacht worden sind. In Mejières fand man Spuren von einer bedeutenden römischen Stadt; in Yerland und Frey wurden mehrere Skelette ausgegraben. Alles ist in's Kantonalmuseum gebracht worden. Ganz neuerdings fand man über Nyon eine große Silbermünze mit arabischen Schriftzeichen, die wahrscheinlich der Zeit angehört, wo die in der Schlacht von Tours und Poitiers versprengten Sarazenen sich an den Leman flüchteten. Zu Ende Aprils machte man die bedeutendste Entdeckung beim Dorfe Boscéaz in der Nähe von Orbe (des römischen Urba) auf der Straße, die von da nach Yverdon (das römische Eburodunum) führt. Man fand da mehrere Mosaiken, indem man den Grund zu einer Einsassungsmauer grub, dicht an dem Weg und an einem Weinberg. Mehrere römische Mauern, die untereinander gleich laufen, bewiesen, daß hier ein großes Gebäude stand; auch innen haben diese Mauern mehrere Lagen Kalk und darauf Freskomalereien, hier und da mit ziemlich lebhaften Farben. Zwei Mosaiken sind gefunden worden, eine aber ist noch nicht ganz aufgedeckt, die andere wurde mit Sorgfalt ausgegraben. Diese ist ungefähr zwanzig Fuß breit, aber in der Länge ist nur wenig erhalten. Eine gewundene Arabeske, weiß, roth, schwarz und gelb, bildete den Rahmen eines großen, schon seit langer Zeit zerstörten Feldes. Dieß ist um so mehr zu

Digitized by Google

bedauern, da eine so geschmackvolle Einfassung wahrscheinlich einen anziehenden Gegenstand und eine vorzügliche Arbeit umgeben hat. Das Erhaltene bestätigt auch durch seine schöne Arbeit diese Vermuthung. Auf ihm zeigt sich ein vierrädriger, mit zwei Ochsen bespannter Wagen; der Führer treibt die Thiere an, und weiterhin sieht man männliche Gesichter zwischen den Bäumen, deren Aeste nur noch etwas grün sind. Es ist zu verwundern, daß mit so vielen Steinwürfeln dem Ganzen solcher Ausdruck gegeben werden konnte. Darauf beschränkt sich bis jetzt diese Entdeckung. Da das Mosaik zum Theil unter der Straße liegt, so wird zur Ausgrabung das Nöthige von der Regierung angeordnet werden. Lobenswürdig ist, daß einige Einwohner von Orde zur Erhaltung dieser Alterthümer thätig mitgewirkt haben. Fast zu gleicher Zeit wurden bei dem Dorfe Romanel oberhalb Lausanne einige alte Steinsärge ausgegraben. Bei diesem Dorfe hatten die Leute beim Bebauen ihrer Aecker schon früher Urnämer aus der Vorzeit entdeckt, sie sind aber größtentheils zerstört worden, oder sonst verloren gegangen. Ungefähr zwanzig Gräber fanden sich auf den Anhöhen um das Dorf. Da die Skelette frei und ohne alle Ordnung in der Erde liegen, so weiß man nicht, ob sie hier in Folge eines Gefechts begraben worden sind, oder ob hier der Anfang eines größern Gottesackers ist. In einem dieser Gräber lag ein eisernes großes Messer oder ein Dolch auf der Brust des Todten. An der Klinge längs der Angel waren zwei kleine Stücke damaszirten Eisens zur Verzierung des Griffs. Anderswo fand sich eine Spange von ungewöhnlicher Größe und Schwere. Die Zunge daran war unmäßig groß; sie hing an einem Stück Eisen, geziert mit drei Rosetten und mit Silbereinlegungen. In einem andern Grab fand man ein ähnliches Eisenstück, nur ohne Schnalle und Zunge. Bei der Heilottomanie der schweizerischen Geschichtschreiber und Alterthumsforscher seit Johannes von Müller ist es begreiflich, daß man jetzt diese Trümmer den Helvetiern zuschreibt, wiewohl dieses ein Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in jener Gegend verzuwandern, später auszuwandern Mode sowerlich die Kunst verstanden hat, Stahl zu bereiten und mit Silber einzulegen. Diese Kunst war hingegen den Sarazenen eigen, und ihnen gehören wahrscheinlich diese Gräber an, sowie die auf dem Hügel Bel-Air bei Chesseaux.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Verkauf der Gemälde. — Geringe Kunstliebe des Hauses Braunschweig.

Die Akademie entheilt von ihrem gefaßten Beschlusse nicht einmal Nachricht. An einem bestimmten Tage hat jeder Einsender sich nach dem Schicksal seines Produktes zu erkundigen, oder zu gewärtigen, daß sein bei Seite gelegtes Bild ungehöhrt bleibt. Der Einlieferungstermin bei der Akademie sind vier Wochen, bei den andern Vereinen vierzehn Tage vor der Eröffnung, und in der Zwischenzeit gestatten letztere Nachbesserungen, erstere nicht. Auch befassen nur jene, nicht diese sich mit dem Verkauf. Wer aus den Sälen der Akademie ein Gemälde zu erwerben wünscht, hat sich deßhalb an den Verfertiger zu wenden. Name und Wohnung sagt ihm der Katalog. In den anderen Ausstellungen besorgt ein anwesender Sekretär den Vertrieb. Die verkauften oder nicht verkäuflichen Gemälde bezeichnet er mit einer entsprechenden Marke, von den verkäuflichen weiß er die Preise und benachrichtigt den Künstler, wer sein Eigenthum erworben. Nach dem Schlusse der Ausstellung hat der Künstler die Wahl, das Gemälde dem Käufer durch den Sekretär überbringen zu lassen, oder es selbst zu befördern. In Einem aber unterscheiden sich die Londoner und überhaupt die englischen Ausstellungen von denen des Kontinents; Bei den letztern hängt ein Gemälde heute hier, morgen dort, und die Gemälde selbst gehen ab und zu. In England ist man stabil. Wo ein Gemälde am ersten Tage gehangen, hängt es am letzten; mit Ablauf des Einlieferungstermins ist porte fermée, man selbst die Monarchin muß ein gekauftes Bild an seiner Stelle lassen, damit der Unterste ihrer Unterthanen für seinen Schilling nicht weniger sehe, als sie — gratis geschaut. Die Monarchin und ihr Hof sind Entréefrei und genießen das Vorrecht eines exklusiven Tags. Alle vier Ausstellungen eröffnen sich dem Publikum an einem Montag. Freitag vorher ist der Tag der Königin. Komme sie oder komme sie nicht, zu ihrem Empfange steht der Saal geräumt. Ohne wichtige persönliche Verhinderung findet sich der Hof in der Akademie regelmäßig ein. Ungewisser ist der Besuch in den andern drei Vereinen, was auch den Ausstellenden im Ganzen wenig Sorgen macht. Von Georg dem Ersten bis auf Victoria — inklusive — hat das Haus Braunschweig für die Kunst wenig gethan. Ein Georg glaubte einen Hogarth thätiglich zu belohnen, als er ihm für eins seiner schönsten Bilder eine Guinee reichen ließ, und Victoria hat in den vier Ausstellungen dieses Jahres zur Aufmunterung der Kunst — zehn Guineen verwendet. Mächtiger ist den Vereinen der Sonntag, der Sonnabend. An diesem besteht zwar auch Entréefreiheit, aber gegen Karten, welche der Ausschuß den thätigen Kunstfreunden zusendet. Es gilt für eine Art Auszeichnung, am sogenannten private day zugegen zu seyn, und man hat Beispiele, daß namentlich Damen bei einem Ankaufe die Einladung für nächstes Jahr zur Bedingung gemacht haben — eine Bedingung, die mit Vergnügen gewährt wird, sobald die Kaufsumme zwanzig Guineen erreicht, indem solchen Fall die Einladung im nächsten Jahre stattumgemäß erfolgt. Wer für's Leben eingeladen seyn will, muß einen Hundert-Guineen-Preis gezahlt haben. Demzufolge sind der Privattag und der erste öffentliche Tag die zwei Hauptverkaufstage, und man berechnet im Durchschnitt, daß der Absatz an diesen zwei Tagen gegen den in den folgenden zehn bis zwölf Wochen sich wie fünf zu eins verhält. An keinem der vier Vereine hat der Ausstellende einen Kostenbeitrag zu leisten; selbst bei Verkäufen findet kein Abzug statt. Sämmtlicher Aufwand für Miethe, Dienstleistung u. s. w. wird aus dem Eintrittsgelde und dem Erlös für Kataloge bestritten. Ersteres ist überall ein Schilling; der Katalog kostet nur in der Akademie einen Schilling, sonst die Hälfte. Die Akademie ist der einzige der vier Vereine, welcher miethfrei ausstellt; der Ueberschuß des Ertrags wird in einem solennen Festmahl verzehrt. In der Society of british Artists, sowie im neuen Vereine der Aquarellenmaler, stehen Einnahme und Ausgabe in ziemlichem Gleichgewichte. In der old Society of painters in water-colours ist der Mehrertrag so ansehnlich, daß die 24 Mitglieder sammt den 16 Aspiranten sich ebenfalls bei einem Diner glüklich thun könnten, wenn Ersteres nicht vorzögen, den Gewinn, der schon für den Einzelnen 500 Pf. betrug, baar zu theilen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage. Subscriptionsanzeige. „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit." Von Dr. Eduard Burckhardt. Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 9. August 1841.

— Die Bequemlichkeit, die Fremde finden
Hier in Venedig, wenn man sie verlaßt,
Setzt die Gerechtigkeit des Staats herab,
Weil der Gewinn und Handel dieser Stadt
Beruht auf allen Völkern.

Shakespeare.
Kaufmann von Venedig.

Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana.

Vom Verfasser der „Römischen Briefe."

Erster Brief.

Unter den ersten Päpsten, welche in Rom weltliche Macht mit der geistlichen zu verbinden begannen, wenn auch nur in einem sehr beschränkten Kreise und im Genusse einer über die Verwaltung der kirchlichen Güter kaum hinausgehenden Autorität, waren die Verhältnisse der Bekenner des mosaischen Glaubens keineswegs ungünstig, noch gedrückt. In diesen Zeiten, wo die Auflösung des altrömischen Reichsverbandes im Abendlande noch lange nicht vollendet war, und die römischen Gesetze fortwährende, wenn auch geschmälerte Geltung behaupteten, waren die Juden Grundeigenthümer, zum Theil mit bedeutendem Besitz, und zu Gregors des Großen Zeiten (590 bis 604) finden wir sie unter den Pächtern der Ländereien der Kirche. Der Papst bluderte, daß ihnen Beleidigung oder Gewalt zugefügt ward, und wenn den Convertiten niedrigere Pachtzinse gestellt wurden, als den in ihrem angestammten Glauben Verharrenden, so kann man dieß den besondern Verhältnissen wohl zu gute halten. Die Gesetzbestimmungen des Theodosianischen Codex, welche die Heirathen der Juden mit Christen auch von Seiten der bürgerlichen Gewalt untersagten und erstern nicht erlaubten, christliche Diener zu haben, wurden aufrecht erhalten, letztere jedoch mit ungleich geringerer Strenge als die erste. Wenig beachtet wurden auch die Vorschriften einiger Concilien des sechsten und siebenten Jahrhunderts, welche den Juden ein besonderes Unterscheidungszeichen gaben und ihnen den zu vertrauten Umgang mit Christen untersagten. Ihre Nationalgesetze, ihre religiösen und bürgerlichen Gebräuche, ihre Synagogen und Schulen wurden ihnen gelassen, und nie bildeten sie einen Theil der Nation, in deren Lande sie wohnten: dieß schloß aber nicht aus, daß sie sämmtlich unterthan waren, so wie denn die Autorität ihrer eigenen Magistrate und Gesetze aufhörte, sobald es sich um Beziehungen zu den Gewalthabern im Lande, oder auch zu Christen im Allgemeinen handelte.

Wie das Mittelalter in seinem Charakter und seinen Institutionen sich mehr und entschiedener entwickelte und das germanische Element die Oberhand erhielt, modificirte sich auch die Stellung der Juden, und wenn einerseits unter ihnen Studien und Wissenschaften aufzublühen begannen, nahmen andererseits die immer sich erneuenden heftigen Verfolgungen ihren Anfang, die namentlich vom eilften Jahrhundert an ihre Existenz zu einer höchst precären und gefahrvollen machten. Die Reichthümer, welche sie durch Gewandtheit, Thätigkeit, Ausdauer,

Digitized by Google

Entsagung und Entbehrungen aller Art, zum Theil wohl auch durch unerlaubte Mittel erwarben, gaben in den meisten Fällen (außer wenn, wie bei den Kreuzzügen der Fall war, religiöser Fanatismus anregte) die Hauptveranlassung zu diesen Verfolgungen, während sie hinwiederum auch der Grund waren, weßhalb man der Juden nie entbehren konnte, und sie auch nach scheinbarer Vernichtung immer wieder auflebten. Die Gesetzgebung in Betreff derselben änderte sich mittlerweile von jener Zeit an entschieden zu ihrem Nachtheil, und wenn auch die Concilien, namentlich das Lateranische von 1179, ihre angefochtene persönliche Freiheit und ihren Besitz schützten, so blieb doch die Bestimmung, wodurch sie jedweder bürgerlichen Ehre, und insbesondere jeder Jurisdiction, wobei Christen in Betracht kamen, unfähig erklärt wurden, und in manchen Ländern wurde ihnen die Befugniß, Grundbesitz zu haben, entschieden abgesprochen, wie sie sich denn auch die Erlaubniß, im Lande zu bleiben, durch willkürlich gemehrte Abgaben gleichsam immer wieder von Neuem kaufen mußten. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß in der Mehrzahl der italienischen Staaten, nämlich in denen der Republik Venedig, in den Markgrafschaften und nachmaligen Herzogthümern Mantua und Ferrara, in der Grafschaft und spätern Herzogthum Urbino, im Florentinischen und im Kirchenstaat die Verhältnisse der Israeliten längere Zeit bei weitem günstiger waren als in andern Ländern, besonders in Toscana.

Im Jahr 1430 war unter den Florentinern, diesen Wechslern par excellence, die ganz Europa mit ihren Banken gefüllt, die die meisten Souveräne mit Geld versahen, der Unfug des Wuchers auf einen solchen Grad gestiegen, daß die Republik zu einem verzweifelt scheinenden Mittel griff. Die Befugniß des Verleihens auf Pfänder ward ausdrücklich und ausschließlich den Juden übertragen, weil man in ihre Ehrlichkeit mehr Vertrauen setzte als in die der Christen. Sie sollen monatlich vier Denari von der Lira nehmen, welches ungefähr 1⅔ Procent für den Monat macht. Der Beschluß ging aber nicht ohne starke Opposition in der Signorie, dem obersten Regierungscollegium, durch, und namentlich war der Wenner der Justiz, Niccolò Rittasè, lange Zeit dagegen, bis er endlich, wie man behauptete, durch Geld sich beschwichtigen ließ. So ging die Sache über fünfzig Jahre lang, und nicht bloß in Florenz, sondern in allen toscanischen Ortschaften von irgend einer Bedeutung hatten die Juden Leihbanier. Dann kam die Aufregung der Gemüther, welche die zweite Vertreibung der Medici und den zeitweiligen Sturz der Oligarchie veranlaßte, und bei der immer stärker werdenden Einwirkung der reformatorischen Partei Savonarolas brach eine neue Judenverfolgung aus. Die Bücher der öffentlichen Verwaltung ergaben, daß, vorausgesetzt, man habe sich mit den erlaubten Zinsen begnügt, in Florenz allein innerhalb jener Zeit die Juden die Summe von 49 Millionen, 792,556 Goldgulden (Zechinen), sieben Groß, sieben Denari gewonnen hatten. So groß war der Geldumsatz in jener Stadt. Das Volk tumultuirte und nöthigte am 13ten August 1495 die Signorie auf der Tribüne vor dem Regierungspalaste zu erscheinen und durch ein Dekret die perfida e d'iddio inimica setta Ebraica aus dem Dominium zu verweisen. Das Dekret begann mit den Worten: Beatus qui intelligit super egenum et pauperem: in die mala liberabit eum Dominus.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege.

(Fortsetzung.)

„Die Batterie! die Batterie! Wo ist die Batterie?" rief ihm ein heransprengender General entgegen. — „Ist schon da, mein Herr General!" — „Warum rückt sie nicht ein?" — „Schauen's, halten's zu Gnaden, mein Herr General, erst muß ich sehen, wo ich hinfahren soll." Mit diesen Worten ritt er vorwärts, besichtigte das Terrain und die jenseitige Aufstellung des Feindes. Der General brummte etwas in den Bart von österreichischem Phlegma. „Bruder," sagte mein dicker Freund im Vorwärtsreiten zu mir, „schau', mit dem Befehlen und Kommandiren, da laß ich mich nit irr' machen; ich versteh' mein Handwerk und muß wissen, was ich zu thun hab'. Eine gute Position ist Alles werth, und was nutzt 's Feuern, wenn man nit treffen thut, oder so dumm auffahrt, daß sie Einem bei jedem Schuß ein Stück von den Lafetten wegnehmen?"

Bei diesen Worten blickte er aufmerksam um sich, deutete auf eine kleine Vertiefung und sagte: „Bleib du da halten, dann will ich die Batterie die Richtung nach dir nehmen lassen." Ich hielt und die Batterie fuhr in dieser Richtung auf. Sogleich sprengte der Generalstab herbei, um Zeuge ihrer Wirksamkeit zu seyn. Dem Feind war das Manöver nicht entgangen, und er richtete sein Feuer auf diesen Punkt. Als einige feindliche Kugeln in der Nähe einschlugen, riefen ungeduldige Stimmen aus der Mitte des Generalstabs: „Schnell! Schnell! Feuer gegeben!" Ein General ritt vor und rief: „Feuern Sie! Feuern Sie!" — „Halten zu Gnaden, mein Herr General! 's Feuern will nir helfen, wenn man nit gut richten thut, und wenn ich fehl', lachen mich am End' die Blauröck' drüben nur aus; und schauen's, mein

Digitized by Google

Herr General, jeder Schuß thut dem Kaiser Geld kosten.“ Jetzt ging der erste Schuß los und die Kugel schlug dicht vor einer feindlichen Kolonne ein. „Wir müssen's etwas höher nehmen,“ sagte der Batteriekommandant zu seinem Oberfeuerwerker. Der zweite Schuß traf mitten in eine feindliche Kolonne. „Bravo! Bravo!“ ertönte es von allen Seiten. Nun folgte Schuß auf Schuß, bis der Feind sich zum Rückzug in Bewegung setzte. „Siehst du, Bruder,“ rief mir mein Freund zu und rieb sich freudig die Hände, „wie ihnen meine Brummbären Füß' machen thun!“ Der Kommandirende ritt zur Batterie und belobte Kommandanten und Mannschaft. „Nun schauen's, mein Herr General,“ erwiderte mein weiser Freund, „es thut mir herzlich freuen, daß meine Zwölfpfünder Ehr' eingelegt haben, und es wird mir nir lieber seyn, als wenn Sie bald wieder nach mir schicken.“

Der Sturm.

Eine ummauerte und in der Eile barrikadirte Stadt sperrte den Uebergang über einen Fluß und hemmte den Lauf der Operationen des Armeecorps. Der Befehlshaber der Stadt verweigerte die Uebergabe. Ich ritt zu einer Feldbatterie, welche sie beschoß, und erfuhr von dem Kommandanten, einem meiner Jugendfreunde, der jetzt ein hochgestellter Diplomat ist, daß die Brigade, der ich angehörte, zum Sturme beordert sey. Da ich zum Dienste im Hauptquartier kommandirt war, bat ich mir vom Chef des Generalstabs die Erlaubniß aus, mich zu meinem Regiment begeben zu dürfen, um meine Kompagnie beim Sturme anzuführen.

Die Brigade stand, durch eine Allee gedeckt, in der Vorstadt, unser Regiment in zweiter Linie. Als ich bei meiner Kompagnie eintrat, wurde ich mit herzlicher Freude empfangen. Der Wein, welchen meine Leute in den Kellern der Vorstadt vorgefunden, hatte nicht wenig zur Erhöhung ihrer Streitlust beigetragen. Wenn man einen Sturm beabsichtigt, ist es nicht unangemessen, den Soldaten durch den Genuß starker Getränke etwas zu animiren; hier hängt der Erfolg viel vom kriegerischen Ungestüm und wilder Todesverachtung ab.

Wir waren so ziemlich außer dem Bereiche des Kleingewehrfeuers aufgestellt und erblickten durch die entlaubten Bäume hindurch die Dächer und Thürme der Stadt. Auf dem Thurm der Hauptkirche nahmen wir einige Offiziere wahr, welche mit Ferngläsern unsere Aufstellung recognoscirten und von Zeit zu Zeit beschriebene Zettel, um kleine Steine oder Bleikugeln gewickelt, herabwarfen. Unsere Leute saßen oder lagen auf dem Boden, aßen und tranken, scherzten, prahlten, sprachen dem Feinde Hohn, während in einiger Entfernung die Kanonen donnerten und in der Nähe einzelne Flintenschüsse fielen, welche zwischen der Besatzung und unsern durch Bäume und andere Deckungen geschützten Plänklern gewechselt wurden.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde stiller Befehl ertheilt, unter's Gewehr zu treten. Der entscheidende Augenblick nahte. Todesstille herrschte in den dichtgedrängten Massen, und man hörte jedes Lüftchen, das durch die Zweige der Bäume rauschte. Plötzlich ertönte eine allgemeine Salve der vordersten Truppenreihe, die von der Stadtmauer krachend erwidert wurde. Sofort erfolgte ein gellender, anhaltender Schlachtruf, dazwischen das Sturmschlagen der Trommeln und eine wilde Weise der kriegerischen Musik. Das Hurrah! Hurrah! pflanzte sich fort von der vordern Linie bis in die hintersten Reihen. „Ruhig! Ruhig!“ riefen wir unsern Leuten zu, die in entflammter Kriegswuth sich vorwärts stürzen wollten. Das Feuer hatte aufgehört, kein Schuß fiel mehr; man vernahm nur noch den eintönigen, betäubenden, bis zur Wuth entflammenden Sturmmarsch, den mächtigen Schlag der Aexte, welche Thüren zertrümmerten, das gellende Geschrei der Stürmenden, untermischt mit dem kläglichen Gewimmer der Verwundeten. Jetzt wurde das Zeichen gegeben, und über die Leichen unserer Kameraden hinweg stürzten wir der Mauer zu; sie war unbesetzt und wir hatten keinen Feind mehr zu bekämpfen. Wir drangen durch eine Bresche in die Stadt ein. Der Feind hatte sie bereits geräumt und wir machten nur noch einige Nachzügler und in den Häusern Versteckte zu Gefangenen. Der Sturm wurde so schnell ausgeführt, daß einer der feindlichen Offiziere, der sich auf dem Kirchthurm verspätet hatte, unsere Leute schon auf dem Platz aufmarschirt fand und gefangen genommen wurde, als er aus der Kirche trat.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Furcht vor Erdbeben. — Der artesische Brunnen.

Eine ziemlich lebhafte Besorgniß hat sich der Gemüther der Pariser bemächtigt, seitdem sie aus den Zeitungen vernommen haben, daß sie in der Nacht vom 4ten auf den 5ten dieses Monats von einem leichten Erdbeben heimgesucht worden sind, nachdem Abends zuvor ein starkes Gewitter über Paris ausgebrochen war. Seitdem glauben einige wirklich, daß sie etwas davon gespürt haben, andere, daß sie es gespürt haben würden, wenn sie nicht geschlafen hätten. Sehr viele aber fürchten, die Erschütterung könnte sich wiederholen und stärker werden. Auf ein Erdbeben ist Paris allerdings gar nicht eingerichtet und gefaßt. Man baut die Häuser entsetzlich leicht und hoch; sie bleiben stehen, weil sie einander

Digitized by Google

stützen, der Mörtel gut und die Bauart nicht übel ist. Ein Erdbeben aber würde alle Kunst der Bauherrn zu Schanden machen und die hohen Häuser mit ihren 5 — 7 Stockwerken (neben dem Palast royal stehen sogar Häuser mit 10 Stockwerken) gräßlich aus- und über einander werfen. Bisher hat sich ein solches Unglück nie ereignet; allein wer steht den Parisern gut dafür, daß es sich nicht einmal ereignet? Die alten Vulkane der Auvergne scheinen zwar seit vielen Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden erloschen, wer kann ihnen aber trauen? Hat man nicht Vulkane gesehen, welche nach einer Ruhe von Jahrhunderten wieder angefangen haben zu toben und die Gegend umher in Schrecken zu setzen? Kann sich in Auvergne nicht etwas Gleiches zutragen? Solche Zweifel theilt man sich in den Unterhaltungen mit, ohne daß deßhalb die öffentlichen Belustigungen im mindesten unterbrochen werden, noch die Befestigungsarbeiten eine Unterbrechung erleiden. So viele Städte stehen, ohne daß ein Erdbeben sie umwirft, warum sollte nicht auch Paris stehen bleiben? — Der herrschtägte artesischen Brunnen des Grenelle-Salzschlosses bekam eine Ader bei dieser bedenklichen Gelegenheit. Nachdem man sein Pflanzenwasser in Prosa und in Versen verspottet hatte, setzte er sich nach dem Erdbeben in Ruhe und ließ gar nichts mehr heraus, weder Brunnen- noch Sumpfwasser. Es hieß: sicher hat das Erdbeben dem Wasser eine andere Richtung gegeben; es ist fort, und die Stadt ist um ihr Geld betrogen. Arago und Humboldt gingen hin, besahnten den Brunnen mit sehr gelehrten Blicken, und sagten einander beim Weggehen traurig: es kömmt kein Wasser mehr hervor. Aber kaum waren sie fort, so sprudelte das Wasser stärker, schäumigter, höher empor als je, und statt Citoyen an die beiden Gelehrten abzusenden und ihnen die fröhliche Nachricht zu bringen, hatten die anwesenden Arbeiter genug zu thun, um das daumdick hervorschießende Wasser abzuleiten und das Schlachthaus vor einer Ueberschwemmung zu bewahren. Dieser Brunnen ist gegenwärtig der launigste Spaßmacher in Paris; er narrt die Leute seit 6 Monaten und Niemand weiß, was man aus ihm machen soll. Zwar meint der Brunnenmeister Mâlot, wenn er eins mal seine Röhren werde in die Erde gesteckt oder gestoßen und dadurch den Brunnen vor aller Berührung mit der ihn umgebenden Erde verwahrt haben, werde derselbe wohl klares Wasser geben müssen. Allein der Brunnen hat gar nicht die Miene, als ob er sich an Mâlot, der ihn geschaffen, viel kehre; Mâlot kann nicht einmal den neugierigen Zuschauern sagen, wie hoch das Wasser emporsteigen werde; seit seinem Wiedererscheinen überspielt es, ohne bildliche Redensart, alle Hoffnung, und man fürchtet schon, man werde genöthigt seyn, einen Thurm zu bauen, um es oben auf demselben auffangen und von da in mehrere Stadtreviere zu vertheilen. Nur fürchtet man, daß, wenn der Thurm gebaut wäre, das Wasser wieder ausbliebe und man sich dann wieder mit Chansons über die Stadtbehörde lustig mache; den Parisern ist obnehin nichts erwünschter, als eine Gelegenheit zu Spottliedern und Witzeleien.

(Fortsetzung folgt.)

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Bilder von Landseer, Maclise und Wilkie.

Ehe John Bull für den mißlungenen Bau der Nationalgalerie auf hiesigem Trafalgarsquare mehrere hunderttausend Pfund Sterling verausgabte, wurden der Akademie für ihre Ausstellung die Räume des Somersethauses überlassen. Das her hieß die Ausstellung kurzweg die Somerset-House-Exhibition, und noch jetzt, wo sie in der Nationalgalerie statt findet, ist jenes die im Gespräche übliche Bezeichnung. Der diesjährige Katalog enthält 1545 Nummern, unter denen verhältnißmäßig wenige Skulpturen und Zeichnungen. An guten Gemälden ist wahrhaftig kein Mangel. Das Nähere darüber gehört ins Kunstblatt, aber die Versammlung des Andreas Marvell von Eyarter Landseer kann ich unmöglich unerwähnt lassen. Schon der Gegenstand ist anziehend genug. Andreas Marvell saß unter Karl dem Zweiten für Kingstonupon-Hull im Parlamente und wurde wegen seiner eminenten Unterhaltungsgabe von dem „lustigen Könige" oft zu dessen Privatcirkeln gezogen. Eines Morgens nach einem besonders heitern Abende befahl der König seinem Kämmerer Danby, dem bidweilen etwas sibirigen Volksrepräsentanten nebst seinen, des Königs, freundlichsten Grüße ein Geschenk von tausend Guineen zu überbringen. Marvell wohnte im zweiten Stocke eines dunklen Hofes. Lord Danby fand ihn am Schreibtische und entledigte sich seines Auftrags. Marvell klingelte. „Was hatte ich gestern Mittag zu essen?" fragte er den Diener. — „Eine Schöpsenkeule." — „Und was werde ich heute haben?" — „Den Rest aufgewärmt." — „Und für morgen, mein Lord," wendete sich Marvell zum Kämmerer, „will ich mir ein delikates Rückenstück bestellen. Melden Sie das Seiner Majestät, und ich weiß, Seine Majestät hat zu guten Geschmack, einen Mann, der vom Fleische seines Wahlandes sich so vortrefflich nährt, mit goldenen Aepfeln der Hesperen zu ködern." — Lord Danby entfernte sich und Marvell schrieb seinem Buchhändler, ihm eine Guinee zu leihen. — Die Ausführung des Bildes ist des Meisters würdig. Denn nächst erwähne ich noch, nebenbei wegen des Interesse, das sich jetzt in politischer und literarischer Beziehung an Irland knüpft, eines allerliebsten Bildes von Maclise: das irische Mädchen. Das Anbrennen von Nüssen gehört in Irland zu den gewaltigen Zukunftsverkündigungen. Man gibt jeder einzelnen Nuß, indem man sie auf's Feuer legt, oder denkt sich dabei den Namen eines Mannes und eines Mädchens, und je wie beide Nüsse freudig neben einander verbrennen, oder plagend von einander wegspringen, wird der Liebe und der Ehe Ausgang seyn. Das irische Mädchen stellt dem Schicksal eine solche Frage. — Zwei Bilder von Wilkie sind die letzten, die der für seine Kunst zu früh Abgetrauene in England gemalt hat. Bekanntlich ereilte ihn der Tod, als er auf der Heimkehr aus Aegypten sich in Gibraltar einges schifft. Mit ihm ist vielleicht mehr als einer der ersten Künstler Englands, aber auch einer geflorben, den das Geschick geliebkost, um ihn bepoelt schmerzlich zu kränken. Er erfreute sich der Gunst Georgs des Vierten, weniger weil er ein hervorragender Maler, als weil er ein angenehmer Gesellschafter war. Beim Tode des berühmten Thomas Lawrence bestimmte ihm der König die Präsidentschaft der Akademie und schlug ihn deßhalb zum Ritter. Allein die Mehrheit der Akademiker trat dem Wunsche des Königs entgegen — von einem Befehle kann laut der Statuten nicht die Rede seyn — und erwählte Sir M. A. Shee, der noch heute den Präsidentenstuhl inne hat.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 10. August 1841.

Auf den Wald und auf die Wiese,
Mit dem ersten Morgengrau,
Träuft ein Quell vom Paradiese,
Leiser, frischer Maienthau.

Uhland.

Thaulieder.

1.

Himmelsnektar nur allein
Kann der Engel Nahrung seyn;
Auch die vielen Englein klein,
Die da in den Blumenkelchen
Wohnen rings in Wald und Au,
Trinken Nektar — fragst du: welchen?
Ei, das ist der Morgenthau!

Englein haben in der Nacht
Ihre Brüder wohl bedacht
Und den Nektar hergebracht.
Hier im Grase legten nieder
Sie des Himmelstranks genug,
Schwangen dann zum Himmel wieder
Sich empor in schnellem Flug.

2.

„Der Thau, der früh im Grase lag,
Verschwunden ist er nun am Tag,
Wo ist er hingekommen?"
Die Blümlein tranken all' davon,
Was übrig blieb, das hat die Sonn'
Am Mittag mitgenommen!

3.

„Wie liegt so farbenlos und grau
Im Dämmerschein auf grüner Au
Der vielgepries'ne Maienthau!"
O blödes Menschenangesicht!
Die Himmelsperlen glänzen nicht,
Eh' sie bestrahlt das Himmelslicht!

Adolf Schults.

Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana.

(Fortsetzung.)

Auf den Rath des Fra Girolamo Savonarola wurde nun ein öffentliches Leihhaus in Florenz eingerichtet. Die Verleihungen sollten gleichfalls gegen Pfänder stattfinden; ein Jahr war der längste Termin. Wurde das Pfand nicht eingelöst, so ließ die Direktion es veräußern, und den Leihhausbeamten fielen dabei zwei Prozent Gewinn zu. Cosmus I. von Medici wies nachmals dem Monte della pietà, dessen Wappen den Heiland auf seinem Grabe zeigt, den alten Palast Lamberti zum Lokal an, die ehemalige Wohnung eines von Dante gefeierten ghibellinischen

Digitized by Google

Geſchlechts, welches während der bürgerlichen Zwiſtigkeiten in's Exil hatte wandern müſſen. Doch weder die Errichtung des Leihhauſes, noch das feierliche gegen ſie erlaſſene Dekret hinderte die Juden an der Rückkehr. Keine zwei Jahre waren vergangen, ſo rief das unbeſtändige Volk ſie ſchon wieder, ungeachtet Viele dagegen waren, und die Geiſtlichkeit von den Kanzeln gegen ſie predigte. Ein Franziskanermönch, einer der heftigſten Redner, wurde ſelbſt aus der Stadt verwieſen, weil er ſich rückhaltlos gegen die Wiederaufnahme ausſprach. Zu Venedig ſagte man, das Volk Iſrael habe alles Recht, ſich der Herrſchaft über Florenz zu bemächtigen, da die Florentiner, wenn gleich bis auf's Blut ausgeſogen, eine ſolche Affenliebe zu ihm zu hegen ſchienen.

Noch aber war die Zeit arger Demüthigung nicht vorüber. Die aſcetiſche Richtung, welche um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts in der katholiſchen Kirche vorherrſchend ward, und die in den meiſten italieniſchen Staaten in erneuter Thatigkeit und in bis dahin ungekanntem Umfange durch die Inquiſition ſich kund gab, übte auch auf die Verhältniſſe der Juden einen mächtigen Einfluß aus. In der Abſicht, die ärmern Klaſſen vor ihrem Wucher zu ſchützen, war in Rom im Jahr 1519 durch den Franziskanergeneral ein Leihhaus geſtiftet worden, welches ſpäter Staatsanſtalt wurde und vor Allen dem nachmals canoniſirten Cardinal Borromeo viel zu verdanken hatte, der deſſen Protektor ward und die Statuten entwarf. Der ſtrenge Papſt Paul IV. ſah ſich zu reſtrictiven Maßregeln veranlaßt und erließ im Jahr 1555 eine Bulle, durch welche die äußerſten Beſchränkungen geboten und eingeführt wurden. Durch dieſe Bulle wurde den Juden verboten, in irgend einer Stadt des Kirchenſtaats zu wohnen, außer in Rom und Ancona, und in dieſen beiden Städten wurden ſie auf abgeſonderte Quartiere beſchränkt. An jedem Orte ſollten ſie nur eine einzige Synagoge haben können. Das alte Verbot, chriſtliche Dienſtboten zu halten, wurde erneut; auch wurde ihnen unterſagt, Sonntags und an andern chriſtlichen Feſttagen zu arbeiten, ſo wie mit Chriſten zu ſpielen, was ſchon mehr denn hundert Jahre zuvor Eugen IV. mit Strafen belegt hatte. Alle von frühern Päpſten hinſichtlich des Verkehrs gewährten Privilegien wurden widerrufen und als aufgehoben erklärt; der Tribut, den ſie zu zahlen gehalten, ward erhöht, der Zinsfuß von dem ausgeliehenen Gelde herabgeſetzt, endlich das Verbot, Grundeigenthum zu erwerben, ausdrücklich wiederholt. Ja, der Papſt ging ſo weit, jüdiſchen Aerzten zu verbieten, Chriſten Hülfe zu leiſten, ſelbſt wenn ſie darum erſucht wurden. Zugleich wurde die Verpflichtung, ein beſonderes Abzeichen zu tragen, von Neuem auf das Ernſtlichſte eingeſchärft und die alten Vorſchriften der Concilien, namentlich des Lateraniſchen unter Innocenz III., in Erinnerung gebracht. Dieß Abzeichen beſtand in Rom in einem Hute von gelber Farbe für die Männer, während die Frauen einen ähnlichen Schleier tragen mußten; in Toscana war es ein runder Lappen von gelbem Tuche auf der Bruſt der Männer, eine Schleife von gleicher Farbe am Aermel der Frauen. Seltſamerweiſe war es überall die gelbe Farbe — die Peſtfarbe auf Schiffen und in den Lazarethen. In Florenz war ein ſolches Abzeichen ſchon im Jahre 1433 durch einen Beſchluß der Signorie eingeführt worden. Cosmus I. vertauſchte es nachmals mit einer gelben Einfaſſung am Hute. Selbſt iſraelitiſche Reiſende, wenn ſie über drei Tage in der Stadt verweilten, mußten es tragen. Im Unterlaſſungsfalle verordnete das Geſetz eine Strafe von 100, nachmals 50 Goldgulden. Der Widerwille der Juden dagegen war aber ſo groß, daß ſie, wenn ſie es nicht wegzulaſſen wagten, es immer auf irgend eine Weiſe zu verbergen ſuchten. Als der gelbe Hut in Rom eingeführt ward, ſagte ein reicher Iſraelit, der Papſt bezwecke damit nichts anders als eine Finanzſpekulation: ein Säckel voll Zechinen werde ſie ſchon loskaufen. Er biete Seiner Heiligkeit hunderttauſend Scudi. Aber Seine Heiligkeit verſtand keinen Spaß und ließ ihn öffentlich durchpeitſchen. Die Herabwürdigung der Juden zu vollenden, verordnete derſelbe Papſt, daß man keinen von ihnen mit Signore oder Voſſignoria anreden ſollte.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege.

(Fortſetzung.)

Ich ſah eine Abtheilung meiner Leute um ein Haus verſammelt, deſſen Laden geſchloſſen und deſſen Eingang durch ein ſtarkes Hofthor geſperrt war. „Auf! Auf! Ouvrez! Ouvrez!“ tönte es ſtürmiſch durch einander. Von innen ließ ſich kein Laut hören. Ein herbeigekommener Stabsoffizier äußerte die Vermuthung, daß ſich eine feindliche Abtheilung, die ſich im Rückzug verſpätet, hier verrammelt haben möchte, und befahl mir, die Thüre einhauen zu laſſen und mit Vorſicht einzudringen. Ich ließ das Haus umſtellen, um die Feinde niederzuſchießen oder gefangen zu nehmen, wenn ſie ſich etwa durch die Fenſter retten möchten. Sofort machten ſich die Zimmerleute an's Werk, und bald war das Hofthor eingebauen. Wir traten in den Hof. „Hallo! Hallo!“ Kein Laut ließ ſich vernehmen. Die Hausthüre fiel unter den Schlägen der Axt. Alle Zimmerthüren waren geſchloſſen. Aus einem der Zimmer drang ein leiſes Gemurmel zu uns. Ich umſtellte die Thüre mit ſtarrenden

Digitized by Google

Bajonetten; einige kräftige Schläge der Art zerſchmetterten ſie. Mit gehobenem Säbel ſtand ich, bereit auf den Feind einzuſtürzen und ihm ein donnerndes: has les armes! zuzurufen. Die Thüre fiel, und durch die Oeffnung erblickten wir ein halbes Dutzend Weiber und Kinder, todtblaſſen Angeſichts, die gefalteten Hände hoch emporhebend und in jammervollen Tönen uns zurufend: „Grace, mon Général! Grace!“ Ich beruhigte mit Mühe die armen Geſchöpfe und konnte ihnen kaum begreiflich machen, daß ſie nichts zu fürchten hätten.

Auf dem Rückmarſche bezogen wir in der nämlichen Stadt Kantonirungsquartiere, und ich wurde ſehr befreundet mit der trefflichen Familie dieſes Hauſes, beſonders mit der kleinen Flora, einem Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren. Wenn ich ſie ſcherzend fragte: „Eh bien, ma chère Flore, vous ne me craignez donc plus maintenant?“ erwiederte ſie lächelnd: „O non, Monsieur, du tout, puisque vous êtes si gentil, mais que vous me faisiez peur, quand je vous ai vu le sabre nu à la main et les yeux étincelans!“

Die Schlacht. — Das Feldbett.

Die Schlacht von M. wurde Morgens acht Uhr durch unſere Plänkler eröffnet. Der Generalſtab ſtand auf der Spitze der Anhöhe, auf welchem das Schloß S. liegt, und blickte mit Ferngläſern in das Thal hinab. Unten raſſelten die Trommeln, klangen die Hörner, ſchmetterten die Trompeten, und die Plänklerlinie bewegte ſich, wie ein wogendes Gewäſſer, bald vorwärts, bald rückwärts. „Bravo! Bravo!“ ertönte es, wenn da und dort ein guter Schuß fiel und eine Abtheilung mit lautem Hurrah die feindliche Linie zurückwarf. Bald knatterte das Gewehrfeuer der Plänkler auf allen Punkten, und die Atmoſphäre überzog ſich mit einem durchſichtigen Rauch, den der Wind ſpielend gen Himmel trieb. Jetzt fiel ein Kanonenſchuß von einem entfernteren Punkte; ich ritt hin, um zu ſehen, ob der Feind dort eine Bewegung vorwärts mache. Als ich ankam, verwies eben ein alter öſterreichiſcher Major dem Batteriekommandanten das unzeitige Schießen. „Was ſind das für Spielereien, Herr Lieutenant?“ ſagte er. „Das kann ja ein Blinder ſehen, daß die blauen Kolonnen dort noch außer dem Schuſſe ſind. Laſſen's erſt herankommen, man muß das Pulver ſparen.“

Als ich zurückkam, hatte der Generalſtab ſeinen Platz verlaſſen. Er ſey auf den linken Flügel geritten, erhielt ich auf meine Frage zur Antwort. Ich begab mich ebenfalls dahin. Da entbrannte plötzlich die Schlacht auf allen Punkten, Kanonen donnerten, das Pelotonfeuer raſſelte, die Atmoſphäre war in Rauch gehüllt. Mir wirbelte der Kopf. Ich ſtieß auf einzelne Haufen Plänkler, die in Unordnung zurückwichen. „Vorwärts! Vorwärts!“ rief ich ihnen zu und ermunterte ſie, umzukehren. Ich ſah keinen Feind, ſondern nur verwirrte Geſtalten, die ſich im dichten Rauch vor meinen Blicken phantaſtiſch bewegten. Der Feuereifer trieb mich vorwärts, und ich ſchaute nicht zurück, ob die guten Leute mir folgten. Plötzlich wurde rechts von mir Charge geſchlagen, und ein Bataillon ging mit gefälltem Bajonett vor. Ich ſchloß mich an, eine Schwenkung, und dicht vor uns, eine Hecke entlang, ſtand der Feind. Schlachtruf von beiden Seiten, aber der Feind wartete den Angriff nicht ab, ſondern entfernte ſich. Es geſchieht meiſtens bei Bajonettangriffen, daß der eine oder der andere Theil das Feld räumt, ehe es zum Zuſammenſtoß kommt.

Ich ſah vor mir einen langen franzöſiſchen Offizier laufen, der ſeine Beine nicht übel brauchte, und ſah mir ihn zur Beute aus. Wie ein Habicht ſchoß ich auf ihn los; er parirte meine Hiebe mit über den Kopf gehaltenem Degen, ohne ſich in ſeinem Lauf unterbrechen zu laſſen. „Rendez-vous! Rendez-vous!“ Er ſchüttelte den Kopf und ich hob mich im Sattel, um ihm einen tüchtigen Hieb zu verſetzen. Da ſtürzte ich plötzlich mit meinem Pferde zuſammen. Die nachſtehenden Soldaten hoben mich auf, und ich wollte eben meinen Schimmel wieder beſteigen, als man mich aufmerkſam machte, daß er verwundet ſey; er war durch den obern Theil des rechten Hinterfußes geſchoſſen. So war mir denn meine Beute entgangen: ich führte das hinkende Pferd in die Stadt zurück, um ein anderes zu beſteigen. Im übrigen war der Schuß für mich kein unglücklicher; ich bekam das Thier, das ich wenige Tage zuvor von einem franzöſiſchen Deſerteur um zwei große Thaler gekauft hatte, mit fünf-und-zwanzig Louisd'or vergütet.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortſetzung.)

Wilkie's Schickſal. — Kunſtlotterie.

Dieſe Bevorzugung konnte Wilkie als Künſtler nicht ſchmerzen. Denn Niemand zog ſeine bieſfallige Unterlegenheit in Zweifel. Aber die Akademiker hatten ſich unter Lawrence überzeugt, daß ſie weniger den beſten Maler als einen guten Geſchäfts- und gewandten Weltmann zum Präſidenten bedürften, und daher unnütze Wilkie zurückſtehen. Außerdem war er Schotte, und bei der allerdings nicht zu läugnenden Eigenthümlichkeit der Schotten, ihre Landsleute zu pouſſiren, ſtreckten die Akademiker das — wie man es hier nennt — Einſchmuggeln aus Schottland. Um der angegebenen Gründe willen und da die öffentliche Meinung ſein Verdienſt würdigte, konnte Wilkie ſich über die Nachſetzung

Digitized by Google

erheben und that es männlich. Seine Gemälde fanden Bewunderer und Käufer. Willie näherte sich dem Ziele seines Strebens, dem Besitze eines, den Künstler von der in Engsland besonders wetterwendischen Laune des Publikums unabhängig machenden Vermögens, als eine Bürgschaft für seinen Bruder und das Fehlschlagen einer von ihm getheilten Spekulation ihn weiter als je von dem Ziele entfernte. Das störte eine Zeitlang seine freie Geistesthätigkeit, brach seine Kraft und zerrüttete seine Gesundheit. Die Reise nach Aegypten sollte ihm das Verlorene wieder geben; der Tod hat es freundlicher mit ihm gemeint, ihm jede Sorge abgenommen. Seine Bilder, die in den letzten Jahren den Geschmack des kaufenden Publikums nicht befriedigten (womit kein Tadel gegen sie ausgesprochen seyn soll), werden nun, da die Hand todt ist, die sie gemalt, nach der hier üblichen Gewohnheit um das Drei- und Vierfache getauft werden, und man spricht auch bereits von einem — Monumente. Die Leistungen und Ausstellungen der andern drei Vereine bewähren einen obiges rühmendes Urtheil über das Forschreiten der englischen Maler, und irre ich nicht, so ist dieß hier einstimmige Urtheil ein günstigeres, als die letzte Laurenziade den französischen Künstlern von der Kritik eingetragen hat. Noch erwähne ich, daß Moon, jetzt unstreitig der unternehmendste der hiesigen Kunsthändler, das wegen der Treue der Porträts auch historisch merkwürdige Gemälde: das Waterloo-bankett in Apsleyhaus von William Salter erworben hat und von William Greatbach in Stahl ausführen lassen wird. Zugleich bereitet sich für Kunstfreunde eine Lotterie mit zwei Gewinnsten und keiner Niete. Der Hauptgewinn ist ein Exemplar der bei Macklin erschienenen Bibel in 45 Bänden groß Folio mit nahe an siebentausend Zeichnungen und Stichen. Ladenpreis die Bagatellsumme von dreitausend Guineen oder 21,000 Thalern. Zweiter Gewinn ist Hitten's historisches Gemälde des Triumpheinzugs des Herzogs von Wellington in Madrid am 12ten August 1812 — Kaufpreis 500 Guineen. Wem Fortuna weder das Gemälde noch die Bibel zutheilt, darf für den Betrag seiner eingesetzten zehn Guineen aus einem Kupferstichverzeichnisse beliebig wählen, so daß in der That die beiden Chancen gar nichts kosten. Die Zahl der Loose ist auf 550 beschränkt, und das Interesse der Theilnehmer wird von einem sehr ehrenwerthen Komité unter Vorsitz des Lord George Paulet überwacht.

(Schluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Wahl St. Aulaire's und Ancelot's in die Akademie. — Paforet. — Bonald.

Seitdem die Académie française Victor Hugos feierlich aufgenommen hat, sind zwei andere Kandidaten zu der Zahl der Unsterblichen gesellt worden, Graf Saint-Aulaire und der Dichter Ancelot. Die Ernennung hatte schon vor einiger Zeit statt gefunden, allein mit der feierlichen Aufnahme hatte man warten müssen, weil die politischen Angelegenheiten mehrere der Herrn Akademiker und auch einen der Aufzunehmenden so in Anspruch genommen hatten, daß vor Ende der Session der gesetzgebenden Kammern an keine literarischen Verhandlungen für sie zu denken war, worauf, beiläufig gesagt, erbellt, wie unzweckmäßig es ist, wenn man Staatsmänner in die Akademie wählt, da diese Herrn sich nur dann mit Literatur abgeben, wenn sie nichts anderes zu thun haben. Graf Saint-Aulaire ist schon lange in den Staatsgeschäften, und hat einmal eine Geschichte des unter dem Namen Fronde bekannten Bürgerkrieges unter Ludwigs XIII. Regierung geschrieben. Der Styl dieses Werks ist, wie man ihn von einem Manne, welcher Geist, Geschmack und Weltkenntniß besitzt, erwarten kann. Diese Arbeit und seine Stellung als Gesandter haben hingereicht, ihm den Fauteuil des verstorbenen Marquis v. Pasforet in der Akademie zu verschaffen. Genannter Marquis hatte seine Laufbahn als Advokat begonnen, sich dadurch Ruf erworben, und war erst Syndikus in der Staatsgeschäfte eingetreten. Als der während Carl's X. Conseryane, ein Vertheidiger der Inquisition und einer der obscurantesten Mitglieder der Deputirtenkammer während der Restauration, den Grafen de Cazes, St. Aulaire's Cidam, beschuldigte, er habe Antheil an der Ermordung des Herzogs v. Berry, erwiderte ihm Graf St. Aulaire: „Herr, Sie sind ein Verläumder!" Dieses Wort ist ihm höher angerechnet worden, als manche Rede, die er gehalten hat, und die doch gewiß nicht schlecht waren. Seine Geschichte des Frondekrieges also, seine anti-ultramontane Ausrufe, und seine Laufbahn als Deputirter, Diplomat und Pair de France haben ihm zusammen Sitz und Stimme in der Akademie verschafft. Er trete in seiner Antrittsrede den Marquis v. Pasforet sehr, obschon er und der Marquis unter zwei verschiedenen Fahnen gedient hatten. Denn Graf St. Aulaire hat sich desonders seit der Julirevolution emporgeschwungen und ist ein warmer Anhänger der jetzigen Regierung; der alte Marquis v. Pasforet dagegen, welcher Kanzler unter Karls X. Regierung gewesen war, hing der ältern bourbonischen Linie an, und hatte sich unter der jetzigen Regierung von allen öffentlichen Aemtern losgesagt. Ancelot, der Dichter, war ebenfalls an die Stelle eines Anhängers der ältern bourbonischen Linie, des Herzogs v. Bonald, getreten, dessen Schriften alle dahin zielen, in Frankreich einen neuen gesellschaftlichen Zustand zu gründen, welcher ein vorgeblicher Familienzustand seyn soll, aber im Grunde darauf hinauslauft, dem Könige und der Priesterschaft uneingeschränkte Gewalt über die Nation zu verschaffen. Diesem alten Emigrirten, welcher niemals etwas von der Umwandlung begriffen zu haben scheint, die während seiner Abwesenheit mit der französischen Nation vorgegangen war, kann man allerdings die Eigenschaft eines tiefen Denkers nicht absprechen; aber die Resultate seines Denkens waren auf das jetzige Frankreich nicht anwendbar, und der Mann hat mit seinem unüberlegten Eifer für die Herstellung der alten Monarchie Ludwig XVIII. und Karl X. mehr geschadet als genützt. Ancelot hat nichts desto weniger Bonald gelobt, als ob er der größte Staatsmann dieses Jahrhunderts gewesen wäre. Nach der Julirevolution 1830 schwieg Bonald; schwerlich hat er jedoch begriffen, daß sein Rath unnütig gewesen war. Mit ihm ist der heftigste Repräsentant der immer kleiner werdenden Partei untergegangen, welche von dem seit der Revolution in Frankreich Geschehenen nichts anerkennen will und es immer noch für möglich hält, die alte Regierungsform wieder herzustellen. Die Söhne dieser altroyalistischen Leute haben meist schon ganz andere Ansichten; so gehört der Sohn des intoleranten Vicomte de Bonald zur Zahl der bessern, vernünftigern Geister, und hat sich als Erzbischof von Lyon die Zuneigung aller Parteien erworben; der Sohn ist weit vernünftiger als der Vater, aus der einzigen Ursache, weil er in den Ideen der jetzigen Welt aufgezogen worden ist, der Vater aber die Vorurtheile seiner Zeit nie ablegen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 191.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 11. August 1841.

— wäre mit dem Juden förderlamst
Die Strafe zu vollziehn, die päpstliches
Und kaiserliches Recht bestimmen.
Lessing.

Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1569 machte Papst Pius V. durch eine neue Bulle die strengste Befolgung der erwähnten Vorschriften zur Pflicht. Vor seinem Pontificat wie während desselben ein eifriger Ketzerrichter, war von ihm am allerwenigsten Nachsicht in diesem Punkt zu erwarten, und auswärtige Fürsten hielten für gut, sich seinen Forderungen zu fügen. So sah man denn bald an vielen Orten Judenquartiere entstehen. In Italien waren sie nicht neu, denn in Venedig z. B. hatte man schon früher diesem Volke eine besondere Insel angewiesen, und von dorther verbreitete sich der Name Ghetto, der bald allgemein wurde.

Der römische Ghetto liegt in Rione St. Angelo, dicht an der Tiber, deren Ueberschwemmungen er häufig ausgesetzt ist. Mehrere Thore führen zu ihm, zwei auf der Piazza Sta Maria del pianto, über deren einem man das Wappen des Papstes neben dem des Cardinalvikars sieht, dessen Jurisdiction der Ghetto unterworfen ist, wovon später die Rede seyn wird. Ein anderes Thor ist auf der Piazza delle Tartarughe, wo der allerliebste Brunnen steht, den eine ganz unbegründete Tradition dem Raffael zuschreibt. Ein viertes und fünftes befindet sich in der Nähe der Brücke Quattro Capi, welche zu der Tiber-Insel führt, hinter dem in den Ruinen des Marcellustheaters gebauten Palast, der ehemals den Savelli gehörte und nach deren Aussterben an die Orsini kam. Den letztgenannten Thoren gegenüber sieht man eine Kirche, welche an der Façade das Bild des Gekreuzigten mit hebräischer Inschrift trägt. Es ist ein dichtbewohntes, rühriges, aber keineswegs schönes Stadtviertel, von dem der Ghetto einen Theil ausmacht. Enge, krumme Straßen mit unwohnlichen Häusern durchkreuzen sich in allen Richtungen. Von der alten Pracht, die hier einmal herrschte, ist kaum eine Spur übrig geblieben. Die kläglichen Reste des kolossalen Porticus der Octavia sind von Schmutz und üblem Geruch umgeben, indem hier der Fischmarkt gehalten wird; mitten unter ihnen steht die jetzt völlig modernisirte Kirche S. Angiolo in Pescheria, die namentlich darum merkwürdig ist, weil in und vor ihr Cola di Rienzos Versuch, die altrömische Republik herzustellen, am Pfingstfeste des Jahres 1347 begann. Von Rauch geschwärzt sind die Travertinquadern des noch stehenden Theiles der äußern Arkadenreihe des Marcellustheaters; in seiner innern Area, wo der Schutt einen nicht unbedeutenden Hügel gebildet hat, sieht man nur neue Bauten. Auf der andern Seite des Ghetto, nach dem Ponte Sisto zu, liegt auf einem Hügel, der

Digitized by Google

durch die Ruinen des Theaters des Balbus gebildet worden iſt, der Palaſt der Cenci, ein großes, unregelmäßiges, ſehr verwahrlostes Gebäude, ohne architektonische Schönheit, aber nicht ohne Charakter und in einzelnen Theilen noch den Uebergang von mittelalterlichen Formen zu den modernen zeigend. Dicht an den Palaſt angebaut iſt die kleine, dem h. Thomas gewidmete Kirche, welche Criſtoforo Cenci begann und ſein Sohn Francesco, der berüchtigte und ſchuldbedeckte Vater der unglücklichen Beatrice, der Inſchrift gemäß im Jubeljahre 1575 vollendete und ausſchmückte,* das einzige Gute, wie die gleichzeitige Chronik ſagt, das er in ſeinem Leben gethan, aber nur in der Abſicht, alle ſeine Kinder dort begraben zu ſehen. Hinter dem Palaſte Cenci und zum Theil an der Ringmauer des Ghetto, iſt ein großer, freier Platz an der Tiber, von wo man eine ſchöne Ausſicht auf die Ufer des Stroms genießen könnte, wenn man durch die aus den nahen Gerbereien herſtrömenden Düfte nicht alsbald verſcheucht würde. So iſt die Umgebung von Ghetto beſchaffen.

Im Innern ſelbſt findet man ſehr enge Straßen, armſelige Häuſer, Bude an Bude, und eine Menge Menſchen. Der größte Theil des Judenviertels iſt ein wahrer Trödelmarkt, wo man im dunkelſten Gemiſch Koſtüme und Lumpen von allen Farben und Gattungen ſieht. Iſraelitiſche Thätigkeit iſt bekannt: hier zeigt ſie ſich am auffallendſten, weil der Raum beengt iſt. Gewiß mehr denn die Hälfte der Bevölkerung ſitzt unter oder vor der Thüre; die Hauptbeſchäftigung iſt Flicken. Und was nicht im Ghetto flickt, flickt in allen Häuſern Roms, wo es nur Löcher zu ſtopfen und Riſſe zu vernähen gibt. In dieſer Kunſt haben die alten Weiber verdiente Berühmtheit erworben. Ein Bettelkram aber, wie der dieſige, iſt mir noch nie vorgekommen: es iſt eine wahre Satyre auf einen Bazar und verdiente von der Polizei gleich angezündet zu werden, wenn einmal die Peſt oder etwas ähnliches nach Rom käme. Und wie ſehen die meiſten der Leute aus! Anderwärts, namentlich in Deutſchland, ſieht man nicht ſelten ſchöne Jüdinnen; hier aber habe ich nicht ein einziges erträgliches Geſicht gefunden. Dazu das überaus raſche Altern und die kränkliche Geſichtsfarbe. Als ich zum erſtenmale dieſen Ort beſuchte und mich unter dieſen vielen fremdartigen Phyſiognomien, dieſen squallidi, oppressi, estenuati volti befand (des Ausdrucks Alfieris mich zu bedienen), beſchlich mich dieſelbe Empfindung, die ich in der Levante gehabt, wo man ſich beſtrebt, die Berührung des Vorübergehenden ſorgfältig zu vermeiden. Ein kleiner Theil des Ghetto hat indeß ein einigermaßen reſpektableres Ausſehen: der gegen die Piazza Giudea und Piazza delle Tartarughe zu, wo ſich größere Magazine befinden. Dieſe werden von den Bewohnern Roms auf allen Klaſſen häufig beſucht, indem man hier in Leinen-, Baumwollen- und Wollenzeugen und Waaren jeder Art gewöhnlich größere Auswahl findet als in andern Magazinen der Stadt. Damit ſoll ja nicht geſagt werden, daß ſie etwa einer andern Hauptſtadt Ehre machen würden. Aber Rom hat das beneidenswerthe Privilegium, ſchlechte Buden und hohe Preiſe zu vereinigen.

Auf der Piazza delle ſcuole iſt die größere Synagoge, neben welcher es noch zwei Bethäuſer gibt; ſie iſt ein modernes Gebäude und nicht ohne Geſchmack, wenn auch durch eine unvortheilhafte Lage beeinträchtigt. Eine Art Vorhau, in einem vierſäuligen geſchloſſenen Porticus beſtehend, macht keine üble Wirkung. Die Fontaine, welche ihr Waſſer von der Aqua Paola bezieht, ließ Papſt Paul V. im Jahr 1614 errichten. An ihr ſieht man neben dem Adler des Borgheſiſchen Wappens den ſiebenarmigen Leuchter des Tempels von Jeruſalem. Sonſt wüßte ich über den römiſchen Ghetto, in welchem die Bevölkerung ſo gedrängt iſt, daß man ſich wundern muß, daß dort überhaupt Jemand geſund bleibt, nichts zu ſagen. Seltſamerweiſe iſt dieſer Theil der Stadt von anſteckenden Krankheiten weniger heimgeſucht worden, als man befürchten möchte, und ſowohl während der Peſt des Jahres 1656, als zur Zeit der Verheerungen durch die Cholera im Jahre 1837 iſt die Zahl der Opfer verhältnißmäßig gering geweſen. — Das nächſtemal von den Juden in Toscana.

(Schluß des erſten Briefs.)

* Da es ſich um eine, durch ihr grauenvolles Schickſal ſo bekannt gewordene Familie handelt, ſetze ich die beiden, an der Kirche zu leſenden Inſchriften hieher:

Franciscus Cincius Christophori filius et ecclesiæ patronus templum hoc rebus ad divinum cultum et ornatum necessariis ad perpetuum rei memoriam exornari ac perfici curavit anno jubilei MDLXXV.

Ecclesia parochialis D. Thomæ apost. dic. de iure patronatus fam. Christoph. Cincii.

Ich begreife nicht, wie Shelley in den Anmerkungen zu ſeiner, die Geſchichte der Beatrice behandelnden Tragödie hat ſagen können, er habe das Kirchlein überall geſucht, aber nicht gefunden.

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege.

(Fortſetzung.)

Dieſer unglückliche Schlachttag hatte uns ſehr viele Leute an Todten, Verwundeten und Gefangenen gekoſtet. Der Rückzug glich theilweiſe einer Flucht. Bei ſolchen Gelegenheiten ſieht man, neben Scenen des Jammers und der Rohheit, nicht ſelten Züge aufopfernder Hingebung. Ein ſchwerverwundeter öſterreichiſcher Offizier wurde von

Digitized by Google

seinen Leuten, die sich ablösten, auf einem Schubkarren mühsam fortgeführt. Sie bewiesen ihm die innigste Theilnahme, und man konnte daran wohl erkennen, daß er ein achtungswerther, von seinen Untergebenen geliebter Vorgesetzter sey. Unbeliebte, tyrannische Offiziere erfahren oft eine ganz andere Begegnung, und das Mindeste ist, daß man sie ungerührt ihrem Schicksal überläßt.

Dieser Abend, so unglücklich er durch den Verlust der Schlacht, und so unangenehm und unwirthlich er durch das Hereinbrechen einer kalten Februarnacht war, behielt uns doch noch in der niedern Bauernhütte, worin wir spärliches Obdach und sonst nichts fanden, eine belustigende und zugleich charakteristische Scene davor. Wir hatten uns im einzigen Zimmer des Hauses auf dem Boden eine lange Streu bereiten lassen, auf welcher wir mit unsern Mänteln bedeckt lagen, während ein lustiges Feuer im Kamin brannte. Der Obrist Graf L., der sich verspätet hatte, wahrscheinlich um mit dem Prinzen noch die Disposition auf den morgenden Tag zu entwerfen, trat ein, und als er auf dem Stroh ein vollständiges Federbett ausgebreitet liegen sah, verwunderte er sich nicht wenig über das Daseyn dieses in einem französischen Bauernhause ungewöhnlichen Comfort, gratulirte sich laut zum unverhofften Besitze dieser in einer kalten Nacht und nach den Mühen eines Schlachttages besonders schätzenswerthen Bequemlichkeit, und bettete sich ganz behaglich. Kaum lag er unter der warmen Decke, als die Thüre aufging und ein dicker Offizier eintrat, die kalte Nachtluft von sich sprudelnd, den Mantel abwerfend und sich dem Bette mit den Worten nahend: „Gott Lob und Dank, der Park ist versorgt, Leut' und Pferd' haben z'fressen, und jetzt will ich mir's auch wohl seyn lassen; ich bin verteufelt müd' an Geist und Körper, und 's Best' bei der Sach' ist noch, daß ich keinen meiner guten Zwölfpfünder Brummbären verloren hab'."

Es war Niemand anders, als unser guter Zwölfpfünderbatteriekommandant, mein alter, dicker, wohlthätiger Freund, der seit dem letzten Feldzuge unausgesetzt zu Wien in Garnison liegt und jetzt Obrist ist. Als er sich über sein geliebtes Bett hinbeugte, um es zu ordnen, gewahrte er einen fremden Kopf in demselben und stieß einen derben Fluch aus. — „Verzeihen Sie," sagte der höfliche Chef des Generalstabs, „ich wußte nicht, daß dieses Bett Ihnen gehört, ich werde Ihnen sogleich Platz machen." Jeder von uns würde ohne Zweifel geantwortet haben: „Bleiben Sie doch, Herr Obrist, es macht mir Vergnügen, Ihnen mein Bett für eine Nacht abzutreten." — Das war aber ganz und gar nicht der Fall bei unserem dicken, bequemen Freunde, der vielmehr erwiederte: „Nehmen's nicht übel, Herr Obrist, halten's zu Gnaden; aber ich bin's halt so gewohnt, daß ich alle Nacht in meinem eigenen Bett schlafen thu'." Das ist in der That charakteristisch genug, aber noch bezeichnender für die österreichische Gutmüthigkeit ist es, daß der arglose Mann gar keine Ahnung davon hatte, daß er seinen Vorgesetzten, den hochgestellten Chef des Generalstabs, durch sein Verfahren beleidigt haben könnte. Als ich des andern Tags zu ihm sagte: „Aber ich bitte dich, wie konntest du dem Obrist das Bett unter dem Leibe wegnehmen?" erwiderte er treuherzig: „Nu, ist denn das Bett nit mein, oder hab' ich's g'stohlen? und ich kann doch mein Eigenthum verlangen, wo ich's find', und wenn's Bett dem Obrist g'hört hätt', wär' ich auch aufg'standen und hätt' ihm Platz g'macht."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Ancelot. — Das Théâtre français.

Ancelot, der neue Akademiker, hat sich durch einige Theaterstücke in der Literatur bekannt gemacht; er und seine Frau arbeiten um die Wette für die Bühne; was er aber in seiner Jugend gedichtet hat, ist besser als seine Geistesprodukte der letzten Jahre. Mehrere seiner dramatischen Leistungen sind bereits vergessen, und ein Tagblatt meint scherzend an, der Direktor der Akademie habe in seiner Antwort auf die Antrittsrede Ancelots dem Publikum mehrere verschollene Arbeiten Ancelots als Neuigkeiten angekündigt. Statt sich an das Théâtre français zu halten, wo seine wenigen guten Trauerspiele aufgeführt worden sind, hat Ancelot seit 15 Jahren meistens Vaudevilles und andere Stücke für kleine Bühnen geschrieben, und wahrscheinlich gefunden, daß ein succès d'argent in gewisser Hinsicht besser ist, als ein succès d'estime; es kann aber auch seyn, daß ihn die Schwierigkeit, ein neues Stück auf die Bühne des Théâtre français zu bringen, entmuthigt und er sich zu den kleineren Bühnen herabgelassen hat, um seine Stücke doch irgendwo aufgeführt zu sehen. Diese Schwierigkeit hat schon manchem Theaterdichter den Muth benommen, große Lustspiele und Tragödien zu schreiben. Die Schuld liegt aber nicht so sehr an der Direktion, als an dem großen Ansehen, welches das Théâtre français als erste Nationalbühne genießt, und wodurch alle Theaterdichter Frankreichs bewogen werden, ihre Komödien diesem Theater anzubieten. Einige im Théâtre français gut aufgenommene Lust- oder Trauerspiele geben dem Verfasser Ansprüche auf einen Sitz in der Académie française, erlauben ihm jedenfalls, sich zu den besten Schriftstellern der Nation zu zählen. Zudem besucht der gebildetste Theil des Publikums vorzüglich dieses Theater; ein guter Erfolg macht den Theaterdichter bald berühmt und sichert ihm dabei noch ein beträchtliches Honorar. Schon der Umstand, neben den Trauerspielen Corneille's, Racine's und Voltaire's und den Lustspielen Molière's seine Stücke aufgeführt zu sehen, ist für den Dichter ein großer Ruhm, und man begreift leicht, warum die französischen

Digitized by Google

Dichter von jeher weitereiferten, ihre Stücke der Direction des Théâtre français anzubieten. Da diese aber nicht alles aufnehmen und noch weniger alles spielen kann, so scheelen alle, deren Stücke nicht angenommen werden, es müsse ein zweites Théâtre français errichtet werden, als ob die Sache damit gethan wäre und man eben so leicht ein zweites Publikum als ein zweites Nationaltheater herbeischaffen könnte. Der Minister des Innern, welcher um dessen die Noth kennt, worin sich viele Theater befinden, hat der Aufforderung, ein zweites Théâtre français zu errichten, lange widerstanden. In diesen Tagen hat er endlich nachgegeben; vielleicht hat er gedacht: „Wenn ihr solche Narren seyd, daß ihr die Sache auf eigene Gefahr versuchen wollt, so laßt euch durch die Erfahrung belehren.“ Zweimal ist das Renaissancetheater auch als eine Succursale des Théâtre français eröffnet worden, und zweimal hat man es aus Mangel an Unterstützung von Seiten des Publikums wieder schließen müssen. Jetzt soll der Versuch im Octoberhalter gemacht werden und die dramatischen Schriftsteller wollen selbst die Sache einleiten vermittelst Actien, welche sie im Publikum anzubringen suchen. D'Epinay, Verfasser einiger guten und mehrerer nicht guten Lustspiele, tritt an ihrer Spitze auf. Ich für meinen Theil sehe wieder ein unglückliches Ende des Unternehmens voraus. Welche ungeheure Schwierigkeit liegt in dem Vorhaben, eine Stadt, welche eine so ausserordentliche Menge von Schauspielen hat, daß nur wenige gut bestehen können, mit einem neuen Haupttheater zu versehen und für dasselbe aufgeregtemte Stücke, eine vorzügliche Truppe und ein bedeutendes Publikum herbei zu schaffen! Das sicherste dabei ist der ungeheure Aufwand von Mühe und Kosten, das unsicherste der Erfolg.

(Fortsetzung folgt.)

London, Juli.

(Schluß.)

Nachtrag der L. C. London. — Zur Sittengeschichte in England.

Nachdem in den letzten Wochen mancherlei sich widersprechende Gerüchte in Betreff eines Duells umgegangen, von welchem über den muthmaßlichen Tod der wohlbekannten Lätitia Elisabeth Landon, vermählten Maclean, einiger Aufschluß mit Recht zu erwarten stand, hat das Buch nunmehr die Presse verlassen, führt den Titel: the Life and literary remains of L. E. L., comprising a new tragedy, and upwards of one hundred pieces, in verse and prose, hitherto unpublished. Edited by Lamon Blanchard, Esq. 2 Vol., und enthält einen ausführlichen Bericht über die Art, wie die Unglückliche sterbend gefunden worden und bald nachher gestorben, läßt aber den auf der Todesursache ruhenden Schleier ungelüftet. Die Leserwelt erfährt kaum ein Wort, daß sie nicht bei Eingang der ersten Todesstunde im Jahr 1839 bereits gedacht, und die Frage: ob die eigene Hand oder die Mauvaise ihres Gatten dem unglücklichen Weibe den Giftcraut gemischt? bleibt nach wie vor ungelöst. Man wollte behaupten, Maclean habe dem Verfasser angedeutet, daß, wenn seine Darstellung den Verdacht gegen die Dienerin erneuerte, er sich verpflichtet glauben würde, den Umgrund desselben durch in seinen Händen befindliche Beweise darzuthun. — was natürlich kaum etwas Anderes heißen konnte, als Beweise der Selbstvergiftung vor's Publikum zu bringen. Deßhalb wünschte man, wenn auch bloß zum Behuf der Lichtung des Dunkels, daß Blanchard sich in solchem Sinne äußern möchte. Er that es nicht gethan. Hätte er es aber — Maclean ist inzwischen von den Lebenden geschieden, seine Drohung mit ihm in's Grab gesunken. Doch tettet sich nun an seinen Tod die von Blanchard für jetzt getäuschte Hoffnung, daß die aus gedachten Beweise unter seinen Papieren sich vorfinden werden. Sollte das nicht der Fall seyn, so verschwindet jede Aussicht, das Geheimniß enthüllt zu sehen. Uebrigens verdient die Veröffentlichung des dichterischen Nachlasses den Dank aller Freunde der Vollendeten. Es besteht in einem dramatischen Gedichte: Castruccio Castrucani, einem andern: die weibliche Gemäldegalerie, Gedichten vermischten Inhalts und Fragmenten. Eines der letztern, von der Dichterin kurz vor ihrem Tode niedergeschrieben, könnte einen Lichtschein in das Dunkel ihres Heimgangs werfen. Es lautet:

Paith ill-requited.

I feel the presence of my own despair;
It darkens round me palpable and vast.
I gave my heart unconsciously; it filled
With love as flowers are filled with early dew,
And with the light of morning . . . .
. . . . . .
If he be false! — he appeared so true!
Can there be any further truth in life,
When falsehood wears such seeming?

Gegen die vor einiger Zeit von mir berichtete Dienstentsetzung des Dechant von York hat derselbe beim Gerichtshofe der Queen's bench Recurs eingelegt und dadurch Kassation des über ihn in contumaciam gefprochenen Urtheils bewirkt. Hiermit ist jedoch die Sache keineswegs beendigt. Der Dechant bleibt zwar vor der Hand im Besitze seines Amtes und seiner Einkünfte, aber auch vom Erzbischofe von York, seinem Vorgesetzten und Ankläger, von der Ausübung seiner Dienstpflichten entbunden. Die Sache ist daher einfach auf die Stelle zurückgekehrt, wo sie beim Anfange der Untersuchung stand, nur daß der Erzbischof nunmehr, wenn auch nicht durch die öffentlich laut gewordenen Stimmen, jedenfalls durch sein eigenes bisheriges Verfahren zu weitern Schritten sich genöthigt sieht. Wirklich hat er auch bereits die Wiederaufnahme der Untersuchung beantragt, und Wohlunterrichtete sind der Meinung, daß, dafern nicht etwa die faß mehr als wahrscheinliche Premierschaft Sir Robert Peel's, Schwagers des Dechanten, diesem eines der vielen Hinterthürchen des englischen Rechtes öffne, die letzte Entscheidung zu seinem Nachtheile ausfallen müsse. Die Parlamentstroubles haben auch diesen Gegenstand einigermaßen in den Hintergrund geschoben. Kaum aber fangen jene an sich zu beruhigen, so tritt das Verdrängte wieder hervor. Das erfährt in diesem Augenblicke ein anderer, ziemlich hoch stehender geistlicher Herr in Folge eines Ereignisses, das neulich in der Versammlung des diesjgen Vereins zu Beschützung junger Frauenzimmer — London Society for the protection of young females — von dem, den Vorsitz führenden Grafen von Mountcashel als Beweis erzählt wurde, daß der Verein in seinen Bemühungen um so weniger ermüden dürfe, da vornehme Lästerhelt sogar nach Opfern aus den höheren Ständen spähe und zu dem Ende Unglaubliches verstehe: „I have mentioned this circumstance,“ waren seine Worte, „in order to show the extraordinary lengths that are gone to entrap persons even in the higher ranks of life into infamy, and the necessity on the part of the members of our society to use the utmost efforts to check them.“ Ich kann mir nicht erlauben, die von dem edeln Grafen mitgetheilten Umstände näher zu bezeichnen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 23.

Mittwoch, 11. August 1841.

[318] So eben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Linderer, Handbuch der Zahnheilkunde, enthaltend Anatomie und Physiologie, materia medica deutaria und Chirurgie. gr. 8. Mit 18 lith. Tafeln. 2te verm. und verbesserte Aufl. 1841. 3 Rthlr.

Le Parnasse moderne. 4 Vol. 1841. 8. élég. rel.:

I. Poésies de Victor Hugo. Choix tiré des Odes et Ballades, Orientales, Chant du crépuscule, Feuilles d'automne, Voix intérieures, Rayons et Ombres. 1 Rthlr.

II. Poésies de Lamartine. Choix tiré des Méditations poétiques, Harmonies poét. et religieuses, Epitres Gocelyn, la mort de Socrate, Chant du crépuscule, Herold, Chûte d'un ange, Marseilloise de la paix. 1 Rthlr.

III. Chansons de Béranger, choisies à l'usage des Dames. ½ Rthlr.

Dieselben zum Schulgebrauch à Vol. 10 Sgr.

IV. Poésies de Delavigne sind unter der Presse.

Diese Auswahl dürfte der allgemeinsten Anerkennung sicher seyn, kein ausgezeichnetes und werthvolles Gedicht ist ausgelassen, die Ausstattung höchst elegant, der Einband in goldgedrucktem Pergament, somit zu Geschenken besonders zu empfehlen.

Burns, Robert, Select. Poems and Songs. With a glossary. geh. 1 Rthlr.

Drei deutsche Uebersetzungen erschienen im vorigen Jahre, der grösste Beweis für den Werth dieser Sammlung.

Hilfert, Der Alterikibahn. Die beste Fibel zum Lesenlernen nach Stephanis Lautirmethode, nebst Liedern, Fabeln, Geburtstags- und Neujahrwünschen, Gebeten und 100 Bildern. geb. 5 Sgr.

Lamartine, La mort de Socrate. Zum Schulgebrauch. 5 Sgr.

Das Rheinlied, seine Freunde und Gegner in Frankreich von Lamartine, Musset ꝛc. Deutsch und französisch. 2½ Sgr.

Répertoire du théâtre français à Berlin. gr. 8. Subscriptionspreis für 12 Stücke 2 Rthlr.

Nr. 230. Le verre d'eau p. Scribe. 5⅗ Sgr.
— 231. Bocquet père et fils p. Lackenoin. 7½ Sgr.
— 232. Le chevalier du Guet p. Lockroy. 7½ Sgr.
— 233. Japhet p. Scribe. 5 Sgr.
— 234. Le barbier de Séville p. Beaumarchais. 7½ Sgr.

Scott, Walter, The complete novels. Neue wohlfeile Ausgabe. Jeder Roman complet in 1 Band à ⅗ bis ⅘ Rthlr.

Inhalt des Vol. 1—VII. The bride of Lammermoore ⅕ Rthlr., The Antiquary ⅗ Rthlr., The Albot ⅘ Rthlr., The black dwarf ⅘ Rthlr., The fortunes of Nigel ⅕ Rthlr., Guy Mannering ⅗ Rthlr., Gracchus ⅖ Rthlr.

Die übrigen Romane erscheinen noch im Laufe dieses Jahres.

Théâtre français. Séné III. Nr. 13. Le verre d'eau p. Scribe. 12 Nro. Subscriptionspreis 1 Rthlr. — einzeln à 3⅗ Sgr.

Wörterbuch der in der Musik vorkommenden Ausdrücke und Bezeichnungen, italienisch, französisch und deutsch. 5 Sgr.

---

[312] Die hier unten folgende Werke erlaubt sich der Verleger dem reisenden Publikum, als die zweckmäßigsten, zu empfehlen; sie sind stets in allen guten Buchhandlungen, um die beigesetzten Preise, zu haben:

Der Rhein. Handbuch für Reisende in den Rheingegenden, den angrenzenden Thälern und Bädern, in Holland und Belgien. Von Dr. A. Schreiber. Fünfte ganz umgearbeitete Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers und 3 Karten von Dr. Streit. Broch. 5 fl., elegant gebunden 5 fl. 30 kr.

THE BATHS OF CREUZNACH, by Charles Engelmann. With plates. Elegant gebunden 3 fl. 30 kr.

Kreuznach, seine Heilquellen und deren Anwendung. Zunächst für Kurgäste. Von Dr. Carl Engelmann. Mit einer Karte und drei Stahlstichen. In elegantem Umschlag brochirt. gr. 8. 3 fl. 15 kr.

CREUZNACH, ses sources minérales et leur mode d'administration. Principalement à l'usage des personnes qui prennent les eaux, par le Docteur C. Engelmann, médecin practicien à Creuznach. Traduit du manuscrit allemand par Fr. Nusbaum, Docteur en philologie. Orné de trois gravures sur acier et d'une carte des environs de Creuznach. gr. 8. 3 fl. 15 kr.

Handbuch für Fremde in Nizza, einem, seines milden Klima's wegen, beliebten Winteraufenthaltsort in Ober-Italien. Besonders auch für Aerzte, entworfen von Dr. E. Weber, begleitendem Arzte der Frau Gräfin von Borcell, Ehrenmitgliede des Mannheimer Vereins für Naturkunde. Mit einer Karte und einem Plan 8. Broch. 2 fl.

MANUEL POR TRAVELLERS TO HEIDELBERG and its environs. Third edition of the description of Heidelberg, Mannheim etc. by Helmina v. Chezy, worked out and improved after a new plan. A guide for foreigners and natives. With an appendix and the panorama of the Heidelberg castle meps and plans. 12. Cart. 2 fl.

Handbuch für Reisende nach Heidelberg und in seinen Umgebungen. Dritte, nach neuem Plane bearbeitete und berichtigte Ausgabe der Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen ꝛc., Von Helmina von Chezy. Mit Panorama vom Heidelberger Schlosse, Karten und Planen. 8. Geb. 2 fl. 24 kr.

Die Donaureise von der Einmündung des Ludwigs-Kanales bis Konstantinopel, Handbuch für Reisende von Ulm bis Wien, Preßburg, Pesth, Konstantinopel, dem Archipelagus, Griechenland, über die jonischen Inseln nach Italien. Als Fortsetzung der Reisehandbücher in die Schweiz und am Rheine von Dr. A. Schreiber. Mit den Excursionen: 1) Von Ulm nach Hohenschwangau; 2) von Linz nach dem Salzkammergute; 3) nach den Bädern von Mehadia; 4) von Konstantinopel nach den russischen Häfen am schwarzen Meere ꝛc. Nebst den Poststrasen von Ulm nach Semlin, sonstigen nützlichen Notizen, einem Anhange geschichtlicher Gemälde und Sagen, und einigen Nachrichten über den Aufenthalt Lord Byron's

Digitized by Google

in Griechenland. Mit 2 Stahlstichen und 2 Karten. Geb. 4 fl.

Taschenbuch für Schnellreisende auf Dampfschiffen und Eisenbahnen, am Rhein, in Belgien und Holland, im südlichen Deutschland, im Elsaß und der Schweiz. Mit einem fortlaufenden Atlas der Routen des Laufs der Eisenbahnen und der Dampfschiffe, und einem kurzen begleitenden deutschen und französischen Texte, mit näherer Beziehung auf die Handbücher für Reisende von Dr. A. Schreiber. Erstes Bändchen. Unter dem Titel: Taschenbuch für Dampfschifffahrt zwischen Rotterdam und Basel. Kurze Andeutungen für Schnellreisende in Beziehung auf die ausführlichen Reisebücher von Dr. A. Schreiber. Mit einem fortlaufenden Routen-Atlas des ganzen Laufs der Dampfschiffe von Rotterdam an bis Basel. Mit deutschem und französischem Texte. 12. Geb. 1 fl. 12 kr.

HISTOIRE ET DESCRIPTION D'AIX-LA-CHAPELLE, de Borcette et de Spa, par A. Schreiber. 2me édition, revue etc. par le Docteur Tietzel. 12. Broch. 2 fl. 30 kr.

Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. Gesammelt von Dr. A. Schreiber. 2 Bände. 8. Broch. 4 fl. Einzeln à 2 fl.

Dieselben auch in engl. und franz. Sprache mit vielen Kupfern. Geb. à 4 fl. 48 kr.

Von vielen der folgenden Werke sind die Preise bedeutend herabgesetzt:

Schreibers Handbuch für Reisende am Rhein, von seinen Quellen bis Holland, in die schönsten anliegenden Gegenden und an die dortigen Heilquellen. 4te Auflage. Mit 3 Karten von Dr. Streit. 4 fl.

— **Auszug aus diesem Handbuche,** enthaltend die Reise von Mainz bis Düsseldorf und in die Bäder des Taunus ꝛc. Nebst einem Anhange. 2te Auflage. Mit 1 Karte. 2 fl.

— **Anleitung für Reisende** durch Baden, Würtemberg, Bayern und der Pfalz, in dem Elsasse und der Schweiz, Tyrol, Salzburg ꝛc. Mit 2 Karten. 4 fl.

— **Handbuch für Reisende** in der Schweiz, Tyrol, Salzburg, durch Würtemberg und Bayern. Als Fortsetzung des Handbuchs für Reisende am Rhein ꝛc. Mit 1 Karte. 1 fl. 45 kr.

Hellers Handbuch für Reisende in Franken ꝛc. Mit 1 Karte. 2 fl.

Jägers Handbuch für Reisende in den Neckargegenden und dem Odenwalde ꝛc. 2 fl.

Stein's Handbuch für Reisende durch Deutschland und den wichtigsten Städten der Nachbarstaaten ꝛc. Mit 1 Postkarte. 5 fl.

Wegweiser durch den Schwetzinger Garten. Mit 1 Plane. 48 kr.

Fast sämmtliche Reisebücher sind auch in französischer und englischer Sprache zu haben.

C. Geibs Sagen der Rheinlande. 2 Bändchen. Mit vielen Kupfern. Einzeln à 3 fl., zusammen genommen 5 fl. 24 kr.

Wilhelmis Beschreibung der 14 alten deutschen Todtenhügel, welche bei Sinsheim, im Großherzogthum Baden, geöffnet worden sind. Mit Abbildungen. 1 fl. 30 kr.

(Auch französisch um denselben Preis.)

PANORAMA DE LA VILLE DE PARIS. Orné de 12 vignettes et d'un joli plan col. 2 fl.

Dr. J. B. Engelmanns erneuerter Merian, oder Vorzeit und Gegenwart am Rhein. Mit 50 Abbildungen. 4 fl.

(Auch französisch um denselben Preis.)

— **Xenion.** Gabe der Erinnerung an Heidelberg. Mit 10 Ansichten. 1 fl. 21 kr.

(Auch französisch um denselben Preis.)

Dasselbe in englischer Sprache mit 6 Kupfern. 4. 2 fl.

RICHARD, **Guide du Voyageurs en France etc. Avec une carte.** 2 fl.

— **Guide classique du voyageur en Europe.** 2 forts vol. et atlas. 2e édit. 11 fl.

THE CHOURIST'S POCKET JOURNAL new edit. 1 fl.

Malerische Ansichten des Rheins, der Mosel, der Haardt- und Taunusgebirge ꝛc. 72 Blätter in Fol. schwarz 24 fl. Vor der Schrift 36 fl.

(Einzelne Blätter sind auch zu haben.)

Malerische Reise nach Heidelberg. 10 Blätter, gez. und gest. von Meyer ꝛc. Fein ausgemalt. Nebst dem nöthigen Texte. Groß Fol. in Portefeuille 35 fl. Einzelne Blätter à 4 fl.

(Ist auch mit französischem Texte zu haben.)

Heidelberg, im Juli 1841.

J. Engelmann.

[310] In der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Julihest 1841.

Inhalt: Ueber die Formen zur Berechnung des Maximums des Dampfes bei verschiedenem Druck, von Hrn. von Pambour. — Ueber die electrischen Erscheinungen bei der Ausströmung condensirter Luft und des unter Druck erzeugten Dampfes, von W. Georg Armstrong. Mit Abbild. — Ueber die Gorgonmaschine, von Hr. Mohr in Coblenz. Mit Abbild. — Robert M'Queens doppeltes Quecksilber-Sicherheitsventil für Dampfkessel. Mit Abbild. — Capitän Carpenters patentirter Treibapparat für Schiffe. Mit Abb. — Großes Wasserrad zu Colebrook Dale. Mit Abbild. — Theoretische und auf Erfahrung gegründete Untersuchungen über die Reactionsräder, von Hrn. Combes. — Harpers patentirte Eisenbahn-Schienenstühle. — Coles' patentirte Radachsen für Eisenbahnwagen. Mit Abbild. — Davies neue besserte Standuhr. Mit Abbild. — Ueber eine Verbesserung an Regulatoren, die zur genauesten Zeitmessung bestimmt sind, von Dr. Mohr. Mit Abbild. — Verbesserungen an Maschinen zum Schaben, Raspeln oder Zerreiben der Farbhölzer, der Gerberrinde ꝛc., von Matthews und Robert Leonard in Bristol. Mit Abbild. — Erneste patentirte Bierpumpe. Mit Abbild. — Ueber die zweckmäßige Konstruktion und einige nützliche Anwendungen der Ventilatoren oder Windflügel, von Hrn. Alexander v. Sabloutoff. Mit Abb. (1. Anwendung der Ventilatoren zum Heben von Flüssigkeiten. 2. Benutzung der Ventilatoren zum Abdampfen. Destillieren und Kochen von Flüssigkeiten, ferner um Flüssigkeiten mit Gasarten zu sättigen. 3. Anwendung der Ventilatoren zum Austrocknen neu erbauter Häuser. 4. Benutzung derselben zum Trocknen von Leder, Wäsche ꝛc. 5. Bemerkungen über die Konstruktion dieser Apparate. 6. Beschreibung eines Ventilators, welcher zum Ausziehen der verdorbenen Luft aus einem Bergwerke benutzt wurde.) — Bericht des Hrn. Iwan Schlumberger über Carons Centrifugal-Trockenmaschine (Hydro-extracteur, Wasserauszieher genannt). Mit Abbild. — Praktische Beiträge zur Galvanoplastik, von Dr. Schubert in Würzburg. — Ueber den Farbstoffgehalt des Polygonum tinctorium, ein im Namen des Ausschusses für Chemie der Société industrielle in Mülhausen am 24. Februar von Hrn. Eugen Ehrmann erstattetet Bericht. — Ueber die Gewinnung des Indigo's aus dem Polygonum tinctorium. Auszug eines der Industriellen-Gesellschaft in Wien im November 1840 erstatteten Berichts. — Ueber die Theorie des Bleichens, von Fr. Kuhlmann. — Miscellen. Verzeichniß der im Mai 1841 in England ertheilten Patente. — Dampfregatten mit Maschinen neuer Art. — Reisemaschine zum Fortreitzungsunterrichte. — Stains Kutschenfedern von Stahldraht. — Chirurgische Instrumente

Digitized by Google

von biegsamem Eisenbein. — Greenwood und Keene's Verfahren dem Gyps zum Siehen von Ornamenten ꝛc. eine gröbere Härte zu verleihen. — Die Satine und Fabrik chemischer Produkte zu Dieuze. — Talbot's Kalotypopapier. — Farbloser Copalfirniß. — Künstliche Zubereitung der Hefe. — Vortheilhafte Art die Butter einzusalzen. — Versuch die Baumwolle in Algier anzubauen.

Zweites Julihest.

Turners Verbesserungen an Locomotiven und andern Dampfmaschinen. Mit Abbild. — Ueber vier- und sechsräbrige Locomotiven, von W. H. Barlow. — Verbesserungen an den Rädern der Locomotiven und Eisenbahnwagen, von Daniel Gooch, in Paddington-Green. Mit Abbild. — Hancocks und Pentits selbstthätiger Hemmungsapparat für Eisenbahnen. Mit Abbild. — Instrument zum Heben der Eisenbahnschienen bei vorzunehmenden Reparaturen. Mit Abbild. — Verbesserungen an Pumpen zum Abzapfen des Biers, Ebers und anderer Flüssigkeiten, von Edward Stoone, Ingenieur in High Holborn. Mit Abbild. — Bennett's Verbesserungen im Mechanismus zum Schneiden der Lumpen, Taue, des Heues, Strohes oder anderer Faserstoffe, zum Theil auch anwendbar zum Zerreißen der Lumpen ꝛc. Mit Abbild. — Verbesserte Rollmange, von Dr. Mohr. Mit Abbild. — Coathupe's Instrumente zur genauen Graduirung der Glasröhren zu codiometrischen und andern Zwecken. Mit Abbild. — Heris Verbesserungen in der Einrichtung der Feuerroste oder Feuerstellen für Stubenöfen ꝛc. Mit Abbild. — Hicks Apparat oder Maschinerie zum Trocknen der Baumwollen, Wollen und und anderer Zeuge, so wie der Garne. Mit Abbild. — Ueber die Principien der elektromagnetischen Maschinen, von M. H. Jacobi. — Ueber die Nuancenbeständigkeit der Gewebe, von A. Morin. — Ueber das Dombasles'sche Macerationsverfahren, von Prof. Siemens. — Pyroms Verfahren, Oxalsäure (Kleesäure) zu fabriciren. — Ueber Bleisalze, von M. Dettmer, Chr. — Vortheilhaftes Verfahren zur Bereitung des oxalsauren Kalis, von Professor Graham. — Schiel's Bemerkungen über die Abhandlung des Hrn. Blondeau de Carolle's: die Zersetzung der Oele in geschlossenen Gefäßen ꝛc. betreffend. — Ueber hydraulischen Kalk, Cement und künstliche Steine, von Fr. Kuhlmann. — Ueber die chemischen Eigenschaften des Catechu's und seine Anwendung zum Färben, von C. Heckmann. — Bemerkungen über die Abhandlung des Hrn. Heckmann, das Catechu betreffend, ein der Société industrielle in Mülhausen im Namen des Ausschusses für Chemie von Hrn. Edward Schwarz erstatteter Bericht. — Ueber die Befestigung des Catechu's auf den Baumwollzeugen mittelst chromsauren Kalis, von Hrn. Heinrich Schlumberger. — Neue Aufstellstäße über das Daguerreotyp, von Prof. Dr. Berres. — Miscellen. Arago's Mittheilung über Daguerre's neues photographisches Verfahren. — Stahlstabgeschütze. — Ueber den leeren Raum des Barometers. — Furchtbares Kriegsinstrument. — Ueber Magnanerien (Anstalten zur Seidenwürmerzucht). — Erstickung der Cocons ohne Dampf. — Tuch aus den Fäden der Urtica nevo. — Mittel gegen Ratten.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 11ster Jahrgang oder Band 1 bis 18 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1841 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[311] **Neue Schulausgabe von**

JOHNSONS RASSELAS.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

RASSELAS,

PRINCE OF ABYSSINIA.

A TALE

BY SAMUEL JOHNSON.

Für Deutsche bearbeitet, und mit einer einleitenden Formenlehre, syntaktischen und die Wortbildung betreffenden Noten und einem etymologischen Wörterbuche versehen von

H. Wedewer, Gymnasiallehrer.

8. in Umschlag geheftet 16 Gr. (20 Sgr.)

Vorliegendes Werkchen hat den Zweck, den deutschen Leser auf eine leichte und zugleich gründliche Weise in die englische Sprache einzuführen. Zu dem Ende ist der Weg der Sprachvergleichung eingeschlagen, und das Englische nach allen Seiten hin auf seine beiden Hauptelemente, das Germanische und Romanische, zurückgeführt worden.

Münster, im Juli 1841.

Friedrich Regensberg.

---

[320] **Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.**

Bei C. L. Fritsche in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Auswanderer nach Texas.

Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit

von

H. E. R. Zelani.

„Das Leben ist ein Andres, als die Theorie. — Die Wahrheit anders als der Wahn."

D. Verf.

3 Bde. 8. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

---

[319] In der **Universitäts-Buchhandlung** von W. G. Elwert in Marburg ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

VILMAR, Dr. A. F. C., Gymnasial-Direktor, Anfangsgründe der deutschen Grammatik, zunächst für die obersten Klassen der Gymnasien. I. Lautlehre und Flexionslehre nebst gothischen und althochdeutschen Sprachproben. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. broch. 7 Bogen. 10 Gr. = 45 kr.

GOLDSMITH, O., The Vicar of Wakefield. With a prefatory Memoir by Walter Scott. Von neuem durchgesehen und mehrfach berichtigt von Geh. Hofrath Dr. H. F. Chr. Wagner. 20 Bogen. 8. broch. 14 Gr. = 1 fl.

Collmann, Dr. E., Gymnasiallehrer, Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische,

Digitized by Google

für die oberen Klassen der Gymnasien und zum Privatgebrauch. Mit grammatischen und stylistischen Anmerkungen. gr. 8. 20½ Bog. 1 Rthlr. = 1 fl. 48 kr.

☞ Bei geneigter Einführung von „*Vilmar, Grammatik,*“ „*Vikar of Wakefield,*“ und „*Kollmann, Uebungsbuch,*“ finden Partiepreise statt.

HERMANN, Dr. C. F., Prof. zu Marburg, antiquitatum Laconicarum libelli quatuor. 4. 28 Bogen. broch. 1 Rthlr. 12 Gr. = 2 fl. 42 kr.

— — disputatio de distributione personarum inter histriones in tragoediis graecii. gr. 8. 4⅛ Bogen. broch. 8 Gr. = 56 kr.

CAESAR, Dr. C. J., de carminis graecorum elegiaci origine et notione. gr. 8. 6⅜ Bogen. broch. 10 Gr. = 45 kr.

Kling, Dr. **Chr. Fr.**, Prof., die Bergpredigt Christi nach Matthäus. Für nachdenkende Christen erklärt. gr. 8. 4½ Bogen. broch. 8 Gr. = 36 kr.

Paulus Peregrinus, sieben Worte der Bergpredigt unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. gr. 8. broch. 3 Gr. = 12 kr.

---

[309]

ÉCHO

de la littérature française.

Journal des gens du monde.

1841. Janvier — Juin.

Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Diese Zeitschrift, die eine Auswahl des Besten der gesammten französischen periodischen Presse gibt, hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits ein großes Lesepublikum erworben und der Absatz ist fortwährend im Steigen. Allgemein erkennt man die umsichtige Auswahl, die reiche Abwechselung und die Schnelligkeit der Mittheilungen an.

In allen Buchhandlungen können Hefte des *Écho* eingesehen werden; es erscheint regelmäßig in Heften von 2 — 3 Bog. am 15. u. 30. d. M.

Leipzig, im Juli 1841.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

---

[313] Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Declamatorik,

oder: vollständiges Lehrbuch der deutschen

Vortragskunst,

von

C. Fr. Falkmann,

Fürstl. Lipp. Rath und Director des Gymn. zu Detmold.

Erster oder: theoretischer Theil. In zwei Bänden.

gr. 8. Hannover, bei Hahn. 3⅓ Rthlr.

Der rühmlichst bekannte Herr Verf. hat durch die Herausgabe dieses mit großem Beifall bereits aufgenommenen und beurtheilten praktischen und gründlichen Lehrbuchs des mündlichen Vortrags eine nicht unbedeutende Lücke in unserer Literatur ausgefüllt. Es ist dasselbe nicht nur für alle Gebildete, sondern durch seine lebendige und reichhaltige Vielseitigkeit und durch die gediegene Behandlung der Sprache vorzüglich auch für alle diejenigen bestimmt, deren Amt und Wirksamkeit die Gabe des Vortrags erheischt oder künftig fordern wird, sey es für die Kirche, für die Schule, für den Gerichtssaal, für die Stände-Versammlung oder auch, als schöne Kunst, für die Bühne. Alle und jede Leser werden hier vielseitige Unterhaltung, gründliche Belehrung und die Resultate eigener reicher Beobachtung mit der Benützung aller literarischen Hülfsmittel vereinigt finden.

Ein zweiter praktischer Theil wird nachfolgen.

Von den früheren Lehrbüchern des hochverdienten Hrn. Verfassers sind in wiederholten Auflagen seither ebendaselbst erschienen:

Praktische Rhetorik. Erste Abtheilung, oder: vollständiges Lehrbuch der deutschen Abfassungskunst. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. (Mit mehr als 900 Aufgaben und Musterstücken.) gr. 8. 1½ Rthlr.

Stylistisches Elementarbuch, oder: erster Cursus der Stylübungen u. s. w. Fünfte, verb. und verm. Auflage. (Ueber 700 Aufgaben und Musterstücke enthaltend.) gr. 8. ⅔ Rthlr.

---

[315] Bei C. Anton in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fause, Dr. W., Das Vierschachspiel. Nebst einer Abbildung. 8. geh. 15 Sgr.

Der Herr Verfasser läßt in dieser Anweisung zum Vierschachspiel eben so wenig Klarheit der Darstellung als Schärfe des Ausdrucks vermissen, so wie er nicht minder bemüht ist, eine allgemeine Verständigung der Freunde dieses Spiels über die wesentlichsten Streitpunkte durch eine wissenschaftliche Begründung der Ansichten, also auf theoretischem Wege, zu bewirken. Es wird daher Niemand diese Anweisung ohne die genügendste Belehrung, und somit gewiß vollkommen befriedigt, aus der Hand legen.

---

[305] **Unentbehrlich für Leihbibliotheken!**

Bei Schreck in Leipzig ist so eben erschienen:

Bibliothek von Ritter-, Räuber- und Kriminal-Geschichten. I. II. Suite. 20 Bände, jeder 12 — 16 Bogen stark und jeder einen geschlossenen Roman enthaltend. Preis für alle 20 Bände 10 Thlr.

Inhaltverzeichnisse sind gratis zu haben.

---

[217] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Homer's Werke,

von

Johann Heinrich Voß.

Pracht-Ausgabe in Einem Bande.

Mit fünf und zwanzig Kupferstichen.

Velinpap. in Umschl. broch. Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Diese Prachtausgabe von Homer's Werken reiht sich in Format und Papier unsern neuesten so beliebten, compacten Ausgaben von Goethe, Schiller, Klopstock, Platen und Porter an, die sie übrigens an typographischer Ausstattung noch übertrifft und wird daher gewiß vielen willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 12. August 1841.

Daß sie eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.
Schiller.

Gedichte nach Felicia Hemans.

4.

Die gebrochene Blume.

O, trag' sie an der Brust, mein Lieb,
Noch einen Augenblick!
Ihr Lächeln floh, ihr Reiz ist hin,
Ihr Duft doch blieb zurück.
Drum, einer Zeit zu lieb, die war,
Wirf sie nicht von dir, ach!
Sie blüht' in ihrer Schwestern Schaar
Einen langen goldnen Tag,
Mein Lieb!
Einen langen goldnen Tag!

Noch eine kurze Zeit, mein Lieb,
Soll dich ihr Duft umweh'n;
An deinem Herzen soll sie ruh'n,
Verwelkt und doch noch schön!
Doch selbst dein Herz nicht, warm und weich,
Schützt sie vor Todeshand:
— Oh! ich bin deiner Blume gleich,
Zu spät, zu spät erkannt,
Mein Lieb!
O Gott, zu spät erkannt!

5.

Grabgesang.

Wo soll ihr Hügel steh'n?
Wo wilde Blumen weh'n
Frei in der Luft!
Da, wo die Vögel sieh'n
Durch junger Blätter Grün,
Sey ihre Gruft!

Oft von der Welt verlezt,
Reich' ihr, o Schlummer, jezt
Balsam die Füll'!
Laß sie, o Erde, nun
Weich dir am Busen ruh'n,
Tief, tief und still!

Murmelt, ihr Bäche, kühl,
Winde, mit sanftem Spiel
Zieht drüber hin!
Ueber ein Bett von Moos,
Wo, in der Erde Schooß,
Stürme sie sieh'n!

Digitized by Google

Netzt auch des Regens Guß,
Labt auch der Lüfte Kuß
Nimmer sie mehr!
Immer doch, wo wir steh'n,
Müßt' ihr ein Athmen weh'n,
Heilig und hehr!

Drum, in Gesang und Duft,
Laßt ihr auf dunkler Gruft
Leben erblüh'n!
Drum, o ihr Veilchen blau,
Sprießt, wo im feuchten Thau
Betend wir knie'n!

O drum, wo Blumen weh'n,
Laßt ihren Hügel steh'n
Frei in der Luft!
Da, wo die Vögel zieh'n
Durch junger Blätter Grün,
Sey ihre Gruft!

J. F.

Briefe aus Syrien.

(S. Nr. 121—125. — 142—146.)

III.

Zug durch die Wüste mit Ibrahims Reiterei. — Die ersten Tage.

Ich bin am Schlusse des vorigen Briefs zum Aufbruch der Caravana von Gaza gelangt und fahre in der Erzählung unserer kleinen und großen Abenteuer fort.

Ehe man sich, abgesehen von der unangenehmen Bewegung, auf den Kameelen heimisch und sicher fühlt, muß man sie — ich meine den Packsattel — vollständig zu seinem Gebrauch einrichten. Die Thiere sind eines hinter das andere gebunden, und so ist die ganze Reisegesellschaft getrennt; auch lassen sie sich nicht antreiben, und so konnte ich nicht zu einem von unsern Freunden hinreiten, wie ich wohl früher that, wenn mir eine Pfeife Tabak oder Feuer mangelte. Mir kam deßhalb mein Thier wie ein neues Haus vor, in welchem man die Ecke noch nicht gewählt hat, wo man schlafen will, und für den Hausrath noch keinen Platz weiß. Lange schob ich an meinen Teppichen hin und her, um einen etwas bequemen Sitz zu erhalten, denn ich muß gestehen, daß ich mich nichts weniger als behaglich fühlte. Die meisten Kameele hatten hinter dem Packsattel noch ein kleines gepolstertes Kissen, ungefähr wie der Bedientensitz an einem Wurstwagen, was sehr bequem ist, und dieses mangelte gerade an meinem; auch hatte noch keiner von und die Kunst erlernt, das Kameel von vorne herein so zu packen, daß man sich bequem darauf befindet, und unsere Herren Kameeltreiber waren am Morgen immer froh, wenn sie nur die Sachen hinaufgeworfen und die Kameele in Gang gebracht hatten; denn jeder fürchtete sich, zurückzubleiben. Um auf dem Kameel einigermaßen angenehm zu sitzen, muß man den Sattel, der den ganzen Höcker bedeckt, nachdem man die Bagage zu beiden Seiten angehängt hat, hinten durch Kissen oder Teppiche erhöhen, auf die man sich setzt, und nun nicht nöthig hat, mit den Beinen das ungeheure Thier zu umklammern, sondern dieselben mehr vor sich hinstrecken kann.

Unser Mundvorrath, den wir in Gaza treu und redlich getheilt hatten, bestand für die Person in 60 bis 80 Orangen, gegen 40 hartgesottenen Eiern, einem Sack voll Brod und einer Flasche mit Essig, welche Sachen, nebst Tabak und Pfeife, jeder auf seinem Kameel so vertheilte, daß er ohne Mühe etwas davon hervorlangen konnte. Wir hatten uns zu dem Behuf weiß leinene Säcke machen lassen, die rechts und links an den Packsattel gebunden wurden.

Wir hatten schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt auf einem Terrain, das wenig vom Weg zwischen Jaffa und Gaza verschieden ist. Es besteht wie dort aus ziemlich beweglichem Sand, doch sah man an den Seiten noch grüne Felder, Palmen und Olivenbäume; auch war der Boden der Straße stellenweise von hartem Kies, der den Kameelen das Gehen sehr erschwerte. Diese merkwürdigen Thiere scheuen die geringste Senkung des Weges und gehen sogar unsicher, wo er recht glatt und eben ist. Baron von T. war mit unserm neuen englischen Freunde noch zu Wally Bey gegangen, um mit ihm und seiner Reiterei zugleich aufzubrechen. Doch dauerte dieß länger, als sie gedacht, weßhalb sie uns bald darauf allein nachgesprengt kamen. Der Engländer hatte drei Bedienten bei sich, wovon zwei auf Kameelen saßen und der dritte, quasi sein Kammerdiener, auf einem großen Maulthiere hinter ihm dreiu zog. Er erkundigte sich, wie uns die neue Reitart behage, und als ich ihm versicherte, ich habe in meinem Leben nie so schrecklich unbequem gesessen, so bot er mir das Maulthier seines Dieners an, das, mit einem englischen Sattel versehen, sich gar nicht unvortheilhaft ausnahm. Auch schien sein Inhaber mit dem Tausch sehr zufrieden; er lachte mich heimlich aus, wie er auf mein Kameel stieg, ordnete oben Teppiche und Decken anders, und warf mir mitleidige Blicke zu, als ich den Esel bestieg. Er hatte aber auch merkwürdig schöne Eigenschaften. Er hatte unförmlich lange Ohren und war sehr hartmäulig, was daher kam, daß er als Thier des Dieners gewöhnt war,

Digitized by Google

stets dicht hinter dem des Herrn zu laufen. Machte nun der Engländer, wie er sehr häufig that, rechts und links einen Abstecher in den Klee oder unter die Palmen, so mußte ich ihm folgen, wollte ich mich mit dem Esel nicht abarbeiten. Traf er mich aber bei solchen Anlässen, wie es zuweilen vorkam, schlecht gelaunt, so daß ich ihm seine Unarten nicht hingehen ließ, so stieß er, wenn er das andere Pferd davon traben sah, ein jämmerliches Geschrei aus, ein Gebeul, so ohrenzerreißend, wie ich es bei einem Esel nie vernommen.

Durch unser Warten auf die Kavalerie Ibrahims, die uns noch immer nicht nachfolgte, waren wir ganz an's Ende des Zugs gekommen, der sich unabsehbar über die vor uns liegenden Höhen fortbewegte. Ein buntes Gemisch von Kameelen, Pferden, Eseln und Trachten in allen möglichen Farben. Wir freuten uns auf die sonderbaren Scenen, die uns der Zusammenfluß so vieler für uns fremdartiger Menschen versprach, da es uns auf unsern Pferden leicht wurde, bald hier, bald da den Zug zu durchkreuzen, oder ein Stück vorgalopprend, ihn theilweise an uns vorbeiziehen zu lassen. Doch sparten wir uns diese Vergnügen für die folgenden Tage auf; denn wir hatten heute viel zu thun, um unsere Vorkehrungen für die nächste Nacht, so wie die Vertheilung unseres mäßigen Proviants für die Wüstenreise zu besprechen. Wir hatten in Gaza ein kleines Zelt gekauft, unter welchem, wenn man sich auch sehr dicht zusammen legte, kaum vier Personen Platz hatten. Auch war es in einem etwas defecten Zustand und würde einen ziemlichen Platzregen nicht abgehalten haben. Ein zweites besaß der Engländer, das, wie alle Reisegeräthe dieses praktischen Volkes, sich im besten Zustande befand. Als ein sehr artiger Mann, schlug er uns gleich vor, mit ihm unter seinem Zelte hausen und der Dienerschaft das unsrige zu überlassen.

Wir wurden heut auf unserem Marsch einigemal durch das kleine Fohlen aufgehalten. Das Thierchen hatte, obgleich es am Morgen sehr gut aufgepackt und erst einen Tag alt war, in seinem Teppich so gezappelt und sich gedreht, daß die Stricke am Packsattel des Kameels los geworden waren und das geduldige Thier sich mehrmals legen mußte, damit man den Sprößling frisch aufbinden oder an der Stute saugen lassen konnte. Es war wirklich rührend, mit welcher Sorgfalt und Liebe die Araber, besonders unsere Kameeltreiber, sonst die rauhesten Menschen von der Welt, das kleine Thier behandelten und pflegten. So ging ihm immer einer zur Seite und beobachtete alle seine Bewegungen; dann und wann wurde die Stute gemolken und sie gaben die in einem Löffel aufgefangene Milch dem Kleinen auf's Kameel. Kamen wir Abends in's Lager, und die Nacht kam, wie immer in Syrien, mit empfindlicher Kälte heran, so versuchten sie nicht selten, das Pferdchen mit ihren warmen Lumpen zu bedecken; ein Manöver, das jedoch nicht half, denn wir mochten ihm noch so fest seinen persischen Teppich umhängen, so schlüpfte es doch beständig hinaus.

Es war erst gegen zwei Uhr, als wir schon den Ort unseres heutigen Nachtlagers, ein armseliges Dorf, vor uns liegen sahen. Dasselbe war kaum vier Stunden von Gaza entfernt. Wir waren zwar Morgens um vier Uhr aufgebrochen, aber das Bepacken der Kameele und die Verzögerung des Abmarsches durch die Reiterei hatte so viel Zeit weggenommen, daß wir uns erst um acht ein halb Uhr in Bewegung setzten. Als wir das Dorf erreichten, war bereits eine große Haide hinter demselben von den uns vorangegangenen Zügen bedeckt: ein buntes, geräuschvolles Gewimmel, Alles, Männer, Weiber und Kinder in der lebhaftesten Bewegung. Man lud Kameele ab, schlug die Zelte auf, dort loderten schon Feuer, hier bemühten sich einige kleine Buben, auf dem Bauche liegend, eines anzublasen. An ernstlichen Streitigkeiten fehlte es auch nicht, und wir waren froh, als wir den Schwarm durchzogen hatten und am Ende der Haide zu der Leibschwadron Ibrahims kamen, bei der wir, nach einer Bestimmung des Pascha, unser Zelt aufschlagen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Betrügnisse der Theater- und Journal-Direktionen und der Druckereien.

Das Siechthum mancher hiesigen dramatischen Anstalten beschäftigt oft die Journale und die Direktionen. Die Theaterdichter haben schon lange eine Art von Bund geschlossen, um gemeinschaftlich ihren Vortheil zu wahren; andererseits fangen jetzt die Direktionen auch an, sich zu verbinden; wenn nun zuletzt auch die Schauspieler untereinander einen Bund schließen, so stehen die drei Parteien gegenüber da. Die Dichter wollen sich von den Direktionen keine Bedingungen mehr vorschreiben lassen und ihr Honorar ungetheilt und ungeschmälert beziehen; ihrerseits wollen die Direktionen freier handeln und nicht von den Dichtern abhängig seyn. Die Poeten sind es aber nicht allein, welche den Direktionen zu schaffen machen; mit den Schauspielern haben sie oft noch größere Noth. Hat sich einmal ein Schauspieler beim Publik kaum beliebt gemacht, und ist er im Stande, den Schauspielsaal durch die bloße Ankündigung seines Namens zu füllen, so steigert er seine Forderungen und die Direktion muß sich dazu bequemen. Duprè an der Oper und Dlle. Rachel am Théâtre français werden besoldet, wie noch nie Schauspieler besoldet worden sind; 50,000 Francs müssen ihnen Gehalt werden für die 8 oder 9 Monate, während welcher sie zwei-, höchstens dreimal in der Woche spielen. Die Direktionen müssen zwar gestehen, daß diese Schauspieler allein

Digitized by Google

verbindend sind, die Kasse zu füllen; behaupten aber, daß sie dieselben wieder leeren, so daß das Facit Null ist, wenn nicht sogar ein negatives Resultat herauskommt. Es läßt sich aber nicht einsehen, wie dem abzuhelfen ist. Das Vortreffliche wird theuer bezahlt, besonders in einer großen Stadt, wo es der Reichen eine Menge gibt, die keine Kosten scheuen, um sich einen großen Genuß zu verschaffen. So lange also die Virtuosität nicht etwas Gewöhnliches wird, muß man es natürlich finden, daß die, welche sie erworben haben und geltend machen, ihre Forderungen hoch stellen; man sinde Concurrenten, so werden sie von selbst ihre Ansprüche herabstimmen. Der großen Oper fehlt es an einer Tanzvirtuosität. Die Tänzerinnen sind vermöge ihrer leichtfüßigen Natur unsicher; die Oper konnte weder die Taglioni noch die Schwestern Elsler behalten, das Glück hat ihr aber dafür Carlotta Grisi beschert, welche jetzt im Ballette Griselle den Beifall des Publikums erwirbt, und mehr Geld in die Kasse bringt als Webers Freischütz und andere Opern. Abends Musik dazu erscheint bereits bei dem Maskaliendändler, und die Quadrillenmacher ziehen schon den Stoff zu Contretänzen heraus.

Mit den Journaldirektionen sieht es nicht viel erfreulicher aus als mit manchen Theaterdirektionen. Obschon das Journal für manche Personen alles ist, was sie lesen, so haben doch die vielen bestehenden Journale Mühe, sich zu halten, wenn sie nicht die einzigen Organe ihrer Partei sind, oder von oben herab eine Unterstützung erhalten. Dazu kommt die Concurrenz der Vierzigfrancs-Journale, welche den ältern Zweiundsiebzigfrancs-Journalen viele Abonnenten entrissen haben, ohne daß sie selbst sehr dabei floriren. Unter diesen Vierzigfrancs-Journalen hat das Siècle das größte Glück gemacht, die Zahl seiner Abonnenten muß sich jetzt den fünfzigtausend nähern. Das Journal wird zweimal gesetzt, und steigt die Abonnentenzahl auf sechzigtausend, so wird es dreimal gesetzt werden müssen. Man behauptet, die Direktion würde dann dabei verlieren, die Kosten müßten in diesem Falle die Einnahme übersteigen. Die Bureaux dieses Journals sehen aus, wie ein Regierungsbüdiasterium; so viele Commis sind daselbst angestellt, solchen Zulauf zwar nicht von Solliitanten, wohl aber von Abonnenten und Reklamanten sieht man dort. Bisher haben die Einrückungsgebühren für Intelligenznachrichten die Unternehmung gegen Schaden gedeckt; da diese aber bei steigender Zahl der Exemplare nicht zunahmen, die Kosten dagegen stärker wurden, so befindet sich das Journal in der sonderbaren Lage, daß es gar keine Vermehrung seiner Abonnenten wünscht und dies selben lieber zurückweist als anlockt. Die beträchtliche Zunahme der Leser des Siècles hat natürlich den Blättern gleicher politischer Farbe und Nüance, als Temps, Constitutionnel, Courier Français, großen Abbruch gethan, und einige derselben kränkeln bedeutend. Die „Presse“ wird wahrscheinlich von den Ministern unterstützt, obschon sie es nicht gestehen wollen. Der legitimistischen Tageblätter sind weniger, daher diese nicht so in der Klemme sind, wie die vielen liberalen Blätter. Das Journal des Debats befindet sich in einer besondern Lage; es behauptet seinen alten Ruf; seine Directoren stehen gut mit der Regierung; es hat ausgezeichnete Redakteure, und sucht besonders die elegante Welt zu befriedigen. Obgleich nun ein Journalunternehmen in Paris etwas höchst Kostspieliges ist und sehr große Umsicht erfordert, so sind doch gegenwärtig mehrere neue Journalspekulationen im Werke. Es werden Ankündigungen ausgegeben, Actienunternehmer gesucht und Aufrufe an die verschiedenen Parteien erlassen. Wahrscheinlich wird aber dieses Bemühen vergeblich seyn. Es fehlt keiner der nur etwas bedeutenden Parteien an einem Organe, welches ihre Meinungen, Wünsche und Ansichten ausdrückt, und aus ihrem Gesichtspunkte die Thatsachen beurtheilt. Ein neues Journal, welches zu einer Partei sprechen und in ihrem Sinne urtheilen will, müßte also von Anfang an sich ganz besonders auszeichnen, um dem Journale, welches bereits das Zutrauen dieser Partei besitzt, seine Abonnenten, oder, wie man hier sagt, seine Etentel zu entreißen und das Organ der Partei zu werden. Ein Journal aber, welches gar keine politische Farbe hat und sich zwischen alle Parteien stellen will, wird selten beachtet und bleibt meist ungelesen; das größte Unglück, das einem Journal begegnen kann. — Unter den Pariser Druckereien ist eine der größten, die von Jules Didot, eingegangen; er hat die Typen und Pressen versteigern lassen, und ausgeboten. Drucker zu seyn. Die 80 Pariser Druckereien, meist sehr bedeutende Anstalten, halten sich zum Theil nur mit Mühe; nicht als ob nicht immer noch viel gedruckt würde, sondern weil der Buchhandel noch immer darnieder liegt und die Drucker bei den Verlegern oft zu kurz kommen. Durch einen vor den Gerichten verhandelten Prozeß hat sich neulich ein besonderes Verhältniß des hiesigen Buchdruckerwesens herausgestellt. Da nämlich die Zahl der Druckereien festgesetzt ist und ein Druckerprivilegium nur durch Ankauf eines schon vorhandenen erworben werden kann, welches letztere auch den Ankauf des gesammten Druckapparates mit sich bringt, hiezu aber bedeutende Kapitalien erfordert werden, so hat sich ein Brauch eingeschlichen, welcher den dabei Betheiligten Vortheil bringt und auch dem Publikum nicht schaden kann. Drucker, welche kein Privilegium besitzen, miethen bei den patentirten Druckern Typen, Pressen und das sämmtliche Geräthe, und drucken dann auf ihre Kosten Zeitungen, Zeitschriften oder Anderes. Sie bekommen dadurch Beschäftigung und Nahrung, ohne daß sie nöthig haben, bedeutende Auslagen wegen Anschaffung einer Druckerei und eines Privilegiums zu machen, und den Besitzern der Druckereien wird insofern ein Dienst geleistet, als sie auf den leider manchmal ruhenden Pressen Nutzen ziehen und ihre auf die Druckerei verwandten Kapitalien sich verzinsen.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 184:
Tête-à-tête. — Unter vier Augen.

Homonyme.

Wo ich eingreife keck,
Fällt manch' Geheimniß weg;

Mit meiner Hülfe wär'
Ein Räthsel auch nicht schwer;

Und wer gestickt mich trägt,
Verlangt bei Hof Respekt;

Doch in der Seligen Land
Bin ich in heiliger Hand.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 13. August 1841.

Von Lager hallt zu Lager — —
— — — der Heere Summen leise,
Daß die gestellten Posten fast vernehmen
Der gegenseit'gen Macht geheimes Flüstern.
Shakespeare.

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege.

Die Mühle.

In einem Feldzuge kommen oft eigenthümliche Situationen vor. In Nogent-sur-Seine hielten wir eine Mühle besetzt, deren einer Flügel diesseits, der andere jenseits des Kanals des Flusses lag. Den einen Theil hatten wir, den andern die Franzosen besetzt. Es fand eine Art stillschweigenden Waffenstillstandes statt. Die Entfernung der beiden Hausflügel betrug nur etliche zwanzig Schritte, und wenn wir Morgens aus den Fenstern sahen, schauten drüben die französischen Offiziere heraus, und wir wünschten uns höflich einen guten Morgen. So ging es zwei, drei Tage, während von unserer Seite alle Anstalten getroffen wurden, eine Brücke zu schlagen und den Fluß zu passiren. Um die Mittagszeit des lezten Tages rief mir einer der französischen Offiziere etwas spöttisch herüber: „Mais, Messieurs, vous ne vous presses guères de nous déloger.“ — „Patience, Monsieur,“ erwiderte ich, „cela ne tardera pas“ — „En ce cas,“ fuhr er fort, „comme nous sommes des co-locataires, j'ai l'honneur de vous avertir, qu'il y a de ce côté une cave pleine d'excellents vins, dont ce coquin de riche meünier ne nous a pas fait seulement goûter une bouteille. Comme vous autres, Messieurs, n'avez pas à observer les mêmes ménagemens, j'espère que vous en goûterez plus d'une.“ — „Sans doute, Monsieur,“ erwiderte ich verbindlich, „et mille remercimens de nos parts. Je n'ai qu'à regretter que vous ne pourrez être de la partie; en défaut nous allons boire à votre santé.“

Ein Stunde darauf wurden in aller Stille ein paar Compagnien in die Mühle geführt, um den Uebergang über die Brücke zu erzwingen oder wenigstens eine Diversion zu machen, während weiter unten eine Schiffbrücke geschlagen wurde. Die Franzosen waren auf ihrer Hut; als die Thüre aufflog, die Vordersten herausstürmten und Bretter über den schmalen Kanal warfen, stoben eilends die beiden französischen Schildwachen die steinerne Treppe hinauf, welche auf die Brücke führte, und zogen sich in die Barrikaden jenseits derselben zurück. Der wackere Hauptmann, der die Abtheilung führte, winkte mir zum Abschied freundlich lächelnd zu. Zwei bis drei Minuten darauf trug man ihn als eine Leiche in das Haus zurück. Der Sturm war abgeschlagen und hatte in wenigen Minuten viele Leute gekostet. Uebrigens mußte doch der Feind noch an demselben Abend sich zurückziehen; wir fanden den belobten Keller und ließen uns dessen Inhalt trefflich schmecken.

Digitized by Google

Bei Arcis.

Wir waren zum zweitenmal bis Troyes zurückgegangen, zurückgeworfen worden, wie man es nennen will. Kurz, wir boten die Stadt und die Verrammlung der Zugänge, die Besetzung der Mauern ꝛc. bedeuteten dießmal auf ernsten Widerstand. Man war auf einen Angriff gefaßt, wußte aber nicht, von welcher Seite man den Feind erwarten sollte. Die ausgesendeten Recognoscirungen kehrten allmählig zurück, ohne einen blauen Rock erblickt zu haben. Etwa um vier Uhr Abends wurde ich mit einer Bedeckung von etlichen Dragonern nach Arcis-sur-Aube abgeschickt, um Meldung zu machen, daß von dieser Seite noch kein Angriff erfolgt sey. Der immer stärker werdende Kanonendonner zeigte uns bald, daß auf jenem Punkt ein ernstliches Treffen im Gange sey. Als wir auf dem Schauplatz desselben ankamen, war es bereits Nacht, aber der Kampf dauerte ununterbrochen fort.

Wäre dieses Schauspiel nicht so gräßlich und zerstörend gewesen, man hätte es schön nennen können. Die unausgesetzt leuchtenden Blitze des schweren Geschützes, das donnerähnliche Krachen durch Berg und Thal, der unter den Rossehufen der schweren Reitermassen erdröhnende Boden und alle die dichtgedrängten Schaaren von dem Feuer eines in hellen Flammen stehenden Dorfes phantastisch beleuchtet. Aber wo nun in diesem allgemeinen Wirrwarr das Corps finden, dem wir angehörten? Wir zogen uns rechts, da standen Bayern; wir wendeten uns der Mitte zu, da waren Russen. Niemand konnte uns genaue Auskunft über die Position der verschiedenen Corps geben. Endlich fragten wir einen russischen Reiter, der einzeln auf dem Felde hielt. Ich zweifle, ob er uns verstanden hatte; er deutete mit dem Säbel auf eine dunkle Masse, die vor uns stand, und murmelte einige unverständliche Worte. Wir ritten in gutem Vertrauen darauf zu; plötzlich hielt der Unteroffizier der Dragoner sein Pferd an, stieß mich leise an und sagte: „Herr, sie kehren das Gesicht gegen uns.“ Wir waren kaum noch fünfzig Schritte entfernt, und wendeten nun sachte unsere Rosse, um uns unbemerkt aus dem Staube zu machen, aber die feindliche Reiterei hatte uns wahrgenommen und eine Abtheilung derselben stürzte mit lautem Geschrei auf uns los. Nun blieb nichts übrig, als den Reißaus zu nehmen. Zum Glück waren wir gut beritten, und der Feind konnte uns auch nicht so weit verfolgen, ohne in unsere Reihen zu gerathen und selbst gefangen zu werden. Inzwischen hatte das Treffen sein Ende erreicht, das Geschütz schwieg, die dunkeln Massen setzten sich in Bewegung, um ihre Bivouaks zu beziehen, und wir unsererseits suchten auch und fanden in einer Scheuer ein Obdach. Als wir am andern Morgen unser Corps suchten, stießen wir auf einen Pulk Kosacken, die in wilder Eile daherflogen. Die Ursache derselben blieb uns nicht lange verborgen, eine Abtheilung feindlicher Reiter saß ihnen auf den Fersen. Bei diesem Anblick säumten wir uns auch nicht und machten nach Kräften das Wettrennen mit, durch Dick und Dünn, über Stauden und Gräben, durch die Furth eines stark angeschwollenen Baches, ohne alles Bedenken, bis wir unsern äußersten Posten erreicht hatten und endlich unsere schäumenden Rosse anhalten konnten.

Die Armee hatte am frühen Morgen eine Frontveränderung gemacht und sich auf der Anhöhe Arcis gegenüber aufgestellt, entschlossen, die Schlacht anzunehmen. Niemand zweifelte daran, daß Napoleon sie bieten werde, denn man sah die feindlichen Massen unausgesetzt aus der Stadt debouchiren. Die alliirte Armee ihrerseits stand trotzig auf den Höhen, voll Kampflust und Siegeszuversicht; die Regimentsmusiken spielten abwechselnd kriegerische Weisen, gleichsam den Feind herausfordernd und verhöhnend. Es war ein großartiger Anblick. Gegen alle Erwartung ging der Kaiser über die Aube zurück, ohne uns anzugreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Syrien.

(Fortsetzung.)

So war denn glücklich der erste Tag unserer Wüstenreise vorüber. Der heutige Marsch war so still und ruhig gewesen, daß unsere Besorgnisse für die künftigen anfingen sich zu zerstreuen. Wir glaubten nun ungefähr ausrechnen zu können, wann wir in Kairo eintreffen würden, und ich dachte nur an die schönen Bilder, die während des Zugs zu sammeln wären, und an das alte Wunderland Egypten, das wir bald betreten sollten.

So wie unsere Kameele sahen, daß wir an Ort und Stelle waren, ließen sie sich gleich nieder und harrten ruhig, bis wir sie ihrer Last entledigten. Unsere Leute schlugen beide Zelte auf, und die Kameeltreiber ordneten unser Gepäck und unsern Proviant, wie es ihnen für die Nacht am zweckmäßigsten däuchte. So wurde der gemeinschaftliche Proviant, der in einem gekochten Hammel, Kaffee und Zucker bestand, in das Bedientenzelt geschafft, unsere Nachtsäcke und Kohlen zu beiden Seiten des Eingangs aufgepflanzt und um das Zelt im Kreise unsere sieben Kameele gelagert, eine ruhige, wiederkäuende Wache.

Unter dem Zelte des Engländers begann sich jetzt ein Comfort zu entwickeln, den wir uns auf unserer Reise durch Syrien ganz abgewöhnt hatten und zu dessen Fortsetzung es bei der Einrichtung unseres Reisegeräthes

Digitized by Google

wenigſtens ſechs Pferde bedurft hätte, wogegen beim prakt.ſchen Engländer Alles in eine einzige Kiſte gepackt war. Er hatte ſchon viele Reiſen durch die Wüſte gemacht und war alſo mit Allem, was dort nothwendig iſt, beſſer vertraut wie wir. Es iſt ſchlimm, daß faſt in keinem Reiſehandbuch über den Orient die Gegenſtände erwähnt ſind, deren der Reiſende wirklich bedarf. Wir ſchleppten eine ganze Küche mit, theils in Säcken, theils an die Kameele gehängt, Teller, Meſſer, Gläſer, Flaſchen, Caſſerolen ꝛc. Wir hatten Teppiche, Decken, Pelze bei uns, die Engländer aber nur eine einzige Kiſte, aus welcher ſich aber eine Maſſe von Sachen entwickelte, die uns unglaublich ſchien. So war der halbe Boden des Zelts mit einem Teppich bedeckt, worauf eine zwei Finger dicke roßhaarene Matratze lag, mit Kopfkiſſen, Leintuch und einer Decke verſehen. Einige Leuchter wurden auf den Boden geſetzt, und außer dem nöthigen Kochgeſchirr, nebſt Tellern, Meſſern und Gabeln kam im Laufe des Abends noch ein Kaffee- und Theeſervice, eine kleine Punſchdowle, ſo wie die Leibtoilette des Engländers zum Vorſchein.

Dieſer hatte, wie die meiſten ſeiner Landsleute, ſeine Eigenheiten. Er war Kapitän in Dienſten der oſtindiſchen Compagnie und hatte öfters Reiſen zwiſchen Bagdad, Bombay und Kalkutta gemacht. Seine drei Bedienten, die nichts zu thun hatten, als ſeiner Perſon aufzuwarten, waren ein Indier, den er aus Bombay mitgebracht und der etwas Perſiſch verſtand, was auch der Kapitän ſprach, ferner ein Grieche, ſein Koch und Dolmetſcher, und endlich ein Araber, den er in Gaza aufgegriffen hatte und bloß mit nach Kairo nehmen wollte. Der Engländer war ein Mann von etwa ſieben-und-zwanzig Jahren, ſprach geläufig franzöſiſch und verſtand, wie wir erſt am Ende der Reiſe erfuhren, ganz gut, was wir Deutſche zuſammen ſprachen. Warum er dieß früher nicht merken ließ, weiß ich nicht; er hat durch dieſe Verläugnung unſerer edeln Mutterſprache manchen kleinen Stich hinnehmen müſſen. So gutmüthig er von Natur war, ſo machte es ihm doch ein eigenes Vergnügen, ſeine Bedienten und die Leute, mit denen er in Berührung kam, durch allerhand kleine Geſchäfte ſtets in Athem zu halten, ja ſie faſt zu quälen. So hätte er nie ſelbſt Hand an ſeine Sachen gelegt; er ſtieg vom Pferde, warf dem Araber den Zügel zu, ſagte zum Griechen: „Huſſeyn, Mantel und Säbel!“ welche Gegenſtände dieſer ihm abnehmen ſollte, während der Indier ihm die geſtopfte Pfeife faſt in den Mund ſtecken mußte, und blieb dann ſtehen, bis das Zelt aufgeſchlagen war, worauf er ſich auf ſeine Matratze ſtreckte und durch allerhand Kleinigkeiten die Drei ſtets auf den Beinen zu erhalten wußte.

Wir waren auf dieſe Art bei ihm gut eingerichtet und mit Beiziehung unſeres eigenen Mobiliars unter ſeinem Zelt ganz vergnügt. Das Erquickendſte auf dem ganzen Zug war der Kaffee, den unſer Dolmetſcher — er hieß Giovanni — falls er bei guter Laune war, ſogleich bereitete. So ſaßen wir denn unter dem Zelte, deſſen Oeffnung regelrecht vom Winde abgekehrt war, in den Händen die kleinen türkiſchen Täßchen und rauchten behaglich aus dem Nargile. Draußen hatten die beiden Kochkünſtler kleine Gruben in den Sand gemacht, in denen ſie Holzkohlen anglühten, um darüber die Speiſen zuzubereiten. Der Hengſt des Baron T. wälzte ſich vor Vergnügen auf dem Boden und das kleine Fohlen ſog an ſeiner Mutter — ein Familienbild. — Im Hintergrunde war das buntſcheckige Lager mit hunderten von Feuern. Die Leibſchwadron Ibrahims hatte ihre Pferde in ein Viereck geſtellt und ſie auf die übliche Art an einem Hinterfuß gefeſſelt. Die Leute lagen ohne Zelte in dieſem Carré. Sie hatten ihr Gepäck faſt wie unſere Kavalerie im Lager geordnet, auf den Sattel Mantelſack, Säbel und Piſtolen gelegt und die Lanze mit der rothen Fahne daneben geſteckt. Ihr Oberſt, der Pole, lag in der Mitte in einem großen Pelze und um ihn ſtanden ein Paar Negerknaben, die ihn zu ſeiner Bedienung begleiteten.

(Fortſetzung folgt.)

Beruhigung.

Wer es wüßte, wer es dächte,
Was der Seele Frieden gibt!
Wer mir's zeigte, wer mir's brächte,
Ewig ſollt' er ſeyn geliebt.

Ach, ſie kommen und ſie gehen,
Wechſelnd fühl' ich Leid und Luſt;
Aber einſam muß ich ſtehen
Mit dem Gott in meiner Bruſt.

Immer hör' ich's vor mir ſingen
Wie ein halbverſtandnes Wort;
Mit den ſüßen Tönen dringen
Will die ganze Seele fort.

Wie ein Kind, das heimwärts gehet,
Und den Weg nicht findet aus,
Doch ein Duft ſchon lieblich wehet
Um das Kind vom Vaterhaus.

Und ſo geh' nur heiter immer,
Biß die volle Sonne ſteigt,
Freue dich am bunten Schimmer,
Bleib dem holden Wahn geneigt!

Digitized by Google

Einer gehet und der Andre
Mit dir nach dem gleichen Stern.
Kleine, stille Schaar, so wandre
Süß vertraut, den Menschen fern!

E. Reinhold.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Prozeß gegen Drucker. — Zeitschriften. — Illustrirte Ausgaben.

Die Anwälte der Regierung, denen alles Fremdartige sogleich verdächtig scheint, haben diese Art Handel als gesetzwidrig vor Gericht verklagt, und einen Prozeß wider die Druckereimiether anhängig gemacht. Das Gericht hat aber die Beklagten freigesprochen. Dieß war auch ganz natürlich. Wenn ich ein Druckerprivilegium besitze, so muß es dem Staat völlig einerlei seyn, ob ich selbst drucke, oder durch Andere drucken lasse. Meine Firma haftet dafür, daß nichts Gesetzwidriges gedruckt wird, oder, falls dieß geschieht, so hat die Regierung den Namen des Druckers, aus dessen Werkstätte die angeklagte Schrift hervorgegangen, und kann sich an diesen halten. Dennoch wollte sich der königl. Anwalt nicht zufrieden geben; er appellirte von jenem Urtheile erster Instanz an einen höhern Gerichtshof. Aber auch hier ist er abgewiesen und die Drucker in ihrem Rechte bestätigt worden. Seit ziemlich langer Zeit haben die Pariser Drucker einen typographischen Verein gestiftet, wozu ungefähr zwei Drittel der Inhaber von Druckereien gehören. Sie halten mehrere Zusammenkünfte im Monate und berathschlagen nicht allein über ihre materiellen Angelegenheiten, sondern auch über die Typographie in technischer Beziehung. Auffallend ist es, daß sich unter den Banterotten der ersten Hälfte dies sed Monats die Unternehmungen zweier medizinischen Zeitungen, Gazette medicale und Gazette des médecins befinden. Man wundert sich aber nicht, wenn man sieht, welche Menge von Zeitungen für jedes Fach der Wissenschaft erscheinen, und wie es keinen Stand hier gibt, für welchen nicht ein besonderes Journal, zuweilen mehrere erscheinen. Ist die Concurrenz weit über den Bedarf, so müssen nothwendig die schlechtern Journale untergehen; die Kosten laufen in's Große, und da die Unternehmer selten bedeutende Kapitalien besitzen, sondern auf den Erfolg rechnen, um fortwandern zu können, so sind sie mit ihrem Geiste bald zu Ende. Die medizinischen Zeitungen haben den Nachtheil, daß sie nur von Leuten vom Fache und von einer geringen Anzahl von Liebhabern der medizinischen Wissenschaften, oder für ihre Gesundheit ängstlich besorgten Leuten gelesen werden. Etwas besser geht es den juristischen Zeitungen, deren auch mehrere erscheinen, und deren eine, die Gazette des tribunaux, die ersten Unternehmer bereichert hat. Seitdem wollten andere es ihr nachmachen; sie sind zwar nicht bankerott geworden, haben aber auch keine glänzenden Geschäfte gemacht. Was den Erfolg der Gazette des tribunaux acclurirt hat, ist die witzige, dramatische Darstellung der Verhandlungen vor den Polizeigerichten und dem Assisenhofe. Früher fiel es Niemanden ein, Gerichtsverhöre und Gerichtsurtel komisch aufzufassen und zu schildern. Die Londoner Tagesblätter hatten indessen diese Aufgabe bereits glücklich gelöst, und nach diesem Beispiele gelang es der Gazette des tribunaux, das Publikum täglich mit den sonderbaren Auftritten vor den Gerichten zu unterhalten. Diese Darstellungen waren äußerst übertrieben, und oft war sehr wenig von dem wirklich gesagt worden, was man die vor Gericht Erscheinenden sagen ließ. Allein die komische Darstellung belustigte, und der gute Erfolg dieser unwahren, aber kurzweiligen Darstellungen spornte manche junge Schriftsteller an, etwas ähnliches zu versuchen, und es erschienen nun mehrere Tageblätter mit mehr oder minder witzigen Berichten über die Verhandlungen der Friedensgerichte, der Polizeigerichte u. s. w. Sogar in den Provinzen wurde die allgemein beliebt gewordene Manier von den Journalisten nachgeahmt. Man kann aber auch des Guten und des Kurzweiligen zu viel thun. Die witzigen Berichte wurden verdächtig, da es dem gesunden Menschenverstande doch auffiel, daß auf einmal alle vor Gericht gestellten Gauner, Taschendiebe, Vagabunden und Streitsüchtigen so geistreiche und komische Leute, und das Pariser Palais de justice das lustigste Schauspielhaus geworden seyn sollte. Die Nachahmer der Gazette des tribunaux machten wenig Glück, und auch die Gazette des tribunaux selbst verlor einen Theil ihres Preshuhs und ihrer Abonnenten. Die goldne Zeit der witzigen Gerichtspossen ist bereits vorüber, und obschon das Publikum noch immer mit derglechen Berichten überschüttet wird, so haben sie doch den Reiz der Neuheit und was noch mehr ist, das Zutrauen des großen Publikums verloren; man glaubt nicht mehr die Hälfte vom Dargestellten und sieht die Berichte nur dann mit Vergnügen, wenn sie recht witzig sind.

Im Buchhandel bemerkt man mit einigem Erstaunen die starke Zunahme der sogenannten illustrirten, das heißt mit Vignetten und Kupferstichen versehenen Werke. Zu dieser Art von Druck ist der Buchhandel vorzüglich durch den in Belgien regelmäßig eingerichteten Nachdruck gezwungen worden. Nur die mit Vignetten und Kupfern versehenen Werke können die Belgier nicht nachmachen; sie haben wohl Nachdrucker, aber keine Nachstecher. Alles übrige wird ohne Gnade von ihnen wieder abgedruckt, so bedeutende Kapitalien auch die ersten Auflagen die Pariser Verleger gekostet haben mögen. Daher erscheinen gegenwärtig auch weniger wissenschaftliche Werke, weil der Nachdruck in Belgien den ohnedin schon nicht sehr beträchtlichen Absatz der Exemplare gefährdet und die Verleger in Schaden bringt. Ist ein Buch aber mit Kupfern und Vignetten ausgestattet, so geht es; die belgischen Nachmacher müssen es unberührt lassen und können den Absatz nicht hindern. In kurzer Zeit sind daher so viele Prachtwerke herausgekommen. Ein Buchhändler Namens Curmer besitzt einen bedeutenden Verlag von dergleichen illustrirten Ausgaben und hat die Beschreibung, die selben ohne Furcht vor Belgien absetzen zu können. Der belgische, nicht sehr ehrenwerthe Erwerbszweig würde aber gänzlich verrrochten, wenn es Frankreich gelänge, Belgien in seine Mauthlinie zu ziehen; dagegen werden sich aber die Brüsseler Nachdrucker ungnibus et rostro wehren; auch ist dieser Vorschlag bisher bloß in Zeitungen, und wohl nicht in den Kabineten verhandelt worden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 14. August 1841.

Jud und Christ
Und Muselmann und Parsi, alles ist
Ihm eins.

Lessing.
Nathan der Weise.

Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana.

Zweiter Brief.

In Florenz wohnten Anfangs die Juden in einer Straße, in dem auf dem linken Flußufer gelegenen Viertel (Oltrarno), die man noch Via de' Giudei nennt; dann lebten sie in der Stadt zerstreut, bis in Folge der schon erwähnten päpstlichen Bulle Cosmus I. den Ghetto einrichten ließ. Die dazu ausersehene Stelle war ziemlich im Mittelpunkt der eigentlichen Stadt, nahe beim alten Markte, wohin die Florentiner Antiquare Forum und Capitol der Römerstadt zu verlegen pflegen, und wo in den frühern mittelalterlichen Jahrhunderten die vornehmsten Consulargeschlechter ihre Wohnungen und Thürme hatten, von denen man noch die Ueberreste sieht. Jetzt aber ist der Mercato vecchio, welchen Cosmus I. durch eine von Vasari im Jahre 1568 erbaute Halle zu verschönern sich bestrebte, mit Fleisch- und Fischbänken gefüllt, und von seinem Anfange bei dem herrlichen Strozzischen Palaste an bis zu seinem Ende am Domplatze, gleich jenem römischen Porticus der Octavia so wenig reinlich und einladend, daß man, wenn nicht etwa von antiquarischem Forschergeist getrieben, vielleicht nur an den Tagen des Johannisfestes sich versucht fühlt, ihn zu besuchen, weil der Corso mitten hindurchführt. Der Ort, wohin die israelitische Einwohnerschaft verpflanzt ward, hatte übrigens damals noch seinen Namen von den Häusern der Femmine mondane, welche früher dort geduldet waren. Auch der florentinische Ghetto hat Thore, die ihn von der christlichen Stadt abschließen. Aus Erkenntlichkeit gegen den Großherzog, der sie von einer mehr des Charakters als des Betrages wegen drückenden Abgabe befreit hatte, ließen die Juden auf ihrer Piazza dessen Büste mit einer hebräischen Inschrift aufstellen, welche besagte: Cosmus I., Herzoge von Toscana, unserem Beschützer. Aber dem Medizeer behagte diese Demonstration nicht; er ließ die Büste wegnehmen und dafür über dem Thore sein und seines Sohnes Franz Wappen nebst dem kaiserlichen seiner Schwiegertochter anbringen, mit folgenden charakteristischen Worten:

Cosmus Med. Mag. Etruriæ Dux
Et Serenis. Princeps Franc. summæ in omnes
Pietatis ergo hoc in loco Hebræos a Christianorum
Cœtu segregatos voluerunt non autem ejectos ut
Levissimo Christi iugo cervices durissimas
Bonorum exemplo domandas facile
Et ipsi possint
A. D. MDLXXI.

Die Thore des Ghetto wurden Nachts geschlossen, den heimlichen Umgang von Juden mit Christen zu hindern, welchen die päpstlichen Bullen besonders strenge verboten. Uebrigens waren die Israeliten in der Ausübung ihrer

Digitized by Google

Religion ungehindert, und es ſtand ihnen frei, wie andere Corporationen ihre Statuten und Verordnungen für innere Angelegenheiten zu haben, und die Steuern, mit denen ſie belaſtet waren, ſelbſt unter den einzelnen Familien und Individuen zu vertheilen. — In Siena wurde gleichfalls ein Ghetto eingerichtet: in andern toscaniſchen Orten zu wohnen, war den Juden nicht ferner geſtattet, und alle frühern partiellen Verträge mit der Regierung, deren mehrere ſtattgefunden hatten, wurden ein- für allemal widerrufen und abgeſchafft.

Sein Eldorado aber fand das Volk Iſrael in Livorno. Von der Republik hatten die Medici Livorno als ein unbedeutendes Oertchen mit einer Feſtung und einem mittelmäßigen Hafen überkommen. Das von ihnen zur Hebung dieſes Oertchens befolgte Syſtem mußte der Anſiedlung jener gewaltthätigen Fremdlinge beſonders günſtig ſeyn. Nachdem Cosmus I., in der Abſicht, Ausländer nach Livorno zu ziehen, den Anſiedlern überhaupt manche Privilegien ertheilt hatte, worunter der berühmt gewordene Erlaß von 1548, welcher verordnete, daß Perſonen, die ſich in Livorno und Piſa bürgerlich niederließen, wegen anderwärts gemachter Schulden dort nicht verfolgt werden konnten (eine Maßregel, welche alles Lumpengeſindel nach Livorno zog); ertheilte ſein Sohn und zweiter Nachfolger, Ferdinand I., im Jahr 1593 einen Indult, wodurch den Bekennern jeglichen Glaubens, Türken, Mohren, Perſern, Juden und wie ſie ſonſt heißen mochten, die in erwähnten Städten ihren Wohnort zu nehmen geneigt ſeyn ſollten, ungehinderte Religionsübung verheißen wurde. Was der Großherzog verſprach, hielt er treulich, und während er Livorno auf alle Weiſe zu heben ſuchte durch großartige Bauten, mittelſt deren er eine neue Stadt ſchuf, die mit breiten Straßen, ſtattlichen öffentlichen Bauten, erweitertem und geſchertem Hafen und Lazareth, mit neuer Feſtung und ſchiffbaren Kanälen und Gräben prangt, ſtrömten von allen Seiten Spekulanten hinzu, welche die ſeltenen, hier mit freigebiger Hand ihnen gebotenen Vortheile richtig ermaßen. Von der nun beginnenden Blüthe des Livorneſer Handels weiter zu reden, iſt hier nicht der Ort, da nur die Verhältniſſe der Iſraeliten in Betracht gezogen werden ſollten. Dieſe glaubten in Ferdinand von Medici ihren Meſſias gefunden zu haben. Freilich wurde ihnen nirgendwo gleich große Begünſtigung zu Theil.

Anfangs machte die iſraelitiſche Corporation zu Livorno mit der Piſaner ein Ganzes aus, und in letzterer Stadt war bis zur Regierung Großherzog Ferdinands II. (1621—1670) der Sitz ihres confeſſionellen Magiſtrats, aus fünf Perſonen beſtehend, die man Maſſari nannte und welchen über Gemeindeangelegenheiten die Entſcheidung zuſtand. Wollte ein Fremder in die Corporation aufgenommen werden, ſo mußte er ſich der Ballotage unterwerfen; war ſie günſtig ausgefallen, ſo wurde ſein Name in ein auf dem Zollamte offenliegendes Buch eingetragen, und von dem Augenblicke an konnte er weder Schulden halber, noch wegen früher begangener Verbrechen zur Verantwortung gezogen werden. Die Immunität ging ſo weit, daß ſelbſt die Inquiſition in Fällen von offenkundiger Apoſtaſie keine Gewalt hatte. Der unendlichen Mißbräuche wegen fand indeß die großherzogliche Regierung nachmals ſich veranlaßt, jene Bewilligung in ſo weit einzuſchränken, daß begangene Verbrechen ganz ausgeſchloſſen wurden und von den Schulden ſolche, die während der jüngſtvergangenen drei Monate gemacht worden waren — eine Reſtriktion, gegen welche die Iſraeliten immer, aber vergebens, Einſprach thaten, und die um ſo nothwendiger war, als alle Schurken benachbarter Staaten von dem durch die Livornina (wie das Privilegium hieß) gewährten Schutz Vortheil zogen. Es konnte auch wohl nicht in der Abſicht der Regierung liegen, aus bloßer Rückſicht für die Vermehrung der Bevölkerung dem Kredit des Livorneſer Handels zu ſchaden, indem ſie die Stadt fortwährend zu einem Aſyl des Abſchaums anderer Länder machte. Es war den Juden geſtattet, gleich den Chriſten, jeder Gattung des Handels und Verkehrs ſich zu widmen, und ſowohl innerhalb der Grenzen des Großherzogthums wie auswärts wurde ihnen gleicher Schutz wie den Landeskindern zugeſagt. Ihre Handlungsbücher, ſofern ſie die von den Geſetzen verordnete Form hatten, galten vor dem Gericht eben ſo wie die der Chriſten, und ihr Zeugniß wurde in gleicher Weiſe angenommen. Von der Verpflichtung, das Abzeichen zu tragen, waren ſie befreit, ebenſalls von den beſondern Abgaben, die auf ihren Glaubensgenoſſen in Florenz und Siena laſteten und von allen Qualereien des Fiskus. Sie konnten den Doktorgrad in der Arznei- und Wundarzneikunſt erlangen, und ſowohl unter den Übrigen als unter Chriſten die Heilkunde ausüben. Die Beſchränkung in Betreff chriſtlicher Dienſtboten wurde gleichfalls aufgehoben. Sie wurden zu Kontrakten aller Art befähigt, konnten Grundeigenthum erwerben und teſtamentariſch verfügen, und erlegten dieſelben Gerichtsgebühren, wie alle andern. So waren ſie in vielen Dingen chriſtlichen Nationen gleichgeſtellt.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Während wir alle dieſe Gegenſtände mit Muße betrachteten, ſchlug plötzlich eine ſchmetternde, jedoch nicht unangenehme Hornmuſik an unſer Ohr. Es war die Reiterei unter Ali Bey, die jetzt nachkam. Da ſie, wie

Digitized by Google

wir ſpäter erfuhren, nicht eher von Gaza abmarſchiren konnte, als bis das Dampfboot, der Hadſchi Baba, auf welchem Ibrahim ſich befand, das Signal gegeben hatte, daß es abgefahren ſey, und daſſelbe, obgleich ſich der Paſcha am 18. eingeſchifft hatte, erſt am 19. wirklich abfuhr, ſo hatten ſie bis gegen zehn Uhr auf den Signalſchuß warten müſſen, und rückten jetzt erſt ein, nachdem wir ſchon ein paar Stunden im Lager waren. Hinter der Muſik ritt der Paſcha, ein gewöhnlicher Mann mit großem Bart, umgeben von mehreren Ober- und Unteroffizieren; dann die Lanciers, in recht gutem, in Betracht ihres fürchterlichen Rückzugs ſogar vortrefflichem Zuſtand. Sie hatten alle ihre Waffen, Säbel, Piſtole und Lanze, ſowie jeder eine lederne Waſſerflaſche; Geſchirr und Sattelzeug der Pferde war in Ordnung, die Uniformen ziemlich gut, und jeder hatte außer einer Art Mantel noch eine Kapuze, die er über den Kopf ziehen und auf der Bruſt befeſtigen konnte. Die zweite Abtheilung beſtand aus reitender Artillerie, vielen Kürafiren ohne Helm und Küraß; nur einige wenige hatten denſelben umgeſchnallt, andere ſogar an den Sattelknopf gehängt. Dieſe Waffengattung iſt aber auch wohl die unzweckmäßigſte für heiße Länder, wie Syrien und Aegypten. Dann kamen wieder Lanzenreiter, und den Beſchluß machte die Beſpannung von 80 bis 90 Geſchützen je zu vier Maulthieren, deren Geſchirre ſich in der beſten Ordnung befanden. Pferde und Maulthiere hatten ſich in Gaza wieder erholt und ſahen gut genährt, friſch und munter aus. Später kam noch ein kleines Piket Reiter, die eine Maſſe Reitpferde der Paſcha's begleiteten; doch war keins darunter, das den arabiſchen Pferden des Barons von T. zu vergleichen geweſen wäre, was die Türken und Aegyptier ſelbſt anerkannten. Sie umgaben dieſe Thiere oft Stunden lang, beſahen den ſchönen Bau, die ſtarken, feinen Beine, und ſtrichen mit dem öftern Ausruf: Ei ió Allah! (bei Gott, das iſt ſchön!) über die feine Haut und die ſeidenartige Mähne. Dabei war es ſehr eigenthümlich, daß die Beduinenchefs dem Hengſt den Vorzug gaben, die ägyptiſchen und türkiſchen Paſcha's dagegen die Stute für vorzüglicher erkannten. Oft hielten ſie vor unſern Zelten lange Debatten hierüber, welche wir am beſten ſchlichten konnten, indem wir ſie auf das Fohlen aufmerkſam machten, deſſen ſtarke Glieder, ſowie der wunderſchöne, edle Kopf, einſt die Vorzüge beider vereinigen würden, was ſie zugaben.

Wir machten noch einen Gang durch ſämmtliche Lager, ſowie in's Dorf, wo wir einen Topf voll Milch einkauften, um daraus für den Abend einen Kix zu bereiten zu laſſen. Der Tränkungsplatz war uns heute das Intereſſanteſte; dort ſtanden die kleinen Eſel und Pferde des ärmeren Volks in erſter Reihe, um getränkt zu werden, weil ſie zuerſt angekommen waren; dann kamen die Pferde der Kavalerie und hinter ihnen die geduldigen Kameele, welche bis zuletzt warten mußten. Das Waſſer befand ſich in einer Art Teich, um welchen die Thiere gereiht wurden, ſo daß ſich eine große Zahl zugleich tränken ließ, weßhalb heute das Gezänk und Geſchrei nicht ſehr groß war. Das Waſſer, obgleich matt, wie faſt an der ganzen ſyriſchen Küſte, ließ ſich dennoch genießen.

In unſer Zelt zurückgekehrt, nahmen wir unſere Abendmahlzeit ein, die aus Reis beſtand, worin ein Stück Hammelfleiſch gekocht war, ferner aus ein paar Hühnern, Orangen, getrockneten Feigen, Roſinen und Datteln. Während wir bei Tiſche ſaßen, kam unſer Dolmetſcher, meldete, unſere Nachtwache ſey angekommen, und fragte, ob er ihnen etwas Kaffee zubereiten und den übriggebliebenen Pillau geben dürfe. Natürlich ließen wir ihn dieſe großmüthige Idee ausführen, und bald bezogen die egyptiſchen Lanciers ihren Poſten um unſer Zelt. Ihren Wachtkommandanten, ſeines Ranges Hauptmann, luden wir zu uns und bewirtheten ihn mit Punſch, den unſer Engländer zubereitet hatte. Der Araber erzählte uns durch den Dolmetſcher Einiges vom fürchterlichen Rückzug über Damaskus, rauchte ſeine Pfeife und zog ſich dann wieder zurück, wobei er in ehrerbietiger gebückter Stellung rückwärts das Zelt verließ. Wir legten unſere Teppiche auf den Boden, ſcharrten einen Haufen Sand zu einem Kopfkiſſen zuſammen, worauf der ausgezogene Rock gelegt wurde, und bereiteten ſo unſere Lagerſtätte. Dann traten wir nochmals vor's Zelt, um den wundervollen, ſternhellen Himmel zu betrachten. Ich habe die Sterne, beſonders die Venus, nie herrlicher glänzen ſehen, als in den Nächten, die wir in der Wüſte zubrachten; wir haben Verſuche gemacht, und gefunden, daß ihre Strahlen hell genug waren, um, wie das Mondlicht, einen wenn auch ſchwachen Schatten auf unſere weiße Zeltwand zu werfen. Unſere Wache beſtand aus zehn Mann, die im Kreis um unſere Zelte poſtirt waren und, in den weißen Mänteln eingehüllt, regungslos an ihren Lanzen lehnten.

(Schluß des dritten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Turin, Juli.

Der Kanonikus Cottolengo.

Vor Kurzem war in dieſen Blättern von unſerm großen Pönitenzhauſe die Rede. Erlauben Sie mir, heute von etwas Verwandtem zu ſprechen, von dem merkwürdigen Hoſpiz in Turin, das dem Kanonikus Cottolengo ſeine Entſtehung verdankt. Eine Charakterſchilderung dieſes ſeltenen Mannes wird ſich daran knüpfen. Cottolengo ſcheint einige fünfzig Jahre alt, er iſt äußerſt einfach und hat in ſeinem

Digitized by Google

Aeußern durchaus nichts Ausgezeichnetes, dagegen viel Freundliches und Traulliches im Umgang. Er spricht ohne alle Prätension im Volkston, ja manchmal sogar an's Grobe streifend. Gewöhnlich mischt er Spaß und Scherz ein, und bei allem Ernst seines Geschäfts gibt er gern seinem natürlichen Hang zur Heiterkeit nach. Er ist der Sohn eines armen Bauern in dem kleinen piemontesischen Dorfe Bra. Nach Vollendung seiner theologischen Studien erhielt er die Priesterweihe und trat in den Orden der Corpus-Domini-Kanoniker. So heißt eine Congregation von sechs Priestern in Turin, die einen der zahlreichsten und ärmsten Kirchspiele dieser Stadt vorsteht. Ich bin in genauer Verbindung mit mehreren dieser Kanoniker; sie versicherten mich, Consolengos einfache, zurückhaltende Weise habe sie lange das bewundernswürdige Vertrauen in Gott nicht ahnen lassen, das er seit an der Spitze einer großen und in ihrer Leitung so schwierigen Anstalt darthut. Wunderthun ist es, wie es sich gezeigt und nach und nach entwickelt hat.

Vor zwölf Jahren lebte im Kirchspiel Corpus Domini zu Turin eine arme Frau, auf Lyon stammend, die, ihrer Niederkunft nahe, erkrankte. Ihr Zustand war lebensgefährlich und der Kanonikus Cottolengo eilte mit den Tröstungen der Religion zu ihr. Er fand die arme Kranke in der niedersten Armuth, ohne alle Hülfe, und verlor daher keine Zeit, sich um eine Freistelle für sie in einem Hospiz zu bemühen. Dieß gelang ihm auch; mit einer Empfehlungskarte für das Hospital St. Jean eilte er wieder zu ihr und ließ sie sogleich dahin bringen. Der Arzt dieser Anstalt weigerte sich aber wegen ihrer Schwangerschaft, sie aufzunehmen und befahl, sie in die Maternité zu tragen. Aber auch hier zeigten sich Schwierigkeiten, denn nach dem Reglement der Anstalt konnte sie hier nicht aufgenommen werden, weil sie an einer dritten gen Krankheit litt. So mußte also die arme Leidende auf ihr elendes Lager zurückgetragen werden, nachdem man sie unnöthig von einem Ende der Stadt an das andere geschleppt hatte. Sie verschied nach wenigen Stunden; offenbar hatten Ermüdung, Unruhe und Angst ihren Zustand sehr verschlimmert. — Die Kanoniker von Corpus Domini wurden von diesem Unglücke und den begleitenden Umständen ergriffen, und um zu verhindern, daß es sich wiederhole, mietheten sie einige Zimmer, um da Kranke aufzunehmen und zu pflegen, die aus irgend einem Grund in den andern Hospitälern keine Aufnahme finden konnten. Unglücklicherweise verbreitete im folgenden Jahre (1850) die Cholera Turin, und die Regierung ließ aus Sanitätsrücksichten dieß kleine, nicht unter ihrer unmittelbaren Aufsicht stehende Hospiz schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Juli.

(Schluß.)

Die Vergnügungen der Pariser beschränkt und bedroht.

Paris hat diesen Sommer keinen einzigen großen Lustgarten mehr, wie sonst das bekannte Tivoli war. Der letzte Garten dieser Art ist vorigen Herbst geschlossen worden und seitdem wird auf ihm gebaut, wie fast überall in Paris, wo noch leere Räume vorhanden sind, obschon man gesürchtet hatte, die Befestigung von Paris werde die Baulustigen abschrecken. Zwar ist noch ein jardin turc vorhanden; er ist aber so klein, daß man ihn kaum einen öffentlichen Lustgarten nennen kann; und die Besucher sind meist Bewohner des alten Marais, oder Krämer aus der St. Martins- und der St. Denisstraße, welche bekanntlich ihrer ganzen Länge nach von Krämern aller Art bewohnt werden. Die sogenannte elegante Welt verirrt sich nicht hieher, sondern fährt lieber die große Allee der Champs élysées in ihren Equipagen auf und ab. In der Umgegend von Paris gibt es noch Lustgärten genug, sie gehören aber zu Scenen, und werden noch weit weniger von der großen Welt besucht als der jardin turc. Hausverwalterinnen, Lastträger, Studenten und Schreiber von Notarien, Avoués oder Huissiers spielen hier eine Figur und sind im alleinigen Besitz der Tanzböden, wo an den Soms und Montagen, auch wohl am Donnerstage getanzt wird. Da es hier oft Streit gibt, so stehen immer einige Gensdarmen und Stadtsergeanten bereit, den Frieden aufrecht zu halten, oder, wenn er gestört worden, wieder herzustellen und die Streitenden, wenn sie Widerstand leisten, zur Wachtstube zu führen. Das Polizeigericht hat sich im Sommer oft mit den in jenen Lustgärten vorgefallenen Streitigkeiten zu befassen. In diesem Sommer erleichtert jedoch das Wetter den Gensdarmen, Stadtsergeanten und Richtern die Arbeit und Mühe. Es regnet fast alle Sonntage und mitunter auch an andern Tagen; zum großen Leidwesen der Ersteren und ihrer Liebhaber lassen sich wenige Tänze im Freien halten, und die Pariser sind genöthigt, die Schauspiele zu besuchen, wenn sie sich Abends belustigen wollen. Die dunderte von Scenten um Paris, in welchen so viel schlechter Wein getrunken, und die Kneipen, wo Katzen- und Pferdefleisch unter sodanen Namen den Kunden aufgetischt wird, sind mit dem Untergange bedroht, wenn einmal die Befestigungsarbeiten um Paris vollendet sind. Schwerlich wird dann die Regierung der Versuchung widerstehen, den Barrièrenzoll bis an die Festungswerke zu verlegen. Zwar hat sich die Regierung anheischig gemacht, so etwas nur vermittelst eines Gesetzes vorzunehmen, welches wie alle andere Gesetze den beiden Kammern zur Berathung vorgelegt würde, und vor der Hand hat man die Pariser mit der Versicherung beruhigt, daß an keine Erweiterung des Stadtgebiets gedacht werde. Aber später wird man sicher daran denken. Die Stadtbehörde, welche fortwährend an Kloaken, Wasserleitungen, Gasbeleuchtung, Springbrunnen, Spaziergängen, Straßenverbreiterungen u. s. w. arbeiten läßt, und so eben das Rathhaus um die Hälfte vergrößert hat, bedarf viel Geld, und ein großer Theil ihrer Einkünfte besteht in dem auf die Weine gelegten Zolle. Da nun die Pariser Volksmenge außerordentlich viel Wein außerhalb der Barrièren trinkt, weil er daselbst nicht dem Stadtzolle unterliegt, so entgeht natürlich darunter der Stadtbehörde viel Geld, besonders seit so viele Familien sich in den Dörfern vor Paris ansiedeln, da sie vermittelst der Omnibus vierteljährlich sehr wohlfeil sich mitten in die Stadt versetzen können. Die Verlegung der Barrièren bis zu den durch die Festungswerke beschriebenen neuen Umkreise wäre daher ein großer Staats- oder Stadtstreich; viele tausend Seelen würden das durch in den Bereich der Municipalbehörde und des Municipalpolizei gezogen; dann wäre die Quelle des Gewinnstes der Scenten und Kneipen verstopft, und die Trinker und Tänzer unter dem Pariser Volke würden nicht mehr wissen, wo hinaus. Was sie jetzt ein wenig beruhigen kann, ist ersterns, daß die Festungswerke nicht so bald vollendet seyn werden; ein Umkreis von fünf deutschen Meilen ist nicht so geschwind umwandert. Zweitens wird die Regierung wohl bedenken, ob es rathsam sey, dem Volke seine Scenken und Kneipen außerhalb der Barrièren zu verlieren. Dg.

Beilage:
Literarische Anzeige von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 16. August 1841.

Jour de paix, jour de délivrance,
Qui des vaincus fit le bonheur;
Beau jour qui vint rendre à la France
La cocarde blanche et l'honneur!

Béranger.

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege.

Paris.

Nachdem Napoleon, durch seine Bewegung gegen Chaumont und die Vogesen die alliirte Armee im Rücken bedrohend, die Straße nach Paris offen gelassen hatte, sezten wir uns nach dieser Hauptstadt in Marsch. Diese Operation, von welcher die Entscheidung des großen Kampfes abhing, wurde, so weit es mit so großen Massen thunlich war, möglichst schnell vollzogen. Oft kreuzten und sperrten sich die Kolonnen, so daß man Stunden lang nicht von der Stelle kommen konnte; dagegen marschirte man, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, bis tief in die Nacht hinein, manchmal bis Mitternacht, und lagerte ohne viel Auswahl, wie es sich gerade fand, oft ohne Wasser, oder wenigstens in großer Entfernung von einem Ort, wo man es haben konnte. Ich fand hier Gelegenheit, wahrzunehmen, daß man buchstäblich im Schlaf gehen kann, ohne somnambül zu seyn, indem der Leib sich mechanisch fortbewegt, während die Sinne in Schlaf versunken sind. Es gab da nicht wenige Nachtwandler, welchen die Ermüdung die Augen zugedrückt hatte, und die dann, über irgend einen Gegenstand stolpernd, oder in einen Graben fallend, jählings aufwachten.

Als wir in der Nähe von Meaux auf einer Schiffbrücke die Marne passirten, hörten wir eine furchtbare Explosion, von welcher der Erdboden erzitterte — der Pulverthurm in Meaux war in die Luft gesprengt worden. Der 31ste März sah uns vor den Mauern der französischen Hauptstadt. Der Angriff unseres Corps geschah auf der Seite von Charenton und des Gehölzes von Vincennes. Die Thatsachen sind allgemein bekannt. — Wir brachten die Nacht im Walde von Vincennes zu. Am andern Morgen erfolgte der Einzug in Paris. Ich ritt mit einigen Freunden alsbald dem Palais-Royal zu, um uns nach langer Entbehrung gütlich zu thun. Wir begegneten hie und da Gruppen royalistischer Herrn und Damen, welche mit weißen Fahnen durch die Straßen zogen und weiße Kokarden austheilten, für welche sich jedoch wenige Liebhaber meldeten. Um das Volk zu deren Annahme zu ermuntern, riefen sie, auf uns deutend, den stupiden Gaffern aus dem Volke zu: „Voyez donc! ces Messieurs nous ramènent nos Bourbons.“ Sie mochten es selbst glauben oder nur als Kunstgriff gebrauchen, so viel war richtig, daß wir weiße Binden um den linken Oberarm trugen, dabei aber nicht entfernt an die weiße Kokarde der Bourbons dachten; es geschah einzig in der Absicht, uns an Schlachttagen an diesem Zeichen zu erkennen, was bei der Verschiedenheit der Völkerschaften und Uniformen sehr nöthig war.

Digitized by Google

Im Palais-Royal waren die royaliſtiſchen Emiſſäre ſehr thätig; was uns betraf, ſo hatten wir nur Sinn für die Speiſekarte und miſchten uns durchaus nicht in politiſche Diskuſſionen. Die Anweſenden wunderten ſich nicht wenig über unſern mehr als glänzenden Appetit, mit dem wir ein Gericht nach dem andern verſchlangen. Wenn man vierzehn Tage nichts als Kuhfleiſch genoſſen hat, müſſen einem die feinen Speiſen eines Pariſer Reſtaurants trefflich munden. Am Ende wurde doch der Streit der Napoleoniſten und Bourboniſten ſo laut und ſo hitzig, daß er uns in unſern gaſtronomiſchen Beſchäftigungen unterbrach. „Ces Messieurs sont pour nous," triumphirten die Royaliſten, ſich auf unſere weißen Armbänder berufend. Die Napoleoniſten ſahen zweifelhaft auf uns und unſere Säbel. „Messieurs," ſagte ich lachend, indem ich mein Glas emporhob, „nous sommes pour le vin de Champagne." Die Napoleoniſten lachten und einer fragte: „Ainsi vous ne vous mêles pas de nos affaires interieures?" — „Point du tout, Monsieur." Auf dieſe Erklärung unſerer Neutralität fielen die Napoleoniſten über die an Zahl ſchwächeren Royaliſten her und prügelten ſie zum Hauſe hinaus.

Da man von der Rückkehr Napoleons an der Spitze ſeiner Armee unterrichtet war, ſtellte ſich die alliirte Heeresmacht zwiſchen Paris und Fontainebleau auf. Die Conſpiration der Royaliſten gegen Napoleon mußte längſt vorbereitet ſeyn, denn ſchon am zweiten oder dritten Tage unſerer Anweſenheit in Paris erſchien Chateaubriands bekannte Schrift: De Bonaparte et des Bourbons. Sie machte viele Senſation und wurde von den beſſer Unterrichteten im Lager, welche der Politik nicht fremd waren, begierig geleſen. Mich machte ſie, was ich nie geglaubt hätte, zu einem Martyrer der Legitimität, indem ſie mir einen Arreſt eintrug. Der öſterreichiſche Major H., der gerade an den Augen litt, bat mich, ſie ihm vorzuleſen, und ich verſäumte darüber eine Dienſtverrichtung. Ich bedaure jetzt, daß ich damals mein Märtyrthum nicht geltend machte, um etwa ein Ludwigskreuz zu gewinnen, mit deren Ertheilung man ziemlich freigebig war. Manche, die es erhielten, mögen für die Legitimität weniger gelitten haben als ich. Wenigſtens erinnere ich mich, in dieſer Beziehung eine Anekdote geleſen oder gehört zu haben. Als Talleyrand eines Tags gefragt wurde, wie viele wohl mit Ludwig XVIII. die Reiſe nach Gent gemacht hätten, erwiderte er: „Das kann ich nicht genau ſagen, aber das weiß ich gewiß, daß wenigſtens 50,000 von da zurückgekehrt ſind."

Marmonts Uebergang geſchah ohne Wiſſen und wider Willen des Armeecorps, das er führte. Wir wurden eines Tags um die Mittagsſtunde plötzlich zu den Waffen gerufen und ſtellten uns in Schlachtordnung links und rechts von der Straße auf. Niemand wußte, was der Zweck dieſer Aufſtellung ſey; aber bald rückte ein Corps in Marſchkolonnen auf der Straße an, und wir ſahen nun mit Verwunderung, daß es Franzoſen ſeyen, die ſich mitten in unſerer Linie befanden. Offiziere und Soldaten fluchten laut dem Verräther Marmont, weinten zum Theil vor Zorn, zerbrachen ihre Degen, ſchlugen ihre Gewehre zuſammen; aber es war zu ſpät, jeder Widerſtand unmöglich, ſie waren im Augenblick vernichtet geweſen. Der größte Theil der Reiterei hatte links um gemacht und war mit verhängtem Zügel in das franzöſiſche Lager zurückgekehrt. Ohne dieſen Abfall hatten wir wahrſcheinlich noch eine heiße Schlacht zu beſtehen gehabt, die im unglücklichen Fall unſern Untergang zur Folge haben konnte, da wir uns zwiſchen der franzöſiſchen Armee und der leicht aufzuregenden Hauptſtadt befanden.

Ich nehme hier vom Leſer Abſchied, und will ihm ſchließlich nur noch ſagen, daß mir das Schickſal vergönnte, mich gegen meinen dicken Freund, den öſterreichiſchen Batteriekommandanten, für die leiblichen Wohlthaten, die er mir ſo vielfach erwieſen, dankbar zeigen zu können. Ich lag zu Villeneuve-ſur-Yonne in Cantonirung und verſah den Dienſt eines Plahadjutanten, als unvermuthet die Zwölfpfünderbatterie auf ihrem Rückmarſch dieſes Städtchen paſſirte und daſelbſt Raſttag machte. Ich legte meinen wackern Freund in das beſte Quartier, nämlich zu mir in das meinige, und wir verlebten ein paar frohe Tage. Gott befohlen, du ehrliche Seele! Ich habe dich ſeitdem nicht wieder geſehen, aber mit Vergnügen gehört, daß es dir wohl ergeht und daß du zu Wien behaglich in Garniſon liegſt. Sollteſt du etwa dieſe Zeilen zu Geſicht bekommen, ſo wirſt du wohl wiſſen, wer der Schreiber derſelben iſt.

Die Juden im Kirchenſtaat und in Toscana.

(Fortſetzung.)

Das Judenviertel in Livorno beſtand und beſteht nicht in einem von der übrigen Stadt abgeſperrten Quartier, ſondern in dem ganzen ſüdlichen Theile der Stadt, die man jetzt, nachdem ſeit 1835 die Vorſtädte von der neuen Ringmauer umſchloſſen worden ſind, die innere nennen kann. Dieſer Theil iſt nicht gerade der ſchönſte, aber doch in jeder Hinſicht anſtändig und geräumig. Hier wohnten ſie Anfangs Alle, nachmals aber wurde dieſe Verpflichtung ihnen erlaſſen, und ſie konnten ſich ankaufen oder einmiethen, wo ſie nur wollten, nur nicht in der Via Ferdinanda, der ſchönen Hauptſtraße

Digitized by Google

der Stadt. Allmählig wurde ihnen selbst dieß gestattet, die meisten blieben indeß in der bezeichneten Stadtgegend. Hier ist auch ihre große Synagoge; an Umfang und Schönheit steht sie nur der zu Amsterdam nach, und während die Façade nichts Ausgezeichnetes hat, gewährt das Innere mit den hohen gewölbten Räumen und den mit Balustraden versehenen umlaufenden Galerien der Emporkirche einen in seiner Art imposanten Anblick. Neben dieser Synagoge haben sie noch zwei kleinere und verschiedene Bethäuser. Daß der mosaische Kultus in Livorno ohne Beschränkung geduldet ist, braucht kaum gesagt zu werden. Diese Freiheit, so wie die Befugniß zur Anlegung von Schulen bildet eine der Hauptbestimmungen der Ferdinandischen Gesetzgebung, welche die Juden auch vor zelotischem Bekehrungseifer schützte. Niemand durfte israelitische Kinder unter dreizehn Jahren ohne Erlaubniß der Eltern taufen, wenn solche Kinder nicht in dringender Lebensgefahr sich befanden. Den Vätern wurde speziell gestattet, ihre Kinder, wenn sie christliche Katechumenen waren, ungestört zu besuchen, und die Bestimmungen päpstlicher Bullen, welche verordneten, daß der hebräische Vater dem zum Christenthum bekehrten Sohn das Pflichttheil seines Erbes vor der Zeit zukommen lassen müsse, erlangten in Toscana nie gesetzliche Kraft.

Dabei bildete aber die jüdische Nation eine von der christlichen völlig getrennte Gemeinschaft mit besondern Gesetzen, die sie ursprünglich selbst aufgestellt oder mitgebracht hatte, welche aber in spätern Zeiten (namentlich in den Jahren 1667, 1694 und 1769), auf Veranlassung der Gemeinde selbst, von der großherzoglichen Regierung in manchen Dingen modifizirt wurden. Die Massari, deren schon Erwähnung geschah, wurden von den versammelten Familienvätern gewählt. Ihnen steht die ökonomische Verwaltung des Kultus, wie aller sonstigen öffentlichen Angelegenheiten zu. Anfangs erstreckte ihre Gerichtsbarkeit sich über Civil- und Kriminalfälle, mit Ausnahme solcher, welche infamirende oder Todesstrafe nach sich ziehen konnten, oder wenn Individuen andern Glaubens betheiligt waren. Unter der Regierung des Großherzogs Peter Leopold (1765—1790) wurde ihnen indeß diese beschränkte Kriminaljustiz genommen, und nur die bürgerliche und kommerzielle gelassen, wobei die Appellation an den Auditeur des Gouverneurs der Provinz (der in Livorno residirt) stattfand. Ueber liederliche Individuen konnte durch die Massari die Strafe des Exils verhängt werden. Heirathen, letzte Willensverfügungen und andere Familienverhältnisse und Vorkömmnisse wurden ganz nach den hebräischen Gesetzen behandelt. Starb einer von ihnen ohne rechtmäßige Erben, so fiel sein Nachlaß der Korporation zu. Die bedeutendste ihnen auferlegte Beschränkung bestand darin, daß die Namen jüdischer Handelsleute und Grundbesitzer nicht in das Register des bürgerlichen Magistrats eingetragen werden konnten, daß sie von jeder städtischen Magistratur und jeder Befugniß bei Ernennungen und Repräsentation ausgeschlossen waren, wie ihnen auch der Zutritt zu solchen Gesellschaften verwehrt blieb, welche in den italienischen Städten der höhere Bürgerstand unter dem Namen der Stanze civiche hat, wie der Adel seine Casinos. Die erstere Beschränkung hob indeß der Großherzog Peter Leopold auf; die zweite wurde von der französischen Regierung abgeschafft, zur Zeit, als Toscana, nach dem Aufhören des ephemeren Königreichs Hetrurien, einige Jahre lang eine Provinz des Napoleonischen Kaiserreichs mit dem leeren Titel eines Großherzogthums und einem gleich wenig bedeutenden Hofe bilden mußte.

Während in einigen Ländern, z. B. in Frankreich, die Zulassung der Juden noch zu den Regalien gezählt wurde, ihnen erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Handelsfreiheit verliehen ward, und noch im Jahre 1784 Ludwig XVI. Verordnungen gegen sie erließ, welche den Geist der Legislation des sechzehnten Jahrhunderts athmen, mußte die Wohlthat der Ferdinandischen Gesetzgebung und die rühmliche Beständigkeit, womit sie in allem Wesentlichen und mit den sonstigen Staatsverhältnissen Verträglichen von der Toscanischen Regierung aufrecht gehalten ward, desto dankbarer anerkannt werden. Ferdinand I. selbst, wenn er auch sonst das Uebergreifen der kirchlichen Gewalt in weltliche Angelegenheiten häufig mehr denn billig nachsah und durch diese Nachgiebigkeit den Grund zu manchen Mißverhältnissen legte, die bis auf den heutigen Tag nicht dauernd ausgeglichen worden sind, so Vieles auch Peter Leopold dagegen versuchte und zum Theil mit so großer Hast und zu geringer Rücksicht auf Gewohnheit in's Werk setzte — Ferdinand I. widerstand in Betreff Livornos allen Zumuthungen der Intoleranz. Er betrachtete Livorno als seine Schöpfung und hatte Recht, darauf stolz zu seyn. Seine Nachfolger blieben großentheils seinem Systeme treu, und wenn Cosmus II. der Ueberreste der spanischen Sarazenen, welche, dreitausend an der Zahl, mit ihren Familien durch ihn selber (1611) nach den Ebenen von Livorno und Pisa verpflanzt worden, bald wieder sich entledigen mußte, so geschah dieß nicht etwa aus religiösen Rücksichten, sondern weil sie sich keiner Zucht und Regel fügen wollten und zum Ackerbau sehr wenig Geschick zeigten. Strenge Beschlüsse schützen die Israeliten vor Belästigung und Beschädigung durch die christliche Bevölkerung.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Kanonikus Cottolengo.

Die guten Kanoniker glaubten nun, mit ihrer milden Anstalt habe es ein Ende; nicht so Cottolengo; ihm war es unmöglich, seine armen, von allen andern Hülfsanstalten zurückgestoßenen Kranken dem traurigen Schicksale zu überlassen, auf der Straße zu sterben. Er hatte den Muth, gegen den Willen der städtischen Polizei für sie zu sorgen, ja selbst gegen die Berechnung menschlicher Klugheit. Er miethete außerhalb der Stadt, in der Gegend des Palazzo-Borco, ein kleines Haus, wo er ohne Geräusch und in der Nacht seine Kranken hinschaffte. Dies Häuschen nannte er bezeichnend und scherzend Piccola casa della Provvidenza. Da die gesicherteste Spotera nicht kam, ließ es die Sanitätsbehörde gewähren. — Bald aber war die Piccola casa zu klein, denn täglich nahm die Zahl der Kranken zu. Darum miethete Cottolengo ein anstoßendes Haus, bald darauf noch eines und wieder eines; dann kaufte er den Grund, auf dem ein neues Gebäude zur Verbindung der alten errichtet werden sollte. Bald nachher war auch dieß Alles zu klein; denn jetzt, nur elf Jahre nach der Gründung dieses Providenzhauses, gleicht es einer kleinen Stadt, worin mehr denn fünfzehnhundert arme Menschen wohnen, die keinen andern Anspruch zur Aufnahme haben, als weil kein anderes Hospiz der Stadt sie aufnehmen will.

Ein großer Saal dient für kleine arme Kinder. Sie sind sehr zahlreich, denn Cottolengo weiß, wie viele bei ihren armen Eltern in der Stadt aus Mangel an Sorge und Nahrung umkommen. Eine Zuflucht ist hier ferner armen alten Leuten geöffnet, die auf keine Weise mehr für ihren Unterhalt sorgen können. Unter ihnen sah ich vor einiger Zeit eine Frau von hundert und fünfzehn Jahren. Am zahlreichsten sind die Waisen; neben religiösem Unterricht erlernen sie auch ein Handwerk, oder eine mechanische Kunst; zeigen sie aber besondere Anstelligkeit, so werden sie zu Schullehrern gebildet und hernach als solche in die Landgemeinden versetzt. Auch eine sehr gute Taubstummenschule ist da. Vor fünf Jahren waren darin sechzig Zöglinge beiderlei Geschlechts von armen Eltern, welche das Schulgeld in der Turiner Anstalt nicht aufbringen konnten. Dieser Schule steht ein gescheidter Mann vor, der, wiewohl selbst taubstumm, doch mehrere Sprachen versteht und sogar eine kleine Streit über diesen Gegenstand herausgegeben hat. — Keine Art von Unglück ist von dieser Anstalt ausgeschlossen, und sie hat sich seit vier Jahren erstaunlich vergrößert. Immer wird irgend daran gebaut, und in diesem Augenblicke wird ein neuer Flügel für hundert Betten fertig. In der innern Einrichtung ist es schon so weit gekommen, daß jede Klasse von Kranken oder Armen ihre eigene Abtheilung findet. Jede Abtheilung trägt ihre eigene Kleidung, die etwas Komisches hat. Im Hause selbst wird alles bereitet und verfertigt, was zum Unterhalt der Bewohner gehört. Da sind es Apotheken, Backöfen, Schlacht- und Waschhäuser, Werkstätten für Schneider, Schuhmacher u. s. w. Es werden Kühe, Ziegen und andere Hausthiere gehalten, damit die ärmste Sparsamkeit beobachtet und den Armen und Neuphelenden in jeder Heller erhalten werden kann. In dieser großen Anstalt ist alles bequem und reinlich, aber nirgends Reichthum und ängstliche Sorgfalt; am wenigsten zeigt sich da Luxus, wie gewöhnlich in den Hospizen großer Städte. Sie bildet auch kein geordnetes Ganze, sondern besteht vielmehr aus einer Gruppe ehemals einzelner, nun durch neue Gebäude verbundener ausgebesserter oder vergrößerter Häuser. Ueber dem Hauptseingang steht in großen Buchstaben die alte Inschrift, unter der Gottes Segen eingetragen ist: Piccola casa della Provvidenza. Nur die Kirche zeigt weniger Einfachheit und Sparsamkeit, sie ist mit Geschmack und Eleganz, selbst mit Luxus verziert und mit Marmor gepflastert; die Sakristei kann prächtig genannt werden. Aber erst in den letzten vier Jahren ist an ihre Verschönerung und Erweiterung gedacht worden.

Zur Unterstützung in seinem unermüdlichen Eifer hat der Kanonikus Cottolengo barmherzige Schwestern in seiner Anstalt, denen er seine Thätigkeit mitgetheilt zu haben scheint. Sie besorgen das Materielle der Anstalt, pflegen und warten die Kranken, Greise, Kinder, Bibdsinnige u. s. w. Ueberdieß besuchen sie Arme und Kranke außer dem Hause, bringen ihnen Arzneien und Nahrung, wachen des Nachts bei kranken Handwerksleuten, die oft ohne alle Hülfe auf elendem Lager dungestreckt sind. Außer diesen barmherzigen Schwestern gibt es aber noch andere wetterwärtige Krankenwärter, Leute aus den dürftigen wie aus niedern Ständen, die so vom Gottesseegen, der auf dieser Anstalt ruht, ergriffen wurden, daß sie ihre glänzenden Verhältnisse verließen, der Anstalt ihr Vermögen schenkten und sich dagegen nur Eins von Cottolengo ausbaten, die Erlaubniß, in seinem Haus die Kranken pflegen, oder die Waisen erziehen und unterrichten zu dürfen.

Das Bewundernswürdigste in dieser großen Anstalt ist aber ihr Gründer, die Seele dieses großen Körpers, das Haupt dieser kleinen und doch so schwer zu leitenden Republik, wo alles mit der größten Ruhe und Ordnung vor sich geht. Was das irdische Auge an diesem Menschen gewahrt, ist nur ein Mann, den seine Einfalt und Armuth auszeichnet, ein Mann, der nie in der vornehmen oder in der Geschäftswelt gelebt hat, nie gereist ist, der nie ein Wort über Staatswirthschaft und Oekonomie gelesen, der nie einen Augenblick darüber nachgedacht, der nicht den geringsten Anspruch auf administratives Wissen macht, ein Mann, der nichts kennt als gränzenlose Frömmigkeit und Milde, der sogar nichts nach Klugheit kennt, kein anderes System hat als unbedingtes Vertrauen zu Gott, keine andere Maxime als die der Apostel.

Man staunt beim Gedanken, daß der gute Kanonikus ganz allein diese verwickelte Anstalt leiten kann, ohne auch nur einen Augenblick in Verlegenheit zu kommen, ohne den Muth zu verlieren. Es ist, als bringe er Zufriedenheit und heitern Sinn überall hin, wo er sich zeigt. Auch nennt man ihn nur „Vater;“ wo er hingeht, eilen ihm Alte und Junge entgegen und reichen sich um die Ehre, seine Hand zu küssen. Er aber theilt ihnen freundlich zu, liebkost die Kinder und spricht ihnen von Gottes Güte für die Menschen, wofür sie ihn nicht genug loben können. Dieser edle Mann hat eine so feste Ueberzeugung, nur das Werkzeug in Gottes Hand zu sein, daß er an den Herrn Ruhm zu fordern glaubte, wenn er sich bei alle dem das geringste Verdienst zuschriebe. Darum wird er auch ernstlich böse, wenn er seine Anstalt anders nennen hört, als Providenzhaus. Wiederholt man dieß weiß, so gebraucht es doch manchmal das Verfahren, daß Fremde an das „Hospital des Kanonikus Cottolengo“ geschickt werden. Dann wird er bei allem Mitleid mit ihrem Zustand unwillig und antwortet trocken, er wisse gar nichts von dem Hospital Cottolengo.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 17. August 1841.

Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springquell, wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen.

Goethe.

Der Fall in der Felsschlucht.

Auf seinen Spaziergängen suchte der Archivarius Blank, den der eine oder andere Leser vielleicht aus dem Roman: der „Enthusiast," kennen gelernt hat, meistens eine freie Höhe zu gewinnen, wo er sich am Ueberschauen der gesegneten Gaue Unterschwabens bis an die Rücken des Odenwaldes hin vergnügte, oder, noch höher steigend, den blauen Zug des schwäbischen Albgebirges wahrnahm und seine nach Süden leitende Gewalt im sehnsüchtigen Herzen empfand.

Blank arbeitete überhaupt der fast unwiderstehlichen Philisterei möglichst entgegen, ihr, die sich des Menschen mit den Jahren nicht nur als täglich wiederkehrender Schlendrian auf Berufs- und Geselligkeitswegen, als pedantische Gewohnheit, als phlegmatische Bequemlichkeit bemächtigt, sondern die ihn auch im Gewande der Wissenschaft, der Kunst, der Forschung und Literatur beschleicht und ihn in einer Spirallinie um sein Grab führt. Sah er die Meisten zwischen vier Wänden in ihrem trockenen Lebensherbarium blättern und nur hie und da ein neues Kräutchen zwischen das Löschpapier legen, so wollte er, wenn ja unser Daseyn nur ein Botanisiren seyn sollte, diesem wenigstens draußen im Hellen, Frischen, Freien mit Sinn und Gemüth nachgehen und, von Berg zu Berge wandelnd, sich einen lebendigen Naturstrauß pflücken.

Auf solchen Ausflügen machte er sich dann, wenn er sich seiner Rührigkeit und rüstigen Pilgerlust nicht ohne einige Selbstgefälligkeit bewußt ward, in Gedanken über die periodischen Partieenmacher der Residenz lustig, die zum Genusse sogenannter schöner Aussichten sich als Irrsterne mit einem großen Gesellschaftsschweif behängen, um sich über die Größe und Güte des Schöpfers phraseologisch und laut deklamirend etwas weiß zu machen, die dann aber, wenn sie, auf einem hohen Culm angelangt, nach einer Viertelstunde des unendlichen Panoramas satt sind, schnell zum Viktualien- und Flaschenkorb greifen, um noch lieber den Weltgeist in seinen Gaben praktisch zu verehren. — „Hie und da," sprach Blank wohl mit sich selbst, „ist auch eine sentimentale Schnur darunter, welche, in Erinnerung an Kleist, Haller und frühere Monatschriften, von der „Gegend im Grase," den „Wundern der Schöpfung im Kleinen" reizend hingegossen tief Empfundenes fallen läßt, während die Andern die lästigen Mücken und zudringlichen Ameisen von Schinken und Wurst abhalten, das Milbengeschmeiß am Käse ausschneiden und in zehrender Bergluft mit lebhaftem Appetit einhauen."

Wir müssen ihm zugeben, daß es ihm auf solchen Höhen vor der ausgebreiteten Unendlichkeit nicht bange wurde. Er hatte Sinn für die Formen der Mutter Erde, für die Wandlungen ihrer Oberfläche; er beschäftigte sich

Digitized by Google

gern mit den kräftigen Massen der Nähe, mit den malerischen Tinten der Ferne, des Luftkreises; oder er faßte in der Einbildung das ungeheure Rund zusammen, dachte sich die Erde als einen im Aethermeere schwimmenden Leviathan, auf dem sich das Menschengeschlecht milbenartig in emsiger Geschäftigkeit herumtreibt. — Gemüth und Geschmack lieben aber die Gegensätze. Zuweilen führte ihn ein Zug der Schwermuth, statt auf herzerweiternde Höhen, in's Dickicht des Waldes, in's Dunkel einer Felsschlucht. — So trug er schon mehrere Tage eine Thalenge hinter dem nächsten Dorf im Kopfe, die er im vorigen Herbst besucht hatte, deren schattigem Schlangenpfad er mit seinen beiden Söhnen gefolgt war.

Der Weg zog sich etwas erhöht in den Schooß des Waldberges hinein; unten im düstern Grunde rauschte ein klares Bergwasser; ein groteskes Amphitheater von Sandsteinfelsen schloß die Enge. Im Vorgrunde lagen Blöcke bemoosten Gesteins; der drohende Ueberhang der Felsen war hausboch; Bäume und Gebüsche standen oben gedrängt bis an den Abhang heran; in ihrem Gezweige spielte die Luft und das goldene Licht. — Sie lockten zu sich hinauf; aber selbst da, wo das vom höhern Gebirg herabkommende Wasser den Fels durchrissen, war dieser noch so hoch und schroff, daß er ihnen unersteiglich vorkam. — Die beiden Söhne kletterten damals lustig und keck unter den umherliegenden und übereinander gethürmten Blöcken herum und ließen sich von den Cascatellen bespritzen. „Seyd vorsichtig!“ rief ihnen der Vater zu; „die Felsen sind glatt, das feuchte Laub deckt Ritzen und gefährliche Spalten, in welche man leicht einen Fuß bringt und Schaden nehmen kann.“

Robert hatte seine Zeichnungsmappe nicht bei sich. Ueberdieß war die Beleuchtung, obwohl sie alle Theile deutlich machte, doch eigentlich pittoresk. Sie ersparten sich eine Skizzirung der Scene auf einen künftigen Besuch. — „Gebe mir ja,“ sagte der Vater, als sie die Schlucht verlassen, „niemals einer von euch allein hieher! Denkt euch das jammervolle Ereigniß, wenn er hier durch einen so leicht möglichen unglücklichen Fall zu Schaden käme, und an diesem selten von Menschen besuchten Ort, abgeschnitten von ihrer Hülfe, mit gebrochenem Fuß läge.“ Der Gedanke drückte ihm schwermüthig auf's Herz; er konnte seiner, so lange sie in der Enge wandelten, nicht los werden; er mußte sich den Zustand immer weiter ausmalen.

Den Waldabhang hinauf wurde es lichter; er munterte die Söhne auf, mit ihm die heitere Höhe zu erklimmen. Es ging steil hinauf; sie griffen nach den jungen Buchenstämmen und Gebüschzweigen und halfen sich so den Abhang hinan. Oben war ein lieblich beschatteter Fußweg; man sah über die Wipfel der aufragenden Bäume hinüber zu einem schroff gegen die Hochebene sich abschneidenden Waldkopfe; auf jener gewahrte man flattliche Dörfer, reiche Fluren; den Horizont begrenzte das duftig lasirte Gebirge. — Sie hörten in der Abendstille das Rauschen des Waldwassers aus der Schlucht herauf und freuten sich, der Düsterheit entrückt, hier oben am Ausgange des Forsts auf steinerner Bank den Sonnenuntergang mit seinen allmählig abbleichenden Farbentönen zu genießen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana.

(Fortsetzung.)

Viele Conversionen kamen unter dem frömmelnden Cosmus III. (1670—1723) vor; meistentheils aber hatten die Christen sich über den Zuwachs eben so wenig zu freuen, wie die Juden über den Abfall zu trauern, und die Pensionen auf's Credo, wie das Volk die solchen Proselyten gezahlten Jahrgehalte nannte, wurden zum allgemeinen Gespött. Die französische Regierung in Toscana, welche übrigens die im Jahre 1806 gegen die französischen Israeliten ergriffenen restrictiven Maßregeln nicht auf die Livornesen anwandte, schaffte die spezielle Gerichtsbarkeit der Massari ab, und nach der Restauration der Lothringisch-Habsburgischen Dynastie blieben die Juden den übrigen Unterthanen in der Art gleichgestellt, daß sie von denselben Tribunalen und nach den nämlichen Gesetzen gerichtet werden, indem ihre sonstigen Privilegien, bürgerliche wie religiöse, unangetastet und unverändert bleiben.

Die Zahl der israelitischen Bevölkerung Livornos hat zu verschiedenen Zeiten sehr geschwankt. Im Jahr 1633 zählte die Stadt 8642 Einwohner, wovon 700 dem mosaischen Glauben angehörten; im Jahr 1645 hatte diese Zahl sich beinahe verdoppelt. Später war der Zuwachs geringer, und in dem Jahrhundert von 1738 bis 1837 vermehrte die israelitische Einwohnerzahl sich nur um ein Viertel (3476—4497), während die christliche in derselben Zeit sich verdreifachte. Diese 4497 Israeliten, von denen gegen 300 Afrikaner sind, 50 Asiaten, die übrigen Europäer, sind in 1106 Familien getheilt, von denen über 270 zu den ganz armen gehören. Obwohl den Juden, wie gesagt, die Erwerbung von Grundeigenthum frei steht, so legen doch die Wenigsten unter ihnen ihre Kapitalien auf diese Weise an. Es ist dieß eine auch anderwärts vorkommende Erscheinung: die tiefeingewurzelte Gewohnheit, welche allerdings auf politischen, bürgerlichen und persönlichen Verhältnissen vieler, in Verfolgungen, Drang und Nöthen verdrachten Jahrhunderte fußt, vielleicht auch

Digitized by Google

eine noch tiefer liegende moraliſche Eigenſchaft, weiſen den Juden immer wieder, und man könnte, in Betracht der geringen Zahl der Ausnahmen, ſagen, beinahe ausſchließlich auf die Induſtrie des eigentlichen Gewerbes hin, ſey es nun Geldgeſchäft oder Handel im engern Sinn. Denn dieſe bieten einestheils mehr und raſchere Chancen, andertheils läßt ſich der Betrag des Vermögens leichter verheimlichen, was der Maſſe dieſes Volks faſt zur andern Natur geworden iſt. Der Erwerb unbeweglicher Güter ſcheint für die Mehrzahl keinen Reiz zu haben. Uebrigens würde man ſchwerlich irren, wenn man annähme, daß zu dieſer Erſcheinung auch der Umſtand beiträgt, daß die wenigſten jüdiſchen Häuſer in Livorno von wirklich altem Beſtande ſind, vielmehr die Mehrzahl allmählig emporgekommen iſt. Die Zahl der Eigenthümer beträgt nicht ganz ein Zehntel, welche nach dem Kataſter ein jährliches Einkommen von 455,266 Lire von Grundbeſitz haben. Größere Kaufleute, Bankiers und ſolche, welche die freien Künſte üben, beliefen ſich im Jahr 1837 auf 486, die Geſammtzahl der Handel- und Gewerbtreibenden auf 1469 Individuen; die Zahl der die Familientaxe Erlegenden betrug 425, auf 4390 in der ganzen Livorneſer Gemeinde. Im Allgemeinen haben Thätigkeit und Bedeutung der iſraelitiſchen Handelshäuſer in den letzten Jahren ſich vermindert.

Für das Unterrichtsweſen ſind in dieſer Gemeinde verſchiedene Hülfsmittel vorhanden. Man zählt eine Akademie für theologiſche Studien, eine Erziehungsanſtalt für den Elementar- und höhern Unterricht der wohlhabenden Klaſſen, ein von Familienvätern geſtiftetes Inſtitut, zwei Schulen für den wechſelſeitigen Unterricht, eine Handelsſchule, eine grammatikaliſche Schule, vier Anſtalten für den Religionsunterricht, endlich zwei Kinderbewahranſtalten für Knaben und Mädchen. Die Zahl der im Jahr 1834 dieſe Anſtalten Beſuchenden (mit Ausſchluß der beiden zuletzt genannten Aſyle) betrug 767, und verhielt ſich alſo zur Bevölkerung wie 1 : 6. Ueberdieß gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl von Vereinen zu wohlthätigen Zwecken, für Krankenpflege, Unterſtützung von Wöchnerinnen und Verſorgung mit Ammen, für die Herbeiſchaffung von Lebensmitteln, Feuerung, Kleidung und Betten, für die Unterſtützung fremder Glaubensgenoſſen, das Begraben der Todten, endlich zur Ausſteuer armer Mädchen und zur Förderung der Künſte. Ein iſraelitiſches Spital iſt noch nicht vorhanden, was bei der nicht geringen Zahl von Armen und unter den beſtehenden Verhältniſſen einigermaßen Verwunderung erregen dürfte.

So viel von den Livornelen, die bei Gelegenheit von Bemerkungen über die toscaniſchen Juden natürlich am meiſten in Betracht kommen müſſen. Weniger bleibt mir von denjenigen zu ſagen übrig, welche in den übrigen Städten des Großherzogthums wohnen. Den Ghetto in der Hauptſtadt habe ich bereits beſchrieben; ſchon lange aber ſind die Iſraeliten nicht mehr ausſchließlich auf denſelben angewieſen, ſondern können wohnen wo ſie wollen, von welcher Bewilligung denn auch ungefähr der dritte Theil von ihnen Gebrauch macht. Ihre Zahl beträgt nach den zu Ende des Jahres 1836 gefertigten Liſten 1006 Individuen, worunter dreißig Grundeigenthümer und zehn Wechſelhäuſer. Eine Synagoge mit einem Rabbiner, eine öffentliche Schule für hebräiſche Sprache und Literatur, eine Verwahranſtalt für Armenkinder männlichen Geſchlechts, und verſchiedene für wohlthatige Zwecke geſtiftete Geſellſchaften finden ſich in der Florentiner Gemeinde, die der Regierung gegenüber durch einen Verwaltungsrath repräſentirt wird. Sie zählt eine nicht geringe Zahl wohlhabender und achtbarer Familien, die ſowohl in geſchäftlicher Beziehung einen ſehr ehrenwerthen Namen haben, als zum Theil in die höhere Geſellſchaft aufgenommen ſind und ſich auch durch die Unterſtützung, die ſie den ſchönen Künſten gewähren, vortheilhaft auszeichnen. — In Piſa rechnet man 365 iſraelitiſche Einwohner, mit einer Synagoge, einer öffentlichen Knabenſchule, einer theologiſchen Schule mit Bibliothek, drei Privatlehranſtalten, einer wohlthätigen Stiftung und einem Verwaltungsrath. Siena hat 385 Juden, mit einer Synagoge, einer Armenſchule und zwei Privatſchulen, und zwei Vereinen für milde Zwecke. In Pitigliano, dem Hauptort einer vormals unabhängigen Orſiniſchen Grafſchaft, welche, an dem äußerſten ſüdöſtlichen Ende Toscanas gegen den Kirchenſtaat und die Maremma zu gelegen, erſt im Jahr 1608 durch Kauf mit dem Großherzogthum vereint wurde, zählt man 329 Iſraeliten, welche meiſt in den umliegenden, vom Verkehr der großen Straßen abgeſchiedenen Ortſchaften als Hauſirer Detailhandel treiben. Sie haben eine Synagoge und zwei Schulen, worunter eine nach dem Bell-Lancaſterſchen Syſtem. In Arezzo iſt ihre Zahl ſo gering, daß ſie ſich noch nicht zu einer Gemeinde konſtituirt haben. In den meiſten übrigen Orten des Landes ſind nur einzelne Handeltreibende anſäßig. Hienach kann die Geſammtzahl auf beinahe achttauſend Individuen im ganzen Großherzogthum angeſchlagen werden, welches eine Bevölkerung von ungefähr anderthalb Millionen hat. — Im nächſten Briefe kehren wir zum Kirchenſtaat zurück.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bremen, Juli.

Eine Fahrt nach Bremerhafen.

Um ſechs Uhr Morgens ſollte der „Roland“ abfahren. Ich ſtand an den Räderkaſten angelehnt und ſah unter der Menſchenſchaar, die ſich an Bord des Dampfſchiffs drängte,

Digitized by Google

nach Betaunten umher. Denn heute war eine sonntägliche Luftfahrt nach Bremerhafen veranstaltet, und zwar zu herabgesetzten Preisen, wobei denn jeder die Gelegenheit benutzte, der See ein wenig näher zu kommen und einige große Schiffe zu sehen. Es war mir merkwürdig, daß die Gewinnsucht, die sonst fortwährend auf eine Gedarilokratie hinarbeitet, hier auch einmal der Demokratie einige Concessionen machte. Die Preisermäßigung machte den Unbemittelteren die Theilnahme möglich, und dazu war der Unterschied zwischen erster und zweiter Kajüte aufgehoben, was in Bremen, wo die „höheren Stände" nichts mehr scheuen, als gemischte Gesellschaft, sehr viel sagen will. So wurde denn das Dampfschiff auch sehr voll. Aechte „Bremer Borger," die in ihrem Leben nicht aus dem Gebiet der freien Hansestadt herauskommen waren und nun ihrer Familie den Hafen zeigen wollten, bildeten den Kern der Gesellschaft; Küper, Auswanderer, Handwerksgesellen waren ebenfalls in Masse da; hier und dort fand ein Mann der Börse, der, zur guten Gesellschaft gehörend, sich von der Menge absonderte, und überall sah man die Bauern auf dem Schachbrett einer Hausbesitzbank, die immer vorgeschoben werden, die Comptoiristen, welche sich wieder in Commis, erste Lehrlinge und Jüngste scheiden. Der Commis dünkt sich schon eine wichtige Person; er hat nur einen Schritt bis zur Selbstständigkeit; er ist das Factotum seiner Firma, er kennt die Verhältnisse seines Hauses durch und durch, er ist mit dem Stande des Marktes vertraut und auf der Börse drängen sich die Makler um ihn. Der erste Lehrling hält sich nicht viel geringer; er steht zwar mit dem Prinzipal nicht auf demselben Fuße, wie der Commis, doch weiß er einen Makler und namentlich einen Käper oder Kahnschiffer schon ganz vortrefflich abzufertigen, und trägt in Abwesenheit des Prinzipals und Commis das Bewußtseyn zur Schau, daß er jetzt die Firma vertritt und der Kredit eines ganzen Hauses von seinem Benehmen abhängt. Der Jüngste dagegen ist ein unglückliches Geschöpf; er vertritt das Hundstagshaus höchstens gegen den Arbeiter, der die Gäter verpackt, oder den Briefträger, in dessen Rayon das Comptoir liegt. Er muß nicht nur sämmtliche Handlungsbriefe und Wechsel kopiren, Rechnungen ausstragen und bezahlen, sondern überhaupt völlig den Laufburschen machen, die Briefe zur Post bringen, Pakete schnüren, Kisten zeichnen und die Briefe von der Post holen. Man kann jeden Mittag das Postlokal gedrängt voll von diesen „Jüngsten" sehen, welche die Hamburger Post abwarten. Und was das Schlimmste ist, jedes Versehen, das auf dem Comptoir vorfällt, muß sich der Jüngste geduldig zuschieben lassen; denn es gehört mit zu seinem Beruf, der Sündenbock eines ganzen Comptoirs zu seyn. Diese drei Klassen sondern sich auch in Gesellschaft streng von einander: die Jüngsten, deren Kindersünde meist noch nicht ganz vertreten sind, gefallen sich in lautem Lachen und viel Lärmen um nichts; die ersten Lehrlinge sprechen eifrig über den jüngsten großen Einkauf, den ein Zuckerbäcker gemacht hat, und jeder hat seine Vermuthungen darüber; die Commis lächeln über Witze, die nicht an's Tageslicht kommen, und wissen bezeichnende Dinge von den anwesenden Damen zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Turin, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Kanonikus Cottolengo.

Seine Einfalt führt manchmal komische Scenen herbei. Alle Reisenden, die sich mit öffentlichen Heil- und Wohlthätigkeitsanstalten beschäftigen, kommen nach Turin mit dem Wunsch, den Kanonikus Cottolengo kennen zu lernen und mit ihm über diese wichtigen Gegenstände zu sprechen, denn sie setzen bei dem Manne große Kenntnisse und Erfahrungen in diesem Fache voraus. Sie sind nicht wenig verdutzt, wenn sie die Gleichgültigkeit und Kälte sehen, womit er ihre Ausdrucke ihrer Hochachtung aufnimmt, und wie er so gerstreut ist, wenn sie ihm die glänzendsten Theorien unserer neuen Staatswirthschaftslehrer und Oekonomen entwickeln, besonders aber, wenn sie hören, daß er auf ihre brillante Geldersammlen mit einer Einfalt antwortet, die an Beschränktheit gränzt: „ich weiß von alle dem nichts, ich habe überhaupt wenig gelernt; von all den schönen Kenntnissen verstehe ich nichts, und all mein Wissen besteht im Vertrauen auf Gott." Dieser Mann Gottes sieht alles Lob, er fürchtet sich vor dem Ruhm, den man gewöhnlich als das Hauptmittel betrachtet, wodurch öffentliche Stiftungen gedeihen.

Noch hat kein Journal von dieser schönen Anstalt gesprochen. Selbst hier in Turin redet man nur wenig das von und viele Einwohner scheinen sie gar nicht zu kennen. Kurz nach ihrer Gründung vermachte ihr Jemand auf dem Todtenbette eine bedeutende Summe; da aber das Provideusshaus noch nicht gesetzlich anerkannt war, mußte es die Erbschaft zur Annahme des Vermächtnisses nachsuchen; deßhalb reichte Cottolengo beim König eine Bittschrift ein. Schon nach einigen Tagen kamen zwei Adjutanten des Königs in's Hospiz und verlangten den Kanonikus zu sprechen. Als er endlich erscheint, sagen ihm die Herren, sie haben für ihn einen Befehl Sr. Majestät und bitten zu dessen Vernehmung die ganze Gemeinschaft zu versammeln. Bei dieser Aeußerung erschrickt der arme Kanonikus nicht wenig; er erinnert sich der harten Polizeimaßregeln in der Cholerazeit; er fürchtet, seine Bittschrift habe die Aufmerksamkeit der Polizei rege gemacht und sie wolle sich einschreiten, um das Haus eins für allemal zu schließen. Indessen gehorcht er doch, ruft alle Kranken zusammen, und verwünscht dabei im Stillen seine Unvorsichtigkeit. Wie erstaunt er aber, als er den Inhalt des königlichen Handbillets vernimmt. Darin stand, da der König vom schönen Eifer des Kanonikus Cottolengo in Unterstützung der Armen, sowie von der guten Ordnung in seinem Hause gehört habe, ertheile er dem Hospiz das Recht, künftig Vermächtnisse und Schenkungen aller Art anzunehmen. Außerdem ernenne er ihn zum Ritter des St. Mauritius und Lazarus-Ordens. Es entstand nun eine komische Scene. Der Kanonikus war so erstaunt und bewegt, daß er nur wenige Worte stottern konnte, und als einer der Adjutanten zu ihm trat, um seinem Auftrag nachzukommen und den Orden an das Kleid des neuen Lazarusritters zu heften, trat dieser immer weiter zurück, um dem auszuweichen. Der Offizier verfolgte ihn lebhaft, konnte aber Cottolengo nicht eher zum Stehen bringen, als bis er ihn durch den ganzen Saal an die entgegengesetzte Wand getrieben hatte, wo er nicht weiter zurück konnte und sich den Orden anheften lassen mußte. So sieht man den edeln Sonderling jetzt mit den Insignien seines Kanonikats und des Ritterordens alle Tage auf den Markt gehen, um da Wein, Orangen, Feigen, Trauben einzukaufen. Damit fällt er dann den Vordertheil seines Priesterrocks, den er wie eine Schürze aufbebt, und eilt so durch die Straßen zu seinen Kranken. Es wäre ganz vergebens, ihm bemerklich zu machen, daß hierin einiges gegen den Anstand sey; Cottolengo würde es nicht begreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 18. August 1841.

— Haec olim meminisse juvabit.
Virgil.

Die Nacht im Hafen.

An F. W. Hackländer.

1.

(Amsterdam, Juli 1835.)

Er sah des Orients Prinzessen,
Er sah sie winken vom Altan;
Er sprach von Türken und Tscherkessen —
Ich werde nie die Nacht vergessen,
Die Sommernacht beim Capitan.

Er kam zurück von Ostgestaden,
Er kam zurück mit reicher Fracht;
Er kam von Smyrna's Balustraden,
Er hatte mich an Bord geladen,
Es war die letzte Julinacht.

Die Sonne sank, ein Wetter drohte;
Der Hafen kochte, weiß und grau;
Geschaukelt stießen sich die Boote,
Und tausend Wimpel, scharlachrothe
Mastzungen, leckten hoch im Blau.

Sie hatten Durst wohl bei der Hitze,
Sie flogen lechzend, grell und glüh;
Wie an den Mast gebundne Blitze,
Keck mit getheilter Zungenspitze
Auf Violettgrund flammten sie.

Und tiefer, in der Segelsetzen
Gesaule, klapperte die Raa;
Die Bise pfiff in Tau'n und Netzen —
Da war's, als ich mich übersetzen
Ließ an die Brick von Genua.

Ich klomm hinan; — der Himmel glühte; —
Ich trat auf's Deck bei Wetterschein.
Die Mützen flogen und die Hüte; —
Er sprach: „Gegrüßt! Komm zur Kajüte!
Du trinkst doch Sicilianer Wein?

Da, nimm den Kelch! — Aus bis zur Neige!
Trink aus! — er gohr noch auf dem Meer!
Nimm hin! — ich riß sie selbst vom Zweige:
Die Aepfel Stambuls nimm, die Feige!
Schiffszwieback, noch von Malta her!"

Digitized by Google

Ich that Bescheid; — um die erhitzte
Stirn flog ihm wild sein schwarzes Haar.
Der Himmel und sein Auge blitzte,
Der Hafen und die Flasche sprizte —
Die Nacht war schwül und wunderbar.

Die Luk' in unsres Trinksaals Decke,
Er stieß sie auf. — O, welch' ein Sprühn!
Ich schaut' empor aus meiner Ecke:
Tiefblaue Wolken, Blitzgelecke —
Das Wetter war uns Baldachin.

Und mitten drin, aus Leinwandstücken
Und Tauwerk, durch der Luke Rund,
Langhaarig, klug und treu von Blicken,
Auf uns hernieder sah mit Nicken
Turco, der Brick gewalt'ger Hund.

Die Luke, schien es, wollt' er stopfen;
Sein Schlapphut wollte Schirm uns seyn.
Denn jezt erscholl des Regens Klopfen,
Und dann und wann ein schwerer Tropfen
Fiel in den Messinesser Wein.

So, bei dem Scheine zweier Lichter,
Die schwüle Nacht begingen wir:
Ein Hund, ein Schiffer und ein Dichter,
Dazu die Mannschaft — Südgesichter,
Braunstirnig lugend durch die Thür.

(Schluß folgt.)

Der Fall in der Felsenschlucht.

(Fortsezung.)

Die Zeichnungsstunde Roberts, dessen Lehrer besonders im Baumschlag eine gute und leicht fördernde Methode besaß und gern sah, daß jener Talent und Handgeschick dafür zeigte, hatte auch des Vaters alte Lust zum Griffel wieder geweckt. Mit Interesse wurden die schönen Baumgruppen des Parks beschaut und auf Spaziergängen malerische Partien aufgesucht. — Die Neigung steigerte sich; und wie nun bei jedem Erregbaren an der Anschauung sich der Antheil entzündet, Liebe und Ernst bei Ergreifung einer Seite des unendlichen Naturlebens leidenschaftlich werden, so wurde von ihm und durch ansteckende Mittheilung auch von den Söhnen und der übrigen Familie seit jenen Tagen mit besonderer, vergleichender Aufmerksamkeit Alles, was ihnen aus dem landschaftlichen Fach an Zeichnungen und Gemälden vorkam, betrachtet und besprochen, so wie andererseits die Spaziergänge hiedurch ein ganz frisches Interesse gewannen, jede Partie des Weges dem Schönheitssinn ein Ziel darstellte und besonders die Abende, die Niedergänge als eine Quelle schöner Beleuchtungen begrüßt wurden.

Robert, der im Herbst die Hochschule bezogen, hatte im Frühlinge von daher einige Zeichnungen nach der Natur, Bäume, Felsen, kleine Wasserfälle ꝛc. gesendet, was von dem Vater als Beurkundung eines Fortschrittes in dieser Liebhaberei nicht ungern gesehen wurde. — „Ist mir's doch," sagte er zur Gattin, „lieber, er erhalte seine Neigung zum einsamen Wandel durch solche künstlerische Versuche wach, als daß er in Kneipen die höchst unfruchtbaren Burschikositäten, das Fortschreiten in monotonen Studentenschwieten liebgewinne, oder die Rolle des Zöglings der Wissenschaft und des Lebens in verblendetem Hochmuth und Ringen nach unzeitiger Bedeutsamkeit mit der des künftigen Weltverbesserers vertausche, daß er in dünkelhaftem Unmuthe die Faust balle gegen organische Einrichtungen, die er vordersamst erst kennen zu lernen den Beruf hat." — Die Durchsicht der Kreidezeichnungen, der schwarz und braun getuschten Blätter, an welchen sich Alle vergnügten, und die besonders auch den kleinen Wilhelm interessirten, hatte im Archivar den Wunsch erweckt, heute Abend irgend eine malerische Partie in der Umgegend der Stadt zu besuchen, um zu sehen, oder er wohl auch etwas der Art für seine Mappe finde.

Das Artistische reizte ihn zur Naturschau, und diese bestimmte ihn hinwieder, seine Sammlung von Zeichnungen und Kupferstichen auf's Neue durchzugehen oder sein kleines Gemäldekabinet mit erfrischtem Blicke zu mustern. Im Grund ist wohl alles geistige Wachsthum nichts anderes, als das Resultat einer solchen wechselwirkenden Doppelthätigkeit in Schule und Leben.

Es war ein Gymnasialfeiertag; er beschied seinen zehnjährigen Wilhelm zu sich in's Archiv, um mit ihm gegen Abend einen gemeinschaftlichen Gang in's Freie zu machen. — Während des Berufsgeschäfts kam ihm der Gedanke an jene Felsschlucht, und er wartete nun, als die Stunde geschlagen, mit einiger Ungeduld auf den kleinen Gefährten. Dieser aber kam nicht. — Nach ziemlich langem Harren fiel dem Archivar bei, daß Wilhem neulich von einem Turnfeste gesprochen, das heute abgehalten werden sollte und an das er Vormittags nicht gedacht haben mochte. Er nahm also seine compendiöse Mappe und ging allein.

In Gedanken verloren, wandelte er durch's Thal, und zog dann ein Heftchen aus der Tasche, das ihm ein Kunstfreund als interessant empfohlen hatte. Es war eine philosophisch reflektirende Abhandlung über

Digitized by Google

Landschaftmalerei. Er versuchte sich hinein zu lesen, aber es wollte nicht gehen. Das Allgemeinbekannte war hier in abstrakten Formeln in ein System gebracht. Wie es oft in diesem Gebiete der Fall ist, die Untersuchung hörte da auf, wo das Beobachten und Forschen erst recht beginnen sollte. Er blickte oft über das Blatt hinweg in die grüne Natur hinein; sie mahnte ihn, auf ihre wechselnden Erscheinungen zu merken. — Er steckte das Heft bald wieder ein. „Was soll ich," sagte er zu sich selbst, „dieser Spekulation zwischen vier Wänden folgen, während ich hier Besseres zu thun finde? — Das Wandelbare am Flüssigen und Festen, am Beweglichen und Starren, wie Licht, Luft und Duft sein Erscheinen bedingen, reizt mich, einen kurzen, allgemeinen Ausdruck zu suchen. Alles ist frisch, neu, nie so gewesen, und Alles beruht doch auf Normalgesetzen. Ich orientire mich im unendlich Mannigfaltigen; ich lerne, an ihm das Wiederkehrende zu schauen, und recht sehen macht doch den Denker, den Künstler. Ich merke, wie die Kunst das allgemein Anspreckende mit dem Schein der Individualität umgibt und es in reizende Zufälligkeiten hüllt. Ich freue mich meiner Wahrnehmungsgabe; ich bewundere den Blick, die Wahl der gewandten Meister, den zauberartigen Erfolg der spärlichen technischen Mittel; ich stelle mich unsern Künstlern als Beobachter muthig zur Seite."

Unter solchem Selbstgespräche war er durch's nahe Dorf zu einer Ruhebank gelangt, bei welcher ein Seitenweg zu der Schlucht hineinlenkte. — Unser Kunstliebhaber war seit einiger Zeit besonders auf die malerische Wirkung und Bedeutsamkeit des Vorgrundes aufmerksam geworden. — „Ist es nicht sonderbar," sagte er im Fortwandeln zu sich selbst, „daß wir im Freien unsern Blick sogleich in die Ferne richten, während die Nahe, die großen, charakteristischen, satt gefärbten, meist dunklern Massen jener erst ihre malerische Geltung geben? — Gerade so macht es übrigens der Mensch, wenn er in's Leben hinein schaut. Die Ferne, die Zukunft, sie sind sein beständiges Ziel und Anlegen, und doch erhalten diese räumlich und zeitlich ihre Garantie und Lösung der Zweifel nur in rechter, tüchtiger Behandlung jeweiliger Gegenwart. Was hilft alles Denken und Sorgen, wenn ich diese Gegenwart nicht einsichtig, gewissenhaft benütze? Warum sollte ich mir das kommende „Einst" nicht heiter denken dürfen, wenn ich das „Jetzt" mit hellem Sinn und richtigem Takte beherrsche?"

So monologisirend hatte er die ersten Waldbäume, mächtige Buchen- und Fichtenstämme mit herrlichen Wipfeln, gleichsam die Vorwächter des Forstes, erreicht. Tiefer im Grunde sah er seitwärts im Dickicht ein Wild ruhig liegen; — es war ein Hirsch von vielen Enden, der ihn mit erhobenem Haupt anstarrte, dann, als Blank stehen blieb, sich plötzlich erhob und in gewaltigen Sätzen davon eilte. Er hörte sein Rauschen in den Büschen noch eine Zeit lang.

Bald war der Wandler am Felsenamphitheater angelangt; die Beleuchtung war günstig, die Massen deutlich geschieden, die Felswand durch das einstrahlende Licht von einer Seite erhellt, während die andere, beschattete, ihre Formen durch den Reflex im Hellbunkt erkennen ließ. — Das Bächlein floß heute nicht so spärlich, wie in trockener Jahreszeit; es machte lebhafte Sprünge über die rauhen Felsen herunter und fiel in mehreren Strahlen, Adern und Fäden, zum Theil laut brausend, zum Theil sich auf dem Gestein zerstäubend und rieselnd, in ein kleines Becken hinab. — Er wählte den besten Standpunkt, wo er tüchtige Massen zur Seite und in den nächsten Vorgrund bekam, und schickte sich zum Zeichnen an. Er zog allgemeinere Umrisse, dann ging er an die einzelnen Partien, jedoch nur andeutend, was er zu Hause bei guter Laune weiter ausarbeiten, auch nach wiederholter Anschauung der Natur verbessern wollte. Seine Gesellschaft waren Singvögel, die sich wie neugierig auf den Aesten wiegten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Kanonikus Cottolengo.

Unter den vielen Fremden, die dieß merkwürdige Hospiz sehen, war vor einigen Jahren auch ein Franzose. Als er nach Paris zurückgekommen war, machte er einen Bericht über das kleine Provideyhaus, und der Ausschuß zu Vertheilung des Montyonschen Tugendpreises erkannte Cottolengo eine goldene Medaille zu, und überschickte diese dem König, mit der Bitte, sie dem Kanonikus zukommen zu lassen. Der Monarch war damals gerade nicht in Turin, sondern auf seinem Lustschloß Macconia; deßhalb schickte er die Medaille seinem ältesten Sohne, dem Herzog von Savoyen, und beauftragte ihn, das Ehrenzeichen dem Kanonikus selbst in seinem Hospiz zu überbringen. Der junge Herzog war in Moncalier, setzte sich aber mit seinem Gouverneur gleich zu Pferd und ritt gerade nach dem Providenzhaus. Cottolengo war in der größten Verlegenheit über den unerwarteten Besuch. Um ihn zu bewahren, spricht ihm der Prinz gleich von dem besondern Wohlwollen des Königs und von dem Zweck seiner eigenen Sendung. Der Kanonikus aber kann nicht aus seiner Verlegenheit kommen, stottert einige Worte, als wolle er sich entschuldigen, nimmt den Prinzen vertraulich bei der Hand und erzählt ihm die gewöhnliche Geschichte seiner Erziehung, von der Armuth seiner Familie, von seiner geringen Herkunft, und rechtfertigt durch die gewöhnlichste Sprache im Volkston, was er über die Einfachheit seines

Digitized by Google

Lebens und seiner Weise vorbringt. Der an dergleichen Manieren nicht gewöhnte junge Fürst konnte kaum das Lachen halten. Durch die Begleiter des Prinzen kam diese Begebenheit unter die Leute, denn Cottolengo selbst hat nie davon gesprochen, so oft man auch davon angefangen. Seine genauen Freunde behaupten, er spreche schon deswegen nicht gern das von, weil er noch an demselben Abend die Monthyonmedaille zu einem Goldschmied getragen und verkauft habe, um das Geld für sein Hospiz zu verwenden.

Das gränzenlose Gottvertrauen dieses merkwürdigen Mannes bewahrt ihn vor der geringsten Unruhe über das Bestehen seiner Anstalt. Die könnte man ihm zu dem Gegenstande bringen, daß ihr etwas fehle, auch bittet er nie um Unterstützung. Seine Zuversicht ist so groß, als ob er die Revenüen der indischen Compagnie zur Verfügung hätte. Gibt man ihm aber die geringste Kleinigkeit für sein Provisionshaus, so kann er nicht genug dafür danken. — Die Königin von Sardinien ist die Patronin aller Wohlthätigkeitsanstalten der Hauptstadt. Alle empfehlen sich ihrem Wohlwollen und ihrer Unterstützung, nur das kleine Providenzhaus nicht. Darüber war sie kurz nach dessen Gründung etwas empfindlich. Lange wartete sie, immer hoffend, der Kanonikus werde zuvorkommt ihre Kasse in Anspruch nehmen. Als dieß aber immer nicht geschah, beschloß sie, selbst den ersten Schritt zu thun. Sie sendete also einen ihrer Cavaliere und trug ihm auf, sie dort geschickt zu verwenden und am Ende dem Kanonikus eine Rolle Gold von ihr zu überreichen. Der Hofmann glaubte es recht fein anzufangen, indem er sorgfältig seine Sendung verbarg und seinen andern Zweck zu haben schien, als die Anstalt zu sehen; er äußerte auch großes Interesse und besonders Zufriedenheit, sprach dann von den ungewöhnlichen Ausgaben für eine so große Anstalt u. s. w. Bei alle dem blieb jedoch der Kanonikus kalt und zerstreut. Der Cavalier kam abermals darauf zurück und meinte, das Haus müsse manchmal in Verlegenheit kommen, da es keine fixen Einkünfte habe. Da kam er aber schön an; der Kanonikus tadelte ihn über sein geringes Vertrauen zu Gott, der den Sperling nähre und die Lilien auf dem Felde kleide. Nun versucht es der Kammerherr auf eine andere Art, er spricht mit Begeisterung von der Herzensgüte der Königin, von ihrer Wohlthätigkeit, von besondern Interesse, das sie gewiß an einer Anstalt dieser Art nehmen würde. Der Kanonikus kam immer wieder auf die Vorsehung zurück, seiner auf die Königin. Am Ende aber mußte der Hofmann abziehen; es war ihm unmöglich gewesen, sich seines Auftrags zu entledigen und mit guter Art seine Goldrolle anzubringen, denn die Königin wollte um Unterstützung gebeten seyn.

(Schluß folgt.)

Bremen, Juli.

(Fortsetzung.)

Eine Fahrt nach Bremerhafen.

Das Dampfschiff fuhr ab. Obwohl die Bremer ein solches Schauspiel alle Tage sehen können, so mußte die Bremische Neugier sich dennoch in einer ungeheuern Menschenmasse bethätigen, die von jedem Ufervorsprung unserer Abfahrt zusah. — Das Wetter war eben nicht günstig; es war zwar derselbe alte, eherne Himmel, von dem Homer erzählt, aber die uns zugewandte Seite, welche die ewigen Götter nicht alle Tage putzen lassen, war mit bedeutendem Rost überlaufen. Mehr als einmal tönten ein Regentropfen zischend meine Cigarre aus. Die Handys, welche ihre Makintoshröcke bisher über dem Arm trugen, sahen sich veranlaßt, sie anzuziehen, und die Damen spannten die Regenschirme auf. — Die Auffahrt aus Bremen ist, von der Weser gesehen, sehr hübsch: links die Neustadt mit ihrem langen, baumbepflanzten „Deich," rechts die Anlagen des Walls, die sich hier bis an die Weser erstrecken und von einer kolossalen Windmühle gekrönt werden. Dann aber kommt die bremische Wüste, rechts und links Weidengesträuch, sumpfige Wiesen, Kartoffelpflanzungen und eine Masse Braunkohlfieberer. Braunkohl ist das Lieblingsgemüse der Bremer.

Auf dem Räderkasten stand, trotz des starken Regens und des schaefen Windes, ein langer Aufseherunzufriedenheitsbrüder und unterhielt sich in plattdeutscher Sprache mit dem Kapitän, der ruhig seinen Kaffee trank. Dann eilte er wieder hinunter zu einer Gesellschaft von Kaufleuten zweiten Ranges, um ihnen Bericht über die wichtigen Aeußerungen des Kapitäns abzustatten. Die Commis und ersten Lehrlinge rissen sich fast um diese angesehene Persönlichkeit, aber er lehnte sich nicht an sie, denn heute sprach er nur mit etablierten Häusern. Im Rücken er einig vom Räderkasten herunter und brachte die Nachricht: „in einer Viertelstunde sind wir in Vegesack." „Vegesack!" wiederholten erfreut alle Zuhörer; denn Vegesack ist die Oase der bremischen Wüste, in Vegesack gibt's Berge von sechzig Fuß Höhe, und der Bremer spricht wohl von der „Vegesacker Schweiz." Vegesack liegt nun auch ganz hübsch, oder wie man hier sagt, „niedlich," oder „fäk," wobei man denn an die letzte, mit Voetbell vergleichbare Partie gelben Havannazucker denkt. Der Flecken selbst bietet der Weser eine ansmittlige Fronte dar; ehe man hinkommt, sieht man eine Menge Schiffszimmerwerfe in der Weser liegen, theils ausgebeinte, theils hier neugebaute. Die Lesum fließt hier in die Weser und bildet mit ihren Ufern ebenfalls ganz „niedliche" Ufer, die sogar romantisch seyn sollen, wie mich der Schulmeister von Grohn, einem Dorfe bei Vegesack, auf Ehre versicherte. Gleich hinter Vegesack versucht das Sandmeer wirklich, bedeutende Wellen zu schlagen, und senkt sich ziemlich steil in die Weser hinein. Hier liegen die Bilken der Bremer Aristokraten, deren Anlagen das Weserufer eine kleine Strecke hin wirklich sehr verschönern. Dann freilich kommt wieder die alte Langeweile. — Ich ging unter das Verdeck und fand in einem kleinen Nebenzimmer der Kajüte eine Schaar „erster Lehrlinge," welche alle Segel aufspannte, um drei hübsche Schneiderstöchter gegen Abtrennung zu unterhalten; vor der Thüre drängte sich eine Schaar „Jüngfer," die dem Geschwätz der ersten Lehrlinge gespannt zuhörten; hinter ihnen stand der gerade d'honneur der Damen, ein alter Hausfreund, den das Unwesen zu einem ärgerlichen Brummen veranlaßte. Mich langweilte das Gespräch, und so ging ich wieder hinauf und stellte mich auf den Räderkasten. Nichts ist sehöner, als so über einer Menge Menschen zu stehen, dem Gedränge zuzuschauen und das Gewirr von Worten zu hören, das ohne Zusammenhang von unten heraufschallt. Man fühlt den frischen Hauch des Wasser das frischer dort oben, und der Regen, den man freilich auch frischer zu genießen hat, ist wenigstens besser, als die Tropfen, die einem ein Philister mit seinem Schirme in die Krawatte gießt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 24.

Mittwoch, 18. August 1841.

[338] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Galerie

zu

Goethe's sämmtlichen Werken,

nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,

in Stahl gestochen von

Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.

Siebente und achte Lieferung:

VII. Italienische Reise. — Prometheus. — Satyros. — Heiden-Röslein. — Wer kauft Liebesgötter. VIII. Aus meinem Leben. — Torquato Tasso. — Der Bürger-General. — Benvenuto Cellini. — Stella.

Subscriptionspreis für die Lieferung 40 kr. oder 10 Gr.

Mit diesen zwei Lieferungen ist nun die Reihenfolge von 40 Stahlstichen zu unserer neuesten Taschen-Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken geschlossen und können jetzt vollständige Exemplare dieser hübschen Illustration um den niedrigen Preis von 5 fl. 20 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr. durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[317] # Neue Musikalien,

welche so eben im Verlage der *Schlesinger*'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen und durch alle solide Musikhandlungen zu beziehen sind:

Artot, Scène de Lucia de Lammermoor de Donizetti p. Violon et Piano. Op. 5. $^{8}/_{6}$ Rthlr. Romance de Lucrécia Borgia transcrit p. Violon. $^{1}/_{3}$ Rthlr.

Bertini, 25 Études musicales p. Piano à 4m. Op. 97. 2 Livr. à $^{3}/_{12}$ Rthlr. — 25 Études caractéristiques p. Piano. Op. 55. 3 Livr. à $^{7}/_{12}$ Rthlr. — Le Repos p. Piano. Op. 86 et 101. 3 Livr. à $^{5}/_{12}$ Rthlr. — 50 Études p. Piano. Op. 29 et 32. 4 Livr. $^{1}/_{6}$ Rthlr.

Cherubini, Ave Maria für eine Stimme mit Piano. 5 Sgr.

Chopin, *Fr.*, 5 nouvelles Études p. Piano. $^{3}/_{4}$ Rthlr.

Chiratal, 2 Rondinos über Themas aus der Flucht nach der Schweiz f. Piano. Op. 45. $^{3}/_{17}$ Rthlr.

Dessauer, Gesänge mit franz. und deutschem Texte. 1. Fandango. 2. Ninette. 3. Vorwurf, mit Piano. à $^{1}/_{4}$ — $^{3}/_{12}$ Rthlr.

Döhler, *Th.*, Morceau de Salon. 2 Études p. Piano. Nr. 1. $^{4}/_{6}$ Rthlr. Nr. 2. $^{1}/_{3}$ Rthlr.

Donizetti, Die Favoritin. — La Favorite. Oper in 4 Akten. Klavier-Auszug mit deutschem u. franz. Texte. $6^{1}/_{2}$ Rthlr. Ouverture für Piano $^{1}/_{2}$ Rthlr., zu 4 Händen $^{2}/_{3}$ Rthlr., f. Orchestre $2^{2}/_{3}$ Rthlr., alle Gesangs-Nro. einzeln.

Donizetti, Mosaique de la Favorite. Lieblingsmusik für Piano arr. von Peter Schubert. 4 Livr. à $^{7}/_{12}$ Rthlr.

— dito p. Piano et Violon concertante arr. p. Panofka. 2 Livr. à $1^{1}/_{4}$ Rthlr.

Halevy, Der Guitarrenspieler. — Le Guitarrero. Komische Oper in 3 Akten. Klavier-Auszug mit deutschem und franz. Texte. Ouverture f. Piano $^{7}/_{12}$ Rthlr., zu 4 Händen $^{2}/_{3}$ Rthlr., f. Orchestre $2^{1}/_{2}$ Rthlr., alle Gesangs-Nro. einzeln à $^{1}/_{4}$ — $^{3}/_{4}$ Rthlr.

— Mosaique. Lieblingsmusik für Piano arr. von Schubert. 2 Lief. à $^{5}/_{6}$ Rthlr.

Helter, *St.*, 4 Rondinos sur la Favorite p. Piano. Op. 20. 2 Livr. à $^{1}/_{3}$ Rthlr.

Heuselt, *Ad.*, La Gondola. Étude p. Piano. Op. 13. Nr. 2. $^{1}/_{3}$ Rthlr.

— Air russe p. Piano arr. à 4 mains. $^{3}/_{4}$ Rthlr.

Hünten, *Franç.*, 4 Airs de ballet de l'Opéra: „La Favorite de Donizetti" p. Piano. Op. 120. 4 Livr. à $^{7}/_{12}$ Rthlr.

Kalkbrenner, *Fr.*, Rondoletto brillant s. l. Favorite p. Piano. Op. 150. $^{3}/_{4}$ Rthlr.

— — Introduction, Scène et Variations du Guitarrero p. Piano. Op. 151. $^{3}/_{4}$ Rthlr.

König Friedrich Wilhelm III., Preuss. Armeemarsch f. Orch. 1 Rthlr., f. Piano zu 4 Händen, f. Piano, f. Piano et Violine oder Flöte à 5 Sgr.

Kücken, Leichte Lieder f. 1 Singstimme mit Piano.

Digitized by Google

Op. 35. ⅝ Rthlr. Auswahl von beliebten Liedern mit Guit. Heft 4. 5. à ⅓ Rthlr.

Kullak, Le Rêve p. Piano. Op. 4. ⅓ Rthlr.

Liszt, Fr., Morceau de Salon p. Piano. ½ Rthlr.

Meyerbeer, Das Lied vom Meister Floh (Chanson de maître Floh) mit Piano ¼ Rthlr. — Cavatine de Robert le diable p. Piano seul p. Rullak. ½ Rthlr.

Moscheles et Fétis, Méthode des Méthodes de Piano — Die vollständigste Pianoforteschule etc. Lief. 10. gratis.

Mozart, Ouverturen in Partitur von Belmonte — Zauberflöte — Titus. Subscriptionspreis à ⅓ Rthlr.

Niedermeyer, Eine Scene aus den Apenninen. — Une scène des Apennins f. 1 Bass- oder Baritonstimme, mit Piano. ⅓ Rthlr.

Panseron, Musikalisches ABC und Gesangübungen mit Piano-Begl., eigends für seine kleine Tochter componirt. die Schlusslieferung 1 Rthlr. Complet 4½ Rthlr. — Auch unter dem Titel: ABC musicale ou Solfège p. les enfants avec Piano.

Roselten, Fantaisie brillante s. l. Guitarrero de Halevy p. Piano. Op. 35. ⅔ Rthlr.

Sacchini, Duetto aus Oedip mit Piano. ⅓ Rthlr.

Prunie, La Mélancolie transcrit p. Piano seul. p. Rullak. ⅔ Rthlr.

Reissiger, C. G., Ein- und zweistimmige Kinderlieder m. Piano. Op. 160. ⅔ Rthlr. — Blücher am Rhein f. Tenor u. Piano. Op. 157. ⅓ Rthlr.

Romanesca, berühmter Tanz a. d. 16. Jahrhunderte f. Piano. 5 Sgr.

Taubert, La Nayade p. Piano à 4 mains Op 49. ⅔ Rthlr. — Andante, tiré du 1. Concerto p. Piano. ⅔ Rthlr.

Tolbecque, Contredanses de la Favorite de Donizetti p. Piano ⅓ Rthlr. — avec Violon ou Flûte ½ Rthlr

Wolff, 4 Rhapsodies p. Piano. Op. 29. 2 Livr. à ⅞ Rthlr.

---

[321] **Wohlfeile Ausgabe**

der „Skizzen aus dem Alltagsleben" von **Frederike Bremer.**

So eben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Nachbarn.

Von

Frederike Bremer.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit einer Vorrede der Verfasserin.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 1½ Thlr.

Unter der Presse befinden sich und werden binnen Kurzem zu ähnlichen **ungemein wohlfeilen** Preisen erscheinen: **„Die Töchter des Präsidenten"** (zweite verbesserte Auflage), **„Nina"** (2 Theile), **„Das Haus"** (2 Theile) u. s. w.

Der Roman „Die Nachbarn" bildet zugleich den 15ten und 2ten Band einer „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes," in neuen Uebersetzungen mit biographisch-literarischen Einleitungen, die in meinem Verlage erscheint. Sie wird nur wahrhaft Classisches in gediegenen Uebersetzungen enthalten und bei sehr schöner Ausstattung doch wohlfeil seyn.

Leipzig, im Juli 1841.

F. A. Brockhaus.

---

[307] Von dem rühmlichst bekannten Herrn Diaconus Förtsch ist so eben ein sehr empfehlenswerthes **Hülfsbuch für die Lehrer und Lehrerinnen an Kleinkinder-Verwahranstalten und Elementar-Classen** (gr. 8. brosch. 12 gGr. Leipzig bei Schreck) erschienen, welches eine allgemeine Verbreitung verdient. Dasselbe ist in allen Buchhandlungen zu haben.

---

[334] Bei W. Einhorn in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Randzeichnungen.

Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen von Friedrich von Heyden.

2 Thle. broch. 3⅓ Thlr.

Inhalt des ersten Theiles: **Die Bewerbungen,** Novelle. — **Anton Hart,** Erzählung. — **Der graue John,** Novelle.

Inhalt des zweiten Theiles: **Die Unbequemlichkeiten,** Novelle. — **Lefarouse,** Erzählung. — **Der Schleier der Königin,** Novelle.

Zwanzig Vorlegeblätter

zum

Figurenzeichnen.

Im Futteral. Preis 18 Gr. = 22½ Ngr.

---

[332] So eben ist bei L. H. Bösenberg in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Balladen

von

Rudolf Hirsch.

260 Seiten, 8., elegant gebunden, Preis 1⅓ Thlr.

Buch der Sonette

von

Rudolf Hirsch.

154 Seiten, 8., elegant gebunden, Preis ⅚ Thlr.

Diese Erzeugnisse eines sehr talentvollen jungen Dichters, welche sich eben so durch Kühnheit, Klarheit und Originalität der Ideen, als durch Pracht und Macht der Darstellung auszeichnen, sind, von äußerer Eleganz begleitet, vorzüglich geeignet, als werthvolle literarische Geschenke zu dienen.

Der „Hamburger unparteiische Correspondent" verbreitet sich über dieselben in Nro. 163 wie folgt:

„Das Auftreten eines jungen, reichbegabten Dichters muß allgemeine Freude erregen, zumal wenn ein tief fühlendes, gesundes Gemüth in reinen Sangestönen wiederhallt. Einen solchen Dichter glauben wir in Rudolf Hirsch begrüßen zu dürfen, der unsere Wünsche bis jetzt nirgends etwas von sich hat hören lassen und nun in Leipzig „ein Buch der Sonette" und „Balladen" herausgegeben hat. Tiefes, inniges Gefühl, ursprünglich hohe Begabung, Reubeit der Anschauung, Kühnheit der Bilder und über Alles eine Grazie und Zartheit ausgegossen, gepaart mit wunderlichem Wohllaut der Form: das sind Eigenschaften, die diese Dichtung zur wahrhaft ausgezeichneten und Epoche machenden stempeln.

Digitized by Google

[337] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Perlen der heiligen Vorzeit.

Von

Johann Ladislav Pyrker.

8. brochirt. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Dieses vortreffliche Werk, dessen Inhalt folgender ist: **Abraham (Verheißung)**, **Moses (Gott, Erlösung, Auferstehung)**, **Samuel (Gericht)**, **Helias (Glaube, Liebe, Hoffnung)**, **Elisa (Tod, Unsterblichkeit)**, **Makkabäer (Trost, Hingebung, Sieg)**; und dessen Klassicität in allen Landen deutscher Zunge längst anerkannt ist, übergeben wir hier in einer gefälligen, billigen Ausgabe der Privatandacht und dem Schulgebrauche.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[326] Bei Carl Focke in Leipzig erschien so eben:

C. von Wachsmann's
Erzählungen und Novellen.

Zweite Folge 5—8r (Neue Folge 11—14r) Bd.

Preis 6 Thlr. = 9 fl. Conv.-Mze.

Inhalt: V. Die geheime Sendung. — Der Untergang der Scala. — VI. Seine und Kaukasus. — Brautwerbung. — VII. Die Maronneger. — Entsagung. — VIII. Das Majestätsverbrechen. — Der Unbekannte.

Ideale weiblicher Anmuth.

Ein Album für jedes Alter, in höchst gelungenen Stahlstichen. Heft X—XII.

Preis 15 Ngr. = 45 kr. Conv.-Mze.

Inhalt: Lucretia. — Antonia. — Rosa Maria. — Bretislawa. — Editha. — Magdalena.

---

[339] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt
des
königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XIX. Jahrgang 1841.

Erster Band. Zweites Heft.

Mit einer Steintafel.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Bericht des Thierarztes Baumeister über die landwirthschaftliche Exkursion im Jahre 1839. 2) Ueber die Verbesserungen der Erdäpfel und die Mittel, ihnen Einhalt zu thun. 3) Ueber den Nutzen der Ulmenpflanzungen. **II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise.** 1) Bekanntmachung erloschener Patente. 2) Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. 1. Bericht des Oberamts Kirchheim über den Wollmarkt vom Juni 1840. 2. Die Stallfütterung im Prozeß mit dem Waidherrlitut. 3. Das Gräflich v. Berolsdingen'sche Gut zu Rayenried und die landwirthschaftlichen Verdienste des dortigen Gutsverwalters Renz, für welche er im September 1840 den landwirthschaftlichen Preis erhielt. 4. Unterstützungen. 5. Patenttheilungen. 6. Landwirthschaftliche Berichte vom Jahr 1840. a) Bericht des Kameralamts Gaildorf vom Juli 1840. b) Bericht des Kameralamts Ehmünd vom 30. Juni 1840. **III. Beiträge zur Vaterlandskunde.** 1) Ueber den Zustand der Landwirthschaft im Kameralamtsbezirk Herbrechtingen. 2. Die landwirthschaftlichen Verhältnisse von Heidbronn, Großgartach und Böckingen. **IV. Anzeige und Notizen.** 1) Ueber die Berechnung des Stärkmehlgehalts der Kartoffeln aus dem spezifischen Gewichte. 2) Boucher's Verfahren, aus Rüben gereinigt Raffinade darzustellen. 3) Neusetländischer Flachs. 4. Ueber die Heidschnucke. 5. Braunkohle, welche Eisenvitriol enthält, so wie Eisenvitriol selbst als Mittel gegen den Hasenwamm. **V. Literatur.** Verhandlungen der Versammlung deutscher Weine und Obstproducenten, unter dem Präsidium des Großh. Hessischen Regierungs-Präsidenten, General-Commissärs ꝛc., Freiherrn v. Lichtenberg, zu Mainz, vom 21—24. Okt. 1840. Herausgegeben von deren Geschäftsführer Dr. C. Zeller, Großh. Hessischem Oekonomierath ꝛc. — Meteorologische Tabellen aus Stuttgart.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[316] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eiselen, J. F. G., Geschichte des Lützow'schen Freicorps. Zweite Aufl. geh. 1 Rthlr.

Binnen acht Wochen wurde eine zweite Auflage nöthig! Es ist dieß ein neuer Beweis des lebendigsten Interesses unsers Volks für jene reiche, große Zeit, für jene Zeit voll Poesie und voll Ruhms! Die Lützow'sche Freischaar aber war ein Ergebniß jener Zeit, konnte nur durch sie erzeugt werden, nur in ihr gedeihen. Lebensfrisch wird sie uns hier vorgeführt. — Sie stehen auf vor unseren Blicken, die alten treuen, tapfern Kameraden, die schon lang friedlich unterm Rasen schliefen; und sie, die noch Lebenden, sie sammeln sich aus allen Gauen des großen, schönen Vaterlandes, sie treten hervor aus allen Gründen: die Freischaar erwacht sich wieder auf den mahnenden, fortreißenden Klang der alten Hörner. Freudig klirrt das Schwert in der Scheide, muthig und voll Ungeduld zerstampft das Roß die Erde und kampfbegierig stürzt sich die Schaar in den Feind. So braust sie an uns vorüber, so gewahren

Digitized by Google

wir sie im Quartier, so auf dem Marsch, so im Feldlager, stets kampfbereit, Tag und Nacht ohne Rast Feld und Wald durchspürend, den Feind ohne Unterlaß neckend, höhnend, ihn zum lustigen Tanz auffordernd. Wir sehen sie stets freudig und unverdrossen, wohl auch voll kecken Uebermuths, ja wild und unbändig, aber auch reich an Gesang und heiterem Humor und glühend von Liebe zum Vaterlande. — So zeigt sie uns der Herr Verfasser in ihrer treuesten Eigenthümlichkeit. — Und aus tiefster Brust und freudig rufen wir, die wir die Farbe der Trauer und der Rache tragen, aus: Ja, wir, wir waren auch dabei! Und immerdar gilt uns der alte Wahlspruch: Mit Gott, für König und Vaterland!

Halle, im Juni 1841.

Eduard Anton.

---

[331] Bei J. A. Mayer in Aachen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fan-Kuei

oder

der Fremdling in China.

Uebersicht

der Sitten, Gebräuche, Meinungen, Gesetze, der Religion, des Handels und der Politik des Chinesischen Volkes,

von

Charles T. Downing, Esq.

Nach der zweiten Auflage des Originales, mit Bezugnahme auf die neuesten Ereignisse, umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen,

von

C. Richard.

Gr. 8. 2 Bände. Elegant geh. Preis 3½ Thlr. oder 6 fl. 18 kr.

Diese sehr zeitgemäße Erscheinung enthält lebendige Schilderungen des Europäischen Treibens auf dem Cantonstrome und im gewöhlvollen Welt-Emporium selber, verbunden mit außerordentlichem Reichthume anziehender Aufschlüsse über das Chinesische Volksleben, und gewährt einen schätzbaren Beitrag zum Ausfüllen einer bisherigen Lücke unserer Literatur.

---

[327] **Leitfaden**

für den

Unterricht im Kopfrechnen,

als Grundlage eines zweckmäßigen Rechnenunterrichts überhaupt. Für Elementarlehrer, so wie für Diejenigen, die sich selbst unterrichten wollen. Nach einer eigenthümlichen Methode bearbeitet

von

Dr. E. F. Unger.

Erfurt, Keyser'sche Buchhandlung.

Ladenpreis 1 Rthlr., auf Schreibpapier 1½ Rthlr.

Bei der Bearbeitung dieses Leitfadens hatte der Verfasser den Zweck vor Augen: das Rechnen zu einer Mathematik für Volksschulen zu erheben und demselben dadurch den Standpunkt anzuweisen, den es, um wohlthatig auf allen weitern Unterricht einwirken zu können, einnehmen muß.

Daß diese Arbeit den angegebenen Zweck wesentlich fördern wird, dafür sprechen eben so die vieljährigen Erfahrungen des Verfassers, wie die Erfolge, welche durch dessen Methode bereits herbeigeführt worden sind, und wird dieses Werk daher gewiß Vielen eine sehr willkommene Erscheinung seyn.

---

[329] Bei C. L. Fritzsche in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichten der christlichen Kirche.

Dichtungen

von

Moritz Alexander Zille.

8. broch. Preis 20 Ngr. (⅔ Thlr.)

Der Verfasser, bekannt durch „Gedichte, Christlich prophetische Gesänge" (1840. 15 Gr.), behandelt in diesen Dichtungen thatsächliche Züge aus dem Leben von Ap. Johannes, Origines, Perpetua, Numidicus, Antonius, Bonifacius, Bruder Klaus von der Flüe.

Kirschbaum, Dr., Der jüdische Alexandrinismus, eine Erfindung christlicher Lehrer. Oder: Beiträge zur Kritik jüdischer Geschichte und Literatur. Erstes Buch: Jüdisch-griechische Originale, vorzüglich Philo und Sirach.

gr. 8. broch. Preis 11¼ Ngr. (9 Gr.)

---

[281] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Beiträge

zur Kenntniß der

Württembergischen Landwirthschaft.

Unter Mitwirkung

mehrerer vaterländischer Landwirthe

verfaßt von

Karl Göriz

Professor der Landwirthschaft an dem königl. Land- und forstwissenschaftlichen Institute zu Hohenheim.

8. broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Inhalt: Einleitung. 1. Zustand der Landwirthschaft unter Herzog Karl. Fortschritte derselben durch die Anordnungen der Regierung. 2. Begünstigung derselben durch die damaligen Zeitverhältnisse. Neu aufkommende Kulturen. Verdienstvolle Männer. 3. Die Landwirthschaft unter den nachfolgenden Regenten bis auf König Wilhelm. 4. Beförderung der Landwirthschaft durch König Wilhelm. 5. Erhebung der Landwirthschaft zu einer ehrenvollen Beschäftigung. 6. Gründung von Vereinen für landwirthschaftliche Zwecke. 7. Herbeiführung einer guten landwirthschaftlichen Ausbildung der Jugend. 8. Aufstellung guter Beispiele. 9. Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse durch gute Schriften. 10. Aufmunterung durch Prämien, Geldvorschüsse, landwirthschaftliche Feste u. s. w. 11. Wegräumung der die landwirthschaftlichen Fortschritte störenden Hindernisse. 12. Erfolg der Beförderungsmittel der Landwirthschaft. 13. Klima und Boden. 14. Feldbau. 15. Dünger. 16. Feldbearbeitung und Ernte. 17. Die Wiesen. 18. Die Weiden. 19. Die einzelnen auf dem Acker gebauten Pflanzen.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 19. Auguſt 1841.

Hinc ad vina redit lætus.
Horat.

Die Nacht im Hafen.

An F. W. Hackländer.

2.

(Darmſtadt, Juli 1841.)

Da bricht es ab! — Wann hab' ich dich umriſſen,
Du keckes Bild, du dreiſtes Hafenſtück?
Friſch aus der Seele auf's Papier geſchmiſſen,
Wie rufſt du friſch mir jene Nacht zurück!
Sechs Jahre ſind's! Ich ſchried dich zitternd nieder,
Warf dich zu Andrem, und vergaß dich dann.
In Staub und Wuſt ſind' ich dich heute wieder —
Unfertig Ding, was fang' ich mit dir an?

Du biſt mir lieb! — In meine Bergſtraß-Reben
Wirfſt du die Segel einer Meeresſtadt;
Aus meinem Nordſee-, meinem Küſtenleben
Biſt du ein Mal mir, ein Erinn'rungsblatt!
Drum einem Freunde ſollſt du angehören,
Der manchen Strand und manche See befuhr;
Dem luſt'gen Reiter will ich dich verehren,
Der flott erlebte, was ich träumte nur!

Der, während ich am heimiſchen Geſtade
Bequem im Kreiſe fremder Schiffer ſtand,
Mit kraft'gem Arm aus eines Schiffbruchs Bade
Gerettet ſich an der Levante Strand,
Mit heiterm Fluch die Tropfen abgeſchüttelt,
Das Hemd getrocknet am zerfpellten Maſt,
Sich lachend dann beturbant und bekittelt —
Ein Burſche juſt, für den mein Seebild paßt!

Hoch zu Kameel gar hat er ſeine Muſen,
Nicht bloß figürlich, durch die Welt geführt;
Hat, wie ich leſe, ſelber bei den Druſen
Und ihren Weibern ſtill kameliſirt.
Durch Sand und Fluth, durch Scyllen und Charybden
Trug ihn ſein Schiff, und trug ihn Roſſesflug.
Wozu? — Er gab dem Paſcha von Egypten
Ein Exemplar von meinem Liederbuch.

Und dann — o hört: fern in des Liban's Thalen
Verehrt' er zierlichſt einem alten Schech
Mein trefflich Werk, mein maleriſch Weſtphalen —
Es wäre ſündhaft, ſprach' ich noch von Pech!
Nur Ein's iſt traurig: ohne Subſcribenten
Kehrt' er zurück aus jenem ſand'gen Strich;
Wenn ſie nur Deutſch erſt in der Wüſte könnten!
Es wäre juſt ein Publikum für mich!

Digitized by Google

Genug geſcherzt! Wir laſen deine Lieder,
Wir ſah'n dich zieh'n im Bügel und zu Fuß!
Gruß' Gott daheim! Du biſt im Lande wieder;
Die Hand, den Mund! — Da haſt du meinen Gruß!
Du hörſt ihn gern! Nicht wahr, oft haſt du trübe
Dein flatternd Zelt am Abend dir gebaut;
Haſt nach der Heimath, haſt nach Treu' und Liebe,
Nach Kuß und Handſchlag grollend ausgeſchaut?

Gewiß! Und mehr noch! In der Cedern Dunkel
Und auf der Raſt am Saum des Wüſtenquells
Haſt du gedacht auch an mein rheiniſch Unkel,
An Rolandseck und an den Drachenfels;
Haſt du gehört des Wiederhalles Tosen,
Der aus der Lurlei fels'gen Schluchten bricht;
Hat dir geblitzt mit ſeinen glüh'nden Rosen
Der Cölner Dom, das ew'ge Steingedicht;

Haſt du geſchaut die wald'gen Bergeslehnen
Im Thal der Wupper und im Thal der Ruhr;
Haſt du gefühlt ein drunſtbeklemmend Sehnen
Nach weißen Birken, brauner Haidefluer;
Haſt du geglaubt, vom Harzduft unſrer Fichten
Und unſrer Tannen friſch-umweht zu ſeyn;
Was du auch ſahſt — die Heimath war dein Dichten,
Und was du hörteſt, rief dich an den Rhein!

Nicht? wenn der Sporn an einer Reiterferſe
Dein werdend Lied zerriß mit rauhem Ton,
Dann fuhrſt du auf aus deinem letzten Verſe,
Und rieſſt: der klirrt, als macht' ihn Zierlohn!
Und wenn du blutig ſchimmern ſahſt den Hieber,
Der von Damaskus deinen Namen hat,
Dann war der eigne, ſchlichte Dolch dir lieber
Aus unſrer Heimath alter Klingenſtadt.

Und wenn im Jordan du dein Reitpferd ſchwemmteſt,
Ging da die Zeit nicht wieder auf in dir,
Wo du die Mähnen der Remonte kämmteſt,
Zu Cöln am Rhein ein luſt'ger Bombardier?
Wo du zur Uebung ritteſt in die Eifel,
Als Ordonnanz die Batterie'n durchflogſt,
Und kecken Muths, trotz ſeiner „tauſend Teufel,"
Dem alten Tuchſen in die Zähne logſt?

Hätt' ich's geleb'n! — mit Rheinweindurſt'gen Kehlen
Lagt ihr am Feuer manche Wüſtennacht;
Da nun vornämlich konnt' es gar nicht fehlen,
Daß an die Heimath lechzend du gedacht!
Mit langen Hälſen und mit dicken Bäuchen
Sahſt du im Geiſt ein blinkend Flaſchenheer: —
Fluch und Verderben den geleerten Schläuchen!
Hochheimer! Kellner, ein Flaſche her!

Vergebner Wunſch! — Doch hat die Fee Morgane
Dein leidig Dürſten neckiſch oft geſtillt:
Am Himmel plötzlich glänzte Fahn' an Fahne,
Und Schild an Schild — ich meine Wirthshausſchild!
Was du von Schildern einſt im Schilde führteſt,
In Wolken prangt' es, eine Wirthshausſtadt!
Glorreiche Schau! Du ſahſt ſie, und — dictirteſt
„Syriſche Briefe" für das Morgenblatt!

Das iſt vorbei! Und wenn der Balkan Thränen
Im Aug' dir ſah, längſt ſind ſie fortgeküßt!
Du brauchſt nach Weine nimmer dich zu ſehnen;
Nach Weine nicht, und was du ſonſt vermißt!
Aus tauſend Brunnen und aus tauſend Quellen
Friſch will dich letzen deiner Kindheit Strand;
Mit ſeines Geiſtes, ſeiner Liebe Wellen
An deine Seele ſchlägt dein Vaterland!

Glückauf daheim! Und nun — genug geſchwommen!
Du — wurzle feſt im heim'ſchen Boden ein!
Aus deutſchem Herzen ſchallt dir mein Willkommen,
Perlt auch mein Glas von Meiſſneſer Wein!
Noch einmal drum: Ich drücke dir die Rechte,
Wie ein Soldat dem andern nach der Schlacht!
Wir ſind zu Haus! Auf Sturm- und Wüſtennächte
Lies jetzt im Hafen meine Hafennacht!

F. Freiligrath.

Der Fall in der Felsſchlucht.

(Fortſetzung.)

„Mit dem überall empfohlenen Studium nach der Natur," ſagte er im Fortzeichnen zu ſich ſelbſt, „iſt es doch eine eigene Sache, welche erſt recht verſtanden ſeyn will. Der Talentvolle iſt ſchon im einfachſten Copiren zugleich ein Schöpfer, Wähler; er muß hier dazu, dort davon thun. Was haben meine Kreidenſtriche mit dieſem unendlichen Reichthum zerfließender Formen gemein? ja, wie ſtimmen ſelbſt die Farben der Palette mit dieſen undarſtellbaren Tönen zuſammen? Die Kunſt iſt hierin eine arme, bald ſchreiende, bald lallende, bald ganz verſtummende Sprache. Wo iſt denn ein Baum ſo beleuchtet, wie ich ihn brauchen und darſtellen kann? Klar, lichtdurchwoben ſteht er da im unerſchöpflichen Gethell der Veräſtung, Verzweigung, während wir mit den ärmlichſten Mitteln ihn nachſtümpern. — Doch, die Einbildungskraft iſt geduldig, nachſchaffend, gutwillig, unwillkürlich unſere Andeutungen ergänzend."

Digitized by Google

In lauter Ungenügen mit seinen geringen Mitteln und seinem noch schwächern Talente kam er in der Skizirung dieser wilden Natur doch vorwärts; — es sah nach ein paar Stunden schon nach Etwas aus, und wer es nicht gegen die objektive Anschauung selbst hielt, der konnte sich eine solche dabei denken. — Es neigte sich zur Dunkelheit; er hatte die frühere Beleuchtung gleichsam fixirt, und konnte nach ihrem Gesetz zu Hause fortfahren. Die Lust verließ ihn; er packte seine Sachen zusammen.

Unter dem Aufnehmen der Felswand hatte er ihre Beschaffenheit an dem Einschnitte, den das Bergwasser vielleicht seit Jahrhunderten ausgewaschen, näher in's Auge gefaßt, und hielt sie nun für ersteiglich. — Er klimmte auf den bemoosten Blöcken nahe genug hinan und schleuderte seine Mappe auf eine trockene Stelle hinauf. — So mußte er nun wohl das Wagestück versuchen. Ein paarmal glitschte er aus und nahm, wie mit der Natur haderud, einen neuen Anlauf. Es war ein Eigensinn, wie er den Menschen manchmal einer ungewissen, bedenklichen Sache gegenüber anwandelt; die Möglichkeit des Gelingens beruhte auf einer Zollbreite vorspringenden Gesteins, welche das Weitersteigen bedingte.

Mit einem kecken Schwunge stand er oben auf der zweifelhaften Stelle und griff schon nach einem Steinzacken über sich, als dieser, ein verwitterter Sandsteinbrocken, losbrach. Zugleich drückte sein Körpergewicht so auf die Unterlage, daß auch diese wich und sich schiefericht vom Felsen loslöste. — Instinktmäßig drehte er sich im Falle, daß er nicht vorwärts herabkollerte; aber in schnellem Schusse rutschte er über den untern Felsblock hinab in eine Spalte; sein rechter Fuß klemmte sich unten ein. — Nachdem er sich vom ersten Schrecken erholt und keine bedeutende Verletzung verspürte, wollte er den Fuß loswenden; denn durch seinen Sturz hatte ein Wasserstrahl seinen Lauf verändert und rann, der Spalte zu, gerade auf ihn los, so daß er in wenigen Minuten ganz und gar durchnäßt war. — Nicht ohne Anstrengung und Schmerzen suchte er loszukommen. Vergebens! — auch war er schon zu durchnäßt, als daß er den Fuß aus seiner Bekleidung hätte ziehen können. Endlich versuchte er eine gewaltsame Wendung und brachte das Bein aus der Klemme. Aber ein empfindliches Weh sagte ihm, daß er dasselbe wahrscheinlich am Knöchel aus seinem Gewinde gezogen. Er entwand sich dem immer stärker nachdringenden Wasser und wollte sich anstemmen, um aus der Spalte zu kommen; aber der verrenkte Fuß versagte ihm den Dienst. Er mußte neben dem Wasserstrahl an einer feuchten Stelle angelehnt liegen bleiben.

Sein erstes Gefühl war Dank gegen die Vorsehung, daß sie keine lebensgefährliche Verletzung, als Strafe seiner Verwegenheit, über ihn verhängt. Er sah sich um und fand sich zwischen hohen Felsen steckend, wo ihm kaum ein Durchblick zur Seite vergönnt war. Er hielt sich ruhig und suchte sich zu fassen. Dann versuchte er, den Vorfuß durch eine Drehung wieder einzulenken, aber ein stechender Schmerz der verzogenen Bänder hieß ihn ablassen. Er fühlte die wachsende Geschwulst. —

Jetzt drängten sich ihm trübe Gedanken an die Seele; er dachte an die Seinigen und machte sich über seine Unvorsichtigkeit qualende Vorwürfe. — Die Nacht rückte heran; er horchte zwischen dem Rauschen der Cascaden hindurch, ob sich nicht Stimmen in der Waldschlucht oder von den Abhängen vernehmen lassen. Er hatte wieder so viel Kraft erlangt, daß er rufen konnte; — er that es aus vollem Halse mehrmals, aber kein Laut antwortete ihm. — Vom Thale her vernahm er das Bellen eines Hundes; er hörte den Ruf des Mezgers, der ein Kalb zur Stadt trieb. Er rief, so stark er vermochte, aber der Knecht ging seines Weges, das Gebell verlor sich gegen das Dorf hin. Einen Wagen hörte er rasseln; es mochte vom Wochenmarkte heimfahrendes Bauernvolk seyn; — er unterschied ihre lauten Reden, ihr Lachen; aber auch zu diesen vermochte seine Stimme nicht zu dringen. Das Rollen verhallte, als das Fuhrwerk um die Wendung bog.

Das Thal hatte aus seiner Mulde ihm die lauten Klänge gesandt; aber das Schreien eines in tiefer Enge zwischen Felsen Eingeklemmten konnte draußen nicht vernommen werden, bis die Nacht dem von Dorf und Stadt durch's Thal ziehenden Getön gänzlichen Schweigen gebot. Aber zog dann wohl noch Jemand stillen Schrittes diese Straße und hatte ein so gespanntes Ohr, daß er, ohne Ahnung von einem Verlassenen, in öder Schlucht verkümmert Liegenden, dessen Jammerton vernahm? Und wenn auch dieß, — that er wohl etwas, ihm Hülfe zuzubringen? Hielt er es nicht vielleicht für ein unheimliches Stöhnen, oder sonst für etwas Gespenstisches? Denn das Volk auch um die Hauptstadt her stack voll Aberglauben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bremen, Juli.

(Fortsetzung.)

Eine Fahrt nach Bremerhafen.

Endlich, nach verschiedenen uninteressanten baumbesetzten und oldenburgischen Dörfern, wieder eine erfreuliche Abwechselung, der Freihafen Bracke, dessen Häuser und Bäume

Digitized by Google

einen effektvollen Hintergrund zu den auf der Weser liegenden Schiffen bilden. Bis hieher kommen schon größere Seeschiffe, und von hier abwärts hat die Weser, wenn nicht durch Inseln zerrissen, schon eine ansehnliche Breite. — Nach kurzem Aufenthalt fuhr das Dampfschiff weiter, und in anderthalb Stunden waren wir nach beinahe sechsstündiger Fahrt am Ziele. Als das Fort von Bremerhafen vor uns auftauchte, citirte ein Buchhändler von meiner Bekanntschaft Schiller, der Affekuranzmakler citirte die Shipping and Mercantile Gazette, ein Kaufmann citirte die letzte Nummer der Einfuhrliste. Mit einem prächtigen Bogen fuhr das Dampfboot in die Geest, einen kleinen Fluß, der sich bei Bremerhafen in die Weser ergießt. Aber die Passagiere drängten sich, trotz der Ermahnungen des Kapitäns, nach dem Vordertheil des Schiffs, die Ebbe hatte den niedrigsten Stand erreicht, und mit einem Ruck war Roland, der Repräsentant der bremischen Unabhängigkeit, auf den Sand gerathen. Die Passagiere zerstreuten sich, die Maschine arbeitete rückwärts und Roland kam glücklich von der Sandbank.

Bremerhafen ist ein junger Ort. 1827 kaufte Bremen von Hannover einen kleinen Strich Landes, und ließ den Hafen mit ungeheuren Kosten dort erbauen. Allmählig zog eine ganze bremische Kolonie hinüber, und noch immer nimmt der Ort an Bevölkerung zu. Darum ist hier alles bremisch, von der Bauart der Häuser bis zu der plattdeutschen Sprache der Einwohner, und der Bremer vom alten Schlage, der sich vielleicht über die außerordentliche Steuer geärgert hat, mit deren Ertrag das Stückchen Land gekauft wurde, kann doch jetzt seine Freude nicht verbehlen, wenn er sieht, wie hier alles so schön, so zweckmäßig, so bremisch ist. — Von der Ansahrt der Dampfschiffe aus hat man gleich den besten Ueberblick über das Ganze. Ein schöner, breiter Quai, in dessen Mitte das kolossale Hafenhaus in mißlungenem antiken Styl hervorragt; der Hafen in seiner ganzen Länge, mit allen seinen Schiffen; links und jenseits desselben das von bunduerttausend Soldaten besetzte kleine Fort, dessen Backsteinmauern nur zu deutlich zeigen, daß es bloß pro forma dasteht. Es ist darum auch ganz konsequent, daß man Niemand in's Innere des Forts läßt, eine Erlaubniß, die bei jeder preußischen Festung leicht zu erlangen ist. — Wir gingen im Regen den Quai entlang. Hier und da bot eine Seitenstraße einen Blick in das Innere des Orts; alles rechtwinklig, die Straßen schnurgerade, die Häuser häufig noch im Bau begriffen. Diese moderne Anlage des Orts sticht allein gegen Bremen ab. Die Straßen waren bei dem schlechten Wetter und dem noch nicht beendigten Gottesdienst so still, wie in Bremen.

(Fortsetzung folgt.)

Turin, Juli.

(Schluß.)

Der Kanonikus Cottolengo.

Wenn Cottolengo predigt — und für Predigten im Volkston hat er großes Talent — so ist Bertauen zu Gott sein Lieblingsthema. Er spricht mit hinreissendem Feuer davon, und dieses Feuer theilt sich seinen Zuhörern mit. Aber auch in seiner Unterhaltung zeigt sich diese Hauptrichtung des Gemüths, und dann führt er eine Menge Umstände und Ereignisse als Belege für seinen Glauben an. Davon möge hier nur ein Zug stehen. Eines Tages ging er auf den Markt, um einen kleinen Vorrath Wein einzukaufen, der ihm ausgegangen war. Er handelt ein kleines Faß ein; als er es aber bezahlen will, sieht er, daß ihm dazu nur eine geringe, lange nicht zureichende Summe übrig ist. Er muß also den Handel seyn lassen. Traurig geht er nach seinem Providenzhaus zurück. Als er in den Hof tritt, sieht er einen voll Wasser, die mit Weinfässern beladen sind. Er erfährt, daß dieser Wein sey für das Providenzhaus bestimmt, es schicke ihn Jemand, der ungekannt bleiben wolle. So kommen ihm die meisten Gaben zu.

Vor mehreren Jahren ließ ihn der König rufen, nahm ihn mit seiner gewöhnlichen Güte und Freundlichkeit auf, stellte ihm aber dann einige Fragen über seine Anstalt. „Sagen Sie mir, Herr Kanonikus, wie viel Unglückliche sind jetzt in dem Providenzhaus?“ — „Sire, das weiß ich nicht; ich verliere meine Zeit nicht damit, sie zu zählen; ich bin nur bemüht, für die zu sorgen, die da eintreten; übrigens, der sie ernährt, kennt sie recht gut.“ — „Nun, ich kann Ihnen genau die Zahl der Kranken sagen: gestern waren ihrer siebenhundert sieben und sechzig.“ — „Sire setzen mich in Erstaunen, Sire, ich hätte nicht geglaubt, daß Spione auch in dieses Haus dringen.“ — „Wir scheint, Sie haben eine unrichtige und selbst sündliche Verwaltungsart für Ihr Hospiz angenommen. Sie häufen darin Kranke auf Kranke in immer zunehmender Menge, ohne an die Zukunft zu denken. Einst werden Sie nicht mehr bei ihnen seyn, und wenn ihnen dann alle Hülfe fehlt, so müssen sie unbermmal unglücklicher seyn, als wenn sie nie aus ihren Familien genommen worden wären. Ich meine, es wäre klüger, wenn Sie sich bei der Aufnahme auf eine gewisse Zahl beschränkten, und dabei einige Summen auf Kapital legten, von deren Interessen die Anstalt in der Folge unterhalten werden könnte. Auf diese Art würden Sie den Unglücklichen jetzt und in der Zukunft nützlich seyn, und die Hülfe würde den Armen nicht ausgehen; so aber“ — Warum und mit einem Ausdruck des Mitleids sieht hier der Kanonikus dem König in's Wort: „Als wenn die Vorsehung, die alle diese Armen ernährt und heilt, sterben könnte! Uebertreiben wereen Ew. Majestät sagen, das der, welcher nach mir kommt, alles leicht noch viel besser machen wird, als ich.“ —

Nun fragst du wohl, lieber Leser, wo dieser neue Vincenz von Paula die Schätze zur Unterhaltung seiner Anstalt bernimmt? Beim Blick auf eine solche bedeutsindige Frage gesinnung bleibt kein Herz ohne Rührung und gern unterstützt Jeder das großherzige Unternehmen; so kommt das Scherflein der Wittwe zu der reichen Gabe des Königs, und dadurch entstehen sehr bedeutende Summen, die, aus den Händen der milden Geber kommend, von Cottolengo unmittelbar zur Heilung, Unterstützung und Ernährung der Armen verwendet werden. Der König gibt unter andern jährlich fünftausend Ellen Leinwand. Täglich kommen beim Kanonikus Geschenke an Schmuck, Juwelen und Edelsteinen ein, die er gleich vers kauft. Und wenn man ihn fragt, was er um all diesen Reichthümern anfange, so antwortet er gewöhnlich scherzhaft, er verrinne Alles. Wenn der merkwürdige Mann den ganzen Tag unausgesetzt für das irdische und geistliche Wohl seiner Kranken gesorgt hat, verwendet er einen großen Theil der Nacht zum Gebet. Sein Diener versichert, daß er oft seines Herrn Bett nicht zu machen brauche, denn dieser lege sich nur einige Stunden angekleidet auf eine Bank. Er ist so streng und nüchtern in seinem Leben, daß er seit zwei Jahren weder Fleisch noch Wein zu sich nimmt. So erinnert dieser Mann in allem an die erste Christenzeit. Wir werden in der Folge wieder Gelegenheit haben, auf ihn, seine Anstalt und sein Wirken zurück zu kommen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 20. August 1841.

Shylock. — — Dulden ist das Erbtheil unsers Stamms.
Shakespeare.

Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana.

Dritter Brief.

Im Kirchenstaat finden wir die Juden in ungleich minder günstigen Verhältnissen, als in Toscana. Im Jahr 1581 erneuerte Papst Gregor XIII. alle von Paul IV. und Pius V. ertheilten Vorschriften und verschärfte sie, indem er dem Inquisitionstribunal die Aufsicht über die Beziehungen der Israeliten zu Christen und christlichem Glauben zuwies. Sixtus V., sonst so strenge, namentlich wo es sich um Polizeiliches handelte, erwies sich ihnen geneigter und gestattete ihnen im Jahr 1586, in allen Städten des Kirchenstaats ihren Wohnsitz zu wählen, wenn auch kein Ghetto dort sich befand. Ob die Ernennung eines besondern Notars für die Hebräer und Neophyten, eines der vielen von diesem Papste geschaffenen käuflichen Aemter, gleichfalls zu den Wohlthaten gerechnet werden darf, muß dahingestellt bleiben. Was Sixtus V. bewilligt, nahm, gemäß einem in der Papstgeschichte unzähligemale sich wiederholenden Beispiel, Clemens VIII. wieder zurück, und im Jahr 1593 wurden die Juden genöthigt, jeden Ort zu verlassen, wo sie während der letztern Zeiten sich etablirt hatten, und auf Rom und Ancona sich zu beschränken, denen außerhalb Italiens Avignon, eine päpstliche Besitzung, hinzugefügt ward. Als 1598 das Herzogthum Ferrara dem Hause Este genommen und mit dem Kirchenstaate vereinigt wurde, erlaubte der Papst den dort in nicht unbedeutender Zahl ansäßigen Juden, dazubleiben, indem er sie allen sonstigen die Nation betreffenden Bestimmungen unterwarf. Dasselbe that Urban VIII. im Jahr 1626, als er von dem Herzogthum Urbino Besitz nahm, welches der Leste der Della Rovere seinem Oberlehensherrn noch bei seinen Lebzeiten abtrat.

So blieben die Verhältnisse der Juden mit geringen Veränderungen, außer daß man ihnen nach und nach die Ansiedlung in andern Städten gestattete. Benedikt XIV. erließ 1747 eine Konstitution, durch welche die Taufe von jüdischen Kindern gegen den Willen der Eltern untersagt ward, außer unter besondern Umständen, auf welche, wie oben gesagt, auch die toscanischen Gesetze schon Rücksicht genommen hatten. Die Verhältnisse jüdischer Eheleute beim Uebertritt des einen Theils zum Ehristenthum wurden gleichfalls genau auseinander gesetzt, wozon dieser gelehrte Papst auch in seinem berühmten Werk über den Diözesansynodus handelt — Bestimmungen, welche durch ein Reskript Clemens XIV. von 1770 erneuert und zum Theil erweitert wurden. Der Congregation des S. Uffizio (Inquisition) ward zugleich freigestellt, den vom kanonischen Recht festgesetzten Zeitraum von vierzig Tagen, während dessen die

Digitized by Google

Gesinnungen solcher erforscht werden sollen, deren Uebertritt zur christlichen Religion von ihren Verwandten oder sonst gewünscht werden möchte, nach Gutdünken zu verlängern. Frauen, die sich nach dem Uebertritt ihrer Gatten in einem solchen Falle befanden, sollten in die Katechumenenanstalt gebracht, und ihren Glaubensgenossen der Zutritt nicht gestattet werden. Der letztgenannte Papst unterwarf sodann die in Rom wohnenden Israeliten der ausschließlichen Gerichtsbarkeit des Kardinalvikars. — Unter der französischen Regierung wurden die Juden in den theils dem französischen Kaiserreich, theils dem Königreich Italien zugetheilten vormals päpstlichen Provinzen ihren übrigen, dem Napoleonischen Scepter unterworfenen Glaubensgenossen gleichgestellt, und sie konnten sich niederlassen, wo immer sie wollten. Damals verließen auch in Rom Manche den Ghetto und wählten sich Wohnungen in andern Theilen der Stadt. Wenn auch, nach Pius VII. Rückkehr, die päpstliche Gesetzgebung wieder in ihre frühern Rechte eintrat, so wurden jene doch unter Consalvi's Verwaltung hinsichtlich der Wohnungen wenig gehindert, und es ward den Wohlhabenden und Achtbaren nicht schwer, Erlaubniß zu erhalten, zu bleiben, wo sie waren. Dieß änderte sich jedoch unter Leo XII. Der Ghetto ward erweitert, weil er nicht ferner Raum genug hatte, die angewachsene Zahl aufzunehmen; aber Alle ohne Ausnahme wurden genöthigt, sich wieder einsperren zu lassen. Glücklicherweise schließt der neue Zuwachs zwei der bessern Straßen ein.

Schon bemerkte ich im Vorbeigehen, daß die Juden in Rom der spezielen Jurisdiktion des Kardinalvikars, nämlich desjenigen Mitgliedes des h. Kollegiums unterworfen sind, welches den Papst in seiner Eigenschaft als römischer Bischof vertritt. Diese Einrichtung hat auch die neueste im Jahr 1834 erschienene Gerichtsordnung beibehalten. In Civilsachen entscheiden die beiden Sektionen des Vikariatgerichts in erster und zweiter Instanz; in Kriminalfällen besteht hier wie für Alle die Appellation an die Sacra Consulta. Kommerzielle Prozesse werden von dem römischen Handelsgericht und von der Rota als Appellhof entschieden. Die privative Gerichtsbarkeit des Kardinalvikars anzudeuten, befindet sich dessen Wappen über dem Hauptthor des Ghetto, bei welchem ein Wachtposten ist. Auch in polizeilicher Hinsicht steht das Judenviertel exceptionell da. Wie über jeden der vierzehn Rione Roms eine Präsidentur oder Polizeidirektion gesetzt ist, welche sämmtlich vom Governatore abhängen, dessen Amt eine der ersten Würden der Prälatur ist und unmittelbar zum Kardinalat führt, wie die Stellen des Uditore della Camera, des Tesoriere und des Majordomus: so hat der Ghetto eine eigene polizeiliche Verwaltung. Dem Präsidenten stehen indeß noch andere Befugnisse zu, außer den gewöhnlichen; denn während er der Chef der eigentlichen Polizei ist, die Handlungsbücher beglaubigen muß u. s. w., liegt ihm auch die Administration des Oekonomischen ob, und durch ihn wird die Gemeinde (oder Universita degli Ebrei) der Regierung gegenüber repräsentirt, da dieß nicht durch ihre eigenen Glieder geschehen kann. Es findet also hier eine Art Schutzverhältniß statt. Der Präsident, gegenwärtig ein römischer Fürst aus einer der ersten Familien, hat seine Unterbeamten und Polizeidiener.

(Schluß folgt.)

Der Fall in der Felsschlucht.

(Fortsetzung.)

Es ward dunkel. Ein Rauschen in der Nähe erschreckte ihn nur augenblicklich, dann trug es ihm Hoffnung zu. Selbst ein Waldfrevler konnte ihm jetzt als ein vom Himmel Gesandter erscheinen. — Es näherte sich den Waldabhang herab dem Rinnsal des Bächleins. Er suchte durch seinen Feldzeugminger hindurch die Stelle zu erspähen. — Der Hirsch war's, der zur Tränke kam. — Ein Bedrückter denkt hoffend auch an das Unwahrscheinlichste. Konnte nicht ein Schütze, der dem Wild auf der Spur war, aus dem Dickicht es zu erlegen trachten? Es war die Zeit des Anstandes. Er wartete auf einen Schuß, um dann seinen Hülferuf ertönen zu lassen. „Friedliches Geschöpf," — dachte er, — „dein Tod wäre mein Leben!" — Der Hirsch wandte sich von der Quelle hinweg und lief den Pfad vorwärts gegen das Thal. — Kein Gewehr knallte.

Sein Fuß schmerzte ihn immer stärker; er hatte ein Fieber zu befürchten, und nun die lange, lange Nacht! weniger fürchterlich durch das Grauen der unheimlichen Einsamkeit, ja selbst durch seine körperliche Lage und die ihn durchschauernde feuchte Kälte, als durch den Gedanken an die Besorgniße der Seinigen, ihre Rathlosigkeit und wachsende Angst. Die Vergegenwärtigung ihres Zustandes brachte ihm noch quälendere Bilder, als die Furcht, es möchte vielleicht selbst am morgenden Tage sein Rufen kein aufmerkendes, theilnehmendes Menschenohr treffen. Durch alle grauenvolle Möglichkeiten hindurch sprach doch eine Stimme seines Innern: „Es ist das Ziel deines Lebens und Wirkens noch nicht gekommen. Gott läßt dich hier nicht verschmachten. Er sendet Hülfe!" Er beschloß, sich durch körperliche Regsamkeit möglichst wieder zu erwärmen, und wollte dann versuchen, sich der Felsenspalte zu entwinden, die naße Wildniß zu durchkriechen und den Abhang bis auf einige Höhe zu

Digitized by Google

erklimmen, damit wenigſtens morgen ſeine Stimme freieren Raum fände.

Sein Auge gewöhnte ſich an die Dunkelheit; er muſterte die Enge, wie ein Trenck ſein Gefängniß; er beſichtigte, befühlte alle Unebenheiten der Felsſtücke und entwarf einen Operationsplan, worin jeder Zoll erwogen wurde. — Dieß gab ihm Beſchäftigung und nährte ſeine Hoffnung. — Kam er nach einer kummer- und ſchmerzvoll hingebrachten Nacht davon, ſo hatte er es zum großen Theil ſeiner geſunden Leibes- und Seelenkonſtitution zu danken. — Hundert Dinge muß der Menſch täglich thun oder laſſen, um das ihm Gemäße und Heilſame ſich anzueignen; aus viel tauſend Elementen webt und bildet ſich ſo der Grundſtock unſeres Weſens, unſer Selbſtſtand zuſammen. Dieſer aber iſt dann hinwieder die Garantie, daß wir unter den auf uns anrückenden Zufällen auch den unglücklichſten überwinden. — Eine ſolche Reflexion ſelbſt im verzweiflungsvollſten Zuſtande lag wohl in ſeinem Weſen, und eine innere Lebenskraft hielt ſein Gemüth aufrecht. Sterben doch die meiſten Menſchen, im tiefen Grunde genommen, an ihren Gedanken.

Laßt uns nun unſern Antheil auch ſeiner Familie zuwenden; denn der Zuſtand einer ſolchen, die den Vater vermißt und in wachſender Sorge ſeiner Rückkunft vergeblich harrt, iſt fürwahr oft nicht weniger bedauernswürdig, als der Unſtern des Vermißten ſelbſt; — wie ja unſer Mitleid ſelbſt bei Sterbenden in manchen Fällen mehr noch den Hinterbleibenden als den Entſchlummernden gilt.

Schon das Blank nicht zum Abendtiſche kam, gehörte zu den Ausnahmen, über die man ſich jedoch beruhigte, wenn er ſich nur in der Stunde des Schlafengehens einfand. Dieſe kam — aber der Gatte nicht. — Die Mutter wurde unruhig und faſt ärgerlich, daß er ſo ganz die Rückſicht auf ſie und die Kinder vielleicht über einer bloßen Weinhausjovialität vergeſſen konnte. Auch die Kinder nahmen an dieſer gemiſchten Stimmung Theil. — Wilhelm war ebenfalls noch auf den Beinen; er hatte Roberts Skizzenbelt zur Hand genommen und vergaß nun den Schlaf über den nach dem Leben gezeichneten Baumgruppen, Felſen und Waſſerfällen; er vertiefte ſich mit ſeiner kindlichen Einbildungskraft ganz darein.

Die Natur überwand die beunruhigenden Gedanken; Eines um das Andere fühlte ſich ſchläfrig. „Wir wollen uns niederlegen,“ ſagte die Mutter, ſich ſelbſt beſchwichtigend. „Wenn wir heute Nacht aufwachen, iſt der Vater wohl ſchon da. Er tritt, wenn er luſtig geweſen, ſachte auf und ſchleicht ſich im Finſtern in's Bette. Schon manchmal haben wir ſein Kommen verſchlafen.“ — Nicht lange, ſo lagen Alle im erſten feſten Schlafe. Es mochte um Mitternacht ſeyn, da regte ſich Wilhelm in ſeinem Bette. Die Mutter wurde wach; ſie glaubte ſchon lange geſchlummert zu haben und den Tag nahe. Sie horchte und hörte keine Athemzüge vom nachbarlichen Lager ihres Gatten. Kaum getraute ſie ſich, hinübergeiehnt, deſſen Decke zu berühren. — Sie that's; es war aufgebettet wie zuvor. Eine unbeſchreibliche Angſt befiel ſie; ſie weckte die Töchter und machte Licht. Eine große Beſtürzung übermannte Alle. „Heiliger Gott!“ — rief die Mutter — „er iſt nicht bei ſeinen Bekannten! er iſt nicht hier in der Stadt! wie hätte er uns das gethan! Es iſt ihm etwas zugeſtoßen! — Aber wäre es auch draußen geſchehen, er hatte doch Botſchaft geſchickt, wenn er bei Menſchen wäre! Ach Gott! es iſt ihm groß Leid widerfahren!“

Die Kinder ſuchten andere, tröſtlichere Möglichkeiten auf und fanden deren ſo gut als keine. Sie waren ſchnell in den Kleidern. Die beiden ältern nahmen eine Laterne und enteilten dem Hauſe. Die Angſt um den theuern Vater hob ſie über alle andere Furcht des weiblichen Herzens hinweg. Die Straßenbeleuchtung war ſchon erloſchen; der Himmel lag umwölkt, ſternlos über ihnen; der abnehmende Mond leuchtete in ſchwermüthigem Schein vom Waldberge her. — Beim Gaſthofe, wo ſie ihn vermuthen konnten, war alles ſtill und dunkel. — Sie klingelten bei einem Bekannten, ſeinem älteſten Jugendfreunde. — Dieſer, betroffen über das Erwecktwerden und die nächtliche Anfrage, gab die troſtloſe Auskunft, daß er ihren Vater geſtern mit keinem Auge geſehen, auch nicht das Geringſte von ihm gehört habe. — Sie wußten keinen Rath und brachten die leidige Antwort nach Hauſe. Man beſann ſich auf jedes Wort, das der Vater heute geſprochen, was er namentlich im Abgehen mochte geſagt haben, oder ob nicht in der letzten Zeit ein Umſtand vorgekommen, aus dem ſich ſein Ausbleiben erklären ließ. — Keine Vermuthung wollte anſchlagen.

Auch Wilhelm war einige Zeit wach geweſen, hatte kindlichen Antheil an der Unruhe der Familie genommen und war dann wieder in einen von verworrenen Bildern durchwobenen Schlummer geſunken. Während ſich die Mutter mit den Töchtern in großen Aengſten beſprach, wurde des Knaben Stimme aus dem Schlafzimmer vernommen. Er rief mit bangem, gepreßtem Tone: „Vater! Vater!“ — Man erweckte ihn; er hatte geträumt. — „Ich weiß, wo der Vater iſt!“ rief er. „Ich ſah ihn in einer Waldſchlucht zwiſchen Felſen liegen. Es muß ihm etwas geſchehen ſeyn, aber er lebt; er gab mir Gehör!“

Dieſe Rede des Knaben klang der Familie wie Wahrſagung. Sie fragten ihn um die nähern Umſtände. Wilhelm hatte im Traume den Vater hülflos an einem wilden, felſigen Ort im Walde liegen ſehen, welchen er ſchon einmal mit ihm und Robert beſucht haben wollte.

Digitized by Google

Zwischen Wachen und Schlafen war ihm auch gekommen, daß er heute Nachmittag noch unter der Thüre ihn auf einen Spaziergang zu sich in's Archiv beschieden, was er jedoch über seinem Feste vergessen hatte. — Er blieb deshalb auf seiner Behauptung, daß der Vater dort und nirgend anderswo sey. Daß ihm das Gesicht nur im Traume gekommen, darauf ließ er sich gar nicht ein; er versicherte vielmehr, den Vater wirklich gesehen und rufen gehört zu haben. — Er beschrieb die Lage und Beschaffenheit der Felsschlucht, durch die Vision aufgeregt, so lebendig, daß sie ihm unwillkürlich Glauben schenkten. Sie hielten seinen Traum gern für mehr als nur dieses, für eine Schickung von oben. Wilhelm versicherte, den Ort unter Begleitung von Erwachsenen finden zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bremen, Juli.

(Fortsetzung.)

Eine Fahrt nach Bremerhafen.

Ich ging auf eine große Fregatte, deren Verdeck voll Auswanderer stand, die dem Aufwinden der „Töde" zusahen. Töde heißt hier jeder Nachen, der einen Kiel hat und sich dadurch zum Dienst auf der See eignet. Die Leute waren noch fröhlich; sie hatten noch nicht die letzten Schollen des heimischen Bodens betreten. Aber ich habe gesehen, wie nahe es ihnen geht, wenn sie wirklich die deutsche Erde für immer verlassen, wenn das Schiff, mit allen Passagieren an Bord, langsam aus dem Hafen auf die Rhede legt und von da in die offene See hineinsegelt. Es sind fast lauter treue, deutsche Gesichter, ohne Falsch, mit kräftigen Armen, und man braucht nur einen Augenblick unter ihnen zu verweilen, um die Herzlichkeit zu sehen, mit der sie sich begegnen, um zu erkennen, daß es wahrlich nicht die Schlechtesten sind, die ihr Vaterland verlassen, um sich im Lande der Dollars und der Urwälder anzusiedeln. Der Spruch: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, scheint wie für die Deutschen gemacht, und doch ist es nicht so; wer sich redlich nähren will, geht, wenigstens sehr häufig, nach Amerika. Und es ist bei weitem nicht immer Nahrungslosigkeit, geschweige denn Hungsnot, was diese Leute in die Ferne treibt; es ist die schwankende Stellung des deutschen Bauern zwischen Leibeigenschaft und Unabhängigkeit, es ist die Erwerbsunsicherheit und das Schalten und Walten der Patrimonialgerichte, was dem Landsmann sein Essen versäuert und den Schlaf unruhig macht, bis er sich entschließt, sein Vaterland zu verlassen. — Es waren Sachsen, die mit diesem Schiffe hinübergingen. Wir stiegen die Treppe hinab, um das Innere des Schiffes zu betrachten. Die Kajüte war außerordentlich elegant und comfortabel eingerichtet; ein kleines, viereckiges Zimmer. Alles elegant, wie in einem Salon der Aristokratie. Mahagoni mit Gold verziert. Vor der Kajüte waren in kleinen niedlichen Zimmerchen die Schlafstätten der Passagiere; daneben sinlag aus einer offenen Thüre der Schiffsendapt der Speisekammer uns entgegen. Wir mußten wieder auf's Verdeck, um eine andere Treppe hinab in's Zwischendeck zu gelangen. „Da unten aber ist's fürchterlich," citirten alle meine Begleiter, als wir wieder hinaufstiegen. Da unten lag die Kanaille, die nicht Geld genug hat, um neunzig Thaler an eine Ueberfahrt in der Kajüte zu wenden, das Volk, vor dem man den Hut nicht zieht, deßen Sitten man hier als gemein, dort als ungebildet bezeichnet, die Plebs, die nichts hat, die aber das Beste ist, was ein König in seinen Reiche haben kann, und die namentlich in Amerika das deutsche Prinzip allein aufrecht hält. Die Deutschen in den Städten sind es, die den Amerikanern ihre jämmerliche Verachtung gegen unsere Nationalität beigebracht haben. Der deutsche Kaufmann macht sich eine Ehre daraus, seine Deutschheit wegzuwerfen und ein kompleter Yankeeaffe zu werden. Dieses Zwittergeschöpf ist glücklich, wenn man ihm den Deutschen nicht mehr anmerkt, spricht englisch auch mit seinen Landsleuten, und wenn er wieder nach Deutschland kommt, spielt er erst recht den Yankee. Man hört oft in den Straßen Bremens englisch sprechen, aber man würde sich sehr irren, wenn man jeden, der englisch spricht, für einen Britten oder Yankee halten wollte; wenn diese nach Deutschland kommen, so sprechen sie immer deutsch, um unsere schwere Sprache zu lernen; jene Leute sind immer in Amerika gewesene Deutsche. Der deutsche Bauer allein ist es, vielleicht noch der Handwerker in den Seestädten, der mit eiserner Festigkeit an seiner volksmäßigen Sitte und Sprache klebt, der, durch die Urwälder, die Alleghanygebirge und die großen Strome von den Yankees geschieden, mitten in den vereinigten Staaten ein neues, freies Deutschland erbaut; in Kentucky, Ohio und im Westen von Pensylvania sind nur die Städte englisch, während auf dem Lande Alles deutsch spricht. Und der Deutsche hat in seinem neuen Vaterlande neue Tugenden gelernt, ohne die alten zu verlieren. Der deutsche Korporationsgeist hat sich hier zu einem ausgebildeten Geiste der politischen, freien Gesellschaftlichkeit entwickelt, er drängt die Regierung tagtäglich um Einführung der deutschen Sprache als Gerichtssprache in den deutschen Counties, er schafft eine deutsche Zeitung nach der andern, die alle einem besonnenen, ruhigen Streben nach Entwicklung der vorliegenden Freiheitselemente huldigen, und was das beste Zeichen seiner Macht ist, er hat die durch alle Staaten verbreitete Partei der „Native Americans" hervorgerufen, welche die Einwanderung hindern und dem Eingewanderten die Erlangung des Bürgerrechts erschweren wollen.

„Dort unten aber ist's fürchterlich." Um das ganze Zwischendeck läuft eine Reihe Betten herum, mehrere neben einander und je zwei übereinander. Eine drückende Luft herrscht hier, wo Männer, Weiber und Kinder wie die Pfastersteine auf der Straße an einander gepackt liegen. Kranke neben Gesunden, alles zusammen. Man stolpert leben Augenblick über einen Haufen Kleider, Geräthe u. dgl.; hier schreien kleine Kinder, dort beut sich ein Kopf aus einem Bette. Es ist ein trauriger Anblick; und wie man es erst sieht, wenn ein anhaltender Sturm alles über einander wirft und die Wellen über's Verdeck jagt, so daß die Luft, die allein noch frische Luft hereinläßt, nicht geöffnet werden kann! Und auf den bremischen Schiffen ist alles noch um menschlichsten eingerichtet. Wie es den Meisten ergeht, die über Hamre gehen, ist bekannt. Wir besuchten nach diesem noch ein anderes, amerikanisches Schiff; es wurde gerade gekocht, und als eine deutsche Frau, die dabei stand, die fabrichten Speisen und die noch schlechtere Zubereitung sah, sagte sie unter bittern Thränen: wenn sie das gewußt hätte, wäre sie lieber zu Hause geblieben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 21. August 1841.

— You gods, your present kindness
Makes my past miseries sport!
Shakespeare.

Der Fall in der Felsenschlucht.

(Fortsetzung.)

Kein anderer Gedanke fand jetzt bei der Familie mehr Raum; man sprach von der Nachforschung an dem bezeichneten Ort als von etwas, das einzig und allein und sogleich geschehen müsse. Ein dienstwilliger Hausgenosse wurde geweckt und angegangen, die größern Schwestern und Wilhelm mit der Laterne zu begleiten. Die Thränen der Zurückbleibenden, die innigsten Wünsche für Auffindung des lieben Vaters folgten ihnen, als sie aus dem Haus in die trübe Nacht hinaustraten. Rüstig schritten sie durch das nahe Thor dem Dorfe zu. Hier rief der Nachtwächter schon die zweite Stunde nach Mitternacht aus. Sie erzählten ihm, was vorgegangen und was sie im Sinne haben, und befragten ihn über die Oertlichkeit nach ihres kleinen Bruders Angaben. Er kannte die Schlucht; man versprach eine Belohnung, wenn er Jemand zum Beistande bewegen wolle. Er weckte seinen Sohn, der die nächtlichen Wanderer mit einer Kienfackel begleitete.

Mit welchem Gefühl beschritten die Kinder die wilde Enge, aus welcher das Waldwasser hervorsprudelte! Hörte wohl der vermißte Vater noch dessen Rauschen vom Felsen herab? — Wunderlich erleuchtete die Fackel die Büsche umher, die Baumwipfel über ihnen. Ein ungewohnter Anblick, in ihrer Lage ein unvergeßliches, schaudervolles Nachtstück. Keines wollte der Letzte seyn auf dem schmalen Schlangenpfade. Wilhelm, ohne große Furcht unter dem schützenden Geleite, gehoben durch seinen prophetischen Traum, war der Vorderste.

Der Verlassene lag auf seiner feuchten Stelle, in sich gekehrt, ermattet, nicht schlafend, aber in einem dumpfen Hindrüten, im verworrenen Wechsel einer innern Bilderwelt für die äußere fast bewußtlos. Da klang es in seine Oede durch das Wasserrauschen hindurch wie ferne Stimmen. Er wurde wach, seine Sinne rangen sich schnell aus der Betäubung des fieberhaften Zustandes zur Schärfe der Wahrnehmung heraus. Die Töne näherten sich; er unterschied sie deutlich von dem Rieseln der Cascatellen, das dem in Undeutlichkeit Lauschenden zuweilen Menschen- oder Geisterstimmen vortäuscht. Ein Schein rückte vorwärtsschreitend um die Ecke. — Das war nicht das kaltbleiche Licht des Mondes, den jetzt eine dichte schwarze Wolke umhüllte; das war rothgelber Fackelschein! — Noch ehe er seinen Hülferuf diesem entgegenschicken konnte, drang schon eine Kinderstimme an sein Ohr: Vater! Vater! — Das war seines Wilhelms Ton. Er rief dessen Namen; — da erhob sich ein

Digitized by Google

unbeſchreibliches, aus Jubel und Weinen gemiſchtes Gegenrufen der Kinder.

„Barmherziger Gott! ja, dieß biſt du! o unergründliches Walten!“ Dieſes Gefühl durchdrang mit balſamiſcher Wärme ſeinen erkalteten Leib, ſeine bekümmerte Seele. Sie eilten heran und waren ſchon an den untern Klippen; er ermahnte ſie, gemach zu thun zwiſchen dem Geſtein und den Fackelträger vorleuchten zu laſſen. — Jetzt umſtanden ſie die klaffende Spalte, worin er lag. Die Rettungsfreude wurde durch den Schrecken über das allerdings Jammervolle dieſes Anblicks getrübt. So gefaßt der Verunglückte auch geweſen, Beſtürzung und Sorge hatten ſein Angeſicht in die Länge gezogen und die Furchen tiefſter Anfechtung darein gegraben, Feuchte und Nachtfroſt hatten es zur Todtenbleichheit entfärbt. Sie meinten in dem vom Fackelſchein grell Beſchienenen den ſterbenden Vater zu ſehen. „Habt nur keine weitere Angſt, Kinder!“ ſagte er in tröſtend ſtarkem Tone. „Mir iſt nichts Lebensgefährliches geſchehen; nur konnte ich meinen im Falle verrenkten Fuß nicht brauchen und mußte in Gottes Namen harren, bis er Hülfe ſandte. Und wie hat er ſie geſandt!“

Die Kinder boten ihm ſchluchzend die Hände; durch die beiden Begleiter gehoben, entwand er ſich dem Felſenzwinger. — Im Ueberſtrömen des Mitleids und der Freude drängten ſich die Mädchen an ihn und fühlten mit Grauſen, wie naßkalt er war. Er ſchob ſie ſorgſam von ſich. — „Hütet euch vor mir, ihr ſeyd leicht gekleidet!“ ſagte er. „Aber redet, ihr Guten! ihr Engel vom Himmel geſandt! wie fandet ihr mich?“ — „Ich habe dich hier liegen ſehen!“ rief Wilhelm; „du biſt mir erſchienen!“ — „Im Traume!“ fügten die Schweſtern bei. — „Genug hievon! Großer Gott! was iſt das? Wenn wir in Ruhe ſind, das Weitere!“ rief der Vater.

Die Begleiter hielten ihn aufrecht. Er vermochte nicht auf den rechten Fuß zu treten vor Schmerzen. Die Kinder nahmen Leuchte und Fackel, während ihn die jungen Männer durch das Geklüfte herabzutragen ſich anſchickten. — Sollte man es glauben, daß er auf die frappante Beleuchtung dieſes Jammerorts noch einmal ſeinen Blick mit Bewußtſeyn, ja mit einigem Intereſſe richtete und ſelbſt die Kinder darauf aufmerkſam machte? So umblickte er auch das im magiſchen Helldunkel aufragende Felſenamphitheater.

„Haltet!“ rief er; „ſetzt mich hier aufs Trockene! Oben auf der Felſenſpalte liegt meine Mappe; ſie wird mit einem langen Aſte wohl zu erreichen ſeyn. Nähert euch mit der Fackel, geht euch aber in keine Gefahr. Ich möchte die Zeichnung nicht gerne miſſen; ſie wird mir ein lebenslanges Andenken ſeyn; ich will ſie als Warnungstafel hinter Glas und Rahmen gefaßt aufhängen.“ — Der Sohn des Nachtwächters that das Verlangte und brachte in wenigen Minuten die Mappe. Ohne weitere Anſtände kamen ſie durch das Geſtein und auf betretenem Pfade die Schlucht hervor. Die Töchter hielten des Vaters Hände angefaßt; das Schaukeln auf den Armen der Träger, die in ſeine Glieder wiederkehrende Wärme, das ihn belebende Gefühl, den Seinigen durch ſo wunderbare Fügung wiedergegeben zu ſeyn, ſie wiegten ihn in einen ſchlummerähnlichen Zuſtand mit dunkelm Bewußtſeyn von der Gegenwart. Er war mehr Seele als Körper.

(Schluß folgt.)

Die Juden im Kirchenſtaat und in Toscana.

(Schluß.)

Ich machte bereits darauf aufmerkſam, daß den Iſraeliten im Kirchenſtaat die Erwerbung des Grundeigenthums unterſagt iſt, wenn auch einige Wenige das Geſetz dadurch umgehen, daß ſie unter fremden Namen Güter kaufen. Die im Ghetto gelegenen Häuſer gehören nun größtentheils Corporationen und Wohlthätigkeitsanſtalten, welche dieſelben meiſt zu geringen Preiſen erworben haben. Die iſraelitiſchen Miether aber haben ſie gewiſſermaßen in Erbpacht. Denn ſie können nicht gezwungen werden, ihre Wohnungen zu verlaſſen, wenn ſie den Pachtbedingungen regelmäßig nachkommen. Mißbräuchen zu ſteuern, welche unvermeidlich geweſen wären, da die Juden ausſchließlich auf dieſe wenigen Straßen beſchränkt ſind und hier durchaus wohnen müſſen, beſteht ein altes Recht, vermöge deſſen der Pachtzins vom Eigenthümer nicht erhöht werden darf, ſondern bei dem einmal angenommenen Satz ſtehen bleiben muß. Es heißt das Jus Gazagà und iſt in die päpſtlichen Geſetze übergegangen. An gerichtlichen Fragen und Streitigkeiten fehlt es dabei nicht, wenn es ſich um Ausbeſſerung und Verſchönerung der Wohnungen handelt. Die nöthigen Ausbeſſerungen ſind durch das Jus Gazagà berückſichtigt und können keine Modifikation des Zinſes herbeiführen; ja dieß geht ſo weit, daß, wenn ein Haus einſtürzt und der Eigenthümer es wieder aufbauen läßt, der alte Miethsmann das Recht hat, das neue Haus zu den früheren Bedingungen zu beziehen. Ueber Entſchädigung für Erweiterungen oder nicht unumgänglich nöthige Ausbeſſerungen entſcheidet freundliches Uebereinkommen oder das Gericht. Vor böswilligen Belaſtigungen und Beſchädigungen ſind die Juden durch beſondere Verordnungen und durch ihre Präſidentur geſchützt. Eigentlich ſoll der Senator, als oberſte ſtädtiſche Behörde, dafür Sorge tragen, und auf das Verhältniß zu ihm in ſeiner Eigenſchaft als Haupt des Volkes (wovon die päpſtliche

Digitized by Google

Regierung, seit sie im fünfzehnten Jahrhundert wieder zu Kräften gekommen, ihm nicht viel gelassen) bezieht sich die alte Sitte der Huldigung, welche die Gemeinde jedes Jahr zu Anfang des Carnevals im Palast der Conservatoren auf dem Capitol zu leisten genöthigt ist. Das Schimpfliche, welches diese Ceremonie ehemals an sich trug, ist glücklicherweise abgeschafft worden; jetzt ist sie nichts als eine sehr uninteressante, wenige Minuten währende Formalität, zu welcher neugierige Fremde im beginnenden Fastnachtstaumel schaarenweise hin zu strömen pflegen, um höchst unbefriedigt wieder nach Hause zu gehen. Das Ganze beschränkt sich gegenwärtig auf die Ueberreichung einer unbedeutenden Summe Geldes und der in ganz Italien üblichen Preisteppiche (palii), welche bei den verschiedenen, während des Carnevals stattfindenden Pferderennen als Prämie vertheilt werden, und von denen einer von Gold-, der andere von Silberstoff ist, zwei von Sammt und drei von Brocat. Als die Lehnsrechte und Gefälle unter Pius VII. im Kirchenstaat abgeschafft wurden, wollte auch die jüdische Cooperation dieser Verpflichtung sich entziehen, indem sie behauptete, dieselbe gehöre in das Gebiet der Baronalgerechtigkeit des Senates. Von einer zur Untersuchung der Ansprüche einberufenen Commission ward indeß die Sache ablehnend entschieden.

Die Zahl der in den ältern Provinzen des Kirchenstaats befindlichen Israeliten beläuft sich auf ungefähr 6700. Von diesen kommen auf die Stadt Rom 4500, auf Ancona 1800, während die übrigen 400 auf Bologna, Perugia, Spoleto, Terni u. s. w. sich vertheilen, wo kein Ghetto eingerichtet ist. Das vormalige Herzogthum Urbino zählt gegen 1100, nämlich Sinigallia, der Schauplatz der besuchtesten Messen Italiens, 500, Pesaro 400; Urbino selbst, welches jetzt auf keinen bedeutenden Verkehr mehr Anspruch machen kann, obgleich neue, vortreffliche Straßen ihm von seiner thronenden Höhe aus die Verbindung mit Toscana erleichtern, nur 150; der Rest in dem abgelegenen Gebirgsthälchen Gubbio. Die ferrarensische Provinz hat etwa 2250 aufzuweisen, von welchen 1800 auf die alte Hauptstadt der Este, 300 auf Lugo, 150 auf Cento kommen. Der Nachkomme der Este, der Herzog von Modena, hegt gegen dieses Volk weniger gnädige Gesinnungen als seine Vorgänger. Die jüdische Gesammtbevölkerung übersteigt also 10,000 Seelen auf ungefähr zwei Millionen 800,000 Einwohner im ganzen Staate. Beinahe alle widmen sich dem Handel und Gewerbe, und in Rom selbst ziehen sie immerfort als Hausiree durch die Straßen, während die Weiber, wie ich bereits erwähnte, zum Ausbessern der Kleidungsstücke, worin sie beinahe allerwärts eine große Gewandtheit haben (u. A. in Constantinopel, wo sie sich fast ausschließlich damit und dem Teödel beschäftigen), in die Häuser gehen. Die Zahl der Reichen ist nicht groß, die der Armen unverhältnißmäßig. Sie haben ihre Rabbiner, Schulen und Stiftungen, wie Gesellschaften zu wohlthätigen Zwecken; es fehlt aber viel daran, daß alles so wohl geordnet und eingerichtet wäre, wie in Livorno. Bürgerliche Rechte genießen sie nirgends und sind folglich von Aemtern, welche sie auch seyn mögen, ausgeschlossen, wie sie denn überhaupt bloß geduldet sind und ursprünglich zum römischen Volke in einem Vasallenverhältniß stehen. Eben so wenig können sie inländische Universitäten besuchen, um z. B. den medizinischen Doktorgrad zu erlangen, da auf den hohen Schulen des Kirchenstaats überhaupt das katholische Glaubensbekenntniß zur Promotion erforderlich ist. In diesen und andern Dingen haben die Päpste ihre Grundsätze immer offen ausgesprochen, und Clemens XIV. erklärte im Jahr 1770, eben in Bezug auf die Verhältnisse der Israeliten, in Sachen, wo der Glaube in Betracht komme, könne der Papst auf die Sitte anderer Nationen keine Rücksicht nehmen. Sonst sind, namentlich in unsern Tagen, die Juden in Wandel und Wesekehr ziemlich ungehindert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, August.

Ginevra von Ranieri.

Vor einiger Zeit ist, unter Angabe eines fremden Druckorts, in Neapel ein Buch erschienen, welches in mehrfacher Beziehung auf Beachtung Anspruch hat. Es ist eine Sittenschilderung, die man kaum einen Roman nennen kann, obgleich sie erdichtete Ereignisse erzählt. Unter dem Titel: Ginevra, o l'orfana della Nunziata, hat der Verfasser, Antonio Ranieri, eine Darstellung geliefert, in welcher er, dem lakonischen Vorwort zufolge, nicht im Besondern die Sitten und Zustände des Waisenhauses, welches auf dem Titel genannt wird, hat schildern wollen, sondern jene der ganzen Stadt Neapel; zugleich erklärt er, die in der Geschichte handelnden Personen seyen nicht etwa Bildnisse von diesem und jenem, sondern Conterfeie vieler menschlichen Charaktere im Allgemeinen. Es ist ein schönes Compliment, das der Verfasser, selbst ein Neapolitaner, seinen Landsleuten macht, indem er ihnen einen solchen Spiegel vorhält. Denn alles Grauenvolle und Gräßliche, Mitleid- und Scham erregende, ist in dieser Ginevra zusammengehäuft, und mit Recht wundert man sich darüber, woher die Elemente und Begriffe von diesem Elend und dieser Noth, von fürchterlichster Grausamkeit und bodenloser Gemeinheit, von einer jedes erfindliche Maß überschreitenden Verruchtheit, diese wilde Jagd von Leiden und physischen und moralischen Verfolgungen genommen ist. Die Produktion mit dem Titel eines, wenn ich nicht irre, Spießbürgerschen Romans zu bezeichnen, haben wir eine neue Reise durch die Höhlen des Unglücks und Lasters vor uns, und zwar durch die tiefsten, unsaubersten und schwärzesten. Die Waise, Ginevra, erzählt ihre Geschichte selbst, als eine Art Generalbeichte, die sie kurz vor ihrem Ende dem frommen Geistlichen ablegt, der ihre

Digitized by Google

gequälte Seele auf eine andere Welt vorbereitet. So beginnt sie die Erzählung mit den ersten Erinnerungen und geht ihr ganzes fünfundzwanzigjähriges Leben durch, in welchem nur wenige Lichtstrahlen sind. Durch eine unglaubliche Verkettung des Geschicks dreimal in das nämliche Waisenhaus gebracht, verbringt sie dort die Mehrzahl ihrer Jahre; den Rest bei Leuten, die sie, wie häufig geschieht, zu Dienstleistungen zu sich genommen, im Armenhause, endlich in Rom nach ihrer Flucht. — Es liegt nicht in meiner Absicht, das Gerippe dieser tragischen Geschichte geben zu wollen, deren Interesse wesentlich auf den Einzelheiten beruht. Sie erinnert an einen Theil des Oliver Twist, aber ohne dessen Peripetie; vielleicht hat sie auch Aehnlichkeit mit Michael Armstrong, worüber ich indeß noch urtheilen kann, da ich aus Grundsatz nichts mehr von der Mrs. Trollope lese. Welches Ziel nun auch immer der Verfasser sich dabei vorgesteckt, er hat über dasselbe hinausgeschossen, und zu der Entrüstung, welche der Inhalt erweckt, wenn man annimmt, daß irgendwo wirklich so gelebt und gehandelt werde, gesellt sich ein moralischer Ekel, der den Eindruck des Buches großentheils zerstört, indem er dasselbe widerwärtig macht. Mag es im Waisen- und Armenhause zu Neapel in den zwanziger Jahren — denn es ist die Gegenwart, die uns vorgeführt wird — noch so arg und entsetzlich zugegangen seyn: so, wie wir diese Anstalten hier finden, können sie schwerlich bestanden haben. Dazu kommt noch das Karikaturmäßige einzelner Figuren. Für die Schilderung hat übrigens der Verfasser ein bedeutendes Talent, auch für die komische. Die neapolitanische Wirthschaft mit den kalabresischen und apulischen Studenten als Kostgänger könnte nicht gelungener dargestellt seyn und ist voll Leben und Laune. Auch einzelne Charaktere sind vortrefflich aufgefaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Bremen, Juli.

(Schluß.)

Eine Fahrt nach Bremerhafen.

Wir gingen in den Gasthof zurück. Die Prima donna unseres Theaters saß mit ihrem Gemahl, dem ultimo uomo desselben, und mehreren andern Schauspielern in einem Winkel; die übrige Gesellschaft war sehr unbedeutend, und so griff ich nach einigen Druckschen, die auf dem Tische lagen, und von denen ein Jahresbericht über den bremischen Handel das Interessanteste war. Ich ergriff ihn und las folgende Stellen: „Kaffee im Sommer und Herbst gefragt, bis gegen den Winter flauere Zustände auftamen. Zucker genoß vorwährens der Absahme, jedoch kam die eigentliche Idee dafür erst mit den größern Zufuhren.“ Was soll ein armer Literat dazu sagen, wenn er liest, wie die Ausdrucksweise nicht nur der modernen Belletristik, sondern auch der Philosophie den Styl der Mätier durchdringt! Zustände und Ideen in einem Handelsbericht — wer hätte das erwartet! Ich schlug um und fand die Bezeichnung: „Superfein mittelgut ordinär reeller Domingo Kaffee.“ Ich fragte den anwesenden Commis eines der ersten Bremer Rheder, was diese superfeine Bezeichnung sagen wolle. Er antwortete: „Geben Sie diese Probe an, die ich eben von einer für uns angekommenen Ladung gezogen habe; darauf wird jene Benennung angefahr passen.“ Da fand ich denn, daß superfein mittel gut ordinär reeller Domingo-Kaffee ein Kaffee von der Insel Hayti ist, von blaßgraugrünlicher Farbe, und wovon das Pfund aus fünfzehn Loth guten, zehn Loth schwarzen Bohnen und sieben Loth Staub, Steinchen und anderem Unrath besteht. Ich ließ mich so noch in mehrere Mysterien des Hermes einweihen, und vertrieb mit damit die Zeit bis gegen Mittag, wo wir ein sehr mittelmäßiges Mahl einnahmen, und durch die Glocke dann wieder auf's Dampfboot gerufen wurden. Der Regen ließ endlich nach, und kaum hatte das Schiff aus der Geest „gelegt,“ so brachen die Wolken auseinander und die Sonnenstrahlen fielen licht und wärmend auf unsere noch immer feuchten Kleider. Zu allgemeiner Verwunderung aber fuhr das Schiff nicht stromaufwärts, sondern die Rhede hinab, wo ein stolzer Dreimaster eben geankert hatte. Wir waren kaum in die Mitte der Strömung gekommen, als die Wellen größer wurden und das Schiff merklich zu schwanken anfing. Aber, der jes mals auf der See war, fühlt sein Herz nicht höher schlagen, wenn er dieses Zeichen von der Nähe des Meeres spürt! Man glaubt einen Augenblick, es gehe weder hinaus in die freie rauschende See, zu dem tiefblauen Grün der Wogen, mitten hinein in das wunderbare Licht, das Sonne, Himmelblau und Meer vereint erzeugen; man beginnt unwillkürlich wieder, die Bewegung des Schiffs balancirend mitzumachen. Die Damen waren indeß anderer Meinung, sahen sich erschrocken an und wurden bleich, während das Dampfroot „in a gelliant style,“ wie die Engländer sagen, einen Halbkreis um das weit ausgekommene Schiff beschrieb und den Kapitän desselben aufnahm. Der Assekuranzmäklergehülfe erklärte eben einigen Herrn, die sich vergebens am Bug nach dem Namen des Schiffs umgesehen hatten, daß dieses laut seiner Flaggennummer die Maria, Kapitän Ruyter, und laut der Lloydsliste unter dem und dem Tage von Trinidad de Cuba gesegelt sey, als der Kapitän die Treppe des Dampfboots heraufstieg. Unser Asses kuranzmäkler ging ihm entgegen, schüttelte ihm mit Protectorsmiene die Hand und erkundigte sich nach seiner Ueberfahrt, nach der Ladung, und verführte überhaupt einen langen plattdeutschen Dialekt mit ihm, während ich den Schneichelein zuhörte, die der Buchhändler an die halb naiven, halb koketten Schneiderstöchter verschwendete.

Die Sonne ging in voller Glorie unter. Eine glühende Kugel hing sie in einem Netze von Wolkenstreifen, dessen Fäden schon zu brennen schienen, so daß man jeden Augenblick platze erwarten sollen: jetzt, jetzt hat sie das Netz durchgebrannt und fällt zischend in den Strom! Aber ruhig sank sie hinter eine Baumgruppe, die Mosis benutzen Dornbusche glich. Wahrlich, hier wie dort spricht Gott mit lauter Stimme! Doch das heisere Gekläff eines Bremer Oppositionsmannes benützte sich, ihn zu überschreien; der kluge Mann plagte sich, seinem Nachbar zu beweisen, wie es weit klüger gewesen wäre, statt den Bremerhafen zu bauen, das Fahrwasser der Weser auch für größere Schiffe auszutiefen. Leider geht hier die Opposition nur zu oft mehr aus einem Neide gegen die Macht der Parteyler hervor, als aus dem Bewußtseyn, daß die Aristokratie denn verunsinnigten Staate widerstrebe; und dabei ist sie so beschränkt, daß eben so schwer mit ihr über die bremischen Angelegenheiten zu sprechen ist, wie mit den strengen Anhängern des Senats. — Beide Parteien überzeugen einen immer mehr, daß so kleine Staaten, wie Bremen, sich überleben haben, und selbst in einem nächstigen Staatenverbande ein nach Außen hin gedrücktes und nach Innen phlegmatisch-altersschwaches Leben führen müssen. — Jetzt waren wir dicht an Bremen. Der lange Ansgarinsdom streckte uns, wo den sich unsere „kirchlichen Wirren“ knüpften, stieg aus Moor und Haide auf, und daß waren wir an den hohen Waarenlagern, welche die rechte Weserseite einfassen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 25.

Sonnabend, 21. August 1841.

[340] Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Reisen und Länderbeschreibungen,

21ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Ein Besuch

auf

Montenegro.

Von

Heinrich Stieglitz.

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt: Basar. — Zug nach Niegusch und Zetinje. — Der Wladika. — Zetinje. — Mietschka Nahia. — Fluß und See. — Zerniza Nahia.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[322] Vollständig ist jetzt erschienen:

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

4 Bände in 5 Abtheilungen oder 36 Heften. Gr. 8. 364 Bogen. 1838—1841.

Druckp. 12 Thlr., Schreibp. 18 Thlr., Velinp. 27 Thlr.

Das Werk ist ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes, bildet aber zugleich ein Supplement zur 8ten Auflage des Conversations-Lexikon, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben; es ist nicht nur ein Werk zum Nachschlagen, sondern zugleich ein durch gewandte Darstellung anziehendes Lesebuch über Alles, was die Zeit bewegt. — Die

achte Auflage des Conversations-Lexikon,

an das sich das Conversations-Lexikon der Gegenwart zunächst anschließt, behauptet fortwährend unter allen ähnlichen Werken den ersten Rang. Ein vollständiges Exemplar kostet auf Druckp. 16 Thlr., Schreibp. 24 Thlr., Velinp. 36 Thlr. und ein für jeden Besitzer unentbehrliches

Universal-Register

auf Druckp. 3/4 Thlr., Schreibp. 1 Thlr., 1 1/2 Thlr. — Von dem

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur,

das in den Jahren 1832—34 in 4 Bänden erschien und zunächst einen Supplementband zur 8ten Auflage des Conversations-Lexikon bildet, sind noch einige Exemplare vorrathig, die auf Druckp. 8 Thlr., Schreibp. 12 Thlr., Velinp. 18 Thlr. kosten. Es gibt wie das Conversations-Lexikon der Gegenwart für die letzten Jahre, so für die denkwürdige Zeit von 1830—34 ein lebendiges anziehendes Gemälde.

Durch alle Buchhandlungen kann Obiges von mir bezogen werden; solche Personen, die wünschen sollten, sich diese Werke nach und nach anzuschaffen, können ganz nach ihrer Convenienz und in beliebigen Zeiträumen dieselben in einzelnen Bänden, Lieferungen oder Heften ohne Preiserhöhung beziehen.

Leipzig, im Juli 1841.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

[342] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte Rußlands

von

M. Ustrialow.

Aus dem Russischen übersetzt

von

E. W.

Zweiter Band zweite Abtheilung.

Preis 1 fl. 21 kr. oder 21 Gr.

Inhalt: Neuere Geschichte. 1) Katharina II. a) Aeußere Angelegenheiten. b) Wiederherstellung der Rechte der Dissidenten. c) Der erste türkische Krieg. d) Das griechische Project. e) Die bewaffnete Neutralität. f) Einverleibung der Krim. g) Zweiter türkischer Krieg. h) Der Fall Polens. i) Innere Einrichtungen. 2) Paul I. 3) Alexander I. a) Auswärtige Angelegenheiten. b) Oesterreichischer Krieg. c) Preußischer Krieg. d) Schwedischer Krieg. e) Türkischer Krieg. f) Der Persische Krieg.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[349] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue vermehrte Auflage.

Wichtige, von der hohen Bundesversammlung mit 100,000 Gulden honorirte Erfindung.

Die Dampfkraft

ersetzt durch eine neue, mindestens zehnmal wohlfeilere (45 Pferde = 2 Thlr. täglich) und dabei ganz gefahrlose Kraft, welche sich als vollkommenstes Ersatzmittel jeder andern Kraft bereits auf das Glänzendste bewährt hat. Mit Abbildung der Maschine und der dazu nöthigen Apparate.

gr. 8. broch. Leipzig bei **C. B. Polet.** Preis 12 gGr.

Die hohen Interesse, welche diese Erfindung erregt hat, da binnen Kurzem auf dem Wege des Elektromagnetismus eine Locomotive von Leipzig nach Dresden geführt wird, zeigt bereits die größmalichte Ausbildung dieser Erfindung, in wenigen Wochen wurden mehrere Tausend von diesem Werkchen verkauft.

[328] Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Vier Jahre in Spanien.

Die Karlisten,

ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang.

Skizzen und Erinnerungen aus dem Bürgerkriege,

von

A. v. Goeben,

Königl. Spanischem Oberstlieutenant im Generalstabe.

gr. 8. 1841. geh. Preis 3⅓ Thlr.

Dieses Werk enthält eine umfassende und höchst anziehende Darstellung der Ereignisse, welche von 1833 bis 1840 eines der schönsten Länder Europas in die Greuel und das Elend des Bürgerkriegs und der Anarchie stürzten, und die bisher in Deutschland nur durch Zeitungsberichte und vereinzelte Aufsätze bekannt waren, da das einzige Werk, welches über sie erschien, „Cabrera," von Hrn. General Baron von Rahden, nur einen kleinen Theil, eine Episode, des blutigen Dramas begreift, das hier durch alle seine Phasen dem Leser vorgelegt wird.

Diese Memoiren sind durch ihre Vielseitigkeit für jeden Gebildeten gleich interessant, indem sie, auf eigene Anschauung des Verfassers während fünfthalbjährigen Aufenthalts unter den streitenden Parteien gegründet, dem Forscher jene Ereignisse geschichtlich entwickeln und zugleich vom politischen Gesichtspunkte aus die Ansprüche und Rechte der Einen und der Andern beleuchten. Besonders findet der Militair in der Beschreibung jenes merkwürdigen Kampfes und seiner so überraschenden Operationen und Züge, in der Analyse des spanischen Guerrillero- und Gebirgskrieges, so wie in vielfachen sonstigen Bemerkungen und neuen Aufschlüssen reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung.

Es darf daher die Lektüre dieses Werks um so allgemeiner empfohlen werden, da die mannichfach wechselnden Erlebnisse und Beobachtungen des Verfassers während seiner Theilnahme an dem Bürgerkriege, so wie die Schilderungen des Volks und des Landes außerdem das lebhafteste Interesse erregen.

[343] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Juli 1841.

Größere Aufsätze.

Der Fall der Tártei. — Die Zigeuner in Spanien: Zigeunerrevolutionen in den Städten. — Industrieschule auf einem englischen Dorfe. — Petersburger Skizzen: eine Promenade in St. Petersburg; Abende am Theetisch. — Die Insel Bunta. — Ueber den Namen Tatra. — Die Botschaft des Präsidenten Tyler. — Der Beitritt des schwedischen Reichstags. — Bilder aus Griechenland: Streifzüge in

Digitized by Google

Messenien: die irregulären griechischen Truppen und ihr Anführer Hadschi-Christos; Navarin; die griechischen Frauen und ihr häusliches Leben. — Bemerkungen über Texas. — Briefe aus dem Innern von Frankreich. IV. V. — Der neueste Besuch im Bataet. — Ebbure Vogelnester und deren Einsammlung bei Karamkolang auf Java. — Die Patriarchenbibliothek in Mostau. — Die Sachsen in Siebenbürgen. — Thätigkeit der mostauischen historischen Gesellschaft. — Die holländischen Besitzungen auf Celebes. — Die Schäferein in Ungarn. — China. (Mit einer Karte.) — Auszug enthält in dem Hauptkloster auf dem Berge Athos. — Die Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen. 1) ihre Bildung und ihr Wirken, so wie ihre Schriften über die Vorzeit des eigentlichen Nordens; 2) die Vorzeit Grönlands; 3) die Entdeckung Americas durch die Normannen; 4) die alten Sagen über Island; 5) Westergaards Sendung nach Asien. — Tätigkeit der mostauischen Gesellschaft. — Die holländischen Besitzungen auf Celebes. — Die Schäfereien in Ungarn. — China. (Mit einer Karte.) — Auszug enthält in dem Hauptkloster auf dem Berge Athos. — Die Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen. 1) ihre Bildung und ihr Wirken, so wie ihre Schriften über die Vorzeit des eigentlichen Nordens; 2) die Vorzeit Grönlands; 3) die Entdeckung Americas durch die Normannen; 4) die alten Sagen über Island; 5) Westergaards Sendung nach Asien. — Tätigkeitsbericht aus Don. — Ueber die Zigeuner im westlichen Afrika. — Die Deutschen im niederländischen Indien. — Obrist Sharp. Eine wahre Geschichte aus den Vereinigten Staaten. — Chinesen auf Java und Sumatra. — Rochet in Abyssinien. — Das Lager Mahmuds. Eine Scene aus der westägyptischen Wüste. — Archäologische Bemerkungen über einige Puncte Kleinasiens, Armeniens und Persiens. Von Ch. Texier. — Belustigungen arabischer Matrosen. — Stellung der Engländer in Afghanistan und Beinschiffan. — Belustigungen der Bewohner Java's. — Die warmen Quellen bei Furnas auf den Azoren.

Chronik der Reisen.

Reise von Ehibuahua nach New-Orleans auf einem bisher unbekannten Wege. — Skizzen aus Java. III. — Wermland, das Grenzland zwischen Schweden und Norwegen.

Kleinere Mittheilungen.

Die Mine bei Fraile bei Malaga. — Versammlungszeit der geologischen Gesellschaft in Frankreich. — Ueber das chinesische Nesselnetz. — Firnung der Pallastzeichnungen. — Der Mauschenillenbaum. — Einsenung der Röhre in den artesischen Brunnen von Grenelle. — Das Königreich Schoa. (Nach Dr. Beke.) — Spuren einer altrömischen Stadt in der Nähe von Besford. — Der Nyonecanal. — Härtung von Gyps. — Jahrzeichen der Erdbeben. — Elektricität und Meteorologie. — Grammatica ragionata della Lingua Otomi. — Die junge Giraffe im zoologischen Garten zu London. — Maßregeln bei Wan. — Macklins Bibel. — Neuer Krieg gegen die Gonds in Indien. — Verbesserung der Zuckerfabrikation in den Colonien. — Die warmen Bäder zu Furnas auf den Azoren. — Bienenzucht in England. — Haferausfuhr aus Irland nach England. — Ueber die Ambraafrage. — Eine Karte des alten Norwegens. — Die Kathedrale von Algier. — Karten von Dänemark. — Slavische Nachrichten. — Unbekannte abyssinische Sprache. — Tiefen, in welcher festsitzende Thiere im Meere leben. — Ein Tag- und Nachttelegraph. — Beobachtung der Vereinigten Staaten. — Unternehmung der Engländer nach Abyssinien. — Zeit der Hagelschauer im südlichen Frankreich. — Die Dampfboote Archimedes und Mammuth. — Thomyslaster. — Hieroglyphen in der großen Pyramide. — Jahresbesammlung der Gesellschaft für Primärunterricht in Frankreich. — Lockvieles Seelebenvon. — Expedition nach dem weißen Nil. — Erdbeben zu Paris und in der Umgegend. — Naturgeschichtliche Sammlungen aus den Seychellen, Zanzibar u. s. w. — Goldstand und Diamanten im Madawadv. — Das Dorf Totoso. — Die Salpeterlagerstelle auf der Insel Ranssakompangdan. — Harzbackstein. — Neues fossiles Reptil. — Filzfunkfabrik in Frankreich. — Die Deutschen in Niederwallis. — Verwandtschaft der Comanches mit Mexicanern und Peruanern. — Die Verfilzung der Kaimans an der Küste von Java. — Die Völker von Boas-Eiern. — Afsanti und die Goldküste. — Altirische Literatur. — Alterthümer in Transkaukasien. — Kutschums Veste in Sibirien. — Freiwillige Auswanderung afrikanischer Neger nach Westindien. — Niederlassung der Franzosen auf Neuseeland. — Ueber die Orangs-Utangs in Borneo. — Die sieben Palästa bei Semipalatinsk. — Zur Geologie der Pariser Bassins.

[347] Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen und zu finden in allen Buchhandlungen:

Rudolphi, Dr. Jng., anschauliche Belehrungen über die Natur nach ihrer zeitgemäßen Entwicklung. Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus. In 4 Bänden. gr. 8. Subscriptionspreis 4 Thlr. — 2ter Theil: Sommer, umfaßt 196 Artikel. Ladenpreis 1¼ Thlr.

Nicht bloß dem Schul- und Hauslehrer, der Erzieherin, den Eltern wird dieses Werk ein erwünschter Leitfaden werden, auch dem Landgeistlichen, Gutsbesitzer, Künstler, jedem Naturfreunde und gebildeten Leser wird der reiche Inhalt Stoff genug zur unterhaltendsten Belehrung darbieten.

Pompper, Dr. H, die Säugethiere, Vögel und Amphibien nach ihrer geographischen Verbreitung tabellarisch zusammengestellt. gr. Fol. IV u. 37 S. Velinpap. 1841. geh. 1 Thlr.

Zum ersten Male sind hier die 3 höheren Ordnungen in gegenseitiger Uebersicht vollständig dargestellt.

Reisen für die Jugend und ihre Freunde von *r. 2ter Theil: Die Fahrten und Abenteuer des Lieut. F. von Wrangel auf der Reise von Petersburg nach der Nordostküste von Sibirien zu Wasser und zu Lande unter den Tataren, Baschkiren, Kirgisen, Tungusen, Jakuten, Ostiaken, Jukahiren, Tschuktschen u. a. Völkerschaften daselbst. Mit 2 Darstellungen. 8. 17 Bog. cart. 1841. 1 Thlr.

Eine der interessantesten Reisebeschreibungen für Jung und Alt. — Der 1ste Theil dieser Reisebibliothek enthält des Herausgebers fröhliche Reise nach Thüringen. 1840. 1 Thlr.

Vogel, Director Dr. Carl, Schulatlas der neueren Erdkunde, für Gymnasien und Bürgerschulen. Nach den Forderungen einer wissenschaftlichen Methode des geographischen Unterrichts bearbeitet. Mit naturhistorischen und geschichtlichen Randzeichnungen. Dritte verbesserte Auflage in 15 Blättern. gr. quer 4. 1841. 1½ Thlr.

[333] **Anzeige.**

Bei uns sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Kretzschmer, Deutsche Volkslieder, fortgesetzt von **A. W. v. Zuccalmaglio.** Heft 15 und 16. — Jedes Heft à ⅓ Thlr. (Heft 17 und 18, gegen Michaelis-Messe erscheinend, werden den Schluß des interessanten Werkes bilden.)

Gustav Nierit, Das Fischermädchen. Ein Festgeschenk für die Jugend und deren Freunde. Zweite Auflage. ⅓ Thlr.

— — Der stille Heinrich. Zweite Auflage. ⅓ Thlr.

Digitized by Google

Gustav Nierit, Die Pilger und der Lindwurm. Zweite Auflage. ½ Thlr.

Waldrühl, W. v., Die deutschen Pflanzennamen, gesammelt und gesichtet. ⅓ Thlr.

Woringen, Dr. v., Gegen Temme's und Roerner's Beleuchtung des **Prozesses Lafarge.** ⅓ Thlr.

Andresse, Dr. W., Hausbuch für Frauen. Unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen herausgegeben. Mit zwölf Abbildungen. 1½ Thlr.

Gubitz, F. W., Blätter und Blüthen. Taschenbuch in einem einzigen Jahrgange. Mit zwölf Holzschnitten. 2 Thlr.

Schönholz, Fr. v., Handbuch aller Wissenschaften. Leitfaden zur wissenschaftlichen Selbstbildung. 3 Thlr.

Weber, Carl Maria v., Compositionen zu dem Festspiel: „Lieb' und Versöhnen" und drei Liedercompositionen von F. Wollank, P. Hellwig und Rungenhagen. Texte von F. W. Gubitz. (Die Compositionen erscheinen sämmtlich zum ersten Mal im Druck.) 1 Thlr.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

---

[341] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Acht Wochen in Syrien.

Ein Beitrag

zur Geschichte des Feldzuges 1840.

Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz.

gr. 8. brochirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Inhalt:

Erster Abschnitt. Abreise in Smyrna; Ankunft in Beyrut; die Convention des Commodore und General Smith; Frauentrachten; der Sturm; die Engländer und das Fort von Beyrut; Admiral Stopford; General Smith; Said Mehemed Pascha; General Jochmus; Erzherzog Friedrich; Admiral Baudiera; der Kriegsschauplatz; die Kriegsthaten vom 10. Sept. bis 11. Oct. (Gesechte am 10. Okt. bei Beksejja).

Zweiter Abschnitt. Abreise von Beyrut; Sturm des Schlosses Dschebail; die Nachtlager in Syrien; Klöster; Tarabolos; Weg nach Kasheija; Irrenanstalt; Bscherri; die Cedern des Libanon; die Ebene Bkaa; mit ihrer Einfassung; Baalbek; Grab Noahs; Sachle; Emir Beschir el Kasim und die Fürstenversammlung; Dschubn, Lady Esther Stanhope's Wohnsitz; die Erstürmung von Saida.

Dritter Abschnitt. Neuer Krieg; Abreise nach Acre; Selim Pascha; Bombardement und Einnahme Acre's; Nazareth am 25. Dec.; Nablus; Commodore Napier und sein Sohn; Weg nach Jerusalem; der Herzog von Ragusa und der Regen im Jordanthal; Biesan; feindliche Begegnung; Graf Szechenyi; Ibrahim Pascha's Aufbruch von Damaskus und Raisonnement; Fortsetzung der Recognoscirung wird aufgegeben; Eintreffen in Tibne; grosser Operationsplan.

Vierter Abschnitt. Gefahrvoller Aufenthalt in Tibne; Zusammentreffen mit dem Gouverneur; fröhliche Kriegsaussichten; werden bitterlich verkümmert; der Suppenlöffel; ein Adschellubner Dorf; Flucht seiner Einwohner; Suf; Dscheraich, das alte Gerasa; ein Gefecht; Bivouac; Hühnerfricassee; der neue Koch; die Starke der Ibrahim'schen Colonnen, und deren Zusammensetzung; ein Bivouac mit seinen Gästen; das Milchfrühstück; der Bedwine und sein Weib; die Pistolen; Empfang vor Es Szalt; Beduinenlager; der Kampf mit den Hunden; das Jordanbad; Richo und die Hungersnoth; der junge Ochse wird für ein Kalb erklärt; das Broddacken und der Araber Wasserkrug; das todte Meer; Beduinensucht; Gefahren für den Reisenden; Jericho; Jerusalem.

Fünfter Abschnitt. Die Lichtseene; der Bischof; die Kirche des heiligen Grabes; der Ritterschlag; die Freunde; neue Kampf- und Kriegsaussichten; der Shawl; Volney; Vergleich des Feldzuges 1840 in Syrien mit dem 1812 in Rußland; Abschweifung über den Feldzug 1839; Aufbruch nach Gaza; Halt!!! die verschiedenen Meinungen; Jerusalem mit Sturm genommen; Graf Szechenyi's Bagage; die Kunde auf der Mauer, und die Erweiterung unserer Kenntnisse über die heilige Stadt; die Antwort des Generals Jochmus; der Recognoscirungsritt; Ibrahim Pascha in Richo; die ermüdeten Pferde; die Graber der Könige; das Thal Kidron; die tiefe Betrübniß und die frohlockende Freude; deren Rechtfertigung; Ramla; Jaffa; die Recognoscirung von Medschdal und ihre Folgen; Commodore Napier; Admiral Walker; Auszug aus einem Brief des Capitän Laue.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[330] So eben ist im Verlage der Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theresens Briefe aus dem Süden.

Herausgegeben von einem Freunde der Verfasserin.

8. Fein Velinpap. geh. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Braunschweig, Juli 1841.

Friedrich Vieweg und Sohn.

---

[345] **Für Gymnasien und Realschulen.**

Im Verlage der Gebr. Reichenbach in Leipzig erschien so eben:

Neues französisches Lesebuch,

nebst

vorangehender kurzgefaßter Grammatik und einem Wörterbuche,

von **Louis Müller,**

Lehrer am herzogl. Gymnasium zu Hildburghausen.

17 Bogen. gr. Octav. Preis 17½ Ngr. (14 gGr.)

In diesem neuen Lesebuche die Vorzüge vorhandener zu vereinigen, zugleich aber manche Mängel derselben zu beseitigen, war das Streben des Verfassers. Er hofft daher ein Hülfsbuch für den ersten Schulunterricht in der französischen Sprache zu liefern, welches sich durch besonders zweckmäßige systematische Anordnung, wie durch den äußerst billigen Preis vor ältern empfiehlt.

Die gedrängtgefaßte Grammatik kann als Leitfaden entsprechender Entwicklung von Seiten des Lehrers ein größeres Werk dieser Art entbehrlich machen. Das Lesebuch wird reichlichen in fortschreitender Stufenfolge geordneten Stoff zur Wiederholung der grammatischen Lectionen zu bieten, und durch sorgfältige Auswahl der lehr- und sinnreichsten Stücke aus französischen Schriftwerken (als von Lafontaine, Florian, Le Bailly, Delille, Andrieux, Voltaire und Rousseau) das Interesse der Schüler anzuregen und zu nähren geeignet seyn. Auch das reichhaltige Wörterbuch wird seinen Zwecken entsprechen.

Digitized by Google

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 23. August 1841.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.
Goethe.

Bootrennen in Havre.

Havre, den 6ten August 1841.

„Gibt es in Gottes Welt ein größeres Uebel, als eine Handelsstadt? Ueberall stößt man auf Ballen Baumwolle, Kisten Zucker, Säcke Kaffee; nicht einen Schritt kann man thun, ohne an's Hauptbuch zu denken, ohne an alle die Kraft, Jugend und Herzensfrische erinnert zu werden, die hier im Interesse erstickt, ohne zu ahnen, daß man hier erst rechnen und dann fühlen, erst abwägen und dann denken darf? Kommen Sie mit nach Etretat zu meinen rüstigen Fischern, bei denen Herz und Kopf gleich gesund sind." — So ungefähr sprach einer meiner Freunde aus Paris. Aber ich hatte mehr als einen Grund, mich nicht verleiten zu lassen, wie lockend auch die Stimme des Verführers klang.

Den stärksten Grund behielt ich für mich; die übrigen aber, die ich preis gab und mit denen ich auf die stolze Verachtung meines Freundes gegen alle Handelsstädte Sturm lief, waren deßhalb nicht ohne ganz anständiges Gewicht. „Kennen Sie einen trostreicheren Gedanken, als eine Oase in der Wüste? Eine solche aber habe ich hier gefunden. Dann aber kann ich das Einerlei nicht ausstehen. Ich möchte um Alles keine Wohnung mit einer Aussicht nach dem Meere haben; und gar nahe genug wohnen, um das Rauschen der Brandung Tag und Nacht, allstündlich zu hören, das wäre ein wahrer Jammer. Die Ode ist nur deßwegen erträglich, weil sie am Ende durch die Kinder zur Höhe der Prosa hinaufsteigt; aber die Poesie der Liebe würde ohne Kinder mit der Zeit zum Tode der Gleichgültigkeit oder zur Poesie des Hasses führen. Wenn ich ein paar Monate am Meere wohnen müßte, d. h. nahe genug, um es, so oft ich zum Fenster hinaussehe, so oft ich mich civilisiren und scheeren will, mit in den Kauf zu bekommen, so würde es mit der Poesie bald genug sein Ende haben. Nein, gehen Sie nicht nach Etretat, bleiben Sie hier. Miethen Sie sich auf dem Markte oder auf einem der Quais ein Zimmerchen, beobachten Sie die Marktweiber, wie sie ihren Kohl ausstellen, hören Sie dem Gekreische zu, mit dem sie ihre Waare feilbieten; oder auch, folgen Sie dem eintönigen, wortlosen, thierartigen Gesange der Matrosen, diesem Trommelschlage zur Regulirung der Handbewegungen; horchen Sie auf das Rollen der Kisten. Und dann — wenn's Ihnen zu arg wird, wenn's das Herz nicht länger aushalten kann — dann stürzen Sie hinaus, dann winden Sie sich durch die Baumwollenfelsen, durch die Zuckerberge durch, dann schieben Sie den Freund, der Ihnen die neuesten Börsennachrichten geheimnißvoll wie eine Liebesbotschaft in's Ohr flüstern

Digitized by Google

möchte, zur Seite, und eilen, eilen zum Hafendamm, zum Meer. O, dann iſt der Jubel groß, dann erreicht das Glück die höchſte Stufe, dann lernen Sie erſt die allgewaltige Poeſie des Meeres kennen, dann ahnen Sie, wie einſt die Menſchen vor dem Elemente niederſanken, den Gott in ihm erblicken konnten. — Dagegen iſt Ihr Etretat wahre Proſa, Einerlei, Sattigkeit, Tod. — Der Hunger iſt die beſte Würze. Mit welcher Wolluſt werde ich an die ſchönen Stunden, die ſchönen Augenblicke des Regenjahres 1841 denken!"

Havre iſt nämlich ſeit ein paar Jahren nicht nur eine Handelsſtadt, ſondern auch ein Badeort. Die bains Frascati, ein geräumiges, Gaſthof, Reſtaurant, Tanz- und Concertſaal, Garten, Turnplatz und Leſekabinet vereinigendes Gebäude außerhalb der Stadt, am Ufer des Meeres, bietet der eleganten Welt Gelegenheit, ihre Zeit ganz leiblich todtzuſchlagen und ihr Geld mit Anſtand durchzubringen. Was kann man mehr verlangen? Die Beſitzer der bains Frascati geben ſich überdieß viele Mühe, den Badegäſten die Langeweile zu vertreiben. Concerte, ja ſogar Concerts champêtres — eine ergötzliche Ironie — Bälle, Feuerwerke u. ſ. w. werden aufgeboten, um den Nachbarbädern den Rang abzulaufen. Aber der Regen hat in dieſem Jahre den Badegäſten und Badewirthen in Frascati nicht nur einen Strich durch die Rechnung gemacht, ſondern ſie faſt bis auf die letzten Ziffern ausgewicht. Dem Bootrennen drohte ebenfalls große Gefahr; es mußte am 29ſten Juli des Regens und Sturmes wegen ausgeſetzt werden, und ich lachte, als die Commiſſion der Société des régates ankündigte, das Feſt werde wegen ſchlechten Wetters erſt am 1ſten Auguſt ſtattfinden. Ich hatte lange genug vergebens auf gutes Wetter gehofft, um ein Recht zu haben, Jeden für einen Verwegenen zu halten, der nicht an ewigen Regen und Sturm bis an den jüngſten Tag glaubte. Den Regatencommiſſären, dachte ich, geht's wie jenem Profeſſor in Heidelberg, der ſtets weiß, zu welcher Stunde er wieder geſund wird, und dann ſagt: „Krankheits halber werde ich erſt nächſten Montag wieder leſen." — Was aber der Sache erſt das rechte Salz gab, war, daß der Herr Profeſſor ſtets am beſtimmten Tage wieder geſund war, und daß an dem von den Commiſſären der Société des régates feſtgeſetzten Sonntage das ſchönſte Wetter eintrat, das man ſich wünſchen kann.

Nun iſt zu wiſſen, daß dieſe Regatengeſellſchaft nichts Anderes und nichts Geringeres iſt als eine leibliche Schweſter des Pariſer Jockeyklubs. Wie die Löwen von Paris freiwillig zu Stalljungen und Pferdeknechten werden, ſo machen ſich die kleinen Löwen in Havre zu Matroſen und Ruderknechten. In der Hauptſache iſt hier wenig Unterſchied, nur geſtehe ich, daß, wie ſchwer auch die Wahl fällt, ich mich doch für die Ruderknechte erklären würde, wenn ich nothwendig wählen müßte. — Die Löwen von Havre, wenigſtens die alten, vergeſſen aber bei der Gelegenheit doch nicht, daß ſie Kaufleute ſind. Das Wettrennen zur See, die Regata, iſt nur ein Mittel, die Bäder von Frascati, überhaupt die Havrer Bäder in Schwung zu bringen; die Grundſtücke, die Häuſer, ganz Havre gewinnen dadurch an Werth, und mit der Zeit, wenn das Bad einmal berühmt iſt, brauchen die Havrer keine großen Reiſen mehr zu machen, oder ihre Frauen machen zu laſſen, um der Badeſaiſon Genüge zu thun.

(Fortſetzung folgt.)

Der Fall in der Felsſchlucht.

(Schluß.)

Im Dorf angekommen, dachten die Träger an ein bequemeres und ſchnelleres Weiterbringen. Schon graute der Tag; Blank wünſchte, daß alles Aufſehen vermieden werde. Ein mit Stroh bedecktes leichtes Wägelchen und eine Wolldecke waren bald herbeigeſchafft. So kamen ſie ſchnell zur Stadt. — Die Kinder eilten voraus, um der Ankunft des Vaters unter ſo erſchreckenden Umſtänden mit tröſtlicher Nachricht zuvorzukommen. Die Beſonnenheit der Töchter wußte es ſogar einzuleiten, daß die ängſtlich harrende Mutter vom Anfahren des Fuhrwerks nichts merkte. Sie glaubte der Erzählung dennoch erſt, als ſie den Wiedergefundenen in leidlichem Zuſtande vor ſich erblickte; ja, die eigentliche Beruhigung konnte nur der herbeigerufene Wundarzt herſtellen, der, nachdem der ausgerenkte Fuß wieder eingelenkt war, die Verſicherung gab, daß bei der geſunden Conſtitution des Archivars durchaus keine bleibende üble Folge zu befürchten ſey.

Alle Ereigniſſe im Menſchenleben, glücklich und unglücklich von uns genannt, erhalten erſt dadurch ihre wahre Bedeutung und ihren ausgleichenden Gehalt, daß ſie über die Gemüther eine ſittliche Nachwirkung ausüben und von den Geſinnungen verarbeitet werden. — Blank nahm, als die Seinigen durch die Morgenruhe die Schrecken dieſer Nacht einigermaßen ausgeheilt und zum ſpäten Frühſtück um ſein Bett ſaßen, ſeine Gattin bei der Hand, geſtand ſeine Verwegenheit, und daß er in einem gewiſſen Eigenſinn, im Vertrauen auf ſeine Nerven, das Schickſal gleichſam herausgefordert habe. — „Ich will, ich muß vorſichtiger werden," ſagte er; „oder vielmehr ich

Digitized by Google

bin es ſchon durch dieſes, wenn ich mir's vergegenwärtige, ſchreckliche Ereigniß." — „Ja, ja!" äußerte die Gattin; „die Vorſehung hat dir eine recht ſcharfe Lektion gegeben. Das geht mit mir durch's ganze Leben. Wird es bei dir auch ſo ſeyn? Deine Neigung zu ſolchen einſamen Gängen an gefährliche Orte iſt zu groß. Werde doch lieber deinen Bekannten ähnlich, die Tag für Tag einander aufſuchen und größerer Geſellſchaft nachgehen, ja ohne einander auch nur einen Abend zu ſeyn, faſt für eine Unmöglichkeit halten, während du ſie wöchentlich mehrmals eigentlich fliehest und dich in die Wüſte begibſt."

Der Gatte konnte ſich des Lächelns nicht enthalten. „Ich habe euch Jammer bereitet," ſagte er, „und darum begreife ich wohl, daß du für die Zukunft möglichſt beruhigt ſeyn willſt. Aber fordere darum nicht, daß ich mein Weſen ganz ändere. Wir ſind im gewöhnlichen Leben, in unſern Wohnungen, auf der Straße, auf Spaziergängen hundertmal nur einen Zoll breit von der Gefahr entfernt; öfter, als wir ahnen, hängt unſer Leben an einem Faden; über einem Jeden von uns ſchwebt ſtets ein Damoklesſchwert. Aber der iſt gerade auf den bedenklichſten Wegen, der aus übergroßer Aengſtlichkeit ſeine gewohnten Schritte durch Zwang und Gelübde hemmt. Ein ungezwungenes Bewegen führt am ſicherſten aber die gefährlichen Stellen hinweg." — „Das ſind ſo eure Worte, ihr Wagehälſe!" verſetzte die Gattin. „Wo wir von Beſchädigung und Unglück hören, da hat es doch meiſtens ſolche betroffen, die ſich öfters in Gefahr begaben. Du haſt ja ſelbſt das Sprüchlein uns gelehrt: Die zehnte Verwegenheit iſt des Menſchen Unglück oder Tod." — „Allerdings," erwiderte der Gatte, „und darum nimm die heilige Verſicherung, daß ich die Gefahr meiden, daß ich, wo ich auch ſey, vorſichtig, beſonnen ſeyn, daß ich ſtets an euch, an mich ſelbſt denken und niemals freveln will. — Aber das Wichtigſte an dem Vorfalle haben wir noch gar nicht beſprochen. Ich verſpare mir dergleichen gern auf den rechten ruhigen Moment. — Die Kinder ſagten mir, Wilhelm habe mich im Traum in der Schlucht liegen ſehen. Wie iſt es damit? Wie betrachtet ihr die Sache? Der kleinſte Umſtand iſt hiebei wichtig."

Sie erzählten nun, was ſie davon wußten, vom vergeblichen Erwarten ſeiner Heimkunft bis auf Wilhelms Rufen im Schlaf und die Eröffnung ſeines wahrsagerischen Traumes. — Das reizte des Vaters Nachdenken; er ſuchte der äußern und innern Entwicklung der Zuſtände zu folgen; es wuchs die Einſicht in den Verlauf, die Klarheit und doch zugleich das Geheimnißvolle der Fügung. „Glauben wir ja nicht," ſagte der Vater, „daß wir etwas ganz wiſſen, wenn wir die Folge des Geſchehenen kennen; Urſachen und Wirkungen kommen nicht an einer Schnur ſo hinter einander her." — Wilhelm mußte ſelbſt ſich auf die kleinſten Umſtände beſinnen und Rechenſchaft geben. Eines der Mädchen brachte nicht ohne einen pſychologiſchen Blick bei, daß der Bruder vor Schlafengehen mit Roberts Umriſſen von Felſen und Waſſerfällen ſich unterhalten, während ihnen Allen ſchon des Vaters Ausbleiben Sorge gemacht. Die Einladung zum Spaziergange war ihm auch beigefallen und hatte, eben weil er ſie zuvor vergeſſen, ihre Nachwirkung im Schlafe gehabt. Die ängſtliche Beſprechung der Mutter mit den Schweſtern, die Wahrſcheinlichkeit, daß der Vater durch einen Unfall, und wohl an einem einſamen Ort an der Heimkunft verhindert worden, mochte bei dem Knaben die Erinnerung an die Felſenſchlucht geweckt haben, ja an jene Warnung vor deren Beſuch, die er ihnen ertheilt, und die nun durch ſein eigenes Ausbleiben eine nähere Bedeutung gewann. Daß ſich dieſe Momente zu ſeinem ominöſen Traume verwoben, war nicht zu mißkennen und ging beſonders den jüngern, der Schulaufklärung zugethanen Geſchwiſtern ſehr ein, während die ältern mit der Mutter das auffallende Zuſammentreffen mit der Wirklichkeit auf dieſem Wege doch nicht ganz lösbar glaubten.

„So ſind wir!" ſagte der Vater, auf Jene deutend. „Wir wähnen ein Geheimniß enthüllt, wenn wir es in ſeine Beſtandtheile zerlegt haben. Liegt etwa das Wunderbare in der Verbindung und Folge der Erſcheinungen, und nicht vielmehr in der verhüllten Kraft, die alles das ſo verbunden und zur Wirklichkeit gebracht hat? — Die täglichen Erſcheinungen der uns umgebenden Natur nehmen wir ſo hin, als könne es nicht anders ſeyn; aber großartige, erhabene Phänomene, ſchrecklich oder von ſtiller Majeſtät, zerſtören oder ſegensreich, drängen Geiſt und Herz näher an den Weltgeiſt hin. So ſchalten wir im täglichen Leben als die Lenker der Umſtände, aber Glück und Unglück führen unſern Blick zu dem Allwaltenden. Nun, ſo wollen wir nicht länger über das nächtliche Ereigniß, über Gefahr und Rettung grübeln. Sein Denkwürdiges ſoll uns unverloren bleiben. Wie es ſo gekommen, es gehört in mein Geſchick, und hier iſt es gerathener, die Hände zu falten, als mit dem Finger hinzudeuten. — Aber gebt mir doch die Skizze aus meiner Mappe; ich muß ſie jetzt recht betrachten. — Wunderlich, wie mich die Felſenblöcke anſtarren! Iſt es doch, als hätte die Natur allerhand fratzenhafte Thier- und Menſchenköpfe bilden wollen. Ich laſſe dir das Blatt in ein Rähmchen faſſen, und wenn ich Stock und Hut zum Spaziergange nehme, ſo magſt du es mir vorhalten."

F. L. Bührlen.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, August.

(Fortsetzung.)

Ammen- und Findelhäuser in Neapel.

Am schwächsten ist der Schutz, der in's Gebiet des Romantischen streift und nicht zum Ton des Uebrigen paßt: es ist, als wenn der Verfasser zu frühe seine Mittel erschöpft und nicht recht gewußt hätte, auf welche Weise er an's Ziel gelangen sollte. So unerfreulich dieß Buch auch in seiner Gesammtwirkung ist, indem es wenige lichte Stellen in einem Leben voll Elend darbietet und ihm beinahe alles Versöhnliche und Trostende mangelt, so gut ist es geschrieben. Der Styl ist einfach, aber sehr rein, gedrängt und gewählt, und man erkennt darin das Vorbild Leopardi's, dessen Freund und Schüler Ranieri war, worüber H. W. Schutz in seinem biographischen Aufsatz über den frühverstorbenen, ausgezeichneten Dichter manches Detail mitgetheilt hat. Indeß scheint auch hier nicht völlig das Absichtliche, welches bei den Italienern so leicht sich einschleicht, wenn sie einer gewählten Schreibart sich befleißigen, selbst die Toscaner nicht ausgenommen, bei denen die reine, schöne Sprache doch schon eine der Gewöhnungen der Kindheit genannt werden kann.

Daß ein solches Buch, welches den Zustand eines wichtigen Zweiges der bürgerlichen Verwaltung auf so schonungslose Weise angreift und bloßstellt, großes Aufsehen erregen mußte, war natürlich. Der Verfasser, auch sonst schon politisch nicht zum besten angeschrieben, und von dem ein früheres Werk, eine Geschichte Neapels, bald nach ihrem Beginne durch die Regierung unterdrückt ward, soll deßhalb eine Zeitlang verhaftet gewesen seyn. Dennoch blieb das Buch nicht ohne gute Wirkung, wenn nicht auf die öffentliche Moral — denn dieß möchte schwer seyn — doch auf die beiden Anstalten, die namentlich darin vorgeführt werden. Zuerst das Hospiz der Nunziata, ein großes Gebäude, welches sich nicht weit von der Porta Notana befindet. Die ersten Anfänge dieser Anstalt sind in das Jahr 1324 zurück zu versetzen, wo zwei neapolitanische Edeldame Kirche und Hospiz gründeten, welche sodann durch die Königin Sanzia, Gemahlin König Roberts von Anjou, durch Margarethe von Durazzo, König Ladislaus Mutter, und andere bereichert und vergrößert, endlich durch Johanna II., die letzte von französischem Stamm, ganz umgebaut wurden. Johanna, welche im Jahr 1435 starb, ist in der Kirche begraben: ein einfacher Grabstein mit einer Inschrift bezeichnet die Stelle, wo sie ruht, während sie selbst ihrem Bruder Ladislaus in S. Giovanni a Carbonara ein prachtvolles Mausoleum errichten ließ. Die alte Kirche, mit einer Menge interessanter Grabsteine, brannte 1757 ab; die gegenwärtige ist von L. Vanvitelli, dem Erbauer des Palastes und der Wasserleitung von Caserta und der schönen Quarantäneanstalt zu Ancona. Das sehr große Hospiz hat mehrere Abtheilungen und Höfe. Gegen 2500 Personen werden in demselben unterhalten; die Anzahl der Kranken im eigentlichen Spital (wo Bettkranke, Verwundete u. s. w. aufgenommen werden) beläuft sich zu Zeiten auf 1200; die der Mädchen im Konservatorium auf 600. Ein Theil der Kinder wird Ammen in der Stadt oder auf dem Lande übergeben, zum Theil bleiben sie aber im Hospiz, wie beides auch anderwärts in Instituten Sitte ist. Unter beiden Klassen ist die Sterblichkeit entsetzlich. Neben der Hauptthüre war früher in der äußern Wand eine Oeffnung von ungefähr einer halben Elle im Durchmesser angebracht, mit der Inschrift: O padre e madre che qui ne gettate, alle vostre limosine siamo raccomandate. An dieser Oeffnung befand sich von innen ein Eisenrad, welches dem leichtesten Drucke nachgab. Es war ein Gesetz des Hospiziums, daß die Aufnahme eines Kindes unter keinem Vorwande verweigert werden durfte, wenn jene Oeffnung es fassen konnte, und es sogleich mittelst des Rades in den Schooß der Nonnen gelegt ward, welche dort Tag und Nacht Wache hielten. Die erwähnte Vorkehrung und Verordnung hat schon gräßliche Gewaltthätigkeiten veranlaßt, und es ist der Fall vorgekommen, daß man ein elfjähriges Mädchen völlig entkleidet, vom Kopf bis zu den Füßen mit Oel übergossen und so in das Loch hineingezwängt hat, so daß das unglückliche Geschöpf in dem entsetzlichsten Zustande und halb todt im Innern angelangt ist. Seit einiger Zeit und, wie es heißt, auf Veranlassung von Ranieri's Buch, ist dieß abgeschafft und es sind überhaupt zahlreiche Verbesserungen im Hospiz vorgenommen worden, indem einerseits die Verwaltung auf manche Mißbräuche aufmerksam geworden, andererseits die öffentliche Meinung sich zu entscheiden ausspricht. — Die zweite dieser Anstalten ist der Albergo dei poveri, vom Volke gewöhnlich il Serraglio genannt. Wenn man von Rom nach Neapel geht, sieht man dieß kolossale Gebäude sogleich bei der Einfahrt in die Stadt, an der Barrière, die nach ihm barriera di Serraglio benannt ist. König Karl III. ließ den Albergo durch Ferdinand Fuga beginnen, einen Architekten von florentinischer Familie, der in Rom viele und große Bauten geleitet hatte, den Palast der Consulta auf dem Quirinal, den Palast Corsini, die Façade von Sta Maria Maggiore und anderes. Nach dem ursprünglichen Plane sollte diese Anstalt die größte in Europa werden. Sie sollte achttausend Arme aufnehmen, in vier von einander völlig getrennten Abtheilungen, nämlich Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, wie es auch in Rom in dem Hospiz von S. Michele der Fall ist. Indeß ward der Bau nie vollendet; Karl III. wurde König von Spanien und unter seinem Nachfolger wurde nur ein Theil ausgeführt. Die Zahl der dort Wohnenden beträgt im Durchschnitt dreitausend junge Leute und siebenhundert Mädchen. Der Raum aber reicht für diese Menge nicht hin, und so kommt es denn, daß, obgleich im Plane alles großartig angelegt ist, Höfe, Begengänge, Arbeitssäle, Corridors, Dikjonen u. s. w., gegenwärtig dennoch alles drangvoll erscheint, indem in den Arbeitszimmern die Schlafstellen eingerichtet sind und in den Corridors, meist bei sehr ungünstigem Licht, gearbeitet werden muß. Die Arbeiten bestehen in Leinwand- und Wollenwebere, Korallenschleifen und anderem. Die große Kirche wurde gleichfalls von Fuga angelegt, aber nicht ausgeführt. Von außen macht das Gebäude einen gewissen Effekt; das Kasernenartige konnte freilich dabei nicht wohl ganz vermieden werden, aber der Styl ist verständig und angemessen, und die Lage ist sowohl der Luft als des vielen freien Raumes wegen in jeder Hinsicht zu rühmen. — Daß diese und andere Anstalten für Neapel nicht ausreichen, braucht kaum hinzugefügt zu werden. Wollte der König ein dem in seiner Hauptstadt herrschenden Elend genügendes Armenhaus bauen, so könnte er ein Drittel derselben unter ein gemeinsames Dach bringen lassen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 24. August 1841.

Euphorion. — Zu allen Lüften
Hinaufzudringen,
Ist mir Begierde. —
Faust. — Nur mäßig! mäßig!
Nicht in's Verwegne!
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne.

Goethe.

Von der Luftschiffahrt zu wissenschaftlichen Zwecken.

Die Leser erinnern sich, daß die Beobachtungen der Franzosen Dumas und Boussingault über die chemische Verfassung der atmosphärischen Luft in diesen Blättern (Nr. 148, 149 d. J.) besprochen worden sind. Die Arbeiten dieser Männer zielen darauf, die chemische Zerlegung der Luft, nach den gegenwärtigen Kräften der Wissenschaft, in größerem Maßstab als bisher zu betreiben und so zu immer genauern Resultaten zu gelangen. Es scheint wirklich an der Zeit, daß man in der Kenntniß der atmosphärischen Vorgänge weiter zu kommen sucht. Denkt man aber über die einschlagenden Mittel nach, so wundert man sich billig, daß man ein Werkzeug, das seiner Zeit der Wissenschaft nicht unbedeutende Dienste geleistet hat, heutzutage so ganz vernachläßigt: wir meinen den Luftballon. Es wäre sicher der Mühe werth, daß man wieder wissenschaftliche Luftfahrten anstellte, dergleichen Biot und Gay-Lussac vor sechs-und-dreißig Jahren unternommen, und auf dem jetzigen Standpunkt des Wissens und der meteorologischen Probleme in die Fußstapfen dieser unternehmenden Physiker träte. Einst knüpften sich an den Luftball die ausschweifendsten Hoffnungen der Menschheit; jezt ist er zu einem schaalen Spielzeug, zu einer Episode der Seiltänzerei geworden. Darüber scheint man ganz vergessen zu haben, daß der Luftball ein Werkzeug bleibt, das, recht gebraucht, ausgebildet und populär gemacht, die Physik, ja auch andere Wissenschaften bedeutend fördern, zu sehr wichtigen Entdeckungen führen kann. Es zeigen sich dabei freilich manche Schwierigkeiten. Bevor wir davon sprechen, blicken wir zurück auf die glänzende Periode der Luftschifferei.

Selbst heutzutage, wo man so trefflich gegen Alles abgestumpft ist, versezt sich schwerlich einer ohne Verwunderung, ja ohne Schauder in die Zeit der ersten, bald glücklichen, bald von schrecklichen Unfällen begleiteten aeronautischen Versuche, wo Männer voll Muth und Feuereifer an der Lösung der Aufgabe arbeiteten, durch die leere Luft zu fliegen, „pennis non homini datis.“ Bekannt sind die feierlichen Auffahrten von Montgolfier, Charles, dem unglücklichen Pilastre de Rosier, dem unerschrockenen Zembeccari und so vieler andern. Nie ging die Verwegenheit des Menschen weiter als hier; scheute man sich doch nicht, die beiden furchtbarsten Elemente, brennbare Luft und Feuer, im Ballon neben einander anzuwenden, und mit einer entsetzlichen Maschine, in der, wie muthwillig, alle Elemente der Vernichtung vereinigt waren, blindlings durch das Luftmeer sich hintreiben zu lassen. Nicht genug, daß man sein Leben einer dünnen Blase anvertraute, die bald, wie bei den

Digitized by Google

Montgolfièren, mit erhitzter und verdünnter gemeiner Luft, bald, wie bei den eigentlichen Ballons, mit Wasserstoffgas oder brennbarer Luft gefüllt war: wäre es nicht geschichtlich erwiesen, wären die Opfer solcher Tollkühnheiten nicht noch unsere Zeitgenossen, man glaubte es gar nicht, daß Menschen keck genug seyn können, um eine Montgolfière und einen mit brennbarer Luft gefüllten Ball zu verbinden, wie Pilatre de Rosier gethan, um, wie Zembeccari, das Gas mittelst einer Lampe zu erhitzen, um, wie Madame Blanchard, Feuerwerk am Ballon zu befestigen. Durch dergleichen ausschweifende Narrheiten, wobei man aus Eitelkeit, oder um die müßige Schaulust des Pöbels zu befriedigen, mit seinem Leben spielte, ist die Entwicklung einer Erfindung gehemmt worden, welche zu den schönsten und bedeutendsten Erfolgen führen konnte und mußte, und überdieß dem Menschen die lebhaftesten Genüsse versprach.

Immerhin muß man den Muth und die Ausdauer dieser Abenteurer bewundern; auch ist anzuerkennen, daß ihre Versuche nicht selten äußerst sinnreich waren; aber für die Wissenschaft haben sie nur geringe Früchte getragen. Ueberblicken wir rasch die Reihe der Märtyrer dieser jungen Kunst: die Italiener Graf Zembeccari und Olivari, die Franzosen Pilatre de Rosier, Romain, Mosment, Madame Blanchard, der Deutsche Bittorf, die Engländer Harris und Sadler. Und trotz dem darf man wohl behaupten, daß das Aufsteigen im Ballon ein geringeres Wagniß, ja daß es gefahrloser ist als manche Reise zu Wasser, und unter Umständen selbst zu Land, die wir ohne allen Anstand unternehmen.

Die Gefahr ist immer zu schätzen nach der Zahl der Fälle, wo sie eintreten konnte, das heißt, bei den Ballons, nach der Zahl der Luftfahrten und der erfolgten Unfalle; so, wenn man die Gefahren der Seereisen mit denen in Landfuhrwerk oder auf Eisenbahnen vergleicht, berücksichtigt man billig die Menge der Personen, die sich beiderleitig ausgesetzt, und berechnet das Verhältniß zwischen der Anzahl der Unfälle und der der Reisenden. Bei den Luftfahrten sind aber vor Allem die oben erwähnten, eigentlich muthwilligen Unvorsichtigkeiten in Betracht zu ziehen. Das Unglück, das unter solchen Umständen sich ereignet, den Ballons zur Last legen, wäre so unbillig, als wenn man der Eisenbahn den Tod eines Menschen aufbürden wollte, der, taub für jede Vorstellung, aus dem Wagen springt, während er sich im raschen Zuge befindet. — Zahlen wir nun die Auffahrten bis zum Jahr 1830 zusammen, so ergeben sich über tausend, und mehr als zweihundert Luftschiffer, und auf diese beträchtliche Menge im Zeitraum von vierzig Jahren unternommener Fahrten kommen nur jene neun Todesfälle, die unter den folgenden Umständen erfolgt sind.

Pilastre de Rosier und Romain wollten im Juli 1785, nach dem glücklichen Vorgang Blanchards, über den Kanal zwischen England und Frankreich fliegen; sie stiegen bei Boulogne mit einem Ballon auf, der mit brennbarer Luft gefüllt und mit einer mittelst Feuer ausgedehnten Montgolfière verbunden war; die brennbare Luft fing Feuer an der Pfanne, die Maschine platzte hoch oben und die Luftschiffer stürzten auf das felsigte Ufer herab. — Zembaccari bediente sich öfters einer Weingeistlampe, um das Wasserstoffgas in seinem Ballon zu erhitzen und auszudehnen; dieß brachte ihm aber nicht einmal den Tod, er kam vielmehr in einer Montgolfière um, welche Feuer fing; ebenso Olivari zu Orleans und Bittorf in Deutschland; ihre Montgolfièren waren sogar von Papier; auch Madame Blanchard verbrannte auf diese Weise. Ueber Mosment's Todesart zu Lille ist man nicht im Reinen; er soll sich selbst um's Leben gebracht und diese seine Absicht vorher geäußert haben. — Harris wurde das Opfer einer albernen Neuerung, die er mit der Klappe seines Ballons vorgenommen, und in Folge deren alles Gas rasch entwich. Der berühmte englische Luftschiffer Sadler endlich ist der einzige, dessen Tod eigentlich als Folge der mit der Maschine, als solchen, verknüpften Gefahren zu betrachten ist. Durch zu langes Verweilen in der Luft war ihm der Ballast ausgegangen, er mußte sich sehr spät auf hohe Gebäude niederlassen, stieß hier bei heftigem Wind an ein Kamin und wurde aus der Gondel zu Boden geworfen. Sadler war ein sehr geschickter, vorsichtiger Mann, der gegen sechzig Luftfahrten gemacht; dieß ist also ein eigentlicher Luftschiffdruck, aber der einzige, der diesen Namen verdient, unter mehr als tausend Auffahrten, unternommen von zweihundert Personen, worunter 21 Weiber, 16 Französinnen, 3 Deutsche, eine Italienerin und eine Engländerin. Und seit 1830 sind noch sehr viele Luftreisen dazu gekommen, und kein neuer Unfall.

(Schluß folgt.)

Bootrennen in Havre.

(Fortsetzung.)

Das Fest der Regaten, des Bootrennens, ist der eigentliche Culminationspunkt des Havrer Badelebens. Und wirklich werden wenige Bäder ein ähnliches Fest aufzuweisen haben. — Die Rhede von Havre wird nördlich durch das Cap de la Hève, südlich durch die Falaisen des Calvados gebildet. Die Seine drängt sich zwischen beiden in's Meer hinein. Das Ufer von Havre bis zum Cap de la Hève bildet einen Halbkreis, an dessen äußerstem

Digitized by Google

Ende der in das Meer hineinzüngelnde Hafendamm liegt. Etwas weiter oben, der Höve zu, lauft eine Art Deich, ein Dorn, Épi, mit dem Hafendamm parallel, und zwischen beiden liegt das kleinartige, aber große Holzgebäude der Bader Frascati. Dadurch bekommt das Bild, wie es sich von den Badern aus darstellt, eine gewisse Regelmäßigkeit, die der Schönheit nicht schadet. Das Bad selbst liegt in der Mitte, rechts treten erst der Dorn und dann in weiter Ferne das Cap der Heve, links dagegen erst der Hafendamm und dann fast in gleicher Entfernung, nur viel weiter sich in die See hineinerstreckend, die Falaisen von Honfleur, Trouville und Calvados hervor; zwischen beiden liegt das Meer, unabsehbar von Himmel und Wolken begrenzt, immer schön, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, bei Sturm und Stille gleich erhaben.

Ich hatte oft an dieser Stelle gestanden und mich des schönen Schauspiels gefreut. Ich hatte das Meer im wilden Aufstande bewundert, ich hatte die ruhige Welle Massen von Schiffen nach allen Welten hin spielen sehen, ich hatte im Geiste die Flotten Englands erblickt, wie sie Havre mit ihren Feuerschlünden zertrümmerten; aber ich hatte nicht daran gedacht, daß es eines Tages dem Havrer Jockeyklub einfallen könne, sich das Meer zu einer Rennbahn, das Riesenelement zu einem Spielzeuge auszuwählen.

Gegen neun Uhr kamen wir auf dem Sammelplatze der Kämpfer vor Frascati an. Das ganze Badehaus entlang waren terrassenartige Gerüste aufgeschlagen, die sich nach und nach belebten, und auf denen dann später ein Kenner gar manche schöne in- und ausländische Rose und Nelke nach Farbe und Unterscheidungszeichen classificiren konnte. Bei solchen Gelegenheiten nehme ich mir meinen Theil vorab. Zwei niedliche duftende Violen und eine schöne stolze Passionsblume wählte ich mir aus und ladte mich an der Einen oder der Andern nach Zeit und Gelegenheit. — Auf den Ufern, auf dem Hafendamme, auf dem Épi, rechts und links, drängte sich das Volk in ungezählten Massen, zu vielen Tausenden. Auf dem Meere selbst aber spielte vom Hafendamme bis gegen die Höve hin ein die Rennbahn begrenzender Halbkreis von vielen hundert Schiffen und Schiffchen, von der kleinen Barke des Schiffjungen bis zum kecken Dampfboot und zum stolzen Dreimaster Nordamerikas. Alles wogte und lebte durcheinander, die kleinen Schiffe bald hinter den größern verschwindend, bald mit ihren lichten Segeln auf dem dunkeln Hintergrunde der größern Schiffe nur um so klarer hervortretend. Zwei Kriegsfahrzeuge, die Brigg reine Amélie und der Küstenwächter Rôdeur, mit all ihren Flaggen festlich geschmückt, machten die Polizeikommissäre und hielten Ordnung unter den großen und kleinen Schiffen.

Die Rennbahn war durch zwei Flaggen, die in das Meer selbst eingepflanzt zu seyn schienen, bezeichnet. Die Renner lagen zu unsern Füßen und waren ungeduldig, hoben und bäumten sich, tanzten hin und her, wie das bei ächter Blutrace sich von selbst versteht. Um zehn Uhr gab der Rôdeur mit zwei Kanonenschüssen das Zeichen zum Beginne des ersten Rennens. Bei dem zweiten Schusse setzten sich acht kleine Segelschiffe in Bewegung, die eine Zeit lang Schritt mit einander hielten, nach und nach aber eins dem andern mehr und mehr Raum abgewannen. Le Vite, ein elegantes Boot, mit fast ganz weißen Segeln, l'Hirondelle, ein Fischerboot, viel kräftiger, stärker und scheinbar unbeholfener als sein leichter Mitbewerber, machten sich lange den Preis streitig, bis zuletzt der Vite unbedingt seinem Mitkämpfer den Vorsprung abrang. Ein Pilotenboot, la Lionne, gewann den dritten Preis. Nachdem die Renner die Flagge, welche das eine Ende der Bahn bezeichnete, erreicht, hatten sie gegen den Wind zu segeln, um auch die zweite Flagge zu erreichen. Anstatt hin und her zu laviren, nahmen sie sämmtlich ihre Richtung der hohen See zu, so daß sie sich hinter dem Kreise von Schiffen, der die Rennbahn begrenzte, verloren und erst nach einer guten Weile wieder bei der zweiten Grenzflagge zum Vorschein kamen, wo sie dann mit vollen Segeln auf das Ziel am Ufer losseilten. Dieses Verschwinden und Erscheinen der Kämpfer spannte die Aufmerksamkeit der mehr oder minder Betheiligten um so höher, als der Sieg, bevor sie wieder in den Kreis der Rennbahn eintraten, nichts weniger als entschieden war.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, August.

Almanach de Carlsbad.

Wir haben den elften Jahrgang des „Almanach de Carlsbad par le Chev. Jean de Carro“ vor uns, der gewöhnlich in mancher Hinsicht unter die interessanteren literarischen Produkte unseres Vaterlandes zu zählen ist. Die Zahl der Notabilitäten aller Art, womit der Herausgeber alljährlich sein Carlsbader Jahr- und Gedenkbuch zu eröffnen pflegt, ist diesmal minder reichlich ausgefallen, als in andern Jahren; doch befinden sich in der Rubrik: „Hommes des lettres, medecins et autres savans“ einige interessante Personen. So hatte der Nestor deutscher Dichter, Kanonikus Tiedge, vor seinem Ende Carlsbad noch einmal besucht, wo sich auch der gelehrte Architekt, geheime Rath Ritter von Wiebeking. Michel Chevalier, Heinrich Laube einfanden. — Die vorzüglichsten Tonkünstler, welche Carlsbad in dieser Saison heimsuchten, waren Bohrer, Lipinsky, Gyrowetz und Hilf. Der Rechnenzauberer Zacharias Dase hatte im sächsischen Saale eine Production seiner Kunst angekündigt, die aber aus Mangel an Publikum nicht stattfinden konnte. Dase (wem es übrigens fast überall nicht viel besser ergeht) hat sich total verrechnet.

Digitized by Google

indem er vergaß, daß sich die Rechenkunst im Carlsbade des schelten auf die Zahl der Sprudelbecher beschränkt, die man zu trinken pflegt. Das Coup d'oeil sur la saison berichtet, daß die Zahl der Kurgäste 5156, folglich 265 mehr als im vorigen Jahre betragen, worunter 81 (11 englische) Aerzte. Ferner werden die Feste und andere besonders Vorfälle der Saison besprochen und beschrieben. — Die Esperstraße hat sich noch um einige stattliche Gebäude vermehrt, und andere erstanden auf dem Anhöhen. Die St. Andreaskirche, welche einzustürzen drohte, ist restaurirt worden, und eine Gesellschaft von Wienern hat auf dem Tappenberg einen auf acht Säulen ruhenden Pavillon errichten lassen und „Wienersitz" genannt. Graf Peter von Buturlin, dem Carlsbad schon eine reizende Waldpromenade verdankt, hat auf der entgegen gesetzten Seite eine zweite anlegen lassen, die eine herrliche Aussicht darbietet. — Die Najade des Marktbrunnens, welche wie 1859 ihrer Schwester, dem Mühlbrunnen, eine nützliche Diversion machte, ist ein paarmal ausgebessert, doch hat man gleich Anstalten dagegen getroffen. Der alte Sprudel getroffen sich nie kräftiger als in diesem Jahre, wo er oft mannshoch sprang. Die Wasser-, Dampf- und Schlammbäder werden häufig besucht, minder die Gasbäder, theils wegen ihrer Lage außerhalb der Stadt, theils weil die rein nervösen Kranken heilen in Carlsbad selten vorkommen. — Der eigentlich medizinische und chemische Theil dieses Almanachs ist heuer sehr ergiebig ausgestalten. Der ausführliche Artikel in demselben ist Dr. Pohmanns Bericht über den physischen Zustand der Quellen von Carlsbad. — Dr. Bigel aus Warschau zeigt dem Herausgeber in einem fünften Briefe über die Steinbeschwerden (vier andere enthielten die frühreren Jahrgänge dieses Almanachs) an, daß er durch den Gebrauch des Carlsbades von jenen Leiden vollkommen genesen sey, und fügt die Vorsichtsmaßregeln bei, mittelst welcher er einer Recidive vorzubeugen gedenkt. — Dr. R. Lorenz beantwortet die Frage: „Ob die Carlsbader Schlammbäder die Aufmerksamkeit der Aerzte verdienen?" und fordert seine Kollegen auf, ihre Erfahrungen über diesen Punkt öffentlich bekannt zu machen. —

(Fortsetzung folgt.)

Rom, August.

(Schluß.)

Romanliteratur.

Von den neapolitanischen Wohlthätigkeitsanstalten auf die Literatur zurück zu kommen, so ist die gewaltsame Richtung, die Hinneigung zur französischen Romantik, welche sich zum Theil in derselben zeigt, nicht außer Acht zu lassen. Lange Zeit hat, namentlich im erzählenden Fache, eine ziemliche Zahnheit geherrscht und herrscht größtentheils noch jetzt; die eigentliche Romanliteratur ist aber in Italien noch so jung, daß sich nicht absehen läßt, welchen Weg sie künftig einschlagen wird. Der Familien- und Sittenroman existirt, genau besehen, noch gar nicht; der historische Roman hat meist Aeußerlichkeiten aufgegriffen und sich nicht verstanden, dem, einen großen Theile der Italiener überhaupt ziemlich fremd gewordenen Mittelalter wahres Leben einzuhauchen und es in seinem innerlichen Wesen vorzuführen. Daher die geringe Wirkung der Menzzahl unter diesen Produktionen. Die Zahl der ausgezeichneten Schriftsteller in diesem Fache ist nicht groß. Bei Rosini, dem Verfasser der Nonne von Monza (die nunmehr ein und zwanzig Auflagen erlebt hat) und der Louise Strozzi, waltet das geschichtliche und artistische Element vor, während das eigentliche erzählende schwach ist und seine Romane mehr durch die glücklich gewählte Zeit, durch Porträtfiguren bedeutender politischer, literarischer, künstlerischer Charaktere, durch die Menge gut eingewebter Episoden und Anekdoten interessiren, als vermöge der bisweilen etwas flauen Intrigue. Eigentlich volksthümlich dürfte dieser Autor wohl schwerlich werden. D'Ayglio, von dem ein lange erwartetes neues Roman in diesen Tagen erschienen seyn muß, hat in seinem Ettore Fieramosca vor Allem die patriotische Seite hervorgewandt, und durch das nationale Gefühl, das er mit Geschick angeregt. Glück gemacht, so mangelhaft sein Werk auch in mancher Beziehung ist. Cantu ist, bei umfassenden historischen Kenntnissen, seinem eigentlichen Wesen nach ganz Gefühlsdichter und verdankt der Wahrheit und Feinheit, womit er die Empfindungen des Menschenherzens entwickelt und darstellt, so wie seiner sehr gewandten Sprache den Beifall, den seine Margherita Pusteria und seine kleinen, im Stoff grösstentheils wenig bedeutenden Novellen gefunden haben. Grossi weiß das Mittelalter mit Gewandtheit aufzufassen und hat für die eigentliche Erzählung, namentlich für die Darstellung eines raschen, bewegten Lebens, vielleicht mehr Talent als die Genannten, während er ihnen hinwiederum in den Eigenschaften, die jeden derselben auszeichnen, den Kranz lassen muß, wie denn auch sein Marco Visconti sich leicht und angenehm liest, ohne aber einen tieferen Eindruck zurück zu lassen. Manzoni braucht ich hier nicht erst zu charakterisiren; von den Dii minorum gentium aber, Bertolotti, Sacchi, Bazzoni, Varese u. A. will ich nicht reden. — Tommaséo'n ist es in seinem kleinen Roman: Fede e bellezza, nur darauf angekommen, phitosophische Ideen und Lebensansichten in popularer Form an den Mann zu bringen. Von jenen Vieren nun, den besten Namen der italienischen erzählenden Literatur, zeichnet keiner sich durch besondere Kraftäußerung aus; — sie können Alle noch zu den Zahmen gerechnet werden, freilich im bessern Sinne. Die Wilden führt der Verfasser des Assedio di Firenze an, den man mit dem Wasser der Lutezia di Benerento für eine und dieselbe Person halten zu können glaubt. Wenn irgend Einer in Italien jegliche Schranke überspringen hat, so ist es dieser mit großem Talent, aber wenig Kritik und gar keiner Mäßigung begabte Mann. Auch Ranieri, obgleich sein Buch einer verschiedenen Gattung angehört, ist in dieser Richtung, die daran Gefallen zu finden scheint, den moralischen Menschen auf die Folter zu spannen und das Entsetzen wie den Schmuz des Erdenlebens zu erschöpfen. Dasselbe läßt sich von einem Dritten sagen, der, ich glaube, gleichfalls Neapolitaner ist, P. de Virgilii, von welchem vor einem Jahre in Brüssel ein Buch unter dem Titel: Il secolo decimo nono erschien, die Geschichte eines modernen Lebenslaufs in loser dramatischer Form, worin alle socialen und moralischen Dissonanzen unserer Zeit in schreckenerregender Nacktheit zur Schau getragen werden. Ob solche Bücher, deren Verfasser ihre Inspiration bei Balzac und Dumas geholt zu haben scheinen, eine gute Wirkung haben können, mag dahingestellt bleiben. Wie aber der Italiener, wenn er einmal von den Fesseln Jahrhunderte langer Knechtung sich losbricht, bald jede Schranke niederwirft, so stehen Produktionen dieser Gattung nur ab; es fehlt ihnen das Vornige, in Aeußerlichkeit und Form bestehende, was an jenen französischen etwa noch zu loben ist und anzieht, und man kann nicht umhin, den Mißbrauch von Talent und Geist in diesen krassen Uebertreibungen zu beklagen. Auf Ranieri's Schrift findet, ihres Zweckes wegen, nur ein Theil dieser Bemerkungen Anwendung.

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 25. August 1841.

— Sie stiegen hinein, auf Ruderbänke sich setzend.
Saßen gereiht und schlugen die graulichte Woge mit Rudern.
Homer.

Bootrennen in Havre.

(Fortsetzung.)

Während die Segelboote auf weiter See der Neugierde entrückt waren, gab der Rodeur zum zweitenmale das Zeichen zum Aufbruche, worauf ein halb Dutzend Wallfischkähne, Piroguen, einen neuen Wettkampf begannen. Hier galt es, die Kraft der Arme zu erproben; mit raschen Ruderschlägen peitschten die rüstigen Seeleute das Meer, daß ihre Schiffchen wie Pfeile dahin flogen. Der Zephyr, Patron Ricouard, der Thaler, Patron Mazerat, der Independant, Patron Martin, erhielten die verschiedenen Preise. Der dritte Wettkampf fand zwischen Canots propres au service — ich bin kein Mitglied der Gesellschaft der Regaten und muß daher die französische Terminologie beibehalten — statt, wobei die Belle-Poule, Patron Mazerat, la Réunion, von den Matrosen der Reine Amélie besetzt, und l'Émulation, der Regatengesellschaft angehörend, die Preise davon trugen.

Bei einem Pferderennen gibt es nur sehr wenige thätig Theilnehmende. Ein halb Dutzend Pferdebesitzer, ein paar Dutzend Wetter sind die activen Schauspieler, und ein paar Tausend Schaulustiger, denen es am Ende ganz gleichgültig ist, ob der Hengst Wellington, oder die Stute Fanny Elsler den Sieg davon tragen, bilden den theilnahmlosen Chor, die Statisten des Dramas neuester Zeit. Das ist ganz anders bei einem Bootrennen. Ich habe von keiner einzigen Wette gehört, was schon ein Beweis ist, daß das Interesse hier ein anderes seyn muß, als beim Pferderennen. Das Boot, das kämpft, das den Sieg davon trägt, ist das Werk jenes rüstigen Meisters, der dort im Kreise der Seinigen mit Spannung und Hoffnung zusieht; hier stehen kernige Schiffbaugesellen, die Hand mit angelegt; der Patron, der es lenkt, ist ein tüchtiger Pilot und hat schon manches Schiff aus Noth und Untergang, manchem Vater den Sohn, mancher Tochter die Mutter gerettet. Und die tapferen Ruderer sind die Gatten, die Söhne, die Brüder der sichtbar aufgeregten, im Geiste mitkämpfenden Greise, Weiber und Kinder dort. Was braucht es da der goldenen Pulsader der Wette, wenn das Blut im Herzen mit in die Schranken tritt? Mit der höchsten Spannung folgte die ganze Masse der Zuschauer jedem einzelnen Kampfe, mit dem freudigsten Jubel begrüßten sie endlich die tapfern Sieger. Es war eine Freude, sich mit so vielen Glücklichen zu freuen.

Aber gestehen muß ich, daß ich nur selten an den Kampf dachte, der hier stattfand. Das Herz öffnete sich immer weiter bei dem schönen Bilde, das vor uns

Digitized by Google

aufgerollt lag. Nach und nach wichen auch die letzten Wolken der vorhergehenden Sturmtage, so daß am fernen Horizonte der blaue Himmel seiner blassen Schwester, der See, den keuschen Kuß der Götter reichen konnte. Und freudig sprangen dann die Wellen auf und eilten der Erde zu, als ob sie ihr das Geheimniß ihres Glückes zutragen wollten. Die Seine, die sich hier in's Meer ergießt, aber spröde nicht mit ihm verbindet, zieht in hellgrünen Wellen neben den blaugrauen der See einher. Die Schaumrosse aber rennen aus dem Meere in die Seine und aus der Seine in's Meer, bis sie endlich das Ufer erreichen, in der Brandung sich überstürzen, verfließen und die Erde mit tausend lüsternen Zungen belecken. Ich weiß nicht, ob dieß Schauspiel schöner gewesen wäre, wenn die tiefste Stille der Einöde es umgeben hätte; aber es war mir oft so, als ob die Hunderte von Schiffen und Schiffchen, die Tausende von Zuschauern und jenes Kampfspiel gegenüber der Allmacht des Geistes, der dieß allmächtige Element geschaffen, nur eine wehmüthige Ironie sey.

„Wie schön, wie schön!“ flüsterte mir meine schöne Nachbarin, die stolze Passionsblume, zu. „Ich möchte ein Pirate seyn,“ fuhr sie fort, und ich erbot mich sogleich zum Schiffsjungen. — „Aber,“ sagte ich, „das wäre doch schöner: am Ufer des Meeres eine Zweifiedelei, ferne von der Dummheit der kleinstädtischen und dem Witze der großstädtischen Gesellschaften, und dann ein Boot, um von Zeit zu Zeit mit den Wellen ein Wettrennen anzustellen.“ — „Sie sind ein Deutscher!“ — „C'est cela!“ antwortete ich.

(Schluß folgt.)

Von der Luftschifffahrt zu wissenschaftlichen Zwecken.

(Schluß.)

Hat man einen guten Ballon, weiß man damit umzugehen und begeht man keine Unvorsichtigkeiten, wie die oben gerügten, so ist die Luftschifferei um nichts gefährlicher als Eisenbahnen und Dampfschiffe; und dieser Satz wird durch Gay-Lussac und Biot, die aus Erfahrung sprechen können, unbedingt bekräftigt. Sehen wir jetzt, welches Interesse die Wissenschaft dabei hatte, daß sich die Physiker häufiger als bisher in die verschiedenen Schichten der Atmosphäre versetzten.

Gay-Lussac hat sich seiner Zeit in seinem Ballon 21,600 Fuß hoch erhoben, 1800 Fuß höher als der Chimborasso, die größte Höhe, zu welcher je ein Mensch gelangt ist, und wo die Quecksilbersäule auf weniger als die Hälfte (etwa zwölf Zoll) ihres mittlern Standes herabsinkt. Vom Boden bis zum Punkte, wo er seinen Ball wieder fallen ließ, hat er in sehr verschiedenen Höhen die chemische Zusammensetzung der Luft untersucht und gefunden, daß sie sich überall durchaus gleich bleibt. Alle bisherigen Beobachtungen haben dieses Ergebniß vollkommen bestätigt. Eben so hat Gay-Lussac gefunden, daß die Magnetnadel in den verschiedensten Höhen weder hinsichtlich der Inclination, noch der Kraft eine merkliche Abweichung zeigt. Man verdankt ferner den Luftfahrten, die er mit Biot angestellt, wichtige Beobachtungen am Barometer, Thermometer, Hygrometer u. s. w., welche auf dem damaligen Standpunkte ganz genau und befriedigend seyn mochten. Es wäre nun aber vom höchsten Interesse, wenn diese Versuche von Zeit zu Zeit mit den neuesten Werkzeugen, nach den neuesten Methoden, nach den tausenden theoretischen Begriffen, welche immer wieder andere Gesichtspunkte mit sich bringen, wiederholt würden. Ueberdieß wäre aber in den Wüsten des Raums eine ganz neue Reihe von Versuchen anzustellen, nämlich über die Elektricität der Luft, jene geheimnißvolle Kraft, die sich überall äußert, in den mächtigsten Vorgängen der Natur, wie in den kleinsten und leisesten, die recht eigentlich die Erde mit dem Himmel verknüpft, und in der wohl eine spätere Zeit das gemeinsame Prinzip aller Bewegungen der unorganischen und der organischen Natur erkennen wird. Schon in diesem einzigen Punkte ist eine reiche Ernte von Entdeckungen dem Physiker vorbehalten, der die Luft befahrt, nicht Einmal, sondern zehn, und zwanzigmal, mit den gehörigen Werkzeugen und mit dem rechten Geschick.

Die Beobachtung der Wolken, ihrer verschiedenen Formen, ihrer Struktur, der Bewegungen in ihrem Innern wäre ferner von der größten Bedeutung für die Meteorologie, eine Wissenschaft, zu der die wahren Grundlagen erst noch zu finden sind, und die doch für den Menschen von der höchsten Wichtigkeit ist. Erst wenn er auf jenem luftigen Gebiete mit seinem Wissen festen Fuß faßt, kann es ihm gelingen, sich wirklich gegen die Elemente zu verwahren, ihre Wechsel und Ausbrüche, gegen die er noch so ganz wehrlos ist, vorherzusehen, und so seinem ewigen Ziele; der Herrschaft über die äußere Natur, bedeutend näher zu rücken.

Nur im Vorbeigehen sey erwähnt, wie wichtig es wäre, über die Absufungen des Himmelsblau nach den Höhen, über die Wirkungen der chemischen Lichtstrahlen, über die Polaritätsverhältnisse der Luft, über die Richtungen der Winde mehr in's Reine zu kommen. In gewissen Höhen scheinen zu jeder Zeit bestimmte Winde zu herrschen, gleich den Meeresströmungen, die man so sorgfaltig beobachtet und die der Schifffahrt so große

Digitized by Google

Dienste leisten. Das Wort „Luftschiffahrt" wagt man kaum mehr auszusprechen; es hat zu viele Narrheiten erzeugt, und der Charlatanismus hat es zum größten Nachtheil der Sache selbst zu stark ausgebeutet. Indessen hat die Wissenschaft dem Problem keineswegs entsagt; aber nur durch umfassende Versuche der eben genannten Art wird man vorläufig dahin gelangen, daß man die Ausbildung eines so sublimen Fortschaffungsmittels als möglich absieht.

Den physikalischen Beobachtungen müßten sich, als gleich wichtig und interessant, die physiologischen anschließen. Es ist bekannt, in welchem Grade die Verdünnung der Luft und besondere Eigenschaften derselben in gewissen Höhen auf alle Verrichtungen des Körpers, besonders aber auf den Blutumlauf, die Athmung und die Warmeentwicklung umstimmend einwirken. Sehr merkwürdig sind die Berichte der Luftschiffer über ihre bald schmerzhaften, bald äußerst angenehmen Empfindungen und Gefühle vom Boden ab durch die verschiedenen Luftschichten bis zur größten Höhe, die der Mensch überhaupt erreichen kann. Wer weiß, ob nicht sogar die Heilkunst diese gewaltige geistige und körperliche Erschütterung sich trefflich zu Nutze machen könnte, wenn nur das Mittel regelmäßig, tagtäglich zu Gebot stände; wie manche unheilbaren Nervenübel möchten schwinden in diesem großartigen Luftbade! Und endlich, in der Zeit der entleerten, stumpfen Gemüther, wäre da nicht das Befahren der Luft eine Quelle ganz neuer, lebhafter Genüße für so viele Lebensmüde, die in tausendmal größern Gefahren ihrer Langeweile nicht los werden?

Der französische Physiker Donns schlägt ernstlich das systematische Wiederaufnehmen der Luftfahrten zu wissenschaftlichen Zwecken im bisher angegebenen Sinne vor. Ein solcher Plan, meint er, sey aber wohl nur auf Einem Wege ausführbar. An die Regierung hätte man sich nicht zu wenden; sie habe anders zu thun und die Zeiten seyen vorbei, wo sie sich selbst für die Versuche eines Montgolfier und Charles begeisterte, die übrigens alle Köpfe schwindeln machten. Auch die Akademien wären in Ruhe zu lassen, die keiner gemeinsamen Leistungen mehr fähig seyen, und vollends die großen Herren, die heutzutage über der zweideutigen Pflege der Kunst für die Wissenschaft weder Zeit noch Geld mehr haben. Was die genannten Mächte nicht mehr wollen und können, das in's Werk zu setzen, komme dem Associationsgeist unserer Zeit zu. — „Es brauchte nur einen Verein von Männern der Wissenschaft, von Liebhabern und Neugierigen, hundert Personen, vielleicht nur halb so viel, und einen mäßigen Beitrag, um alle Kosten des Unternehmens zu decken. Wer wollte nicht gern ein paar Louisd'or geben, um, wo nicht selbst eine Luftfahrt zu machen — es braucht vielleicht einige Zeit, um alle Besorgnisse und Vorurtheile zu zerstreuen — so doch ein Unternehmen zu unterstützen, das für die Wissenschaft sehr wichtig ist? Nicht lange, so würde sich Jeder ohne Bang einer Maschine und einem Element anvertrauen, denen sich langst Weiber und Prinzen anvertraut, die Gräfin Chalot, der Herzog von Chartres, der Graf von Artois, der Fürst von Ligne u. s. w. Die Aengstlicheren machten Luftfahrten im Ballon am Strick, wie ehedem, als das Ding Mode war, die Herrn vom Hofe in ihren Parks zu thun pflegten. Die Keckeren ließen sich frei vom Winde hintreiben, und machten durch die obere Luft herrliche Ausflüge, tausendmal ergötzlicher als die einförmige Fahrt auf Eisenbahnen und Dampfbooten. Der Wissenschaft aber wäre Gelegenheit geboten, auf fast unbetretenem Felde ihre Schuldigkeit zu thun."

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Die Eisenbahn nach Leipzig.

Die Anhaltische Bahn ist eröffnet bis Zöterbog, also uns gefähr das Drittel der ganzen Strecke bis Leipzig. Da ins dessen die von Dessau bis Köthen, so wie die von Köthen bis Leipzig schon längst fertig sind und in lustiger Thätigkeit, so dürfen wir in spätestens zwei Monaten dem Augenblick entgegen sehen, wo Leipzig nur noch 5 — 6 Stunden von Berlin entfernt ist. Eine feierliche Eröffnung dieser für Preußens Hauptstadt wichtigsten Bahn, insofern sie Preußen mit dem Rhein und dem übrigen Deutschland verbinden soll, ist unterblieben oder wenigstens bis zur Vollendung der ganzen Bahn aufgeschoben. Aber statt mit Freude, hat man den wichtigen Moment mit mannerlei Klagen begangen: Klagen, daß keine Feier stattfand. Klagen, daß die Direktion die Aktionärs zu den mit feierlichen Eröffnungsfahrten nicht zus zog. Klagen, daß die erste Frequenz verhältnißmäßig unbedeutend ist. Klagen über Abnutzung. Klagen über die abgezwungene Richtung nach Köthen, und andere nebenher laufende Klagen. Sie haben alle ihren guten Grund, und die meisten erledigen sich dadurch, daß es nicht anders ging. Zöterbog ist kein Punkt, wohin die Berliner fahren werden, wie nach Potsdam. Für das Vergnügen ist dort wenig gesorgt, und zum Vergnügen am Vergnügen ist die Bahn zu teuer spielig. Obwohl die Preise nach der bisherigen Usance die angemessenen für große Strecken sind, hätte man allerdings geradezu geben, sie, so lange es keine Reisezeit ist, niedriger zu stellen, und würde für diese Vergnügungsstrecke im Sommer gewiß schon eine reiche Einnahme gehabt haben. Dieß verschmähen die Direktoren, die nur Leipzig und den großen Reise- und Handelsverkehr im's Auge fassen. Ob sie mit dieser großartigen Ansicht vor den Aktionärs bestehen werden, ist eine andere Frage. Die Größe wäre, der Aeis denschaften unbeschadet, geblieben. Die Einrichtung der Fahrzeiten bequemer zu stellen, dergestalt, daß man von Zöterbog zu Wagen die sächsische Eisenbahn und in einem Tage Leipzig oder Dresden erreichen könnte, was allerdings das Publikum hoffte und erwartete, lag nicht in der Macht der Direktion. Die Post hätte ihr bereitwilligst entgegen kommen müssen, was nicht geschehen ist. So darf man vom Augenblick nicht

Digitized by Google

mehr erwarten, würde aber sehr unrecht thun, von ihm auf den Erfolg zu schließen, wenn die Bahn vollendet ist. In diesem Augenblicke spukt wieder der Plan, von Jüterbog direkt nach Riesa zu bauen, gleich wie wenn ein Kaufmann mit sich selbst rivalisiren wollte. Indessen knüpft man daran andere Berechnungen. Wenn von den projektirten sächsischen Bahnen die eine in Riesa münden sollte, würde dies aus mehrfachen Gründen der schon ertheilten Erlaubniß, nach Riesa zu bauen, Der Blick schlug auf die zurück, welche ihm saßen hatten; was ein jedes Kind einsieht, ist ihnen selbst streitig jetzt auch so klar, daß sie viel darum geben, es ungeschehen zu machen. Aber in wessen Macht steht es? — Ueber die technischen Einrichtungen der Anhaltischen Bahn ist nur Eine Stimme. Wagen, Schienenwege, Dämme, Bauten, alles ist solid und comfortabel, und vielleicht mit mehr Solidität als Oekonomie gebaut. Dieser Tadel trifft indessen nur Einzelnes. Trotz dem, daß der ursprüngliche Anschlag von 5,500,000 Thalern bergestalt überstiegen ist, daß auch volle 4 Millionen noch nicht ganz ausreichen werden, ist es doch, unter den bisherigen Eisenbahnen, eine der verhältnißmäßig billigst hergestellten. Die Estraden des Barnhofes, wo man eins und aussteigt, sind ein lustiger Sommertempel, wie ihn nur die Phantasie anmuthig ersinnen kann. Nirgends wird es dem Aufommenden in Berlin bequemer gemacht. Mit einem Schritt aus dem Wagen ist man auf der Estrade, und mit dem nächsten kann man in die darunter stehenden Droschken springen, um, ohne erst einen Führer, Träger, ja nur eine Frage zu brauchen, für den allerdings sten Preis bis in die entferntesten Stadttheile zu gelangen. Ist man nicht mit schwerem Gepäck versehen, so begleitet auch dieses den Reisenden. Wirklich, die Ankunft in einer großen Stadt kann den Reisenden nicht bequemer, sodender gemacht seyn. Nichts von forschenden Polizeiphysiognomien, von Paßforderungen, von Visitationen; man fährt durch ein weites freies Thor in eine schöne neue Straße, so neu, daß sie selbst einem großen Theil der Einwohner noch unbekannt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Prag, August.

(Fortsetzung.)

Almanach de Carlsbad. — Literatur.

Ein beachtenswerther Aufsatz ist die Abhandlung des Dr. Rudolph Mänel: „Du régime de l'eau à Carlsbad," vom Herausgeber aus dem „Unterhaltungsblatte für Carlsbad" übersetzt. — Der Artikel: „Wallenstein zu Carlsbad im Jahre 1630" liefert neue Beweise von der königlichen Pracht, womit der Friedländer reiste. In seinem Gefolge befanden sich 10 Grafen und viele andere Edelleute, und die Zahl der Pferde war 883, wovon 100 für die Person des Herzogs, 4 für die P. P. Jesuiten berechnet waren. Nicht minder bedeutend ist die Zahl der Vorräthe, welche aus dem Eulengner, Pilsner, Saazer und Leitmeritzer Kreise eingeliefert werden mußten. — Unter den „böhmischen Sprachwörtern," welche aus Czelakowsky's Sammlung übersetzt sind, befinden sich einige recht originelle, z. B.: Lasse deine Erbsen nicht in einer Suppe von fremder Hoffnung kochen. — Sage dem wissen Mann nur die Hälfte von dem, was du ihm zu sagen hast; dem Einfältigen sage mehr als das Ganze. — In der Kirche muß man beten im Bade sich waschen, auf dem Markte einkaufen und auf seinen Beutel wohl Acht haben. — Thue dem Teufel Gutes, er wird es dir in der Hölle bezahlen. — Der Bauer ist das Geschoß Gottes, er zieht den Hut vor seinem Herrn, er beugt das Knie vor dem Priester, ohne darum minder ein Stolzin zu seyn. — Die Gedanken sind oft zu Rosse, während die Füßen am Herdwinkel bleiben. — Zwei Menschen können zugleich singen, aber nicht zugleich sprechen. — Die Welt ist für die Armen nicht vorhanden, und doch reibt sich Jeder an ihnen. — Der Heuchler dient Gott so, daß er sich mit dem Teufel nicht überwerfe. — Der Priester hat niemals genug, mit der einen Hand segnet, mit der andern nimmt er. — Der Böhme singt nur mit vollem Bauche u. s. w.

Die Gebrüder Frankel haben seit 1840 ein Wochenblatt unter dem Titel: „Unterhaltungs-, Ankunfts- und Anzeigeblatt von Carlsbad und den andern Kurorten Böhmens" des gründet, welches außer einer großen Zahl von Inseraten, deren manche auch in's Französische und Englische übersetzt erscheinen, auch verschiedene sorgfältig gearbeitete und gewählte Artikel aus der Meteorologie, Topographie, Statistik, Geschichte, Medizin, Geologie, Mineralogie und Botanik, dann Notizen über Theater und Musik, Poesie u. s. w. enthält. Mit einem Worte, nichts, was das Publikum von Carlsbad interessiren kann, ist ihm fremd. Obschon es, nach seinem Titel, auch die andern böhmischen Bäder umfassen sollte, ist doch im ersten Jahrgange nur von Carlsbad, seinen Einrichtungen und Umgebungen die Rede. Löblich hat sich darauf beschränkt, einige Neuigkeiten aus seiner Saison zu liefern, aber weder Franzensbad noch Marienbad haben irgend einen Antheil daran genommen, obschon es nur ihr eigener Vortheil wäre, wenn sie sich bei den zahlreichen Kurgästen Carlsbads im Auslande erhielten. Wünschlich wäre Uebersicht der böhmischen Literatur von 1836 bis zum Ende des Jahres 1840) liefert abermals sehr erfreuliche Resultate. Als die wichtigste der böhmischen Zeitschriften behauptet sich das „Journal des Museums," welches der böhmische Historiograph Fr. Palacky elf Jahre lang leitete, seit zwei Jahren aber dem gelehrten Safarik überließ. Im Gebiete der Poesie sind bedeutende Gedichte von Machaczek, Sonette von Kaczer, Balladen von Trojan und Sloboy, von dem letzten eine gute Uebersetzung des vierten Buches der Georgica von Virgil erschienen. Die sodann Dichtern von Wacet und Kamensky in der „Elegie am Grabe meiner Mutter" weiter eifern an Wohlklang mit dem griechischen Rhythmus. Derselbe Dichter und mehrere seiner Kunstgenossen haben Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Italienischen, Englischen, Portugiesischen, Russischen und Illyrischen geliefert. In den Wissenschaften brachte Dr. Ammerring einen kurzen Begriff der neuesten Fortschritte in der Philosophie, Physik, Chemie u. s. w. Prof. Zeithammer hat sich durch eine metaphysische Abhandlung über das Daseyn Gottes bekannt gemacht, und der bekannte Physiolog Purkine über die Identität des Baus und gesprochen, während Palacky nicht allein mehrere ältere böhmische Werke edirt, sondern auch eigene Abhandlungen über wichtige vaterländische Gegenstände geliefert hat. Safarik, Stama, Podlipsky, Burian, Hanka, Kollar, Czelakowsky, Smetana haben sich gleichfalls durch gelehrte Arbeiten von größerem oder kleinerem Umfang ausgezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 26. August 1841.

Du néant taciturne effroyable domaine!
L'œil distingue parfois, isolé dans la plaine,
Un palmier dont le sable éteint les derniers nœuds,
Des buissons de nopals, aux rameaux épineux.
Méry et Barthélemy.

Briefe aus Syrien.

IV.

Die Nacht verging ziemlich ruhig, und ich hörte nur zuweilen das Geschrei einiger Hunde, die sich bei unsern Zelten herumbalgten, so wie das entfernte Gebeul der Schakals, Töne, welche mit nichts Anderem zu vergleichen sind. Es ist ein heiseres, pfeifendes Bellen; doch hielten die vielen Wachtfeuer diese Thiere heute Nacht im Respekt. Der Aufbruch der Caravane war auf fünf Uhr bestimmt, und schon um vier fing Alles im Lager an sich zu regen. Man packte auf, riß die Zelte ein, die meisten tränkten ihre Pferde noch einmal, und um fünf bewegten sich die Kolonnen nach einer vom Pascha getroffenen Einrichtung vorwärts. Wally Bey nämlich, ein sehr vernünftiger Mann, befahl, daß sich die kleinen Thiere, Esel, schlechten Pferde, gleich am Morgen an die Spitze des Zugs stellen sollten, um zuerst abzumarschiren. Dann kamen die Kameele und zuletzt die Reiterei. Er wollte damit bezwecken, daß besonders die Esel, die mit den Kameelen und Pferden nicht gleichen Schritt halten konnten, wenigstens am Morgen einen Vorsprung haben und man nicht genöthigt seyn möchte, jene zu weit zurückzulassen und sie so den Angriffen der Beduinen bloßzustellen. Dennoch überholten Kameele und Pferde sie im Lauf des Marsches, und die Spitze des Zugs, wie er sich Morgens in Bewegung gesetzt, kam am Abend zuletzt auf den Lagerplatz. Diese Anordnung des Pascha war sehr gut, und er sorgte auch so ziemlich dafür, daß sie befolgt wurde. Es waren aber auch wirklich manche Lastthiere zum Erbarmen bepackt, Kameele wie Esel.

Wir ließen Alles an uns vorüberziehen und waren im besten Packen begriffen, um mit der Leibschwadron aufzubrechen, als unser Dollmetscher und Koch dem Baron T. den leeren Korb zeigte, worin noch gestern der so schön geschlachtete und gekochte Hammel gewesen war. Man hatte uns keine Faser gelassen; wir begriffen aber nicht, wer der Dieb seyn könne; ein gewandter auf jeden Fall, denn unser Fleischkorb hatte unter unsern Bedienten mitten im Zelt gestanden, um welches obendrein noch die zehn Lanciers Wache hielten. Im Stillen hatten wir auf diese edlen Kriegsknechte selbst den Verdacht geworfen; doch sagte uns im Lauf des Tages der polnische Obrist, als wir es ihm erzählten, es werden wohl Hunde gewesen seyn, die sich in großer Menge bei den Zelten herumtrieben. — Wir ritten mit dem Polen fort, den ich im Verlauf der Reise recht lieb gewann. Er hatte merkwürdige Schicksale gehabt, war, was mir freilich nicht gefiel, Renegat und hieß jetzt Hussein Effendi, was nur so viel heißen will, als Herr Hussein. Er führte

Digitized by Google

zwei sehr schöne arabische Windhunde mit sich, die glücklicherweise den Rückzug überlebt hatten. In den Tagen, ehe wir an die eigentliche Wüste gelangten, wie heute, wo der Weg dann und wann an grünen Wiesen und Haiden vorbeilief, schossen die beiden flinken Thiere zuweilen in merkwürdigen Sprüngen den Gazellen nach, die sich am Horizont in Heerden von zwanzig bis dreißig Stücken sehen ließen; doch erreicht der Hund höchst selten eine Gazelle, es sey denn, der Boden ware ziemlich weich oder das Wild erkrankt.

Das Terrain zeigte heute, wie schon gesagt, hie und da noch einiges Grün, jedoch höchst sparsam, und man sah an den Haiden, auf denen kein Gras, sondern nur kleine, stachlichte Gesträuche wuchsen, so wie am feinen Sand, der alle Wege einige Zoll hoch bedeckte, daß wir uns der großen Wüste näherten. Palmen trafen wir nur wenige, zerstreut in einer Vertiefung des Terrains, wo sich das Regenwasser sammeln konnte. Auch weiß ich nicht, ob's Einbildung von mir war oder Wirklichkeit, daß ich bei jedem gelinden Windhauch, der uns von der Wüste entgegen kam, die schon sehr starke Hitze noch bedeutend verstärkt zu fühlen glaubte. Der ganze Charakter der Natur war, obgleich großartig, doch heute schon sehr einförmig, ein bedeutungsvolles Vorspiel zu dem, was unser in den nächsten Tagen harrte. An Schatten war natürlich den ganzen Tag nicht zu denken und die Hitze quälte mich schon jetzt bedeutend. Das Schlimme in jenen Ländern ist, daß man sich nicht der Witterung gemäß kleiden darf. Während des Tages drückt die glühende Hitze, trotz der leichtesten Bekleidung, fast zu Boden, und so wie die Sonne sinkt, fällt der Thau und die Nacht tritt mit einer Frische, ja mit einer Kälte ein, die einen dicken Mantel nothwendig macht. Der Sand wird ein paar Zoll tief feucht, und wir benützten dieß, unsere welk gewordenen Orangen, die Wasserschläuche und den zu Staub verbrannten Tabak wieder aufzufrischen.

Nachdem wir eine Zeitlang neben unserm Obrist hin geritten waren, ließen wir unsere Pferde einen stärkern Schritt gehen, um an die Spitze des Zugs zu kommen, und obgleich wir zuletzt scharfen Trab ritten, brauchten wir doch gegen anderthalb Stunden, um dieselbe zu erreichen. Welche Trachten, welche Physiognomien, interessante und höchst gemeine, welches Elend neben Pracht und Luxus wir hinter uns ließen, ist mit keiner Feder zu beschreiben. Den Vortrab bildeten einige fünfzig junge Türken und Araber, meistens Oberoffiziere Mehemed Alis, die ohne ihre Truppen nach Egypten zurückzogen. Die Herrn waren ziemlich gut gelaunt und beschäftigten sich, trotz des unermeßlichen Elends, das hinter ihnen zog, mit allerlei Kinderein, jagten einander nach und belustigten sich vorzüglich mit dem Dschereid, einem Wurfspieß von ungefähr drei Fuß Länge mit stumpfer eiserner Spitze, den sie einander zuschleuderten, um ihn, sich vom Sattel biegend, wieder aufzuheben.

(Fortsetzung folgt.)

Bootrennen in Havre.

(Schluß.)

Doch zurück zu unsern Kämpfern. Das vierte Rennen sollte ein ganz besonderes Interesse haben. Die Schiffchen, die zu demselben zugelassen wurden, waren die eigentlichen Rennpferde, die Gigs, die leichten Dinger, die eine sie quer fassende Welle mitten abzubrechen im Stande ist. Was wir bis jetzt gesehen hatten, waren ehrbare Karrengäule und Wagenpferde, jetzt erst kommen die ächten Renner, die zu sonst nichts nütze sind, als einen Preis zu gewinnen. Ueberdieß durften an diesem Kampfe auch Ausländer Theil nehmen, wodurch die Nationalität mit in's Spiel kam. Nach den ersten zwanzig Ruderschlägen war es nicht mehr zweifelhaft, das Schiffchen Gipsy, Patron Doubledee, mußte den Vorrang vor allen andern behaupten. Es war eine Lust, zu sehen, wie Schlag auf Schlag, kurz, rasch, ohne viel Bewegung, die Ruder fielen und sich wieder hoben. Alle andern Schiffchen erbielten einen Ruck mit jedem Ruderschlage, die Gipsy flog dahin in einem gleichförmigen Zug. Die Ueberlegenheit war augenscheinlich und der Sieg nicht eine Minute streitig, und der Sieger war ein Engländer. Es trat eine Stille ein, die nicht die der Spannung war, sondern die eines unbesiegbaren Mißbehagens. Als endlich die Engländer lange vor ihren Mitbewerbern das Ziel erreicht hatten, regte sich keine Hand, um die Sieger zu begrüßen. Diese selbst aber schwangen mit der einen Hand das Ruder, hoben die andere geballt gegen den Himmel und riefen: Hurrah! Es lag in dieser Art, den Sieg selbst anzukündigen, ein Ernst, fast eine Art Drohung, die auch in mir ein unangenehmes Gefühl hervorrief.

Erst als der erste Eindruck vorüber war, ärgerte ich mich, daß man die fremden Sieger nicht mit demselben Beifalle wie die Franzosen empfangen hatte. Aber als ich meine Ansicht äußerte, sah mich meine schöne Nachbarin mit heißem Auge an und wiederholte mir noch einmal: „Sie sind ein Deutscher!“ Und ich antwortete rasch: „Sie eine Französin. Aber die Engländer sind nur deßwegen so oft den Franzosen überlegen, weil sie stolz und nicht eitel sind. Ich würde aus Stolz applaudiren, weil mir nicht augenblicklich die Gelegenheit geboten ist, sie im Ernst, Schiff gegen Schiff,

Digitized by Google

Mann gegen Mann, Auge im Auge auf Leben und Tod zu bekämpfen und zu besiegen. Da wir unsere Seeräuberei noch nicht in's Werk gesetzt haben, so wäre es würdig, den Sieger mit Beifall zu empfangen." — „Ich aber kann nicht lügen," war die stolze Antwort, und wenn die Franzosinnen nicht so oft höher ständen als die Franzosen, wenn ich wüßte, daß alle Männer nur aus innerem Wahrheitsgefühl und nicht aus verletzter Eitelkeit so stumm zugiebeu, so würde dieser kleine Sieg des Egoistenvolkes mich nicht halb so sehr ärgern, als es wirklich der Fall ist.

Endlich kam die letzte Probe, ein Kampf zwischen Liebhabern, zwischen freiwilligen Matrosen und Ruderknechten. Die Mitglieder der Regatengesellschaft hatten sich zu diesem Kampfe ganz besonders leichte Schiffchen bauen lassen, von denen eines, als es in's Wasser gelassen wurde, von einer Welle zurückgeworfen, auf dem Sande zerbrach. Die Kämpfer waren die Löwen von Havre, und deßwegen hieß denn auch eines der Schiffchen der Lionceau, und ein anderes, glaube ich, Taglioni. Die in Matrosen verkleideten Löwen aber sahen sehr sonntäglich aus, hatten schöne weiße Beinkleider, rothe Leibbinden und rothe oder weiße Jacken und rothe oder weiße Barette; wie gesagt, Sonntagsmatrosen, was nicht an Sonntagskinder, sondern an Sonntagsreiter erinnert. Zwei von den drei Schiffsbesatzungen gehörten mehr den eigentlichen tropischen Regionen, dem Löwenstriche der höhern Gesellschaft, eine dem gemäßigten Klima des Mittelstandes an; und zum Aerger aller ächten und rechten Löwen und Löwinnen gewannen die Letztern den Preis. Das Geschick ist oft sehr bart; die rothen Jacken und die rothen Barette hatten sich vierzehn Tage die Hände wund gerudert und sind noch heute nicht vom Schnupfen und Husten geheilt und haben doch den Siegesbecher nicht davon getragen. O Welt, o Himmel, wie ungerecht sind deine Urtheilssprüche!

Bei der Preisvertheilung brach das Gerüste zusammen, das für die Autoritäten, ihre Familien und ihre Freunde vorbehalten war. Ein tausendfacher Hülferuf und ein augenblickliches sauve qui peut war somit der rasche Schluß dieses schönen Festes. Wenn ich Kaiser der Franzosen — nicht König, denn der ist ein armer Mann und muß verantwortliche Minister zu Geburtshelfern seiner schönsten Ideen machen — also wenn ich Kaiser der Franzosen wäre, so ließe ich ohne Gnade alle Baumeister, denen ein ähnliches Unglück zustieße, zu Gott weiß welcher Todes- oder lebenslänglichen Strafe verurtheilen. Meine stolze Nachbarin war so ergrimmt, daß sie Nervenzittern bekam, was ich als Kaiser dem Baumeister sicher nie verzeihen würde, wenn ich auch vergessen könnte, daß gerade dieses windige Arbeiten für die Minute die Ursache ist, warum Frankreich zu nichts kommt. Ich hatte nicht den Muth, die Kranke an ihre Seeräuberei zu erinnern; aber andern Tages gingen wir zusammen nach Honfleur auf dem Dampfschiffe, wo ich dann so schön seekrank wurde, daß ich ihr nichts mehr vorzuwerfen hatte. „Sie haben Recht, ich bin ein Deutscher, und deßwegen wollen wir's mit der Piraterie dahingestellt seyn lassen. Eine Zweifiedelei, nahe genug am Meere, um mitunter einen Ausflug an's Ufer zu machen, beim allerstillsten Wetter eine ganz, ganz kleine Seefahrt!" — So Gott will aber gehe ich nächstes Jahr wieder nach Havre zum Bootrennen, wo dann hoffentlich die Engländer und die Baumeister uns nicht wieder den Spaß verderben sollen.

Korrelpondenz-Nachrichten.

Prag, August.

(Fortsetzung)

Literatur.

Das Journal für die katholische Geistlichkeit wird vom Kanonikus Peßina mit Sorgfalt und Bescheidenheit redigirt, und enthält manniche sehr interessante Artikel. Das theologische Journal zählte schon 1858 siebenzig wackere Mitarbeiter, größtentheils aus dem geistlichen Stande, und 1176 Abnehmer, wovon 889 in Böhmen, 212 in Mähren und Schlesien, 58 in Ungarn, 27 in den übrigen österreichischen Provinzen und 9 im Auslande. Von der encyklopädischen Zeitschrift „Krok" sind in der letzten Zeit nur 5 Hefte erschienen. — Seit 1858 redigirt Prof. Presl das „technologische Journal," welches der Verein zur Beförderung des Gewerbsgeistes in Böhmen herausgibt, und das mit dem „Gewerbsboten" von Dr. Ammerling herausgegeben, eine ähnliche Tendenz hat. Eine Monatsschrift: „Belehrung und Unterhaltung für den Landmann," herausgegeben von der ökonomischen Gesellschaft, redigirt von Dr. Kalina von Jäthenstein und in's Böhmische übertragen von dem bekannten vaterländischen Literaten J. Stiepanet, macht es sich zur Pflicht, das Landvolk über wichtige Punkte seines Wirkens und Strebens zu belehren, und hat ziemlich viele Abnehmer. Stiepanet leitet überdieß auch die böhmische politische Zeitung und das Beiblatt derselben; „Die böhmische Biene." Der Herausgeber und Redakteur der zweiten belletristischen Zeitschrift: „Blüthen." Postpisil, hat sich bereits eine bedeutende Zahl Mitarbeiter zu erwerben gewußt, und liefert interessante Originale und Uebersetzungen. — „Der Morgenstern," herausgegeben von Malý, hat mit 1840 begonnen und schien sich anfangs nur in dem blutigen französischen Genre zu gefallen. In den letzten Heften hat er angefangen, freundlicher zu leuchten. — „Der Vaterlandsfreund" hat ebenfalls 1840 begonnen und in 9 Heften eine große Mannigfaltigkeit von guten Artikeln geboten. — Das Taschenbuch: „Der Frühling" ist drei Jahre lang erschienen und hat insbesondere durch Tyls Novellen und die reitzschämmichen Erzählungen von Erben und Rubesch angesprochen. Ein zweiter Almanach: „Der Strauß," von Chmelensky redigirt, hat mit dem leider zu frühen Tode des

Digitized by Google

talentvollen Herausgebers wieder geendet. — Das Gedicht: „Der Mai" von Mocha hat allgemeines Aufsehen erregt. Leider hat der Tod auch diesen Sänger dem Vaterlande im schönsten Jugendalter entrissen. — Als lyrische Dichter haben sich Klacel, Rab, Tomiczek und Scullcti ausgezeichnet; vorzügliches Interesse erregten aber Czmelensky's zwei Werke: „Nachruf böhmischer Lieder" und „die hundertvolkstrige Rose." Von Hanka's Volksliedern ist die vierte Auflage erschienen. Ein episches Gedicht in fünf Gesängen von C. W. Slansky unter dem Titel: „Thiergesellschaften" hat eine moralisch-satyrische Tendenz. — Die Zahl der Uebersetzungen sowohl als der innere Gehalt derselben steigt von Jahr zu Jahr. Palacky, von dessen deutscher „Geschichte Böhmens" man bald eine Uebersetzung wünscht und hofft, läßt gleichfalls auf Kosten der Stände ein „böhmisches Archiv" erscheinen, und Safarik, durch seine „slavischen Alterthümer" so rühmlich bekannt, hat sich mit jenem zur Herausgabe der „ältesten Denkmäler der slavischen Sprache" vereinigt, wovon das erste Heft bereits erschienen ist. — Im Gebiete der Musik setzt der Kapellmeister Skraup das von Czmelensky begründete musikalische Journal: „Der Kranz" fort, und J. Tomaschek hat sechs lyrische Gedichte aus der Königinhofer Handschrift in Musik gesetzt, die unter die vorzüglichsten Arbeiten dieses geschätzten Tonsetzers gehören. — Die Gesellschaft zur Verbreitung der älteren böhmischen Literatur hat eine neue Ausgabe der „Neun Bücher von den böhmischen Rechten und der Landtafel" von Cornelius von Wlsehrd, vom Bibliothekar Hanka redigirt, veranstaltet, welche sowohl für die Kenntniß alter böhmischer Rechtsbande, als der cechischen Sprache im fünfzehnten Jahrhundert von Wichtigkeit ist. Dieses Werk ist als der Vorläufer einer altböhmischen Bibliothek anzusehen, die jener Verein herauszugeben gedenkt, und welche die werthvollen böhmischen Werke der Vorzeit enthalten soll, die nur im Manuscript vorhanden, oder zwar gedruckt, doch rar geworden sind. Drei andere Unternehmungen sind im Plane, nämlich eine neuböhmische Bibliothek, aus wissenschaftlichen und belletristischen Originalien bestehend, dann eine Uebersetzungsbibliothek alter und neuer fremder Classiker, und endlich eine Handbibliothek über von populären moralischen und wissenschaftlichen Schriften. — Prof. Purkinje in Breslau hat Schillers Gedichte in's Böhmische übertragen und nach den Aussprüchen der Kenner eine der vorzüglichsten Uebersetzungen geliefert. — Das dreiaktige böhmische Lustspiel von Prof. Swoboda: „Der Maler Karl Sterka," erinnert, sowohl dessen Anlage, in Erfindung an zwei Deinhardtstein'sche Stücke: „Haus Sanck" und das „Bild der Dame." — Die Restauration der alten Carlsteiner Bilder durch den Maler Martowsky ist bereits so weit gediehen, daß selbe wahrscheinlich schon in diesem Herbste wieder in die alte Königsburg Carls IV. werden übertragen werden. — Von der Radzivil'schen musikalischen Bearbeitung des Goethe'schen „Faust" erscheinen in einer musikalischen Akademie zum Vortheile der Blindenanstalt nur Fragmente in so geringem Zusammenhange, daß sie nicht einmal dem vollständigen Beweis liefern, ob das Publikum Prags für den Genuß ähnlicher Kunstproduktionen reif ist.

(Schluß folgt.)

Berlin, August.

(Fortsetzung.)

Der Staat und die Eisenbahnen.

In der That glaubt man auch lauter lachenden Gesichtern zu begegnen, wenn man die Ankommenden mustert. Nur bei der Abfahrt walten noch einige Uebelstände ob, die beweisen, daß wir in einem Staate leben, wo bisher die Controle für die Quintessenz der Staatsweisheit galt. So sperrt man die Reisenden der verschiedenen Klassen in verschiedene Behälter ein, und öffnet die Thüren erst im Augenblicke des Signals, damit so keine Vermischung der verschiedenen Rangklassen stattfinde. Die unnütze Barbarei der Frostsin schon von selbst. Man bereconnete die Mißregel auf einen ungeheuren Andrang, der nun zur Zeit noch nicht stattfindet. Und auch dann wäre diese aristokratische Absperrung unnöthig, da obnedem Controle im Ueberfluß da ist. Man wird wohl mit der Zeit auch diese Thorheit einsehen. Institute der Art können nur auf den liberalsten Zusammenlen prosperiren. Schon beliebig es das Publikum, wenn die Aufseher diejenigen, welche die Abkommenden bewillkommen, von den Estras den drängen, ohne daß irgend ein Grund dafür vorhanden wäre. Denn so groß ist der Andrang nicht, daß Unordnung entstände; es ist nur der unsinnige Instinkt, zu fegen und zu kehren, auch wo kein Kehricht ist. Lasse man doch die Leute zuschauen, so viel sie wollen. Je mehr Bekanntschaft, um so mehr Liebe für die Sache.

Daß die Eisenbahnen eine große Revolution in unserem Postwesen hervorbringen werden, steht zu erwarten. Welche Umänderungen in unserem Sein und Wesen zunächst aber noch bevorstehen, ist kaum anzusehen. Ueberraschend schnell ist dieß neue Agens und Movens in unser Staatsleben getreten, und von dem Alten will und kann so Vieles nicht dazu passen. Nach einem vorgeblichen Widerstande mußte der alte Staat sich der Neuerung fügen und hatte nicht vorgesehen, wie sie auf ihn eins und zurückwirken werde. Wenn man die Vornunftschaft erwägt, die er über alles öffentliche und unöffentliche Leben und Treiben bisher übte, wenn kein Lohnkutscher über Land fahren durfte, ohne sich die Erlaubniß dazu mit Geld von der Post zu lösen, wenn alles Reisen legen den Privatbedürfnissen verboten war, und was der tausenderlei Beschränkungen mehr sind, wodurch die freie Bewegung verstrickt wurde, so ist der Uebergang von der königlichen Post zu den Privateisenbahnen ein Riesenschritt. Mit einemmale fällt das Gängelband weg, an das die Leiter und die Geleiteten gewohnt waren. Fern davon ihn zu, zu bedauern, daß dieß nicht schon längst wünschenswerth gewesen wäre, daß Bildung und Industrie nicht längst in Preußen reif waren, um ohne polizeiliche Controle, die bis in ihr Innerstes ging, sich zu bewegen. Aber noch hält und drückt man die erwachsenen Kinder auferwärts, und plötzlich wird in die Hände von Privatleuten eine Macht gegeben, deren Einfluß und Stärke noch nicht abzusehen ist. Noch vorgestern durfte ich, wenn ich mit Extrapost an einem Orte ankam, mit keinem Lohnkutscher weiter fahren, ich mußte denn mich 24 Stunden aufgehalten haben; jeder Gensdarme konnte mich anhalten, jeder mich denunciren, und empfing Belohnung; und übermorgen dürfte die Post eine solche Macht sein, die nur im Wege der königlichen Concession, für ihr Zelleisen einen Freiplatz auf den Eisenbahnen erhält. Ich meine, der Staat hat sich überraschen lassen und zu viel weggegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 27. August 1841.

London, the needy villain's gen'ral home.
Johnson.

Die Stadt in England.

I.

London ist in England „die Stadt," the Town. Selbst das große Manchester, das große Birmingham sind Landstädte, country places. Und doch hat London mehr Ländliches als der kleinste Flecken, ganz abgesehen davon, daß auf seinen Squares Gras wächst und seine Kühe vortreffliche Milch liefern. Man kann in London sehr einsam leben, als Eremit, wenn's beliebt, gleichviel, ob man ein Haus, ein Stockwerk oder eine Dachstube inne hat. Niemand weiß, Niemand verlangt zu wissen, wer man sey, was man treibe, was man wolle. In einem Landstädtchen zu wohnen und von Niemand gekannt, in kein Bethaus, in keine Kirche, in keinen Klub eingeführt zu seyn, heißt in einer Wolke wohnen; Jedermann ist neugierig, wer man sey, was man treibe, was man wolle; man wird von Jedermann bewacht. Ein Londoner kümmert sich nicht um seinen Nachbar, kennt Niemand, als mit wem er in Geschäften oder im Klub zusammen kommt, und ganz gewiß Niemand, der ihm nicht vorgestellt ist. Die Londoner bilden eine ungeheure Versammlung aus allen Theilen des Landes, einen Verein unabhängiger Einheiten oder höchstens selbstständiger Gesellschaften, von denen jede ihr besonderes Lokal hat und sich in einem eigenen Kreise bewegt. Die Londoner sind aber auch die freiesten Erdbewohner. Weder Athen, noch Sparta, noch die große westliche Republik gewährten gleich unbegrenzte Freiheit. Kein Ausfragen ist erlaubt; der Londoner genießt Freiheit der Antwort, Freiheit des Gedankens, Freiheit der That. Er geht, wohin er will; kein Engpaß, kein Stadtthor, kein Schlagbaum, keine Schildwache sperrt ihm den Weg. Bettelt er nicht, vertritt er Niemand die Straße und schläft er Nachts nicht unter freiem Himmel, so kann er in den Irrgewinden seines Gebiets sich nach Gefallen umhertreiben. Außerhalb dieses Gebiets wohnt man in einem Glashause; Jedermann guckt hinein, und wer nicht hineingucken kann, will von Andern hören, wie es darin aussieht. London gleicht einem unermeßlichen Walde, dessen zahllose Durchhaue Einsamkeit, Obdach und Erholung bieten. Man kann sich in London abschließen, gleich als wäre man der letzte Mensch, und inmitten von zwei Millionen Menschen sich eine gesellschaftliche Wildniß schaffen.

Shakespeare läßt Hamlet sagen, wer sich im Andenken erhalten wolle, müsse eine Kirche bauen. Im Gewirre Londons würde das nicht genügen. Wer ein paar Monate nichts von sich sehen oder hören läßt, wird vergessen, ist unsichtbar unter den Bankerotten oder Todten, auf dem Continente oder in Australien. Out of sight out of mind, aus den Augen aus dem Sinn, ist überall eine

Digitized by Google

Wahrheit, und in London zweimal wahr. London iſt ein bodenloſer See, in welchen kleine Flüſſe fallen und verſchwinden, große ſich ergießen und verſchlungen werden. Das macht London zum Grabe der Prätenſion. In Provinzialſtädten martert Jeden das Beſtreben, ſich zu zeigen; Geſchäftigthun gilt für Geſchäftigkeit, Abmühen für Erholung, Putz für Eleganz, Prunk für Verfeinerung, und dabei fehlt es an Geſchmack und Takt. In London iſt das Benehmen ruhiger, geſetzter, ſtiller. Weil Jeder weiß, daß es umſonſt iſt, Aufſehen erregen zu wollen, nimmt ſich Niemand die vergebliche Mühe. Die Londoner ſind mit Größen aller Art, in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Architektur und Literatur, in Luxus und Betrügerei dergeſtalt vertraut, daß ſie nicht erſtaunen können. Selbſt das Erſcheinen eines Fürſten oder ſeines Miniſters, eines Millionars oder eines Dichters, eines Novelliſten oder Philoſophen wird nur flüchtig beachtet.

So war es in London bereits vor zweihundert Jahren. Unter der Regierung Jakobs I. äußerte der Landadel ein Verlangen nach geſelligem Verkehr, ein Gelüſte nach ſtädtiſchem Luxus. Die Herren kamen öfter nach London und verweilten länger, als ihre Vorfahren gethan. Dieß mißfiel dem Könige, der die Jagd leidenſchaftlich liebte und, weil er in jener Neigung eine Abnahme der Jagdluſt zu erblicken glaubte, dem Sittenwechſel entgegen zu wirken ſuchte. „Er hatte es in der Gewohnheit," ſchreibt Bacon, „den Landedelleuten ernſtlich zu rathen, London zu verlaſſen und auf ihre Landgüter zurückzukehren. Meine Herren, pflege er zu ſagen, in London ſind Sie Flußſchiffe auf der See, die nach nichts ausſehen; in Ihren Dörfern ſind Sie Seeſchiffe auf einem Fluſſe, die ungeheuer groß ausſehen." Und ſo iſt's bis auf den heutigen Tag. Abſolut groß ſieht in London nichts aus, kann nichts ausſehen. Anderes überragt Anderes und ſtellt es in Schatten. Und wo, wie in London, unaufhörlicher Wechſel die Aufmerkſamkeit reizt, läßt ſie natürlich von nichts ſich auf lange in Beſchlag nehmen.

Wie vor Zeiten Merkur der Gott des Handels und der Diebe war, ſo iſt London ſprüchwörtlich der Sammelplatz des Reichthums, des Talents, des Unternehmungsgeiſtes und derjenigen, die ſich unter Menſchen verſtecken wollen. In ſolchen Elementen zuſammengewürfelter Thätigkeit kann das Leben nicht ſtagniren; Ehrgeiz, Gewinn, Vergnügen und Betrug treiben die Maſſen durcheinander. Die von der Größe der Stadt bedingte Unbekanntſchaft mit den nächſten Nachbarn verbindert genaues Erforſchen von Motiven und Abſichten; ſelbſt die Unterſchiede des Reichthums, des Ranges und des Charakters gehen in der Menge verloren, und das Einzige, was einigermaßen Anhaltspunkte gewährt, ſind gewiſſe äußere Kennzeichen, oft ächt, oft falſch. Viele haben keine beſtimmte Wohnung; ſie leben in chambres garnies, in Hôtels, in Tavernen, ſind bewegliche Körper ohne feſte Achſen, und deßhalb frei von den Banden und Gewohnheiten, die durch einen ſteten Aufenthalt und durch Jahre lange Bekanntſchaften ſich anknüpfen. Aus der Unermeßlichkeit und dem Wogen der Einwohnerſchaft entſpringen die hervorſtechenden Eigenthümlichkeiten des Londoner Geſellſchaftslebens: Nachdarloſigkeit, ſchnelles Vergeſſen, Vorſicht und Mißtrauen.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Auch Wally Bey ritt voran und hatte heute, ſo wie mehrere andere Generale, die ohne Commando mitzogen, ein Reitkameel beſtiegen. Neben ihm ritt der Tartar-Baſſi, das iſt der Chef der Tartaren, oder, wenn man will, der Generalpoſtmeiſter. Er war ein ſchöner Mann in reichem Koſtüm, und ich werde, da er uns ſpäter viele Freundſchaft erwies, auf ihn zurückkommen. — Wir ſtiegen ab und ſetzten uns unter eine gewaltige Aloe am Weg, um die Menge an uns vorbeiziehen zu laſſen und wieder zu unſern Freunden zu gelangen. Nach einer mäßigen Schätzung ergaben ſich ungefähr 2000 Kameele und gegen 3000 Pferde, Mauleiel und Eſel, die Cavalerie nicht gerechnet. Faſt ſämmtliche Laſtthiere dienten zur Fortſchaffung von Menſchen, nur einige ganz kleine Waarenzüge waren dabei. Weiber und Kinder mochten es an 4000 ſeyn, ſo wie 2000 Männer von faſt allen Nationen. Nichts intereſſanter, als die großen Harems der Paſchas, die, größtentheils auf Kameele geladen, an uns vorüberzogen. Da trug ein armes Kameel drei, vier Weiber mit einigen Kindern, und die ganze Familie ſcherzte und lachte; auch kokettirten ſie von ihrem Sitz herunter, ſo wie ein Europäer zu ihnen hinaufſah, beſonders drei türkiſche Damen, mit denen ſich unſer Engländer viel zu ſchaffen machte. Sie waren auf ein Kameel geladen und gaben uns für Orangen, die wir ihnen reichten, kleine Confituren oder auch die leeren, aber ſehr niedlichen Hände. Von der ärmern Klaſſe hatten meiſtens zwei oder drei Weiber zuſammen einen Eſel, auf dem ſie abwechſelnd ritten. Andere waren ſogar genöthigt, den ganzen Weg zu Fuß zu machen, und ich habe Weiber geſehen, die außer zwei Kindern, die ſie faſt beſtändig tragen mußten, noch ihren Mundvorrath nebſt Kochgeſchirr ſchleppten. Woher ſollten ſich dieſe Armen mit Waſſer verſehen? Doch gingen ſie dahin

Digitized by Google

unter dem Schutze ihres geliebten Wortes: „Bakulum,“ „wir wollen leben!“ Und die, welche wirklich lebend Egypten erreichten, konnten sich glücklich schätzen; denn manche schlossen ihre Augen in der Wüste und sahen ihr Heimathland, das Delta mit seinen üppigen Feldern und grünen Palmen nicht wieder. Wir hatten heute einen Marsch von sieben Stunden gemacht; da aber Wally Bey sich alle Mühe gab, den ihm anvertrauten Troß so glücklich als möglich nach Egypten zu bringen, und deßhalb öfters am Tage die Spitze halbe Stunden lang halten ließ, um die Nachzügler zu sammeln, so gelangten wir erst um drei Uhr auf den Lagerplatz.

Wir zogen auf eine große Haide, die rings von Sandhügeln eingeschlossen war, und in deren Mitte ein altes, zerfallenes Gebäude stand, mit dicken Mauern und einem Graben, das ein Fort gewesen zu seyn scheint. Unser Lager glich dem gestrigen. Nachdem unsere Anstalten getroffen waren, machten wir unserem Obrist einen Besuch, der, wie gestern, in der Mitte seiner Lanciers lag und uns von seinen beiden Negersklaven mit Kaffee und Pfeifen bewirthen ließ. Die Reiter tränkten ihre Pferde, was heute schon mit mehr Schwierigkeiten verbunden war, als gestern; der Brunnen, den wir vorfanden, war sehr schlecht und schlammig, und dabei so klein, daß es bis morgen früh gebauert hätte, bis alle Thiere getrankt gewesen wären. Deßwegen machten die Araber große Gruben, etwa drei Fuß tief, in den Sand, in denen sich, weil wir noch in der Nähe des Meeres waren, Wasser sammelte, das, obgleich durch den Sand etwas filtrirt, doch immer noch salzig und so übelschmeckend war, daß wir selbst Kaffee und Thee, den wir damit bereiteten, trotz seiner Stärke kaum genießen konnten.

Als das Lager etwas ruhiger geworden war, machten wir einen Gang durch dasselbe und sahen den Soldaten und Weibern bei ihrer Abendmahlzeit oder ihrem Kochgeschäfte zu. Die meisten der letztern hatten nichts als einen großen irdenen Topf, in dem sich Oliven befanden, die sie mit den Fingern herausholten und zu einem Stück Brod aßen; Andere kochten ein Gericht Zwiebeln mit Hammelfett, was schon besser war, und die, welche Reis auf dem Feuer hatten, gehörten zur wohlhabendern Klasse. Hie und da bereitete ein Schwarzer das Abendessen für seinen Herrn, den Pascha, und solche Herde waren stets von einer Masse kleiner egyptischer Kinder umringt, denen zuweilen vergönnt wurde, die am Topf herunterlaufende Brühe mit einem Stück Brod abzumischen, was die armen Geschöpfe sehr glücklich machte. Es war oft rührend anzusehen und ein Beweis von der Gastfreundschaft, die seit undenklichen Zeiten in diesen Gemüthern herrscht, daß uns selbst die Aermsten mit freundlicher Geberde von ihren Zwiebeln oder Oliven anboten; ja ein Abyssinier, der an seinem Feuer kauerte und sein Stück trocken Brod aß, winkte uns mit vielsagendem Blick heran und wickelte aus seinen Lumpen ein Stück Zucker, von dem er etwas abbrach und uns reichte. Auch die egyptischen Soldaten fühlten sich durch den Besuch, den wir ihnen abstatteten, sehr geehrt und umstanden uns haufenweise, wobei sie es sehr gern sahen, wenn wir uns nach ihren Chargen erkundigten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnbeamte.

Ihr Korrespondent ist gewiß ein Anhänger der freien Industrie und hält es für einen Rest veralteter Ansichten, wenn der Staat Porzellan fabrizirt und ein Kaufmann sein will, der über Ost handelt und fremde Weine verkauft; das möchte und könnte er, zu eigenem und des Allgemeinen Vortheil, den Privaten überlassen, die das billiger und besser herstellten. Aber wie Preußen zur Zeit ist, ein großer centralisirter Staat, dessen Regierung die Sorge für Justiz und Sicherheit ausschließlich obliegt, der die großen Straßen baut und das Regal hatte, für die schnelle Beförderung der Reisenden zu sorgen, da lag es auch dem Staate ob, die Eisenbahnen zu übernehmen, und Niemand würde es ihm bestritten haben. Ob er gerade wohlfeiler gebaut haben würde, weiß ich nicht; kommt es aber darauf an? Es wäre mehr nach einem großen Plane, mit Berücksichtigung der wesentlichsten Interessen des Staates und seiner Bürger geschehen. Wir hätten nicht diese verzwickten Richtungen, die Niemandens Wünsche ganz entsprechen, und nur das traurige Resultat eines gegenseitigen Abkommens sind. Ich will gar nicht die Einrichtungen unserer bestehenden Eisenbahnen tadeln; es ist dabei wirklich Außerordentliches für bürgerliche Vortheile geleistet, die nach dem bisherigen Zwange für derlei großartige Kommunikationsanstalten ganz ungeeignet waren; aber uniformer, auch wohl schneller wäre Alles in's Werk gesetzt worden.

Noch ein Besonderes erhebt sich, das scheinbar den Einzelnen nichts angeht, und, dem Anscheine nach, auch zur Zeit noch nicht den Staat, und doch für die Folge von Wichtigkeit zu werden droht. Schon klagen wir über die übergroße Beamtenzahl im Staate; entsteht aber nicht in den Eisenbahninstituten eine neue bürgerliche Beamtenklasse? Das ist für den Augenblick noch nicht so auffallend. Man denke aber, wenn alle projektirten Bahnen im Preußischen vollendet sind, wie viel Individuen hier Beschäftigung finden und wie viel mehr sie finden werden! Ich will nichts davon sagen, daß so und so viel Arme dem Ackerbau und den Gewerken entzogen werden; denn nach allen Abzügen bleiben für die Verdauenden, wie sie sind, noch übergenug; auch davon nichts, daß viele Hunderte fast militairisch, wenigstens bureaukratisch, dem Willen eines oder mehrerer Direktoren unterworfen und zum Theil von denselben abhängig sind und die ursprüngliche bürgerliche Freiheit dadurch aufgehoben wird; denn zur Zeit haben wir keine Repräsentationsverfassung, und die Furcht ist eben so wenig da, daß die

Eisenbahndirektionen sich von ihren Lenken zu Deputirten wählen lassen, als daß sie an der Spitze derselben eine Revolution anfangen werden. Aber wir bekommen eine neue Mittelklasse zwischen Staatsdienern und festen Bürgern. Was die letzteren mit denen ersteren verbindet, ist die strenge Ordnung, welche der Staat über seine Beamten übt, die innere und äußere Stütze, die er von ihnen fordert. Wird diese Pflichtüberwachung den bürgerlichen Direktoren der Eisenbahnen überall möglich seyn, wo nicht die Staatsautorität hinter ihnen ist? Darum muß man die Verdienste des Ministers Nagler noch immer rühmend anerkennen; er hat seine Postbeamten, die früher ein sehr roher Schlag Leute waren, als die Postmeister auf den enneritten Meilen des ancien régime genommen wurden, zu artigen, zuvorkommenden und selbst gebildeten Offizianten gemacht. Möglich, daß dieß bei den Eisenbahnen auch gelingt, denn die Sitte hat ja überall an Terrain gewonnen; aber im Staate herrscht, wenn nicht überall mehr de facto, doch immer noch de jure das Prinzip, daß das Amt dem Verdienste gebühre. Welche Bruchen schießen schon in der Staatsadministration die Connectionen! es wäre aber fast zu viel von den Aktiendirektoren gefordert, daß sie nicht ihre armen Verwandten und Angehörigen zuerst unterbringen sollten, oder diejenigen aller derer, denen sie Verdienstlichkeiten schuldig sind, oder denen sie sich verpflichten wollen, um diese wieder zu verpflichten.

(Fortsetzung folgt.)

Prag, August.

(Schluß.)

Theater.

Unsere Bühne hat ziemlich viel Neuigkeiten gebracht; doch machte keine derselben große Sensation. In dem drei aktigen dramatischen Gedichte von Friedrich Halm nach Lope de Vega Carpio (?) * bearbeitet: „König und Bauer" hat der Verfasser den „Griseldis" abermals sein poetisches Talent, zumal seine rhythmische Technik an den Tag gelegt; wie ich aber mit der Wahl seiner Stoffe bei Original-arbeiten nie einverstanden war, kann ich mich auch mit dem benutzten nicht zufrieden erklären, und wünsche noch immer, der geistreiche Dichter möchte endlich einmal sein Talent an einem günstigern, wahrhaft dramatischen Vorwurf versuchen. Die Aufnahme war ziemlich lendart, doch nicht — ohne Kunst, was bei der geringen Erfahrung unserer Claqueurs immer bemerkbar wird. — Mosens „Kaiser Otto der Dritte" hat so sehr angesprochen, als es bei einer bedeutend mangelhaften Besetzung nur immer möglich war. — Der Stoff des Dreimastlustspiels von C. P. Bruer: „Helene" ist ein Gebeimnis. Das Alle wissen, nur der König und ein Dummkopf nicht; eine Prinzessin, die eine Lady Helene, und eine Lady Helene, die ein Page ist. Daß ist dieses Lustspiel sehr in die Länge gezogen, und da man schon in der zweiten Scene weiß, was geschieht, und das wie eben so wenig interessant ist, als die episodischen Personen, welche den Schluß um ein paar Akte verderben, so kann das Ganze natürlich kein Interesse erregen; denn Graf Cyrillus von Dumber ist die leidvaste Pfennungsbestion des Baron Montesi-Scene und erinnert fortwährend (wenn auch negativ) an „Aschenbrödel."

Das Lustspiel: „Der grüne Graf" von Lothar spielt in Spanien und kam dem Publikum spanisch vor. Hat der Verfasser ein spanisches Original in's Deutsche übersetzt, so hat er, bei dem geringen Interesse, das unser Publikum für die Stoffe und Zustände der westlichen Halbinsel hegt, ein Wagestück unternommen; hat aber der Deutsche einen spanischen Vorwurf bearbeitet, so hat er sich im Voraus selbst den Stab gebrochen. — Ein neues Lustspiel von Benedix: „Die Mode oder unbedeckt Costüm" ist, wenn gleich etwas al fresco gemalt, doch vollkommen zeitgemäß, und erregt wohl den Wunsch, das frühere Stück dieses Verfassers: „Das bemooste Haupt," das auf den meisten deutschen Bühnen so viel Glück machte, auch auf der unsrigen zu sehen. — Hately ist seit einiger Zeit der Favorit unseres Opernpublikums. Seine „Jdaw" machte ziemliches Glück, der „Blitz" schwang sich zum Liedling der Prager empor, und auch seine „Pest in Florenz" mit ihren gothischen Kirchen, Gräften und Katakomben — die bereits zu unerlästlichen Attributen jeder großen Oper geworden zu seyn scheinen — fand reichen Beifall und Besuch. — Im vorigen Monate zeigte uns der Theaterzettel an: Premier (1er) représentation de Mademoiselle Georges (unter selbst jadis) première actrice tragique du Paris (,) et de la troupe française. Dem Georges, die sich, seit sie zu Paris in Verfall gekommen, in verschiedenen Herren Ländern (zuletzt in Rußland) herumgetrieben, hat wahrscheinlich erfahren, daß auch bei uns die Rococo's Mode geworden — zu ihrem Unglück jedoch nicht in der dramatischen Kunst — und kam daher mit ihrer troupe française nach Prag, um einige leere Häuser zu sehen. Die Gesellschaft eröffnete ihre Vorstellungen mit dem larmoyanten Drama: „Leon, ou l'amour maternel" von Rougemont, und gab außerdem noch ein Trauerspiel von Voltaire; „Mérope," und eine Reihe von Vaudevilles und kleinen Lustspielen mit sehr geringem Erfolge. — Das große, fantastisch-komische Ballet: „Die Riesen- und Zwergenfamilien," welches das unbedarfte Publikum weder fantastisch noch komisch und nur in der Absurdität groß finden wollte, entging mit genauer Noth dem Auspfeifen. — Unter den Bühnengästen der letzten Zeit befand sich auch Nestroy. Er wurde wieder mit Jubel aufgenommen, hat aber die gute Laune der Prager auf eine zu harte Probe gesetzt, indem er nicht bloß zwei bei uns durchgefallene Possen: „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen" und „Mosert der Teufel" wieder auf die Repertoire brachte, sondern auch den Pragern zu seinen Benefizien ein paar eben so schlechte Machwerke darbrachte: „Der wilde Jäger oder das rothe Häuschen" und „der Seitsänger aus Liebe." — Der sogenannte chinesische Zauberer, Mr. Philippe, gab seine Vorstellungen zuerst im Sibgerschen Saale und sodann im Theater, im zweiten Lokale bei sehr vollen Häusern. Er besitzt viel gröbere Gewandtheit und Schnelligkeit als Döbler, der dagegen einen gewissen artigen Salonton vor ihm voraus hat. Das abenteuerliche chinesische Costüm, der rothsammtne Rock bedarf es zu seinen vorzüglichsten Kunststücken, nämlich zwei Bassins mit Gotefischen anzufüllen. Außerdem spendet er nur groben Erabbigkeit seines Publikums aus einem leeren Hute (dessen mehrmaliger Umtausch jedoch von dem aufsamen Zuschauer nicht unbemerkt bleibt) eine Unzahl von Bonbons und andern kleinern und gröbern Gegenständen, und macht dabei viel Spaß; denn neben dem Französischen und dem gebrochenen Deutsch spricht er mitunter sogar — böhmisch.

* Ich habe einmal einen Abdruck dieses Drama's gesunden, welcher daselbe als ein Werk Fragoso's bezeichnete.

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 28. August 1841.

— L'étrange bivac que la nuit enveloppe,
Dans un cadre d'Asie offre un tableau d'Europe.
Méry et Barthélemy.

Briefe aus Syrien.

(Fortsetzung.)

Es kam mir Anfangs eigen vor, so viele egyptische Soldaten mit Kreuzen und Sternen geschmückt zu sehen; ich konnte mich keiner Affaire entsinnen, in der sie sich in jüngster Zeit so mit Ruhm bedeckt hätten, um diese Ehrenzeichen zu verdienen. Doch klärte sich die Sache bald auf: jede Charge in der türkischen und egyptischen Armee wird nicht wie bei uns durch Tressen am Kleid, sondern durch ein kleines messingenes oder silbernes Ehrenzeichen von verschiedener Gestalt bezeichnet. So trägt der Corporal ein kleines Sternchen von Messing, der Sergeant dasselbe von Silber, und der Feldwebel noch einen kleinen Halbmond darunter; der Lieutenant (On-Bashi) hat Stern, Halbmond, und bei der Artillerie zwei Geschützröhren, bei der Kavalerie zwei Säbel; der Kapitän (Jüs-Bashi) dasselbe in größerem Maßstab, mit einigen Kugeln versehen, der Major (Bim-Bashi) die Spitzen des Kreuzes mit kleinen Diamanten besetzt, und der Obrist (Miralaje) das ganze Kreuz nebst Halbmond von Brillanten, so daß es beinahe aussieht wie der türkische Orden, den man gewöhnlich fälschlich Nischah nennt. Nischah heißt bloß Zeichen, und so werden alle Sterne und Kreuze genannt, die einen Rang bezeichnen. Der eigentliche Orden heißt Nischah-Eftendar (Zeichen der Ehre). — Die Geschirre der Kavalleriepferde und der Artilleriebespannung sind sehr einfach, aber stark und zweckmäßig; der Sattel hält die Mitte zwischen einem ungarischen Bock und dem deutschen Sattel, und die Bügel sind etwas länger geschnallt, als wie sie der Beduine der Wüste gebraucht. Die Truppen, welche mit uns zogen, waren nicht mit Zelten versehen, alle bivouakirten.

Noch machten wir Wally Bey einen Besuch, und Baron T. hatte die bei unsern kleinlichen Vorräthen kühne Idee, ihn und seinen Adjutanten, einen alten Miralaje, so wie den Obristen der Leibwache zum Souper einzuladen, was die Herren annahmen. Bei unsern Zelten angekommen, trafen wir sogleich alle Anstalten, um die edlen Gäste bestmöglichst zu bewirthen. Unsere letzten Hühner wurden gebraten, Pilau gekocht und ein Reisbrei ohne Milch zubereitet. Auch schmorte der Koch aus Orangen, Cibeben, Feigen, und Gott weiß was sonst, noch ein Compot zusammen. Wir schaufelten an den Wänden des Zelts den Sand etwas in die Höhe, um eine Art Divan zu bilden, stopften alle vorräthigen Pfeifen und erwarteten unsere Gäste. Sobald es dunkel wurde, kam der Pascha mit einem Gefolge von acht oder neun Adjutanten und Sklaven, die ihm Säbel, Mantel,

Digitized by Google

Orden, Pfeifen nachtrugen. Er wurde an der Schwelle empfangen und auf unſern Sanddivan geleitet, eine Einrichtung, die den dicken Mann zu lautem Gelächter veranlaßte. Sein erſter Adjutant ſetzte ſich am Eingang des Zeltes auf die untergeſchlagenen Beine und die Sklaven lagerten ſich draußen bei unſern Bedienten um's Feuer. Kurz darauf erſchien auch der Obriſt, und die Pfeifen wurden in Bewegung geſetzt. Der engliſche Kapitän und der Obriſt Huſſeyn Effendi machten die Dolmetſcher und wir unterhielten uns mit Sr. Excellenz recht angenehm. Der aufgetragene Pillau ſchien dem Paſcha nicht ſehr zu ſchmecken, wogegen er dem ſüßen Reis ſehr zu Leibe ging.

So waren wir im beſten Speiſen begriffen, als ſich vor unſern Augen ein großes Wunder begab. An der Thür erſchien einer der egyptiſchen Lanciers und trug unter jedem Arm ein Ding, das ich beim nähern Betrachten mit freudigem Schreck für Champagnerflaſchen erkannte. Und dem war ſo. Der Soldat murmelte einige Worte, die wir nicht verſtanden, und ſtellte,

„Wie ein Geiſt aus Himmels Höhen."

die beiden Flaſchen auf die Erde. Wir ſahen einander an; keiner wußte, woher dieſe Gabe kam. Wir dachten an den Paſcha, doch ließ dieſer mit einem langgezogenen Maſchallah ſeine Finger ruhen, und ſeine Ueberraſchung war zu ungekünſtelt. Dagegen machte Huſſeyn Effendi ein halb lachelndes Geſicht, und als wir ihn beſtürmten, geſtand er, die Flaſchen rührten von ihm her und ſeyen ein Geſchenk Ibrahim Paſchas. Champagner in der Wüſte! eine Idee, ſo ſeltſam als angenehm! Wir ließen die Pfropfen fliegen und tranken den ſehr guten Wein auf das Wohl Ibrahims, unſerer Gäſte und der Lieben zu Hauſe.

Wir hatten einen ſehr vergnügten Abend. Der Engländer ſchlug Waffenproben vor, der Paſcha ließ ſeine Piſtolen holen, und da draußen die Nacht zu dunkel war, um eine Schießbahn zu arrangiren, ſo meinte der Engländer in beliebter Kürze, man könne vor die Zeltthür ein Licht ſtellen und darnach ſchießen, eine Idee, die ohne Gefahr für unſere Umgebung ausgeführt werden konnte, da die Thür vom Lager abwärts nach der Wüſte gekehrt war. So ſchoßen wir, und ich muß mit Stolz erklären, daß der Occident den Orient überbot. Der Paſcha ſchoß mehrmals vorbei, und als ihn dieß ärgerte und er genauer zielte, ſchlug ſeine Kugel an den Fuß des Leuchters und warf ihn um, daß das Licht erloſch, wogegen Baron T. beim zweiten Schuß die Wachskerze mitten auseinander riß. Dieſer Jubel und der Champagner machten uns ſehr luſtig, und ich muß den Arabern nachſagen, daß ſie der Sieg des Abendlandes nicht ärgerte, ſondern ſie ihren Beifall in vielen Ausrufungen kund gaben. Der Baron hatte eine kleine Piſtole, welche ohne Pulver nur mit dem Zündhütchen geladen wurde und eine Kugel von der Größe der ſchweren Rehpoſten ſchoß. Da ich den Schützen kannte, ſo hielt ich ihm mit der Hand ein Stück weißes Papier an die Zeltthür, das er in der Mitte durchſchoß, eine That, die den Paſcha ungemein überraſchte. Es war ſchon ſpät, als wir uns trennten und unſere Sandbetten einnahmen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Stadt in England.

(Schluß.)

Londons Suprematie iſt weder conventionell, noch zufällig; ſie iſt angeſtammt, ſie iſt hiſtoriſch, und ſomit legitim. London war ſtets die vorderſte Stadt im Reiche. Als Handelsmarkt ſtand ſie von jeher unerreicht, war immer der Sitz der Gewalt, ein Bienenſtock der Induſtrie und der Bevölkerung, die Zuflucht des Genies und des Verdienſtes; lauter nothwendige Folgen ſeiner Verbindung mit der See, ſeiner geſunden Lage und ſeiner Zugänglichkeit aus allen Theilen des Landes. Ueberdem ruht ſeine Eminenz auf dem Rechte der Verjährung. An Alter des Urſprungs weicht London keiner Stadt, keinem Flecken, keinem Dorfe in England. In oder vielmehr unter den Straßen des alten Londons laſſen die Revolutionen des Reichs ſich nachweiſen. Je tiefer man gräbt, deſto antiker die aufgefundenen Ueberreſte ehemaliger Ordnung. Zuoberſt vielleicht einige verſtreute Münzen der erſten George oder der Stuarte; dann die breiten Geſichter der Tudors und Plantagenets; demnächſt etliche Bruchſtücke der ſtolzen Normannen, der Dänen oder Sachſen, und in der Tiefe von dreißig oder vierzig Fuß wahrſcheinlich in der Geſtalt eines ſchönen Moſaikbodens ein Bad des Claudius oder Conſtantins, wenn nicht ein Bacchus, eine Diana, eine Bona Dea. Deßhalb fehlt es aber auf der Oberfläche keineswegs an gleich bezeichnenden Andeutungen des auld long syne (des alten, langen Seyns). In den dumpfen Gewölbea der Guildhall, wo Gog und Magog, rieſigen Andenkens, die ewige Wache halten, lagern ungeheure Stöße modernden Pergaments, die von den Bewilligungen, Freiheiten und Privilegien erzählen, welche die Könige und Königinnen Englands der City zugeſtanden. Noch älteres, ein lebendes, graphiſches Zeugniß gibt das Daſeyn der Gilden, urſprünglich eingeſetzt zum Schutze der Einwohner gegen verfälſchte Spezereiwaaren und ſonſtige unächte Artikel häuslichen

Digitized by Google

Bedürfnisses. Einige dieser Verbrüderungen sind älter als die ältesten Urkunden, Niemand weiß, wie alt. Sie bestehen, weil sie sind, und dieß ist ihr Zunftbrief. Durch alle Wechsel und Plünderungen der Eduarde und Heinriche, der Reformation und des gemeinen Wesens haben sie sich unverletzt und unversehrt erhalten mit all den unvordenklichen Paraphernalien ihrer courts and assistants, ihrer wardens and prime wardens, ihrer clerks and beadles und ihrer Bankettshallen, von denen mehrere an Reichthum und architektonischer Pracht die stolzesten Paläste des reichsten Adels übertreffen. Auch andere alte Städte, Bristol, Norwich, Preston besitzen ähnliche Reliquien; aber nirgends in Großbritannien, nirgends in der Welt können sich Handelskorporationen mit dem kolossalen Reichthume der Londoner messen. Die letztern sind im buchstäblichen Sinne des Wortes Herren des Bodens, auf welchem sie stehen; die Gebäude von Cheapside, Ludgate Street, Skinner Street, Pudding lane und der königlichen Börse zahlen ihnen Zins, der ungeheuern Landbesitzungen zu geschweigen, aus deren Erträgen fromm gestiftete Schulen und Hospitäler erhalten werden.

Trotz dieser Beweise tausendjährigen Bestehens hat der Glaube sich gebildet, London habe sein großes Stufenjahr angetreten und eile, das Verhängniß zu erfüllen, das Theben, Babylon und Memphis getroffen. Möglich, daß die Eisenbahnen zu der Verbreitung dieses Glaubens mitgewirkt, sie, die in wenigen Stunden ein Volk nach dem reizenden Norden Englands, nach Warwickshire und Derbyshire zu führen vermögen. Wo aber könnten die Londoner freundlichere Stätten, eine schönere Natur und geistigere Geselligkeit finden als innerhalb der Grenzen ihrer eigenen metropolitanischen Umgebungen, zu Richmond, Twickenham, Hampstead, in Kent, dem Garten Englands, auf Surrey's sonnigen Hügeln oder in den grünen Gängen, in den schattigen Thälern und auf den Höhen von Berkshire? — Sey des Glaubens Grund, welcher er wolle, die Wahrheit ist, London hat sich nie schneller vergrößert als eben jetzt; unüberfeldare Haufen Ziegelsteine und Kalk fügen immer neue Ringe zu dem anscheinend schon grenzenlosen Kreis.

W. S.

Das kranke Kind.

Ein Engel sitzt am Krankenbette:
„Was zuckst du, Kind? Geduldе dich!
Ich löse sanft dir schon die Kette,
Und deine Flügel regen sich.

Was macht der wirre Traum dir Bangen?
Das sind die innern Augen nur,
Die unter meinem Kusse sprangen
Und irren schon auf Geisterspur.

Schmerzt dich der Abschied? Laß das Weinen!
Ein Augenblick, so gleichst du mir,
Und kommst dann wieder zu den Deinen,
So wie ich jetzo kam zu dir."

C. Reinhold.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Julifeste. — Schlechte Witterung. — Theater.

Zum elftenmale hat Paris das Andenken an die drei Julitage gefeiert, über welche es sich immer mehr und mehr zu freuen hat, wenn auch die Erwartungen Einzelner nicht alle befriedigt worden sind. Die Pariser vergessen aber leicht nicht allein, was Andere gethan und gelitten haben, sondern auch ihre eigenen Thaten und Leiden. Die Feier der drei Julitage ist schon keine eigentliche Nationalfeier mehr, sie beschränkt sich auf die bei allen Pariser Festen üblichen Volksbelustigungen, und seitdem die Gebeine der im Kampfe Gefallenen in den Gewölben unter der Julisäule beigesetzt sind, fällt auch der ernste Charakter des ersten Tages weg. Von der üblichen Illumination hatte man diesmal im Voraus viel Rühmens gemacht, und sie hat die Erwartung noch übertroffen. Man hatte vermittelst farbiger Gläser maurische Architektur dargestellt. Das Gebäude lief vom Concordeplatze auf beiden Seiten der Hauptstraße bis zur Mitte der champs elysées, wo sich ein runder Platz mit einem Springbrunnen befindet. Die rothen, grünlichen, gelben und weißen kleinen Lichter in Schwibbögen und in somurgeraden Linien bildeten einen ungeheuern Feenpalast, oder vielmehr eine Lichtstraße in einer Zauberstadt. Zum sonderbaren Eindruck, den diese grandiose Beleuchtung, vom Concordeplatze aus gesehen, hervorbrachte, kam noch die magische Wirkung der rothen Flammen, welche auf diesem Platze in alterthümlichen Töpfen brannten und auf die ungählige Volksmenge einen röthlichen Widerschein warfen. — Den Parisern sind in diesem Sommer durch die ungünstige Witterung fast alle Sonntage verdümt wort worden. Dreimal hat der Maire des Dorfes Meudon freien Zutritt zum Schloß daselbst, Musik und Feuerwerk zur Feier der Kirchweihe angekündigt; alle drei Sonntage zwang der Regen die vergnügungssüchtigen Pariser, auf die zu Meudon ihrer harrenden Lustbarkeiten Verzicht zu leisten und sich in Paris so gut möglich zu belustigen. Nicht besser ging es in Versailles, wo ebenfalls drei Sonntage nach einander sämmtliche Wasserkünste zur Erquickung der Pariser springen sollten; das Wasser des Himmels verbinderte die sechzehn Wasserkünste, welche nie ohne große Kosten in Stand gesetzt werden, ihre Schuldigkeit zu thun. Auf jeden Sonntag im Sommer fällt die Kirchweihe irgend eines Dorfes um Paris; diesen Sommer sind alle diese Feste so gut als nicht gewesen. Den Pariser Schauspielen hat diese ungünstige Witterung ein wenig unter die Arme gegriffen. An besuchenden Engländern, Amerikanern, Deutschen u. s. w. ist kein Mangel;

Digitized by Google

es scheint aber doch nicht, daß sie den Schauspieldirektoren die Abwesenheit der reichen Pariser ganz ersetzen. Dennoch rühmt sich das Variététheater, daß die 15 ersten Vorstellungen einer neuen Posse, jeunesse de Joerisse, ihm die für ein so kleines Theater beträchtliche Summe von mehr als 41.000 Francs eingebracht haben. Im letzten Monate sind überhaupt nur kleine Stücke zum Vorschein gekommen; die größern verspart man wahrscheinlich auf die Jahreszeit, wo die Pariser wieder beisammen sind. Für diese Zeit bereitet auch die große Oper ihre Stücke vor. Sie harrt seit langer Zeit des Prophéten von Meyerbeer; einige behaupten, der Prophet sey bereits angelangt, andere meinen, er sey noch nicht so nahe; auch wissen sie, daß Meyerbeer zuweilen während der Proben an den Musikstücken ändert, sie auch wohl ganz anders setzt. Die jetzige Ruhe benützen die jungen Komponisten, um von der Direktion Aufträge zu Kompositionen zu erhalten, denn ganz fertige Opern anzubieten, ist nicht gebräuchlich. Die Dichter reichen ihre Texte ein, oder die Direktion bittet einen beliebten Dichter, einen Text zu verfertigen, und sie bezeichnet alsdann den Tonkünstler, dem sie die Musik anvertrauen will. Für einen der Oper unbekannten Tonkünstler ist es sehr schwer, eine Bestellung von der Direktion zu erhalten. In dieser Lage befand sich Rosenhain, der junge Tonkünstler aus Frankfurt, von welchem ich schon einmal gesprochen habe. Er kam vor einigen Jahren nach Paris, mit dem festen Willen, sich hier als Operntonpoesi eine Bahn zu brechen, nachdem er bereits eine Oper in Deutschland hatte aufführen lassen. Die großen Schwierigkeiten, welche sich ihm entgegenstellten, schreckten ihn nicht ab; er suchte sie mit Geduld und Beharrlichkeit zu besiegen, bewährte sich unterdessen als geschickten Klavierspieler und komponirte mehrere Stücke für's Fortepiano. Aber eine Operntomposition war und blieb sein Hauptziel. Erst im vorigen Monate brachte er es dahin, daß er zu einer sogenannten Audition zugelassen wurde, das heißt zu einer Art Examen. Es ist dieß eine umständliche Prozedur, und man begreift leicht, warum die Direktion schwer dazu zu bringen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, August.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnbeamte. — Entwicklung der Stadt. — Fund von Braunkohlen.

Der Preuße trötzet sich, wenn er über das Beamtenheer seufzt, damit, daß die Mehrzahl derselben wenigstens die verdientesten und ersteuchtesten Köpfe der Nation sind; wird dieß auch von den neuen Beamten gesagt werden können? Ich meine damit keinen Beamten schon bestehender Bahnen, ich spreche nur von der Zukunft; wird nicht vielmehr gerade die Immoralität, welche wir schrecken, hier eine Hinterthür finden? verschaffe mir eine Anstellung und rechne dafür auf meine Erkenntlichkeit. Wer verbietet es, daß ich nicht darauf rechnen soll, wenn ich nur sonst den Kandidaten für tüchtig erachte? Und noch etwas Bedenklicheres: der Adel unserer Beamten besteht darin, daß sie, wenn sie kein erweisliches Vergehen sich zu Schulden kommen lassen, in ihrer Stellung bis zum Tode sicher sind. Wer gibt den Eisenbahnbeamten diese Zusicherung? Sind sie nicht vielleicht gezwungen, vor ihren Herren zu kriechen, um ihre Posten zu behalten? Erwächst dem Gemeinwesen in dem Institute nicht vielleicht eine Schule des Servilismus? Ich rede, wie gesagt, nicht von der Gegenwart; darin herrscht noch viel Moralität in Preußen; aber ohne sichernde Institutionen kann es anders werden. Dennoch will ich nicht fragen: wenn diese Beamten alt und grau werden und dem Institut treu geblieben haben, wer reicht ihnen das Gnadenbrot? Das Institut ist sich selbst noch nicht alt und grau; das wird sich finden. Aber der Staat, der so überaus ängstlich über alle seine Vorrechte wachte, hat sich da eines, das ihm zustand, nehmen lassen, und das deßhalb, weil eine Idee ihn überflügelt hatte, als er, statt sich ihrer zu bemeistern, nur daran dachte, ihr Widerstand zu leisten.

Wie die Industrie aller Bemühungen spottet, ihr gewisse Wege vorzuzeichnen! Absolut will man das Köpenitzer Feld bebauen und dort eine neue Stadt haben; der Zug ist aber nicht dahin und läßt sich nicht dahin bringen. Die Stadt will sich auf der südlichen Seite vergrößern, vom Halleschen bis zum Brandenburger Thore. Vor dem Potsdamer scheint nun alles geschehen, was sich thun läßt; der Thiergarten darf nicht weggehauen werden. Aber zwischen dem Potsdamer und dem Anhaltischen Thore regt und bewegt es sich. Die Hirschstraße, eine schmutzige, ungepflasterte, enge Gasse um die Stadtmauer, dürfte in nicht allzufernen Zeiten eine Hauptstraße werden. Von der neuen Anhaltstraße, auf dem Terrain eines früheren Fruchtgartens angelegt, schauderte man noch vor zwei Jahren; dort bauen, ist verlorenes Geld, zumal wenn man Prachthäuser baut. Welche große Familie wird in diese entfernte Gegend ziehen? In diesem Augenblick prangt diese zwar kurze, aber überaus freundliche und breite Prachtstraße als eine würdige Entrée zur Residenzstadt, und die großen Wohnungen aller fertigen Häuser sind bereits bezogen. Aber damit nicht genug. Auch schon vor dem neuen Thore bildet sich ein neuer Platz mit großen Gebäuden, welche den Anhaltischen Bahnhof umstehen. Und auch das genügt noch nicht; man stellt bereits die Pläne zu einer Straße ab, welche von da aus die Anhaltstraße weit in die Tempelhofer Feldmarkung hinein verlängern soll, und es steht zu erwarten, daß schon nächstes Jahr auf der tiefen saftigen Wiese bis an den Landwehrgraben eine Reihe von Häusern stehen wird. Wie es dann im Innern der Stadt aussehen wird? Wer sagt's voraus? Das Gleichnis von der Speinuskerze, die anjährlich nach außen gränzt und trebt, derweil ihr Kern ausstirbt, paßt wohl nicht auf eine Stadt. Wenn Luxus und Fabriken nach dem lustigen Umtreis ziehen, bleibt innen der Raum für den andern Gewerbfleiß und Handel, und da ist ihr bester Platz.

Unserer Industrie eröffnen sich vielleicht bedeutende neue Hülfsquellen. In der sogenannten märkischen Schweiz bei Müncheberg hat man reiche Braunkohlenlager entdeckt. Wenn die Quantität der Qualität entspricht, so ist es ein äußerst ordentlicher Fund, bei der gegenwärtigen Theurung des Brennholzes von großer Bedeutung. Nesterweise ist man schon sonst auf Braunkohlen diesseits und jenseits der Oder gestoßen; hier aber will man ein viele Fuß tiefes Lager entdeckt haben, welches sich von Butow bis nach Frankfurt an der Oder erstreke. Der Entdecker, der Gerichtsdirektor v. Tappert zu Altlandsberg, will es bergmännisch verwalten lassen und verspricht schon in diesem Jahre Zufuhren nach Berlin. An Güte soll diese märkische Braunkohle die Halles schen übertreffen. Wenn man sich aber erinnert, daß es sechzig Jahre dauerte, ehe die Einwohner von Halle sich daran gewöhnten, die Braunkohle zu brennen, so dürfte auch bei uns noch ein Vorurtheil ihrer Anwendung im Wege stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 26.

Sonnabend, 28. August 1841.

[359]

Steudel Nomenclator botanicus.

Editio secunda.

Zwölfte und dreizehnte Lieferung.

Zu Unterzeichnetem ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Zwölfte Lieferung: Senecis — Tillandsia.
Subscriptionspreis 1 fl. oder 16 Gr.

Dreizehnte Lieferung: Tina — Zygophyllum,

welche unserer früherer Ankündigung gemäß, an die verehrlichen Subscribenten gratis abgegeben wird. Vollständige Exemplare dieses gediegenen Werkes können jetzt durch alle Buchhandlungen zum Subscriptionspreis von 12 fl. oder 8 Rthlr. bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[361] So eben ist erschienen:

Atlas

über alle Theile der Erde in 27 Blättern,

für

Schulen und zum Privatgebrauch,

nach

Schacht's, Pistor's, Zacharia's ꝛc. Lehrbüchern

bearbeitet von

Ed. Wagner.

2te Lieferung. geh. 12 gGr. oder 54 kr.

Die 2te Lieferung wird noch mehr als die erste Zeugniß von der Vortrefflichkeit dieser Karten ablegen. Bei der Vergleichung derselben mit denen anderer Atlanten, wird man leicht ihre Vorzüge erkennen, namentlich die anschauliche Darstellung des Terrains zu loben finden. Die letzte Lieferung, welche noch bis zum Herbste bestimmt erscheint, wird eine besonders schöne Fluß- und Gebirgskarte von Deutschland und die einzelnen deutschen Staaten in 6 Blättern enthalten, welche mit besonderem Fleiße bearbeitet und selbst mit geschichtlichen Notizen versehen werden. — Der Preis von 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr. für den ganzen Atlas in so ansehnlichem Format, ist ungemein billig. Der Unterzeichnete hofft deßhalb, daß dieser Atlas, dessen Herausgabe nicht gewöhnliche Kosten veranlaßt, in recht vielen Lehranstalten Eingang finden und auch zum Privatgebrauche recht fleißig benutzt wird.

Darmstadt, Juli 1841.

L. Pabst.

---

[353] Bei G. Berthe in Berlin ist so eben erschienen:

Pathe, Wilhelm, Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt. Preis 2 Rthlr. 16 Gr.

Digitized by Google

Mozin's grosses Wörterbuch.

[351] So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die 2te Abtheilung der 3ten Lieferung von

Mozin's
vollständigem Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehreren andern Mitarbeitern.

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

Jeumerante — Naturel.

In diese neue Ausgabe werden die neuesten Vokabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besonderen Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niederen Klassen angehören. Bereichert ist dieselbe außerdem durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze, wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt; wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[361] Tübingen, bei L. F. Fues ist erschienen:

Volkslieder aus der Bretagne,

ins Deutsche übertragen

von

A. Keller und E. v. Dekendorf.

Mit 16 Originalmelodien.

broch. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 10 Gr.

Die hier erscheinende Sammlung enthält 52 bretonnische Volkslieder, erzählenden, erotischen und religiösen Inhalts, nebst Erläuterungen, und 16 der schönsten Originalmelodien fürs Klavier gesetzt von Herrn Musikdirektor Silcher. Der Deutschen gesang des vorchrist. Barden, die ritterliche Volkssage des Mittelalters, das begeisterte Kriegslied des Chouans, die Aeußerungen des Volkswitzes bei Familien- und Volksfesten, bei Sportliedern und solchen einfacher Zartlichkeit, die grausichen Vorstellungen von Hölle und Fegefeuer, die der Priester in die erregbare Phantasie des Volkes pflanzte, treten hier, nach dem Alter der Entstehung geordnet, wie eine getreue Thaten- und Sittengeschichte vor die Augen. — Unstreitig gehören

Digitized by Google

diese Lieder zu dem Köstlichsten, was überhaupt der Volksgesang irgend einer Nation hervorgebracht hat, und wir glauben daher die Freunde achter Poesie nur darauf aufmerksam machen zu dürfen, um einer allgemeinen Theilnahme versichert zu seyn. Im Uebrigen verweisen wir auf die Recension im Literaturblatt des Morgenblatts 1841, Nr. 67. .

---

[360] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beschreibung
des
Oberamts Wangen.
Herausgegeben von dem
Königlich statistisch-topographischen Büreau,
verfaßt von
Professor Pauly,
Mitglied des königlichen statistisch-topographischen Büreau.
Mit einer Karte des Oberamts,
einer Ansicht von Wangen und vier Tabellen.
Subscriptionspreis 54 kr.
Ladenpreis 1 fl. 12 kr. oder 16 Gr.
Stuttgart und Tübingen, Aug. 1841.
J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[354] In der Stadel'schen Buchhandlung in Würzburg ist erschienen:

Der Raub der Draupadi,
der Gattin der fünf Pandawas.
Aus dem Indischen in den Versmaßen der Urschrift übersetzt
von
M. Fertig.
fl. 8. Preis 36 kr.

Es gibt dieses Werk in ähnlicher Treue, wie Bopp's Nalas und Damajanti (1838), und Merkel' Samitri (1839) eine Episode des Mahabharata wieder, die, reich an prachtvollen Bildern und Scenen vielbewegten, dramatischen Lebens, voll Adel und Kühnheit, jenen nicht unwürdig zur Seite steht.

---

[358] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Württembergische
Jahrbücher
für
vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.
Herausgegeben von
dem statistisch-topographischen Büreau.
Jahrgang 1839. Zweites Heft.
Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr.
Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

A. **Chronik.** Gang und Stand der Bevölkerung im Jahr 1839. B. **Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten.** 1) Gewerbestatistik des Königreichs Württemberg, nach der Aufnahme der Gewerbe vom Jahr 1835 und 1836. I. Zahlenverhältnisse: 1) Zahl der Gewerbe. 2) Gegenstände der Beschäftigung. 3) Vergleichung der Gewerbetreibenden mit der Gesammtbevölkerung. 4) Oertliche Vertheilung der Gewerbe. 5) Vergleichung mit dem Stande von 1829. 6) Verhältnisse hinsichtlich der Steuergröße. II. Betriebsverhältnisse: Im Allgemeinen. Im Einzelnen. a) Producirende Gewerbe im engern Sinne: 1) Verarbeitung von Faserstoffen. 2) Verarbeitung von Häuten, Fellen ꝛc. 3) Verarbeitung von Holz. 4) Verarbeitung von Getreide, Samen, Früchten, Getränkfabrikation ꝛc. 5) Verarbeitung von Metallen. 6) Verarbeitung von erdigen Fossilien. 7) Gewinnung und Verarbeitung chemischer Produkte. b) Literarische und Kunstgewerbe. c) Handel. d) Wirthschaftsgewerbe. Beilage: Verzeichniß der Gewerbe in alphabetischer Ordnung. 2) Der Viehstand des Königreichs Württemberg nach der am 1. Januar 1840 geschehenen Aufnahme. (Mit einer Tabelle.) 3) Ergebnisse der Weinlese in den Jahren 1839 und 1840. 4) Württembergische Literatur vom Jahr 1839. 5) Feierlicher Empfang des Grafen Eberhard des Aeltern am päpstlichen Hofe im Jahr 1482.
Stuttgart und Tübingen, Aug. 1841.
J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[323] Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Bilder aus Griechenland
von
Ludwig Steub.
Zwei Theile.
Gr. 12. Geh. 2⅔ Thlr.
Leipzig, im Juli 1841.
F. A. Brockhaus.

---

[344]
Penelope.

Taschenbuch für 1842. Herausgegeben von Th. Hell. Mit Beiträgen von W. Alexis, Th. Mügge, Ifdor (v. M.), Wold. Seyfahrt, El. Ehrhardt und den Originalporträts der Verfasserin von Godwie-Castle und Wil. Alexis ꝛc. 8. mit Goldschn.
wird im August versandt und bittet um Aufträge
die Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

---

[557] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch für 1841.
Herausgegeben von
H. C. Schumacher,
mit Beiträgen von
Dove, Kämtz, Lehmann, Mädler, Olbers und Quetelet.
8. cart. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Astronomische Ephemeride für 1841. — Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. — Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von Gauss. — Bessels Tafeln, um Höhenunterschiede aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. — Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. — Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. — Dänische und preussische

Digitized by Google

Fusse. — Toisen. — Pariser Fuss. — Meter. — Englischer Fuss. — Specifische Gewichte. — Ausdehnung der Körper durch die Wärme. — Noch etwas über den veränderlichen Stern χ Bayeri im Schwan. Nebst einigen Beobachtungen über Variabilis Hydrae, von Olbers — Ueber die Temperaturveränderung der Erde in der Nähe ihrer Oberfläche, von A. Quetelet. — Bemerkungen bei Gelegenheit der Abhandlung von Quetelet: Ueber den Menschen und die Gesetze seiner Entwickelung, von Dr. Jac. Wilh. Heinr. Lehmann. — Ueber den Zusammenhang zwischen Temperatur, Luftdruck und Windrichtung, von L. F. Kämtz. — Ueber die Mondgebirge, von J. H. Mädler. — Nordamerika und Europa meteorologisch mit einander verglichen von H. W. Dove.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[355] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Musikalische

Kompositionslehre

praktisch-theoretisch

von

Dr. A. B. Marx.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Erster Band. broch. Preis 3 Thlr.

Der zweite und letzte Band folgt in Kurzem nach.

Die

alte Musiklehre

im Streit mit unserer Zeit

von

Dr. A. B. Marx.

In 8. broch. Preis 1 Thlr.

Die

musikalische Reform.

Ein neues System

von Zeichen und Regeln, die Musik zu erlernen,

von

Emanuel Gambale.

Aus dem Italienischen übersetzt von **J. J. Häser.**

In Imperial-Octav. Preis $\frac{1}{3}$ Thlr.

Leipzig, im August 1841.

Breitkopf u. Härtel.

---

[356] **Immermann, Münchhausen.**

2te wohlfeile Ausgabe.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Münchhausen.

Eine Geschichte in Arabesken.

Von **Karl Immermann.**

4 Bände. 2te wohlfeile Ausgabe. In farbigem Umschlag geheftet. Preis 4½ Rthlr.

Die Anerkennung, welche dieses Werk von so vielen Wortführern unserer Zeitschriften erhielt, hat sich auch thätig bewährt, indem die erste Auflage in sehr kurzer Zeit vergriffen worden ist. Es scheint, daß hier einmal wieder ein Nationalwerk, welches dem vielseitigen deutschen Sinne Genüge leistet, jedem Stande und jedem Alter etwas gewährt, entstanden ist. Der Verleger glaubte es daher auch einem größern Kreise von Lesern zugänglich machen zu müssen, indem er diese neue (wie es schon der inzwischen erfolgte Tod des leider zu früh verstorbenen Verfassers mit sich brachte), dem Inhalte nach unveränderte Ausgabe zu einem, fast auf die Hälfte ermäßigten Preise veranstaltete.

---

[352] In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig erschien:

Sammlung

Deutscher Volkslieder,

welche noch gegenwärtig im Munde des Volkes leben und in keiner der bisher erschienenen Sammlungen zu finden sind.

Herausgegeben von

Wilibald Walter.

20 Bogen, geh. 1 Thlr.

Diese Sammlung, größtentheils auf Reisen, aus allen Gauen des lieben Vaterlandes zusammengetragen, bringt gewiß Jedem einige alte Bekannte mit und führt ihm die Erinnerung an so manche frohe, gemüthliche Stunde, in welcher er die Lieder singen hörte oder selbst mit sang, wieder lebendig vor die Seele.

---

[225] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Ueber

Maulbeerbaumzucht

und

Erziehung der Seideraupen.

Aus dem Chinesischen ins Französische übersetzt

von

Stanislaus Julien

Mitglied des Instituts, Professor der chinesischen Sprache und Literatur am Collegium von Frankreich.

Auf Befehl

Sr. Majestät des Königs von Würtemberg

aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet

von

Fr. Ludwig Lindner.

8. broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Der Titel dieser interessanten Schrift zeigt an, unter welchem Allerhöchsten Schutze die deutsche Bearbeitung derselben den Freunden vaterländischer Industrie vorgelegt wird. Bei dem neuesten Aufschwung aller Gewerbe in Deutschland kann die öffentliche Aufmerksamkeit einer Anweisung zur Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seideraupen nicht fehlen, welche die Erfahrung und Beobachtung der Chinesen, d. i. der ältesten und geschicktesten Seidebauer, mittheilt. Der deutsche Bearbeiter durfte mit Recht in der Vorrede die Vorzüge seiner Uebersetzung vor der französischen geltend machen, indem sie sich durch größere Präcision und lichtvollere Ordnung auszeichnet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 30. August 1841.

The foul practice
Hath turn'd itself on me; lo, here I lie,
Never to rise again!

Shakespeare.

Der Einaug. *

Von Laurian Moris.

Herr Einaug reitet durch die Thale
Mit Lanz und Speer, wie zum Gefecht;
Er reitet lange, Schlimmes brütend,
Und spricht zuletzt zum düstern Knecht.

„Du hast mir Treue stets bewiesen,
Beweise, Rogar, sie auch heut;
Ein Traum führt mich zu Rambergs Thore,
Ein Traum gab dich mir zum Geleit.

„Mir träumte von der stolzen Veste,
Erbaut von schnödem Kaisersold,
Mir träumte dann von ihrem Ritter,
Der reich an Silber und an Gold.

„Und eine Stimme, leis, vernehmlich,
Berauschte mahnend meinen Sinn:
Mit Rogar, sprach sie, dem Getreuen,
Zieh Morgen gegen Ramberg hin!

„Die Deutung hab' ich gleich verstanden,
Und konnt' nicht rasten mehr noch ruh'n;
Der Fang ist gut, der Plan ist fertig,
Du Knappe wirst das deine thun.

„Dein Schwert soll unser Heil entscheiden:
Wenn Alles ruht um Mitternacht,
Dann schleiche zu des Burgherrn Lager,
Ein Schlag — so ist das Werk vollbracht!"

Und schweigend wieder ritt er weiter,
Sein einzig Aug' glüh'nd, wie im Zorn,
Und an der Veste angekommen,
Stieß, Einlaß bittend, er in's Horn.

Willkommen, spricht der alte Ritter,
Und pfleget Herrn und Knecht als Gast;
Er ehret sie mit edlem Weine,
Wünscht scheidend ihnen Schlaf und Rast.

Er selbst kann keine Ruhe finden,
Ein finstres Ahnen schnürt die Brust,
Er schweift durch's Schloß; zur Burgkapelle
Gelanget er, halb unbewußt.

Dort liegt er stehend am Altare,
Und betet heiß, und betet lang;
Da lag er noch, als schon vom Thurme
Die zwölfte Stunde dumpf erklang.

* Aus einer Sammlung pfälzischer Sagen.

Digitized by Google

Jetzt nimmt erleichtert er die Lampe,
Und geht den dunkeln Hallen zu.
Doch sieh! — noch Licht beim fremden Ritter —
Laßt Furcht vielleicht ihm keine Ruh? —

„Bei mir, Herr Ritter, seyd ihr sicher,
Scheucht euern Schlaf auch Frevels Laß!"
Und durch das offne kleine Fenster
Sah er beforgt nach seinem Gast.

Doch weh! Verrath! — In seinem Blute,
Matt röchelnd, wohl zum letzten Mal,
Liegt Einaug, von dem Knecht durchstoßen,
Deß Hand noch hält den blut'gen Stahl.

Er stürzt hinein, ergreift den Mörder
Und hält gezückt auf ihn sein Schwert:
„Du, Schurke! sollst mir nicht entgehen,
Der so mein reines Haus entehrt!"

Doch dieser ringt entsetzt die Hände,
Fällt vor ihm nieder wild und bleich:
„Im Lager hab' ich mich geirret:
Der hezte mich auf Euch zum Streich!"

„Das ist, o Gott, dein richtend Walten!"
Erschüttert, kniend Ramberg spricht.
Der Knecht lief heulend nach den Wäldern,
Entfleh'nd dem zeitlichen Gericht.

Briefe aus Syrien.

(Fortsetzung.)

Wir hatten Morgens, als wir unsere Kameele beluden, eine merkwürdige Scene mit einem Araber, der aus dem Lager zu uns kam und etwas in seinen Burnus gewickelt trug. Es war ein armes kleines Fohlen, das er vor uns hinlegte und dem Baron zum Kauf anbot, wobei er erzählte, die Stute, welche das Thierchen vor zwei Tagen geworfen, sey gefallen und er habe es gestern mit Kuhmilch erhalten. Da aber jetzt die Wüste komme, wo nichts dergleichen zu haben sey, so wolle er das Fohlen, das von sehr edlen Eltern abstamme, uns um zehn Piaster — ungefähr einen Gulden — verkaufen; unsere Stute sey im Stande, die beiden zu ernähren. Dieser Vorschlag war natürlich nicht annehmbar; doch dauerte uns das arme Thier, und wir versuchten, ihm einige Milch, die wir von der Stute nahmen, einzuflößen. Aber es war schon zu schwach, und als der Araber sah, daß wir den Kauf nicht eingehen wollten, sagte er, er schenke es uns, und lief eilends davon. Was sollten wir mit dem armen Geschöpf machen? Es mitnehmen, war unmöglich; wir hatten mit dem unsrigen Sorge und Mühe genug; ließ man es liegen, so mußte es elend verschmachten oder wurde noch lebendig von den Schakals zerrissen. Nach kurzem Rath beschlossen wir, es schnell zu tödten, und unser Maler erschoß es mit zwei Schüssen aus seinem Doppelgewehr.

Schon um sieben Uhr war heute die Hitze fast unerträglich. Die Beduinen und Araber, zum Theil vielleicht richtigen Idee geleitet, daß, was die Kälte abhalte, auch die Hitze nicht durchlasse, sich bis über den Kopf in ihre Mantel und Decken gehüllt und zogen schweigend dahin. Auch die Türken und Araber an der Spitze trieben heute nicht ihre Spiele, sondern ritten einzeln und schienen ernst gestimmt durch den Gedanken an die nahe Wüste, in deren eigentliches Gebiet wir noch heute Abend gelangen sollten. Schon jetzt hatte alle Vegetation aufgehört und der Sand war so tief, daß uns das Gehen, was wir den Tag über zuweilen versuchten, sehr beschwerlich wurde. Auch zog sich durch dieses schlimme Terrain und die große Hitze die Caravane sehr auseinander, und wenn man früher die Leute in Gruppen plaudernd und lachend hatte zusammenreiten sehen, so trennte sich heute Alles, und man ritt so einsam wie möglich. Jeder schien zu fürchten, dem Andern verpflichtet zu werden und ihm kleine Gefälligkeiten in den folgenden schwerern Tagen mit Wucher zurückgeben zu müssen. Auch wir waren durch eine Nachricht, die uns heute Morgen der Obrist mitgetheilt hatte, ziemlich verstimmt. Die Reiterei, hieß es, werde wahrscheinlich auf dem heutigen Lagerplatz in der Nähe eines größern, aber armseligen Dorfes, El Arisch, drei Tage liegen bleiben, um die dort befindlichen, für den syrischen Krieg aufgehäuften Vorräthe aufzuzehren, weil sie der Pascha nicht nach Egypten nehmen könne.

Von drei Uhr Nachmittags an hatten wir ein kleines Vorspiel der Wüste: rings um uns her war gelber, feiner Sand. Indessen wurden die Schrecken dieser Umgebung durch große grüne Palmenwälder gemildert, die sich am Horizont vor unsern Blicken erhoben. Wir erreichten sie um fünf Uhr und sahen, daß sie sich bis an's Meer erstreckten, dem wir heute noch einmal recht nahe kamen; der Strand war keine hundert Schritte von unserm Wege entfernt. Hinter diesem Palmenwald war wieder eine ziemliche Sandebene, in deren Mitte El Arisch lag, ein Haufen von etwa zweihundert Häusern, „gelb, wie der Sand, der sie umweht," niedrig und schmutzig.

Wir waren mit etwa hundert Reitern dem Zuge voran geeilt, unter ihnen der Tartar Gassi, der uns winkte, ihm zu folgen. Im Angesicht des Dorfes ließ

Digitized by Google

er seinem Pferde den Zügel und jagte dahin; wir folgten ihm. Es war ein prächtiger Anblick: der aufwallende Sand, die Beduinen mit ihren langen Lanzen und fliegenden Mänteln, die Araber mit den goldgestickten Uniformen und gelb- und rothseidenen Kopftüchern, Alles bunt durcheinander in vollem Galopp dem Dorfe zueilend. So muß ein Angriff der alten Mamelucken ausgesehen haben. Wir wußten nicht recht, was sie zu solcher Eile antrieb, denn wir waren der Caravane weit voraus. Hinter uns erstiegen die ersten Kameele in breiten Reihen die Sandhügel, und es war ein äußerst lebendiges Schauspiel, wie jeder einzelne Reiter, der zwischen ihnen auftauchte und uns so in vollem Jagen sah, ebenfalls sein Pferd ausgreifen ließ und uns zu erreichen suchte. Aber der Tartar Gaïsi, ein umsichtiger Mann, war mit Baron T., der ihn im Augenblick überholt hatte, der erste im Dorf und bemächtigte sich gleich des Brunnens, den er mit Wachen umstellte, um seine und unsere Pferde zuerst tränken zu können. Dieses Wasser, in einem Schöpfbrunnen, dessen Rad durch ein Kameel gedreht wurde, war ziemlich gut, und die Pferde, nachdem sie ein wenig abgekühlt waren, erquickten sich sehr daran. Dann überließen wir den Brunnen den Nachfolgenden, die immer zahlreicher wurden, und gingen vor's Dorf, wo eine einzelne Sykomore mitten im Sand stand, von großen und kleinen Aloen umgeben. Hier wollten wir die Caravane erwarten, und einstweilen versuchten wir mit den Arabern, die uns neugierig umstanden, einige Käufe abzuschließen. Dank unserer Gelehrsamkeit in der arabischen Sprache, machten wir ihnen ungefähr begreiflich, daß wir einen Hammel, Hühner, Eier ꝛc. wünschten, und kamen nach vielen Pantomimen auch wirklich damit zu Stande. Sie brachten uns die verlangten Artikel, wofür sie unsinnige Preise verlangten und natürlich auch erhielten; denn bei einem so großen Markte, wie er sich heute und morgen hier eröffnen mußte, war an kein Feilschen zu denken.

Nachdem wir anderthalb Stunden gewartet, in welcher Zeit uns der ganze Troß mit Bequemlichkeit hätte einholen können, waren wohl viele einzelne Reiter, aber weder fremde noch unsere eigenen Kameele zur Stelle. Der Tartar Gaïsi hatte sich von uns getrennt, um die Poststeppe in El Arisch zu besichtigen. Poststeppe in der Wüste mag sonderbar klingen, aber es ist so, und ich werde später darauf zurückkommen. Wir erstiegen eine kleine Höhe vor El Arisch, auf welcher der Friedhof lag, und sahen, daß die Caravane uns nicht folgte, sondern beschäftigt war, ihr Lager bei den oben erwähnten Palmen aufzuschlagen; ein sehr vernünftiger Gedanke, um dessen willen wir gern die halbe Stunde wieder zurückritten. — Man war auf dem Platz, wie immer bei der Ankunft, in voller Thätigkeit, und Alles beschäftigte sich mit Abladen der Thiere und Aufschlagen der Zelte. Die Kavalerie bildete ein ungeheures Viereck, in dem sich der größte Theil des Trosses befand, uns eingerechnet. Einige bis vor El Arisch gezogen, um ganz in der Nähe des Orts besser Lebensmittel erhalten zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

(Fortsetzung.)

Ortlan. — Die neue kriminalistische Zeitung.

Der Ortlan am 18. Juli erschien hier, wie anderwärts, in seinen wunderbaren Schrecken. Seine Wirkungen waren aber kaum so schreckhaft, als der Auftritt des Firmaments; ein Staubwirbel mit einem rothgelben Hintergrund wie fernes Feuer. Der Staub drang durch die festverschlossenen Fenster mit unwiderstehlicher Gewalt, und erschien hier auf den Sitzbänken zu Häufen aufgehäuft, während dort mit hohnlächender Reinlichkeit die Steine gefegt waren. Das Zimmer nach einem neuen Hause neben der Andalusischen Bahn wurde aufgerollt, abgerissen und über die Stadtmauer geschleudert. Dieß ist nichts Ungewöhnliches; wohl aber, daß der Sturm im Übergarten sich gerade die stärksten und gesundesten Bäume aussuchte und sie mitten im kernigen Stamme knickte, während andere, altersschwache daneben stehen blieben. Die Unglücksfälle auf dem Wasser scheint das Gerücht vergrößert zu haben. Mit Sicherheit weiß man nur von einem Kahne, der umstieß und wobei zwei Personen ertranken.

Die Hinrichtung des Mörders Kühnapfel gehört freilich nicht zu den Berliner Ereignissen, aber auf allen Höfen hört man die Ausdrücke die erbaulichste Geschichte, zu haben für 6 Pfennige, ausschreien. Die letzten Momente dieses, mit seltener Frechheit und Charakterfestigkeit ausgestatteten Bösewichts haben allerdings für den Psychologen Interesse. Er war ein verruchter Böswicht, aber keine gemeine Seele. Das jetzt im Druck erschienene Gespräch, welches der Polizeirath Duncker mit ihm geführt, und welches sein Bekenntniß veranlaßte, war schon früher in seinen wesentlichen Zügen hier bekannt und steigerte die Achtung für diesen mit so eigenthümlichem Talente, auf die Gemüther der Verbrecher einzuwirken, ausgestatteten Polizeibeamten. Die kriminalistische Zeitung, welche der Direktor des Kriminalgerichts, Kammergerichtsrath Bonsert, in Verbindung mit dem als Schriftsteller bekannten Dr. Land. Ger Rath Temme herausgibt, hat mit diesem ersten Beitrag eine glückliche Entrée im Gebiete der Journalistik gemacht. Nach den ersten Nummern, die uns vorliegen, dürfte dieses Blatt überhaupt und mit Recht viel Glück machen. Eine charakteristische Anekdote, mit der die Zeitung in einer ihrer ersten Nummern debütiren konnte, wird Ihnen schon bekannt seyn. Ein oft gestrafter Schwindler wird etwa zu gleicher Zeit mit dem Ersuchen der Zeitung, die über Gesindel seiner Art berichten soll, auf dem Gefängniß entlassen. Ein Geist, wie er, weiß Alles zu nutzen, er unterläßt sich zum Subskribentensammler und trägt die Probeblätter der Zeitung, zugleich mit Quittungen über den Empfang der Bezahlung für das erste Quartal, in verschiedenen Konditoreien und Restaurationen herum. Die Quittungen sind im Namen der Direktion der kriminalistischen Zeitung ausgestellt. Die Spekulation glückte Anfangs, das Schicksal wollte den ironischen Gedanken belohnen.

Digitized by Google

Indessen ward er bald entdeckt, gefaßt, verhört, er gestand, und das seltsame Faktum ward ein pikanter Beitrag für die nächste Nummer der Zeitung. Die Spekulation setzte erneuert an jenes Bonmot aus einer vergangenen Zeit. Als hier eine Gesellschaft zur Beförderung der Juden sich konstituirte, und mehr Oeffentlichkeit, als die wahre christliche Gesinnung billigen durfte, aber schlechten Erfolg hatte, sagte ein bekannter witziger Kopf, den damals nicht und heute noch weniger mit Namen zu nennen sich scheut: man müsse das Geschäft einem Juden in Entreprise geben, wenn es glücken solle. — Die schöne Welt war dieser Tage voller Schrecken, denn man erzählte sich von entsetzlichen Dingen, die in den ersten hiesigen Schnittwaarenhandlungen vorgefallen, gerade in denen, wo die haute volée verkehrt. Eine Dame oder mehrere Damen hatten gestohlen, und waren, wenn nicht in flagranti, doch bald darauf ertappt worden. Hier fehlt plötzlich in dem mit eleganten Besuchterinnen überfüllten Laden einer Dame die Börse. Der Kaufmann läßt die Thüre schließen und visitirt, und in der Tasche der Unschuldigsten findet sie sich. Aber während sie in Ohnmacht sinkt, wie sich von selbst versteht, ist die wahre Thäterin auch schon ergriffen, welche glücklicher Weise eine so bekannte Physiognomie und nicht dieselbe Geschicklichkeit beim Einstecken der Börse in die Tasche der Unschuldigen bewiesen, mit der sie vorhin dieselbe aus der Tasche der andern herausgezogen hatte. Eine andere Dame sucht und sucht unter schweren seidenen Stoffen und kann doch nicht finden, was sie sucht. Sie nimmt endlich das erste beste, um nur nicht den Kaufmann umsonst so lange aufgehalten zu haben, und wird für die Kleinigkeit ein Gotteslick bin, indem sie für den Ueberschuß gelegentlich etwas, was ihr mehr konvenirt, kaufen will. Der höflichen Kaufmann will es kaum annehmen, aber kaum daß sie hinaus ist, kommt ein Fremder herein und meldet, daß die Dame unter sehr verdächtigen Bewegungen in den nächsten Hausflur getreten sey. Der Kaufmann vermißt sogleich mehrere kostbare Stücke. Man eilt ihr nach und findet sie in einer zweiten Hausflur der schäftigt, in ihrer Diebstasche einen ganzen Waarenvorrath zu placiren. In ihrer Wohnung findet sich aber gar ein großes, herrliches Waarenlager, zu dem alle Laden Berlins konvinirt haben. Und diese große, kostbar möblirte Wohnung ist ein wahres Eldorado des Luxus und Comforts. Sie bietet Tausende, wenn man schweige. Sie ist eine reiche Frau, die Wittwe eines Banquiers von da und dort her; ihr Sohn ist Offizier; nur um seinetwillen stehe sie, daß man schweige. Ihr halbes Vermögen will sie anbieten. Es war nicht Gewinnsucht, nur eine Monomanie des Seltenzugs stehlens. Ja sie ist sogar eine gebeime Gräfin. Unsere Sodnen zitterten schon, daß eine anständige Dame nicht mehr ohne Verdacht in einen Laden werde treten können. Da greift die kriminalistische Zeitung ihnen trostreich unter die Arme. Alle die Gräfinnen und reiche Banquierswittwen sind eine einzige bekannte Ladendiebin, freilich eine der schlauesten und frechsten, welche existiren, eine, die alle bekleideten hohen Namen angiebt. Die Polizei hatte sie erfaßt, aber mit noch größerer Dreistigkeit, als sie in die Läden drang, ist sie auch aus dem Gefängniß als eine Zeugin, die man zu lange warten lassen, entschlüpft. Unser Gerichtsverfahren ist nicht öffentlich und auch nicht so expedit als das französische, um eine Gazette des tribunaux möglich zu machen, die am Morgen, oder schon am Abend, schwarz auf weiß bringt, was am Tage vorher noch lebendige Wirklichkeit war. Indessen, wenn die Bonsiersche so fortfährt, dürfte sie an Gründlichkeit und Interesse mit jener kühn in die Schranken treten.

(Schluß folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung)

Eine Audition an der großen Oper.

Endlich muß das ganze Orchester versammelt werden, das beläuft etwa 60 Menschen, dann männliche und weibliche Chöre und die Hauptsänger und Sängerinnen, dann eine Jury, aus vorzüglichen Komponisten bestehend. Außerdem müssen die Hauptaufführer der vorzutragenden Stücke zuvor die Gefälligkeit gehabt haben, dieselben zu studiren, um sie geläufig und mit Geschmack vortragen zu können, und alles dieses geschieht unentgeltlich, von Leuten, welche zum Theil gewohnt sind, sich den Vortrag mit schwerem Gelde bezahlen zu lassen. Rosenbaln hatte es endlich so weit gebracht, daß die 100 oder 120 Menschen, welche er zu seiner Audition nöthig hatte, sämmtlich genirgt waren, am 15ten Juli um zwei Uhr Nachmittags sich zu versammeln und eine Auswahl von sechs von ihm komponirten Singstücken vorzutragen. Madame Nathan-Treitot hatte eine Hauptrolle, und der Komponist hatte mit Recht auf ihr großes Talent gerechnet, um seiner Musik Eingang bei den Zuhörern zu verschaffen; sein Schicksal als Operntomponist hing von dem Eindrucke ab, welchen diese Probe hervorbringen würde. Er konnte nun hoffen, am Ziele seiner lang genährten Wünsche zu stehen. War nicht Jedermann bereitwillig gewesen, zu der Probe beizutragen, hatten nicht die Hauptsänger und Sängerinnen die Singstücke bereits einstudirt? Wie ward ihm aber zu Muthe, als eine Viertelstunde vor der festgesetzten Audition der Mann der Madame Nathan-Treitot zu ihm kam und ihm ankündigte, sie sey unpäßlich und könne nicht singen! Er hat mir seinen Schreck, ja seine Verzweiflung bei dieser Hiobspost geschildert, und sie läßt sich sehr wohl nachempfinden. Die Probe aufzuschieben und ein andermal so viele Menschen, besonders Künstler, welchen die Zeit kostbar ist, wieder zu vers sammeln, war nicht wohl möglich; konnte er diesmal die Probe nicht zu Stande bringen, so mußte er darauf verzichten, mithin die Hoffnung aufgeben, jemals an der Pariser großen Oper ein Produkt aufgeführt zu sehen. Nur ein eine zige desperates Mittel blieb ihm noch übrig, aber freilich ließ sich mich viel davon hoffen. Es kam darauf an, in der Eile eine andere gute Sängerin zu bewegen, daß sie die Stelle der Mad. Nathan-Treitot vertrat und statt ihrer Stücke vortrug, die sie nie gesehen. Aber welche Sängerinnen, wenn man sie übergangen hat, tritt gern an die Stelle einer andern, zumal mit dem Nachtheil, etwas ihr Unbekanntes vortragen zu müssen? Aber es mußte versucht werden. Rosenbain eilt also sogleich zu Dlle. Rau, und findet diese Sängerin gerade im Begriffe anszugehen; einige Minuten später, so hätte er sie verfehlt; eine andere Sängerin war dann nicht mehr aufzusuchen, und mit der Audition hatte es ein Ende, Dlle. Rau war so gefällig, einzuwilligen. Ihr Zuwort erschien dem bedrängten Komponisten wie die Stimme eines Engels, und niemals hat Dlle. Rau's Gesang jemand so entzückt, wie dieß einzige Wort im Augenblick der größten Noth gesprochen. Nun war Rosenbain gerettet; die Audition konnte vor sich gehen. Die vorgetragenen Stücke waren: ein Chor, ein Quartett, eine Romanze, ein sogenannter Entrecte, eine Arie mit Chor und zuletzt ein großes Singfinale. Die Richter, Cherubini, Auber, Halevy und Carafa, gaben am folgenden Tage ein günstiges Urtheil über die vorgetragenen Stücke ab, und hiemit ward Rosenbain für desßhalt erklärt. Von der großen Oper mit der Komposition einer neuen Oper beauftragt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 31. August 1841.

Auch das geringste Werk der Menschenhand hat seine Geschichte,
in der sich die Zeitalter mit ihren Bedürfnissen und Launen spiegeln.
Sterne.

Handschuhe.

Den ältesten urkundlichen Nachweis, daß Handschuhe in Gebrauch gewesen, enthält das Buch Ruth, dessen betreffende Stelle — Kapitel 4, Vers 7 und 8 — Luther überfezt hat: „Es war aber von Alters her eine solche Gewohnheit in Israel: Wenn Einer ein Gut nicht beerben noch erkaufen wollte, auf daß allerlei Sache beständ, so zog er seinen Schuh aus und gab ihn einem Andern; das war das Zeugniß in Israel. Und der Erbe sprach zu Boas: kaufe du es, und zog seinen Schuh aus.“ — Luther war im Irrthume, als er Schuh schrieb. Schon die chaldäische Paraphrase sagt: Handbedeckung, folglich Handschuh, und erwägt man, daß in der unmittelbar folgenden Zeit und Jahrhunderte lang der Handschuh für ein Pfand des Vertrauens galt, so bietet dieß ein weiteres Argument gegen Luther, wären auch nicht außerdem Casaubon und Andere der Ansicht der chaldäischen Paraphrase. Nebenbei erstreckt diese Erklärung sich auf die Stelle, wo König David seinen Schuh über Edom werfen will. Es muß hier nicht minder Handschuh statt Schuh heißen, so daß eine sehr frühe Gewohnheit der Juden und Chaldäer, Handschuhe zu tragen, sich nicht in Abrede stellen läßt.

Dasselbe war bei den Griechen der Fall. Homer deutet unstreitig auf Handschuhe, wenn er in seiner Beschreibung von Ulysses' altem Vater diesem bei der Gartenarbeit die Hände zum Schutze gegen Dornen verhüllt. Allgemein scheint indeß der Gebrauch nicht gewesen zu seyn. Xenophon erwähnt als Beweis für das weibische Wesen der Perser, daß sie nicht allein Kopf und Füße, sondern auch die Hände gegen die Kälte verwahrten. Es scheint daher vielmehr, daß den Griechen im Gebrauche von Handschuhen etwas Verächtliches lag. Ohne Randglosse zwar, jedoch mit unverkennbarer Mißbilligung erwähnt auch Athenäus eines athenienſischen Gourmands oder Vielfraßes, der bei der Mahlzeit Handschuhe anzog, um früher als die Uebrigen von den heißen Gerichten zulangen zu können; denn wie bekanntlich Finger eher als Gabeln, so existirten Gabeln damals noch gar nicht.

Das milde Klima Italiens erlaubte den alten Römern, in Betreff der Handschuhe mit den Griechen gleich zu denken; in den schönen Tagen der Republik waren sie ein Zeichen der Verweichlichung. Sobald aber die eiserne Virtus zu schmelzen anfing, nahm der Gebrauch der Handschuhe zu, und ein Philosoph aus dem ersten Jahrhundert nach Christus drückt seinen Unwillen darüber unverhohlen aus. Dieß verhinderte indessen das Umsichgreifen des Gebrauchs keineswegs, und es scheint, daß schon zur Zeit des jüngern Plinius Handschuhe ziemlich allgemein getragen wurden. Wenigstens bemerkt dieser, daß der Sekretär seines Oheims auf der berühmten Reise

Digitized by Google

nach dem Vesuv wegen der Kälte in Handschuhen geschrieben habe.

Die teutonischen Bewohner des nördlichen Europa lehrte das Klima die Erfindung der Handschuhe. Wenigstens im achten und neunten Jahrhundert waren dieselben bereits stark im Gebrauch. Könige, Edle und Prälaten trugen sie, oft reich gestickt und mit kostbarem Geschmeide besetzt. Viele Romanzen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert gedenken ihrer, und in einer derselben spielt ein Paar Handschuhe die Rolle von Aschenbrödels Ballschuhen. Eine Prinzessin besitzt ein Paar, das nur ihr paßt; es wird ihr sammt ihrem Söhnchen entwendet und ist später das Mittel, daß die Mutter ihren Sohn wieder erkennt. Mit der Entwicklung des Ritterthums gewannen die Handschuhe an Sinn und Bedeutung. Sie dienten bei großen und feierlichen Gelegenheiten als Symbole der Investitur, der Belehnung, der Standeserhöhung. In mehreren Ländern des Christenthums war die Ueberreichung eines Handschuhs das Zeichen eingeräumten Besitzes. Bereits 1002 wurden die Bischöfe von Paderborn und Moncera durch Empfang eines Handschuhs in ihre Bisthümer installirt, und wahrscheinlich aus diesem Grunde galten Handschuhe für einen so wesentlichen Theil des bischöflichen Habits, daß ein Concilium zu Poitiers einigen französischen Aebten, die sich unterfangen, Handschuhe zu tragen, solches eben so streng verbot, wie das Tragen von Ringen und Sandalen, was ebenfalls ein bischöfliches Vorrecht war.

Inzwischen unterschieden sich die zur Zier oder zur Andeutung des Ranges getragenen Handschuhe durch Material und Form von denen, die dem ursprünglichen Zwecke der Handverwahrung dienten. Die zum Schmuck getragenen waren meist von Leinwand, und die erste Meldung von einem „Paar Handschuhe" datirt aus dem neunten Jahrhundert. Daß Frauen sich der Handschuhe bedient, darüber findet sich vor dem dreizehnten Jahrhundert kein schriftlicher Beweis, und die am frühesten getragenen scheinen bis an den Ellbogen gereicht zu haben. Welchen Werth junge, „vielliebende" Ritter auf den Besitz eines Handschuhs ihrer Dame legten, ist auch aus andern Stellen als der zärtlichen bei Shakespeare bekannt:

Oh, pretty, pretty pledge!
Thy master now lies thinking in his bed
Of thee and me; and sighs and takes my glove,
And gives memorial dainty kisses to it,
As I kiss thee . . . .

Nicht weniger bekannt ist die Sitte, einen Handschuh zum Zeichen der Aufforderung hinzuwerfen. Das Aufheben verpflichtete zum Zweikampfe. Wer W. Scotts Ivanhoe gelesen hat — und wer hat Ivanhoe nicht gelesen? — erinnert sich der interessanten Schilderung dieses Gebrauchs. Uebrigens war in solchen Fällen der Handschuh gewöhnlich ein mit Stahl belegter Panzerhandschuh. Ein letzter Rest jener Sitte hat sich bis in die neueste Zeit bei den Krönungen der Könige von England erhalten. Zu Roß und in voller Rüstung wirft des Königs Ritter in der Westminsterhalle seinen Handschuh unter die Menge. — Der Handschuhluxus, an welchem es in den verschiedenen Zeiten nirgends gefehlt hat, stieg mit am höchsten in England unter der Regierung der jungfräulichen Elisabeth, die ihre eigenen Handschuhe nicht reich genug gestickt und nicht wohlduftend genug bekommen konnte. Eduard de Vere, Graf von Oxford, wußte, von Reisen heimkehrend, seiner königlichen Herrin kein willkommeneres Geschenk zu überreichen, als ein Paar Handschuhe von seltener Schönheit. Später wurden Handschuhe sehr häufig Bittschriften beigefügt, und um dieser captatio benevolentiae mehr Nachdruck zu geben, die Handschuhe mit Gold und Silber gefüllt. Besonders erzeigten prozessirende Parteien ihren Richtern solche Aufmerksamkeit, die jene sich meist gefallen ließen. Bisweilen beschenkten aber auch Herren ihre Diener auf gleiche Weise. „Hier, Oheim Exeter," läßt Shakespeare Heinrich den Fünften sagen, nachdem dieser im Scherz mit einem gemeinen Soldaten einen Streit gehabt, worin derselbe sich gut benommen, „hier, Oheim Exeter, fülle den Handschuh mit Kronen und gib ihn dem Burschen." — Die noch jetzt in Deutschland bei Kindtaufen und in England bei Hochzeiten übliche Sitte, Handschuhe zu schenken — von Seiten der Gevattern den Gevatterinnen, und von Seiten des Brautpaars den Verwandten — war in England ehedem eine sehr kostspielige. Bei einer adeligen Vermählung im Jahr 1604 betrug die Rechnung für verschenkte Handschuhe nahe an 7000 Thaler.

Vielleicht in Folge der gedachten Bestechung der Richter verbietet in England ein altes Gesetz den Richtern, während sie zu Gericht sitzen, Handschuhe zu tragen. Dagegen pflegen beim Schluß jungfraulicher Assisen, d. h. solcher, wo kein Todesurtheil gesprochen worden ist, die Sheriffs jedem Richter ein paar Handschuhe zu verehren. Auch war ehemals in England statt des jetzigen drink-money, Trinkgeld, der Ausdruck: glove-money, Handschuhgeld, gebräuchlich. — Wenn man weiß, daß lange Zeit die Handschuhe, mit Ausnahme der Panzerhandschuhe, nur aus Seide, Leinwand und Schaffell gefertigt wurden, so begreift sich, warum alte Exemplare zu den Seltenheiten gehören. Drei der vermuthlich ältesten von der friedlichen Gattung erschienen vor Kurzem in einer Londoner Raritätenauction. Es waren ein Paar, das Heinrich VIII. einem Sir Anthony Denny, ein anderes, das Jakob I. dem Sohn, Eduard Denny, und ein drittes, das Königin Elisabeth

Digitized by Google

des Leztern Gemahlin zum Geſchenk gemacht. Alle drei Paare wurden von einem Abkömmling der Dennyſchen Familie gekauft, und zwar das erſte für 38 Pfund 17 Schillinge, das zweite für 22 Pfd. 4 Sch., und das dritte für 25 Pfd. 4 Sch., mithin drei Paar alte Handſchuhe für etwa 580 Thaler.

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Zum erſtenmal war heute die Umgebung unſeres Lagers wahrhaft maleriſch. Nördlich erblickten wir zwiſchen zwei großen Sandhügeln, von denen einer mit einer halb zerfallenen Moſchee und vielen umgeſtürzten Leichenſteinen bedeckt war, das Meer; ſüdlich und weſtlich umgaben uns die dichten Palmenwälder, öſtlich ſahen wir gegen die Wüſte. Sobald unſer Zelt aufgeſchlagen war, nahm ich das Gewehr, um einen kleinen Ausflug in die Umgegend zu machen.

Ich erſtieg die Moſchee, die ſich in der Nähe beſſer ausnahm, auf mich aber dennoch einen ſehr traurigen Eindruck machte. Ich trat in das offen ſtehende Gebäude; vom Meer her ſtrich ein friſcher Luftzug durch die Halle und bewegte eine der kleinen hölzernen Lampen, die an Schnüren von der Decke hingen, knarrend hin und her. Ich lehnte lang an einem Pfeiler der Thür und ſah über das Meer hin. In ſolchen Augenblicken feierte ich das ſeligſte Sabbathnichts. Ich dachte nicht, ich träumte nur von Vergangenheit und Zukunft, und jeden Traum, er mochte noch ſo bizarr und kleinlich ſeyn, ſobald ich ihn auf den Spiegel der See warf, löſten die Wellen auf und er ſchien mir groß und erhaben.

Beim genauen Betrachten der umherliegenden Grabſteine fand ich einen, deſſen ausgehauener Turban mir ſagte, ein Muſelman ruhe darunter; aber auf der andern Seite des Steins war mit einem ſcharfen, ſchneidenden Inſtrument, vielleicht einem Säbel oder Dolche, ein Kreuz eingegraben. Einige Zeit ſtand ich und dachte nach, was dieſe beiden Symbole auf einem und demſelben Grabe zu bedeuten hätten, bis mir endlich einfiel, ähnliche Gräber in Konſtantinopel geſehen zu haben. Es waren Renegaten, die dort lagen, und als man ſie unter dem Turban zur Ruhe gebracht, hatten ihre Angehörigen oder Freunde mit frommer Sorgfalt ſpäter ein Kreuz auf ihre Leichenſteine gekrißelt. Es muß ein ſonderbares Schauſpiel am Tage der Auferſtehung ſeyn, wenn ſich, durch die beiden Zeichen irre geführt, zwei Auferſtehungsengel dem Grabe nähern und jeder mit dem Finger an die Seite klopft, wo ſein Zeichen ſteht. — In dieſem Augenblick bewegte ſich etwas hinter mir; ich wandte mich um, es war der polniſche Obriſt Huſſeyn Effendi, der, vielleicht meine Gedanken halb und halb errathend, mich mit einem ſonderbaren Blick anſah. Ich ſuchte mit einem Scherz ſeinen Gedanken eine andere Wendung zu geben, und lief, ihn am Arme nehmend, den Sandhügel gegen das Meer hinab.

Wir gingen eine Zeit lang an demſelben fort und ich las kleine Steinchen und Muſcheln aus dem Sande, um ſie zum Andenken mitzunehmen. Der Pole trug mein Gewehr und ſchoß nach einem großen Vogel, der ſich aus den Palmen erhob. Die Tränkungsanſtalten für Menſchen und Vieh waren in dieſem Wald eingerichtet; man hatte große Löcher in die Erde gegraben und mit Baumſtämmen eingefaßt, um dem Verſchütten vorzubeugen. Als ich mich den Palmen näherte, konnte ich mit Freiligrath ſagen:

> Hört ihr aus dem Palmendickicht
> Das Gebrüll und das Geſtampf?

Obgleich ſich hier kein Löwe und kein Leopard um den Leichnam eines Weißen zankten, ſo ſtritten ſich doch Beduinen und Araber mit viel lauterem Gebrüll um einige Tropfen Waſſer. Es war mir ſtets lächerlich, dem Wortgemeng und Gezänke dieſer Leute zuzuhören; beim geringſten Anlaß fuhren ſie geifernd gegen einander, aber ſo erboßt ſie auch oft waren, zu Prügeln, wie bei uns, kam es ſehr ſelten. Viel eher konnte einer ſeine Piſtole oder den Yatagan vom Gürtel reißen und ſeinen Gegner plötzlich erſchießen oder niederſtechen.

Bei unſern Zelten hatte der Koch Giovanni unſern eingefangenen Hammel abgezogen und in einer großen Kaſſerole über das Feuer gehängt, um das Fleiſch abzukochen und es ſo beſſer mitnehmen zu können. Um ihn ſtanden ein Dutzend Weiber und Kinder, welche ſich die unbrauchbaren Abfälle erbettelten und freudig davon trugen. Wir beſchloſſen unſer Tagewerk wie gewöhnlich, ſpeiſten etwas zu Nacht, rauchten unſere Pfeifen, und dabei wurde, wie der gute Baron ſich ausdrückte, große Oper gehalten, das heißt, wir ergötzten uns an deutſchen Liedern und Arien, die wir uns gegenſeitig vortrugen. Doch war dieſe Unterhaltung heute Abend nicht recht lebhaft; die Beſtätigung der Nachricht, daß die Reiterei drei Tage hier liegen bleiben werde, hatte uns verſtimmt. Doch die Nacht deckte uns mit ihrem Schleier zu und wir ſchliefen ruhig. — Am andern Morgen wurde mit Wally Bey Kriegsrath gehalten. Der Gedanke, für nichts und wieder nichts drei volle Tage zu verlieren, war uns ſehr peinlich; zu unſerer größten Freude eröffnete uns aber der Paſcha, daß nur er mit dem größten Theil der Kavalerie liegen bleibe, daß aber der Tartar Baſſi mit einigen hundert Reitern und dem ganzen

Digitized by Google

übrigen Trosse schon morgen mit dem Frühesten wieder aufbrechen werde. So war uns demnach wieder gebolfen und ein Rasttag kam den armen Pferden, besonders der Stute mit dem Fohlen, sehr zu statten. Den Tag über beschäftigten wir uns damit, vor Allem unsere Kleider aus verschiedenen Ursachen genau zu untersuchen, so wie auch unsere Waffen in den besten Stand zu setzen; denn wir hatten jetzt eine Strecke von drei Tagereisen zurück zu legen, auf der es die Beduinen meistens unternehmen, die Karavanen anzufallen. So hatten sie vor kaum vierzehn Tagen einen Trupp von achtzig Kameelen theils aus einander gesprengt, theils geplündert.

(Schluß des vierten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

(Schluß.)

Kriminalistisches. — Die Akademie.

Eine Freisprechung und eine Verurtheilung machen hier viel Aufsehen. Der bekannte ehemalige Banquier und jetzige Gutsbesitzer, den das Erkenntniß erster Instanz, unter Verlust seines Adels, zu dreijähriger Festungsstrafe verurtheilt hatte, ist vom Appellationssenate völlig frei gesprochen. Der Richter erster Instanz hatte vielleicht mehr als Jury gesprochen, da die Stimme des Publikums sehr entschieden gegen den Angeklagten war. Der zweite Richter hat die Beweise vermißt, die in einer so verjährten Sache und bei verwickelten Kaufmannsrechnungen schwerlich herbei zu schaffen wären. — Spontini ist wegen Beleidigung des Königs zu neun Monat Festung verurtheilt. Auch dieses Urtheil dürfte in der Appellationsinstanz, wenigstens gemildert werden, wenn der Verurtheilte es nicht vorzieht, die Gnade des Königs anzugehen, was wahrscheinlicher und gewiß erfolgreicher ist.

Die Sitzungen der königlichen Akademie der Wissenschaften, obgleich öffentlich, berührten doch bisher sehr wenig unser öffentliches Leben. Es ist möglich, daß auch darin eine Aenderung vorgeht, und es wenigstens versucht wird, in ein stagnirendes Institut einige Lebensströmungen zu bringen. Jenes Beiwort sey keine Kränkung der ausgezeichneten Männer, welche Mitglieder der Akademie sind; aber sie selbst fühlten wohl am besten, wie es mit einem Institute beschaffen war, das nichts weniger als aus dem deutschen Volke, oder auch nur Gelehrtenleben heraus geboren, nur die wirkkürliche Nachahmung einer fremden Institution war, welche auch dort nur in einer gewissen Zeit die Intelligenz der Nation repräsentirte. Der deutsche Geist hat sich allzeit seine Bahnen selbst gebrochen, und es dauerte sehr lange, bis die Regierungen sie anerkannten und ihnen den Stempel der Autorität aufdrückten. Dadurch allein (unbeschadet des Motivs der Eitelkeit) erhielt sich die französische Akademie in lebendiger Wechselwirkung mit der Nation, daß sie die Dichter derselben schneller in sich aufnahm, wie widersprechend auch die Ansichten und Tendenzen derselben mit dem bisher Gültigen und dem waren, welchem die Autorität beiwohnte. Würde nicht die deutsche Gelahrtheit erschrecken, wenn sie einen Baudevilledichter Scribe, einen Romanitter wie Viktor Hugo, oder auch nur einen Historiker wie Thiers auf den selben Bänken neben sich sitzend erblickte? Viele französische Akademiker waren gewiß auch erschrocken, aber es ist ein wohlthätiger Sporn; er weckt die Lebenskräfte. Diese bunte Mischung klassischer Gelehrten, populärer Schriftsteller. Dichter und literarischer Staatsmänner ist es ja, was wohlthätige Reibungen hervorbringt, und aus Reibungen erwacht die Thätigkeit, wo sie noch zu erwecken ist. Dem Gedanken, daß die Akademie als organisches Ganzes gemeinsame Werke der Wissenschaft und Kunst zu Tage fördern dürfte, hängt doch wohl Niemand mehr bei und nach. Die Akademiker gehen hin, weil es die Ordnung mit sich bringt, und lesen etwas vor, was die Ordnung will, aber gewiß Niemand sein Bestes. Niemand entwickelt hier die Ideen, mit denen er in der Nation wirken möchte. Das wird auch weder verlangt noch erwartet. Die neu'ste Sitzung zum Andenken des Stifters Leibniz war aber besonders interessant, weil außer drei andern Mitgliedern (Fr. v. d. Hagen, Schott und Dieterici) auch Wilhelm Grimm seine Antrittsrede hielt. Vielleicht war aber das das Interessanteste, was nicht gesprochen, sondern nur gedacht wurde; mehr mehr als billig, da für die Würde der Versammlung und des Ortes Andeutungen vollkommen genügten, um den ehrenwerthen Dulder zu begrüßen.

Auflösung der Homonyme in Nr. 192:

Der Schlüssel.

Räthsel.

Zweites Gegenstück zu Schillers: Unter allen Schlangen ꝛc.

(Das erste war der Kortzlieber.)

Unter allen Schlangen ist Eine,
Auf lebendem Grund erzeugt.
Mit der sich an Schönheit keine,
An Unschuld keine vergleicht.

Sie ist als die mildesten Winde,
Weich, zart, ätherisch und stumm;
Sie schlingt sich um lieblche Bilder
Als Arabeske herum.

Sie läßt mit sich spielen und scherzen,
Und beißen wird sie dich nicht,
Und flicht um empfindsame Herzen
Den Knoten der Liebe so dicht.

Um ihren Geburtsschein zu rechten
Das wäre nicht artig zwar;
Wer scheidet die falschen von ächten?
Falsch sind oft die ächten sogar.

J. G. M.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 69 und Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Fünfunddreissigster Jahrgang.

1841.

September.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," ohne das „Morgenblatt" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt" . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Lutherbuche Fall. Von L. Bechstein. 209.
An Lord Byron. Von F. Freiligrath. 211.
Ye are not miss'd, fair flowers. Von F. Freiligrath. 214.
Gedichte von Moriz. 216.
Wechsel. Von J. Minckwitz. 219.
Lied zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Wilhelms, Königs von Würtemberg, den 28sten September 1841. 220.
Kreuzzug. Von E. Geibel. 226.
Zwiegespräch zwischen einem alten Kriegssoldaten und einem, der zwanzig Jahre im Frieden dient. Von Alexander Grafen v. Würtemberg. 230.
Das Grab Abälards und Heloisens. 234.

Räthsel.

Die Liebe und die Eifersucht. 215. — Die Sonnenblume. 217. — Der Tod. 219.

Erzählungen.

Der Plan des Doms zu Köln. Von L. Schücking. 210—214.
Lübeckische Sagen. 225—229.

Reisen.

Briefe aus Syrien. 230—234.

Naturwissenschaftliches.

Die neuesten Forschungen und Entdeckungen in der Planetographie. Von Dr. Närnberger. 231—234.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Naturforschers. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. — 220. 221. 222.
Das Fest der Nossa Senhora da Pena auf der königlichen Felsenburg Pena bei Cintra. 215—219.
Die Eroberung der Insel Capri. 217—219.
Ueber Nationals- und Kriegslieder. Von G. Zimmermann. 221. 222. 223. — 227. 228. 229.
Aus Griechenland. 224—226.

Korrespondenz.

Paris. 209. 210. — 214. 215. 216. 217. — 230. 231. 232.
Hamburg. 211. 212. — Dresden 212. 213. 214. — 233. 234. — Hannover. 217. 218. — Hirschberg. 218. 219.
Frankfurt a. M. 220. — Florenz. 221. 222. 225. — Lincoln. 225. 224. — London. 225. 226. 227. — Genf. 227. 228. 229. — Rom. 229. 230.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Reisen. Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuern Zeit. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 28ste Lieferung. Drei Wochen in Syrien. Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzugs 1840. — Staatsrecht. Grundsätze des allgemeinen und des constitutionellen monarchischen Staatsrechts. Mit Rücksicht auf das gemeingültige Recht in Deutschland, nebst einem Abriß des deutschen Bundesrechts. Von Prof. Dr. H. Zöpfl.

Nro. 90.

Natur und Heilkunde. Die achtzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Von Dr. C. Rösch. — Romane und Novellen. 1) Jahrbuch der Novellen

Digitized by Google

und Erzählungen von Eduard von Bülow. — 2) Neueste Novellen von Ludwig Storch. — 3) Nepenthes, neueste Novellen und Erzählungen von denselben. — 4) Erzählungen von allen Farben von C. F. Castelli. — 5) Classische Bibliothek der ältern Romandichter Englands. In neuen Uebersetzungen herausgegeben von Diezmann.

Nro. 91.

Romane. 1) Der Pfadfinder oder das Binnenmeer. Von J. F. Cooper. Aus dem Englischen von Dr. C. Kolb. — 2) Tonsfaint. Ein Roman von Theodor Mügge. — 3) Wernyhora, der Seher im Grenzlande. Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1768 von Michael Czaykowski. Aus dem Polnischen. — 4) Die polnische Familie oder die verlornen Kinder. Nach einem Manuscripte von J. C. Hauch. — Dichtkunst. Blüthen der griechischen Dichtkunst in deutscher Nachbildung. Mit einem geschichtlichen Ueberblicke und den nöthigen Erläuterungen von Dr. A. Baumstark.

Nro. 92.

Indische Literatur. 1) Katha Sarit Sagara. Die Mährchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und Deutsch herausgegeben von Dr. Hermann Brockhaus.

Nro. 95.

Indische Literatur. 2) Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Albert Höfer. — 3) Ueber den Druck Sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag von Prof. Dr. H. Brockhaus. — Biographie. Leben des William Wilberforce in seiner religiösen Entwicklung. Dargestellt nach dem Englischen. Von H. F. Upden.

Nro. 94.

Indische Literatur. 4) Der Raub der Draupadi, der Gattin der fünf Pandawas. Aus dem Indischen in den Versmaaßen der Urschrift von M. Bertig. — Biographien. 1) Schillers Leben in drei Büchern von Gustav Schwab. — 2) Wielands sämmtliche Werke, Supplement. Chr. M. Wieland, nach den zuverlässigsten Quellen dargestellt von Dr. Heinrich Döring. — 5) Johann Heinrich Merck's ausgewählte Schriften zur schönen Literatur und Kunst. Ein Denkmal, herausg. von Dr. A. Staar.

Nro. 95.

Romane. 1) Hollands romantische Geschichte. Erzählt von J. van Lennep. Aus dem Holländischen übersetzt von J. H. F. Lerz. — 2) Christian VII. und sein Hof. Von Karl Bernhard. — Lyrische Dichtkunst. Berangers Lieder. Deutsch von L. S. Rubens.

Nro. 96.

Astronomie und Physik. Jahrbuch für 1841. Herausgegeben von H. C. Schumacher, mit Beiträgen von Dove, Kämp, Lehmann, Mädler, Olbers und Quetelet. — Dichtkunst. Schweizersagen in Balladen, Romanzen und Legenden von Friedrich Otte.

Nro. 97.

Naturkunde. Vermischte Schriften von F. Th. Schubert. — Sagen und Romanzen. 1) Sagen- und Mährchenwald im Blüthengeschmack. Von L. Wiese. — 2) Die neue Weibertreue. Eine Chronikenerzählung, zum 7ten Jubiläum der Weibertreue zu Weinsberg, von O. F. H. Schönhuth.

Nro. 98.

Reisen. 1) Reisen in Italien von Professor Grevenus. — 2) Neapel und die Neapolitaner oder Briefe aus Neapel in die Heimath von Dr. K. A. Mayer. — 3) Vierwöchige Wanderung von Rinteln nach dem Fichtelgebirge von Dr. Ludwig Bocle.

Nro. 99.

Runges Nachlaß. Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge, Maler. Herausgegeben von dessen ältestem Bruder. — Volkssagen. Deutsche Volkssagen, zunächst aus den Rheinlanden. Herausgegeben und erzählt von R. Benedix.

Kunst-Blatt.

Nro. 70.

Sir David Wilkie. — Sendschreiben an den Verfasser der Anzeige der „Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise nach Griechenland," von Leo v. Klenze. (Fortsetzung.) — Personalnotiz.

Nro. 71.

Sendschreiben an den Verfasser der Anzeige der „Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise nach Griechenland." (Fortsetzung.) — Sir David Wilkie. (Schluß.) — Personalnotizen. — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 72.

Ueber malerische Schaubarkeit. Von F. L. Bährlen. — Neue Kupferstiche. La Passion de Jésus-Christ, par Prédéric Overbeck. Gravée par MM. Keller, Steifensand et Butavand. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 73.

Ueber malerische Schaubarkeit. (Fortsetzung.) — Sculptur. — Medaillenkunde. — Galvanoplastik. — Malerei. — Photographie.

Nro. 74.

Ueber die Fresken von Dosso Dossi im Palazzo Ducale zu Ferrara. — Ueber malerische Schaubarkeit. (Fortsetzung.) — Photographie. — Technisches. — Kunstgeschichte. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 75.

Ueber malerische Schaubarkeit. (Schluß.) — Ueber die Fresken von Dosso Dossi im Palazzo Ducale zu Ferrara. (Fortsetzung.) — Neue Lithographien. — Kupferwerke. — Lithographische Werke. — Literatur.

Nro. 76.

Ueber die Fortschritte der Aquarellmalerei in England. — Ueber die Fresken von Dosso Dossi im Palazzo Ducale zu Ferrara. (Fortsetzung.) — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 68.

Kunstnachrichten und Archäologisches aus Rom. Juli 1841. — Ueber die Fresken von Dosso Dossi im Palazzo Ducale zu Ferrara. (Schluß.) — Jakob Kellner in Nürnberg. — Persönliches. — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 69.

Kunstnachrichten und Archäologisches aus Rom. (Fortsetzung.) — Neue Kupferstiche. Die Kinder Eduards von England, Gemalt von Th. Hildebrandt in Düsseldorf 1834, gestochen in Linienmanier von Fr. Knolle 1841. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Digitized by Google

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 1. September 1841.

Und sperren ihr Maul weit auf wider mich und sprechen:
Da, da! das sehen wir gerne.

Psalm.

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein Dank dazu haben,

Luther.

Der Luthersbuche Fall. *

Durch die Wälder flog ein Stöhnen,
Und es sank mit mächt'gem Dröhnen
Ein uralter heil'ger Baum
Unter Sturmesdonnertönen.

Unter dieser Buche Schatten
Stand ein Kämpfer ohn' Ermatten,
Als zum grünen Waldesraum
Freunde ihn geleitet hatten.

Labung gab ihm eine helle
Silberreine Rieselquelle.
Luthers gottgetrostes Herz
Segnete die Waldesstelle.

Nach der Wartburg Felsenzinnen
Führten sie den Mann von hinnen,
Wo der Ritter, fest wie Erz,
Großes wußte zu beginnen.

Und es brachen Geistesbanden;
Freiheit war in allen Landen
Durch den Mann der festen Burg
Aus dem Todesschlaf erstanden.

Und dreihundert Jahre schwanden;
Oft, ach, drohten neue Banden.
Drei Jahrhunderte hindurch,
Hat der Lutherbaum gestanden.

In der Zeit Vernichtungswehen
Hat der Weiseste gesehen,
Daß sich ihr Gesetz erfüllt:
Werden, blühen, untergehen.

Mit dem Nornenantlitz schauet
Zeit uns an, ihr Haupt ergrauet,
Nebelschleierüberhüllt,
Die uns solches Wort vertrauet:

„Mehr noch wankt, als Waldesstämme,
Mehr noch bricht als Felsendämme,
Wage keiner den Versuch
Daß des Vorschritts Strom er hemme.

* Die bekannte Luthersbuche in der Nähe von Schloß Altenstein im Herzogthum Sachsen-Meiningen, bei welcher Luther im Jahr 1521 auf seiner Rückreise von Worms aufgehoben und nach der Wartburg abgeführt wurde, brach, wie so manchen andern berühmten Baum, der Sturm des 18ten Juli dieses Jahres bis auf einen Theil des Stammes und einen Ast ab.

Digitized by Google

Denn vernichtet wird er werden
Von der Gotteskraft auf Erden,
Die, erlösend von dem Fluch,
Vorwärts führt die Völkerherden."

Heilig, gleich dem Kreuzesstamme
Steht, gehalten von dem Lamme,
Unser leuchtendes Pannier:
Freier Forschung Ordstamme.

Banner, das der Herr gegeben,
Lohn für Luthers treues Streben,
Froh in dir erblicken wir
Wahrheit, Liebe, Licht und Leben.

Lasset bei erneutem Streiten
Ueber Glaubensdunkelheiten
Uns mit unerschrocknem Muth
Auf der Bahn des Lichtes schreiten.

Vorwärts mit des Geistes Fluge!
Auf zum Argonautenzuge
Nach dem goldnen Wahrheitgut;
Nie bewältigt von dem Trutze.

Wähnt nicht, weil ein Baum geborsten,
Daß gelichtet alle Forsten,
Aller junge Flug erschlafft,
Wo die Glaubensadler horsten —

Nein! Ob wankend er gezittert,
Ob der hohe Stamm zersplittert,
Der uralte starke Schaft
Stehet heut noch unerschüttert.

Nach dem wüthenden Orkane
Hebt noch seine Laubesfahne
Stolz empor ein grüner Ast,
Daß an Luthers Kraft er mahne.

An dem grünen Ast wird prangen,
Zum Tropäum aufgehangen,
Einst des Freiheitbeerschilds Last,
Wann die Ketten all' zersprangen.

Gegner! Jauchzt nicht, hingerissen
Von des Irrwahns Hohnergüssen,
Daß der Lutherbaum zerbrach
Unter Sonnenfinsternissen.

Diese Wahrheit sollt ihr wissen:
Unter Sonnenlichtergüssen
Wachsen junge Sprossen nach,
Die zu Bäumen werden müssen.

Früchte hat der Baum gestreuet,
Draus sich seine Art erneuet;
Solche Saat ward schon gesä't,
Längst, eh' euch sein Fall erfreuet.

Ringsum sproßt ein kräft'ger Samen,
Und in des Allmacht'gen Namen
Soll er wachsen früh und spät,
Soll er ewig grünen. Amen!

Ludwig Bechstein.

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Naturforschers.

(Bruchstücke eines nächstens unter diesem Titel erscheinenden Buches.)

1. Die Eisenbahn von London nach Birmingham.

Ich verließ London, um mich nach Birmingham zur Versammlung der drittischen Naturforscher zu verfügen, und natürlich benützte ich die dahin führende Eisenbahn. Die Entfernung der genannten Stadt von London beträgt 112 englische Meilen, die in ungefähr 4½ Stunden zurückgelegt werden, wenn man mit einem Wagenzug geht, der die Briefpost befördert. In diesem Falle wird auf dem ganzen Wege nicht angehalten, auch gibt es nur einerlei Plätze, nämlich die von Nr. 1, für welche 30 Schillinge bezahlt werden. Der Wagenzug, welcher auf den zahlreichen zwischen beiden Städten gelegenen Stationen anhält und mixed train genannt wird, hat Plätze von first class und second class, welche letztere 20 Schillinge kosten und auch nicht übel sind. Für das Gepäck hat der Reisende auf der fraglichen, wie auf andern englischen Eisenbahnen selbst zu sorgen, und gewöhnlich wird dasselbe auf das Dach des Wagens geworfen, in welchem der Eigenthümer sitzt.

Auf den ersten drei Meilen der Bahn werden die Wagen nicht durch Locomotive, sondern durch ein Seil ohne Ende gezogen, das seine Bewegung von einer außerhalb der Stadt befindlichen fixen Dampfmaschine erhält. Diese eben so sonderbare als sinnreiche Einrichtung hat ihren Grund in einer den Bahnunternehmern auferlegten Verbindlichkeit, der Feuersgefahr und anderer Unannehmlichkeiten wegen keine Locomotive in die Stadt hereinzubringen.

Der Schienenweg von London nach Birmingham ist ohne Zweifel das großartigste Unternehmen dieser Art, welches in neuern Zeiten zu Stande gebracht worden ist, und in keinem andern Lande, als in Großbritannien,

Digitized by Google

hätte man an dessen Ausführung denken können. Das Terrain zwischen beiden Städten bietet seiner hügeligen Beschaffenheit wegen unendlich viele und unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten dar, weßhalb auch ununterbrochen Durchstiche, Viaducten und Tunnel mit einander abwechseln. Die für dieses Riesenwerk bis jetzt verwendeten Summen belaufen sich, wenn ich mich nicht täusche, auf beinahe sechs Millionen Pfd. Sterling, also auf etwa 70 Millionen Gulden, ein Kapital, vor dessen Größe man erschrickt. Dennoch aber verzinst sich dasselbe, wie aus einer neulich in englischen Blättern enthaltenen statistischen Angabe erhellt, welcher gemäß die wöchentliche Einnahme der Gesellschaft gegen 13,000 Pfund beträgt. Hieraus ergibt sich, daß der jährliche Bruttoertrag dieser Eisenbahn der jährlichen Staatseinnahme des Königreichs Würtemberg nicht viel nachsteht. Welchen unermeßlichen Verkehr setzt aber ein solcher Ertrag voraus! — Der Wagenzug, welcher mich nach Birmingham führte, enthielt meiner Schätzung nach gegen 800 Personen. Wären diese alle bis nach Birmingham gegangen und hätte die Hälfte derselben den ersten Platz eingenommen, so würde die einzige Fahrt 1000 Pfund eingebracht haben. Bei einer solchen Frequenz kann daher der wöchentliche Ertrag wohl auf die vorhin genannte Summe ansteigen.

Vor dem Bestehen der Eisenbahn gingen täglich zwischen London und Birmingham vierzig und etliche Diligencen; jetzt fahren deren, glaube ich, nur noch zwei, und selbst diese würden überflüssig seyn, wenn es nicht sogar in England immer noch Leute gäbe, welche das Fahren auf der Eisenbahn für eine leichtsinnige Wagehalsigkeit ansehen und ihre werthen Personen deßhalb derselben nicht anvertrauen wollen. Wie verödet steht nun die vor Kurzem noch so belebte Landstraße da, und welche Verluste müssen allein den Wirthen erwachsen seyn, deren Gasthöfe an derselben gelegen sind! Wenn jene daher über die Eisenbahnen als über die unheilvollste Erfindung unserer Zeiten schimpfen, so dürfen wir ihnen dieß kaum verübeln; denn wenig wird sie die national-ökonomische Versicherung trösten, daß bei diesen neuen Verkehrswegen die Gesellschaft im Ganzen ungeheuer gewinne.

Einer der fünf oder sechs Tunnel, welche man von London bis Birmingham zu durchlaufen hat, ist beinahe zwei englische Meilen lang, und die Reisenden, welche zum erstenmale in denselben einfahren, werden von einem Gefühle ergriffen, das mit Furcht ziemlich nahe verwandt ist. Man wird aus lichter Tageshelle beinahe urplötzlich in dicke egyptische Finsterniß versetzt, und das Gerassel, hervorgebracht von vierzig schweren, mit der Schnelligkeit des Windes dahin rollenden Wagen, ist in dem langen und hohlen Gewölbe wahrhaft erschreckend. Und begegnen sich gar zwei Wagenzüge an diesem Ort, so wird das Getöse ganz infernal, und kann man sich leicht einbilden, in die Unterwelt verschlagen worden zu seyn. Niemand ist so neugierig, zum Wagenfenster den Kopf hinauszustrecken, ans Furcht, um denselben kürzer zu werden; alles duckt und schmiegt sich, und kaum wagen es die Leute, sich zu bewegen. Hie und da fahren einige Funken von dem Feuerherde in das Gewölbe hinaus, welche gerade so viel Helle verbreiten, als nöthig ist, um die darin herrschende Finsterniß sichtbar zu machen. Wenn nun denen, die Solches zum erstenmal erleben, um ihre Haut etwas bange wird, und wenn sie freier aufathmen, nachdem sie wieder die Oberwelt erreicht haben, ihr Auge wieder das Himmelslicht erblickt, wer wird dieß nicht natürlich finden? Was mich betrifft, so hat, glaube ich, nie etwas auf mich einen so mächtigen Sinneseindruck hervorgebracht, als die eben erwähnte unterirdische Fahrt. Der grandiose, für menschliche Ohren kaum mehr erträgliche Lärm in Mitten der schwärzesten Dunkelheit übte auf mich eine wahrhaft zauberische Wirkung. Wie schwach und wie bülflos ist der Mensch in seinem Naturzustande, in seiner ihm angestammten Unwissenheit! Und wie groß und mächtig tritt er auf, wenn sein Geist zur Entfaltung gekommen, wenn in ihm die Wissenschaft geboren ist! Das kleine Geschöpf ist dann Herr der Erde, Beherrscher der Elemente; Feuer, Wasser, Luft und Erde folgen seinem Winke, dienen ihm bereitwilligst, sobald er sie nur erkannt, sobald er sie begriffen hat. „Knowledge is power“ sagte der weitsichtige Baco, und indem der brittische Philosoph diese inhaltsschweren Worte aussprach, ahnte er selbst noch nicht ihre ganze Bedeutung; wie weit auch sein Seherauge reichte, er konnte nicht voraussehen, welche glänzende Bestätigung sein Ausspruch schon nach wenigen Jahrhunderten in seinem eigenen Vaterlande finden werde. Diese und ähnliche Gedanken bewegten meinen Geist, während ich durch den langen Tunnel der Birminghamer Eisenbahn fuhr.

Nachdem die Hälfte des Weges durchfahren ist, gönnt man den Reisenden zehn Minuten Zeit, um sie etwaige Magen- und andere Bedürfnisse befriedigen zu lassen. Sobald der Zug stille steht, stürzt die Reisegesellschaft aus den Wagen; man eilt einer großen, im Freien stehenden, hölzernen Bude zu und verschluckt dort mit ergötzlicher Hast Zwieback und Kuchen, Porter und Ale, Wein und Schnaps. Das Zeichen zum Aufbruch ertönt, alles stiegt wieder seinen Sitzen zu; das schnaubende Dampfroß gibt starke Laute von Ungeduld von sich, und ehe man sich's verüehrt, rollen wieder die stattlichen Wagen mit Pfeilesschnelle über das Eisengeleise hinweg.

Nach einer 5½stündigen Fahrt langten wir wohlbehalten in dem großartigen Bahnhof von Birmingham

Digitized by Google

an, und dort schon in Bereitschaft stehende Wagen brachten schnell die zahlreiche Gesellschaft in die verschiedenen Quartiere der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Vornehme Virtuosen. — Neuer Versuch mit einem Phalanstère.

Die Ausgleichungen, welche heutzutage den Virtuosen zu Theil werden, haben neulich einem Blatte, welches seit Anfang des Jahres unter dem Titel Nouvelles a la main erscheint, einen scharfen Aufsatz eingegeben, worein ich Einiges hier anführe. „Diejenigen, welche weder Herzoge noch Grafen seyn können, und nicht mit dem Sterne des Greenseller Brunnens geziert sind, laufen nach Palästina, nach Syrien, nach den kleinen italienischen Staaten und laufen ein Ordenssymptom zu 50 Francs, wie sie der römische Hof mit der Besagnis, das rothe Band zu tragen, verschachert; dazu fügen sie noch einen Schmurrbart, was ihnen das Aussehen von Husarenoffizieren verschafft. Hätte Alexander Dumas nicht die Miene, die Sprache und den Ruf eines sehr talentvollen Mannes, so könnte er sich, wenn er wollte, für einen wahrhaft außerordentlichen Botschafter ausgeben; er trägt acht Orden. Alle Virtuosen des italienischen Theaters sind mit dem goldenen Sporn geziert und seben aus wie Staatsräthe; alle Klaviervisuele und Medeopolinisten, Herz, Döhler, Mroz haben das Aussehen von Gesandtschaftsattachés, welche aus Langeweile oder Liebhaberei ein Instrument spielen und Musik machen, wie Dlle. Sonntag seine mehr macht.“ Alexander Dumas muß überhaupt in den kleinen Journalen oft herhalten; vielleicht hat ihm dieß den Aufenthalt in Frankreich etwas verleidet, denn es heißt, er begebe sich wieder nach Italien und habe sich anheischig gemacht, zu Florenz den Text zu einem Prachtwerke über die dortige Bildergalerie zu schreiben.

Der Fourieraner stehen auf dem Punkte, einen neuen Versuch mit ihrem gemeinschaftlichen Beisammenleben zu machen, nachdem der erste sehr übel abgelaufen ist. Ein Deputirter, welcher im Innern Frankreichs beträchtliche Ländereien besaß, hatte ihnen einen großen Strich Landes überlassen und, wie ich glaube, Gebäude darauf für sie errichtet, nach dem Muster des von Fourier entworfenen Phalanstère. Einige Familien kamen, richteten sich ein, andere gesellten sich zu ihnen; die Idee eines irdischen Paradieses schien sich endlich verwirklichen zu wollen. Leider dauerte die Täuschung nicht lange; es kam zu Zwistigkeiten, nicht allein zwischen den Bewohnern des Phalanstère, sondern auch zwischen ihnen und dem Eigenthümer; von den Zwistigkeiten ging man zu Prozessen über, welche gar nichts paradiesisches hatten. Die Gemeinde löste sich wieder auf, und der Deputirte verlor bei diesem müßigkeiten Versuche einige hundertausend Francs, gewann aber wahrscheinlich dagegen die Ueberzeugung, daß ein glückseliges Phalanstère ein bloßer Traum sey, den man sich wohl hüten müsse, mit seinem eigenen Gelde realisiren zu wollen. Andere konnten jedoch glauben, daß irgend ein zufälliger Fehler den guten Fortgang des Unternehmens gehemmt habe, und daß bei umsichtigerem Verfahren auch ein besserer Erfolg zu hoffen sey. Die Fourieraner verloren also keineswegs den Muth und beharrten noch immer auf dem Vorsatze, den Gedanken ihres Meisters zu verwirklichen. Jetzt will man Hand an's Werk legen. Die ehemalige Cisterzienser Abtei Citeaux befindet sich nämlich in den Händen eines Besitzers, welcher dieselbe zu 1,100,000 Francs verkaufen will. Hier wohnte bereits eine Gemeinde, freilich nur eine Mönchsgemeinde, allein das Gebäude wird mittelst einiger Veränderungen leicht von den fourieranischen Familien bewohnt werden können. Große Säle zum Arbeiten und ein geräumiger Speisesaal sind auch da. Zu einem Tanzsaale wird Rath geschafft werden. Einen Schauspielsaal, wie ihn Fourier haben will, wird man zwar in der alten Wohnung der Cisterzienser nicht finden, aber bald bauen können. In Paris ist man gar schnell mit einem solchen Gebäude fertig; die Fourieraner brauchen also nur einen Bauunternehmer aus Paris kommen zu lassen. Aber der Ankaufspreis ist sehr hoch und die Fourieraner sind, wie es scheint, nicht im Stande, viel über eine halbe Million zusammen zu bringen. Somit hätten sie vielleicht auf die Hoffnung verzichten müssen, aus der ehemaligen Cisterzienser Abtei ein Phalanstère zu machen, wenn nicht ein reicher Engländer, Namens Young, sich erboten hätte, das große Gut anzukaufen und von den Fourieranern bewohnen und bebauen zu lassen. Zwar ist der Kontrakt noch nicht geschlossen, es scheint aber doch bald dazu kommen zu wollen. Es wird schon so lange darüber gesprochen und geschrieben, wie glücklich man in einer Gemeinde leben werde, wo Alle gemeinschaftlich arbeiten, gewinnen und sich vergnügen, daß man begierig seyn muß, ob ein solches Glück sich verwirklichen kann. Fourier verspricht dem Dichtern eine schöne Rolle in seinen Phalanstères; alle Anstalten dieser Art sollen dazu beitragen, den wahren Dichter zu unterhalten. Ich zweifle aber, ob dieser Punkt seiner Statuten zu Citeaux sobald in Ausübung gebracht werden kann. Auch sind die diesigen Dichter nicht sehr geneigt, ihren Aufenthalt in Paris gegen das Abteileben zu vertauschen, und werden daher schwerlich Ansprüche auf die Erfüllung der ihnen so günstigen Vorschrift Fouriers machen. Uebrigens scheint die Academie française die Dichtkunst eben so hoch zu schätzen, als Fourier. Sie hat zu neulich eine, obwohl prosaische Uebersetzung der Klopstock'schen Messiade, als eines der besten im Laufe des letzten Jahres erschienenen moralischen Bücher, mit einem Preise von 2000 Fr. belohnt. Ich weiß nicht, ob Klopstock selbst besser belohnt worden ist. Freilich ist die Uebersetzerin eine Dame, und gegen die schreibenden Damen, poetische sowohl als prosaische, zeigt sich die Academie française höchst galant, indem sie jährlich von den Montyonschen zu Preisen bestimmten Geldern mehrere tausend Francs nimmt und sie unter die Damen vertheilt, unter dem Vorwande, sie haben die besten moralischen Bücher im Laufe des Jahres geschrieben. Das Bestreben, einen Montyonschen Preis zu erlangen, hat einen furchtbaren Wetteifer unter den Schriftstellerinnen angefacht, und es erscheint jährlich ein Dutzend angeblich moralischer Bücher mehr als sonst, bloß um des Montyonschen Preises willen; manche dieser leicht hingeworfenen Damenversuche werden besser belohnt, als zwanzigjährige Forschungen der Gelehrten über wissenschaftliche Gegenstände. Die Uebersetzerin der Klopstock'schen Messiade, an welche sich schon im vorigen Jahrhundert eine Deutsche gewagt hatte, ist abermals eine Deutsche, die Frau v. Carlowitz, welche auch einige Romane geschrieben hat. Ich weiß nicht, ob die Carlowitz'sche Uebersetzung der Messiade den Franzosen bekannter werden wird, als die erste.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 2. September 1841.

Non omnis moriar; — ego postera
Crescam laude recens!

Horat.

Der Plan des Doms zu Köln.

Eine Sage.

(Aus einer Schrift über die Vollendung des Kölner Doms.)

Es weiß Niemand, wer den Plan zum Kölner Dom entworfen hat, wer des großen Werkes eigentlicher Baumeister gewesen ist. Einige sagen, es sey der weise Regensburger Bischof Albert der Große, der im Jahre 1280 in einer Mönchszelle in Köln starb, der Erfinder des Planes gewesen; hatte er doch auch bei dem Bau der Peterskirche zu Rom mit seinem Rathe in der theologischen und philosophischen Symbolik des Werkes und der „architektonischen Musik" dieses Tempels ausgeholfen; und da er ein so gewaltiger Magier war, daß er zu großer Verwunderung König Wilhelms von Holland mitten im Winter aus dem Schnee die Rosen aufblühen, die Trauben glänzen und die Vögel gar lieblich von den Zweigen singen ließ, so mochte er freilich, eben so gut wie der Zauberer Virgilius ein Castel Marveil, den Kölner Wunderbau zu ersinnen verstehen. Andere nennen einen Gerardus de St. Trudona, den Steinmetzenmeister Gerard von St. Trond, dem das Domkapitel zu Köln, weil er fleißig den ganzen Bau geleitet, im Jahre 1257 einen Bauplatz zu einem Hause schenkte. Aber der eigentliche und rechte Baumeister des Kölner Doms ist weder der große Albertus, noch dieser Steinmetz Gerard gewesen, sondern ein ganz anderer. Weßhalb aber sein Name nicht auf uns gekommen, das ist eine mysteriöse Geschichte, die ich hier erzählen will, wie ich sie aus dem Munde des Volks aufgeschrieben gefunden habe.

Den ersten Plan, in der heiligen Stadt Köln am Rheine einen Bau zu beginnen, dessen Vollendung weit hinausrage über alle Werke der Vergangenheit aller Länder, faßte der heilige Erzbischof Engelbert von Berg; aber er ward verhindert, Hand daran zu legen, weil er jämmerlich ermordet wurde mit vielen Wunden, in einem Hohlweg bei Geoelsberg in der Mark, wo sein Vetter, ein westphälischer Ritter, mit seinen Spießgesellen ihm aufgelauert hatte. Vielleicht wollte auch der liebe Gott nicht, daß jener den Bau des Tempels beginne, denn der heilige Engelbert war ein sehr hochmüthiger Mann und brüstete sich in seiner Macht und Klugheit, als des ganzen deutschen Reiches Verweser und „Fürsteher." Als darauf Heinrich von Molenark, sein Nachfolger, ihn gerächt hatte, und dem nun der prachtliebende Conrad von Hochstädten in der Würde der Mitra und des Eduduts gefolgt war, da nahm dieser den Plan wieder auf, im Jahre des Heils 1248, in welchem eine Feuersbrunst die alte Domkirche zerstört hatte. Deßhalb ließ er einen jungen Meister, der sich schon

Digitized by Google

durch viele ansehnliche Bauten berühmt gemacht hatte und in der Stadt Köln wohnte, vor sich kommen und sagte ihm seine Gedanken, wie er einen Dom über alle Dome der Welt zu bauen vorhabe, und der Meister solle den Plan dazu entwerfen und die Arbeit daran unter seine Leitung nehmen.

Der Meister macht ein ernsthaft und bedächtig Gesicht, als er den Erzbischof so reden hörte, zog die Stirn in Falten und lüftete das Barett, welches er, wie es damals Sitte war, aus Ehrfurcht nicht abzulegen gewagt hatte, daß es ausſah, als ob ihm das Werk schier unbequem sey. Der Erzbischof Conrad von Hochstädten aber, der sinnend dagesessen hatte, den Arm auf die goldbefranzte Lehne seines Sessels stützend, lächelte darüber, ließ den großen Siegelring an seiner Hand von einem Zeigefinger auf den andern gleiten und freute sich, daß seine großen Gedanken es selbst dem berühmten Meister schwül gemacht hatten. — „Geht nur, Meister," sagte der Erzbischof, „Ihr werdet schon damit zu Stande kommen, wenn Ihr auch bescheidentlich Euch deß weigern möchtet; geht mit Gottes Hülfe, und wo Ihr nicht mehr auskukommen wißt, da erholt Euch Raths nur bei mir."

Der Meister ging langsamen Schrittes hinaus und durch die Gemächer des erzbischöflichen Hofes; als aber erst die frische Luft draußen ihn anwehte, da bob sich ihm, um sie in vollen Zügen einzusaugen, die gespannte Brust, sein Auge flammte, er warf das Barett in die Höhe und fing es wieder auf, gleich einem muthwilligen Schulbuben; die lärmende Gasse war ihm zu eng, er mußte hinaus, um für seine Freude das Weite zu gewinnen. Mit wiegenden Schritten, die kräftig, wie verachtend, das Pflaster trafen, kam er an das Thor, welches früher das Frankenthor; dort, wo jetzt noch zwei verstümmelte Steinbilder stehen, war damals eine Bank in der Stadtmauer angebracht, und darauf warf der Meister, als er hinausgekommen, Mantel und Wams, obwohl es Abend war und eine schneidende Luft vom Rhein her wehte. Er lief auf und ab, focht mit den Armen hin und her, wie einer, der seiner Lustigkeit kein Maß weiß, und rief: „Einen Dom über alle Dome der Welt! einen Namen über alle Namen der Erde!" Dann begann er mit der Spitze seines Stabs, an dem die Zölle und die Fuße verzeichnet standen in rheinländischem Maß, allerlei Linien in den Sand zu zeichnen und wieder zu verlöschen; dann wieder ging er mit langen Schritten auf und ab und rief: „Meister, Meister, wer wird dir gleich seyn auf Erden bei Enkel und Urenkel und fernem Geschlecht!"

Unterdeß ging der Mond auf und machte es hell wie am Tage. Der Meister setzte sich wieder auf die Bank; hinter ihm rispelte etwas, aber es war wohl nur der Wind, der durch die Gesträuche rieselte und wimmerte, die aus den Fugen der Stadtmauer aufgewachsen waren; sonst war Alles still um ihn, und die Fledermäuse kreiseten unhörbar um seinen Kopf; ein Nachtvogel stieg huschend aus dem Schilfe am Rheine auf und verlor sich im Schatten des Ufers. Der Meister machte Linien, krumme und grade; endlich war eine Zeichnung angedeutet, welche der groben Skizze eines Bauplans ähnlich sah. „So ist's gefunden!" rief der Meister freudig aus.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Naturforschers.

(Fortsetzung.)

Ein Abend bei Sir R. Peel.

Während der Versammlung der Naturforscher zu Birmingham wurden mehrere Mitglieder der Gesellschaft von Sir Robert Peel auf seinen Landsitz **Drayton manor** House, etwa fünfzehn Meilen von Birmingham, eingeladen. Ich hatte die unverdiente Ehre, unter die Geladenen zu gehören. Nach den Sektionssitzungen, das heißt zu sehr später Nachmittagsstunde, setzte sich die kleine, etwa aus zwölf Personen bestehende Gesellschaft in einen Wagen der Eisenbahn, welche nach Derby fährt, und obwohl dieser Weg zehn Meilen länger ist, als der auf der gewöhnlichen Landstraße, so brachte er uns doch am schnellsten zu unserm Ziele. Es war indessen schon vollkommen Nacht, als wir die Station von Tamworth erreichten, welche noch zwei Meilen vom Landgut Sir Roberts entlegen ist. Hier warteten unser bereits die eleganten Wagen des Baronets mit einer Anzahl glänzend gekleideter Bedienten, und nach kurzem Aufenthalt ging es mit der gelehrten Caravane in vollem Trabe Drayton Manor House zu. Um bald neun waren wir an unserm Bestimmungsorte angelangt; Sir R. Peel empfing uns unter der Thüre auf die freundlichste, zuvorkommendste Weise, und führte seine Gäste durch die geräumige, glänzend erleuchtete und mit den kostbarsten Teppichen belegte Halle, in welcher eine beträchtliche Zahl gepuderter, rothhackiger dienstbarer Geister in scharlachenen kurzen Beinkleidern und weiß seidenen Strümpfen in Reih und Glied aufgestellt waren.

Wie spät man auch sonst in England zu Mittag ißt, so war doch bereits die fashionable Stunde vorüber, und das Erste, was wir im Peelschen Hause zu thun hatten

Digitized by Google

war, Kohlenſtaub von Hand und Geſicht zu waſchen und in ein Gewand uns zu ſtecken, wie es für den Tiſch unſeres Wirthes paßte. Um neun Uhr ertönte vernehmbar genug das Zeichen zum Eſſen, und bald war die kleine Geſellſchaft in dem ſtattlichen Drawing Room verſammelt. Da unſer Wirth wohl vermuthen konnte, daß unſere Magen in einem ziemlich nüchternen Zuſtande ſich befanden, ſo hatte er dafür geſorgt, daß die frohe Botſchaft: „Dinner is ready," nicht lange auf ſich warten ließ. Dr. Buckland bot der liebenswürdigen, weltfeinen und immer noch ſchönen Wirthin den Arm, und wir nahmen bei Tiſche die Plätze ein, wie ſie der Zufall uns anwies. Wie ausgehungert wir durch langes Faſten auch immer ſeyn mochten, Sir Roberts Tafel bot dem unerſättlichſten Appetit völliges Genüge, und wenn uns an derſelben irgend etwas hätte in Verlegenheit bringen können, ſo wäre es die Wahl unter den uns gebotenen Leckerbiſſen geweſen. Es thut mir wirklich leid, meinen gaſtronomiſchen Leſern nicht ein vollſtändiges Verzeichniß aller der Delikateſſen mittheilen zu können, die in der reichlichſten Fülle aufgetafelt wurden.

Was die Tiſchunterhaltung betrifft, ſo war dieſelbe anfänglich nicht ſonderlich belebt; man mußte durchaus zunächſt die ungeſtümen Forderungen des Magens erfüllen, ehe man an das Reden denken konnte; denn wer vermag geiſtreich, wer unterhaltend zu ſeyn, der ſich von bitterem Hunger geplagt fühlt? und wir Alle, die wir von Morgens neun Uhr an nichts mehr über die Zunge gebracht hatten, mußten uns nothwendig in dieſem Falle befinden. Nachdem der erſte Angriff auf Beef, Venison, Grouse und andere guten Dinge mehr vorüber war, löſten ſich die Zungen, dachte man an die Weinflaſche, und von Rechts und von Links erhielt man Aufforderungen zum Trinken. Will you drink a glass of wine with me? Will you do me the honour of taking a glass of wine with me? May I have the pleasure to drink some wine with you? und wie die Variationen des gleichen Themas alle lauten mögen, hörte man oben und unten am Tiſche fragen, und hierauf natürlich immer eine bejahende Antwort erfolgen. Daß Sir Roberts Keller mit der Küche im beſten Einklange ſtand, brauche ich wohl kaum zu ſagen. Die feinſten ſpaniſchen, portugieſiſchen, italieniſchen Weine fehlten eben ſo wenig als die vortrefflichſten franzöſiſchen, und auch Deutſchlands beſtes Getränk, den edlen Johannisberger, vermißten wir nicht. Letzterer war ohne Zweifel aus der erſten Quelle, denn Sir Robert und der Beſitzer der Krone aller deutſchen Weinberge ſind gute Bekannte und alte Freunde, die einander gern eine Gefälligkeit erweiſen.

Die meiſten Feſtländer finden in der engliſchen Sitte, bei Tiſche keine Flaſche zu eigener Verfügung zu haben und immer nur auffordend oder aufgefordert zu trinken, eine Art von läſtiger Beſchränkung. Ich theile dieſe Anſicht nicht und halte den drittiſchen Gebrauch für ſocialer und weniger egoiſtiſch, als den unſrigen; denn jener gibt Anlaß zu geſelligen Aufmerkſamkeiten, welche dieſer ausſchließt. Da es die Sitte erfordert, daß der zum Trinken Aufgerufene die Weinſorte gerade ſo beſtimme, wie der zum Zweikampf Herausgeforderte die Waffe, ſo bekommt man während eines engliſchen Mittageſſens eine ziemlich große Anzahl verſchiedener Weine zu koſten. Portwein und Bordeaux, Madera und Champagner, Rheinwein und Conſtantia, alles wird untereinander hineingetrunken, verſteht ſich jedoch in anſtändiger Menge und nicht in Schoppengläſern. Es iſt überflüſſig zu erwähnen, daß die Damen bei Tiſche im Punkte des Trinkens nicht übergangen werden; man fordert ſie hiezu eben ſo gut als die Männer auf; es beſteht aber für jene natürlich nicht die Verbindlichkeit, das gefüllte Glas bis auf den Grund zu leeren. Wenn der Rand des Kelches an den zarten Mund geſetzt worden und dieſer einige Tropfen vom flüſſigen Inhalt genippt hat, ſo iſt die weibliche Trinkpflicht erfüllt, und es kann ſomit jede Dame ein Duzendmal und noch öfter die Herausforderung zum Weingenuß annehmen, ohne beſorgen zu müſſen, des Guten zu viel zu thun. Ueberhaupt ſind die engliſchen Frauenzimmer, was das Trinken betrifft, nicht ſo überprobe; ſie hegen die vernünftige Ueberzeugung, daß der liebe Gott den Wein eben ſo gut für die Weiber- als Männerwelt wachſen läßt, und ſtehen daher nicht an, ein Gläschen Port oder Claret auch öffentlich zu trinken. Manche ihrer Schweſtern auf dem Feſtlande ſetzen dagegen einen ganz beſondern Werth darein, in Geſellſchaft auch nicht einen Tropfen Weins über die Zunge gleiten zu laſſen, und wollen dafür angeſehen ſeyn, als empfänden ſie einen wahren Abſcheu vor dem herrlichen Nektar.

(Fortſetzung folgt.)

Korrelpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Schluß.)

Die Profeſſoren Chasles und Quinet. — Die Galerie.

Jetzt ſcheint es der Regierung Ernſt damit zu werden, das Studium des Deutſchen zu verbreiten; wenigſtens hat ſie ſo eben am Collège de France, an welchem vor einiger Zeit ein Lehrſtuhl für's Slaviſche errichtet worden war, einen andern für die Geſchichte der germaniſchen Literatur errichtet. Leider iſt der, welcher zuerſt zu dieſer Profeſſur ernannt, oder zu deſſen Gunſten vielleicht der Lehrſtuhl errichtet worden iſt, derſelbe Philarète Chasles, über welchen ſich vor einigen Jahren deutſche Blätter luſtig machten, weil er Jean Paul bei Hofe, à la cour, anſtatt in Hof zur Welt kommen

Digitized by Google

lich. Seit dieser Zeit hat er es aber vielleicht in der Kenntniß der germanischen Sprachen weiter gebracht. Dieser Lehrstuhl forderte sofort noch einen andern, nämlich für die romanischen Sprachen. Auch für diesen hat sich sogleich unter der Hand des Ministers ein Lehrer gefunden, Edgar Quinet, bekannter durch seine Gedichte, als durch seine Forschungen über altromanische Literatur; denn seine Redeit über die vier letzten Epopöen, welche er auf der hiesigen Bibliothek unter den Handschriften wollte entdeckt haben, obschon sie seit einem Jahrhunderte in den Katalogen verzeichnet stehen, und die alten mit dem Studium der mittelalterlichen Diplomatik sich Beschäftigenden längst bekannt sind, kamen doch wohl nicht in Betracht kommen. Aber Cyrables und Quinet wollten Professoren werden, und da hat man denn Lehrstühle für sie errichtet, auf welchen sie jetzt ihre Redekunst und Gelehrsamkeit an den Tag tegen können. Das Collége de France ist sicher eine vortreffliche Anstalt und man kann äußerst viel darin lernen; nur ist es Schade, daß für einige Fächer, besonders für orientalische Sprachen, sehr wenig Zuhörer da sind, und es muß der Nation sonderbar vorkommen, daß sie einen Lehrer mit 6000 Francs besolden muß, der nur einen oder zwei Schüler hat. Am nöthigsten ist jetzt das Arabische; man kann es in Algier praktisch brauchen, und es fehlt auch nicht an Gelegenheit, es zu sprechen; man sieht in Paris Leute genug mit Turbanen und Burnous umherwandeln, und kann sich mit eigenen Augen und Ohren überzeugen, wie die Araber, welche den Franzosen in der neuen Kolonie zu viel zu schaffen machen, aussehen und sprechen. Aus Egypten, Nubien, selbst Abyssinien sehlen die Muster hier auch nicht. — Mehrere Celebrite erhielten neulich sofgende Todtenanzeige: „Herr Jomard, Director der egyptischen Mission, hat die Ehre, Ihnen den Tod des jungen Duars Ebn Kilkedo, Zöglings der egyptischen Mission, gebürtig aus Sobitsche im Lande Limmon der südöstlichen Gallas, anzuzeigen, welcher am 5ten Juli, im 18ten Jahre seines Alters, zu Paris verblichen ist." Wahrscheinlich ist dies der erste Galla, dessen Tod den Parisern berichtet worden ist, und vielleicht ihnen die meisten Pariser zum erstenmale die Namen Sobitsche und Limmon. Schon früher sind einige junge Egypter in Jomards Anstalt gesworben; andere mögen sind mit Kenntnissen bereichert in ihr Vaterland zurückgekehrt und verbreiten jetzt längst des Nils die Wissenschaften, die sie hier studirt haben. Besonders geben Aerzte und Militärs ingenieurs aus der Pariser Anstalt hervor. Die Egypter fangen an, zu ärztlichen Rezepten anstatt zu Amuletten ihre Zuflucht zu nehmen, wenn sie krank sind. Leider ist die europäische Wissenschaft zuweilen ein wenig schwankend, und die Orientalen werden wohl thun, wenn sie sich nicht blindlings auf dieselbe stützen. Von diesem Schwanken bietet die Academie der Wissenschaften eben wieder ein auffallendes Beispiel. Vor 40 Jahren rühmte man außerordentlich die Entdeckung eines Verfahrens, um aus den Thierknochen die Gallerte zu ziehen, und wußte die Vortheile dieses neuen Nahrungsstoffes nicht hoch genug anzuschlagen. Apparate wurden dem versertigt. Arme auf Gallerte angewiesen; Bücher geschrieben, und Hospitäler und Armenhäuser mit Knochen versehen. Wenn Arme noch bettelten, so fragte man sie, warum sie sich nicht von Gallerte nähren, da doch d'Arcet und Cadet die Baar die nährende Kraft der Gallerte außer Zweifel gesetzt? Aus vier Ochsen, hieß es, könne man zeit fünf machen; d. h. durch das Ausziehen der Gallerte bekomme man von vier Ochsen so viel Nahrungsstoff, als sonst von fünfen. Die Deutschen übersetzten, wie gewöhnlich, alle über die Gallerte geschriebenen Bücher und fingen auch an, die Armen mit Knochenextrakt zu nähren. Die Armen fanden jedoch die Nahrung ödhaft schmeckend, durften es aber kaum gestehen, denn sie liefen Gefahr, als verwöhnte Menschen verspottet und verlassen zu werden. Andern kam der sogenannte Nahrungsstoff aber auch sehr wenig nährend vor, und sie fanden es zuletzt ganz begreiflich, warum die Armen, nachdem sie noch so viel Gallerte erhalten hatten, Fleisch und Brod begehrten und zuletzt gar keine Gallerte mehr ansehen, noch weniger kosten wollten. Die Gelehrten singen nun an, die Gallerte aufs Neue zu untersuchen. Die Experimente fielen nicht günstig aus; der Sohn des berühmten Experiteurs d'Arcet lobte aber immerfort die Gallerte und empfahl den Gebrauch derselben zur Nahrung der Menschen. Nun wurde die Regierung aufmerksam und verlangte von der Academie der Wissenschaften ein Gutachten. Diese überstrug bereits vor einigen Jahren die Sache einer Commission, wozu einige der besten Aerzte und Chemiker gehörten. Außer der Academie versuchten einige Aerzte die Wirkungen der Gallerte an sich selbst. Erst im vorigen Monate hat Magendie im Namen der Commission den längst erwarteten Bericht abgestattet, und da dieser das Resultat vieler und langer, gewissenhaft angestellter Experimente ist, so kann man demselben vollen Glauben beimessen. Wie gewöhnlich mußten Hunde zu den Versuchen dienen, und da manche dabei zu Grunde gegangen sind, so hat das Hundegeschlecht noch viel mehr Ursache als zuvor, auf Magendie böse zu seyn. Jener Bericht nun zerstört mit einem Schlage den usurpirten Ruf der Knochengallerte, und beweist, daß sie nur dazu dient, die armen Geschöpfe, welche darauf angewiesen sind, zum Grabe zu führen. Mit andern Elementen des thierischen Stoffs ist sie gut und dienlich, aber ohne dieselben wirkt sie keineswegs nährend. Es ist sonach zu sehen, daß d'Arcet seine liebe Gallerte in Schutz nehmen und sie gegen die Angriffe der Commission vertheidigen wird. Allein die im Keller des Collége de France bei der Gallertekost krepirten Hunde sind ein schlagender Beweis der Richtigkeit der Ansichten der Commission. Hoffentlich wird künftig die Menschenliebe den Armen etwas Besseres zur Nahrung reichen, als Knochengallerte. Das Verfahren der Commission macht der Academie Ehre; sie hätte nicht mit größerer Bedachtsamkeit zu Werke gehen können, und ich glaube, daß die Sache von nun an als entschieden zu betrachten ist. Wünschen hätte sie wohl daran gethan, die Daguerre'sche Erfindung eben so bedächtig zu untersuchen. — Die Kunsthändler in Paris haben sich der Daguerre'schen Bilder beinahe ganz entledigt und die Sache ist in die Hände der Optiker übergegangen. Es gibt viele solchente und mittelmäßige Darstellungen, und man sieht ein, daß nicht Jedermann im Stande ist, das Daguerreotyp mit Erfolg zu handhaben. Einige junge Leute, welche darin eine gewisse Uebung erlangt haben, leben von dieser Beschäftigung; seitdem man Mittel gefunden hat, die Operation sehr abzukürzen, werden Porträte für 15 Francs in 50—60 Sekunden gemacht. Bei den Optikern auf dem Quai des Ionelles, wo ihre Buden aneinander stehen, habe ich eine Menge solcher Porträts gesehen, aber bisher ist mir kein einziges schönes Gesicht vorgekommen. Hat sich bei den Optikern noch keine Schönheit eingefunden, oder ist das Verfahren nicht tauglich, um ein schönes Gesicht darzustellen? Ich will darüber nicht entscheiden; dem herrschenden Zweifel werden sich aber wenige schöne Personen entziehen, ihre Züge für die Übrigen dagerreotypiren zu lassen. Dy.

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 3. September 1841.

— De tot pulcris et latis orbibus et tam
Antiquis comeduni.
Juvenal.

Ein Abend bei Sir R. Peel.

(Fortsetzung.)

Es wird häufig der englischen Tischunterhaltung der Vorwurf gemacht, daß sie nicht sehr spirituell sey und sich fast zu ausschließlich auf das Geschäft beziehe, dem man eben obliegt. Hieran ist allerdings etwas Wahres; Bemerkungen über die Vortrefflichkeit des Bratens, die Zartheit des Geflügels ꝛc. und darauf sich stützende Einladungen und Aufforderungen zum Genusse der Leckerbissen hört man in der That häufiger, als bei irgend einem continentalen Gastmahle. Der Britte liebt es nicht, zur gleichen Zeit mit zu vielartigen Gegenständen sich zu beschäftigen, und er theilt daher mehr als wir Festländer mit dem hochweisen Judenkönig Salomo die Ansicht, daß Alles und namentlich auch das Essen seine Zeit habe. Ueber Aesthetik, Philosophie, Wissenschaft, Politik, und was sonst Gegenstände einer geistreichen Unterhaltung seyn mögen, zu reden, während er Beefsteak zerschneidet oder Hammelsbraten genießt, kommt ihm eben so unpassend vor, als es uns auffallend erschiene, wenn z. B. vom Publikum im Theater gegessen und getrunken würde.

Daß ein Mann wie Peel, von dem man sagt, daß er jährlich 50,000 Pfund Sterling zu verzehren habe, seine Gäste auf massivem Silber bedient, versteht sich von selbst. Auf Silbergeschirr wird überhaupt in England ungewöhnlich viel verwendet und als ungeheuer groß das Quantum dieses Metalls angegeben, welches unter dieser Form in Großbritannien aufgehäuft ist. Der Werth der Silbermasse, welche bei unserem Essen in der Gestalt von Löffeln, Tellern, Platten, Schüsseln, Deckeln ꝛc. zum Gebrauche kam, würde auf dem Festlande ein nicht unbedeutendes Vermögen ausmachen. Ein deutscher Fürst von kleinem Lande und großer Eitelkeit wollte einst durch sein zahlreiches Heer einen gekrönten Gast in Erstaunen setzen; er ließ zu diesem Behufe seine paar Hundert Mann Soldaten über einen engbegrenzten Platz marschiren, dieselben, so bald sie um eine Ecke gebogen hatten, schnell in andere Uniformen stecken und sofort wieder am alten Platze vorüberziehen. Auf ähnliche Weise wurde der Peelsche Silberservice nicht vermehrt; denn hohe Stöße des kostbaren Geschirres standen auf dem Side-board aufgethürmt, und es wurde von dort auf die Tafel gebracht, was das jeweilige Bedürfniß erforderte. Die Tischgesellschaft konnte sich somit durch den Augenschein überzeugen, daß sie nicht mehr als einmal mit der gleichen Geräthschaft bedient wurde, und daß man nicht reicher scheinen wollte, als man in der Wirklichkeit war.

Digitized by Google

Man erzählt ſich, daß, wenn der verſtorbene König der Juden und Seckelmeiſter mancher chriſtlichen Majeſtäten ſeinen Reichthum bei einem Gaſtmahle entfalten wollte, die abgetragenen ſilbernen Teller und Schüſſeln im Eſſaale auf einer anſichtigen Stelle aufgeſpeichert worden ſeyen, um ſeine Gäſte zu überzeugen, daß er nicht nöthig habe, jene reinigen zu laſſen. Das gewählte Mittel erreichte gewiß den beabſichtigten Zweck, allein, wie mir ſcheint, doch auf eine etwas zu ſtraftaktiſche Weiſe; denn der Anblick von benützten Tellern und Schüſſeln, ſelbſt wenn ſie aus Silber beſtehen, ſagt dem chriſtlichen Auge nicht ganz beſonders zu, und ſteht mit unſern Begriffen von Reinlichkeit und Anſtand nicht in völliger Uebereinſtimmung. Für die Augen der Mitglieder des auserwählten Volkes muß freilich das Anſchauen eines viele hundert Centner wiegenden Silberhaufens überaus erquicklich und entzückend ſeyn, ſelbſt wenn die glänzende Metallfläche durch Aergeres noch als Saucen matt gemacht ſeyn ſollte. Das Volk Gottes hat ſich übrigens von jeher durch ſeine Vorliebe zu den edeln Metallen ausgezeichnet, wie die alten Egyptier ſchon zu ihrem großen Nachtheil erfahren mußten. Es ſcheint überhaupt, daß die höchſte und letzte Aufgabe, welche dieſe beſondern Lieblinge der Gottheit in der Weltgeſchichte zu löſen habe, darin beſtehe, alles auf unſerem Planeten vorhandene Gold und Silber nach und nach in ihre Hände zu bekommen.

Sir Robert Peel iſt bekanntlich nicht bloß Tory, ſondern jetzt der erſte Führer ſeiner politiſchen Glaubensgenoſſen. Mit Ausnahme Dr. Bucklands waren indeſſen alle anweſenden engliſchen Gäſte entſchiedene Whigs, ein Umſtand, der gewiß erwähnenswerth iſt. Freilich wurden dieſelben nicht als Politiker, ſondern als wiſſenſchaftliche Notabilitäten zur Theilnahme an der Gaſtfreundſchaft Sir Roberts eingeladen; allein es ſetzt immer von Seiten dieſes Mannes eine wahrhaft liberale und über kleinliche Rückſichten erhabene Geſinnung voraus, die man leider nur zu ſelten bei uns antrifft. Wir ſind noch nicht recht daran gewöhnt, Grundſätze von Menſchen zu trennen, und allzu geneigt, denjenigen auch in ſittlicher Hinſicht niedrig zu ſtellen, der unſere politiſchen Anſichten nicht theilt. Ein Ariſtokrat, was iſt er in den Augen eines Freiſinnigen, als ein haſſenswürdiger Volksverächter und herzloſer Selbſtſüchtling? Und der Radikale, wie wird er in der Regel vom Konſervativen beurtheilt? Jener iſt ein gemeiner, eigennütziger Volksſchmeichler, ein ausgeſprochener Freund der Unordnung, ein abgeſagter Feind aller guten Sitte, ein ſchlechter Kerl mit einem Wort. Wie ſollte nun bei einer ſolchen gegenſeitigen Werthung irgend ein perſönlicher Verkehr zwiſchen ihnen möglich ſeyn? Vielleicht bringt die Zeit, die ſchon ſo ſtarke Gegenſätze ausgeglichen hat, auch in dieſer Beziehung Abhülfe und leitet Annäherung bei demjenigen ein, was ſich jetzt noch ſo entſchieden abſtößt. Freilich ſind unſere ſocialen Zuſtände zu beſchränkt, die Kreiſe unſerer politiſchen Thätigkeit zu eng gezogen, unſere öffentlichen Verhältniſſe von einer zu perſönlichen Beſchaffenheit, als daß man Grund hätte, zu hoffen, daß derartige Wünſche bald erfüllt werden. Indem ſind ächter Adel der Geſinnung, wahrhafte Freiſinnigkeit, vorurtheilsfreie Beurtheilung der Menſchen und unbefangene Würdigung der Beweggründe ihrer Handlungen überall höchſt ſeltene Erſcheinungen und von jeher dieſe Vorzüge nur von wenigen Einzelnen als die edelſten Privilegien beſeſſen worden. Die Mehrheit unſeres Geſchlechtes läßt ſich von augenblicklichen Eindrücken, von alten Gewohnheiten, von engherzigen Anſichten und von ſelbſtſüchtigen Beweggründen zum Urtheilen und zum Handeln beſtimmen; und ſo wird es in der Hauptſache bleiben bis an's Ende der Tage, welches auch der jeweilige geſellſchaftliche Zuſtand, die herrſchende Politik und die öffentlich bekannte Religion ſeyn mögen. Letztere übt ohnehin auf die Maſſe der Menſchen einen ziemlich geringen praktiſchen Einfluß aus, wie ſtark ſich deren kirchliche Geſinnungen auch in Worten und Andachtsübungen äußern ſollten; denn während die Grundſätze der Religion z. B. nicht nur Verträglichkeit mit Andersdenkenden, ſondern ſogar Feindesliebe einſchärfen, ſehen wir in der Wirklichkeit und der Regel nach gerade das entgegengeſetzte Benehmen von Hirten und Heerden beobachtet und chriſtliche Theorie und Praxis ſehr weit auseinander gehen.

Meinen Leſerinnen, die Hausfrauen ſind, wird es vielleicht nicht unlieb ſeyn, wenn ich ihnen auch einige Worte über den engliſchen Nachtiſch ſage. Meines Wiſſens enthält derſelbe weder Zuckerbackwerk, noch irgend andere künſtlich verfertigte Süßigkeiten; indeſſen wird die Abweſenheit dieſer deutſchen Delikateſſen reichlich erſetzt durch die herrlichſten und ſchönſten Früchte, friſche ſowohl als getrocknete. Auf Sir Roberts Tafel z. B. erſchienen neben den rieſenhaften portugieſiſchen Trauben die größten und ſaftigſten Ananaſe, die wohlſchmeckendſten Mandeln und rothen Haſelnüſſe; neben den ausgewählteſten Datteln, Feigen und Roſinen verſchiedene Sorten der delikateſſen Apfelſinen, und eben ſo wenig mangelte das feinſte Tafelobſt, wie es die ſo weit getriebene engliſche Gärtnerei nur immer hervorzubringen vermag. Ich kann verſichern, daß ſchon der bloße Anblick eines derartig zuſammengeſetzten Nachtiſches ein nicht geringes Vergnügen gewährt. Man denke ſich eine lange und ziemlich breite Mahagonitafel, deren ſchön bewaſerte Fläche wie ein Spiegel glänzt, mit einer großen Anzahl geſchmackvoll und künſtlich gearbeiteter, aus dem klarſten Kryſtallglas und Silber verfertigter Gefäße beſetzt, die mit den

Digitized by Google

erwähnten Früchten gefüllt und auf vollkommen ſymmetriſche Weiſe aufgeſtellt ſind, und man hat eine Vorſtellung von dem Ausſehen und der Beſchaffenheit eines guten engliſchen Nachtiſches. Man braucht eben kein Angloman zu ſeyn, um denſelben vortrefflich zu finden und darüber das beſte Zuckerwerk zu vergeſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Plan des Doms zu Köln.

(Fortſetzung.)

Da riſpelte wieder etwas und hüſtelte, und hinter ihm ſagte es leiſe: „Der Münſter zu Straßburg!“ Der Meiſter fuhr auf und ſah einen Menſchen neben ſich, der war eisgrau, ſo ſchlank gewachſen wie eine Tanne, aber gebückt und wie gebrochenen Leibes; und als er noch einmal ſagte: „Ihr habt den Plan zum Münſter in Straßburg gefunden,“ da ſah er jenen ſo boshaft lächelnd an, als ob er ihn ärgern wollte. Darob ward der Meiſter zornig, und weil er ſah, daß der Fremde in der That Recht habe, verlöſchte er den Plan wieder und zeichnete, raſcher als den erſten, einen neuen hin. — „Das iſt der Dom zu Speier,“ ſagte der Fremde, als jener fertig war.

Da begann der Meiſter in ſeinem Eifer zum drittenmale von Neuem, und als er wieder einen Riß zu Stande gebracht hatte, da ſprach der fremde Mann nur das Wort Rheims aus und lachte wie ein Spötter. Dem Meiſter waren die hellen Tropfen auf die Stirn gequollen. — „Beim Teufel!“ rief er, „wenn Ihr Alles beſſer wißt, ſo macht es einmal beſſer!“

Der fremde, eisgraue Mann, der ſchlank gewachſen war wie eine Tanne und doch gebrochenen Leibes, hüſtelte und bückte ſich noch tiefer zur Erde; ſo zeichnete er mit des Meiſters langem Stabe einen Bauriß in den Sand leichtfertig hin, als ob es ein Kinderſpiel wäre, aber voll ſo großartiger Gedanken und Schönheiten, daß der Meiſter ſich geſtehen mußte, er habe ſelber ſeinen Meiſter gefunden und wäre ſein Lebtag nicht auf ſo was Schönes gekommen. Als der Fremde ſeinen Riß fertig hatte, löſchte er ihn raſch wieder aus.

„Woher ſeyd Ihr?“ fragte der Meiſter. „Von nirgendher, doch überall,“ ſagte der Fremde, oder vielmehr ſagte es von ihm her, denn er dauchte ſeine Worte aus, ſeltſamlich, ohne daß ſeine Lippen ſich bewegten. Der Meiſter rückte etwas von ihm fort und zog ein ſtrotzendes Säcklein von weißem Gemſenleder aus der Taſche. — „Verkauft mir Euern Plan,“ ſagte er. — Da warf der eisgraue Mann eine Handvoll Goldgulden, als ob ſie ihm aus dem Aermel fielen, dem Meiſter vor die Füße und lachte und grinſete, als er ſprach: „Um den Preis nicht.“ — „Und wofür denn?“ — „Für deine Seele!“ ſagte der eisgraue Fremde, und ſein gebückter Leib richtete ſich auf, als er das ſagte, und wuchs in die Höhe und ward ſo groß, als könne er mit dem Kopf über die Mauer in die Stadt ſehen.

Der Meiſter ſtieß einen Schrei aus und ſchlug ein Kreuz: ob der Fremde davor verſchwunden, wußte er nicht, denn er ſank der Länge nach auf den Boden hin. Die kalte Nachtluft, die vom Rheine her wehte, hob und ſenkte die feuchten Stränge ſeiner Haare, die ihm wirr um die Stirne hingen; aber er fühlte es nicht, denn er lag bewußtlos im Mondſcheine da, der ihm ſo voll und hell auf dem Kopfe ſtand, als wollte er ſich bis in's Gehirn durchſaugen; daneben blinkte das Licht von den Goldſtücken zurück, die der Fremde aus dem Aermel geſchüttelt hatte, als ob Johanniswürmchen durch den Sand kröchen, in den die verlöſchten Bauriſſe gezeichnet worden waren.

Es war ſpät, als der Meiſter nach Hauſe kam; ſein Blut wurde wie von einem Fieber angepackt und durch die Adern gepeitſcht, daß er an Schlaf nicht denken mochte. Darum ſetzte er ſich an ſeinen Tiſch, den eine große geglättete Schiefertafel deckte, und begann mit dem Griffel zu linieren und zu zeichnen, um den Plan nachzumachen, den der Fremde in den Sand ſkizzirt hatte. Aber obwohl er eben noch gelaubt hatte, jede Linie brenne ihm im Gehirne nach, jetzt konnte er auf kein einziges der Verhältniſſe, auf keine der Längen- und Breitenabtheilungen wieder kommen; bald ward das Kreuzgewölbe zu weit geſpannt, bald zu ſchmal. Und nachdem er lange geſeſſen und ſich geplagt, lief er endlich, als es Morgen geworden, in die Kirche zu den heiligen Apoſteln, um ſein Morgengebet zu verrichten. Da fielen ihm, wenn er Paternoſter und Ave ſagen wollte, des eisgrauen Fremden Worte ein; ſo ging er wieder hinaus, nachdem er kaum durch zwei Geſetze des Roſenkranzes gekommen, und trieb ſich endlich wie ein geplagter Menſch im Freien umher, durch die ganze Gegend, Rhein auf und Rhein ab. Der Tag ſchwand dahin, eh' er es gedacht hatte, und war ihm doch lang geworden. Als nun der Abend gekommen, befand er ſich wieder in der Nähe der Stadt und ſah die Frankenpforte vor ſich. Der fremde Mann ſtand unfern derſelben an der Mauer und zeichnete in der Dämmerung mit einem Stabe auf den übergrünten Quadern, und wo der Stab herfuhr, da zitterte bläulich glimmend eine feurige Linie

Digitized by Google

nach. Der Meister mußte stehen bleiben und ihm über die Schulter sehen, wie die schlanken Gurken und Schwibbögen und die eingeblindeten Säulenbalme aufglühten und verdufteten. Der Eisgraue wandte sein Gesicht über die Schulter und sagte: „Wollt Ihr den Plan jetzt?“

Der Meister schwieg, faßte seinen Mantel an und wickelte die Arme darin, um sie dann auf der Brust zu verschränken. Es kam ihn ein Frösteln an, als er sah, wie der andere immer den Kopf über die Schulter drehte, gleich einer Ohreule, der ihr eine Feder aus dem Rücken rupft, und wie er, ohne hinzublicken, im Zeichnen fortfuhr, bis seine feurigen Linien zu einem herrlichen Portal zusammen liefen, das leuchtend auf den dunkeln Mauersteinen stand und dann wie ein Traum verschwunden war.

„Wollt Ihr den Plan jetzt?“ — „Ja!“ sagte der Meister und zitterte am ganzen Leibe. Der Eisgraue hüstelte, ließ seinen Stab fallen und riß ihm ein Haar aus seinem Bart. — „Morgen um Mitternacht!“ sagte er. Der Meister stand noch lange da, die Hand an's Kinn gelegt, nach dem er hastig gegriffen, und sah nichts mehr, als das graue Gemäuer, auf dem seine Blicke lagen, als ob für ihn was auf den Steinen zu lesen stände.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, August.

Das große Musikfest. — Eisenbahn. — Literatur.

Die hiesigen Verhältnisse sind seit längerer Zeit im Morgenblatte nicht besprochen worden. Dieß hatte seinen Grund in einer Reise, die wir unternommen, und auf der die sich steigernde Wanderlust uns weiter geführt, als wir Anfangs beabsichtigt. Selbst das große Musikfest versäumten wir leider. Es war eines der großartigsten Feste, die je gefeiert worden, und es dürfte schwer fallen, unser Hamburg darin zu übertreffen, ja nur zu erreichen, zumal nur wenige Städte eine gleich günstige Lokalität darbieten. Von dem Reichthume und der Gastfreundschaft seiner Bewohner wollen wir nicht reden, da beide weitbekannt sind. Wir dürfen hoffen, daß die geladenen Sang- und klangreichen Gäste mit den hier verlebten Tagen zufrieden seyn und das Andenken an dieselben mit Liebe in ihrem Gedächtnisse bewahren werden. — Als einen für die hiesige Bevölkerung ehrenden Zug glauben wir anführen zu müssen, daß die herrlichen Anlagen auf unserem Walle, trotz des ungeheuern Gedränges um die Festhalle und um das Alsterbassin, nicht im mindesten des schädigt worden sind. Wie fest man dem richtigen Sinne des hiesigen Publikums bei solchen Gelegenheiten vertraut, beweist am besten eine Tafel am Eingang unseres botanischen Gartens, der dem Publikum zum Spaziergange dient. Auf dieser wird nicht bei Strafe verboten, die darin enthaltenen Gewächse abzupflücken, sondern es wird darum gebeten, und man hört von keinen Uebertretungen, so sehr ist man gewohnt, daß, was der Stadt zur Zierde und Ehre gereicht, zu schonen und zu achten.

Jetzt, wo die von Hamburg nach dem, drei Stunden von hier gelegenen, hamburgisch-dänischen Städtchen Bergedorf führende Eisenbahn sich ihrer Vollendung nähert, scheint man wegen der Fortsetzung derselben einigermaßen in Sorge zu seyn. Erfolgte eine solche nicht, oder erfolate sie nicht bald, so würden in ersten Falle die auf das Unternehmen verwendeten bedeutenden Summen gänzlich, im letztern für längere Zeit die Zinsen des Kapitals verloren gehen, da Bergedorf ein so unbedeutendes Städtchen ist, daß eine bloß dahin führende Eisenbahn ein Unsinn wäre und zu den Schöppenstädtschen Spekulationen zu zählen seyn dürfte. Nun haben zwar der König von Preußen und der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die Erlaubniß zu einer Mecklenburg-Berliner Eisenbahn ertheilt, aber man macht natürlich im Hinsicht der Unterbringung der Aktien besonders an Hamburg bedeutende Ansprüche, da dieses, der schon begonnenen Bahn wegen und auch sonst, am nächsten dabei betheiligt ist. Es scheint aber die Neigung des Publikums, sich für dieses Unternehmen zu interessiren, nicht eben groß zu seyn, und man hat Mühe, die nöthigen Unterzeichnungen zu Stande zu bringen. Da sich ähnliche Hindernisse der projektirten Kiel-Altonaer Eisenbahn in den Weg stellten, ersann ein geistreicher und spekulativer Mann in Altona, Herr L. Carstens, ein Projekt zur Beseitigung derselben, das allgemeine Sensation erregte, und das ich gern mittheilen würde, wenn der Gegenstand diesen Blättern nicht gar zu fern läge.

Unter den hiesigen Literaten ist es jetzt sehr stille, und Einer derselben, der wenigstens jede Woche einmal in Sachen der Kunst und Literatur sehr laut seine Stimme erhob, ist, mit Hamlet zu reden, plötzlich ein „ganz stiller Mann“ geworden. Doktor Karl Reinhold, langjähriger Redakteur des politischen Theils unserer „gemeinnützigen Nachrichten,“ so wie des weit verbreiteten Volksblatts: „der Freischütz,“ ist mit Tod abgegangen. Letztere Wochenschrift, welche nicht nur in Hamburg, sondern auch im übrigen Deutschland stark gelesen wurde, zeichnete sich durch meistens sehr scharfe, gewöhnlich aber gerechte Kunstkritiken aus. Obgleich Doktor Reinhold sich nicht als Redakteur des „Freischützen“ nannte, sondern vielmehr Alles aufbot, sein Inkognito zu behaupten, so war es doch nur zu bald öffentliches Geheimniß, wer der Herausgeber des vielgefärbteten Blattes sey. Daß die gründhaltende kritische Strenge ihm manche Anfeindung zuzog, versteht sich von selbst; er war aber nicht der Mann, der sich einschüchtern ließ, und da er mit bedeutenden Kenntnissen, namentlich in der Musik, Literatur und dem Bühnenwesen, einen scharfen Verstand und eine seltene Gewandtheit der Feder vereinte, blieb der Sieg größtentheils sein. Jetzt, wo er nicht mehr ist, schweigt der Haß und es werden nur noch lobende Stimmen über ihn laut.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 4. September 1841.

Ton génie invincible éclate en chants funèbres;
Il triomphe, et ta voix, sur un mode infernal,
Chante l'hymne de gloire au sombre dieu du mal.
Mais que sert de lutter contre la destinée?

Lamartine,
à Byron.

An Lord Byron.

Nach Leſung ſeiner Stanzen auf dem Silberfuße eines als Becher gefaßten Schädels.

Von Thomas Moore.

Warum mit Silber faßteſt du ihn ein,
Einſt einer Seele kunt belebten Saal?
Betrachte' ihn jetzt! Ein bleich und morſch Gebein —
Du Fiedrer, ſprich, iſt dieß dein Feſtpokal?

Iſt dieß der Kelch, der dir den Balſam beut,
Den jeder lichtre neidiſch dir verſagt?
Iſt dieß die Schale der Vergeſſenheit,
Den Wurm ertödtend, der ohn' Ende nagt?

Der Lippe Weh', die dieſer Becher kühlt,
Der alles Andre matt iſt und vergällt,
Die aus dem Grabe den Pokal ſich ſtiehlt,
Den tiefer Züge einzig werth ſie hält!

Entkleid' ihn ſeiner Zierden denn; — zurück
Gib ihn der Gruft, die weiland ihn umſchloß;
Und in dem Kelche ſuche Fried' und Glück,
Dem ſel'gen Kelch, der nie vergebens floß!

F. Freiligrath.

Der Plan des Doms zu Köln.

(Fortſetzung.)

Als der Meiſter am andern Morgen in ſeiner Kammer erwachte, ſtanden die hellen Sonnenſtrahlen an der Wand über ſeinem Bette und der Dompfaffe ſchlug in ſeinem Käfig oben an der Fenſterbrüſtung, als ob er die Katze verſpottete, die in dem Armſeſſel auf des Meiſters Hauswams ſich geſetzt hatte und bald nach dem Vogel, bald blinzelnd in den Sonnenſtrahl blickte, der durch das Schlüſſelloch der Thüre gerade in ihr Geſicht fiel. Der Meiſter mußte lächeln, als er ſah, wie ſie ſich ärgerte, nun nieste, nun die Augen mit den Pfoten rieb, dann raſch nach einer ſummenden Fliege ſchnappte, die ihr um die Naſe ſtrich. Von der Straße her erſcholl das Raſſeln der Schiebkarren, das Geräuſch von Wagen und anderer Lärm; darüber hin tönten die hellen Morgenglocken von den Thürmen, und noch heller das Meißeln und Hauen von dem nahen Hausbau. Es war ein ſo ſchöner, heiterer Morgen aufgegangen, als ob es nie wieder Nacht werden ſollte. Der Meiſter ſprang frohen Muthes auf und warf den Fenſterflügel zurück, um die friſche Luft zu ſchöpfen; er freute ſich in ſeinem Stolze, als nun zuerſt der Bauplan ihm wieder in's Gedächtniß

Digitized by Google

kam, und blickte in der Richtung über die Dächer hin, wo sein riesenhaftes Werk bald die Stadt überragen sollte, mit kühngeschwungenen Bögen und Giebeln und Thürmen, ein achtes Wunder der Welt. Und wenn man die alten weisen Meister in deutscher und in heidnischer Kunst dann einst nennen würde, dachte er, dann würde man voll innerer Ehrfurcht sprechen: aber der weiseste und klügste und größte von ihnen allen war doch der Kölner Meister.

„Wo wollt Ihr hin, so früh, Mechtild?“ rief er zum Fenster hinaus. — Mechtild, seine Haushälterin, kam unten aus der Hausthüre und schritt auf die Straße, in ihrem schwarzen Regenmantel, wie sittsame alte Frauen ihn tragen, wenn sie morgens in der Frühe aus dem Hause gehen. Sie sagte: „Ich will in die Kirche zu den heiligen Aposteln und eine Messe lesen lassen für eine arme Seele.“ — Dem Meister zuckte es durch's Gesicht, er schlug heftig das Fenster zu und warf sich auf sein Lager wie ein Verzweifelnder.

Als die alte Mechtild aus der Kirche zurückkam und in ihres Herrn Kammer ging, um nach ihm zu sehen, weßhalb er nicht zum Imbiß heruntergekommen, fand sie ihn schluchzend und die Hände ringend auf seinem Bette liegen. Nun war Mechtild seine Wärterin gewesen von seiner Jugend auf, und als sein Vater, der weiland auch in den Baubütten gemeißelt, gestorben war, und seine Mutter, die sanfte Frau, auch ihre frommen Hände gefaltet und die Augen geschlossen, da hatte sie Elternstelle an ihm vertreten, und er hatte Niemand auf Erden, als die treue Mechtild. Darum, als sie nicht abließ, mitleidig und schüchtern zu ihn zu dringen, klagte er ihr sein Leid, und um welchen Preis allein er den Bauplan haben solle, den der Erzbischof von ihm verlange. Mechtild war sehr erschrocken darüber; aber obwohl sie ihr Lebenlang scheu und zaghaft gewesen und es kaum wagte, ihre trippelnden Schritte außerhalb ihres Hauses zu setzen, faßte sie sich bald wieder, nachdem sie das Zeichen des Kreuzes gemacht, und sagte: „Was ist denn das für Noth? Laßt den Erzbischof sehen, wie er den Plan beschafft, so Ihr ihn nicht zu machen wißt, und laßt das Bösen draußen am Frankenthor stehen.“ — „Alud ich soll zuziehen, wie ein Anderer in meiner eigenen Vaterstadt den neuen Dom baut, einen Dom über alle Dome, darin umschlossen ist alle Herrlichkeit der Welt? Nimmermehr!“ So sagte der Meister und ging hastig in der Kammer auf und ab.

Mechtild sank in einen Stuhl und folgte ihm mit den Blicken ihrer größer werdenden, vorquellenden Augen; sie war verwundert, denn aus dem Meister sprach etwas Fremdes, wovon Mechtild keine Ahnung hatte, und das ihr jetzt in halbem Verständniß aufging: es war Hochmuth in der Seele des Meisters. Sie dachte an die Stellen der Schrift, wo sie von der Hoffahrt des Menschen gelesen, und wie Holofernes und Belsazar dadurch ihr Ende gefunden. Und er, er sollte auch dadurch sein Ende finden? — Der Meister blieb vor ihr stehen und sah in ihr blasses Gesicht; ihre Lippen zuckten. „Betet Ihr, Mutter?“ — Sie fuhr mit dem dünnen, fleischlosen Händchen über die weiße Binde auf ihrer Stirn und über die bebenden Augenlieder; dann stand sie auf und ging hinaus, um nicht zu zeigen, wie sie so bitterlich weinen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend bei Sir R. Peel.

(Fortsetzung.)

Was ich weniger bewundere, als die englische Küche und den Nachtisch, das ist die Art und Weise, wie man nach vollbrachtem Essen sich Hände und Mund reinigt. Es wird jedem Gast eine blaue, wasserhaltende Glasschaale vorgesetzt, nebst einem viereckigen bunten Lappen, und mit diesem winzigen Apparat hat er an sich das erwähnte Reinigungswerk vorzunehmen. Angesichts Aller taucht er die Finger in das Gefäß, sie hierauf mit dem besagten Läppchen abreibend, füllt dann den Mund mit Wasser und spuckt dasselbe, nachdem es die im Munde hängen gebliebenen Speisereste in sich aufgenommen hat, in die schmalteblaue Glasglocke. Diese englische Sitte findet man jetzt auch auf dem Festlande eingeführt, und ob ich gleich derselben den Charakter der Vornehmheit nicht absprechen kann, so will es mir doch scheinen, als ob man den Insulanern bessere Dinge, als einen Gebrauch nachzuahmen vermöchte, in welchem Reinlichkeit und ihr Gegentheil so nahe beisammen liegen, daß es schwer ist, zu sagen, was von beiden am meisten vorwalte.

Bei englischen Essen habe ich mich immer auf den Zeitpunkt gefreut, wo die Damen den Tisch verlassen und die Männer sich selbst überlassen werden. Fern sey es von mir, hiemit zu erkennen geben zu wollen, daß weibliche Gegenwart mir überhaupt lästig und ich der Meinung sey, das schöne Geschlecht bilde ein unwesentliches oder gar überflüssiges Element einer gut zusammengesetzten Tischgesellschaft. Nein! die Grazien dürfen dabei nicht fehlen, und Niemand würde ihre Abwesenheit mehr beklagen, als meine Person. Haben aber einmal die Männer einige Stunden lang ihre Aufmerksamkeit den

Digitized by Google

Frauen erwiesen, mit ihnen zusammen gesessen, gesprochen und gegessen, dann ist eine temporäre Trennung für beide Theile gewiß höchst angenehm und wohlthätig. So lange die Geschlechter vereinigt sind, muß die Unterhaltung durchaus auf eine den Frauen zuständige Weise geführt werden, und deßhalb kann man hundert Gegenstände nicht zur Sprache bringen, die in getrennter Gesellschaft einer lebhaften und genußreichen Erörterung fähig sind. Politik, Wissenschaft, Geschäftsverhältnisse, selbst viele interessante sociale Dinge und Tagesereignisse dürfen die Männer vor Frauen nicht berühren, und diesen ist wiederum versagt, über viele Gegenstände in Männergegenwart sich zu äußern, die ganz speziell wichtig und interessant für die weibliche Welt sind. Die englische Sitte, die Geschlechter für einige Zeit zu sondern, sorgt also für die beiderseitigen Bedürfnisse und besteht keineswegs bloß zu Gunsten der Männer. Wenn ich daher vom englischen Tischgebrauche uns etwas zur Nachahmung empfehlen möchte, so wäre es nicht die Aufstellung der bewußten blauen Waschglocken, sondern der temporäre Rücktritt der Damen nach vollendetem Mahle. Ich muß indessen aus eigener Erfahrung bemerken, daß jetzt in manchen englischen Häusern eine Ausnahme von der Regel gemacht wird und Herren und Damen bis zur gänzlichen Trennung der Gesellschaft beisammen bleiben.

Es herrscht auf dem Festlande wohl noch mannigfach die Meinung, daß die Engländer ihr Alleinsein nach Tische vorzugsweise dazu benützen, um desto ungehinderter zechen und den Flaschen zusprechen zu können. Es ist allerdings wahr, daß in der Regel der Britte bei solchen Anlässen etwas mehr Wein zu sich nimmt, als etwa ein Italiener oder Franzose thun würde, Leute, die bekanntlich ihre besten Weine in einer Sündfluth von Wasser ersäufen und zu einem Dutzend an einer Flasche trinken. Allein hieraus folgt noch ganz und gar nicht die Sünde der Unmäßigkeit. Wie die brittische Natur zwanzig bis dreißig Gran Calomel ertragen kann, ja fordert, während ein Festländer an einer solchen Dosis sterben könnte, so hat jener auch eine stärkere Portion Traubensaftes nöthig, um nichts Weiterem als seinem Bedürfnisse zu genügen. Der Mangel an Sonne im nordischen Klima muß nothwendig durch ein kräftiges Erzeugniß südlichen Lichtes und südlicher Wärme ersetzt, müssen die etwas zähen Lebensgeister des Nebelländers durch das Belebendste, was die Pflanzennatur hervorbringt, in Zug und Fluß gebracht werden. Von Völlerei ist aber keine Rede, wenigstens bin ich nie Zeuge von einer solchen Ungebühr gewesen, und höchstens mag noch ein alter Fox-hunter und Country Squire von Fieldings Stempel nach Tische des Guten ein wenig zu viel thun.

Sind durch den Abgang der Damen die Reihen der Gesellschaft gelichtet, so fordert der Wirth die zurückbleibenden Männer zu engerem Anschließen auf; man rückt die Stühle näher zusammen und eine größere Vertraulichkeit macht sich sofort in der Unterhaltung geltend. Vor dem Wirthe sind etwa sechs große Caraffen, vom schönsten Krystallglase verfertigt und mit eingeschliffenen Stöpseln versehen, in Reihe und Glied aufgestellt. Jede der Flaschen trägt einen silbernen Schild, auf welchem der Name des stüssigen Inhalts geschrieben steht. Behufs der Verzierung, wie auch der Schonung der kostbaren Tafel ist überdieß jede Caraffe in ein silbernes, mit einer Sammtsohle versehenes Gehäuse eingesetzt, etwa ein Drittheil so hoch, als die Flasche selbst, und aus welchem diese herausgenommen wird, wenn man sich ihres Inhalts bedient. Help yourself, sagt der Wirth zu seinem Nachbar linker Hand, indem er ihm die Flaschendatterie zuschiebt. Dieser versorgt sich aus einer ihm beliebigen Flasche, übermacht hierauf die vorgesetzten Weine dem nächsten Tischgenossen, und auf diese Weise kreisen die Caraffen im geschlossenen Männerring herum. Diese Art zu trinken sagte mir immer sehr wohl zu, und man kann gewiß nicht leugnen, daß sie wenigstens eben so geselig ist, als die unsrige.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Dampfschiffahrt. — Kunstausstellung.

Unsere hiesige, vor mehreren Jahren mit den frohlichsten Hoffnungen begonnene Dampfschiffahrt auf dem Elbstrome erfreute nur allzubald, theils aus Mangel an hinreichender Bekanntschaft mit manchen zum Betriebe des Werkes erforderlichen praktischen Vortheilen, theils und hauptsächlich wegen des zu niedrigen Wasserstandes bei dem sehr stark versandeten Grunde des Flusses, der für so schwere Fahrzeuge kein Fortkommen gewährte. Mehrere Versuche, die Eigenschaften der Dampfboote den Eigenschaften der Elbe mehr anzupassen, gelangen nicht, so daß das ganze erfreuliche Unternehmen bereits in den letzten Zügen zu liegen schien. Um so erwünschter ist es nun, daß die rastlosen Bestrebungen der Direktion dem Werke eine ganz neue Seele eingehaucht haben. Unsere Dampfschiffe sind nunmehr so eingerichtet, daß sie, sogar bei ziemlich niederem Stande des Wassers, gut fortkommen, und auch der frühern Klage über Mangel an Sicherheit abgeholfen zu seyn scheint. Das eine dieser Schiffe macht alle Tage den Weg von hier nach Teischen in Böhmen, von wo es Abends nach acht Uhr wieder hier eintrifft. Obschon es an einem, unter dem Namen Bohemia in Böhmen erbauten Dampfschiffe einen tüchtigen Concurrenten erhalten hat, ist es mit Passagieren häufig beinahe überladen. Das war unter anderm am 18ten

Digitized by Google

vorigen Monats, dem Tage der Fall, wo ein ungeheurer Sturm in weitem Umkreis so manches Unheil anrichtete. Ich selbst bestieg gerade zur Zeit seiner stärksten Vehemenz zu Schandau das von Tetschen zurückgekehrte Dampfboot Prinz Albert, welches nur unter dem heftigsten Kampfe mit den hochaufschäumenden Wogen an das Ufer zu bringen gewesen war, und dann bald das behagliche Gefühl, in tiefer Ruhe die wildeste Empörung des brausenden Stroms sich an dem Fahrzeuge brechen zu sehen. Obschon das letztere bereits viel Menschen beherbergte, nahm es doch unterwegs auf der etwa vier Meilen langen Fahrt bis Dresden deren nahe an 200 mehr auf, und langte trotz des mächtigen Widerstandes, den der noch mehrermal neu ausbrechende Sturm leistete, nur etwa eine Viertelstunde später als sonst am gewöhnlichen Landungsplatze unter der Brühlischen Terrasse an. Die Bohemia, ebenfalls stark mit Menschen belegt, hatte unmittelbar zuvor dieselbe Bahn durchlaufen. Unterwegs trafen wir auf ein mit Steinen beladenes Schiff, welches in Folge des Sturmes untergegangen war.

Bietet auch das Verzeichniß der seit dem Tage jenes Sturmes auf der Brühlischen Terrasse ausgestellten Werke der Maler und Bildhauerkunst nicht mehr als 314 Nummern, so wird sich die diesmalige Ausstellung doch an innerem Werthe (auch abgesehen von manchem noch zu erwartenden schönen Beitrage) mit ihren besonders angezeigten Vorgängerinnen ohne Scheu zu messen vermögen. Schon ein, der Natur der Sache nach nur selten vorkommendes Uebergewicht der Skulpturarbeiten ist geeignet, ihr vorzügliche Aufmerksamkeit zu gewinnen. Das vom Bildhauer Hähnel ausgestellte Relief in Sandstein, zum Fries für das neue Schauspielhaus bestimmt, der Triumpfzug des Bacchus, der seinen Gefährten, den Herkules, im Wettertrunke überwunden, erscheint als ein Werk von großer Anziehung. Die dem Gotte der Traube umwundene Ohnmacht hat alles in erfreulicher Mannigfaltigkeit vor uns ausgebreitet. Leben mächtig ergriffen, vom Triumphator an bis hinab zu dem durch brennende Fackeln von der Traube, nach der ihn gelüstet, hinweg gescheuchten Tiger und den andern, welche den Wagen des Weingottes ziehen, in dem der trunkene Herkules seinen Rausch ausschlafen möchte. Auch Amor'n würde es mit all seiner göttlichen Stärke kaum gelingen, dem Mächtigen die über dem Trunke vergessene Keule nachzusenden, wenn nicht der Zauber des genossenen Weines seine kindlichen Glieder dazu besähige. Ariadne und Bacchus, beider Schönheit durch die in ihrem Innern lodernde Weinglut noch erhöht, auf dem Rücken jauchzender Centauren, und der päpstliche Silen, von seinem Esel getragen, nebst den ausgelassenen Bacchusprieserinnen und Satyrn — dies Alles bildet ein Ganzes voll des anziehendsten Taumels, von den vereinten Händen des Genius und des Anstandes in die sodne Region der Poesie gezogen. — Je mehr man besorgen muß, daß die ausschnitzte Hode, in welche diese wahrhaft jovialc Kunstschöpfung an Schauspielhause zu stehen kommt, den vollen Genuß ihrer Reize dem Auge erschweren wird, um so lieber schmeichelt man sich mit der Hoffnung, eine Kopie davon, ebenfalls in Stein ausgearbeitet, auch noch an irgend einem andern, dazu passenden Orte künftig aufgestellt zu sehen. — Nicht weit von dem Hähnelschen Werke stehen die herrlichen, ebenfalls für das Theatergebäude von unserm Professor Rietschel gefertigten, kolossalen Statuen Goethe's und Schiller's. Ihre große Natur, die ganze vom Künstler so sinnvoll wiedergegebene Persönlichkeit der beiden Dichter muß auf Jeden den tiefsten, erfreulichsten Eindruck machen.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, August.

(Schluß.)

Literatur. — Theater.

Doktor Gutzkow, der längere Zeit in Berlin war, wie man sagt, um seinen „Parkett" in Szene setzen zu sehen, ist zu uns zurückgekehrt und hat die Stränge seines „Telegraphen" wieder ergriffen, die er während seiner Abwesenheit den Händen eines gesinnungstüchtigen jungen Literaten, des Pseudonymen Alexanders von Sottwedel (der Advokat in Travemünde sein soll), anvertraut hatte. — Friedrich Clemens (Gerck) wohnet seine Thätigkeit sich einiger Zeit einem wirksamen Telegraphen, nämlich dem Altonaer, bei dem er eine Anstellung erhalten hat, und so haben wir in der letzten Zeit keine neue literarische Prosaikon von ihm. — Doktor C. G. Bärmann, dieser durch Kenntnisse, Fleiß und Gesinnung ausgezeichnete Literat, fährt fort, die Bühne mit ansprechenden Stücken zu bereichern. Dasselbe thut Doktor Karl Töpfer, der nebenbei seine „Thalia" fort redigirt, die, ihrem Titel entsprechend, zunächst den Theateraufgelegenheiten gewidmet ist. — Mehrere neu entstandene Zeitschriften sind bereits wieder eingegangen; andere tragen vielleicht schon den Keim des Todes in sich und stehen ihr Leben wohl nur noch von der Hoffnung des Verlegers, daß sie endlich doch Anerkennung beim Publikum finden werden. — Der „Hamburger Beobachter," ein mit großer Umsicht von Fr. Mencl redigirtes Volksblatt, hat dessen Papier, schärferen Druck und größeres Format erhalten, für welche weitere Verbesserungen man dem Redakteur, der zugleich Drucker und Verleger desselben ist, Dank wissen muß. Es ist überhaupt nicht zu verkennen, daß Herr Mencl rastlos bemüht ist, sein Blatt immer noch zu verbessern und somit den Ansprüchen der Zeit und der fortschreitenden Bildung Genüge zu leisten, was um so mehr anzuerkennen ist, da die äußern Verhältnisse des „Beobachters" sich selbst bei minderer geistiger Regsamkeit günstig stellen würden, indem ein Volksblatt der Art für eine große Stadt eine Nothwendigkeit ist. An eine gegensätzliche Concurrenz dürfte aber, bei dem Rufe und dem langen Bestehen des „Beobachters," wohl kaum zu denken sein. — Friedrich Hebbel, von dem wir Bedeutendes zu erwarten haben, scheint zu ruhen; außer der in diesen Blättern von ihm mitgetheilten Erzählung ist uns lange nichts von diesem Dichter zu Gesichte gekommen; selbst im Gutzkowschen „Telegraphen," für den er früher thätig war, erblicken wir, zu unserem Bedauern, seinen Namen nicht mehr. — Die von dem Buchhändler Behrensdorn und dem Buchverkäufer J. H. Meidau gemeinsam herausgegebene „Volksbibliothek" findet allgemeinen Beifall und, wie verlautet, auch zahlreiche Abnehmer, namentlich in Amerika. Sie erscheint in Heften alle 14 Tage und bringt durchaus keinen Nachdruck. — Ueber das Stadttheater können wir nicht berichten, da wir es seit dem Direktionswechsel nicht besucht haben. Das neu errichtete Theater in der Vorstadt St. Pauli, „Urania," soll unter der geschickten und umsichtigen Leitung des Direktors Schütze sehr gute Geschäfte machen. Es war jedenfalls eine glückliche Idee, in dieser großen Vorstadt und zwischen Hamburg und Altona ein Theater zu billigen Preisen zu errichten. — In Altona gibt jetzt eine dänische Schauspielertruppe in dänischer Sprache Vorstellungen, über deren Erfolg wir aber noch nichts in Erfahrung brachten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 6. September 1841.

Aus der heißen Liebe zur Heimath fließen unſere edelſten Tugenden wie unſere jämmerlichſten Schwächen.

Hippel.

Ein Abend bei Sir R. Peel.

(Fortſetzung)

Was die Weine betrifft, die man nach Tiſche genießt, ſo müſſen Portwein, Xeres und Bordeaux in erſter Linie aufgezählt werden; Champagner und Rheinweine kommen bei dieſem Anlaß nicht mehr zum Vorſchein. In der Regel ſpricht man dem Portwein am meiſten zu, und in der That eignet ſich derſelbe vor allen übrigen für das engliſche Klima und für die engliſche Koſt. Er iſt der kräftigſte aller bekannten Weine der Erde, da er nicht weniger als 25% Weingeiſt enthält, während die ſtärkſten franzöſiſchen etwa 18%, und die geiſtreichſten Rheinweine nur gegen 12 davon haben. Trotz ſeiner Stärke wirkt der Portwein, ſelbſt in einiger Quantität genoſſen, nicht heftig aufregend; er dringt nur eine äußerſt behagliche Wärme im ganzen Körper hervor, iſt wegen ſeiner Milde und Säureloſigkeit dem Magen ſehr zuträglich und ſcheint dem Verdauungswerk guten Vorſchub zu leiſten. Um jedoch in dem beliebten portugieſiſchen Getränk alle die guten Eigenſchaften zu entwickeln, deren es fähig iſt, muß daſſelbe nicht nur von Hauſe aus gut und acht bis zehn Jahre alt ſeyn, ſondern auch einige Male die Linie gekreuzt haben. Manches Faß des edlen Weines wandert daher zu Schiff nach Oſtindien und wieder zurück, bevor man ihn für würdig hält, auf den Tafeln der vornehmen und reichen Leute zu erſcheinen.

Unter den Gäſten befand ſich ein junger nordamerikaniſcher Naturforſcher, der ſich durch eine gewiſſe Redſeligkeit auszeichnete, ſich jedoch dieburch eher empfahl. Unſer junger Mann war eben erſt in England angekommen und ihm überhaupt noch das alte Europa friſche und jungfräuliche Erde. Die Tiſchgeſellſchaft, der Mehrzahl nach zuſammengeſetzt aus vielgereiſten Männern von reifem Alter, reicher Erfahrung und großer Menſchenkenntniß, lieh dem zungenfertigen Amerikaner auf einige Zeit gern ihr Ohr und hörte mit großer Gutmüthigkeit die Lobſprüche an, welche er in bedeutendem Maße ſeinem Vaterlande ſpendete. Nordamerika war das leibhafte Paradies auf Erden. Unſer Kollege ſprach unter anderm auch von einem in ſeiner Heimath vorkommenden Mineral und gab die Länge von deſſen Kryſtallen, ich weiß nicht zu wie viel Zollen an. „Auch bei uns findet ſich das gleiche Mineral," entgegnete ein bekannter engliſcher Geognoſt, „und zwar in einer Größe, die höchſtens anderthalb Zoll erreicht, und bis jetzt ſind meines Wiſſens nirgends größere Kryſtalle gefunden worden." — „Das mag ſeyn," gab der Amerikaner zur Antwort; „aber Sie müſſen bedenken, daß Amerika vielmal größer iſt, als England, ja als ganz Europa,

Digitized by Google

und daher iſt es kein Wunder, wenn dort gewiſſe Mineralien einen größern Umfang haben, als bei Ihnen." Dieſer Grund war natürlich ſo ſchlagend, daß keine Einwendung dagegen gemacht werden konnte; hätte aber der transatlantiſche Gelehrte im Augenblick, wo er dieſes ſiegreiche Argument vorbrachte, einen Blick auf die Geſichter ſeiner Zuhörer geworfen, ſo würde er auf denſelben vielleicht einen Zug bemerkt haben, den er, ſelbſt bei ſehr oberflächlichen phyſiognomiſchen Kenntniſſen und noch ſo großer Eigenliebe, kaum zu ſeinen Gunſten hätte auslegen können. — Zu welchen Albernheiten doch bisweilen ein zu eifriger Patriotismus verleiten, wie ſtark er das Urtheil verblenden, wie kleinlich und lächerlich derſelbe oft ſonſt verſtändige und einſichtige Menſchen machen kann! Die Bemerkung gilt nicht nur von den Amerikanern, welche allerdings in dietem Punkte ſich ſtarke Blößen geben; ſie trifft alle Menſchen, denn mehr oder weniger theilt dieſe Schwachheit Jeder, welchem Volke er auch angehören mag. — Nichts iſt freilich ſchwieriger, als über nationale oder auch nur über örtliche Vorurtheile ſich zu erheben, des Einfluſſes der Jugendeindrücke und der nächſten Umgebung ſich zu erwehren und einen Blick zu gewinnen, der die eignen und fremden Verhältniſſe ſo anſieht, wie ſie in der Wirklichkeit ſind. In der uns anerzogenen und angebornen engherzigen Parteilichkeit und Befangenheit des Urtheils liegt auch die eigentliche Quelle des Philiſterthums und der Spießbürgerei, der Urſprung desjenigen Lokalgeiſtes, der nichts Höheres als ſein eigenes Schneckenhaus kennt, der den Wiener ſagen läßt: „'s gibt nur ein' Kaiſerſtadt, 's gibt nur ein Wien," und welches Schreiber dieſer Linien in ſeiner Jugend mit dorfſtremden Knaben in einen Fauſtkampf führte, weil beide Theile den höchſten Kirchthum in ihrem Orte haben wollten.

Die Mitternachtsſtunde hatte ſchon längſt geſchlagen, als wir, auf die Nachricht hin, daß der Thee bereit ſtehe, uns vom Tiſche erhoben, um das erquickende Getränk in der benachbarten Halle einzunehmen. — Die Frühe oder Spate der Tagesſtunde beraubte uns des Vergnügens, die Damen des Hauſes beim Thee zu ſehen. Die ſtattlich hohe, ſchön gewölbte und an den Eſſaal ſtoßende Halle diente uns als Unterhaltungsſaal, und wahrend wir den köſtlichſten Mokka oder den duftigſten Hayſon ſchlürften, betrachteten wir die ſchönen Kunſtſchatze, welche Peel an dieſem Orte aufgeſtellt hat. Vor allen herrlichen Dingen zog eine von Chantry verfertigte Marmorbüſte Walter Scotts meine Aufmerkſamkeit auf ſich, und ich konnte des Anblicks dieſes vortrefflichen Kunſtwerkes nicht ſatt werden. Nach dem Urtheile derer, welche das Glück hatten, den unnachahmlichen Schotten perſönlich zu kennen, iſt das fragliche Bild ohne allen Vergleich nicht nur das ähnlichſte, das wir von ihm beſitzen, ſondern es gibt uns auch die ganze geiſtige und liebenswürdige Perſönlichkeit des großen Schriftſtellers in ſo weit wieder, als dieſelbe in Geſichtszügen ſich ausdrücken konnte und in Stein ſich darſtellen ließ. Man glaubt jeden Augenblick, es müßten die gutmüthig ſchlauen Lippen zum Sprechen ſich öffnen und die ausdrucksvollen Geſichtszüge in das lebhafteſte Spiel gerathen. Sir Robert erzählte mir die Umſtände, unter welchen ſein Freund Scott ohne ſein Vorwiſſen dem erſten der jetzigen Bildhauer Großbritanniens geſeſſen habe. Während eines Beſuchs, den der ſchottiſche Baronet in England machte, wurde derſelbe zu Chantry in London eingeladen, bei dem er einen kleinen Kreis von Freunden traf. Ohne irgend eine Abſicht durchblicken zu laſſen, wurde von den Anweſenden das Geſpräch auf Gegenſtände gelenkt, von denen man wußte, daß ſie vor allen andern geeignet waren, das Intereſſe des Barden auf das Lebhafteſte in Anſpruch zu nehmen und die zarteſten und eigenthümlichſten Saiten ſeines Gemüthes in Schwingung zu verſetzen. Scott ging in die ihm ſo fein gelegte Falle; des Dichters Mund wurde immer beredter, ſein Auge belebter, die übrige Geſellſchaft ſchweigſamer; es ließen ſich nur ſelten noch einzelne, die Steigerung des bereits angefachten poetiſchen Feuers bezweckende Worte vernehmen; aber auch dieſe verhallten endlich ganz, und über Walter Scott kam eine jener Begeiſterungen, deren allein künſtleriſche Gemüther fähig ſind, und in denen die ganze ſchöpferiſche Kraft ihres Genies zur Thätigkeit kommt und die feinſten Eigenthümlichkeiten ihrer geiſtigen Natur ſich entfalten. Chantry, vor dem unmittelbaren Blicke ſeines erlauchten Gaſtes hinreichend geſchützt, ſäumte nicht, dieſe günſtigen Momente für ſeinen künſtleriſchen Zweck zu benützen und die Züge Walter Scotts in dem Augenblicke feſt zu faſſen, wo ſie die edelſten Seiten ſeiner gemüthlichen und geiſtigen Perſönlichkeit ausdrückten.

(Fortſetzung folgt.)

Der Plan des Doms zu Köln.

(Fortſetzung.)

Nach einer Stunde kam Mechtild wieder; ſie war, um ſich Raths zu erholen, zu einem frommen Manne, ihrem Beichtvater, gegangen, und brachte nun viel tröſtliche Worte heim, und was noch tröſtlicher war, ein ſilbernes Kruzifix, darin verborgen ein Stücklein von dem wahren Kreuzesholze ſich befand, an welchem Gott

Digitized by Google

der Herr für uns ſündige Menſchen geblutet hat. Darauf baute Mechtild ihre Hoffnung und verlangte von dem Meiſter, daß er zu beichten gehe und das Sakrament des Abendmahls ſich reichen laſſe. Der Meiſter that, wie ſie ihm anlag, und ward darnach um Vieles ruhiger.

Als aber der Tag verſtoß und die Sonne zu Rüſte ging, da begannen die Stunden wieder ſchwer auf ihm zu liegen; er rannte bald verſtört umher, bald ſaß er in ſeiner Kammer, ſtumm und freudlos, wie ein trauriger Menſch, ein dürrer Strauch, der keine Blüthen hat. Endlich kam es um die Mitternacht. Mechtild ſtand aus der Ecke, wo ſie gekniet hatte, auf, bückelte ihren Rosenkranz an den Gürtel und ſteckte das ſilberne Kruzifix ihrem Herrn in die Bruſttaſche ſeines Wamſes. Dann tunkte ſie die Hand in das kleine Becken unter dem Marienbilde an der Wand, das voll geweihten Waſſers war, und machte ein Kreuz auf des Meiſters Stirn, ein's auf ſeinen Mund und ein's auf ſeine Bruſt. Und nachdem er ſo feſtgemacht war, begannen die Thurmuhren zu ſchlagen, daß es heiſer und ſchaurig durch die Nacht klang; das Herz blieb der armen Mechtild ſtille ſtehen, als ſie den erſten Ton vernahm; der Meiſter ſtand lauſchend vorgebeugt und zählte, ſeinen Mantel zum Umſchlagen erhoben in der Hand haltend. „Zehn — Elf" — ſagte er leiſe — ein Hund fing in der Ferne laut zu heulen an. — „Beſtie!" ſagte er; „habt Ihr den zwölften Schlag gehört, Mechtild?" — „Was mag der Hund ſo heulen? iſt's nicht, als käm's vom Frankenthore her? ja, gewiß iſt's Mitternacht," flüſterte Mechtild und ſchauderte zuſammen.

Der Meiſter ſchlug den Mantel um und ſchritt auf die Thüre zu; Mechtild leuchtete ihm mit der Lampe die Stiege hinunter. Das Flämmchen erlöſchte, als die Hausthür unten geöffnet wurde und der Wind, der durch die Straße zog, in den Thorweg hereinbrach; aber der Mond ſtand hell genug oben am Himmel und drang in jede Fuge zwiſchen den Pflaſterſteinen auf dem Boden; ſo konnte Mechtild ſehen, wie leichenblaß der Meiſter war, als er nun über die Schwelle trat.

„Meiſter, haltet Gott vor Augen! Ihr geht einen ſauern Gang," ſagte ſie. — „Ihr habt ihn mir leichter gemacht, Mechtild, und ich wollte, Ihr wäret jetzt ruhiger und ginget in's Haus zurück; es iſt hier zugig unter'm Thorweg." Der Meiſter wollte die Worte freundlich ausſprechen, aber ſie klangen ihm ſelber wunderlich hohl, ganz als wenn ein Fremder ſie ausgeſprochen hätte. — „Wie mir der Wind die Stimme bricht," ſagte er. — „O, Herr, das iſt nicht der Wind, was Euch die Stimme bricht," verſetzte Mechtild, indem ſie die Lampe aus ihren Händen fallen ließ und dieſe flehentlich gegen den Meiſter aufhob. „O, Herr, bleibt, bleibt! Um Jeſu Chriſti Leibes und Blutes willen, geht nicht!" — Der Meiſter aber wandte ſich um und ſchritt raſch die todtenſtille Straße hinab.

Als der Baumeiſter dem Frankenthor nahe kam, fiel ihm ein, daß er ja jetzt um die Mitternacht nicht werde hinaus können; denn das Thor wurde geſchloſſen und der Wärtel, der drüber im Thurme wohnte, hatte längſt ſeine Lampe ausgelöſcht. Nichts deſtoweniger ſchritt er für's erſte weiter. Er ſah von weitem, wie die dicken Schatten des niedergelaſſenen Fallgitters in langen Ranken auf der Seitenmauer des Thorgewölbes ſtanden. Aber als er unter dem Gewölbe an die Stelle kam, wo das Gitter hangen mußte, konnte er von dieſem nichts wahrnehmen, obwohl die Schatten ſeitwärts auf der Mauer ſtanden. Alſo mußte doch der Mond das Gitter ſehen, nur er ſah es nicht. Das war wohl ſeltſam zu nennen, aber der Meiſter mochte jetzt nicht darüber nachdenken und ſchritt alſo ohne Hinderniß zum Thore hinaus, auf die Stelle zu, wo damals die Bank in der Mauer ſich befand, und jetzt noch die verſtümmelten Steingeſtalten ſtehen.

Der Fremde ſaß auf der Bank und beugte ſich in den Schatten zurück; nur auf der Vorderſeite ſeiner hohen Kappe von ſchwarzem Leder ſtand ein glimmender Mondſtrahl, daß der Meiſter ihn erkannte. Er blieb eine Weile ſtehen, und obwohl ſeine Bruſt wie in einen ſpaniſchen Stiefel geſchnürt war vor Beklommenheit, ſo wandelte ihn doch faſt die Neugier an, zu wiſſen, was jener dort, der Eisgraue, der ſchlank gewachſen war wie eine Tanne und doch gebrochenen Leibes, jetzt wohl ſchaffen und ſinnen möge mit ſeinen Gedanken, wie er ſo mutterſeelen allein daſitze an der alten Stadtmauer und in der ſtillen Nacht, durch welche die ſcharfe Luft vom Rheine her wehte und der Mond ſeine falben Lichter ſpielen ließ. Dann ſchritt er herzhaft auf ihn zu.

Der Eisgraue nickte mit dem Kopf, als er den Meiſter ſah, und rückte auf der Bank, um ihn neben ſich ſitzen zu laſſen. — „Gebt mir den Bauplan," ſagte der Meiſter. — „So ſetzt Euch nur erſt und beſchaut den ſaubern Riß, Meiſterlein. Sie brauchen Euch nicht die Augen auszuſtechen, wenn Ihr den ausgeführt habt, wie es andern Meiſtern ergangen iſt; Ihr baut doch keinen zweiten Dom wieder, wie dieſen da!" — Als der Fremde ſo ſprach, rollte er ein großes Pergament auf, darauf der ganze Plan ſtand, ſauber und fleißig abgezirkelt, mit Aufriß und Durchſchnitt, das Portal, welches am vorigen Abend mit feurigen Linien auf der Mauer geſtanden hatte, herrlich und leuchtend daneben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung. — Eisenbahn.

Das diesjährige Uebergewicht der Bildnaarrei gegen den Standpunkt, auf den die Umstände sie gewöhnlich bei den hiesigen Ausstellungen beschränken, gewinnt noch weit größere Bedeutung, wenn man die imposantesten Meisterwerke sogar rechnet, welche Professor Rietschel eine geraume Zeit lang in seiner Werkstätte den Kunstfreunden ausstellte, und die nun, ihrer Bestimmung gemäß, nächstens dem Giebelfelde des neuen Schauspielhauses zum würdigsten Schmucke gereichen werden. Besondere Erwähnung verdient auch eine von Rom hierher gesendete Psyche, in carrarischen Marmor gearbeitet von Wolf von Hoyer. Die mancherlei übrigen, im Katalog mit aufgeführten Skulpturarbeiten sind indess sammt noch nicht angelangt. — Wie der hiesige Kunstverein durch seine Ankäufe von Gemälden einen recht werthvollen Beitrag zur jährlichen Ausstellung zu liefern pflegt, so ist solches auch diesmal geschehen. Ein großes Oelgemälde von Haag, Christus mit den Jüngern auf dem stürmischen Meere, hat vielfaches Verdienst, wie die Darstellung der Rettung aus einem Schiffbruch, von Jordan in Düsseldorf, und Macbeth und die Hexen, von Rolle. Hegewiet unter den gefangenen Juden zu Babylon, von Peschel, ist ein ausgezeichnetes Bild des Meisters, der besonders durch mehrere Gemälde nach Dichtungen von Goethe sich einen ehrenvollen Ruf gegründet hat. Zwei davon, von Professor A. Krüger in Kupfer gestochen, nach dem „Sänger" und „Geisterzug", gedrehen durch die glückliche Auffassung zu den erfreulichen Werken dieser Ausstellung. Im Ganzen ist an historischen Gemälden ziemlicher Mangel. Um so freundlicher begrüßt man das Oelgemälde von Professor F. Hartmann, den traurigen Anzug der Einwohner von Rusiels im Jahr 565. Leider hat eine langwierige Krankheit den hoffnungsvollen Künstler gehindert, die letzte Hand an dieses gehaltvolle Werk zu legen. Ein großes Jagdstück von Resch erregt Aufmerksamkeit durch die Sorgfalt, mit welcher der Künstler die Abwechslung der zahlreichen Theilnehmer und Jäger wiedergegeben getrachtet hat. Dem Professor Begas von Berlin gelingt es, Herz und Seele der Kunstliebenden durch zwei Oelgemälde auf sehr verschiedene Weise anzuregen. Das eine ist ein a la prima gemaltes, geistvolles Bildniß des ehrwürdigen Thorwaldsen, das andere die Darstellung dreier im Schatten einer alten Eiche gelagerten jungen Mädchen. Wenn der sinnige Ernst in den freundlichen Zügen des hochgefeierten Greises unserm Gefühle recht wohl thut, so weiß sich das letztern das zweite Tableau nicht minder der angenehm zu bemächtigen. Schon Baum und Landschaft hat des Künstlers Pinsel auf das Anmuthigste hingezaubert; und nun vollends die drei lieblichen Grazien! Es lacht aus ihnen zugleich eine Unschuld und eine Schalkhaftigkeit, die in so innigem Vereine, wie hier, ganz unwiderstehlich wirken. Eben das, daß sie keineswegs griechische, sondern ganz unser rer Zeit entsprossene Wesen sind, bringt sie unsern Gefühlen näher. — Ein Künstler aus Osnabrück, Namens Brockhoff, hat die Ausstellung mit einer ganzen Reihe, zum Theil recht gefälliger Darstellungen sehr mannigfacher Art ausgestattet. — Sie kann sich auch mehrerer wahrhafter Meisterwerke im Fache der Porträts rühmen, wohin namentlich das erwähnte Bildniß Thorwaldsens, eines vom Direktor Schadow in Düsseldorf, eines von Professor von Vogel, eines von Professor Arnold, zwei von W. Paul und eines von F. Schadow gehören. Letztere beide sind aus dem Atelier unseres Professors Bendemann. — Das Land der Euromen und Goldorangen versinnlichen uns recht deutlich mehrere reizende Tableaux, z. B. von Baumann, Goldstein und Hangh. In Landschaften findet überhaupt eine recht erfreuliche Concurrenz statt. Die Namen Erola, Kummer, Carus, L. Richter bürgen für den Gehalt der Leistungen. Zur Staffage seiner sodann ältern Landschaft wählte der letztere Genovefa und Schmerzensreich. Ausgezeichnet großartig ist das Oelgemälde Cuarda riega, ein Paß von Uspallata in Chile, nach der Natur von Krause, mit den vom Sonnenschimmer rothglänzenden Schneegipfeln der Berge. Hammers Ansichten von Dresden, nach der Natur in Aquarell, erfreuen durch glückliche Wahl, wie durch zweckmäßige Ausführung. Auf der einen begrüßt uns bereits das neue Schauspielhaus. — Von Genredildern ist diesmal weniger da, als gewöhnlich. Auch ist an Kopien nach Werken der hiesigen Gemäldegalerie kein Ueberfluß. Eine der saft unverwüstlichen, Lioares Wiener Cyotolabendchen, ist jedoch wieder ein paarmal, in Pastell und Oel, vorhanden. — Um seinem neuesten Kunstwerke, der in Kupfer gestochenen Madonna von Holbein, nach dem berühmten hiesigen Galeriegemälde, die höchste Vollendung des Drucks zu verschaffen, begab sich Professor Steinla damit nach Darmstadt. Während eines ortsmonatlichen Aufenthalts daselbst erfolgte dort der Druck gleichsam unter seinen Augen. Die von ihm darauf verwendete Sorgfaltszeit hat der Erfolg reichlich belohnt. Das den unvergleichlichen Charakter des alten Bildes in seiner ganzen Wärme und Reinheit wiedergebende Blatt, die Kraft und Zartheit der Ausführung macht hier und überall unter den Freunden der Kunst die freudigste Sensation.

Nach öffentlichen Nachrichten hat die Leipzig-Dresdener Eisenbahn im laufenden Jahr weit mehr eingetragen als im vorigen Jahr, und es wird in einem Aufsatze der Leipziger Zeitung vom 21ten dieses Monats darauf hingewiesen, daß das überaus günstige Ergebniß den Betheiligten des Bauunternehmens nicht nur eine sichere, sondern auch eine steigende Rente biete. Um so mehr hofft man, daß die vor einiger Zeit stattgefundene Erhöhung der Fahrpreise von keiner Dauer sein werde. Sie betreffet Viele, da sie die erste Wagenklasse im vorigen Preise ließ, während die von den Minderwohlhabenden und Armen benutzten Wagen der zweiten und dritten Klasse der Preiserhöhung allein unterlagen, und man solche durch die nur billige, ja nothwendige Verbesserung der früher sehr unvollkommen eingerichteten zweiten und dritten Wagen keineswegs für hinreichend motivirt hielt. Allgemein anerkannt ist ja schon, daß gerade die möglichste Herabsetzung der Fahrpreise auf Eisenbahnen dem Interesse der Unternehmer weit angemessener ist, als eine willkürliche Erhöhung derselben. Wenn die, nach der Beilage zur Augsburger allgemeinen Zeitung vom 14ten Juli d. J. in Belgien zum Versuch geschehene Herabsetzung der Eisenbahnpreise für jetzt noch kein günstiges Resultat bereits geführt hat, so liegt die Ursache vermuthlich darin, daß, dem Vernehmen nach, die vorigen Fahrpreise von Anfang an schon ungemein niedrig gesetzt waren. Uebrigens frägt es sich immer noch, ob selbst in Belgien, bei längerer Dauer der jetzigen Preisherabsetzung nicht sogar diese die Zwecke der Unternehmer befördern wird.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 7. September 1841.

And such is human life, the general theme.
We faint on, on, we faulter — and 'tis o'er!
Rogers.

Ye are not miss'd, fair flowers.

Von Felicia Hemans.

Man mißt euch nicht, ihr schönen Blumen, sprießend,
Wo Quell und Grotte ruh'n im Dämmerlicht;
Dort fällt der Thau, ein Mährchenland begießend,
Die Blätter tanzen — man vermißt euch nicht!

Noch spielt dein Schimmer auf des Waldsee's Stelle,
O Lilie! die dein Perlenkelch geziert;
Ihr schönstes Kind betrauert nicht die Welle,
Die Winde flüstern kalt und ungerührt.

Und, Hyacinthe! fern jetzt zieh'n die Bienen,
Die deiner Glocken Zittern oft geküßt;
Ihr Blumen all', ihr duftet im Grünen
Zu Aller Lust — und dennoch unvermißt!

Ihr, die ihr wuchst, Duft zu leih'n den Winden,
Und Fröhlichkeit der Sonne goldnem Licht:
Vermißt man so — weh' mir, müßt' ich's verkünden! —
Die Menschenblumen auch der Erde nicht?

F. Freiligrath.

Der Plan des Doms zu Köln.

(Schluß.)

Der Meister griff mit krampfhafter Hast darnach, obwohl jener es willig fahren ließ, und steckte es in seine Brusttasche. — Der Andere zog noch ein Pergament, kleiner als das vorige, aus seinem Aermel hervor; auch standen nur zwei Zeilen darauf geschrieben; aber als es aufgerollt wurde, glühten die Schriftzeichen und bläuliche Funken sprühten wie knisternd darüber her. — „Da ist noch solch eine kleine Bulla, oder wenn du lieber willst, ein Breve, Meisterchen, das du unterschreiben mußt mit einem Tröpflein deines rothen Blutes.“ So sprach er und suchte nach einer Feder in seinem Aermel, der eng um den Arm lag wie anderer Menschen Gewand, aber weit wurde wie ein Sack, sobald seine Hand hineinfuhr. Unterdeß sprach er: „Du hättest auch selber eine Feder und ein Lanzet mitbringen können, Söhnchen; für Alles muß ich sorgen, daß ich meine liebe Noth habe. Unnütze Gänge, Müh über Müh, wie die saubere Arbeit da, und Plackereien mit euern trübseligen, jämmerlichen Wünschen und Kindereien. Und was bekomm' ich am Ende dafür? eine arme Seele. O Meisterlein, du weißt nicht, was das für ein jämmerlich Ding ist, eine arme

Digitized by Google

Seele. Es iſt ein zerfetzter Lumpen, zerrieben und zerknittert, ein Neſt für allerlei hüpfend und kriechend Ungeziefer, Ränke, Tücke, Falſchheiten und ſchmutzige Gedanken, Liſten, Pfiffe und Kniffe. Daran dab' ich denn zu brennen die liebe Zeit, um ſie rein zu bekommen; ich bin der geſchlagenſte Wanzenvertilger der Erde, und ihr mögt mich wohl einen dummen Teufel nennen. Sieh, Söhnchen, du machſt da einen ſchönen Kauf; du kannſt ſelber ſehen, daß der Bauplan das ſchönſte Ding iſt, was je ein Meiſter auf Erden erſonnen hat; wer aber bürgt mir, daß an deiner Seele was gelegen? Das iſt eine Katze im Sack, ein Balken, den ich auf dem Stamme kaufe, und der innerlich wurmſtichig ſeyn kann; wer bürgt dafür, daß ich ſie nicht nach deiner ſeligen Urſtand ohnedin von ſelber bekommen? Wer denn ſchützt euch davor? Der Alte? der iſt in den Wochen geſtorben, nachdem er euch zur Welt gebracht, und ihr ruft ihn an, wie Kinder, die nach ihrer todten Großmutter ſchreien."

Nachdem der Teufel alſo liſtig geſprochen, ſchier wie ein ſchacherender Jude, der die Waare ſchlecht macht, die er einhandelt, ſtreckte er die Finger nach dem Arm des Meiſters aus. — Da zog der Meiſter die Hand aus ſeinem Wamſe und hielt das ſilberne Kruzifix ihm vor und rief, ſo laut er konnte, um ſeine Angſt aus der Bruſt fortzuſchreien: „Weiche von hinnen, Satanas! im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes!" — „Verfluchte Pfaffenkröte!" ſchrie der Teufel und prallte zurück und ward wieder ſo hoch, als ob er über die Mauer in die Stadt ſehen könnte. Die Kappe von ſchwarzem Leder glitt von ſeinem Kopfe über den emporſträubenden Haaren, und dieſe ſtanden aufrecht in ganzen Strängen wie gewundene Schlangen. Er fuhr mit ſeiner Fauſt dem Meiſter nach der Bruſt, als ob er ihm das Pergament wieder entreißen wollte; der aber hielt die Reliquie ihm vor, und als ſie des Teufels Hand berührte, zuckten die Finger zurück und der Böſe ſtieß einen Schrei aus wie ein heulender Hund, der einen Spuck ſieht. — „So halte den Plan!" ſchrie der Teufel; „aber weil er dennoch mein iſt, ſo will ich ihn verſtuchen, daß er nie ſoll zu Stande kommen, und dein Werk ſoll nie vollendet werden, und dein Name wird vergeſſen werden, ſobald deine Seele aus deinem Leibe geſchieden iſt!"

Nach dieſen Worten hörte und ſah der Meiſter nichts mehr vom Böſen; aber zu ſeinen Füßen gähnte ein jäher Riß in der Erde auf, der ſich nach wenigen Augenblicken wieder ſchloß und aus dem der Wind ihm einen dichten Qualm und Dunſt in's Geſicht trieb, daß er bald betäubt zurückſchwankte.

Bald in Freude über den gewonnenen Sieg, bald in Trauer über des Böſen Fluch, ging der Meiſter wieder heim. Und weil er in ſeinem Hochmuth ſich deßhalb grämte und ſeines Ruhmes gedachte, der nicht auf die Nachwelt kommen ſollte, ſtatt ſogleich auf ſeine Kniee zu fallen und dem lieben Gott für ſeinen wunderbaren Beiſtand zu danken, ließ dieſer des Teufels Wort in Erfüllung gehen: der Dom zu Köln blieb unvollendet, wie der Thurm, den ſie in Babylon zu bauen begannen; des Meiſters Name aber iſt uns unbekannt geblieben bis auf dieſe Stunde; er ſoll ſich ſo gegrämt haben über ſein und ſeines Werkes Geſchick, daß er eines Morgens todt in ſeinem Bette gefunden ward.

Levin Schücking.

Ein Abend bei Sir R. Peel.

(Fortſetzung.)

Um zwei Uhr Morgens trennte ſich die Geſellſchaft und überließ ſich der ihr ſo nothwendig gewordenen Ruhe. Unſer Wirth hatte die große Zuvorkommenheit, einige ſeiner Gäſte, und namentlich auch mich, in die Schlafzimmer zu führen und diejenigen Anweiſungen zu geben, welche dem zum erſtenmale in einem Hauſe Schlafenden nöthig ſind. Ich habe in meinem Leben ſchon allerlei Lagerſtätten, gute und ſchlechte, weiche und harte zu benützen gehabt; eine luxuriöſere und ſo mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten ausgerüſtete war mir indeſſen noch nie zu Theil geworden, als die, welche ich im Peelſchen Hauſe fand. Meinen etwaigen weiblichen Leſern zu lieb, welche für häusliche Einrichtungen ſich intereſſiren, will ich es verſuchen, mein Schlafzimmer flüchtig zu beſchreiben.

Um mit dem Hauptmöbel einer Schlafſtube zu beginnen, ſo hatte daſſelbe die gewöhnlichen rieſenhaften Dimenſionen engliſcher Betten, das heißt, bot Raums genug, um drei erwachſene Perſonen in ſich aufnehmen zu können, und um dem darin Schlafenden jede nur wünſchbare Lage zu geſtatten. Das Kopfkiſſen war drittiſchem Gebrauch gemäß etwas niedrig; die Hauptdecke beſtand aus dem feinſten Wollenzeug, ſo weiß wie der Schnee; das Linnen hatte zur ausgeſuchteſten Leibwäſche dienen können; die Matratzen waren von vollendeter Güte und Elaſtizität; die Umhänge ſchienen mir Leinwand vom feinſten Faden zu ſeyn und boten dem Auge die buntеſten Farben und Zeichnungen der wunderlichſten Art. Mehrere ſich kreuzende foſſibare Teppiche bedeckten den Boden, und vor der Bettſtelle ſtand eine kleine Treppe, deren Tritte auf das Weichſte gepolſtert und mit rothem Sammt überzogen waren, welche Vorrichtung die Beſtimmung zu haben ſcheint, das Beſteigen

Digitized by Google

des etwas hohen Lagers möglichst mühelos und bequem zu machen. Das Gestelle des Waschtisches war aus dem schönsten Holze und die darauf liegende Platte aus untadelhaftem carrarischen Marmor verfertigt. Mehrere in dieselbe eingelegte Becken von verschiedener Größe und dem ausgesuchtesten Steinzeuge dienten zur Reinigung des Gesichtes und der Hände, und ein rieselndes, wannenartiges Porzellangefäß, neben dem Waschtisch aufgestellt, war offenbar zum Baden der Füße bestimmt. Ein ganzer Haufen der schönsten damastenen Tücher lag zur Verfügung des Gastes, und wenigstens ein halbes Dutzend der feinsten Seifenarten, in hübschen Steinguthüchsen eingeschlossen, fand sich auf der Marmorplatte dem Gebrauche freigegeben. Für die bequeme Abnahme des Bartes war gleichfalls auf das Beste gesorgt, und nicht weniger Vorsorge für die Befriedigung der Bedürfnisse desjenigen getroffen, der zu seiner Toilette wohlriechender Wasser bedarf; eine Reihe krystallheller, geschliffener Flaschen enthielt köstliches Kölner Wasser, Rosenessenz und ähnliche Flüssigkeiten mehr. Noch fanden sich manche andere Dinge vor, welche wesentliche Bestandtheile einer wohleingerichteten englischen Schlafstube seyn dürften, deren eigentliche Bestimmung aber auch nur zu errathen meinem Scharfsinn unmöglich war, geschweige daß ich gewußt hätte, irgend welchen Gebrauch davon zu machen.

Sie haben es weit gebracht, die reichen Insulaner, in der Kunst, es sich in dieser Welt behaglich zu machen und sich Genüsse zu verschaffen, welche die allerraffinirteste Bequemlichkeitsliebe nur immer verlangen kann. Ob sie deßhalb glücklicher sind, als wir in unsern beschränkteren Verhältnissen, will ich dahin gestellt seyn lassen; gewiß ist jedenfalls, daß die Summe genossenen Glückes nicht von der Größe materiellen Besitzes abhängt, noch von dem Grade der Leichtigkeit, mit dem wir unsere Wünsche befriedigen können.

Wir ließen uns schon mit Tagesanbruch wecken, um vor unserer Abreise noch einen Gang in den Park zu machen und die Schönheiten des Wohnhauses unseres Wirthes zu besichtigen. Daß letzteres nicht klein seyn kann, geht schon aus dem Umstande hervor, daß eine testamentarische Verfügung des Vaters von Sir Robert hundert tausend Pfund Sterling für den Aufbau desselben festsetzte, eine Summe, mit der selbst in dem theuern England, wo man übrigens kaum kostspieliger als in manchen Theilen des Festlandes baut, viel auszurichten ist. Der Styl, in welchem der Landsitz aufgeführt ist, erinnert an den Baugeschmack des Zeitalters der Königin Elisabeth und wird, wenn ich mich nicht irre, im Englischen mit dem Worte „castellated“ bezeichnet. Der Park ist sehr ausgedehnt und trägt ganz den Charakter großer englischer Gartenanlagen; wenn demselben noch etwas zu wünschen wäre, so möchte es eine größere Zahl hundertjähriger Eichen und Linden seyn, diese eben so schönen als charakteristischen Merkmale alter Familiensitze.

Bereits um sieben Uhr Morgens fand sich die gelehrte Gesellschaft beim Frühstück versammelt, und obgleich diese Stunde ganz ungewöhnlich früh für dieses Geschäft war, so hatte Sir Robert doch die große Artigkeit, und dabei Gesellschaft zu leisten. Gegen acht saßen wir in den Equipagen unseres gastfreundlichen Wirthes, eine Viertelstunde später in den Wagen der Derbyeisenbahn, und um zehn Uhr stand ich schon auf der Rednerbühne in Birmingham, um der chemischen Section der brittischen naturforschenden Gesellschaft mein Bischen Weisheit zum Besten zu geben. Man lebt rasch auf brittischem Boden und weiß, wie nirgends in der Welt, von Zeit und Raum Gebrauch zu machen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Konkurs für Napoleons Denkmal. — Geistesexercitiengresse.

Für das Gradmal Napoleons ist jetzt ein Konkurs eröffnet, nachdem zwei oder drei vom Bildhauer Marochetti eingereichte Entwürfe verworfen worden sind. Einen Konkurs hatten die Tagesblätter gleich Anfangs dringend verlangt, und auch ein Pariser Kunstverein hatte in einer Bittschrift an den Minister des Innern den Wunsch ausgesprochen, alle Künstler möchten zu Einwerfung von Planen aufgefordert werden. Der Minister hatte taube Ohren für dieses ziemlich allgemeines Wunsch, so lange es möglich war, Marochetti zu halten. Erst als man die Plane dieses fremden Künstlers nicht annehmlich fand und der Minister das Bedürfniß fühlte, von den gesetzgebenden Kammern eine größere Summe zur Bestreitung der Kosten zu fordern, gab er nach, mit dem Versprechen, demjenigen die Errichtung des Grabmals zu übergeben, dessen Plan von einer Jury würde vorzugsweise werden. Die verlangte halbe Million wurde bewilligt und der Konkurs eröffnet. Dabei wurde aber gar kein Programm ausgegeben, so daß nicht einmal die Oertlichkeit angegeben ist, wo das Denkmal errichtet werden soll. Die Künstler haben die Wahl, ob sie das Monument in eine unterirdische Gruft unter der Invalidenkirche, oder in eine Kapelle jener Kirche (im welchem Falle das Grabmal sich an die Wand lehnen muß), oder frei in die Mitte der schönen Rotunde unter der Kuppel besagter Kirche stellen wollen. Die Künstler thunen also ihrem Genius folgen. Diese Freiheit in der Wahl des Orts hat nicht den Beifall aller Künstler, wenigstens ist darüber manches Mißvergnügen in Tageblättern ausgesprochen worden. Man meint, damit falle die gemeinsame Grundlage weg, nach welcher die Jury ihre Urtheil bilden könnte. Andere aber erblicken darin von Seiten der Regierung eine der Kunst gebrachte Huldigung; sie gebe dadurch

Digitized by Google

zu erkennen, daß die Künstler besser als Beamte ein Denkmal mit der Oertlichkeit in Einklang zu bringen wissen. Beklagen sich die Künstler nicht zuweilen, daß sie durch die Oertlichkeit beschränkt, daß dadurch ihr Genius gelähmt worden sey? Jetzt sagt die Regierung zu den Künstlern: Wählt selbst, ihr Herrn, und setzt euer Denkmal dahin, wo es euch am passendsten scheint. Eine Menge Künstler haben bereits Projekte eingereicht, und wahrscheinlich werden noch viele eingehen, da der Termin bis zum 1ten October verlängert worden ist.

Schon seit einigen Jahren finden bekanntlich in Frankreich Zusammenkünfte der Gelehrten, nach Art der deutschen Versammlungen der Naturforscher, statt. Diese Zusammenkünfte scheinen den Pariser Gelehrten nicht wichtig genug, daß sie sich die Mühe geben möchten, denselben beizuwohnen. Aber für die Provinzialgelehrten und Provinzialstädte sind dieselben etwas Neues und Merkwürdiges, und bisher sind sie ziemlich fleißig besucht worden; auch sieht man aus den gedruckten Verhandlungen dieser sogenannten Gelehrtenkongresse, daß mitunter sehr nützliche Dinge vorgebracht und wichtige Fragen erörtert worden. Dieses Jahr im Septembre soll der Kongreß zu Lyon gehalten werden. Da Lyon als die zweite Stadt im Königreiche betrachtet wird, so wollte sich dieselbe der Ehre, welche ihr die Gelehrten erweisen, würdig zeigen. Der Stadtrath hat daher die Summe von 12,000 Francs zur Bestreitung der Kosten ausgesetzt. Die Stadt Lyon will den Gelehrten zeigen, daß sie nicht bloß eine Fabrikstadt ist, sondern auch Wissenschaft und Kunst zu schätzen weiß. Sie will Lustfahrten, Konzerte u. dgl. vers anstalten; der Kongreß soll mit einer musikalischen Messe eröffnet werden, und der Erzbischof, der Präfekt und der Maire sind zu Ehrenvorständen ernannt worden. Eine Kommission von mehr als hundert Mitgliedern soll die Sache leiten und hat sich in mehrere Sektionen getheilt, worunter eine sich comité des fêtes nennt. Es fehlt mehr nicht mehr als Bälle, um den Gelehrtenkongreß auf die Linie der diplomatischen Kongresse zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, August.

(Schluß.)

Theater. — Vogelwiese.

Mit Ankunft der Signora Ungher und des Signor Moriani sind wieder am hiesigen Bühnenhimmel zwei herrliche Wandelsterne aufgegangen. Schon ihr erstes gemeinschaftliches Auftreten in Donizettis Lucrezia Borgia erregte allgemeinen Enthusiasmus, der sich in den folgenden Darstellungen noch erhöhte. Besonders nahmen ihre großartigen Leistungen in der Oper: Lucia di Lammermoor von Donizetti für die beiden Virtuosen ein, so daß der große Zudrang noch bei der dritten Vorstellung dieser Oper militärische Maßregeln nothwendig machte. Zwischen den Abenden dieser Gesangesfeste gaben seither auch andere fremde Künstler, wie die Schauspieler Podte und Häfer, von den Theatern zu Hannover und Oldenburg, Gastvorstellungen. Ferner debütirte der Schauspieler Heufer als Gaston im Mann mit der eisernen Maske. — Das Geschlecht der fremden Dekamatoren ist verschollen; an ihrer Stelle findet sich desto häufiger ein vom Reize der Neuheit auch nicht mehr sonderlich unterstützter, in den sogenannten „Naturjängern" aus den Gebirgsgegenden Europa's ein. Die bekannten französischen Bergsänger trieben vor einiger Zeit auch hier ihre große mühtige Handthierung, für die arme Heimath einzusammeln. So eben lassen wieder Naturjänger aus Tyrol ihre Stimmen vernehmen.

Der hiesige Bogenschützenverein, aus dem Kerne der angesehensten Stadtbürger und Gewerbsleute emporsprossen, feiert schon mehrere Jahrhunderte ein Jedermann zugängliches, öffentliches Fest. Seit undenklicher Zeit immer mehr zur allgemeinen Volksfestpartei geworden, hatte sich dasselbe auf einem unweit der Brühlschen Terrasse, aber außerhalb der Stadt und Vorstadt in der Nähe des Elbstroms gelegenen, großen Rasenplatze fixirt, der deshalb auch die Vogelwiese getheilen wurde. Ein auf himmelhoher Stange des festigter hölzerner Riesenvogel ist der Hauptpunkt, um den sich die Bestrebungen der Bogenschützen eine ganze Woche hindurch, zum Theil mit einem Ernste bewegen, welcher oft den zahlreichen Zuschauern zu besonderer Heiterkeit Anlaß gibt. Auf zwei kleineren Stangen befinden sich ebenfalls hölzerne Vögel, zu deren Abschießung sich Privatgesellschaften zu zu bilden pflegen. Dieser Mittelpunkt von spaßhaftem Ernst oder ernstem Spaße ist von einer aus Buden und Zelten bestehenden Sommerstadt umringt. Muth, Lust und Jubel, in tausenderlei Formen ausgeprägt, quillen daraus allenthalben hervor und zahllose Menschen aller Klassen und Alter flutten dazwischen durcheinander. Aber den mit jedem Jahre vermehrten Zelten und Buden mag wohl zuletzt die Wiese zu klein geworden seyn; im jetzigen Jahre ist das Fest auf benachbarte Felder verlegt worden, und wirklich bietet der neue Platz einen größern Raum dar; gleichwohl wollte er am ersten Sonntagsabend kaum ausreichen. Unter allen, welche die sacra fames auri oder vielmehr argenti zu Endlosigkeiten auf der neuen Vogelwiese veranlaßt hatte, macht vielleicht ein Ringelrennen mit Wagen, denen der Eisenbahn genau nachgebildet und mit Locomotiv versehen, welches auf das Zeichen einer ganz so heillos gellenden Pfeife, wie sie der Eisenbahn, in Bewegung gesetzt wird, als Novität die besten Geschäfte. — Durch den immer mit Regen drohenden und die Drohung nicht selten auf das heftigste erfüllenden Himmel ist den in größter Menge anwesenden Durchreisenden manche hübsche Landpartie vereitelt worden. Namentlich haben die Touren nach der sogenannten sächsischen Schweiz sehr gelitten. Besonders wird in Schandau, dem Mittelpunkte für diese Partien, sehr darüber gekeuzt. Den vor wenigen Jahren noch durch seine eisenhaltigen Bäder, wie durch die ungemeine Anmuth seines heilgrünen Thales während des Sommers recht beliebten Ort habe ich im vorigen, die Brunnenorte in der Regel am meisten verdürrenden Monat ganz öde gefunden. Und doch gibt es neuerlich der guten Gasthöfe, deren Mangel sonst zuweilen beklagt wurde, in Schandau nunmehr eher zu viel, als zu wenig. Vielleicht gelingt es dem in diesem Jahre begonnenen Aufschwunge der Dampfschiffahrt auf dem Elbstrome, ein neues Leben auch für das idyllische Schandauer Thal herbei zu führen, zumal wenn der jetzige Anschein eines herannahenden beständigeren Wetters nicht trügen sollte. Auch für die grobentheils recht schön gebiegenen Felsgebäude könnte ein längerer Unbestand desselben recht nachtheilig werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 8. September 1841.

Sieh Cintra's Eden, wie es herrlich lacht:
Azurglanz auf den stillen Tiefen mild,
Der grüne Hag goldfarbig überspannt,
Der Waldstrom rauschend in den Abgrund wild.
Byron.

Das Fest der Nossa Senhora da Pena auf der königlichen Felsenburg Pena bei Cintra.

Der Sagen von wunderthätigen Bildern der Mutter Gottes, welche auf unzugänglichen Felsspitzen, in Höhlen, ja in hohlen Bäumen gefunden worden, sind in Portugal unzählige. Sie reichen zum Theil in's graue Alterthum hinauf, aber auch in den neuesten Zeiten, bis zum Jahr 1823, kommen sie noch vor; jetzt möchte es indessen damit vorüber seyn. Im besagten Jahre, wo die ketzerischen Constitutionsgedanken der Macht der Geistlichkeit den Untergang drohten, fand man bei dem Dorfe Carnachide ein Bild der Nossa Senhora, aus Thon geformt, in einer Kalksteinhöhle, zu deren Entdeckung ein von der Dorfjugend verfolgtes Kaninchen Veranlassung gab; die Jungen erweiterten das Loch, in welches das Thier geschlüpft war, fanden eine Höhle und in ihr das Bild, bei welchem gar kein Zweifel obwaltete, daß es durch ein Wunder dieher versetzt worden. Der Dorfgeistliche schlug sogleich Lärm, am meisten aber war, wie Ungläubige behaupten wollen, ein pfiffiger Weinschenke dabei interessirt, der durch die künftigen Wallfahrer an den heiligen Ort sich einen guten Abgang seines sauren Rebensaftes versprach. Wunder über Wunder geschahen sofort in der Höhle, Lahme wurden gehend, Blinde sehend, unfruchtbare Weiber bekamen Kinder. Man opferte reichlich der Nossa Senhora, die Höhle wurde ausgeschmückt, und Tausende fanden sich ein im Glauben an die Wunderkraft, andere Tausende aus Neugierde und zum Zeitvertreib. Der Wirth schenkte ein Quartilho nach dem andern den Gläubigen wie den Ungläubigen ein, bis seine Fässer leer waren. Der in Angst vor der Zukunft lebenden Geistlichkeit kam diese Erscheinung in der bedrohlichen Zeit wie vom Himmel gesandt; sie unterließ nichts, um das Volk in seinem Glauben zu stärken, so daß die Nossa Senhora, der man den Beinamen da rocha, oder auch do buraco (vom Felsenloch) gab, sehr schnell zu ungemeiner Berühmtheit kam, und selbst die Habsucht oder Eifersucht der hohen Geistlichkeit der Cathedrale Lissabons rege machte. Was diese für Mittel angewandt, jenem damals so glücklichen Dörfchen das Wunderbild abzuschwatzen, ist uns nicht bekannt; nur so viel können wir als Augenzeuge bestätigen, daß die Heilige von dem gesammten Clerus, in Begleitung einer militärischen Ehrenwache und mehrerer hundert mit Gläubigen beizeten Kutschen, nach der Cathedrale, der alten Sé Lissabons, gebracht wurde, wo sie von nun an die erste unter den Heiligen war, ein besonderer Gegenstand der Verehrung der weiblichen Fidalgia wurde, und ihr Schmuck an goldenen Ketten und anderem Geschmeide bald zu einem außerordentlichen Schatze anwuchs. Seit dem

Digitized by Google

Sturze der Macht der Geistlichkeit durch Don Pedro hat aber auch der Kredit der Nossa Senhora da rocha gelitten.

Richten wir aber jetzt unser Augenmerk auf die Nossa Senhora da Pena (unsere liebe Frau vom Felsen), unter deren Schutz das vom Könige D. Manoel zum Gedächtniß der Rückkehr des Vasco de Gama von Indien um das Jahr 1500 gestiftete Hieronymiterkloster auf dem höchsten Felsgipfel von Cintra, Penha oder Pena genannt, gestellt wurde. Seit jener Zeit wird zu Ehren der Nossa Senhora ein jährliches Fest auf Pena gefeiert, und es findet auch jetzt noch statt, seit die Klöster aufgehoben sind und der König dieses Kloster von der Nation gekauft hat, um dasselbe in eine Burg zu verwandeln und somit ein altes Monument der portugiesischen Geschichte würdig zu erhalten. Der zerstörende Zahn der Zeit nagte längst kräftig an diesem Gebäude, manches war dem Einsturze nahe; noch mehr aber hatten Menschenhände dazu beigetragen, es dem Verfall nahe zu bringen. Nachdem die wenigen hier hinabe in stetem Nebel gehüllten Mönche das Kloster verlassen, wurden bald darauf die Thüren vom ungezügelten Volke erbrochen und selbst das Nied- und Nagelfeste geraubt; sogar manches Heiligenbild in der Quinta verlor seine Gliedmaßen.

In so zerrüttetem Zustande erstand der König in einem öffentlichen Ausgebot von Nationalgütern die verödeten, den Einsturz drohenden Mauern des nach den neuesten Messungen des Obristen Franzini hinabe zweitausend Fuß über dem Meere erhabenen Felsenklosters, mit sammt dem großen Landbezirk, um den geringen Preis von tausend Thalern, nicht nur, um dieses Denkmal der Vorzeit zu erhalten, sondern auch, um sich einen Ort des Vergnügens und der ländlichen Beschäftigung zu schaffen, dessen der königliche Palast in Cintra gänzlich entbehrt. Ein weites Feld ist hier sowohl dem Baumeister als auch dem Landschaftsgärtner eröffnet, um Genie und Geschmack zu bekunden; ein Schinkel und ein Sckell wären hier an ihrem Platze, um Großes und Würdiges zu schaffen, dem schwerlich etwas Aehnliches in Europa zur Seite gesetzt werden könnte. Man denke sich eine Burg auf einem der höchsten Granitkegel eines wilden, zackigten, isolirten Gebirgs, welches von zwei Seiten vom Ocean umgeben ist; man denke sich zu den Füßen in Vogelperspektive die freundlichen Landhäuser und romantischen Quintas von Cintra und Eclares mit der üppigsten Vegetation, mit dem schönen saftigen Grün der Kastanien und der kolossalen hundertjährigen Ulmen und dem dunklern Laub der Citronenwälder in den tiefsten Gründen; man lasse seinen Blick weiter schweifen über die großen Niederungen nach Osten und Süden, wo sich das Rieselkloster von Mafra erhebt, 86 größere und kleinere Ortschaften mit ihren weißen Häusern aus der Ebene auftauchen, Lissabon zum Theil sichtbar ist und der Tagus in breitem Silberstrome sich in's Land hineinzieht, seine Mündung offen daliegend mit allen aus- und einlaufenden Schiffen. Es gibt wohl wenige erhabene Punkte in der Welt, die eine ähnliche Aussicht aufzuweisen haben, wo das Großartige mit dem Lieblichen so gepaart ist. Die nächste Umgebung der Burg besteht aus einem wüsten Chaos von Berg und Thal, Felsen, Schluchten, Plateau und Gründen mit rieselnden Wasserquellen, aus denen vor allem erst ein Naturgarten geschaffen werden muß. Seit Jahr und Tag ist schon Vieles unter der Leitung des deutschen Obristen v. Eschwege geschehen; der König hat dagelassen für den mittelalterlichen Baustyl, in dem die Gebäude hergestellt werden, allein noch unendlich viel ist zu thun, um das Klösterliche zu verwischen und eine ächte Ritterburg großartig herzustellen. Eschweges Plane scheinen dieser Anforderung zu entsprechen und sind von dem Könige genehmigt worden.

Mit dem Ankauf des Klosters hat der König auch die Last übernommen, der Schutzheiligen desselben, der Nossa Senhora da Pena, die vom Volke der Nachbarschaft verehrt wird und unter dem Schutze der Kirchenbrüderschaft des am Fuße liegenden Fleckens S. Pedro steht, ein jährliches Fest zu feiern, und ist doppelt dazu verbunden, da die arme Brüderschaft die Kosten zum Feste nicht mehr aufbringen konnte und deßhalb so klug war, den jungen Kronprinzen zum Juiz perpetuo des Festes zu ernennen, was denn auch nicht abzulehnen war, besonders in diesen Zeiten nicht, wo die Bande zwischen Volk und Herrscher so locker geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend bei Sir R. Peel.

(Schluß.)

Ehe ich Drayton Manor verlasse, sey es mir gestattet, noch einige Bemerkungen über die Person des berühmten Besitzers dieses schönen Gutes beizubringen. Peel ist, obgleich schon ein Fünfziger, noch ein äußerst rüstiger Mann, eher von großer als mittlerer Statur, mehr beleibt als mager, hat ein volles, rundes, gutmüthiges Gesicht von ächt englischem Schnitt und lichtröthliche Haare. In seiner äußern Erscheinung schon liegt etwas Stattliches, sein Benehmen ist das eines fein gebildeten Weltmanns: urban, gewandt, sicher und fern von jeder Ziererei und gesuchtem Vornehmthun, obwohl Manche den torystischen Staatsmann nicht von aller Förmlichkeit frei sprechen wollen. Peel hat das Glück,

Digitized by Google

eine zahlreiche Familie zu besitzen, unter welcher sich schon einige heranwachsene Söhne und Töchter befinden, und genießt den schönsten aller Rufe, ein musterhafter und liebevoller Vater und Gatte zu seyn. Sein öffentlicher Charakter ist hochgeschazt von Freund und Feind; von Whigs wie von Tories hörte ich über ihn nie anders als in Ausdrücken der Hochachtung und Anerkennung sprechen, und die Biederkeit seiner Gesinnungen und die Tüchtigkeit seines staatsmännischen Talents werden bereitwilligst anerkannt von allen seinen Landsleuten, die eines unbefangenen und unparteiischen Urtheils fähig sind. In dieser großen Achtung, die Peel in seinem Vaterlande genießt, liegt es auch, daß derselbe, ohne Minister zu seyn, immer noch einen so großen Einfluß auf das Parlament und somit auf die Führung der allgemeinen Angelegenheiten des brittischen Reiches ausübt. Obgleich einer plebejischen Familie entsprossen, steht er doch mit vielen der ältesten und vornehmsten Häuser des Landes in naher Berührung und verkehrt mit ihnen auf dem Fuße der Gleichheit.

Man möchte vielleicht glauben, daß Reichthum das Hauptmittel gewesen sey, durch welches Sir Robert seine hohe Stellung in der brittischen Gesellschaft gewonnen habe. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß großer Besitz eine nicht unwesentliche Bedingung ist, um in England eine sociale Bedeutung zu haben, so würde die Annahme, Geld allein schon vermöge Auszeichnung und Ansehen zu ertheilen, sehr irrig seyn. Es gibt dort manche Individuen, welche viel reicher sind als Peel, und nichtsdestoweniger eine sehr untergeordnete Rolle spielen und der Klasse der No bodies angehören. Eminente Verdienste, erworben auf den weiten Gebieten des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft oder der Kunst, sind unerläßliche Erfordernisse für denjenigen, welcher das Vorrecht genießen soll, über die Menge hervorzuragen, in der Gesellschaft wirklich hochgestellt zu seyn. Gesellt sich hiezu hohe Geburt und vornehme Herkunft, so wird hiedurch der Werth des Mannes mehr als verdoppelt, und vereinigt sich mit beiden noch großer Reichthum, dann ist der Gipfel gesellschaftlicher Bevorzugung erstiegen, die sociale Notabilität vollendet, und der Besitzer dieser Güter hat das beneidenswertheste Loos gewonnen, welches einem Sterblichen zufallen kann. Peel verdankt demnach seine hohe Stellung zunächst den Verdiensten, die er sich als Staatsmann erworben, und in zweiter Linie erst dem angenehmen Umstande, daß er eine Rente von fünfzigtausend Pfund Sterling zu verzehren hat. Sir Robert könnte übrigens längst Pair des Reiches seyn, wenn er irgendwie und jemals Bereitwilligkeit zur Annahme dieser Würde gezeigt hätte. Die Beweggründe, welche ihn bis Jezt bestimmt haben, den niedern Rang eines Baronets demjenigen eines Barons oder Lordes vorzuziehen, werden verschieden angegeben; der wahrscheinlichste ist allgemeiner und politischer Art. Die konservativen Grundsätze, zu welchen Peel sich bekennt, haben im Oberhause so zahlreiche und talentvolle Vertreter, daß die Anwesenheit des Baronets daselbst gewissermaßen überflüssig und ein politischer Luxus wäre. Nicht so im Hause der Gemeinen; hier übt er den allergrößten Einfluß zu Gunsten der Sache aus, für die er wirksam ist; hier ist daher auch das gelegenste Feld, auf dem er seine Kräfte entwickeln, die ehrenhaftesten Kämpfe bestehen, die glänzendsten Siege davon tragen und seinem Vaterlande am meisten nüzen kann. Eine solch schöne und wichtige Stellung aufzugeben, um zum Lord und Pair gestempelt zu werden, dürfte wohl Peel so lange keine Lust empfinden, als er rüstig und kräftig genug ist, das Amt eines Leiters und Führers der Conservativen im Unterhause bekleiden zu können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsezung.)

Gelehrtenkongreß. — Provinzialbibliotheken. — Daguerrotype littéraire.

Aus den Aufgaben, welche die Kommission als Programm der Versammlung hat drucken lassen, sieht man, daß interessante Fragen zur Sprache kommen werden, z. B.: „Auf statistischem Wege ist zu ermitteln, ob die Sterblichkeit im Heere größer sey, als in der bürgerlichen Bevölkerung; und wenn dieses wirklich der Fall ist, gebe man die Ursachen dieser größern Sterblichkeit, so wie auch die Mittel an, derselben abzuhelfen. — Hat man seit 20 Jahren wichtige Veränderungen im physischen Zustande der Lyoner Volksmenge bemerkt, und welchen Ursachen soll man sie zuschreiben? — In welchen Beziehungen wäre das Wohlseyn des Einzelnen und des Geschlechts durch vernünftige Anwendung der Grundsätze der menschlichen Physiologie zu fördern? — Von den Mitteln, die Salubrität der Stadt Lyon zu befördern, Reinlichkeit bei allen Klassen einzuführen und ihren Gesundheitszustand zu verbessern. — Welche Bedingungen muß der Unterricht im Landbau erfüllen, um nicht dem Unterrichte in andern Professionen nachzustehen? — Was für Folgen würde im Rhone- und im Saonethale, so wie in den benachbarten Departements die Herabsezung des Einfuhrzolls auf fremdes Seidenzwirn haben? — Was für Gewerbszweige, welche im Mittelalter bestanden haben, sind aus dieser Gegend verschwunden? — Ueber den Einfluß der Entholzung des Bodens auf die Erzeugung und auf die Preise des Eisens. — Vortheile und Nachtheile der jezigen Einrichtung der Seidenfabrikation zu Lyon, im Vergleiche mit den Methoden in andern großen Fabrikorten. — Ursachen, welche das Aufgeben der ehemals so vortheilhaften Goldwäsche an der Rhone bewirkt haben u. s. w. — Man sieht, die Gelehrtenversammlung kann sehr nüzlich werden, wenn sie auch nur einen Theil dieser Fragen löst. Lyon war so klug und hat diesen

Digitized by Google

Kongreß dazu benützt, um einige für die Stadt wichtige Angelegenheiten der Besprechung desselben zu unterwerfen. Dieß ist ein Beispiel, welches, wie mich dünkt, auch anderswo nachgeahmt werden dürfte.

Ein Herr v. Coumont, welcher in den Departements sehr rührig ist und bereits ein halb Dutzend Vereine zu Stande gebracht hat, ist auf den Einfall gerathen, ein sogenanntes Institut des Départements in Vorschlag zu bringen. Dieses Institut soll nämlich ein Gegenstück zu dem in Paris ansässigen Institut de France werden und für die Provinz das seyn, was letzteres zunächst für Paris und dann für ganz Frankreich, man kann sagen für Europa ist. Was soll aber ein Institut bedeuten, dessen Mitglieder weit von einander wohnen, keine wohcentlichen Zusammenkünfte halten, keine gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Sammlungen besitzen und nicht von der Regierung durch Gehalte in Stand gesetzt werden, einzig für die Wissenschaften zu leben? Aus diesem Institut des Départements wird schwerlich etwas werden. Derselbe Hr. v. Coumont hat in der Provinz einen andern Verein in Gang gebracht, dessen Zweck die Erhaltung der alten Denkmäler ist. Dieser Verein wirkt doch etwas, indem er jährlich an einem andern Orte die Bewohner und die Behörden anregt, etwas für die Erhaltung ihrer Denkmäler zu thun, welche sie nur allzugeneigt sind, allmählig verfallen zu lassen oder wegzuräumen. Zuweilen gibt dieser Verein auch Gelder her, um den guten Willen der Ortsbehörden zu unterstützen. — Schon längst war der Beschluß gefaßt worden, an der hiesigen großen Bibliothek die Kataloge der Manuscripte aller Departementsbibliotheken zu vervielfältigen; aber erst, als es zur Ausführung kam, bemerkte man die Schwierigkeit, indem fast kein einziger alter Katalog mit der gehörigen Sorgfalt und Genauigkeit abgefaßt war. Der Minister des öffentlichen Unterrichts sandte gelehrte Männer in die Departementsstädte, und aus ihren Berichten ersieht man, daß die Abfassung der Kataloge der in den Departementsbibliotheken aufbewahrten Handschriften eine ganz von vorne anzufangende Arbeit ist; nur wenige gelehrte und gewissenhafte Bibliothekare haben in der letzten Zeit in dieser Hinsicht dem Bedürfnisse der Wissenschaft Genüge geleistet; jetzt sollen die Kataloge sämmtlich neu angelegt, und dann zusammen gedruckt werden. Die deßhalb ergangene königl. Verordnung ist durch die Zeitungen bekannt gemacht worden; es kommt nur noch auf die Ausführung an. Man hat klüglich in dieser Verordnung den Departementsstädten die Versicherung gegeben, daß man ihnen die Handschriften ihrer Bibliotheken nicht nehmen will. Es ist manchmal vorgekommen, daß, wenn eine Stadt etwas Wissenschaftliches von besonderem Werthe besaß, dasselbe nach Paris geschickt und nicht mehr zurückgegeben wurde. Ein Geschenk sollte dann als Erlaß dienen. So besaß die Bibliothek der Stadt Laon Eginhards Briefe; man erfuhr es zu Paris, man ließ das Manuscript kommen, um es der großen Bibliothek einzuverleiben. Die Laoner Bibliothek bekam dafür einige gedruckte Prachtwerke. Freilich nützte ihr die Handschrift wenig oder gar nichts, aber es war doch ihr Eigenthum, und die Regierung hatte kein Recht darauf. Die Stadtbehörden sind daher mißtrauisch geworden. Den Städten fehlt oftmals so manches; warum sollte man ihnen wenigstens nicht das lassen, was sie besitzen? Dieß hat man auch endlich in Paris eingesehen, und daher die Departements im Voraus hinsichtlich ihrer Eigenthumsrechte beruhigt. — Der Wunsch, ihnen in literarischer Hinsicht ein wenig unter die Arme zu greifen, hat einem Spekulanten in Paris, welcher sich Striffler nennt, dem Namen nach also ein Deutscher zu seyn scheint, ein sonderbares Projekt eingegeben. Diesem Manne ist es nämlich zu Herzen gegangen, daß es in Frankreich so viele Schöngeister gibt, welche nicht zur Publizität gelangen können, oder, wenn sie auch so glücklich sind, in ihren Departements etwas drucken lassen zu können, doch nicht berühmt werden, weil man sie nicht liest. Hie und da bekümmert sich wohl Jemand in ihrer Provinzialstadt um sie, liest gewissenhaft ihre Geistesprodukte, findet sie sogar vortrefflich; was hilft dieß aber dem armen Provinzialschriftsteller, wenn er der Nation und mehr noch dem Ausland unbekannt bleibt? Manche finden nicht einmal einen Verleger, und ihre Geistesprodukte werden also sogar in der Geburt erstickt. Um diesem Ungemache, wie Herr Striffler sagt, zu steuern, hat der Mann folgendes Mittel ersonnen. Er will eine ungeheure periodische Schrift heraus geben, welche Daguerrotype littéraire heißen soll. Er sagt nicht, was das Daguerrotyp mit seinem Unternehmen zu schaffen hat. Die Zeitschrift soll monatlich einen starken, enggedruckten Oktavband bilden, und Jeder, welcher sich auf ein Jahr abonnirt, das heißt 40 Francs zahlt, soll das Recht haben, monatlich einen Aufsatz einzusenden, welchen also, wie es scheint, der Unternehmer sich verbindlich macht abzudrucken, der Aufsatz mag übrigens beschaffen seyn, wie er wolle. Er bildet sich ein, die Abonnenten werden zu Tausenden sich einfinden, denn er droht schon in der Ankündigung mit der Erhöhung des Abonnementspreises nach den ersten 5000 Abdrücken. Alle Abonnenten sind also erstlich gezwungene Leser des Daguerrotype littéraire und können außerdem alle ihre Kollegen zwingen, auch ihre Produkte zu lesen. Eine dritte Eigenschaft sollen sie am Ende des Jahres bekommen; sie sollen dann Richter über die eingerückten Aufsätze werden, und den besten die vom Unternehmer ausgesetzten Preise zuerkennen. Diese Ankündigung ist schon seit einigen Monaten erschienen, ich habe aber weiter nichts von der Sache vernommen; vermuthlich hat sie das Loos so vieler hiesiger Ankündigungen gehabt.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Frei nach dem Spanischen bei Lorenzo Graciano. *

In meiner Seele ward
Ein schönes Kind geboren,
Das ich als Liebling mir
Vor allen auserkoren;
Das zeugte, leider blind,
Ein Ungeheuer mir.
Der sanften Mutter Kind —
Ein böses wildes Thier.

Grausame Enkelbrut,
Die Mutter hat dir Leben.
Du ihrem Vater, ach!
Mehr als den Tod gegeben;
Der Reiz, der bäßliche,
Dein Pathe, selbst erschrickt.
Wenn er dich, Gräßliche,
In deiner Wuth erblickt!

J. G. M.

* Obras T. II. Agudeza, y Arte de Ingenio, Discurso XL.

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 9. September 1841.

— Frische Bilder, helle Klänge,
Sie steigen auf aus alter Zeit.
Die Klänge muß der Dichter fassen,
Kann nimmer von den Zeiten lassen,
So thatenkühn, so liebesmild.
August Stöber.

Gedichte von L. Moris.

Sickingens Würfel.

Auf Landstuhl saß der tapfre Ritter
Und sinnend schaut' er in das Thal;
Es dufteten die Fichtenwälder,
Umglänzt vom Abendsonnenstrahl.

Er schien wohl Manches zu erwägen,
Die Blicke waren finster schier,
Denn morgen sollt' der Kampf beginnen
Gen seinen harten Feind von Trier.

Und als er lange stumm gesessen,
Ging er zum hohen Würfeltisch,
Da faßt' er den gewalt'gen Becher
Und schüttelte die Würfel frisch.

„Will sehen, was sie Gutes denten,
Und wie Fortuna spricht, das Weib;"
Und polternd flog in leichten Händen
Der riesenhafte Zeitvertreib.

Der Tisch war eine Felsenplatte,
Die an der Veste sich erhob,
Die Würfel waren Quadersteine,
Zum Spielen wohl ein wenig grob.

Er spielte wie mit kleinen Nüssen,
Und warf sie kreuz und warf sie quer,
Und zählte die gefallnen Punkte
Von allen Seiten hin und her.

„Kein Glück!" sprach er in finsterm Tone,
„Nun, einmal noch sey es versucht!
Doch wenn die gleichen Augen fallen —
So sey das wüste Spiel verflucht."

Und wieder schüttelt' er die Steine
Mit furchtbar rasselndem Gemisch,
Und warf; — es drohte zu zersprengen
Der eisenstarke Würfeltisch.

Und wieder fand er sich verloren! —
„Wohlan denn nun zum letzten Mal!
Was eins und zwei gar schnöd verkündet,
Bestät'ge drei, die heil'ge Zahl."

Er warf die Steine durcheinander,
Sie fielen kreuz, sie fielen quer,
Er zählte die gefallnen Punkte
Von allen Seiten hin und her —

Digitized by Google

Doch wieder fand er ſich verloren! —
Da, von des Trotzes Wuth entflammt,
Schmeißt er mit ſtarker Hand die Würfel
Den Berg hinunter, insgeſammt.

Noch ſieht ſie aufgeſtellt der Wandrer
Jenſeits der Straß' in Thales Grund;
Ob ſie dem Ritter wahr geſprochen,
Zeugt trauernd der Geſchichte Mund.

Drei Kaiſer.*

„Die Starken ſind gefallen in der Schlacht,
Und ihre Waffen drachen in dem Sturme!"
So tönt's vom Dom zu Speier durch die Nacht
Und alle Glocken läuten von dem Thurme.

Und zwei der Särge ſteh'n vor dem Altar,
Zwei Kaiſer ruh'n darin in ſtillem Frieden,
Zwei Kaiſer, denen Zwietracht nimmerdar
Die ſüße Ruh des Herzens hat beſchieden.

Den Einen brachte man von Rosenthal.
Es war ein Biedermann, ein tapfrer Degen;
Nicht lächelt' günſtig ihm des Glückes Strahl;
Das machte ſelbſt den Muth ihm nicht verlegen.

Er ſtritt für ſeine Krone, für ſein Reich,
Er ſtritt für ſeine Ehre, für ſein Leben,
Er ſtritt — o Gott! — wie Keiner kam ihm gleich,
Und fiel — und ſtritt noch ſterbend ohn' Ergeben.

Dann ſcharrte man auf Rosenthal ihn ein. —
Nicht ſollt' dem muth'gen königlichen Krieger
Die Kaiſergruft zum Schlaf geöffnet ſeyn;
Verwehrt hat es ſein glücklicher Beſieger.

Der ſetzte ſtolz ſich nun auf Adolphs Thron.
Die Zeit verging. — Da nach zehn langen Jahren
Kommt eines Tags mit leiſem Ruderton
Ein ſchwarzes Schiff den Rhein herabgefahren.

Es hält. — Und nach dem Dom der Kaiſerſtadt
Wird vom Verdeck ein kleiner Sarg getragen;
Es harrt dort Adolphs Sarg ſchon lein, und hat
Noch Platz auf ſeinem ſchwarzverbramten Schragen.

So ſteh'n nun zwei der Särge am Altar,
Zwei Feinde ruh'n beiſammen drin in Frieden,
Zwei Kaiſer, denen Zwietracht nimmerdar
Die ſüße Ruh des Herzens hat beſchieden.

Und vor die Todten kniet betend lang
Der dritte Kaiſer. Wohl ein finſtres Mahnen
Beſchleicht des blühnden Herrſchers Zukunft bang,
Die Särge ſetzt er dann zu ihren Ahnen.

Und lange noch hört man das Volksgedränge,
Und lange noch das Requiem erſchallen.
Zwei Kaiſer, denen ſelbſt die Welt zu eng,
Ruh'n ohne Streit jetzt in den engen Hallen.

* Adolph von Naſſau, Albrecht von Oeſtreich und Heinrich von Luxemburg.

Das Feſt der Noſſa Senhora da Pena.

(Fortſetzung.)

Man muß wiſſen, daß in Portugal die Noſſa Senhora noch weit höher ſteht als Gott ſelbſt; nur durch ihre Fürſprache kann man Gnade bei Gott finden. Wie der Portugieſe auch im gemeinen Leben alles durch Schleichwege und Fürſprecher zu erlangen ſucht und dadurch meiſtens ſeinen Zweck erreicht, ſo hält er dieſes Mittel auch für das wirkſamſte, um ſich durch die Noſſa Senhora in den Himmel zu bringen. Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn man dieſer ſo viel wie möglich den Hof macht, durch fromme Gaben und Opfer (jetzt ſehr ſelten mehr), durch Prozeſſionen, Lichter und aufſteigende Raketen im hellen Sonnenſchein, und an ihrem Ehrentage durch ein Hochamt mit Inſtrumental- und Vokalmuſik, durch Kanzelreden u. ſ. w., wobei zu guter Letzt das kirchliche und geiſtige Feſt in ein weltliches, leibliches umſchlägt; die Noſſa-Senhora tritt zurück, die Geiſtlichen ſchmauſen an wohlbeſetzten Tafeln, das Volk ergötzt ſich an Muſik, Tanz, Liebe und Wein; kurz, das Feſt der Heiligen geſtaltet ſich zu einer Kirmes um, die freilich einen ganz andern Charakter zeigt als die der Deutſchen, denn man ſieht dabei keinen Betrunkenen.

In der Burgkirche iſt die Heilige nicht nur auf dem alabaſternen Altare in Relief abgebildet, ihr Ebenbild ſteht auch aus Thon geformt da, mit Haarſchmuck und den koſtbarſten Kleidern angethan, welche jedes Jahr den Tag vor dem Feſte erneuert werden, wozu ſtets einige Jungfrauen aus S. Pedro kommen, die dieſes fromme Werk verrichten. Sonſt geſchah dieß mit der größten Devotion; mit heiliger Scheu berührten die Mädchen die Glieder der Angebeteten; ſie waren beim Wechſeln des Gewandes bemüht, alle unanſtändige Entblößung zu vermeiden; ſie umgaben ſie dabei in dichtem Kreiſe, um ſie den Blicken der Männer zu entziehen. Alles dieß hat jetzt ſehr nachgelaſſen; das weibliche Geſchlecht in Portugal iſt ſchamloſer geworden; man ſtellt die Heilige nackt hin vor aller Augen, um ihr einen neuen Anzug überzuwerfen.

Digitized by Google

Je nach dem Reichthum und der Freigebigkeit des Juiz des Festes und der Festeiros, sind diese Feste der Nossa Senhora mehr oder weniger glänzend, und dieser Glanz gibt sich vorzüglich in der Menge der angezündeten Wachslichter, der Zusammenberufung vieler Geistlichen, dem Auftreten eines im Rufe stehenden Kanzelredners, der eine recht lange Predigt hält, der vollständigen Besetzung der Vokal- und Instrumentalmusik, so wie der Hunderte von Raketen, die am hellen Tage zum Himmel emporsteigen, und zum Schluß am Abend durch ein Feuerwerk zu erkennen. Zur Zeit des blühenden Mönchthums wurden sogar auf Pena an diesem Festtage Stiergefechte in einem eigens dazu erbauten Circus gehalten, den ein Marquis de Marialva, der berühmteste Stierfechter zur Zeit des Königs D. José, einrichten ließ. — Juiz dieses Festes zu seyn, mit dem silbernen Richterstab der Prozession voranzuschreiten, wurde sonst für eine große Ehre gehalten, auch waren damit viele Indulgenzen verknüpft, so daß selbst Intriguen angesponnen wurden, um zum Festgeber gewählt zu werden. Heutzutage aber, wo besonders unter der sogenannten gebildeten und wohlhabenden Klasse der Glaube an die Nossa Senhora nicht mehr so fest ist, daß man ihretwegen sich in große Kosten steckt, drängt sich Niemand mehr dazu, und die Brüderschaft sieht sich genöthigt, jährlich neue Rekruten herbei zu ziehen, um den Glanz der Senhora nicht ganz erlöschen zu lassen. Dieser Zweck wurde nun für lange Jahre gesichert, indem man, wie gesagt, Mittel gefunden, dem Hof die Last aufzubürden. Daß die Festlichkeit, die seit einigen Jahren beinahe eingeschlafen war, jetzt wieder neuen Schwung erhielt, läßt sich denken.

Dem Erzbischof von Lacedämonien, Beichtvater und Oberalmosenier (esmoleiro mor) der Königin, im Volke unter dem Namen Padre Mareos bekannt, einem Welt- und Lebemann ohne Scheinheiligkeit und Bigotterie, war dieses Jahr die Anordnung des Festes übertragen, welches sich von andern dieser Art besonders dadurch unterschied, daß nicht nur der Hof daran Theil nahm und selbst die Prozession mitmachte, wodurch die Majestäten beim Volk um hundert Prozent im Werthe stiegen, sondern daß auch einige hundert Arme an langen Tafeln gespeist wurden; eines der interessantesten Schauspiele für Maler und Physiognomen. Nicht leicht findet man in der Welt eine solche Versammlung von Lumpengesindel wie hier: die markirtesten Banditen- und Straßenräubergesichter, dann wieder die edelsten, erhwürdigsten Physiognomien, Apostelköpfe, wie sie ein Rubens dargestellt; hiezu nun noch die malerischen Draperien der tausend Lappen, womit sie ihre Blöße bedeckt; die gelagerten Gruppen auf dem freien Platze, ehe das Essen aufgetischt wird, wo die einen ganz frei ihre Toilette machen, die andern sich zum Schlafe legen, noch andere sich das Ungeziefer absuchen oder diesen Liebesdienst von guten Freunden und Freundinnen verrichten lassen. Beachtenswerth sind namentlich auch die Physiognomien der Weiber und der lumpigen Kinder, erstere häßlich gelbbraun mit stechendem Blick, letztere mit erwartenden, klugen, dunkeln Augen. Gemeine, nichtssagende Physiognomien, die im deutschen Vaterlande so gewöhnlich sind, findet man unter dieser Menschenklasse hier sehr selten, weit mehr unter den höhern Ständen, und dabei zeigen sie stets einen gewissen Anstand, eine Manierlichkeit im ganzen Betragen, welche der Haltung der vornehmen Klassen wenig nachgibt, ferner eine Sprache, die sich sehr wenig von der der Gebildeten unterscheidet und oft einen dichterischen Schwung annimmt bei der Schilderung ihrer Armuth und körperlichen Leiden.

Das Fest der Heiligen beginnt eigentlich schon den Tag vorher mit einem Besuche, den die Nossa Senhora der Pfarrkirche von S. Pedro (am Fuße des Gebirgs) der Nossa Senhora da Pena abstattet, wobei sie die Nacht über bei ihr verweilt. Doch bevor dieß geschieht, bringt man sie zuerst nach der Hofkirche in Cintra in großer Prozession, wobei drei Engel abwechselnd oder im Chor allegorische Verse recitiren. So z. B. sagt der eine beim Austritt aus der Kirche von S. Pedro:

Egregio povo de S. Pedro, sei que ficas lacrimoso,
Por ver, que de ti se ausenta a joia mais precioso. *

Ein anderer Engel tröstet aber das Volk mit der Versicherung, daß dieses Kleinod bald wieder glorreich und unter der Verehrung Tausender zurückkehren werde. — In der Schloßkirche wird nun ein förmliches Hochamt gehalten mit Instrumental- und Vokalmusik, der Erzbischof predigt, eine Artillerieſalve erfolgt und Girandolen erheben sich mit gewaltigem Gepraſſel. Sobald die Kirchenfeierlichkeit vorüber ist, begeben sich die Majestäten und der ganze Hof mit der vornehmen Welt Cintra's zu Pferd und zu Esel nach der hohen Felsenburg, um die Prozession von der schönen Terraſſe herab ankommen zu sehen, und dieß ist in der That ein ganz einziges, sehr unterhaltendes Schauspiel, besonders jetzt, wo die von dem Obristen v. Eschwege gebaute schöne Kunststraße das Gebirge hinan dem Volk freie Bewegung gestattet. Früher war der Weg halsbrechend; in diesem Jahr aber konnte sogar eine Batterie reitender Artillerie ganz bequem bis zur Burg gelangen.

Die Prozession eröffneten Lastträger mit Raketen, wovon alle zehn Schritte eine zum hellen Himmel emporstieg, ihnen folgte die türkische Musik der Schloßbesatzung, dann die große weiße Kaiserfahne mit der darauf in Gold gestickten Nossa Senhora, hinter dieser die drei Engel mit großen goldenen Fittigen auf zahmen, magern Rossen,

* Du frommes Volk von S. Pedro, ich weiß, du wirst weinen, weil du siehst, daß das kostbarste Kleinod dich verläßt.

Digitized by Google

wovon der mittelste die Wallfahrtsstandarte, den Cirius trug; darauf folgte paarweise das große Corps der weißbemäntelten Festeiros, barhaupt und das Miniaturbild der Nossa Senhora, mit Goldstitkern eingefaßt, an einer großen Bandschleife, gleich einem Orden auf der Brust. Nach diesen kam das mit sechs Maulthieren bespannte große Untergestell einer alten Staatskarosse, auf dem der eigenthümlich gestaltete und stark vergoldete Glaskasten angebracht war, in welchem die Nossa Senhora von S. Pedro nach Pena fuhr. Hinter diesem Fuhrwerk folgten einige königliche Wagen mit dem Erzbischof und der Geistlichkeit, denen sich dann viele Hunderte von Reitern und Fußgängern anschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Schluß.)

Zeitschriften. — Vereine. — Casinos.

Es ist Schade, daß nicht wenigstens der Anfang mit der Herausgabe des Daguerreotypo litteraire gemacht worden ist; es hätte ein kurzweiliges Quodlibet gegeben. Die periodische Literatur hat überhaupt für die Spekulanten vielen Reiz, meistens aber kommen sie dabei noch mehr zu kurz als ihre Abonnenten. Nur die beiden Zeitschriften: Revue des deux mondes und Revue de Paris, welche aber nur einen einzigen Herausgeber haben, erhalten sich noch bei ihrem alten Rufe, weil die meisten Modeschriftsteller Mitarbeiter sind. La France littéraire, eine dritte Monatschrift, wird nicht von einem Literaten, sondern von einem Künstler Namens Edoslamel herausgegeben; in derselben werden die literarischen Heroen, welche die Revue des deux mondes und die Revue de Paris auf ein Fußgestell zur öffentlichen Verehrung erhebt, zuweilen etwas unsanft auf die Erde niedergeworfen. La France littéraire hat viele Vignetten. Eine Revue du dix-neuvième siècle besteht schon lange und bringt zuweilen gute Aufsätze; es wollte ihr aber nie gelingen, viele Leser zu bekommen und berühmt zu werden. L'Artiste ist ein eleganz gedrucktes Kunstblatt, mit lithographischen Bildern, welche aber mehr für die Lesewelt, als für Künstler berechnet sind. Wovon die Zeitschrift La Mode am wenigsten spricht, ist gerade die Mode; dagegen gibt sie viel Politik, und zwar legitimistische, zum Besten. Alle Schattgeister dieser Partei legen in der „Mode" ihre Empfindungen und Besinnungen nieder, spotten so witzig als sie können über die jetzt herrschende Dynastie, und verghbtern fast den Prätendenten, den sie Henri de France nennen. Fast jedes Stück der Zeitschrift gibt einige Bonmots von ihm zum Besten, und rechnete man alle zusammen, kämen mehr heraus, als Talleyrand in seinem langen Diplomatenleben von sich gegeben hat. Um dieser Mode das Gleichgewicht zu halten, ist vor einiger Zeit eine „nouvelle Mode" im Orleanistischen Sinne versucht worden; die Gegensätze sind aber zuweilen eine mißliche Sache, und wie Hamilton sagt, man hat viel mehr Witz im Angriffe, als bei der Vertheidigung. — Die Fourierische Sekte oder Partei gibt noch immer ihr Phalanstère heraus, in welchem zuweilen sehr gute Bemerkungen und Aufsätze über Staatswirthschaft und Politik vorkommen; diese Sekte soll jedoch schon in zwei oder drei dissentirende Gruppen zerfallen.

deren eine ihre Ansichten in einem besondern Blatte, dem Globe, vertheidigt. Die französischen Methodisten, meistens Schweizer, haben seit vielen Jahren ein besonderes Blatt, le Semeur, sehr ernsthaften Inhalts. Die periodischen Schriften der Katholischen sind meistens Tagesblätter, wie l'Univers, oder kleine Zeitschriften, wie l'Ami de la Religion, welcher schon anfängt alt zu werden. Da die Katholiken die große Mehrzahl ausmachen und Niemand sie angreift, so haben sie auch nicht nöthig, sich zu vertheidigen; sie polemisiren daher wenig, und ihre Blätter sind vielmehr für die Geistlichkeit und von derselben geschrieben, als für Laien. Schon lange haben die politischen Erörterungen die theologischen verdrängt; für letztere hat man in Frankreich wenig Sinn mehr. Die vielen in Deutschland erscheinenden theologischen Blätter und Zeitschriften sind daher in Frankreich ein Gegenstand des Erstaunens; hier würden sie sicher keine Leser finden und nach Verlauf eines halben Jahres untergehen. Es gibt indessen doch einige fromme Vereine hier, sie treiben ihr Wesen aber so stille, daß man nur selten etwas davon erfährt. Einer dieser Vereine hat das Sonderbare, daß eine indische Prinzessin an der Spitze desselben steht. Diese Prinzessin ist die Tochter irgend eines von den Engländern abgesetzten Raja und in ihrer Jugend, ich weiß nicht von wem, nach Frankreich gebracht worden. Hier ist sie viel mit Gelehrten umgegangen, was sie jedoch nicht abgehalten hat, ihren Kammerdiener zu heirathen. Sie ist sehr fromm und hat einen Verein gestiftet, welcher, wie es scheint, sich auf Andachtsübungen und gute Werke beschränkt, worin er von Niemand gestört wird. Bedeutlicher war der Regierung ein Institut orateire erschienen, welches im vorigen Jahr errichtet wurde und den Zweck hatte, durch Uebungen in öffentlichen Erörterungen, literarischen und politischen, Redner zu bilden. Die Uebungen nahmen bald einen politischen Charakter an; und die Regierung fürchtete, aus diesem Institut orateire könnte ein Klub werden, und hat die neue Anstalt nicht lange bestehen lassen. Seitdem hält ein gewisser Hippeau, Vorsteher einer Erziehungsanstalt, dergleichen Uebungen in seiner Wohnung; es versammeln sich wöchentlich einmal etwa hundert Personen bei ihm und nehmen an den Erörterungen Theil als Redner oder als Zuhörer. Da dieß eine Privatversammlung ist, ohne statutenmäßige Einrichtung und ohne den Charakter einer heimlichen Gesellschaft oder eines Klubs, so kann die Regierung nichts dagegen sagen. Dergleichen Diskussionen literarischen und wissenschaftlichen Inhalts finden seit einiger Zeit auch im Athénée royal statt. Dieß ist eine Art Casino, das schon seit 60 Jahren besteht, und im Winter seinen Abonnenten Vorträge über verschiedene Zweige der Wissenschaft und Literatur, auch wohl Konzerte zum Besten gibt, aber seit ungefähr 15 Jahren sehr zurückgekommen ist. Was einmal in Paris veraltet, hat viele Mühe, sich zu halten; so geht es auch diesem Athénée, welches im Sommer nur wenig besucht wird. Am Tage gibt es wenige müßige Leute in Paris, Abends aber werden dem Publikum der Zerstreuungen so viele geboten, daß es eben keines Athenéums bedarf, um die Leute zu beschäftigen, oder vielmehr zu belustigen. Freilich sind die meisten Abendverlohungen in Paris frivoler Art, wogegen bei den Vorträgen, welche im Athénée royal gehalten werden, doch etwas zu lernen ist. Es gibt aber der Pariser nicht viele, welche gesonnen sind, den Abend zum Lernen zu verwenden. Die Casinos, gelehrte sowohl als nicht gelehrte, wollen überhaupt in Paris nicht recht gedeihen. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 10. September 1841.

— Ein Rudel scheues Wild aus England,
Von Kuppeln fränk'scher Hunde angetrieben.
Shakespeare.

Die Eroberung der Insel Capri.

Von Alexander Dumas.

Das neueste Heft der Revue de Paris enthält eine Skizze der Eroberung der Insel Capri durch die Franzosen im Oktober 1808 von A. Dumas, die für den Mann und die Nation gleich bezeichnend ist. Der romantische Poet ist hier einmal classisch, sofern seine Schilderung lebhaft an die renommirenden Berichte römischer Geschichtschreiber von den Thaten römischer Heere erinnert.

Schon zwei Jahre lang waren die Franzosen Herrn des Königreichs Neapel, seit vierzehn Tagen war Murat sein König, und noch gehörte Capri den Engländern. Zweimal hatte schon König Joseph die Eroberung der Insel versucht, und zweimal hatte Englands ewiger Alliirter, der Sturm, seine Schiffe zerstreut.

Es war eine entsetzliche Aussicht für Murat, auf diese Insel, die ihm seine Rhede wie mit eiserner Kette verschloß; gleich Morgens, wenn die Sonne hinter Sorrent aufging, fiel ihm vor allen diese Insel in's Auge, und Abends, wenn sie unterging hinter Procida, so fesselte wieder die Insel seinen letzten Blick. — Zu jeder Stunde des Tages fragte Murat seine Umgebungen über die Insel aus, und erfuhr über die Vorsichtsmaßregeln Hudson Lowe's, ihres Commandanten, fast fabelhafte Dinge. Wirklich hatte sich Hudson Lowe auf den unzugänglichen Gürtel steiler Felsen, der sie umgibt, und der einst dem Kaiser Tiberius genügte, nicht verlassen, sondern noch vier neue Forts zu den bereits vorhandenen gefügt; er hatte die Fußpfade, welche sich um die Abstürze schlangen, und auf die selbst die Ziegenhirten sich nur barfuß wagten, mit dem Karst zerstören und sprengen lassen; und endlich gab er Jedem, dem es gelang, die Wachen zu täuschen und auf früher unbekanntem Wege in die Insel zu gelangen, eine Guinee als Prämie. — Die Streitkräfte der Insel bestanden aus zweitausend Mann unter dem Commando Hudson Lowe's und aus vierzig Feuerschlünden, die zugleich als Lärmkanonen für die Insel Ponza dienten, wo die Engländer fünf Fregatten vor Anker liegen hatten, bereit, hinzufliegen, wohin die Kanone sie rief.

Solche Schwierigkeiten hätten jeden Andern abgeschreckt, aber Murat war der Mann der Unmöglichkeiten. Murat hatte geschworen, er wolle Capri nehmen, und obgleich dieser Schwur erst drei Tage alt war, so glaubte er doch schon wortbrüchig zu seyn, als General Lamarque ankam. Lamarque hatte so eben Gaëta und Maratea genommen, hatte eilf Schlachten geliefert und drei Provinzen unterjocht; Lamarque war gerade der Mann,

Digitized by Google

den Murat brauchte; auch führte ihn Murat, ohne ein Wort zu ſprechen, bloß an's Fenſter, gab ihm ein Fernrohr in die Hand und zeigte auf die Inſel.

Lamarque betrachtete ſie ein wenig, ſah die engliſche Flagge auf den Forts St. Salvator und St. Michael wehen, ſchob mit der flachen Hand die vier Röhren des Fernrohrs zuſammen und ſagte: „Ich verſtehe, man ſollte ſie nehmen.“ — „Ja nun?“ entgegnete Murat. — „Nun ja!“ antwortete Lamarque, „man wird ſie nehmen, und damit Punctum.“ — „Aber wann?“ — „Morgen, wenn Ew. Majeſtät befehlen.“ — „Gut,“ ſagte der König, „das war eine Antwort, wie ich ſie leiden mag. Und wie viel Mann willſt du?“ — „Wie ſtark ſind die Feinde?“ — „Zweitauſend ungefähr.“ — „Gut, geben Sie mir fünfzehn- bis achtzehnhundert Mann; erlauben Sie mir, ſie unter denen auszuſuchen, die ich mitgebracht; ſie kennen mich, und ich ſie. Wir kommen um bis auf den letzten Mann, oder wir nehmen die Inſel.“ Murat, ſtatt aller Antwort, drückt dem General die Hand. Gleiches hätte er als Feldherr gethan; dazu war er noch als König bereit. Drauf trennten ſie ſich, Lamarque, um ſeine Leute auszuſuchen, Murat, um die Fahrzeuge zuſammenzubringen.

Am andern Morgen war Alles gerüſtet, Soldaten und Schiffe. Am Abend lichtete der Zug die Anker. So viele Vorſicht war gebraucht hatte, um das Geheimniß zu bewahren, ſo war es doch laut geworden; die ganze Stadt war am Hafen und begrüßte die kleine Flotte, die fröhlich und voll unbekümmerten Vertrauens abzog, um eine Unmöglichkeit wirklich zu machen. — Der Wind, Anfangs günſtig, ließ bald nach; die kleine Flotte hatte noch nicht zehn Miglien zurückgelegt, als er ganz aufhörte. Man ruderte vorwärts, aber das Ruder iſt langſam, und der Tag kam, als man noch zwei Lieues von Capri war. Dann, als wenn man gegen alle Unmöglichkeiten kämpfen müßte, kam ein Sturm. Die Wellen brachen ſich mit ſolcher Gewalt gegen die ſteilen Felſen, welche die Inſel einſchließen, daß es den ganzen Morgen unmöglich blieb, ſich ihr zu nähern. Um zwei Uhr wurde die See ruhig; um drei Uhr wurden die erſten Kanonenſchüſſe zwiſchen den neapolitaniſchen Bombarden und den Batterien des Hafens gewechſelt; ihnen antwortete das Geſchrei von viermalhunderttauſend Menſchen, die von Mergellina bis Portici zuſahen. Wirklich war es ein wundervolles Schauſpiel, das der neue König ſeiner neuen Reſidenz gab; er ſelbſt, mit ſcharfem Geſichte, blieb auf der Terraſſe des Palaſtes. Von den Schiffen aus ſah man dieſe ganze Menſchenmaſſe ſtufenweiſe auf den Staffeln des unermeßlichen Cirkus aufgeſtellt, deſſen Arena das Meer war. Cäſar, Auguſtus, Nero hatten ihren Unterthanen nur Jagden, Gladiatorenkämpfe oder Schiffsgefechte gezeigt; Murat gab den ſeinigen eine wirkliche Schlacht zu ſehen.

Das Meer war wieder ruhig geworden wie ein See. Lamarque ließ ſeine Bombarden und Kanonierſchaluppen im Kampf mit den Batterien des Forts, und fuhr mit ſeiner Mannſchaft an der Inſel hin. Ueberall tauchten ſteile Felſen ihre Rieſenmauern in die See; nirgends ein Landungspunkt. Die Flotille fuhr rings um die Inſel, ohne einen Platz zu finden, wo man hätte Fuß faſſen können. Ein Corps von zwölfhundert Engländern, die alle ihre Bewegungen mit den Augen verfolgten, machte auf der Inſel dieſelbe Runde. — Was war zu thun? Einen Augenblick ſchien es, als ob man geradezu nach Neapel zurück müßte, ohne etwas Weiteres zu unternehmen. Die Soldaten erboten ſich zwar, das Fort anzugreifen; aber Lamarque ſchüttelte den Kopf: es war ein Unſinn. Da gab er den Befehl, die Inſel noch einmal zu umfahren, um ſich zu überzeugen, ob man nicht doch irgend einen Landungspunkt finden könnte, der einem zwar entgangen wäre.

(Fortſetzung folgt.)

Das Feſt der Nossa Senhora da Pena.

(Fortſetzung.)

Nachdem die Proceſſion in der Kirche angekommen war, die mit goldburchwirkten Draperien zu dieſem Feſte glänzend geſchmückt worden, begannen die kirchlichen Ceremonien damit, daß der Erzbiſchof den angekommenen heiligen Gaſt zum Kuſſe herumreichte, zuerſt den Majeſtäten, darauf den zunächſt ſtehenden Damen und Hofherrn, und nun ſollte es an die Fidalgia und die andern Honorationen kommen, welche die ganze eine Seite der Kirche eingenommen; allein der zudringende Volkshaufe gewann ihnen den Rang ab, und ihre Lippen ſpäter dahin zu legen, wo der Pieds in ſchmatzenden Küſſen gegeifert, das ſtand ihnen nicht an; ſie thaten lieber auf die Huldigung ganz Verzicht. Uebrigens iſt der Adel, mit Ausnahme der alten Damen, auch nicht mehr ſo fromm, daß er ſich über ſolche Zurückſetzung gegrämt hatte, ſo wie überhaupt der Fanatismus hier faſt ganz verſchwunden und Indifferenz an deſſen Stelle getreten iſt, was faſt ſchlimmer ſeyn möchte. Einer der Engel recitirte als Anſpielung darauf folgenden Reim am Eingange der Kirche:

Prema a cruel impiedade,
Atterre-se, o Fanatismo,

Digitized by Google

Pois empéra em nossas almas
Santa lei do Christianismo. *

Nach dieſen Ceremonien leerte ſich die Kirche und das Volk verlief ſich in langem Zuge den Berg hinab, worauf bald die Majeſtäten, der Hof und die vornehmere Welt auf muthigen Roſſen, gedultigen Eſeln und boshaften Maulthieren folgten. — Jetzt galt es, vollends die Vorkehrungen zum Feſte am folgenden Tage zu treffen, und es iſt ein Zeichen der Zeit, daß der Erzbiſchof den Obriſten Eſchwege, der Proteſtant iſt, erſuchte, dieſes Geſchäft zu leiten. Da war denn noch ein Gerüſte für das Muſikcorps zu erbauen; der ſeit vielen Jahren nicht gebrauchten und wurmſtichigen Kanzel, die ein frommer Hieronymit im Jahr 1708 aus Brettern hatte zimmern laſſen, mußte Haltbarkeit gegeben werden, um den großen, corpulenten Erzbiſchof tragen zu können; der Altar war mit Leuchtern und Blumen zu ſchmücken, S. José, der auf einem Nebenaltare ſteht, mußte neue Beinkleider haben, und die Roſſa Senhora da Pena, der der Zugwind der luftigen Kirche die Haare zerzauſt, friſirt werden. Eine Menge arm-, bein- und ſelbſt kopfloſer Heiligen, die zerſtreut auf freiſtehenden Altären und in Nischen zwiſchen Felſen der Witterung wohl Jahrhunderte lang ausgeſetzt geweſen, und nunmehr, damit ſie nicht ganz zu Vogelſcheuchen würden, in der Kirche aufgeſtellt waren, ſollten bei Seite geſchafft werden. Aber wie? auch ein verſtümmelter Heiliger iſt für das Volk immer ein Heiliger. Der Erzbiſchof rieth, denſelben ein ehrliches Begräbniß in einer der Grüfte angedeihen zu laſſen, wo die dahingeſchiedenen Mönche modern, aber ohne Zuziehung irgend eines katholiſchen Laien. Einzig der Pfarrer von S. Pedro wurde in das Geheimniß eingeweiht, ſo wie ein anderer proteſtantiſcher Deutſcher auf Pena, und am folgenden Morgen waren wie durch ein Wunder alle die verſtümmelten Geſtalten verſchwunden. — Wer hätte dis zum Jahr 1810 ſo etwas wagen können? Ewiges Gefängniß durch die Inquiſition wäre wenigſtens die Folge geweſen, wo nicht der Feuertod in einem öffentlichen Auto da fé, und der Biſchof, der den Rath gegeben, wäre ſelbſt der heimliche Angeber geworden; der Rath wäre damals eine Falle geweſen, um Ungläubige aufzuſpüren und auf die Folter zu bringen. Jetzt war dieß Alles nicht mehr zu fürchten; man glaubt ſogar nicht mehr an die Entheiligung einer Kirche durch den Eintritt eines Ketzers in dieſelbe, wie es noch vor zwanzig Jahren der Fall war, wo ein Proteſtant, wenn er mit einer Portugieſin ſich verheirathete, nicht vor den Altar treten durfte, ſondern in der Kirchthüre ſtehen bleiben mußte. Im Katechismus für den Religionsunterricht ſtand noch die Frage: „ſind Proteſtanten auch Chriſten?“ Die Frage wurde zwar mit Ja beantwortet, allein es hieß darauf: „nur dem Namen nach, denn ſie ſind in ſolchen Irrthümern befangen, daß ſie nie der Gnade Gottes theilhaftig werden können.“ — Die Schilderung des Obriſten v. Eſchwege, wie er in der Mitternachtsſtunde mit ſeinem Landsmann und dem dürren Pfarrer von S. Pedro, dem gar nicht wohl zu Muthe war, die Mönchsgräber erbricht und zu den grinſenden Skeletten die ſteinernen Heiligen bettet, gäbe Stoff zu einem effektreichen Nachtſtück. Wir verweilen aber nicht länger dabei und wenden uns zum Feſte des folgenden Tages.

Bald nach Sonnenaufgang ſtellten ſich die willkommenen Vorläufer des Feſtes ein, die allzeit fertigen Garköche, mit drei Steinen als Herd, einem Topf darauf und einem Brazeiro zum Braten der Sardinhas; die Viktualienhändler mit ihren ſüßen Krapfen und Paſtetchen, die Früchteverkäufer mit ihren prächtigen Trauben, Birnen und Melonen, die wie dreißig- und vierzigpfündige Kanonenkugeln und Bomben in großen pyramidalen Haufen über einander geſchichtet werden; dann die Wein- und Limonadeſchenken, die ſich zunächſt der Straße lagerten, um die Lechzenden ſogleich mit einem Trunke zu erquicken. Erſtere zapfen aus einem Faß oder dem leichter transportablen Schlauche, einige irdene Näpfchen dienen als Trinkgeſchirre; der Limonadeſchenke aber hat ſein Tiſchchen mit gefüllten Gläſern des dunkelgelben Getränkes vor ſich ſtehen, und aus einer großen Blechkanne werden die geleerten immer wieder neu gefüllt. Dieſe ambulirenden Volksreſtaurateurs richteten ſich zwiſchen den Felſen ein, wo ſie gegen den gerade an dieſem Tage heftigen Sturmwind Schutz fanden. Und ſie beſonders veranlaßten die verſchiedenartige, maleriſche Gruppirung des Volkes am ſteilen Abhange des Schloßbergs, Gruppen, die vorzüglich durch die grellen, lebendigen Farben, worin ſich das weibliche Landvolk kleidet, einem ſehr angenehm entgegen treten, und die in dieſem Jahre einen ganz beſondern Reiz dadurch erhielten, daß ſie oft ganz und gar in dicken Nebel gehüllt und dann wieder vom hellſten Sonnenſchein beleuchtet wurden.

Immer dichter wurden die Schaaren der bergan ziehenden Wallfahrer; Anfangs lauter gemeines Volk, aber nicht lange, ſo erſchien auch die Fidalgia, die Geiſtlichkeit, endlich der Hof, worauf die Ceremonien ihren Anfang nahmen. Ich gehe darüber weg und werfe nur noch einen Blick auf den Schluß des Feſtes, der mir Gelegenheit geben wird, auf einige Seiten des Volkscharakters aufmerkſam zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

---

* Zittere furchtbarer Unglaube, weg mit dir, Fanatismus! In unſern Seelen herrſche nur die ſanfte Lehre des Chriſtenthums.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, August.

Ereignisse der letzten Zeit.

Ich bin durch längere Abwesenheit genöthigt worden, meine Briefe zu unterbrechen, und wenn ich nicht eine Lücke in meinen Relationen bestehen lassen will, so muß ich mich schon entschließen, mit einem Blicke auf die ereignißreiche jüngste Vergangenheit von Dingen zu sprechen, die ich zum Theil nicht mit eigenen Augen gesehen. Ereignißreich war die Zeit: wir haben eine liebreiche und wohlwollende Königin in das Grab gelegt; wir haben an Braunschweig einen Verbündeten unserer Separatzollvereins nun definitiv verloren; wir haben den Versuch gesehen, das neue Verfassungsgesetz in faktische Anerkennung zu bringen, haben demzufolge Wahlen vom ganzen Lande, dann den Anfang und bald darauf das Ende eines Landtags — des ersten nach den Vorschriften des neuen Grundgesetzes — erlebt. Wir haben das alte Schatzkollegium wieder in's Leben gerufen und die Kassenanweisung wieder eintreten lassen. Wir haben ferner den Anfang und das Ende einer Kriminaluntersuchung gegen den muthigen Vorkämpfer in unserer Verfassungssache — Stüve — gesehen, und eine Entscheidung vom Staatsrathe (dessen Einrichtung, dem neuen Grundgesetze zufolge, lediglich dem Könige überlassen ist) erhalten, wodurch der merkwürdige Prozeß der Göttinger Sieben der Cognition der Landesgerichte entzogen ist. Wir haben ferner eine fulminante Proklamation des Königs gehabt, die gewiß mit unter die Ereignisse zählt, und eben in den letzten Tagen einen Richterspruch erfahren, dem die Hannoveraner seit zwei Jahren mit Spannung entgegen gesehen hatten, nämlich das Urtheil in der hiesigen Magistratssache. Endlich haben wir noch, damit auch das Kunsttreiben dem öffentlichen nicht ganz nachstehe, den langjährigen Direktor des hiesigen Theaters, Herrn von Holbein, dem Wiener Burgtheater abgetreten, und an seiner Statt dem Herrn von Perglas die artistische Führung unserer Bühne übergeben. — Werfen Sie mit mir einen Blick auf diese Kette von Mißgeschicken und geben Sie mir nicht Unrecht, wenn ich meine, mehr Ungemach könne ein Land in kurzen vier Monaten nicht treffen. Wollte ich einen Vortrag halten, wie er sich zu meinem Zwecke schickt, ich müßte ein entrüstetes Klagelied anstimmen; denn in so grellen Widerspruch darf ich gegen die Proklamation des Königs doch nicht treten, daß ich den Sieg der ständischen Opposition als ein Fremdens fest feierte.

Ich widme ein achtungsvolles Wort dem Andenken der entschlafenen Königin, die das Land, das ihre Wiege war und jetzt ihre Grabstätte ist, mit Hingebung liebte, die ihm Gutes erwies, so viel sie vermochte, die Schimmes von ihm abzuwenden strebte, die ihm eine mütterliche Königin war. — Dem Kampf der Presse über das Recht oder Unrecht der ständischen Opposition will ich mich nicht anschließen. Gesetzgeberische Ereignisse betämpft die Gegenwart mit Hitze, die Zukunft entscheidet; sie wird auch hier entscheiden. Die Opposition, bestehend in den vom Lande gewählten Deputirten, hat dadurch gesiegt, daß sie die Mehrheit bildete. Sie erklärte auf dem Landtage, daß sie inkompetent sey, zur Gesetzgebung mitzuwirken und Steuern zu verwilligen. Es gab eine höhere Instanz, an welche die Regierung appelliren konnte: das Land. Zu diesem Ende mußte die Ständeversammlung aufgelöst und das Land durch neue Wahlausschreiben um Entscheidung der Frage aufgefordert werden, ob es vertreten seyn wolle, wie es auf dem letzten Landtage vertreten war. Der König hat aufgelöst, aber nicht in jenem konstitutionellen Sinne, sondern weil der erste Juli, der Anfang des neuen Rechnungsjahres, nahe war, und weil es kein anderes verfassungsmäßiges Mittel zur Forterhebung der bisherigen Steuern mehr gab, als die Auflösung der Stände. Die Berufung an das Land ist dann nachgeholt in der erwähnten Proklamation, aber nicht in der Art, daß man erwarten könnte, die Regierung werde nun das Resultat der nächsten Wahlen den Ausschlag geben lassen. Denn die Proklamation stellt geradezu in Abrede, daß die Opposition in der Majorität des Landes beruhe; sie findet dieselbe vielmehr nur in einigen verführerischen Aposteln, und ist glaube, wenn das Land noch zehnmal so wählt, wie es zum letzten Landtage gewählt hatte, so wird man darauf doch keine andere Lehre nehmen, als die, daß es sich vortrefflich ohne Stände regieren lasse. — Der Magistrat der Residenz, wegen seiner bekannten an den deutschen Bund gerichteten Beschwerden vom Könige des Verrrathens der beleidigten Majestät, der Verläumdung der höchsten Staatsbeamten und der allgemeinen Ständeversammlung und vieler anderer Verbrechen angeklagt, ist am 25sten dies durch die hiesige Justizkanzlei verurtheilt worden, aber nicht wegen der von klagender Seite ihm zur Last gelegten Verbrechen, sondern nur wegen der in einigen Ausdrücken liegenden öffentlichen Injurien. Die Strafansätze sind bekannt, obenzu daß die Strafe als Kriminalstrafe bezeichnet ist. Dieß letztere ist zu bedauern, weil es eine Anzahl intelligenter Männer und gerade die, die mit den Verhältnissen der Hauptstadt vermöge ihres Amtes am innigsten vertraut sind, für immer von der allgemeinen Ständeversammlung ausschließt, zu der Niemand gewählt werden kann, der von einer gegen ihn eingeleiteten Kriminaluntersuchung nicht gänzlich freigesprochen ist.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 245:
Die Liebe und die Eifersucht.

Charade.

1. 2.

Uns lenkt die Liebe, wie Schiller spricht,
Doch sieht du unsre Bewegung nicht;
An unsern verschiedenen Thorflügeln
Gewahrst du von Holzschritt keine Spuren;
Sie bilden seit alter, alter Zeit
Die alten Winkel noch weit und breit.

3. 4.

Ich schmücke die Reden, ich adle den Wein,
Ein todtes Kind, doch nicht gern allein.
Mit meinen Schwestern in Lust verbunden;
Mir fehlt der Zeiger, doch zeig' ich Stunden.
Sprech' ohne Mund auch, doch deutlich nicht,
Als da, wo durch mich die Liebe spricht.

1. 2. 3. 4.

Dem Phöbus heilig und Flora's Kind,
Doch sterblicher, als sie gewöhnlich sind;
Ein halbgebackner, verzierter Kuchen.
Deß Mark die Kinder mit Lust versuchen.
Komm' ich bei Sträußen fast nie zur Wahl;
Als Vergißmeinnicht wär' ich rosigal.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 11. September 1841.

— Jeder span'sche Knecht, stolz wie ein Lord,
Wenn er den lusitan'schen Sklaven sieht.
Der Niedern niedrigsten, fühlt noch den Unterschied.
Byron.

Das Fest der Nossa Senhora da Pena.

(Fortsetzung.)

Nach einem stundenlangen Sermon verließ der Erzbischof die Kanzel. Eine zur Andacht stimmende Predigt, die überhaupt nur selten hier zu Lande vorkommen, war auch diese nicht; allein der Mann Gottes that sein Möglichstes, trotz der erstickenden Hitze, während draußen bei sengenden Sonnenstrahlen ein nordöstlicher Sturmwind wirbelnde Staubwolken unter die Wallfahrer trieb und manche Unordnung unter den Toiletten der Damen anrichtete. In langer Siesta, nach einem reichlichen Mittagsmahl, nebst einer Flasche feurigen Madeiras, suchte der dicke Erzbischof seine verlorenen Kräfte im einsamen, bis jetzt einzig bewohnbaren Zimmer des deutschen Obristen zu restauriren. Nachdem die Majestäten noch die Artillerieslve abgewartet, die mit größtem Effekt und hundertfachen Echos in den Felsbergen wiederhallte, und das Tafeln einiger hundert zerlumpten Gäste von der Terrasse aus mit angesehen, verließen dieselben die Burg, um in Cintra das Mittagsmahl einzunehmen, und ihrem Beispiele folgten alle Herrn und Damen. Alle Zurückgebliebenen sehnten sich nach Ruhe und Nahrung. Für die Geistlichen und die Brüderschaft war besonders gekocht worden; man hatte Tafeln für sie in den halbfertigen untern Zimmern angeordnet; das Volk zerstreute sich im Park und lagerte sich in Gruppen zum mitgebrachten frugalen Mahle, oder um die Marketendertische. Ein großer Theil des jungen Bauernvolks aber trieb sich in den königlichen Zimmern herum, die, so oft man sie auch von ihnen räumte, in Kurzem, trotz der Schildwachen an den Thüren, bald wieder gefüllt waren.

Der Respekt, die Scheu vor fürstlichen Personen, das innere Gefühl von Unterwürfigkeit, vermöge dessen, besonders in deutschen Ländern, jeder in seinen Schranken bleibt, über die er nicht hinauszutreten wagt, ist dem Portugiesen völlig fremd, so sehr er sich, wenn er etwas zu erlangen sucht, oft zur hündischen Kriecherei gegen Vornehmere herabwürdigt. Er strebt stets, sich den Obern kameradschaftlich zu nähern, und die Meisten ertragen eine solche Annäherung, theils aus Höflichkeit, theils aus kluger Vorsicht, weil man nicht weiß, ob ein solcher zudringlicher Mensch nicht einmal in eine Stellung kommt, wo er einem schädlich oder nützlich seyn kann. Ein solches kameradschaftliches Verhältniß, wie man es wohl nennen muß, findet man durch alle Klassen der Staatsdiener, und selbst des Militärs. Außer dem Bureau dünkt sich der Schreiber so gut wie der Minister, er wird sich nicht im geringsten seinetwegen geniren; außer der Front stellt sich der Fahnrich dem Obristen gleich,

Digitized by Google

der Soldat dünkt ſich ſo gut wie der Offizier; und gleiche Verhältniſſe findet man mehr oder weniger auch bei Hof, jedoch gegenwärtig weit weniger als zur Zeit des Königs D. Joao VI., bei dem oft der niedrigſte Diener vom größten Einfluß war, ſo daß vor ihm Alles im Staube kroch. Die meiſten königlichen Diener, bis zum Lakaien herab, begegneten damals mit unverſchämter Vertraulichkeit Jedermann, ſelbſt Perſonen vom höchſten Range, von denen ſie nicht unmittelbar abhängig waren; ſie offerirten ihre Doſen den erſten Staatsbeamten und Generalen, ſie nahmen ganz vertraut Platz neben ihnen und converſirten wie mit ihres Gleichen; und alles dieß ließ man ſich nicht nur gefallen, ſondern Viele fanden ſich auch dadurch geehrt, wenn es ein Liebling des Königs war, der ſich zu ihnen herabließ. Dieſe Günſtlingszeit iſt nun zwar vorüber, die Diener ſind jetzt mehr in ihre Schranken gewieſen, allein ſie können doch nicht laſſen, ſich überall vorzudrängen, wo nicht gerade Alles durch die ſtrengere Hofſitte und Etikette geregelt iſt. Mit den Worten: „Sou criado da Casa“ (ich bin ein Hofdiener; der erſte Kammerherr, wie der niedrigſte Lakai führen den Namen Criado da casa, Diener des Hauſes) oder „pertenco a Familia do Rei“ (ich gehöre zum Hauſe des Königs), ſchieben ſie alle Schildwachen bei Seite. Und ſo geſchieht es denn, daß die königliche Familie bei Gelegenheiten, wie das Feſt auf der Burg Pena, wenn ſie glaubt, mit einigen Auserleſenen oder dem dienſtthuenden Perſonale in ihren Zimmern oder auf der Terraſſe allein zu ſeyn, mit einem Male von Menſchen der verſchiedenartigſten Klaſſen ſich umgeben ſieht. Die Schildwache erhält die Ordre, Niemanden einzulaſſen; da kommt aber der Herzog, der Marquis, der Conde, der Viscounde, der Baron mit ihrer zahlreichen Familie und treten ganz ohne Umſtände ein, weil ſie es als ein Recht anſehen, neben der königlichen Familie ſtehen zu dürfen. Die Schildwache wagt nicht, ſich zu widerſetzen, und Zimmer und Terraſſen füllen ſich dadurch ſchon anſehnlich. Wo aber die Fidalgis ſtehen kann, wovon ein großer Theil ſich Criados da casa nennt, da glauben die andern Klaſſen von Criados auch ſtehen und auch einige Freunde mit einſchmuggeln zu dürfen, und ſo füllen ſich die Räume immer mehr; die Schildwache hält es bald für überflüſſig, noch irgend Jemand abzuweiſen, Bauern und Bauerinnen drängen ſich ebenfalls zu; und ſo hat man denn das momentane Schauſpiel allgemeiner Gleichheit. In derſelben Linie ſieht im königlichen Palaſte die Bauerfrau neben der Königin, der Ackerknecht mit bedecktem Haupte beim Könige, um über die Baluſtrade hinaus auf das Volksgewühl zu ſchauen.

(Schluß folgt.)

Die Eroberung der Inſel Capri.

(Fortſetzung.)

Es befand ſich in einer Bucht, am Fuße des Forts Sainte Barbe, eine Stelle, wo die Granitmauer nur vierzig bis fünf-und-vierzig Fuß hoch war. Ueber dieſer marmorglatten Mauer erhob ſich ein ſo abſchüſſiger Abſatz, daß auf den erſten Blick Niemand auf den Einfall gekommen wäre, Menſchen könnten ihn beſteigen. Ueber dieſem Abſatz in der Höhe von fünfhundert Fuß am Felſen befand ſich eine Art von Schlucht, und noch weitere zwölfhundert Fuß höher das Fort Sainte Barbe, deſſen Batterien den Abſturz beſtrichen, doch über die Schlucht hinweg, in welche die Kugeln nicht gelangen konnten.

Lamarque machte vor der Bucht Halt und berief den Generaladjutanten Thomas und den Eskadronschef Livron. Dieſe drei hielten einen Augenblick Kriegsrath, dann forderten ſie die Sturmleitern. — Man richtete die erſte Leiter gegen den Felſen auf: ſie erreichte kaum ein Drittel ſeiner Höhe; man fügte eine zweite Leiter an die erſte, verband ſie mit Stricken und richtete beide von Neuem auf; aber es fehlten immer noch zwölf bis fünfzehn Fuß bis zum Abſatz. Man nahm eine dritte und befeſtigte ſie mit derſelben Vorſicht an die beiden andern, dann maß man die Höhe wieder. Jetzt berührten die letzten Sproſſen den Rand der Mauer. Die Engländer ſahen allen dieſen Vorbereitungen mit dummen Geſichtern zu, worauf geſchrieben ſtand, daß ihnen ein ſolches Wageſtück toll vorkomme. Die Soldaten aber blickten einander mit einem Lacheln an, das hieß: Gut, es wird alſogleich hitzig hergehen.

Ein Soldat ſetzte den Fuß auf die Leiter. „Du haſt gewaltige Eile!“ rief General Lamarque ihm zu, zog ihn weg und nahm ſeinen Platz ein; die ganze Mannſchaft klatſchte Beifall. General Lamarque ſtieg zuerſt hinauf, und die Bemannung ſeines Fahrzeugs folgte ihm. Sechs Mann hielten den Fuß der Leiter, welche bei jeder Welle ſchwankte, die das Meer gegen den Felſen warf. Die Leiter glich einer ungeheuern Schlange, welche gegen die Mauer ihre Wellenringe emporrichtete. — So lange die ſeltſamen Kletterer den Abſatz nicht erreicht hatten, waren ſie gegen das Feuer der Engländer durch die ſenkrechte Lage der Mauer ſelbſt geſchützt; aber kaum hatte General Lamarque den Rand der Felſenmauer erreicht, ſo brachen Kleingewehrfeuer und Kanonen gleichzeitig los. Von den fünfzehn Erſten, die ankamen, ſtürzten zehn zurück in's Meer. An ihre Stelle traten zwanzig andere, dann vierzig, dann hundert. Die Engländer hatten wohl eine Bewegung gemacht, ſie mit

Digitized by Google

dem Bajonett zurückzuwerfen; aber der Absatz, den die Stürmer erkletterten, war so abschüssig, daß sie sich nicht herunter wagten. Die Folge war, daß General Lamarque und ein hundert Mann mitten unter einem Hagel von Kartätschen und Gewehrkugeln die Schlucht erreichten und hier, geschützt wie hinter einer Brustwehr, ein Peloton bildeten. Jetzt griffen die Engländer sie an, um sie zu vertreiben; aber sie wurden mit solchem Gewehrfeuer empfangen, daß sie sich in Unordnung zurückzogen. Indessen ging das Klettern fort, und schon hatten gegen fünfhundert Mann Fuß gefaßt.

Es war vier und ein halb Uhr Abends. General Lamarque ließ jetzt keine weitere Mannschaft mehr heraufsteigen; er war stark genug, um sich halten zu können, wo er war, und erschreckt von den Verheerungen, welche die Artillerie und das Gewehrfeuer unter seinen Leuten anrichteten, wollte er die Nacht abwarten, um die gefahrvolle Landung zu Ende zu bringen. Der Befehl wurde durch den Generaladjutanten Thomas überbracht, welcher zum zweitenmale den Absatz unter dem feindlichen Feuer überschritt, gegen alle Erwartung die Leiter ohne einen Unfall erreichte und zur Flotille hinabstieg, deren Commando er übernahm und die er in der kleinen Bucht in volle Sicherheit brachte.

Jetzt richtete der Feind alle seine Kräfte gegen den kleinen in der Schlucht aufgestellten Trupp. Fünfmal brachen sich dreizehn- bis vierzehnhundert Engländer gegen Lamarque und seine fünfhundert Mann. Darüber kam die Nacht und der Zeitpunkt, wo die Mannschaft vollends heraufsteigen sollte. Diesmal ging es, wie General Lamarque vorausgesehen, leichter von statten als das erstemal. Die Engländer schossen wohl fort, aber die Dunkelheit verhinderte sie, sicher zu zielen. Zur Verwunderung der Soldaten stieg diesmal der Generaladjutant Thomas zuletzt herauf; aber man erfuhr bald warum: als er oben war, stürzte er die Leiter hinter sich hinab; alsbald suchten auch die Fahrzeuge das Weite, Neapel zu. Lamarque hatte sich den Rückzug abgeschnitten, um sich den Sieg zu sichern.

Die beiden Heere befanden sich in gleicher Anzahl; denn die Stürmer hatten ungefähr dreihundert Mann verloren; auch zögerte Lamarque nicht, stellte die kleine Armee so still als möglich in Schlachtordnung und ging gerade auf den Feind los, ohne zu gestatten, daß ein einziger Flintenschuß dem englischen Feuer antwortete. — Man stieß auf einander, die Bajonette kreuzten sich, man faßte sich Mann für Mann; die Kanonen des Forts schwiegen, denn Franzosen und Engländer waren so vermengt, daß man auf die einen nicht schießen konnte, ohne auch die andern zu treffen. Das Handgemenge dauerte drei Stunden; so lange stieß man sich mit sicherem Ziele nieder. Am Ende der drei Stunden war der englische Obrist Hausell getödtet und fünfhundert Engländer mit ihm gefallen, der Rest umzingelt. Ein ganzes Regiment ergab sich; es hieß Royal-Malte. Neunhundert Mann wurden von eilfhunderten zu Gefangenen gemacht. Man entwaffnete sie und warf ihre Säbel und Flinten in's Meer; dreihundert Mann blieben zurück, sie zu bewachen; die übrigen achthundert marschirten gegen das Fort. — Diesmal hatte man sogar keine Leitern. Glücklicherweise waren die Mauern niedrig: die Belagerer stiegen einander auf die Schultern. Nach einer Vertheidigung von zwei Stunden war das Fort genommen; man brachte die Gefangenen hin und schloß sie daselbst ein.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hirschberg, Juli.

Ansichten der Sudeten.

Von Löwenberg an bis hinauf zu den Quellen der Oder zieht sich der romantische Gebirgszug, den ich Ihnen jetzt mit seinen Schönheiten und Merkwürdigkeiten vor die Augen führen will. Weitsach ist er von Reisenden aller Art durchreist und durchwandert, auch oft genug beschrieben worden. Aber er bietet der Scenen so viele, daß jeder neue Beobachter immer noch deren findet, die gar nicht, oder doch nicht so aufgefaßt worden, wie er sie auffaßt. — Wie ein kolossaler Wegweiser nach den Sudeten steht für den, der aus Westen kommt, die Landskrone bei Görlitz da. Von ihrem Gipfel herab übersieht er im duftigen Blau den langen, von Nordwest nach Südost hin sich streckenden Zug, dessen Haupt und Heerführer die Schneekoppe ist. Bei Lauban angelangt, betritt er die ersten Ausläufer desselben. Charakteristisch wird die Gegend, charakteristisch werden ihre Bewohner. Das eigenthümliche Wesen und Thun aller Gebirgsleute tritt unverkennbar bei letztern hervor. Wie eine Erwartung erregende Skizze sind die Berggruppen und Züge, die bei Löwenberg anfangen und sich nach Lauban hin ziehen. Der Bober durchrauscht sie, dieser patriotischste, kräftige Fluß, welcher im Jahr 1813 die Feinde des Vaterlandes überwies dem half. Wandert man an ihm hinauf, so hat man zur Linken das Gebiet der Kapbach, die nicht minder Patriotismus gezeigt hat, wie er, die ihm aber dennoch spröde den Rücken kehrt und der Oder zueilt. Herrliche Bilder entrollen sich auf dieser Wanderung vor dem Auge des Beschauers, und bei jedem tritt die Riesenkoppe mit ihrem Haupte und ihren breiten Schultern versöhnend in den Hintergrund. — Ein kräftiger, biederer Menschenschlag wohnt hier, der den Fremden freundlich und gastfrei aufnimmt, und in dessen Accente schon eine gewisse Gradheit und Ehrlichkeit sich ausspricht. Er klingt etwas breit, aber nicht hart, und hat in vielen Lauten ein gewisses Nachklingen und Ziehen, was man dem Hallen und Schallen des Rufens in den Bergen zuschreiben möchte. Die meisten im Hochdeutschen auf „en“ ausgehenden Sylben verwandelt er in a; man sagt hier z. B.

Digitized by Google

statt reden; reda, statt leben: leba, statt helfen: helfa, woraus zugleich hervorgeht, daß man überhaupt meist das e in a verwandelt. In andern Zeitwörtern wird aus dem e ein i; man sagt „gibu" anstatt geben, „fidu" anstatt stehen. Wieder um verwandelt man das a in o, und sagt: fodren, trogen, anch lurg: trohn. Ueberhaupt zieht man die Endsylben häufig zusammen, und sagt statt legen: lehn, statt sehen: sehn, — Im häuslichen Leben findet man beim Volke noch viele alte lobenswerthe Sitten. So ist es z. B. bei den Evangelischen noch meistens gebräuchlich, daß diejenigen Familienmitglieder, welche nicht in die Kirche gehen, sich zu Hause eine Predigt oder ein Kapitel aus der Bibel vorlesen und sodann ein Lied singen, also eine förmliche häusliche Andacht halten. — Die eigenthümliche Tracht des Landvolkes findet man fast nur noch bei den Alten; die Jugend läßt sich von Schwindel der neuen Moden fortreißen, die aber hier gewöhnlich, da sie nur nachgeäfft werden und immer viele Jahre zu spät kommen, ein wenig karrikirt erscheinen. Soll ich ein Bild der ganz alten Landestracht, wie man sie aber nur noch selten findet, zeichnen, so ist es folgendes. Der Mann trägt ein kurzes, bis über die halben Lenden hinabgehendes Kamisol, meist von blauer Farbe, darunter eine Weste, die weit über den Unterleib hinabreicht, kurze Beinkleider, die Strümpfe oft tief über die Knie herüber gezogen. Schuhe mit Schnallen, die bei Wohlhabenden von Silber sind. Den Kopf bedeckt ein Hut mit einer Krempe von mittlerer Breite und niedriger Kuppe. Zum Sonntagsstaat aber gehört ein dreieckstücher. Das Halstuch ist schmal und fest gebunden. Das nun das Kamisol einen niedrigen Kragen hat, so steht der Hals frei und steif. Aus der Weste sticht eine kleine feine Hemdbrause heraus. In der Hand führt man ein spanisches Rohr, mit einem Absatze, mit Quaste und silbernem Knopf. Die Frau trägt eine mit Bändern und Spitzen dreieckte Haube von der scheidener Größe, gewöhnlicher aber ist eine Kappe mit einer Schneppe, unten mit Spitzen und oben mit Silber oder Gold besetzt; am Halse einen Dukaten, der gewöhnlich mit einer goldenen Traube oder Schleife geziert ist. Eine Krause von feinem Zeuge schmückt den Hals und diese liegt knapp an; ist mit Fischbein durchzogen, damit sie desto brauer sitzt, oben und unten besetzbelt. Vorn und hinten geht sie in einer Schneppe bis über die Hüften. Der Rock ist gewöhnlich von gleichem Zeuge, mit vielen Falten versehen und paufirt breit und weit um sich, weil man unter ihm noch eine Anzahl anderer trägt. Solche Bilder sieht man nur noch sehr selten; aber noch vor 40 Jahren war dies die Tracht des sämmtlichen Landvolks dieser Gegenden.

In der Nähe von Hirschberg öffnet sich ein herrliches Panorama. Die Natur hat hier alle ihre Reize ausgeschüttet, und wer noch hierher kam, war von der Gegend bezaubert. Seume setzte sie gar der von Neapel gleich. Welche Anziehungskraft sie haben muß, das sehen wir ja daraus, daß die Glieder des preußischen und russischen Regentenhauses so oft hierher zurückkehren und sich so wohl fühlen. In den herrlichsten Linien stehen die kleinen und großen Berge geordnet da, die ersten mit Landschlössen bekrönt, die andern in ihrer Riesengröße mit Duft bekleidet. Um sie her dreht sich ein liebliches Thal aus, das überall mit freundlichen Wohnungen und schönen Gebäuden besäet ist. Da und dort liegt blendender Schnee auf den grünen Matten; es ist der Schleier und die Leinwand, die, in der Gegend geworben, hier ge bleicht werden. Die Luft ist rein und erfrischend, und den Menschen sieht man die Lebenslust auf das Gesicht gepräßt.

(Schluß folgt.)

Hannover, August.

(Schluß.)

Theater.

Im Uebrigen enthalten die Entscheidungsgründe nichts, was den Magistrat als besonders strafbar erscheinen ließe. Vielmehr erkennen dieselben an, daß die Angeschuldigten, wenn sie behauptet, daß moralischer Zwang und Drohungen aller Art gegen die Wähler angewendet worden, nach Ergebniß der deßhalb angestellten Verhöre leider nur eine traurige Wahrheit gesagt haben, daß von Beleidigung der Majestät sich überall keine Spur finde und daß das Vergehen der Verläumdung ihnen durchaus nicht zur Last falle. Dennoch finden sie man, daß der Magistrat sich kein anderes Vergehen zu Schulden hat kommen lassen, als daß er einige in der sonst verlegnde Ausdrücke gebraucht hat. Das ist zu entschuldigen, wenn man die Stimmung bedenkt, in welcher die Vertreter der Städte damals, angeregt, sich entschließen mußten, die Hülfe des deutschen Bundes anzurufen. Die sämmtlichen Mitglieder des Magistrats werden, so viel man bis jetzt vernimmt, keine Rechtsmittel gegen das Erkenntniß einlegen; aber man glaubt, daß das Kabinet schwerlich damit zufrieden sein werde. In diesem Falle steht demselben der Weg an den Kriminalsenat in Celle offen.

Die Wiedereröffnung des Theaters nach dritthalbmonatlicher Unterbrechung erfolgte am 25ten dieses Monats. Ich erwähnte schon im Eingang meines Briefes, daß Herr von Perglaß, bisher Schauspieler und technischer Direktor am Breslauer Theater, zum Direktor an die Stelle des abgegangenen Herrn von Holbein ernannt sey. v. Perglaß stammt von der altrussischen Familie Perglaß-Waterford, und dieser Name machte Wirkung auf unsern, aus englischem Blute entsprossenen König, als ihm die Liste der Kandidaten zur Direktorstelle vorgelegt wurde, v. Perglaß hat hier einen sehr schweren Stand: er kann nicht selbstständig wirken, sondern ist abhängig vom Hofe. Dieser muß er es natürlich zuerst recht machen, und dem Publikum muß er auch genügen; Publikum und Hof haben aber oft ganz verschiedene Wünsche. Wenn er sich glücklich aus diesem Dilemma gezogen hat, so muß er die widerstrebenden Elemente unter den Schauspielern versöhnen und persönlich den Kampf gegen einige Mitglieder bestehen, die, älter an Jahren als er und länger bei der hiesigen Bühne, ihm gerne trotzen werden. Gibt der neue Direktor nach, so ist er verloren, behauptet er sich mit Kraft gegen sie, so hat er Feinde und findet keine Unterstützung, wenigstens keine freundliche und zuvorkommende, bei dem Schauspielern, ohne die er doch keine Stücke geben kann. Dennoch muß er die letztere Partie ergreifen, denn Müde und Nachsicht enden unter Umständen wie hier selten Dank. Zu dem Allen kommt noch, daß v. Perglaß vorläufig nur auf ein Jahr engagirt ist, daß folglich von diesem einen Jahre seine Zukunft abhängt, nicht hier allein, sondern überall, und daß er nun in diesem kurzen Zeitraume sich bewähren soll, ohne Mittel dazu vorzufinden. Der neue Direktor findet vielmehr ein ganz deteriorirtes Theater: Oper und Schauspiel haben vorzügliche Stützen verloren; die Memplas ganz treffen nicht einmal pünktlich ein, einige werden ganz wortbrüchig. So beginnt die Oper ohne erste und zweite Sängerin, und in dieser Noth muß man zu lauter Gasts spielen seine Zuflucht nehmen. Auch Gäste von Bedeutung sind spröde. Es ist kein beneidenswerthes Loos, jetzt Theaterdirektor in Hannover zu sein. Ich wünsche Herrn von Perglaß wenigstens milde Richter.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 27.

Sonnabend, 11. September 1841.

[370] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Molière's

sämmtliche Werke.

Uebersetzt

von

L. Braunfels, F. Demmler, E. Duller, W. v. Lüdemann, M. Runkel, H. Viehoff, E. Weiden, O. L. B. Wolff, L. Lax u. A.

Herausgegeben

von

LOUIS LAX.

Zweite Ausgabe in Einem Bande.

Lexikon-Format, auf feinstem Velinpapier (gleich Schiller's und Goethe's Werken)

mit einem schönen Portrait Molière's in Stahlstich.

Erste Lieferung. Preis 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

Sämmtliche Werke erscheinen in drei Lieferungen, wovon die dritte und letzte noch vor Ende dieses Jahres in den Händen der Abnehmer seyn wird; das Ganze wird daher nur zwei und einen halben Thaler kosten.

☞ Von der ersten Ausgabe sind auch noch wenige Exemplare in 5 Bänden Taschen-Format vorräthig, welche nunmehr ebenfalls zu dem billigen Preise von 2½ Thlr. oder 4 fl. 30 kr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

---

[247] Zu Unterzeichnetem ist erschienen und versandt worden:

Das nationale System

der

politischen Oekonomie.

Erster Band.

Der internationale Handel,

die Handelspolitik

und

der deutsche Zollverein.

Von

Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

„ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosen Cosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte

Digitized by Google

und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Oekonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Oekonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publikum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfasser hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen auticipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der produktiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Konföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Thätigkeit. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufakturkraft. — Die Donane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Oekonomie der deutschen Nation insbesondere. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, September 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[363] In meinem Verlage sind nachfolgende neue Musikalien erschienen:

Köhner, Kapellmeister, Diana-Walzer für Pianoforte. 10 Gr. oder 45 kr.

— — Helenen-Walzer für Pianoforte. 45 kr.

— — Carolinen-Walzer für Pianoforte. 45 kr.

Kunkel, Fr. J., Rector und Musiklehrer am Seminar in Benshein, der 13ste Psalm, für Sopran, Tenor und Bass, mit Orgelbegleitung. Eine vom deutschen Nationalverein für Musik öffentlich belobte Preiscomposition. 2 fl. 6 kr.

— — 8 Gedichte von Chamisso für 4 Männerstimmen. 54 kr.

Lachner, Vinz., 3 Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Nr 1. Erinnerung. Nr. 2. Liebesbotschaft. Nr. 3. Ewig Du. 1 fl. 12 kr.

Mangold, C. A., Musikdirektor, 12 vierstimmige Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Bass, mit und ohne Begleitung. 1stes Heft: Schön ist das Fest des Lenzes; Sonne rief der Rose; Dichterfrühling; Clavierauszug u. Stimmen 1 fl. 48 kr.; Stimmen 36 kr.

— — Stelldichein, für Tenor oder Sopran. 36 kr.

— — — desgleichen für Bariton oder Alt. 8 Gr. oder 36 kr.

— — Die Thräne; Sehnsucht nach dem Ganges, für Tenor oder Sopran. 54 kr.

— — — desgleichen für Bariton oder Alt. 54 kr.

— — — Die Bergstimme; die marmorblasse Maid, für Tenor oder Sopran. 1 fl. 6 kr.

— — — desgleichen für Bariton oder Alt. 1 fl. 6 kr.

Schlösser, L., Concertmeister, Sehnsucht nach Italien, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 54 kr.

Thurn, C., 8 Gesänge ernsten Inhalts für den Männerchor. 36 kr.

Darmstadt, Juli 1841.

L. Pabst.

---

[373] Bei G. Fincke in Berlin ist erschienen:

Münzen und Siegel

der preußischen Städte

Danzig, Elbing, Thorn,

so wie der Herzöge von Pomerellen im Mittelalter,

von **F. A. Voßberg.**

Mit vielen Münz- und Siegel-Abbildungen.

4°. geheftet. 1 Rthlr. 15 Sgr.

---

[324] So eben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Czajkowsky (Michael), Wernyhora, der Seher im Grenzlande. Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1768. Aus dem Polnischen übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Leipzig, im Juli 1841.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

[279] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 3te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1841.

Juli—September.

Inhalt:

Intoleranz und Toleranz. — Das Verhältniß der drei christlichen Confessionen zu einander und zu Deutschland. — Eine Periode der Geschichte unseres Erdballs. — Die dänische Elementarschuleinrichtung. — Deutschland in bewaffnetem Frieden. — Die Geschichte des Bilderstreits. — Eisenbahnen auf Staatskosten mit besonderer Beziehung auf Württemberg. — Der Schutz des Verlagrechts gegen auswärtigen Nachdruck. — Zur Beurtheilung des Handelsvertrags zwischen den Staaten des großen Zollvereins und den Niederlanden. — Tüchtige Fortbildung des Bauernstandes, mit besonderer Rücksicht auf die Errichtung von Ackerbauschulen. — Kurze Notizen.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[377] Am 1. August a. c. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Flora Bonnensis scripserunt J. Jos. Schmitz et Ed. Regel. Praemissa est L. C. Trevirani Prof. Bonn. Comparatio Florae Wratislaviensis et Bonnensis. gr. 8. geh. Preis 2 Thlr.

Lersch, L., Dr., Die Sprachphilosophie der Alten. 3r und letzter Theil. A. u. d. Titel: Die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an der Geschichte ihrer Etymologie. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 4 Gr.
(Alle 3 Theile kosten 4 Thlr.)

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. Chr. Lassen. Vierten Bandes erstes Heft. gr. 8. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Bonn, den 15. August 1841.

H. B. König.

---

[369] **Orientalische Werke in England.**

Die seit ungefähr zwanzig Jahren in England bestehende Asiatische Gesellschaft gibt von Zeit zu Zeit ein Journal *(Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland)* heraus, das viele wichtige und auf dem Continente unbekannte Materialien enthält; aus dieser Gesellschaft ist der *Oriental Translation Fund* hervorgegangen, der bereits 56 in Deutschland selbst dem Titel nach fast unbekannte Werke zu Tage gefördert hat; und kürzlich hat sich noch eine neue Gesellschaft in London gebildet zur Besteitung der Druckunkosten orientalischer Originaltexte. Alle, welche Interesse an der Kunde des Orients nehmen, sind eingeladen, diesen Gesellschaften mitwirkend sich anzuschliessen. Kataloge der von ihnen herausgegebenen Werke mit näherer Auskunft sind bei den Herren *Brockhaus & Arenarius* in Leipzig, die, um diese Werke mehr zu verbreiten, zu Buchhändlern dieser drei Gesellschaften für Deutschland ernannt worden sind, und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes gratis zu erhalten.

---

[367] So eben ist in meinem Verlage erschienen:

Mathilde,

Memoiren einer jungen Frau.

Von

Eugen Sue.

Deutsch von L. v. Alvensleben.

1—4tes Bändchen. Taschenformat. broch. $^2/_3$ Thlr.

☞ Dieser äußerst anziehende Roman des berühmten Verfassers darf in keiner Bibliothek fehlen.

Leipzig, den 15. August 1841.

Otto Wigand.

---

[212] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufzeichnungen

eines

nachgebornen Prinzen

aus der

nachgelassenen französischen Handschrift

übersetzt von

G. G. v. N.

gr. 8. in Umschl. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagsblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Aeußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung

Digitized by Google

und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Verwahren auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachsichtigkeit. 30. Die Gränzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaltracht möglich? 54. Von etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavells vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[366] Im Verlage der Liter.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theorie
des summarischen Prozesses
nach den Grundsätzen des gemeinen deutschen Rechtes mit Ausschluß des Concurs-Prozesses
von
Dr. Hieronymus Bayer,
königl. bayr. Hofrath und öffentl. ordentlichem Professor der Rechte an der Ludwigs-Maximilians-Universität zu München.

Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage.
gr. 8. Preis 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 fl. 12 kr. rhein.

Ferner:

Vorträge
über den gemeinen, ordentlichen Civilprozeß, mit Beziehung auf Martin's Lehrbuch
von
Dr. Hieronymus Bayer.
Siebente verbesserte Auflage.
gr. 8. Preis 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr. rhein.

Von demselben Verfasser

Theorie des Concursprozesses

erscheint in demselben Verlage eine neue (die zweite) Auflage in einigen Monaten.

---

[368] **Vortheilhaftes Anerbieten.**

Die in unserm Verlage erschienenen neuen Romane, derer in den meisten belletristischen Zeitschriften lobend gedacht worden, haben wir auf unbestimmte Zeit bedeutend im Preise herabgesetzt.

Verzeichnisse davon sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im August 1841.

Kirchner u. Schwetschke.

---

[345] In der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist eben erschienen und zu finden in allen Buchhandlungen:

Bülau, Prof. **Friedrich**, Darstellung der Europäischen Verfassungen in den seit 1828 darin vorgegangenen Veränderungen. — A. u. d. Titel: Pölitz, das positive Europäische Staatsrecht nach den Verfassungsurkunden dargestellt. Ergänzungsband zu dessen Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit. 4ter Band, 2te Auflage, bearbeitet und von 1828—1841 fortgeführt vom Prof. Bülau. gr. 8. geh. 1841. 1 Thlr.

Cicero, Cato über das Alter. Deutsch herausgegeben mit angefügten Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des höhern Alters von Dr. C. G. Bauer, einem im 76sten Lebens- und 55sten Amtsjahre stehenden Alten. 8. 1841. geh. 10 Gr.

---

[372] Bei uns ist der erste Band erschienen der mit Stahlstichen geschmückten

Werke des heitersten Schriftstellers:

A. F. E. Langbein.

Verehrern des ächt Komischen und Lustigen können wir diese schöne Ausgabe mit vollem Rechte empfehlen.

☞ Der billige Subscriptionspreis von nur 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr. ist auf die große Theilnahme des deutschen Publikums berechnet, welche dieser neuen Auflage nicht fehlen kann.

J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart.

---

[378] Bei **Ludwig Schumann** in Leipzig erscheint nächstens:

I. Supplement
zu Ch. G. Kayser's vollständigem
Bücher-Lexicon,

enthaltend alle von 1833 bis zu Ende des Jahres 1840 in Deutschland und den angrenzenden Ländern gedruckten Bücher. In alphabetischer Folge mit einer vollständigen Uebersicht aller Autoren, der anonymen sowohl als der pseudonymen und genauer Angabe der Kupfer und Karten, der Auflagen und Ausgaben, so wie Berichtigungen und Ergänzungen der ersten 6 Bände.

Weckherlin (A. v.),

Landwirthschaftliche Beschreibung der königlichen Besitzungen Weil, Scharnhausen, Klein-Hohenheim, Monrepos, der Favorite und Achalm ꝛc. Mit 5 Steinabdrücken. 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 13. September 1841.

— Here's a large mouth, indeed,
That spits forth death, and mountains, rocks, and seas.
What cannoneer begot this lusty blood?
He speaks plain cannon, fire, and smoke, and bounce.
Shakespeare.
King John.

Die Eroberung der Insel Capri.

(Schluß.)

Die Menge, welche die Kais, die Fenster und Terrassen von Neapel besetzt hielt, neugierig und sehnsüchtig, war trotz der Nacht geblieben. In der Finsterniß hatte sie dann den Berg aufflammen sehen wie einen Vulkan; doch gegen zwei Uhr Morgens waren die Flammen erloschen, ohne daß man wußte, wer Sieger oder besiegt war. Dann that die Unruhe, was bisher die Neugier; die Menge blieb bis zum Tag. Am Tage wehte auf dem Fort Sainte Barbe die neapolitanische Flagge. Ein ungeheurer Freudenschrei von viermalhunderttausend Menschen erschallte von Sorrent bis Misene, und die Kanonen des Forts Saint-Elme, mit ihrer Stimme von Erz alle diese Menschenstimmen überbrüllend, brachten dem General den ersten Dank seines Königs.

Indeß war die Arbeit nur halb gethan; nachdem man hinaufgestiegen war, mußte man auch wieder herunter, und dieses zweite Geschäft war nicht minder schwierig als das erste. Von allen Fußpfaden, welche von Anacapri nach Capri führten, hatte Hudson Lowe nur eine Treppe übrig gelassen; diese Treppe aber, beständig am Rande von Abgründen, erstreckte ihre vierhundert und achtzig Stufen in halber Schußweite von einer Batterie von zwölf Sechsunddreißigpfündern und zwanzig Kanonierschaluppen. — Allein es war keine Zeit zu verlieren, und dießmal konnte Lamarque die Nacht nicht abwarten; denn am Horizont erschien die ganze englische Flotte, die der Kanonenlärm aus dem Hafen von Ponza hergelockt hatte. Man mußte sich vor ihrer Ankunft des Ufers bemächtigen, sonst warf sie dreimal so viel Menschen auf die Insel, als der General hatte, der gekommen war, sie zu erobern, und der Sieger mußte sich vor so überlegenen Streitkräften in das Fort Sainte Barbe zurückziehen und dort sich ergeben oder Hungers sterben.

Der General ließ hundert Mann Besatzung in dem Fort Sainte Barbe, und wagte mit den tausend übrigen den Marsch abwärts. Es war zehn Uhr Morgens. Lamarque war es unmöglich, dem Feinde etwas zu verbergen; man mußte zu Ende kommen, wie man begonnen, wagehalsig. Er theilte sein kleines Heer in drei Corps, übernahm das Commando des ersten, gab das zweite dem Generaladjutanten Thomas und das dritte dem Eskadronschef Livron; dann, im Sturmschritt und unter Trommelwirbel, fing er an, hinunter zu marschiren.

Es mußte ein schrecklicher Anblick seyn, wie diese Menschenlawine sich die Treppe über den Abgrund herabstürzte, unter einem Feuer von sechzig bis achtzig

Digitized by Google

Kanonen. Zweihundert Mann wurden hinabgestürzt, die vielleicht nur verwundet waren, und im Fall zerschmettert; achthundert kamen unten an und vertheilten sich auf der sogenannten großen Marine. Dort war man vor dem Feuer geschützt; aber noch war so gut als nichts gethan: man mußte Capri, die Hauptfestung, und die Forts St. Michael und St. Salvator nehmen. — Und jetzt, nach dem Werke des Muthes, kam das Werk der Geduld. Vierhundert Mann machten sich an die Arbeit. Vor den Thermen des Tiberius, deren mächtige Ruinen sie gegen die Artillerie der Festung deckten, fingen sie an, einen kleinen Hafen auszugraben, während die vierhundert andern die feindlichen Kanonen hinter ihren Schießscharten fanden, und die einen gegen die Stadt richteten, als Brechebatterien, die andern gegen die Schiffe, welche man, gegen den widrigen Wind kämpfend, ankommen sah.

Der Hafen war gegen zwei Uhr Mittags fertig; und schon sah man von der Spitze des Cops Campanetta her die gestern zurückgeschickten Fahrzeuge mit Lebensmitteln, Munition und Artillerie ankommen. General Lamarque nahm zwölf Vierundzwanzigpfünder; vierhundert Menschen spannten sich daran und zogen sie quer über die Felsen, durch Wege, die sie sich ungesehen vom Feind bahnten, auf den Gipfel des Berges Solaro, welcher die Stadt und die beiden Forts beherrscht. Abends um sechs Uhr waren die zwölf Kanonen in Batterie. Sechzig bis achtzig Mann blieben zu ihrer Bedienung; die übrigen gingen wieder hinunter zu ihren Kameraden. Aber während dieser Zeit geschah ein seltsam Ding. Trotz dem widrigen Winde, war die feindliche Flotte auf Kanonenschußweite angekommen und hatte ihr Feuer begonnen. Sechs Fregatten, fünf Bricks, zwölf Bombarden und sechzehn Kanonierschaluppen belagerten die Belagerer, welche sich gleichzeitig gegen die Flotte vertheidigten und die Stadt angriffen.

Darüber kam die Nacht, man mußte den Kampf einstellen; umsonst guckte Neapel aus all seinen Augen, heute Nacht war der Vulkan erloschen oder er ruhte. — Trotz der See, trotz dem Sturm und gegen den Wind, gelang es den Engländern in der Nacht, zweihundert Kanoniere und fünfhundert Mann Fußvolk auf die Insel zu werfen. Die Belagerten waren somach mehr denn ein Drittel stärker als die Belagerer.

Der Tag kam und mit ihm erwachte die Kanonade zwischen der Flotte und der Küste, zwischen der Küste und dem Lande. Die drei Forts erwiderten nach besten Kräften den Angriff, der vertheilt und so minder gefährlich für sie war, als plötzlich wie ein Sturm über ihren Köpfen losbrach: ein Eisenregen zerschmetterte auf halbe Schußweite die Kanoniere auf ihren Stücken. Das waren die zwölf Vierundzwanzigpfünder, die auf einmal losdonnerten.

In weniger als einer Stunde war das Feuer der drei Forts zum Schweigen gebracht; nach zwei Stunden hatte die Batterie der Küste Breche geschossen. Der General Lamarque ließ hundert Mann zurück, um die Flotte in Respekt zu erhalten, stellte sich an die Spitze der sechshundert übrigen und commandirte Sturm. — In diesem Augenblick ward eine weiße Flagge auf der Festung aufgehißt. Hudson Lowe verlangte zu capituliren. Dreizehnhundert Mann, unterstützt durch eine Flotte von vierzig bis fünf-und-vierzig Segeln, wollten sich an siebenhundert ergeben, und bedungen sich nichts als den Rückzug mit Waffen und Gepäck. Hudson Lowe verlangte überdieß, die Flotte in den Hafen von Ponza zurückzuschicken. Die Capitulation war allzu vortheilhaft, um verweigert zu werden; die neunhundert Gefangene des Forts St. Barbe wurden mit ihren dreizehnhundert Kameraden vereinigt. Mittags verließen die zwei-und-zwanzighundert Mann Hudson Lowe's die Insel und überließen dem General Lamarque und seinen achthundert Soldaten den Platz, die Forts, die Artillerie und die Munition. — Zwölf Jahre später commandirte Hudson Lowe auf einer andern Insel, diesmal nicht als Gouverneur, sondern als Gefangenwärter, und sein Gefangener warf ihm als einen Schimpf, der allen Qualen, die er ihm angethan, die Wage halten sollte, diese schmähliche Uebergabe von Capri in's Gesicht. *

* Aber „zwölf Jahre später" hatte die Nemesis auch Capri längst wieder aus der Liste der französischen Besitzungen gestrichen. A. d. Uebers.

Das Fest der Nossa Senhora da Pena.

(Schluß.)

Die freche Zudringlichkeit, der man, ohne Gewalt anzuwenden, keinen Damm entgegenstellen konnte, ging in diesem Jahre in der That so weit, daß der König nicht mehr Herr in seinem eigenen Hause war, und erst nachdem sich die königliche Familie nebst dem Adel entfernt hatte, gelang es, die wenigen möblirten Zimmer und die Terrasse zu säubern. Allein dieß dauerte nicht lange, denn die Geistlichen, mit Ausnahme des Erzbischofs und des Hofkaplans von Cintra, waren so unverschämt, ihr Mittagsmahl in ein möblirtes Zimmer bringen zu lassen, sich auf den Sophas und Stühlen niederzulassen, die noch nicht einmal vom König eingeweiht worden waren, und im Verlauf des Mahles nach ländlicher Sitte die abgenagten Knochen unter den Tisch

Digitized by Google

zu werfen. In den andern Zimmern ging es nicht weniger toll zu; ein förmlicher Ball wurde da von den Bauernburschen mit ihren Mädchen eröffnet, wobei ich bemerke, daß die alten Volkstänze in der Gegend von Lissabon durch die englischen Contretänze verdrängt sind. Daß die Leute zum Vergnügen tanzen, unterliegt wohl keinem Zweifel, allein dieses Vergnügen äußert sich bei ihnen nicht: sie betreiben den Tanz wie das ernsteste Geschäft; keine fröhliche Miene, kein freudestrahlendes Auge; es ist, als wenn die Menschen nur einzig und allein darauf bedacht wären, ihre Beine und Füße zu ungewöhnlichen Bewegungen und Stellungen nach dem Takt der Musik zu forciren. Zum großen Lobe muß ich dabei noch hinzufügen, daß man unter diesen, nach ihrer Art fröhlichen Menschen auch nicht Einen Betrunkenen sieht, oder Einen, der sich die geringste Unanständigkeit oder auch nur Vertraulichkeit gegen das andere Geschlecht erlaubte, wie es leider so oft bei unsern Volksvergnügungen der Fall ist.

Lauter und lärmender ging es indessen am Tische der Geistlichen zu; die ausgestellten Schildwachen hatten einen Trunk über den Durst gethan, der wachthabende Offizier hatte mit den Klerikern gezecht, und als gegen vier Uhr die Majestäten wieder erschienen, hatte man seine liebe Noth, die Ordnung wieder herzustellen. Der Ruf: Zur Prozession! wirkte aber elektrisch, Spiel und Tanz hatten mit einemmal ein Ende, Alles drängte sich nach dem Vorplatze der Kirche und längs der Straße hinab, um den Zug mit anzusehen. Voraus die Fahnen, Engel und Festeiros, dann der Erzbischof mit der Klerisei, darauf die Nossa Senhora von S. Pedro, die in ihrem vergoldeten Glaskästchen nach Hause getragen wurde. Der König und Marschall Saldanha folgten, statt Zepter und Marschallstab das silberne Stäbchen des kirchlichen Richteramts in den Händen, darauf die Königin und die Infantin Donna Anna (Marquise de Coulé) mit Kammerfrauen zur Seite, die türkische Musik und eine Abtheilung Infanterie, dann die Tausende, welche die Neugierde hergetrieben, in buntem Gewühl. Einzeln waren sie angekommen, gegen dreitausend zogen auf einmal die schöne, sich schlängelnde Bergstraße hinab. Aus der Ferne oder mit blinzelnden Augen betrachtet, glich dieser Zug einer furchtbaren Riesenschlange, welche die Anhöhen hinabkroch. In S. Pedro hatten sich alle Honoratioren und tausend andere Schaulustige aufgestellt, um die Prozession vorbeiziehen zu sehen, und allgemein bewunderte man die Königin, die im achten Monate ihrer Schwangerschaft noch eine halbe Stunde Wegs ohne die geringste Anstrengung zu Fuße zurücklegte, und zwar bei einem so furchtbaren Sturmwinde, daß die Musiker oft mehr Wind von unten in ihre Blasinstrumente bekamen, als sie durch das Mundstück hineinbringen konnten. In S. Pedro dauerten die kirchlichen Feierlichkeiten nur noch kurze Zeit. Indessen war es Nacht geworden; das Feuerwerk auf dem großen Rasen- und Marktplatz von S. Pedro nahm seinen Anfang, Raketen prasselten, Feuerräder zischten, Leuchtkugeln schnellten in die Luft und beleuchteten die Volksmassen, glühende Schlangen fuhren wie toll umher und zündeten manchen Weiberrock an, Kanonenschläge donnerten dazwischen, und das Volk sah lautlos, wie andächtig zu. Die Majestäten standen auf dem Balkon eines benachbarten Hauses, bis eine mächtige Girandole das Fest beschloß.

Wechsel.

Freudvoll athmet' ich auf, heiter umblüht vom Lenz,
Ja, noch schöner beglückt ward ich: du zeigtest mir,
Annahende fromme Liebe,
Das entzückende Huldgesicht.

Harmlos über die Höh'n streiften wir Hand in Hand,
Niemals sah ich des Stroms silbernes Band so hell,
Das grünende Fluren theilend
Die vergoldete Stadt benetzt.

Niemals fand ich so schön Gottes Gefilde noch,
Jung, unsterblich und neu schien die geheime Kraft
Aus üppigen tiefen Quellen
Zu entsprudeln dem Erdenschacht.

Doch urplötzlich zerriß jeglicher Freude Kranz,
Den mir Liebe gepflückt; selbst die Natur, sie schien
Aus ihrem Gesetz zu stürzen
In unendliche Wüstenei.

Botschaft, traurige kam, welche den Vater mir
Todt ankündete. Tief seufzte das Herz; ich sah
Abbrechen im Geist die Brücke,
Die verlorene, hinter mir.

Furchtsam schwankte der Fuß. Näher dem eigenen Tod
Rückt mein sterblicher Bau. Vater, wie liebt' ich dich,
Ach, Vater, du treuer Führer
In dem Leben und auch im Tod!

Denn nun find' ich den Weg leichter der Ewigkeit,
Nicht mehr hält mich so fest irdischen Lenzes Pracht,
Selbst irdische Liebe tröstet
Das erwachende Morgenroth.

J. Minckwitz.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Hirschberg, Juli.

(Schluß.)

Ansichten der Sudeten.

Hirschberg hat sich selbst überlebt. Von seinem ehemals blühenden Handel ist nur noch ein Schatten vorhanden. An den vielen großen Gebäuden sieht man noch den ehemaligen Wohlstand, aber sie gleichen den alten Kleidern eines Heruntergekommenen. Die engen Gassen und der kleine Marktplatz entstellen die sonst hübsche Stadt. — In einem Dreieck sind die drei lieblichen Landsitze Erdmannsdorf, Fischbach und Buchwald gelegen. Ihre Reize haben sie berühmt und bei den hohen Herrschaften, die sich im Sommer hier aufhalten, sehr beliebt gemacht. Fast alles, was das Land an Annehmlichkeiten bietet, ist hier vereinigt. Obgleich mitten im hohen Gebirge, ist das Klima doch nicht allzu rauh. Das Thal ist weit genug, um sich darin nicht beengt und gedrückt zu fühlen, wie das z. B. in vielen Thälern der Hochgebirge im südlichen Deutschland der Fall ist. Form und Stellung der Berge ist malerisch, und wo man nur einen, auch von den niedrigen besteigt, hat man eine der reizendsten Rundsichten. Dazu sind hier Luft und Wasser so rein und erquickend, daß man sich in die heiterste Stimmung versetzt fühlt und für den Genuß aller Schönheiten ringsum empfänglicher wird. Damit aber des Anziehenden aller Art vorhanden sey, läßt die Natur in Warmbrunn eine heiße Quelle sprudeln, die ihre wohlthätigen Kräfte in der Heilung so vieler Tausende seit undenklicher Zeit bewährt hat. Immerfort behauptet dieser Ort den ersten Rang unter den schlesischen Bädern, und er ist den Sommer hindurch gewöhnlich sehr glänzend. Was einen an der innern Einrichtung noch zu wünschen bleibt, das ersetzt das Aeußere vollkommen, und die Gäste kommen kaum dazu, jenes zu fühlen, weil die Umgebungen sie so reichlich entschädigen. Keck schaut die alte Veste Kynast herab auf Warmbrunn. In ihren Ruinen haben sich Restaurants angesiedelt, bei denen man die beim Hinaufsteigen verwandten Kräfte wieder herstellen kann. Von den Zinnen der Burg, auf deren Gesimse die Sage die um Kunigunden freienden Ritter reiten, hinabstürzen, und nur Einen den Preis gewinnen, aber auch verschmähen läßt, hat man eine der lieblichsten Aussichten, auch gewährt das durch Schießen geweckte Echo keinen geringen Genuß.

Wer einmal hierher kommt, der besteigt auch den höchsten Punkt des Riesengebirges, der als Krone des Hauptes der Sudeten zu betrachten ist. Die Schneekoppe deutet mit ihrem Namen schon ihre Höhe an, habe an 6000 Fuß über der Ostsee und unter dem 51 Grade nördlicher Breite behält sie in den Schluchten den Schnee das ganze Jahr hindurch. Ihre Besteigung ist keineswegs allzu beschwerlich, auch können sie die Gemächlichen ohne alle Mühe unternehmen, indem sie sich von dem Fuße derselben wohe nenden Trägern hinaufragen lassen. Auf ihrem Gipfel ist eine Kapelle, die man in unserer Zeit zu einem Hospiz eingerichtet hat, was eine Wohlthat ist, da der launige Nübezahl nur zu gern die Besucher neckt und ihnen, ehe sie es ahnen, ein Wetter über den Hals schickt. Oesterreichs und Preußens Adler begegnen sich dort oben. Der Norden liegt lieblich und freundlich, der Süden rauh und wildromantisch vor dem Blick. Ein großer Theil des gesegneten Schlesiens ist vor ihm ausgebreitet, und fast irre wird man, will man die vielen überall auftauchenden Städte und Dörfer zählen. Der Hintergrund des Südens zeigt dem Fernsehenden das gesegnete Land Böhmen und inmitten dessen seine Metropole. Im Westen leitet die Landskrone den Blick nach dem freundlichen Sachsen, und im Osten verfolgt das Auge weithin den vielarmigen Zug der Sudeten. An Gesellschaft fehlt es in der Regel nicht, und die Mischung derselben ist gewöhnlich bunt genug. Wer aber diese Besteigung als Fremder machen will, dem ist zu rathen, sich zuvor bei den Einheimischen zu erkundigen, welche Meinung sie vom Wetter haben. Der Wechsel desselben ist oft so plötzlich, daß man beim reinsten Himmel die Wanderung beginnt, und doch, ehe man den Berg halb erstiegen hat, sich in Wolken und Nebel eingehüllt sieht. — Aber die Koppe nicht allein, sondern auch die an sie gereihten Bergkämme muß man durchwandern, wenn man das Riesengebirge recht kennen lernen will. Mitunter romantisch sind die mit hohen Felswänden umgebenen Teiche am Schneegruben; sie haben Aehnlichkeit mit den, freilich viel großartigeren Seen der hohen Karpathen bei Käsmark. — So klein, im Vergleich zu den Wasserflüssen in der Schweiz, die hiesigen des Zaken und der Kochel sind, so verdienen sie dennoch gesehen zu werden. — Ein Ausflug von Hirschberg nach Stohnsdorf und Schmiedeberg ist für den Fremden faß unerläßlich. Bei ersterem besteigt er den Prudelberg und läßt sich die Rischmannshöhle zeigen. In ihr lebte mehrere Jahre der Prophet Rischmann, von dessen Vorhersagungen schon manches eingetroffen seyn soll; nur Schade, daß sich das, was er für die gegenwärtige Zeit prophezeihte, so wenig bestätigen will. Er theilt indeß darin das Schicksal so vieler Propheten. Das lang hingezogene Schmiedeberg zeigt schöne Häuser in Menge, die, zwischen Obstgärten gelegen, die herrliche Landschaft zieren helfen. Hier lebt unter allen schlesischen Gebirgsstädten, nächst Hirschberg, der Leinenhandel noch am meisten. — Nur in Linnen konnte sich die hier aufgebäuften Schönheiten zeichnen, aber diese Linien können vielleicht eine Ergänzung bilden für das Viele, was über dieselben bereits bekannt geworden.

Auflösung der Charade in Nr. 217:

Sonnenblume.

Räthsel.

Nach einem alten spanischen bei L. Graciano.

Was ist das Allerschärfste,
Und hat doch nie sein sicher Ziel?
Was ist das Allertiefste,
Und trifft doch mit dem Tod nur Spiel?

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 14. September 1841.

— Wohin man jetzund sieht,
Da schaut man auch dein Lob. Du führest so ein Leben,
Daß du der Welt und Gott kannst gute Rechnung geben.
Daß Recht und Billigkeit in vollem Schwange geht,
Daß Alles um und um in Lust und Freuden steht.
Ist, nächst des Himmels Gunst, dir einig zuzumessen.
Martin Opitz.

Lied

zur Feier der fünf und zwanzigjährigen Regierung

Wilhelms,

Königs von Würtemberg.

Den 28sten September 1841.

Ein dreifach Hoch soll heut erklingen
Dem Könige, dem Ehrenmann;
Es soll hinauf zum Himmel dringen,
Was wir in frohem Kreise singen,
So herzlich als man's singen kann.

Voraus mit schönen Redensarten
Lobt nun einmal kein Schwabe gern;
Er will vorerst auf Thaten warten,
Und ehe die sich offenbarten,
Steht er betrachtend in der Fern.

Die Thaten kann er nun erkennen,
Vertrauend kommt er schnell heran:
Daß wir uns frei und Deutsche nennen,
Daß keine Schranken mehr uns trennen,
Das zeugt von dem, was Er gethan.

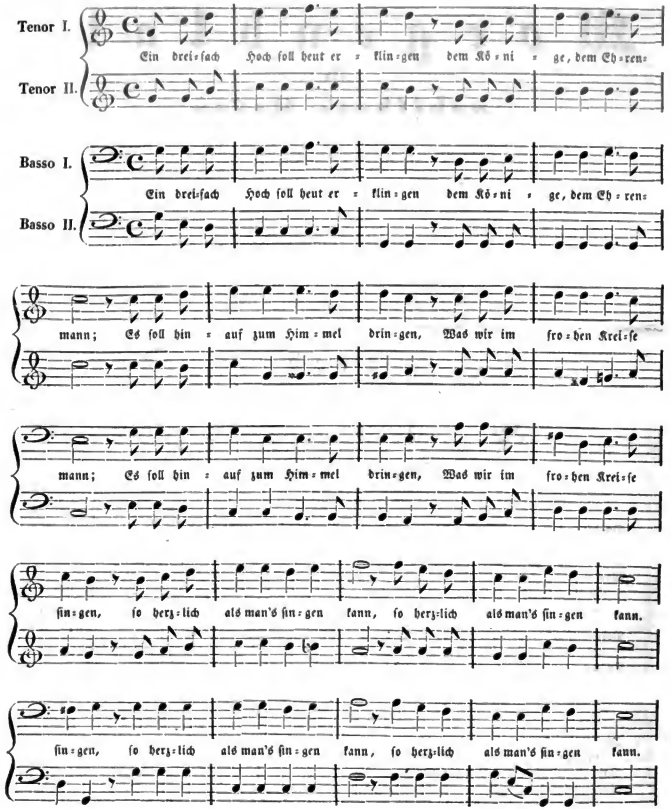
In jeder Hütte könnt ihr fragen,
Im Feld, das Er vom Wild befreit;
Man wird dereinst an guten Tagen
Im Sprüchwort noch den Enkeln sagen:
„So reichlich wie zu Wilhelms Zeit."

Doch droht Gefahr den deutschen Landen
Und ziehest du dein gutes Schwert,
So kennst du die, die dich umstanden,
In Noth und Glück sich dir verbanden,
Und Söhne, tapfrer Väter werth.

In Freude sey dein Fest begangen,
In Hoffnung und Erinnerung.
Heut still vom Tag, vor dem wir bangen!
Wär's durch Gebete zu erlangen,
Du würdest heut noch wieder jung!

Ein dreifach Hoch ꝛc.

Digitized by Google



Digitized by Google

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Naturforschers.

Die Naturforscherversammlung in Birmingham.

Vor hundert und fünfzig Jahren erhob sich in England ein gewaltiger Sturm gegen die königliche Gesellschaft in London; von allen Seiten her machte man diesem Naturforscherverein den Vorwurf, daß er das Ansehen der heiligen Schrift vermindere und die christliche Religion untergrabe. Eine wahre Sündfluth von Pamphlets und Spottschriften ließen die vorgeblichen Vertheidiger des Glaubens auf die Naturforscher herabstürzen. Indessen waren diese Bemühungen vergeblich; die Vernunft siegte über den Unverstand.

Heutigen Tages sucht man in England ein ähnliches Zelotengeschrei gegen die Wissenschaft, und namentlich gegen die drittische naturforschende Gesellschaft zu erheben, deren Bestrebungen als irreligiös zu verdächtigen und, wie es scheint, die Geologie als diejenige Wissenschaft zu bezeichnen, welche vorzugsweise zum Unglauben und zur Verachtung der heiligen Schrift führe. Ein großer Theil der Präsidialrede bezog sich daher auf diesen Punkt, und Vernon Harcourt gab sich viele Mühe, den Beweis zu liefern, daß die Wahrheiten der Offenbarung nie in Widerspruch treten können mit den Ergebnissen naturwissenschaftlicher Forschungen. Für ein englisches Publikum mag die öffentliche Behandlung eines derartigen Gegenstandes sehr passend und auch von großem Interesse seyn; in Deutschland aber, wo glücklicherweise die Wissenschaft, wenigstens dermalen noch, auf unbeengtem Boden sich bewegt, hat man nicht nöthig, in öffentlichen Versammlungen darzuthun, daß sie mit der Religion nicht streitet, und braucht sich vor dem verdächtigenden Gerede beschränkter Köpfe nicht zu fürchten; wenn gleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß in unserm geisterfreien Vaterlande auf einigen Seiten starke Gelüste sich regen, den wissenschaftlichen Geist der Herrschaft eines geisttödtenden Buchstabenglaubens zu unterwerfen. Wir werden uns aber die ererbte, und zum allgemeinen Volksgut gewordene intellektuelle Freiheit nicht so leicht entreißen lassen, sollte auch ein noch so ernsthafter Versuch gemacht werden, uns dieses edlen Vorrechtes zu berauben.

In der von Buckland präsidirten geologischen Section hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß die englischen Damen äußerst eifrige Gebirgsforscherinnen sind; von den fünf- oder sechshundert Personen, welche anwesend waren, kam wenigstens die Hälfte auf das schöne Geschlecht, und diese bildete sicherlich nicht den unaufmerksamsten Theil des geologischen Publikums. Wie es mir schien, war unter den anwesenden notabeln Gebirgsforschern Buckland entschieden der Liebling der Frauen, was ich ihnen auch gar nicht verdenke; nie habe ich Jemand gehört, der so viel liebenswürdigen Humor und heitern Witz, ja selbst eine gewisse Galanterie in seine Vorträge zu legen gewußt hätte, als eben der berühmte Geolog von Oxford.

Von allen Naturwissenschaften wird jetzt wohl keine so eifrig gepflegt, von so vielen Händen bearbeitet, als die Geologie, und von keiner Wissenschaft nimmt auch die gebildete Welt im Allgemeinen so viel Kenntniß. Diese Bemerkung gilt vom Festland, ganz besonders aber von Großbritannien. Nichts finde ich in der That natürlicher, als die Art von Widergeberde, welche so viel als möglich von den frühern Zuständen unseres Planeten und seiner Bildungsgeschichte zu erfahren sich bemüht, und begreife daher sehr wohl, daß das Interesse für geologische Gegenstände immer allgemeiner wird und je länger je mehr über die Grenzen der gelehrten Welt hinaus sich erstreckt. — Von demjenigen etwas in Erfahrung zu bringen, was jenseits des Bereiches der Geschichte liegt; Kenntniß zu erhalten von Ereignissen, die sich zugetragen, bevor unser Geschlecht in's Daseyn gerufen war; zu wissen, wie Berge und Thäler, ja ganze Continente entstanden, und von welcher Art die Urbewohner unserer Erde gewesen sind — man muß anerkennen, daß all dieß einen mächtigen und höchst eigenthümlichen Reiz für jeden denkenden Menschen hat.

Wenn nun auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß während des letzten halben Jahrhunderts auf diesem Gebiete der Forschung Außerordentliches geleistet worden ist, daß in dieser Zeit Aufgaben gelöst worden sind, deren Schwierigkeit außer allem Verhältniß zu der Beschränktheit des menschlichen Geistes zu stehen schien, so sind wir doch noch sehr weit von dem Ziele entfernt, das sich die Wissenschaft gestellt. Trotz aller unserer scharfsinnigen Hebungstheorien, trotz des erlangten Umfangs unseres paläontologischen Wissens sind wir doch noch wahre Abschühen in der Geschichte unseres Wohnsitzes, kennen wir nur einzelne Bruchstücke vom Ganzen, liegen nur wenige der tausend und aber tausend geologischen Hieroglyphen, die auf der Oberfläche der Erde verzeichnet sind, entziffert vor uns, und ist noch langes und eifriges Forschen nöthig, bis wir nur die Hauptgrundlagen zu einer wahren geologischen Wissenschaft gelegt haben.

Die Physik und Chemie des Innern unseres Planeten sind für uns bis auf diesen Augenblick noch in das tiefste Geheimniß gehüllt, und wer wird läugnen wollen, daß die Kräfte, welche ihren Sitz in den Tiefen der Erde haben, mit den Erscheinungen, die auf der Oberfläche unserer Wohnstätte statt gefunden, mit den furchtbaren Katastrophen, welche die äußere Schale unseres Planeten

Digitized by Google

betroffen haben, in dem allerengsten Zusammenhange stehen? So lange uns aber die Natur jener Kräfte und die Gesetzmäßigkeit ihres Wirkens verborgen ist, so lange fehlt uns der Hauptschlüssel zur Erklärung der geologischen Räthsel, so lange müssen uns alle Gebirgserhebungen, und was damit zusammenhängt, als Zufälligkeiten erscheinen, die eben so gut hätten ausbleiben können, als sie eingetreten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., August.

Noth der Konzertgeber. — Liszt.

Es ist in der That auffallend, daß trotz aller gemachten Erfahrungen unser Frankfurt immer noch der Anziehungspunkt für Konzertgeber bleibt. Es sollte sich durch Wort und Presse schon längst verbreitet haben, daß die sanguinischen Hoffnungen, womit der Konzertgeber unser Weichbild betritt, im Konzertsaal selbst vernichtet werden. Aber es liegt nicht in des Menschen Natur, durch fremde Erfahrungen klug zu werden. So sind wir gegenwärtig im Fall, mehrere Opfer der Ihre bellagen zu müssen, als wäre Frankfurt ein Eldorado für Jeden, der ein Konzert geben will. Die mit leichterem Herzen geschriebenen als empfangenen Empfehlungsbriefe liefern fast allein die schwache Beobiterung der Subscriptionslisten, und daß unsere Banquiershäuser diese Ausgabe aus ihren Chatulesfonds bestreiten, steht man deutlich, weil diese Subscriptionskonzerte nur selten von ihnen besucht sind. — Im Sommer hat unsere Theaterdirection vollauf zu thun, um nur mittelmäßige Häuser zu machen; denn die Bäder unserer reisenden Umgegend bergen Sänger trimmen, deren Triller wir umsonst haben, und die Mainlust spendet für ein geringes Entree eine nicht zu verachtende Militärmusik. Im Winter lähmen unsere zwölf Museen, und dann wieder die öffentlichen Liedertafeln und Kränze alle Privatkonzerte, und wenn zu den beiden Meßzeiten auch nicht alle Tage Komödie gespielt würde, so wäre doch kein Saal vakant, weil sie alle zu Restaurationen verwendet werden, wo dann Euterpe auch wieder ein lustiges Spiel treibt. Unsere einheimischen Künstler selbst sind gezwungen, in die Säle von Hanau, Offenbach, Wiesbaden ꝛc. eine uns erfprießliche Zuflucht zu nehmen. — Der fremde Virtuose kommt an, und findet natürlich nur ausgepreßte Citronen. Jeder neue Konzertzettel ist das monotone Echo des vorhergegangenen. Der Zufall spendet 8 – 10 ohne Analogie und Interesse zusammengestellte Tonstücke; an ein Orchester ist nicht mehr zu denken. Ein Flügel steht wie ein Grabhügel isolirt auf einer Anhöhe, von zwei Putten wie von Cypressen beschattet, und trostlos irrt der Künstler in das todte Meer der leeren Bänke. Mit Bitterkeit ergreift er dann sein Instrument und denkt an die Seinen daheim, und — aber ich will dies Bild nicht weiter ausmalen. Eben jetzt spinnen sich nach und nach wieder sechs Konzerte langsam und traurig ab. Gustav Brandt, der deutsche Liederz und Balladensänger, eröffnete den Reigen, war aber nicht im Stande, seinen bei den Konzerten besonderes Interesse zu erhalten. Die, Pauline Unals und Mad. Leonhard Euser (erstere eine wackere Schülerin Bordogni's, letztere bekannt durch geistreiche Improvisationen) folgten unmittelbar nach einander, und werden kaum die Kosten des Abends errungen haben. Thomas Fasano aus Neapel, früher erster Direktor aller königlichen Militärs musikchöre in Frankreich, jetzt unbeilbar am schwarzen Staar erblindet, ist ein tüchtiger Clarinettist. Mit Sehnsucht harrte er der letzten Aktorde von Liszt's Konzerten, um den abgebrochenen Faden seiner Bemühungen wieder aufzunehmen; und wie es mit der Soiree der Pianistin Dile. Grieser aus München gehen wird, ist voranszusehen. Daß nun Liszt's Auftreten alle andern Erscheinungen in den Hintergrund drängte, versteht sich von selbst. Dennoch war sein zweites Konzert, das er kürzlich im Theater gab, auffallend schwach besetzt. — Als die Virtuosität diesen hinaufgeschraubten Aufschwung noch nicht erlebt, und das Publikum noch mehr zu fühlen als anzustaunen, mehr zu genießen als zu schwelgen hatte, da gab es noch Spannung für das einfach Schöne und Gediegene; jeder Künstler konnte noch in seiner Sphäre gelten und sein Glück machen. Jetzt, bei den Ansprüchen an Wunder, kann das einfachere Verdienst nicht mehr durchdringen. — Liszt ist ganz das Kind unserer Zeit. Sie hat ihn erzogen, und ihre Richtung ist ihm zur Natur geworden; sie hat ihn so gestellt, daß er ein Eroberer seyn muß, der keinen Frieden will, und über der Welt sein eigenes Haus vergißt. Wer wollte aber auch den mit Schätzen überhäuften und mit Lebensmuth und Energie ausgerüsteten Jüngling des Glücks zürnen, wenn er über die gegegenen Lebensschranken dahinbraust und, vom Jubel der Welt verfolgt, sich ein Gott dünkt? Seine vollendete Technik, von zügellofer Phantasie unterstützt, macht ihm den Ausdruck bizarrer und phantastischer Bilder, die in ihm entstehen, möglich, ja sogar leicht; und bei solchen Naturen werden sogar die Verirrungen liebenswürdig und hinreißend. Mächt bestoweniger aber bleiben sie Verirrungen, und wenn der Enthusiasmus verraucht ist, so wird die ernstere Betrachtung finden, daß eben diese Ungebundenheit, die alle Formen überspringt, daß diese trapezistische Spielart, weder aus einer Schule stammend, noch eine bildend, und all die im Champagnerrausch erzeugten fabelhaften Erscheinungen nedender Kobolbereien, wie tiefer Gemüthszerrissenheit, sich so weit vom Ideal der Tonkunst entfernen, wie der Pomp von der Tugend. Liszt hätte bei seinen Talenten unter edleren Verhältnissen groß werden müssen, so ist er nur ungeheuer geworden. — Mit Einem Wort: der Adel seelenvoller, zum Gemüth sprechenden Lyrik, die Selbstständigkeit eigener Geistesproduktivität, die Stempel ächter Kunstweihe sind Liszt fremd geblieben, wenn auch selbst der Riesenstil eingestehen muß, daß er durch den ihns treibenden Schwung seines Vortrags, sowie durch das geniale Auffassen und Wiedergeben klassischer Werke höchst achtungswerth ist und einem unvergeßlich bleiben muß. — Ich kann nicht schließen, ohne der Miß Kemble Kemble zu gedenken, die in Liszt's zweitem Konzert, von ihm selbst begleitet, sang und durch Kraft und Wohllaut der Stimme, durch vollendete Technik und geläuterten Vortrag bezauberte. Miß Kemble ist, obgleich Dilettantin und unabhängig, dennoch zur Künstlerin geboren, und wird am Ende wohl der Stimme ihres Genius wie dem allgemeinen Wunsche nachgeben, und zur Fahne der Kunst übergehen.

E. G.

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 15. September 1841.

Und Miriam, die Prophetin, nahm eine Pauke in ihre Hand, und alle Weiber folgten ihr nach mit Pauken am Reigen. Und Miriam sang ihnen vor: Lasset uns dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche That gethan, Mann und Roß hat er in's Meer gestürzt.

Mose 6.
Exodus.

Ueber National- und Kriegslieder.

I.

Ich sage nicht Volks-, sondern Nationallieder, weil der Deutsche gewöhnlich unter Volkslied ein solches versteht, das entweder im sogenannten gemeinen Volke selbst entstanden, oder doch seiner Denk- und Empfindungsweise gemäß gedichtet, mithin ihm angemessen und bei ihm beliebt ist; dergleichen Lieder wir viele besitzen, besonders aus früherer Zeit manche recht schöne, ergreifende, anziehende, andere aber auch, die sittlich gemein oder albern sind, die aber doch von gewissen Freunden des Volksgesangs als gar volksthümlich bedeutend, als sinnvoll und gemüthlich gepriesen wurden. Unter Nationallied verstehe ich ein solches, das, im Geist und Sinne des gesammten Volkes bei irgend einer Gelegenheit empfangen und geboren, auch vom Gesammtvolke freudig aufgenommen, allenthalben gesungen und wiederholt wird, und das jedesmal, so oft dieß geschieht, den Niedern wie den Hohen, den Gebildeten wie den Ungebildeten mehr oder minder in freudige Begeisterung versetzt. Ein Kriegslied ist eigentlich auch nichts anderes als ein Nationallied, nur für den einzelnen, bestimmten Fall eines Krieges oder einer Schlacht gedichtet.

Herkömmlicherweise wollen wir zu den Alten zurückgehen; wir können aber kurz seyn, weil wir im Ganzen doch nur wenig Stoff für diese unsere Betrachtung bei denselben finden.

Daß namentlich die Hebräer Nationallieder hatten, unter denen selbst einige von ewig ansprechender Kraft und Bedeutung sind, ist wohl bibelkundigen Lesern bekannt. Ein Nationallied ist unter andern zu nennen der Gesang des Moses und der Miriam nach der Errettung aus der Hand der Egypter, ferner der Siegesgesang der Debora. Viele ihrer Tempelgesänge und Psalmen, die wir noch besitzen, sind gewissermaßen Nationallieder; sie beziehen sich ja auf die Verehrung des unsichtbaren, vom Hohepriester sichtbar vertretenen Jehova, welcher, nach der theokratischen Verfassung, das Oberhaupt der zwölf demokratischen Volksstämme seyn sollte, in dessen thätiger Verehrung, namentlich in dem Festhalten der von ihm gegebenen Gebote, der ächte Israelit die Bedingung und Grundlage des Nationalwohls und der Nationalehre erblickte.

Hatten auch die Griechen ihre Nationallieder? Im vollen Sinne des Wortes nur sehr wenige. Es ging den guten Griechen wie uns Deutschen. Sie waren auch in mehrere Staaten getheilt, welche sämmtlich ihre eigene, mehr oder minder demokratische Verfassung und demnach ihr eigenes Interesse hatten, das nur zu häufig dem der

Digitized by Google

andern Staaten fremd war, oder selbst feindlich gegenüber stand. Die Orakel, der ursprünglich religiöse Amphiktionenbund und die öffentlichen Spiele waren wohl ein Band, das die einzelnen griechischen Staaten, die zur Theilnahme an diesen Anstalten berechtigt waren, einigermaßen verknüpfte; aber nur zu oft fielen selbst diese auseinander und bekämpften sich; von den andern griechischen Staaten nicht zu reden, die in Illyrien, Macedonien, am schwarzen Meere, in Unteritalien, in Kleinasien und selbst in Afrika sich gebildet hatten, und deren gemeinsames Band oft kaum Sprache, Religion und Sitte geblieben sind.

Als ein Nationalgedicht lassen sich die epischen Gesänge Homers betrachten, da sie ein Gemeingut für alle griechischen Staaten geworden sind; natürlich nicht als Nationallied in unserem Sinne, da ein solches allezeit ein kürzeres lyrisches Gedicht seyn muß. Wenn man übrigens unter Nation auch Theile eines gesammten Volkes versteht, dann freilich hatten die verschiedenen Griechen auch verschiedene Nationallieder. So hatten die Athener die übrigen, selbst die Spartaner, diese Lakonier, freilich nach ihrer Art, d. h. lakonisch oder kurz, wie jenes Lied, das Greise, Männer und Knaben öffentlich bei gewissen Feierlichkeiten zu singen pflegten. Sie hatten auch ihre Schlacht- oder Kriegslieder. Hiebei werden wir an den Athener Tyrtäus erinnert, der die muthlos gewordenen Spartaner durch seine Gesänge zu muthigem Kampf und Sieg begeistert haben soll. Allein diese Lieder, gesungen von Griechen im Kampfe gegen Griechen, und zwar gegen die wackern, unglücklichen Messenier, die das Recht auf ihrer Seite hatten, sind keine nationalen Kriegslieder in allgemeiner Bedeutung zu nennen, eben so wenig als die früher bewunderten Gleimschen Grenadierlieder im siebenjährigen Kriege; sie hatten nur für Spartaner Interesse, den Gegnern waren sie verhaßt, den übrigen Griechen wenigstens gleichgültig. — Eine fast entgegengesetzte Wirkung brachte bei den Spartanern der Musiker und Dichter Terpander hervor, welcher, als einstmals eine feindliche Spaltung unter denselben eingerissen war, durch die Harmonie seines Gesangs und Cytherspiels auch die bürgerliche Harmonie wieder herstellte, indem die feindlich gesinnten unter herzlichen Thränen einander in die Arme fielen. — Ein Nationallied im engern Sinne ist auch eine athenische Skolie auf Harmodios und Aristogeiton, welche den Tyrannen Hipparchos erschlagen und den Bürgern Athens wieder zu gleicher bürgerlicher Freiheit und Recht verholfen hatten.

Aber es war eine Zeit für die Griechen — die schönste in ihrer Geschichte — wo der Einfall der mächtigen und rohen Perser fast alle größern und kleinern Staaten zur Begeisterung für Vaterland und Freiheit, zur muthigsten Abwehr auf einige Zeit vereinigte; und in dieser Zeit der großen Thaten wurden auch Lieder geboren, die im vollen Sinne griechische Nationallieder sind. Leider haben wir von ihnen nur noch Bruchstücke übrig; so von Simonides, so von Pindar.

(Fortsetzung folgt.)

Die Naturforscherversammlung in Birmingham.

(Fortsetzung.)

Zu ermitteln, wie viel Hebungskatastrophen stattgefunden, und in welcher Zeitordnung sie aufeinander gefolgt; zu bestimmen, ob Gebirgsmassen einen feurigen oder wässrigen Ursprung hatten, ob sie aus Salz- oder Süßwasser niedergeschlagen worden; festzusetzen, welches Gebilde das ältere, welches das jüngere sey, dieß heißt allerdings sehr wichtige Probleme der Geologie lösen. Allein, wenn all dieß auf die befriedigendste Weise geschehen wäre, so besäßen wir keineswegs eine auch nur bald vollständige Bildungsgeschichte unsers Erdkörpers, und hundert Fragen von der allergrößten Wichtigkeit blieben immer noch unbeantwortet.

Es will mir scheinen, als ob die in der heutigen Geologie herrschende Richtung einen etwas einseitigen Charakter trage. Um das chemische Material der Gebirgsmassen bekümmert man sich jetzt so ziemlich wenig oder gar nicht; man sucht nach den thierischen Resten, die darin begraben sind, und findet sich in diesem oder jenem noch unbestimmten Gebilde diese oder jene Muschel, charakteristisch für eine bereits bekannte geologische Ablagerung, so begnügt man sich zu sagen, daß beide Massen derselben Formation angehören, mögen sie auch in anderweitigen Beziehungen wie der Tag zur Nacht sich verhalten. So z. B. kann heutigen Tages gegnostische Kreide alles mögliche: Sand u. s. w. seyn. Man muß gestehen, daß diese Forschungsweise durch eine sehr große Einfachheit sich empfiehlt; denn sie entbindet den Gegnosten so zu sagen jeder Verpflichtung, auf die qualitative Beschaffenheit der von ihm untersuchten Gebirgsmassen Rücksicht zu nehmen; weßhalb auch zur jetzigen Zeit Jemand recht wohl ein ausgezeichneter Gebirgsforscher seyn kann, ohne viel von Mineralogie oder Chemie zu wissen. Hat man das relative Alter von Mineralmassen bestimmt und vermag man zu sagen, daß diese der Keuper-, jene der Liasformation angehöre, so ist die Hauptsache abgethan und man hat nach anderm, namentlich nach den chemischen Verhältnissen des untersuchten Gegenstandes wenig mehr zu fragen.

Digitized by Google

Schon vor einigen Jahren habe ich öffentlich die Meinung ausgesprochen, daß wir eine Geochemie haben müssen, bevor die Rede seyn könne von einer wahren geologischen Wissenschaft, welche offenbar auf die chemische Natur der unsern Erdball konstituirenden Massen und auf deren Entstehungsweise wenigstens eben so viel Rücksicht zu nehmen hat, als auf das relative Alter dieser Gebilde und auf die darin begrabenen Ueberreste vorweltlicher Pflanzen und Thiere. Es ist indessen mit Sicherheit anzunehmen, daß die Geologen nicht für immer die Richtung verfolgen werden, in der sie sich jetzt bewegen. Sie werden, wenn ihnen einmal die Petrefacten keinen Dienst mehr leisten können, zum Behufe der Erweiterung ihrer Wissenschaft sich nach neuen Hülfsmitteln umsehen und ohne Zweifel dann auch wieder das mineralogisch-chemische Element in die Geologie einführen. Die Zeit, wo dieß geschehen wird, scheint nicht mehr ferne zu seyn.

Nach vollendeten Sectionssitzungen ißt die brittische naturforschende Gesellschaft wie die übrige Welt zu Mittag; anstatt aber das Mahl gemeinschaftlich einzunehmen, vertheilen sich die Mitglieder, welche nicht in Privathäuser geladen sind, in drei oder vier Gasthöfe. Meines Bedünkens thäten die Engländer wohl daran, auch in diesem Punkte die Sitte der deutschen und schweizerischen Gesellschaften nachzuahmen, die Sitte nämlich, gemeinschaftlich zu speisen; hiedurch würden sie einen der Zwecke ihres Vereins besser, als bis jetzt geschieht, erreichen. Gegen das Ende der Versammlungszeit wird allerdings einmal gemeinschaftlich gegessen; es geben aber bei einem solchen Festmahle zu viele andere Dinge vor, als daß man viel Zeit zu persönlichem Verkehr hatte. In Birmingham betrug die Zahl der an dem öffentlichen Essen theilnehmenden Mitglieder gegen 800. Etwa anderthalb Stunden lang hörte man nichts als Messer-, Gabel- und Tellergeklirr und ein dumpfes Gesumm, wie es entstehen muß, wenn Hunderte von Menschen in einem wiedertönenden Saale gerade so laut sprechen, als zum Verstehen der Rede nöthig ist. Während sich die Gentlemen an ihren joints of beef, venison, tarts und andern Leckerbissen erlabten und in Madera, Portwein und Champagner ihre Gesundheiten privatissime sich zutranken, saßen Hunderte elegant gekleideter Damen auf den Galerien umher und sahen, wie es schien, mit großem Interesse und Vergnügen auf die Verwüstungen herab, welche die gelehrten Herrn unter den aufgetafelten Speisen und Getränken anrichteten. Ich hätte bald geglaubt, die schöne Welt sey nur gekommen, um zu sehen, ob die Naturforscher in der nämlichen Weise essen und trinken, in der die übrigen Menschenkinder ihre Leibesnahrung zu sich nehmen. Ich mußte mich aber überzeugen, daß noch andere Beweggründe die Elite der Frauenwelt von Birmingham in den Festsaal geführt hatten. Nach beendetem Mahle und abgedeckten Tischen ließen sich englischer Sitte gemäß die Trinksprüche vernehmen, und um diese Art von Nachtisch mitzugenießen, war die schöne Welt herbeigekommen.

Wie viel Werth die Engländer auch auf die eßbaren Bestandtheile eines öffentlichen Gastmahles legen, so gelten ihnen doch die dabei gehaltenen Reden eben so viel oder noch mehr. Auf dem Festlande und namentlich in Deutschland, spielen die Toaste bei öffentlichen Essen im Grunde nur eine sehr untergeordnete Rolle; sie laufen nur so neben her, unterbrechen das Hauptgeschäft des Tages, das Essen und Trinken, bloß auf Augenblicke und dienen als eine Art von Spezerei, womit wir Speise und Trank zu würzen suchen. In Großbritannien machen sie den wichtigeren Theil des Gastmahles aus, und man ißt und trinkt dort öffentlich eher, um eine Gelegenheit zu Toasten zu haben, als daß diese ausgebracht werden, weil man eben in Gesellschaft tafelt. Daher kommt es wohl auch, daß in England der ganze Eß- und Trinkapparat selbst bis auf das Tafeltuch fortgeschafft seyn muß, ehe man an das Ausbringen von Gesundheiten denkt. — Um auf unser Gastmahl zurückzukommen, hatte der Marquis von Northampton den über Nacht gefährlich erkrankten Präsidenten zu ersehen und für diesen das nicht leichte Geschäft des Ausbringens aller Toaste zu übernehmen. Da natürlich jede beantragte Gesundheit motivirt werden muß, so gehört wirklich eine nicht geringe Uebung im öffentlichen Reden, auch nicht wenig oratorische Kunst und Gewandtheit dazu, um aus dem Stegreif ein Dutzend oder mehr Toaste vor einer aus mehreren tausend Personen bestehenden Versammlung auf interessante und ansprechende Weise auszubringen. Die stürmischen Beifallsbezeugungen, welche der fdesmaligen Anrede des edlen Marquis zu Theil wurden, bewiesen, wie vortrefflich derselbe seines ihm so plötzlich gewordenen Auftrags sich zu entledigen und die rechten Saiten bei seinem Publikum anzuschlagen verstand. Auch ich konnte nicht umhin, den heitern Humor, den treffenden Witz, die Feinheit der Anspielungen, den Reichthum der Bilder und die Anmuth und Wahrheit der Sprache zu bewundern, welche seine Herrlichkeit in diese Tafelreden zu legen wußte. Von Ziererei, von Haschen nach theatralischem Effekt, von Unbedeutsenheit oder Unsinnerheit im Ausdruck, von überflüssiger Wortfülle war keine Rede. Jede Phrase war so gewählt, so nett und klar, daß man meinte, sie könne nur so und nicht anders gesagt werden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

Neue Leistungen der Italiener in Geographie und Statistik.

Die Italiener figuriren jetzt wenig unter den Reisenden. Sie weisen zurück auf den Ruhm Marco Polo's, Alvise da Cadamosto's, Colombo's, Pietro della Valle's, und in neuester Zeit etwa auf Belzoni, der zu früh im's Grab sank. Nimmt aber Italien jetzt geringen Antheil an den großen Entdeckungsreisen, welche die Grenzen der geographischen Kenntnisse so unendlich erweitert haben, so fehlt es doch keineswegs an solchen, die ihre Forschung fremden Welttheilen zugewendet haben. Ich nenne hier den Grafen Carlo Vidua, einen Piemontesen, welcher, nach Jahre langen Wanderungen in Asien, in seinem 35sten Lebensjahre zu Amboina 1830 starb, und dessen sehr interessante Briefe durch seinen Freund, den Grafen Cesare Baldo, als Geschichtschreiber und trefflicher Erzähler rühmlichst bekannt, gesammelt herausgegeben wurden. Sodann ist ein Savoyer, Graf Vincenzo Piccolomini, zu erwähnen, welcher sich namentlich mit geographischen Arbeiten über Mexiko beschäftigt hat, wo er viele Jahre verlebte; Paolo Emilio Botta, der Sohn des berühmten Geschichtschreibers, welcher Arabien bereist und unter andern interessante Untersuchungen über die trachitischen Massen des Berges Saber angestellt hat; Don Pedro de Angelis, von Geburt ein Neapolitaner, der in Buenos-Ayres eine große Sammlung von Urkunden zur Geschichte der Provinz Rio de la Plata in sechs Bänden herausgegeben hat. Von Expeditionen ist nur eine zu nennen, welche überdieß nicht die gehofften Resultate geliefert hat; es ist die der sardischen Fregatte Regina, an deren Bord sich der Prinz Eugen von Savoyen-Carignan befand, welche 1859 von Genua abfuhr. Sie besuchte die kanarischen Inseln und die brasilische Küste, aber die Umsegelung des Kap Horn mißlang, und der einzige Ertrag der Fahrt waren viele werthvolle naturhistorische Gegenstände, welche dem königlichen Museum zu Turin einverleibt wurden.

Wichtiger sind die Arbeiten der Italiener im Fache unser eigenen Landeskunde. Besonders sind die neueren Bemühungen für die Herbeischaffung guter und genauer Karten zu loben. In dem lombardisch-venetianischen Königreich, im Herzogthum Parma, im Großherzogthum Toscana sind auf Kosten der Regierungen vortreffliche Werke dieser Gattung entstanden: — in Toscana im Jahr 1850 die große Karte des ausgezeichneten Alteronomen Padre Gio. Inghirami, von welcher zwei Jahre später von dem nun verstorbenen Segato (welcher ein großes Werk über Egypten vorbereitet hatte, dessen Materialien zum Theil in der Beschreibung Egyptens von Dom. Valeriani benutzt worden sind) eine äußerst sorgfältige Reduktion erschien. Das sardische Gouvernement hat gleichfalls die Ausarbeitung neuer Karten unternehmen lassen. Diejenigen, welche sich auf die Staaten des Festlandes beziehen, schreiten gut vorwärts; mit denjenigen der Insel Sardinien ist der Generalmajor Della Marmora beauftragt worden, der Verfasser einer trefflichen, ausführlichen Beschreibung der Insel, von welcher, in neuer Bearbeitung, zwei starke Bände, ein geographischer und ein antiquarischer Theil, bereits in Paris erschienen sind. Die Triangulation, auf welcher diese Karte beruht, wurde im Jahr 1835 begonnen und in drei Jahren zu Ende geführt. Sie hatte den Zweck, die Kette der Triangel mit denen der Insel Korsika, mit denen des Thurmes von Corduan in Frankreich bis zur savoyischen Grenze und dem trigonometrischen Netz zu verbinden, welches die französischen Ingenieurs in Obertalien von Turin bis Finme gezogen haben. Aehnliche Arbeiten werden im Königreich Neapel vorgenommen, wo der Oberst Fr. Visconti damit beschäftigt ist. Die königliche Sternwarte von Capo di monte mit der Peterskuppel in Rom, und so das Netz der Triangel mit denen des nördlichen Italiens in Uebereinstimmung zu bringen. Auch die Insel Sizilien wird in diesen Kreis gezogen werden. Es ist dabei bemerkt worden, daß die neapolitanischen Ingenieurs die absolute Höhe der Peterskuppel, geodätisch gemessen, zu 142,65 Meter und mit dem Kreuze zu 186,89 Meter angegeben haben, während die römischen Astronomen Calandrelli, Conti und Riccebach sie im Jahr 1824 auf 161,6 Meter schätzten, welche letztere Annahme überdauert und auch neuerlich von französischen Ingenieurs als die richtige anerkannt worden ist. Der Kirchenstaat entbehrt noch immer einer zuverlässigen neuen Karte, und man muß sich mit ältern Arbeiten und der Littasschen begnügen.

Von Werken, die in's Fach der Geographie und Statistik gehören, ist manches zum Vorschein gekommen. Das historisch-geographische Wörterbuch über die savoyischen Staaten von G. Casalis schreitet fort, aber so langsam und in solcher Ausführlichkeit, daß die Beendigung des Werkes nicht abzusehen ist, was jedenfalls bedauert werden muß. Ein höchst dankenswerther Beitrag zur genaueren Kunde der Verhältnisse jenes Landes sind die von der königlichen Kommission für die Staaten des Festlandes herausgegebenen Informazioni statistiche, welche einen Quartband bilden, das reste Resultat einer genauen Volkszählung. Von den auf die genannten Staaten sich beziehenden Bänden der Corografia d'Italia von A. Zuccagni-Orlandini (die in Florenz erscheint) sprach ich bereits in früheren Berichten. In Turin erschienen überdieß zwei Bände Pellegrinazioni annuali von dem Prof. G. F. Baruffi aus Mondovi, welcher in jedem Jahre eine Ferienreise macht, die er 1859 bis St. Petersburg ausdehnte. Ein Gewinn für die Kenntniß der solcher Weise in Hast durchwanderten Länder ist indeß aus diesen flüchtigen Notizen keineswegs zu schöpfen. Adrian Balbi's geographisches Handbuch, bei vielen Mängeln dennoch vielleicht das beste Buch dieser Art, erlebte in Turin eine von Verfasser selbst veranlaßte italienische Bearbeitung, die in manchen Dingen vollständiger und korrekter ist, als die seine (erste) Pariser Ausgabe des Abrégé. Drei Bände vermischter geographischer und statistischer Schriften von demselben Verfasser sind gleichfalls in Turin gedruckt worden. Von Balbi's großem statistischen Werke über das österreichische Italien verlautet, so viel mir bekannt ist, noch nichts. Auch sonst ist mir von wichtigeren Schriften über jenen Theil der Halbinsel nichts zu Gesichte gekommen. Die Mailänder Annali di Statistica erschienen noch immer und sind bereits zu einer beträchtlichen Zahl von Bänden angewachsen. Es sind viel Unbedeutendes darin und sie enthalten zu viele übersetzte Artikel, darunter solche, die mehr in ein Unterhaltungsblatt als in ein wissenschaftliches Journal passen würden: dennoch behaupten sie ihren Werth, indem sie so ziemlich alles, was italienische Landeskunde betrifft, zur Sprache bringen und eine vollständige Uebersicht der Literatur der in dies Fach einschlagenden Schriften geben; um so dankenswerther, da es in Italien so schwer wird, in Florenz zu vernehmen, was in Mailand oder Neapel geschieht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 16. September 1841.

Est eloquentia una quædam de summis virtutibus. — Inventi sunt, qui cum ipsi doctrina et ingeniis abundarent, a re autem civili et a negotiis abhorrerent, hanc dicendi exercitationem contemnerent.

Cicero.

Die Naturforscherversammlung in Birmingham.

(Schluß.)

Wie weit sind wir Deutsche noch im Punkte der Kunst der Rede gegen unsere Stammesverwandte zurück! Wie selten finden sich bei uns die Männer, welche auch nur erträglich öffentlich zu sprechen wissen! Wie schleppend und schwerfällig, wie aller Schönheit baar, wie arm an ächtem Witz und Humor sind nicht die meisten der bei unsern Gastmählern ausgebrachten Trinksprüche! Wie häufig müssen wir nicht leiden durch die wahre Herzensangst, unsern Toastimprovisatoren möchte das Wort endlich gänzlich versagen! Wir haben freilich zu unserer Entschuldigung anzuführen, daß uns viel weniger Gelegenheit geboten wird, uns in der öffentlichen Rede zu üben, als unsern brittischen Vettern, und dieser Umstand ist ohne Zweifel ein wesentlicher Grund, weßhalb sie uns als Redner übertreffen. Keine Kunst will in der That mehr gepflegt, mehr geübt seyn, als die der Beredtsamkeit, wenn man darin auch nur zu einiger Meisterschaft gelangen will. Warum aber bei uns gute öffentliche Redner so selten sind, hat meiner Ansicht nach noch eine andere Ursache. Es wird in einem großen Theile von Deutschland und der Schweiz, selbst unter den gebildetern Ständen, auch nicht der geringste Werth auf Schönheit und Richtigkeit der Umgangssprache gelegt; jedee redet, wie provinzielle Uebung und individuelle Weise es eben mit sich bringen. Wird das Gesagte nur verstanden, so liegt wenig daran, ob grobe Verstöße gegen Grammatik, Logik und Wohllaut begangen werden oder nicht. Ja, an manchen Orten würde sich derjenige wenig empfehlen und sicherlich den Vorwurf der Ziererei zuziehen, der eine Ausnahme von der Regel machen und einer schönen und gewählten Sprache sich befleißigen wollte. Wie kann man erwarten, daß unter solchen Umständen ein Mann plötzlich gut spreche, wenn dieß ein öffentlicher Anlaß erfordert? Die Sprache, die er nun zu reden hat, ist ihm gewissermaßen eine fremde, und er wird sich ihrer unmöglich mit der Freiheit und Sicherheit bedienen können, mit welcher es diejenigen thun, denen durch tägliche Uebung richtiges Reden zur zweiten Natur geworden ist. In England wird unter den bessern Ständen auch im täglichen Leben durchgängig gut gesprochen; es wäre daher ein wahres Wunder, wenn die Britten schlechte öffentliche Redner wären.

In Folge deutscher socialen und politischen Verhältnisse hat bis jetzt unsere Sprache noch nicht den stereotypen Charakter erlangt, welchen die englische schon längst besitzt, und dieß ist ein weiterer, und ich glaube nicht

Digitized by Google

unwesentlicher Grund, welcher dem Deutschen die öffentliche Rede schwieriger macht, als dem Engländer. Dieser hat, um gewisse Begriffe und Verhältnisse zu bezeichnen, gleichsam nur in den Sprachschatz hineinzugreifen, und ihm stehen von Jedermann gebrauchte Ausdrücke ganz fertig zu Gebot, während der deutsche Redner sie in der Regel erst neu schaffen muß. Doch knüpfen wir wieder den abgebrochenen Faden unserer Erzählung an.

Für jede vom Präsidenten ausgebrachte Gesundheit mußte natürlich gedankt werden. Eine einzelne Danksagung dauerte manchmal eine halbe, ja eine ganze Stunde, da dieser Anlaß häufig benützt wird, um irgend einen paßlichen Gegenstand von allgemeinerem Interesse zur öffentlichen Sprache zu bringen. Buckland z. B., der die der Universität Oxford ausgebrachte Gesundheit zu erwidern hatte, gab in seiner Danksagung der brittischen Regierung einige Lectionen wegen ihrer immer noch zu geringen Theilnahme an wissenschaftlichen Unternehmungen und Anstalten; er eiferte gegen das ungegründete, in England jetzt vielfach sich kundgebende Vorurtheil, daß naturwissenschaftliche Forschungen irreligiösen Sinn begünstigten, und noch über vieles Andere mehr ließ sich der geistreiche Geolog bald auf humoristische, bald auf ernste Weise aus.

Da dem anwesenden Gesandten der Vereinigten Freistaaten ein Toast ausgebracht wurde, so hatte ich Gelegenheit, diesen vielfach gerühmten transatlantischen Diplomaten sprechen zu hören und eine gute Probe nordamerikanischer Beredtsamkeit zu vernehmen. Mr. Stevensons Sprachstyl fand ich ganz so, wie uns nordamerikanische Redeweise schon oft geschildert worden ist: der Sprecher gebot mit großer Leichtigkeit über Worte und Phrasen; auch verfehlte er nicht, auf dieselben viel Emphase zu legen und sie mit lebhaftem Gebärdenspiel und starken Armbewegungen zu begleiten. Seine Rede bezog sich auf einen köstlichen Gegenstand, nämlich auf das Verhältniß Nordamerikas zu Großbritannien; mit großer diplomatischer Gewandtheit wußte er aber zwischen den Klippen brittischer und amerikanischer Empfindlichkeiten unangestoßen durchzusteuern und mit Kunst beiden Völkern angenehme Dinge zu sagen. Amerika war die Tochter, würdig der brittischen Mutter, beide gemacht, sich gegenseitig zu lieben, zu achten und von einander zu lernen. Die Beredtsamkeit des Diplomaten machte auf das anwesende Publikum einen größern Eindruck, als auf meine Wenigkeit; häufig wurde der Redner durch stürmischen Beifall unterbrochen, zu dem ich, ich gestehe es offen, nichts beitrug. Nach meinem Geschmacke mangelte es der amerikanischen Rede an Adel der Haltung, an Natürlichkeit des Ausdrucks, an achter Wärme des Gefühls, und es kam mir vor, als hätte Eitelkeit einen etwas zu großen Antheil an dem rednerischen Produkt gehabt, als wäre Dasselbe mehr rhetorisch als oratorisch gewesen. Für ein etwas geübtes Ohr war es auch nicht schwer, in der Betonung der Worte dem Redner es anzumerken, daß er Neuengland angehörte; es lag darin etwas, was ich gemein nennen möchte.

Als ausgezeichneter Redner zeigte sich der bekannte Physiker und Geschichtschreiber der Naturwissenschaften Mr. Whewell aus Cambridge, ein Mann von so frischer, warmer und kraftiger Natur, wie ich selten eine jenseits des Kanals kennen gelernt. Es war ein wahrer Genuß für mich, den feurigen Fluß seiner Rede mit Ungestüm daher brausen zu hören und Tausende mit sich fortreißen zu sehen. Welche Macht liegt doch in dem gesprochenen Wort! Es ist sicherlich das gewaltigste Werkzeug, das der menschliche Geist handhaben und mit dem er wahre Wunder verrichten kann. Aber verhältnißmäßig nur wenigen Sterblichen wird diese Gottergabe in ausgezeichnetem Maße verliehen, und selbst diese wenigen Auserwählten müssen mit dem erhaltenen Pfunde eifrigst wuchern, sollen sie und Andere großen Gewinn davon haben.

Ueber National- und Kriegslieder.

(Fortsetzung.)

Was die noch übrigen Hymnen Pindars anbelangt, so nahern sich diese, ob sie gleich nur die, uns Neuern unwichtig erscheinenden Siege bei den öffentlichen Spielen, die von einzelnen Individuen gewonnen wurden, betreffen, doch mehr den eigentlichen Nationalliedern, weil sie in der Siegesfeier des Einzelnen auch den Staat, dem sie angehörten, und in weiterer Ausdehnung das gesammte Griechenland selbst preisend berühren. — Als Nationallieder im engern Sinne sind auch manche Chorgesange in den griechischen Tragödien zu betrachten.

Noch weniger hatten die Römer, wiewohl eine einzige Macht und nicht in Staaten zersplittert, eigentliche Nationallieder, etwa die Seculargesange ausgenommen, welche zur Zeit der hundertjährigen Spiele am dritten Tage im Tempel des palatinischen Apoll, zu seinem und der Diana Lob, von edlen Jünglingen und Jungfrauen wechselnd gesungen wurden. Wir haben von Horaz einen solchen Seculargesang, in welchem folgende Strophe vorkommt: „Holder Sonnengott, der du auf glänzendem Wagen den Tag hervornimmst und verbirgst, immer als ein anderer und derselbe geboren wirst, mögest du nichts Größeres erschau'n, als die Stadt Rom!"

Von römischen Kriegsliedern ist mir nichts bekannt; doch hatten sie eigenthümliche, meistentheils improvisirte

Digitized by Google

Soldatenlieder, die aber gerade nicht kriegerischen Muth und Begeisterung athmen, wie aus den Bruchstücken von jenen, welche sie bei Triumphaufzügen zu singen pflegten, zu entnehmen ist. Diese enthalten meist nur unsaubern Spott auf ihre Feldherrn, welche triumphirten. Merkwürdig ist auch das römische Volkslied auf den Sieg des Kaisers Aurelian über die Franken, das uns Vopiscus aufbewahrt hat. Ueberhaupt sind uns diese Volks- und Soldatenlieder auch deßwegen interessant, weil in ihrem Versmaße, einem durch weiblichen Einschnitt in zwei Hälften getheilten trochäischen Trimeter, ein großer Theil der christlichen lateinischen Kirchenlieder gedichtet ist.

Die Römer waren überhaupt eine unpoetische, erst späterhin durch die Griechen zu poetischen Darstellungen aufgeregte Nation, wenn anders das Wort in vollem Sinne von ihnen gebraucht werden kann. Sie hatten wenigstens keine solche Nationalität, die, wie die deutsche oder altgriechische, trotz der verschiedenen Stämme und Staaten, aus Einem Guße gewesen wäre. Das latinische, von Ländern und Flüchtlingen gegründete Rom hatte sich nach und nach zur Weltstadt erweitert und erhoben, indem es die kleinern und größern Staaten umher in sich aufnahm, gleichsam sich assimilirte, und dann, erstarkt, aus dem beherrschten Italien über die See und das Gebirg hin seine Polypenarme nach fernen Ländern ausstreckte. Aber wie es die Götter und den Kultus der besiegten oder verbundenen Völker in sich aufnahm, so nahm es auch diese selbst in sein Bürgerthum und in dessen große Rechte auf. Es mochten Italiener oder Gallier, Sover oder Spanier, Griechen oder Juden sein: sie hatten allenthalben, als römische Bürger, Antheil an der römischen Herrlichkeit und selbst an der Verwaltung. Diese Bürgerwürde und das römische Gesetzbuch waren das Hauptband, das die Theile des großen Ganzen vereinigte. Und so kann man sagen, ihr vorzüglichstes Nationallied, das Alles enthielt, was dem römischen Stolze schmeicheln konnte, war nur Prosa und das kleinste in der Welt, nämlich: ich bin römischer Bürger. Worte, die einst auch der Apostel Paulus vor dem Tribunen Lysias geltend gemacht hat.

Wir kommen auf die Neuern. Hier wollen wir zuerst die Engländer und Franzosen besprechen. Wer von uns Deutschen kennt nicht das englische patriotisch-loyale Lied: God save the king, wenigstens der Melodie nach? und wohl auch das stolze, den brittischen Dreizack verherrlichende Rule Britannia, rule the waves, das der Dichter der „Jahrszeiten," Thomson, gedichtet hat? Dieß sind die beiden Hauptnationallieder der Britten, die von Zeit zu Zeit, bei feierlichen Gelegenheiten, auf dem Theater u. s. w. gesungen werden, und deren Inhalt und Melodie eben so den guten alten John Bull, als den Esquire, den Lord und Herzog, auch bei verschiedenen politischen Ansichten und Tendenzen, in freudige Bewegung bringt.

Die Franzosen hatten schon seit vielen Jahrhunderten mancherlei Volkslieder, und je älter, desto besser sind sie in der Regel, d. h. desto poetischer und volksthümlicher. Eigentliche Nationallieder aber aus den Zeiten ihrer Könige bis zur Revolution sind mir wenigstens nicht bekannt. Dieser Um- und Aufschwung des Volks erzeugte bekanntlich das einfache sansculottische Ça ira! und die noch merkwürdigere, ja allbekannte und allberühmte Marseiller Hymne, die eigentlich ein feuriger Kriegs- oder Schlachtgesang ist. Sie ist wohl nach ihren Wirkungen überschätzt worden, von Deutschen wie von Franzosen. Klopstock sagte einmal zu dem Verfasser derselben, Rouget de l'Isle, als dieser in Hamburg war: seine Hymne habe den Deutschen mehr geschadet, als ganze Kriegsheere; und in neuester Zeit hat ein Franzose, Namens Payen, der dieses Gedicht commentirte, sich noch hyperbolischer geäußert. Er sagt: ein jedes dieser Couplets gelte zwei Armeen; die sieben zusammen machen also vierzehn siegreiche Armeen. Das heißt den Mund etwas voll genommen. Ferner sagt er: „Der wahre Autor der Marseillaise ist nicht Rouget de l'Isle; der eigentliche ist das Volk, das Volk ganz allein, mit seinem Abscheu vor der Sklaverei, mit seinem Glauben an Freiheit, an das Vaterland, mit allen seinen Hoffnungen und Befürchtungen, mit seinem unendlichen Enthusiasmus und seiner ewigen Poesie. — Es geht," fährt er fort, „durch dieses Gedicht etwas wie Waffengeklirr und Salpetergeruch, der die einen berauscht, die andern erschreckt. In diesen furchtbaren Strophen sind Arsenale, Waffenvorräthe, Festungen, Soldaten, Generale, die Alpen und der Rhein, der Sieg, ja ganz Frankreich enthalten. So wahr es ist, daß der Styl der Mensch ist, so wahr ist es auch: die Marseillaise ist Frankreich! Sie ist nicht ein Werk der Kunst, noch ein Solo, es ist der Gesang der Massen, die Romanze der Armee, die unter der Orchesterbegleitung von Kanonen abgesungen wurde." Und weiterhin erwähnt er eines Generals, der dem Vollzugsdirektorium geschrieben habe: „Ich habe die Schlacht gewonnen; die Marseillaise kommandirte mit mir!"

Wahr ist's, daß dieser Kriegsgesang zuweilen in den Heeren, im Lager und selbst vor einer Schlacht, z. B. bei Kaiserslautern, gesungen wurde; aber noch häufiger geschah dieß im Innern von Frankreich selbst, namentlich in Paris, und zwar in Zeitmomenten, die ein wahrhaft tragisches Interesse haben. — So stimmten die Girondisten, als die consequent grausame Bergpartei über sie gesiegt hatte und sie den Weg zum Blutgerüste betraten, muthig jenen Gesang an, nur mit einigen Veränderungen, die sich auf ihre gegenwärtige Lage bezogen, indem

Digitized by Google

sie z. B. die erste Strophe so veränderten: Allons, enfans de la patrie, le jour de gloire est arrivé; Contre nous de là tyrannie le couteau sanglant est levé! — Aber auch der jakobinisch tolle Babeuef, der übrigens den Tod jehnmal weniger verdient hätte, als der abscheuliche Billaud de Varennes, oder Collot d'Herbois, oder die glatte Schlangenseele Barère, welcher selbst noch in den „hundert Tagen" unter Napoleon eine Rolle spielt — dieser Babeuef und seine Genossen haben, als sie wegen ihrer Verschwörung vor Gericht gezogen wurden, beim Anfang und Schluß einer jeden Gerichtssitzung die Marseillaise mit frischem Muthe angestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

(Fortsetzung.)

Neue Leistungen der Italiener in Geographie und Statistik.

Eine jüngere Mailänder Zeitschrift: Il Politecnico, enthält von Zeit zu Zeit tüchtige Arbeiten über Gegenstände der Geographie, Ethnographie u. s. w. Darunter waren im letzten Jahrgange Cenni geografici e statistici sull' Asia centrale, von J. Graberg von Hemsö, welche sich namentlich mit den Ländern zwischen dem kaspischen Meere und dem Aralsee, mit den Steppen der Kirgisen und dem Khanat von Kiwa beschäftigen. Eine kleine, aber nach den Angaben der neuesten Reisenden sorgfältig gezeichnete Karte ist beigefügt. Für Italien von besonderem Interesse ist eine in diesem Journal mitgetheilte, auch einzeln gedruckte Abhandlung des Ingenieurs E. Lombardini: Intorno al sistema idraulico del Po. Die im November 1839 durch die Deichbrüche bei Revere und Castel Tirvellino unterbald des Einflusses des Mincio im Mantuanischen veranlaßten entsetzlichen Ueberschwemmungen des Niederungen gaben die nächste Veranlassung zu dieser Schrift, welche die Veränderungen, die der Po im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat, und die zur Regulirung seines Laufes und Abwendung von Gefahren eine weder ausgeführten oder vorgeschlagenen großen Operationen beschreibt. In sehr deutlicher Uebersicht wird vorerst das Geographische und Geologische vorgeführt, die Beschaffenheit des das Flußthal bildenden Terrains, die verschiedenen Charaktere der Nebenflüsse, die Veränderungen im Laufe, im Wasserstande und in der Dauer der Anschwellungen. Die in den geschichtlichen Zeiten im Bett und Lauf des Flusses in den verschiedenen Strecken von Piacenza bis Brebecella (bei Guastalla), von dort bis zur Stellata oberhalb Ferrara und von Stellata bis zum Meere stattgefundenen Veränderungen, die Verhältnisse des Bolognese Reno und der Lagunen des adriatischen Meeres, nebst den sie von der See trennenden Dünen werden sodann erläutert. Besondere Aufmerksamkeit ist aber den seit 1604, wo die Republik Venedig einen lange beabsichtigten großen Kanal stechen ließ, vorgekommenen Umwandlungen der Uferstrecken und der Mündungen gewidmet. Am Schlusse des Werkchens spricht der Verfasser seine Ueberzeugung aus, daß durch seine Beobachtungen überzeugend dargethan werde, daß das Bett des Po sich wesentlich erhöht habe. Der Wasserstand erhöhe sich aber zu Zeiten mehr denn ehemals, welches einestheils der Eindämmung zuzuschreiben sey, anderntheils der Ausrottung der Waldungen und der übergroßen Masse von Schlamm, welche der Strom mit sich führe. Die in den letzten beiden Jahrhunderten stattgefundene bedeutende Verlängerung der Mündungen habe gleichfalls in den, dem Meere nahen Verzweigungen zu jenen Wasserausweichungen beigetragen. Ein neuer Kanal, der den Zweck haben sollte, den Lauf in den Niederungen bis zur Mündung zu verkürzen, würde aber auf den obern Theil des Flusses, zwischen Stellata und der Mündung des Oglio, wo die meisten und heftigsten Ueberschwemmungen vorkommen, nur geringen Einfluß haben. Das Schicksal, dem einmal dieses ganze Land anheimzufallen wird, wenn der Reno und die Etsch mit dem unsern Po zusammenströmen und die Anhäufungen von Schlamm und Sand sich immer weiter in's Meer hinein erstrecken werden, wo dann auch Venedigs Lagunen sich völlig von der See abgeschnitten finden werden, dürfte kein trübliches seyn. Aber in den Jahrhunderten, die bis dahin verstreichen werden, ersinnt der menschliche Geist wohl irgend eine Abhülfe.

Der von Toscanern im Fache der geographischen Wissenschaften herausgegebenen Werke ist schon in verschiedenen früheren Berichten Erwähnung geschehen. Ich erinnere also nur an Fossombroni's Schriften über das Chianathal und die Maremma, an die von Manetti, Giuli, Tartini über dieselben Provinzen, an Giuli's großes Werk über die toscanischen Heilquellen, an Jacci-ni's Atlas von Toscana u. s. w. Das letztere Schriftwerk ist besonders wichtig. Die Corografia hat nagelstetten Fortgang; von Repetti's treffichem Dizionario geografico fisico storico della Toscana sind drei Bände vollendet, und am vierten, der mit dem Buchstaben P beginnt, wird gedruckt. Auf dieß Buch läßt sich wirklich das: Vires acquirit eundo anwenden, und es ist darum doppelt erfreulich zu sehen, daß der Verfasser bei seinen Landsleuten und der Regierung eine Theilnahme gefunden hat. In fünf Bänden wird das Ganze enthalten seyn; noch sind mehrere wichtige Artikel zurück: Pisa, Pistoja-Siena, Volterra und die historische Einleitung. Von dem unermüdet fleißigen Graberg von Hemsö (welcher, von Geburt ein Schwede, in Italien einheimisch geworden ist) sind verschiedene kleine Schriften und Aufsätze gedruckt worden, die zum Theil den Zweck haben, die täglich sich mehrende Masse des geographischen und statistischen Materials zu sichten und übersichtlich zu ordnen. Dieß hat er noch neulich in einer, der Gelehrtenversammlung zu Turin im vorigen Herbste vorgelegten Abhandlung: Degli ultimi progressi della Geografia (Mailand, 1841) gethan. In einer Notice sur la race des dromadaires existant dans le domaine de San Rossore près de Pise (Paris 1840) gibt er interessante Nachrichten über diese große Kameelgestalt, welches unter dem Großherzog Ferdinand II. (1621—1670) entstanden zu seyn scheint, von welchem sich aber erst 1690 sichere Kunde findet, wo es heißt, daß sie, sechs Paare, aus der Regentschaft Tunis eingeführt wurden. Als Franz II. (von Lothringen) Großherzog von Toscana wurde, waren nur noch sieben Thiere vorhanden, so daß man neue einführte, die sich im Jahr 1784 auf 170 vermehrt hatten. Im Jahr 1828 waren 129 vorhanden, die sich seitdem wieder auf 171 gemehrt haben. Man verwendet diese Thiere zum Lastragen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 17. September 1841.

Da kommen meine Burschе ja;
Du siehst, von sehr verschiednen Jahren,
Verschiednem Kleid und Rüstung sind sie da.
Goethe.

Lübeckische Sagen.

Ueberschrift eines alten Geschlechtsregisters.

Viel edle Geschlecht findstu darein,
Der Nahme jetzt gar vergessen sein;
Doch zeigen ihre Wappen klärlich an,
Daß sie gewesen adliche Mann,
Gepfleget han der Ritterschaft.
Und nicht mit solchen handeln behaft,
Wie sich nun etliche thun befleißen
Mit Wucher, Schinden, an sich reißen;
Viel der Bürger Gut, Schweiß und Blut
Saugen sie aus und bringen in Armuth.

Schon einmal habe ich in diesen Blättern aus meines Großvaters Erzählungen über altlübisches Leben und Herrlichkeit Einzelnes mitgetheilt; jetzt will ich einige Geschlechtersagen wiedergeben. Es gab eine Zeit, wo diese Patrizier, ursprünglich als fast alleinige Grundbesitzer und Abkömmlinge der ersten Gründer der Stadt, auch fast allein mit dem Vollbürgerrechte begabt, der Stolz, Ruhm und Schutz Lübecks waren. Es waren schon andere Zeiten als Kaiser Karl IV. sprach: „Die alten Register der Kaiser weisen nach, daß Rom, Florenz, Pisa, Venedig und Lübeck sind die fünf Städte, denen der Name der Herrschaft ist gegeben, daß sie mögen gehen in des Kaisers Rath, wo sie sind, da der Kaiser ist;" als Aeneas Sylvius Piccolomini bemerkte: Anderer Orten gingen die reichsstädtischen Rathsleute auch prunkend einher, aber so viel Gold und Stolz, als an „den Herren" zu Lübeck, sehe man nirgends. Jahrhunderte hindurch erneuerte sich dann immer wieder der Kampf der Bürger mit ihren Herren, fast stets nur durch des Kaisers Dazwischenkunft zu Gunsten der letzteren entschieden, bis endlich das siebzehnte Jahrhundert die Grundlage wahrer Bürgerfreiheit brachte und das bis dahin äußerlich immer noch sich steigernde, prunkhafte Auftreten der Geschlechter vom innersten Lebenskeime aus angriff.

Die Herren begaben sich zum großen Nachtheile der Stadt mit ihren Gütern unter dänische Oberhoheit. Die Mummenfahrten und sonstigen Fastnachtsspiele und Hochzeitsfeste auf dem Gildenhause, die glänzenden Bankette und Turniere, die Auszüge reich geschmückter Junker und Damen hoch zu Roß, oder im Schlitten hinaus nach der Olausburg, alle die Herrlichkeiten hörten auf, aber Lübeck hatte auch aufgehört, eine nordische Macht zu seyn. Jetzt sind schon mehrere Jahrzehnte seit dem Aussterben und Fortziehen der

Digitized by Google

letzten patrizischen Familien und sofort anderweitigen Benutzung des Gildenhauses der Zirkler (so nannten sie sich nach ihrem Abzeichen) verstoßen.

Aus der großen Zahl bedeutender Persönlichkeiten, welche sich nach der Erinnerung des Volkes im Vordergrunde dieses farbenreichen Gemäldes bewegen, will ich hier vier herausheben.

1. Herr Alexander Soltwedel, der Vorkämpfer in dem siegreichen Streite für die Freiheit, welche das Reich zwar zu verbriefen, aber nicht gegen das noch hochgewaltige Dänenreich zu erkämpfen und zu schützen vermocht hatte.

2. Herr Antonius Vorrade, aus der blühendsten Zeit unserer Stadt. Obgleich sie, um ihre drückenden Privilegien in den nordischen Reichen gegen die murrenden Eingebornen und die Sicherheit des Verkehrs gegen See- und Landräuber aufrecht zu erhalten, fast beständig in Kriege verwickelt war, konnten doch noch Recken, wie dieser Antonius, aus Mangel an Kampf daheim, abenteuernd durch die Lande ziehen.

3. Herr Hans Holm, ein ehrlicher, handfester Krautjunker im Dienste der reichen Herrn zu Lübeck, deren Leib das Wohlleben schon zu zart gemacht hatte, um den Druck der Waffen zu ertragen.

Endlich 4. Junker Wiebold von Sverin, welcher, ein Spielball der ersten besten Betrüger, Schlemmer und Irrsinnigen, all sein Hab und Gut verpraßte und, ein Spott der Buben, im Elende starb.

Vielleicht findet sich später noch einmal Gelegenheit zu Berichten von den Herrn von Crispin, welche, zur Belohnung für ihre Thaten auf den Kreuzzügen, mit Land und Leuten begabt, unabhängige Dynasten auf einer der griechischen Inseln wurden; oder vom Reinaert von Calven, welcher den eigenen, unschuldigen Sohn zum Tode verurtheilte, weil er durch Uebereilung dem Gesetze verfallen war; oder vom alten Herrn von Darthouwen, welcher sich Anfangs bescheiden mit seinem weißen Haare entschuldigte und dann einen Herzog und neun Ritter vom Gaule stach, worauf ihm der Fürst als Wappen einen Fuß im Steigbügel mit durchgeschlagenem Nagel gab, weil er „wie angenagelt“ zu Rosse säße; oder von den herrschsüchtigen, staatsklugen Brömses, so genannt, weil einst ein Herzog zu Lüneburg, als einem ihrer Vorfahren kein Ritter Stand halten konnte, ausrief: „Du stichst as een Bröms!“ (Du stichst wie eine Bremse!) u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber National- und Kriegslieder.

(Fortsetzung.)

Ich kann nicht umhin, zu erwähnen, was ein damaliger Franzose, ein glaubhafter Augen- und Ohrenzeuge, David (in seiner Geschichte der Operationen der Nord- und der Sambre- und Maasarmee im Jahr 1794), über die Marseillaise, in Bezug auf die französischen Krieger, bemerkt hat. Er sagt: „Zu einer Zeit, da ein Theil der Pariser forderte, daß man nur den „reveil du peuple,“ ein anderer, daß man nur die Marseiller Hymne singen sollte, zu der Zeit, da man im Begriff war, sich um Lieder zu würgen, behaupteten die, welche die Marseillaise verlangten, daß sie die republikanischen Truppen zum Sieg geführt habe, und daß diese nie in's Gefecht gegangen seyen, ohne sie zu singen. Ich versichere doch und theuer, daß man beim Angriff keine andere Musik hörte, als das traurige Pum Pum der Trommel, und daß man sich da nicht mit Singen von Liedern abgab. Wohl sangen die Soldaten in den Lagern, wenn man ein wenig ruhiger war, die Marseillaise; aber am liebsten war ihnen ein Trink- und Kriegslied, worin nicht ein Fünfchen von Parteigeist wehte. Ich kenne dessen Verfasser nicht, aber der Geschmack, den unsere Franzosen daran fanden, beweist, daß einfache, natürliche Gesänge von leichter Musik weit allgemeiner gefallen, als jene gezwungenen Kunstwerke, wobei Musiker und Poet ihre letzten Kräfte aufboten.“ David führt hierauf diese „Couplets bachiques et guerriers“ an, in welchen es unter anderm heißt: „Wollt ihr einem guten Rath folgen? Trinket vorher, ehe ihr euch schlagt. Bei kalten Sinnen nehme ich's nur mit Einem auf, allein mit vier Personen, wenn ich tapfer gezecht;“ ferner heißt es: „Das ist ein trauriger Soldat, der nicht recht zu trinken versteht: er sieht die Gefahr des Kampfes; der Trinker aber sieht davon nichts, als den Ruhm!“

Dieses Trinklied führt mich auf eine Bemerkung, die etwas weiter zurückgeht. Man hat immer behauptet, daß die Franzosen, in Vergleich mit den Deutschen, Danen, Englandern, überhaupt den Völkern germanischer Abkunft, im Ganzen ein nüchternes, mäßiges Volk, daß Saufen und Völlerei bei ihnen etwas Ungewöhnliches und Schimpfliches sey. Für frühere Zeiten mag dieß im Allgemeinen wohl gelten; um so mehr fällt es auf, daß wir unter den französischen Volksliedern aus älterer Zeit weit mehr Trink- und Zechlieder finden, als bei den Deutschen, die dagegen reicher an Minne- und Frühlingsliedern sind. Was aber die neuere Zeit anbelangt, so hat auch in Bezug auf das Trinken die Revolution eine Aenderung hervorgebracht. Die jetzigen

Digitized by Google

Franzosen sind die Alten auch in dieser Hinsicht nicht mehr. Selbst in der Mitte der Gesetzgeber, Stellvertreter und Beamten der französischen Nation befanden sich Trunkenbolde in ziemlicher Anzahl. Unter andern wissen wir von Danton, daß er den Becher liebte, was wohl eine seiner geringsten Sünden gewesen wäre. Mercier sagt von ihm, alle seine Dekrete haben nach Wein gerochen. — Wenn Trunksucht im Gefolge anderer Rohheit selbst bei solchen Personen nichts Ungewöhnliches war, was können wir dann von den gemeinen Sansculotten erwarten? Auch läßt sich leicht vermuthen, daß diese Trunkliebe auch bei den Kriegern der französischen Republik nicht gefehlt, ja hier besonders sich bethätigt haben wird. Selbst an den ersten Offizieren war sie wahrzunehmen. Schon der alte Poltron Eustine, der bekanntlich zuerst mit seinen Republikanern auf Deutschlands Boden debütirte, war wegen seiner „Jrogneric" bei den Einen verrufen, bei den Andern, namentlich seinen Kriegern, sogar beliebt. Auch später hin gab es in den französischen Heeren Offiziere, selbst vom höhern Grade, die sich häufig betranken; von den gemeinen Soldaten ist es ohnedieß bekannt, daß sie meistens betrunken in die Schlacht gingen. Die Jourdan'sche Armee zeichnete sich auch in dieser Hinsicht aus. Noch jetzt erzählen sich alte Leute in Franken von der Trinkfertigkeit dieser Krieger. So haben einmal vier Franzosen zu Bamberg an Einem Abende 18 Flaschen Wein und an 50 Maaß Bier zu sich genommen.

Damals wurde auch schon die Marseillaise von Franzosen selbst parodirt. Ein französischer Offizier aus der erwähnten Maas- und Sambrearmee sang einstmals auf einem Spaziergange mit einem gebildeten Manne, der dieß später schriftlich bekannt machte, folgendermaßen: allons, enfans, au pillage; freilich eine andere Akkomodation als jene, die oben von den Girondisten erwähnt worden ist. Uebrigens ist auch ohne diese Aufforderung der „pillage" von Gemeinen und Offizieren und den Generalen selbst, so wie von den Herrn Kriegskommissären, die ohnedieß privilegirte Räuber waren, meisterhaft und in verschiedenen Graden getrieben worden.

David erwähnt oben, daß man sich in Paris um die „Marseillaise" und den „reveil du peuple" gestritten habe. Letzteres Gedicht ward nach dem Sturze des Robespierre'schen Terrorismus von Souriguerre gedichtet und enthält die kräftigsten Jnvektiven gegen die Theilnehmer desselben. Das souveräne Volk, heißt es, solle sich beeilen, alle diese Blutsäufer den Ungeheuern des Tanarus als Opfer darzubringen. In einer Apostrophe an die Manen der Hingerichteten heißt es: Ja, wir schwören auf eurem Grabe, bei unserm unglücklichen Vaterland, nicht zu ruhen, bis wir Hekatomben dieser abscheulichen Kannibalen geopfert haben! — Dieser reveil du peuple wurde damals besonders von „der vergoldeten Jugend" gesungen, die aus jungen Leuten des wohlhabenden Mittelstandes, namentlich auch Royalisten, zusammengesetzt war, durch eine eigenthümliche Tracht, das sogenannte costume à la victime, sich auszeichnete und sich besonders um den einst heftigen Jakobiner, nun gemäßigten „Volksredner" Fréron, so wie um Tallien, den Verfolger Robespierres, versammelte, und deren feindliche Opposition gegen die noch immer sich regende sansculottesche Bergpartei der damalige Convent eine Zeitlang so gerne sah und beförderte.

Auf die Franzosen lassen wir das nächstemal eine Nation folgen, die ein feindliches Geschick zu ihrer Nachbarin bestimmt hat, eine Nation, die so häufig vergessen hat, daß sie eine ist, und erörtern die Frage: Welche Nationallieder haben wir Deutsche?

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrelpondenz-Nachrichten.

Lincoln, September.

Die Vorzeit der Stadt.

Wenn Sie von Lincoln auch nichts weiter wüßten, als daß Bulwer, d. h. Sir Edward Lytton Bulwer, es im mehreren Parlamenten zur Hölle vertreten hat, bis der jüngste Wahlsturm „die literarische Säule des Melbourneschen Ministeriums" umstürzte, so würden Sie sich schon deßhalb für eine Mittheilung aus Lincoln interessiren. Aber man weiß von Lincoln vieles Andere. Man kennt die alte Geschichte vom Lincolner Juden, der Vater und Mutter erschlug, deßhalb lebendig gespießt wurde und, weil er am Spieße die christliche Religion annahm, mit heiler Haut davon kam. Auch kennen Viele das englische Sprüchwort: he looks as the devil did over Lincoln, selbst wenn die Veranlassung unbekannt seyn sollte, die nämlich die ist, daß nach Erbauung der Kathedrale die auf den mittelsten Thurm, den höchsten in England, befestigte goldene Spitze den Neid des Höllenfürsten erregte. Darum spricht auch jeder Lincolner mit ausgezeichnetem Stolze von diesem Wunderwerke seiner Stadt, und namentlich der großen Glocke, the great Tom. Ich bin seit acht Tagen in Lincoln und gedenke weitere acht Tage hier zu bleiben. — Lincoln ist eine gut erhaltene Stadt des Mittelalters, ein unverkennbares Prototyp des Sachsenthums auf das Möwerthum, des Normannenthums auf das Sachsenthum, und des Elisabeththums auf alle drei. Wirklich repräsentirt Lincoln ziemlich die ganze Vergangenheit der englischen Geschichte, und das anfallend Wenige, was modernen Geschmack eingeführt hat, thut der Antike keinen Eintrag. Vor allen Dingen hat Lincoln eine sehr glückliche Lage. Unter den weithin gestreckten Ebenen des östlichen Englands, von denen einige erst kürzlich ihrer Sumpfnatur sich entäußert haben, steigt ein Streich Tafelland, mehrere Meilen im Umfang, mächtig an, bis er gegen Süden an einem für England jähen Abhange still steht. An dieser abgebrochenen

Digitized by Google

Grenze und die Abdachung entlang liegt die Stadt Lincoln mit ihren ungefähr 14,000 Einwohnern. Die Kathedrale sammt dem ältesten Stadttheile nimmt den Höhenpunkt ein; die im Verhältniß neue Stadt läuft nach der Ebene aus, wo sie vom Flusse Witham durchschnitten wird. Keine andere Kathedrale in England steht gleich hoch, und so genießt sie den Vorzug der sodnften Lage. Sie theilt ihn aber in ihrer Nähe mit der Ruine einer normannischen Burg und zwei oder drei Gebäuden vom edelsten Styl. Ich brauche also kaum zu sagen, daß schon der erste Anblick von Lincoln einer ist, wie er in England dem Reisenden sich nicht allzu oft bietet. — Vermuthlich war die günstige Lage Ursache, daß bereits brittische Ureinwohner sich hier zusammenfanden. Später gründeten die Römer auf derselben Stelle eine Stadt mit dem Charakter einer Colonia, wo die Soldaten Bürger waren und jeder in der Nachbarschaft ein Stück Land besaß. Diese ursprünglich viereckige Stadt umschlossen die Römer mit Mauer und Graben und nannten sie Lindum, ein Wort, das sie ihrer Sitte gemäß der brittischen Benennung nachgebildet zu haben scheinen. Denn das letztere die Sylbe Lin enthielt, ist deßhalb zu vermuthen, weil Lin — nebendei gesagt, die verdorbene Aufangssylbe in London und die reine Endsylbe in Dublin — in der celtischen Sprache Sumpf bedeutet und die Stadt allerdings von Sümpfen umgeben war. Dabei denn auch Lindsey, als Name dieses Distrikts von Lincolnshire, die Insel oder einen Strich trockenes Land zwischen Sümpfen bedeuten würde. Auf solche Weise erklärt sich das heutige Lincoln aus einer Verschmelzung von Lindum und Colonia. — Nachdem die Römer vorübergegangen waren, behauptete sich die Stadt in den stürmischen Jahren der Heptarchie und der dänischen Einfälle, gewann aber erst nach der Eroberung ein höheres Ansehen. Wilhelm errichtete eine Hauptfeste, und noch unter seiner Regierung wurde der Bischofsitz von Dorchester nach Lincoln verlegt und der Bau der Kathedrale begonnen. Wie schnell die Bevölkerung und wie sehr ihr Wohlstand wuchs, ist daraus zu entnehmen, daß Lincoln bald an fünfzig Parochialkirchen zählte. Der Sprengel des Bischofs war der größte, sein Einkommen das reichste in England; er besaß innerhalb seiner Diöcese nicht weniger als zwanzig Paläste. Weder Stadt noch Bisthum sind jetzt, was sie damals waren; aber in historischer und antiquarischer Hinsicht ist Lincoln um nichts minder denkwürdig.

(Schluß folgt.)

Florenz, August.

(Schluß.)

Neue Leistungen der Italiener in Geographie und Statistik.

Von des Grafen Serristori verdienstlicher Statistica dell' Italia erwartet man eine neue Bearbeitung, wenn dem Verfasser seine vielfachen Beschäftigungen (er ist gegenwärtig Gouverneur der Provinz Siena) Zeit lassen, sie zu vollenden. Die sardischen Staaten und der Kirchenstaat bedürfen namentlich vieler Verbesserungen. — Im Römischen und im Königreich beider Sizilien ist neuerlich am wenigsten in diesem Zweige geschehen. Seit Calindri's Statistik des Kirchenstaats, Castellano's Descrizione dello stato ecclesiastico und dem 1835 erschienenen Indice dei luoghi, welcher die Einwohnerzahl sämmtlicher Städte und Orte enthält, ist kein geographisches Werk erschienen. Für Neapel enthalten die vom Ministerium des Innern herausgegebenen Annali civili, die Zeitschrift: Il progresso, und für Sizilien das Giornale per la Sicilia, die Effemeridi, la Ruota und andere Zeitschriften brauchbare Materialien. Alles dieß ist aber zerstreut. Giuseppe dei Re's größere Statistik des Königreichs hat mit dem dritten Hefte zu erscheinen aufgehört; von Cagnazzi's längst begonnenem Werke über Apulien ist neulich der zweite Band an's Licht getreten. Ein beachtenswerthes Werk sind die in Rom vor Kurzem gedruckten Cenni economico statistici sullo stato pontificio, von A. Galli, einem der Beamten im Finanzministerium. Der Zweck dieses Buches scheint namentlich zu seyn, manche durch Bewirkung in seinem (durch die Florentiner Uebersetzung in Italien sehr bekannt gewordenen) offiziellen Berichte und durch Serristori veranlaßte ungünstige Meinung von der päpstlichen Administration und dem industriellen und merkantilischen Zustand des Landes zu verdrängen. Es ist viel Beherzigenswerthes und Interessantes in dem Buche; aber dadurch, daß der Verfasser sich überall in allgemeine Betrachtungen über politische Oekonomie und endlose Lucubrationen verliert, wird er höchst weitschweifig und langweilig. Die Hauptmasse der Serristi sind die Kapitel über die Produkte des Kirchenstaats, über Ackerbau und Viehzucht und über den Handel, so wie eine Uebersicht der Verhältnisse der einzelnen Provinzen zu einander in Bezug auf Umfang, Bevölkerung und Anbau. Eine Abhandlung über die Campagna und die Mittel, ihr Leben und Kultur zurückzugeben, ist beigefügt. Sie enthält einiges Gute und es ist auf die früheren Arbeiten stete Rücksicht genommen, weniger auf die neuesten, wie die von Sismondi, und gar nicht auf solche, die sich auf die zum Theil in ähnlichen Verhältnissen sich befindenden toscanischen Maremmen beziehen. So hätten unter andern die Untersuchungen des Prof. Savi zu Pisa über die Sumpfgasgänge und die Aria cattiva wohl Beachtung verdient.

Noch muß ich mit zwei Worten eines Streites gedenken, der sich zwischen neapolitanischen und toscanischen Gelehrten über die Frage erhoben hat, ob seit dem Bestehen unserer Aera das Niveau des Mittelmeers an den italienischen Küsten sich wesentlich verändert habe. Der Cav. Niccolini zu Neapel vertheidigt in zwei Abhandlungen (über das den Boden der Ruinen des Serapistempels in Pozzuoli bedeckende Wasser, und Tabelle der verschiedenen Höhen der Meeresoberfläche zwischen der Küste von Amalfi und dem Vorgebirge von Baia im Verlaufe von 1900 Jahren) die Ansicht, daß das Niveau sich dort im Vergleiche mit ehemals erhöht habe. Von Respetti u. A. wird diese Ansicht wenigstens in ihrer Anwendung auf andere Theile der Küste bestritten, und es scheint mit Recht. Zu ihnen hat sich auch der Graf D. Paoli in Pesaro gereiht, welcher in Betreff der adriatischen Küsten gleichfalls die Meinung hegt, daß keine wesentliche Veränderung eingetreten sey. Bis jetzt aber haben die Streitenden sich nicht einen können: Hr. Niccolini ist sogar, wie es leider nur zu oft geschieht, auf seine Gegner mit einer Heftigkeit losgefahren, welche dem wissenschaftlichen Charakter des fraglichen Gegenstandes nicht gerade gut ansteht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 18. September 1841.

Hippolyta. — He says, they can do nothing in this kind.
Theseus. — The kinder we, to give them thanks for nothing.
Our sport shall be, to take what they mistake.
Shakespeare.

Aus Griechenland.

Ein Nationalfest. — Garnisonsleben.

Zu den bedeutungsvollsten Festen des Königreichs Griechenland gehört die Feier des Landungstages König Otto's, die, schon im Jahre 1834 von Seiten des Volkes und der Kirche freiwillig eingeführt, später von der Regierung bestätigt und geboten worden ist. Das Landungsfest des Königs wird in allen Theilen des Landes, sey es auch an einigen Orten nur zum Schein, auf's Feierlichste begangen. — Bekanntlich betrat König Otto den griechischen Boden in der Nähe der ersterwählten Residenzstadt Nauplia am 6ten Februar 1833, weßhalb auch diese Stadt, selbst nach der Verlegung des Hofes nach Athen, stets einen besondern Werth darauf legte, die Wiederkehr dieses denkwürdigen Tages so glänzend als möglich zu feiern. Auch im Jahr 1838 sah man zu Nauplia bereits einem heitern Feste entgegen, als plötzlich durch den öffentlichen Ausrufer mit lauter Stimme in den Straßen der Stadt die Bekanntmachung verlesen wurde: „daß zur Feier des bevorstehenden Landungstages JJ. Majestäten in Nauplia eintreffen werden, und die Dimarchie (Stadtbehörde) sich der Hoffnung hingebe, diesen glorreichen Tag durch den Patriotismus der Bürger möglichst verherrlicht zu sehen."

Die Dimarchie täuschte sich nicht, wenn sie an den Patriotismus der Bürger appellirte; schon darum, weil die im ganzen Lande so beliebte Königin in Nauplia zum erstenmal erschien, durfte man von den Nauplianern die glänzendsten Anstalten zu einer würdigen Feier erwarten.

Da die Herrschaften ihre Reise auf dem Dampfschiff zu machen gedachten, also unmittelbar aus dem Hafen die Stadt betreten wollten, so konnte leider von einer feierlichen Einholung keine Rede seyn; indessen gab es in der Stadt selbst genug zu ordnen und zu schaffen. In den Straßen, durch welche der Festzug vom Hafen aus nach dem Residenzgebäude sich bewegen sollte, verschwanden plötzlich die zerbrochenen, mit Papierstreifen verklebten Fensterscheiben; die Laden der Weinhändler und Grüzwaarenverkäufer wurden mit bunten Farben angestrichen und die alten Lehmwände baufälliger türkischer Boutiken erhielten einen neuen, blendendweißen Kalküberwurf. Eine eigens zusammengetretene „Verschönerungskommission" sorgte für die Errichtung bekränzter Triumphbogen und Ehrenpforten, bei deren Herstellung man die Fertigkeit und die architektonischen Kenntnisse griechischer Baumeister bewundern mußte. An den Eingängen der engen Straßen wurden zwei rohe Bretter pyramidenartig zusammengenagelt und mit grünen Myrthenzweigen umwunden — dieß waren die Triumphbogen; hing in der Mitte an

Digitized by Google

einem starken Bindfaden ein grüner Kranz mit einem auf weißes Velinpapier geschriebenen Sinnspruche, so war dieß eine Ehrenpforte. Die Polizeibehörde, ihrer Wichtigkeit stets eingedenk, kam den Anstrengungen der Bürger theils durch energische Unterstützung, theils durch liberale Nachsicht zu Hülfe. Sie traf Anstalten, daß die schlechtbewohnten Gäßchen der Stadt auf allgemeine Kosten von Schutt gereinigt und in den Hauptstraßen die Lücken des Pflasters mit Sand beschüttet wurden.

Auch die Offiziere der Garnison, größtentheils Deutsche, wollten dem Civilstande keineswegs nachstehen; sie beschlossen, zu Ehren des Königs und der Königin einen großen Ball zu veranstalten, die Honoratioren der Stadt dazu einzuladen und so den ersten Preis davon zu tragen. Anfangs stellten sich diesem Projekte viele Schwierigkeiten entgegen, die jedoch guter Wille und Ausdauer bald zu beseitigen wußten. Die Hauptsache war die Auffindung eines geräumigen Lokals, und auch dieses wurde ausgemittelt: es war der Gerichtssaal des Untersuchungsgefängnisses.

Die Vorbereitungen waren bereits zur möglichsten Vollkommenheit gediehen, als durch einen Kanonenschuß des Forts Palamides am 5ten Februar das JJ. Majestäten am Bord tragende Dampfschiff signalisirt wurde. Die ganze Bevölkerung der Stadt stürzte alsbald dem Hafen zu; die Truppen wurden in Spaliere aufgestellt, die Civil- und Militärbehörden schritten mit stolzer Haltung nach dem Ausschiffungsplatze. — Unter dem Donner der Kanonen warf das Dampfschiff im Hafen von Nauplia seine Anker aus, und unmittelbar darauf führte eine mit zwölf Ruderern bemannte Barke das hohe Königspaar der Landungsbrücke zu. Die Ankunft dieser Barke bereitete der am Hafen aufgestellten Deputation große Verlegenheit; denn erst jetzt gewahrte dieselbe, daß die hölzerne Brücke wohl zwei Ellen über den Wasserspiegel hervorragte und die „Verschönerungskommission" in ihrem Amtseifer überseben hatte, hier irgend eine, das Aussteigen erleichternde Vorrichtung anzubringen. Doch die Gewandtheit des, die Gebrechen der Nation wohl kennenden Königs beseitigte bald jede Bedenklichkeit: mit Leichtigkeit schwang sich der jugendliche Herrscher auf die Brücke, reichte lächelnd der Königin die Hand, und ohne verweilenden Blick erreichte auch diese die Brücke.

Nachdem das hohe Paar auf diese Weise, unter unaufhörlichem „Ζητω ὁ βασιλευς και ἡ βασιλισσα" („es lebe der König und die Königin!") den Quai glücklich betreten, setzte sich der Festzug nach dem Residenzgebäude in Bewegung. Dort angelangt, umlagerte das Volk förmlich die königliche Wohnung; die Ausbrüche der Freude wollten gar kein Ende nehmen, und erst als König und Königin sich der harrenden Menge zu wiederholten Malen vom Balkon gezeigt, gelang es den Behörden, die Ergießungen des Patriotismus zu zügeln, und im stolzen Bewußtseyn der erfüllten Pflicht zog sich der begeisterte Haufe von der Residenz zurück.

Dieß war die Vorfeier, und ich gestehe, daß dieselbe meine kühnsten Erwartungen weit übertraf. Wer die Griechen heute, und nur heute gesehen, hätte an ihrem Charakter leicht irre werden, hätte ihnen aufrichtige Ergebenheit gegen ihren Herrscher, Ordnungssinn, Patriotismus und Intelligenz zutrauen können. Auch in den heitern Mienen des hohen Königspaares war zu lesen, daß rauschender Jubel des Volks, für den Augenblick wenigstens, die Entbehrungen des Lebens vergessen machen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

I.

Herr Alexander von Soltwedel.

Es war zur Zeit, als die mächtigen Dänenkönige fast alle jene schönen, noch nicht so gar lange den Wenden entrissenen Ostseeprovinzen dem deutschen Reiche genommen hatten und jeder ächte Lübecker nach der Messe noch ein Weilchen in der Kirche zu bleiben pflegte, um still zu beten:

„Du heiliger, großer Gott, bei welchem kein Ding unmöglich ist! Du hast zwar befohlen allen Unterthanen, ihrer Obrigkeit zu gehorsamen; weil wir aber zu dieser Obrigkeit mit Gewalt gezwungen sind und viel ärger geplagt werden, als die Kinder Israels unter Pharao, so bist du ja derselbe allmächtige Gott, der alleinig die Bittenden erhöret. Darum erhöre uns, o Herr, und hilf uns aus dieser unbilligen Last zu unserer rechten Obrigkeit, so wollen wir deine allmächtige Huld rühmen in alle Ewigkeit. Amen." *

Auf den ersten Blick hätte einem Fremden freilich die dänische Herrschaft ganz anders geschienen. Durch die Rechtsamen, welche Lübeck, als dänische Stadt, in Dänemark genoß, hatte sich der Handel gehoben; das bewies der durch alle Stände sichtbare Wohlstand. Die stattliche Burg an der schmalen Landzunge (welche die Halbinsel, auf der Lübeck, von Wackenitz und Trave

* Wörtliche Uebersetzung des damals üblichen „stillen Gebetes."

Digitized by Google

umflossen, liegt, mit der Umgegend verbindet) schien nur ein passender Schutz für die Stadt. Statt der vereinzelten Gehöfte (Hagen), wo man früher in der Mitte des mit einer Planke und Graben umgebenen Hofraums das hölzerne Haupthaus und daneben die kleinen Wohnungen der Leibeigenen und freien Insaßen und die Viehställe gesehen hatte, reihten sich jezt nach und nach die stattlichsten steinernen Giebelhäuser zu regelmäßigen Straßen dicht aneinander. Aber mit der Planke war die alte Freiheit des sich selbst richtenden, selbst besteuernden deutschen Grundbesitzers gefallen. Was frommte es, daß der Rath im schönen neuen Hause sich versammelte, wenn statt der Gerechtigkeit hier das scharfe Schwert des dänischen Vogtes herrschte, welcher höhnisch die neuen, auf seinen Befehl gebauten Straßen nach seiner Freunde und Geliebten Namen nannte? was frommte der Reichthum, wenn ihn der dänische Söldner ungestraft fortragen durfte? was frommte die Burg und Mauern und Thürme rings um langs dem Flusse, wenn der schlimmste Feind in der Stadt war?

Auf einem der noch erhaltenen Hagen in der Mühlenstraße, welcher über dem Hofthore ein Schild mit einer Sonne zeigte, * wohnten damals zwei Brüder eines aus Salzwedel (Soltwedel) in Sachsen eingewanderten und seit mehreren Generationen wegen seines Reichthums, klugen, redlichen Handelsbetriebes und Eifers für der Stadt Angelegenheiten wohlberufenen Geschlechtes. Der Aeltere, Johann, ein sanfter, guter Mann, war in den Rath gewählt. Er saß oft, wenn er „auf dem Hause" neue Nord und Schmack durch die Dänen der Stadt hatte zufügen sehen, bis spät Nachts in der großen Halle mit roh geschnitztem Eichengetäfel und gestampftem Lehmboden am Herde und schaute, vergeblich nachsinnend, wie der Stadt geholfen werden könne, mit Thränen im Auge in die, gleich dem Wohle des Vaterlandes, verglimmende Flamme. — Herr Alexander, der jüngere Bruder, dessen Aeußeres schon den verschlossenen und kühnen Sinn verrieth, hielt sich jezt meist außerhalb der Heimath, wie es damals dem Schifferkaufmanne, welcher den Ein- und Verkauf im Auslande mit Sicherheit nur persönlich betreiben konnte, leicht möglich war. Traf er aber einmal den Bruder so von der rath- und hülflosen Lage des Staates bedrückt, da klagte er nicht mit ihm, sondern pflegte trotzig vor sich hin zu sprechen: „Ich sollt' nur Macht und Ansehen dazu haben, da wollt' ich bald helfen!" — Fragte dann aber Herr Johann, wie er das meine? so erwiderte Alexander: „Ein solches Werk kann nur gedeihen ohne viele Mitwisser und Helfer!" und ging fort.

Das ärgerte auf die Länge den sonst so sanftmüthigen Bruder, und als einmal wieder auf dem Rathhause viel Klagen und Seufzen war, erzählte er von seines Bruders ruhmredigen Worten. Alsbald ließen die Herrn den Alexander (von dem sie wußten, wie kühn und klug er sich in mancher großen, damals bei Reisen im Nordlande nicht seltenen Fährlichkeit benommen hatte) vor sich fordern und fragten ihn nach dem Sinne jener Worte. Herr Alexander sprach: „Wählet mich in den Rath, daß ich Macht und Ansehen gewinne und eine Welle bösen Leumund nicht zu scheuen brauche, so denke ich mit Gottes Hülfe schon der Stadt aus dieser Noth zu helfen." Da ließ der Rath ihn eine Welle abtreten, um die Sache in Ueberlegung zu nehmen, und als Herr Johann sich erbot, er wolle mit Freuden seinen Sitz und Stimme dem Bruder überlassen, den er für würdiger und tüchtiger halte, so stimmten die übrigen Rathsherrn bei und nahmen Herrn Alexander unter sich auf.

Nun begann ein lustiges Leben in dem sonst stillen Hause derer von Soltwedel. — Eine zahlreiche Dienerschaft, in rothes flandrisches Tuch gekleidet, trieb sich jezt meist müssig auf dem, sonst nur vom Arbeitslärm der Packer im Waarenraume und der handwerktreibenden Burtinsassen wiederhallenden Hofe „zur alten Sonne" umher. — Machte der Vogt unbillige Anforderungen auf dem Rathhause, so war Herr Alexander stets der erste, welcher dafür stimmte, und wenn gleich, durch Soltwedel in geheimen Unterredungen dazu ermuthigt, der Rath nie so entschlossen wie jezt auf seinen Privilegien bestanden hatte, so stieg doch Herr Alexander stets mehr in der Dänen Gunst. Täglich sah man entweder den dänischen Vogt und die sonstigen Ritter der Besatzung bei dem von Soltwedel banketiren, daß man die Musik der Pauker und Zinkenisten drei Straßen weit hörte, oder der neue Rathsherr ritt, zwei Trompeter voran, sechs Diener hinter sich, in hoffährtigem, goldgestickten und pelzverbrämten Kleide zu ähnlichem Gelag und Spiel auf die Burg. Wenn dann die Ritter zu den stumpfen Waffen griffen und sich zu Schimpf und Glimpf auf dem Burghofe herumtummelten, oder auch wirklich eine in der Trunkenheit aufgeregte Ehrensache im Ernst auszufechten war, und Herr Alexander mit höchst gewichtigen Streichen und ritterlichem Geschicke in der Waffenführung die Ebenbürtigkeit seiner stets freien Familie bewies: das Alles mußte in jener Zeit sein Ansehen unter den Dänen nur erhöhen.

(Fortsetzung folgt.)

* Als ein durch Dänengunst emporgekommener Nachbar ihnen zum Hohn sein Haus auch „zur Sonne" nannte, hatten die von Soltwedel unter ihr Schild: De olle Sünn (die alte Sonne) schreiben lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lincoln, September.

(Schluß.)

Die Kathedrale.

Das einstimmige Urtheil der Sachverständigen erklärt die Kathedrale für das schönste gothische Gebäude in England, so viel das Aeußere anlangt; in Betreff des Innern steht der Münster zu York unerreicht. Die äußere Länge mit Einschluß der Strebepfeiler beträgt 516 Fuß, die Breite des westlichen Endes oder der Vorderseite 174. Die Kirche hat doppelte Durchschnitte, von denen der längste äußerlich 250 Fuß lang und 66 Fuß weit ist. Das Gewölbe des Schiffs erhebt sich 80 Fuß über den Boden. Der Thürme sind drei, der mittlere mißt 270, jeder der zwei andern 180 Fuß, alles, laut Versicherung der Baukünstler, herrliche Proportionen. Das Aeußere zeigt vier vollständige Proben der auf einander gefolgten Style der abendländischen Architektur. Der größere Theil der Vorderseite dürfte ein Zeitgenosse des eigentlichen Stifters, Bischof Remigius, seyn, der gegen Ende des elften Jahrhunderts lebte; doch lassen sich Einschnitte und Nachhilfen erkennen, die bis in's fünfzehnte Jahrhundert reichen. Die zwei Nebenthürme hatten aus der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. An sie reiht sich der frühreife englische Spitzbogen. Die Durchschnitte beginnen mit dem zwölften Jahrhunderte und kommen bis in die Hälfte des vierzehnten herab. Aus dieser Zeit besitzt das Innere, namentlich der Chor und die Flügel, eine Menge der mannigfaltigsten und auserlesensten Kunstproben. Früchte, Blumen, Pflanzen, Insekten, Capricen so aller Art umkränzen die Bogen und Schäfte und schmücken die Kapitäler. Jüngste Bauwerke sind zwei Privatkapellen aus der Regierung Heinrichs VIII. Sie gelten für Juwelen damaliger Baukunst. — Unterhalb des mittlern Thurms streckt der Hauptdurchschnitt seine zwei Flügel aus, jeder groß genug für eine geräumige Kirche und am Ausgange mit einem sechsen kreisbogigen Fenster von buntem Glase. Die Fenster sind weder an Größe, noch in der Struktur sich gleich. Das sechszehnte hat einen Rahmen von herrlicher durchbrochener Arbeit. Jene Verschiedenheit, so wie der Umstand, daß das sechzehnte Fenster aus kleinern Glasstücken gefertigt ist, haben zu einer Legende Veranlaß gung gegeben, dergleichen fast aller Orten von einem Lehrlinge erzählt wird. Die hiesige lautet ungefähr so. Nachdem der Werkmeister das eine Fenster vollendet, erbot sich sein ehrgeiziger Lehrling, das andere auszuführen, und dazu nur die kleinen Glastafeln zu verwenden, die jener übrig gelassen. Das Erbieten wurde angenommen, und als das Fenster fertig war, ein Tag zur öffentlichen Enthüllung bestimmt, Stolz und voll Vertrauen auf sein Kunstgeschick stand der Meister auf einem Balken neben seinem Fenster, mit eigener Hand die Hülle wegzuziehen. Alles staunte, Alles bewunderte. Kaum aber hatte der Lehrling das seinige entdüllt, als der Ruf der Bewunderung so enthusiastisch wurde, daß der Meister im Schmerz der Täuschung sich vom Balken stürzte und den Tod fand. Ehemals bekam Jeder diese Geschichte zu hören, der sich vom Sakristan die Kirche zeigen ließ. Unsere aufgeklärte Zeit hat sich dawider aufgelehnt und der gute Sakristan seine Erzählung so oft belächeln sehen, daß er sie nun für sich behält. — Zu den namhaften Merkwürdigkeiten im Innern der Kirche gehört das Schnitzwerk am Chor, das ungeachtet seines fünfhundertjährigen Alters vom Alles germalmenden Zahne ziemlich unberührt geblieben ist; dann das Leichenbild, das aus den Tagen Karls II. stammt und von einem bronzenen Adler getragen wird; drittens eine ausgezeichnete Orgel und eine Reihe Gräber, meist in Altarform, mit Schnitzwerk und Figuren. Gräber von Lords und Ladies und Prälaten. Ueberraschend war mir, die Figuren auf dem Grabsteine eines Prälaten tanzend dargestellt zu sehen, nicht etwa ein Holbeinischer Todtentanz, sondern Damen und Herren in altem Ballostüm gravirt verschlungen und „nach dem Takte der Musik gewandt die Zehe bebend.“ Die Sache hat unstreitig ihre Bedeutung, welche, habe ich nicht erfahren können. Daneben unschließt ein Grab die irdischen Reste der aus der Geschichte bekannten Katharina Swynnford, einer der Gemahlinnen des Johann von Gaunt und Mutter Heinrichs VII. Ist etwa die Tanzgruppe ihr der stimmt gewesen und aus Verirren dem Prälaten zugetheilt worden? — Zwei andere Gräber beweisen, daß in entgegengesetzter Richtung laufende Wege bisweilen an dasselbe Ziel führen. Ein im Jahr 1200 gestorbener Bischof, St. Hugh de Grenoble, hatte theils durch seine Gelehrsamkeit, theils durch die Pracht und Herrlichkeit seines Haushaltes sich so berühmt gemacht, daß zwei Könige, Johann von England und Wilhelm von Schottland, sich verpflichtet glaubten, seinem Begräbnisse beizuwohnen, und dem, der prächtig gelebt, widmete das Kapitel einen prachtvollen Sarg und geschlagenem Golde, acht Fuß lang und vier Fuß tief. Gleiche Ehre und Auszeichnung erfuhr hundert Jahre später Bischof Richard Fleming, der laut der Grabschrift sein gelehrter Herr, aber so fromm und enthaltsam war, daß er, nm Christo ähnlicher zu werden, sich zu vierzigtägigem Fasten entschloß, jedoch am neunundzwanzigsten Tage verschied, „zu Haut und Knochen abgemagert,“ in welcher magern Gestalt er auf dem Grabsteine ausgehauen liegt. Indessen ist von den goldenen Schreinen des Erstern, wie des Letztern bloß noch die Erinnerung vorhanden. Heinrich VIII. — und er war nicht der einzige Monarch, der die Reformation auszubeuten wußte — nahm der Kirche die goldenen Schreine, verschmähte auch silbernes Geräth nicht, und erhielt 2621 Unzen Gold und 4285 Unzen Silber. Unbedeutenden Ersatz leistete er durch eine seinem Beichtvater, dem Bischof Longland, errichtete Kapelle, die des ehrwürdigen Herrn Grabstätte werden sollte, aber, weil er anderswo starb, nicht geworden ist. Ihre gothische Aufschrift sagt nebenbei Irrgutes, daß die damalige Lieblingsstätte, mit Worten zu spielen, auch beim Epitaph sich geltend machte. Der Bischof dieß Longland und die Aufschrift beißt: Longa terra, mensurum ejus Dominus dedit.

Erwähne ich nun noch einen im Hofe des anstoßenden Kapitelhauses vor ungefähr fünfzig Jahren aufgefundenen römischen Mosaikboden, die Kirchenbibliothek mit ihrem selber unter Schloß und Riegel liegenden Schatze von alten Büchern und Handschriften, ein daselbst aufgestelltes lebensgroßes Bild des Stifters, Dechant Honowood; weiter zwei aus der sogenannten goldenen Periode der englischen Skulptur datirende Statuen Eduards des Ersten und seiner Gemahlin — beide wegen ihrer kunstvollen Draperie von Flachsmann gezeichnet — und den im mittlern Thurme hängenden great Tom of Lincoln, so erklärt zweierlei sich von selbst, einmal, daß Viele nach Lincoln kommen, bloß um die Kathedrale zu sehen, und zweitens, daß die Lincolner in ihre Kathedrale mädchenhaft verliebt sind. „Könnte ich auf irgend etwas stolz seyn,“ sagte mir ein ehrenwerther, durchaus nicht sentimentaler Mann, „so wäre es auf mein Familienvorrecht, unter dem prächtigen Thurme zu ruhen, der vierzig Meilen in der Runde meine Geburtsstadt verkündet.“ Sonderbar, auf was Alles der Mensch stolz ist!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 20. September 1841.

Er zieh' heran mit seiner Heeresmacht!
Fall aus dem Innern doch der Feind verzagt;
Dem Feind von Außen wollen wir begegnen.
Schiller.

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

So verging der Winter. Mancher in der Stadt, welcher Herrn Alexander nicht genau kannte, fluchte zwar im Stillen auf den Verräther, dieser schien aber die bösen Blicke, welche ihn auf der Straße trafen, nicht zu bemerken, und hatte es dahin gebracht, daß er im Geheimerath des dänischen Vogtes eben so gut eine Stimme führte, als auf dem Rathhause. So geschah es, daß, als er eines Abends Alles auf der Burg in höchster Bestürzung fand, man ihm sogleich die Ursache mittheilte, obgleich man sonst diese Begebenheit sehr geheim hielt.

Vor Kurzem war nämlich Graf Heinrich der Schwarze von Schwerin aus dem Morgenlande heimgekehrt und hatte die von seinem jüngst verstorbenen Bruder Gungel hinterlassene Hälfte der Grafschaft durch den dänischen Statthalter der eroberten Ostseeprovinzen, Grafen Albrecht von Orlamünde, besetzt gefunden; als Unterpfand, hieß es, für den noch nicht ausgezahlten Brautschatz, welchen Ida, des Grafen Gungel von Schwerin Tochter, dem natürlichen Sohne König Waldemars, Nikolaus, Grafen von Halland, hatte einbringen sollen. Jetzt hatte ein Reitender aus Dänemark folgende Nachricht gebracht: „Graf Heinrich habe den König schon mehrere Tage, wiewohl ganz vergeblich, mit der Bitte, diese Besetzung seines Erbes aufzuheben, angegangen. Am 6ten Mai sey er sofort dem Könige nach der Insel Lyon, unweit Faaborg, auf die Jagd gefolgt; als aber am Abend sich Alles in zerstreut liegenden Hütten zur Ruh begeben und bald wegen der Anstrengung des Tages und des reichlich genossenen Methes und Bieres in tiefen Schlaf gefallen, da habe Graf Heinrich sich mit einigen Rittern der Hütte des Königs genähert. König Waldemar, dessen Sohn und der Leibdiener seyen erst erwacht, als letztere beide schon geknebelt waren und über ersterem das Schwert zum Todesstoß schwebte. So sey der König geraubt und in des Schweriners Land oder noch weiter gebracht. Man habe sie nicht verfolgen können, weil die Mecklenburger alle Böte auf der Insel angebohrt. Im Lande sey die heillosseste Verwirrung, weil die Großen sich nicht des Königs Neffen, den deutschen Fürsten, in die Arme werfen wollten, und doch sonst jedes allgemein anerkennbare Haupt fehle.

Soltwedels kluger Sinn durchschaute gleich, wie dieser Umstand, recht benutzt, der Dänen Macht in Deutschland für immer brechen müsse; nachdem er daher einige Stunden mit den Dänen beim Becher geklagt hatte, eilte er heim, in der Stille, wie oft geschah, den

Digitized by Google

Rath bei ſich zu verſammeln. Bald ging auch eine Geſandtſchaft an den Kaiſer ab, welche denn auch wirklich, während der langen Unterhandlungen wegen der Auslöſung Waldemars, die Reichsfreiheit Lübecks erwirkte. Jetzt galt es, nach dem Beiſpiele der Dithmarſen, Holſteiner und Mecklenburger, welche letztern beiden die Neffen des Königs, den Grafen von Orlamünde und den Herzog von Lüneburg, in der Schlacht bei Mölln auf das Haupt geſchlagen hatten, ſich die vom Reiche verbriefte Freiheit auch wirklich zu erkämpfen.

Zu der Zeit war es in Lübeck Gebrauch, jährlich das Maifeſt mit großem Jubel zu begehen, und Herr Alexander wußte den däniſchen Vogt zu bereden, dießmal an dem Feſte Theil zu nehmen, obgleich derſelbe ſonſt, aus Furcht vor Streitigkeiten mit dem, dann von Trunk und Luſt aufgeregten Volke, die Burglente ſtrenge zurückzuhalten pflegte. Nachdem in der Nacht zwiſchen den hohen Hauſhallen im Waarenraume zur alten Sonne geheime Rathsſitzung, dießmal mit Hinzuziehung einer Anzahl vertrauter Bürger, geweſen war, ritt in der erſten Frühe des Maitages Herr Alexander mit noch mehr Trompetern und Dienern und noch prunkhaftern Kleidern als gewöhnlich auf die däniſche Burg, um den Vogt vor das Thor zu geleiten. Draußen waren um den rieſigen Maibaum eine Menge Zelte aufgeſchlagen, Muſik ertönte, eine Maſſe von Köchen und Dienern ſah man bei großen Feuern mit der Bereitung des Morgenimbiſſes und Mittagsmahls beſchäftigt. Bald kamen auch aus der Stadt die Herren des Rathes und ſonſtige Herren aus den Geſchlechtern mit ihren Frauen und Töchtern geritten, gefolgt von einer Menge Volks.

Während nun draußen dankettirt und gezecht, aufgeſpielt und getanzt wurde, wobei ein Mummenſchanz mit der Krönung des Vogtes zum Maigrafen endete, kam auch vor die Burg eine Schaar Mummen. Grotesk als Weiber verkleidet, führten ſie in tollen Sprüngen ein großes Faß Bier heran, und da ſich die vorderſten als die wohlbekannten Diener des Soltwedelſchen Hauſes zu erkennen gaben mit der Meldung: „Herr Alexander ſchicke das Bier den Burglenten, damit ſie ſich auch einen guten Tag machen möchten,“ ſo öffnete man ohne Arg dem Zuge das Burgthor. Der Wagen mit dem Faſſe blieb aber in der Pforte halten, daß man ſelbige nicht wieder ſchließen konnte, während ſich die Masken raſch auf den Hof drängten. Ein gellender Pfiff, und Jeder zog aus den weiten Kleidern ein kurzes Schwert hervor. Nun entſpann ſich ein heftiger Kampf mit den däniſchen Söldnern. Die Vermummten hielten aber gegen die gebarnischten und beſſer bewaffneten Burgfechte tapfer Stand, bis eine auserleſene Schaar Bürger, welche in einem nahen Hauſe in der Burggaſſe verborgen geweſen waren, ihnen zu Hülfe kam. Bald waren die Dänen überwältigt und die Lübeckſche Fahne wehte vom höchſten Thurme der Burg.

Als Herr Alexander draußen beim Maifeſte dieſes Zeichen erfuhr, trat er mit einem großen Pokale vor den Vogt und ſprach: „Mein Maigraf, thue mir Beſcheid auf das Glück und Heil des befreiten Lübecks!“ und damit wieß er auf das Stadtbanner am Donjon der Burg. „Verrath!“ ſchrieen die Dänen und zogen die Schwerter, aber auch die Lübeckſchen Rathsherren führten ſtarke, in manchem guten Kampfe bewährte Klingen. Den Dänen blieb nichts übrig, als ſich auf die Gäule zu werfen und fortzureiten, da man ſie jetzt noch ziehen ließ. „Wir kommen bald wieder, dann ſollt ihr's entgelten!“ ſchrieen ſie im Fortſprengen.

Und wirklich kamen ſie, nachdem der Papſt König Waldemar von ſeinem Urphedeeide gelöst hatte, mit großer Heeresmacht. Aber ſie fanden auch die nordſächſiſchen Fürſten und Städte wohl gerüſtet, ſie zu empfangen. Nach Eroberung von Rendsburg und Wiederunterwerfung der Dithmarſen, welche zur Heeresfolge gezwungen wurden, trafen die Dänen auf der Bornhöveder Heide das Heer der Verbündeten und bezogen ein Lager ihnen gegenüber (1227).

Beide Heere erkannten die Wichtigkeit des bevorſtehenden Kampfes und raſteten daher zwei Tage Aug' im Auge, um die volle Kraft zu ſammeln. Herr Alexander, welcher den wohlgerüſteten Lübeckiſchen Zuzug beſchligte, benutzte aber dieſe Friſt, um als Harfner verkleidet in das feindliche Lager zu den Dithmarſen zu gehen. Mit Freuden hörten ſie: „Wenn der Lübeckiſche Feldhauptmann ſein Schild die Spitze zu oberſt kehrt, dann iſt es Zeit, daß ihr dem Dänen in die Seite fallt.“

Mit höchſter Tapferkeit von beiden Theilen wurde nun am Tage Maria Magdalenä feit dem erſten Frühroth gekämpft. Als es aber Mittag wurde, da ſchien die heiße Julisonne den Verbündeten blendend in's Angeſicht und ihre Kraft erlahmte in den glühenden Panzern. — Zu brünſtigem Gebete kniete der fromme Graf Adolf von Holſtein, als er die Seinen wanken ſah, nieder und gelobte der Heiligen des Tages, Klöſter zu bauen und ſelbſt ſein Leben in einem derſelben zu verbringen, wenn ſie ihnen helfe. Und Maria Magdalena erſchien am Himmel und breitete ihren Schleier vor der Sonne aus. Die Krieger der Verbündeten ſchrieen: Mirakel! und ſtürmten mit unwiderſtehlicher Gewalt in den Feind, welchen jetzt auch auf Herrn Alexanders Zeichen die Dithmarſen anfielen. Ein Pfeil flog dem König Waldemar in's Auge, daß er vom Pferde ſank. Als der Abend graute, flohen die Dänen auf Nimmerwiederkehr, und feierlich tönte nach dem Getümmel des Tages durch die ſtille Nacht das Loblied, in welchem die Sieger dem Herrn der Heerſchaaren für die Befreiung

Digitized by Google

dankten. — Herr Alexander ſtarb, nachdem er noch lange klug und rüſtig in Krieg und Frieden die Stadtangelegenheiten geleitet hatte, in hohem Alter, und ſo lange Lübeck ſteht, wird es nimmer vergeſſen ſeines erſten Helden, des Alexander von Soltwedel.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Griechenland.

(Fortſetzung.)

Die eigentliche Feier des Feſtes begann am Morgen des 6ten Februar mit einer großen Reveille der Garniſonsmuſik, der ein kirchlicher Gottesdienſt folgte, welchem alle Civil- und Militärbehörden beiwohnten; bei Abſingung des Te Deum wurden 21 Kanonenſchüſſe gelöst. Hierauf begab ſich der König in Begleitung des Offizierscorps und der Civilbeamten in feierlichem Zuge an die ungefähr eine Viertelſtunde von der Stadt entfernte Landungsſtelle, wo ſich bereits eine Menge ſchön geputzter Griechen eingefunden, die hier abermals ein jauchzendes Lebehoch anſtimmten und den Feſtzug unter fortwährendem Jubel nach der Stadt zurück geleiteten.

Der Nachmittag war von dem Königspaare zur Beſichtigung der Stadt beſtimmt, und hiedurch wurde den Bürgern abermals Gelegenheit geboten, ihren ganzen Patriotismus zu entwickeln. Dießmal galt es vor Allem, für das Herrſcherpaar einen Wagen aufzufinden; denn als Fußpartie ſchien eine Promenade durch die Straßen, ſowohl in Betracht des zu erwartenden Volksandranges, als auch in Rückſicht auf die Straßenreparaturen der Verſchönerungskommiſſion, eine etwas gewagte Sache. Lange wurde berathſchlagt, ehe man zu einem Beſchluß kam; zwar war bald bei einem Lohnkutſcher aus Argos ein möglichſt eleganter Miethwagen gefunden, allein die Beſpannung deſſelben ſchien ſelbſt der Verſchönerungskommiſſion nicht feſtlich genug. Schon war der Vorſchlag gemacht, die Equipage von patriotiſchen Bürgern ziehen zu laſſen, zumal da der Staatsprokurator, ein vielgereiſter Mann, verſicherte, daß JJ. Majeſtäten hierin nur ein Zeichen der ehrfurchtsvollſten Ergebenheit erblicken könnten; da ſchlug ſich das Artilleriekommando in's Mittel und bot der Stadtbehörde ſechs Trainpferde an, mit der Bemerkung, es werde jedenfalls impoſanter ausfallen, wenn der Wagen, nach königlicher Sitte von Sechſen gezogen, vom Patriotismus der Bürger gefolgt, im majeſtätiſchen Zuge ſich durch die Straßen bewege. Dankbar wurde dieſer Vorſchlag angenommen, und bald darauf hielt der Wagen, mit ſechs Artilleriepferden beſpannt und durch drei Fuhrſoldaten geführt, der weitern Befehle gewärtig, vor dem Reſidenzgebäude.

Mochten es auch wohlmüthige Gefühle ſeyn, die beim Anblick dieſer Equipage das junge Herrſcherpaar bewegten, das Anerbieten der Bürgerſchaft wurde angenommen; war es ja doch das kleinſte von ſo vielen Opfern die König Otto der griechiſchen Nation gebracht. — König und Königin in griechiſcher Nationaltracht beſtiegen den Wagen und langſam bewegte ſich nun der Zug durch die zwei fahrbaren Straßen der Stadt und dann wieder nach der Reſidenz zurück. Der Eindruck dieſes Aktes auf die Menge war unbeſchreiblich. Ein ſolches Schauſpiel hatte Nauplia noch nie geſehen. So einfach und unköniglich bei uns dieſe ganze Ceremonie ſich ausgenommen hätte, hier erreichte ſie vollkommen ihren Zweck, imponirte dem Volk und umgab das Königspaar mit dem Schein des Außergewöhnlichen, der auch beim unbeugſamſten Palikaren Ehrfurcht und Unterwürfigkeit erweckt. Abends war die Stadt feſtlich erleuchtet, auf der alten Palamides brannten Pechkränze und Opferfeuer, und vor der königlichen Reſidenz ließen die Muſikchöre der Garniſon ihre künſtleriſchen Fertigkeiten hören.

Den Beſchluß machte der im Bouleuticon von dem Offizierkorps veranſtaltete Ball. Ich war Einer der Erſten, die ſich mit ſehr beſcheidenen Erwartungen zum Tanz einſtellten, erſtaunte aber beim Eintritt nicht wenig über die mir entgegenſtrahlende Pracht. Die herrlichen Draperien, die geſchmackvolle Ausſchmückung der Tribünen, die ganze Anordnung zeigte beim erſten Blick, daß Fremde hier die Arbeiten geleitet, daß griechiſcher Eigenſinn und Abgeſchmacktheit deutſcher Ruhe und Galanterie einmal freie Hand gelaſſen hatten. — Bald fand ein großes, freilich ſehr gemiſchtes Publikum ſich ein. Neben der Galauniform der Offiziere und Beamten ſah man hin und wieder auch Bürger mit Pelzröcken und Pluderhoſen; allein was die Männer an Geſchmack und Gleichheit vermiſſen ließen, fand man im glänzenden Kreiſe der Damen. In der That, Nauplia's ſchöne Damenwelt ließ heute, ſowohl hinſichtlich der geſchmackvollen Toilette als auch des feinen Anſtandes, nichts zu wünſchen übrig; dieſe Griechinnen konnte man den anweſenden deutſchen und andern Damen an die Seite ſtellen; der Vergleich fiel nicht zum Nachtheil der erſtern aus. Wohl manche der anweſenden Schönen hatte bei der Landung des Königs Otto nicht geahnt, daß ſie bei der künften Wiederkehr dieſes Tages in fränkiſcher Ballkleidung ſich bewegen und Quadrillen tanzen würde, und man las es auf den Geſichtern der holden Kinder, daß ſie dieſen Fortſchritt der Civiliſation zu würdigen wußten, ihre heutige Freiheit als errungenes Recht weiblicher Ebenbürtigkeit betrachteten. — Gegen zehn Uhr beehrten König und Königin den Ball mit ihrer Alles

Digitized by Google

entzückenden Gegenwart, und munter und glücklich schwebten die Tänzer, die hohen Gäste an der Spitze, durch die Räume des Saales dahin.

Wer die Entbehrungen und Mühseligkeiten des Lebens in Griechenland kennt, wer Jahre lang in öden Felsen herumgeklettert ist, ohne eine menschliche Lagerstätte zu finden, wer geselliges Leben nur noch dem Namen nach kennt, wie es hier bei den meisten Deutschen der Fall war, der weiß ein solches Fest zu würdigen und zu genießen. Nie habe ich mich in Griechenland so heimisch gefühlt, als an diesem Festtage; er versetzte mich in das geliebte Vaterland; es war ein wohlthuendes Intermezzo im schauerlichen Garnisonleben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Sieg der Tories. — Wiedereröffnung des Vauxhall.

Der vielbesprochene, vielbewettete Wahlkampf ist vorüber; die Tories haben gesiegt. Es wird aber ziemlich auf Eins hinauskommen, ob Tories oder Whigs das großbritannische Staatsruder lenken. Mit einiger Formveränderung, ohne Beeinträchtigung des Wesens, werden jene thun, was diese — auch nicht gethan haben würden, hätte nicht der Zwang der Verhältnisse sie dazu genöthigt. Der Impuls, dem beide Parteien gehorchen müssen, ist da; seine Existenz ist nicht wegzuläugnen; das Rad rollt dem Ziele zu, keine Menschenhand vermag es aufzuhalten; die Kugel ist geworfen, und ob man ihr Steine in den Weg lege und Schlagbäume vorziehe — die Hemmungen vermehren nur ihre Kraft. Das ist in England keine Neuigkeit von heute, noch von gestern; es ist seit den letzten drei Jahrhunderten so gewesen. Die englische Geschichte dieses Zeitraums dürfte nicht ein einziges Beispiel aufzeigen, daß ein ernstlich begonnenes Reformwerk lange still gestanden oder gar in sich zerfallen wäre. Die englische Geschichte erzählt ganz Anderes. Sie gibt Belege, daß Wahrheit und Gerechtigkeit zuletzt den Sieg gewonnen, und daß die Anstrengungen einer selbstsüchtigen, monopolisirenden Kaste, ihre Privilegien gegen das Gesammtinteresse zu behaupten, immer schwächer und schwächer und am Ende zu nichte geworden sind. Dies wird sich jetzt wiederholen, wo es sich um die Frage einer durchgreifenden kommerziellen Reform handelt. Die Tories finden im Unterhause eine Opposition, wie sie mächtiger und talentvoller von Seiten der liberalen Partei nie auf den Bänken des Hauses der Gemeinen gesessen. Man kann mit Recht behaupten, daß die erlittene Niederlage sie stark gemacht. Die Wankelmüthigen sind aus den Reihen getreten, die Zurückgebliebenen verknüpft ein gemeinschaftliches Prinzip. Lord John Russel stand als Minister hoch, in der Opposition wird er noch höher stehen. Ein Minister trägt Fesseln, von denen der Exminister frei ist, und schon jetzt hat die öffentliche Meinung sich für ihn erklärt. Möglich daher nicht allein, sondern sogar wahrscheinlich, daß gerade der Sieg der Tories, weil, wenn sie ihn behaupten wollen, sie mit den Whigs sich vereinigen müssen, eine neue Bürgschaft bietet für Englands äußere Größe und Englands inneres Glück.

Während so Hochwichtiges am politischen Himmel sich vorbereitet, ist das Londoner Leben zwar ein wenig geräuschloser einhergeschritten, hat aber keineswegs still gestanden. Dafür zeugt schon das Wiedererstehen des seit zwei Jahren gestürzten gewesenen Vauxhall, von welchem bei seinem ersten Entstehen so viel erzählt und gedruckt worden ist, daß selten ein schaulustiger Fremder nach London kam, ohne Vauxhall Gardens auf seiner Liste zu haben. Es ging indessen diesem wirklich großartigen Vergnügungsorte, wie es dergleichen Etablissements meist zu gehen pflegt. Je mehr die Unternehmer dem Publikum baten, desto ungenügsamer wurde das Publikum. Ein als Reizmittel versuchter niedrigerer Eintrittspreis stieß die Anstalt schnell genug vom Verzeichnisse der fashionable places of public resort; die Einnahme blieb hinter den Ausgaben zurück und der Anerung der Stadtthor schloß die Thüren. Jetzt sind Vauxhall Gardens abermals in die Reihe der anständigsten Belustigungsorte Londons eingetreten. Die innere Einrichtung hat im Ganzen nur Nachbesserungen, keine wesentliche Veränderung erfahren, so daß eine Beschreibung von sonst auch als eine Beschreibung von jetzt dienen kann. Die Bäume sind freilich höher gewachsen und die Alleen schattiger geworden. Wer aber Vauxhall in seiner Pracht und Herrlichkeit sehen will, muß es besuchen, nicht wenn die Sonne, sondern wenn Mond und Sterne am Firmamente scheinen sind. Der salon of mirrors hat neue Spiegel bekommen, ein Wechsel, dessen ich namentlich erwähne, weil ich nicht begreife, wie groß in einigen Jahren die Londoner Spiegel im Allgemeinen seyn werden, wenn sie so fortwachsen, wie in den letzten Jahren. Dieser Luxus scheint wirklich in's Enorme steigen zu wollen, und ist auch der Preis des Spiegelglases sehr gesunken, so steht dies doch mit der Konsumtion in keinem Verhältniß. Kaum gibt es noch ein respektables Haus, das nicht Spiegelglas statt gewöhnlichen Fensterglases verwendet. Die monströsen Spiegelscheiben der Kaufläden kosten jetzt allein mehr, als früher den ganzen Einrichtung, und selbst das weise Gesetz, daß die höchste Entschädigung für das unabsichtliche Zerbrechen einer solchen, oft mit 200 Guineen bezahlten Scheibe 5 Schillinge seyn soll, hat der Verschwendung nicht zu steuern vermocht. Wer ehemals einen Spiegel über seinem Kamin von anderts halb Ellen Breite und einer Elle Höhe für ein Prachtstück achtete, schämt sich jetzt, wenn der Spiegel nicht die ganze Wand bedeckt. Ehe Vauxhall eingang, erregten die Spiegel im saloon of mirrors den Neid aller Hausfrauen. Wären sie diesethen geblieben, jede hätte sie heute mit Naivetät bewundert; aber sie sind gewachsen nach oben und unten, bis zu den jetzt eine ununterbrochene Fläche und strahlen die bunten Lampen, die in den Baumgängen hängen, so tausendfach zurück, daß man sich in einem Zaubergarten wähnt. Bei allen übrigen Nachbesserungen hat offenbar guter Geschmack den Vorsitz geführt, und es fehlt nur an warmen, regenfreien Abenden, um wieder in Vauxhall der erlesensten Gesellschaft zu begegnen. Selbst die kalten, feuchten Nächte, mit denen London seit Anfang Junis heimgesucht worden, haben die Besucher nicht abgeschreckt. Im Gegentheil strömte es Vielen gar nicht und den Theatern am wenigsten anlieb, daß plötzliche Regenschauer die Lustwandelnden unter Dach und Fach trieb. Nebenbei ergötzt man sich an herrlicher Vokal- und Instrumentalmusik und an den tanzenden Rossen und den voltigirenden Reitern Dücrows, der seit Einäscherung seines Cirkus hier ein temporäres Asyl gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 21. September 1841.

Wo bleiben Chriſti Heldenjünger?
Verſchwunden iſt die Chriſtenheit!
Wer iſt des Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieſer Zeit?
Wer reicht die ſchimpflichſten der Ketten
Und wird das heil'ge Grab erretten?

Novalis.

Kreuzzug.

O Schmach und Schimpf Europa dir und deiner thatenloſen Ruh!
In Flammen ſteht Jeruſalem, und träge feiernd ſchauſt du zu;
Das Grab, darin der Heiland lag, es ward der Muſelmänner Spott;
Doch du verräthſt in ſchnödem Geiz noch heut, wie Judas, deinen Gott.

Hätt' ich ein Lied, ſo roth wie Blut, und laut wie Kriegstrompetenſchall,
Zu allen Thronen ſendet' ich's, bis daß es fände Wiederhall,
Durch alle Völker ſollt' es zieh'n des Abendlandes früh und ſpat,
Und werben für die heil'ge Stadt wie jener Mönch von Amiens that.

Ja, rufen ſollt' es aus dem Grab die Zeit von Ruhm und Thaten voll,
Als von der Andacht mächt'gem Hauch hochflatternd jedes Banner ſchwoll,
Als, wo es Gottes Sache galt, der Greis der Narben nicht gedacht,
Und froh ſein ſechzehnjähr'ges Blut der blonde Knabe dargebracht.

Da wälzte ſich lawinengleich durch Land und Meer der Kriegesruf,
Da funkelt' hell das Chriſtenſchwert, da klang des Chriſtenroſſes Huf;
Wie Juda's Wolkenſäule zog das Kreuz den Streitern hoch voran,
Bis ſie vom Oelberg Zions Burg im Morgenrothe vor ſich ſah'n.

Ei, wie ſo anders lenkt ihr Schiff die Staatskunſt jetzt in ſchlauer Pflicht!
Am Steuer ſitzt der Eigennutz, und die Deviſ' heißt: Gleichgewicht.
Jetzt wird auf morſchem Minaret der roſt'ge Halbmond klug geſtützt,
Und mit der Feuerſchlünde Wuth des alten Erbfeinds Reich geſchützt.

O England, Meeresfürſtin, wird dein weißer Fels nicht roth vor Scham,
Denkſt du an Richard Löwenherz, der Ehre kühnen Bräutigam?
O Deutſchland, rauſcht auf deinen Höh'n der Wald nicht nach Prophetenart,
Dir zu verkünden, wie da ſtarb dein Kaiſer mit dem rothen Bart?

Digitized by Google

O Frankreich, iſt in deinem Ohr denn klanglos das Gerücht verhallt,
Wie deiner Söhne Panzerſchritt gen Sonnenaufgang einſt gewallt?
Tönt aus gewölbter Königsgruft zu Saint Denys um Mitternacht
Des heil'gen Ludwigs Stimme nicht, und ruft zur Saracenenſchlacht?

Das waren Helden! Ob am Gaum der letzte Tropfen war verdorrt,
Sie achteten des Durſtes nicht, ſie hielten feſt und kämpften fort;
Die Wüſte trank der Schlachten Blut, auf fahlen Flügeln kam die Peſt,
Der Sandwind grub die Leichen ein, ſie kämpften fort und hielten feſt.

Jetzt gilt es nicht mehr, Jahrelang die dürren Steppen zu durchzieh'n,
Nicht mehr mit braunen Reitern ſteht entgegen euch ein Saladin;
Nur eines Winkes braucht's von euch, und eurer Feinde Thurm zerbricht,
Nur eines Winkes, und befreit iſt Zion — doch ihr winket nicht!

O Schmach und Scham Europa dir und deiner thatenloſen Ruh!
In Flammen ſteht Jeruſalem und träge feiernd ſchauſt du zu;
Das Grab, darin der Heiland lag, es iſt der Muſelmänner Sport;
Doch du verräthſt in ſchnödem Geiz noch heut, wie Judas, deinen Gott.

Emanuel Geibel.

Aus Griechenland.

(Schluß.)

Garniſonsleben! ein ſchweres Wort für den Soldaten der Gegenwart, aber von doppelt harter Bedeutung in Griechenland. Ein Maſchinenleben ohne geiſtige Thätigkeit, ohne geſelligen Umgang, ein Verzichtleiſten auf den Genuß der Natur, die einzige Entſchädigung, die Hellas dem Gebildeten zu bieten vermag. Exerzieren, Eſſen und Schlafen, Schlafen, Eſſen und Exerzieren, das ſind die täglich wiederkehrenden Abwechslungen, drückend für den Soldaten, noch drückender für den Subalternoffizier.

Mit Sonnenaufgang beginnen die Waffenübungen; der Lieutenant zieht den Degen, tritt bei ſeiner Compagnie ein und wird nun, unter Trommellärm, mit den Rekruten nach rechts und links zwei Stunden im Sande umhergetrieben. Iſt dieſe Morgenpartie beendigt, ſo kann er nach Hauſe gehen und ſich zwei Stunden abkühlen, bis es Zeit wird, die Paradeuniform anzuziehen und ſich in die Kaſerne zu verfügen, um die Wachmannſchaft ſeiner Compagnie zu inſpiciren, d. h. nachzuſehen, ob die Gamaſchen gut ſitzen, die Knöpfe der Uniformen blank geputzt und die weißen Leinwandſtreifen auf der Halsbinde nach Vorſchrift aufgenäht ſind, ob die Torniſterſchnallen keine Roſtflecke zeigen und die Mannſchaft, von gutem Geiſte beſeelt, die Haare kriegeriſch geſtrichen hat. Bei der Parade hat er die Ehre, ein Glied des Kreiſes zu ſeyn, der ſich um den Commandanten bildet, um die Vorleſung des Tagsbefehls und die Parole zu hören. Bei dieſem Akte hat er zweimal ſalutirend an den Tſchako zu greifen und einmal „rechts um" zu machen; dann kann er, wenn ihn ſein Compagniechef nicht etwa zu einer Strohſackviſitation beordert, zu Tiſche oder zum Tanze gehen, ganz nach ſeinem Belieben; er iſt frei bis gegen Abend. Wäre dieſe Zeit der Freiheit nicht gerade diejenige des Tages, wo die Hitze am unerträglichſten brennt und die Laden der Häuſer geſchloſſen ſind, ſo könnte der Lieutenant dieſelbe vielleicht zur Fenſterparade verwenden und Phyſiognomien ſtudiren; ſo aber bleibt ihm nichts übrig, als ſich in ſeine Klauſe zurückzuziehen oder eine Promenade zu machen, auf die Gefahr, von der Sonne geböret zu werden. Gegen Abend wird wieder zum Exerzieren getrommelt, und gegen acht Uhr rücken die Truppen in ihre Kaſernen ein. Um acht Uhr, wo es zum Spaziergehen im Freien ſchön zu werden anfängt, wird das Feſtungsthor geſchloſſen und man iſt auf die Kaſerne oder die ſchmutzigen, engen Straßen der Stadt beſchränkt.

Einige Abwechslung bieten allerdings jene Tage, wo den Herrn Lieutenant die Reihe der Inſpektion trifft; denn dann hat er kraft ſeines Amtes die Menagen der Soldaten zu leiten, Befehl zu ertheilen, daß genießbares Fleiſch gekauft werde, die Suppe zu koſten, die Vertheilung der Portionen zu überwachen, ſich zum Backer zu verfügen, um zu unterſuchen, ob das Commisbrod gut ausgebacken iſt, und noch tauſend andere Pflichten.

Das iſt das Leben, das dem Subalternoffizier in den griechiſchen Garniſonen lachelt. Keine Geſellſchaft, kein Abendvergnügen würzt die ſich hinſchleppenden Tage, keine Zeitung berichtet über das Leben und Treiben des Theils der Welt, der außerhalb der Feſtungsmauern liegt, ja nicht einmal ein Buch iſt aufzutreiben, um die Zeit durch Lektüre zu tödten — man iſt auf ſich ſelbſt beſchränkt, ohne Willen, ohne Freiheit. — Dieſe

Digitized by Google

Einkerkerung macht, daß man hier, die Zeit ſich zu vertreiben, zu Mitteln greift, die in Deutſchland lächerlich erſcheinen würden. So beſchäftigt ſich einer meiner Freunde ſchon ſeit Wochen damit, eine junge Katze und eine Ratte dazu abzurichten, daß beide ihr Futter aus einer Schüſſel zu ſich nehmen; ein Anderer ſtellt Verſuche an, Eier durch die Sonne ausbrüten zu laſſen, von denen ihm indeſſen bis jezt noch keiner gelingen wollte; ein Dritter übt ſich, nach türkiſcher Art Kaffee zu kochen, um dereinſt durch dieſe Methode in Deutſchland ſeine Familie zu überraſchen; ein Vierter ſchreibt ein Buch: „über die Kunſt, Stockprügel auszutheilen."

„Aber warum ſuchen die Offiziere keine Abenteuer?" höre ich den Leſer oder die mitleidige ſchöne Leſerin fragen. Allerdings ſucht man Abenteuer; aber man findet ſie ſelten, und wenn man ſie findet, bekommen ſie einem nur zu oft ſchlecht. Mit Griechen anzubinden, iſt für den Ausländer eine ſehr mißliche Sache; ſchon das abgeſchloſſene Leben der griechiſchen Frauen macht, zumal für den der griechiſchen Sprache Unkundigen, jedes Wagſtück vergeblich. Liebesverhältniſſe — und nur ſie können ja Offiziere intereſſiren — ſind nur mit fränkiſchen Weibern anzuknüpfen; daß aber auch hier die Mühe ſehr oft ſchlimm belohnt wird, davon könnte ich ſelbſt Beiſpiele anführen.

Lübeckiſche Sagen.

(Fortſeyung.)

II.

Herr Antonius Vorrade.

Als Antonius Vorrade geboren war, entſetzten ſich alle Frau Muhmen und Baſen ob ſeiner Größe und weil er fünf Zähne und einen ſchwarzen Krauskopf mit auf die Welt brachte. Der Pater Cöleſtin, ein frommer Mann, welcher aber auch, den Panzer unter der Kutte, einen Zug wider die Ungläubigen mit durchgefochten hatte, fand dagegen gleich ein ſonderliches Behagen an dem ſtarken Kinde mit den ernſten Mienen und klaren, feſtblickenden Augen. Der erzog ihn denn auch zu Frömmigkeit und Ritterlichkeit, und man ſah den Antonius mehr, angethan mit des Paters Kütaß, daß nur der Kopf und die halben Beine und Arme herausragten, das große Schlachtſchwert Cöleſtins klirrend über die Steinplatten der Kloſtergänge ſchleppen, um im Kloſtergarten Diſteln und Grützblumen zu köpfen, als daß er viel mit Geſchwiſtern und ſonſtigen Kindern ſich umgetrieben hätte. Denn obgleich der ſonſt gutmüthige Bube mit Willen gewiß keinem Schwächern je ein Leides anthat, ſo kamen doch wenige, ſelbſt viel ältere Jungen ohne Beulen und Schrammen davon, wenn der Antonius beim Kreuzfahrerſpielen auf der Diele oder dem Bodenraume ſeines elterlichen Hauſes in Feuer gerieth. Die ältern Brüder haßten ihn, weil er ſie, als ſie noch Kinder waren, wie von ſelbſt beherrſchte, und ſpäter, weil ſie fürchteten, er werde ſein Recht an Haus und Hof, Geld und Würden ſchwer geltend machen; dem Vater ſchien aber ſeine Anhänglichkeit an den Pater Cöleſtin bedenklich, und dachte er mit Schrecken daran, wenn in den Kämpfen der Stadt mit dem Hochſtifte ein Pfaffenfreund aus ſeiner mächtigen Familie erſtehen würde.

So geſchah es, daß, als um die Zeit, da Antonius ungefähr zwölf Jahr alt war, derſelbe eines Abends vermißt wurde, nur Pater Cöleſtin ſich grämte und ihn die ganze Nacht hindurch ſuchte. Das Kind hatte am Abend mit dem kleinen Schwerte, welches ihm der Pater für ihre Waffenübungen geſchenkt, das Kloſter verlaſſen; da nun Antonius nicht nach Hauſe gekommen war, ſo fürchtete Cöleſtin, er ſey zum Burgthor hinaus gelaufen, um, wie oft ſonſt in Begleitung des Paters, ſchreiend und um ſich hauend in den Büſchen des nahen Waldes herumzufahren. Vergebens irrte aber dort der Pater, Antonius rufend, ſo lange umher, bis die Nacht einbrach und er in dem, ihm ſonſt wohl bekannten Lauerholze ſich nicht wieder heim finden konnte. Cöleſtin legte ſich deßhalb endlich unter einer großen Eiche ſchlafen. Da erſchien ihm im Traume der Ritter St. Georg, den Antonius vor ſich auf dem hohen Streitroß haltend, und tröſtete ihn: der Bube ſey in ſeinem Schutze und ſolle noch Großes vollbringen.

Antonius war aber, ſtolz, zum erſtenmale mit einem Schwerte an der Seite über die Straße gehen zu dürfen, aus dem Kloſter fortgegangen; da fiel ihm plötzlich des Paters Wort, daß ſolcher Stolz einem chriſtlichen Ritter nicht fromme, auf das Herz, und als er die Thüre der Marienkirche noch offen fand zum Vesperdienſt, trat er hinein, um auch ein Ave Maria zu beten. Er war aber nicht am Altare, wo der Prieſter den Segen ſprach, hingekniet, ſondern vor einem großen ehernen Bilde des heiligen Georg, weil ihm heut daſſelbige, als die Abendſonne durch die bunten Fenſter darauf ſtrahlte, ſo herrlich, wie noch nie, erſchien. So bemerkte er auch nicht in der Brünſtigkeit ſeines Gebetes, daß ſich allmählig die Menge verlief und der Meßner die Kerzen am Altare auslöſchte, ſondern es war ihm auf einmal erſchienen, als lachte das dunkle Angeſicht des ſiegesfreudigen Heiligen auf ihn herab. Da war er hinten auf das Pferd geklettert, hatte mit einem Arme den kalten Panzer der Statue umſchlungen, mit der andern ſein Schwertlein luſtig hin und her geführt und kühn hinabgeſehen in den Rachen des Ungethüms, welches des Ritters Spieß durchbohrte.

(Fortſeyung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Fortsetzung)

Abschied des Schauspielers Russell. — Konzerte in der Season.

Wenn es von den Theatern aus der jüngsten Zeit wenig zu berichten gibt, so haben daran die parlamentarischen Reibungen die geringste Schuld. Am Abende, wo der Veteran Russell von der Bühne schied, war das Haymarkttheater gedrängt voll, und die Art, wie der Künstler entlassen wurde, bewies, daß Viele vorzugsweise um seinetwillen gekommen waren. Russells Name als der eines dramatischen Künstlers, obgleich hier Jedem bekannt, der gern ein gutes Kunstspiel oder eine Farce sah, dürfte dem Kontinente ziemlich fremd seyn, denn die Bildergerie des Künstlers ist seit Jahren vorbei. Um so mehr verdient sein Scheiden Erwähnung. Von der Natur in seltenem Grade mit der Fähigkeit ausgestattet, alles Lächerliche, wo, wie und an wem er es erblicke, im Momente aufzufassen und sich anzueignen, besaß er ein richtiges Urtheil, verstand die schwere Kunst, Maaß zu halten, seiner Komik den Zügel anzulegen und die Natur nicht zum Zerrbilde zu machen. Ueberdieß flammte er aus der alten Schule, wo das Lernen noch Mode war, hatte unter Leitung der größten Meister seiner Kunst lange und beschwerliche Lehrjahre erstanden, und statt seine Kraft nach allen Richtungen zu zersplittern, sie faßt ausschließend dem Genre zugewendet, für welches er sich geboren fühlte. Schon solche Erkenntniß ist in der Künstlerwelt, wie am Ende in der ganzen übrigen Welt, eine Rarität. Das Resultat war, daß Russell nie blind nachahmte, weder ein Gliedermann, noch ein Bouffon, sondern ein Schauspieler im feinsten Sinne dieses Wortes wurde, ein Mime, der seinen Dichter und sich selbst studirte, und dadurch die Möglichkeit gewann, in dem darzustellenden Charakter ein Wesen von wirklichem Fleisch und Blut an den Zuschauern vorüber zu führen. Jemand, der an jenem Abende neben mir saß, hatte ihn vor dreißig Jahren zum ersten und seitdem unzähligemale in demselben Stücke gesehen, in welchem er das letztemal auftrat, als Jerry Sneat in Foote's The Mayor of Garratt. „Nie aber," sagte er, „habe ich in dieser Rolle den Russell gesehen; es war immer Jerry Sneat. Russell blieb hinter den Koulissen und erschien mittelst einer ihm eigenthümlichen Seelenverwandlung als derzeitiger Jerry Sneat. Daher habe ich auch nie äußern hören: wie gut Russell spielt! Immer hieß es: was für ein drolliger Bursche der Jerry Sneat ist!" In seiner Abschiedsrede erzählte der Künstler schlicht und einfach, wie er vor dreiundfünfzig Jahren auf den Brettern des alten Haymarkttheater, ziemlich auf derselben Stelle, wo er jetzt stehe, unter Foote's Aufspizen debütirt, wie er oft zwar mit blutendem Herzen, aber nie ohne Nutzen durch die Feuerprobe der Kritik gegangen, wie er sich bestrebt, ganz seiner Kunst anzugehören, und wie glücklich es ihn gemacht, von einem Sheridan und andern Bühnenhelden mit Wohlwollen behandelt, bisweilen sogar ausgezeichnet zu werden. Obgleich den Achtzigen nahe, dünke ihm doch sein, dem Dienste des Publikums gewidmetes Leben eine so kurze Spanne Zeit, daß er auch auf sich die Worte Shakespeare's anwende:

Life's a poor player, that struts
And frets his hour upon the stage.

Am Schlusse seiner Rede trat die ganze Schauspielergesellschaft, voran Charles Kean und Miß Tree, auf die Bühne, und dankte dem abgehenden Genossen für alle Liebe und Freundlichkeit, mit welcher er in ihrem Kreise gestanden, und der erst nach und nach laut und endlich stürmisch werdende Zuruf der Versammlung konnte dem Veteran ein Beweis seyn, daß das Gefühl sich hatte sammeln müssen, ehe es laut zu werden vermochte. Für diejenigen, die in dem Künstler auch den Menschen beurtheilen, füge ich die Bemerkung bei, daß Russell unter oft sehr schwierigen und drückenden Verhältnissen sich ein Recht auf die öffentliche Achtung gesichert. — Mustere ich demnächst die Liste der in den letzten Wochen zur Aufführung gekommenen Neuigkeiten, so glaube ich nur eine namhaft machen zu dürfen, ein einaktiges Lustspiel von Coyne, einem angehenden Dramatiker, von dem man sich viel Gutes verspricht. Das Stück heißt: mein Freund der Kapitän, und erfüllt allerdings durch lebhaften Dialog, witzige Antworten und komische Situationen den Hauptzweck des Lustspiels.

Länger als bei den dramatischen Leistungen könnte ich bei den musikalischen, bei den Konzerten verweilen, deren unsere Season eher zu viele denn zu wenige gebabt hat. Statt aber trockene Momentaturen zu liefern: Signor M. fang dieß, Herr C. spielte das ꝛc. — und auf mehr könnte ein gedrängter Bericht sich nicht einlassen — möchte ich lieber den deutschen Tonkünstlern, die London für ein unerschöpfliches Eldorado halten müssen, indem kaum eine Woche verging, wo nicht ein neuer deutscher Konzertgeber auftauchte, ich möchte ihnen lieber landsmannschaftlich rathen, vor ihrem Hierherkommen sich reiflich mit ihren Kassen zu besprechen. Es war von vornherein unmöglich, daß alle während der Season veranstalteten Konzerte Gewinn abwerfen konnten. Noch vor fünf oder sechs Jahren gab es der fashionablen Konzerte — und auf andere spekulirten die fremden Gäste schon um deßwillen nicht, weil nur diese Guineenpreise haben — im Durchschnitte täglich eines, ein Morgen- oder ein Abendkonzert. In der letzten Season belief sich die Durchschnittszahl auf vier. Wie sollten da die Billets Käufer finden? Denn so ungeheuer London ist, besitzt es doch nur verhältnißmäßig wenige Konzertgänger. Die Season muß die Säle füllen, weshalb auch außer der Season die Säle geschlossen sind; aber die Seelenleiden haben noch viel anderes zu thun als Konzerte zu besuchen, und wollten sie sich sogar regelmäßig in die gegebenen theilen, der Numerus wäre für bedeutenden Gewinn immer ungenügend bleiben. Die Eintrittspreise sind hoch, aber die Ausgaben sind es nicht minder. Für exclusiv fashionable Konzerte gibt es nur zwei Räume, die sogenannten Hanover-square-rooms und den großen Saal im italienischen Opernhause. Wer den letztern wählt, hat zunächst an Laporte, den Pächter des Hauses, 120 Guineen Miethe zu entrichten. Ohne Mitwirkung der italienischen Singvögel ist ein Konzert der Art nicht mehr denkbar und von unentgeltlicher Unterstützung keine Rede. Point d'argent, point d'Italiens. Eine Grisi, Persiani, Viardot und Löwe haben jede einen fixen Preis von fünfzehn, ein Rubini, Mario, Tamburini und Lablache von zehn Guineen. Vierzehnmal spielt nicht unter zehn. Liszt nicht unter zwanzig Guineen, und das müssen einheimische und darum minder beachtete Sänger und Geiger seyn, die sich mit fünf bis acht Guineen abspeisen lassen. Hiezu der Aufwand für Avertissements, untergeordnete Gehilfen und Champagner, und es rechnet sich schnell zusammen, daß der Konzertgeber dreihundert Pfund in der Hand haben muß, ehe er daran denken kann, einen Schilling in die Tasche zu stecken.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 22. September 1841.

Des Deutſchen Lied, wie lange ſoll es fren
Ein Pangeſchrei, ein Wiederhall
Aus hundert Küſten, rauher Schall!

Herder.

Ueber National- und Kriegslieder.

II.

(Fortſetzung v. Nr. 223.)

Wir fragten am Schluſſe des vorigen Artikels: „Welche Nationallieder haben wir Deutſche?“ — und müſſen antworten: ſehr wenige oder keines, das dieſen Namen in dem von uns früher aufgeſtellten Sinne verdient, ſowohl nach Inhalt als Melodie. Dagegen nimmt man in verſchiedenen Staaten des getheilten Deutſchlands ſeit vielen Jahren das Versmaß und die Melodie des loyalen „God save the king“ zu Hülfe, das mehr oder minder den deutſchen Zuſtänden angepaßt wird, um damit Anhänglichkeit und Treue an den angeſtammten Fürſten, Freude über glückliche Ereigniſſe, die denſelben und mit ihm das Vaterland betreffen, beſtmöglichſt auszudrücken. Freilich iſt's ein Versmaß, das wegen ſeiner kurzen Einſylbigkeit einen Dichter zur Verzweiflung bringen kann. In der Regel klingt das eine wie das andere; nur andere heraldiſche Thiere oder Pflanzen und eine Dynaſtie wird ſtatt der andern aufgeführt; der Löwe wechſelt mit dem Adler u. ſ. w. — Die Oeſterreicher haben ein ſchönes, ſingbares Lied: „Gott erhalte Franz den Kaiſer;“ aber es iſt lediglich ein öſterreichiſches und kein deutſches Nationallied.

Sehen wir uns in den früheſten Jahrhunderten der deutſchen Geſchichte um, ſo werden wir, bei aller Mühe des Suchens, auch hier kein ſolches finden. Die Bardengeſänge, dieſe älteſten National- und Kriegslieder, ſind uns auf immer verloren; aber ſie mögen auch ſchon damals bei den verſchiedenen Stämmen von verſchiedener Färbung geweſen ſeyn, und nicht bei allen Deutſchen gleichen Anklang gefunden haben, was leicht anzunehmen iſt, wenn wir an ihre Befehdungen, wenn wir an Marobod und Catuald, an Segeſt und die übrigen Feinde und Mörder des unſterblichen Arminius gedenken.

Als eines der älteſten deutſchen Nationallieder, das noch fortlebt, könnten wir gewiſſermaßen das Lied auf den durch König Ludwig II. gegen die Normannen erfochtenen Sieg betrachten. — Auch aus dem Mittelalter, das ſo reich an Geſängen der Liebe, der Freude und des Frühlings, ſo wie an ritterlichen Darſtellungen iſt, tönt kein Nationallied zu uns herüber. Einige Geſänge auf Siege, die einzelne deutſche Staaten oder Städte gegen andere erfochten, ſind nur traurige Zeugniſſe von der Zerriſſenheit des Geſammtreiches, welches durch die Kaiſerwürde nur mühſelig zuſammengehalten wurde.

Mit dem Anfang der Reformation, welche das deutſche Volk im Innerſten bewegte, ſchien auch ein regeres Leben für die deutſche Nationalpoeſie zu beginnen; damals, als

Digitized by Google

der beſſere Adel im Kampfe für kirchliche Verbeſſerung, und mittelbar für Nationalfreiheit und Würde mit dem Bürgerthum und den Gemeinfreien auf dem Lande zuſammenſtimmte und wirkte, durch die Feder wie durch das Schwert. Ich erinnere an Hutten, ich erinnere an das damals ſo poetiſch geſtimmte Nürnberg und ſeinen Meiſterſänger, den größten Dichter, den es bis auf unſere Zeit gehabt hat. Von Luther ſelbſt haben wir kräftige Lieder, ein Bild ſeiner frommen Seele, das Wort fromm in ſeiner erſten und ächten Bedeutung genommen. In ſeinem kirchlichen Rittergeſang: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott," iſt uns Deutſchen ein wahres Nationallied gegeben, auch jetzt noch zu ſingen, ſelbſt von Katholiken, die oft beſſere Proteſtanten ſind, als viele von denen, die ſo ſich benennen.

Die Vortheile jener Kirchenveränderung ſollten erſt ſpätere Jahrhunderte genießen; proteſtantiſche Fürſten, Theologen und Gelehrte ſo gut, wie römiſch-katholiſche, waren eifrigſt beſtrebt, die Entwicklung zum Beſſern, auch in nationaler Hinſicht, jeder auf verſchiedenen Wegen, zu hemmen und zu ſchwächen. — Ich komme auf den heilloſen dreißigjährigen Krieg, der die Ausländer in die deutſchen Fluren hineinzog, und auf die erſten Jahrzehnte nach dem Frieden, der dem Gräuel der Verwüſtung diplomatiſch ein Ende machte. Was kann man aus der traurigen, troſtloſ unerquicklichen Zeit, wo Fürſten, Adel, Gelehrte und Beamte verächtlich auf das ſo genannte Volk und ſeine Sprache, d. h. auf ihre eigene Mutterſprache herabſahen, und es zur Mode ward, beſonders den Franzoſen zu huldigen, wohl anderes erwarten, als indifferente, häufig ſelbſt dieſen Wälſchen nachgeſungene Liebes- und Trinklieder, oder Klagen und Satyren auf dem Munde von Dichtern, die noch patriotiſch empfanden? So drückt der edle Cläſäer Rempler von Löwenhalt in ſeinem Geſang: „Das raſende Deutſchland," ſeinen Unwillen über die erbärmliche Ausländerei der Deutſchen aus. In der „Todesklage," welche ein anderer wackerer Deutſche die „Nymphe Germania" anſtimmen läßt, werden die Deutſchen „findergleiche Affen" genannt, die das Alte haſſen und neu im Fremden ſeyen. Und mit welcher kauſtiſchen Lauge, wiewohl vergeblich, begießt der edle Lauremberg die kauderwälſchen Nachäffer franzöſiſcher Sprache und Sitte! Noch mancher ſchwingt die ſatyriſche Geißel über ſeine Landsleute, und einer ruft ihnen unter andern zu: „wenn es einem Franzoſen einfiele, die Sporen auf dem Hute, die Schuhe an den Händen, die Stiefel auf dem Kopf, ja Schnallen an dem Bauch, ſtatt des Neſſelwerks zu tragen, würde ein Deutſcher dieſes ſogleich nachthun," Worte, die auch jetzt noch wohl zu beherzigen ſind, da ſelbſt an ſolchen Orten, wo noch vor Jahren der Mund überfloß von ächter Deutſchheit und Haß des Ausländiſchen, nachgerade franzöſiſche Sitte, Sprache, Ceremoniell, Moden in Kleidern und Geräthe luſtiger herrſchen als je.

(Fortſetzung folgt.)

Lübeckiſche Sagen.

(Fortſetzung.)

Um dieſe Zeit war es nun Gebrauch, daß man, weil ſich mehrmal frevleriſche Buben Nachts an den reichen Kirchenſchätzen vergriffen hatten, Abends, wenn die Thüren geſchloſſen wurden, eine Anzahl großer, noch ganz ungezähmter Hunde in die Kirche ſperrte, mit welchen denn auch noch kein Dieb den Kampf gewagt hatte. Dieſe witterten jetzt nicht ſobald etwas Lebendes in der Kirche, als ſie auch laut heulend und zähnefletſchend gegen das Georgsbild, auf welchem Antonius ſaß, anſprangen. Zubelnd ſchwang dieſer ſein kleines Schwert gegen die Rüden, machte aber dieſelben dadurch nur noch wüthender, ſo daß endlich einer zum hohen Rücken des Pferdes hinaufſprang. Antonius hatte aber ſeine Gegner im Auge behalten und ſtieß dem Hunde, wie er oben ankam, das Schwert in den offenen Rachen, daß er todt wieder hinunter ſtürzte. Einem zweiten, dritten und vierten, welche daſſelbe verſuchten, ging es nicht beſſer; Antonius ſpaltete ihnen den Kopf, oder ſtieß ihnen das Eiſen in die Bruſt, oder den Rachen.

Allmahlig dunkelte es aber ſo ſtark in den hohen Gewölben, daß er ſeine, immer nur wüthender gegen ihn anſpringenden, wenn auch jetzt bis auf zwei beſiegten Feinde nicht recht mehr ſehen konnte, und ein Biß am Bein ſchmerzte ſtark. So kam es, daß, während er ſich vorn gegen den einen vertheidigte, der zweite hinten heraufſprang und ſich ihm an der linken Schulter feſtbiß. Antonius kniff die Zähne zuſammen (denn er ſchamte ſich vor dem heiligen Georg), daß er nicht aufſchrie, klammerte ſich mit der Linken feſt an, um nicht herabgeriſſen zu werden, und traf, nachdem er etlichemal rückwärts mit ſeinem Schwerte geſtoßen hatte, glücklich den Hund in's Herz. Aber der letzte Hund hing nun auch mit ſcharfem Gebiſſe an dem ſchon wunden Beine; der Blutverluſt hatte den Knaben geſchwächt, Antonius konnte nur noch ein inbrünſtiges Gebet zu ſeinem Schutzheiligen ſprechen, den er jetzt, da die Linke matt wurde, auch mit der Rechten umfaßte.

Da raſſelten die Schlöſſer an der Thüre und der Meßner, welcher glaubte, die Hunde ſeyen mit Dieben im Streit, eilte mit den Knechten des Kirchherrn herein. Die verwunderten ſich ſehr, als ſie Herrn Vorrades in der ganzen Stadt wohlbekanntes Söhnlein, ſelbſt blutend, zwiſchen den erſchlagenen Hunden auf der Statue ſitzen ſahen. Sie brachten nun den faſt ohnmächtigen

Digitized by Google

Knaben alsbald nach Hause, damit er verbunden würde. Den Vater kostete sofort die Heldenthat seines Söhnchens, über welche sich nur Pater Cölestin höchlich freute, eine ansehnliche Geldbuße an die Kirche. Antonius redete und dachte aber seit der Zeit von nichts, als daß er sich einen ritterlichen Namen erwerben wolle durch Kriegsthaten.

Als endlich einiges darnach sein Vater starb, ließen ihn die Geschwister auch gern mit einer hübschen Summe, etlichen reichen Kleidern und Waffen, zwei Rossen und einem Knechte, als geringem Antheil am reichen Erbe, fortziehen nach Polen, wo ihm Cölestins Empfehlung freundliche Aufnahme am Hofe eines kriegerischen Bischofs bereitete. Nun kämpfte er gegen Heiden und Türken, daß es eine Lust war; das zierliche Leben und Courtoisiren hinterher auf der Königsburg wollt' ihm aber eben so wenig behagen, als daß der Kampf gegen die Feinde des Christenthums mehr um Kriegsruhm und Landerwerb, als zur alleinigen Ehre Christi und Ausbreitung seines Dienstes geführt wurde. Er schloß sich daher unter all den Hofherren nur an einen alten Ritter aus Pommerland an, welcher, gleichen Sinnes mit ihm, wie ein Vater den jungen Kampen mit Rath und That unterstützte. Antonius machte sich aber sowohl durch seine Thaten, welche bald die aller andern verdunkelten, als auch durch den Vorzug, welchen er im Umgang „dem alten Pater im Harnisch," wie ihn die Hofritter nannten, gab, viele Feinde. Ueberall wurden die beiden Ritter zu solchen Unternehmungen gebraucht, welche am meisten Gefahr und am wenigsten glänzenden Erfolg und Beute versprachen.

Der alte pommersche Freiherr hatte eine wunderschöne Tochter zu Hause zurückgelassen; die kam jetzt, von übergroßer Liebe und Sorge für den Vater getrieben, auf einmal zu ihm in's Lager. Der Alte schalt die unbesonnene Maid und beschloß, sie bis zum Ende des Krieges in einem nahen Nonnenkloster unterzubringen. Obgleich aber auf dem Wege dorthin häufig feindliche Streifschaaren gesehen waren, verbot ihm doch der Feldherr, mehr als seine zwei eigenen Knechte mitzunehmen. „Es würde wie ein Bruch des noch dauernden Waffenstillstandes aussehen, wenn sich eine ansehnlichere Schaar außerhalb des Lagers zeigte." Jede Feindseligkeit war bei Todesstrafe verboten, Antonius wurde aber durch einen Befehl des Feldherrn zurückgehalten: „Er solle sich stets eines wichtigen Auftrags gewärtig halten." So sah Antonius am Abend, als sein alter Freund ausgegangen war, in voller Rüstung in seinem Zelte und dachte an den Ritter, wie lieb er ihn habe, und auf einmal wurde es ihm klar, daß ihm des Ritters Töchterlein eigentlich noch lieber sey; da kommt der eine Knecht des Freiherrn athemlos gerennt: „Sie seyen von Türken überfallen und sein Herr wahrscheinlich bis in das Kloster von denselben verfolgt."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Fazy's Gemäldegalerie. — Gewerbsverein.

Vor einigen Monaten sprach ich von den Delices, von dem schönen Landhaus, das Voltaire in der Nähe Genfs erbaut und wo seine französische Meisterne ihren Hauptsitz aufgeschlagen hatte. Eine andere Muse ist jetzt da heimisch, ziemlich mit viel weniger Geräusch. Auch jetzt hat ein geistreicher Mann da seinen Sitz, Herr Fazy, der Bruder des als talentvoller politischer Schriftsteller und Historiker bekannten James Fazy. Er hat da in einem eigens dazu erbauten, trefflich beleuchteten Saal eine schöne Bildergalerie aufgestellt, die durch mehrere ausgezeichnete Werke aus allen vorzüglichen Schulen die bedeutendste in Genf ist, deßhalb auch von allen kunstsinnigen Fremden besucht wird. Selten sieht man in einer Privatsammlung so schöne und so gut erhaltene Bilder von J. v. Eyck, A. Dürer, B. Denner, Rubens, Teniers, Berghem, Jordaens, Backhuysen, v. d. Helst, G. Mesdis, Mieris, Metsu, Ostenade und v. d. Werff; von Luigini, Leonardo da Vinci, Julio Romano, Schidone, Tizian, Salvator Rosa, Guercino, Tintoretto, Giorgione, Guido Reni, Mantegna, Fiesole, Paul Veronese, Sasofolo, Perugino, Carracci, von N. Poussin, J. Vernet, Lesueur und Lebrun, von Morales, Zurbaran, Joannes und Alonzo Cano vers emigl. Wären auch nur die Madonna von A. Dürer und die vier spanischen Bilder da, so verdiente die Galerie alle Aufmerksamkeit. Wir fürchten sehr, daß uns die reiche Sammlung von irgend einem Engländer ensführt und dann jenseits des Kanals für Fremde fast unzugänglich werden wird. Besonders für Genf wäre dieß ein großer Verlust, da außer Duval's und Andeud's Kostmeten keine Gemäldesammlung von diesem Umfang und dieser Bedeutung hier vorhanden ist. — Um so mehr muß gerühmt werden, daß die Genfer Maler, besonders im Landschaftsfach, sich so hoch gestellt haben. Freilich benutzen sie am Leman und in der benachbarten Alpen- und Gletscherwelt eine Bildergalerie, wie nur wenige Länder in der Welt aufzuweisen haben.

Wenn auch nicht für die Kunst, doch für die Gewerbe sehr erfreulich ist ein Verein junger Genfer, die sich zu regelmäßiger Unterhaltung, zum Lesen nützlicher Schriften, zu Unterrichtsstunden u. s. w. Abends versammeln und sich anständig und besonnen benehmen. Diese erfreuliche Erscheinung ist nicht auffallend in einer Stadt, wo die zahlreichen Uhrmacher und Goldarbeiter seit länger denn einem Jahrhundert — man erinnere sich J. J. Rousseau's Vater — eine kompakte und solide Masse von Kenntnissen und Erfahrungen, von Verstand und wahrer Bildung ausmachen, wo auch unter den niedern Ständen eigentliche Trivialität selten zu finden ist. — Aehnliches läßt sich seit Ende des Jumins auch wieder von dem deutschen Gewerbsverein hoffen; denn er hat sich da von manchen — wie er meint — störenden Einflüssen losgemacht und enthält jetzt bloß deutsche Arbeiter, von denen die vorzüglichern Ausschuß und Vorstand bilden, Vorträge halten und selbst eine Zeitschrift für die Zwecke in Deutschland, Frankreich und England herausgeben, deren erste Lieferung sich im Ganzen, und wenige Stellen ausgenommen, verständig in Sinn, Richtung, Zweck und Sprache ankündigt, daher Anerkennung und Verbreitung verdient. Nur den Titel der Zeitschrift: „Hülferuf der deutschen Jugend" finde ich nicht passend, da diese Jugend nirgends in Noth ist, auch nicht nach Hülfe und Rettung ruft, sondern nur mehr Verdienstlichkeit wünscht. Die frühern Aeußerungen im Morgenblatt (Jänner) über

diesen Verein, ganz ruhig und unbesangen nach Fattischem gegeben, wurden durch eine lange „Berichtigung" im April weder berichtigt noch widerlegt, sondern eigentlich nur bestätigt. Sie bestanden auch in voller Wahrheit bis Ende Juni's; denn da glaubten sich, nach dem Beispiel des verdienten Stifters C. Weitzel, auch die spätern Vorstände Galeer und Bruderer ferntlich von dem Vereine lossagen zu müssen, worüber sie alle drei eine gedruckte Erklärung unter dem 22. Juni von sich gegeben haben, die vor mir liegt. Warum dasselbe noch dem Vereein in dieser bedenklichen Krisis nicht die ausgezeichnetsten Mitglieder, welche jene Berichtigung mit „verehrt, geistvoll, edel, verdienstvoll, allgemein geliebt" u. s. w. bezeichnet hatte? Der Gewerbsverein hat es versucht, auf eigenen Füßen zu stehen. Nun muß abgewartet werden, ob und wie er sich in der Folge hält. Darüber werden wir seiner Zeit berichten, denn die Erhebung des deutschen Gewerbsstandes liegt uns sehr am Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

London, September.

(Schluß.)

Konzerte. — Die Blackwaller Eisenbahn.

Benedict schlug die Ausgaben für sein letztes Konzert auf 400 Pfund an. Billiger stellt sich der Anschlag für dies jenigen, die so glücklich sind, in den Hanover-square-rooms einen unbesetzten Tag ausfindig zu machen. Hier beträgt die Miethe für einen Abend nur 20, für einen Morgen 15 Guineen; alle übrigen Ausgaben bleiben ziemlich dieselben. Aber eben wegen jener Ersparniß sind die Tage und Stunden oft schon Monate voraus besprochen. Was nun von vorn herein anders nicht zu vermuthen war, hat sich vollkommen bewährt. Nächst Sorgen und Mühen, Verdrüßlichkeiten und Täuschungen sind baare, oft nicht unbedeutende Verluste das Schicksal der Konzergeber gewesen, und wäre hier der Platz, ich könnte unter dieser Rubrik dolefal tales erzählen. Die Moral kommt darauf hinaus, daß nur diejenigen jetzt noch von ihren Konzerten auf Gewinn hoffen dürfen, die entweder einen europäischen Ruf genießen, oder solche Privatinteressen zu gewinnen vermögen. Verdienst allein wiegt federleicht, und ein ganzer Centner gelt auf ein Loth Protektion. Zähle Keiner auf den Sonntag, d. h. auf die Börse des großen Publikums. Wer seine Kosten nicht durch Billetvertauf gedeckt hat, ehe er die Thüren öffnet, dem ist der Vertrieb gewiß; denn merkwürdig genug werden an der Kasse selten über fünf bis zehn Guineen eingenommen.

Die Blackwaller Eisenbahn ist unstreitig eines der merkwürdigsten Experimente unserer viel experimentirenden Zeit. The Blackwall railway bezweckt eine unmittelbrochene Verbindung zwischen der City von London, den sogenannten East und West India Docks und der Vorstadt Blackwall, mit andern Worten, zwischen drei der frequentesten Theile Londons. Nebenbei hat sie den, man kann sagen, eben so selbstsüchtigen als menschenfreundlichen Zweck, die Seedampfschiffe zu veranlassen, beim Braunschweiger Werft anzulegen, wo das Gedränges zu Wasser und zu Land bei weitem weniger ist, als weiter den Fluß hinauf in der Nähe des Zollhauses, dem dermaligen Anhaltspunkte, dem eigentlichen Sammelplatze von Dieben und Betrügern. Vor ungefähr zehn Monaten wurde die erste Strecke von Blackwall bis an die Minories eröffnet, und die Zahl der auf derselben bisher beförderten Personen beläuft sich fast auf drei Millionen. Die Strecke ist drei und eine viertel engl. Meilen lang und drei Viertheile der Bahn liegen auf Bogen. Beim Braunschweiger Werft befindet sich ein Haupt- und Einwandungsgebäude, das auch wegen seiner eleganten Architektur im italienischen Style Erwähnung verdient. Es ist von demselben Baukünstler, der jetzt die Börse aufführt und durch den schönen Begräbnißplatz zu Norwood sich einen Namen gemacht hat; er heißt Tite. Von dort springt die Eisenbahn über den Regent's Kanal und das Regent's Bassin auf zwei Bogen, jeder von 90, und über den Fluß Lea auf einem Bogen von 96 Fuß Spannung. Die meisten andern Bogen sind im Durchschnitt 50 Fuß weit. Angekommen bei den Minories, führt die Bahn auf einer grandiosen eisernen Brücke von 65 Fuß Spannung und 18 Fuß Höhe über diese Straße, und somit in das Herz der City, wo sie von drei, ebenfalls über Straßen geschlagenen Seitenlinien sehr nahrhaft gespeist wird. Eine Eigenthümlichkeit dieser Bahnlinie besteht darin, daß er gegen 1500 Fuß lang unter einem breiten, zu beiden Seiten tief herabgehenden und deßhalb mit Fenstern versehenen Dache steht, das über der Brücke von Eisen und dann von Holz, zur Hälfte mit Schiefer, zur andern Hälfte mit Blei gedeckt ist. Dadurch wird nicht allein für die von der Bahn berührten Distrikte die Unannehmlichkeit des Fahrlärmens bedeutend gemindert, sondern auch die Bahn gegen das bei heftigem Regenwetter dort nicht seltene Uebertreten der Abzugskanäle geschützt. Gegenwärtig läuft die Bahn der Fenchurchstraße gegenüber aus und ursprünglich sollte dieß ihr Zielpunkt seyn. Seitdem sie diesen erreicht hat, ist der Plan aufgetaucht, sie noch weiter in die City und zwar bis nach der Martgasse zu führen. Doch bedarf es dazu einer Parlamentsakte, die wenigstens binnen Jahr und Tag nicht aufgewirkt werden dürfte. Aber das Merkwürdigste an dieser Eisenbahn ist, daß die Wagenzüge mit sieben bis sechshundert Personen hin und zurück durch zwei feststehende Dampfmaschinen mittelst eines Seils in Bewegung gesetzt werden. Das Seil ist an die Wagen befestigt, und das größte Unglück, das durch ein Zerreißen den Passagieren widerfahren kann, reduzirt sich auf ein Stehenbleiben, bis ein neues Seil angekünpft ist. Dieß hat sich im Anfang zwei- oder dreimal zugetragen. Die stärksten häufenen Kabeltaue waren der Anstrengung nicht gewachsen. Man bedient sich daher jetzt eines eigens zu diesem Zwecke erfundenen Drahtseils. Uebrigens legen die Wagen bei der Hin- und Rückfahrt eine große Strecke Wegs nach dem Prinzip der russischen Rutschberge ohne Beihilfe zurück. An beiden Endpunkten nämlich steigt die Bahn und die Wagen rollen in Folge der erlangten Schnellkraft hinauf. Bei der Abfahrt treibt die eigene Schwere sie hinunter, und wie das Seil zu arbeiten aufhört, sobald der Zug sich dem Endpunkte nähert, so fängt es zu arbeiten an, wenn die aufwärts treibende Schwerkraft ermattet. Jenes freiwillige Aufhauen vertritt die Stelle der gesperrten Kraft auf den mit Lokomotiven befahrenen Bahnen. Obgleich die ganze Bahnstrecke nur etwa eine deutsche Meile beträgt, hat doch die gesammte Herrichtung gegen sieben Millionen Thaler gekostet, wovon ziemlich ein Drittel durch den Ankauf des in jener stark bevölkerten und betriebsamen Gegend sehr theuern Bodens aufgezehrt worden ist. Dem ungeachtet zweifelt Niemand an der Rentabilität. Schon vor Eröffnung der ganzen Strecke sind wöchentlich zwischen eilf- und zwölfhundert Pfund eingenommen worden, und es ist anzunehmen, daß die nunmehrige Vollendung den Betrag mindestens um ein Viertel steigern wird. Es reicht wirklich aus, blos den Vertehr auf dem Blackwall railway zu sehen, um sich einen Begriff von dem zu machen, was London, und nur London ist.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 28.

Mittwoch, 22. September 1841.

[113] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

ALLGEMEINE

PHONOLOGIE,

ODER

NATÜRLICHE GRAMMATIK

DER

MENSCHLICHEN SPRACHE.

Mit specieller Anwendung

auf das Hebräische, Griechische, Lateinische, Italienische, Französische, Englische, Deutsche, und die resp. alten und neuen Mundarten.

Von

Max Wocher,

Th. Lic., Professor und Konviktsvorstand in Ehingen an der Donau.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[388] In unserm Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Dr. Mises.

In 8. brochirt. Preis 1 Thlr.

Leipzig, im Sept. 1841.

Breitkopf & Härtel.

[389] In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Die Lehre

von

den Landständen

nach

gemeinem deutschen Staatsrechte.

Ein

publicistischer Versuch

von

F. A.

gr. 8. geh. 18 gGr.

Der Hr. Verfasser sagt in dem Vorworte: „Es thut Noth in unserer Zeit, daß wir uns der Politik entschlagen und dem Rechte zuwenden; es wird sonst täglich schwerer, die politischen Subjektivitäten, die in ternairer Progression wachsen, mit dem Schwerte der Objektivität zu bannen.

Allenfalls könnte der Verfasser noch durch einen vollklingenderen Namen, als durch seine anonymen zwei Buchstaben das Publikum gewinnen, wenn er den Namen desjenigen Gelehrten nennen wollte, dessen Geduld und Güte er mit Revision des Buchs belästigte, allein eines Theils glaubte er damit eine Indiscretion zu begehen, andern Theils wollte er sich auch nicht den Schein geben, durch einen festbegründeten Namen einen Wall gegen die Kritik gebaut zu haben &c."

Meyer'sche Hofbuchhandlung in Lemgo.

[325] **Preisherabsetzung.**

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes.

Siebenundzwanzig Bände. 1826—38. Gr. 12.

Herabgesetzter Preis: 8 Thlr.

I—IV. Don Quixote von Cervantes, übersetzt von Soltau. Zweite Auflage. 2½ Thlr. — V. Landprediger von Wakefield von Goldsmith, übersetzt von Oelsnitz. Zweite Auflage. ⅔ Thlr. — VI—IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von Quevedo, übersetzt von Keil. ⅓ Thlr. — XI—XIV. Tom Jones von Fielding, übersetzt von Lüdemann. 2⅓ Thlr. — XV. Niels Klim von Holberg, übersetzt von Wolf. ⅔ Thlr. — XVI. Jacopo Ortis von Foscolo, übersetzt von Lautsch. ⅔ Thlr. — XVII—XIX. Delphine von Staël, übersetzt von Gleich. 1⅔ Thlr. — XX—XXII. Dekameron von Boccaccio. 2 Thlr. — XXIII. XXIV. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von Cervantes, mit

Digitized by Google

einer Einleitung von **L. Tieck.** 1⅓ Thlr. — **XXV. XXVI.** Die Verlobten von **Manzoni**, übersetzt von **Bülow.** Zweite, umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. — **XXVII.** Der verliebte Teufel und Der Lord aus dem Siegreife von **Cazotte**, übersetzt von **Bülow.** ⅔ Thlr.

Jeder Roman, mit einer biographisch-literarischen Einleitung, ist für den beigesetzten Preis auch einzeln zu erhalten.

Leipzig, im Juli 1841.

F. A. Brockhaus.

---

[383] In der J. G. **Cotta**'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat August 1841.

Größere Aufsätze.

Die Colonie Algier: Der Generalgouverneur Bugeaud; der Sommer-Feldzug. — Maciejowski über die Literaturgeschichte Weißrußlands. Erster Abschnitt; Zweiter Abschnitt. — Schwedische Literatur. — Bilder aus Griechenland: Erinnerungen aus Arkadien. Tripolitza; die neue Straße nach Argos, Türkische Bäder. — Verwüstungen in den Barbareskenstaaten. — Die cantabrische Region: Einleitung. 1. Die Basken. 2. a) Die Montagneses. b) Los Pasiegos. c) La Hoz de Barcena. 3. Die Asturianer; Covadonga. 4. Die cantabrischen Gallizier. a) Die Landleute in der Nähe der Coruna. b) Die Gallizier von Finisterre. — Die Kalmücken an der Bija oder im Altai. — Das Eismeer in den Alpen. — Allgemeine Bemerkungen über Brasilien: Lebensdauer, Fruchtbarkeit, psychologische Merkwürdigkeit, die Serra do Caraca in Minas Geraes. — Eine Tour nach dem Bergwerk von Sala. — Ueber die Ortsnamen im Gouvernement Tobolsk. — Batisische Naturanschauungen: 1) Sümpfe und Moräste. 2) Waldungen. 3) Thierwelt. — Etwas über die Lage der Dinge in Syrien. — Die Zusammenkunft der englischen Naturforscher-Gesellschaft. — Der Ausfuhrzoll in Brasilien. — Londoner Skizzen: Die öffentlichen Bäder. — Sowirzal und Twardowski. — Ueber die Bevölkerung von China. — Australische Colonien: Neusüdwales, Vandiemensland. Port Phillipp. Südaustralien; Colonie am Schwanenfluß. Australand. Port Essington, Neuseeland. — Beschreibung der Inseln Fernando del Po und Annovon. — Der Grundbesitz in China. — Ueber den Ursprung der Sage von dem fliegenden Holländer oder dem Gespensterschiff. — Der Sultan von Surakarta, sein Hof und sein Verhältniß zu der holländischen Regierung. — Eine Heirath nach topsicher Sitte. — Die Ruinen von Copan. — Arbeiten der historischen Gesellschaft in Frankreich. — Die äußerliche Gestaltung Rußlands und die Beschäftigung des Volks.

Chronik der Reisen.

Reisen eines Franzosen in Persien. Erster Brief. Zweiter Brief. Dritter Brief. Vierter Brief. Fünfter Brief. — Bemerkungen auf einer Reise vom Don nach Pätigorsk.

Kleinere Mittheilungen.

Außerordentliches Phänomen zu Derby. — Surrogat für den Thee. — Eisenbahnen und Postpferde. — Kornerzeugung Norwegens. — Branntweinfabrikation in Dänemark. — Eroberen in Dänemark. — Eine Bärenjagd in Norwegen. — Der Brunnen von Grenelle. — Arabische Pferdeblutrasen. — Literarische Notizen aus Skandinavien. — Erdbeben in Terceira und im Königreich Neapel. — Versammlung der nordischen Alterthumsforscher-Gesellschaft. — Die schwedischen Zeitungen. — Rothe Substanz im Thale von Vigezzo. — Steinregen in Spanien. — Die Blumenausstellung in Lyon. — Bereicherung des französischen Münzcabinets. — Briefwechsel in Paris. — Slavische Literaturs Nachrichten. — Merkwürdige Geburt. — Kies von Buchara. — Neues Theatre Français in Paris. — Neue Soldatenmütze. — Capitän Warners Zerstörungsmittel. — Antrag, den hochdeutschen Regimentern Hosen zu geben. — Posteinkommen in England. — Stephens Reise in Centrals Amerika. — Wissenschaftliche Versammlung in Florenz. — Gel bre Sendungen. — Werk über die cyklopischen Bauten. Ueber das Begräbnißwesen in London. — Wasser in Amerika. — Arabische Marmorausbrüche. — Verwohlfeilerung der Runkelrübenzuckerfabrikation. — Mechanische Flachsspinnerei in Frankreich. — Christs Geographie. — Neue Bibliothek. — Die Niger-Expedition. — Zerstörung alter Bauwerke in Paris. — Der Palazzo Vecchio in Florenz. — Fortdauernde Feindseligkeiten der Araber gegen Aden. — Ueber die Entstehung von Metalladern. — Eisbare Erde. — Darstellung des Einzugs Karl des Kühnen in Arras. — Fallen des Wassers in der Seine. — Colonisation der Oststäte von Central-Amerika. — Mittel gegen das Schimmeln der Seidenwürmer. — Affen-Albino. — Monographie der Känguruss. — Hebung des Bodens in Dänemark. — Erdbeben in Schottland. — Römische Alterthümer in Lyon. — Denkschriften über die alten deutschen Denkmäler in Frankreich. — Die Verbreitung der dänischen Sprache in dem Herzogthum Schleswig. — Konows Novelle; Nord und Süd. — Der historische Verein in Dänemark. — Aufgefundene Alterthümer. — Urkunden der dänischen Geschichte. — Karte von Dänemark. — Sundfahrt.

---

[366] Im Verlage der **Liter.-artist. Anstalt** in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theorie

des summarischen Prozesses

nach den Grundsätzen des gemeinen deutschen Rechtes mit Ausschluß des Concurs-Prozesses

von

Dr. Hieronymus Bayer,

königl. bayr. Hofrath und öffentl. ordentlichem Professor der Rechte an der Ludwigs-Maximilians-Universität zu München.

Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. Preis 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 fl. 12 kr. rhein.

Ferner:

Vorträge

über den gemeinen, ordentlichen Civilprozeß, mit Beziehung auf Martin's Lehrbuch

von

Dr. Hieronymus Bayer.

Siebente verbesserte Auflage.

gr. 8. Preis 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr. rhein.

Von demselben Verfasser

Theorie des Concursprozesses

erscheint in demselben Verlage eine neue (die zweite) Auflage in einigen Monaten.

Digitized by Google

[384] Bei Unterzeichnetem sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Englisches

Uebersetzungsbuch.

Musterstücke aus Bulwers und Irvings Werken, in deutscher Uebersetzung zum Rückübersezen ins Englische.

Von

H. Blacker.

gr. 8. Preis 1 Thlr.

K. F. A. Guden,

Chronologische Tabellen

zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur.

3 Theile. gr. 4. Preis 3 Thlr. 12 Gr.

Anthologia.

Veterum latinorum epigrammatum et poëmatum. Edit. Burmannianum digessit et auxit.

H. Maierus.

2 Vol. 8 maj. 6 Thlr.

J. A. E. Schmidt,

Leitfaden

zur gründlichen Erlernung

der russischen Sprache.

1. Thl. Sprachlehre. 2. Thl. Hülfsbuch zum Uebersetzen.

gr. 8. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

E. Kopp,

Beitrag zur Darstellung

eines neuen einfachen Baustyls.

4 Hefte, mit 32 Kpfr. Fol. Preis 11 Thlr.

K. A. Müller,

Forschungen

auf dem Gebiete der neuern Geschichte.

Nach handschriftlichen Quellen.

1. Lief. Kurfürst Georg der Erste, seine Familie und sein Hof. 2. Lief. Das Söldnerwesen. 3. Lief. Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

gr. 8. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

N. N. W. Meißner,

Geschichte und Beschreibung

der

Dampfboote, Dampfschiffe, Eisenbahnen.

Mit 11 Steindrucktafeln. gr. 8. Preis 1 Thlr. 11 Gr.

Gerhard Fleischer

in Leipzig.

Digitized by Google

[346] **Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen.** Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation vom Geh. Rathe ꝛc. Dr. Fr. Alb. von Langenn. Erster Theil. Mit Bildniß. 38 Bogen. gr. 8. Velinp. geh. 1841. 3 Thlr.

Moritzens Portrait in Stahlstich apart in 4°. 8 Gr.

Dieses mit Ungeduld erwartete Werk ist eben fertig geworden. Der 2te und letzte, die innere Regierungsthätigkeit dieses Fürsten, viele Urkunden, ein Register und 1 Bildniß enthaltende Theil wird im Laufe des Sommers ausgegeben. — Früher erschien:

Langenn, Dr. Fr. Alb. von, Albrecht der Beherzte, Stammvater des königl. Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächs. Regenten-, Staats- und Cultur-Geschichte des 15ten Jahrhunderts, größtentheils aus archivalischen Quellen. gr. 8. 40 Bog. Velinp. 1838. 3¾ Thlr.

Leipzig, im Juli 1841.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

---

[390] Bei **L. Fernbach jun.** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Selma, die jüdische Seherin. Traumdeuten und Hellsehen einer durch animalischen Magnetismus wiederhergestellten Kranken von Dr. M. Wiener. 1839. 1⅓ Rthlr.

Paris in Pommern, oder die seltsame Testamentsklausel. Vaudeville-Posse in 1 Akt von L. Angely. 1840. ⅓ Rthlr.

Die Wahnsinnige. Drama in 2 Akten nach Melleville's elle est folle bearbeitet von L. Angely. 1840. ⅔ Rthlr.

Der Geizige und seine Tochter. Drama in 2 Akten nach Bajard und Düport von L. Angely. 1840. ⅔ Rthlr.

Moll, F. E., Neue gemüthliche Polterabendspiele mit gleichzeitiger Berücksichtigung silberner und goldener Hochzeitsfeste; nebst einer Reihe neuer Hochzeits- und sonstiger Gelegenheitsgedichte ꝛc. 1839. 1 Rthlr.

— — Fünf Travestien im Berliner Volksdialekt. 5 Sgr.

Scribe, Das Glas Wasser, oder Ursachen und Wirkungen. Lustspiel in 5 Akten. Uebersetzt von Dr. Nagel. 1841. 11¾ Sgr.

---

[212] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
des englischen Deismus
von
Gotthard Victor Lechler,
Dr. der Philosophie.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Der Verfasser hat eine in der Geschichte des Christenthums und der europäischen Kultur Epoche machende Erscheinung auf den Quellen neu bearbeitet. Er ging von der Ueberzeugung aus, der englische Deismus des 17ten und 18ten Jahrhunderts biete, zumal in unserer Zeit, für Deutschland eine Parallele dar, so daß eine möglichst umfassende, authentische und unparteiische Darstellung desselben in seiner Entstehung, Blüthe und Auflösung von mannichfaltigem Interesse seyn dürfte.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[391] In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Löhmann, Fr. G. v., Lehrbuch der Arithmetik für die Schüler der untern Klassen gelehrter Schulen. 14 Sgr. — — Resultate dazu. 10 Sgr.

Mohnike, Dr. G., des Johannes Frederus Leben und geistliche Gesänge. Eine kirchenhistorische Monographie in drei Abtheilungen. Mit 4 lithographirten Blattern. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Zober, Dr. F. H., Zur Geschichte des Stralsunder Gymnasiums. Zweiter Beitrag von 1569—1616. Mit den Bildnissen zweier Rektoren und einiger Facsimile. 22½ Sgr.

(Der erste Beitrag erschien 1839. Preis 15 Sgr.)

Löffler'sche Buchhandlung (**E. Hingst**) in Stralsund.

---

[376] Am 1. September a. c. wurde von mir versandt und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Çakuntalâ, annulo recognita, drama Indicum Kâlidâsae adscriptum. Textum codd. mss. collatis recensuit, interpretationem latinam, varietatem scripturae et annotationes criticas adiecit Otto Böhtlingk. Fasc. Prior. Imp. 8. geh. Preis 2 Rthlr. 16 Gr.

Die 2te oder letzte Abtheilung erscheint in ganz kurzer Zeit.

Bonn, im Sept. 1841.

H. B. König.

---

[225] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Aesthetik
oder
Wissenschaft des Schönen
auf dem
christlichen Standpunkte
dargestellt von
Dr. G. M. Pursch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Statt aller Empfehlung heben wir nachstehenden Hauptabschnitt des reichen Inhalts hervor: **Erster Theil. Das subjektiv Schöne oder Geistschöne. Erster Abschnitt. Das Schöne und Erhabene. Einleitung. Standpunkt der Aesthetik.** a) Das transcendente oder jenseitige Schöne. Die absolute Schönheit, Gott. b) Das diesseitige subjektiv Schöne. **Die Hauptbeziehungen des christlichen Lebens. I.** Das christliche Leben in Bezug auf die Gottheit und die Kirche. II. Das christliche Leben des Staates. **Zweiter Abschnitt. Das Häßliche.** Das subjektiv Häßliche als Gegenstand des subjektiv Schönen. Ableitung und Begriffsbestimmung des Häßlichen. a) Das transcendente Häßliche. b) Das diesseitige Häßliche. **Zweiter Theil. Das objektiv Schöne oder Naturschöne. Erster Abschnitt. Das Schöne im Gebiet der Natur. Zweiter Abschnitt. Das Häßliche im Gebiet der Natur.**

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 23. September 1841.

— Sag an, mein Ritter werth,
Wer hat dich ſolche Streich' gelehrt?
Uhland.

Lübeckiſche Sagen.

(Fortſetzung.)

Wenig Augenblicke ſpäter flog Antonius auf ſeinem guten Pferde in der Richtung nach dem Kloſter fort. Aus der Kirche ſcholl lautes Kampfgetümmel und dazwiſchen Geſang der Nonnen. Als Antonius in die Pforte trat, ſah er die Nonnen, des Freiherrn Tochter in ihrer Mitte, am Altar knieen; der alte Ritter, umgeben von den Leichen der ſchon gefallenen Kloſterknechte, erlag ſo eben den Streichen von zehn, jetzt nur auf ihn eindringenden Türken. Ein unnennbarer Zorn faßte Antonius bei dieſem Anblick; donnernd warf er die Pforte in's Schloß, wie im Sturm brauſete ſeine Rieſengeſtalt mit hochgeſchwungenem Schwerte, in der prächtigen, den Lichterſchein des Hochaltars wiederſtrahlenden Rüſtung aus der Dunkelheit hervor. Unwiderſtehlich ſchmetterten ſeine gewichtigen Streiche zwiſchen die erſchrockenen Heiden, welche bald alle zehn todt neben der Leiche des Freiherrn lagen. Die Nonnen ſtimmten den Lobgeſang zu Ehren des heiligen Michael an, denn ſie meinten nicht anders, als dieſer ſelbſt ſey zu ihrer Rettung erſchienen.

Antonius kniete aber demüthig am Altare nieder und dankte dem Herrn für den Sieg. Da hieß es: „eine Reiterſchaar aus dem Lager ſey angelangt, zugleich um das Kloſter zu ſchützen und Antonius zu fangen, weil er wider das Verbot des Feldherrn fortgeritten.“ Sogleich nahm Vorrade des Freiherrn Tochter auf den linken Arm, ſein gutes Schwert in die Rechte und eilte durch die Reiter, deren keiner Hand an ihn zu legen wagte, zu ſeinem Pferde und ſprengte durch die Nacht davon.

Nachdem er die Jungfrau ſicher zu ihren Verwandten nach Pommern gebracht hatte, zog er nach Frankreich, deſſen König Krieg mit Italien hatte, um ſich die Ritterſporen zu verdienen. Als er wenig Monate ſpäter bei Belagerung einer Stadt, der Erſte auf der Mauer, die franzöſiſche Fahne aufgepflanzt hatte, erhielt er vom Connetable auf öffentlichem Markte den Ritterſchlag und die Führung eines bedeutenden Reiterhaufens. So ſehr aber auch den Franzoſen ſeine gewichtigen Streiche für ihre Sache angenehm waren, ſo konnten ſie doch nicht ihre loſen Mäuler im Zaume halten, und ließen allerlei Witzworte aus über ſeine ungeheure Leibesgröße und wenig zierliches Weſen, namentlich bei Damen. Ja, obgleich er endlich deßhalb in ehrlichem Zweikampfe manchen witzigen Herrn zuſammenſchmiß, daß der ſein Lebtag daran gedenken durfte, ſie konnten doch, weil's einmal ſo ihre Natur war, keine Ruh geben.

Digitized by Google

Da verging Herrn Antonius die Geduld und er zog zum Könige von England, um ihm im Kriege wider die Irländer zu helfen. Dorthin war schon der Ruhm seiner Thaten gedrungen, so daß der König ihn zum Feldoberſten machte und mit einem ſtarken Heerhaufen wider den Feind vorauſchickte. — Am Vorabende der Schlacht war es in Herrn Vorrades Heere ſtill, daß man nur den Ruf der Wachen hörte; denn Herr Antonius hatte zu den Seinen geſprochen, wie ſie zwar für eine Auswahl der engliſchen Ritterſchaft gehalten würden, der Feind ihnen aber faſt dreimal an Zahl überlegen ſey, ſo daß ſie nur durch des Herrn beſondere Hülfe würden ſiegen können; ſie ſollten ſich daher fein eifrig mit Gebet zum ſchweren Kampfe rüſten. Aus dem Lager des ſiegesgewiſſen Feindes ſcholl dagegen lauter Jubel und Becherklang; nach Mitternacht wurde es aber dort noch ſtiller, denn hier, weil alle von Wein, Meth und Bier berauſcht waren und ſelbſt die Schildwachen ſich kaum munter erhielten. Als dieſes dem Herrn Antonius ſeine Kundſchafter hinterbrachten, ließ er einen Waffenbruder zu ſich beſcheiden und ſprach: „Mich jammert des vielen edlen Blutes, welches morgen im ungleichen Kampfe ſoll vergoſſen werden. Wenn ich nicht wiederkehre, führe du morgen die Schlacht. Jetzt laß in aller Stille eine erleſene Schaar aufſitzen; ſobald ihr mein Hifthorn hört, dringt dort gegen den Hügel am See vor, wo ihr das hohe Zelt des feindlichen Königs ſchimmern ſeht."

Damit ging er fort, beſtieg einen Fiſcherkahn und fuhr mit leiſen Ruderſchlägen über den See. Dann ſtieg er aus und kroch, wie eine Schlange, durch das hohe Schilf und Gras den Hügel hinan. Vor des Königs Zelt ſtanden zwei Schildwachen; der eine ſprach: „Bruder, haſt du's nicht klirren hören vor uns im Graſe?" Der Andere antwortete: „Die Richtung des Schalles täuſcht in der Nacht; es wird ſich ein Gewappneter in einem nahen Zelt geregt haben." Auf einmal ſtand Vorrade vor ihnen; ſie wollten ſchreien und holten mit den Schwertern gegen ihn aus, und er hatte das ſeine noch nicht ziehen können beim Herankriechen. Wie er aber anderthalb Kopf länger war denn ſie und von eines Tigers Schnelligkeit und Kraft, ſo hatte er auch ſchon ihre Köpfe gepackt und ſchmetterte ſelbige wider einander, daß beide lautlos todt niederfielen. Raſch ſprang er dann in's Zelt, wo der König ſchlief, hob auf die Linke den ſtarken Mann, indem er ihm wie einem Kinde die Arme an den Leib drückte, führte mit der Rechten ſein Horn an den Mund, blies dreimal, daß die Berge wiederhallten, und ſtürmte fort durch das Lager. Die Wachen ſchrieen Lärm, aber keiner wagte auf den Forteilenden den Wurfſpieß zu ſchleudern, aus Furcht, den König zu treffen. Er war nicht fern mehr vom Ausgange des Lagers, da traten ihm mehrere Ritter mit gezücktem Schwerte in den Weg. Vorrade ſtemmte ſich mit dem Rücken gegen den Erdwall, welcher das Lager umgab, deckte ſeine linke Seite mit des Königs Perſon und ſchwang mit der Rechten ſein Schwert, daß bald die Tapferſten verwundet zurückwichen. Aber endlich erlahmte doch ſein Arm, und jetzt hörte er auch hinter ſich auf dem Erdwalle Waffen klirren; er blickte entſetzt hinauf — es waren die Genoſſen, welche ſein Hifthorn herbei gerufen hatte. Sie ſprangen raſch vom Walle herab, Vorrade kletterte hinauf, und während jene ihm den Rücken deckten, brachte er ſeine koſtbare Beute in Sicherheit.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber National- und Kriegslieder.

(Fortſetzung.)

Bis auf Klopſtock war — ich hätte faſt geſagt bekanntlich, was eine Unwahrheit wäre — unſere Poeſie bei manchem Einzelnen, das trefflich iſt und die Morgenröthe einer ſchönern Zeit verkündete, doch noch ein trauriges Weſen, das am Gängelbande des Auslandes ging und zu kühnerem, höherem Fluge unfähig war. Klopſtock, gegenwärtig von ſeinem Vaterland, von einem neuen Geſchlecht, welches das alte haßt und neu im Fremden iſt, und lieber mit Herz und Mund an „vergifteten Liedern," den Mißgeburten der franzöſiſchen Romantik hängt, mit empörendem Undank in den Hintergrund zurückgeſetzt — Er war's, der den dämmernden deutſchen Dichtergenius ganz weckte und in ſeinen Geſängen Nationalſinn und Selbſtgefühl, den Franzoſen und auch dem ſtolzen Albion gegenüber, zu wecken und zu bewahren ſuchte. Er, genährt und geſtärkt durch Luthers kräftige Bibelverdeutſchung und die Schriften der Alten, gab der poetiſchen Sprache einen Schwung und eine Kühnheit, welche ſie bisher noch nicht geaußert hatte; er zeigte der Welt, wie reich, wie biegſam, wie edel ſie iſt. Man zürne nicht, daß er in griechiſchen und römiſchen, oder ihnen nachgebildeten eigenen Versmaßen dichtete, daß er ſtolz die Reime verwarf. Es mußte ſo kommen auf die endloſen Reimereien und Nachäffungen des Auslands; ihn mußte aneckeln der lahme, in deutſchem Menuetſchritt einherhinkende Alexandriner; er fühlte ſich innigſt gedrungen, in edlen, antiken Maßen das Große und Heilige, von dem er begeiſtert war, würdig auszudrücken. Während man heutiges

Digitized by Google

Tags die oft glücklichen, oft ungenießbaren Nachahmungen oder Umbildungen arabischer, persischer und indischer Gedichte preisend hervorhebt, die uns doch weit fremder sind, als die Schriften der Alten, mit denen wir von früher Jugend an umgehen, zu denen wir selbst durch unsere Religion mit hingewiesen sind, sollte man nicht so ungerecht seyn, unsern Klopstock mit Tadel zu überschütten, daß er die Alten nachgeahmt, wenn anders das Nachahmung ist, wenn man ihre Formen gebraucht.

Man sage nicht, daß seine Gedichte, eben wegen ihrer Form, dem Volke unverständlich und unzugänglich seyen. Er hat mittelbar auf das deutsche Gesammtvolk eingewirkt, wie Keiner vor ihm nach Luther und Opitz. Wir wollen nur kurz bemerken, daß einzelne Oden von ihm, daß manche Gesänge des Messias und seine Barditen selbst dem Volke, sobald es aus dem Rohen heraus ist, zugänglich sind; von seinen geistlichen, in Reimen verfaßten Gesängen nicht einmal zu reden. Doch nicht seine einzelnen Werke, so herrlich sie sind, geben ihm den großen Anspruch auf die volle Dankbarkeit der Nachwelt, als vielmehr sein ganzes großes Werk vermittelst jener: das nämlich, die deutsche Poesie, mithin die gesammte deutsche Sprache in einen Umschwung, auf eine Höhe gesetzt zu haben, auf welcher sie durch spätere Genien immer herrlicher und reicher sich entfaltet hat. Ohne seinen Vorgang hätten wir nicht Goethe noch Schiller, noch andere große Geister in der glücklichen Gestalt, durch welche sie uns ewig ergötzen und erheben.

Klopstock ist in mancher Hinsicht mit Petrarka zu vergleichen, auch in der Aeußerung und der Richtung seines Patriotismus. So war dieser, aus Liebe zu seinem Italien, enthusiastisch eingenommen für das abenteuerliche Unternehmen des Nicolas de Rienzo, der als Tribun die alte römische Herrlichkeit wieder heraufstellen versprach; und Klopstocks Patriotismus, freilich kein einseitiger, beschränkter, offenbarte sich selbst in der Begeisterung, mit welcher er die Morgenröthe der französischen Freiheit begrüßte. Denn er sah wirklich, mit vielen tausend Andern, zugleich auch einen schönern Tag über das benachbarte, damals so zerrissene, hier und da durch Kabinets- oder Maitressenregierung entwürdigte Vaterland heraufdämmern. Aber wie anders erklang die Leyer des zum „französischen Bürger“ erhobenen Dichters! wie zürnte sie, als auf die täuschende Morgenröthe nur ein stürmischer, blutiger Tag über Frankreich hereinbrach, als der Sturm, wie von dämonischen Gewalten erregt, verderblich selbst nach Deutschland herüberwehte und das schadhafte Gebäu seiner Verfassung im Tiefsten erschütterte!

Er erlebte nicht mehr die gänzliche Erniedrigung seines Vaterlandes — wohl ihm! — Zwölf stürmische Jahre, die Thatenfülle, den Jammer und das Elend, den Jubel und den Sieg von Jahrhunderten in sich fassend, waren über seinem stillen Grabe zu Ottensen vorübergegangen, als der „Herzog der Preußen,“ ein deutscher Held, allenthalben und besonders in England mit irdischer Ehre übersättigt, nach Hamburg eilte und auf dem Grabe des edeln Barden in dankbarer Andacht sich niederließ, und durch dieß Opfer allen Deutschen beurkundete, wie patriotisch der Dichter selbst war, und wie er in seinen Gesängen Begeisterung für das Vaterland und dessen Ehre geweckt und befördert hat.

Ich komme auf jene Zeit und die kurz vorangegangenen Kämpfe. Zu allen Zeiten, wenn das heilige Land der Vater in Gefahr ist, wenn es die allgemeine Freiheit gilt gegen künftige Eroberer und Bedrücker, da richtet jeder bessere Mensch sich auf und fühlt sich wie verdoppelt. Er vergißt die kleinlichen Bestrebungen des Eigenzieles, des Gewinns, der sinnlichen Lust. Eine höhere Liebe erfüllt ihn, ein edleres Eigengefühl schlägt in seiner Brust; ein unzuberechnender Gewinn liegt am Ziele, zu welchem er mit Tausenden vereinigt hinstrebt. Er lebt im Ganzen und für das Ganze. Wie eine hehre, himmlische Musik ertönt's in seinem Innern, wie begeisternde Melodien eines Kriegertanzes, auf deren Wellen er sich getragen fühlt; und in so gesteigertem Leben ist er bereit, auch das höchste irdische Gut, dieses Leben selbst, freudig hinzuopfern. Eine solche Stimmung ist wahrhaft poetisch, und so muß sie auch Gesänge erzeugen, in welchen sie sich kräftig ausspricht. — Was mußte erst zu jenen Zeiten geschehen, an welche ich so eben erinnert habe, und die zu den schönsten in der ganzen deutschen Geschichte gehören. Damals waren die Kämpfe keine strategischen Kunststücke, keine gezwungenen Bewegungen, wo der kalt berechnende Feldherr seine willenlosen, meist gedungenen Schaaren für eine Sache, an der ihr Herz nicht Theil nimmt, wie Maschinen in Bewegung setzt, wo der Mann kämpft gegen den Mann, weil er Feind heißt, ohne recht zu wissen, warum? wo die Wuth erst im Kampfe sich entzünden muß. Nein! die damaligen Kämpfer brachten schon die lodernde Flamme einer heiligen Wuth, einer edlen Rachbegierde mit in das Schlachtgewühl: es galt ja nicht künftigen Eroberern zu begegnen, sondern die lang jährigen verhaßten Bedränger und Schänder des heimischen Landes zu verjagen und sie auf ihrem eigenen Boden rächend zu bekämpfen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Alterthümer.

Die Erweiterung und Verschönerung Genfs hatte sich seit fünfzehn Jahren nur auf die untere und auf die Rhonestadt beschränkt, wo auf einmal monumentale Gebäude, Hôtels und geschmackvolle Privatwohnungen, weite Straßen, Kai's, Brücken, Inseln u. s. w. diesen früher so düsteren und vom du haut so vornehm angesehenen Stadttheil zu dem bei weitem schönern machten, so daß sich jenes „Oben" mit weit weniger ansehnlichen Straßen und Plätzen begnügen muß, ja in seinen Wohnungen viel weniger Licht, Luft, Sonne und Himmel hat. Jetzt kommt endlich auch die Reihe an die obere Stadt. Freilich fiel dabei ein großes Opfer, der einzige architektonische Rest, den Genf noch aus der Burgunder Zeit hat, wo es Hauptstadt des alten Königreichs war. Von König Gundebalds Schloß hatten seit dem sechsten Jahrhundert die nachfolgenden Geschlechter nichts mehr stehen lassen, als ein Thor, das später arcade du Bourg-de-four genannt wurde. Die Flanken des Gebäudes waren nach und nach gefallen, wie alle Mauern und Thore, womit Gundebald seine germanische Stadt umgeben hatte. Aus diesem Schloß ging Clotilde, die erste Königin Frankreichs, hervor; hier versammelte Gundebald nach dem Mord seiner Brüder Rechtsgelehrte und verständige Männer aus allen Ständen, um mit ihnen das burgundische Gesetzbuch abzufassen. Geschichte und Sage berichten von dem Leben in dieser Königsburg manches, was in Leid und Freud, in Liebe, Haß, Blut und Mord an die Verwandten in Worms, an Gunthar und Brunnehild, an Ehrimhild und Siegfried erinnert. Wenn man das enge, nicht byzantinisch oder germanisch, sondern römisch gebaute Thor ansah, so wurde es einem wahrscheinlich, daß es zum Theil aus den mächtigen Quadern und Gesimsen erbaut worden, die König Gundebald von zerstörten großen römischen Gebäuden in der obern Stadt nehmen ließ. Dieß enge Thor, an einem Abhang zwischen zwei belebten Straßen und Plätzen, war ein polizeilicher Uebelstand, durch den schon manche Gefahr entstanden war, und deßhalb konnte es sich seiner cyklopischen Festigkeit ungeachtet nicht halten, als sich gute Gelegenheit darbot, es abzubrechen, um die Straße zu erweitern und durch einige würdige Gebäude zu verschönern. Beim Abbruch bestätigte sich die frühere Vermuthung, denn es kamen auf den abgenommenen Steinblöcken mehrere römische Votivinschriften zum Vorschein, auch eine, die den Namen Gundebalds zu tragen schien. Am südlichen Abhang erhebt sich jetzt das geschmackvolle Hotel eines Genfers, welcher der wissenschaftlichen Welt Europas als berühmter Chemiker, seiner Vaterstadt aber als der ausgezeichnete Sohn eines ausgezeichneten Vaters bekannt ist, des Professors A. Delarive. Schwerlich haben hier die burgundischen Könige, Königinnen und Prinzessinnen in ihrem Schloß so bequem und geschmackvoll gewohnt, als in Kurzem gebildete Bürgerstöchter.

Die historisch-archäologische Gesellschaft hat ihre schon früher erwähnten Forschungen beim Abbrechen des alten Bischofsitzes, fortgesetzt, und es ist noch manches Interessante ausgegraben worden. Ueberall bestätigte sich, daß von dem ganz alten, mit römischem Materialien wahrscheinlich in der burgundischen Zeit errichteten Gebäude nur in den Grundmauern noch Einiges vorhanden war; denn diesen Bischofssitz verzehrte 1450 eine große Feuersbrunst. Es fand sich das Wappen des von 1449—1422 hier residirenden Genfer Bischofs Pierre Seise, des großen Wohlthäters der Stadt, der auch eine bedeutende Rolle auf dem Kostnitzer Concilium gespielt hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ganz oder theilweise auf seine Kosten das durch jene Feuersbrunst sehr beschädigte oder zerstörte bischöfliche Gebäude wieder hergestellt und zum Andenken sein Wappen in die neue Mauer gesetzt worden ist. — Es ging die Sage früher von unterirdischen Gängen aus dem südlichen Theile dieses Bischofssitzes in die nahe St. Peterskirche und das benachbarte Kloster der wegen ihrer Sitten nicht eben wohl berüchtigten St. Clara-Nonnen, deren Kloster vor der Reformation auf der Stelle des heutigen Hospitals stand. Trotz genauer Nachforschung hat sich von diesen unterirdischen Gängen keine Spur gefunden. Wie an jenem Gundebaldsthor traf man auch hier auf große Bausteine mit guter architektonischer Skulptur, die früher römischen Gebäuden, wahrscheinlich einem Triumphbogen, angehört hatten und bei der ersten Gründung des Gebäudes verwendet worden waren. Auch große Steine mit römischen Sepulcralinschriften, Amphoren, Fragmente von kleinen Statuen, Säulen und Cornichen aus jener Zeit, eine große Kupfermünze von Hadrian und Münzen aus dem vierzehnten Jahrhundert fanden sich. Schon früher hatte man nach den sogenannten Dubletten oder dem Verlieb gesucht, dessen in alten Genfer Chroniken mehrfach gedacht wird. Nach langem Suchen kam man auf eine quadrate, sonderbar verwinkelte Stelle dicht neben dem Seitenschiff und der Marterkammer, von denen wir neulich sprachen. Ueber fünf Fuß tief mußte gegraben werden, dann kam man endlich auf zwei neben einander stehende, mit Kalk umgebene Särge. Das nicht gehobelte Tannenholz, das seine Biegsamkeit noch nicht verloren hatte, zeigte von der Eile, mit der diese Särge gemacht worden waren. Bei der Eröffnung fand man die Leichen dicht mit Kalken umgeben, wahrscheinlich um sie länger vor Fäulniß zu bewahren und sie später zu einer Ausstellung gebrauchen zu können. Alle Glieder waren noch in ihrer natürlichen Lage und es fehlte kein Glied. Sie wurden sogleich in das benachbarte Hospital gebracht und da genau von Aerzten untersucht. Diese erklärten, die Todten seyen Männer von reifem Alter und seyen wenigstens seit einem Jahrhundert beerdigt gewesen. Es fand sich unter dem Hals des Erbkern eine Bleikugel. Dieser Umstand, zusammengehalten mit den vorhandenen Nachrichten und schriftlichen Ueberlieferungen, machte es unzweifelhaft, daß dieß der Körper des edeln Peter Fatio sey, der 1707 im Hof des Gefängnisses auf Befehl der Regierung erschossen und auch da beerdigt wurde, so wie Nikolaus Lemaitre, der einige Tage vorher gehängt worden war. Beides waren muthige Ehrenmänner, die in ihrem unglücklichen Kampf gegen die Tyrannei der damaligen Aristokratenregierung in Genf fielen, was später von Bern, dem Kaiser, Preußen und England sehr mißbilligt wurde. Die Leichen wurden auf dem großen Kirchhof feierlich beigesetzt. Bei der Auffindung dieser würdigen Todten in ihren heimlichen Gräbern an diesem Ort drängt sich einem eine erfreuliche Bemerkung auf. Wie ist doch die jetzige Regierung Genfs ganz anders! Keine Spur mehr von der damaligen Oligarchie; wo die Herren vor hundertundvierundbreißig Jahren ungerecht und unmenschlich waren, da erbauen die von 1841 ein neues Gefängniß nach den mildesten Grundsätzen des Rechts und der Menschenliebe.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 24. September 1841.

Derweil mein Volk mit Fleiß
Alles erkennt und weiß,
Hat es Eines vergessen,
Was sollen es hier ermessen:
Daß ein Volk es ist!
Daher ist es gekommen,
Daß in kürzester Frist
Der Fremde die Macht genommen.

Rückert.

Ueber National- und Kriegslieder.

(Schluß.)

Damals, als die deutschen Jünglinge — ungleich einer spätern, in Verzerrungen sich gefallenden Jugend, die in langem wallenden Haar, in eigenthümlichem Gewand, in hohlen, frömmelnden, deutschthümelnden Phrasen, ja selbst in kindischer Verschwörung das wahre Deutschthum zu finden wähnte — von vaterländischer Begeisterung ergriffen, voll Gottvertrauen, mit dem Schwerte drein schlugen, damals war es besonders Körner, der gleich dem Schweizer-Tyrtäus, dem Veit Weber, oder dem Sänger der Marseillaise selbst, eben so kräftig mitkämpfte, als er, befruchtet vom Geiste Schillers, sang. Einige Lieder dieses edlen Jünglings, der sich selber opferte, können als Nationallieder gelten; sie werden zuweilen noch jetzt gesungen. Ihm zunächst kommt der feurige Arndt, der mehrere Lieder in diesem Geiste dichtete. Ein viel gesungenes Lied ist: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Aber schon diese Frage und ihre einfach poetische Beantwortung beweisen, wie es noch damals an der Zeit war, die in verschiedene Staaten getheilten Deutschen auf ihr allgemeines Vaterland, auf die Idee einer Verbindung aller Deutschen hinzuweisen.

Und kein Wunder, da kurz vorher, ja selbst noch in jenen Tagen, es bayerische Wortführer in eitler Verblendung wagten, den kräftigen deutschen Stamm der Bayern für reine Abkömmlinge der alten gallischen Bojer, mithin für Verwandte der Franzosen auszugeben, und das Königreich Bayern, im Gegensatz gegen Deutschland, aufzustellen. Es waren dieselben, die zur Zeit der Napoleonschen Herrschaft jeden, der etwas deutsche Gesinnung an den Tag legte, als Borussomanen verdächtig zu machen suchten, was übrigens dem damals so herabgesunkenen, aber innerlich sich erhebenden Preußenstaate zur Ehre gereicht, indem Preußisch mit Deutsch identificirt wurde.

Auch von Rückert und Uhland haben wir treffliche vaterländische Lieder, so wie noch von andern lebenden und todten Dichtern. Bei alle dem haben wir bis jetzt noch kein Nationallied, das gleich dem God save the king der Engländer, oder ihrem Flottenlied: rule Britannia, allgemein als solches gesungen wird. — Am wenigsten haben wir's in dem Becker'schen Rheinlied, so ehrenwerth auch die Gesinnung des bescheidenen Verfassers, so gut auch das Gedicht selber seyn mag.

„Colognaise“ ist es schon von einigen Deutschen getauft worden. Colognaise! Seltsam, aber im Grunde gar nicht verwunderlich, daß der Deutsche selbst da noch die Franzosen nachäfft, wo es gilt, seine Selbstständigkeit

Digitized by Google

und die Bewahrung seiner Rechte denselben gegenüber zu beweisen. — Dieses Lied hat bekanntlich zu einer Zeit, wo die Franzosen, nach ihrer eitlen und großsprecherischen Art, welche bereits die Anna Comnena im zwölften Jahrhundert an ihnen gerügt hat, den Mund wieder voll nahmen gegen Europa, wo ihre Journalisten auf die Zurückbringung der Rheingrenze, überhaupt auf „eine Revision der Pariser Verträge“ drangen, einiges Aufsehen erregt, vielleicht in Frankreich noch mehr, wo es poetische Gegenantworten hervorrief, als in Deutschland selbst. Es hat übrigens nicht sowohl eine große Wirkung hervorgebracht, sondern es ist selbst nur die Wirkung und der Ausdruck jener allgemeinen Stimmung, jenes Unwillens, der jedes patriotische deutsche Herz über die frechen Ansprüche der Franzosen erfüllt, denen keine Verträge, kein Völkerrecht heilig ist. Diese Stimmung hatte sich schon früher in namhaften öffentlichen Blättern, so wie in gesellschaftlichen Kreisen und bei festlicher Gelegenheit, in Prosa wie in Versen, mehr oder minder kräftig ausgesprochen.

Das Lied machte sich nur auf kurze Zeit geltend. Zwar in einzelnen Stadten, in gewissen Soiréen und Cirkeln wurde es von Zeit zu Zeit gesungen, aber im Volke, und darunter verstehe ich gerade nicht das so genannte, konnte es nicht wurzeln. Nicht *eine* von den vielen Melodien, die dazu componirt sind, und in welchen Manche selbst wieder das getheilte Deutschland erkennen wollen, machte sich Bahn und beliebt; ja eine und die andere, die hie und da gleichsam zur Probe abgesungen wurde, soll eher die Wirkung des Lacherlichen, als des strengen Ernstes hervorgebracht haben. So war des Liedes Ruf überhaupt mehr ein gedruckter, ein durch Zeitungsnachrichten forcirter.

Es ist ein *defensives* Lied, in welchem der erste Vers, oder eigentlich die ersten zwei Strophen desselben das Thema, die darauf folgenden Verse die Variation sind. — Bei einer Vergleichung desselben mit der *offensiven* Marseillaise finden wir, daß diese, mit Vers und Melodie, ein reißender Strom ist, der trotzig aus seinem Ufer bricht und Alles wegschwemmt, was im Wege liegt, das Beckersche Lied dagegen ein ruhiger Fluß, der innerhalb seiner Ufer, worauf idyllische Bäume und Blumen stehen, dahinfließt und nur zuweilen heftigere Wellen wirft.

G. Zimmermann.

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Die glückliche Beendigung des Krieges, welche durch des feindlichen Königs Gefangennehmung entschieden war, wurde mit prächtigen Banketten und Ritterspielen gefeiert. Alle wetteiferten, nach des Königs Beispiel Herrn Vorrade die höchste Ehre zu erweisen; aber auch der lange schon glimmende Neid der englischen Ritter gegen „den großen Sachsen,“ welcher ihnen allen Ruhm vorweg nahm, brach jetzt in helle Flammen aus. Als die Ritter sich gegenseitig zum Stechen in Schimpf und Ernst in die Schranken luden, ließ den Antonius auch ein englischer Baron fordern: „Nicht zu Fuß!“ — Vorrade stellte sich am anberaumten Tage, wie's im Spruch heißt:

Mit gutem Zeug und gutem Pferd,
Die machen den Ritter ehrenwerth.

Da sprengt auf einmal der Englische gegen ihn an auf einem gezähmten Löwen, welchen derselbe aus dem Morgenlande mitgebracht und selbst geführet hatte, daß er ihn auf sich reiten ließ. Herr Antonius, eben so gewandt als stark, sprang rasch vom Gaule und hieb dem Unthier mit einem Schwertschlag die schon tief in's Fleisch des Pferdes eingebissene Schnauze ab, daß es todt hinfiel. Als sich aber Vorrade sodann nach seinem Gegner, dem englischen Ritter, umthat, war selbiger im dichten Volksgedränge spurlos verschwunden. Da ging Herr Antonius zum Balkone, auf welchem der König mit der Königin und allen edlen Herrn und Frauen des Hofes saß, beugte ein Knie und verlangte, daß sich nach Ritterbrauch der, so ihn gefordert, auch zu ehrlichem Zweikampf stelle. Der König war selbst schon sehr zornig über die böse Tücke seines einheimischen Ritters, ließ mit Trompetenschall das ganze zahlreiche, hochansehnliche Geschlecht des Entflohenen vor sich laden und sprach: „Dafern ihr nicht binnen drei Sonnenschein euern Vetter beibringet, daß er sich stelle zu ehrlichem, ritterlichem Zweikampf, so werde ich euer Wappenschild, mit solcher Schmach befleckt, nicht mehr eines Barons meines Reichs würdig erachten und durch Henkers Hand zerbrechen lassen.“

Nun mußte sich der englische Herr vor die Klinge des großen Sachsen stellen; weil er sich aber seiner Schwäche dem gegenüber bewußt war, ließ er auch jetzt nicht ab von unehrlichen Mitteln, und bestach den Stallknecht Vorrades, daß er's beim Aufzäumen des Streitrosses versehen mußte. Als sie daher gegen einander rannten, bäumte und überschlug sich Vorrads Pferd, daß ihn nur ein rasches Abspringen retten konnte, nicht von demselben erdrückt zu werden. Der Engländer drang jetzt wider alle Ritterssitte gegen den auf ein Knie Gefallenen ein, um ihn zugleich niederzureiten und von oben herab zusammenzuhauen. Es führten nun aber zu der Zeit die englischen Ritter große hölzerne, mit Fellen und Eisenbändern beschlagene Schilde, Bocklär

Digitized by Google

genannt, und allgemein gegen Schwertstreiche für undurchdringlich gehalten. Mit solchem Schilde deckte sich Herr Antonius gegen das auf ihn einhauende Schwert des Ritters und die Hufen des Streithengstes, indem er zugleich mit Einem Zuge dem Gaule beide Hinterbeine durchhieb, also daß Roß und Reiter in den Sand fielen. Dann richtete sich Vorrade auf, zog den englischen Herrn unter dem Pferde hervor, stellte ihn säuberlich wieder auf die Beine und gab ihm Schild und Schwert zurück, indem er ihm zugleich bedeutete, jetzt solle er zu ordentlichem Schwerkampfe Stich halten, sonst dauere ihn, wie eine Kuhe, von einander. Darnach wandte sich Herr Antonius ab, um sein Schild wieder aufzunehmen, denn er hatte es bei der Unterstützung des Gegners ablegen müssen. Da hatte ihm der Englische tückisch über den Nacken, daß er ohne die ungewöhnliche Dicke seiner Rüstung gewiß des Todes gewesen wäre.

Eine entsetzliche Wuth stieg jetzt in dem großen Sachsen auf; mit beiden Händen packte er sein vier Fuß langes Schwert und hieb den Bocklar seines Gegners in zwei Hälften und den Arm, welcher das Schild hielt, vom Leibe; ein zweiter Streich schien bestimmt, des Feindes Helm und Haupt bis zur Brust zu spalten, da stürzte sich laut jammernd des Engländers Geliebte, ein schönes, edles Fräulein zwischen die Kämpfenden. Und Herr Antonius senkte sanftmüthig, wie ein Lamm, seines Schwertes Spitze und wollte unter dem donnernden Beifallruf der Menge den Kampfplatz verlassen, als ihn der König zu sich bescheiden ließ. Die Königin nahm von ihrem schönen Halse eine goldene Kette mit vielen edlen Steinen (welcher die Kraft zugeschrieben wurde, für den Träger des Kleinods jedes Menschen Herz zu gewinnen) und wand sie um des Ritters Helm. „Im Namen aller Frauen," sagte sie, „vor denen sich der unwiderstehliche Besieger aller Manner, auch hierin ein Muster der Ritterschaft, benge." Der König ernannte ihn aber zum Ritter des Reiches, bot ihm große Ehrenstellen an und verlieh ihm als Schildzeichen: die blutige Schnauz des Löwen im blanen Felde, und als Helmzier über dem Wappen zwei aufstehende Pferdebeine. Aber Herr Antonius war müde der hinterlistigen Nachstellungen, und sehnte sich, all seinen Ruhm der schönen Tochter des alten pommerschen Freiherrn zu Füßen zu legen. Mit ihr, als seinem Ehgemahl, kam er denn auch endlich, nachdem er noch manche kühne Rittertat im Norden verrichtet hatte, wieder nach Lübeck zurück, wo sein Sohn Rathsherr wurde, wie es einst sein Vater gewesen war.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, September.

D'Azeglios Roman.

Vor einiger Zeit sprach ich in diesen Blättern über die neuere Literatur erzählender Gattung in Italien. Seitdem ist Massimo d'Azeglio's lang erwarteter Roman: Niccolò de Lapi ovvero i Palleschi e i Piagnoni, in Mailand erschienen. Die geringe Zahl berühmterer Schriftsteller, die sich dieselbe der Alpen mit diesem Literaturzweige beschäftigen, hat die Folge, daß, so wie ein Buch von einem derselben zum Vorschein kommt, es auch gleich die Runde macht — ebemals durch die Pressen der Nachdrucker, jetzt, wenigstens in den Staaten, die das literarische Eigenthum schützen, nur noch durch die Hände der Leser, womit die Verleger sich wohl begnügen werden. So greift denn auch Alles nach d'Azeglio's Roman, und dadurch läßt sich erklären, daß, wie man sagt, der Autor die Summe von zehntausend Francs für das Manuscript erhalten hat, eine unerhörte Summe in Italien, wo man gewöhnlich nichts zahlt. Der Gegenstand ist in der Romanliteratur nicht neu. Der vor fünf Jahren erschienene Assedio di Firenze, dessen ich verschiedenemale zu erwähnen Gelegenheit hatte, behandelt denselben Stoff, gleichwerweise das vor einigen Monaten in Florenz gedruckte Buch: Marietta de Ricci, von einem wenig bekannt gewordenen, kürzlich verstorbenen Schriftsteller, Agostino Ademollo. Letzteres gehört kaum in die Kategorie des Romans, denn der Verfasser hat den dünnen Faden der eigentlichen Erzählung nur benutzt, um eine unendliche Menge von Nachrichten über Florenz und florentinische Geschichte, Topographie, Künste und Literatur daran zu knüpfen, so daß mit den mehr als das Doppelte des Textes einnehmenden Anmerkungen, diese Marietta de Ricci eine Art Repertorium florentinischer Dinge ist. Nicht so d'Azeglio's neue Production. Der Verfasser ist derjenigen Richtung des historischen Romans treu geblieben, welcher die Promessi Sposi seines Schwiegervaters Manzoni angehören: er bedient sich einer geschichtlichen Epoche nur als eines Hintergrundes, um eine Begebenheit mit erdichteten Personen vorzuführen und darzustellen. Die andere Richtung, welche historische Personen in vorderster Reihe auftreten, und vielmehr, denn ein eigentlicher Roman, eine mit erdichteten Begebenheiten verbrämte Geschichte zum Vorschein kommt, wird namentlich durch Rosini repräsentirt. Welche von beiden Gattungen vorzuziehen oder kunstgemäßer sey, kann ich füglich dahingestellt seyn lassen. D'Azeglio hat nun eine an den schärfsten Contrasten und den überraschendsten Wechselfällen reiche Zeit zu seiner Aufgabe gewählt — eine Zeit, die den Stein auf das Grab wälzte, in welches Italiens Größe versenkt worden war — eine Zeit, die an gewaltigen Charakteren, an glänzenden Handlungen, aber auch an den verwerflichsten Leidenschaften, an Zwietracht, an Verrath und jeglicher Schlechtigkeit erfiebiger war, als vielleicht irgend eine. Den Zustand der Stadt und der Bürger, den Widerstreit der politischen wie religiösen Parteiungen, Erinnerungen an die alte, im Untergehen begriffene Freiheit, das nationale Selbstgefühl im Kampfe mit dem hereinbrechenden Elend einer tyrannischen Alleingewalt in den Schicksalen einer bürgerlichen Familie darzustellen, war das Thema, wie der Verfasser es sich gestellt. Und man muß gestehen, daß er es mit Glück durchgeführt hat. Von der äußern Geschichte ist so

Digitized by Google

viel in den Bereich der Darstellung gezogen, als zum Verständnisse nöthig war; von topographischem und antiquarischem Detail dasjenige, was der Erzählung die Lokalfarbe verleihen konnte, ohne welche die historische Wahrheit nicht erreicht worden wäre; Schilderungen der bedeutendsten Oertlichkeiten haben allen Reiz einer genauen Lokalkenntniß, während in der Auffassung das Malerische der großen Massen lebendig zum Vorschein kommt. Die Begebenheiten selbst sind gut erfunden und geschickt durchgeführt; wenn man über das erste Viertel hinaus ist, so schreitet die Handlung rasch vorwärts; die Charaktere sind aus der Zeit und dem Leben gegriffen, und einzelne Situationen von schlagender Wirkung, ohne daß dabei, so tragisch der ganze Verfolg ist, auf des Lesers Nerven mit Keulenschlägen losgestürmt würde, wie der, welcher dieß Thema zuerst behandelte, gethan hat. Im Ausmalen einzelner Tableaux zeigt sich eine Meisterhand, so in der Schilderung der im Jahr 1528 im Golf von Neapel Statt gefundenen Seeschlacht, in welcher Filippino Doria Galeere die spanische Flotte Ugo de Moncadas vernichtete. Im Scherzhaften, wie im eigentlich Romantischen, so in der Geschichte eines dem Schlunderbanden folgenden abenteuernden Mädchens, ist der Verfasser minder glücklich. Daß es ihm endlich gelungen sey, ein vollständiges Bild von Florenz zur Zeit der Belagerung zu liefern, will ich nicht eben behaupten, und vielleicht ist dieß durch die Art, wie er den Gegenstand begrenzt hat, unthunlich geworden.

(Schluß folgt.)

Genf, September.

(Schluß.)

Kunstausstellung. — Lamartine über Genf.

Wir haben jetzt unsere Kunstausstellung, die alle zwei Jahre im Museum Rath stattfindet. Im Kunstblatt soll darüber das Weitere berichtet werden; hier stehe nur die Bemerkung, daß wir keineswegs die Ansicht derer theilen, die sie für so vorzüglich, ja für vorzüglicher als alle frühern halten. Calame mit seinen neun Landschaften macht die Honneurs, wiewohl alle neun weniger bedeutend sind, als seine Arbeiten vor zwei Jahren, die auch in Deutschland bekannt geworden. Ausgezeichnet dagegen ist eine Landschaft von Guyon, Lagardon hat den Coptus seiner Darstellungen aus der Heroenzeit der Schweiz mit einem Meisterhaut vermehrt, der besser gemalt als gedacht ist. Von Hornung, der darauf verfessen ist, der Genfer Bath. Denner zu werden, sind einige gute Männerporträts da, mit unendlichem Fleiß in Hautfalten, Runzeln und Bart. Für die Darstellung weiblicher Anmuth hat er bisjetzen nicht das geringste Talent, und doch getraute er sich, das große Porträt einer unserer schönsten und anmuthigsten Frauen, der Frau von S. aus Wien, in sechzig Sitzungen, jede von vier Stunden, zu einer Karikatur verzerrt, auszustellen. In der duftigen Sphäre weiblichen Reizes ist Grobelaude's Porträt von einer getrübten Schönheit des Pariser Conservatoriums ganz vorzüglich.

In Poesie und Roman ist seit geraumer Zeit nichts Erfreuliches erschienen, besonders bedauern wir das zu lange Stillschweigen unseres geistreichen und originellen Töpfer. Dafür kam von Westen ein fremder Schwan, verweilte einige Zeit bei uns und hinterließ seinem Freund Huber-Saladin einen Gesang, würdig eines ausgezeichneten Dichters und eines edeln Menschen. Lamartine findet in deutschen Gemüthern vollen Anklang, darum mögen einige Stellen aus seinem Gedicht über unsern See, seine Ufer und über Genf hier stehen, wiewohl auch darin neben vielem Schönen manches Gezwungene und Matte vorkommt. Das Gedicht ist vom 12ten August d. J.

— Mais ce n'est plus le glaive, Huber, c'est la pensée,
Par qui des nations la force est balancée.
Le règne de l'esprit est à la fin venu.
Plus d'autres boucliers! — l'homme combat à nu.
La conquête brutale est l'erreur de la gloire.
Tu l'as vu, nos exploits font pleurer notre histoire.
De triomphe en triomphe un ingrat conquérant
A reïreci le sol qui l'avait fait si grand! . . .
Il faut qu'avec l'effort de l'orgueil en souffrance
Le génie et la pain reconquièrent la France,
Et que nos vérités, de leurs beaux rayons,
Dérobent notre épée à l'oeil des nations . . .
Ainsi qu'Harmodius, sous un faisceau de rose,
Cachait le saint poignard altéré d'autre chose. (!)
Les serviteurs du monde en sont seuls les héros;
Où naquit un grand homme un empire est éclos.
La terre qui l'enfante, illustrée et bénie,
Monte de son niveau, grandit de son génie;
Il conquiert à son nom tout ce qui le comprend;
O Léman, à ce titre es-tu donc trop peu grand?
Jamais Dieu versa-t-il sur sa terre choisie
De sa corne de dons, d'amour, de poésie,
Plus de noms immortels, sonores, éclatants,
Que ceux dont tu grossis le bruit lointain du temps!
L'amour, la liberté, ces aleyons du monde,
Combien de fois ont-ils pris leur vol sur ton onde,
Ou confié leur nid à tes flots transparents!

Lamartine zählt jetzt weitläufig alle die Geister auf, welche den Leman „illustrirt" haben; Rousseau, Voltaire, Corinnas Stael, und schließt mit einer Apostrophe an Genf:

Que Genève à nos pieds ouvre son libre port!
La liberté du faible est la gloire du fort.
Que sous les mille esquifs dont ses eaux sont ridées,
Palmyre européenne au confluent d'idées,
Elle voie en ses murs l'Ibère et le Germain
Echanger la pensée en se donnant la main!
Nid d'aigles élevé sur toute tyrannie,
Qu'elle soit pour l'exil l'hospice du génie,
Et que ces grands martyrs de l'immortalité
Lui payent d'un rayon son hospitalité.

Wiewohl wir über die Palmyre europäenne etwas gelächelt haben, so macht doch dem französischen Dichter diese Anerkennung des räumlich kleinen, aber geistig bedeutenden Genfs alle Ehre, zumal seine oberflächlichen Landsleute so häufig darüber spotten, was freilich vorzüglich deßhalb geschieht, weil Genf die Oberhoheit von Paris nicht anerkennt und sich frei bewegt. An der Seine möchte man so gern, daß sich Genf in seine frühere Lage als frankphilische Provinzialstadt schmiegte und sich mit dieser Ehre begnügte. Dergleichen mag für Franzosen genug seyn, keineswegs aber für Genfer, deren kleines Land ehemals eine europäische Republik war und auch heutzutage diesen Sinn noch treu und würdig bewahrt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 25. September 1841.

Therefore to France?
Shakespeare.

Zwiegespräch zwischen einem alten Kriegssoldaten und einem der zwanzig Jahre im Frieden diente.

Der Jüngere.

Ihr habet viel erfahren
Im wechselvollen Leben,
Die Mühen und Gefahren
Euch oftmals noch umschweben,
Ein ernstes, blut'ges Bild.
Ihr sahd die Stadt der Zaaren
Im wilden Feuer lodern.
Ein Heer, groß und gewaltig,
Sahd ihr im Schnee vermodern,
Ein Schicksal sonder Gleichen!
Hör' ich von großen Tagen
Die alten Herren sprechen,
Da möcht' ich meinen Degen
Im wilden Zorn zerbrechen,
Daß mir des Zufalls Würfel
So treulos sind gefallen.
Ich bin seit zwanzig Jahren
Ein Krieger nur im Frieden,
Doch Kämpfe und Gefahren
Waren mir nicht beschieden.

Der Aeltere.

O! Die Erinnrung glühet
Mir freudig noch im Herzen,
Wie eine Rose blühet
Sie aus dem Dorn der Schmerzen,
Die mir der Frieden schlug.
Auch kriegten wir ja damals
Nicht Deutsche gegen Deutsche.
Das waren schlimme Zeiten,
Als in den deutschen Landen
Wir Brüder gegen Brüder
Auf blut'gem Felde standen.
Als noch des Kaisers Adler
War riesig ausgebreitet,
Und schwindelnd sinnbetörend
Uns in den Kampf geleitet.
Dämonisch riß uns weiter
Der große Schlachtenmeister,
Ihm folgten Roß und Reiter,
Als hätten Heldengeister,
Aus Deutschlands großen Tagen,
Die Schlacht für ihn geschlagen.

Digitized by Google

Der Jüngere.

Es möge uns das Schicksal
Vor solchem Fluch bewahren,
Daß nochmals gegen Beider
Wie führen unsre Schaaren,
Und lieber will den Frieden,
Den last'ge, ich ertragen,
Als daß wie Deutsche wieder
Uns gegen Deutsche schlagen.

Der Aeltere.

Ihr habt mir aus der Seele,
Heer Kamerad, gesprochen,
Und nimmer sey der Frieden
Im deutschen Bund gebrochen.
Doch wollen wir den Meister
Der Schlachten doch verehren,
Der einstmals uns ertheilte
Gewalt'ge, blut'ge Lehren,
Daß wie mit eigenen Waffen
Die kühnen Franken schlagen,
Wenn sie sich übermüthig
In unsre Gauen wagen.
Wir tränkten in der Seine
Schon einmal unsre Rosse.
Es lebt aus jenen Zeiten
Manch wackrer Kampfgenosse.
Mein altes Herz erglühet,
Wied jung beim Waffenglanze,
Und freudig möcht' ich ziehen
Nochmals zum Schlachtentanze,
Dann soll, was muß, geschehen:
Daß wie bei unsern Ahnen
Hoch über feenden Fahnen
Die stolzen deutschen Faeben
Im Siegesglanze wehen.

Beide.

Es lebe hoch für immer
Die Einigkeit von Deutschland.

Alexander Graf v. Württemberg.

Briefe aus Syrien.

V.

(S. Nr. 208.)

Der Aufbruch der Truppen, denen wir uns anschließen wollten, war auf vier Uhr bestimmt und der Sammelplatz das Dorf El Arisch. Es war noch Nacht, als wir unsere Zelte abbrachen und uns anschickten, den Lageeplatz der Reiterei zu verlassen. Vom Meere her pfiff ein schaeser Wind, gegen den ich mich nur durch meine dicke wollene Decke schützte, in welche ich mich wickelte, während ich, auf einem alten Sacke sitzend, dem Beladen der Kameele zusah. Mir war es dieses Morgen vorgekommen, als sepen unsere Kameele nicht mehr alle beisammen; sonst lagen, wie schon gesagt, diese Thiere rings um unser Zelt, heute aber umgaben sie nur einen Theil desselben und ließen gegen El Aeisch zu eine Lücke. Vielleicht daß unsere Kameeltreiber heute Morgen noch einige zum Trinken geführt hatten; doch wae dieß unwahrscheinlich, da sie es früher nie getban. Ich theilte meine Besorgniß dem Kapitän E. mit; dieser übersah mit einem Blick die Kameele, schnallte darauf mit stillem Lächeln einen Riemen von seinem Sattel los, den er zu einem gewissen Zweck dort verwahrte, und entfernte sich. Nicht lange, so hörte ich die Stimme des Kapitäns mit einigen Sekter Besewenh's, was etwa so viel heißen will, als: „Geh zum Teufel, Schuft!" eigentlich aber unübersetzbar ist. Auch vernahm ich einen klatschenden Laut, wie wenn sein Riemen mit irgend einem andern Leder in Berührung gekommen wäre.

Ich sprang auf und fand den Engländer beschäftigt, mit seinem unerschütterlichen Gleichmuth einen unserer Kameeltreiber, es war Herr Akabut, zu peitschen, wobei er immer rief: „Die Kameele, die Kameele!" Der Araber, ein ungemein starkee Mensch mit Muskeln wie von Stahl, der den Engländer zermalmt hätte, wand sich schreiend unter den Streichen und überschüttete ihn mit einer Flnth uns unverständlicher Worte. Auf unser Befragen stellte es sich heraus, daß wirklich drei Kameele fehlten, und geade zwei des Engländers. Er hatte den Kameeltreiber daenach gefragt, und da dieser zur Antwort gegeben, sie werden wahrscheinlich gestohlen seyn oder sich verlaufen haben, so hatte er in der angegebenen Weise seinen Riemen gebeaucht. Der Kameeltreiber mochte noch so oft betheuern, er wisse nichts von den Kameelen, die Hand des Kapitäns ruhte nicht, und wenn sich einer der andern Araber darein mischen wollte, so bekam dieser ebenfalls sein Theil zugemessen. Da wir wußten, daß der Kapitän schon manche Reise der Aet gemacht, und er sich in allen Sachen sehr praktisch zeigte, so ließen wir ihn gewähren; denn wenn die Kameele wirklich gestohlen waren, so saßen wir in der allermangenehmsten Klemme, indem es wohl nur durch die allergrößten Geldopfer gelungen wäre, vom Trosse andere zu bekommen.

Der Lärm des eben geschilderten Trauerspiels hatte unterdessen die nächsten Soldaten herbeigezogen, diese wiedee andere, und so waren wir bald von einem geoßen Keeise umgeben. Auch unser Bekannter, der dicke Odeist,

Digitized by Google

durch den Lärm aus seiner Nachtruhe gestört, trat aus dem Zelt, und kaum hatte er gehört, um was es sich handle, so nahm er sein kurzes Pfeifenrohr, das ihn nie verließ, und fing an, den zweiten unserer Kameeltreiber, den Herrn Mahmud, durchzuhauen. Dieser war aber nicht so standhaft wie sein Kamerad; denn kaum hatte er einige Streiche empfangen, so fiel er auf seine Knie und rief, er wolle die Kameele wieder herbeischaffen, und nach Verlauf einer guten Viertelstunde brachten sie die Thiere wirklich herbei. Die Hallunken, in El Arisch zu Hause, hatten während der Nacht die drei Kameele dahin geführt und glaubten, unter dem Vorwand, sie seyen gestohlen, von uns Geld zum Ankauf anderer zu erpressen. Doch Dank dem Riemen des Kapitäns! wir erhielten sie wieder. Wir hatten aber durch das Intermezzo eine halbe Stunde verloren und mußten uns jetzt beeilen, um zur rechten Zeit nach El Arisch zu kommen. Dort standen schon die meisten Züge geordnet und erwarteten das Signal zum Aufbruch.

Noch war es ziemlich dunkel und kalt. Vor uns im Osten begann sich der Himmel etwas aufzuklären und ließ uns kaum erkennen, daß das Terrain vor uns aus lauter Sandhügeln bestand. Wir gingen einem großartigen Schauspiel entgegen, der eigentlichen Wüste, und die Nacht, als Vorhang, der sich langsam hob, ließ uns nicht plötzlich in jene einförmige Dekoration schauen. Nach und nach röthete sich der Himmel, und als wir die Hügel erstiegen hatten, die hinter El Arisch liegen, warf die Sonne ihren ersten Strahl über das Sandmeer, auf demselben einen glänzenden Streifen bildend, wie auf der See. Alles vor uns öde und still, kein Baum und kein Strauch, nicht die geringste Unterbrechung in der weißlich gelben Fläche, auf der ein feiner, staubartiger Sand lag, vom Nachtwind zu kleinen Wellen gekräuselt; kein betretener Pfad, der uns anzeigte, daß vor einigen Tagen eine große Menschenmasse denselben Weg genommen war und gewiß für den Augenblick tiefe Spuren hinterlassen hatte. Der Wind weht jeden Fußtritt zu; hier ist der Mensch gar nichts mehr; die ungebändigte Natur läßt sich von ihm kein Merkzeichen aufdrücken.

Schon vor Aufgang der Sonne hatte uns der Wind einen unangenehmen süßlichen Geruch entgegen getragen, der sich verstärkte, wie wir über El Arisch hinaus kamen, und wie die aufgehende Sonne Alles hell um uns beleuchtete, sahen wir mit Entsetzen, woher der unheimliche Duft rührete: die Leichen der Menschen und Thiere, die von den frühern Kolonnen zurückgeblieben waren, verpesteten rings die Luft. Der erste Todte, den ich sah und vor dem ich mich sehr entsetzte, war ein Neger, der mit zusammengezogenen Gliedmaßen im Wege lag. Doch bald gewöhnten wir uns an diesen Anblick; denn ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß wir von El Arisch an die drei folgenden Tage hindurch alle vierzig bis sechzig Schritte die Leiche eines Menschen oder eines Thieres fanden, oft sogar von solchen, die am Morgen mit uns ausgegangen. Ich habe nie eine gräßlichere Gleichgültigkeit gegen den Tod gesehen, als bei diesem Volk. Waren sie durch Wunden oder Ermattung genöthigt, zurückzubleiben und verloren die Caravane aus dem Gesicht, so ergaben sie sich in ihr Schicksal, legten sich ruhig hin, mit dem Gesicht nach der Seite, wo sie glaubten, daß Mekka liege, wickelten sich in ihren Mantel und erwarteten so den Tod, der dann, aber meist erst nach qualvollen Stunden, in Gestalt des Hungers, der Hitze oder des Erstickens durch den Sand, ihren Leiden ein Ende machte. Was in unsern Kräften stand, dergleichen fürchterliche Scenen zu verhüten, haben wir redlich gethan und nicht immer Dank dafür geerntet. Nicht selten entgegnete uns der Unglückliche, den wir durch Brod und Wasser gestärkt hatten: „Warum hast du das an mir gethan? Ich hatte mich in mein Schicksal ergeben, und morgen werde ich alle Qualen von Neuem durchmachen müssen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Theater.

Der Sommer geht zu Ende, und bereits denkt man auch an die Wintervergnügungen, besonders an die Schauspiele, welche zwar das ganze Jahr hindurch im Gange sind, aber doch gegen den Winter gehörer Thätigkeit entwickeln. Die Rachel hat so eben ihre Gastdarstellungen zu Bordeaux beendigt und wird wahrscheinlich erst gegen Ende dieses Monats hier wieder auftreten. Seitdem die Engländer sie mit wahrem Enthusiasmus empfangen haben, ist der Neid ihrer Nebenbuhlerinnen und Feinde verstummt; aber wenn sie wieder auftritt, kann man sicher seyn, daß auch der Tadel sich von neuem hören läßt. — Das Odeonstheater soll wieder eröffnet werden und gleich dem Théâtre français Lust-, Schau- und Trauerspiele geben. Da die dramatischen Dichter sich so oft über die Theaterdirektionen beschwert haben, so hat der Minister des Innern diesmal die Direktion einem dieser Dichter, d'Epagny, übergeben, welcher sich nun durch eigene Praxis wird überzeugen können, ob die Theaterdirektionen Recht oder Unrecht haben, wenn sie den Ansprüchen der Dichter nicht immer nachgeben. Da das Odeonstheater zu dem daneben liegenden Luxemburger Palaste gehört, in welchem bekanntlich die Pairs ihre Sitzungen halten, so darf die neue Direktion hoffen, von den Pairs das Schauspielhaus unentgeltlich zu bekommen; vielleicht wird dem Theater in der Folge auch eine Gehaltserhöhung von den Kammern bewilligt. Sein fämtliches Heil wird großentheils vom Anfang seiner Wirksamkeit abhängen. An Schauspielern und Stücken hat es keinen Mangel; sie melden sich zu Dutzenden. Etwa 50 Schauspieler und Schauspielerinnen stehen schon bereit, auf der neuen Bühne zu debütiren; einige kommen aus der

Digitized by Google

Provinz, andere haben schon auf Pariser Bühnen gespielt und sind die Trümmer umhergegangener Banden; noch andere wollen zum erstenmale auftreten und sind dem Publikum und dem Direktor gänzlich unbekannt. Aehnlich verhält es sich mit den sich meldenden Theaterdichtern; manche haben schon mehr oder minder glückliche Proben ihres Talentes abgelegt, wogegen andere hier zum erstenmale sich als Theaterdichter zeigen wollen. Man so eitig als Schauspieler und Dichter melden sich bei der neuen Direktion die Kapitalisten, deren Hülfe zwar nicht so ästhetisch, aber nicht minder nöthig ist. Das Odeon liegt bekanntlich ziemlich weit ab von den Glanzpunkten der Stadt. Die Pariser scheuen nun zwar den Weg eben nicht, nur müssen sie sicher seyn, daß am Ende das Vergnügen ihrer harrt, und das einige hundert Menschen es machen wie sie. Ein des Theater ist ein Scheuel für die Pariser, und bleibt einmal die Menge aus, so geht bald kein Mensch mehr hin. — In diesem Sommer wurden die Bereitervorstellungen im neuen Cirkus der Champs élysées gebalten; das Gebäude ist mit Geschmack verziert, groß und bequem für die Zuschauer. Seltsam es bereiter gibt, sind ihre Künste ungefähr dieselben geblieben; aber auch das Vergnügen, das sie der zuschauenden Menge gewähren, bleibt dasselbe. Der possierliche Auriol beluftigt sie durch seine Purzelbäume, und das wohlerzogene Pferdchen, das mit seinem Herrn zu Tische sitzt, eine Serviette vor hat und seinem Herrn das Essen vor der Schnauze wegnimmt, ist etwas, woran sich das Volk nicht satt sehen kann. Eine von acht Pferden mit Rittern und Damen recht zierlich getanzte Quadrille pflegt den Beschluß der Vorstellung zu machen und den Vorstegenuß aufs höchste zu steigern. Im Winter tehren die Bereiter zu ihrem Cirtus in der Tempelvorstadt zurück und geben hier als Hauptstücke große mimische Darstellungen, die aber zuweilen nicht so amüsieren, als ihre halsbrechenden Künste und die Proben der Gelehrigkeit ihrer Pferde.

(Fortsetzung folgt.)

Rom, September.

(Schluß.)

D'Aregglios Roman. — Das Gebirge von Pistoja. — Gavinana.

Für den, welcher keine vorherige Kenntniß florentinischer Geschichte mitbringt, wird manches bald klar, anderes wenig interessant seyn, und dadurch, daß die vielen, theilweise mächtigen Gestalten, die in den Annalen jener Epoche auftreten, zum Theil gar nicht in den Bereich der Erzählung gezogen sind, zum Theil nur incidenzweise und als Nebenfiguren, geht von dem Reichen und Großartigen, welches der Stoff in so seltenem Maße hat, unendlich viel verloren. Rosini und der Verfasser des Assedio haben in dem Aufbringen dieser Scenen bringen historischer Charaktere zu viel gethan, d'Aregglio thut zu wenig. Hierin scheint mir der größte Mangel des Werkes zu liegen. Was aber an demselben vor allem zu loben, ist die Gesinnung, die aus dem Ganzen spricht und des Verfassers des Ettore Fieramosca würdig ist, die warme Theilnahme an dem tragischen Schicksale der glorreichen Stadt und nicht minder die sittliche Reinheit der Intention wie der Schilderungen. So ist denn die nicht große Zahl guter historischer Romane jedenfalls durch diesen Niccolo de Lapi vermehrt worden.

Der letzte Kampf, den die florentinische Republik gegen die sie bedrängende Uebermacht des kaiserlich päpstlichen Heeres bestand, wurde in den Gebirgen von Pistoja entschieden. Früher schon erwähnte ich einmal in diesen Blättern dieser reizenden Gegenden. Wer von den Apenninen nichts anders kennt, als die Straße zwischen Bologna und Florenz, oder den Paß von Radicofani (und dieß ist der Fall bei 99 von 100 Reisenden, die Italien gesehen zu haben behaupten), klimt über die Oede und Einförmigkeit des Gebirges. Er würde Recht haben, wäre es überall so. Aber er gehe in die rechtseitigen Berge, namentlich die der Sabina; er gehe nach Vallombrosa, nach Camaldoli, nach Alverna und weiter in's obere Tibertbal und in das des Metauro nach Urbino zu; er besuche die Gegend von Pistoja und das Lucchesische bis zur Modeneser Grenze, und er wird die herrlichsten Waldungen finden, an deren Dasein er kaum mehr geglaubt, Tannen, Buchen, Eichen, Kastanien, Nußbäume, die an Form wechselndsten Strauchtäler, üppige Weideplätze und grüne Schluchten, dabei gewerbthätige Oertchen und ein, wenn nicht reiches, doch arbeitsames und tüchtiges Volk. Gavinana, der letzte Schauplatz des Kriegsdrangsals der Florentiner, liegt in jenem obengenannten Gebirge. Die Straße, die nach Modena führt, durchschneidet das hochgelegene, wasserreiche Thal, in dem, beinahe rings von Bergen umgeben, man San Marcello findet, ein hübsches Oertchen, welchem große Papierfabriken und Eisenhämmer Leben und Nahrung geben. An einem Hause dem Pistojaer Thore sagt eine Inschrift, ein Chronostichon in schlechten lateinischen Versen, daß Francesco Ferruccio, der florentinische Feldherr, welcher von Pisa mit seinen Truppen zum Entsatz der belagerten Stadt herangog, dort Kriegsrath hielt, und in der Nähe zeigte man mir das Feld, auf welchem die Seinigen gehalten, und das noch Campo di Ferro heißt. Ein Fettweg führt durch die Kastanienwaldung nach dem eine halbe Stunde entfernten Gavinana, welches, von der Straße ab, in der Hälfte des Abhanges des Berges von den Bäumen fast versteckt wird. Es war ein rauhichter Morgen, an welchem ich, im September v. J., von S. Marcello aus dahin ritt; eine feine Sonnenblicke zitterten durch das frische Grün, während graue Wolken tief an den Bergen gegenüber lagerten. Aber die man in das Thal von Pescia und nach Lucca hinabsteigt. Gavinana ist ein armes kleines Oertchen; selten besucht es ein Reisender, wenn nicht angelockt durch die Erinnerung an den denkwürdigen Kampf, der hier entschieden ward. Von der einen Seite kamen die Florentiner, von der andern der Prinz von Orange, Oberbefehlshaber des Belagerungsheeres, welcher jenen entgegengerückt war. Mehrmals wurde der Ort genommen und verloren; endlich erlagen die Florentiner der großen Uebermacht. Der Prinz fiel, wie es heißt durch Meuchelmord; Ferruccio wurde, schwer verwundet, gefangen und entwaffnet und von einem kaiserlichen Hauptmann mit dem Degen durchbohrt. Des Ersteren Leiche brachte man in eine noch vorhandene kleine Kapelle, dann nach Pistoja, endlich nach Frankreich, seiner Heimath; Ferruccio's Reste wurden neben der Kirche eingescharrt, die, wie sie jetzt ist, wenigstens zum Theil jener Zeit angehört. Kein Stein bezeichnete den Ort, den man nicht mehr genau angeben kann. Nur im Munde des Volkes, das dem fremden Besucher gerne erzählt von jenen Vorgängen und willig die Scene erklärtert, lebt die Erinnerung an den gefallenen Helden. Vor Kurzem endlich hat, wie ich vernehme, der Verfasser des Niccolo de Lapi, welcher jene Gegenden wiederholt besuchte, und mit seinem kunstreichen Pinsel gleich schön darzustellen wußte wie mit seiner Feder, eine Marmortafel aufstellen lassen, welche den dritten August des Jahres 1530 in's Gedächtniß zurückruft.

Verlag der J. G Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 27. September 1841.

Macti ingenio este, cœli interpretes, rerumque naturæ capaces.
Plinius.

Die neuesten Forschungen und Entdeckungen in der Planetographie.

Von Dr. Nürnberger.

Mars.

Das ganz besondere Interesse, womit ich im Folgenden die neuesten Forschungen und Entdeckungen in Betreff der physischen Beschaffenheit der übrigen Weltkörper unseres Sonnensystems zusammengestellt habe, ist zunächst erregt worden durch eine Aeußerung unseres eben so besonnenen, als doch auch eines schönen Enthusiasmus fähigen Himmelsbeobachters Mädler. Dieser, alles Zutrauen verdienende Gelehrte spricht sich, gestützt auf lange, emsige Beobachtungen des Planeten Mars, jetzt dahin aus: „daß es wenigstens bei diesem Weltkörper gelungen sey, eine in allen ihren Einzelheiten befriedigende Deutung der beobachteten physischen Erscheinungen aufzustellen, und daß Mars demzufolge als ein, auch in diesen physischen Beziehungen unserer Erde sehr ähnlicher Weltkörper, gleichsam als ein allgemeines Bild derselben, wie sie aus großen Fernen (z. B. der doppelten des Mondes, mit freiem Auge gesehen) am Firmament erscheinen würde, betrachtet werden dürfe."

Diejenigen Leser, welche dem eigentlichen Sinne meiner öfter vorgetragenen astronomischen Ansichten Theilnahme geschenkt haben, werden den ganzen Werth dieses Resultats sorgfältiger Beobachtungen für mich begreifen: ich benachtige mich seiner für die Conjecturalastronomie; und da ich es in so vortrefflicher Uebereinstimmung mit den Schlüssen finde, zu welchen ich mich früher auf ihrem Gebiete erhoben habe, so schreite ich, am Stabe dieser schönen Bestätigung, dreister auf demselben fort. Eben deßwegen mache ich aber auch mit Mars, diesem unserer Erde so ähnlichen und in andern Beziehungen von ihr doch gewiß auch wieder so sehr verschiedenen Weltkörper, den Anfang meiner dießmaligen Mittheilungen über die neuesten Forschungen und Entdeckungen in der Planetographie.

Die jüngsten Oppositionen des Mars, als die Stellungen, in welchen er uns am nächsten kommt und sich also zu unserer Beobachtung am meisten eignet, haben am 17ten April dieses Jahrs, am 11ten März 1839, 5ten Februar 37, 2ten Januar 35, 20sten November 32, und 19ten September 30 stattgefunden, und sind von Mädler sämmtlich so viel benützt worden, als es die Umstände irgend gestatteten. Die günstigste unter denselben war die Opposition im September 1830, bei welcher dieser Planet der Erde bis auf noch nicht volle acht Millionen Meilen nahe gekommen ist und einen Durchmesser von

Digitized by Google

23 Sekunden erreicht hat. Mars kann ſich nämlich nur bei dieſen, durchſchnittlich nach 26 Monaten eintretenden Oppoſitionen für uns unter einem Durchmeſſer zeigen, welcher phyſiſche Beobachtungen ſeiner Oberfläche erlaubt; doch ſelbſt in dieſen Fällen iſt ſeine Entfernung meiſt noch ſehr beträchtlich, und erſt nach etwa fünfzehn Jahren kommt er der Erde bis auf die mindeſt mögliche Entfernung von 7⅞ Millionen Meilen nahe, und erhält dann neuerdings einen ſcheinbaren Durchmeſſer von 23.5 Sekunden. Dieß wird wieder der Fall bei der Oppoſition vom 17ten Auguſt 1845 werden; bei der nächſten Oppoſition (5ten Juni 1843) ſteht er noch um 10¼ Millionen Meilen von uns ab, und ſein Durchmeſſer hält nur achtzehn Sekunden.

Um ſich dieß Alles recht zu verſinnlichen, braucht man nur daran zu denken, daß die Bahn des Mars um die Sonne die Erdbahn zunächſt einſchließt, zugleich aber ſehr excentriſch iſt; ſteht Mars alſo für uns hinter der Sonne, ſo iſt er um den ganzen Durchmeſſer der Erdbahn (beiläufig vierzig Millionen Meilen) entfernter von uns, als in den Oppoſitionen, wo ſich die Erde vielmehr zwiſchen ihm und der Sonne befindet, und wo er uns alſo nur der ſtarken, faſt drei Millionen Meilen betragenden Excentricität wegen etwas näher kommen oder etwas weiter von uns wegbleiben kann. Mit vielen genaueren Zahlenangaben hierüber möchte ich die Leſer nicht gern ermüden, da die Verſtändlichkeit des Vortrages dadurch doch nicht gewänne und die angeführten Data für dieſelbe hinreichen. Im Allgemeinen muß ich nur noch in's Gedächtniß zurückrufen, daß Mars viel kleiner iſt als die Erde. Die Oberfläche der letzteren enthält bekanntlich gegen zehn Millionen Quadratmeilen, die Oberfläche des Mars dagegen kaum drei Millionen.

Ein Mond ſcheint dieſem Planeten zu fehlen, oder derſelbe müßte denn von einer Kleinheit ſeyn, wie kein anderer Weltkörper, ſo daß er ſich in der Oppoſition des Mars der äußerſt ſorgfaltigen Beobachtung unſeres Mädler doch hätte entziehen können. Ferner muß ich, des Folgenden wegen, auch noch daran erinnern, daß das Jahr des Mars (und folglich jede ſeiner Jahreszeiten, namentlich der Winter) faſt doppelt ſo lang iſt als das Erdenjahr, nämlich ein Jahr 10½ unſerer Monate. Zugleich wird der Gegenſatz der Marsjahreszeiten durch die auf dieſem Planeten ſtattfindende größere Schiefe der Ekliptik noch energiſcher. Auf der Erde beträgt dieſelbe bekanntlich 23½ Grad, d. h. die Wendekreiſe ſtehen nördlich und ſüdlich um ſo viel vom Aequator ab, die heiße Zone faßt alſo (das Doppelte) 47 Grad, jede der Polarzonen 23½ und jede der gemäßigten 43 Grad des Meridians; auf dem Mars dagegen entfernt ſich die Sonne an den Solſtitialtagen nördlich und ſüdlich faſt 29 Grad vom Aequator; die heiße Zone gewinnt daher eine Ausdehnung von 58 Graden, jede der kalten von 29 Graden, und für jede der gemäßigten Zonen bleiben nur 32 Grad, alſo für ſie zuſammen 22 Grad weniger als auf der Erde.

In der Oppoſition glänzt Mars ziemlich ſtark in einem rothen Lichte, das mit dem unbewaffneten Auge ſogar noch beſtimmter als mit dem Fernrohre wahrgenommen wird und wohl ſchon den meiſten Leſern ſelbſt aufgefallen ſeyn mag. Die einzelnen Theile aber zeigten, nach den neueſten, von Mädler bekannt gemachten Beobachtungen,* zuweilen eine noch intenſivere Färbung, „welche am treffendſten mit einem reinen Abendrothe unſerer Erde verglichen werden könnte.“ Ich komme unten auch hierauf zurück. Außerdem gewahrt man mit guten Fernröhren auch ſonſt noch Flecken verſchiedener Art auf der Marsoberfläche, die einen conſtanten Charakter haben und alſo zur Beſtimmung der Rotationsperiode, deren genaueſte Ermittlung Mädlers dießmalige erſte Sorge war, dienen können.

(Fortſetzung folgt.)

* In den ſo eben erſcheinenden „Beiträgen zur phyſiſchen Kenntniß der himmliſchen Körper im Sonnenſyſteme.“ Von Wilhelm Beer und Dr. Mädler, gr. 4. S. 125.

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Der Tartar Galſi hatte am Morgen Rath gehalten und alle Reiter gebeten, die Karavane, die ſich noch immer über eine Stunde ausdehnte, ſo oft als möglich zu durchkreuzen und Alles, was zurückblieb, anzutreiben. So hatte ich zuweilen mein Augenmerk auf die Frau gehabt, die drei beiden Kinder rechts und links in Körben an ihrem Eſel hängen hatte und ſelbſt den Rücken des Thiers einnahm. Ich hatte ihr dann und wann Orangen und Brod mitgetheilt, was ſie im Anfang gar nicht nehmen wollte, indem ſie, Gott weiß, welche Abſicht darunter erblickte. Im Verlauf des heutigen Tages hatte ich ſie einigemal, aber in den letzten Reihen bemerkt, und der unſichere, langſame Schritt des armen Eſels, wie das bleiche, krankhafte Anſehen der Kinder, weiſſagte mir nichts Gutes. Das Weib ging bente zu Fuß neben der und theilte den beiden Kindern dann und wann eine Feige mit, nach welcher ſie aber in allen Ecken ihrer Kleider herumſuchen mußte.

Wäre dieſes Jammerbild das einzige im Zug geweſen, ſo hatte man öfter nach den Armen ſehen können;

Digitized by Google

indessen fing schon heute das Elend an ausschweifend zu werden. Es war schon der fünfte Tag des Marsches, so daß die nicht sehr große Provision des ärmern Volks fast ganz aufgezehrt war. Auch war das Wasser gestern sehr salzig und kraftlos gewesen und hatte sogar uns, die wir es doch mit Essig oder Kaffee vermischen konnten, in eine gewisse Adspannung versetzt, die erst heute bei der großen Hitze recht fühlbar wurde. Keine Hand breit Schatten war auf dem ganzen Weg und die Thiere versanken über einen halben Fuß tief im Sand. Wir theilten von unsern Vorräthen rechts und links so viel aus, als wir entbehren konnten; es war aber eigen, daß sie uns nie um etwas ansprachen; eine Pfeife Tabak war das einzige, wornach sie ihre Hände ausstreckten. Neben diesen Scenen des stillen Elends sah man auch welche von empörender Rohheit. Solche Ausbrüche unnatürlicher Wuth mochten freilich dem allgemeinen Elend zuzuschreiben seyn, das die Leute sowohl moralisch als physisch entkräftete. So ritt ich zuweilen an einem Kerl vorbei, der auf einem alten Pferde saß und eine Frau hinter sich hatte. Rauchte dieser Mensch, so war er ruhig, das heißt, er blickte nur mit seinem verzogenen, grimmigen Gesicht boshaft lächelnd die Frau an; hatte er aber die Pfeife nicht im Mund, so beschäftigte er sich damit, die Frau mit seinem Kantschuh so lange zu schlagen, bis sie herunter sprang, worauf er ihr aber sogleich wieder befahl, aufzusteigen.

Ein anderer Vorfall, der trotz seiner Schändlichkeit etwas Komisches hatte, war folgender. Ein Infanterist besaß einen Mauleisel, der in Folge des mehrtägigen Fastens in ziemlich erbärmlicher Verfassung war, und auf welchem das Weib des Soldaten ritt. Das Thier konnte sich mit seiner Last kaum mehr fortbewegen, weßhalb der Egypter seine Gemahlin in ruhigem Tone ersuchte, abzusteigen und wenigstens ein paar Stunden zu Fuß zu gehen, weil, wenn das Thier, wie vorauszusehen, falle, sie den ganzen Weg marschiren müßte. Sie gab aber diesen vernünftigen Ermahnungen kein Gehör, sondern blieb ruhig sitzen. Jetzt nahm der Mann seinen Stock und versetzte ihr einen derben Hieb; sie aber sprang flugs zu Boden, fiel über ihren Herrn und Gebieter her und schlug ihn weidlich durch, ohne daß der Aermste im Stande war, sich ihrer zu erwehren. Als endlich ihr Müthchen gekühlt war und sie erschöpft zur Seite trat, sagte der Soldat ganz ruhig: „Sieh, du hast mich jetzt geprügelt, weil du weißt, daß ich seit einigen Tagen fast nichts gegessen und deßhalb keine Kraft habe; aber laß mich nach Kairo kommen, wo ich Reis und Brod genug bekomme, so will ich dir all diese Hiebe zehnfach wieder geben; das schwör' ich dir bei Allah und seinem Propheten!" Und wenn ihn nicht in der Wüste der Tod überrascht hat, so wird er, wie ich die Araber kenne, redlich sein Wort gehalten haben. Ich fürchte aber, er wird sich erst im Paradies an ihr rächen können; denn so oft ich mich auch in dem folgenden Tag nach ihm umsah, ich habe ihn nicht wieder zu Gesicht bekommen.

Wie wir oft Hülfe bringend einschritten, so traten wir zuweilen auch als Rächer und Vergelter auf. Als der Baron und ich einmal etwas hinter dem Zug zurückblieben, hörten wir aus einem Gebüsch heftiges Zanken und Geschrei. Wir ritten hinzu und sahen, wie eben ein Negerjunge, der das Pferd einer alten, lahmen Frau führte, diese herunterwarf und im Begriff war, sich selbst aufzuschwingen. Wir verhalfen der Frau wieder zu ihrem Pferd, und ich konnte mich nicht enthalten, den Jungen derb abzuprügeln. — Neben der Gefahr, daß die Zurückbleibenden die Kolonne nicht wieder erreichen konnten und im Sand umkamen, waren es auch die Beduinen der Wüste, die, uns wie Raubthiere umschwärmend, jedem Nachzügler gefährlich wurden. Wo sich diese Menschen aufhalten, und wo sie für sich und ihre magern Pferde Unterdalt finden, ist mir unerklärlich. Rings konnten unsere Augen auf der Fläche und hinter den niedrigen Sandhügeln nichts entdecken; häufig aber sah man hinten am Zug plötzlich rechts und links Sand aufsliegen, hörte einige Schüsse fallen, ein wüthendes Geschrei, und wenige Augenblicke darauf waren die fadelbaften Reiter der Wüste so rasch wieder verschwunden, wie sie gekommen waren, hier einen Sack entführend, dort ein Pferd mitreißend, dessen Reiter sie herunter geschossen oder geworfen hatten. Ich werde den Anblick nie vergessen, wie sie auf den kleinen Pferden dahin flogen, den Säbel zwischen den Zähnen, und, im raschen Laufe sich rückwärts wendend, noch einmal aus dem langen Gewehr feuerten. Gar gern wären wir einmal mit ihnen in's Handgemenge gekommen. Davon war indessen keine Rede; so wie man die Pferde gegen sie wandte oder das Gewehr auf sie anlegte, stoben sie auseinander, wie Spreu vor dem Winde. Heute hatten wir aber doch einen kleinen Auftritt der Art.

Es mochte ungefähr drei Uhr seyn, als ich mich in der Mitte des Zugs befand und sah, daß die Reiter an der Spitze und auf den Seiten plötzlich in Bewegung kamen und einige zwanzig links in's Feld hineinjagten. Ich lenkte mein Thier ebenfalls dahin und galoppirte ihnen nach. Man hatte hinter einigen hohen Hügeln ein paar Beduinen gesehen, welche ein Kameel führten. Trotz allen Zeichen, womit man ihnen bedeutete, näher zu kommen, hatten sie versucht, sich auf der entgegengesetzten Seite davon zu machen, weßhalb unsere Reiter Jagd auf sie machten. Auch die Beduinen, welche ebenfalls beritten waren, säumten nicht, ließen das Kameel zurück, welches ihnen mit seinem langsamen Schritt auf der Flucht hinderlich war, und stoben davon. Unsere

Digitized by Google

Reiter, darunter auch ich, breiteten sich auf der Fläche aus; man versuchte, jenen den Paß abzuschneiden, und der erste, der ihnen nahe kam, war Baron T. Bald überholte er die Beduinen und hielt sie mit einer Schwenkung einen Augenblick auf, wodurch die nachfolgenden Reiter Zeit bekamen, sich über sie der zu werfen, sie von den Pferden zu reißen und zu binden. Das unterdeß eingefangene Kamel hatte man schon als eines von denen erkannt, die vor wenigen Tagen von den Beduinen geraubt worden. Die beiden Wüstenbanditen nahm man zwischen die Pferde und schleppte sie mit fort.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Jules Janin.

Seit einem Monate haben die Pariser Theater wohl mehrere neue Stücke, aber kein einziges bedeutendes gebracht. Die komische Oper gibt ziemlich häufig neue Opernetten, und gibt dadurch den jungen Tonsetzern Gelegenheit, sich zu produziren; diese Opernetten halten sich aber selten lange und verdrängen einander. Von Zeit zu Zeit nimmt die Direktion ihre Zuflucht zu einem ältern Stücke, und versucht es, dasselbe aufzufrischen. Die glänzende Zeit, wo Mehul, Cherubini, Boieldieu dieses Theater mit ihrer Musik beadelten, ist längst vorüber. Boieldieu hat einen Sohn hinterlassen, welcher in die Fußstapfen des Vaters treten möchte, und vor Kurzem eine Operette geliefert hat; glücklich wäre er, wenn dieselbe nur den zehnten Theil des Erfolgs der Dame blanche seines Vaters gehabt hätte. Mehul hat keinen tonsetzenden Sohn hinterlassen, und der bejahrte Cherubini beschränkt sich auf die Direktion des Musikkonservatoriums; seine Opern werden nur noch selten gegeben. Während der Minoritäts, welche in der Dramatik herrscht, haben sich die Theaterkritiker mehrerer Pariser Journale auf Lustreisen begeben, und schreiben Berichte aus Bayreuth, oder aus Gebirgen der Dauphiné; nur Jules Janin, den das Journal La Presse den König der Theaterkritiker nennt, bleibt auf seinem Posten am Journal des Débats und kritisirt, in Ermangelung von Theaterstücken, Bücher, oder gibt Aufsätze über beliebige Stoffe. Oben erwähnte „Presse“ entwirft eine übertriebene, etwas persiflirende Charakterschilderung dieses Mannes, dessen Stellung einzig in der Pariser Journalistik ist. Nur Geoffroy hatte ehemals am Journal des Débats einen ähnlichen Einfluß und machte ähnliches Glück. Der Schilderung der Presse zufolge sollte man zweifeln, ob wirklich ein Jules Janin existirt, ob unter diesem Namen nicht mehrere zusammenarbeitende Journalisten und andere belletristische Schriftsteller begriffen werden, weil eine so ungeheure Menge von Notizen, Biographien, Kritiken, Journalaufsätzen u. s. w. Jules Janin unterzeichnet ist, und ein einzelner Mann so viele heterogene Dinge doch nicht wohl kann geschrieben haben. Steigt man die vier Stockwerke eines hohen, auf dem Doromplatze gelegenen und ausdehnig durch eine Reihe von Blumentöpfen kenntlichen Hauses hinauf, so gelangt man in ein viel bemeßtes Gemach, dessen kurzstämmiger Inhaber seinen dicken Bauch nachlässig in einem weiten Schlafrocke birgt, und auf die Frage, ob er Jules Janin sey? mit Ja antwortet. Dieser Mann theilt von seinem vierten Stockwerke herab Ruhm und Ehre den von ihm begünstigten Sterblichen aus; er ist mächtiger als ein König, denn er herrscht über die intellektuelle Welt und kann die Leute berühmt machen oder sie nach Belieben in Nichts versenken. Ihm huldigen Schriftsteller und Künstler; die sechsten Schauspielerinnen steigen die vier Stockwerke hinauf, um — nicht einen günstigen Blick, sondern einen günstigen Aufsatz zu erhalten. Die Künstler bringen ihm demüthig die Erstlinge ihres Genius dar, die Schriftsteller überreichen ihm ein schön eingebundenes Exemplar ihrer Werke. Der Tonkünstler schätzt sich glücklich, wenn er den Mann im Schlafrocke dazu bewegen kann, dem Konzerte, das er geben will, beizuwohnen, und die Schauspielerin geht nur dann zufrieden von dannen, wenn sie von ihm das Versprechen erhalten hat, er wolle gewiß, Zeuge ihrer Debüts zu seyn. Der Buchhändler sucht ergebenst die Ehre nach, den Namen Jules Janin unter einen rühmenden Prospektus oder unter eine empfehlende Einleitung eines literarischen Unternehmens setzen zu dürfen, und der Herausgeber einer Encyklopädie oder einer literarischen Sammlung triumphirt, wenn Jules Janin ihm erlaubt hat, seinen Namen auf die Liste der Mitarbeiter zu setzen. Die Mars hat sich nicht gescheut, die vier Stockwerke hinauf zu steigen, und George Sand hat damit angefangen, sich Jul. Janins Zustimmung und Unterstützung zu sichern. So schilbert die Presse das große Ansehen des Feuilletonisten des Journal des Débats, man muß von dieser Schilderung jedoch etwas abziehen. Wäre Jules Janin so mächtig, wie er hier ausgegeben wird, so würde er längst das Vaudeville zu Grunde gerichtet haben, gegen welches er beständig zu Felde zieht; er würde Scribe um allen literarischen Ruf gebracht haben, denn er hat sich beständig über ihn lustig gemacht; aber das Vaudeville herrscht noch wie vor auf mehreren Bühnen in Paris, und im ganzen Reiche wird eine unzählige Menge von Vaudevilles verbraucht. Scriben hat Jules Janin mit allen seinen Feuilletons so wenig geschadet, daß er der reichste aller Theaterreicher geworden ist, und seitdem Jules Janin ihn beraubezt, sogar auf einen Lehnstuhl der Académie française erhoben worden ist. Leute, welche ein Theaterstück, einen Schauspieler, ein Buch nach dem Feuilleton beurtheilen, mögen allerdings Jul. Janins Meinungen zu den ihren machen; dieß ist aber nicht die Mehrzahl, und die Menge der Journale und mithin der Theaterkritiken ist zu groß, als daß ein einziger Feuilletonist so starken Einfluß ausüben könnte. Bei alle dem gefällt der originelle Styl Jul. Janins sehr vielen Lesern, und seine Feuilletons machen nach wie vor ihr Glück. J. Janin ist ein Lebemann; reich zu werden, wie Scribe, dazu scheint er nicht bestimmt; thätig wie Scribe ist er aber, und wenn auch seine Arbeiten nur Feuilletons sind, so erfordern sie doch Zeit und Nachdenken, und man muß bei ihm eine außerordentliche Fertigkeit im Skizziren voraussetzen, um zu begreifen, wie er so viel Verschiedenartiges verbreiten kann. Zwar hat man vermuthet, er, so gut wie Scribe, unterzeichne zuweilen Arbeiten, welche nicht von ihm, sondern von jungen Schriftstellern herrühren, welche sich die Manier des originellen Kopfes angeeignet haben. Es kann seyn, daß Janin und Scribe sich zuweilen helfen lassen, aber diese Hülfe gleicht doch wohl der junger Maler, welche im Gemälde eines großen Meisters eine Hand, einen Fuß, einen Tisch zu malen bekommen, wenn sie in dergleichen geübt sind.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 28. September 1841.

— Wilder immer,
Furchtbarer wird die Hitze angefacht;
Die schlimmre Nacht nach einem schlimmen Tage
Bringt einen Tag voll immer größrer Plage.

Tasso.

Briefe aus Syrien.

(Fortsetzung.)

Unser heutiger Marsch war der stärkste, den wir bis jetzt gemacht. Schon war es vier Uhr und wir sollten noch eine starke Stunde von unserm Lagerplatz entfernt seyn. Die Caravane hatte sich gewaltig auseinander gezogen, und nachdem unsere Menschenjagd vorbei war, ließ der Tartar Gassi die Spitze halten, damit sich die Züge wieder sammeln könnten. Doch geschah dieß heute sehr langsam, und allen Thieren war große Ermüdung durch die Hitze und den tiefen Sand anzusehen. Bei diesen Wüstenreisen ist das noch die einzige Annehmlichkeit, daß der Sand, wenn nicht gerade der Samum oder der heiße Wind weht, keinen Staub gibt, was die Qual des Durstes vielfach vermehren müßte. Wir hielten an einem Hügel und sahen die Caravane langsam vorbeiziehen; ein jämmerlicher Anblick: lauter gebeugte, schwankende Gestalten, Thiere, die sich kaum auf den Beinen halten konnten, und wenn man bemerkte, wie viele der Kameele und Pferde seit gestern schon gefallen waren, mußte dieß mit Schreck für die folgenden Tage erfüllen. Gar manche, die gestern noch ritten und sich mit ihrem Gepäck geborgen glaubten, gingen heute im tiefen Sand, aufs Unsinnigste bepackt.

Es dauerte eine gute Stunde, ehe sich die ganze Caravane wieder gesammelt hatte. Da fiel mir plötzlich ein, daß ich die Frau mit dem kleinen Esel, von der ich oben sprach, nicht wieder gesehen habe; auch der Baron hatte sie vergebens unter den langsam Ankommenden gesucht. Wir ritten einigemal so rasch wie möglich in den Reihen herum; sie war aber nirgends zu finden, und so wandten wir unsere Thiere, um eine Strecke zurückzureiten; es konnte ja der Unglücklichen erst kürzlich etwas zugestoßen seyn — vor einer halben Stunde hatten wir sie noch gesehen — und so war es auch. Einige hundert Schritte hinter dem Zug fanden wir sie in einer schrecklichen Lage. Ihr Esel war gefallen und konnte sich nicht mehr aufrichten. Da hatte sie denn mit stiller Resignation ihre beiden Kinder aus den Körben genommen, ihnen die Schleier um die Köpfchen gewickelt und sie neben einander in den Sand gelegt. Sie selbst machte im Augenblick, wo wir ankamen, mit der größten Ruhe Anstalten, die uns darauf zu deuten schienen, daß auch sie sich darein ergeben habe, den glühenden Sand als ihr Todesbette zu betrachten. Sie hatte ihn etwas zusammengescharrt, um ihr Haupt darauf zu legen, und sich mit einem Tuch Mund und Nase fest verbunden. Anfangs gab sie unserem Zureden, sich zu erheben, nicht nach, bald aber ermunterte sie sich, als sie sah, mit welcher Begierde ihre beiden Kinder das Brod und die

Digitized by Google

Früchte verschlangen, welche wir ihnen gaben. Wir legten die beiden Körbe, nachdem sie die Kleinen wieder hineingesteckt hatte, auf das Pferd des Barons; sie selbst setzte sich auf meinen Esel, und wir trieben, mit gespannten Pistolen hinterhergehend und nach allen Seiten scharf spähend, die beiden Thiere zu raschem Schritte an. Schon hatten wir die Caravane beinahe wieder erreicht, als einige zwanzig Reiter uns entgegensprengten, die der umsichtige Tartar Gassi, der uns vermißt hatte, nach uns ausschickte. Wir stellten ihm die Geretteten vor, und aus Achtung für den Baron gab er eines der Kameele Ibrahim Paschas, auf welches die Familie geladen wurde. Sie hat auch, wie wir später hörten, Kairo glücklich erreicht.

Gegen sechs Uhr langten wir mit der Spitze auf unserm heutigen Lagerplatz an; ein kleines Thal ohne Baum und Strauch, ringsum, so weit das Auge reichte, nichts wie Sand, und über demselben der dunkelblaue Himmel. Schon früher schien dieser Platz zum Lager gedient zu haben, denn es lagen da noch mehrere gefallene Thiere, und die kleinen Anhöhen rings herum waren mit Leichen aller Art bedeckt, die man wahrscheinlich aus dem Lager dorthin geschleppt hatte. Auch fanden wir noch einige Stellen, wo Feuer gewesen war, und im Sand eine unangenehme Hinterlassenschaft unserer Vorgänger, eine ungeheure Masse kleiner Flöhe, die später hervorkamen und uns die Nacht über entsetzlich plagten. Ueberhaupt weiß ich mich keines unangenehmeren Lagerplatzes zu erinnern als des heutigen. Der Geruch der faulen Leichen rings herum, das Schreien der Schakals, wie es Abend wurde, die unendliche Oede in der ganzen Natur, das stille, passive Benehmen unserer Leidensgefährten, alles dieß beengte mir die Brust, und zum erstenmal stieg in mir der Gedanke recht lebendig auf, es müsse doch entsetzlich seyn, hier in dieser unendlichen Leere sein Grab zu finden, ein Grab, das nie ein Freundesherz besuchen, nie eine liebende Hand schmücken kann.

Wir schlugen unser Zelt neben dem des Tartar Gassi auf, und bald loderte vor demselben ein mächtiges Feuer, woran unsere Kochkünstler das Abendessen zubereiteten. Wir brachten nach dem Abendessen früher als gewöhnlich unsere Lagerstätte in Ordnung; denn uns Alle hatte der erste Tagmarsch in der eigentlichen Wüste an Geist und Körper gelähmt. Ich wickelte mich in meine Decke und versuchte zu schlafen, was mir sonst nach den ersten Minuten gelang. Nicht so heute; ich warf mich herum und konnte nicht zur Ruhe kommen. Von draußen hereln spielte durch unsere Zelthür der rothe Schein des Feuers, das einer der Kameeltreiber unterhielt, während die andern, unter ihre Pelze zusammengekauert, schliefen. Auch hatte mich nie so sehr wie heute das heisere Gebell der Schakals gestört, die um unser Lager ihre Abendmahlzeit hielten. Ich konnte nicht schlafen und nahm meinen Mantel und Säbel, so wie das Buch meines lieben Freiligrath, das ich stets im Nachtsacke mit mir führte, und trat vor's Zelt. Da lag das Lager ruhig vor mir und der mitleidige Schlaf hatte fast alle die armen Menschen mit seinem wohlthätigen Schleier bedeckt und sie hinweggeführt aus dieser Einöde in ihre Heimath, in das Delta, unter die frischen grünen Palmen am Nil. An den Feuern unter saßen einzelne Gestalten, das Gewehr auf den Knieen, und schauten stieren Auges in die Flammen. Doch nur gegen die Mitte des Lagers waren Feuer angemacht, an den äußern Enden, wo die Aermern ruhten, war es finster und still; da schien sich nichts zu regen, und noch weiter hinaus wurde es noch ruhiger, denn da fing das Reich der Todten an.

Dicht vor unserer Zelthür war eine Gruppe, bei der ich lange sinnend verweilte. Unsere Kameeltreiber hatten ihre Thiere um das große Feuer sich lagern lassen, und die guten Geschöpfe ruhten wiederkäuend im Kreise; ein eigener Anblick: die Flamme bestrahlte die Köpfe der Thiere und ihre großen glänzenden Augen, mit denen sie wie nachdenkend in das Feuer sahen. Zu ihren Vorderfüßen, deren einer, um sie zu fesseln, mit einem Strick in die Höhe gebunden wird, lagen ihre Herren, und der, welcher das Feuer zu unterhalten hatte, lehnte sich an den Hals seines Thiers. In größerem Kreis um unsere Zelte lagen die Reiter, die dem Zug folgten, egyptische Offiziere, Beduinen und Araber, mit dem Kopf auf dem Sattel, das Gewehr zur Seite, den Mantel über sich gezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Forschungen und Entdeckungen in der Planetographie.

(Fortsetzung.)

Dreht sich die Marskugel, wie wir dieß im Allgemeinen schon wissen, gleich der Erde und den übrigen Planeten, in der Richtung von Westen nach Osten um ihre Axe, so muß ein solcher constanter Fleck, welchen wir uns, zur Erleichterung der Vorstellung, als im Mittelpunkte der Scheibe, unter welcher Gestalt sich die Kugel aus so weiten Fernen zeigt, erscheinend denken wollen, jene Rotationsbewegung natürlich theilen und also, vom Mittelpunkte weg, dem einen Rande zurücken, dort verschwinden, seinen Weg auf der Rückseite der

Digitized by Google

Kugel fortstehen, nachher am entgegengesetzten Rande wieder hervortreten und endlich den Mittelpunkt wieder erreichen. Und die Zeit, binnen der dieß Alles erfolgt, muß, wenn dabei Rücksicht auf den kleinen Einfluß genommen wird, welchen die indeß zugleich stattfindende progressive Bewegung des Mars und der Erde in ihren respectiven Bahnen auf die Erscheinung ausübt, nothwendig der Zeit der Axendrehung (dem Sterntage) des Mars gleich seyn. Es verhält sich damit wie mit den Sonnenflecken und der Sonnenrotation, wovon ich die Leser vor einiger Zeit in diesen Blättern unterhalten habe.

Bei den hier in Rede stehenden Beobachtungen zeichnete sich nun ein kleiner, recht schwarzer und scharf begrenzter Fleck auf der Marsoberfläche und unsern des Aequators dieses Planeten als besonders geschickt zu der gewünschten Bestimmung aus, und es gelang dadurch, bei Anwendung des beschriebenen Verfahrens und mit Beziehung auf frühere Ermittlungen, die Rotationsperiode des Mars sehr genau auf 24 Stunden, 37 Minuten 21 (bis 23,7) Sekunden (irdischer mittlerer Sonnenzeit) festzustellen (Littrow gibt, nach Herschel, noch 24 St., 39 M., 32 S. an). Die also herausgebrachte Zeit ist, wie bemerkt, die Dauer eines Sterntages auf dem Mars, indem man, nach Vollendung einer ganzen Rotation, offenbar auch wieder den nämlichen Firstern im Meridian hat. Der, in Gemäßheit der gleichzeitigen Fortrückung des Planeten in seiner Bahn um die Sonne, davon etwas verschiedene (mittlere) Marssonnentag ist um zwei Minuten, zwölf Secunden länger, hält also 24 St., 39 M., 35,7 S. unserer Zeit, und da das Marsjahr 686 unserer Tage, 23 St., 30 M., 42 S. währt, so kommen auf ein solches 669⅓ Marssterntage (Rotationen) oder 668⅓ Marssonnentage (Zeiten von einem Marsmittage zum nächstfolgenden), dergestalt, daß, wenn nur nach vollen Marstagen gerechnet werden soll, jedes dritte Jahr auf diesem Planeten ein Schaltjahr von 669 dortigen Tagen wird.

Hievon kommen, da der Planet in der Sonnennähe eine schnellere, in der Sonnenferne dagegen eine langsamere Bewegung hat, der Sommer der Nordhalbkugel aber in die letztere fällt, von der Frühlingsnachtgleiche der Nordhalbkugel bis zum Sommersolstitium, 191 Tage (Frühling im Norden, Herbst im Süden), von da bis zur Herbstnachtgleiche (Sommer im Norden, Winter im Süden) 181 Tage (zusammen 372 Tage); von dieser bis zum Wintersolstitium 149⅓ Tage (Herbst im Norden, Frühling im Süden), und endlich bis zur Frühlingsnachtgleiche (Winter im N., Sommer im S.) 147 Tage (zusammen 296⅓. Ganze Summe 668⅓).

Wird der Frühling zum Sommer und der Herbst zum Winter gerechnet, so verhält sich demnach die Dauer des Sommers der Nordhalbkugel zu der der Südhalbkugel wie 19 zu 15; da derselbe aber, wie gesagt, in die Sonnenferne fällt, so verhält sich dagegen, nach Maßgabe der oben angegebenen Excentricität, die Intensität des Sonnenlichtes im nördlichen Sommer zu der im südlichen wie 20 zu 29; und das Resultat der Vereinigung beider Verhältnisse ist also, wie man sogleich übersieht, für die Nordhalbkugel ein längerer, gemäßigterer Sommer, und kürzerer, milderer Winter; für die Südhalbkugel aber ein kürzerer, heißerer Sommer, und ein längerer, strengerer Winter.* Wir werden den höchst merkwürdigen, augenscheinlichen, ganz unverkennbaren Einfluß hievon sogleich näher kennen lernen.

Außer mehrfachen schwarzen und grauen konstanten Flecken nämlich, welche die Oberfläche des Mars zeigt, und von denen wir eben einen zur Bestimmung der Rotationsperiode mit so vielem Glück benützt gesehen haben, bietet dieser Planet noch ein anderes Phänomen dar, welches zu den merkwürdigsten in unserem ganzen Systeme gehört, und von Mädler jetzt eben wieder einer höchst genauen Beobachtung unterworfen worden ist: ich meine die weißen Flecke an seinen Polen, die, im Allgemeinen schon längst bekannt, was das Detail der Erscheinung betrifft, erst neuerdings vollkommen genau bezeichnet worden sind. Diese Flecke zeigen sich, so oft und wie sie der Lage der Marskugel gegen die Erde nach beobachtet werden können, stets als eine im reinsten Weiß glänzende Bedeckung beider Marspolarzonen, und diese ihre Farbe kontrastirt auf das grellste mit der Farbe der übrigen Theile der Marskugel. Schon Maraldi (Zögling des bekannten französischen Astronomen Cassini d. ä.) beobachtete im Jahr 1704 und genauer 1719 einen solchen Polarfleck, und Herschel (der Vater) hat den hellen Fleck am Südpole in den Jahren 1777, 1781, besonders aber vom Mai bis November 1783, wo derselbe der für diesen Pol eintretenden Polarnacht wegen aushörte, von

* Auf der Erde findet aus demselben Grunde Aehnliches statt: der astronomische Frühling und Sommer der nördlichen Halbkugel dauert auch acht Tage länger, als der der südlichen. Allein die Geringfügigkeit der Excentricität der Erdbahn läßt diesen astronomischen Einfluß nicht so merklich werden. Die größere Strenge des Winters auf der irdischen Südhalbkugel muß vielmehr auf physische Gründe geschoben werden. — Höchst merkwürdig bleibt aber immer die Wiederholung dieses Gegensatzes zwischen Nord und Süd, welcher sich auch durch andere Umstände offenbart. So finden wir z. B. auf allen Planeten, welche eine solche Beobachtung noch zulassen, die meisten und höchsten Gebirge in der südlichen Hemisphäre. Littrow macht dazu die Bemerkung, „daß Nord und Süd vielleicht nicht blos eine mathematische Unterscheidung sey, sondern daß damit wohl auch eine besondere, durch unser ganzes System wirkende Kraft in Verbindung stehe.“ — Ich habe dieß schon öfter hervorgehoben.

Digitized by Google

der Sonne beschienen zu werden, sehr gut wahrgenommen und seine Mitte mit dem Pole selbst genau genug zusammenfallend gefunden. Für die nördliche Marshalbkugel ist die Coincidenz der Mitte des Flecks mit dem Punkte des Pols durch die frühern Beobachtungen nicht so gut constatirt, ein Punkt, der unten ebenfalls noch in weitern Betracht genommen werden soll. In neueren Zeiten haben der französische Astronom Flaugergues und unser Lilienthaler Schröter, nach ihnen aber namentlich Gruithuisen, dieselbe Beobachtung häufig wiederholt und, im Ganzen genommen, wenigstens das Allgemeine der Erscheinung immer als dasselbe erkannt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Schluß.)

Noth der Finanzverwaltung.

In der hiesigen Journalwelt war neulich großer Rumor; es handelte sich aber nur vom Stempel der Journale. Es hat indessen eine merkwürdige Bewandtniß mit dieser Sache, welche überhaupt die Stempel künftig einer großen Gefahr aussetzt. Bisher war die Stempeleinnahme eine der leichtesten und angenehmsten für den Finanzminister; die königliche Verwaltung drückte ihre runden Zeichen auf weißes Papier, und ließ sich dafür nach Maßgabe der Wichtigkeit der Dinge, welche auf das Papier geschrieben oder gedruckt werden sollten, von einem halben Sous bis zu mehreren Francs zahlen. Die Journale sind bekanntlich alle der Stempelsteuer unterworfen, und da täglich weit über 50,000 Bücher ausgegeben werden, so ist die tägliche Summe der Taxe sehr bedeutend. Da hat nun ein etwas allzu pfiffiger Kopf den Einfall gehabt, auf die Stempel die Fortschritte des Gewerbfleißes anzuwenden. Man hat nämlich seit einiger Zeit ein Verfahren erfunden, wodurch Kupferstiche und andere gedruckte Bilder auf den Stein übergetragen und vervielfältigt werden können. Er dachte, man könne ein Gleiches mit den Stempelzeichen vornehmen, er hat es versucht und es ist ihm gelungen. Sobald er seiner Sache gewiß war, suchte er Nutzen daraus zu ziehen, und auch dieses gelang ihm; er brachte es dahin, daß seine mit dem Stempel bedruckten Bogen bei den Zeitungsexpeditionen Absatz fanden und von denselben gebraucht wurden. Ob sie um die Sache wußten oder nicht, scheint bis jetzt nicht recht ausgemacht. Die Regierung merkte Anfangs nichts; erst als das tägliche Verlangen der Zeitungsbüreaus nach Stempelpapier so bedeutend abnahm, wurde die Verwaltung aufmerksam. Anfangs glaubte sie, die Pariser Zeitungen seyen plötzlich im allgemeinen Ansehen gesunken; allein durch Nachfrage bei der Post ergab sich, daß noch eben so viele Zeitungen versendet wurden als zuvor; die Verwaltung forschte weiter nach und entdeckte endlich die neue Industrie, welche aus Einem Stempel einige hundert zu machen und abzusetzen wußte, ohne daß der Regierung ein Heller davon zu gute kam. Sie will nun einen Prozeß gegen die Tücher anhängig machen. Dieß wird aber seine Schwierigkeit haben. Offenbar haben Stempelverviefältiger eine schlechte Handlung begangen; sie können jedoch der Verfälschung nicht beschuldigt werden; sie haben den Stempel nicht verfälscht und nicht nachgemacht; es ist noch immer der Regierungsstempel. Aber die Regierung ist um den Ertrag der Stempeltaxe gebracht worden, und Privatleute haben, ohne dazu berechtigt zu seyn, Stempel verkauft; darüber kann sie Klage führen und in dieser Hinsicht muß ihr die Justiz Recht geben; aber um die Sicherheit des Stempelswesens ist es vorläufig geschehen. — Schon früher hatte man etwas versucht, was auch nicht rechtlich war, aber doch den spekulirenden Geist unserer Zeit bezeichnet. Man verschaffte sich nämlich unbrauchbar gewordene, gestempelte Akten, schaffte durch Mittel, wie sie die heutige Chemie an die Hand gibt, die Schrift weg und setzte sie als neues Stempelpapier wieder in Umlauf. Dieß war jedoch nur dann der Mühe werth, wenn der Stempel hoch war. Hier war aber noch etwas anderes zu besürchten. Die beimlichen Industriellen konnten nämlich wichtige Schriften vertilgen, bloß die Unterschriften stehen lassen und ganz etwas anderes darüber schreiben. Ich glaube nicht, daß man bisher die Möglichkeit absieht, diesem Unfug ganz vorzubeugen. Zwar werden unaufhörlich Enceres indelibles angepriesen; sie halten aber gegen die Chemie keinen Stich, und man erzählt, daß ein geschickter Chemiker die mit angeblich unauslöschlicher Dinte geschriebene und unterzeichnete Verschreibung eines Fabrikanten, daß er eine solche Dinte erfunden habe und sich derselben stets mit Erfolg bediene, völlig ausbleichte, die Unterschrift des Fabrikanten stehen ließ und eine Schuldsverschreibung von etlichen tausend Francs darüber schrieb. Der Fabrikant war wie versteinert, als jener ihm das Blatt übergab. Uebrigens hat die Regierung ihre Ruhe sast mit allem, was noch zu den Regalien, oder eigentlich zu den Artikeln gehört, welche dem Staate durch die Gesetzgebung zum Fabriziren und Verkaufen vorbehalten worden sind. Da sind z. B. die Cigarren, welche täglich zu Tausenden unter den zarten Händen der jungen und ältern Arbeiterinnen in der hiesigen Tabaksfabrik hervorgehen, denen das Publikum aber die Havannacigarren vorzieht, wenn es derselben habhaft werden kann. Nun hat sich aber seit einiger Zeit ein neuer Industriezweig gebildet, dessen Produkte von Knaben auf den Gassen, besonders auf den Boulevards feil geboten werden. Es sind dieß sogenannte papierumwickelte Cigarren, wegen, wie es scheint, keine Tabaksblätter genommen werden, und welche, wie die kleinen Krämer sehr gewichtig versichern, in den ausgezeichnetsten Gesellschaften, sogar von Damen ihnen gebraucht werden. Nun kommt aber die Tabaksregie und thut Einsprache gegen den neuen Handelszweig; sie behauptet, alles, was als Tabak gebraucht oder verkauft werde, thue ihrem Monopol Abbruch und verletze ihre Rechte. Zwar verneinen dieß einige liberale Tagesblätter, und können nicht begreifen, wie die Tabaksregie etwas dawider sagen könne, wenn man Rosenblätter oder Wohlriechende Kräuter in Cigarrengestalt rollt und verkauft, da kein Gesetz der Regie das gesammte Pflanzenreich übergeben hat. Allein ich rathe den kleinen Krämern nicht, weitläuftige Prozesse zu führen; am Ende könnte die Justiz sich auf die Seite der von überall her bedrängten Finanzverwaltung schlagen. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 29. September 1841.

Wie es jetzt ſteht und auch wohl immer ſtehen wird, ordnet jeder Planet ſeine innern Anarlegenheiten ſelbſt; keinem noch ſo mächtigen Nachbar kann es einfallen, zu interveniren. — Deſto ungeſtörter und unbefangener können wir uns der Betrachtung deſſen überlaſſen, was die ſchaffende Natur im Großen bathieret, und von dieſen allgemeinen Anſchauungen ausgehend, können wir verſuchen, die einzelnen Bildungen, die ſich auf der Oberfläche der Weltkörper zeigen, etwas näher zu erforſchen.

Mädler.

Die neueſten Forſchungen und Entdeckungen in der Planetographie.

(Fortſetzung.)

Man hat dieſen Flecken, wie die Leſer wohl ſchon wiſſen, den Namen der Schneezonen des Mars beigelegt; „und in der That,“ ſagt Mädler, „nach langjähriger Fortſetzung derſelben Beobachtungen vereinigen ſich alle Umſtände dahin, dieſen Namen zu rechtfertigen. Nicht allein zeigen ſie ſich kleiner, je höher die Sonne zu dem betreffenden Marspole hinauf tritt (bald nach dem Sommerſolſtitium der entſprechenden Halbkugel); ſondern ſie laſſen ſogar den (deßhalb oben von uns hervorgehobenen) Unterſchied wahrnehmen, welchen die große Excentricität der Marsbahn, bei der Lage des Planeten in dieſer Bahn, auf den Winter der Nordhalbkugel, im Vergleiche zu dem der Südhalbkugel, hervorbringen muß.“ — Wir hatten als Folge davon oben für die erſtere einen kürzern Winter und längeren, gemäßigteren Sommer, für die letztere aber einen längeren, ſtrengeren Winter und kürzeren, heißeren Sommer nachgewieſen. — „Iſt das weiße Polarlicht der Marskugel in der That der Reflex eines unſerm Eis und Schnee ähnlichen Winterniederſchlages, ſo muß es ſich alſo am Südpol im Winter weiter erſtrecken als am Nordpole, im Sommer aber an jenem in engere Grenzen zurückgehen als an dieſem.“ Genau dieß zeigen aber wirklich ſchon die Beobachtungen bei den Oppoſitionen in den Jahren 1830, 32 und 37, und die neueſten Beobachtungen beſtätigen es vollkommen. In den Jahren 30 und 32 war der Marsnordpol in ſeinem Winter und von der Erde abgewandt: vom Flecke war nichts zu ſehen, und er konnte ſich alſo nicht über dreißig Grad von dieſem Pole nach dem Aequator zu erſtrecken, weil ſein Glanz ſonſt doch noch in dieſer Gegend wahrgenommen worden wäre; dagegen war 1837, im Winter des abgewandten Südpols, weiter nach der Mitte der Mondkugel zu noch eine Spur der Schneezone (des weißen Lichtes) zu ſehen, daher dieſe Zone mindeſtens bis auf ſechs-und-dreißig Grad vom Pol ab nach dem Aequator zu ausgedehnt ſeyn mußte. Noch beſtimmter beſtätigte der Augenſchein die für den Sommer gemachte Folgerung. Zu einer Marsjahrszeit, welche beiläufig dem 12ten Januar unſerer Erde entſpricht, und wo alſo die Südhalbkugel des Planeten im Maximum ihres Sommers ſteht, hatte ſich der weiße Südpolfleck bis auf ſechs Grad um den Pol zurückgezogen; als der Nordpol dagegen ſeinen Sommer erhielt, zeigte ſich das Schneelicht einige Zeit nach der Sommerſonnenwende, wo doch die Wirkung der Sonnenſtrahlen erſt ihr Maximum erreicht, noch immer in einer bis auf

Digitized by Google

fünfzehn Grad um dieſen Nordpol her ausgedehnten Zone. *

Mädlers Beobachtungen heben dabei zwar die ſchon oben berührten Zweifel über die vollkommene Coincidenz der Rotationspole mit den Mittelpunkten der Schneezone nicht auf; allein im phyſiſchen Verhältniſſe ändert dieß weſentlich nichts, denn wenn die Centra der Flecke auch nicht genau die Rotationspole wären, ſo könnten ſie doch gar wohl die Kältepole ſeyn, welche bekanntlich ja auch auf der Erde nicht genau mit jenen zuſammenfallen; ** und die bemerkten Verſchiedenheiten harmoniren demnach auf das Vollkommenſte mit der Annahme, daß wir in dieſen weißen Marspolarflecken einen, unſerm Schnee analogen Winterniederſchlag erblicken. „Es iſt," ſetzen unſere Beobachter dieſer Entſcheidung hinzu, „in der That faſt ganz unmöglich, eine ſich ſo ſchön bewährende Deutung von der Hand zu weiſen; unſere Erde muß, aus Planetenferne beobachtet, ganz ähnliche Erſcheinungen darbieten; nur wird bei ihr, wegen der geringeren Excentricität der Bahn, der Gegenſatz zwiſchen der nördlichen und ſüdlichen Halbkugel nicht ſo auffallend ſeyn."

Wenn wir aber ſolchergeſtalt ſchlechterdings gezwungen ſind, auf dem Mars das Vorkommen eines, unſerm Schnee ähnlichen Winterniederſchlages zuzugeben, ſo folgt daraus ferner von ſelbſt das Vorhandenſeyn einer Atmoſphäre auf dieſem Planeten, die Dünſte aufnimmt und wieder fallen läßt. Ich habe ſchon oben noch eine andere Beobachtung angeführt, welche das Vorhandenſeyn eines ſolchen, und zwar unſerer irdiſchen Atmoſphäre an Dichtigkeit mindeſtens gleichkommenden, *** Luftkreiſes des Mars anzeigt; aber außerdem ſpricht auch der Umſtand dafür, daß die Flecke dieſes Planeten in der Nähe des Randes ſeiner ſcheinbaren Scheibe, und wo die Geſichtslinie alſo länger durch die Atmoſphäre fortgeht, ſtets etwas verwaſchen erſcheinen, auch wohl ganz verſchwinden, gleichwie ferner ein oft bemerkter, plötzlich entſtehender heller Glanz des Randes einem eigenthümlichen Prozeſſe in dieſer Marsatmoſphäre ſeine Entſtehung zu verdanken ſcheint. Noch muß ich in dieſer Beziehung aus älteren Beobachtungen nachtragen, daß Maraldi, Herſchel, Schröter und Gruithuiſen, neben den conſtanten Flecken, übereinſtimmend auch veränderliche Flecke auf der Marsoberfläche wahrgenommen und als wolkenähnliche Verdichtungen in der Marsatmoſphäre erklärt haben; ja Schröter erkannte an manchen dieſer letztern Flecke eine, von der Rotation unabhängige Eigenbewegung, die namentlich bei einem ſolchen als „Wolkenſtreif" erklärten Fleck eine Geſchwindigkeit von drei Meilen in der Stunde (zwanzig Fuß in der Sekunde), in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt auf der Marsoberfläche ergab.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Ich ſetzte mich an's Feuer zu den Kameelen, und während ich dem Treiber die Flamme unterhalten half, horchte ich in die Wüſte, wo ſich zwiſchen dem Gebell der Schakals zuweilen der heiſere Schrei eines Raubvogels vernehmen ließ. Ich dachte an Freiligrath. Wie wahr ſteht in ſeinen Gedichten die Scene, die ich hier vor meinen Augen ſah! Seine Malereien fand ich meiſtens treu bis in's kleinſte Detail. Ich ſchlug mir ſein „Geſicht des Reiſenden" auf und las:

Mitten in der Wüſte war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen ſchliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugſand umgekommner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; ſtatt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterſchob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet barg' ich über Bruſt und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen kniſtert das geſunk'ne Feuer;
Nur zuweilen kreiſcht verſpätet ein vom Horſt verirrter Geier;
Nur zuweilen ſtampft im Stalle ein's der angebundnen Roſſe;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeſchoſſe.

Ja, genau ſo war es, alter Freund, und du biſt wahrſcheinlich früher ſchon einmal auf dieſer Erde geweſen und haſt als Beduine die Wüſte durchzogen; da hat vielleicht

---

* Fortgeſetzte Beobachtungen dieſes merkwürdigen Verhältniſſes, welche durch die ſcharfe Begrenzung und große Deutlichkeit der Flecke ſehr begünſtigt werden, könnten uns einſt noch die Grenzen des ewigen Schnees auf dem Nachbarplaneten beſſer kennen lehren, als wir dieſelben für unſern eigenen kennen. Ich habe daher nicht Unrecht gehabt, den Mars oben als „ein allgemeines Bild der Erde" zu bezeichnen.

** Die Geſtalt der Linien nämlich, welche die Orte von gleicher mittlerer Temperatur auf der Erdkugel verbinden (der „iſothermen" Linien), führt zu Punkten der Erdoberfläche, wo die Temperatur im Verhältniſſe zur geographiſchen Breite am geringſten iſt („Kältepole"), und deren einer nördlich vom aſiatiſchen Feſtlande (die ſüdliche Hemiſphäre iſt in dieſem Bezuge noch zu wenig bekannt) liegt und bei weitem nicht mit dem Rotationspole der Erde zuſammenfällt.

*** Dieß iſt wenigſtens die Anſicht früherer Aſtronomen über die Marsatmoſphäre. Mädler dagegen nimmt dieſe Atmoſphäre wegen der geringeren Schwere an der Marsoberfläche etwas feiner als die irdiſche an.

Digitized by Google

der heiße Sand, der dich bedeckte, deine Gedanken mumienartig eingetrocknet, und wie du von Neuem auf die Welt kamst, sind sie frisch und lebenskräftig wieder in dir aufgetaucht. Ja, über uns stand am dunkeln Himmel der Mond und rang mit den Wachsfeuern um die Herrschaft über unser Lager. Schwach vertheidigten sich die letztern gegen jenen gewaltigen Herrscher, der uns rings umzingelte und dem auch ich nicht verwehren konnte, daß er mich mit demselben weißen Leichentuch überzog, worunter rings auf den Höhen die Todten schliefen. Die röthlichen Flammen der Feuer spielten zuweilen schwach gegen die weißen Zeltwände und zitterten über die ruhenden Menschen hin, kurz und heftig, als wollten sie Schutz und Hülfe suchen gegen den bleichen Schein. — Er ruht auf der Nilgebirge Jochen, und wenn ich wahrscheinlich wieder lange im schönen Deutschland bin, in einer hellen Nacht, so scheint er wieder auf diese Fläche und beleuchtet nicht mehr wie heute starre, verzerrte Todtengesichter, aber — weiße Knochen.

Am andern Morgen brachen wir um fünf Uhr auf und hatten dasselbe trostlose Terrain wie gestern, doch kam es mir heute viel weniger unheimlich vor; es begann in meiner Brust bereits ein Gefühl aufzugehen, das mich in den letzten Tagen der Wüstenreise ganz beherrschte, und nachdem es mich in Kairo unter dem Gewühle der Menschen verlassen, mich stets wieder beschlich, so oft ich von einem Thurm oder den Wällen der Stadt in die Wüste hinausfah. Es war das Gefühl der Freiheit, der Unabhängigkeit. In unsern eng umstellten Verhältnissen, bei unsern tausend Bedürfnissen, wo wir, wird nur ein einziges nicht befriedigt, gleich unsere Schritte gehemmt fühlen, lernen wir leider die Unbedeutenheit des einzelnen Menschen, seine Hülflosigkeit nur zu gut kennen; wir gewöhnen uns, den Menschen nur als Rad einer großen Maschine, und noch dazu als leicht ersetzliches zu betrachten. Wie anders fühlt man in der Wüste, trotz dem, daß hier die Umgebungen so kolossal, so unermeßlich sind, und man glauben könnte, diese leeren, weiten Strecken beengen die Brust und zeigen uns, wie klein, wie so gar nichts wir seyen. Dieß ist nicht der Fall. Wir Europäer freilich, die wir von Bedürfnissen so viel zusammengerafft hatten, als wir hatten bekommen können, vermochten uns nicht so trotzig hinzustellen und zu sagen: ich bin mir allein genug, ich brauche euch nicht. Aber wie frei muß dem Araber das Herz schlagen, wenn er aus den engen, dumpfigen Stuben wieder hinauskommt in die Wüste, wo er allein steht, sich selbst genug, wo er sich selbst beschützt und allein für sich sorgt. Bei diesen wilden, aber freien Menschen ist keine Rede vom Kleben an der Scholle, ein Ausdruck, der mich immer beengt hat. Kameeltreiber zu seyn, ist nach unsern Begriffen gewiß kein beneidenswerthes Loos; aber man biete jenen Menschen Alles, ein viel reicheres und besseres Leben, und stelle ihnen dabei die Bedingung, den Sand zu verlassen und ihre Hütte am Wasser des Nils unter Palmen aufzuschlagen: nur wenige werden ihren Stand verlassen. Die Ausdauer dieser Leute, ihre Munterkeit bei den größten Anstrengungen ist bewundernswürdig; wenn alle Thiere im Lauf des Tages ermatteten, so trieben diese Menschen, die doch eben so gut den Weg machten, von Morgens bis Abends Possen, oder sie sangen, und unser Akrabut wußte, wie unser Dolmetscher sagte, sehr hübsche Mährchen zu erzählen, und nicht immer aus tausend und einer Nacht oder einem andern Buche, sondern er war Poet und erfand die meisten selbst. Diese Leute, welche ihr ganzes Leben durch die Wüste ziehen, erhalten durch dieselbe von außen wenig Eindrücke und wenig Bildung, sie sind fast ganz auf ihr Inneres angewiesen. So mag es leicht kommen, daß, wenn sie in brennender Sonnenhitze den ganzen Tag gleichmäßig neben ihren Kameelen hergehen, sie sich vor Allem die Lust eines Trunkes klaren Wassers ausmalen, dazu einen schönen Springbrunnen denken, wie sie ihn irgendwo gesehen, ihn mit Orangen umgeben, und der Hintergrund eines Mährchens ist fertig. Der Träumende tritt zum Brunnen, und nachdem er den brennenden Durst gelöscht, wachen im Unersättlichen tausend neue Wünsche auf: zwischen den Bäumen ein schönes Weib, dessen Besitz ihm der Zauberer oder Drache streitig macht. Welche große Rolle überhaupt die Kameeltreiber in den morgenländischen Erzählungen, besonders in tausend und einer Nacht spielen, weiß jeder, und es mag wohl seyn, daß die kluge erzählende Sultanin im heißen Sand der Wüste empfangen und geboren wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Witterung. — Blumenpracht. — Thiere. — Theater.

Der Glaube, daß einem sehr warmen Mai in der Regel der hinkende Bote mit einem ganzen schlechten Sommer nachkomme, gründet sich auf ursache meteorologische Wahrnehmungen. Und wirklich folgte diesmal dem prachtvollsten der Wonnemonate schon im ersten Drittheile des Juni ein so anhaltend kaltes, nasses und unbeständiges Wetter, daß dieser Glaube volle Bestätigung zu erhalten schien. Der fast tägliche Regen in der Zeit, wo die grasreichsten überaus üppig heraufgewachsenen Feldfrüchte zur Reife kamen, erregte auch hier gerechte Besorgnisse; allein fast Alles ist ohne Schaden abgegangen. Die wieder eingetretene wärmere Temperatur kam unter andern auch dem Ueberfluß an Obst sehr zu statten, und sogar das Wenige, was der Winterfrost und die in die Blüthe gefallenen eisigen Regengüsse des Juni vom Mein übrig gelassen, verspricht bei fortdauernd warmem

Digitized by Google

Sonnenscheine etwas Aufgeregtwerden an Qualität. Die Natur zeigt vielleicht wieder einmal, daß es mit allen, von den alttugen Menschen ihr angedichteten Witterungsregeln nicht viel zu bedeuten hat, und, wenn sie nur wolle, auch ein im Allgemeinen recht fruchtbares Jahr neben dem wärmsten Maimonate bestehen könne. — Wie sehr einiger Zeit zu Anfang jedes Frühlings die Camellien in mehreren der hiesigen Gewächshäuser an Zahl, Mannigfaltigkeit und Schönheit zunehmen, so ist das in den Tagen des Spätsommers mit den Georginen der Fall. Zur eigentlichen Modepracht geworden, erheben sie so eben in allen Gärten Dresdens triumphirend ihr stolzes Haupt. Am reichlichsten sorgt wohl dafür der Kunstgärtner Wagner in der Antonsstadt, der, wie mehrere seiner Kollegen, die Naturfreunde im Tagedlatt zur Beschauung derselben einladet. Ueberhaupt ist eine so reiche und bunte Blumenpracht, wie in diesem Jahre, vielleicht noch in keinem Sommer dagewesen. Was von Gärten die gierige Hand der Baulust uns übrig gelassen, das suchte auch durch die mannigfachsten, prahlendsten Blumenteppiche sich geltend zu machen. Besonders wetteifern die öffentlichen Gärten in dieser Hinsicht miteinander, und wenn schon die durch den unermüdeten Hofgärtner Terscheck sinnvoll geordneten Gartenanlagen am japanischen Palais den Vorrang auch hierin vor der Brühl'schen Terrasse und dem großen Garten behaupten, so zeugen doch auch diese, und namentlich der letztere von einer vorzüglichen Sorgfalt und Pflege. Obgleich die immerblühende Rose den höchsten Reiz der Königin aller Blumen, der Centifolie, den entzückenden Duft, gleich der Camelie und Georgine, entbehren muß, gewährt doch eben ihr Immerblühen einen sodann Ersatz dafür. Die herrliche Marmorgruppe auf dem Platze vor dem Palais im großen Garten, die Zeit darstellend, wie sie, der Thränen des lieblichen Liebesgottes nicht achtend, die sich fruchtlos sträubende Jugend hinwegführt, ist ringsum von einer Fülle solcher Blumen umgeben. In glücklicher Unwissenheit darüber, wie bald ihnen selbst ein gleiches Mitgeschick bevorsteht, blicken sie lachenden Muthes zum düstern Marmorbilde hinauf. — Lauter als jemals spricht sich auch die Vorliebe der Einheimischen und Fremden für den großen Garten aus. Wenigstens sind seine kühlen Schattengänge und zahlreichen Restaurationsanstalten, zumal an heitern Sonntagen, unaufhörlich belebter. Aber der höchste Glanz der in jetziger Zeit mit Notabilitäten und Reisenden aus allen Weltgegenden überfüllten Stadt fließt in deren Mitte auf der Brühl'schen Terrasse zusammen. Außer den in der Regel stark besetzten Räumen der beiden Restaurants, eines deutschen und eines italienischen, wo Eleganz und Mode hauptsächlich Sitz und Stimme behaupten, wandelt fortdauernd ein Heer von Fußgängern und Fußgängerinnen aller Arten die ganze Länge des Gartens auf und ab, theils um zu schauen oder angeschaut zu werden, theils weil der Garten ihnen den nächsten oder angenehmsten Weg für ihre Geschäftsgänge darbietet. — Unter den in der letzten Zeit hier anwesenden Fremden möchte wohl Thiers der unterhaltigste gewesen seyn. Die Krankheit seiner Gemahlin soll seinen Aufenthalt um mehrere Tage verlängert haben. Alles strebte überall hin, wo man ihn zu sehen hoffen durfte. Wen er auch als vorjähriger Minister in Frankreich wenig interessirte, der mußte doch begierig seyn, die Geschichtszüge des großen Geschichtschreibers der französischen Revolution kennen zu lernen. Seltsam genug hatte sich nach und nach in der Stadt das Gerücht von seiner ungemeinen Aehnlichkeit mit zwei dienstgen vornehmen Männern gebildet, da doch diese von so ganz verschiedenen Ansehen sind, daß, wenn Thiers dem einen ähnlich sieht, er unmöglich auch nur einem einzigen Zug von dem andern haben kann.

Noch immer haben wir und des herrlichen Gesanges der Signora Ungher und des Signor Moriani zu erfreuen. So trug wohl ihre künstlerische Theilnahme an dem zum Besten der Armen im Palais des großen Gartens am 20ten v. M. gegebenen Konzerte mit dazu bei, daß die Billets dazu schon am Tage zuvor vergriffen waren. Unter andern fand ihre Kunst auch Bewunderer in ihren, kurze Zeit zuvor gleich hier anwesenden Kunstgenossinnen, der vormaligen Sängerin Sontag und der, ungeachtet ihrer längst vordem gegangenen Jugendblüthe, von allen Kennern in ihrem Gesange noch immer hochbewunderten Pasta. Außer den beiden Mustern solchen italienischen Gesanges hat unser Theater aber nichts Außerordentliches geboten, man müßte denn die Aufführung von Schillers Räubern dafür nehmen, welche neuerlich, vielleicht aus übertriebener Furcht vor einer möglichen Wiederholung der durch dieses Schauspiel hervorgerufenen jugendlichen Verirrungen, von den Repertoiren vieler Bühnen ganz verschwunden sind. Uebrigens verlautet hin und wieder ein Bedauern, daß die Sommerbühne beim Lintzeschen Bade zu selten benutzt werde. Allerdings steht dieses alte, höherne Rest gegen unser grandioses neues Stadttheater gar zu sehr ab. Allein alle Gewohnheiten üben nicht selten große Tyrannei über die Menschen aus. Seit undenklicher Zeit wurde von den Meisten die Sommerbühne beim Lintzeschen Bade nicht sowohl für einen Kunstlempel, als für einen fremdlichen Unterhaltungsort angesehen. Man macht dort weder auf eigentliche Kunstleistungen Anspruch, noch will das durch die Hitze gedrückte Denkvermögen von poetischen Werken allzuviele in Anspruch genommen seyn. Lachen aber will man, und dazu bieten Nestroy'sche und andere leichte dramatische Scherze hinreichend Gelegenheit. Dergleichen pflegten auch, mit dazu passender lustiger Musik, häufig dort aufgeführt zu werden. Man lachte zuweilen einen Akt hindurch im Theater und ging dann hinaus, um den zweiten Akt in der freien Luft und unter der Gesellschaft beim Konzert des Lintzeschen Bades zuzubringen. Den dritten Akt verlebte man etwa abermals im Schauspielhause, und vermißte den inzwischen verloren gegangenen zweiten Akt so wenig, als den Zusammenhang im ganzen Stücke; oder vermißte man ja etwas davon, so konnte man doch sich selbst allein die Schuld geben, und bekanntlich verzeiht man Niemanden so leicht als sich selbst. Allerdings ist ein so beschaffenes Opfer für die Kunst und die Künstler nicht gerade sehr schmerzhaft. Diese aber dürfen darum nicht hungern; denn es gibt auch noch anders geartete Naturen, die das Theater am Lintzeschen Bade nicht bloß als ein Taubenhaus zum wüsterlichen Aus- und Einfliegen betrachten; Naturen, die vom Anfang bis zum Ende in der dretzternen Bude aushalten, und wirthen der Kunst und der wackern Künstler wegen die Hitze dieser quasi-remenantischen Bierkammern geduldig ertragen. Freilich sind dergleichen Naturen dünn gesäet; aber fällt denn etwa die Saat der guten Künstler viel dicker aus? Es wäre wohl zu wünschen, daß im Sommer die Bühne am Lintzeschen Bade mehr als in der letzten Zeit und hauptsächlich zu Wiener musikalischen Possen benützt würde, besonders da wir so eben Schauspieler besitzen, die, wie z. B. Rödder, in komischen Rollen Treffliches leisten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Prospectus der Gesammtausgabe „sämmtlicher Schriften von Henriette Hanke, geb. Arndt." Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 30. September 1841.

Camelus nec ultra assuetum procedit spatium, nec plus instituto onere recipit.

Plinius.

Briefe aus Syrien.

(Fortsetzung.)

Auf dem ganzen bisherigen Zuge schien mir der gestrige Tag der am meisten entmuthigende gewesen zu seyn; vielleicht als der erste der Wüste war er von Allen als Schwelle zu den übrigen mit Schauder und Schreck betreten worden, und sie fingen heute wieder an, freier aufzuathmen, und nahmen sich die Schrecknisse, die sie in den frühern Tagen noch vor sich gesehen, jetzt, wo sie mitten darin waren, nicht mehr so zu Herzen. Dazu kam die tröstliche Betrachtung, daß wir die Höhe des Berges erstiegen hatten und nun abwärts gingen. Die Hälfte des Weges war zurückgelegt, ja mehr als die Hälfte, da wir nach zwei Tagen hoffen konnten, die äußere Grenze des Delta zu erreichen, und wenn auch Sandweg, doch zur Seite Gras und Palmen zu haben.

Von unbeschreiblicher Ausdauer war mein Maulthier, mit dem ich in diesen Tagen den Weg oft doppelt und dreifach gemacht habe. Bald war ich vorne, bald hinten im Zuge, um mir von den ernsten und komischen Auftritten so viel einzuprägen, als nur möglich. Könnte es mir doch gelingen, wenn auch mit wenigen Strichen, die verschiedenen Gruppen und einzelnen Figuren zu zeichnen, die mir auffielen, wenn ich, vorne haltend, die Caravane an mir vorbeiziehen ließ! Jedes Thier bietet ein neues, interessantes Bild. Die Kameele, die in ihrem ruhigen, gemessenen Gange eher Maschinen als lebenden Wesen zu vergleichen sind, erhalten ihre Reiter in beständiger Bewegung. Obgleich der Araber ungemeine Fertigkeit besitzt, durch die verschiedenartigsten Lagen und Stellungen dem unangenehmen Stoße dieser Thiere auszuweichen, so wackelt ihm doch fortwährend wenigstens der Kopf auf dem Halse, und die Kameelreiter sehen deßhalb mit ihren ernsten Gesichtern chinesischen Pagoden nicht unähnlich. Bald reiten die Leute auf dem Höcker, bald legen sie sich der Länge nach auf das Gepäck, und oft sitzen sie Stunden lang hinter dem Packsattel auf den untergeschlagenen Beinen. Die Kameele gingen meistens in einzelnen Zügen von zwanzig bis dreißig Stücken, eines hinter das andere gebunden, und eine solche Truppe wurde etwa von zehn Treibern begleitet, die sich längs der Reihe vertheilten und die Thiere antrieben; denn obgleich sie im Allgemeinen von selbst ihren ruhigen Gang einhalten, so gibt es doch auch unter ihnen wiederspenstige und faule.

Das Kameel ist mir immer als eines der sonderbarsten Geschöpfe erschienen: die seltsame Figur, der große Kopf mit der hängenden Oberlippe und den Katzenohren, der ganze Körper wollig, wie der eines Schafes,

Digitized by Google

was man jedoch nicht oft sieht, weil meist der ganze Körper geschoren ist und man nur am Höcker und an beiden Seiten, die der Packsattel bedeckt, die Wolle stehen läßt. Ein altes Mährchen erzählt von der Schöpfung des Kameels: das Pferd habe sich einst gegen den Schöpfer beschwert, es sey zum ewigen Lastragen verdammt, zu welchem Zweck ihm der Mensch einen Sattel auflege, der ihm den geraden Rücken krumm drücke und die Haut schinde; es müßte doch weit klüger seyn, wenn ihm gleich der Sattel gewachsen wäre. Drauf habe Gott das Kameel mit dem Sattel oder vielmehr Buckel erschaffen, um dem Pferd zu zeigen, wie unrechtmäßig es geklagt habe, und wie sehr der gewünschte gewachsene Sattel es entstellen würde. — Es ist merkwürdig, wie genau jedes Kameel die Last weiß, die es zu tragen vermag. Dieselbe ist in den heißern Strichen vier- bis fünfhundert Pfund, in den kältern sechs- bis sieben-hundert. Keines läßt sich über sein Maaß beladen. Hat es dieses, so versucht es aufzustehen; bepackt man es noch weiter, so stößt es ein eigenthümliches Gebrüll des Unwillens aus, das sich bis zu einem gewissen Grade verstärkt und, hört man noch nicht auf, es immer mehr zu beladen, wieder abnimmt; wenn das Thier endlich wieder ganz schweigt, schweigt es für immer. Es bleibt am Boden liegen, und weder durch Stockschläge noch durch Zureden ist es zu vermögen, sich aufzurichten; nimmt man auch einem auf diese Art mißhandelten Thiere seine ganze Last wieder ab, es erhebt sich nicht wieder; weder Hunger noch Durst bringen es von der Stelle; es erwartet ruhig den Tod.

Wir haben heute ein Beispiel der Art. Der Unfall begegnete den drei egyptischen Damen, von denen ich schon früher sprach. Ihr Thier hatte an den ziemlich corpulenten Wesen mit ihrem Bettwerk und Gepäck schon genug zu tragen und schien mir sehr ermüdet. Heute nun mochte dem Eunuchen, der den Harem begleitete, das Gehen zu sauer werden; er schwang sich auf den Hals des Thiers; dieses erhob hierüber ein gewaltiges Gebrüll und legte sich nach wenigen Schritten zu Boden. Der Eunuch sprang ab und fing unter dem Zetergeschrei der Damen an, das Thier zu prügeln; es blieb aber ruhig liegen. Sich lange aufzuhalten und hinter dem Zug zurückzubleiben, schien den Damen nicht räthlich; sie waren ein artiger Fang für die herumschwärmenden Beduinen geworden. Also stiegen sie ab, um das ermattete Thier eine Weile erleichtert laufen zu lassen. Es blieb aber liegen, und selbst als man Bettwerk und Kisten herunterwarf, war es nicht zum Aufstehen zu bringen. Man mußte es zurücklassen, und es wäre den drei fetten Grazien wahrscheinlich schlecht ergangen, hätte sich nicht der englische Kapitän ihrer angenommen und ihnen durch den Tartar Gassi ein anderes Kameel verschafft. Indessen waren sie genöthigt, eine Zeit lang zu Fuß zu gehen, was sie sehr zu beugen schien, und auch bei ihrer Tracht — den weiten seidenen Beinkleidern und goldgestickten Jackchen — die nur zum Liegen auf dem Divan bestimmt ist, sonderbar genug aussah.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Forschungen und Entdeckungen in der Planetographie.

(Fortsetzung.)

Für das Vorhandenseyn von Meeren auf dem Mars, um auch darauf zurückzukommen, sprechen, wiewohl der Nachweis eines Luftmeeres schon einen hinreichenden Beweis dafür abzugeben scheint, ebenfalls direkte Beobachtungen. Zuvörderst findet man die weißen Polarzonen nicht scharf kreisförmig begrenzt, sondern nach einigen Richtungen bin mehr, nach andern weniger ausgedehnt; es muß also auf dem Mars, eben so wie auf der Erde, Gegenden geben, welche bei gleicher Breite eine kaltere Natur haben als andere. Nach der irdischen Analogie bedingen besonders Meer und Land einen solchen Unterschied; und man wird daher die Meere des Mars auch wohl zugeben müssen. Außerdem aber überzeugten sich Beer und Mädler wiederholt, daß die das Licht reflektirenden Theile der Marsoberfläche größer sind und überall in Verbindung stehen, gleich den Oceanen der Erde; aus Planetenferne gesehen, würde unsere Erde auch in dieser Beziehung einen ganz ähnlichen Anblick darbieten. — Eben so wird es der Oberfläche des Mars gewiß nicht an Unebenheiten fehlen; „aber," bemerkt der vorsichtige Mädler, „dieselben von der Erde aus wahrzunehmen, selbst wenn uns Mars bis auf das angegebene Minimum der Entfernung von etwa acht Millionen Meilen nahe gekommen ist, darf auch mit den stärksten Instrumenten nicht erwartet werden, wenn die Marsberge nicht wenigstens zwanzig Meilen hoch sind, was wider die Analogie wäre, da die Höhe der Berge sicher stets in einem gewissen angemessenen Verhältnisse zum Halbmesser des betreffenden Weltkörpers steht, die höchsten Gebirge unserer im Halbmesser fast doppelt so großen Erdkugel aber bekanntlich wenig über eine Meile Höhe haben."

An die hier entwickelten Beobachtungen knüpft nun ein anderer Astronom (Gruithuisen) noch einige Vermuthungen über die Bewohnthеit des Mars an, welche ich den Lesern ebenfalls nicht vorenthalten will.

Wir haben oben gesehen, daß die zwischen den beiden Wendekreisen des Mars enthaltene (auf der Erde

Digitized by Google

die ſogenannte heiße) Zone, wegen der auf dieſem Planeten ſtattfindenden größeren Schiefe der Ekliptik (ſtatt wie auf der Erde nur etwa 46 Grad), 58 Grad begreift (ſich vom Aequator des Mars bis zu 29 Grad nördlicher und 29 Grad ſüdlicher Breite erſtreckt). Nun beträgt aber die mittlere Entfernung des Mars von der Sonne 32 Millionen Meilen (die der Erde bekanntlich nur etwa 20 Millionen Meilen), und die Sonne erſcheint den Marsbewohnern unter einem Durchmeſſer von beiläufig nur 20 Minuten (und etwa von 30 Minuten). So weit die Erwärmung alſo von dieſen Umſtänden abhangig iſt, muß die mittlere Temperatur der tropiſchen Zone des Mars weniger hoch ſeyn, als die unſerer heißen Zone. Gruitduiſen ſchränkt daher dieſe Tropicalzone des Mars nördlich und ſüdlich noch um einen Grad ein, und nennt denjenigen Theil der Marsoberfläche, welcher ſich nördlich und ſüdlich bis zu 28 Grad Breite erſtreckt, die „temperirte Zone," wo, wie auf unſern bewohnten höchſten Punkten unter und nicht weit vom Aequator (z. B. auf der Bergebene von Quito), „ein ſteter Frühling" herrſchen wird. Die beiden, 29 Grad des Meridians vom Nord- und Südpole herabgehenden kalten Zonen der Marskugel hält Gruitduiſen für ganz, und die zwiſchen dem 29ſten und 61ſten Grade nördlicher und ſüdlicher Breite enthaltenen (im irdiſchen Sinne alſo gemäßigten) Zonen, ebenfalls ſtrenger Kälte wegen, nur für theilweiſe bewohnbar.

„Von der organiſchen Welt auf dem Mars," fährt dann Gruitduiſen fort, „läßt ſich analogiſch noch manches vermuthen, wenn nur keine zu nahe Bezeichnung verlangt wird. Die Pflanzen haben wohl in der Tropicalzone dieſes Planeten bereits den Alpencharakter, und bei zunehmender Breite verarmt die Marsflora wohl an vollkommeneren Pflanzenformen. Die thieriſche Organiſation zeigt aber gewiß auch hier ihre beſtimmten Typen, und es wird, bei den übrigen Aehnlichkeiten, hinſichtlich ihrer ebenfalls eine nähere oder fernere Vergleichung mit dem möglich ſeyn, was uns die Erde bietet. Gibt es aber endlich Menſchen auf dem Mars, ſo werden ſie an Größe und Stärke manches mit den Bewohnern hoher Bergebenen der Erde gemein haben, und der Planet wird ſolchergeſtalt den Namen Mars noch mit beſonderem Rechte verdienen." (!)

Beer und Mädler ſind nun freilich weit entfernt, auf ihre oben vorgetragenen neueſten Beobachtungen ſo beſtimmte Folgerungen zu gründen; allein ſie ſchließen ihre Darſtellung doch mit den von mir ſchon an die Spitze geſtellten Worten, welche wir hier abſichtlich wiederholen: „daß es bis jezt noch bei keinem der übrigen Weltkörper gelungen iſt, eine ſo wahrſcheinliche und ſelbſt in ihren Einzelheiten ſo vollkommen befriedigende Deutung der beobachteten Phänomene aufzuſtellen." Es dürfte — fügen ſie hinzu — nach allem Geſagten nicht zu gewagt ſeyn, den Mars als einen unſerer Erde auch in phyſiſcher Beziehung ſehr ähnlichen Weltkörper zu betrachten. Die weſentlichſten Unterſchiede zwiſchen Mars und Erde ſind nur der geringere Durchmeſſer des erſteren, die ſtarke Excentricität ſeiner Bahn und der Mangel eines Mondes; denn das Fehlen eines ſolchen iſt nun wohl als vollkommen erwieſen anzunehmen. * Dagegen ſtimmen die Tageslängen, die Dichtigkeiten, außer den vielen andern oben hervorgehobenen Umſtänden, nahe genug, um die Aehnlichkeit, bei manchen aus den Verhältniſſen ſelbſt folgenden kleineren Verſchiedenheiten, ſehr auffallend zu machen.

Die Conjecturalaſtronomie könnte auf dieſem ſo wohl gelegten Fundamente immerhin noch dreiſter fortbauen; ich will es aber für dießmal bei dem Angedeuteten bewenden laſſen, und beſpreche in meiner nächſten Mittheilung den zweiten Nachbarplaneten der Erde, die Venus.

* Nach einer gewiſſen Regel müßte Mars gleichwohl einen Mond haben. Der verewigte Berliner Aſtronom Bode hielt ſich, wie er mir oft mündlich erklärt hat, vom Daſeyn eines ſolchen feſt überzeugt. „Da Mars," bemerkt er in ſeiner Sternkunde, „ſelbſt nur klein iſt und das Licht der Sonne nicht eben lebhaft zurückwirft, ſo finden beide Umſtände vermuthlich auch bei ſeinen Monden ſtatt; ſie müſſen nicht ſein nem; er ging von dem Geſichtspunkte aus, daß die Zahl der Monde nach der Regel der wachſenden Entfernung des der treffenden Hauptplaneten von der Sonne zunehmen müſſe) Trabanten ſtatt. Ferner kommt Mars der Erde nur etwa alle zwei Jahre näher, und dann wäre nur wenige Zeit hindurch Hoffnung, ſeine Trabanten durch die vollkommenſten Teleſkope zu ſehen; endlich aber entfernen ſie ſich vielleicht um viele ſeiner Durchmeſſer von ihm, und die Neigung ihrer Bahnen gegen die Ekliptik könnte auch beträchtlich ſeyn, was durch ihre Auffindung noch mehr erſchwert werden würde."

Was Grab Abälards und Heloiſens.

1.

Nicht die Annalen, die mit todtem Munde
Von euch auf altem Pergament berichten:
Nur dieſe immer friſchen Kränze richten,
Und bringen unverfälſchte Herzenskunde

Von einem himmelfeſten Seelenbunde.
Wie Mancher kommt in dieß Aſyl zu flüchten,
Um ſchweigend ein Gebet hier zu verrichten,
Und holt ſich Troſt für ſeine Liebeswunde.

Zu unſrem Grabe wird man nicht wallfahrten,
Geliebte, ſtille Erde ſoll uns decken,
Blumendepflanzt, bis uns der Herr wird wecken.

Wenn gute Seelen dann der Blumen warten,
Spricht eine wohl: „Es waren treu euch dieſe
Wie Abälard und ſeine Heloiſe!"

Digitized by Google

2.

Für dieses Leben sind wir auch geschieden:
Es wird der Priester Hand in Hand nie geben:
Doch unaufhaltsam ist des Geistes Streben,
Und unsre Bahn, sie endet nicht hienieden.

So sey dein Segen meinem Geist beschieden,
Ich will mich messen mit dem ersten Leben,
Für Recht und Wahrheit meinen Schild erheben,
Bis sich das Auge schließt zu ew'gem Frieden.

Und ist dein Ahdlard verfolgt, verstoßen,
Rastlos in heißen Kämpfen umgetrieben,
Daß ledensmüde er nach Ruhe schmachtet:

Dann öffne du den Blick, den freien großen,
Lehre den Armen dulden, hoffen, lieben,
Du Friedensstern, da ringsum Alles nachtet!

A. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Schluß.)

Lesers Camera obscura. Kunstverein. Versuche mit Schwimmschuhen.

Die bereits aus dem sechzehnten Jahrhundert stammende Erfindung der Camera obscura durch Johann Baptist Porta erhielt im Laufe der Zeit manche wesentliche Verbesserung und ist der nachbildenden Kunst von anerkanntem Nutzen gewesen. Namentlich hätten ohne sie die auf hiesiger Gemäldegalerie und sonst aufbewahrten vielen, trefflichen Prospekte der Stadt und Umgegend von Canaletto gewiß nicht zu einer solchen Vollommenheit im Wiedergeben aller Gegenstände und ihres Verhältnisses zu einander gelangen können. Neuerlich wird die Camera obscura von der Daguerreotypie als bloßes Hülfsinstrument gebraucht, und bei der wohlverdienten Aufmerksamkeit, welche sich dieser wichtigen Entdeckung zuwendet, mit dem Verlust ihrer Selbstständigkeit bedroht. Um so erfreulicher muß es seyn, daß es dem vielsigen, in der Genremalerei Ausgezeichnetes leistenden Baron von Leyser durch mehrjährige Studien und zum Theil mit bedeutenden Kosten verbundene praktische Versuche endlich gelungen ist, die noch immer an einigen, seither fruchtlos bekämpften Mängeln leidende Camera obscura auf einen Punkt zu erheben, welcher derselben ihre Bedeutung in der Kunst für immer sichern muß. Sein beim hiesigen Mechanikus und Optikus Pestel zur Freude aller Kenner und Kunstfreunde aufgestelltes dioptrisches Instrument unterscheidet sich von allen andern Gattungen der Camera obscura dadurch, 1) daß es, was bisher nie gelungen wollte, die empfangenen Bilder rechts, wie in der Natur, mit aller Farbenschönheit an eine transparente, perpendikuläre Fläche malt; 2) daß es keinen Spiegel nöthig hat und somit keinen Lichtverlust erleidet; 3) daß mit einem und demselben Rohre die Gegenstände fast in allen Größen aufgenommen werden können, und zwar durch bloßes Verkürzen oder Verlängern des beweglichen Rohrs; 4) daß es fast gar keinen Unterschied in der Deutlichkeit der nahen und fernen Gegenstände bemerken läßt, auch seine Krümmung der in der Natur geraden Linien sichtbar wird und die Beleuchtung des Bildes bis an den Rand scharf und klar ist; endlich, daß es 5) ein Sehfeld von 55 bis 40° besitzt und direkt auf den Gegenstand gerichtet werden kann. Da, so viel mir bekannt, diese Vorzüge des von Leyserschen Instruments noch nirgends so vollständig angezeigt worden, so schmeichle ich mir, daß meine Bemerkungen den dabei interessirten Sachkennern nicht unwillkommen seyn werden.

Der Katalog der nun ihrem Schlusse zueilenden Kunstausstellung hat seit meinem Berichte von ihr nicht nur einen gedruckten Nachtrag von 72 Nummern erhalten, sondern es sind auch später noch eine Menge neuer Beiträge eingelaufen, darunter überaus werthvolle Sachen, eben darum aber, bei dem beschränkten Raume dieser Blätter, zu deren derer Erwähnung nicht geeignet. Nur einige davon, die sich, zum Theil ihres ansprechenden Gegenstandes wegen, der vorzüglichen Aufmerksamkeit der Beschauer zu erfreuen scheinen, erlaube ich mir zu nennen. Es sind solches hauptsächlich die von Professor Steinla so schön in Kupfer gestochene Madonna Holbeins und zwei Landschaften vom Professor Dahl; sodann das Rundsingen einer Dorfschule von Hanisch, ein Bild, auf dem der wellgeöffnete Mund des vorsingenden Schulmeisters und dessen ganze Stellung, so wie Gesichter und Geberden des ihn umgebenden Kinderschwarms mit vieler Laune und Wahrheit ausgedrückt erscheinen; — die Schlacht bei Dresden im Jahr 1813 vom Artilleriehauptmann Schneider, deren Hauptgruppe, das Porträt Napoleons und der ihn umgebenden Marschälle, dem lebensvollen Gemälde ein hohes Interesse verleiht; das überaus ähnliche Brustbild des Oberbürgermeisters, Hofrath Pallerm stein, von Keil; die von der Bildhauer durch Lauer in Düsseldorf mit vielem Sinn und Takt dem spätern Mittelalter entlehnten, etwas über einen Fuß großen Gestalten Ulrichs von Hutten und Franzens von Sickingen, und ein gar liebliches Delgemälde von Steinbrück in Düsseldorf, die Elfen nach Tieck. So sauber auch die Ausführung des letztern ist, so wollten doch einige Kunstfreunde der vor mehreren Jahren schon hier zur Ausstellung gekommenen farbigen Skizze darin den Vorzug vor diesem Bilde erhalten, daß letzterem die Leichtigkeit abgehe, welche das geisterhafte kleine Wölkchen auf dem ersten Entwurfe besitzen.

Von Sevenswürdigkeiten verdienen im Augenblick namentlich die sogenannten belebten Bilder des Dioramas von Gropius Aufmerksamkeit. Am meisten gefallen die architektonischen Gegenstände, die, wie z. B. der der Darstellung des Innern der Kirche von Aix, in Hinsicht auf Perspektive und Naturwahrheit der Lichteffekte nichts zu wünschen übrig lassen. — Den, nach den vielen neuen Stadtanlagen, geschmackvollen Häusern zu schließen, jetzt so zahlreichen Freunden der sachsen Baukunst muß vorzüglich die architektonische Aufstellung berühmter deutscher Gebäude im Lokal des hiesigen Kunstvereins großes Interesse darbieten. Einen noch weit ausgedehnteren Kreis von Zuschauern aber wird das so eben erst aufgestellte kolossale Rundgemälde von Paris, 150 Fuß im Umkreise, anzuziehen wissen, das der Verfertiger des gesehäßten Panoramas von Petersburg, Lexa aus Prag, so eben erst vollendet hat. — Vor Kurzem wiederholten sich fast täglich an mehreren Stellen des Elbstroms, in der Nähe hiesiger Stadt, die Versuche, mit Schwimmschuhen auf der Wasserfläche fortzukommen. Ein junger Mechaniker und die Fischer scheinen wetteifern zu wollen in dieser Kunst, welche man, nach öffentlichen Blättern, in Magdeburg bereits beim Militär einzuführen versuchen soll. Wie zweifelhaft auch ein großer Erfolg der Sache im Allgemeinen seyn möchte, so läßt sich doch in manchen Fällen die Möglichkeit des Nutzens nicht absprechen.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 78 u. Monatsreg. September.

Verlag der J. G Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Fünfunddreissigster Jahrgang.

1841.

Oktober.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind langst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und berachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des **„Morgenblatts,"** mit Einschluß des **„Literaturblatts"** und **„Kunstblatts,"** kostet 20 fl.
Der Jahrgang des **„Literaturblatts"** und **„Kunstblatts,"** ohne das **„Morgenblatt"** . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das **„Literaturblatt"** . . . . . 6 fl.
das **„Kunstblatt"** . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das **„Morgenblatt"** in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Legende von der Schwester Beata. 255 — 258.
An die Kölner. 242.
Vertrauen. Von L. A. Frankl. 246.
Spanische Volkslieder. Von E. Geibel. 250.
Blick auf den Dom zu Köln. Von A. G. Eberhard. 253.
Die Stiftung des Frauenklosters Lichtenstern. Von Justinus Kerner. 258.

Räthsel.

Der Gänsekiel. 256.

Homonyme.

Unruhe — Ruhe. 257.

Erzählungen.

Lübeckische Sagen. 239 — 245.
Die Fee Langeweile. Von A. v. Sternberg. 251. 252.
Der Geistliche. Von F. E. Pipitz. 254 — 257.
Poesie und Schicksal. Von A. v. Sternberg. 259. 260.

Reisen.

Briefe aus Syrien. 235. 236. — 244. 245. 246. 247.

Naturwissenschaftliches.

Die neuesten Forschungen und Entdeckungen in der Planetographie. Von Dr. Nürnberger. 237 — 240.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Frauenchiemsee. 241 — 243.
Briefe Schillers und seiner Gattin. 246 — 248.
Das Mittelalter am Genfersee. 248 — 257.
Die Stadt in England. 249.
Von Athen nach Triest. 258 — 260.

Korrespondenz.

Genf. 235. 236. — Berlin. 237. 238. 239. — Florenz. 239. 240. 241. 242. 243. 244. — 256. 257. 258. — Stuttgart. 242. 243. 244. 245. — Paris 245. 246. 247. 248. — 254. 255. 256. 257. 258. — Prag. 249. 250. 251. — Petersburg. 251. 252. 253. — Baden-Baden. 253. 254. 255. — London. 259. 260.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Runges Nachlaß. Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge, Maler. Herausgegeben von dessen ältestem Bruder. (Schluß.) — Balladen und Romanzen. Balladen und Romanzen von Johann N. Vogl. Neueste Folge. — Geschichte. Geschichte des Lützow'schen Freicorps von J. F. G. Eiselen.

Nro. 101.

Rechtskunde. Der mündliche öffentliche Anklageprozeß und der geheime schriftliche Untersuchungsprozeß in Deutschland. Historisch und kritisch von F. G. Leue. — Gesundheitslehre. 1) Hygina oder die Kunst, das Leben des Weibes zu erhalten, zu verlängern und zu verschönern. Von Dr. Löwenstein. — 2) Zwei Reden gegen den Branntwein. Von einem Mitgliede des Oldenburgischen Mäßigkeitsvereins. — Baukunst. Einige Worte über den Dombau zu Köln. Von einem Rheinländer an seine Landsleute.

Nro. 102.

Gewerbswesen. 1) Beitrag zu einer deutschen Gewerbeordnung mit Rücksicht auf die bayerische Gesetzgebung

Digitized by Google

von C. Th. Kleinschrod. — 2) Preußische Zustände. Von K. L. Kramer. — Sagen und Romanzen. Rolands Album, herausgegeben von F. Freiligrath.

Nro. 103.

Länder- und Völkerkunde. Almanach der Erd-, Länder-, Völker- und Staatenkunde von H. Berghaus. — Gewerbewesen. 2) Preußische Zustände. (Schluß.)

Nro. 104.

Romane und Erzählungen. 1) Erzählungen von Hofrath G. H. v. Schubert. — 2) Aus dem Leben eines Berliner Arztes. — 3) Bekenntnisse eines Opiumessers. Aus dem Englischen von Amalie Winter. — 4) Der Kaschmirshawl. Von Charles White. Aus dem Englischen von Richard. — Politische Charlatanerie. Kritische Darstellung der Socialtheorie Fouriers von A. L. Chuquet. Herausg. durch Dr. Bacherer. — Gewerbswesen. 5) Ausführliche Volksgewerbslehre. Von J. H. M. v. Poppe. — 4) Kleines kaufmännisches Handwörterbuch in drei Sprachen. Von Dr. J. G. Flügel.

Nro. 105.

Naturgeschichte. 1) Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände von Professor Oken. — 2) Nomenclator botanicus seu Synonymia plantarum universalis, autore E. Steudel. — 3) Die Versteinerungen des norddeutschen Kreidegebirges. Von Fr. A. Römer. — 4) Lehrbuch der Naturgeschichte von Dr. Prestel. — 5) Bannmanns Naturgeschichte für das Volk.

Nro. 106.

Dichtkunst. Parabeln aus dem Reiche der Blumen von Pauline Klein, geb. Gerlach. — Verfassungswesen. Urkundliches zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preußen. — Roman. Novellen und Erzählungen. Aus hinterlassenen Papieren der Frau Amalie Beyerody.

Nro. 107.

Länder- und Völkerkunde. 1) China, seine Zustände und Aussichten in besonderer Rücksicht auf die Verbreitung des Evangeliums. Frei bearbeitet nach dem Werke des englischen Missionärs W. H. Medhurst.

Nro. 108.

Schweizer-Geschichte. 1) Schweizerchronik in vier Büchern, aus den Quellen untersucht ꝛc. durch J. A. Henne von Sargans. — 2) Memorabilia Tigurina oder Chronik der Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich. Von Fr. Vogel. — Länder- und Völkerkunde. 1) China, seine Zustände und Aussichten in besonderer Rücksicht auf die Verbreitung des Evangeliums. Frei bearbeitet nach dem Werke des englischen Missionärs W. H. Medhurst. (Schluß.)

Nro. 109.

Länder- und Völkerkunde. 2) Fan-Kuei, oder der Fremdling in China. Uebersicht der Sitten, Gesetze, der Religion, des Handels ꝛc. des chinesischen Volks. Von Charles T. Downing. Nach der 2ten Auflage des Originals mit Bezugnahme auf die neuesten Ereignisse von C. Richard.

Nro. 110.

Dramatische Dichtkunst. Maria von Medici. Trauerspiel von J. L. Klein. — Schweizers-Geschichte. 3) Die zwei ersten Jahrhunderte der Schweizergeschichte. Von der Stiftung der Bünde bis zur Reformation. Vorlesungen gehalten zu Basel von Dr. H. Geizer. — 4) Die Schweizer Chronik. Von der Stiftung des Rütlibundes bis zum ewigen Frieden mit Frankreich. Von Johann Sporschil. — Politische Literatur. Du Rhin et de la Syrie par Loriol.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. (Fortsetzung.) — Kunstnachrichten und Archäologisches aus Rom. Juli 1841. (Schluß.) — Museen und Sammlungen. — Denkmäler.

Nro. 80.

Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. (Fortsetzung.) — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 81.

Baukunst des Mittelalters. Ueber die ausgedehnte Anwendung des Spitzbogens in Deutschland im 10ten und 11ten Jahrhunderte von Dr. C. Richard Lepsius. Als Einleitung zu der deutschen Uebersetzung von Herrn Henry Gally Knight's Entwickelung der Architektur unter den Normannen. — Sculptur. — Galvanoplastik. — Numismatik. — Medaillenkunde. — Materei.

Nro. 82.

Archäologie. Lettres archéologiques sur la peinture des Grecs, par M. Raoul-Rochette; ouvrage destiné à servir de supplément aux Peintures antiques du même auteur. — — Materei. — Photographie. — Technisches.

Nro. 83.

Archäologie. Lettres archéologiques sur la peinture des Grecs, par M. Raoul-Rochette; ouvrage destiné à servir de supplément aux Peintures antiques du même auteur. (Schluß.) — Technisches. — Alterthümer.

Nro. 84.

Die Sühnung des Orestes. — Kupferstichkunde. — Alterthümer. — Statistik der Kunst.

Nro. 85.

Der angelnde Mercur des königlichen Museums zu Neapel. — Die Sühnung des Orestes. (Fortsetzung.) — Artistischer Verkehr. — Neue Kupfer- und Stahlstiche. — Neue Lithographien. — Kupferwerke. — Lithographische Werke.

Nro. 86.

Die Sühnung des Orestes. (Fortsetzung.) — Anfrage. — Lithographische Werke. — Literatur. — Nekrolog. — Persönliches.

Digitized by Google

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 1. Oktober 1841.

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Gerümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.

Novalis.

Legende von der Schwester Beata.

I.

Das Kloster unserer lieben Frau im Weißdorn.

Ein Kloster steht in einer Schlucht,
Darob der Jura hoch sich thürmet,
Das reiner Frauen fromme Flucht
Aus der unheil'gen Welt beschirmet.
Berührt von einem Wechsel kaum
Die sanften Tage hier entschweben;
Die Welt, die Zeit ist hier ein Traum,
Und wirklich nur in Gott das Leben.

Der Jungfrau, die gebenedeit
Vor allen, ist dieß Haus gegründet,
Die sich in dieser Einsamkeit
Als Blumenkön'gin auch verkündet.
Sie ziert dieß bergumhegte Thal
Mit Blumen, wie sie nur umflossen
Von reinster Sonnen wärmstem Strahl
In mildsten Triften selig sprossen.

Gezeigt in sichtbarer Gestalt
Hat sie zuerst sich hier im Strauche
Des Weißdorns, im frischduft'gen Wald;
Lenz ward's von ihrem Himmelshauche;

Ein großes Gotteshaus erstand,
Es wuchs ein Garten aus der Wildniß,
Da wo man in den Blüthen fand
Ihr glanzverbreitend, selig Bildniß.

Wie Duft von Blumen flog hinaus
Der hohen Wunderthaten Kunde,
Womit der Jungfrau Bild das Haus
Begnadigt hat im stillen Grunde;
Viel edle Pilger zogen her
Wallfarthend von der Erde Enden,
Von Sorgen und von Gaben schwer,
Dankbar zu opfern reiche Spenden.

Der Schwestern Eine hat die Pflicht,
Des wunderbaren Bilds zu warten;
Zu Kränzen und zu Sträußen flicht
Die schönsten Blumen sie im Garten;
Der Jungfrau Haupt und Brust sie schmückt
Mit Lilien, Glocken, Sternen, Nelken,
Die sie alltäglich frühstens pflückt,
Die alten tauschend, eh sie welken.

Nie darf der Erstling ihrer Gunst,
Die zarte Weißdornblüthe, fehlen;
Wenn flog der Mai, muß emsige Kunst
Den Mangel der Natur verhehlen;

Digitized by Google

Dann unter ſchöpferiſcher Hand
Muß Blatt auf Blatt zum Strauß ſich ſchmiegen,
Der eingehegt vom Silberband
An der Madonna Bruſt darf liegen.

In der geprieſ'nen Jungfrau Huld
Steh'n, reinen Blumen gleich, die Schweſtern,
Friedvoll, von keiner Ungeduld
Gequält — das Heute wie das Geſtern.
Sie wüßten Nichts vom Zeitenfluß,
Wenn Sommer, Winter, Lenz nicht kauſchten,
Wenn plötzlich nicht, vom eil'gen Kuß
Des Todes, oft Blumen niederrauſchten.

II.

Beata.

Wie ſchmückte der Cuſtodin Amt
Beata, die, ein Kind noch eben,
Vom heiligen Beruf entflammt,
Erwacht zu der Begeiſtrung Leben,
Seit ihr, der jüngſten Gottesbraut,
Der zartſten Roſ' im Kloſtergarten,
Die ſchöne Sorge ward vertraut,
Des Muttergottesbilds zu warten.

Die Eltern raubt' ihr früh der Tod,
Die, kundig, wie die Lebensreife
In arger Welt Verderben droht,
In's Kloſter wieſen fromm die Waiſe.
Da ward des edlen Hauſes Kind
Mitleidig zart begrüßt von Allen;
Die anmuthvollſten Dienſte ſind
Der Allgeliebten zugefallen.

Der milden Himmelskön'gin Näh
Durchſtrömte ſie mit ſüßem Schauer;
In warmer Andacht ſchmolz ihr Weh,
Ergebung wuchs aus ird'ſcher Trauer;
Gewonnen hat ſie ein Aſyl,
Ob auch das Vaterhaus entſchwunden;
Gewonnen hat ſie Schweſtern viel
Und neu ein Mutterherz gefunden.

Die Mutter, die ſie ſtill beweint —
Die Gottheit, der ſie brennt zu dienen —
Sie ſind ihr, wunderbar vereint,
Im Muttergottesbild erſchienen,
Das lächelnd auf ſie niederblickt,
Mit ſtummem Zuſpruch ihr begegnet,
Als Mutter ſie mit Troſt erquickt,
Als Himmelskönigin ſie ſegnet.

Wie ſüßer Troſt in's Herz ihr kam,
Ein Vorſchmack reinſter Seligkeiten,
Wenn ſie die weißen Blumen nahm
Vom Buſen der Gebenedeiten!
Ihr war, als ob des Himmels Ruh,
Die Liebe, die kein Tod mehr ſchreckte,
Der eignen Seele ſtrömte zu,
Wenn ſie an ihre Bruſt ſie ſteckte!

War auch verſiegelt feſt ihr Mund:
Doch war ſie allen Schweſtern theuer;
In ihres feuchten Auges Grund
Hell leuchtete der Liebe Feuer;
Die hohe Stirne, rein und licht,
Den Frieden Gottes offenbarte,
Ihr Blick die frohſte Zuverſicht
Mit frommer Kindesdemuth paarte.

Daß ſie Mariens Liebling ſey,
War aller Schweſtern ſtiller Glaube,
Doch kam es Keiner neidiſch bei,
Wie ſie der Heil'gen Gunſt ihr raube;
Es war, als ob ſich ihre Huld
In dieſem Kinde neu bezeugte,
Das ferne war von Stolz und Schuld,
Und dem ſich jede Seele beugte.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Das größte Lob unter den Thieren der Caravane verdiente unzweifelhaft der weit geduldigere Eſel, ein Thier, das bei uns durch die ewigen Vorwürfe der Faulheit und Dummheit ſchwer verläumdet wird. Kein Thier trägt im Verhältniß ſeiner Größe ſo viel und unermüdlich wie der Eſel. Bei unſerm Zuge waren welche grauſam bepackt, und ſie gingen doch mit kleinen, aber emſigen Schritten vorwärts, bis ſie unter ihrer Laſt zuſammenbrachen, was bei einer großen Maſſe dieſer armen Thiere der Fall war. Pferde von beſonders edlen Racen befanden ſich, außer den unſrigen, im Zuge gar nicht: dauerhafte, ſtarke, ſogar ſchöne Pferde genug, doch keine ohne in die Augen ſpringende Mängel und Fehler. Dagegen gab es unter den Reitern ausgezeichnet ſchöne Geſtalten. So erinnere ich mich dreier Druſen — es waren Brüder — die in ihrem maleriſchen Koſtüm ein herrliches Bild gaben. Sie trugen weite rothe, goldgeſtickte

Digitized by Google

Beinkleider, einen farbigen ſeidenen Gürtel und eine blaue geſtickte Jacke mit aufgeſchlitzten Aermeln, die über die Schultern fielen, auf dem Kopf den weißen Turban, und waren ſehr gut mit reich geſchmückten Waffen, Säbeln, langbalſigen Piſtolen und langen Flinten verſehen. Ihre ſchönen Phyſiognomien waren, bei vieler Gutmüthigkeit, doch trotzig und wild. Ihre Pferde, obgleich ſehr ſchlank und mager, waren äußerſt ſchnell und ausdauernd und wurden von ihnen mit erſtaunlicher Gewandtheit geführt. Bei den Spielen, welche die Reiter beim Beginn des Zuges trieben, zeichneten ſich die drei immer aus, beſonders bei einem, wo der Reiter eine große Araberlanze in die rechte Hand nimmt, das Pferd im Carriere reitet und dabei dieſe Waffe über dem Kopf nach allen Seiten wie eine Feder ſchwenkt, auf einmal die Spitze in den Sand ſtößt und ſein Pferd um dieſen Drehpunkt mit unglaublicher Geſchicklichkeit bald auf die rechte, bald auf die linke Seite wendet, je nachdem er die Lanze links oder rechts in den Sand ſtößt. Mir ſchienen dieſe drei Brüder ein Nachklang jener alten Türkenreiter, deren einen Victor Hugo ſo trotzig ſprechen läßt:

Von meinem Schwerte rinnt des ſchwarzen Bluts Getropfe
Und meine Streitaxt hängt am blanken Sattelknopfe.

Daß es tolle, leicht erregbare Menſchen waren, hätte unſer Maler beinahe zu ſeinem Unglück erfahren. Einer derſelben näherte ſich ihm und bat um eine der Percuſſionspiſtolen, die F. im Gürtel hatte. Er reichte ſie ihm bereitwillig; ſie war nicht geladen. Der junge Druſe betrachtete ſie mit großer Aufmerkſamkeit und Neugierde, unterſuchte hauptſächlich den Hahn, und als er weder Stein noch Pfanne fand, bat er durch Zeichen, man möchte ihm die Manipulation des Abfeuerns zeigen. F. ſetzte ein Capſel auf die Batterie, ohne ſie, wie er ſonſt that, feſt hineinzudrücken; denn die Zündhütchen waren etwas zu klein für die Piſtole, und oft konnte man den Hahn drei-, viermal niederſchlagen laſſen, ehe es losging. So ging es auch dem Druſen; er drückte ab, und da kein Feuer erfolgte, gab er die Waffe kopfſchüttelnd zurück. F. ſpannte jetzt nochmals, und da das Zündhütchen durch den erſten Schlag des Hahns gehörig eingedrückt war, erfolgte die Exploſion. Auf dem Geſichte des Druſen wurde ein leichter Verdruß ſichtbar; er glaubte wohl, Gott weiß welche Zauberei ſtecke hinter dem Schloß, daß es ihm verſage, oder wir Franken können allein abdrücken und halten ihn zum Beſten. Doch bat er nochmals um die Piſtole, und als F., wahrſcheinlich um ihn zu necken, das Zündhütchen wieder nur leicht aufſetzte, wodurch es, als der Druſe losdrückte, nochmals verſagte, und F. es nun ſelbſt wieder mit lächelnder Miene abbrannte, riß dem jungen Türken plötzlich die Geduld; ſeine Züge drückten Zorn und Verachtung aus, er warf ſein Pferd zurück, riß ſeine Piſtole aus dem Gürtel, legte auf den Maler an, und es wäre ſicher ein Unglück geſchehen, wenn nicht ein alter, langbärtiger Beduine mit einem äußerſt ſchlauen Geſicht, der neben mir ritt und wahrſcheinlich den Zuſammenhang kannte — denn er hatte beim vergeblichen Bemühen des Druſen höhniſch gelächelt — mit einem gewaltigen Sporenſtoß ſich zwiſchen Beide geworfen und die Piſtole des Druſen auf die Seite geſchlagen hätte, worauf ſich dieſer mit wilden Blicken entfernte. Später ſchien er aber ſein Unrecht einzuſehen; er kam am andern Morgen zum Maler herangeritten und übergab ihm ſeine eigene geladene Piſtole mit dem Bedeuten, er ſoll auf ihn ſchießen. Doch rauchten ſtatt deſſen die Beiden eine Pfeife zuſammen und der Friede war wieder hergeſtellt.

Unſer heutiges Nachtlager war, wie das geſtrige, nur von Sand und todten Körpern umgeben; zur Tränkung der Thiere hatte man Gruben in den Sand gemacht, in denen ſich jedoch nur ein ſalziges, übelſchmeckendes Waſſer ſammelte. In der beſten, das heißt der größten, ſtand ein rieſiger Neger und ſchöpfte für unſere Pferde und die der Paſchas das Waſſer in einem großen metallenen Gefäß, und da dieſes jedesmal dem Pferde vorgehalten wurde, ſo kann man denken, wie lang es dauerte, bis alle getränkt waren. Auch fehlte es nicht an Zank und Streit, den aber gewöhnlich der Neger auf eigene Fauſt ſchlichtete, indem er jeden Araber und Beduinen, der ſich mit dem Pferde vordrängen wollte, mit ſeinem Gefäß auf den Kopf ſchlug, wobei der Getroffene nicht ſelten in's Waſſer zu ihm hinabfiel. Dieſer Neger war aber auch ein wahrer Athlet, und ich habe ihn Pferde, die ihm zu nahe kamen, zurückwerfen ſehen, daß ſie ſich beinahe überſchlugen. Wir ſpendeten ihm einen gelinden Baſchis von einigen Piaſtern, in deſſen Folge er uns allen Uebrigen vorzog. Dieſer Kerl war ein Angeſtellter bei der hieſigen Poſtſtation.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Arbeiten über die Reformation. — Die Bibliothèque universelle.

Während in Paris eine Schrift nach der andern gegen Calvin und die Reformation erſcheint, während dort der bekannte Profeſſor Saint-Priest drucken läßt, daß Luther, comoine ivre de bière et de licence, avait fait brûler Zwingle, erſcheint hier ein treffliches Buch von unſerem A. Gaydon über die Werke franzöſiſcher Schriftſteller der Reformation. Von Calvin hatte der Verfaſſer ſchon in einem frühern

Digitized by Google

Werke gesprochen; hier verbreitet er sich über die Schriften Farel's, Froment's, Viret's und Theodore de Bèze's. Diese Arbeit hatte große Schwierigkeiten; der Verfasser mußte mit Fleiß und Geduld nicht allein alle gedruckten Werke jener Männer durchgehen, sondern auch die bänderreichen Handschriften aus dem fünfzehnten Jahrhundert, an denen die Genfer Bibliothek so reich ist, und eine Menge anderer fast ganz vergessener Schriften, die damals hier erschienen sind. Ein mühsames, oft undankbares Werk, denn jene theologischen Schriften haben wenig Angiehendes. Wer unter dem vielen Dunkeln und selbst Zurückstoßenden fand den Verfasser manche anziehenden, scharf bezeichneten Züge, manche wichtigen Angaben, die helles Licht auf die Literatur jener Zeit werfen. Die gewaltigen Kämpfer, die damals den römischen Koloß angriffen und mit Luther und Zwingli niederringen halfen, die eine neue Kirche gründeten, und aus dem kleinen, kaum der savoyischen Herrschaft entgangenen Genf die Rednerbühne des weltherrschenden Roms machten, diese Männer waren gewiß keine gemeinen Naturen. Die Verbindung des Parteigeistes und der Leidenschaft konnte allein die hohe Kraft ihres Charakters und ihre große Anstrengung verewigen und längnen. Wie oft hat man in Frankreich gering und verächtlich von ihnen gesprochen: dabei vergißt man jedoch immer, was sie geleistet haben und daß mittelmäßige Männer solches unmöglich hätten leisten können, wenn man nicht annimmt, daß jene Zeit ganz schwindelnd und verdienbet, die Männer Roms aber an Geist und Kraft den Reformatoren weit unterlegen waren, was sich doch nicht annehmen läßt, und was auch ganz gegen die Geschichte ist. Der Muth, die Kraft und die Beredsamkeit der Genfer Reformatoren konnte sich nur auf große Grundsätze, auf festverkettete Ueberzeugung gründen. Nur durch sie gelang es ihnen, eine Menge äußere und innere Schwierigkeiten zu überwinden. So äußerten sie auch einen großen Einfluß auf die damalige Literatur, wies wohl Calvin der einzige ausgezeichnete Schriftsteller unter ihnen war. Ihr literarischer Einfluß geht aber weniger auf Style und Sprachbildung, als auf das unabhängige Denken und Sprechen. Sie drückten der französischen Sprache das ganz eigenthümliche Siegel der Reformation auf, nämlich vorherrschendes Prüfen, Denken und Urtheilen mit Verwachslässigung der Phantasie. Dadurch bekamen ihre Schriften etwas Hartes und Strenges. Da diese Reformatoren nur wenig die achtzig Jahre nach der Erfindung der Buchdruckerkunst kamen, die lange nicht dem Volke angebort hatte, so benutzten sie solche eifrig, um demselben klar und überzeugend ihre Ideen über Religionswahrheiten mitzutheilen, die früher unzugängliche Mysterien gewesen waren. Dadurch trugen sie wesentlich zum Gebrauch der Vulgärsprache in Schriften und zur Lust am Lesen bei. Ihre beißenden, oft im Geist der Zeit groben, aber fast immer geistreichen Flugschriften wurden begierig gelesen und dienten wesentlich dazu, in der französischen Sprache ihre eigenthümliche Richtung, das Spottende und Sporten zu entwickeln. Die Beredtsamkeit der Reformatoren legte sich weniger darauf, bei den Zuhörern Bewegung und Rührung hervorzubringen; ihnen war weit mehr daran gelegen, durch gedrängte Dialektik die Aufmerksamkeit zu fesseln, und dadurch auf Urtheilskraft und Verstand zu wirken. Calvin nahm seine ganze Beredtsamkeit aus der Energie seines kalten Charakters; darum hielt er auch gar nichts von der Phantasie in der Rede, und sah seine Zeit, wie sehr seine Zuhörer hatte er vielleicht Recht. Seine gedieterischen, schmeidenden und harten Worte drangen mächtig zum Verstand und verlangten da Eingang. In der Hitze der Diskussion wurde er oft zur Heftigkeit fortgerissen, dabei vergaß er aber doch nie, seine Lehre streng logisch zu gestalten. Er stellt sich selbst als Gesetzgeber der Reformation dar, und seine „Institution" mit einer französischen Vorrede ist eines der merkwürdigsten Erzeugnisse jener Zeit; man kann sie als den Codex der Genfer Reformation betrachten, wobei seine Kollegen und Schüler nur als Commentatoren dienten. Hier besonders glänzt sein Genie, aber auch nur durch dieses Uebergewicht konnte er so ganz verschiedene Charaktere unter einer Fahne und in Disciplin erhalten, den heftigen Farel, diesen Ehrenmann und dem südlichen Frankreich, in Allem so leidenschaftlichen, selbst in seinen ersten Predigten; den eleganten, aus der großen Welt und vom Hof gekommenen Theodore de Bèze, der so wenig zu Calvins Rauhheit und Strenge zu passen schien, und endlich das in seiner neuen Freiheit ganz truntene, ausgelassene, sinnliche, libertine und auf seine Unabhängigkeit so eifersüchtige Genfer Volk, das lange in der Reformation nichts als das Mittel sehen wollte, die Aufsicht seines Bischofs und der Mönche los zu werden. — Im zweiten Theil wird der Verfasser von Henri Etienne, Mornay, La Roue, Aubigné und andern handeln.

Unsere Bibliothèque universelle nimmt fast alle Jahre an Bedeutung zu. Sie ist die älteste aller in französischer Sprache erscheinenden Revüen, denn sie erschien zuerst 1796, wo Pictet und Maurice sie stifteten. Von ihnen ging die Redaktion in andere verständige Hände über, und so gelang es ihr, sich selbst in schlimmen Zeiten zu halten, während in Frankreich alle früheren Revüen sanken oder ganz eingingen und neue an ihre Stelle traten, die wieder nicht auf festen Füßen standen. Seit fünf Jahren steht die Bibliothèque universelle unter der Leitung des Professors Delarive, der als sehr reicher Mann seinen Gewinn dabei hatte, sondern sein Opfer an Zeit und Mühe scheute, um der Wissenschaft und Literatur in seinem Vaterland dieß würdige Organ zu erhalten. Er selbst, der durch seine physikalischen und chemischen Forschungen und Entdeckungen würdig neben Biot, Arago und Becquerel steht, verbindet mit dem Feuereifer für diese Wissenschaften sehr umfassende Sprach- und Literaturkenntniße, die ihm bei der Redaktion unserer Revüe sehr zu statten kommen. Viele Gelehrte und Literaten Genfs geben dazu Beiträge. Durch dieses glückliche Zusammenwirken hat sich diese Zeitschrift nicht nur gehalten, sondern auch in jeder Beziehung gehoben; sie ist mannigfaltiger und vielseitiger geworden. Allerdings ist ihre Tendenz auch jetzt noch mehr der Wissenschaft als der schönen Literatur zugewendet. Darin folgte sie vielleicht zu sehr dem Genferischen Geist, der nun einmal diese Literatur nur als Nebensache, mehr als Unterhaltungsmittel denn als Zweck betrachtet. Ohne diese beschränkende Richtung hätte sie seit fünfzehn Jahren wohl beifall und beispielgebend auf die ausgearbeitete französische Literatur wirken können. Indessen hat doch die Zeitschrift nichts Ausschließendes in ihrem Plan. Sie steht, mit Ausschluß der Verse, Erzeugnissen der Phantasie so gut offen als wissenschaftlichen Abhandlungen; ja es sind darin schon oft geistreiche Artikel von eigenthümlichem Werth, z. B. von Töpfer, und interessante Aufsätze mancher Art erschienen, die den merkwürdigen Aufschwung verständigen, welchen seit einigen Jahren die französische Schweiz ganz unabhängig von Frankreich und französischer Art nimmt. Um diese glückliche Bewegung immer mehr zu erleichtern und zu begünstigen, und zugleich den Raum für einen wichtigen Zweig der Wissenschaft zu erweitern, ändert jetzt die Redaktion der Bibliothèque universelle etwas an ihrer Form.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 2. Oktober 1841.

Ella tremante e lassa
Porge la mano all' opera — —
Mira e tratta le piaghe; e di ferute
Giudice esperta, spera indi salute.
Tasso.

Legende von der Schweſter Beata.

III.

Der Ritter Raimund.

Ein Ritter ward im nahen Wald
Von Mörderbänden ſchwer getroffen;
Hinab zum Kloſter trug man bald
Den Blutenden — faſt ohne Hoffen.
Die Wang' iſt und die Lippe fahl,
Das loc'ge Haupt zurückgeſunken;
Ob treue Kunſt wohl noch einmal
Anfacht den faſt erloſchnen Funken?

Beata hat im Vaterſchloß
Gelernt heilſamer Pflanzen Kräfte;
Mit Balſam ſie die Wunden ſchloß,
Und miſchte kunſtreich edle Säfte;
Sie pflegt' ihn ohne Ruh und Raſt
In Fiebernächten bis zum Morgen,
Und flehte Maria, an dem Gaſt
Zu ſegnen ihre frommen Sorgen.

Durchſchwebt hat ſie die Traumesnacht
Als Engel oft des Fieberkranken;
Des Weibes holden Reiz, erwacht
Zum Leben, ſeine Blicke tranken;
Bis in der Jungfrau, Gott getraut,
In ſeiner Wärtrin er erkannte
Sie, die als Kind ſchon Raimunds Braut
Ihr Vater und der ſeine nannte.

Und bald ein andres Fieber wild
In Raimunds Adern kocht und gähret,
Das Trank und Balſam nimmer ſtillt,
Und das des Arztes Nähe nähret;
Die Krankheit, deren ſüßen Schmerz
Sich in des Lebens Wurzeln wühlet,
In deren Wallungen das Herz
So arm ſich, und doch ew'ger fühlet.

Mit Seufzen, Wort und Blick er flieht:
„Mich, den vom Hauch des Tods noch Blaſſen,
Deß Heil in deinen Händen ſteht,
Willſt du mich jetzt verſchmachten laſſen?
O! hätt'ſt du nimmer doch geſcheucht
Vom Haupte mir des Todes Schatten,
Wenn jetzt du weigerſt, unerweicht,
Den Trank, der heilt den Liebesmatten!

„Schau dieſen Goldring! ſchau das Pfand,
Daß früh du mir zur Braut erkoren!
Der Himmel fügt' es, daß ich fand
Dich, der mein Herz blieb zugeſchworen!

Digitized by Google

Maria, forgsam für dein Glück,
Die hier dich ſtets mit Huld begnadet,
Gibt gern dem Leben dich zurück,
Das dich zu höhrer Wonne ladet!

„Am wunden Gaſt ließ ſie gedeihn
Die treue Pflege deiner Hände,
Daß deine Seele, fromm und rein,
An ihm das ſchönſte Werk vollende;
Damit als Schutzgeiſt du geſellt
Mich auf der irren Bahn begleiteſt,
Und immer aus dem Kampf der Welt
Zurück zum Born des Heils mich leiteſt!“ —

Komm, hohe Himmelskön'gin, komm
Aus deines Friedens ſeel'gen Stätten,
Dein Kind, ſo einfach und ſo fromm,
Aus der Verſuchung Netz zu retten!
Du ſchweigſt, du ſprichſt nicht laut genug!
Ach! von der Erde liſt'gen Schlangen
Laßt auf dem reinen Himmelsflug
Die Taube ohne Falſch ſich fangen!

IV.

Die Flucht.

Nacht iſt's; da naht zum letzten Mal
Beata zitternd der Madonne;
Trüb fällt der ew'gen Lampe Strahl
Auf's Antlitz der treuloſen Nonne.
Nicht wagt ſie zu der Königin
Das ſcheue Aug' emporzuſchlagen;
Auf ihre Kniee ſinkt ſie hin
Und betet ſo mit tiefem Zagen:

„Du meiner Jugend mächt'ger Hort,
Warum, ach! haſt du mich verlaſſen?
Dir darf ich dienen nicht hinfort; —
Mich, die du liebteſt, muß ich haſſen!
Entweiht muß deine Näh' ich fliehn,
Hinaus in Sünde, Nacht, Verderben!
O ließeſt du, eh' ich muß ziehn,
Zu deinen Füßen gleich mich ſterben!“

In Thränen liegt ſie lange ſtumm,
Faſt in der kalten Nacht erſtarrend,
Gebannt an's theure Heiligthum,
Des Tods in banger Sehnſucht harrend.
Umſonſt — zu leben iſt verdammt
Beata — mahnend naht der Morgen;
Da übt noch einmal ſie ihr Amt,
Das Bild mit Blumen zu verſorgen.

Mit einem friſchen Strauß ſie's ſchmückt,
So wie man Bahren ziert mit Schmerzen —
Die alten, welken Blumen drückt
Sie als Reliquien zum Herzen; —
Verzweifelnd ſtürzt ſie aus dem Chor
In Raimunds Arme; ohne Weilen,
Bedeckt noch von der Dämm'rung Flor
Zu Roß dem Kloſter ſie enteilen.

Sie reiten raſtlos Tag und Nacht,
Bis kein Verfolger mehr zu ſcheuen,
Um dann bei Luſt und Glanz und Pracht
Sich des erſtohlnen Glücks zu freuen.
Die Leidenſchaft, der Freuden Sturm
Muß ſchwarzer Reu Geſpenſt verjagen;
Der Rauſch der Sinne dämpft den Wurm,
Der an Beatas Herz will nagen.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Das Wort Poſtſtation in der Wüſte wird Jedem ſonderbar vorkommen. Aber auch dieß iſt eine von den vielen guten und ſchönen Einrichtungen, die der Geiſt Mehemet Ali's in's Leben gerufen. Er verſuchte auf alle mögliche Weiſe, dem öden, unwirthbaren Landſtrich der Wüſte Einrichtungen aufzuzwängen, um den zahlreichen Caravanenzügen den Weg von Aegypten nach Syrien zu erleichtern. Nicht nur, daß er, wie ich ſchon früher bemerkt, längs des ganzen Weges, etwa von ſechs zu acht Stunden Brunnen anlegen ließ, die zum Theil ſchon fertig, zum Theil im Bau begriffen waren, unter den jetzigen Verhältniſſen aber nicht vollendet werden: er hat auf dem ganzen Wege von Kairo nach Akra Poſtſtationen anlegen laſſen, die aus einem Wohnhaus für die Tartaren und Stallungen für Kameele, Pferde und Eſel beſtehen. Jetzt natürlich war auch dieſes Inſtitut nicht mehr im gewöhnlichen Gange. Was konnte dem Paſcha jetzt daran liegen, Menſchen und Vieh aufzuopfern und den Kaufleuten oder ſonſtigen Reiſenden eine ſchnellere Verbindung mit einem Lande zu verſchaffen, aus dem man ihn gejagt hatte? Ueber die Aufhebung dieſer Poſten wird ſich wohl Niemand mehr gefreut haben, als die Angeſtellten ſelbſt. Dieſe Menſchen führten ein troſtloſes Leben. Wir haben welche getroffen, die ſeit drei Jahren ihren Bezirk nicht verlaſſen, kein grünes Feld, kein Waſſer geſehen hatten, als das ſchlechte, das ihnen in Schläuchen zugeſchickt wurde.

Digitized by Google

Der Tartar Gaſſi, der heute Abend wieder unſer Gaſt war, erzählte uns als Chef der Poſt Einiges über die Einrichtung. Man muß nicht glauben, daß es dabei auf eine ganz geregelte Anſtalt abgeſehen geweſen, wie bei uns, daß man etwa ohne Weiteres Briefe ꝛc. damit befördern konnte und dergleichen. Der Hauptzweck war, den amtlichen Weg offen zu halten; doch konnte ſich jeder Privatmann leicht einen Ferman auswirken, vermöge deſſen ihm für eine gewiſſe Summe Pferde und Kameele geſtellt wurden, die auf jeder Station wechſelten und womit er ſeine Effekten oder ſich ſelbſt befördern konnte.

Bei dieſen Poſttransporten, wo es auf Schnelligkeit ankommt, bedient man ſich des Reitkameels, des Hadſchins. Es iſt dieſelbe Species, wie das gewöhnliche Laſtkameel, aber eine edlere Race und von demſelben verſchieden, etwa wie das engliſche Rennpferd vom gemeinen Ackergaul. Ich widerlege hiemit die falſche Vorſtellung Vieler, welche auch ich theilte, als wäre der Hadſchin eins mit dem zweihöckerigten Dromedar. Das Reitkameel, welches ein Alter von dreißig Jahren erreicht, wird ſchon mit zwei Jahren zum „Rachwan“ dreſſirt, zu jenem Paß oder angenehmen Trab, den einige perſiſche Pferderacen von Natur haben, zu welchem Zweck man ihm einen Vorderfuß mit dem Hinterfuß derſelben Seite durch einen ziemlich langen Strick verbindet, es zuerſt gehen läßt, dann langſam antreibt, bis es gewöhnt iſt, im Trab die beiden Beine jeder Seite zugleich aufzubeden und ſie nicht wie das Pferd zu kreuzen. Die Ausdauer und Schnelligkeit dieſer Thiere iſt bewundrungswürdig. Sie traben gleichmäßig fort und machen mit ihren langen Beinen ſehr große Schritte. Das Pferd kann ſie wohl auf einen Augenblick im Carriere überholen, doch hält es keine Stunde mit ihnen aus. Ein Hadſchin kann ohne große Anſtrengung in einem Tage gegen fünfzehn deutſche Meilen laufen, und friß dabei nicht mehr als ein anderes Kameel. Unſer Tartar Gaſſi hatte zu Anfang der Feindſeligkeiten eine Depeſche Ibrahims von Akra nach Kairo zu bringen, welche Strecke von hundertfünfzig türkiſchen Stunden, alſo, dieſe zu fünf Viertel deutſchen gerechnet, gegen hundertneunzig Stunden, er, ſo lautete der Befehl des Paſcha, bei Verluſt ſeines Kopfes in drei Tagen zurücklegen ſollte. Der Tartar Gaſſi, der auf allen Stationen die beſten Reitkameele kannte, übergab ſeine Depeſche ſchon in der Hälfte des dritten Tages. Indeſſen ſoll dieß Reiten wegen der ſtarken Bewegung des Thieres ſehr ermüden und die Bruſt angreifen. Dieß iſt auch natürlich; der Sattel liegt oben auf dem Höcker, ſo daß der Reiter die volle Kraft der Bewegung auszubalten hat. Da der Reiter mit den Beinen nicht ſchließen kann, ſo iſt der Sattel mit einer Lehne verſehen, und trotz dieſer Lehne und einem Bügel an der linken Seite, in welchen der Reiter, wie bei uns die Damen, einen Fuß ſetzt, iſt es doch ſchwer, das gehörige Gleichgewicht zu erhalten.

Der Tartar Gaſſi ließ und während des Marſches ein Reitkameel beſtiegen. Jemand, der zum Schwindel geneigt iſt, würde keinen Augenblick oben ſitzen bleiben. Und doch iſt es etwas Schönes um dieſe Reiterei. Ich habe ſtets mit Vergnügen die Paſcha's auf ihren Hadſchins daher kommen ſehen. Das große Thier, das mit ſeinem Reiter aus großer Entfernung im Augenblick zur Stelle iſt, und in langen Sätzen eben ſo raſch vor uns verſchwindet, hat etwas fabelhaft Großartiges. Manches Mährchen wachte in mir auf; aber was brauchte ich die Zauberer mit langem, weißem Bart, auf Einhorn und Drachen reitend? Jener Reiter auf dem hohen Thier, die Hand auf den Säbel geſtützt und frei um ſich blickend, wobei das gelb und rothe, mit Gold durchwirkte Kopftuch im Sonnenglanze das jugendliche Haupt mit ernſtem, edlem Ausdruck, gleich Flammen umſpielte, mußte ein Geiſterfürſt ſeyn. Und wie frei hebt ſich die Bruſt, wenn man doch über dem gewöhnlichen Treiben der Menſchen auf dem Hadſchin ſitzt und der Kraft des Thiers vertrauend ruhig in das Sandmeer ringsum blickt, wenn die kleinlichen, armſeligen Beſürchtungen: wird nicht morgen dein Roß verſchmachten und niederſtürzen, und auch dich dem Tode preisgeben? verſchwinden; denn das Reitkameel hungert und durſtet lange Zeit. Mit welcher Ruhe, mit welch ſtolzer Sicherheit kann man die Schreckniſſe der Wüſte betrachten! Ich bin ja frei, unter mir habe ich die Kraft, die mich wie der Zauberſtab in kürzeſter Zeit unter jene Palmen trägt. Wer, von Freiheit träumend, ſich nicht mehr heimiſch fühlt in unſern beengenden Verhältniſſen, wem die geraden Linien der Straßen, das Gewühl der Menſchen die Bruſt beengen, wem im Herzen ein freies Wort laut wird, das er unterdrücken muß und nicht von ſich zu geben wagt, wer glaubt, die Freiheit beſtehe in Conſtitutionen und Kammern, überhaupt im Lockern des Halsbandes, woran er, wie er wähnt, gefeſſelt iſt, der beſteige das Boot der Wüſte, laſſe ſich im Fluge hinaustragen, wo er nichts mehr ſieht, als Himmel, Sand und zuweilen das trügliche Spiel der Fata Morgana. Da ſchaue er hin, und ſchaue ſo lange, bis er die Allgewalt ſeiner Umgebungen recht in ſich aufgenommen hat. Und bleibt ſein Blick ungetrübt, ſchlägt ſein Herz nicht ſchneller, überfallt ihn in der ſchrankenloſen Freiheit nicht plötzlich der entmuthigende Gedanke ſeines Alleinſeyns, der troſtloſen Einſamkeit, die ihn umgibt, ſo daß er ſein Thier umwendet und gleich der Staubwolke vor dem Winde dahinjagt, wo er hergekommen, ſo war er frei.

(Schluß des fünften Briefs.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Schluß.)

Die Bibliothèque universelle. — Die Revue critique.

Die Studien und Arbeiten über Literatur haben in der neuesten Zeit sehr an Umfang und Wichtigkeit gewonnen, deßhalb wird ihnen künftig die Zeitschrift drei bis vier Hefte ausschließlich widmen, und diese ihnen abgesondert bezogen werden. Dadurch gewinnt die Bibliothèque universelle des deutend an Raum für literarische Arbeiten. Immer geben ihr schon die Abhandlungen aus dem Gebiet der moralischen und politischen Wissenschaften bedeutenden Werth, zumal diese in keiner andern französischen Zeitschrift so ausführlich behandelt werden. Die in diesen Beziehungen wichtigsten Fragen finden hier eine so gründliche, umfassende und doch so verständliche Bearbeitung, daß sie denen anziehend werden, die sich sonst nicht mit diesen schwierigen Gegenständen beschäftigen. Wir bezeichnen unter andern nur die diesjährigen Artikel über den Pauperismus, über Fouriers System, über den Viehhandel und andere Fragen der politischen Oekonomie, Statistik und Geschichte. In dieser Beziehung hat die Genfer Revue eine besonders günstige Stellung. Als Organ eines kleinen republikanischen Staats, frei von allen politischen Leidenschaften, von Einfluß mächtiger Coterien und einseitiger Parteien, die mehr oder weniger alle Pariser Journale und Zeitschriften beherrschen oder färben, bewegt sie sich in voller Unabhängigkeit und Unparteilichkeit. In Allem ruhig und gemäßigt, verliert sie sich nie in jene gehässige Polemik, welche die Wissenschaft nur nach Privatinteressen ausbeutet. Freilich nimmt ihr gerade diese ruhige, mäßige und unabhängige Richtung viel von der Theilnahme der Menge, besonders in Frankreich, und zwingt sie auch zur Vorsicht in der Wahl ihrer Gegenstände; dagegen erwächst ihr daraus ein anderer, ein sonst rarerer Vortheil: ihr öffnen sich im Ausland viele, den Revuen Frankreichs entgegengesetzte Schranken, frei dringt sie in alle Theile Europas und verbreitet da fruchtbaren Saamen zu besonnenem Anbau. Reisebeschreibungen nehmen darin durch anziehende Auszüge bedeutenden Raum ein, desgleichen interessante Auszüge aus den besten englischen Werken. Das wissenschaftliche Bülletin endlich enthält eine gute Uebersicht von allen bedeutenden Werken und Entdeckungen.

Neben der Bibliothèque universelle erhebt sich die gleichfalls hier erscheinende Revue critique zu immer mehr Bedeutung, zu immer größerem Interesse in einer Zeit, wo eigentliche Kritik, unabhängig von den schlimmen Leidenschaften, Parteiungen und Camarabrien des Tags, in Frankreich immer seltener wird. Außer gedrängten, aber ganz freien Uebersichten des gesellschaftlichen und literarischen Zustands dieses Landes enthält diese Zeitschrift in kürzeren oder längern Aufsätzen die Kritik aller seiner literarischen Erscheinungen, wobei sie sich durch keine gesellschaftlichen oder Coterierücksichten irre machen läßt, sondern sich anerkennend oder tadelnd über die großen Pariser Reputationen so frei und scharf ausspricht, wie erwunterndd für angebende, noch nicht auf den Schaumwogen der Mode schwimmende Schriftsteller. So wurden darin seit einigen Jahren die Werke Chateaubriands, Lamartine's, V. Hugo's, A. Dumas, Scribe's, G. Sand's u. s. w. mit ächter Kritik besprochen, was bis auf diesen Tag noch in keinem französischen Journal geschehen ist. Deutschland ist diese sehr wohlfeile, im Monatshefren erscheinende Revue besonders zu empfehlen, nicht blos wegen ihres Geistes und ihrer Unabhängigkeit, sondern auch wegen ihrer gedrängten Kürze, die alle Umschweife und nichtssagende Phrasen vermeidet. Sie erscheint bei Ebermüller und wird von einem seiner würdigen Sohne, Joel Eberbuliez, redigirt. Um mit wenigen Worten dem Leser einen Begriff von ihrer Richtung und Behandlung zu geben, mögen einige Zeilen aus der literarischen Uebersicht dieses Jahres hier stehen. Nachdem der Verfasser von dem beunruhigenden Zustand des bruttgen Frankreichs in sittlicher, geistlschaftlicher und literarischer Hinsicht gesprochen hat, schließt er seinen Aufsatz mit den geistreichen, durchaus wahren Worten: „Die Hauptursache des dauernden Unwohlseyns, der so oft getäuschten Hoffnungen auf Besserung, ist die Unbeständigkeit der Menschen und der Dinge in diesem Lande. Immer sich erneuernde Veränderungen stellen sich allem Geist consequenter Folge, aller festen und dauernden Richtung entgegen. Man hat dort freilich die dringende Nothwendigkeit guten Volksunterrichts, so wie die Wichtigkeit einer Allen zugänglichen Erziehung eingesprochen. Aber diesem durchaus nothwendigen Coloraum der Treibeit ist bisher nur wenig Entwicklung gegeben worden, und dieß gerade hat den Einfluß schlechter Tendenzen nur noch gefährlicher gemacht, um so gefährlicher, als diese Strebungen consequent immer denselben Zweck verfolgen, unbändigen Egoismus, Entfesselung antisocialer Leidenschaften und materieller Instinkte. Wann und wie wird Frankreich aus dieser Stellung ohne sichtbaren Ausweg kommen? Dieß ist schwer zu sagen. Vielleicht wird es einmal seiner Unbeständigkeit müde, und dann ist das Problem gelöst. Ein geistreicher deutscher Schriftsteller hat seinen Landsleuten vorgeworfen, daß sie die Freiheit wie ihre alte Großmutter liebten. Mit gleicher Wahrheit kann man sagen, daß die Franzosen bisher aus der Freiheit ihre Mätresse, oft selbst ihr Freudenmädchen gemacht haben. Wäre es nicht endlich einmal Zeit, daß sie versuchten, dieselbe zu ehren und zu lieben wie ihre Frau, ihre getreue Gefährtin, wie die würdige Mutter ihrer Kinder, die nicht blos geliebt, sondern auch geehrt seyn will, weil ihr eigenthümliches Verdienst in den Tugenden einer reinen Seele besteht, die länger dauern als der schnell vorübergehende Körperreiz, einer reinen Seele, die wie ein Schutzengel ewig über der Zukunft ihrer Kinder schwebt!“

Räthsel.

Nach dem Spanischen des Herrera.

Ich war bekleidet, nun bin ich nackt.
Den Kopf, den hat man mir abgehackt,
Und hat mir Füße dafür gegeben,
Drin steckt mein Mund, stumm, doch spricht er eben.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 29.

Sonnabend, 2. Oktober 1841.

[385] Bei Unterzeichnetem sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. G. Carus

Reise

durch Deutschland, Italien und die Schweiz.

2 Theile. 8. Preis 3 Thlr.

Dr. C. G. Carus

Paris und die Rheingegenden.

2 Theile. 8. Preis 3 Thlr.

Ahasver.

Episches Gedicht

von

Julius Mosen.

gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Der Troubadour.

Romantisches Gemälde aus dem 12ten Jahrhundert.

Von

E. v. Brunnow.

2 Bde. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Ein Reiseroman

von

F. A. Freiherrn von Bugh am Forst.

8. 1 Thlr. 12 Gr.

Gerhard Fleischer
in Leipzig.

---

[403] In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1842.

Neue Folge. Vierter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Victor Hugo's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 1⅔ Thlr.

Inhalt: I. Der gefährliche Gast. Novelle von **Theodor Mügge.** — II. Das Kind des Thales. Novelle von **Eduard von Bülow.** — III. Der lahme Hans. Eine Dorfgeschichte von **Wilhelm Martell.** — IV. Das neue Jahr. Novelle von **Frau von W.**

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorrätdig, die im herabgesetzten Preise zu ½ Thlr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1½ Thlr.; der Jahrgang 1841 kostet 1⅔ Thlr.

Leipzig, im Sept. 1841.

F. A. Brockhaus.

---

[397] Im August d. J. ist in meinem Verlag erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Stimmen, geistliche, aus dem Mittelalter zur Erbauung gesammelt (und mit biographischem Anhang versehen) von F. Galle. gr. 12. broch. ⅔ Thlr.

Ulrici, H., Ueber Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie, ein Beitrag zur Kritik derselben. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr.

Halle, im August 1841.

J. F. Lippert.

Digitized by Google

Neue Auflage von Mozin's Handwörterbuch.

[408] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Abbé Mozin's

kleines deutsch-französisch und französisch-deutsches
aus dem vollständigen Taschen-Wörterbuch Mozin's von ihm bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend
die gemeinnützlichsten Wörter nach der Aussprache.

Zum Gebrauche
der Realschulen und Lehranstalten beiderlei Geschlechts bearbeitet.

Neue Auflage.
Durchgesehen und vermehrt
von
C. G. Hölder,
Dr. phil. und Professor am königlichen Gymnasium in Stuttgart.

Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

In dieser neuen Auflage sind nicht nur die Fehler, die sich in die vorhergegangene eingeschlichen hatten, sorgfältig verbessert worden, sondern sie wurde auch beträchtlich mit Wörtern und Phrasen vermehrt.

Man wird nicht wohl ein Hand-Wörterbuch finden, in welchem die verschiedenen Bedeutungen der Wörter genauer bestimmt sind, entweder durch Abkürzungen, welche die Wissenschaft oder Kunst bezeichnen, denen das Wort angehört, oder durch Einschaltung von Wörtern und Phrasen. Auch ist die Aussprache der Wörter, die einige Schwierigkeit darbieten, angezeigt.

Druck und Papier werden jeden Käufer aufs höchste befriedigen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[394] Bei *Joh. Ambr. Barth* in *Leipzig* ist erschienen:

ΕΛΛΗΝΙΚΑ
oder
Institute, Sitten und Bräuche
des
alten Hellas
mit besonderer Rücksicht
auf
Kunstarchäologie
von
Dr. Joh. Heinr. Krause.

1r Theil. 1r Band: Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen, aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums wissenschaftlich dargestellt und durch Abbildungen veranschaulicht. 2 Bände. Mit 183 Figuren auf 36 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. 7 Rthlr.

2r Theil. 2r Band: Die Pythien, Nemeen und Isthmien aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums dargestellt. Mit 25 Figuren auf 36 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 18 Gr. (22 Ngr.)

Der erste Band des zweiten Theiles, welcher bereits im Jahre 1838 erschien, enthält die Olympischen Spiele, daher ich den zahlreichen Besitzern desselben die Anschaffung der andern Bände der Hellenica zu empfehlen mir erlaube, wie denn überhaupt zu hoffen ist, dass ein Werk des unsichtigsten Fleisses, der geläutertsten Kenntniss, wichtig für Wissenschaft und Kunst, des Künstlers, des Dichters, des Historikers, des Pädagogen, des Archäologen Aufmerksamkeit nicht entgehen und in öffentlichen Bibliotheken, in Gymnasien und Schulen, wie bei allen Philologen, und an der alten Welt irgend Interesse nehmenden Gebildeten den besten Eingang finden werde.

Mit der Bearbeitung der Feste der Griechen, welche den dritten Theil dieses Werkes bilden, ist der gelehrte Verfasser unablässig beschäftiget.

---

[407] In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Theophilos, Dr. J. H., Das amtliche Verhältniß zwischen Predigern und Schullehrern, nebst Vorschlägen, durch welche das Gedeihen der Volksschulen und ihrer Lehrer befördert wird. Ein Beitrag zur Schlichtung des Streites zwischen beiden Ständen. Mit einem Nachtrage über das Verhältniß des Schullehrers als Küster. gr. 8. geh. 12 gGr.

Meyer'sche Hofbuchhandlung in Lemgo.

Digitized by Google

In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Morgenland und Abendland.

Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien Portugal und Südfrankreich.

Vom

Verfasser der Cartons.

Drei Bände.

12. In Umschlag brochirt. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt des ersten Bandes:

Türkei und Griechenland. 1. Reiselust. 2. Die Donaureise. 3. Konstantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwische. 6. Türkische Badeszene. 7. Die Reform. 8. Die Casernen. 9. Mittheilen über die Türkenarmee. 10. Der Serastier. 11. Europäische Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantäne im Piräus. 16. Athen. 17. Der König und sein Haus. 18. Das Reisen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Messene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechische Zustände. 29. Die Phäakeninsel.

Inhalt des zweiten Bandes:

Aegypten, Palästina, Syrien. 1. Alexandrien. 2. Mehemed Ali. 3. Aegyptische Besteuerung und Justiz. 4. Einrichtung zur Mitreise. 5. Die Mitkarte. 6. Reise nach Cairo. 7. Cairo. 8. Ibrahim Pascha. 9. Aegyptische Lehranstalten. 10. Die Pyramiden. 11. Mitfahrt nach Theben. 12. Theben. 13. Hermonthis und Dendera. 14. Philä und die Katarakten. 15. Das Beduinenlager. 16. Die Felsengräber. 17. Rückreise auf dem Nil. 18. Tentyra. 19. Das Sklavenschiff. 20. Der Pascha und die Alterthümer. 21. Die sechste Sasie. 22. Ritt durch die Wüste. 23. Jerusalem. 24. Bethlehem. 25. Das todte Meer. 26. Zug durch Palästina. 27. Nazareth. 28. Das Innere von Syrien. 29. Das massakre. 30. Christenmord in Damaskus. 31. Der Antilibanon. 32. Baibek. 33. Der große Libanon. 34. Beyrut.

Inhalt des dritten Bandes:

Das Mittelmeer, Spanien, Portugal, die Provence. 1. Cypern und Rhodus. 2. Das gestrandete Schiff. 3. Die Dampfschiffe im Mittelmeer. 4. Malta. 5. Die französische Barberei und die Spitze von Europa. 6. Malaga. 7. Die andalusische Landschaft. 8. Granada. 9. Die Alhambra. 10. Reise nach Aranjuez. 11. Aranjuez. 12. Madrid. 13. Das Stiergefecht. 14. Der Fremdenanmarkt in Madrid. 15. El Escorial. 16. Drei Tage unter Räubern. 17. Das Land der Mauren. 18. Sevilla. 19. Die Cigarrenfabrik. 20. Cadix. 21. Lissabon. 22. Cintra. 23. Der Phönicier. 24. Die Provence. 25. Die Rhone.

Neben lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens findet sich in diesen Bildern auch mancher interessante Beitrag zur Beurtheilung der politischen Zustände, namentlich Syriens und Aegyptens, welche der Verfasser erst im Laufe des Jahrs 1840 besucht hat. Er hat die Verwaltung und die Heeresmacht der beiden ägyptischen Paschas, des Vaters und des Sohnes, mit eigenen Augen gesehen, und seine Tagebücher beurkunden, wie er die Bodenlosigkeit ihrer Macht, die Gebrechlichkeit aller ihrer kriegerischen Ressourcen richtiger zu würdigen wußte, als ein anderer hochgestellter Reisender, dessen Vorhersagungen in demselben Grad getäuscht wurden, als die des vorliegenden Reiseberichts in Erfüllung gingen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[401] So eben erschien und ist durch alle Musikhandlungen zu haben:

Der vollständige Clavierauszug mit deutschem und französischem Text (von Scribe) der beliebten Oper

Die Favoritin von Donizetti (La Favorite).

Preis 8⅔ Rthlr. Ferner der Clavierauszug ohne Finale 6⅔ Rthlr., Ouverture, Ballets und alle Gesangs-Nro. einzeln à 5—20 Sgr., die Arrangements für Piano, für Piano und Violine, für Quartettmusik, die Compositionen für Pianoforte über Lieblingsthemas aus der Favoritin von: François Hünten Op. 120., Kalkbrenner Op. 130., Osborne Op. 59., Rosellen Op. 36., Schubert Op. 30., Heller Op. 22., Tolbecque (Contredanses).

Der grösste Beifall, den die Favoritin in ganz Frankreich und Italien, auch auf den deutschen Theatern gefunden, so wie der Eifer der Theaterdirektionen der Hauptstädte Deutschlands, sie in Scene zu setzen, spricht für den Werth dieser melodienreichen Oper.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

[402] In C. Gerold's Buchhandlung in Wien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbücher der Literatur.

Vier und neunzigster Band. 1841.

April, Mai, Juni.

Inhalt:

I. Ueberblick der physikalischen Wissenschaften in ihrem Zusammenhange, von Maria Sommerville. Uebersetzt nach der zweiten Auflage des Originals. Berlin 1835.

II. Essai statistique sur les bibliothèques de Vienne, par Adrien Balbi. Vienne 1835.

III. Erdkunde (Geologie), von Dr. A. Pecholdt. Leipzig 1840.

Digitized by Google

IV. Ueber die Geographie Arabiens (Forts.).

V. Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte. Von B. A. Huber. Zwei Bände. Kassel 1839—40.

VI. Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur, von R. E. Prutz. Leipzig 1841.

VII. 1) De la Démocratie en Amérique, par Alexis de Tocqueville. Seconde Partie. Paris 1840.

2) Nordamerikanische sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836, von Dr. N. H. Julius. Leipzig 1839.

3) Eve Effingham or Home a sequel to „Homeward bound;" by S. Fenimore Cooper. 1839.

VIII. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, von Leopold Ranke. Erster, zweiter und dritter Band. Berlin 1839—40. (Forts.)

Inhalt des Anzeigeblattes Nro. XCIV.

Von dem übelen wibe. Eine poetische Erzählung von einem ungenannten Dichter aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts. Aus dem sogenannten Heidenbuche in der k. k. Ambraser Sammlung zum ersten Male mitgetheilt von Jos. Bergmann.

[399] **Neue Musikalien zu herabgesetztem Preise.**

Bei Unterzeichnetem und in allen Buch- und Musikhandlungen ist gratis zu haben:

Zweites Verzeichniß
von
guten und beliebten Musikalien,
welche zu den beigefügten
sehr herabgesetzten Preisen gegen baar
bei **L. Pabst** in Darmstadt zu haben sind.

Dieses Verzeichniß enthält über 1000 Werke von anerkannten Componisten älterer und neuerer Zeit, zum Theil in mehrfacher Anzahl. Die Preise sind ungemeinhoch billig gestellt. Briefe und Gelder erbittet man franco.

Darmstadt, September 1841.

L. Pabst.

[395] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Christliche Andachtstunden
für
Frauen und Jungfrauen
evangelischer Konfession.
Mit besonderer Rücksicht
auf die Verhältnisse des weiblichen Geschlechts
bearbeitet
und
Ihro Majestät der Königin von Preußen
zugeeignet von
Dr. Friedrich Liebetrut,
Diener des göttlichen Worts.
Mit einem sehr schönen Titelkupfer.

In Umschlag brochirt 2 Rthlr. 7½ Sgr.

Der unterzeichnete Verleger glaubt mit oben genanntem Werke einem wirklichen Bedürfnisse zu begegnen, obgleich er weit entfernt ist, den Werth der, zum Theil allgemein geachteten, Andachtsbücher für das weibliche Geschlecht, irgend in Frage zu stellen.

Aber man darf wohl ohne Bedenken sagen, daß es an einem solchen fehlte, welches überall von den unerschöpflichen Schätzen des göttlichen Wortes ausgehend, überall auf die Lehre der evangelischen Kirche sich gründend, auch recht geeignet wäre, so als Zeugniß, wie als Erzeugniß dieser Kirche zu gelten, und so auch die weiblichen Mitglieder derselben inmitten des kirchlichen Lebens zu versehen, und ihrem Glaubensleben eine kräftigere Speise zu geben, als dieß auf dem Wege einer mehr subjektiven Andacht geschehen kann.

Der Verfasser, welcher sich der Lösung dieser Aufgabe unterzog, hat die ernste Tiefe des Inhalts seines Buches durch eine freie, Herz und Gemüth ansprechende Darstellung zu vermitteln gesucht.

In dem ersten Buche (Glaubensspiegel der evangelischen Christin) werden 32 Betrachtungen gegeben, welche den wesentlichen Inhalt der christlichen Glaubenslehre in einer gewissen Vollständigkeit umfassen, so daß jede derselben von einer klaren Darstellung und Behandlung des Objektes ihrer Andacht ausgeht, und demnächst sich zu einer freien Hingebung an ihren göttlichen Gegenstand erhebt.

Ebenso umfassen die zweimal 21 Betrachtungen des zweiten Buches (Lebensspiegel der evangelischen Christin) zuerst die allgemeinen Verhältnisse des christlichen Lebens in dessen wesentlichen Beziehungen (Spiegel des innern Lebens, wie es der Glaube verklärt), darnach die besondern Verhältnisse des weiblichen Lebens (Spiegel des äußern Lebens, wie es der Glaube verklärt). — Endlich beschließt ein Anhang von unmittelbaren Andachten und Gebeten für die besondern festlichen Tage des häuslichen und kirchlichen Lebens das Ganze, welches demnach auch in Hinsicht seines Planes und Inhalts umfassender ist, als die bisher vorhandenen ähnlichen Werke.

Die äußere Ausstattung wird nichts zu wünschen übrig lassen, und der Preis für den Umfang des Buches als sehr mäßig erscheinen.

Berlin, im September 1841.

Th. Chr. Fr. Enslin.

[225] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Geschichtchen
für meine Söhne
von
A. v. Kotzebue.
Neue Auflage.

gr. 8. In Umschlag brochirt. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: Der Taufendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und die Meloneenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perrücke. — Belohnte Theilnahme. — Was geht es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Köln. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Gustchen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehrer Weide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten vorschweben, wohl aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt. — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. Oktober 1841.

— Ich vermeide alle offne Straßen;
An keine Fährte wag' ich anzupochen —
Der Wüste lehr' ich meine Schritte zu;
Mein eignes Schreckniß irr' ich durch die Wege,
Und fahre schaudernd vor mir selbst zurück,
Zeigt mir ein Bach mein unglückselig Bild.
Schiller.

Legende von der Schwester Beata.

V.

Die Pilgerin.

Und fünfzehn Jahre sind dahin;
Mühselig wankt am Bettelstabe,
Verwittert, eine Pilgerin,
Als suchte sie den Weg zum Grabe.
Die Lumpen, seidner Kleider Rest,
Umflattern sie wie freche Lügen;
Und ein Gespenst noch haftet fest
Erstorbner Schönheit in den Zügen.

Es haben Anmuth, Krankheit, Gram
Sich mit der Macht der Zeit verbündet;
Umdüstert ist das Aug' von Schaam,
Das einst die trunkne Lust entzündet;
Verlassen hat schon längst der Mann,
Der ihrer Jugend Rose pflückte,
Die Arme, die der Sünde Bann
Nur tiefer stets zu Boden drückte.

Nicht lockend mehr die freche Lust,
Muß sie vom Mitleid heischen Gaben;
Die Hoffnung ist in ihrer Brust
Längst auf des Himmels Huld begraben;
Schmiegt' auch Marias Strauß sich noch,
Verwelkt zwar, an ihr Herz, das wunde:
Scheu ihr Gebet versiegte doch,
Bevor es stieg empor zum Munde.

Wüst liegt das Leben um sie her,
Wie ein vom Sturm zerstörter Garten;
Nichts hat sie von der Zukunft mehr
Als Pein, Verzweiflung zu erwarten;
Die Schmach, die ihre Seele brennt,
Drängt sie, fort aus dem Land zu ziehen,
Doch wie sie rastlos irrt und rennt:
Sich selber kann sie nicht entfliehen.

Vom Wandern todtmatt unter'm Baum
Sinkt Abends sie zum Schlummer nieder;
Die Angst durchflicht auch ihren Traum
Und wacht mit ihr am Morgen wieder.
Längst ist der Thränen heil'ger Born
Von dumpfem Jammer leergetrunken;
Ihr ist, als sey selbst für den Zorn
Des Himmels sie zu tief gesunken.

So wanderte sie ziellos zu
Vom frühsten Morgen bis zum Abend
Hoch über'n Bergkamm, ohne Ruh,
Mit kargen Wurzeln nur sich labend;

Digitized by Google

Das Haupt brannt' in der Sonne Glut,
Und das Gehirn begann zu schwanken;
Die Füße troten ihr von Blut —
Kaum reicht die Kraft noch, fortzuwanken.

Die Sonne sank; da steht erhellt
Ein Haus von vieler Lichter Flimmer;
Ein Strahl in's matte Herz ihr fällt;
Sie wandert zu dem goldnen Schimmer.
Genaht ist sie dem Marmorthor
Mit starkem Eisenstab vergittert;
Da trifft ein Glockenton ihr Ohr,
Der durch die tiefste Seel' ihr zittert;

Der Silberglocke Hall, der lang
Zu lauschen war ihr Ohr gewöhnet,
Und die noch jetzt mit frommem Klang
In unverfälschter Reinheit tönet.
Da zuckt ein ungeheurer Schmerz
Durch ihren dunkeln, schwülen Jammer,
Ihr Blut erstarrt, es stockt ihr Herz,
Bevor noch ruht der Glocke Hammer.

(Schluß folgt.)

Die neuesten Forschungen und Entdeckungen in der Planetographie.

(s. Nr. 234.)

Venus.

Wir fahren fort, die neuesten Beobachtungen über die physische Beschaffenheit der Planeten den Lesern mitzutheilen, und wenden uns zunächst zum glänzendsten derselben, zur Venus.

Beer und Mädler äußern sich in ihren neuesten Untersuchungen über diesen Planeten, wie folgt: „Bekanntlich ist die Rotationsperiode der Venus ein Gegenstand, über den die Astronomen in eine der seltsamsten Alternativen versetzt worden sind. Es handelt sich dabei nicht etwa nur um ein, aus verschiedenen, mehr oder weniger differirenden Angaben zu ziehendes Mittel, wie bei andern astronomischen Bestimmungen, sondern vielmehr um die schwierige Wahl zwischen zwei durchaus unvereinbaren, sich gänzlich widersprechenden Resultaten, und die beide doch durch zu gute (d. h. indeß nur praktisch astronomische, alle Analogie ausschließende) Gründe unterstützt zu seyn scheinen, um das eine oder das andere geradehin zu verwerfen." Der ältere italienische Astronom Bianchini folgert nämlich aus seinen, in den Jahren 1726 und 1727 zu Rom angestellten äußerst sorgfaltigen Beobachtungen, für Venus bekanntlich eine Rotationsperiode von 24 Tagen 8 Stunden, während die beiden Cassini (Vater und Sohn) und nach ihnen Herschel, Schröter u. aa., jene Periode nur gleich 23 Stunden, 15 Minuten finden. — Ich muß aber zunächst auseinandersetzen, weßhalb diese Bestimmung, die uns z. B. für Mars fast augenblicklich geglückt war, bei Venus so große Schwierigkeiten findet, daß Zweifel wie die angegebenen übrig bleiben konnten.

Die außerordentliche Lebhaftigkeit des Glanzes dieses Planeten macht physische Beobachtungen seiner Oberfläche sehr schwer, und wir wissen deßhalb davon weniger als z. B. von dem so viel entfernteren Jupiter, wiewohl uns Venus in den untern Conjunctionen bis auf fünf Millionen Meilen nahe (näher als irgend ein anderer Planet) kommen, und ihr scheinbarer Durchmesser dann bis auf 64 Sekunden zunehmen kann. An fleißigen Beobachtern hat es nicht gefehlt; aber sie verschern sämmtlich, daß Flecke (durch deren Verfolgung man, wie beim Mars, die Umwälzungszeit der Venuskugel bestimmen könnte) auf der scheinbaren Venusscheibe äußerst selten, und dann nur höchst matt und unbestimmt erscheinen. So ist es denn gekommen, daß der fast 150-jährige Streit über einen der wichtigsten Umstände zur Kenntniß unseres nächsten planetarischen Nachbars auf dem Wege direkter Beobachtung noch immer nicht hat entschieden werden können; vielmehr ist ihm jetzt neue Nahrung durch den zu Vivier lebenden französischen Astronomen Flaugergues gegeben worden, welcher sich, noch ohne das Detail seiner Beobachtungen bekannt zu machen, gegen Herschel und Schröter jetzt wieder für Bianchini erklart. Man hat diese Unentschiedenheit so oft als einen Vorwurf gegen die Zuverlässigkeit der astronomischen Behauptungen gebraucht, daß es nothwendig scheint, die so sehr einfachen, aus der Natur der Sache selbst hervorgehenden Gründe derselben recht hervorzuheben. Wo fast nichts zu sehen ist, oder das zu Sehende doch nur überaus unbestimmt erscheint, kann die Beobachtung wohl zu einer Zweideutigkeit Veranlassung geben. Mädler meint, daß Bianchini leichte atmosphärische, nach gewissen Zeiten wiederkehrende Trübungen für constante Flecke genommen habe und dadurch getäuscht worden sey; und da ihm die Auffindung von constanten Flecken auf der Venusscheibe nicht gelungen ist, so hat er zur Bestimmung der Rotationsperiode dieses Planeten ein anderes, schon vor ihm, auch von Schröter angewendetes Verfahren befolgt, welches ich nun erklären will.

Digitized by Google

Da Venus die Sonne innerhalb der Erdbahn umläuft, ſo muß dieſer Planet Phaſen zeigen; es leuchtet, um dabei ſtehen zu bleiben, augenblicklich ein, daß derſelbe, kurz ehe er zwiſchen Sonne und Erde tritt (untere Conjunction), wo er uns alſo, gleich dem Neumonde, ſeine ganze dunkle Halbkugel zuwendet, und bald nachher wieder ſichelförmig erſcheinen muß. Man ſieht alsdann die Hörnerſpitzen der lichten Sichel wie beim Monde; und da ſich dabei ein elliptiſcher und ein Kreisbogen (die ſchief geſehene Erleuchtungsgrenze und der Kreisumfang der ſcheinbaren Planetenſcheibe) begegnen, ſo laufen dieſe Hörnerſpitzen meiſtens ſehr zart aus.

Iſt nun aber die Oberfläche der Venus, wie man es aller Analogie nach vermuthen muß, gleich denen der Erde, des Mondes u. ſ. w. auch nicht unbedingt eben, ſondern mit Berg und Thal bedeckt, ſo wird ſich dieß durch Abweichungen der Lichtgrenze von der rein elliptiſchen Geſtalt offenbaren: dieſe Lichtgrenze wird hier und da ausgezackt, nach Art der Mondlichtgrenze erſcheinen; und je nachdem die Hornſpitzen nun mit einem ſolchen Zacken (Vensberge) oder aber mit einem Einſchnitte (Thale) zuſammentreffen, werden ſie entweder eine ſpitzere oder ſtumpfere, immer aber eine abſonderliche Geſtalt zeigen. Die Rotation der Venus aber vorausgeſetzt, ſo rückt, ihr zufolge, ein ſolcher Berg oder ein ſolches Thal aus der Erleuchtungs- (Sichel-) Grenze, deren Hörnerſpitzen nun ſogleich wieder die regelmäßige Geſtalt annehmen, weg, dreht ſich mit der Planetenkugel um die Achſe, und kehrt, nach einer vollen Rotation, wieder zur Stelle der Hornſpitze zurück, deren zuerſt beobachtete abſonderliche Geſtalt ſich damit jetzt auch wieder herſtellt. Abgeſehen demnach von den indeß zugleich vorgehenden Aenderungen in den Stellungen der Venus gegen Erde und Sonne, wovon der Einfluß in Rechnung gezogen werden kann, läßt ſich aus der Wiederkehr einer ſolchen abweichenden Horngeſtalt (wofern ſie nur genau genug beobachtet werden kann) offenbar auf die Rotationsperiode der Venus ſchließen: was wir beim Mars durch Beobachtung der Wiederkehr eines Flecks zur nämlichen Stelle auf der Planetenkugel erreichten, bewirken wir hier durch Beobachtung des Wiedereintrittes einer und derſelben auffallenden Horngeſtalt.

Unter dieſen Umſtänden hat nun Mädler die Venus neuerdings äußerſt ſorgfältigen Beobachtungen unterworfen, und theilt uns jetzt zwei ſolche Beobachtungsreihen mit. Bei ſeiner großen aſtronomiſchen Gewiſſenhaftigkeit legt er zwar der daraus abgeleiteten Rotationsperiode noch keine vollkommene Sicherheit bei; allein er bemerkte doch, ſo weit bei ſo delikaten Beobachtungen mit Sicherheit darauf zu bauen iſt, mehrmals nach Ablauf einer Caſſiniſchen Periode (wie erwähnt: 23 Stunden, 15 Minuten) eine Wiederkehr derſelben Horngeſtalt; beſonders aber ſprach wenigſtens die verhältnißmäßig, oft ſchon in zehn bis fünfzehn Minuten bemerkbare Geſtaltsveränderung der Hornſpitzen beſtimmt gegen die Bianchiniſche Periode von 24 Tagen acht Stunden. „Die Freunde aſtronomiſcher Conjecturen,“ ſetzt er aber hinzu, „werden zwar wohl meinen, daß man ſich viel zu viel Mühe um dieſe Streitfrage gebe und ſich nach der ſo nahe liegenden Analogie von Merkur, Erde und Mars (die ja doch alle drei in beinahe 24 Stunden rotiren, und alſo ein Zwiſchenglied von vierundzwanzigtägiger Rotation gerabezu anzuſchließen ſcheinen) viel raſcher für Caſſini habe entſcheiden können. Allein wer den Entwicklungsgang unſerer aſtronomiſchen Kenntniſſe mit Aufmerkſamkeit verfolgt, und als Selbſtbeobachter fähig iſt, die Beobachtungen Anderer zu würdigen, wird mit bloß analogiſchen Schlüſſen ſehr behutſam ſeyn. * Unwahrſcheinlich iſt Bianchinis Reſultat allerdings, unmöglich aber gar nicht. Die Natur liebt es nicht, ſich ſelber zu kopiren: ſie iſt reich genug, Individuen zu erſchaffen, und weiß trotz dem Einheit in der Mannigfaltigkeit zu bewahren.“ Bedenkt man indeß dagegen, daß, wenn Bianchinis Rotationsperiode von 24 Tagen richtig wäre, das Venusjahr, welches bekanntlich etwa 224 unſerer Tage lang iſt, nur 9 bis 10 ſolcher Venustage enthalten, und dieſer Planet, abgeſehen von andern daraus hervorgehenden Anomalien, ſchon deßwegen aus der Reihe aller andern Planeten heraustreten würde, ſo wird man wohl weiter keinen Anſtand finden, ſich für die, durch Mädlers Beobachtungen wenigſtens immer wahrſcheinlicher gemachte Rotationsperiode von etwa 24 Stunden zu erklären.

(Fortſetzung folgt.)

* Dieß ſoll man allerdings im Intereſſe der Wiſſenſchaft ſelbſt, welche bei zu gewagten Hypotheſen nur gefährdet werden kann. Indeß iſt die Analogie in dieſem beſtimmten Falle doch außerordentlich ſtark, und ich finde, daß ſich auch unſer Mädler ſchon in einer nur etwas frühern Arbeit: „Ueber die Weltſtellung der Körper unſeres Sonnenſyſtems,“ gegen die aus Bianchinis Angaben fließenden Folgerungen erklärt.

Korrelpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

Landtagsabſchiede. — Preußiſch Polen.

Mit dem Schluß des rheiniſchen Landtags iſt die erſte Epoche unſeres neuen ſtändiſchen Lebens abgeſchloſſen. Die

Digitized by Google

Aufmerksamkeit im großen Publikum ist weniger darauf gerichtet, als man zu Anfang denken sollen; doch nur scheinbar. Weit sehr Viele ihre Erwartung nicht befriedigt gefunden, mögen sie die Miene annehmen, als sey die ganze Sache von Gleichgültigkeit. Es ist aber unverkennbar, daß, wie geringfügig auch die ersten Resultate seyen, der Sinn für die Sache selbst überall, und selbst in Kreisen geweckt ist, wo man es vorher nicht erwartet hätte. Es ist auch gewiß, daß man von Seiten der Regierung erkennt, welche Wünsche, wenn auch unausgesprochen, im loyalen Sinne des preußischen Volkes längst waren, und daß dieses nicht die apathische Masse ist, die nichts von dem wissen will, was augenblicklich nur einige unruhige Köpfe, Theoretiker und Schriftsteller demselben als Bedürfniß vorgespiegelt hatten. Unser Königs weiß jetzt durch die Provinziallandtage, daß ein anderes Bewußtseyn, ein anderer Lebensathem in seinem Volke ist, als bis da Preußens Könige durch die Organe ihrer Beamten erfahren haben. Und das ist schon viel, wo auf der andern Seite der heiligste königliche Wille ist, das Gute zu thun. Daß man dieß neue Leben nur für das Spiel des Metros manten erachten will, der einen todten Körper zu lebendigen Zuckungen und Bewegungen aufweckt, damit er einen Augenblick die Leute täusche und dann wieder in seinen Todesschlaf versinke, kann doch gewiß Niemanden beifallen, wenn er die wahrhaftigen Lebenszeichen der ostpreußischen und rheinischen Stände betrachtet. Die würdige und gründliche Art, in welcher die großen Zeitfragen auf beiden Landtagen behandelt, ja einige derselben erschöpft wurden, ist hier anerkannt worden und hat selbst unter den Altpreußen, welche das Wesen unserer Monarchie für unverträglich mit einer ständischen Berathung hielten, andere Ansichten hervorgebracht. Die männliche und treue Sprache der Ostpreußen, und wie sie, nach der einen Seite hin, den sämmerlichsten gegen sie angesponnenen Intriguen, nach der andern der raschen Forderung nach einem Zuviel, gleich besonnen und fest begegnet sind, hat unverkennbar günstig auf die öffentliche Stimmung gewirkt; ganz abgesehen davon, daß es unsern demokratischen Theoretikern ein Beispiel gegeben hat, wie auf einem aristokratischen Elemente eine Bürgschaft für Freiheit und Bürgerglück ruhen kann. Fast noch mehr haben hier die Verhandlungen der rheinischen Stände erfreut. Obgleich zum Theil Fragen erörtert wurden, die uns fern liegen, ja die wir mit andern Augen als die dortigen eifrigen Verfechter betrachten müssen, so hat doch die gründliche, lebendige und präcise Behandlungsart von beiden Seiten hier nur Theilnahme erweckt; und das Band, welches die Rheinländer mit den Altpreußen verschlingt, ist durch die Achtung, die man hierorts für die Verhandlungen dort gewonnen hat, wenigstens für uns um ein Bedeutendes fester geworden. — Bei uns in der Mitte sieht es freilich anders aus, als in Osten und Westen. Aber dieß liegt so natürlich in den Verhältnissen, daß es Niemanden einzufallen ist, sich darüber zu wundern; wo Berlin mit seinen 300,000 Einwohnern, mit seinem Gewerbfleiß, Reichthum und seiner Intelligenz nur als ein Punkt zählt unter andern Punkten, und seine Stimme oder seine Stimmen gegen die der Rittergutsbesitzer in der Mark nicht aufkommen (während doch Berlin mehr verzehrt, als das Areal der Mark liefern kann), und man weiß, welche Einflüsse auf die letztern einwirken, wäre es thöricht, etwas zu fordern, was nicht gegeben werden kann. Hätten zum Beispiel die märkischen Stände auf Preßfreiheit, wie die ostpreußischen und rheinländischen angetragen, man würde sich verwundert angeblickt und gefragt haben: wober das? oder: was wollen die damit? Es existirt ein auf dem Lande hier sehr gelesenes Blatt, eine Jagds und Forstzeitung. Ich will nicht sagen, daß diese alle Bedürfnisse und alle Wünsche der märkischen Gutsbesitzer aussprecht, aber doch sehr viele, und dieser Zeitung ist es wohl noch nicht passirt, daß ihr ein Wort gestrichen worden wäre. Das Interesse der großen Anzahl von Gelehrten, Schriftstellern, Literaturfreunden, Buchdruckern und Zeitungsherausgebern in Berlin ist ein vollkommen verschiedenes von dem, das ein märkischer Landtag repräsentirt. Es ist vielleicht auch gut, daß die verschiedenen Landtage sich in die verschiedenen Angelegenheiten theilen; die Behandlung desselben Gegenstandes auf allen zugleich würde Wiederholungen und Zeitverlust herbeiführen. Mußten doch schon die Rheinländer erklären, daß die Preßfrage durch die Erörterungen in Ostpreußen dermaßen in's Licht gesetzt, erschöpft und so die Nothwendigkeit einer freien Presse dargestellt sey, daß es zu wiederlegen und zu wiederholen gleich vergebene Mühe sey. Dieß sehen wir nun schon zweimal in der Staatszeitung, und es hat Niemand gewagt, dem zu widersprechen; auch wissen wir, daß unser König völlig mit den Ansichten einverstanden ist. Was hülfe es, wenn auch der märkische Landtag daffelbe in der Doctrin wiederholte, und in der Praxis bliebe es doch beim Alten, wie es der Fall ist?

Aus Posen kommen uns Nachrichten so abnormer Art zu, daß es gerathener ist, sie zu bezweifeln, als daran zu glauben, obgleich sie für gewiß versichert werden. Seit man die ersten beiden christlichen Polenbüste, herrliche Bronzestatuen, von Rauchs Meisterhand, aufgestellt hat, scheint die Ueberzeugung immer mehr Wurzel zu fassen, daß dort das alte Polenreich wieder aufblühen müsse. Ich meine, es sey ein großes Kompliment für Preußen, daß man unter dessen Scepter etwas für möglich hält, was man unter dem Oesterreichs und Rußlands zu versuchen aufgegeben hat. Daß die Polen gern Polen bleiben mögen, ist nichts Abnormes, sondern was sehr Natürliches. Aber daß man nun ein großes Haus mit polnischem Gelde und von polnischen Künstlern und Handwerkern bauen lassen, um es nur von Polen bewohnen, und polnische Kaufleute und Gewerbsmänner darin festbieten und bantbieren zu lassen, und daß die strengen Polen sich das Wort gegeben haben sollen, nur dort zu kaufen und arbeiten zu lassen, und bei keinem Deutschen und keinem Juden, das erscheint mir, wenn es zur Ausführung käme, mehr als absurd, als ein Mährchen in unserer Zeit. Wie man durch Gewalt keine Nationalität unterdrückt, so, meine ich, wird man durch keine Aktienvereine eine im Untergehen begriffene Nationalität davor bewahren. Wenn die Deutschen besser und billiger arbeiten, als die Polen, sprengt die unwiderstehlichste Macht unserer Zeit, das Interesse, von selbst den Bund, selbst dann, wenn die Aktionäre sich zum Ueberfluß durch einen Eid gebunden hätten. Wie weit das germanische Element im Großherzogthum Posen bereits vorgedrungen und ob es noch zu bewältigen ist, lasse ich dahin gestellt; nur das halte ich für ein bedenkliches Auspicium, daß die beiden Polenklubgsbilder, unter deren Schatten der Bund geschlossen worden, von keinem Polen, sondern von der Hand eines Deutschen gefertigt sind. Sollte unsere deutsche Nationalität sich nur an die Bronzestatue des Herrn v. Bandel im Teutoburger Walde klammern, so sähe es, meines Erachtens, mißlich mit ihr aus.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 5. Oktober 1841.

Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Uhland.

Legende von der Schwester Beata.

VI.

Marias Himmelfahrt.

Noch schwebt die Dämmerung im Chore,
Drein spärlich sich der Mond ergießt,
Als, frühe wach, des Klosters Thore
Die alte Pförtnerin erschließt;
Und ausgestreckt sieht an der Erde
Sie ein fast leichenähnlich Weib,
Mit gramverwüsteter Geberde,
Mit welkem und erstarrtem Leib.

Sie reibt die einst so weichen Glieder,
Sie träufelt in den Mund ihr Wein;
Allmählig kehrt das Leben wieder
Und des Bewußtseyns Höllenpein.
Die Schwester liest in ihren Blicken,
Und spricht ihr sanfte Tröstung zu:
„Maria wird auch dich erquicken!
Manch irres Herz fand hier schon Ruh!"

„Wo bin ich?" — „Unsrer lieben Frauen
Im Weißdorn ist dieß Haus geweiht;
Heut ist der Tag wo sich erbauen,
Viel glaub'ge Seelen nah und weit,
Wo sie zum Himmel aufgefahren,
Zu ihrem lieben Sohn erhöht;
Mög' sie auch dir sich offenbaren
In ihrer Gnad' und Majestät!"

Beata hört's; und nicht verhehlen
Will ihr gepreßtes Herz die Schuld:
„Hab' ich auch gleich mit tausend Fehlen
Verwirkt der Himmelskön'gin Huld,
Doch möcht' in's Heiligthum ich treten,
Wo einst ich selig oft gekniet,
Mit Thränen und mit Seufzen beten,
Daß meine tiefe Reu' sie sieht."

„Du warst schon hier?" — „Vor manchem Jahre;
Schon damals ich dieß Haus verließ,
Als die Custodin am Altare
Des heil'gen Bilds Beata hieß,
Beata, die dem Dienst der Hohen
Entrückt durch einen Höllenwahn,
Dem Schleier, dem Gelübd' entflohen,
Beschloß in Sünden ihre Bahn."

„Irr' redest, Tochter, du! Verzeihe
Maria dir das freyle Wort!
In frommer Reinheit sel'ger Weihe
Lebt hier Beata fort und fort;

Digitized by Google

Ein Vorbild leuchtet ſie den Schweſtern,
Der Himmelsgnade lebend Pfand;
In Jugend blüht ſie heut wie geſtern,
Rein iſt ihr Herz und ihre Hand."

Der Schaffnerin folgt durch die Thore
Die Pilgerin verwirrt, betaubt;
Im feſtlich ausgeſchmückten Chore
Allein ſie in der Dammrung bleibt;
Neu fühlt ſie hier mit tiefem Schauer
Den unerſetzlichen Verluſt,
Doch löst allmablig lindre Trauer
Die Thränen wieder in der Bruſt.

Und zagend naht ſie der Kapelle
Sonſt wie die Heimath ihr vertraut,
Und bebend, bei der Kerzen Helle,
Von fern ſie die Cuſtodin ſchaut.
Die wandelt um, geſchäftig, leiſe,
Taucht Kranze, zündet Lampen an,
Des Amtes pflegend in der Weiſe
Wie einſt Beata ſelbſt gethan.

Jezt ſchaut ſie der Cuſtodin Züge,
Doch was ſie ſieht — ſie glaubt es nicht!
Aefft Satan ſie mit einer Lüge?
Sie ſchaut — ihr eignes Angeſicht!
Nicht das, drein das erbarmungsloſe
Gericht der Sünden Strafe ſchrieb,
Nein, das, wo mit der Jugend Roſe
Vermahlt der Unſchuld Lilie blieb!

„O Gott, du ſtrafſt gerecht, doch bitter!"
So ruft — die Lippe nicht — ihr Herz;
Sie preßt ihr Angeſicht an's Gitter
Und betet fort in brünſt'gem Schmerz;
„So ſelig und ſo rein geweſen
Bin ich — o war' ich blieben treu!
Ach, nimmermehr kann ich geneſen!
Nicht heilt — es martert nur die Reu!"

Von der Cuſtodin Kleid die Falten
Sie rauſchen jezt dem Gitter nach;
Beata hört ſie ſtille halten,
Die ſie, geſenkten Blicks, nicht ſah;
Laut pocht ihr Herz, als ob im Grimme
Schon die Gerichtsposaune ſcholl;
Doch jene ſpricht mit ſüßer Stimme,
Wie nie von Menſchenlippen quoll:

„Mein Kind, Beata! kommſt du wieder?
Ich harrte deiner lange ſchon;
Ich ſtieg von meinem Throne nieder
Am Tag da du von hier geflohn;
Nicht wollt' ich deiner ganz entbehren,
Den Schweſtern barg ich den Verluſt,
Denn daß du würdeſt wiederkehren,
War meinem Herzen wohl bewußt.

„Ganz wieder ſey jezt, wie vor Jahren,
Mein treuergebnes, reines Kind!
Du haſt mit Schmerz und Gram erfahren
Was dieſer Erde Freuden ſind.
Die Liebe, die dein Herz entzündet
Zu mir, verdiente dieſe Huld;
Du biſt jezt neu in ihr gegründet,
Geläuterte von Wahn und Schuld!

„Schon naht der Tag mit ſeiner Helle;
Geh hin — dir iſt wohl noch bekannt
Der Weg? — in deine ſtille Zelle,
Leg an dein klöſterlich Gewand;
Die Unſchuld, die du einſt beſeſſen,
Zieht mit dem Schleier du wieder an;
Du wirſt wie einen Traum vergeſſen,
Was dir die Sünde Leids gethan!"

Da fühlt Beata mild ſich löſen
Die Seele von des Jammers Macht,
Ihr iſt, der wüſte Traum des Böſen
Verſink' in eine ferne Nacht;
Wie ſie das Aug' aufſchlagt mit Beben,
Sieht ſie von Glorienglut umwallt
Segnend empor die Heil'ge ſchweben
In eigner, göttlicher Geſtalt.

Sie legt den Schleier, die Gewande
Sich an in ihrer Zelle jezt,
Und athmet himmliſch auf, zum Stande
Der Unſchuld neu zurückverſezt;
Es knüpft ein mächtig fern Erinnern
Sie wieder an die alte Zeit,
Sie fühlt im friſchgeſchmückten Innern
Sich neu zu Gottes Magd geweiht.

Bereit zur Buße, naht den Schweſtern
Im Chor ſie doch mit banger Scham;
Die grüßen ſtill nur, als ob geſtern
Sie erſt von ihnen Abſchied nahm;
Mit Wehmuth findet ſie die Frommen
Ergraut, verwittert und gebückt,
Indeß ſie ſelbſt, neu angenommen
Zu Gnaden, friſche Jugend ſchmückt.

Die Schaffnerin nur fragt mit Sorgen:
„Wo mag die arme Pilg'rin ſeyn?"
Beata ſpricht: „Sie iſt geborgen,
Ab nahm ihr Gott all ihre Pein;

Digitized by Google

Weit über der Unwürd'gen Hoffen
Gibt er ihr Trost und Glück hinfort;"
Die Schwestern hören stumm betroffen
Beatas erstes strenges Wort.

Dann ward so wie noch nie gefeiert
Der Himmelfahrt hochheil'ges Fest;
Von manchem trunknen Aug' entschleiert
Madonna heut sich schauen läßt;
Kein Beten kann die Inbrunst stillen
Womit Beata's Dank empor
Zur Jungfrau steigt, die idretwillen
So lang dieß ird'sche Haus erkor.

Die Weißdornbüsche duftig blühen,
Den Tag mitfeiernd, noch einmal;
Die bunten Fenster feur'ger glühen,
Trunken vom goldnen Sonnenstrahl;
In sel'ger Andacht Fluthen schwimmen
Die Seelen, ird'scher Schwere frei,
Es mischt der Frauen reinen Stimmen
Sich Harfenklang der Engel bei.

Vorüber ist die Zeit der Sünden,
Wo Tage man und Stunden zählt,
Wo Wünsche stets sich neu entzünden,
Und stets der Selbstsucht Stachel quält;
Begeist'rung quillt in gleicher Fülle
Aus ew'ger Liebe Gegenwart;
Das Leben ist, in Staubes Hülle,
Verklärt zur steten Himmelfahrt.

Die neuesten Forschungen und Entdeckungen in der Planetographie.

(Fortsetzung.)

Man darf vielmehr, gestützt auf die besten Gründe, annehmen, daß Venus, im Allgemeinen, ein unserer Erde, mit der sie fast gleiche Größe, Dichtigkeit, und also Masse gemein hat, sehr ähnlicher Weltkörper sey, und sich daher auch in der Zeit der Achsendrehung ziemlich wie diese verhalten werde. Hinsichtlich dieser Aehnlichkeit bemerkt selbst Mädler, seinen neuesten Beobachtungen gemäß, daß der erleuchtete Theil der scheinbaren Venusscheibe Erscheinungen darbietet, die auf eine Atmosphäre dieses Planeten und gebirgige Unebenheiten hindeuten, welche letztere ohnedieß durch das schon oben erwähnte, oft beobachtete „gezähnte Ansehen der Lichtgrenze" (die sich nie recht rein abgeschnitten zeigt) höchst wahrscheinlich gemacht seyen.

Ueber die Lage der Venusachse gegen die Ebene der Bahn dieses Planeten um die Sonne (d. h. also über den Winkel, unter dem diese Achse gegen die Bahnebene geneigt ist, und dessen Komplement die dortige „Schiefe der Ekliptik" bildet) hat Mädler bei den gegenwärtigen neuesten Beobachtungen der Venus, aus denselben Gründen, nichts festgesetzt; in dem kurz vorher bekannt gemachten, bereits oben erwähnten Aufsatze: „Ueber die Weltstellung der Himmelskörper unseres Systems," bezeichnet er diesen Winkel als „noch unbekannt." Frühere Beobachtungen, welche aber schon Littrow wenig verläßlich nennt, geben diese Schiefe der Ekliptik zu 72 Grad an, so daß sich die heiße Zone dieses Planeten 72 Grad der Breite zu beiden Seiten seines Aequators erstrecken würde. Daraus müßten wieder Folgen hervorgehen, welche sich sogar widersprächen; es scheint also Gruithuisens Behauptung mehr Rücksicht zu verdienen, welcher Polarflecke der Venus und deren Entfernung von der Lichtgrenze beobachtet haben will, und in seinen „neuen Analekten für Erd- und Himmelskunde" daraus eine dortige Schiefe der Ekliptik von 15 Grad folgert. Hiernach umfaßte die heiße Zone dieses Planeten 30 Grad, jede der kalten 15 Grad, und jede der gemäßigten 60 Grad, eine Annahme, welcher ich aus Gründen der Analogie noch bestimmter mich zuneigen würde, wenn nicht Mädler, dem ich doch hier vorzugsweise folge, beim Gebrauche bloß analogischer Schlüsse in der Astronomie so große Behutsamkeit einschärfte.

Schröter in seinen „aphroditographischen Fragmenten" hat sogar den Versuch gemacht, aus den oben von mir erläuterten Abweichungen der Horngestalt die Höhe der Venusberge zu bestimmen, denen, wie wir gesehen, die temporäre besondere Gestalt der Hornspitzen beizumessen ist, und er hat die Berge der Venus über fünf deutsche Meilen doch gefunden, eine Angabe, welche so ziemlich alle Werke über planetarische Topographie nachgeschrieben haben. Resultaten dieser Art, meint aber Mädler, müsse man billig mißtrauen. Die Existenz von Venusbergen könne zwar nicht in Abrede gestellt werden; aber um nun auch zugleich die Höhe derselben zu bestimmen, bedürfe es der allervollkommensten Meßapparate, wie sie Schröter noch gar nicht gekannt habe, so daß diese nähere Ermittlung erst von der Zukunft zu erwarten stehe.

Eben so wenig haben Beer und Mädler bei diesen neuen Venusbeobachtungen das aschfarbige Licht wahrgenommen, dessen einige frühere Astronomen erwähnen. * Harding, der dieses räthselhafte Phänomen

* Chr. Mayer und Harding namentlich haben den dunkeln (in der Nachtseite liegenden) Theil der Venuskugel in einem „aschfarbenen" Lichte gesehen, ähnlich demjenigen, welches unser Mond, und zwar am besten zeigt, je schmaler

besonders ausführlich beschreibt, bemerkt dazu, daß er es nur wenige Abende und sonst nie gesehen habe, daß die Erscheinung dann aber „höchst deutlich und ganz unzweifelhaft“ gewesen sey. — Unsern Beobachtern erschien dagegen der Glanz der Venusscheibe immer gleichmäßig, höchstens zeigten sich die Hörnerspitzen etwas heller als das Uebrige. Der Erleuchtung durch einen Mond kann jenes „aschfarbene“ Licht nicht zugeschrieben werden, da Venus bekanntlich keinen Mond hat,* auch verträge sich damit die Seltenheit des Vorkommens nicht; und eben so wenig kann man dasselbe vom Wiederscheine des Merkurs oder der Erde, aus so weiten Fernen, ableiten. „Es scheint also eine, der Venusoberfläche eigenthümliche, jedoch nur unter seltenen Umständen hinreichend stark hervortretende Lichtentwicklung zu seyn.“ Unser phantasiereicher Gruithuisen vermuthet, daß die Bewohner der Venus wohl von Zeit zu Zeit, z. B. bei Regierungsveränderungen, große „Feuerfeste“ ** feiern und dadurch jenes besondere Licht veranlassen könnten; dergleichen sehr ausgedehnte Feuerfeste „seyen auf der Venus um so leichter anzustellen, da der dortige Baumwuchs luxuriöser seyn müsse, als selbst in den Urwäldern Brasiliens.“ (!)

(Fortsetzung folgt.)

---

seine Sichel (also kurz vor und kurz nach dem Neumonde) ist, und welches bei ihm bekanntlich von der Erleuchtung herrührt, die seine Nachtseite durch die ihr gegenüber liegende, von der Sonne bestrahlte und deren Glanz reflectirte Erde, gleichsam den Mond des Mondes, erhält.

* Der große Astronom Lambert war gleichwohl anderer Meinung.

** Ich muß die betreffende Stelle in Gruithuisens Werken doch wohl genauer bezeichnen; sie steht in der „Naturgeschichte des gestirnten Himmels,“ S. 125.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

(Fortsetzung.)

Das königsstädtische Theater. — Tieck.

Unser norddeutsches Volkstheater wird mit dem ersten Oktober 1841 aufhören, nachdem es etwa 16 oder 17 Jahre bestanden hat. Ich meine nämlich das königsstädtische Theater, welches bekanntlich gestiftet wurde, um dem dringenden Bedürfniß einer komischen Nationalbühne für Norddeutschland nachzukommen. Wohin man sich gewandt, wo man auch beim Ausland geweilet, wie man auch gewirthschaftet, verschwendet oder gewuchert, mit welchen Schauspielern man es auch versucht hat, mit übermäßig bezahlten oder mit solchen, die das mindeste forderten, es will nicht mehr gehen. Wie man vernimmt, überläßt der jetzige Eigenthumsinhaber das Institut dem Könige, der, unter welcher Form es sey, der Hauptgläubiger ist. Das Lustspiel, die ehemalige Basis des Theaters, wird abgeschafft, die Anstalt kommt unter die Leitung eines Intendanturbeamten, und eine Italienische Oper und das französische Theater werden dahin verlegt. Was somit damit geschieht, kann uns gleichgültig seyn, wenn wir wissen, daß es das nicht mehr ist und seyn kann, wozu es gestiftet wurde. Der Conseilsinspabor, Cerf, soll mit der Pension abgefunden werden, welche ihm die früheren Directoren zahlten, und dürfte wohl der seyn, welcher mit der Umwandlung am zufriedensten ist. Die armen Schauspieler sind es nicht, denen pöbelisch von ihm gesündigt ist, und die nun in die weite Welt geschickt werden. Mehrere Prozesse sind deshalb anhängig. — Das Sommer- und Volkstheater in Stegliz machte auch in diesem Jahre keine glücklichen Geschäfte. Schon wollte man es von der einen alten Tiefenbahn auf einen Punkt an der zweiten, neuen verlegen, ich glaube nach Großbeeren, wo die Erinnerung an die Schlacht ein großes Publikum anlockte einmal wenigstens hinlockt, als die Directoren noch zu andern außerordentlichen Mitteln griffen. Man gab Stücke mit vertauschten Rollen, die Männer in Unterröcken, die Frauen in Hosen. Dieß zog an. Ein Kotzebuesches Ritterstück ward angekündigt; der Hammel, der darin vorkomme, solle ein lebendiger seyn, und nachher unter dem wohlthätigen Publikum verloost werden. Die Halle füllte sich von Schaus und Eßbegierigen. Ein Theaterdirektor, der seine Menschen kennt, sollte nie verzweifeln. — Das Hoftheater hat den Termin der Preisaufgabe für das beste Lustspiel bis auf den ersten Januar 1842 verlängert. Ein Drama des Professors Werder an der hiesigen Universität: Columbus, soll jetzt einstudirt werden. — Wie es heißt, wird Guptow sein Domizil hieher verlegen.

Tieck ist seit einigen Wochen in Potsdam; wie alle, die ihn gesehen, mit Vergnügen bemerken, wunderbar durch seine Badereise gekräftigt. Er hat den herbsten Verlust, der ihn betroffen, wenigstens so überwunden, daß er als Dichter zu neuen Schöpfungen sich vorbereitet. Am Eingange von Sanssouci lebt er in einer anmuthigen Villa, des Morgens seinen Freunden und seiner Muse, vom Mittag an in der Gesellschaft seines königlichen Wirthes, der nichts versäumt, ihm den Aufenthalt heiter und angenehm zu machen. Wir glauben es verantworten zu dürfen, wenn wir ein Wort Tiecks wiederholen: daß der Umgang mit einem solchen königlichen Könige ihm, dem Dichter, ganz neue Anschauungen liefere, die, so hoffen wir, in der Brust des Dichters nicht werden vergraben bleiben. Tieck speist jeden Mittag mit dem Könige, alsdann, nach einer Ruhe, der sich Jeder ohne Zwang überlassen kann, fährt ihm eine königliche Equipage zu Spazierfahrten in der Umgegend zu Dienst, und der Abend ruft ihn wieder in die königliche Gesellschaft, wo in der Regel ein Shakespearesches Stück vorgelesen wird. Wie ganz anders ist dieß Zusammenleben des deutschen Königs mit dem ersten Dichter seines Volkes, als jene Tafelrunde in Sanssouci, wo der größte König seiner Zeit, indem er sich von den Lasten der Regierung erholte, sich von seinem Volke trennte, um von den flüchtigen Geistern einer fremden Nation umschwirrt und gelobt zu werden, die hinter seinem Rücken sich im Grunde doch über den Deutschen, der ihnen an Geist gleich seyn wollte, lustig machten. — Ob Tieck, wenn der König nach Berlin kommt, ihm hieher folgen wird, steht noch dahin.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 6. Oktober 1841.

— I do agnise,
A natural and prompt alacrity
I find in hardness; and do undertake
These present wars.

Shakespeare.

Lübeckiſche Sagen.

III.

Herr Hans Holm.

Herr Hans Holm war der Sohn eines pommerſchen Edelmannes, welcher als Hauptmann der Stadtföldner in Lübeckiſchen Dienſten ſtand. Als ſein Vater, um die Zeit da Hans geboren war, einmal höchſt wunderbar aus großer Noth und Gefahr errettet wurde, hatte er den Sohn dem Dienſt der Kirche gelobt; aber der Hans war von Kindesbeinen an mehr zu allerlei gewagten Streichen aufgelegt, als ſich der ſittſamen Zucht ſeiner Wärterin und ſpäter des Paters, welcher ihn für das Noviziat vorbereiten ſollte, fein ſtill und ordentlich zu fügen. Nach vielen Gewiſſensbiſſen des Vaters und viel Thränenvergießen des Sohnes löſete endlich der hochwürdige Herr Biſchof das Gelübde, ſo daß der Junkherr ein Reitersmann werden konnte nach ſeines Herzens Gelüſte. Doch wurde ihm die Abſolution nur unter der Bedingung gewährt, daß er deſſen ungeachtet die drei Mönchsgelübde treu halte, und wir werden ſehen, wie Herr Hans Holm bis an ſein ſelig Ende, trotz aller Verlockungen des Teufels, keuſch, arm und der Kirche gehorſam gelebt hat.

Unter den vielen kühnen Unternehmungen, durch welche ſich Herr Hans, ſobald er das reifere Jünglingsalter erreicht hatte, allen Feinden der Stadt furchtbar machte, geſchah es auch, daß ihm ſeine Kundſchafter in einem Kriege mit Dänemark die Nachricht brachten, im Oreſſund liege eine däniſche Flotte ſegelfertig, um den Hafen Lübecks zu ſperren. Und war die Stadt damals zur See wehrlos, weil ihre Flotte nach einer ſiegreichen Schlacht gegen die Dänen durch Unvorſichtigkeit des Admirals in einem heftigen Sturme untergegangen war.

Da ging Herr Hans Holm und bat, ob man ihm wohl zwei Diebe, welche auf den Tod ſaßen, für ein höchſt lebensgefährliches Unternehmen frei geben wolle; dieß wurde ihm gern gewährt. Darnach geht er zu den Dieben und ſpricht: „Uebermorgen ſollt ihr, wie ihr wißt, durch den Strang den Tod leiden; möchtet ihr nicht lieber mit Ehren in die Grube fahren? Ja, es bleibt bei dem Unternehmen, wozu ich euch mitnehmen will, immer noch wohl möglich, daß wir mit Gottes Hülfe heil und lebendig davon kommen; dann ſollt ihr der Strafe ledig ſeyn und gehen dürfen, wohin ihr wollt.“ Die Diebe waren des Vorſchlags froh, und als Herr Hans ein Schifflein mit allerlei Feuerwerk zu einem Brander hatte rüſten laſſen, ruderten ſie ihn des andern Tages aus Travemünde. Bald fiel eine friſche Kühltje in die Segel und die Reiſe ging luſtig vorwärts. Gegen

Digitized by Google

Abend kam aber ein Sturm und das Schifflein tanzte durch die Wogen, daß sie ihren Tod schon vor Augen sahen. Sey's nun aber aus Gnade gegen den frommen Hans Holm, oder weil die Diebe anderswo noch für den Galgen aufbehalten waren (wie man spricht, es fressen keinen die Fische, der da hängen soll), sie kamen glücklich davon, nachdem Herr Hans eifrig gebetet und die Diebe gelobt hatten, nie wieder zu stehlen.

In der zweiten Nacht näherten sie sich geräuschlos der dänischen Flotte. Das Admiralschiff lag gerade vorne; daran befestigten sie still ihren Brander, zündeten im Innern an, stiegen in ein Boot, ja hieben sogar das Ankertau des feindlichen Schiffes ab, damit der Wind dasselbe, wenn es brenne, zwischen die Flotte treibe, und immer hatte sie die Wache am Bord des Admiralschiffes noch nicht entdeckt. Herr Hans Holm führte aber, wie alle Welt wußte, eine Dose mit dem damals in Europa noch wenig bekannten Schnupftabak bei sich; er hatte sie von einem Spanier, dem er im Kampfe großmüthig das Leben schenkte, zum Andenken erhalten, und das Volk sagte sich, dieses Kraut mache Herrn Hans dieb- und stichfest. Als er sich nun vorüberdog, um, wie schon erwähnt, das Ankertau abzuhauen, zog ihm der eine Dieb, uneingedenk seines gestrigen Gelübdes, die Dose aus der Tasche und nahm eine Prise, daß er heftig niesen mußte. Dieses hörte die feindliche Schiffswacht, schlug Lärm, und bald sausten Kugeln aus den Steinbüchsen hinter dem rasch entfliehenden Boote her, deren eine dem eidbrüchigen Diebe den Kopf wegriß, während mehrere andere durch das Boot fuhren. Herr Hans und der andere Dieb umklammerten sich im Untersinken und eine Welle warf den Frommen und den Gottlosen lebendig an den unsernen Strand.

Der grelle Flammenschein der brennenden Flotte weckte sie endlich aus ihrer Betäubung, worauf Herr Hans dem Himmel für seine Rettung und das Gelingen des Unternehmens dankte, dem Diebe aus der Geldkatz, die er um den Leib gebunden führte, ein tüchtiges Zehrgeld auf die Reise gab und dann sich nach Lübeck auf den Weg machte, wo er auch wohlbehalten anlangte und von Alt und Jung hoch gepriesen wurde.

Der Rath vertraute ihm aber jetzt zwei stattliche Orlogschiffe an, um gegen die Danen zu kreuzen, und sandte Herr Hans in Jahresfrist vierzehn in der Ost- und Westsee aufgebrachte Schiffe nach Lübeck. Endlich wurde er aber doch zu keck, und als er drei dänische Schiffe bis in einen französischen Hafen verfolgt und genommen hatte, kam eine Flotille dieses Reiches über ihn, als einen Friedensstörer, und machte nach tapferer Gegenwehr seine und die gekaperten Schiffe zu einer guten Prise. Herr Hans wurde in einen tiefen Thurm geworfen, wo ihn weder Sonne noch Mond beschien und er nichts Menschliches sah, als die Hand des Schließers, welche ihm durch ein Schiebfenster seine Nahrung gab.

Da saß er Jahr und Tag, daß man zu Lübeck meinte, er sey todt, und statt seiner seinen Kameraden Jäger zum Stadthauptmann machte.

Unter dessen Hauptmannschaft, während Herr Hans gefangen saß, geschah es, daß, nachdem man sich schon lange völlige Ruh und Sicherheit vor den Junkern der Umgegend geschafft zu haben wähnte, jetzt in der Kriegszeit wieder etliche das alte ritterliche Handwerk aufnahmen und die Kaufleute an der Hamburger und den sonstigen Heerstraßen ausplünderten. Darüber erhob die Bürgerschaft große Klage beim Rath, so daß, als einmal ein Bürgermeister dem Hauptmann Jäger auf der Gasse begegnete, selbiger stillstand und sprach: „Herr Hauptmann, Ihr heißet wohl Jäger; aber wann jaget Ihr einmal was? höret Ihr nicht die Klagen der Bürger?“ Antwortete der Hauptmann: „Herr Bürgermeister, ich will schon jagen, dafern mir Vollmacht und Bescheid dazu wird.“

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Forschungen und Entdeckungen in der Planetographie.

(Fortsetzung.)

Den Schluß ihrer dießmaligen Mittheilungen über den Planeten Venus machen Beer und Mädler durch Beschreibung einer von ihnen, zwar nur ein einzigesmal (7ten April 1833) beobachteten, aber höchst merkwürdigen strahlenden Erscheinung auf seiner Oberfläche. Ich lasse die Verfasser selbst reden. „Die 140malige Vergrößerung unseres Refractors hatte ein Gesichtsfeld von beilaufig 16 Minuten und konnte als Kreismikrometer angewendet werden; der Himmel war ausgezeichnet rein und die Luft sehr ruhig. Da zeigte sich der Quadrant nordwest der gerade sichelförmigen Venusscheibe vom Mittelpunkte aus mit scharfen, hellen Strahlen erfüllt. Weder eine Drehung des Oculars, noch eine Verschiebung des Gesichtfeldes änderten etwas an der prachtvollen Erscheinung; sie trat immer wieder gleich deutlich hervor. Auf den übrigen Seiten der Venus war nichts dem Aehnliches zu sehen. Die Strahlen verliefen ganz allmählig; die stärksten waren etwa $\frac{1}{4}$ Grad weit sichtbar, alle aber, dem Anscheine nach, schnurgerade fortlaufend. Der Anblick blieb ganz unverändert derselbe, so lange Venus an diesem Abende beobachtet werden konnte.“ — Wir gestehen, eine genetische Erklärung des Phänomens nicht geben zu können, und beschränken uns auf

Digitized by Google

Mittheilung des Factums." — Aber was war es nun? und wird man nicht doch an eine gewisse „Phosphorescenz" der, vom Lichte der soviel näheren Sonne recht getränkten und dasselbe unter gewissen Umständen in der Nacht wieder von sich strahlenden Venusoberfläche erinnert, welche Phosphorescenz von früheren Astronomen schon zur Erklärung des oben beschriebenen „aschfarbigen" Lichtes postulirt worden ist?

Der Mond.

Für die Topographie unseres Mondes ist in neuester Zeit auch wieder manches geschehen, und besonders liegt uns eine Abhandlung unseres unermüdlichen Monddtopographen Mädler: Ueber die jenseitige Mondhalbkugel, vor.

Die Leser erinnern sich zuvörderst, daß der Mond der Erde, mit einer geringen, unter dem Namen Libration (Schwankung) hinreichend bekannten Modifikation, beständig die nämliche Hälfte zuwendet, während die andere (die hier gemeinte „jenseitige") Hälfte stets von der Erde abgewendet bleibt, so daß wir also, wenn die Oberfläche des Mondes in sieben gleiche Theile getheilt würde, drei dieser Theile nie zu Gesicht bekommen, gleich wie auch die Bewohner derselben, wofern sie nicht eine Reise nach der diesseitigen Mondhalbkugel unternehmen, ihrerseits auch nie etwas von der Erde sehen. Ihnen steht also doch Ein Mittel zu Gebot, um sich diesen Anblick der Erde zu verschaffen; wir dagegen können zum Anblick jener jenseitigen Mondhalfte nie gelangen, und uns nur durch Schlüsse einen Begriff von ihrer Beschaffenheit bilden, was für die Wißbegier natürlich einen Reiz mehr abgibt.

Da die ganze Mondoberfläche (diesseitige und jenseitige Halbkugel zusammen) über 700,000 Quadratmeilen enthält, so bleiben 300,000 Quadratmeilen davon immerdar abgewendet von uns; sie waren uns daher bis jetzt auch eine wahre „luna incognita," in welche uns nun aber Mädler durch seine scharfsinnigen, auf Beobachtung der durch die erwähnte „Schwankung" noch gelegentlich sichtbar werdenden Randstücke begründeten Conjekturen einzuführen versucht. Denn da diese Randstücke, wenn von einer eigentlichen Halbirung der Mondkugel die Rede ist, offenbar noch zu der zu erforschenden jenseitigen Hälfte gehören, und da sie überdieß einen Flächeninhalt von 50,000 Quadratmeilen (die Hälfte der Differenz der 100,000) haben, und also ein volles Siebentel der ganzen jenseitigen Hälfte ausmachen, so scheint der Schluß von ihrer Beschaffenheit auf die Beschaffenheit des Restes allerdings gerechtfertigt.

Dazu tritt nun noch der besondere Umstand, daß die Schwankung des Mondes eine doppelte, eine Schwankung in der Länge und in der Breite ist, so daß uns also von der abgewendeten jenseitigen Halbkugel abwechselnd nicht bloß östliche und westliche, sondern, über die Rotationspole hinaus, auch nördliche und südliche Randstücke zu Gesicht kommen. Allerdings sieht man, wie auch schon das bloße Nachdenken lehrt, von der Erde aus Alles, was über den mittleren Mondrand hinaus liegt, nur noch in sehr starken optischen Verkürzungen, und eine Zeichnung dieser, durch die doppelte Schwankung zu Gesicht kommenden Randstücke der jenseitigen Mondkugel muß also an Genauigkeit und Vollständigkeit denen der besser sichtbaren diesseitigen Mondlandschaften weit nachstehen; indeß gestattet ihre Beobachtung doch auch noch in dieser Beschränkung einen Vergleich ihrer allgemeinen Configuration mit der diesseitigen.

Beers und Mädlers wiederholte neueste, höchst sorgfältige Beobachtungen zeigten ihnen nun aber diese, schon der jenseitigen Halbkugel angehörigen und, wie gesagt, ein volles Siebentel derselben einnehmenden Randtheile in keinem wesentlichen Punkte von den diesseitigen Mondpartien verschieden. Sowohl die Berglandschaften als die sogenannten Marestachen finden sich auch hier vor. Namentlich über den Nordpol hinaus erblickt man einige große Wallebenen, zwischen denselben Kettengebirge von mittlerer Höhe, und helle Ebenen von geringerer Ausdehnung, ganz wie in den arktischen Gegenden diesseits des Nordpols. „Im Nordwesten reicht das Mare Humboldtianum, dessen hohe Grenzgebirge noch ziemlich gut erkannt werden, in die jenseitige Halbkugel hinein; eben so im Osten einige Theile des sogenannten Oceanus procellarum, im Südwesten das Mare Australe, im Westen ein Theil der großen Fläche Kästner, welche an Umfang den kleineren Maren nahe kommt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

Der Kirchenstaat und Toscana.

Während eines langen Aufenthalts im mittlern Italien bin ich wiederholt von Rom über Siena nach Florenz gegangen. Ich will nicht eben sagen, daß ich den Weg besonders liebe, aber er ist der kürzere, und so wird er dem ungleich sodhern über Spoleto, Perusia und Arezzo gewöhnlich vorgezogen. Ein großer Theil der Straße ist langweilig genug: erst die Campagna, dann fast die ganze Strecke von dem See von Bolsena an bis Siena. Wer, nachdem er das Land einmal gesehen, die andernmale schläft, verliert kaum etwas. So oft ich nun von dieser Seite der in's Toscanische eingetreten bin, so oft habe ich auch an mir den Eindruck erfahren, der bei solchen Reisenden, denen dieß zum erstenmal vorkommt, so stark zu seyn pflegt. Ich rede von der auffallenden Verschiedenheit zwischen der äußern Erscheinung des

Landes wie der Bewohner des Kirchenstaats, und des Landes wie der Menschen in Toscana. Nirgendwo vielleicht findet sich ein so schneidender Kontrast. Von der Verödung der römischen Campagna will ich nicht reden: es würde sehr unrecht seyn, sie der päpstlichen Regierung in die Schuhe schieben zu wollen; denn hier trifft eine Menge von Umständen zusammen, die weder an der Regierung noch an Einzelnen liegen, und für die keine Abhülfe denkbar ist, so lange die gegenwärtigen Ansichten hinsichtlich der Benutzung der Ländereien und die jetzt herrschenden agronomischen Systeme bestehen. Daß aber z. B. die Heerstraße, die große Straße, welche Nord- und Süditalien verbindet, schon in Roms Nähe sich in einem nichts weniger als rühmenswerthen Zustande befindet, hängt mit der Verödung der Campagna keineswegs nothwendig zusammen. Die nächsten Ortschaften sind in einer jämmerlichen Lage, denn sie sind noch der Einwirkung der bösen Luft ausgesetzt; erst Monteflione, einst Hauptort eines Herzogthums des Hauses Farnese, sieht etwas besser aus. Nun beginnt schon, beim See von Bico, das Gebirge von Viterbo, der Cuminus der Alten. Das Land ist wenig fruchtbar und noch minder angebaut; die Waldung ist auf großen Strecken sehr gelichtet. Viterbo selbst ist eine ansehnliche und in mancher Hinsicht, namentlich durch mittelalterliche Bauwerke, interessante Stadt und Hauptort einer Provinz (Delegation), aber es herrscht in ihr wenig Leben und Wohlstand, obgleich es nicht an Betriebsamkeit fehlt. An dem hochliegenden Montefiascone führt man vorbei, und die Reisenden benutzen gewöhnlich (wenigstens, wenn sie die Reise zum erstenmal machen) das Umspannen des Kourierwagens, um den berühmten Esswein zu versuchen. Die Ufer des Sees von Bolsena sind malerisch, namentlich macht das Kastell von Bolsena selbst einen höchst pittoresken Effekt. Aber der Anbau ist auch hier im Ganzen karg, und auf dem südlichen Ufer, wo die Fiora dem Meere zufließt und Toscana mit dem Kirchenstaat aneinandergrenzt, nimmt das Land bald den Charakter der Campagna und der nahen Maremmen an, und Toscanella, Canino, Cornato nebst andern Orten stehen sich keineswegs in besonders günstigen Verhältnissen. Die Straße vom Ufer des Sees nach St. Lorenzo nuovo ist über alle Maßen steil, beschwerlich und vernachlässigt; das Oertchen selbst, von Pius VI. gebaut, sieht öde aus; das nahe Aquapendente, das letzte päpstliche Städtchen, ist enge, schmutzig, verfallen und nichts weniger als einladend. Bettler begleiten bis hieher den Reisenden in ziemlicher Menge. Von Aquapendente an ist die Straße wieder in einem unerlaubt erbärmlichen Zustand und für schwere Wagen wirklich halsbrechend, namentlich beim Bergabfahren. Bei Ponte a Centino, dem in einer einsamen, fieberreichen Gegend gelegenen Grenzzollamte, wo die Soldaten und Beamten meist an Terzanen darniederliegen, fehlen die Brücken über die Paglia, und da dieser Bergstrom oft plötzlich anschwillt, werden Frachts und selbst Reisewagen nicht selten ewig lange aufgehalten. Ich kam dießmal mit einer verlornen Stunde davon; indeß waren zehn Pferde erforderlich, den Wagen durch das Wasser zu schleppen. Kaum ist man über die Grenze, so findet man eine schöne und breite Brücke, die über den nächsten Strom führt; die Straße wird ungleich besser, und an den Seiten beginnen die Meilensteine, welche die Entfernung von der Hauptstadt Florenz angeben. Dieß sind die ersten Anzeichen des neuen Laufes und der andern Regierung, und ich brauche nicht zu sagen, daß sie dem Reisenden willkommen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, August.

(Schluß.)

Festmahl zu Ehren Tiecks.

Sonntag den 31sten August feierten Tiecks Verehrer und Freunde sein Hierseyn durch ein Festmahl im ehemaligen Jagersschen Saal. Seit 24 Jahren war Tieck nicht in seiner Vaterstadt gewesen. Der König hatte ihm zu diesem Besuche Urlaub gegeben, und seltsam mag dem Dichter der Eintritt in die so veränderte Königsstadt und der Empfang von dem zahlreichen Kreise der ersten Notabilitäten Berlins gewesen seyn. Tieck schien gerührt, aber erfreut. Das Fest, welches würdig und froh ausfiel, schlossen ich Ihnen nicht umständlicher. Wenn dieser Brief zu Ihnen kommt, wird es wohl schon in den Zeitungen besprochen seyn. Steffens, Tiecks langjähriger Freund, brachte die Gesundheit des Gefeierten aus. August Wilhelm v. Schlegel war, obgleich geladen, nicht erschienen. Man konnte sich sonst beide Namen nicht wohl getrennt denken. Warum Felix Mendelssohn mit Tieck zugleich geladen und gefeiert wurde, ließe sich nicht wohl erklären, wenn nicht besondere Rücksichten für den liebenswürdigen und mit Recht berühmten Komponisten (der wie Tieck ein Berliner Kind ist) obgewaltet hätten. Aber Mendelssohn ist noch jung, seine Feste sind sein frisches Wirken. Bei diesem Feste glorreicher Erinnerung und alten Ruhmes wäre es passender gewesen, ihn mitfeiernd als ans gefeiert zu sehen. Ein Spruch in Versen von Kopisch gedenkt zu dem Besten, was dieser Dichter je hervorgebracht. Er wirkte ungemein. Dr. Häring (W. Alexis) erinnerte an seinen Wunsch vor acht Jahren, als Tiecks sechzigster Geburtstag gefeiert wurde: daß der Aufruhr in den Cevennen ein glücklich Ende nehme. Aber er meinte, daß die Geschichte inzwischen dem Dichter die Fortdichtung abgenommen, indem sie die Frage aus den Regionen der Phantasie in die der ernsten Wirklichkeit übergespielt habe, und daß ihr jetzt allein die Lösung und das Ende vorbehalten bleiben müsse. Indem er daran erinnerte, wie inzwischen Tieck in andern Richtungen wieder Proben von der jugendlichen Kraft seiner Phantasie abgelegt habe, schloß er mit dem Wunsche, daß die Mythe der Hellenen von dem achtzigjährigen Sophocles, der seine Richter durch seinen Oedipus auf Kolonos überraschte, in Deutschland zur Wahrheit werde, und der Meister Ludwig, wenn er jenes hohe Alter erreicht, das dann junge Deutschland durch sein bestes Werk überrasche. Ein Toast auf den (anwesenden) deutschen Mann, Jakob Grimm, wurde mit ungemeinem Jubel aufgenommen. Er wollte nicht enden. Das Rührendste an dem Feste war wohl das Wiedersehen so vieler Jugend- und Mitarbeitsgenossen mit dem gefeierten Gaste. Einundzwanzig Jahre hatten viele Furchen gezogen und manches Haar weiß gefärbt. Tieck dankte in wenigen Worten, aber nicht mit der Stimme des dramatischen Vortesers, die durch Mauern dringt; die feierliche Bewegung des Momentes dämpfte sie, und nur Wenige in dem vollgedrängten Saale hörten diese Worte, die aus dem Gefühle vorbrachen. Durch ein zufälliges Zusammentreffen war der Tag auch der siebenzigjährige Erinnerungstag der Goetheschen Doktorpromotion. Mehrere der heitern Gäste begingen noch am Abend in Charlottenburg dieses Jubiläum.

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. Oktober 1841.

I am weary of this moon; would, he would change!
Shakespeare.

Die neuesten Forschungen und Entdeckungen in der Planetographie.

(Schluß.)

„In den übrigen Gegenden finden sich Gebirge verschiedener Art und Form, besonders große Wallebenen hinter Bailly und Lagrange im Südosten, und hinter Humboldt und Hekataüs im Südwesten; fast gerade im Osten ragen die hohen Spitzen des Gebirges d'Alembert hervor, ähnlich wiederum den diesseitigen, nur weniger hohen Spitzen der Cordilleras. Am Südpole endlich zeigt sich dasselbe Gedränge kolossaler Höhen und Tiefen zu beiden Seiten, und die dort hervorragenden großen Randunebenheiten gehören, der Mehrzahl nach, zur jenseitigen Halbkugel."

Das allgemeine Resultat ist also: daß ein wesentlicher Unterschied zwischen den jenseitigen und diesseitigen Randlandschaften eben so wenig als zwischen den Randlandschaften überhaupt und den besser sichtbaren, der Mondmitte näher gelegenen Gegenden bemerkbar ist. Ich überlasse den Lesern, in wiefern sie dem daraus abgeleiteten, allerdings durch starke Analogie unterstützten Schlusse: „daß gleich diesen, abwechselnd noch zu Gesichte kommenden Rand theilen der jenseitigen Mondhalbkugel auch der übrige, immer abgewendet und für uns unsichtbar bleibende, gegen 300,000 Quadratmeilen umfassende Theil derselben wesentlich in Nichts von der diesseitigen unterschieden seyn werde," unbedingt ihren Beifall schenken wollen. Ich will das Urtheil, welches sich die Leser über einen so interessanten Punkt der Planetographie selbst bilden sollen, durch Geltendmachung meiner individuellen Ansichten nicht bestechen.

Auf eine Haupteinwendung, die man gegen diese vorausgesetzte Gleichheit der zu- und der abgewendeten Mondhalbkugel erheben könnte, daß sich nämlich die Wirkung des so nahen Hauptplaneten auf die erstere nothwendig in anderer und entschiedenerer Art als auf letztere geäußert haben müsse, scheint Folgendes allerdings eine sehr consequente Erwiderung.

Die Mondoberfläche hat ihre Gestalt höchst wahrscheinlich vielfachen Eruptionen zu verdanken, die, von Innen nach der Oberfläche wirkend, erst die großen Wall- und Ringgebirge und, allem Anscheine nach, später auch die kleinen Krater, Centralberge und übrigen Unebenheiten hervorbrachten. Da die nahe Erde, welche zur Zeit dieser Vorgange, wenn auch noch nicht ganz ausgebildet, doch als Masse gewiß schon vorhanden war, dabei wenigstens den Einfluß ihrer Anziehung geltend machen mußte, so fragt sich nun, ob dieser Einfluß in Bezug auf die verschiedenen Regionen, und namentlich

Digitized by Google

auf die entgegengeſetzten Halbkugeln (die zu- und die abgewendete), ein weſentlich verſchiedener geweſen ſeyn werde? und dieß ſcheint, nach Mädler, verneint werden zu müſſen.

Wäre nämlich die Stellung irgend einer Mondregion gegen die Erde ein Hauptmoment bei der Ausbildung der Oberfläche geweſen, ſo würden wir eine der verſchiedenen, auf dem Monde vorkommenden Bildungsformen in den Gegenden, welche die der Erde nähere Mondmitte einnehmen, in ihrem Maximum und in ihrer größten charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit vorfinden, und in beider Hinſicht eine Abnahme nach den Rändern hin bemerken; die ſorgfältigſte Beobachtung zeigt aber nichts davon. Die Kreisform, welche ſich merkwürdigerweiſe als der allgemeine Grundtypus der Mondgebilde bewahrt, offenbart ſich auf der ganzen Mondoberfläche gleich vorherrſchend, und die Randlandſchaften ſtehen darin denen der Mitte nicht nach. Nur die Rille, eine dem Umfange nach ohnedieß weniger in Betracht kommende Mondformation, wird in der letztern häufiger bemerkt, wobei man aber nicht vergeſſen darf, daß es Schwierigkeiten hat, ſo feine Gegenſtände nach den Rändern hin zu verfolgen, ſo daß ihr dortiges Nichtvorkommen ſeinen Grund mehr in der Unvollkommenheit der Beobachtungen als im wirklichen Nichtvorhandenſeyn haben dürfte.

Leichter wäre es vielleicht noch, einen merklichen phyſiſchen Unterſchied, ſtatt zwiſchen der zu- und abgewendeten, vielmehr zwiſchen der nördlichen und ſüdlichen Mondhalbkugel nachzuweiſen. Es iſt namentlich unzweifelhaft, daß ſich auf der letzteren mehrere und höhere Gebirge als auf der erſteren finden; allein wir haben ſchon oben auf die Allgemeinheit dieſes freilich höchſt auffallenden, charakteriſtiſchen Unterſchiedes zwiſchen Nord und Süd aufmerkſam gemacht, und finden in der Wiederholung deſſelben auch beim Erdmonde nur eine Beſtätigung der darüber von uns geäußerten Vermuthungen. Dieſer Gegenſatz bezieht ſich überdieß, wie man ſogleich überſieht, auch nicht auf die Stellung des Mondes gegen die Erde, hinſichtlich welcher zwiſchen der nördlichen und ſüdlichen Halbkugel offenbar nichts von dem Unterſchiede zwiſchen der zu- und der abgewendeten eintritt.

Man könnte endlich in Bezug auf die hier betrachtete Wahrſcheinlichkeit, daß die ganze jenſeitige Halbkugel des Erdmondes von der dieſſeitigen nicht weſentlich verſchieden ſey, noch die Analogie der übrigen Trabanten unſeres Syſtems zu Hülfe nehmen, welche uns, da die Bahnen der Hauptplaneten, die ſie umkreiſen, die Erdbahn einſchließen, ihre beiden Halbkugeln zeigen. Wahrſcheinlich iſt das Verhältniß, daß die Nebenplaneten dem Hauptplaneten ſtets dieſelbe Seite zukehren, und die andere Halbkugel alſo von demſelben immer abgewendet bleibt, nicht auf unſern Mond eingeſchränkt, ſondern ein ganz allgemeines Himmelsgeſetz;* und wenn ſich alſo bei den übrigen, uns ganz zu Geſicht kommenden Monden des Syſtems durch direkte Beobachtung eine phyſiſche Aehnlichkeit der beiden Halbkugeln nachweiſen ließe, ſo würde, da die Umſtände ſonſt dieſelben ſind, der analogiſche Schluß auf die uns unſichtbar bleibende Hälfte des Erdmondes wohl begründet ſeyn.

Unglücklicherweiſe ſtehen die nächſten andern Nebenplaneten unſeres Syſtems, die vier Jupitersmonde, auch in ihrer kleinſten Entfernung noch immer gegen 80 Millionen Meilen von der Erde ab, ſo daß die Wahrnehmung hinreichender Details auf der Oberfläche ihrer beiden Halbkugeln, um die vorliegende Frage beſtimmter zu beantworten, nicht wohl erwartet werden darf, wenn auch Herſchel und Schröter, wie in der Anmerkung angeführt worden iſt, einen allgemeinen Unterſchied der beiden Halbkugeln bemerkt haben wollen.

Damit breche ich heute ab, um erſt nach einiger Zeit auf die neueſten Aufklärungen über die Naturbeſchaffenheit der übrigen Weltkörper unſeres Syſtems zurückzukommen. Die gewonnene Gewißheit einer großen Aehnlichkeit zwiſchen Erde, Mars und Venus und die Andeutung einer ſolchen Aehnlichkeit zwiſchen der dieſſeitigen und jenſeitigen Halbkugel des Erdmondes ſcheint mir für dießmal ein genügendes Reſultat.

* Herſchel ſowohl als Schröter ſprechen ſich auf das Beſtimmteſte in dieſem Sinne aus. Nachdem ſich Herſchel ſchon früher überzeugt hatte, daß der eine Saturnsmond dem Saturn beſtändig dieſelbe Seite zuwende, dehnte er ſeine Beobachtungen auf die vier Jupitersmonde aus und fand, gleichwie Schröter nach ihm, ſeine Vermuthung durch Wahrnehmung gewiſſer, die eine von der andern Halbkugel aus zeichnenden Glanzvariationen dieſer Monde, welche uns, ihrer Lage nach, von allen Seiten zu Geſicht kommen, beſtätigt. — Ueber dieſe Allgemeinheit des Umſtandes hat bei mir immer die Vermuthung erregt, daß eine Abſicht mit dieſer Anordnung verbunden iſt, und daher allerdings ein gewiſſer Unterſchied zwiſchen den, dem Hauptplaneten zu- und den davon abgewendeten Mondhalbkugeln beſteht.

Lübeckiſche Sagen.

(Fortſetzung.)

Als nun der Hauptmann einiges darnach vernahm, ein Junker von der räuberiſchen Art wolle zu einer Hochzeit reiten, da rückte er Abends ſtill mit einem Dutzend Stadtknechte aus. Ein Pfaff und der Frohn mußten auf einem Wagen nachfolgen. Der Junker und ſeine Knechte wehrten ſich, als die Städter über ſie kamen, ſo gut, daß drei Stadtknechte in's Gras beißen mußten; endlich wurde er aber doch überwältigt und gebunden, wie man ſpricht: viele Hunde ſind des Haſen Tod.

Digitized by Google

Den Dolch auf der Bruſt führte ihn dann Jäger vor eines Raubkumpans Schloß und zwang ihn, ſich dem Pförtner zu nennen und den Burgherrn vor das Thor zu laden, er habe Wichtiges mit ihm zu reden. Der kam auch wirklich heraus, da fielen die Stadtknechte über ihn her, und nachdem er dem Pfaffen gebeichtet hatte, hieb ihm der Frohn den Kopf weg. So ging's fort, bis der Meiſter Hämmerling fünf Köpfe in ſeinem Sack hatte, zuletzt auch den des zuerſt gefangenen Junkers; dann kehrten ſie heim nach Lübeck.

Als nun andern Tages die Herren zu Rath ſaßen und der Schreiber den Morgentrunk gereicht hatte, da trat Hauptmann Jäger auch in den Saal, den Frohn hinter ſich. Sprach der Bürgermeiſter wieder: „Mein Jäger, wann jaget Ihr was?“ Da mußte der Frohn den Sack öffnen, daß die ſechs Köpfe auf den Eſtrich rollten. Dieß war aber den Herren doch zu haſtig verfahren, und beſorgten ſie, jetzt gar keine Ruh vor den Edelleuten zu finden. Sie beſchenkten daher den Hauptmann reichlich, hießen ihn aber ſeiner Wege ziehen. — Dieſes iſt die Geſchichte vom Hauptmann Jäger.

Herr Hans Holm ſaß aber noch immer im Thurm in Frankreich. Er hatte in ſeiner langen Einſamkeit oft nachgedacht, ob er wohl durch irgend ein Vergehen wider ſeine drei Gelübde ſolch ſchwere Prüfung verſchuldet habe; er wußte aber nichts, als daß er etlichemal über den Durſt dem Bier- oder Weinkruge zugeſprochen, und das iſt für einen deutſchen Mann doch keine Sünde. Da geſchah es, daß er eines Morgens ſtatt der rauhen Hand des Schließers eine ſchöne weiße Mädchenhand ihm durch das Schiebfenſter ſeine Speiſen reichen ſah, und zwei ſchwarze, lebensluſtige Augen blickten neugierig in den Kerker. Unverzüglich trat Herr Hans an die Oeffnung, um ſo freundlich und zierlich, wie ſich's für einen ächten Rittersmann ziemte, und ja auch unbeſchadet ſeiner Gelübde geſchehen konnte, dem Mädchen guten Morgen zu wünſchen. „Ich habe ſchon oft,“ ſagte ſie, „Eure Seufzer, beſonders Nachts, gehört, denn wir wohnen hier oben in demſelben Thurme, und des Vaters Erzählungen von Euern Thaten, deren Ruhm ſelbſt bis zu uns gedrungen iſt, machten mich längſt neugierig, Euch zu ſehen. Der Vater iſt auf ein paar Tage über Land zur Hochzeit bei Verwandten, und der alte Jacques, ſein Stellvertreter, ſchlagt mir nichts ab, wenn ich ihm die Wangen ſtreichle.“ „Aber wie kommt es,“ fragte Herr Hans, „daß Ihr ſo gut Deutſch redet?“ „Meine Mutter war eine Deutſche,“ antwortete das Mädchen; „ich möchte gar gerne das Land, von welchem ſie mir ſo viel erzählt hat, auch einmal ſehen.“ — Somit war die Bekanntſchaft in gutem Gange, und ſchon am andern Tag wurde davon geſprochen, wie Herr Hans befreit werden könnte, wie aber der Jungfrau Vater, der Schließer, dann müthen würde, daß es alſo am beſten wäre, wenn ſie mit ihm entflöhe.

Die Schließerstochter hörte ihm aufmerkſam zu, konnte die Richtigkeit ſeiner Anſichten nicht läugnen, aber verlangte kurz und entſchloſſen, wenn ſie mit ihm zu ſeiner Rettung in ferne Lande fliehen ſollte, müßte er vorher heilig gelobt, ſie, ſo wie ſie nach Lübeck kämen, zu heirathen. Herrn Hans ſchien dieſe nothgedrungene Löſung ſeines Gelübdes gar nicht unangenehm; er leiſtete den Schwur auf einen Finger des heiligen Aegidius, welchen die Jungfrau am Halſe trug, und ſchon am folgenden Abend führte ihn ſeine ſchöne Retterin aus dem Gefängniſſe nach einem Boote im Hafen, welches ſie alsbald an Bord eines Antwerpener Schiffes führte. Als die Jungfrau hier beim Fackelſchein zuerſt die, Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit ausdrückenden, aber etwas plumpen und von Blatternarben entſtellten Züge ihres tapfern Geliebten ſah, erſchrack ſie nicht wenig. Sie hatte ſich den kühnen Seehelden immer in ähnlicher Geſtalt vorgeſtellt, wie der heilige Michael im Dom zeigte. Andererſeits fiel Herrn Hans jetzt, als er in Sicherheit war, der Bruch ſeines Gelübdes ſchwer auf die Seele.

Kaum waren ſie daher glücklich in Lübeck angelangt, als Herr Hans ein köſtliches Gaſtmahl zurichten ließ, wie er es nach dem von ſeinem, inzwiſchen verſtorbenen Vater ererbten Reichthume thun konnte. Es waren viele Rathsherren, Patrizier und angeſehene Kaufherren, namentlich aber alle gerade in Lübeck anweſenden Canonici des Domſtiftes eingeladen. Als ſich nun je ein Männlein und ein Fräulein in die zweiſitzigen Seſſel an der Tafel niederlaſſen wollten, wunderten ſich Alle ſehr, daß Herr Hans ſeine Braut dem Vetter des Herrn Dechanten, einem ſchönen, jungen Ritter (welcher das Gnadenbrod bei ſeinem hochwürdigen Verwandten genoß), als Tiſchgenoſſen zuführte und ſelbſt allein am untern Ende des Tiſches Platz nahm. Der Spielgreve mit der großen Muſika ließ nun luſtig aufſpielen und die Tafel wurde nicht leer von Kuchen und Wildpret, gebratenem und geſottenem, die ſilbernen Pokale ſtets wieder voll von edlem Weine.

Endlich als man zur Genüge gegeſſen und getrunken und darauf das Gratias geſprochen hatte, ſtand Herr Hans Holm auf und trug in wohlgeſetzter Rede vor, in welchen gefährlichen Zwieſpalt er ſein Gewiſſen durch den ſchnurgerade wider ſeines Vaters ſelig Gelübde laufenden Schwur gebracht habe, und bat nun die anweſenden frommen und gelehrten Herren, ihm in dieſer ſchwierigen Sache zu rathen und zu helfen. Da erhub ſich unter den Canonicis eine heftige Disputation verſchiedene Stunden lang, mit aller ſcholaſtiſchen Feinheit lateiniſch geführt, welche aber endlich dennoch ein Ende nahm, weil die geiſtlichen Herren fleißig die vom Reden trockene Kehle

Digitized by Google

mit edlem Weine vom Rhein und aus Frankreich und Spanien angefeuchtet hatten, so selbst die heftigsten Vertheidiger der Bündigkeit des zweiten Schwures, sanft entschlummernd, den Gegnern das letzte Wort und den Sieg ließen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

(Fortsetzung.)

Der Kirchenstaat und Toscana. — Die Gelehrtenversammlung.

Der Berg von Radicofani ist für die Reisenden eine Gebultsprobe, eine Ruin für die Pferde. Leicht hätte man die Straße durch das Flußbett führen können, und dann wird es auch am Ende kommen müssen. Radicofani ist ein öder Ort in einer sehr wilden Gegend; der große Gasthof aber, so wenig elegant er auffieht, ist befriedigend und jedenfalls unendlich besser, als drunten im Rhonisthon. So steinigt auch das Erdreich ist, auf dem der Basaltkegel sich erhebt, der das gerühmte Fort trägt, so fehlt es doch nicht an Anbau; hinter dem Gasthofe finden sich ein freundlicher Garten mit Rebengehängen und weiter Aussicht auf die Gebirgsschlunchen und Höhen und auf den Gipfel des in geognostischer Beziehung so merkwürdigen Mont' Amiata, und an manchen Orten sieht man Weinberge, deren Dasepn man in dieser hohen Lage und dem rauhen Klima, und bei den hier gewöhnlich mit äußerster Heftigkeit tobenden Winden kaum vermuthen sollte. Am Zollhause wurde uns verkündigt, daß das Gepäck der Gelehrten, welche die Absicht hätten, der in Florenz stattfindenden Versammlung der Naturforscher beizuwohnen, nicht untersucht werden würde — eine Aufmerksamkeit der großherzoglichen Regierung, die an der Grenze des Landes sehr angenehm überraschte. In Radicofani aber werden wohl wenige Reisende davon Vortheil gehabt haben, da die römische Regierung sich noch immer vor diesen Vereinen zu fürchten scheint, und so viel mir bekannt, wenigstens den Professoren und sonstigen Beamten die Celaubniß nicht gegeben worden ist, denselben beizuwohnen. Um wieder auf unsere Straße zurück zu kommen, so ist das Sanese Land, in dem wir uns jetzt befanden, keineswegs schön und die nackten Freiheügel machen keine angenehme Wirkung. Die Ortschaften aber werden immer besser, das Land kultivirter, die Vegetation mannigfaltiger, je mehr man sich der Stadt Siena nähert, die selbst sehr schön gelegen ist. Von dort an ist es die fruchtbarste, anmuthigste Gegend, die reizendste Abwechslung von Hügel und Thal, die sorgsamste Kultur. Es ist eine wahre Freude, diese Strecke von acht Meilen zurücklegen, und wenn auch die Straße nicht sehr geschickt geführt ist und bisweilen, eines unbedeutenden Umweges wegen, den Berg erklimmt, während sie dem Thal hätte folgen können, so erhöht man sich leicht darüber, indem der Blick überall auf die schönsten Weingärten fällt, auf gutgestellte Getreidefelder, auf Obst- und Küchengärten und auf gutbebaltene ländliche Wohnungen und verschiedenartige Villen. Wahrlich, in allem diesem und in der ganzen Erscheinung der Bewohner ist der Kontrast mit dem Kirchenstaat der frappanteste, den man sich denken kann. Während auf der einen Seite viel Elend sich findet, Bettler und Lumpen, viele verfallene Häuser, die Ortschaften bald verödet und schmutzig, bieten im Toscanischen die äußern Anzeichen des Wohlstandes sich dar, die Leute sind ungleich besser und großentheils gut gekleidet, statt der Bettler sieht man Jung und Alt arbeiten, und selbst die jüngsten Mädchen mit Strohflechten beschäftigt; die Felder sind im trefflichsten Zustande, die Straßen gut, die Ortschaften reinlich und heiter. Zu wette, daß im ganzen südlichen Theile des Kirchenstaats kein Marktflecken sich findet, wie Poggibonzi oder San Cadciano auf dem Wege nach Siena.

So viel von dieser kleinen Reise. In Florenz nun war Alles lebendig. Ueberall sprach man von der Gelehrtenversammlung, die eine Nationalangelegenheit geworden war. Auch an Bitten darüber fehlte es nicht, wie denn der Fiorentiner kaum irgend etwas ohne eine spitze Bemerkung vorübergehen läßt. Im Allgemeinen aber war die Theilnahme und Freude groß, und die Munificenz des Großherzogs, die sich hier in ihrem vollen Lichte zeigte, wurde höchlich und mit Recht gerühmt. Nirgends hätte mehr gethan, nirgends hätten mehr Erleichterungen und Begünstigungen gewährt werden können. Im Palast Ricardi, welchen Cosmus der Alte gebaut und in welchem Lorenzo de Medici, genannt der Erlauchte, gewohnt, war von früh bis spät ein Büreau geöffnet, wo diejenigen, welche am Vereine Theil zu nehmen wünschten, sich einschreiben und die Zulassbarte erhalten konnten, nachdem sie ihre akademischen oder sonstigen Legitimatione vorgezeigt. In Betreff letzterer nehmen die Italiener es weniger streng, als wohl anderwärts zu geschehen pflegt, namentlich mit den Ausländern. Für die Inländer war festgesetzt, daß sie jedenfalls ordentliche resseirende Mitglieder toscanischer Akademien seyn mußten, wenn nicht ihre Stellung im Staatsdienst ihnen den Zutritt gab. Solche, die an den Versammlungen in Pisa und Turin Theil genommen, waren ohne Weiteres zugelassen. Der Zudrang war nun nicht gering. Am Morgen der feierlichen Eröffnung betrug die Zahl der wirklichen Theilnehmer 600; überdieß waren mehrere hundert Billete an solche vertheilt worden, die den Zusammenkünften als bloße Liebhaber beiwohnen wollten. Vergnügungen aller Art waren den Theilnehmern gewährt. Sämmtliche gelehrte, Kunst- und sonstige Anstalten sollten ohne Ausnahme geöffnet seyn, mit dem Palast Pitti, der großherzoglichen Privatbibliothek, dem Garten Boboli und dem naturwissenschaftlichen Museum zu beginnen, die große Galerie der Uffizien, die Akademie der Künste, die Mosaikmanufaktur (Galleria dei lavori delle pietre dure), die Säle des alten Palastes, sämmtliche Bibliotheken, die Laurenzianische und Riccische (Drucke des 15ten Jahrhunderts), die Magliabecchische, Marucellische und Riccardische, das Gymnasium (Scuole pie), die Mädchennormalschulen, die Lancasterschulen, die Kinderbewahranstalten, die Spitäler und Hospize und der botanische Garten. Die Eintrittskarte zu den Vereinssitzungen sollte zugleich zum Besuch dieser sämmtlichen Anstalten dienen. Auf Kosten der Regierung war eine neue Beschreibung von Florenz durch einen tüchtigen jungen Gelehrten, Pietro Thouar, zusammengestellt worden, in welcher namentlich alles, was sich auf Topographie, Administration, Industrie und Handel, öffentliche Anstalten aller Art und sonstiges Statistische bezieht, mit großer Sorgfalt nach offiziellen Dokumenten und Mittheilungen bearbeitet ist, so daß das Buch dadurch einen bleibenden Werth erhält. Von diesem schön gedruckten und mit einem trefflichen, in großem Maßstabe ausgeführten Plane versehenen Werke wurde jedem nichtstoscanischen Theilnehmer ein Exemplar zugestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. Oktober 1841.

Wohl hat, o glückliches Eiland, ein mildes Gestirn dir gelächelt,
Als deiner Wildniß der Tag heitrer Entdung erschien.

Matthisson.

Frauenchiemsee.

Oh many are the beauteous isles,
Unknown to human eye,
That sleeping with the ocean smiles
In happy silence lie.
The ship may pass them in the hight,
Nor the sailors know what a lovely sight,
Is resting on the main.

Wilson.

Der Chiemsee, welcher zwischen den Strömen Inn und Salzach am Fuße der bayrischen Alpen liegt, war in frühern Zeiten, ehe das Königreich Bayern jenes Zünglein gegen die freie Inselstadt Lindau ausstreckte und so den Bodensee in seinen Bereich zog, die größte Wasserfläche des alten Herzogthums, und wurde darum billig das bayrische Meer genannt. In diesem schönen See sonnen sich drei stille Eilande. Das eine, umfangreichste, mit hohem Wald bewachsen und grün von Triften, heißt Herrenwörth und führt seinen Namen von dem Mönchskloster, dessen mächtige Gebäude noch auf dem Grate prangen; das andere war einst frommen Nonnen eigen, heißt deßhalb Frauenwörth und trägt auch ein schönes Stift, das einst 783 der Bojoarenherzog Thassilo gegründet; das dritte Eiland endlich ist keinerlei Geschlechtes, wird die Krautinsel genannt und ist die Gemüsekammer der rechts und links liegenden Inseln.

Jene beiden klösterlichen Gelände nun sind die Lieblinge der umliegenden Lande gewesen seit den Zeiten, da das Christenthum in den bojischen Wildnissen zu leuchten begann; aber während die gottesfürchtigen Väter auf dem weiten Herrenwörth allein blieben mit ihrem Forst und ihren Wiesen, siedelte sich unter dem milden Krummstab der frommen Aebtissinen zu Frauenwörth ein ganzes Dörfchen an. Da liegen nun um einen Schopf von alten Linden, die vielleicht ein germanisches Heiligthum gewesen, und um eine frische Aue herum ein vierzig Häuschen idyllischer, alpenmäßiger Bauart, bei deren Betrachtung sich der Beschauer die alten Träume von Hannchen oder Käthchen wieder einfallen lassen kann, mit denen er einst als sechzehnjähriger Bräutigam unter solchem Giebel eine schöne wüste Insel bewohnen wollte.

Diese Fischerwohnungen mit breiten, hervorragenden Dächern und nobeln Galerien, die um den ersten Stock laufen, stehen alle am Gestade unter Obstbäumen, so daß mancher rothbackige Apfel in dem Schilfe schwimmt, und sind mit allem möglichen malerischen Apparate umgeben. Die Fenster verbergen sich unter Weinlaub, auf den Gesimsen stehen Rosenstöcke, in der Anlage vor dem Hause blühen Sonnenblumen und Königskerzen, die hinter den ausgespannten Fischernetzen wie aus Käfigen hervorgucken. Maisfeldchen und Hopfengärtchen reichen bis an's Ufer, das hie und da mit grauen Marmorblöcken eingefaßt ist,

Digitized by Google

auf denen die Ruder und ausgediente Schiffsschnäbel liegen. Der ganze Strand des schmalen Ländchens ist mit schwarzen Einbäumen gezeichnet, engen Fahrzeugen, die kunstlos aus einem Stücke alter Eichen gezimmert werden. Auf der südlichen Ecke dieses Eilandes steht das Stift, das, jetzt wieder stattlich erneuert, den frommen Frauen herausgegeben worden, mit Garten und Hof und einem Münster, dessen Portal wohl so viele Jahrhunderte zählt als die Stiftung selbst, höchst merkwürdig in seiner historischen Gewohntheit, mit plumpen Säulen, die auf scheußlichen Löwenköpfen stehen, und mit einem Bogen, dessen Ausschnitt schnörkelhafte Verzierungen aufweist, deren unsymmetrische Aermlichkeit fast ein ernstliches Mitleid mit dem uralten Meißel aufrühren möchte. In der Kirche selbst ist das Grabmal der heiligen Irmengard, welche aus karlingischem Gebiete und einst Vorsteherin des Klosters gewesen ist. Auch andere große mittelalterliche Grabsteine sind da zu sehen, unter denen die seligen Aebtissinnen ruhen, oder auch etliche edle und veste Ritter, die vordem dem Kloster zugethan.

Auf dieser Insel nun empfangt den Gelandeten ein ansehnliches Braubaus, heimlich, reinlich und billig, mit großer Gaststube und großen Tischen, zwischen denen ein besahrter Bierphilemon und seine ehrenwerthe Baucis gemüthlich schalten. Wer nun hier zu einem Trunke niedersitzt in der weiten Stube und dabei ein wenig um sich schaut, dem kann ein schönes Handwerkschild nicht entgehen, das über einem jener Tische hangt und einer ehrsamen Zunft der Maler angehörig ist. Darauf sind zu sehen die drei weißen Schilde im blauen Felde, das Wappen, das einst „unser lieber, besonders theurer und fürtrefflicher Kaiser Max I. dem Erzvater deutscher Kunst, Albrecht Dürern" verliehen, umgeben von drei andern Wappenschilden, nämlich unten von einem Bocksglas im rothen Felde, so das Kneipzeichen der Münchner Maler, rechts von dem Münchner Mönche, leider auch im blauen Felde, wie ihn jetzt fälschlich die Münchner malen, statt im goldenen, wie es nach uraltem Herkommen seyn muß, und links von den Seerosenblättern, dem Wappen von Frauenchiemsee; alles dieß umringt von gelb und schwarzem, wie weiß und grünem Laubwerk, was nach einer exegetischen Quelle, die wir bald benennen werden, das Bündniß und freundschaftliche Vertragen bedeutet, so in alle Ewigkeit zwischen der Kneipe dieser Insel und der besonders fürnehmen und belobten Mutterkneipe zu München in der Stadt bestehen soll.

Auf der Rückseite dieses Handwerkschildes ist ferner das freundliche Gasthaus Herrn Dumbiers zu sehen, und links davon ein magerer, siecher Geselle, der auf gedachte Herberge melancholisch zuschreitet, und den die weiße Leinwandtafel, die er trägt, und der Farbenkasten auf dem Rücken als einen Jünger der Kunst bezeichnen — er ist recht traurig anzuschauen, der kümmerliche Junge! — wogegen auf der andern Seite ein dicker, vollwanziger Kumpan heraustritt, an den Zügen jenem wohl noch ähnlich, aber sonst so ganz verandert, herrlich gerothet im Gesichte, mit dem Anstande, den eine gediegene, durchgenährte Leibesbeschaffenheit dem Menschen verleiht, und mit derselben weißen Leinwandtafel unter'm Arme, die während der glücklichen Metamorphose, die ihr Besitzer überstanden, in aller Unschuld fleckenlos geblieben ist. Oben darüber steht:

Willt wissen, wie du lebst in diesem Haus?
So townst herein, so gehst hinaus;

womit nicht unverständlich angedeutet werden soll, daß das fröhliche Leben und Speis und Trank im Innern der aufgemalten Herberge dem Leibe sehr zutraglich, der Arbeit aber nicht so fast förderlich sey.

Mit diesem Schilde nun hat es folgende Bewandtniß. Seitdem die Landschafter zu München die früher ungeahnte Herrlichkeit der bayrischen Hochlande aufgedeckt haben, hat sich in diesen Bergen und an den schönen Seen, die zu ihren Füßen liegen, zur Sommerszeit ein sehr regsames Leben eingestellt. Es sind da Dörfer und Ortschaften zu Ruhm und Ansehen gelangt, die man früher nie nennen gehört, und nach manchen Stellen ist ein solcher Wallfahrtszug entstanden, daß die schönen Häuser mit den Schindeldächern kaum mehr ausreichen, um die pilgernden Naturfreunde zu beherbergen. Nun ist aber das laute Treiben in den neu aufblühenden Badedörfern und Vergnügungsörtern im Gebirge den stillen Studien der Landschaftmalerei etwas hinderlich befunden worden, und deßwegen haben sich denn schon vor Jahren einzelne unserer Strebsamen zusammengescharrt zu einsamer Beschaulichkeit an traulichen Stätten, die etwas außer den betretenen Pfaden liegen, um dort ungestört ihrer Kunst zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Nun stand der Dechant auf und erklärte als Ergebniß ihrer gründlichen und durch die Autorität aller alten und neuen Kirchenschriftsteller unterstützten Untersuchung, daß Herr Hans Holm, getreu dem Gelübde seines Vaters, die Jungfrau von sich zu thun, sein Vermögen aber auf eine seiner Seele möglichst heilsame Weise zu verwenden habe, für welchen letztern Zweck er das Stift als Verwalter des Geldes für milde Zwecke in Vorschlag brachte. Herr Hans Holm sah sich noch einmal sein schönes Liebchen an (welches ihn aber ganz vergessen zu haben schien

Digitized by Google

und ſich angelegentlichſt, Hand in Hand, mit ihrem Stubinachbar unterbleibt) und erklärte, daß er, dankbar den Eifer der ehrwürdigen Herren für ſein Seelenheil anerkennend, ſich hiermit von ſeiner Retterin feierlichſt für immer trenne, derſelben aber zur Entſchädigung ſein Vermögen als Ausſteuer ſchenke, auf daß er bis an ſein Ende, treu dem Gelübde ſeines Vaters, keuſch, arm und der Kirche gehorſam leben und ſo die ewige Seligkeit einſt gewinnen möge. Alle riefen mit Becherklang und lautem Schall der Muſika dem Entſchluſſe des Ritters ihren Beifall zu, während der Stubligefahrte der ſo reich begabten Jungfrau zu ſeinem hochwürdigen Herrn Vetter, dem Dechanten, ging und angelegentlichſt einige Worte mit demſelben flüſterte, worauf dieſer ihn der Geſellſchaft als den Bräutigam der beſagten Jungfrau vorſtellte.

Die Beiden haben nun noch lange in Frieden und Freuden gelebt und eine blühende, zahlreiche Nachkommenſchaft hinterlaſſen. Herr Hans Holm ſtiftete aber in den Dom zum Andenken an ſeine Rettung ein Marienbild in blauem Kleide nach ſeiner Retterin Conterfei; rechts ſieht man ihn knieen in ritterlicher Tracht, links ihn noch einmal in Ketten und Banden, wie er im Thurm ausgeſehen hat. Keuſch, arm und der Kirche gehorſam hat er noch lange der Stadt mit ſeinem guten Schwerte gedient und iſt endlich, wie's ein braver Kriegsmann nur wünſchen mag, in einem ſiegreichen Seegefechte gegen die Dänen geblieben. Nur eine Freude hat er ſein Lebenlang außer der Luſt im Kampfgewühl gekannt, das war ein friſcher, feuriger Trunk. Als ihm dabei einmal der Teufel erſchien und ihn irren wollte, indem er ihm auch dieſes als Sünde wider ſein Gelübde deutete, da hat er dem Satan den Krug an den Kopf geworfen und ein Bild malen laſſen, welches noch vor wenigen Jahren über dem Todtentanze in der Marienkirche hing. Auf dem Bild ſieht man Herrn Hans Holm mit dem Weinkruge und hinter ihm den Teufel; unter der Schilderei ſteht aber geſchrieben, was Herr Hans damals ſprach:

Wit, Düvel (Teufel), wit, wik wit von mi,
Jk mak my'n ehren Drut ut di.
Jk by'n pommerſchen Edelmann,
Wat geit di Düvel my'n Supen (Saufen) an?
Jk drink im Hewen (Himmel) ak'n goden Cyriſt,
Wenn du Düvel in de Höll ſmoren müßt.

IV.

Junker Wicbold von Sverin.

Um Leben und Thaten dieſes edeln Junkers kennen zu lernen, habe ich dich, lieber Leſer, weder auf das Schlachtfeld, noch in die Rathsverſammlung zu führen, ſondern in den Tanz- und Bankettſaal, und zwar nicht in jenen auf dem Rath- und Compagniehauſe, wo einſt nach großer Lebensgefahr und Noth für der Stadt Wohl die Patrizier ſchon ohne Scheu vor den Augen der niederen Bürger prunken konnten. Mit jenen alten Wohnhäuſern — mit den drei Zimmern und zwei Fenſtern neben der Thür, hoher Hausflur und fünf durch, im Treppengiebel angebrachte Holzluken verdunkelten Böden, wie ich ſie früher ſchilderte — ſind für die adelichen, reichen Herren durch italieniſche Steinmetzen und franzöſiſche Dekorateurs gewaltige Veränderungen vorgenommen. Der Giebel, bis zu ſeinem halbkreisförmigen Abſchluſſe voll heller Glasfenſter, iſt mit ſandſteinernen Säulen und Säulchen, Bildſäulen und Bildſäulchen aller Art bedeckt. Wenn auch die Hausflur mit der ringsum zu den Schlafgemächern führenden Galerie noch immer doch genug iſt, um Waaren aufzunehmen, ſo zeigt namentlich der in ein Gärtchen umgewandelte Hof jetzt ein ganz anderes Anſehen. An der Stelle, wo früher die einträglichen Buden der Wurtinfaſſen ſtanden, iſt jetzt ein Seitenflügel für den Speiſeſaal erbaut, wo zwiſchen Arrastapeten, venetianiſchen Spiegeln, Marmortiſchen und Kryſtallkronleuchtern das ſchwer erworbene Gut leicht verzehrt wird.

Wenn ſich aber auch jetzt das Leben des Patrizierd hauptſächlich hierher, wo der nächtliche Geſang und Becherklang nur den arbeitmüden Nachbar im Schlaf ſtörte, zurückgezogen hatte, ſo zeigte er ſich doch auch noch mitunter öffentlich. So lange das Geld für dieſe Prunkzüge ausreichte, ſchienen die Patrizier auf ſolche Weiſe zeigen zu wollen, wie wenig es ſie ſchmerze, durch das Aufhören Lübecks als einer nordiſchen Macht ihr auswärtiges, durch die immer enger ſie umgrenzenden Rezeſſe ihr inneres Anſehen und Wirken theils verloren zu haben, theils bald verlieren zu müſſen.

Wenige von den Herren gaben ſich jetzt wieder ernſtlicher dem Handel und Fabrikbetrieb hin, welcher ihre Vorfahren reich und groß gemacht hatte, und ſuchten, wie dieſe, wahre Väter der Stadt zu ſeyn; im Allgemeinen trachteten die Alten nach Erneuerung ihres zerrütteten Vermögens durch widerrechtliches Brauen, Malzen, Handwerksbönhaſen-Setzen auf ihren Gütern, oder gar Geldwucher, während die jungen Herrn an fremden Höfen herumſchwärmten. Manche der Alten waren ſchon bei den Streitigkeiten wegen dieſer Eingriffe in die Gerechtſame der Zünfte mit ihren Gütern unter fremde Oberhoheit gegangen und Beamte im Fürſtendienſte geworden; mancher Junge tröſtete ſich über den Verluſt ſeines Vermögens durch den Stempel geiſtreicher Bildung und Courtoiſie, welchen ihm irgend einer jener kuriöſen Dichterorden durch feierliche Aufnahme in ſeinen luſtigen, duftigen Kreis aufgedrückt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

(Fortsetzung.)

Die Gelehrtenversammlung.

Am 15ten des Monats fand die feierliche Eröffnung statt. Tausende von Menschen bedeckten den Platz von Santa Croce, welchen meist ältere, im eigentlich florentinischen Styl gebaute Häuser einschließen, an deren einem man die schönen, leider schon durch Wind und Wetter mannigfach beschädigten Fresken des Giovanni da San Giovanni und seiner Schule bewundert. Arnolfo's großer Bau nahm eine gewaltige Menge auf. Das Mittelschiff war für den Gelehrtenverein bestimmt, die Seitenschiffe für die Zuschauer. Zahlreiche Kerzen brannten auf dem Hochaltar während der heiligen Handlung, womit die Versammlung eröffnet wurde, und welcher ein Hymnus (das Veni creator spiritus) mit Musik folgte. Durchschnitte man die ganze Welt, nirgends würde man einen Ort finden, der zu einer solchen Veranstaltung so geeignet, mit dem Zwecke der Zusammenkunft in so innige Harmonie, dabei in künstlerischer Hinsicht so merkwürdig und schön wäre, wie die Kirche Santa Croce, das Pantheon des neuen Italiens. Welche Erinnerungen werden hier wach! Gegründet in einer Zeit, wo das Florentiner Gemeinwesen seine vollen Kräfte zu entwickeln begann (1295), wurde diese Kirche von dem großen und gelehrten Kardinal Bessarion im Jahre 1442 geweiht, und zeigt die Formen des modifizirten gothischen Styls, wie man sie an toscanischen Kirchen des 15ten Jahrhunderts findet, wozu freilich die vom Vasari hinzugefügten Seitenaltäre schlecht stimmen. Welche Namen ließt man auf den Grabmonumenten — Buonarde und Carlo Arretino, Niccolo Machiavelli, Michel Angelo Buonarroti, Galileo Galilei, Vio. Lami, Alessandro Galilei, Vincenzo da Filicaja, Filippo Buonarroti, Luigi Lanzi. Pio Fantoni — und wenn Dante's Gebeine ferne von der Heimath in dem einsamen Ravenna ruhen, so ehrte doch Florenz an dieser geweihten Stätte durch ein Denkmal seinen größten Dichter.

Nach Beendigung der Messe — es war Mittag geworden — zogen Alle nach dem Palazzo vecchio. Die Fenster der Häuser und die Straßen selbst waren mit Zuschauern gefüllt, und in der Art und Weise, wie die Seienziati, meist schlichte und wenigstens in ihrer äußern Erscheinung anspruchslose Leute, von denen der geringere Theil mit Bändern und Kreuzen geschmückt war, von Vielen angegafft wurden, lag etwas Komisches und Seltsames. Der Palazzo vecchio war bald erreicht. Auch wer nicht in Florenz gewesen ist, aber mit italienischen Dingen sich einigermaßen beschäftigt hat, wird von diesem Gebäude vernommen haben. Von demselben Arnolfo gegründet, von dem der Dom und Sta Croce herrühren, steht dieser aus mächtigen, geschwärzten Quadern errichtete Bau seit dem Anfang des 13ten Jahrhunderts da, eine hohe, trotzige Burg mit Zinnen und schlanken, weiten Umbiss gewährenden Thurm, einst der Sitz des vornehmsten Magistrats der Republik, dann Residenzschloß der Medici, endlich von neuem den höchsten Regierungsbehörden eingeräumt, durch manchen später Anbau verändert und verändert, ohne in seinem Hauptcharakter wesentlich modifizirt zu werden. Der große Saal war zum Versammlungsorte bestimmt. Als im Jahr 1495, nach der Vertreibung des Hauses Medici, vorzüglich auf Veranlassung des glühenden und beredten Dominikanermönchs Savonarola, der florentinischen Republik eine freiere, ganz demokratische Verfassung gegeben ward, und alle wahlfähigen Bürger von dreißig Jahren in den großen Rath berufen wurden, zeigte sich die Notwendigkeit, für eine in große Menschenmenge (im Jahr 1495 waren es 1755 Personen, im Jahr 1527 sogar 2565) einen geeigneten Saal zu haben. Simon del Pollajuolo, gewöhnlich unter dem Namen Cronaca bekannt, wurde mit dem Bau und der Einrichtung beauftragt. Antonio da S. Gallo führte die Decke aus. Nach der Rückkehr der Medici wurde der Saal zu andern Zwecken verwandt, namentlich zu Quartieren für die fremden Truppen; bei der letzten volksthümlichen Revolution des Jahres 1527 gab man ihm so dann seine frühere Bestimmung wieder. Nachdem die florentinische Freiheit untergegangen und Cosimus von Medici Herzog von Florenz und Siena geworden war, erhielt Vasari den Auftrag, den großen Saal herzustellen. Er begann damit, ihn zu erhöhen, da er zu niedrig und dunkel war, malte dann an der Decke in einer Menge einzelner Felder zahlreiche Darstellungen aus der toscanischen Geschichte und darauf Bezug habende allegorische Figuren, und an den Wänden in historischen Freskobildern die Hauptereignisse der letzten Kriege gegen Pisa und Siena. Letztere Werke mit ihren kolossalen Gruppen und matten Farben wird Niemand bewundern. Zahlreiche Gruppen und Bildsäulen wurden in nachmaligen Zeiten an den Wänden und in den Nischen aufgestellt: die Päpste Leo X. und Clemens VII., letzterer wie er Karl V. in Bologna krönt, Johann, Alexander und Cosimus von Medici, und verschiedene allegorische Werke des Buonarroti, Bandinelli, Johann von Bologna und ihrer Schüler. So ist der Rathssaal im Palazzo vecchio beschaffen, und wenn auch unter den Kunstwerken nicht Vieles von großer Schönheit ist, so ist doch der Gesammteindruck groß, auch ohne die geschichtlichen Erinnerungen. — Hier wurde nun der Kongreß eröffnet. Zu beiden Seiten waren der Länge des Saales nach mehrere hinter einander erhöhte Sitzreihen für die Damen angebracht, am obern Ende eine erhöhte Tribüne für den Hof, das diplomatische Corps und die Präsidenten, sodann zahlreiche Reihen von Bänken für die Theilnehmer, endlich ein weiter Raum für die Zuschauer. Ueber 5000 Personen sollen versammelt gewesen seyn. Der Großherzog Leopold und seine erlauchte Familie empfing der lebendigste Beifallruf, und wenn irgend je war dieser Beifall hier ein verdienter; denn von Seiten des vorregierenden Fürsten ist mit seltener Liberalität und warmer Theilnahme an der Wissenschaft Alles geschehen, was selbst die kühnste Erwartung hätte ersinnen mögen. Eine solche edle und geneigte Gesinnung konnte nicht ohne freudige und dankbare Anerkennung bleiben. Der Präsident der Versammlung, Marquis Ridolfi, nahm das Wort. Die im vorigen Jahre bei Gelegenheit des Turiner Kongresses stattgefundene Wahl dieses Mannes war gewiß eine glückliche. Durch seine gesellige Stellung vielfach begünstigt, hat Ridolfi sich seit Jahren dem Landbau in Theorie und Praxis gewidmet. Mit seiner Musterwirthschaft zu Meleto im Etsathale ist ein landwirthschaftliches Institut verbunden, welches den Zweck hat, sowohl die Söhne begüterter Familien, also künftige Gutsbesitzer, in allen Zweigen der agronomischen Wissenschaften zu unterrichten, als auch jungen Landleuten die Erziehung zu geben, deren sie bedürfen, um den Feldbau größerer Vollkommenheit entgegen zu führen. Dieß Streben hat in Toscana und in ganz Italien verdiente Anerkennung gefunden, und die jährlichen Zusammenkünfte, welche in den letzten Jahren zu Meleto veranstaltet wurden, erregten allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. Oktober 1841.

Gott geb' daß die Nachbarschaft
So lang in Freundschaft bleib verhaft't,
So lang die Ström' zusammenfließen
Und untereinander sich begrüßen.

J. Fischart.
Das glückhafte Schiff.

An die Cölner.

Mit einer Fracht Steine zum Bau des Doms

aus Schwaben gesandt.

Zu eurem Dome diese Sendung
Von Steinen nehmet an geneigt!
Sie fördern wenig die Vollendung
Des Bau's, der in die Wolken steigt,
Doch fördern sie die treue Wahrung
Gemeinen Sinns in Glück und Noth!
Als ächter Bruderliebe Nahrung —
So werd' aus diesen Steinen Brod!

Wohl möchten wir Euch Quadern senden,
Die, voll noch von der Zauberwacht
Des Orpheus, unbewegt von Händen,
Aufthürmten des Gewölbes Pracht;
Die mit dem eingehauchten Triebe
Des Einklangs schwebten frei empor,
Verkündend eine Kraft der Liebe,
Die kalter Schwere Bann beschwor.

Doch, ist der Zauber auch verschwunden,
Der einst in harte Felsen drang,
Und sie zum leichten Kranz verbunden
Auf das Gerüst der Säulen schwang:

Es blieb die Kunst doch unverloren,
Die wägt und hebt, die fügt und mißt;
Werd' auch die Liebe neu geboren,
Die aller Künste Mutter ist!

Was unsrer Berge Schooß umschlossen
In dunkler, schwergesprengter Gruft,
Das rag' in's Blau bei Euch, umflossen
Von Eurer hohen Thürme Luft!
Daß Pilger rufen, die dem Rheine
Hat anvertraut des Neckars Flut:
„Am Dom ist Stein von unsrem Steine,
Cölns Volk ist Blut von unsrem Blut!"

Es ist kein Bau, den ird'sches Sorgen,
Den Furcht und Hoffahrt hingestellt;
Es ist kein Haus, worin verborgen
Des Vorrechts kleine Schaar sich hält;
Ein Tempel ist's, der, offen Allen,
Den eiteln Weltsinn nur verschmäht,
Und wo in Gottes Wohlgefallen,
Wer naht im Geist der Wahrheit, steht.

Ein Haus ist's, wo die Freudenkunde
Des Herzens ird'sch Zagen stillt,
Ein Haus, wo aus des Priesters Munde
Die göttliche Vergebung quillt;

Digitized by Google

Wo nächt'ge Pfade der Verirrten
Des Ostermorgens Licht erhellt,
Und wo das Wort vom guten Hirten
In tausend Seelen trostreich fällt.

Und wenn ungleiches Wort und Zeichen
Auch Deutschlands christlich Volk noch trennt:
Zum Ziele ringt man doch zum gleichen,
Und Eins ist Aller Fundament!
Drum gegen Liebe nie verstocken
Soll Haß und Argwohn uns das Herz;
Es mahnen uns des Domes Glocken,
Daß wir nicht seyn ein tönend Erz!

In alter Vorzeit Größe schwebet
Der Blick von diesem Bau zurück;
Wenn jetzt er zu Vollendung strebet,
Verheiß' er deutscher Zukunft Glück!
Den Geist verbürg' er, der dem Alten,
Das schön und kraftvoll, gibt sein Recht,
Doch der zu bau'n auch, zu gestalten,
Aufruft das heutige Geschlecht.

Ein deutscher Sinn beut diese Sendung,
Getragen hat sie Deutschlands Strom;
Sie harret fröhlicher Verwendung
Zum unverlornen deutschen Dom.
Im Ganzen sichtbar kaum, verschwinde
Bescheidnen Brudersinns Tribut,
Doch stark sich Herz und Herz verbinde,
Wie Stein an Stein geschlossen ruht!

Frauenchiemsee.

(Fortsetzung.)

So ist denn seit geraumer Zeit ein Sommerlager der Maler bei Brannenburg aufgeschlagen, beim alten Schlosse, das den Grafen von Preising gehört, am Fuße schöner Alpen und in einer Vegetation, die in ihrer Uppigkeit fast südlich anzusehen ist. Eine andere Villegiatura, noch besuchter fast als jene, ist aber auch seit manchem Sommer schon auf dem seeumflossenen Frauenwörth. Wo nun so viele Jünglinge und junge Männer zusammen kommen, um sorgenfrei der Natur ihre Schönheiten abzulauschen, da gibt's nebenher auch viele heitere Tage, viele lustige Abende, manches frohe Gelage und manche der Erinnerung werthe Festlichkeit; und so war es denn ein preiswürdiger Gedanke, die späterkommenden Kunstgenossen an die guten Tage der früher dagewesenen zu mahnen und sie zu gleicher Lebensfreude aufzumuntern, was wohl das Ziel jenes schönen Schildes seyn dürfte, wobei denn nur der Scherz mit der weißen Tafel nicht zu paradigmatisch genommen werden muß.

Allein die Sinnigkeit derer, die den Schild hier aufgehängt, hat es dabei nicht bewenden lassen, sondern zum fortlaufenden Kommentar desselben auch eine Chronik gegründet, die ein höchst merkwürdiges Aktenstück ist. Sie datirt zwar erst von diesem Jahre, und kann freilich nur von jetzt an als zeitgemäßes Geschichtsbuch der Herberge gelten, geht aber in ihrem Vorberichte bis zur Auffindung der Insel, d. h. bis zur Zeit zurück, wo die ersten Maler hier den Fuß an's Land setzten, und führt die Historie ihres Sommerlebens in leichten Umrissen bis auf unsere Tage herab. Es ist dieß, abgesehen von den zierlichen Illustrationen, die ihr beigefügt, eine sehr anmuthige Lektüre; denn der geistreiche Chronist hat Menschen und Begebenheiten von der heitersten Seite aufgefaßt und sie in dem naiven, kräftigen Tone des ältern deutschen Styls, den er allenthalben mit seiner Sicherheit zu treffen wußte, behaglich verewigt. So erzählt er uns denn, wie im Jahre 1828 es sich begeben, daß von München, der guten Stadt, „etlich gut und tapfere Gesellen ausgezogen auf ritterlich Fahrt und Ebenteuer, die sich als ein Haupt und Führer auserkürt einen fürsichtig und werth Helden, und ihren Zug gericht gen Süd, allwo die Gebirg stehen und die großen Wasser. Auf einem dieser Wasser habe sich nun ein großer Wind und dös Wetter erhoben, in welch grausendem Sturm jedoch der klug Aufführer gar keck herumbgesteuert und die Genossenschaft glücklich aus der Noth und Gefahr geleitet, bis sie auf ein groß Klipp oder Erdplatt in dem weiten Meer aufgetrieben." — „Nachdem das Unwetter," fährt die Chronik fort, „sich verzogen, und die Nebel von dannen, siehe da, so bemerkten die Gesellen ringsumb eine ungebenre Wasserfluth, der Chiemsee benambset, und der Ort, allwo sie saßen, was ein einöd Insel, grün bewachsen. Selbige Gegend war bewohnt von ein absonderlich Nation und wildfremdd Volk, so aber sehr duldsam und zuthulich sich gebärdet, nachdem ihm die Seebelden mehrere Stück Geld gezeigt, ihre Höhlen ihnen zur Herberge angewiesen, ihr roh Nahrung ihnen gebracht und sie überhaupt recht annehmlich traktirt han. Was massen es also kam, daß es denen Abentheurern hier baldig gut gefallen und sie länger verweilt sind, da die Landschaft gar lieblich anzusehen was und der keck Kapitano obendem entdecket, wie etzliche unter den Seevolkstöchterlein ihm gar gut gefallen möchten. So nahm die Insel ihren Anfang und kam zur Kenntniß der übrigen Erdtheil."

Im Verlaufe der Annalen werden nun neben den Begebenheiten und Thaten der Entdecker und ihrer

Digitized by Google

Nachfolger auch jene Namen aufbewahrt, die durch Einführung neuer Künste oder schönerer Sitten ein Andenken verdient, und in der Chronik spuckt deßwegen unverkennbar ein bescheidener Heroenkultus. So bemerkt sie ad annum 1830, wie in diesem Jahre der vest und tapfere Ritter L** die edle Trinkkunst allda eingeführt und kultivirt, während ad annum 1835 erwähnt wird, daß ein Hamburger Ritter „die schätzbare Erfindung der Beefsteaks von den Engländern ander gebracht, und die wild Köchinnen darin unterrichtet.“ Was weiter von andern Vorgängen berührt wird, hilft uns zur Ueberzeugung, daß auf der Insel seit ihrer Entdeckung viel wonnigliche Tage vorübergegangen. Wir lesen: „1836 ward ein groß und mächtig Seefahrt und Völkerwanderung unter den Künstlern angehoben auf die Insel im Chiemsee. Im Weinmonat dieses Jahres haben sich sechs-und-zwanzig eingefunden und Fest und Spiel, ein prächtig Schießen angericht, ein Sacklaufen unter den Urvölkern, Lustbarkeit, Mummenschanz und fröhlich Wesen, ein eitel Pracht und Reichthum, daß kein Schreiber solches richtig darthun kann, aber in den Mährlein der Eingeborenen die Sage davon noch ausführlich erhalten ist.“ — Endlich berichtet die Chronik zu den Jahren 1838 und 40 von zwei Hochzeiten und lustsam Beilagern, welche zwei der fahrenden Ritter mit schönen Meerfräulein, die ihnen schon bei der Entdeckung so lieblich in die Augen gefallen, ehrlam gefeiert haben, was denn ein erfreuliches Zeugniß ablegt, daß Sitten und Art der wilden Mädchen so abschreckend nicht gewesen.

Auf diese geschichtlichen Nachrichten folgt eine Urkunde, die die Aufstellung des Herbergschildes dokumentirt, und vernehmen läßt, „wie Engelbert Seiberz und Friedrich Lentner, allbeed Maler — letzterer aber auch Poet und Chronikschreiber, wogegen wir dem erstern das Plastische der Herbergsattribute verdanken — im Jahre des Herrn 1841 am Donnerstage nach Frohnleichnam auf diese wunderbarlich schöne Insel gekommen, allhier ihrer viel edlen Kunst und ehrbaren Ergötzlichkeit zu pflegen.“ — „Weilen uns nun bewußt,“ heißt es weiter, „wie gar viel unserer lieben Freund und Gesellen und ander werth Genossen unseres Gewerbes hierorts sich oftmalen und gern verweilt, und in dieser guten Herberg in aller Massen zufrieden, und gar wohl gepflegt gehauset haben, so han wir obbenannte beede diese Wirthschaft betracht als ein durch Gebrauch und Herkommen entstandene Handwerkskneipe und darum uns fleißig bedacht, wie wir ihr als solchen ein Zeichen machen wollten, ihr und der edlen Kunst zu Ehren und allen Gefreundten zu einer erbaulichen Lust. So haben wir beschlossen, einen saubern Herbergschild zu machen, wie solcher in allen Schenken ob den Tischen ehrsamer Zünfte zu finden ist.“ — Sofort wird die Verfertigung des Schildes beschrieben, die Bilder erklärt, endlich Nachricht gegeben von den Feierlichkeiten, die bei seiner Aufhangung stattgefunden haben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

Das Jubiläum des Königs Wilhelm.

Das Land Würtemberg hat in den letzten Tagen in dieser Hauptstadt ein Fest gefeiert, das dem Regenten, welchem die Huldigung galt, und dem Volke, das sie dargebracht, zu gleich großer Ehre gereicht. Es sind fünfundzwanzig Jahre, seit König Wilhelm den Thron bestiegen, es ist eben so lang, seit Deutschland des Friedens genießt, und diese Periode war auch für Würtemberg eine fast in jeder Bes ziehung segensreiche. — In den zwei Jahrhunderten, welche dem Pariser Frieden vorhergegangen, hat Würtemberg wenige gute Tage gesehen; es hat nur den Beweis geliefert, wie schwer ein Land zu Grunde zu richten ist, das sich vorzugsweise auf die dritte Grundlage aller menschlichen Gesittung, auf den Ackerbau stützt. Während der fremdländischen Invasionen vor und nach Auflösung des Reichs hat es durch die unmittelbaren Schrecken des Kriegs wohl weniger gelitten als andere deutsche Länder, aber desto mehr moralisch im Innern. Seit dem Frieden hat es sich unter einem guten, die Stellung seines Volks begreifenden Fürsten schöner und kräftiger entwickelt, als irgend eine deutsche Landschaft. Zweifelt der Versicherung des den Thron befestigenden Königs, daß die Wohlfahrt seiner Unterthanen das einzige Ziel seiner Bestrebungen seyn solle, und der jüngst erfolgten vollkommenen Amnestie für politische Vergehen, zweifelt dem Schwur auf die Verfassung und den geheimen Artikeln der Zollvereinigung liegt eine ganze Reihe preiswürdiger Handlungen und verständiger Reformen in allen Zweigen des öffentlichen Lebens. Das Meiste davon geht Hand in Hand mit der glücklichen Wendung, welche das Geschick Deutschlands überhaupt genommen; Mehreres ist uns eigenthümlich. Wenn einst in den deutschen Kriegen die Schwaben die Vorkämpfer waren, so haben sie im gegenwärtigen allgemeinen Kampf zwischen Alten und Neuem wenigstens manche Stellungen zuerst oder am kräftigsten eingenommen. Wir nehmen, im Rückblick auf die Erniedrigung Deutschlands durch die Fremden und durch seine eigenen Fürsten, die fünfundzwanzigjährige glückliche Regierung König Wilhelms, in dem, was sie gebracht, wie in dem, was sie weggenommen, für das frohe Wahrgenommen einer neuen, bessern Ordnung der Dinge, einer frischen Entwicklung, aus der freilich, nach dem Lauf menschlicher Dinge, weder Thorheit noch Schwere verbannt seyn werden, mit der aber, so Gott will, doch der schlimmste Fluch der verflossenen Jahrhunderte getilgt ist. Das Land fühlte sich natürlich aufgefordert, bei diesem Abschnitt seiner Geschichte dem Könige laut und freudig seine Achtung und seine Dankbarkeit zu bezeugen, und der Festzug der Würtemberger am 28ten Septembder hat bewiesen, daß das Volk das Glück, einen guten Fürsten zu besitzen, zu schätzen weiß, zugleich aber auch, was es in der kurzen Zeit innerer und äußerer Ruhe auf sich gemacht hat, und was bei fortdauernder Gunst des Himmels aus ihm werden kann.

Digitized by Google

Schon seit längerer Zeit hatte sich hier ein Festkomité gebildet, das die Vorbereitungen eifrig betrieb und mit den Vorstehern der Bayrte des Landes das Vorzunehmende besprach. Allgemein war der Eifer, dem Feste persönlich anzuwohnen, und den Anordnern erwuchs zu ihren übrigen Sorgen noch die, den beschlossenen feierlichen Aufzug nicht ins Maßlose ausarten zu lassen. Wochenlang zuvor war in unsern Lokalblättern den auf das Jubiläum sich beziehenden Anzeigen, Gesuchen und Anerbietungen aller Art eine eigene Rubrik gewidmet, alle Gasthöfe der Hauptstadt waren voraus in Beschlag genommen, und zu Unterbringung der Masse von Besuchern mußten außerordentliche Vorkehrungen getroffen werden. Der kürzlich aus Rom hieher berufene Hofbaumeister Knapp hatte in der Mitte des großen Schloßplatzes eine geschmackvolle, mit passenden Emblemen und Inschriften versehene Festhalle errichtet, welche den Wunsch rege machte, auf derselben Stelle durch ein dauerndes Monument das Andenken des Tages erhalten zu sehen. — Am Vorabend der Feier legte die von erwartungsvollem Volk wimmelnde Hauptstadt allgemein den Festschmuck an. Nicht nur die Straßenlinie, auf der sich der Zug bewegen sollte, jedes, auch das kleinste Haus war mit grünen Festons und Kränzen, mit Binnen, bunten Draperien oder Flaggen munter und meist nicht ohne Geschmack verziert. — Am Morgen des 22ten Septembers stellten sich die verschiedenen Abtheilungen des Zugs auf den nach einem sehr verständigen Plane der stimmten Sammelplätzen auf; gegen neun Uhr setzte er sich in Bewegung, betrat um elf Uhr den Schloßplatz und zog vor dem Könige vorbei, der mit dem Kronprinzen unter dem Hauptportale des Schlosses hielt. Die aus allen Landestheilen zusammengekommenen Liederkränze sangen ein von Hofsprediger Grämeisen verfaßtes, von unserem Landsmann Hetsch, Musikdirektor in Heidelberg, komponirtes Lied, worauf der Schultheiß der Hauptstadt dem Könige das Lebehoch ausbrachte, in das die versammelte Volksmenge einstimmte.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz, September.

(Fortsetzung.)

Die Gelehrtenversammlung.

Auch durch eine Reihe von Aufsätzen und Berichten in dem Giornale agrario Toscano, welches im Jahr 1827 vom Ridolfi im Verein mit dem Abbé Lambruschini, einem würdigen und verdienten Geistlichen, und dem Kommandeur Lapo de' Ricci, einem Neffen des berühmten Bischofs von Pistoja, gegründet ward, und mit welchem zugleich die Verhandlungen der Akademie der Georgofili ausgegeben werden, erwirbt er sich fortwährend großes Verdienst. Einen so thätigen und sachkundigen, und öffentlicher Rede gewohnten Präsidenten zu haben, ist also jedenfalls ein wesentlicher Gewinn. Die Eröffnungsrede berührte Manches, was hier natürlich zur Sprache kommen mußte, die Vortheile solcher Vereine für ein in viele Staaten getheiltes, eines Centrums entbehrendes Land wie Italien, wobei der schlimmen, aber auch der guten Folgen der Zersplitterung für die Verbreitung von Bildung und Kenntnissen gedacht wurde; die Gunst, welche sie bei verschiedenen italienischen Regierungen gefunden. die Anstimmerung, welche ihnen zu Theil geworden, die Wirkung auf das Allgemeine. Der vorzugsweisen Befähigung von Florenz, den Verein in seiner Mitte zu sehen, in Mitten aller dieser glorreichen Erinnerungen an die Heroen der Wissenschaft und Kunst, und in der Umgebung der durch ihren Muth, ihre Kraft, ihr Genie hervorgerufenen, bewunderungswürdigen Werke, wurde namentlich und mit vollem Rechte gedacht. Nach dieser wirksamen, und ebenso, den großen Mann bedeutenden Stimme vorgetragenen Rede machte der Generalsekretär Tarzini einige spezielle Mittheilungen über die Theilnahme einheimischer wie fremder gelehrten Gesellschaften, worauf die Mitglieder des Vereins den Saal verließen, sich nach dem naturwissenschaftlichen Museum zu begeben, um dort die im Lokal der Sternwarte dem Galileo errichtete Bildsäule in Augenschein zu nehmen, und zugleich in der Wahl der Präsidenten der einzelnen Abtheilungen zu schreiten.

Hiebei fand nun ein Umstand statt, der wahrscheinlich einzig in seiner Art dastehen. Der Palazzo vecchio ist mit dem größtern Theil der Stadt auf dem rechten Ufer des Flusses gelegen, das naturhistorische Museum (Museo fisico) aber liegt auf dem linken Ufer, in der Nähe des Palastes Pitti. Vom alten Palaste aus führt eine Brücke in der Luft nach dem nur durch eine Straße von ihm getrennten Lokal der Uffizien, welches Vasari für Cosimus I. baute; von den Uffizien aus führt ein Corridor über die Goldschmiedbrücken der alten Brücke und die Häuserreihen des Viertels Oltrarno nach dem Palast Pitti. Der nämliche Herzog (nachmals Großherzog) Cosimus ließ ihn im Jahr 1565 bauen, um eine geheime und leichte Verbindung zu haben. Diesen Weg nahmen die nach dem Museo fisico sich begebenden Gelehrten. Großartig war die Wirkung, welche die Galerie der Uffizien machte, als man bei deren äußerstem Ende eintrat. Alle an den großen Corridor stoßenden Gemächer waren geöffnet, die toscanische Schule, die Tribüne; aber man konnte nur an ihnen vorübergehen, indem keine Zeit zum Verweilen vorhanden war. Ueberall standen die Custoden an den Thüren. Nun gelangte man, eine der Seitentreppen hinabsteigend, in den gewöhnlich verschlossenen Verbindungsgang. Eine ganze Reihe von Porträts der Medizeischen Familie ist an den Wänden aufgehängt, von Cosimus dem Alten an bis auf Johann Gaste und seine Schwester, die Churfürstin von der Pfalz, sodann eine Menge anderer Bilder, und ganze Sammlungen von Dekorationsgemälden aus der Medizeischen Geschichte, grau in grau, die wahrscheinlich einst zu Festen dienten. Der Corridor ist bald höher, bald niedriger; durch die vergitterten Fenster blickt man bald auf den Arno und die alte Brücke hinab, bald auf die Straße, dann auf den Garten Boboli. Ueberraschend aber und fremartig ist der Anblick, wenn man plötzlich durch die letzte Thüre in den Palast Pitti tritt und nun die mit den wundervollsten Kunstschätzen gefüllten Säle der sechsfachen alter Galerien vor sich sieht. Man glaubt in einem Zauberschlosse sich zu befinden. Auf die großen Galeriezimmer folgt der Konzertsaal, dann die prächtigen Empfangzimmer, deren Wände mit reichen Seidenzeugen bedeckt, und die mit vergoldeten Möbeln ausgestattet sind. Der ganzen Länge des Palastes nach gingen wir durch sie dahin und gelangten dann, eine Freitreppe hinabsteigend, in das großherzogliche Laboratorium, welches mit dem Museo fisico zusammenhängt, und in die Säle und Gemächer dieses letztern. Fast eine halbe Stunde war verstrichen, seit wir den Palazzo vecchio verlassen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G Cottaschen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 30.

Sonnabend, 9. Oktober 1841.

[421]

Memmingers
Beschreibung von Württemberg.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. D. G. v. Memmingers

Beschreibung von Württemberg.

Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Herausgegeben von dem

K. statistisch-topographischen Bureau.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr. und mit einer Karte des Landes 5 fl. oder 3 Rthlr. 4 Gr.

Inhalt:

Geschichte: Vorwürttembergische Zeit. Die Grafschaft Württemberg. Das Herzogthum. Das Königreich. — Landeskunde: Geographische Verhältnisse. Natürliche Beschaffenheit. Gebirge und Thäler. Gewässer und Seen. Geognostische Verhältnisse. Boden. Klima. Fruchtbarkeit. — Natürliche Erzeugnisse: Mineralreich, Pflanzenreich, Thierreich. — Volkskunde: Einwohner. Wohnplätze. Nahrungsstand. Landbau. Kunst und Gewerbfleiß. Handel. Münze, Maaß und Gewicht. Volksvermögen. Volks-Einkommen. — Staatskunde: Verfassung. Staatsoberhaupt. Volks-Vertretung. Verzeichniß der Standesherren, der Ritterschaft. Bürgerstand. Staatsdienerverhältnisse. Regierung. Der König. Hofstaat. Orden. Geheime Kanzlei. Geheimerrath. Staatsverwaltung. Auswärtige Verhältnisse. Innere. Kirchen- und Schulwesen. Gemeindeverwaltung. Oberamtsverwaltung. Kreisverwaltung. Centralverwaltung. Allgemeine Anstalten. Wohlthätigkeitswesen. Sparkasse. Evangelisches adeliges Fräuleinstift. Waisenhäuser. Evangelische Kirche. Katholische Kirche. Israelitische Kirche. Volksunterricht. Anstalten für höhere und gelehrte Bildung. Kriegswesen. Finanzverwaltung. Ausgaben. Einnahmen. Hauptfinanz-Etat. — Ortsbeschreibung: Neckarkreis. Schwarzwaldkreis. Donaukreis. Jagstkreis. Höhenverzeichniß. Gefälle der Flüsse Württembergs. Wassermenge derselben. Tabellen über Einwohner, Orte und Gebäude, über Grundeigenthum und Viehstand.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[405] So eben erschien bei uns mit Eigenthumsrecht die neueste Composition von:

Franz Liszt

Reminiscences de Robert le diable.
Fantaisie pour Piano 1½ Rthlr.

Das Journal des Débats und die Gazette musicale sagen: Die Reminiscences de Robert macht Epoche in der Geschichte des Piano. Berlios berichtet: Keiner hat für das Piano in diesem Genre geschrieben, sie enthält ebenso die kühnsten wie geistreichsten Combinationen. Die Form ist durchdacht und scharf, die Ausführung unermesslich und mannichfaltig. Die harmonische Verknüpfung der Themas von unglaublichem Effect. Keine Idee gaben Worte etc. Selbst beim Beethovenfest verlangte das Publikum stürmisch die Robert-Fantaisie, Liszt musste sie vortragen. Da gab es Ausrufe des Staunens und der Verwunderung, Blumenregen, Bravorufen der Damen, kurz Alles, womit heutzutage sich das Entzücken ausspricht.

Unter der Presse: *Le Moine* de Meyerbeer, transcrit par Liszt.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[418]

Novitäten
bei
Friedrich Kistner in Leipzig.

Chopin, Fr., Op. 8. Grand Trio arr. p. Piano à 4 m. p. F. L. Schubert. Gm. 1 Rthlr. 5 Ngr.
— — Op. 9. Deux Nocturnes transcrit p. Piano et Violon p. Ch. Lipinski. Bm. Es. 15 Ngr.
— — Op. 10. Six grandes Etudes arr. p. Piano à 4 m. p. F. L. Schubert. 1 Rthlr.
— — Op. 11. Concerto arr. p. Piano à 4 m. par F. L. Schubert. 2 Rthlr.
David, F., Op. 13. Introduction et Var. sur un thème original p. Violon av. Orch. D. 2 Rthlr.
— — Op. 15. Les mêmes av. Piano. D. 1 Rthlr. 5 Ngr.
Fischhof, J., Op. 39. Zwei Gesänge f. 1 Bassstimme mit Pfte. Nr. 1. Das Schlachtfeld v. H. Stieglitz. Nr. 2. Der Geistertanz v. Matthisson. 12½ Ngr.
Hiller, F., Op. 18. 6 Lieder f. 1 Singst. mit Pfte. Aus Rückert's Liebesfrühling. (Frau Dr. Prege, geb. Gerhard gewidmet.) 15 Ngr.
Kalkbrenner, A., Fils. Op. 2. Les peines de l'Absence. Pensée fugitive p. Piano. (Dédiée à Madame la Duchesse d'Orleans) C. 5 Ngr.
Kwiatkowski, V., Un beau jour d'été. Fantaisie brillante sur la Romance polonaise „Dziewze! wróé mi moje serce" p. Piano. 15 Ngr.
— — Souvenir d'Ucraine. Nocturne p. Piano. 10 Ngr.
Lang, Josephine, Op. 9. Sechs Lieder f. 1 Singstimme mit Pianoforte. 25 Ngr.
— — Op. 10. Sechs Lieder für eine Mezzo-, Sopran- oder Altstimme mit Pfte. 25 Ngr.
Liszt, Fr., Op. 4., Allegro di Bravura p. Piano à 4 m. arr. p. F. L. Schubert. Es. 20 Ngr.
Löwenskiold, H. e., Op. 10. Fest-Ouverture zum Krönungsacte des Königs Christian VIII. und der Königin Caroline Amalie von Dänemark f. Pianoforte à 4 m. E. 1 Rthlr.
Moscheles, J., Sechs Lieder f. 1 Singstimme m. Pfte. (Madame Cécile Mendelssohn-Bartholdy gewidmet.) 1 Rthlr.
Onslow, G., Op. 39. Grand Trio p. Piano, Violon et Velle. arr. d'après le 16me Quintetto par Leschkowitz. E. 1 Rthlr. 10 Ngr.
— — Op. 51. Trio p. Piano, Violon et Velle. arr. d'après le 21me Quintetto par Leschkowitz. Gm. 1 Rthlr. 15 Ngr.
— — Op. 57. Quintetto Nr. 22 en Partition. 1 Rthlr.
— — Op. 58. dto. Nr. 23 dto. 1 Rthlr.
— — Op. 59. dto. Nr. 24 arr. p. Piano à 4 m. p. F. L. Schubert. 1 Rthlr. 15 Ngr.
— — Op. 61. Vingt-cinquième Quint. p. 2 Viol., Alto et 2 Velles. ou pour 2 Viol., Alto, Velle. et Contrebasse. (Dédié à Servais.) Fm. 2 Rthlr. 10 Ngr.

Digitized by Google

Pott, Aug., Op. 20. Var. de Concert sur un thème hollandais par Violon av. Acc. d'Orchestre. 2 Rthlr. 10 Ngr.
— — Op. 20. dto. dto. av. Quintett. 1 Rthlr.
— — Op. 20. dto. dto. av. Pianoforte. 25 Ngr.
Rietz, J., Op. 3. Ouvert. f. Militärmusik. (Dem Prinzen Friedrich von Preussen gewidmet.) 2 Rthlr. 25 Ngr.
— — Op. 5. Deutsche Ouvert. f. Pfte. à 4 m. vom Componisten. 1 Rthlr.
Wolff, M., Les Adieux de Varsovie. Impromptu brillant p. Pfte. 7½ Ngr.
Zöllner, C., Zehn Lieder u. Gesänge für 4 Männerstimmen. Heft 1. 1 Rthlr. 10 Ngr.
— — Der Speisezettel. Ein Scherz f. 4 Männerstimmen. Partitur und Stimmen. 15 Ngr.

---

[414] **Nachricht an Aerzte und Wundärzte,**
betreffend die Beendigung
von

Rust's Helkologie.

Nachdem von diesem hochwichtigen, allen Aerzten und Wundärzten durchaus unentbehrlichen, Werke, bereits acht Lieferungen, 108 Bogen Text, und sämmtliche Zwölf, auf das Sauberste nach der Natur sorgfältigst ausgemalte, Kupfertafeln in Folio umfassend, ausgegeben worden sind, welche 13⅓ Rthlr. kosten, bleiben jetzt noch etwa 30 bis 50 Bogen des Textes zu liefern, die **von der speciellen Helkologie den Abschnitt B., von den Geschwüren insbesondere, nach Verschiedenheit ihres Sitzes,** und **die Arzneiformeln** enthalten werden.

Hiervon sind bereits wieder 20 Bogen zur Versendung bereit, und das ganze Werk wird also noch im Jahre 1841 vollständig ausgegeben werden können.

Nach der bisherigen, der ersten Ankündigung gemässen, Berechnung, wurde jeder Bogen des Textes zu 2 gGr. angesetzt, und hiernach wurden also die noch rückständigen 30 bis 50 Bogen auf 3⅓ bis 4⅙ Rthlr. zu stehen kommen; allein der unterzeichnete Verleger sieht sich durch die zahlreiche Theilnahme in den Stand gesetzt, dergestalt eine Ermässigung des Preises eintreten zu lassen, dass er die noch fehlenden Bogen, es mögen deren nun 40 oder 50 werden, zusammen nicht höher als zu 1⅔ Rthlr. berechnen wird. Hiernach kommt also dieses Werk, einschliesslich der 12 Kupfertafeln, den verehrlichen Subscribenten nicht über 15 Rthlr. zu stehen, und folglich der Text um ein Viertel niedriger als angekündigt worden war.

Wer Einsicht von der Rostbarkeit der Herstellung künstlerischer Erzeugnisse hat, wird zugestehen müssen, dass eine Kupfertafel, wie sie für dieses Werk geliefert worden sind, wohl allein einen Thaler werth seyn dürfte.

Der Preis von 15 Rthlrn. soll nun, wenigstens bis zur Vollendung des Werkes, auch für fernere Subscribenten noch bestehen bleiben, und ich habe mich auch auf häufige und fortwährende desfallsige Aufforderungen, besonders aber zur Erleichterung der Anschaffung für **Studirende,** entschlossen, von jetzt an sowohl den Text, als die Kupfertafeln, einzeln abzulassen, und berechne nun

die ganze Helkologie, von wenigstens 150 Bogen Text und 12 ausgemalten Kupfertafeln, zu 15 Rthlr.,

den Text allein zu 9 Rthlr.,

die Kupfertafeln allein zu 6 Rthlr.,

so dass es in eines jeden Käufers Belieben steht, sich, nach seinen Wünschen und Kräften, entweder das Ganze auf einmal oder den Text allein u. s. w. anzuschaffen.

Da die erste Auflage (Wien 1841, etwa 40 Bogen) auf Auctionen immer mit 6 — 10 Rthlrn. bezahlt wurde, so darf wohl bei dieser durchaus neuen, in den Principien völlig veränderten und dreimal umfangreichern, noch bei Lebzeiten des Herrn Verfassers vollständig ausgeführten, Bearbeitung, nicht nur auf einen fortdauernden, sondern sich immer steigernden, Absatz gerechnet werden.

Jede Buchhandlung ist im Stande, das bereits Erschienene sofort zu den angegebenen Preisen zu besorgen und den Rest des Textes nach Erscheinen unentgeldlich nachzuliefern.

Berlin, im Sept. 1841.

Th. Chr. Fr. Enslin.

---

[418] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Septemberheft 1841.

Inhalt: Verbesserungen an Eisenbahnwagen in Betreff ihrer Hemmung und der Winkel, das Abrollen derselben von den Schienen zu verhüten, von James Boydell jun. zu Celtenham. Mit Abbild. — Palmers Instrument zum Aufnehmen der Strassenprofile. — Taylord Verbesserungen an der Verfertigung von Fussbauten, Schmieden und Laiten, und der dazu dienlichen Maschinen. Mit Abbild. — Horne's Verbesserungen in der Fabrikation von Schornieren. Mit Abbild. — Williams Verbesserungen in der Fabrikation biegsamer Faserstoffbauten oder Kompositionen zur Bedeckung und Bekleidung von Gebäuden und andern gemeinnützigen Zwecken. Mit Abbild. — Salters Maschine zum Schwingen und Zurichten des Korns und andern Getreides. — Ueber den Bau und die Anwendung der Stöss im nördlichen Frankreich; von Herrn d'Arcet. Mit Abbild. — Ueber den Monteurschen Schornsteinaufsatz, von Herrn Lodde. Mit Abbild. — Ralstons Verbesserungen im Walzen der Puddlingsluppen oder anderer Eisenmassen. Mit Abbild. — Bericht des Herrn Francoeur über einen von Herrn Andre Michaux erfundenen Apparat zur Messung der Veränderungen des Wasserstandes der Flüsse. Mit Abbild. — Neue Konstruktionen von Electromagneten. Mit Abbild. — Mabley's Verbesserungen in der Erzeugung electrographischer Flächen oder Formen zum Drucken und zur Versorgung getriebener Arbeit ꝛc. — Ueber photogenische Kalotypzeichnungen, von H. F. Talbot Esq. — Bereitung des Kalotypapiers und Gebrauch desselben, von H. F. Talbot Esq. — Neues Verfahren, die Platten für photographische Bilder zu jodiren, von Herrn Gaudin. — Ueber den Gebrauch des Broms bei der Photographie auf Plaqué, von Herrn Fizeau. — Geschichte der Fabrikation der mineffischen Gongsgongs und der Cymbeln in Frankreich, von Herrn d'Arcet. — Ueber eine Verbesserung an der Luftpumpe, von J. Park. Mit Abbild. — Apneumatischer tragbarer Thermo-Barometer mit ikonischem Läufer, von M. J. Porro. — Verfertigung des Papiers aus dem Stroh verschiedener Grammeen, von den Herren d'Arcet, Chaptal und Bronzac. — Mac-Gauraus Verfahren Papier aus den Papyerranken zu fabriciren. — Martin's Verbesserungen in der Praparation der Papieroberflächen. — Miscellen. Verzeichniss der im Jahre 1840 in Frankreich ertheilten Erfindungs-, Vervollkommnungs- und Einführungspatente, in alphabetischer Ordnung der Ge-

Digitized by Google

genstände. — Ueber die Verbindung zweier Locomotiven miteinander. — Eine Kutsche, die zugleich als Boot dient. — Janins neues Verfahren bei der Sammtfabrikation. — Recours Sicherheitslampe. — Ueber Daguerre's neues photographisches Verfahren. — Beitrag zur Galvanoplastik. — Oekonomisches Brennen der Steinkohlen unter Vermeidung des Rauches. — Samuel Hill's patentirte Verbesserungen in der Bereitung des Brodes und Bisquits. — Barbau's Verbesserung in der Fabrikation des Runkelrübenzuckers. — Elastischer Firniß für Seidenstoffe und künstliche Blumen. — Pferdhaarne Bürsten für die Pferde. — Ceramische Pflastersteine für Landstraßen.

Zweites Septemberheft.

White's Verbesserungen an Schraubstöcken. Mit Abbild. — William's Verbesserungen an Seidösern und Seidschlüssel. Mit Abbild. — Heberts Verbesserungen in der Verfertigung von Grabscheiten, Schaufeln und andern ähnlichen Geräthen. Mit Abbild. — Harcourts Verbesserungen an Rollen für Mühlenspäße. Mit Abbild. — Davies' Verbesserungen an Webermaschinen. Mit Abbild. — Boisse's Hydrometer für Dampfkessel. Mit Abbild. — Bericht des Herrn Francoeur über eine Erfindung des Herrn Robert Houdin, um Störungen bei dem Schlagwerke der Uhren zu verhindern. Mit Abbild. — Ueber einen von Herrn Combes erfundenen Windmesser, womit man die Luftströmungen in Bergwerksgängen, in Heizungsröhren und Kaminen, und überhaupt in Leitungen von großem Querschnitte messen kann. Mit Abbild. — Ueber die Festigkeit und Elasticität der Darmsaiten, von Herrn F. Karmarsch. — Halpins Verbesserungen in Betreff der Zuführung der Luft zu Lampen. Mit Abbild. — Miscellen. Verzeichniß der im Jahre 1840 in Frankreich ertheilten Erfindungs-, Verwollkommnungs- und Einführungspatente in alphabetischer Ordnung der Gegenstände. (Forts. u. Beschluß.) — Brunetti's Ansicht über die erforderlichen Eigenschaften eines Locomotivführers. — Ueber das Fetten der Wolle mit der in den Stearinkerzen-Fabriken gewonnenen Oelsäure. — Henry Scotts patentirtes Verfahren zur Fabrikation von Schreibtinte. — Ueber eine neue Art, die käuflichen chlorsauren Salze zu prüfen, von Chevron. — Anwendung des unentzündlichen Phosphorwasserstoffgases in der Galvanoplastik. — Johannisbeerwein, von Apotheker Wiedmann in Stuttgart. — Structur und Beschaffenheit des Papiers. — Ueber die Fäulniß und das schnelle Verderben des Holzes. — Benutzung des Lerchenschwammes zu Mützen. — Neues Verfahren, die Hausthiere zu füttern.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

---

[416] Im Verlage von **Carl Kaßmus** erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Angelika

von Anna Maria (Gräfin Hautefeuille), Verfasserin der verbannten Seele. Aus dem Französischen übersetzt.

12. broch. 375 Seiten. Preis 1 Thlr.

Diejenigen, welche starke Gemüthsbewegungen suchen; diejenigen, welche sich nur um Ereignisse in einem Werke der Einbildungskraft bekümmern, dürfen dieses kleine Werk nicht lesen, sie würden keinen Geschmack daran finden. Dasselbe ist das, was die Maler eine Studie nennen, es ist Charakter, eine wiedergegebene Idee; mit Recht darf Obiges sich den bessern Unterhaltungsschriften an die Seite stellen.

---

[415] **Für Leihbibliotheken.**

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Die Familie Treuenfels.

Novelle aus dem dreißigjährigen Kriege, von **M. Richter.**

8. 1¼ Thlr.

Novellen von Bruno Henricus.

Der religirte Student, eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. — Der Rächer seiner Ehre, eine Kriminalgeschichte.

8. 1¼ Thlr.

Leipzig, im Sept. 1841.

A. Wienbrack.

---

[413] Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Der afrikanische Sklavenhandel

und seine Abhülfe.

Von

Thomas Fowell Buxton.

Aus dem Englischen übersetzt von

G. Julius.

Mit einer Vorrede:

Die Nigerexpedition und ihre Bestimmung von **Karl Ritter.**

Mit einer Karte.

Gr. 8. Geh. 1⅔ Thlr.

Die Uebersetzung dieser wichtigen und interessanten Schrift ist auf Kosten der Gesellschaft für die Ausrottung des Sklavenhandels und die Civilisation Afrikas gedruckt, und um durch große Verbreitung derselben die edeln Zwecke dieser Gesellschaft zu fördern, der Preis so billig gestellt worden. Von besonderer Bedeutung ist die ausführliche Vorrede des Herrn Prof. Ritter.

Leipzig, im Sept. 1841.

F. A. Brockhaus.

---

[422] In der **Liter.-artist. Anstalt** in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Praktisches Handbuch

für den

katholischen Seelsorger

am

Kranken- und Sterbebette.

Nach einer vom k. b. Hofcaplan J. M. Rädlinger hinterlassenen Handschrift herausgegeben von

J. B. Rädlinger.

Mit Approbation des Hochwürdigsten Erzbischöflichen Ordinariats München-Freysing.

kl. 8. Preis 45 kr. rhein. oder 10 Gr.

Digitized by Google

[386] Bei Unterzeichnetem sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

K. A. Müller,

Gesammtgebiet

des

Geschichtlichen Unterrichts.

Erster Cursus. Deutsche Geschichte. 2 Theile. gr. 8. Preis 3 Thlr.

Auch unter dem Titel: „Deutsche Geschichte für die deutsche Jugend."

C. E. A. Gröbel,

Rector an der Kreuzschule in Dresden,

praktisch-grammatisches

Elementarbuch

der

lateinischen Sprache.

Eine Sammlung progressiver, auf stete Wiederholung berechneter Beispiele, als Hülfsbuch für die untern und mittlern Klassen der Gymnasien ꝛc.

gr. 8. Preis 18 Gr.

Das Wort und Leben

unseres Herrn.

Ein Erbauungsbuch

für das Jahr der Einsegnung und jedes nachfolgende Kirchenjahr des Lebens.

Von

A. F. Unger.

8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Conversations-Lexicon

für den

Handgebrauch.

Dritte sehr wohlfeile Ausgabe. 4. cartonnirt. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

(Auf 124 Bogen gibt es Belehrung über mehr als 24,000 Artikel.)

W. Harnisch,

Die wichtigsten neueren

Land- und Seereisen

für die Jugend und andere Leser.

16 Theile mit Kupfern und Karten. 8. Preis 12 Thlr. 6 Gr.

H. R. Schinz,

Naturgeschichte und Abbildungen der Säugthiere.

4 Hefte. 2te verbesserte Auflage. Fol. Preis 21 Thlr.

Gerhard Fleischer
in Leipzig.

Digitized by Google

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 11. Oktober 1841.

— Let me wonder
At thy affections, which do hold a wing
Quite from the flight of all thy ancestors.
— — The soul of every man
Prophetically does fore-think thy fall.
Shakespeare.

Lübeckiſche Sagen.

(Fortſetzung.)

Ein ſolcher Blumendichter hatte auch den Zug angeordnet, welchen wir jetzt, um zur Sache zu kommen, ſich am Maifeſte nach alter Sitte hinaus zur Olausburg bewegen ſehen. Eine große Maſſe Volkes harret ſeiner am Thore; denn heut, wo ſich die Patrizier nach alter Weiſe zuerſt, ſtatt in den dunklen Pelzkleidern, im Maihocken (Sommerkleidern) zeigen, werden jetzt auch nach neuer Weiſe die neueſten Moden aus Paris und Madrid zur Schau geſtellt werden. Wie wogen die hohen Schwungfedern bei Herrn und Damen an den winzigen, von edlen Steinen widerſtrahlenden Hütchen! Kaum iſt bei ihnen noch die menſchliche Körperform vor den dicken Hals- und Handkrauſen und ſteifen Böſchungen der mit ſeidenen Puffen beſetzten Gold- und Silberbrokatkleidern zu erkennen. Das Auge iſt geblendet von der bunten Farbenmiſchung der Stoffe und dem Glanz der Ketten und Steingeſchmeide. Selbſt die Pferde ſind mit bunten Decken behängt, am Zaume mit edlen Steinen, am Kopfe mit Federn geſchmückt. Ein lautes Ah! geht durch die Menge, als die ſchwerfälligen, eben erſt aufgekommenen Karoſſen mit ihren reichen Vergoldungen mühſam von den vier ſtarken Pferden herangezogen werden. Aber der prächtigſte von allen iſt doch der Junker von Sverin, welcher dort auf dem weißen Pferde mit rothen Augen neben dem Muſchelwagen kourbettirt, in welchem die ſtandriſche Gräfin ſitzt, ſo er jüngſt mitgebracht hat. Kundige Leute ſagen zwar laut, die ſogenannte Gräfin ſey die abgedankte Maitreſſe eines Fürſten, ſo hochmüthig und ſpöttiſch ſie auch auf das vergebliche Bemühen der Pfahlbürger, den Glanz der Höfe nachzuahmen, herabſieht. Die große Reiſe, von welcher der Junker vor Kurzem zurückgekehrt iſt, muß viel Geld gekoſtet haben; warum ſähe ſonſt ſein braver Vater mit dem ehrwürdigen, nicht von Puder, ſondern von Sorgen für Staat und Familie weißen Haare ſo trübe aus? Im ſchlichten dunkeln Tuchrocke, nur geſchmückt mit den Gnadenketten, welche ihm fremde Fürſten, als Anerkennung ſeiner unbeſtechlichen Rechtlichkeit, ſeiner umſichtigen Geſchäftskunde bei wichtigen Kongreſſen, verliehen haben, reitet er ſtill auf dem unſcheinbaren, aber tüchtigen mekleuburgiſchen Pferde fort, als fürchte er ſich zu ärgern, wenn er ſich nach ſeinem Herrn Sohne umſchaue.

Der Zug nähert ſich jetzt der Brücke, welche nach der, auf einer Inſel in der Wakenitz gelegenen Olausburg führt. Der Spielgraf mit der großen Muſika und den Trompetern, alle in der Stadt Farben gekleidet,

Digitized by Google

empfängt ſie hier mit einem lauten Tuſch. Der Kolbzaf mit den Hausdienern und des Rathes reitenden Dienern, alle in ihren eigenthümlichen Trachten, bielten an den Pforten Wache, während auf der Hausflur die Schaffer die ankommenden Zirkelbrüder und Angehörigen derſelben begrüßten. Die Wände des Speiſeſaales waren mit köſtlichen flandriſchen Tapeten behangt, welche Thaten früherer Zirkler darſtellten. In der Ecke des Saales ſchimmerte ein Credenztiſch, auf allen drei Abſätzen mit ſilbernen Pokalen beſetzt, denn für jede der üblichen und in die Becher eingegrabenen Geſundheiten war ein beſonderer beſtimmt. Der größte, faſt vier Fuß hohe zeigte die Inſchrift des letzten Hochs: „Auf das Wohl aller ſchönen Frauen und Jungfrauen!“ Auf der Tafel ſtand ſchon der erſte Gang: acht Schüſſeln mit vier Schinken und vier Rinderbraten nebſt Senf und Oliven; auf einem großen Seitentiſche ſtellte ſo eben der Koch mit ſeinen zwölf Gehülfen die folgenden Gänge hin, als: zweitens gelottenen Wildbraten, drittens Schafffleiſch mit Ingwer, viertens Portbeſt mit Roſinen, fünftens Mandelmuß mit beidenſchen Kuchen, ſechstens Hirſchbraten mit Oranienäpfeln, ſiebentens ein Schwan mit des Kaiſers Wappen vor der Bruſt, achtens ein Pfau mit der Stadt Wappen in Gold. Als Nachtiſch ſtand hier zweierlei Gebackenes, Butter und Käſe und der rieſige Kuchen mit den Wappen der ſechzehn zirkelfähigen Geſchlechter und der Umſchrift: „Lübeke aller Staden ſchone, von riker Ere dregeſt Du de Kroue!“ Silberne Schüſſeln mit Roſenwaſſer und Damaſttücher waren beſtimmt, zuletzt herumgereicht zu werden zum Händewaſchen, da jeder mit dem Meſſer, welches ihm in einem Futteral am Gürtel hing, und mit den Fingern aß.

Während ſich nun die ältern Zirkelbrüder und die Damen in bunter Reihe an die Tafel ſetzten, ſtellten ſich die jüngeren Genoſſen um den letztbeſchriebenen Tiſch, um von dort jedes Gericht unter lautem Jubel der Muſik aufzutragen; erſt beim Nachtiſch ſollten auch ſie ſich an die, dann von Schüſſeln ſtrotzende Tafel ſetzen. Auf einmal wurde jetzt der, ſeit Jahrhunderten wohlgeordnete Gang des Feſtes durch einen heftigen Wortwechſel unterbrochen. Wichold von Sverin, der jüngſte der Zirkelbrüder, hatte ſich neben ſeiner flandriſchen Gräfin an die Tafel ſetzen wollen, und als ihn die Schaffer zu den Aufwartenden hinwieſen, mit dem wüthenden Ausrufe: ob man ihn für einen Diener halte? Hand an's Schwert gelegt. — Eine ungeheure Aufregung bemächtigte ſich aller, Wichold aber, welcher die Uebermacht aller ſich gegen ihn erklärenden ältern Brüder, die Unentſchloſſenheit der jüngeren erkannte, reichte der Gräfin den Arm und ſprach: „Folget mir, ſchöne Frau; es wird Euch nicht gereuen, an dieſen, wie Ihr ſehr, bäuriſchen Speiſen Euch nicht den Magen verdorben zu haben.“ Gelaſſenen Schrittes, höhniſch die vor übergroßer Wuth einen Augenblick ſtumme Geſellſchaft überblickend, wollte er mit ihr den Saal verlaſſen, da fiel ſein Blick auf das zitternde, weißgelockte Haupt ſeines alten Vaters. Die rechte Seite des Geſichtes war krampfhaft verzerrt, der rechte Arm hing, wie leblos, zurück, während er ſich vergeblich mit der rechten Hand aufrecht im Stuhl zu halten, wie auch zu reden, ſtrebte. „Ihn hat der Schlag gerührt!“ riefen mehrere Stimmen, entſetzt fiel ihm der Sohn um den Hals. Der Alte machte eine Handbewegung, als wolle er ihn von ſich ſtoßen. „Ich ſterbe! dir wird's ſchlecht gehen, Thor! Bube! Im Keller Hülfe!“ ſtöhnte er aus tiefer Bruſt, nur dem Sohne verſtändlich, ſank in den Stuhl zurück und war todt.

(Fortſetzung folgt.)

Frauenchiemſee.

(Schluß.)

Hierauf folgt: ein ſchön Lied von der Inſel und ihrer Herrlichkeit, wie es Hans Sachs nicht hätte ſchöner machen können, und ein Verzeichniß der Maler, die ſeit der Entdeckung hier geweſen, faſt zweihundert an der Zahl, mit Vor-, Zu- und Kneipnamen, auch mit allerlei Symbolen und ſpaßhaften Randglofſen, wobei denn an die ſpäter Kommenden die gereimte Aufforderung ergeht, einen guten Witz und ein friſches Bildlein einzuzeichnen. Damit endet die Arbeit des Chroniſten, und von jetzt an iſt die Geſchichte der Ereigniſſe in der Malerkneipe auf Frauenchiemſee den jeweiligern Beſuchern ſelbſt überlaſſen, denen wir nur wünſchen können, daß ſie poetiſch und plaſtiſch in die Fußſtapfen der frohſinnigen Stifter treten mögen.

Was nun das Sommerleben unſerer Eilandsgäſte betrifft, ſo iſt daſſelbe außer den großen Tagen, die bei verſchiedenen Anlaſſen mit Spiel und Feſtlichkeiten gefeiert werden, ein ſehr ruhiges und geräuſchloſes. Es liegt auch ſo eine Sonntagsſtille über der Inſel, daß man kaum etwas Anderes hört, als Glockenklang, Nonnengeſang und Vogelſang. — Aber dabei hat ſie eine wunderherrliche Lage in dem blauen See, der gegen das Flachland hin an ſchönen Hügeln ſich verliert, während gegen Süden der Hochgern, der Kangen und die wilde Riß, die ſchauerlich gekrüſteten Bergſtöcke, mächtig aufſteigen, die nächſten in dem langen Kranz der Hochgebirge, der da im Geſichtskreiſe liegt. — So hat denn auch der See ſchon unter den Gäſten ſeine begeiſterten

Digitized by Google

Freunde gefunden, und aus dem engen Malerstübchen, das in der Herberge für die Kunstgenossen eingerichtet worden, ist schon manches schöne Bild in die weite Welt gegangen, als Zeugniß von den Reizen dieses Erdenwinkels. Besonders hat sich M. Haushofer angelegen seyn lassen, das stille Binnenmeer mit seinen Berggestaden in seinen wechselnden Beleuchtungen und vorzuführen und bald die schwere Schwüle des unbewölkten Sommermittags, die uns sonst gewöhnlich nur über Kornfeldern unter der Staffage von ein paar naiv gelagerten Schnitterinnen geboten wird, auf dieser Wasserfläche zu fixiren, bald die feuchte Morgenluft oder den Glanz der Abendsonne, die ihre Strahlen über den See schießt und die Alpengipfel vergoldet.

Außer der Arbeit findet sich aber wohl auch manch schöner Zeitvertreib. So wechseln die Studien mit Spaziergängen ab, die allerdings gerne etwas kurz werden, da all die niedlichen Fischerhütten sammt ihren Gärtchen und die hohen Klostermauern in einer Viertelstunde leicht zu umgehen sind. Mehr als solche Wanderungen wird aber die Schifffahrt gepflegt, und es gibt kaum ein Gewässer, wo es so lustig war, Marine zu spielen, als der Chiemsee. Die Eingebornen freilich bedienten sich bisher in ihren Einbäumen nur der Ruder und kannten die Wohlthat der Segel nicht; aber wie sie den menschenfreundlichen Entdeckern die edle Trinkkunst und die Bereitung der Beefsteaks bereits zu verdanken haben, so traten in diesem Jahre zu jenen Segnungen auch noch die fruchtbringendsten Offenbarungen aus einer höhern Nautik. Ein alter Fischer wurde für die neue Idee gewonnen, und stellte in seinem Nachen einen rothen Mastbaum auf, der früher eine Fahnenstange gewesen, und als Raae befestigte er eine schöne Leiste daran, an welcher zu Klosterszeiten die Meßgewänder gehangen hatten. Dann nahm er ein altes Tischtuch und machte ein Segel daraus, dessen Enden er mit Bindfaden seemännisch zu richten lernte. Oben am Maste endlich steckte er die weiß und blaue Flagge aus. So lag die fertige Schaluppe zwei Tage lang an seinem Haus vor Anker; denn es war eine sonnige Windstille eingetreten, und den lauten Vorurtheilen der ruderliebenden Insulaner gegenüber war es wünschenswerth, daß das erste Wagniß günstig ausfiele. Während dieser beiden Tage hatten indeß die Herren viel zu kampfen mit der übeln Stimmung, die der befegelte Nachen aufgeregt. Die Fischer bießen sie Visionäre, und in ihren Hütten gab es großes Gelächter über den alten, neuerungssüchtigen Handwerksgenossen. Am dritten Tage aber erhob sich ein stattlicher Westwind, und als sofort die seekundigen Recken in der alten Eiche mit dem geweihten Tafelwerk unter pfeifendem Zephyr über die hohen Wogen dahindrausten, mit mächtig geblähtem Segel und stolz flatternden Wimpel, so schnell, daß sie in anderthalb Stunden vor Grabenstett einliefen, wohin die Andern drittehalb brauchen, da fanden sie bei ihrer Rückkehr die öffentliche Meinung auf dem Eilande ganz verändert. Das höhnische Lachen war in ein fröhliches Erstaunen übergegangen, der höfliche Unglaube in anerkennende Bewunderung, und die neue Kunst scheint für alle Zeiten gesichert. Der alte Fischer, der dieß Abenteuer bestanden, erklarte, das habe er sich nie träumen lassen, daß er in seinem sechzigsten Jahre über den Chiemsee noch mit Segeln fahren würde, wie die auf dem Meere, und die wichtige Begebenheit wurde in der Chronik niedergelegt.

Korrelpondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

(Fortsetzung.)

Gelehrtenversammlung. — Die neue Tribüne.

Das Museo fisico wurde vom Großherzog Leopold I., dem nachmaligen Kaiser, angelegt. Er fand einen fruchtbaren Boden und zahlreiche Materialien und Vorarbeiten; denn in Florenz hatten Galilei und seine Schüler gewirkt, hatte die Accademia del Cimento, Leopolds von Medici berühmte Sachpflug, den Naturwissenschaften großen Nutzen gebracht, hatten ausgezeichnete Gelehrte des 18ten Jahrhunderts, Redi, Micheli, Targioni u. A. den ihnen vorgezeichneten Weg rühmlich verfolgt. Die bis auf den heutigen Tag vermehrten Sammlungen sind nun überhaupt für die Wissenschaft sehr wichtig, vor Allem aber sind sie es für Toscana, indem sie vollständige Reihen der Landesproducte enthalten, worunter die von Targioni während der Absassung seines musterhaften Werkes über das Großherzogthum zusammengebrachten. Im ganz Europa berühmt sind die anatomischen Darstellungen von Fontana, Susini und Mummi. Besonders reich ist die Sammlung physikalischer Instrumente, und dem Observatorium ist noch neuerdings durch treffliche Arbeiten seines ausgezeichneten Directors, Amici, ein bedeutender Zuwachs geworden. Im Lokal dieses Museums nun, dessen Säle alle gebsnet waren, hat der Großherzog eine Tribüne einrichten lassen, welche dem Ruhme Galilei's und seiner großen Nachfolger gewidmet ist. Die Eröffnung des Naturforschervereins gab die passendste Gelegenheit zur Eröffnung dieser Tribüne, wie vor zwei Jahren in Pisa zur Aufstellung von Galilei's Bildsäule im Universitätsgebäude. Das neue Lokal, welches aus einem viereckigen Gemach und einer an dasselbe stoßenden halbkreisförmigen Tribüne besteht, ist außerordentlich reich und glänzend, und sollte vielleicht etwas zu viel Farbe und Vergoldung angebracht seyn, so übersieht man es wohl bei der Schönheit des Materials und einzelner Werke. Galilei's totalsaße Bildsäule ist in der Mitte des Halbkreises aufgestellt, eine tüchtige Arbeit von Aristodemo Costoli; auf Säulen stehen die Büsten Torricelli's, Viviani's, Magalotti's, Cavalieri's. An den Wänden sind verschiedene Medaillons angebracht, mit den Porträts Viviani's, Borelli's, Dati's, C. del

Digitized by Google

Buono's, Marsili's, Grimaldi's, Cassini's, C. B. Alberti's, G. B. Porta's, P. del Buono's, Magalotti's, Renaldini's, Redi's. Fünf größere Freskogemälde schmücken die Treppe. Dr. i derselben sind von L. Sabatelli, Professor in Mailand, und stellen Begebenheiten aus Galilei's Leben dar: wie er als Jüngling im Dom zu Pisa die Oscillation der Lampe erforscht, wie er dem Dogen von Venedig sein Fernrohr überreicht, und wie er, gedankt und entlassen, auf seiner Villa zu Arcetri seine Schüler unterweist. Die beiden andern Fresken, von Bezzuoli und Martinetti, florentinischen Künstlern, stellen die Versuche zur Begründung der Theorie der Bewegung und die Sitzung der Academie del Cimento dar. Ueber den beiden Eingangsthüren werden Lünetten in Fresko gemalt werden, von denen bis jetzt erst die Cartons aufgestellt worden sind: Lionardo da Vinci vor Lodovico il Moro, Herzog von Mailand, und Volta vor Napoleon. Ersteres Werk, von Cianfanelli, dürfte, wenn die Ausführung in Farben dem Carton entspricht, leicht das vorzüglichste der ganzen Reihe werden. Eine sehr ähnliche Büste des regierenden Großherzogs ist von Maggi. Die Decke ist mit Verzierungen und allegorischen Figuren geschmückt, der Fußboden von Marmorplatten verschiedener Farben, welche vier große weiße Platten einschließen, auf denen die Darstellungen der Geometrie, Mathematik, Hydraulik und Mechanik, in großen weißlichen Gestalten, nach Zeichnungen Sabatelli's mit großer Geschicklichkeit von G. Silvestri graphitisch eingegraben sind. Nur toscanische Künstler haben hier mitgewirkt, und nur aus Toscana ist das Material genommen; denn die verschiedenen Marmorgattungen sind aus Serravezza, aus den Apenninen u. s. w. und geben in ihrer Mannigfaltigkeit und Schönheit von dem Reichthume des Landes einen sehr günstigen Begriff. In Glasschränken endlich sind die optischen und physikalischen Instrumente aufgestellt, welche theils von Galilei verfertigt, theils von der Akademie del Cimento gebraucht wurden — kostbare Reliquien einer entschwundenen Zeit.

(Schluß folgt.)

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Jubiläum des Königs Wilhelm.

Als der König Nachmittags die Straßen durchritt, überzeugte ihn der Jubel, den seine Erscheinung überall hervorrief, wie freudig die Bedeutung dieses Tages ein Volk aufgeregt hatte, das sonst mit lauten oder nur sichtbaren Zeichen der Anerkennung sehr sparsam ist. — Noch im Laufe des Tags empfing der König 185 Abgeordnete, welche von den Bezirken gewählt worden waren, um ihm die Glückwünsche des Landes darzubringen, und sprach gegen dieselben seinen Dank und seine Rührung aus. — Dem Festzuge lag der Gedanke zu Grund, daß alle Klassen des Volks in ihrer eigenthümlichen Tracht und Haltung den König huldigend begrüßen sollten; und wirklich waren dabei, von der Bauernbraut und dem Fidßer bis zum Geheimerath, vom Waisenknaben bis zum Rektor der Hochschule, vom kleinen Bauern bis zum reichen Rittergutsbesitzer (ehemals reichsunmittelbarer ritterschaftlicher Adel), alle Stände und Korporationen, alle Altersstufen, alle Gewerbe vertreten. Im Zuge wehten die Banner von neun einst reichsfreien Städten, vermischt mit denen von vierzehn Landstädten, die jenen längst ebenbürtig geworden. — Wir geben, dem Zwecke dieser Blätter gemäß, nur eine flüchtige Skizze der Festlichkeit. Die Spitze des Zugs bildete die glänzende Schaar der Herolde und Bannerträger; sodann Veteranen, 64 an der Zahl (nach der Zahl der Amtsbezirke), in den Uniformen der Regimenter, welche der König als Kronprinz im Jahr 1814 nach Frankreich geführt, mit den Fahnen und Standarten, welche die Tage von Brienne, Montereau und Paris gesehen; darauf Abgeordnete aller Grade des heutigen Heeres mit jungfräulichen Panieren. Mehrere hundert Jungfrauen aus allen Kreisen des Landes und der Hauptstadt, weiß gekleidet, Blumen tragend, die Schärpe in den Landesfarben über der Brust; sie konnten für Vertreterinnen aller Arten und Grade gelten, in welchen sich hier zu Lande der weibliche Reiz ausprägt. Die oben genannten Abgeordneten des Landes und die Behörden der Hauptstadt. — Die eigentliche Masse des Zugs zerfiel in die Hauptabtheilungen: Landwirthschaft, Gewerbe, Handel, Wissenschaft und Künste. Der Natur unsers Landes gemäß entwickelten Landwirthschaft und Gewerbe die größte Mannigfaltigkeit von Spannzügen und die bedeutendsten Volksmassen. Was nur Württembergs Boden hervorbringt, wurde entweder in der Wirklichkeit vorgeführt oder durch den Erzeuger in seiner Tracht und durch das Werkzeug angedeutet. Eine Menge charakteristisch bespannter Wagen, auf denen theils die Produkte des Landbaus und des Gewerbsfleißes in zierlicher Anordnung geführt, theils die Verrichtungen selbst vorgestellt wurden: hier, über Früchten und Ackergeräthen aller Art, der goldene Pflug, dort, beizt mit munterem Landvolk aus Ober- und Niederschwaben, aus Franken und vom Schwarzwald, der Erntewagen, der Heuwagen, der Hopfenwagen, der Tabakswagen, der Mühlswagen u. s. f.; weiterhin eine ganze Schäferei, ein Weinsgarten, in dem die Lese in vollem Gange ist, ein vollständiges Bauernhaus, der Storch auf dem Dache, wo Landmädchen Flachs brechen und spinnen, und Bauernbursche Sauerkraut bereiten, und so Vieles, was hier nicht aufzuzählen ist. Und vor und hinter diesen friedlichen Triumpfwagen, in dichten Reihen, sie Alle, die ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts essen, Arme aber, nur in tadellosem Sonntagsputz, lustig, mit Selbstbewußtsein in sonntäglichem Gewande einherziehen: Ackersleute, Gärtner, Winzer, Schäfer, Holzhauer, Köhler, Fidßer, Jäger, Berg- und Hüttenleute, die weder Gold noch Silber, aber desto mehr Salz und Eisen gewinnen, ganze Schaaren berittener Landleute, Bauernmädchen und Jünglinge in den mannigfaltigen, zum Theil wunderlichen, zum Theil sehr kleidsamen Volkstrachten, die von Amt zu Amt, oft von Gemeinde zu Gemeinde oft so verschieden sind. — Dann die Gewerbe mit Fahnen und Inssignien, gleichfalls mancherlei Aufsätze bietend. Wagen mit sich führend, auf denen die Erzeugnisse einzelner Fabriken oder ganzer Gewerbsbörfersprossen in sinnreicher Gruppirung aufgestellt sind; die Handelsschaft mit sehr reichen allegorischen Darstellungen des Welthandels, des Zollvereins, der Schiffahrt u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 12. Oktober 1841.

Sous la nef des palmiers aux mouvantes arcades,
Dans le joyeux bivac qui doit les reunir,
Ils perdront du desert le triste souvenir.
Méry et Barthélemy.

Briefe aus Syrien.

VI.

Unſer heutiger Marſchtag war in Betreff der Hitze, der Oede, die uns rings in der Natur umgab, ſo wie des Elends, das in der ganzen Caravane herrſchte, dem geſtrigen gleich. Wir waren unſer etwa zwanzig Reiter, die Nachmittags dem Zuge voran eilten, weil uns ein ortskundiger Beduine geſagt hatte, hinter jenen Sandhügeln dort liege unſer heutiges Nachtquartier. Noch eine halbe Stunde, und vor unſern Augen breiteten ſich zwei große Oaſen aus: Wieſen von ziemlichem Umfang, mit hohen, ſchönen Palmen dicht beſetzt, welche der gelbe Sand ſcharf umgrenzte; ein eigener Anblick, den wir ſpäter im Delta öfters hatten. Das friſche Grün des ſüßbewäſſerten Bodens verliert ſich nicht allmählig im Sande, der es umlauert, ſondern bricht plötzlich ab. Auf einer Anhöhe neben den Oaſen ſahen wir ein altes, verfallenes Gemäuer liegen, an dem ſich, wenn uns unſere Augen nicht trügten, ein kleiner Markt aufgeſtellt hatte. Wir ſahen Beduinen umhergehen und mit ihren langen Stöcken eine Schafheerde zuſammentreiben, die, im Gemäuer zerſtreut, ſich einige Grasdalmen aufgeſucht hatte. Es hielten Weiber da mit Körben voll Eiern und Säcken voll Brod, und einige Kameele, die auf ihren Knieen ruhten, trugen große Laſten von gelb glänzenden Orangen. Wir deuteten dieß als ein Zeichen, daß, da uns Menſchen mit Lebensmitteln entgegen kamen, das Ende der Wüſte und damit die Fleiſchtöpfe Egyptens in der Nähe ſeyn müßten. Das Gemäuer war ein zerfallenes Fort, das die Franzoſen unter Bonaparte auf ihrem fruchtloſen Zuge gegen Acre errichtet hatten. Wir ſprengten im Carriere mit lautem Hurrah vorwärts; die, denen es hauptſächlich galt, die Araber mit den Vorräthen, ſchreckten ſichtlich empor und griffen, hinter die alten Mauern tretend, nach ihren langen Gewehren. Doch änderte ſich bald die Scene, als wir, freilich für unſinnige Preiſe, ihnen von ihren Lebensmitteln abkauften.

Der Tartar Gaſſi hatte uns im dichteſten Palmenwalde den Platz für unſere Zelte angewieſen, da, wo die alten Stämme gleich hohen Säulen emporſtiegen und ſtolz die zierliche Krone trugen, die zwar keinen vollkommenen Schatten gewährte, doch den Raſen mit einem fein gezackten grünen Gewölbe deckte. Es iſt etwas Eigenes um die Palme; welch reizende Vorſtellungen weckt im Abendländer das Wort Palme, und vollends Palmenwald! Wie ärmlich erſcheinen uns dagegen unſere Wälder, wo nur der plumpe Eichbaum wächst, und die ſtarke Buche und die ſchwarze, traurige Tanne! Aber es geht uns mit der Palme wie mit ſo vielen Dingen, die uns die Ferne und die Unerreichbarkeit im Zauberlichte zeigt,

Digitized by Google

das unſere Phantaſie ſtets bereit iſt, einem Brennſpiegel gleich, in ſtärkern Strahlen zurückzuwerfen. Wir leſen, wie ſchon die älteſten Völker, die Juden namentlich, Palmblätter ſtreuten und damit den Weg der Könige und großen Männer heiligten. Welcher Mahrchenkranz flattert für uns um die Krone der Palme! an welchem Quell, wo Abdallah oder Said ruhten, oder wie die Helden alle heißen, ſtand nicht eine Palme! Mir kam dieſer Baum früher immer vor, wie das ſichtbare Zeichen einer neuen, geheimnißreichen Welt, eines glänzenden Zauberkreiſes; ſein Anblick durchzuckte mein Herz, wie wenn mich in der Ouverture einer großen Oper die immer längern Paukenwirbel, die ſchneidenden Wehlaute der Hörner auf etwas Außergewöhnliches vorbereiten. Es war in der Nacht, als wir auf der Rhede von Rhodus anlangten, und ich im hellſten Mondlicht, das wir ſeit lange geſehen, einen Palmbaum über die grauen Mauern blicken ſah. Da ſtand ich lang im Anblick des ſchlanken Orientalen verſunken, und die Phantaſien, welche, mit dieſem Baum verknüpft, in einem Winkel meines Herzens ſchlummerten, rankten nach allen Seiten wild und üppig empor; gewiß ſehr natürlich, denn wir lagen ja vor Rhodus. Aber als ich ſpater viele tauſend dieſer Baume geſehen, und unter ihnen liegend, die Sonne, die durch ihre ſpitzen Blatter dringt, ſchwer empfand, ſtiegen unſere deutſchen Eichen- und Buchwalder ſehr in meiner Achtung. Wo die Palmen noch ſo dicht ſtehen, gewahren ſie keine Kühle und bieten dem Auge keine Abwechslung, keine Nüancen der Farbe, immer nur ein einfaches, dunkles Grün.

Indeſſen war uns der wenige Schatten, den uns heute die Oaſe darbot, nach einem mehrſtündigen Ritt durch öde baum- und ſtrauchloſe Sandflachen, ſehr erwünſcht. Wir ſuchten uns einen Platz, wo die Baume ſo weit auseinander ſtanden, daß wir je zwiſchen drei und vier unſer Zelt aufſchlagen und die Pferde bei ihnen anbinden konnten. Bald kam der ganze Zug der Caravane nach, und ſo Viele der Wald aufnehmen konnte, lagerten ſich in demſelben, die übrigen um das Fort und auf der andern Seite. Die Anſtalt zur Tränkung des Viehs war heute ganz gut: ein langer gemauerter Behalter, wie ich ihn ſchon früher beſchrieben, mit einem Schöpfrade, an welches ein Kameel geſpannt wird, um das Waſſer in die Höhe zu winden. Mochten ſich nun die ärmern Klaſſen in der Caravane an die Schrecken der Wüſte gewöhnt haben, oder war es das Grün der Oaſe, oder der Markt, auf dem ſich freilich keiner etwas kaufen konnte, der ihnen aber doch Abfalle vom Tiſch der Reichern gewährte: ſie waren heute ungleich munterer und lebhafter, als geſtern und vorgeſtern. Die meiſten kehrten, nachdem wir eine Stunde gelagert, ſtatt des ſtarken Hinbrütens, worin ſie die vorigen Tage verſunken waren, zu ihrer alten Lebhaftigkeit zurück. Wir hatten für uns neue Brodvorrätbe angekauft und das alte, faſt ganz vertrocknete, ſo viel es ſich thun ließ, unter das Volk vertheilt. Und es war rührend anzuſehen, mit welcher Freudigkeit ſie dieſe kleinen Gaben empfingen, und wie wenig dazu gehört, dieſe Menſchen vergnügt zu machen; beſonders die Schwarzen ſprangen um unſere Zelte herum, tanzten und trieben allerhand Kindereien.

(Fortſetzung folgt.)

Lübeckiſche Sagen.

(Fortſetzung.)

Wichold v. Swerin hatte dem wackern Vater, den er vor der Zeit in die Grube ſtieß, eine fürſtliche Begräbnißfeierlichkeit gehalten und ſein Grab mit einem herrlichen Denkmale geſchmückt. Dann war er, mit allen ſtädtiſchen Standesgenoſſen zerfallen, auf ſein Landgut hinaus geeilt, wo ſofort ein prachtiges Schloß wie aus dem Boden wuchs, um die adelichen Abenteurer aufzunehmen, welche ſich bald in großer Anzahl bei ihm einfanden. So wurde fort und fort banketirt und getanzt, gefpielt, geteunken und gejagt, bis ihn eines Morgens ſein Hausmeier aus den dumpfen Weindunſtträumen rüttelte. „Er möge ſich raſch ankleiden und im nahen Walde ſpazierengeben; ſein bewegliches Vermögen ſey längſt hin und ſeine liegenden Gründe ſo verſchuldet, daß die Glaubiger ſich nicht mehr von ihm, dem Hausmeier, hatten vertröſten laſſen wollen und den Herrn ſelbſt zu ſprechen begehrten. Sie ſeyen zahlreich mit etlichen Gerichtsdienern auf der Hausflur verſammelt.“ Wichold kannte die Strenge der Lübeckiſchen Schuldgeſetze zu gut, hatte zu oft mit kalter Bosheit die, ſelbſt die perſönliche Freiheit gefährdenden Exekutionen bei ſeinen armen Inſaſſen, wenn ſie den Grundzins nicht zahlen konnten, angeſehen, um nicht alsbald dem guten Rathe ſeines Hausmeiers Folge zu leiſten. Von der dumpfen Betaubung des nicht ausgeſchlafenen Rauſches befangen, nur angethan mit einem leichten Morgenwande, war er ſo bis zum Nachmittage in den großen Revieren des Lauerholzes, welche nach ſeiner Familie „der Swerin“ hießen, umhergeirrt; endlich brachte ihn der nagende Hunger zur klaren Beſinnung. Aber er ſcheute ſich, unter Menſchen zu gehen, und ſetzte ſich daher verzweifelt unter einem Baume hin, wo er in der Ferne die Sonne hinter der Stadt, in welcher er ſo mächtig und angeſehen hatte leben können, untergehen ſah. Er gedachte ſeit langer Zeit zum erſtenmale wieder ſeines ſterbenden Vaters, doch auch der letzten Worte deſſelben.

Digitized by Google

Ein Geräusch weckte ihn aus seinen Träumen; er sah in wallendem, schwarzem Talare, ein großes Buch unter dem Arme, den seit langen Jahren unter dem Namen „des tollen Nicolaus“ in der Stadt bekannten Menschen heranschreiten. Es ging die Sage, und Nicolaus selbst bestätigte sie durch deutliche, bilderreiche Reden: er sey vor langer langer Zeit, als fahrender Schüler, in die Herberge zum goldenen Stern in der Mühlenstraße gekommen. Es war schon spat Abends gewesen und nur noch der Hausknecht wach, und habe selbiger, da wegen des Bohurt (Weihnachtsmummerei) das Haus mit Fremden besetzt war, ihn abweisen wollen, endlich aber doch den Nicolaus auf sein inständiges Bitten nach einer Rumpelkammer, hoch oben unter'm Dach, geführt, damit er für die Nacht Obdach fände. Des andern Morgens habe aber der Hausknecht im Drange der Geschäfte den spaten Ankömmling vergessen und sey Niemand wieder auf die Bodenkammer gekommen, als endlich die Maurer, da man sieben Jahre spater das Haus niederreißen und neu bauen wollte. Die hätten dort einen uralten Greis schlafend gefunden, welcher, mit Mühe erweckt, sich für den fahrenden Schüler Nicolaus ausgegeben, und aus dessen Rede sich obige Geschichte ergeben. Seit der Zeit lebte Nicolaus hier im Holze in einer hohlen Eiche, von Vielen aufgesucht und mit Speis und Trank unterstützt (er aß aber nur einheimische Früchte und Milch), weil er für einen untrüglichen Wahrsager galt.

Mochte nun Wicbold sich die letzten Worte seines Vaters laut vorgesagt haben, oder wie es geschehen war, Nicolaus trat vor ihn hin und wiederholte den Schluß derselben: „Bube, Thor! Hülfe im Keller!“ indem er hinzufügte: „Warum gehst du nicht in den Keller deines elterlichen Hauses, die Hülfe zu benutzen?“ — Gleich sehr von diesem letzten Hoffnungsstrahle, als von Scheu vor dem allgemein gefürchteten Menschen getrieben, eilte Wicbold schleunigst nach der Stadt. Unbemerkt gelangte er in der Dunkelheit nach dem väterlichen Hause; die Schlüssel waren auf seinem Landgute, er ging daher in den engen Budengang neben dem Hause, stieg über das Hofgelander und schaffte sich so, indem er ein Fach aus der Glasthüre zwischen Hausflur und Hof schlug, einen Eingang. Bis dahin hatte ihn nur der Gedanke: „im Keller hat der Vater für den Nothfall Geld versteckt!“ erfüllt; als jetzt aber die Fensterscheiben klirrend auf die Steinplatten der hohen, wiederhallenden Diele fielen und er den schweißtriefenden Kopf durch die Oeffnung in den kühlen, schon völlig finstern Raum steckte, erschrack er plötzlich. Seit dem Begrabnißtage seines Vaters war er nicht in dem Hause gewesen; er kniff die Augen zu, denn er wähnte den hohen Katafalk des Verstorbenen vor sich durch die Dunkelheit schimmern zu sehen. Aber die Geldgier siegte, rasch sprang er durch die Thüre; links bei der Küche war die Kellertreppe; die Schlüssel zur Kellerthüre mußten nach alter guter Hausitte neben dem Bette des Vaters hängen. Mit glühendem Kopfe und pochendem Herzen trat er in das düstere Schlafgemach, wo er nicht nach dem Kopfkissen des noch gemacht stehenden Bettes zu blicken wagte, als müsse er dort wieder des Vaters Todesantlitz sehen. Hastig stürmte er in den Keller. Beim schwachen Lichte eines kleinen Gitterfensters sah er nichts, als ein Faß; er griff hinein — es war leer, er suchte in allen Ecken — er hatte sich getäuscht. Da schlug etwas an seine Stirn, er faßte darnach, es war ein tüchtiger Strick, welcher von der Decke herabhing. — „Das also ist die versprochene Hülfe!“ schrie er, stieg auf den Rand des Fasses, schlang sich den Strick um den Hals und stieß das Faß mit dem Fuße weg. Er stürzte schweren Falles auf den Boden, daß ihm die Sinne vergingen.

(Schluß folgt.)

Korrelpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Jubiläum des Königs Wilhelm.

Unter den mannigfaltigen Musikchören, der Schäfer, der Jäger, der Bergknappen, der Postillone u. s. w., war der originellste ein Haufen „blätterlender“ Weingärtner. Der König soll ein Freund dieser idyllischen Musik seyn, deren Werkzeug nur ein Baumblatt ist, das zwischen den Lippen in summende Schwingung gesetzt wird, und die Blättler hatten sich vierstimmig eingeübt. — Nach dem Wehr- und Nährstand der Lehrstand: Zöglinge sämmtlicher Schulen der Hauptstadt in gleichförmiger Kleidung, mit ihren Lehrern; sehr viele Lehrer der Volksschulen und der höhern Unterrichtsanstalten aus dem ganzen Lande; Architekten, Bildhauer, Maler, mit einem Aufzug, der, glänzend und geschmackvoll, durch seinen beschränkten Umfang überlud das Verhältniß andeutete, in dem zur Zeit noch bei uns die bildende Kunst zu den übrigen geistigen Aeußerungen steht. Die Landesuniversität, Lehrer und Schüler, vorauf Pedelle und Rektor, alle in neuem Kostüm. Die alte knappe Amtstracht der Professoren war längst außer Brauch gekommen; bei dieser feierlichen Gelegenheit fühlte nun der Senat das Bedürfniß einer würdevollen Charaktermaske, und die Regierung genehmigte denselben das treffenden Vorschlag: Barett und langer, dunkler, mit Sammt aufgeschlagener Talar, ähnlich der Tracht auf englischen Universitäten. Trotz dem war es die Hofschule, wenn in dieser Prozession, einem treuen Bilde der neuen Zeit, eine Körperschaft sich durch den Gang der Bildung aus einer vortheilhafteren Stellung gedrängt fühlte. Wo Real- und Gewerbsschulen, land- und forstwirthschaftliche Anstalten, polytechnische und Kunstschulen unter Fahnen aufziehen, kann es der alma mater nicht ganz wohl zu Muthe seyn; denn wenn sie auch viel gelernt hat, so hat sie doch auch vieles vergessen. Die Regierung hatte den Lehrern aller höhern Unterrichtsanstalten des Landes das obige Kostüm vorgeschrieben, und so war, im modernen, vom alten weit verschiedenen Sinn, eine Universitas literarum bildlich wieder hergestellt. — Die

Digitized by Google

Geistlichkeit des Landes, mehrere hundert Diener der Kirche, Evangelische und Katholiken untereinander; die Verfassungsurkunde von Stadträthen Stuttgarts getragen; der ständische Ausschuß; die Abgeordneten der Ritterschaft und andere Abgeordnete; Hofbeamte und Staatsdiener aller Dicasterien und Grade, ein riesiges Heer in schimmernder Tracht. Endlich gegen sechzig Liederkränze des Landes unter einem Walde von Bannern; zwischen den Abtheilungen eingeschoben die Bürgermilizen zahlreicher Städte zu Fuß und zu Pferd.

Schwerlich ist je im wiedergeborenen Deutschland ein so schönes, Zuschauer und Theilnehmer, Fremde und Einheimische gleich begeisterndes Volksfest gefeiert worden. Die vielen Darstellungen, Nachbildungen der Wirklichkeit und Allegorien, waren fast durchgängig mit ächtem Sachbenthsgefühl und Kunstsinn gedacht und angeordnet: bald traie, bald phantastische Bilder aber Zweige der Volksthätigkeit, aber immer poetisch zusammengefaßt und eingerahmt. Und höhere Kunstbildung hatte keineswegs überall die Hand im Spiel gehabt: Vieles war von untergeordneten Künstlern angegeben oder unmittelbar aus dem Verstand und der Laune des Volks hervorgegangen. Selbst Prosecke, die zuvor groteck erscheinen konnten, zeigten sich durch die überraschende Ausführung vollkommen gerechtfertigt: so der Gedanke, eine lebendige Buche, als Sinnbild der Waldwirthschaft in unserem herrlichen Forst Schönbuch, auf einem Wagen mitzuführen. — Aber all diesem Material mußte erst durch den Geist und die Haltung des begleitenden Volks das wahre Leben ertheilt werden. Der König äußerte gegen die Abgeordneten des Landes, wie sehr er die Ordnung und den Anstand bewundere, durch die ein so verwickeltes Werk, wie das eben genossene großartige Schauspiel, in allen Theilen so trefflich gelungen. Und dieses Gefühl des Königs war ein ganz allgemeines. Wohl hatte man sich von allen Seiten Mühe gegeben, um dem Fest neben dem Glanz auch Schönheit und Würde zu verleihen und alles Ungehörige abzuwenden; aber man weiß ja, daß gerade bei solchen Gelegenheiten der Böse am geschäftigsten ist. Unkraut unter den Waizen zu säen, und wie leicht in der Saat der Begeisterung die Klatschrosen des Lächerlichen aufsprießen. Unser Volksfest hielt sich rein von allem Auswuchs, und vertief dazu ohne irgend einen Unfall, ohne die mindeste Störung und Verwirrung. Und dieß ist fast ein Wunder zu nennen, wenn man bedenkt, daß in hiesiger Stadt über dreißigtausend Menschen zusammengedrängt waren, und am Aufzug wohl zehntausend Menschen und viele hundert Pferde Theil nahmen. Aber zu dem, was sich ordnen, richten und vorbereiten läßt, kam das, was man weder befehlen noch erbitten kann, der Sinn für Ordnung und Schicklichkeit, kam das Beste, das in diesem Maße Zuschauer, Anordner und Theilnehmer selbst nicht erwartet, die Fabigkeit und die Lust der Einzelnen, in einer kleinen Rolle einem großen Ganzen sich unterzuordnen, und in der Tracht, sey es eine phantastische oder die des Standes und Gewerbes, sich mit Freiheit und Anstand, ja mit Laune zu bewegen.

(Schluß folgt.)

Florenz, September.

(Schluß.)

Die Gelehrtenversammlung.

Bei diesem prachtvollen Denkmale hat der Großherzog es nicht bewenden lassen: auf seinen Befehl wird von den jetzt sehr selten gewordenen Verhandlungen der Akademie eine vortrefflich ausgestattete neue Auflage gemacht, zu welcher der Director des Museums, Cav. Antinori, eine Geschichte jenes denkwürdigen Vereins schreibt, und von Galilei's Werken wird eine vollständige Ausgabe erscheinen, zu welcher sämmtliche in der großherzoglichen Privatbibliothek befindliche Manuscripte, darunter eine Menge von Autographen des großen Mannes, sein vollständiger Briefwechsel, ein Commentar über die Physik des Aristoteles und verschiedenes Literarische, benutzt werden sollen. Die wissenschaftliche Direction dieser ersten vollständigen Sammlung, welche die venetianische und mailänder Ausgaben übertreffen und gegen zwölf Bände füllen wird, ist, wie es heißt, den Herrn Amici, Antinori und Gazzeri, einem sehr verdienten Chemiker, anvertraut. Die Herausgabe aber besorgt Hr. Alberi, der Verfasser einer snahpaften Biographie der Katharina von Medici, welcher gleichfalls die Publikation der venetianischen Gesandtschaftsberichte leitet, von denen in diesen Blättern wiederholt die Rede war.

Die einzelnen Sectionen des Kongresses mußten sich nun konstituiren. die große Versammlung theilte sich und Jeder begab sich nach den seiner Abtheilung anzuweisenden Sitzungssälen. Hier wurde zur Wahl der Präsidenten geschritten, unter dem Vorsitze eines provisorischen Präses. Die Zahl der Sektionen belief sich auf sechs: Agronomie und Technologie; Zoologie, vergleichende Anatomie und Physiologie; Physik, Chemie und Mathematik; Mineralogie, Geologie und Geographie; Botanik und Pflanzenphysiologie; endlich medizinische Wissenschaften. Von der dritten und sechsten zweigten sich sodann Unterabtheilungen ab, die für Chemie und Chirurgie, indem die Masse des zu behandelnden Stoffs zu groß erachtet wurde. Zu Präsidenten durften nur Italiener gewählt werden, was der überwiegenden Zahl italienischer Mitglieder und der Sprache wegen, in der die Verhandlungen gepflogen gebruckt werden, allerdings erforderlich war. Die Wahl fiel auf die Herren Lambruschini, Génè, Amici, Pastini, Moris und Buffalini, alles Namen, die in ganz Italien mit größter Achtung genannt werden. Unter solchen Vorsitzenden können die Arbeiten nur glücklich fortschreiten. — Ueber die ferneren Vorgänge des Tages einige Worte. Um die dritte Stunde des Nachmittags vereinigten sich Theilnehmer und zahlreiche Marmorstatuen und Gruppen prangten im Dunkel der Bosketts, während der Blick über die anmuthigen Hügel von Bellosguardo und Arcetri schweifte, auch sie eine Erinnerung an Galilei, der dort seine letzten Tage verbrachte und auf dem Thurme, den man bei Gallo nennt, seine nächtlichen Beobachtungen anzustellen pflegte. Der uns geheure Saal der Orangerie war mit Draperien und Blumengirlanden geschmückt, erstere zeigten die toscanischen Farben, weiß und roth. Unter lautem Jubel wurde die Gesundheit des Großherzogs ausgebracht. Abends war große Versammlung im medizeischen Palast (Riccardo): die große Galerie, in welcher Luca Giordano in seinem schönsten Werke die glorreichen Thaten der Medizeer in einem Deckengemälde darstellte, die Säle der Bibliothek, die Nebenzimmer und Terrassen waren glänzend erleuchtet und mit Menschen gefüllt. Gewiß hat nie ein Verein dieser Art einen so splendiden Anfang genommen und ist vom Fürsten und vom Volke auf solche Weise bewillkommt worden. Hoffen wir nun, daß wissenschaftliche Ergebnisse und würdiger Schluß solchem Beginne entsprechen werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. Oktober 1841.

— 'Tis most just,
That thou turnst rascal; had'st thou wealth again,
Rascals should have't.

Shakespeare.

Lübeckische Sagen.

(Schluß.)

Als Wichold wieder zu sich kam, schien die Sonne freundlich durch das Gitterfenster, und eine schwere Last lag auf ihm. Er rieb sich die Augen, um sich des schweren Traumes, wie ihm die gestrigen Vorfälle vorschwebten, zu erinnern. Da sah er, daß auf ihm, neben ihm ein Berg blinkender Goldgulden lag; der Ring, an welchem der Strick an der Decke befestigt gewesen, war mit einem Steine des Gewölbes herabgefallen und hatte so jenen, über demselben eingesperrten Schatz befreit.

Die Gläubiger wurden bezahlt und einige Wochen besonnen gelebt; wie aber nach und nach die alten Zechgenossen sich wieder einstellten, ging auch das frühere wilde Leben wieder von Neuem an. Der alte, treue Hausmeier wagte jetzt zwar mitunter zu warnen, und Wichold selbst hatte seit jenem schrecklichen Tage seine nachdenklichen Stunden, aber die Macht der Gewohnheit fesselte ihn. So ging er auch eines Abends, als er, nachdem die Baarschaft längst wieder aufgeräumt war, wieder eine bedeutende Summe auf sein väterliches Haus aufgenommen hatte, im Walde bei seinem Landgute, von welchem ihm auch kein Stein und keine Scholle mehr gehörte, in Gedanken vertieft spazieren. Auf einmal fühlte er sich am Kleide gepackt; erschrocken blickte er nieder. Vom Gebüsche halb verborgen, lag der tolle Nicolaus im Todeskampfe. „Thut Buße und bessert Euch, denn der jüngste Tag ist nahe!“ rief er; „wenn die Sonne viermal gesunken ist, gehet sie nicht wieder auf, sondern die blutige Sonne des Gerichtes über Lebendige und Todte!“ Um sich loszumachen, beugte sich Wichold zu dem Alten nieder und sprach: „Redest du die Wahrheit?“ — „Bei meiner armen Seele Seligkeit!“ antwortete der Tolle und verschied.

Wichold glaubte den Worten des Wahnsinnigen; statt aber Reu und Schrecken zu fühlen bei der Vorstellung des nahen Gerichtes, benutzte er die Wahrsagung vielmehr zu einer kühnen Spekulation. Bei Juden und Christen, bei jedem, welcher nur noch leihen wollte, wurde geborgt, um die vier Tage in einem Jubel, wie noch nie vordem, zu verbringen. Alle neuen und alten Gläubiger wurden auf den fünften Morgen bestellt, sich ihr Geld zu holen, und weil der Junker schon einmal so unerwartet wieder reich geworden, traute man seinem Worte. Am Abende des vierten Tages schien der tolle Jubel das Mögliche überbieten zu wollen. Wichold stürzte Becher auf Becher des feurigsten Weines hinab, schlug endlich alles Geräth, laut singend, mit den wüsten Zechgesellen in Stücke, bis er bewußtlos zwischen den Trümmern zu Boden fiel.

Digitized by Google

Ein heftiges, anhaltendes Rütteln weckte ihn endlich am andern Morgen, und ein ſchöner Sonnenſchein zeigte ſeinem ſtumpfen, dumpfen Sinne, daß die Welt noch nicht untergegangen ſey und das ganze Zimmer voll Gläubiger ſtehe. Wiebold von Sverin wurde nun von Haus und Hof getrieben; er war bald ſo arm, daß er hätte verdungern müſſen, wenn nicht die Patrizier ſich ſeiner erbarmt hätten. Sie ließen ihm ein ſilbernes Schüſſelchen machen; wo er ſich in ihren Häuſern mit demſelben zeige, ſolle ihm darauf Speiſe gethan werden. Sein Nachtquartier war im Stroh unter den Frachtwagen in der Mühlenſtraße. Nicht ſelten fand er, daß die Schweine, welche das ältere Recht an dieſe Schlafſtätten hatten, allen Raum ſchon weggenommen; dann pflegte er ſie mit Fußtritten fortzujagen und zu ſprechen: „Steht auf, ihr Säue, und macht einem Lübeckiſchen Junker Platz!“ — Sechs-und-zwanzig Jahre hatte er ſo gelebt, als man ihn eines Morgens erfroren in beſagtem Nachtquartier liegen fand.

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Unſer heutiges Lager hatte aber auch etwas ſehr Freundliches und wahrhaft Phantaſtiſches, beſonders als die Nacht kam und hinter den weißen Sandhügeln der Mond aufſtieg. Da ſahen wir in unſerm Zelt, deſſen Thüre wir weit zurückgeſchlagen hatten, und ſchauten in's bunte Gewühl, das ſich in der ſeltſamſten Beleuchtung vor unſern Augen bewegte. Die Araber hatten unter den Bäumen große Feuer angelegt, die ſie mit kleinen Sträuchern unterhielten, welche in Menge in der Oaſe wuchſen. Dieſes Brennmaterial, ſehr dürr und trocken, hat das Eigene, daß es, auf die glühenden Kohlen gelegt, wie Stroh plötzlich zu einer hochhohen Flamme aufflackert, die dann eben ſo raſch wieder zuſammenſinkt. So ſchien der ganze Wald mit rieſigen Irrlichtern belebt, die jetzt kaum bemerkbar glimmten, dann plötzlich emporfahrend, die umherliegenden Menſchen grell beleuchteten. Und dabei der Jubel der Araber, wenn auf die verlöſchenden Kohlen, bei deren Schein man nichts mehr von ihnen ſah, als ihre glänzenden Augen, mit denen ſie ſinnend dem Verglimmen des Feuers folgten, eine neue Ladung Geſträuch gelegt wurde, und jetzt die Flamme auf einmal emporloderte. Da erhoben ſie ein wildes, lange nachhallendes Geſchrei, ihr Hurrah, das uns Anfangs zuweilen erſchreckte. In ſolchem Augenblicke ſahen die Gruppen wie eine Dekoration aus, die man künſtlerisch geordnet und beleuchtet. Vor einem Feuer, das nicht weit von unſerm Zelte brannte, ſtand der Neger, der uns geſtern beim Waſſerſchöpfen ſo treffliche Dienſte geleiſtet, mit ſeiner rieſigen Figur, regungslos an eine große Palme gelehnt, ein ſchönes Bild, wie ich es nie geſehen. Mann und Baum ſchienen von Bronze, welche das aufflackernde Feuer vergoldete. Selbſt die Thiere ſchienen an dieſem Feuerwerk Gefallen zu finden; Scham, unſer edler Hengſt, wieherte faſt den ganzen Abend vor Freude, und das kleine neugierige Fohlen, das am Abend von ſeinen Banden befreit wurde, tappte zuweilen zu unſerm Feuer hin, um ſich die Sache in der Nähe zu beſehen. — Der Palmwald hatte etwas Zauberhaftes; von unten wurden die hohen Stämme durch die flackernden Feuer röthlich angeſtrahlt und oben verſilberte das Mondlicht die Spitzen der Blätter, die der Abendwind hin und her wiegte.

Unſer engliſcher Kapitän hatte unter den Vorräthen auf dem Markt einen Korb mit Nilfiſchen alsbald für ſich in Beſchlag genommen und von ſeinem Koche zubereiten laſſen. Fiſche in der Wüſte! und ſie waren noch dazu ſehr gut; nur gaben ſie zu einer kleinen Streitigkeit zwiſchen dem wunderlichen Kapitän und ſeinem Kochkünſtler Anlaß. Erſterer hatte befohlen, ſie alle zu braten; da aber ihre Anzahl nicht unbedeutend war, hatte Huſſeyn einen Theil für Morgen aufheben wollen. Als wir die umfangreiche Schüſſel, die man uns vorſetzte, geleert hatten und ganz geſättigt waren, fragte der Engländer, ob das alle Fiſche ſeyen, und als dieß der Koch verneinte, mußte er die übrigen zur Strafe auch noch zubereiten, bloß weil der Kapitän einmal geſagt hatte, ſie ſollten alle gebraten werden; denn keiner von uns rührte mehr ein Stück an.

Nachdem wir am Abend noch einen Gang durch ſämmtliche Lager gemacht und alle Pferde gemuſtert hatten, was namentlich Baron T. jeden Tag that, um unter den vielen Hunderten vielleicht etwas Ausgezeichnetes zu finden, ſtatteten wir dem Tartar Gaiſt, der neben uns lagerte, noch einen Beſuch ab. Er theilte uns die nicht ſehr erfreuliche Nachricht mit, es ſey ihm bei der allgemeinen Ermattung ſämmtlicher Menſchen und Thiere nicht möglich, ferner ſo raſch wie bisher den Zug fortzuſetzen, weßhalb er morgen nur einen kurzen Marſch von vier Stunden machen und übermorgen in Salahieh der Caravane zwei Tage Ruhe gönnen werde. Er ſah unſere Beſtürzung hierüber, weßhalb er uns den Vorſchlag machte, wir ſollten morgen mit der Caravane bis zum Lagerplatz ziehen und dann mit einigen zwanzig Reitern, die er uns mitgeben wolle, noch eine Etappe weiter machen, ſo daß wir morgen ſchon nach Salahieh kämen, wo, als auf der Grenze Egyptens; alle Gefahr wegen der ſtreifenden Raubbeduinen vorbei ſey und wir unſern Marſch in beliebiger Schnelligkeit fortſetzen könnten, ein Vorſchlag, den wir nach einiger Ueberlegung annahmen.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen brachen wir um fünf Uhr mit der Caravane auf und gelangten schon gegen eilf Uhr auf den für heute derselben bestimmten Lagerplatz, einer gewöhnlichen Poststation mit gemauertem Brunnen und Schöpfrad. Wenn uns schon früher diese gut eingerichteten Tränkungsanstalten in Erstaunen gesetzt hatten, so fanden wir auf unserm heutigen Wege etwas, das uns wirklich mit Achtung erfüllte vor dem Geiste Mehemet Ali's, der es versucht, der gewaltigen Wüste europäische Kultur aufzudringen. Es waren dieß hölzerne Thürme, die eine Telegraphenlinie zwischen Kairo und Jaffa herstellen sollten, aus rohen Planken zusammengezimmert, von ungefähr vierzig Fuß Höhe, oben mit einer Plattform versehen und in zwei Stockwerke getheilt, in welchen starke Leitern die Dienste der Treppen versahen. Natürlich waren sie alle noch unfertig und auf keinem befand sich etwas von der eigentlichen Einrichtung des Telegraphen; und ehe die türkische Regierung etwas zu ihrer Vollendung thun kann, haben die herumstreifenden Araber oder die edlen türkischen Soldaten selbst die Thürme wieder abgerissen und verbrannt, um ihren Pillaw damit zu kochen.

Kaum waren wir angelangt, so übergab uns der Tartar Gaffi, seinem Worte treu, einige Reiter, die uns als Bedeckung dienen sollten; es waren aber keine zwanzig, sondern nur acht; da er indessen, wie auch mehrere andere Offiziere, uns nochmals versicherte, es sey von hier auf dem Wege nach Kairo auch nicht mehr die geringste Gefahr zu besorgen, und wir ja zudem doch unser fünfzehn gut Bewaffnete waren, so begnügten wir uns mit der Escorte, die aus lauter jungen, kräftigen Männern bestand — auch die beiden Druſen, von denen ich oben sprach, waren darunter — tränkten unsere Pferde und machten noch einen Besuch bei Mahmud Pascha, der, obgleich der Tartar Gaffi das Kommando hatte, die höchste Person bei der Caravane war. Dieser ließ von seinen Kameelen ein paar Flaschen Champagner herunter langen und sie uns zu einem Bügeltrunk kredenzen. Wir ließen nicht ohne ein leises schmerzliches Gefühl all die guten Menschen hinter uns, die uns vom Pascha bis zum geringsten Neger, wo sie nur immer konnten, Gefälligkeiten erwiesen hatten. Trotz dem, daß Alle mit Abpacken der Thiere und Aufschlagen des Lagers beschäftigt waren, traten viele in unsern Weg und murmelten ihr Maſsallah, während sie die Hände auf Stirne und Brust legten; ja einige alte Beduinenhäuptlinge, die sich schlecht verproviantirt hatten und denen der gute Baron stets von seinen Privatvorräthen mitgetheilt, faßten den Zügel seines Hengstes und legten ihm die Hand auf das Knie und an den Bügel und riefen Allah und den Propheten an, ihn ferner zu beschützen. Und dieß Alles war reine Gutmüthigkeit, ohne andere Absicht; sie konnten doch nimmer daran denken, uns je wieder zu sehen, und dachten auch wohl nicht daran; wir begegneten indessen später einigen derselben in Kairo.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Akademie der Wissenschaften.

Ich wohnte neulich einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften bei. Die wöchentlichen Versammlungen dieses Gelehrtenvereins sind beinahe öffentlich, und es melden sich immer sehr viele Wißbegierige um Einlaß. Man läßt deren so viel ein, als die gepolsterten Bänke fassen, welche längs der Wände angebracht sind. Minder besetzt waren die Sitze der Akademiker, von welchen manche fehlen, indem die beim Unterrichtswesen angestellten Akademiker die Vakanzzeit zu Reisen oder zur Erholung auf dem Lande benützen. Die Akademie der Wissenschaften ist inzwischen die zahlreichste der fünf Akademien. Viel leerer pflegt es in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften auszusehen, zu welcher viele Staatsmänner gehören, welche während der Session der gesetzgebenden Kammern dort genug zu thun haben, daher auch wenig in der Akademie erscheinen. In den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften gibt es immer vollauf zu thun. Schon das Vorlesen der Korrespondenz nimmt einen beträchtlichen Theil der zwei Stunden weg. Es fällt kein Stein vom Himmel, nicht das geringste Erdbeben wird in Frankreich gespürt, ohne daß eine Menge Briefe darüber eins laufen. Dazu kommen die Schreiben der Regierung, welche Gutachten verlangt über Erfindungen, Projekte und dergleichen; ferner die Abhandlungen und Berichte der Mitglieder des Vereins, die Mittheilungen von andern Gelehrten, welche zuweilen die von Akademikern aufgestellten Behauptungen widerlegen sollen und zu gelehrten Zwistigkeiten Anlaß geben, worin die Zeitschriften Theil nehmen. Etwas dieser Art ging in oben erwähnter Sitzung vor. Ein Herr Chasles, der ein gelehrter Mathematiker seyn soll, las eine lange Abhandlung, worin er die Ehre der Erfindung oder Einführung der Algebra in die Mathematik einem Franzosen, Namens Viette zuschrieb, und nebenbei auch Pascals Erfindungen in Schutz nahm gegen den Akademiker Libri, welcher in seiner Geschichte der mathematischen Wissenschaften in Italien seinen Landsleuten, den Italienern, mehr zuschreibt, als ein französischer Gelehrte zugeben kann. Libri ist ein aufgeklärter, vielseitig gebildeter Mann, welcher den italienischen Regierungen oben deßhalb verdächtig und gefährlich vorkam, und es daher vorgezogen hat, sein undankbares Vaterland zu meiden und sich in Frankreich naturalisiren zu lassen. Er ist hier auch so gut aufgenommen worden, daß er es sogar zu einem Platze in der Akademie der Wissenschaften gebracht hat, was einem Fremden sicher nicht leicht ist. Dennoch ist er im Herzen ein Italiener geblieben, und in seiner oben erwähnten Geschichte tritt seine Vorliebe für die Gelehrten seines Vaterlandes deutlich genug hervor. Aber Chasles gibt an patriotischer Gesinnung dem italienischen Gelehrten nichts nach, und will den Forschern seines Vaterlandes nichts nehmen lassen. Libri war nicht zugegen. Beim Herausgehen sah ich ihn aber auf einer Bank im Vorzimmer neben jungen Leuten sitzen, welche ihm wahrscheinlich Bericht erstatteten über den Inhalt

Digitized by Google

der Chaslesschen Abhandlung. In der nächsten Sitzung verlangte er das Wort und sagte: er wolle den schon seit einiger Zeit dauernden Streit nicht verlängern, auf Chasles Behauptungen nicht antworten, sondern auf den nächsten erscheinenden fünften Band seiner Geschichte verweisen. Im gelehrten Publikum hier wird ihm Unrecht gegeben, und Chasles findet unter den Akademikern mehrere, welche ihn kräftig unterstützen. Wenn er aber einmal selbst Akademiker werden will, so hat er den unrechten Weg eingeschlagen; Libri hat Einfluß und wird Alles anwenden, um seinem Gegner den Weg in die Akademie zu versperren. Pontecoulant hatte vor wenigen Jahren einen gelehrten Streit mit Arago. wie Chasles jetzt mit Libri; seitdem ist Pontecoulant der Weg zur Akademie wie verrammelt, und er muß erfahren, was es heißt, einem einflußreichen Mann in der Akademie zu widersprechen. Man sieht, daß es in der Akademie der Wissenschaften gerade so hergeht, wie in allen Korporationen; will einer darin aufgenommen werden, so hüte er sich wohl, gegen ein bedeutendes Mitglied derselben Recht zu haben. In derselben Sitzung, wo ein Gelehrter gegen einen Akademiker auftrat, sprach sich ein Akademiker gegen einen nicht zur Akademie gehörenden Gelehrten aus und machte auch einen Mißverständen. Baron Larrey, der berühmte Wundarzt der ehemaligen Napoleonschen Armee, hatte nämlich ein vom Doktor Leroy d'Etioles vorgelegtes Werkzeug zum Zerbrechen und Ausheben der Steine aus der Harnblase zu untersuchen gehabt, und stattete einen Bericht darüber ab. Der ehemalige Napoleonische Wundarzt scheint kein Freund der ohne ihn aufgekommenen Lithotritie zu seyn, er beharrt auf dem alten Verfahren des Steinschneidens. Er suchte also zu beweisen, daß das Instrument unzweckmäßig und schon wegen seiner Größe nicht zu gebrauchen sey. Auch gegen diese Behauptung wurde in der nächsten Sitzung Einsprache gethan, und zwar vom Erfinder selbst, welcher zu verstehen gab, Baron Larrey habe über sein Verfahren abgesprochen, ohne sich mit demselben gehörig vertraut zu machen. Er trat um eine Kommission, in deren Gegenwart er sein Verfahren an Leichnamen demonstriren wolle. Die Akademie war so vernünftig und gab dieß zu, trotz des Machtspruchs des Barons Larrey; besser wäre es aber gewesen, wenn sie das mit angefangen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, Oktober.

(Schluß.)

Das Jubiläum des Königs Wilhelm.

Dieß ist es, was in unsern Augen dem Fest eine Bedeutung gibt, die über die unmittelbare Veranlassung hinausreicht. Vor zweihundert, vor hundert, vor vielleicht Jahren war ein Volksfest, wie das eben flüchtig beschriebene, undenkbar. Ein Volk, unter dem dergleichen möglich geworden, in dem durch Zusammenwirken von tausend Kräften ein solches Kunstwerk gedacht und frei dargestellt werden kann, ist gewiß kein sinkendes, zukunftloses, sein Geschick kann nicht bloß auf die Einwirkung materiellen Wohlthuns gerichtet seyn. Man klage die Zeit an, daß sie in Allem, was über die Begriffe von Besitz, Verkehr, Bequemlichkeit hinausliegt, nur zu verneinen wisse, daß sie in allen höhern Beziehungen vergeblich nach einem neuen Bestand ringe, nachdem sie den alten überall von sich gestoßen. Man hat aber oft, und wohl mit Recht, dagegen behauptet, daß dieß nichts ist als optischer Betrug. Der geistige Charakter der Gegenwart ist bereits positiv genug, und wird es mehr und mehr; aber über dem Staub und Lärm beim Niederreißen der alten Grundlagen der Gesellschaft und dem Aufbau neuer, vermöge wir diesen Charakter in seiner Ganzheit noch nicht zu fassen. Bei Gelegenheiten, wie die, von der wir sprechen, tritt er uns in einzelnen Zügen scharf genug entgegen. die uns freilich nur ein unbestimmtes Bild, aber doch die Ueberzeugung geben, daß die Bildung der nächsten Zukunft für die Zeit selbst eine bestimmte Physiognomie erhalten muß. Und damit scheint zugleich die Hoffnung gegeben, daß die Zeit auch in der äußern Erscheinung mehr Selbstständigkeit gewinnen, daß sie das wieder finden wird, was die Kultur der letzten Jahrhunderte zerstört hat, den Glauben an die poetische Berechtigung ihrer innern und äußern Lebensformen, und die Fähigkeit, sich selbst poetisch zu fassen und darzustellen. Das innere Gebrechen der verflossenen Jahrhunderte spricht sich in nichts deutlicher aus, als in ihrem Verhältniß zur Kunst, im Widerspruch zwischen der innern und äußern Sitte der neuern Gesellschaft und dem Schönheitsgefühl. In der Schweiz ragten, ja Unmöglichkeit, den modernen Menschen mit seiner Tracht und seinem Geräthe, so wie er ist, zu höhern künstlerischen Zwecken zu ergreifen. Wie überhaupt zahlreiche Erscheinungen der Zeit, so wollten uns auch manche Partien in unserm Festzug als Vorzeichen erscheinen, daß das Jahrhundert auch in dieser Beziehung auf dem Wege zu einer humanischeren, einer ganzen Bildung ist, in welcher der Mensch es wieder begreiflich und natürlich finden mag, daß man ihn befingt, ihn malt und meißelt, wie er ist und sich trägt, wo er auf öffentlichem Platze seiner verletzten Formen bedarf, um die Armuth der seinigen, deren er sich schämt, zu verbergen. Noch lange freilich wird man bei feierlichem Auftreten thun müssen, was diesmal auch die Wärtemberger nicht unterlassen konnten. Sie hatten ihren Aufzug, der ein Bild der Gegenwart seyn sollte, gleich einem neuen Gemälde in Rococoramen, in mittelalterliches Sprünge eingefaßt. Herolde, Bannerträger, Trompetenchöre, Zugführer erschienen in der bunten, glänzenden Tracht der Maximilianischen Zeit. Ein vorzüglicher Kenner des Kostums, der Zeichner Dr. Fellner, hatte das Meiste angegeben, und solches Anlehnen bei der Poesie der Vergangenheit als ästhetisch nothwendig vorausgesetzt, muß man gestehen, daß die historische Garderobe kaum mit mehr Geschmack und Verstand gepflündert werden konnte. Nur dem gewappneten Träger der Landesfahne hätten wir eine historischere, minder theaterwäßige Maske gewünscht; er paßte nicht zu Herolden und Trompetern, welche vom Bellager Herzog Ulrichs mit Sabina von Baiern hieher bestellt schienen.

Der tiefe Eindruck, den dieser schöne, in manchen Beziehungen für uns und das große Vaterland so bedeutungsvolle Tag in uns zurückgelassen, erlaubt uns nicht, von den übrigen Festivitäten zu sprechen, welche die Gelegenheit mit sich gebracht, von Feuerwerk, oder gar vom Theater. Wenn man eben gesehen, wie das Volk sein eigenes Leben als Künstler gespielt, ist man nicht aufgelegt, sich mit den Brettern zu beschäftigen, auf denen nichts vorgeht, was mit dem Leben des deutschen Volks irgend in einem vernünftigen Verhältniß steht. Die Möglichkeit eines deutschen Schauspiels hängt von der Zukunft der deutschen Bildung ab; aber das Volk hat einmal bewiesen, daß es bei der Aufhaltung seiner selbst in eigenster Gestalt der Rührung und der Heiterkeit fähig ist; und so kommt vielleicht auch die Zeit, wo es bei poetischer Nachahmung auf der Bühne über sich selbst weinen und lachen kann.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 14. Oktober 1841.

O wohl dem, der die rechte Zeit
In allen Dingen ſiehet,
Und nicht nach dem, was allbereit
Hinweg iſt, ſich bemühet;
Der kennet, was er lieben ſoll,
Und was er ſoll verlaſſen;
Er lebet frei und allzeit wohl,
Und darf ſich ſelbſt nicht haſſen.

Martin Opitz.

Verträumt.

Es hat wohl lang gedauert,
Ach viele Monden lang!
Von Büchern rings ummauert,
Saß ich in Träumen bang.

Mich quälten Forſcherſorgen,
Gedankenvolle Pein,
Da kam an einem Morgen
Zu mir der Sonnenſchein.

Und wie ein lichtes Wunder
Umwogte mich es hell,
Ich ließ den Weisheitsplunder
Und trat in's Freie ſchnell.

Und wie ich trat in's Freie,
Da wehte kühl mich's an;
Ein blöder Lebensſklave
Stand ich im weiten Plan.

Um mich lag die verfahlte
Hinſterbende Natur,
Die Herbſtesſonne ſtrahlte
Durch weiße Nebel nur.

Zu meinen Füßen lieget
Der Waldſchmuck gelb und matt,
Ein Todesgedanke flieget
Von jedem Baum das Blatt.

Hoch oben zogen Schwäne
In ſüdliches Gefild,
Und eine bittre Thräne
Trat mir in's Auge wild.

Warum mußt du als Leichen
Die Blätter alle ſehn?
Und ſahſt in Frühlingsreichen
Sie doch nicht grünend wehn.

Sie blühten jung mit andern;
Zur Zeit jetzt des Verfalls
Frech werfen ſie beim Wandern
Sich welk dir an den Hals.

Wie haſt du Lebensmühling
Zu leben auch geſäumt
Und einen ſchönen Frühling
Verloren und vertraumt!

L. A. Frankl.

Digitized by Google

Briefe Schillers und seiner Gattin.

Nächstens erscheint in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung: Andenken an B. Fischenich, von Dr. Henne. — Bartholomäus Fischenich, geboren zu Bonn i. J. 1768, gestorben zu Berlin 1831 als hoher Justizbeamter, studirte in den Jahren 1791 und 92 in Jena und gehörte dem engen Kreise von Freunden an, der sich damals um Schiller und seine Gattin gesammelt. Fischenich blieb zu Beiden im innigsten Verhältnisse bis zu ihrem Tode. — Die kleine Schrift, welche wir hier ankündigen, besteht, neben einigen Briefen Schillers, vorzugsweise aus Briefen von Schillers Gattin an Fischenich, welche an sich sehr anziehend sind und dabei manchen werthvollen Beitrag zu Schillers Lebensgeschichte liefern. Wir theilen im Folgenden Einiges aus dem Buche mit.

Schiller an Fischenich.

Jena, den 11ten Februar 1795.

Sie haben uns durch Ihren Brief aus einer großen Unruhe und Ungewißheit gerissen, liebster Freund, in die Ihr langes Stillschweigen uns versetzt hatte. Es ist gut, daß ich endlich doch weiß, daß Sie leben, daß Sie thätig und zufrieden sind. Ihre glückliche Eröffnung der Vorlesungen * und die gute Aufnahme der Kantischen Philosophie bei Lehrern und Lernenden freut mich gar sehr. Bei der studirenden Jugend wundert es mich übrigens nicht sehr; denn diese Philosophie hat keine andern Gegner zu fürchten, als Vorurtheile, die in jungen Köpfen doch nicht zu besorgen sind. Offenbar spricht dieser Umstand sehr für die Wahrheit derselben.

Ich kann mir denken, wie viel Freude es Ihnen machen muß, Ihre Ideen auszustreuen und auch schnell aufkeimen und gedeihen zu sehen. Bei der Bestrebung, sie Andern klar zu machen, werden Sie die schwereren Begriffe simplificiren und eben dadurch auf neue Beweise und Ableitungen derselben geführt werden. Ich bin sehr begierig, Ihre Antrittsrede zu lesen; auch von dem Eindruck, den sie machte, möchte ich gern recht viel von Ihnen hören. Die völlige Neuheit Ihres Evangeliums in Bonn muß sehr begeistrend für Sie seyn. Hier hört man auf allen Straßen Form und Stoff erschallen, man kann fast nichts Neues mehr auf dem Katheder sagen, als wenn man sich vornimmt, nicht Kantisch zu seyn. — So schwer dieses unter einem ist, so habe ich es doch wirklich vermocht. Meine Vorlesungen über Aesthetik haben mich ziemlich tief in diese verwickelte Materie hineingeführt und mich genöthigt, mit Kants Theorie so genau bekannt zu werden, als man es seyn muß, um nicht mehr bloß Nachbeter zu seyn. Wirklich bin ich auf dem Weg, ihn durch die That zu widerlegen, und seine Behauptung, daß kein objectives Prinzip des Geschmackes möglich sey, dadurch anzugreifen, daß ich ein solches aufstelle. Ich bin, seitdem Sie weg sind, der Philosophie sehr treu geblieben; ja weil alle anderen Zerstreuungen durch schriftstellerische Arbeiten aufgehört haben, so habe ich mich der Theorie des Geschmacks ausschließend gewidmet. Ich habe Kant studirt und die wichtigsten andern Aesthetiker noch dazu gelesen. Dieses anhaltende Studium hat mich auf einige wichtige Resultate geführt, von denen ich hoffe, daß sie die Probe der Kritik aushalten werden. Anfangs wollte ich meine neuen Ideen über das Schöne in einem philosophischen Gespräch herausgeben; da aber indessen meine Plane sich erweitert haben, so will ich mir mehr Zeit dazu nehmen und meine Ideen völlig ausreimen lassen. Ist etwas davon in Ordnung gebracht, so sollen Sie es lesen und beurtheilen.

Schmidt, höre ich, wird auf Ostern hier angestellt; Döderleins Stelle ist auch noch nicht besetzt, ich weiß aber nicht, wer sie bekommen soll. Für meinen Umgang habe ich an einem neuen Landsmann, M. Gros, der bei dem Prinzen von Würtemberg Hofmeister gewesen ist, eine sehr gute Eroberung gemacht. Es ist ein sehr heller Kopf, der besonders in der Kantischen Philosophie vortrefflich zu Hause ist, voll Geist und einer scharfen Beurtheilungskraft. Von den hiesigen Schwaben, Paulus selbst mit eingeschlossen, kommt ihm an Capacität keiner gleich. Von Reinhold hält er nicht viel, besucht auch seine Collegia nicht. Er studirt die Jurisprudenz und wird im nächsten Winter nach Göttingen abgehen. — Mit meiner Gesundheit ist es noch immer das Alte, weder besser noch schlimmer. Indessen habe ich mir Glück zu wünschen, daß meine Fieberperiode, wie es scheint, doch glücklich vorbeigegangen ist. Thätigkeit söhnt mich mit der traurigen Existenz aus, wozu mein kranker Körper mich verurtheilt. An unserm Zirkel hat sich nicht viel verändert, außer daß Gros ihn vermehrt hat. Im Frühjahr ziehen wir in einen Garten, wo dann auch die übrige Tischgesellschaft ganz aufgehoben wird. Ich werde dafür an meiner zweiten Schwester, die ich kommen lasse, eine Vermehrung der Gesellschaft erhalten. Ich vermisse es oft mit Leidwesen, daß der schöne Name Bonn nicht mehr in meinem Zimmer erschallt.

Der Krieg in Ihrer Nachbarschaft macht mir bange für Ihre Ruhe und noch mehr für Ihre Gesundheit. Könnten Sie doch, wenn es so bunt durch einander geht, sich aus dem Gewühl losmachen und zu uns kommen; denn dieses Kriegselend hebt alle Möglichkeit auf, daß wir Sie besuchen. — —

* Fischenich hielt in Bonn Vorlesungen über Natur- und Staatsrecht.

Digitized by Google

Laſſen Sie doch ja bald wieder einige Worte von ſich hören und vergeſſen Sie nicht

Ihren ewig liebenden Freund

Schiller.

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Ich machte vor unſerm Aufbruch noch einen kleinen Tauſchhandel mit einem Araber, einem Manne, der ſich auf dem Marſche ſehr oft zu mir geſellen und mich über dieß oder jenes belehrt hatte. Ich gab ihm einen himmelblauen Schlafrock, der ſehr zierlich mit Roth ausgeſchlagen war, dem man aber ſehr die Stürme anſah, die er auf der Reiſe durchgemacht, und der Alte verehrte mir dagegen einen eiſernen Piſtolenladſtock, der wieder einer Zange als Scheide diente, mit welcher man Kohlen auf die Pfeife zu legen pflegt. Darauf nahmen wir zärtlichen Abſchied von einander, indem mich der Araber bei der Hand ergriff und dann, ſich vorn überbeugend, ſeine Stirn an die meinige legte.

Es war heute wieder eine glühende Hitze und unſere drei Herren Kameeltreiber, die ſonſt beſtändig luſtig und guter Dinge waren, mochten es in ihrem Innern ſchwer empfinden, daß ſie heute weiter marſchiren mußten, als die andere Caravane; denn ſie zogen ſchweigend neben ihren Kameelen dahin, und ſelbſt Herr Acrabut wollte unſerm Koch Giovanni, trotz deſſen vielmaliger neckender Aufforderung, kein Mährchen erzählen. Als wir etwa eine halbe Stunde vom Lagerplatze entfernt waren, bemerkten wir eine ältliche Frau, eine Egyptenin mit blauem Hemde und Schleier, die uns in einiger Entfernung folgte. Giovanni mußte auf Befehl des Barons zurück und ſie fragen, warum ſie die Caravane verlaſſen, worauf ſie entgegnete: ihr Mann, ein Jüs-Baſchi in der Armee Ibrahims, ſey auf dem Zuge geblieben; ſie habe bis geſtern einen Platz auf einem Kameel bei einer Bekannten gehabt; dieſes ſey jedoch geſtern geſtürzt, und ſie vertraue zu uns Franken, wir werden ſie nach Kairo mitnehmen. Der Baron erlaubte dem armen Weibe, auf unſer erſtes Kameel zu ſteigen, das bis jetzt neben dem kleinen Fohlen Waſſer und Kohlen getragen hatte; dieſe Artikel waren aber jetzt ſehr zuſammengeſchmolzen und deßhalb Platz genug auf dem großen Thier. Das kleine Pferdchen, das Anfangs die neue Nachbarſchaft mit neugierigem Blick betrachtete, ſchien ſich bald daran zu gewöhnen; denn die Frau liebkoſte es beſtändig und deckte ihm bei der großen Hitze ihren Schleier über den Kopf.

Wir verloren die große Caravane, mit der wir Gaza verlaſſen, aus dem Geſicht, und zogen, eine kleine bildend, weiter durch die Sandwüſte, die aber hier ſchon viel von ihrem ſchauerlichen Charakter verloren hatte. Zur Seite des Weges erſchienen hie und da kleine Geſträuche bis zu drei Fuß Höhe, und der Weg war ſtatt des geſtrigen loſen Sandes heute ſchon ſo hart, daß die Kameele an den meiſten Stellen mit ihren breiten Fußballen nicht mehr einſanken. Es mochte gegen drei Uhr ſeyn, als der Baron, der mit einigen Reitern etwas voraus war, plötzlich laut ausrief: „Waſſer! Waſſer!“ und links querfeldein gegen einen großen Teich ſprengte, der ſich bei der Krümmung des Weges unſern Blicken zeigte. Auch ich forcirte meinen Mauleſel zu einem armſeligen Galopp und hörte bald, daß es kein Trink-, ſondern Salzwaſſer ſey. Aber wenn ſomit auch die Hoffnung auf ein gutes Nilwaſſer bereitet war, ſo wußten wir doch beim Anblick dieſer Seen, deren ſich nun auch rechts mehrere zeigten, daß wir uns dem Delta näherten; denn es mußten jene Moorwaſſer ſeyn, die man auf den Karten von der Mündung des Nils aus gegen Oſten weit in's Land hinein verzeichnet ſieht.

Der Tartar Gaſſi hatte uns freilich gelagt, wir haben von ſeinem Lagerplatz bis zur nächſten Poſtſtation — ſie hieß Kantra — nur noch fünf Stunden; aber es wurde Abends ſieben Uhr, ehe wir ſie erreichten. Sie hatte Tränkungsanſtalten wie die geſtrige, doch waren die Gebäude für die Poſtbeamten comfortabler eingerichtet, als auf allen andern, und zwiſchen zweien derſelben ſtand ein großes, ſchönes Zelt aus dickem Segeltuch aufgeſchlagen, unter dem der Chef der Poſt, ein dicker Egyptier, lag, der uns ſagen ließ, wir möchten unſere Zelte nicht aufſchlagen, er müſſe auf Verlangen im ſeinigen den Reiſenden Platz geben — eine Wüſtenpaſſagierſtube.

Etwas ſehr Merkwürdiges hatte dieſe Station: hier befand ſich zugleich eines der Kameelgeſtüte Mehemed Ali's. Es waren fünf oder ſechs große, ſtarke Kameelbeugſte da, einige zwanzig Stuten und ſieben oder acht Fohlen. Dieſe kleinen Thiere ſahen höchſt ſonderbar aus. Die Biegung des Kopfes, der wie der Schnabel eines Raubvogels nach unten gekrümmt iſt, tritt bei ihnen viel ſtärker hervor, als bei den Alten, und gibt ihrem Kopfe eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem eines Hadichts. Dabei trägt das Thier ſeinen wolligen Körper äußerſt unbeholfen auf den langen Beinen und iſt außerordentlich eigenſinnig. So wollten die Araber, als es anfing dunkel und kühl zu werden, einige dieſer Thiere, die ſich draußen in die Sonne gelegt hatten, zum Aufſtehen bewegen, um ſie in den Stall zu treiben. Aber die kleinen Geſchöpfe ſtießen ein Geſchrei des Unwillens aus und mußten mit Gewalt aufgehoben und fortgetragen werden. — Die Thiere wohnten in einem

Digitized by Google

umschlossenen Hof, an den rechts und links zwei Schuppen stießen, und Alles war aus Steinen aufeinander gesetzt. Die Postknechte, so wie die Aufseher des Gestüts waren fast nur Neger und Abyssinier, und unter ihnen sehr schöne Menschen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Beleuchtung. — Pferde, Esel und Ziegen. — Eisenbahnen.

Uebrigens ist es keineswegs zu verwundern, wenn die Akademie etwas hartnäckig ist bei der Ankündigung neuer Erfindungen und Entdeckungen. Sie weiß es am besten, daß die Zahl der anscheinbaren neuen Erfindungen Legion ist, aber am Ende des Jahres wenig davon übrig bleibt. Gegenwärtig sind es jedoch nicht sowohl neue Erfindungen, als die Anwendung alter, was Regierung und Publikum beschäftigt. Den ganzen Sommer hindurch hat die Stadt an der Gasbeleuchtung arbeiten lassen, und in den Hauptreservoiren von Paris wird diese Beleuchtungsart daß allgemein werden. Die alten Reverbären, welche im vorigen Jahrhundert als eine gewaltige Neuerung bewundert wurden, verschwinden allmälig, und man kann kaum begreifen, wie die alten Pariser sich so zur Bewunderung hinreißen lassen konnten. Man muß aber bedenken, daß die Reverbaren eine Beleuchtungsart erst setzen, welche sich zu den Reverbären verhielt, wie diese zur Gasbeleuchtung. Als die Reverbären anfkamen, betrachtete man sie als den Schrecken der Diebe und hielt sich für völlig befreit von denselben. Es gab aber Diebe in Paris noch wie vor, und wo sie einen Kaufladen bestehlen oder sich in ein Haus einschleichen konnten, thaten sie es trotz der Reverbaren. Die Gasbeleuchtung wird sie eben so wenig verscheuchen. Sie sind gewandter in ihren Handgriffen geworden und werden mittelst vortrefflicher Werkzeuge leichter fertig mit ihrem Spitzbubengeschäfte. Das Erbrechen der Kaufläden und Hausthüren ist jedoch nicht so häufig, als das Stehlen am hellen Tage in Zimmern, deren Bewohner abwesend sind und deren Thüren mit falschen Schlüsseln aufgeschlossen werden. Man hat bebauptet, bei dem letzten Feste zu Versailles habe eine Londoner Diebsbande die Taschen unvorsichtiger Spaziergänger und Gaffer geleert, und sich dabei mit einer Geschicklichkeit benommen, welche die französische Polizei in Erstaunen gesetzt habe. Ich weiß nicht, ob dieß wahr ist, und ich zweifle, ob die Pariser Taschendiebe viel von den Londonern zu lernen haben. Sie sind leider entsetzlich bedeutend, und obschon seine Woche vergeht, ohne daß man einiger dabei haft wird, so scheint dieß doch die große Anzahl derselben wenig zu vermindern, noch auch die Leute in den Häusern und auf den Gassen vorsichtiger zu machen, denn beständig werden sie bestohlen oder betrogen.

In diesem Monate werden auf dem Marsfelde die Pferderennen gehalten, wobei es nie an einer großen Menge von Zuschauern fehlt. Die Zahl der Konkurrenten hat zugenommen, seitdem der Jockeyklub besteht; man nimmt lebhaften Antheil an den Pferden und ihren Siegen, und stellt beträchtliche Wetten an. Die Jockeys sind aber noch immer Engländer, und es scheint noch, daß sie bei französischen Jockeys gelehrt werden sind; das Schicksal eines Wettrennens wird ihnen wenigstens nicht anvertraut. Auch in den Departements gibt es eine Menge Wettrennen, und man kennt Ein gewinnbringendes Rennen, welches dieselben im Wagen herumführen lassen, damit sie ihnen Preise verdienen, was keine üble Spekulation ist. Dieß ist jedoch nicht das einzige Beispiel, daß große vierfüßige Thiere herumgeführt werden. In Paris kann man täglich das Vergnügen genießen, Eselinnen, deren Milch den Kranken frisch gemolken zugebracht wird, im Wagen herumfahren zu sehen. Man erspart damit den armen Thieren die Mühe, ein großes Stadtrevier zu durchwandern, und die Milch ist wegen der Schonung der Thiere besser. Die Eselinnen scheinen sich auf's Fahren sehr leicht gewöhnt zu haben, und sie schauen ganz behaglich und zufrieden auf die Fußgänger herab. Dagegen müssen sich in Paris andere Thiere, welche die Natur zu freiem Gange bestimmt zu haben scheint, gefallen lassen, in's Joch gespannt zu werden; ich meine die Ziegen, welche in den Champs elysées an kleine elegante Wagen gespannt werden, um Kinder die langen Alleen auf und ab zu führen. Ein Spektakel hat mit zwei Ziegen angefangen; hernach sind andere mit einem Biergespann gekommen, und ich glaube, es gibt sogar schon Sechsspänner. Diesen Sommer hat ein anderer Spektakel ähnliche Wagen in der großen Allee des Luxemburger Lustgartens, welche zur Sternwarte führt, angelegt, und scheint sich nicht übel dabei zu befinden. Vormals wurden in Paris Hunde zum Ziehen kleiner Karren gebraucht; da man jedoch Ursache zu fürchten hatte, daß die Hundswuth dadurch befördert werden möchte, so hat die Polizei schon vor mehreren Jahren den Gebrauch der Hunde zum Ziehen der Karren verboten. Die armen Ziegen werden so gut ausstaffirt, als nur möglich; man sieht es aber den Thieren an, daß sie zum Ziehen nicht geschaffen sind, und daß ihnen die neue Beschäftigung, welche die Habsucht ihnen aufzwingt, keineswegs behagt.

Es kommen jetzt wieder Projekte zu neuen Eisenbahnen auf's Tapet, und in der That ist es Zeit, sie vorzubereiten, wenn die gesetzgebenden Kammern dieselben in der nächsten Session genehmigen sollen. Unter den französischen Provinzen hat bisher nur das Elsaß eine große Eisenbahn zu Stande gebracht; jetzt regen sich aber auch die andern Provinzen, besonders diejenigen, welche Häfen oder große Fabrikstädte besitzen; alle wünschen mit der Hauptstadt in Verbindung zu treten und vorzüglich daher Verbindungen, die bereits angelegten drei Eisenbahnen, welche von der Hauptstadt nach verschiedenen Richtungen ausgehen. Die Eisenbahn, welche jetzt nach St. Germain führt und in zwei Jahren nach Rouen führen soll, und welche mit dem von St. Germain abfahrenden Dampfschiffe in Verbindung steht, wird eine sehr großartige Anstalt; die Bauten, welche die Bureaus enthalten und das Publikum aufnehmen, werden fortwährend erweitert; eine schöne Façade wird in der Straße St. Lazare, wo der Hauptreisegang ist, errichtet. Es ist keine Kleinigkeit, die Polizei hier zu handhaben, besonders an Sonntagen, wenn der Zudrang so groß und das Publikum zuweilen so ungeduldig ist. Aehnlicher geht es in den beiden andern Anstalten zu, welche noch nicht so wichtig sind.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. Oktober 1841.

— — Er hob den Blick; dann sagt er dumpf! „Die Spiegelung!
Ein Wendwort, ärger als der Simum, bösart'ger Geister Zeitvertreib!"
Freiligrath.

Briefe aus Syrien.

(Schluß.)

Wir richteten uns im großen Zelte des Postmeisters so gut wie möglich ein. Ein ziemlich starker Wind, der sich am Abend erhob, bewegte die langen Zeltwände hin und her. Es war das erstemal seit unserer Wüstenreise, daß wir wieder einmal den Luftzug bemerkten, und da das Posthaus auf einer kleinen Anhöhe lag, so strich er recht frisch und kühl bei uns vorüber und eilte zum Delta voran, um dort wahrscheinlich unsere Ankunft anzuzeigen. Der dicke Postmeister, der sich zu uns in's Zelt kauerte, war ein recht gemüthlicher Egyptier. Er erzählte uns, er sey schon fünf Jahre auf dieser Station, ohne sie je verlassen zu haben; seine Bedürfnisse lasse er sich auf Kameelen von Kairo kommen; sogar das reine Trinkwasser mußte er sechs Stunden weit verschaffen lassen. Gerade heute hatte er wieder einen Transport bekommen; er brachte uns auf einer kleinen Schüssel einige Confituren von Kairo, die er als die vorzüglichsten ihrer Art pries; sie waren eben so fett und unangenehm süß, wie die türkischen. Von der Politik wußte der alte Herr so gut wie gar nichts, und er verwunderte sich sehr, als wir ihm erzählten, Ibrahim Pascha habe sich durch die Engländer und eine Handvoll Türken aus dem Lande jagen lassen. Natürlich hatte er vom Zuge Ibrahims durch die Wüste gehört, und die Kolonne Achmet Pascha Meniklis war schon vor einiger Zeit hier durchgezogen. Aber das Warum hatte ihn wenig gekümmert.

Am andern Morgen brachen wir zeitiger als sonst auf, indem wir nach Saladieh, dem ersten egyptischen Dorfe, wie man uns gesagt, zehn Stunden hatten. Der Weg besserte sich im Laufe des Tages zusehens, und gegen Mittag, wo die Sonne recht glühend auf uns schien, tauchte vor uns von Süden nach Südwesten aus dem gelben Sande ein langer grüner Streifen auf. Es waren Palmenwälder, die jedoch bald wieder verschwanden, und gegen ein Uhr hatten wir heute noch einmal und zum letztenmal den vollen Anblick der trostlosen Wüste um uns: rings, so weit das Auge reichte, eine glatte, hellgelbe Sandfläche, worauf die Sonne mit unbeschreiblicher Schwere lag und die Thiere und uns fast zu Boden drückte. Die Araber hatten wieder wie gewöhnlich ihre Teppiche über den Kopf gezogen und saßen zusammengekauert auf ihren Pferden, wobei sie ihre Waffen, Lanzen und Säbel nachlässig über den Sattelknopf legten. Unsere kleine Caravane hatte sich ganz auseinander gezogen, denn jeder ließ sein Thier gehen, wie es eben wollte; jeder war zu matt, um den Fuß zu einem Sporenstoß zu erheben oder auch nur den Mund zu einem Zungenschlag

Digitized by Google

aufzutun. Der Nachtwind hatte die ganze Fläche, ſo weit wir ſahen, ſcharf angehaucht und lauter kleine Wellen hineingeſchnitten, ſo daß das Kameel an der Spitze ſich jedesmal Bahn machen mußte, wie wenn man bei uns zu Hauſe an einem Wintermorgen der erſte iſt, der die über Nacht gefallene Schneedecke zertritt. Der ganze Anblick der heutigen Wüſte, das matte Dahinſchleichen unſerer Thiere und die Glut der Sonne drückten uns Alle ſo darnieder, daß wir mit ſchweren Athemzügen nach der Gegend blickten, wo uns vorhin die Palmen erſchienen und wieder verſchwunden waren. Aber wir wußten, noch ehe der Abend kam, hatten wir ſie erreicht, und konnten, unter ihrem Schatten geborgen, nach jenem ſchrecklichen Feind, der Wüſte, zurückblicken, der uns heute zum letztenmal in ſeiner ganzen fürchterlichen Geſtalt erſchien. Wir wußten, daß die Sonne, die uns jetzt zu verſengen drohte, denſelben Weg mit uns hatte und wir nach der Richtung, wo ſie am Horizont verſchwand, Menſchen, ein Dorf, Waſſer und friſches Grün finden würden.

Doch wie mußte es denen ſeyn, die ohne Compaß oder ſichern Führer vom Wege abkamen und umherirrend nicht wußten, wohin, um dieſem großen, allgewaltigen Grabe zu entfliehen? Der Gedanke an ein Verirren, ſo nahe am Ziele unſerer Reiſe, ſtieg in mir leiſe auf, und meine ſtets rege Phantaſie ließ mir ein ſolches Unglück ſo möglich werden, daß ich zum Anführer unſerer Beduinen, der vorne an der Spitze war, hineilte, um ihn auszufragen, ob er auch ſicher wiſſe, wo wir uns eben befanden. Der Alte bob den Burnus, den er über das Geſicht geworfen hatte, etwas in die Höhe und ſah mich ſo liſtig lachelnd an, als habe er meine Furcht errathen; dann bedeutete er mir in der lebhaften Zeichenſprache, die dieſem Volke eigen iſt: vor uns ſey das Delta, rechts das Meer, aber links — hier ſtreckte er ſeinen Arm nach Oſten aus, wo ſich die große Wüſte bis an's rothe Meer und weiter hin zieht — links ſey gar nichts als Sand, und wer dort einmal hineingerathen ſey, könne ruhig ein Loch in den Sand machen und den Burnus über den Kopf ziehen. Dahin ſchaute ich und geiferte mir darin, mich immer tiefer in das Wüſte, unendlich Oede zu denken, das ſich da ausbreitete und unſern Fuß berührte.

Einige Minuten mochte ich ſo fortgeritten ſeyn, als mir plötzlich däuchte, ich ſehe am fernen Horizonte, nach der Richtung der Wüſte, einen dunkeln Streifen erſcheinen, in der Art, wie wir früher die Palmwälder vor uns geſehen hatten. Was konnte das ſeyn? Einige Schritte vor mir ritt der Baron, der ein ſehr ſcharfes Geſicht hat und mit einem lauten Ach! plötzlich ſein Pferd anhielt und es nach jener Gegend wandte. Ich rief ihm zu, was er vom Streifen dort halte, und ob er etwas Genaueres ſehe, worauf er erwiderte: dort ſey auf einmal Waſſer erſchienen; er ſehe die Wellen ſich bewegen und umher große Palmen und andere Bäume, wie von ſtarkem Winde bewegt, auf und ab nicken. Ich zog am Mantel unſeres Beduinenchefs, der ſein Geſicht ſchon wieder bedeckt hatte, und zeigte, als er mich fragend anſah, nach jener Gegend. Als habe er ein Geſpenſt geſehen, verzog der Alte mit einem lauten Mahhallah ſein Geſicht und ſtarrte in die Wüſte hinein. Auch die andern Araber und unſere Kameeltreiber wurden aufmerkſam und blickten mit demſelben Entſetzen hinaus, und Giovanni, der Dolmetſcher, näherte ſich uns und rief dem Baron zu: das ſey das Wüſtengeſpenſt, das die Reiſenden irre führe, vom Weg ab in das Innere der Wüſte, das ſtets zurückweiche und nicht eher verſchwinde, bis die Caravane, die ihm gefolgt, den richtigen Weg nicht wieder finden könne und verloren ſey. — Es war alſo die Fata Morgana. Der Baron ſprengte darauf zu und wir folgten ihm, obgleich uns die Beduinen abzuhalten ſuchten, und bald konnte auch ich etwas von der ſonderbaren Erſcheinung erkennen. Es war, wie ſchon geſagt, ein weiter Waſſerſpiegel, an ſeinen Ufern wuchſen grüne friſche Bäume, und doch war nichts da, als verbrannter gelber Sand. Es verurſachte uns Allen ein recht unheimliches Gefühl, und doch freuten wir uns, noch am letzten Tag unſerer Wüſtenreiſe der Fee Morgana oder dem Wüſtengeſpenſt begegnet zu ſeyn.

Briefe Schillers und ſeiner Gattin.

Jena, den 20. März 1795.

Ich begleite dieſen Einſchluß von meiner Frau nur mit wenigen Zeilen, um Sie meines Gedenkens zu verſichern und zugleich Ihre Anfrage zu beantworten. Der Eintritt des Frühjahrs hat meine Umſtände wieder verſchlimmert, und die ganze Litanei der fatalen Zuſtände herbeigeführt, wovon Sie voriges Jahr zu Leipzig und Dresden ein Pröbchen geſehen haben. Wo es nur irgend meine Geſundheit zuläßt, bin ich thätig, und ſuche mich durch ein wiſſenſchaftliches Intereſſe über körperliche Leiden zu erheben. Aber ganz will es doch nicht gehen, obgleich dieß der einzige Weg iſt, mir meine Exiſtenz erträglich zu machen.

Ihre Geſchäftigkeit freut mich gar ſehr; und daß Sie bei dieſen bedenklichen Conſtellationen leiſer gehen, finde ich ſehr billig. Man kommt mit jedem Tag mehr von dem jugendlichen Kitzel zurück, den Menſchen das Beſſere aufzudringen, weil unvorbereitete Köpfe auch das Reinſte und Beſte nicht zu gebrauchen wiſſen.

Digitized by Google

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, daß diese Ostermesse eine neue und äußerst wichtige Schrift von Kant erscheint, deren Inhalt Sie wohl schwerlich errathen dürften. Nichts Geringeres als eine Deduktion der Nothwendigkeit einer positiven Religion und einer Kirche aus philosophischen Gründen, und eine — freilich mehr platonische als exegetische — Erklärung des Christenthums. Die Schrift wird bei Göpfert gedruckt unter dem Titel: „Philosophische Religionslehre," und ein (Ihnen wahrscheinlich schon bekannter) Aufsatz über das radikale Böse, der in der Berliner Monatsschrift steht, ist die Einleitung und das Fundament des Ganzen. Sie werden sich darüber ärgern und zugleich freuen, wie es uns Allen damit gegangen ist. Weder Theologen noch Philosophen (wenigstens keiner aus dem großen Haufen von Beiden) werden ihm für diese Schrift Dank wissen, die übrigens doch ganz seines Geistes würdig ist. Die Erklärung, die er dem christlichen Religionsbegriff unterlegt, ist so treffend als überraschend; freilich geht er damit so frei um, wie die griechischen Philosophen und Dichter mit ihrer Mythologie, und er ist so aufrichtig, sich auf dieses Beispiel zu berufen und seine Freiheit damit gewissermaßen zu entschuldigen.

Lassen Sie sich diese Schrift ja von Leipzig kommen. Sie wird Anfang der Messe zu haben seyn.

Universalgeschichte lese ich diesen Sommer nicht, sondern werde die Aesthetik, mit der ich nicht fertig geworden bin, fortsetzen. Ueberhaupt werde ich über eine, höchstens zwei Stunden in der Woche nicht lesen, weil meine Zufälle mich gar zu oft unterbrechen. Außerdem habe ich für den Sommer eine sehr viel Zeit kostende schriftstellerische Beschäftigung.

Zu der Hoffnung, die Sie uns, obgleich nur sehr problematisch, geben, daß wir Sie vielleicht dieses Jahr sehen, möge das Schicksal Amen sagen.

Adieu, liebster Freund. Ich schreibe Ihnen ausführlicher, wenn ich mich wieder erholt haben werde.

Ihr ewig ergebener
Schiller.

Wir geben in der nächsten Nummer den Brief von Schillers Gattin an Fischenich, der kurz nach Schillers Tod geschrieben ist. Wir schicken die Worte voraus, mit denen der Herausgeber diesen Brief einleitet.

In den Briefen, welche Schillers Gattin im März 1805 an Fischenich schrieb, spricht sich keine Ahnung von dem harten Verluste aus, der sie so bald treffen sollte. Sie macht heitere Pläne für ihre Zukunft, für Fischenich, für Schiller, mit dem sie reisen will, der „ernstliche Vorsätze zu Reisen in's südliche Deutschland hat, ein paar Monate in Schwaben zubringen will, um die vaterländische Luft wieder einzuathmen"; Fischenich soll es bei Zeiten erfahren, wann er ihn in Frankfurt und Aschaffenburg treffen kann; vor Mai oder Juni soll in keinem Fall die Reise unternommen werden.

Als der Mai kam, konnte Schiller das Haus nicht mehr verlassen; nur wenige Tagen noch, und er ledte nicht mehr.

Noch in den letzten Tagen war Schiller lebhaft mit seinen Arbeiten beschäftigt; den Demetrius, von dem er so lange abgehalten worden, hatte er wieder vorgenommen. Wir finden nicht, daß ein Vorgefühl seines Todes sich auch nur leise bei ihm angekündigt hätte. In der ungeschwächten Kraft seiner schöpferischen Phantasie trug er sich noch mit weitausgedehnten Entwürfen: wie wer, auf hohen Meeresrand gestellt, mit frohem Blick noch weit umherschaut, bis plötzlich das ausgehöhlte Ufer zusammendricht.

Noch lag ihm die Ordnung des Haushaltsetats am Herzen. Den 19ten März z. B. schried er an: „Einen Eimer Würzburger Wein von Zapf, wofür noch 26 Reichsthaler restiren." — Die letzten Briefe, die er geschrieben, notirt er so: „22. April: An Körner durch Ehlers. 24. April: An die Griesbachin. 25. April: An Körner. An Göschen." — Dann zeichnet er weiter auf: „29. April: Klara von Hohenelchen." Es ist das Stück, das er an diesem Tage im Theater gesehen hat.* Es war das letztemal, daß er das Theater besuchte. Es ist auch die letzte Notiz, die er in seinen Kalender geschrieben. **

Am ersten Mai bekam er ein Katarrhfieber und mußte auf seinem Zimmer bleiben. Am neunten Mai war er schon entschlummert.

Auf Schillers Schreibtisch fand man nach seinem Tode den Monolog der Marfa im Demetrius, und folgende Worte, die sie an ihren Sohn richtet, sind wahrscheinlich die letzten Zeilen, die er geschrieben. ***

> Ich habe nichts als mein Gebet und Flehn;
> Beflügelt send' ich's zu des Himmels Höhn,
> Wie eine Heerschaar send' ich Dir's entgegen.

(Schluß folgt.)

---

* „Das Theater gab ihm fortwährend viel Genuß und wirkte belebend und aufklärend auf seine produktive Stimmung. Selbst ein schlechtes Stück gebe ihm viele neue Ansichten, sagte er uns." Frau v. Wolzogen II. 226. — Goethe irrt, wo er erzählt, daß er Schiller zuletzt Anfangs Mai im Theater gesehen habe. Werke. Th. 31, S. 192.

** Weiterhin finden wir darin nur Notizen, die er im Voraus geschrieben hat, z. B. „11. Juli: Ernst's Geburtstag; 22. Nov. Lolo's Geburtstag," um ja solche Tage nicht zu vergessen.

*** Frau v. Wolzogen II. 279.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Der Mont Valérien. — Leichenhöfe. — Die Oper.

Von großen Gebäuden bleibt jetzt nur noch die Magdalenenkirche zu vollenden, woran sich seit mehreren Jahren Baubauer und Maler üben. Das Gebäude ist großartig, im Style eines griechischen Tempels, aber nach dem jetzt herrschenden Geschmack zu sehr mit Zierrathen überladen; Verzolbungen und Malereien sind darin zwar nicht so sehr verschwendet, als in der kleinen Lorettokirche, aber es ist von beiden doch zu viel da. Man bezweifelt nicht, daß im stanbigen Paris alle Zierrathen bald ihren Glanz verlieren. Man hat auf dem Concerveplatze Springbrunnen und Leuchter vergoldet, aber schon der erste Winter, welcher darüber hergefahren ist, hat einen Theil des Glanzes weggenommen; man hat dieß in den Journalen sehr gelobt aus physischen Gründen erklärt, es ist aber schade, daß man diese Gelehrsamkeit nicht lange zuvor der Stadtbehörde beigebracht hat; sie hätte dann vielleicht die unnützen Kosten erspart, und das Vergolden des Eisens auf öffentlichen Plätzen unterlassen. — Der Eifer der Pariser für die Beseitigung ihrer Stadt ist ziemlich erkaltet; sie fangen an, den Erfolg dieses riesenhaften Unternehmens in Zweifel zu ziehen, und das Theil einer Befestigungslinie von 8 — 10 Lieues im Umkreise einzusehen. Auch ist ein Wall mit Basteien ein schlechter Ersatz für so viele nützliche Anlagen, welche dem unsinnigen Projekte weichen mußten, oder dem Untergange geweiht sind. Glücklicherweise ist man mit dieser Arbeit nicht so weit vorgerückt, als mit den einzelnen Forts, an welchen ohne Unterlaß gemauert und gegraben wird. Der Mont Valérien, der sonst wie ein Kasbarrenberg angesehen wurde, und auf welchem viele anständige Leute und Familien Bedrängte gekannt hatten, verliert des reits sein heiliges Ansehen und nimmt dagegen ein ganz martialisch an. Während der Restauration war hier an Kirchen und Kapellen viel gebaut worden; unter den aristokratischen Familien war es Mode geworden, sich hier begraben zu lassen, und die Geistlichkeit hatte hier, wie es schien, für immer ihren Sitz aufgeschlagen. Aber die Julirevolution im Jahr 1830 hat auch eine Revolution auf dem Kalvarienberge hervorgebracht. Die Geistlichen haben sich bei Zeiten aus dem Staube gemacht, die Regierung hat den Berg, welcher eine Staatsdomäne war, von Neuem in Besitz genommen, Gesang und Gebet verstummten, der Friedhof empfing keine aristokratischen Leichen mehr und der Kalvarienberg wurde fast vergessen. Aber jetzt herrscht große Bewegung auf dessen selben. Es wird eine Festung darauf angelegt; die Kapellen müssen den Basteien Platz machen, und sogar die Leichen bleiben nicht ruhig in ihren Gräbern; denn ein Theil des Leichenweges soll zum Walle verwendet werden, weshalb die legitimistischen Blätter auch über Entweihung klagen, und die ehrwürdigen Namen der hier Begrabenen aufrufen. Der Mont Valérien liegt zwischen den Landstraßen, welche von Paris nach Versailles und St. Germain führen, und beherrscht die Ebenen im Westen der Hauptstadt; es ist also ein wichtiger Befestigungspunkt, da von hieraus mehrere Landstraßen und Zugänge der Hauptstadt bestrichen werden können. Um sämtlichen Anfeindungen der Gräber, wovon ich eben sprach, hatten die in Paris wohnenden Juden deutlich große Gewissensscrupel; sie behaupteten nämlich, da ihr Gesetz die Beunruhigung der Gebeine der Todten gänzlich verbiete, so sey der in Paris herrschende Gebrauch, nach fünf- oder siebenjähriger Frist die Gräber in den Leichenhöfen zu öffnen und auszuleeren, um neue anzulegen, eine Verletzung des mosaischen Gesetzes, mithin eine Beleidigung der Religionsfreiheit. Sie hielten eine Zusammenkunft, worin diese Ansicht von Mehreren vertheidigt wurde. Es gab jedoch einige Vernünftige, welche vorstellten, daß das Verfahren der Stadtbehörde von der Nothwendigkeit geboten sey, indem es an Raum mangle, um alle Todten neben einander zu beerdigen, und man daher nach einer bestimmten Frist die noch übrigen Gebeine der Verstorbenen tiefer versenken müsse, um aus dem Platz zu schaffen, bis auch diese wieder vermodert seyen. Diese Vorstellungen gewannen in der Versammlung die Oberhand, und der Vorschlag der Ersteren, eine Klage bei der Regierung einzureichen, wurde verworfen. Aber auch beim jetzigen Verfahren wird bald der Platz zu den Beerdigungen mangeln, wenn man nicht ganz Paris mit Leichenhöfen umgeben will. Alle Reichen kaufen für ihre Familienbegräbnisse einen Platz auf den Leichenhöfen, welcher dadurch ihr beständiges Eigenthum wird; so wird der Raum mehr und mehr geschmälert, und zuletzt werden sie alle zu klein werden. Von Zeit zu Zeit kauft die Stadtbehörde ein anliegendes Stück Landes zur Vergrößerung des Friedhofes; dieß aber hat seine Schwierigkeit, da der Boden meistens mit Gebäuden besetzt ist, und man also kostbare Besitzungen kaufen muß. Auf den Friedhöfen ist man jetzt so sparsam mit dem Raume, daß jedem Todten nur der nothdürftige Raum ertheilt wird und keine Spanne Erdreich verloren geht. Aber dennoch werden alle Friedhöfe zu enge, und man kann sagen, daß die Todten beinahe so sehr als die Lebendigen der dichten Stadtbehörde zu schaffen machen.

Die große Oper verspricht viel Herrliches. Meyerbeers Prophet steht noch immer im Hintergrunde der von ihr eröffneten Aussicht auf den künftigen Winter. Ist diese Oper fertig oder nicht? wahrscheinlich das letztere. Jener wird Halevy mit einer neuen Oper seyn, welche er beinahe vollendet hat und noch vor dem Winter auf die Bühne bringen will. Eine Deutsche, Madame Stolz, ist gegenwärtig die Hauptsängerin; sie waltet sich ab in dem geräumigen Saale und in ermüdenden Rollen. Was aus Die. Heinefetter der jüngern geworden ist, welche eine Weile nach der Ehre strebte, eine Prima Donna zu werden, weiß ich nicht, sie ist ganz verschwollen. Dabre behauptet noch immer den Rang eines Primo Tenore, macht es aber, wie Due. Rachel am Theâtre français, das heißt, er geht nicht über eine sehr beschränkte Anzahl von Rollen hinaus. Man hat in der letzten Zeit einige Opern Rossini's wieder vorgenommen. Man behauptet in den Zeitungen, Rossini habe jetzt nur noch ein einziges Talent aus, seine Geschicklichkeit im Fischen. So viel ist gewiß, daß man seit vielen Jahren keine Oper mehr von ihm bekommen konnte, und daß es ihm ziemlich gleichgültig zu seyn scheint, ob und wie seine ältern Stücke in Paris und anderswo aufgeführt werden. Spontini ist ein ganz anderer Mann; dieser führt Prozesse gegen die Oper, um zu verhindern, daß seine Stücke aufgeführt werden, und steckt wahrscheinlich mit Murren das Honorar ein, das er wider seinen Willen für die Aufführungen bekommt; denn bekanntlich hat er seinen Prozeß verloren, und die Oper führt seinen Fernand Cortez und seine Vestalin (aber nicht seine Olympia) auf, wann es ihr beliebt. Man muß gestehen, daß es unter den Komponisten, besonders den Italienern, sonderbare Leute gibt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. Oktober 1841.

Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.
Goethe.

Das Mittelalter am Genfersee.

Vor einigen Jahren sind in diesen Blättern Bilder aus der Römerzeit am Leman gegeben worden, aus jenen Jahrhunderten, wo die Helvetier alles Heimathliche an Sprache, Sitten und Religion verloren und sich romanisirten, wo die Römer am Leman Städte gründeten, wo sich besonders Geneva als festes Inselschloß erhob und bald zu einem bedeutenden römischen Emporium mit Tempeln und Regierungsgebäuden ward. — Jetzt wollen wir eine Reihe von Bildern dieses schönen Landes aus dem Mittelalter versuchen, wo nach dem Siegeszug germanischer Völker, der Vandalen, Westgothen und Burgunden, nicht mehr ausgeartetes Römerthum hier herrschend blieb, wo die Sprache neue Elemente aufnahm, wiewohl sie römischen Boden behielt, wo sich ein reicher Wechsel in Erscheinungen und Farben unter Burgunden, Sarazenen, Allemannen, Hungarn, Hohenstaufen, Zähringern u. s. w. entfaltet; wo in dem eroberten Lande reiches Abtei- und Königsleben, auf dem Leman aber furchtbare Seeräuberei zu finden ist.

Die Natur selbst scheint zwischen der Römerzeit und dem burgundischen Mittelalter am Leman eine Grenze haben bilden wollen; denn 536 änderte sich durch den gewaltigen Einsturz eines Theils der Dent d'Oche auf dem östlichen Ufer die nordwestliche Gestaltung des Sees; er verschlang römische Städte, in deren Nähe sich mittelalterliche burgundische erhoben.

Wollten wir nun in chronologischer Folge Geschichte schreiben, so müßten wir wohl mit König Gundebalds burgundischer Hofhaltung in Genf anfangen. Dieß liegt jedoch nicht in unserer Absicht, auch ist es nicht die Bestimmung dieser Blätter. Wir wollen nur einzelne Bilder geben, farbentreue Bilder; wir überspringen also gleich mehrere Jahrhunderte und kehren ein andermal zu Gundebald und seinem Hof zurück, der sehr an König Günther und an Worms in den Nibelungen erinnert.

Am Ufer des Lemans, auf der Savoyer Seite, liegt ein Vorsprung, Yvoire genannt, ein breites Kap, wodurch der Ort bezeichnet wird, wo sich der große östliche See zu dem kleinen westlichen verengt, eine anmuthige Stelle, von der sich Wiesen, Weinberge und Gehölz zu der Anhöhe von Boisy hinaufziehen. An dieses, zwei Seegebiete begrenzende Ufer schlagen immer bewegte Wellen, die sich hinauf oder hinunter drängen, je nachdem der Wind aus Nordosten oder Südwesten weht; jener wirft im kleinen See kurze Wellen (moutons) auf, dieser bildet schwere und breite Wogen. Dadurch wird die Spitze von Yvoire ein gefährlicher, unzugänglicher Punkt für nicht sehr erfahrene und ortskundige Schiffer, ein Punkt, bei dessen Ansicht in Wellenaufregung noch jetzt die seekundigsten

Digitized by Google

Britten und Nordamerikaner verſichern, ſie haben auf ihren Fahrten um die Welt nur wenig gleich gefährliche geſehen.

Dieſes Vorgebirg war auch ehemals ſehr wichtig für die Schifffahrt, denn an ihm mußten die von Genf kommenden und die dahin gehenden Schiffe vorüber. Dieſe Waſſerſtraße war aber im Mittelalter viel bedeutender als jetzt, denn es beſtanden damals nur wenige und ſchlecht unterhaltene Landwege, wenig mehr als felſige Fußpfade, überdieß durch Räuberei ſehr unſicher. Man fuhr alſo lieber auf dem See, und für Waaren gab es keine andere Verführung. Jedoch hatte auch dieſe Seefahrt ihre großen Gefahren, wenn die Herren der Uferländer mit einander im Streit lagen, was häufig geſchah. Die Schiffe der Landesherren, der Barone, der Abteien und freien Städte an den Ufern bedeckten den See und verfolgten ſich oft mit feindlichen Flaggen. Manchmal zeigte ſich auch gegen Abend von Yvoire her eine unſcheinbare, an keiner Farbe kenntliche Brigantine; ſie entfaltete ſchnell bei günſtigem Wind ihre großen lateiniſchen Segel ohne Flagge, ſchnitt durch die Wellen und verbreitete Angſt und Schrecken unter den andern Schiffen, die dann mit Segeln und Rudern den Hafen zueilten, zu deren Schutz feſte Schlöſſer am Ufer gebaut waren, wie in Nyon, Rolles, Morges, Duchy u. ſ. w. Das war ein Seeräuberſchiff.

Nach der Zeit, wo die beiden Ufer (jetzt Savoyen und Waad) unter dem friedlichen Zepter der kleinburgundiſchen Könige vereint waren, vergingen ſelten zehn Jahre, wo der Friede auf dem Leman nicht durch Krieg oder Seeräuberei geſtört worden wäre. Die Grafen und Herzoge von Savoyen hatten große Noth mit den zahlreichen Baronen im Chablais und Waad, die ſich auf ihren kleinen Gebieten faſt eben ſo ſouverän hielten als das mächtige Savoyen, welches einen bedeutenden Staat zu bilden ſuchte. Es gehörte viel Zeit dazu, bis es gelang, die unruhigen und trotzigen Barone dahin zu bringen, daß ſie auf dem See eine Art Völkerrecht anerkannten, weil ſie ſich daran gewöhnt hatten, in Zeiten der Klemme auf den Wellen zu ernten, wenn es auf dem Lande, in der Nähe ihrer Schlöſſer, nicht mehr möglich war. Darum trieben ſie oft, aber heimlich, Seeräuberei. Abends beſtiegen ſie mit einer Handvoll tapferer Kuechte die erſte beſte Brigantine, die an ihrer Küſte lag, und zwangen die Schiffer, die Barken zu verfolgen, die, um günſtigen Wind zu benutzen, bei Nacht ſegelten. So beraubten ſie die Waarenſchiffe, die aus den waadländiſchen Hafen Wein, deutſches Mehl, Freiburger Käſe und geſalzenes Fleiſch nach Genf, oder andere, die von dieſer Stadt Tuch, Sammet, Leinwand u. ſ. w. ausführten. Später wurden die Waarenſchiffer vorſichtiger und fuhren nicht mehr Nachts. Da ließen die Barone am Tag große bewaffnete Schiffe mit ihren Flaggen auslaufen, griffen die Brigantinen unter irgend einem Kriegsvorwand an und beraubten ſie, wenn es den Schiffern nicht gelang, in einen befreundeten befeſtigten Hafen zu entkommen; dieß aber war ihnen ſelten möglich, denn die Herrenſchiffe hatten große Ruder wie die Galeeren, waren ſtärker bemannt und die Leute wußten die Ruder eben ſo kräftig zu führen, wie Schwert und Lanze.

Die unaufhörlichen Streitigkeiten der Uferherren gaben reichlichen Vorwand zu dieſen offenen Seeraubereien. Zuerſt lagen die Grafen von Savoyen mit den Baronen von Faucigny in Kampf; dann kamen die Kriege mit Wallis, endlich die unendlichen Mißverſtändniſſe zwiſchen den Einwohnern und Biſchöfen von Genf und Lauſanne. So hatte ſich langs dem See ein Piratenvolk gebildet, das ſich unerſchrocken auf die Handelsſchiffe warf, die ſolcher Gefahr wegen bald faſt nie allein gingen, ſondern von den bewaffneten Kriegsbarken der Städte, Klöſter und Abteien zur Sicherheit begleitet wurden. Der Kampf gegen dieſe kam den Piraten oft theuer zu ſtehen, und gar oft mußten ſie ſich mit ſchwerem Verluſt an Todten und Verwundeten zurückziehen. — Den meiſten und ärgſten Seeraub trieben die Fiſcher am Chablaisufer; die Schiffer von Genf und Waad hingegen waren redlich und friedlich und beſchäftigten ſich nur mit Waarentransport. Dieſe Verſchiedenheit in Neigung und Gewerb der Einwohner kam von der ganz verſchiedenen Naturbeſchaffenheit des Landes und von der Beſchäftigung der Menſchen. Das gebirgige Uferland Chablais hatte damals nichts auszuführen als die geringen Erzeugniſſe ſeines Bodens, hatte nur wenig Handel, faſt nur mit Fiſchen. Fiſcherei aber iſt ein ſehr ungewiſſer und ſelbſt gefährlicher Erwerb, der den Leuten Luſt machte, auf den Wellen ihr Leben wenigſtens mit mehr Gewinn zu wagen. Ganz anders war es am Genfer und Waadländiſchen Ufer. Aller Handel zwiſchen Frankreich und der Schweiz ging damals über Genf und Freiburg. Durch ihn gewannen die Schiffer der Gegend viel mehr, ſicherer und leichter. Dazu kam noch Eins. Die ſavoyiſche Küſte iſt ein Land voll hoher, kühner Gebirge, Felswände und Zacken; die Felſen hingen damals noch drohend über das Seeufer, und reißende Waldſtröme brauſten durch das Land voll dichter, herrlicher Walder.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe Schillers und ſeiner Gattin.

Charlotte Schiller an Fiſchenich.

Weimar den 4. Juni 1805.

Was Sie vorigen Herbſt befürchteten, was mir Ihr Brief nur ſchonend andeutete, iſt geſchehen, was mir lieber

Digitized by Google

Sohn! * — Ich habe das Schrecklichſte erlebt, habe Schiller ſterben ſehen. Die Erde iſt mir nun nichts mehr, ich finde keinen Ruhepunkt mehr, überall würde ich ſchrecklich fühlen, was ich entbehre, was das Schickſal mir aufgelegt hat. Daß man Muth haben muß, zu ertragen, das iſt traurig! Und doch ruft mich die Liebe zu unſern Kindern mit Macht in's Leben, in's öde Leben ohne Schiller! Aber ich ſoll leben für ſie, ſo lange ich kann, muß meine Pflicht erfüllen, wie Er, der für uns lebte. Sie waren Zeuge unſeres Lebens, unſeres Glücks. Dieß ſagt mir mein Herz, daß meine Liebe für ihn gern das Schickſal beſiegt hätte, daß ich ihm gern das freudigſte Loos bereitet hätte, wenn es in meiner Macht geſtanden. — Aber dieſe Beruhigung habe ich, daß ich gewiß Alles that, um ihn vor unangenehmen Eindrücken im Leben zu bewahren, daß er vielleicht ohne mich nicht ſo lange für die Welt gewirkt hätte. — Er muß unendlich gelitten haben, vielleicht mehr als er es ſagte. — Seine letzte Krankheit war für ihn nicht ſo ängſtlich. Er war mild, ruhig geſtimmt. Ich hatte ihn oft kränker geſehen. Als Sie ihn ſo treu pflegten, lieber Freund, war er viel kränker. Ich mußte alſo auch jezt hoffen, daß ſeine herrliche Natur ſiegen würde.

Als, nach harten Krampfanfällen, er endlich ſchlief, und ruhig, ſagte ich zu meiner geliebten Schweſter: „ich hoffe, daß es nun beſſer werden würde, da ich doch allen Glauben zu ſeiner guten Natur habe," und Muth und Hoffnung belebte mich. — Aber was ſind Hoffnungen des Lebens! In dieſem Moment kam man und rief uns in's andere Zimmer, und der Todeskampf hatte ſein Geſicht ſchon entſtellt. — Ich bemühte mich vergebens, die kalte Hand zu erwärmen; ſeine Blicke konnten mich nicht mehr finden. — Ich danke Gott, daß ich ungewöhnliche Hoffnung in mir hatte; wie hätte ich ſonſt dieß ausdalten können? und tröſtlich war es ihm doch gewiß, mich in dem letzten Moment noch um ſich zu ſehen. ** Als der Krampf ſein Geſicht ſchon entſtellte, als ich ſeinen geſunkenen Kopf auf eine bequeme Seite richten wollte, erkannte er mich, lächelte mich verklärt an und küßte mich. — Dieß war das letzte deutliche Zeichen ſeines Bewußtſeyns. — Ihnen nur, mein Freund, ſage ich dieſe Details, Sie bewahren Sie in Ihrem Herzen; dieſe letzten Momente dieſes einzigen hohen Weſens ſind zu heilig; nur Menſchen, die ihn liebten, wie Sie, dürfen es wiſſen, und Sie verſtehen mich. — Ihnen iſt das Bild des Todes nicht fremd; Sie ſahen Ihre liebſten Geſchwiſter dieſen dunkeln Weg gehen.

Ueber die Ungewißheit des Lebens, die Sehnſucht nach dem, was man ſo liebt, und die Dunkelheit, die einen ſo ſchrecklich ergreift, über die Wege des Schickſals, und doch die Nothwendigkeit, es tragen zu müſſen — über alle dieſe Gefühle kann ich noch nicht in's Reine kommen. — Mein Leben iſt nun ein ewiger Kampf der Neigung und Pflicht: die Neigung ruft mich in die dunkle Gruft, und die Pflicht für meine Kinder in's Leben.

Ihr Brief vom 10ten vorigen Monats kam eben acht Tage, nachdem ich den traurigen Verluſt erlitten hatte. — Ihre Freundſchaft iſt mir auch da tröſtlich geweſen. So lange ich lebe, werden Sie mir auch werth ſeyn, lieber Sohn, und jezt noch werther, weil Sie Schiller liebten, und ihn kannten, wie ihn Wenige kannten.

Leben Sie wohl! Ich kann Sie von unſerm Freund nicht mehr grüſen: alſo grüße ich Sie zweifach. Bleiben Sie geſund und glücklich, und mein Freund, und der Freund meiner Kinder.

C. Schiller.

Der Herausgeber führt oben einige Privatnotizen Schillers an. Wir faſſen zuſammen, was er an andern Orten über dieſen Gegenſtand ſagt; der kleinſte Zug zum Charakterbilde eines ſolchen Mannes iſt der Aufbewahrung werth.

Die Notizen, welche Schiller mit eigener Hand in ſeine Hauskalender einſchrieb, haben beſonders das Intereſſante, daß wir daraus ſehen, welch ein ſorgfaltiger, ordnungsliebender Hausvater er war. — Zwiſchen Notizen wie dieſe: „Goethen die zwei erſten Akte des Wallenſtein geſchickt (8. März); Wallenſtein geendigt, Goethen den Wallenſtein geſchickt, Iffland den Wallenſtein geſchickt (17. Mai); Marie Stuarts Geſchichte angefangen zu ſtudiren (23. April); dritten Akt der Marie Stuart angefangen (27. Auguſt), finden wir da auch ganz andere, die das Hausweſen betreffen, z. B. 1799, 26. Januar, ein Wagen Eichenholz 8 Thlr.; 27. April Hausjins an Griesbach; 13. Juli, Zapf, * nebſt einem Eimer Wein zu 20 Thlr.; 3. Septbr. Beſoldungsquartal 100 Thlr." (Wir erfahren hiedurch auch, daß Schiller, ſelbſt nachdem er den Wallenſtein vollendet hatte, immer nur noch einen jährlichen Gehalt von vierhundert Thalern bezog, und dieſe wurden ihm nicht einmal voll ausbezahlt; von jenem Beſoldungsquartal von 100 Thalern mußte er noch abgeben, wie gleichfalls aus ſeinen Kalendernotizen hervorgeht.)

---

* Vom innigen Verhältniß in Jena her nannte Charlotte Schiller Fiſchenich gewöhnlich ihren Sohn, obgleich ſie nur zwei Jahre älter war als er.

** Hernach ſchrieb ſie hier zwiſchen den Zeilen noch dieß hinzu: „Es waren nur bekannte Geſtalten während ſeiner Krankheit bei ihm."

* d. h. ein Brief an Zapf, Weinhändler in Jena.

Digitized by Google

Zum guten Trost aller Unordentlichen und im Gegensatz zu Lichtenbergs Behauptung, daß, wer in seinem Zimmer keine Ordnung halt, auch in seinem Kopfe keine halten werde, meinte der abrahmte Parlamentsredner Burke, ein großer Mann sey nie genau in kleinen Dingen. Schiller, der so sorgfältig über sein Hauswesen führte, spricht dagegen. In jüngern Jahren hat übrigens Schiller die Meinung, die er später durch die That widerlegt, selbst getheilt. Am 15. März 1785 schreibt er: „Ich bin Willens, bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim viel Unannehmlichkeit macht. Es ist dieser: meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirthschaft, und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele ist getheilt; ich stürze aus meinen idealischen Welten."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Schluß.)

Die Opern. — Baunotb.

Vermuthlich wird sich Spontini wieder nach Paris wenden, und er wird hier den Verdruß haben, zuweilen seine zwei Opern aufführen zu sehen. Was er nach diesen komponirt hat, ist auf der hiesigen Opernbühne nicht gedieben. Die Oper ist daran gewöhnt, mit denjenigen, welche zu ihrem Flor beitragen, in den Haaren, das heißt, ihr Prozesse liegen zu müssen. So führte sie neulich einen Prozeß gegen die Tänzerin Fanny Elsler, welche an dem Entzücken der Nordamerikaner über ihren Tanz so großes Behagen findet, daß sie nicht wieder aus der neuen Welt in die alte zurückkehren will, und lieber ihren Kontrakt mit der hiesigen Oper bricht. Da sie aber förmlich die Verbindlichkeit eingegangen, im August wieder auf der Pariser Opernbühne zu erscheinen, und sich zu einer Entschädigung im Uebertretungsfalle verstanden hatte, so wurde sie vom Handelsgericht dazu verurtheilt, der Oper 60,000 Francs zu bezahlen. Es muß ihr schmeicheln, daß ihre Abwesenheit zu einem so hohen Preise angeschlagen wird; ich weiß aber nicht, wie die Oper zu den 60,000 Francs gelangen will; denn die leichtfüßige wird, wie es scheint, leichtsinnige Fanny wird sie aus Newyork sicher nicht in Wechseln übermachen. Hat die Operndirektion also keine Kaution, so läuft sie Gefahr, nicht allein Fanny Elsler, sondern auch noch dazu das Geld derselben einzubüßen. Mit den Kunstgenies haben die Theaterdirektionen große Noth; sie machen ihnen zu schaffen, wenn sie da sind, so gut, als wenn sie fehlen. Bei eben erwähntem Prozesse wurde von dem Sachwalter der reizenden Tänzerin eine Einwendung gemacht: Kann die Kunst einem Handelsgericht unterworfen seyn? Soll das Schicksal einer Choreographin (so wurde sie genannt) von Pariser Kaufleuten abhängen? Die Frage wurde vom Gerichte mit Ja beantwortet, weil das Opernunternehmen eine Handelsspekulation sey und also die dabei vorkommenden Zwistigkeiten vors Handelsgericht gehören. — In Ermanglung der Dlle. Elsler vergnügen sich Oper und Publikum mit andern Tänzerinnen, welche zwar nicht so berühmt sind als jene, aber doch vortrefflich tanzen, z. B. Dlle. Fitzjames, Pauline. Leroux u. A. Das jetzige Opernhaus, welches vor 21 Jahren, nach der Ermordung des Herzogs von Berry, errichtet wurde, sollte nur ein provisorisches seyn, da man schnell damit fertig werden mußte, um nicht das Opernpersonal auseinandergehen zu sehen, und dennoch kostete diese provisorische Anstalt ungefähr 3 Millionen. Das Haus ist schön und geräumig, und wäre es nur nicht so leicht gebaut, so brauchte man kein besseres zu wünschen. Es scheint aber, daß es nicht lange mehr wird dauern können, und man daher daran denken muß, ein neues zu bauen, welches dann wahrscheinlich einige Millionen mehr als das provisorische kosten wird. Wo sollen diese aber herkommen? besonders in der jetzigen Zeit, da die Befestigung der Stadt so ungeheure Summen verschlingt. Es ist eben so dringend, für die königliche Bibliothek ein neues und großes Gebäude zu errichten, indem das alte zu enge wird, schon lange baufällig ist, und in einem so bevölkerten Stadttheile liegt, daß es von mehreren Seiten mit Feuergefahr bedroht wird. Auch diesen großen Bau schiebt man so lange hinaus, als man kann, um sich nicht mit Ausgaben zu belasten. Auch ist man verlegen um einen schicklichen Ort, sonder für die große Bibliothek als für die große Oper. Beide wünscht man mitten in der Stadt zu behalten und auf einem freien Platze anzulegen, wo sie nicht Gefahr laufen, vom Feuer benachbarter Häuser ergriffen zu werden. Aber solch ein schicklicher Platz ist sehr schwer zu finden. Es gibt schon lange keine leeren Plätze im Innern mehr, man müßte also eine Menge Häuser abbrechen, um einen freien Raum zu bekommen; die Häuser haben aber im Mittelpunkt der Stadt einen sehr hohen Werth, da sie 5 — 6 Stockwerke hoch und die Baustellen sehr beträchtlich sind. Man macht jetzt einen kleinen Platz zur Seite der Straße Richelieu, auf eine Bildsäule zu Ehren Molières daselbst aufzustellen, wovon schon lange die Rede war. Der Platz wird sehr klein werden und die Bildsäule soll, wie es scheint, auf einem Springbrunnen stehen, welcher dem dortigen Stadtreviere noch nöthiger ist, als eine Bildsäule; hier muß also das utile mit dem dulce Hand in Hand gehen. Man hat den Ort gewählt, weil Molière in der Nähe wohnte, und das Theâtre français, welches noch immer seine Lustspiele gibt, auch in der Straße Richelieu liegt, nicht fern von diesem neuen Molièreplatze. Auch hier hat man einige große Wohnhäuser abreißen und sehr theuer bezahlen müssen, um doch nur ein wenig Platz zu bekommen. In der Folge wird das Errichten von Bildsäulen immer schwieriger werden wegen Mangel an Raum, wenigstens im Innern der Stadt; denn in den Vorstädten gibt es noch Plätze genug für die Bildsäulen berühmter Männer; auch erwartet die Conciergerdebrücke deren immer noch ein Dutzend für die leeren, dort befindlichen Fußgestelle. Wenn dieselben nur nicht so kolossal werden, wie die vorigen, welche die Brücke zu erdrücken schienen, und die man daher nach Versailles transportirt hat, wo sie jetzt den vordern Hofraum zieren. Man hatte eine Zeit lang den Gedanken, die große Landstraße mitten in den Champs elysées auf beiden Seiten mit Statuen zu schmücken; dieß hätte aber wie ein aufgestelltes Regiment aussehen, und man hätte eine entsetzliche Menge von Bildsäulen bedurft, um die lange Landstraße mit berühmten Männern zu besetzen. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 31.

Sonnabend, 16. Oktober 1841.

[424] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gesammelte Gedichte

von

Alexander Graf von Württemberg.

8. Velinpapier. brochirt. Preis 3 fl. oder 2 Thlr.

Inhalt: Lieder eines Soldaten im Frieden. Meinen verehrten Herren Kameraden bei dem achten deutschen Armeekorps zugeeignet. — Bilder vom Plattensee. — Traumbilder. — Waldbilder. — Bilder aus den Alpen. — Lieder des Sturmes. — Vermischte Gedichte.

Das Publikum erhält hier eine vollständige Sammlung der Dichtungen des Herrn Grafen Alexander von Württemberg.

Reden reicher Phantasie, Geist und Tiefe des Gemüthes, tragen diese Dichtungen das Gepräge ächt deutscher Vaterlandsliebe, edler Ritterlichkeit und schöner fester Freundestreue. Aus allen aber tönt, wie aus den Saiten einer Aeolsharfe, frischer, gesunder Laut der Natur. Durch sie schließt sich ein edler Sprosse des württembergischen Regentenstammes den Koryphäen der vaterländischen Sänger an und mahnt an die schönen Zeiten der ritterlichen Minnesänger Schwabens.

Jedem Freunde des Vaterlandes und der Poesie werden daher diese Dichtungen eine erfreuliche, willkommene Erscheinung seyn.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[409] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Literaturgeschichte

in Biographien und Proben aus allen Jahrhunderten

zur Selbstbelehrung und zum Gebrauch in höheren Unterrichts-Anstalten,

von

Gottl. Heinr. Friedr. Scholl,

Diaconus und Rektor der höheren Töchterschule in Ulm

und

Traug. Ferd. Scholl,

Dr. der Phil. und Lehrer an der genannten Anstalt.

Lex.-8. 41 Bog. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. 6 Gr.

Der deutschen Jugend, so wie allen Gebildeten, die sich für vaterländische Literatur interessiren, ein treues Bild von dem Entwicklungsgange und dem unermeßlichen Reichthum desselben zu geben, ist der Zweck dieses Buches. Diesen glaubten die HH. Verf. am besten zu erreichen, indem sie auf einen möglichst gedrängten Grundriß der deutschen Literaturgeschichte, kurze Lebensbeschreibungen und Charakteristiken der bedeutendsten Schriftsteller und Proben aus ihren Werken folgen ließen. Mit besonderer Sorgfalt ist die ältere Literatur von Ulphilas bis Haller behandelt, die bisher in ähnlichen für ein größeres Publikum berechneten Werken zu sehr in den Hintergrund trat. Daß hier keineswegs bloß Musterproben gegeben sind, bringt die Natur der Sache mit sich; gerade dadurch aber dürfte sich unser Buch, neben seiner nächsten Bestimmung in den Händen gewandter Lehrer auch zu einem vorzüglichen Mittel der Geschmacksbildung eignen, und insofern ebenso sehr dem Unterricht in der Aesthetik als dem in der Literaturgeschichte dienen. Durch den äußerst billigen Preis eignet es sich vorzugsweise zum Schulbuche, und in dieser Rücksicht erlauben wir uns dasselbe der Ausmerksamkeit der Herren Vorsteher und Lehrer an Gymnasien, Seminarien und höheren Töchterschulen angelegentlichst zu empfehlen.

Stuttgart, im Sept. 1841.

Verlagshandlung von Ebner u. Seubert.

---

[425]

Festgeschenk.

In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Orbis pictus.

Ein Volksbuch für Jung und Alt, das in allgemein faßlicher Darstellung das Wichtigste der Natur- und Menschenkunde umfaßt, als: die Oberfläche der Erde, die Atmosphäre, die Naturreiche, den Menschen nach seiner leiblichen und geistigen Verschiedenheit, nach seinen geselligen Verhältnissen und nach seiner mannichfachen Thätigkeit in Künsten und Gewerben ꝛc.

Von E. J. Kauffmann.

Mit einer Einleitung versehen und eingeführt

von

G. H. v. Schubert,

Hofrath und Professor zu München.

Zwei Theile.

Mit 506 erläuternden Abbildungen.

gr. 8. 56 Bogen Velinpapier. Preis geheftet 3 Rthlr. oder 4 fl. 42 kr. eleg. geb. 3 Rthlr. 4 Gr. oder 5 fl.

Digitized by Google

Es ist wohl eine, bald allgemein anerkannte, jedenfalls unwidersprechliche Wahrheit, daß der junge Geist am natürlichsten in dem Gebiete der Natur zum Erwachen gebracht werde, in dieser Fülle von Anschauungen, von Stoff des ersten Denkens, Erkennens, Sprechens und der Erstlinge des religiösen Gefühls. Der Schöpfer selbst hat seine Zöglinge mit dem in der Natur liegenden Wundervollen, Schönen, Nützlichen umgeben und sie auf diesen Schauplatz seiner Herrlichkeit hingewiesen. Eine Reihe trefflicher Arbeiten gingen aus dieser Ansicht hervor; sie verdienen dankbare Benützung. Die Naturwissenschaft schreitet vor allen andern vorau; es ist verdienstlich, deren Ausbeute, mit guter Auswahl, wohlgeordnet und in anprechender Darstellung frühe schon in die Kreise der Jugend- und Volksbildung zu tragen. Zu diesem Zwecke bestimmt sich unter andern ähnlichen Schriften der Orbis pictus von Kauffmann, mit einer Einleitung von Professor v. Schubert, in drei großen Lieferungen, ein Buch für Kinder, für Erwachsene und für das Volk, ein Buch, das des Kindes Auge, reizt in das Bilderbuch der Natur zu schauen, dem jugendlichen Geist eine Vorschule der Naturanschauungen und Naturerkenntniß reicht, ihm das Bildungsmittel genußreich macht und ihn im Genusse bildet, und für immer eine Stelle im Bücherschrank würdig und noch für spätern Gebrauch nützlich ausfüllt — im gleichen Maaße ein Erfreuungs- und Lehrbuch, keine gemalte Welt (im engern Sinne Orbis pictus), sondern ein schönes Gemälde der Welt, das sich selbst deutet. Das erste Heft führt den Schüler auf die Oberfläche der Erde ein, öffnet den großen Schauplatz voll Wunder, zeigt und erklärt die Lufterscheinungen, führt hinab zum Gestein, sofort in das Pflanzenreich und einen Theil des Thierreichs; das zweite Heft vollendet das Thierreich, und das dritte Heft läßt Das schauen und erkennen, was dem Menschen das Wichtigste der Naturbetrachtung ist, den Menschen. Alles anziehend, populär und doch auf die Grundlagen des wissenschaftlichen Standpunkts gebaut. Vorzügliche Abbildungen, größtentheils in den Text eingefügt, geben zum Text eine wohlgelungene Beleuchtung und anschauliche Darstellung.

Zoller,
Rektor am Katharinenstift zu Stuttgart.

Das Buch hält mehr als es verspricht. Man erwartet aus dem Titel ein buntes allerlei, und trifft ein geordnetes Lehrbuch der Natur- und Menschenkunde, man erwartet Bilder mit beigegebenem Nomenclator, und findet einen zusammenhangenden Text, welcher nicht **den Bildern**, sondern welchem die Bilder beigegeben sind. So bietet es den jungen Beschauern nicht bloß Unterhaltung, nicht bloß fragmentarische Belehrung, sondern was mehr ist, einen bildenden Unterricht, und steht schon dadurch, zugleich aber durch die Gabe einer populären, dem jugendlichen Interesse entsprechenden Darstellung, welche sich in dem Texte zu erkennen gibt, weit über den gewöhnlichen Arbeiten dieser Gattung.

Klumpp,
Prof. am obern Gymnasium zu Stuttgart.

[410] **Wohlfeile Ausgabe**
der „Skizzen aus dem Alltagsleben"
von **Frederike Bremer.**

Von dieser wohlfeilen Ausgabe, die den allgemeinsten Beifall findet, sind bis jetzt erschienen und unter besondern Titeln auch einzeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Zweite verbesserte Aufl. Zwei Theile. 1 Thlr.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Zweite verbesserte Aufl. ¾ Thlr.

Nina. Zwei Theile. 2 Thlr.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.

Unter der Presse befindet sich bereits und wird baldigst erscheinen: „Die Familie H."

Leipzig, im Sept. 1841.

F. A. Brockhaus.

[419] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Statistische
Uebersicht der Bevölkerung
der
österreichischen Monarchie
nach den Ergebnissen der Jahre 1834 bis 1840.
Dargestellt
von
Dr. Siegfried Becher.

gr. 8. brochirt. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Hauptabschnitte des Inhalts.

Erste Abtheilung.
Bewegung der Bevölkerung.
Einleitung.
Erster Abschnitt. Die Bevölkerung nach der Anzahl beider Geschlechter, des Militärs und ihre Vertheilung nach dem Flächeninhalte.
Zweiter Abschnitt. Das Verhältniß der Städte, Marktflecken, Dörfer, Häuser und Familien zum Flächeninhalte.
Dritter Abschnitt. Bevölkerung nach der Religionsverschiedenheit.
Vierter Abschnitt. Anzahl und Verhältniß der Geburten in ihren verschiedenen Beziehungen.
Fünfter Abschnitt. Anzahl und Verhältniß der Trauungen in ihren verschiedenen Beziehungen.
Sechster Abschnitt. Anzahl und Verhältniß der Sterbefälle in ihren verschiedenen Beziehungen.

Zweite Abtheilung.
Stand und Beschäftigung der Bevölkerung.
Siebenter Abschnitt. Hauptübersicht der verschiedenen Kategorien und Beschäftigungen im Jahre 1834 und 1837.
Achter Abschnitt. Geistlichkeit.
Neunter Abschnitt. Beamte.
Zehnter Abschnitt. Das Militär.
Eilfter Abschnitt. Gewerbe und andere besondere Beschäftigungen.
Zwölfter Abschnitt. Lehr-, Erziehungs- und Bildungsanstalten.
Nachtrag. Summarische Uebersichten der Bevölkerung im Jahre 1840. 1) Wohnorte, Häuser und Familien. 2) Bevölkerung nach dem Geschlechte, des Militärs und ihrer Vertheilung nach dem Flächeninhalte. 3) Geburten. 4) Trauungen. 5) Sterbefälle. 6) Ein- und Auswanderungen. 7) Bevölkerung nach der Religionsverschiedenheit. 8) Nachweisung der in militärischer Hinsicht klassificirten männlichen Bevölkerung in den der Militärconscription unterliegenden Provinzen. 9) Geistliche, Adelige, Beamte und Honoratioren, Handwerker und Künstler. Bauern.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[387] Bei Unterzeichnetem sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. G. Carus,

System

der

Physiologie.

3 Theile. gr. 8. Preis 7 Thlr. 12 Gr.

Dr. C. G. Carus,

Vorlesungen

über

Psychologie.

gr. 8. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Dr. H. Häser,

Historisch-pathologische

Untersuchungen.

Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten.

1. und 2. Theil. gr. 8. Preis 5 Thlr.

Pracht-Flora

europäischer

Schimmelbildungen

von

A. C. J. Corda.

Mit 25 colorirten Tafeln. gr. Folio. Preis 15 Thlr.

Flore illustrée

de

Mucédinées d'Europe.

Par A. C. J. Corda.

Grand Folio avec 25 planches coloriées. 15 Thlr.

C. G. Wilke,

Der

Urevangelist

oder das Verwandtschaftsverhältniß der drei ersten Evangelisten.

gr. 8. Preis 4 Thlr.

Dr. R. Snell,

Philosophische

Betrachtungen der Natur.

8. Preis 18 Gr.

Inhalt: 1) Standpunkt und Zweck dieser Betrachtungen. 2) Ueber das Vorkommen und die Bedeutung des Giftes in der Natur. 3) Grundlinien einer philosophischen Lehre von den Mineralien. 4) Vergleichende Charakteristik der Sinne.

Gerhard Fleischer
in Leipzig.

Digitized by Google

[423] In der Liter.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Purgatio canonica und vulgaris.

Eine von der Juristen-Fakultät an der Ludwig-Maximilians-Universität zu München

gekrönte Preisschrift

von

Karl Hildebrand.

Mit einem Vorwort

von

Georg Phillips.

gr. 8. geh. Preis 1 fl. 12 kr. rhein. oder 18 Gr.

Es verbreitet diese durchaus selbstständig aus den Quellen gearbeitete Monographie, an die Inaugural-Abhandlung des Verfassers sich anschließend, ein überraschendes Licht über ihren Gegenstand, in dessen sich das Deutsche, canonische und mittelalterliche römische Recht auf eine höchst merkwürdige, bisher unbemerkt gebliebene Weise begegnen. Das Urtheil der Fakultät, welche ihr unter sieben sämmtlich als tüchtig beguteachteten Schriften einstimmig den ersten Preis zuerkannte, macht jede weitere Empfehlung überflüssig.

---

[435] Eben ist erschienen bei **Hinrichs** in Leipzig:

Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen.

Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Dr. Fr. Alb. von Langenn, k. sächs. geheimen Rathe ꝛc. 2ter (letzter) Theil, mit dem Bildniß Chr. v. Carlowitz. gr. 8. Velindruckp. geh. 2 Thlr.

Inhalt: Stellung des Regenten ꝛc.; Regierung des Heer- und Kriegswesen; kirchliche Verhältnisse, Wissenschaft und Kunst; Hofwesen und Fürstenleben. 154 Beilagen und Urkunden. Register.

Dieses ausgezeichnete Werk verdient in den Händen aller Staatsmänner, Gerichtsfreunde und -Forscher zu seyn.

Krasinski, Graf Valerian,

Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der Reformation in Polen und ihres Einflusses auf den politischen, sittlichen und literarischen Zustand des Landes. Nach d. engl. Original bearbeitet von W. A. Lindau. gr. 8. (26½ Bog.) geh. 2 Thlr.

Noch nie ist die merkwürdige Reformation in Polen so gründlich und belehrend entwickelt worden, als in dem Werke des Grafen Krasinski, der aus einer alten, in die politischen und religiösen Angelegenheiten Polens vielfach verflochtenen Familie stammt und jetzt als Verbannter in England lebt. Er hat die besten Quellen sorgfältig benutzt und trefflich dargestellt, wie die Reformation unter der Begünstigung der kirchlichen und politischen Verhältnisse des Landes entstand und sich rasch verbreitete, wie sie auf den geistigen Aufschwung wirkte, wie sie durch innere Zwiste der protestantischen Partei, besonders aber durch die von den Jesuiten geleitete Reaction gehemmt und endlich unterdrückt wurde, welchen nachtheiligen Einfluß diese Reaction auf den gesammten Bildungszustand gehabt hat und wie endlich durch den Untergang der Reformation und den Sieg der herrschenden Kirche der Verfall des Staats und der Verlust seiner Unabhängigkeit befördert worden ist. Die Darstellung der früheren Zustände der griechischen Kirche in Polen wird zum Verständnisse der neuesten Schritte der russ. Regierung in Beziehung auf jene Kirche dienen. An einen geistreichen Rückblick, womit das Werk schließt, knüpft sich der Blick des warmen Vaterlandsfreundes in die wahrscheinliche Zukunft des Volkes.

---

[420] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Dichtungen

von

Justinus Kerner.

Dritte sehr vermehrte Auflage.

2 Thle. 8. Velinpapier broch. Preis 4 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Kerners Muse ist ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwischen Freude und Leid schwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, sondern Vieles in sich verschliessend und Weniges leise aussprechend. Und, wie bei Uhland, so klingt auch hier in dem Wenigen Vieles durch und nach. Eine selige Ruhe verklärt die Lust und den Schmerz des Sängers, und unter den Thränen blüht immer die Rose der Kindheit auf seinen Wangen. Fast alle Romanzen und Balladen von Kerner sind legendenartige Mädchen und Sagen vom Tode, der die Liebe, die Unschuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt.

In dem ersten Theile dieser sehr vermehrten dritten Auflage sind die lyrischen und im zweiten Theile die prosaischen und dramatischen Dichtungen enthalten.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[431] Erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cornelia,

Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1842.

Herausgegeben

von **Aloys Schreiber.**

27r Jahrgang. Zweite Folge 1r Jahrgang.

2 Rthlr. 8 Gr. (10 Ngr.)

Verlag von J. Engelmann in Heidelberg.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

---

[432] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die dritte Lieferung von

H. Funks

Geschichtlicher Erinnerungs- und Conversations-Kalender,

oder Geburts- und Sterbetage denkwürdiger Menschen aller Nationen, welche seit chronologischer Zeitrechnung der Welt- oder Literatur-Geschichte angehören. Preis jeder Lieferung ⅓ Rthlr.

Die 4te Lieferung wird binnen 14 Tagen ausgegeben, die 5te (Schlußlieferung) in 6 Wochen.

Schleusingen, 1. Okt. 1841.

Conrad Glaser.

Digitized by Google

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. Oktober 1841.

— Pericula sæva
Urbis. Juvenal.

Die Stadt in England.

II.

(s. Nr. 205. 206 d. J.)

London hat an Mancherlei Ueberfluß, auch an Schmutz, moralischem wie physischem. Beide Gattungen haben ihre Eigenthümlichkeiten. Es fehlt dem Festlande nicht an schlecht gefegten Städten, und der Trollopesche „Continentalgeruch" ist bekannt; aber die englische Reinlichkeit hat kein Recht, sich mit Rom und Köln zu entschuldigen. Im Allgemeinen sind auch die Schotten nicht reinlicher als die Engländer, vielmehr das Gegentheil. Der lezt verstorbene Herzog von Argyle ließ bei Inveray hölzerne Wegweiser errichten. „God bless His Grace," sagte ein Schotte, indem er sich den Rücken daran rieb, und der berühmte Arzt Dr. John Macintosh erzählte, wenn er in seinen Vorträgen von dem Körperschmerze sprach, den ein Mensch aushalten könne, wie ein schottischer Lieutenant, als er vom Pferde gefallen und sich die Schulter verrenkt, Angesichts seiner englischen Kameraden sich nicht entkleiden lassen wollte. „An eruptive affection" war der Grund, und dergleichen Affektationen sind in Schottland gewöhnlich. Dennoch ist Edinburg reiner als London, ganz einfach deßhalb, weil weniger Schmutz gemacht und er öfter weggeräumt wird. In Edinburgs Straßen rühren sich beständig Besen und Schaufeln. Nur Sonntags ruht das heilsame Werk. In London habe ich die volkreichsten Straßen Tage lang beobachtet und keinerlei Reinigungsprozeß gewahrt. Auf dem Strand, dieser Schlagader eines Weltverkehrs, blinkte vor meinen Augen die Morgensonne in denselben Kothpfützen, in denen am Abend die Gasflammen sich roth und gelb gefärbt. Die einzigen Zuthmuse verhältnißmäßig trockenen Landes sind die sogenannten „Crossings," jene Kreuzwege, die zum Behuf des Bettelns meist von Männern, seltener von Weibern und Kindern gefegt werden, und dabei Monopole sind in den Händen der Besitzenden und Gegenstände des Kaufs und Verkaufs. Daher haben die Kreuzwegkehrer hypothecirte Forderungen an den Schmutz, und wenn sie bei eindrechender Nacht ihr Gewerbe schließen — shut up shop for the night, wie sie's nennen — sorgen sie so eifrig dafür, den Weg morastig zu machen, als den Tag über, ihn zu säubern. Niemand soll von ihrer Abwesenheit Vortheil ziehen. Die Hauptstraßen Londons sind bei jeder Witterung schmutzig; wenn's regnet, vom Regen, und wenn seit Wochen kein Regen gefallen, von den Wasserströmen, mit welchen zur Bändigung des Staubes die Kirchspielsarren dreimal des Tags die Straßen überschwemmen.

Digitized by Google

Die weſentlichen Beſtandtheile des hieſigen Schmutzes ſind leicht erkennbar. Den einen erkennt ſchon die Naſe als thieriſchen Abfall. Die zwei andern ſind zu Staub geriebenes Geſtein und Ruß. Das Trio, wohl gemiſcht, liefert einen ſchwärzlichen Kleiſter, der Alles durchdringt, was er berührt, und nichts widerlicher berührt, als die Geruchsorgane. Durch ſolche abſcheuliche Miſchung wandeln, ſolche Ausdünſtung athmen die Londoner, des Rußes zu geſchweigen, der theils als Rauch, theils in ſichtbaren Partikeln die Luft füllt. Dr. Reid, der ſcharfſinnige Ventilator der Parlamentshäuſer, hat auf jedem Quadratfuße des Siebes, mittelſt deſſen er die zugelaſſene Luft reinigt, im Durchſchnitt ſtündlich vierhundert palpable Rußflocken gefunden, und es iſt Thatſache, daß die nordöſtlich von der Stadt, nach welcher Richtung der Rauch vorzugsweiſe getrieben wird, zunächſt liegenden Gärten und Wieſen, lediglich in Folge des Rußniederſchlags, ſich jährlich etwa um einen halben Zoll erhöhen, eine Berechnung, die augenblicklich aufhört übertrieben zu erſcheinen, wenn man weiß, daß London jährlich eine Million Tonnen Kohlen konſumirt (die Tonne zu zehn Sack und der Sack zu 224 Pfund Gewicht), und daß ein Fünftel des Betrags, folglich 448,000,000 Pfund, zu Ruß verwandelt, ſowohl in als unmittelbar bei der Stadt ſich ablagern.

Am bemerkbarſten macht ſich der Mangel einer genügenden Reinigungspolizei in den ausſchließend von der Armuth bewohnten Stadttheilen, wie Rosemary lane und deren Umgebung in der Nähe der Docks, oder the Rookery — das Krähengenieſte — und das heilige Land hinter der High Street, Holborn. Hier herrſcht ein Schmutz, in welchem die gefräßigſte Peſt volle Nahrung finden würde. Ich habe abſichtlich dieſe Gegenden beſucht und Gäßchen und Gaſſen geſehen, die mindeſtens keinem civiliſirten Lande anzugehören ſcheinen. Aſchenhaufen, vegetabiliſcher Abfall, animaliſcher Unrath, Koth und Schmutz jeder Gattung reihen ſich längs des Fahrwegs, und dazwiſchen ſtagniren Tümpel fauligen Waſſers. Innerlich und äußerlich ſtehen die Hauſer hiemit im Einklang.

Zu ſolchen Miasmen ſind allerdings diejenigen nicht verurtheilt, die da hauſen, wo London reich und vornehm und ſtattlich iſt. Aber auch ſie müſſen ſechs Wochen lang beherbergen, was ſich in dieſer Zeit an Aſche, Kehricht und Küchenabfall ſammelt. Das ſogenannte dust-hole befindet ſich meiſt unterhalb der von der Straße in die Souterrains führenden Treppe, und es bedarf keiner beſonders heißen Sonne, um aus dem Aufgeſpeicherten Gerüche zu entwickeln, die in der Bewunderung der herrlichen Squares recht unangenehm ſtören. Herzog Wellingtons Wohnhaus ſteht am Eingange in den Hyde-Park. Die Straße iſt breit, der Park luſtig; dennoch bemerkte der edle Herzog eines Tags, daß die Luft vor ſeinem Zimmer nicht die reinſte war. Der Haushofmeiſter erklärte es aus der ungewöhnlichen Anfüllung des dust-hole. „Und warum wird es nicht geräumt?“ fragte der Herzog. — „Weil erſt in einigen Tagen der dust-man kommt.“ — „Es geſchehe noch heute!“ befahl der Herzog. — Das Kehrichtloch wurde geräumt, aber nicht vom dust-man, dem ſelbſt der Herzog und damalige erſte Miniſter nicht wichtig genug ſchien, um ſeinethalb die Reihe des Kothkarrens zu unterbrechen, ſondern von eigens gedungenen Leuten; und fünf oder ſechs Tage ſpäter wurde von dem Manne, der das Recht, den Unrath wegzuſchaffen, vom Kirchſpiele gepachtet, gegen den Herzog Miniſter auf Schadenerſatz geklagt. Der Herzog büßte mit Geld den Verſtoß gegen die Kirchſpielsatzung, der zufolge der Pachter nicht im Verzuge iſt, wenn er alle ſechs Wochen die Runde macht. Dabei können Verſehen im Kontrakte die Uebelſtände noch mehren. Verfloſſenen Winter lag der Schnee in der City ellenhoch. Da die Straßenreiniger keine Anſtalt trafen, ihn wegzuſchaffen, erließ der Lord Mayor eine Verordnung, nach der ſie es binnen 24 Stunden bewirkt haben ſollten. Die Antwort lautete kurz: „Mögen der Lord Mayor zu Gnaden halten. Wir haben durch Kontrakt uns verpflichtet, die Straßen von Schmutz zu reinigen, nicht von Schnee. Laſſen Sie den Schnee wegſchaffen, ſo werden wir mit Wegſchaffung des Schmutzes nicht ſäumen.

Der Straßenkoth Londons — welcher Gegenſtand! Jedenfalls ein beachtenswerther. Die Elemente geſunden Lebens ſind Nahrung, Kleidung, Bewegung und Luft, jedes in gehörigem Maße und von der rechten Art. Ohne erträglich reine Luft entbehrt die menſchliche Maſchine eines jener Elemente, und Zerrüttung der Geſundheit und Kürzung der Lebensdauer ſind unausbleibliche Folgen. Vor Kurzem wurde von einem öſtlich gelegenen Diſtrikte ein detaillirter Plan gefertigt und bei jedem Hauſe, in welchem ſeit Jahresfriſt ein Todesfall vorgekommen, ein Punkt gemacht. Je enger und ſchmutziger die Gaſſen, deſto größer die Zahl der Punkte; und Dr. Southwood Smith hat mediziniſch und ſtatiſtiſch nachgewieſen, daß in den engen und ſchmutzigen Gaſſen die Wiege der Seuchen und Fieber ſteht, die ſich oft über ganz London verbreiten. W. S.

Das Mittelalter am Genferſee.

(Fortſetzung.)

Im fünfzehnten Jahrhundert hatte es Amadeus VIII. von Savoyen — derſelbe Fürſt, der nacheinander Herzog,

Digitized by Google

Mönch, Papſt, Biſchof von Genf und von Lauſanne war — durch ſeinen perſönlichen Einfluß dahin gebracht, daß ſich die Uferbewohner des Lemans, theils ſeine eigenen Unterthanen, theils ſeine nahen Verbündeten, nicht mehr auf dem See bekriegten und beraubten. Es herrſchte Friede auf dem herrlichen Waſſerſpiegel, und bald nahm Schiffahrt und Handel ſo zu, daß man mehr als achthundert große Barken auf dem Leman zählte. Dieſer friedliche und blühende Zuſtand der Schiffahrt erhielt ſich aber nicht. Schon unter Amadens Sohn, Ludwig, und unter der Regentſchaft der Yolanda von Frankreich, bald nach den Bürgerkriegen zwiſchen den Fürſten aus ſavoyiſchem Hauſe und nach dem Einfall Karls des Kühnen von Burgund in der romaniſchen Schweiz, begann die Seeräuberei von Neuem, beſonders aber ſeit der Zeit, wo ſich das kleine Genf heldenmüthig gegen die Anmaßungen des mächtigen Savoyens erhob und das verbündete Bern das Waadland und das gegenüberliegende Chablais eroberte.

Indeſſen hatten die glänzenden ſavoyiſchen Hofhaltungen unter Amadeus VIII. in dem wollüſtigen Ripaille, unter Ludwig, Yolanden und Philibert dem Schönen in Thonon, und beſonders in Genf, dem Geſchmacke in der Schiffahrt eine andere Richtung gegeben. Man ließ es ſich viel Geld koſten, große, geſchmackvolle und reich verzierte Barken, eine Art von Bucentauren, zu bauen, mit verſchwenderiſcher Vergoldung, hundert ſeidenen Flaggen und Wimpeln. Es wurden oft große Seefeſte mit allem Luxus des Hoflebens gehalten, und auch in dieſer Beziehung ſahen die früher ſo einfachen Anwohner des Lemans, was früher und ſpäter unerhört ſchien. Durch dieſen Seeluxus verarmten aber die anwohnenden Barone, und um die großen Lücken auszufüllen, fielen ſie um ſo heftiger über die Handelsſchiffe her, als der Krieg zwiſchen Genf und dem Herzog Karl ausgebrochen war. Vieles geſchah auch dabei aus Haß gegen das proteſtantiſche Bern und Genf, beſonders von 1536 bis 1569, wo jenes durch den Beſitz Waads und des Chablais mächtig am See geworden war. Die Herren und der niedere Adel wollten nun wenigſtens auf dem See noch Bedeutung haben. Die Angreifenden waren faſt nur aus dem unterworfenen, durch berniſche Gewalt proteſtantiſch gemachten Chablais. Aber durch dieſe Gewaltthätigkeiten waren auch die mit dem Transport der Handelsgüter beſchäftigten Genfer und Waadländer Schiffer handfeſt in der Vertheidigung geworden, auch war unter ihnen mancher ehemalige Landſknecht. Die Waarenbarken gingen nicht mehr einzeln, waren gut bewaffnet und brachten den adelichen Seeräubern oft tüchtige Schlappen bei, nahmen ihnen auch manchmal ihre Barken weg, auf denen ſie freilich keine Waaren und kein Geld und nur wenige Lebensmittel fanden; denn bei den Herren war gewöhnlich Schmalhans Küchenmeiſter. So glich ſich der Schaden ſo ziemlich aus, und die ſchlauen Kaufleute wußten ſich für etwaige Verluſte wohl zu entſchädigen. Immer war es für die Kaufleute vortheilhafter und leichter, ihre Waaren auf dem See fortzuſchaffen, als zu Lande auf den für den Waarentransport faſt ganz unbrauchbaren Wegen, von denen man ſich freilich jetzt auf der trefflich unterhaltenen Straße von Genf nach Lauſanne keinen Begriff macht.

Auf jenem Vorſprung zwiſchen dem großen und kleinen See erhoben ſich damals zwei blühende Orte, Nanier und Yvoire. Letzteres Städtchen war durch ſeinen guten Hafen von Wichtigkeit. Dicht über ihm ſtand auf Felsgrund die Herrenburg der Barone von Yvoire, ein ſchönes architektoniſches Werk, nur ein großer, ſtarker, viereckiger Thurm mit gewaltigen Mauern und einem platten Dache. Vom Lande ab war aus aufgehäuften Felsſtücken ein Molo zur Sicherung des Hafens errichtet, und auf des Molo's äußerſter Spitze ſtand ein Thurm, zur Vertheidigung des nach Süden geöffneten Hafens. Sein Inneres ward vom Schloß aus vertheidigt. — Hier wohnten die Barone von Yvoire, über deren Urſprung nicht das Geringſte bekannt iſt. Schon zur Zeit der burgundiſchen Könige kommen ſie vor; ſchon damals waren ſie ſtolz, kühn, unternehmend, wie ſie denn faſt zu allen Zeiten im Vertrauen auf ihr feſtes Schloß mit bewaffneten Schiffen aus ihrem ſichern Hafen ausliefen, um Handelsbarken zu beſchützen oder zu berauben. So waren die Barone von Yvoire und der See zwei alte Bekannte, die nicht ohne einander leben konnten. — Von ihrem platten Schloßdache konnten ſie genau alle Segel bemerken, die aus dem großen See in den kleinen, oder von dieſem in jenen zogen. Wenn der Nordoſtwind (Biſe) wehte, zeigten ſich ſchon am Morgen die großen dreieckigen Segel an der waadländiſchen Küſte, und gegen Abend kamen ſie an Schloß Yvoire vorbei, wenn der Wind ſie nicht nöthigte, in den Hafen einzulaufen. Wohl ihnen, wenn die Barone von Yvoire gerade Seevögte, d. h. Vertheidiger der Schiffahrt waren, womit ſie die Herzoge von Savoyen oft beauftragten. Wenn ſie aber nicht gut mit ihrem Lehnsherrn ſtanden, was oft über Nacht geſchah, wenn ſie eine Anwandlung alter Unabhängigkeit hatten, oder wenn ſie mit Genf in Unfriede lebten, oder wenn ſie mit einer andern Seeſtadt, mit einem andern Barone, oder mit einer Abtei an der Küſte in Fehde lagen, dann durften die Handelsbarken nicht vorüberziehen, ſondern mußten in Yvoire einlaufen; ſie wurden unterſucht und oft nur gegen ein bedeutendes Löſegeld freigelaſſen.

Der Hafen von Yvoire war überdieß ein Zufluchtsort, wo bei ungewiſſem Wetter die Barken einliefen und die Nacht zubrachten. Wenn ſie dann am folgenden Morgen

Digitized by Google

weiter schifften, gaben ihnen in Kriegszeiten bewaffnete Fahrzeuge der Barone von Vooire das Geleit, wofür wieder ein Bedeutendes erlegt werden mußte. Die mit Südwind von Genf weggehenden Schiffe waren oft genöthigt, in Vooire einzulaufen, bevor sie in den großen See gingen. Noch nöthiger war dieß für die mit der Bise oder mit starkem Jorat aus dem großen See nach Genf gehenden Barken. Schon dadurch waren die Barone von Vooire fast Herren des Sees. Die Einwohner des Chablais waren ihnen ganz ergeben, während die Waadländer sich vor ihnen fürchteten und ihren Schutz suchten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

Luxus und Mode.

Wenn Prag gleich nur eine Provinzialstadt des öfterreichischen Kaiserthums ist, so darf es, was den äußern Schmuck des Lebens betrifft, den Vergleich mit mancher königlichen Residenz nun so wenig scheuen, da es einestheils so reich an Prachtgebäuden der Vorzeit, anderntheils die Banlust von Tag zu Tag in einer kaum glaublichen Progression zunimmt, so daß es keine Nebensart ist, wenn man sagt, es ersteben mit jeder Woche neue wenläufige Gebäude, deren innere Dekoration nicht hinter dem stattlichen Aeußern zurückbleibt. Die Gemächer der Vornehmen und Reichen werden wenigstens alle fünf bis sechs Jahre, bei manchen in noch kürzerem Zeitraume neu dekorirt. Tapeten mit Goldleisten, wie sie eben die Mode des Tages verlangt, bedecken die Wände, kostbare Teppiche zum Theil die spiegelglatten Parkette, auf welchen der „Landjunker zum Erstenmal in der Residenz“ auszugleiten und sich die Nase blutig zu schlagen riskirt. Das theure Ameublement nach dem letzten Geschmacke ist malerisch gruppirt, Blumentische und Vasen, Bilder und Kupferstiche, Servanten mit und ohne Glasthüren, mit Silber und Glas, dem feinsten Porzellan und allen Gattungen von Rococo ausgestattet, sind an den Wänden zu sehen, und reichfaltige Vorhänge und Draperien verhüllen Fenster und Alkoven. Minder bemittelte Privatpersonen liefern freilich nur ein Diminutiv dieser Luxusbilder, und begnügen sich statt der Tapeten grobentheils mit gemalten Wänden; doch wird kein neues Haus gebaut ohne Parkette, und selbst viele gebiete Fußboden werden mit Wachs eingelassen und gebohnt. — Nicht minder kostspielig als die Zimmerdekorationen und sehr zahlreich sind die Equipagen in Prag. Vom hohen Adel schicken manche jährlich ihre Stallmeister nach England, um Wagen- und Reitpferde einzukaufen. Auch unter den gewerbtreibenden Klassen, zumal den Müllern und Bierbrauern, ist die Zahl der Equipagen sehr zahlreich; nur sind die Rosse hier eine Art von Amphibien, welche die Woche hindurch Getreidesäcke und Bierfässer kutschiren, und erst am Sonntage, als Luxuspferde maskirt, auf der Promenade erscheinen. — In Bezug auf die Tafel haben sich allerdings die lange wierigen und geschmacklosen Stomanfereien verloren, bei welchen sich der Tisch unter der Last der Braten bog; an ihre Stelle ist eine exquisite Tafel getreten, deren Prolog die Entremets und Assietten bilden, nach deren Zahl eigentlich der Rang seiner bemessen wird, und Jemand äußerte sich einmal, bei einem hohen Gastmahl müsse der Gast satt seyn, ehe das Rindfleisch aufgetragen werde. Den Epilog dagegen macht das Dessert, geschmackvolle Gruppen von französischen Confituren; Salzen und Eis werden in farbigen Kugeln und den mannigfaltigsten Gestaltungen von Thieren, Blumen und Früchten serirt. Nebst dem gewöhnlichen Tischwein, welcher in vielen Häusern schon aus Mosel- und Rheinwein besteht, werden die feinsten französischen und spanischen Weine hors ungereicht, und ein Diner ohne Champagner ist heutzutage ein non ens. — Einen großen Luxusartikel machen gegenwärtig die Cigarren aus, welche, zur Verzweiflung aller Pfeifenschneider und Silberarbeiter, ein unentbehrliches Attribut der männlichen Fashion geworden sind, so zwar, daß es ohne Ausnahme mauvais genre ist, außer seinen vier Pfählen aus einer Pfeife zu rauchen, und wäre es der brillanteste Meerschaumkopf, um hohen Preis erkauft. Diese Verminderung des Pfeifenluxus, welche meist nur noch gekauft werden, wenn man Jemand ein kostbares und doch scheinbar anspruchsloses Geschenk machen will, könnte leicht zu dem Fehlschlusse verleiten, das Tabakrauchen sey minder kostspielig als in frühern Zeiten, was jedoch keineswegs der Fall ist, da die guten Cigarren in ziemlich hohen Preisen stehen. Manche Tabakgourmands kaufen nur Cigarren zu 120 Gulden das Tausend, und billigere als das Tausend um 40 bis 50 Guls den kann kein Herr von gutem Tone rauchen, welcher — was die Kostbarkeit dieses Raumstoffes noch erhöht — unerlässlich lichte Glacebandschuhe dazu anlegen muß, wenn er auf der Promenade oder wo immer den Vorübergehenden seinen blauen Dunst vormacht. Diese Stimmstengel sind übrigens die Verzweiflung der Schildwachen und Polizeimänner; denn da das Rauchen auf den Straßen verboten ist, so kennte die und da eine kostbare Pfeife fatalisch gemacht werden und der Uebertreter des Gesetzes mußte Strafe zahlen, während die werthlose Cigarre weggeworfen wird. Man sagt, daß viele Wachen aus lauter Verdruß nachsichtig werden. — Was die Toilette der Herrn und Damen betrifft, so würde es sonst Monate, ehe eine Mode von London und Paris, ja selbst von Wien zu uns herüber kam, jetzt bringt sie die nächste Post. Bei den Männern waren zwar in den letzten Jahren die Veränderungen von keiner großen Bedeutung, die plötzliche Revolution des Fracks ausgenommen, dessen Schoß im letzten Karneval aus dem Schwalbenschweif plötzlich so in die Breite gegangen ist, daß sich die alten Herrn dabei an die goldene Zeit ihrer Jugend und die Jurocpaletz erinnern, doch wird breitet sich diese Variation noch sehr mäßig, wie denn überhaupt die Zahl der Lions von der strengen Observanz (die lieber jedes andere göttliche und menschliche Gebot übertreten, als gegen die Gesetze der Göttin Pandora fehlen würden, und streng und genau erwägen, welche Handschuhe, Pantalons, Quäker, Gehrock, Frack u. s. w. für Morgen, Mittag und Abend, für Promenade, Diner, Soiree, Theater und Ball passen) nicht sehr zahlreich sind; im Gegentheil kommt es den jungen Herrn Prags nicht darauf an, aus den Toilletten der verschiedenen Tags- und Jahrszeiten ein Justo milieu zu bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 19. Oktober 1841.

Die Lieb mit Augen anzuſehen,
Mag man ein Himmelreich verjehen;
Die Lieb zu fühlen in dem Herzen,
Iſt fühlen ſelbſt der Hölle Schmerzen.
Rudolf Wecherlin.

Spaniſche Volkslieder.

Im Versmaße des Originals übertragen.

Mui graciosa es la doncella.

O wie lieblich iſt das Mädchen,
Wie ſo ſchön und voll von Anmuth!

Gib mir Auskunft doch, o Schiffer,
Der du lebſt auf deinem Schiffe,
Ob das Schiff und ſeine Segel,
Ob die Sterne wohl ſo ſchön ſind?

Gib mir Auskunft doch, o Ritter,
Der du dich in Waffen kleideſt,
Ob das Roß und ob die Rüſtung,
Ob die Schlachten wohl ſo ſchön ſind?

Gib mir Auskunft doch, o Hirte,
Der du deine Heerden weideſt,
Ob die Heerden, ob die Thäler,
Ob die Berge wohl ſo ſchön ſind?

De dentro tengo mi mal.

Tief im Herzen trag' ich Pein,
Muß nach außen ſtille ſeyn.

Vor der lauten Welt verhehle
Meine ſüße Klag' ich dicht,
Und es fühlt ſie nur die Seele,
Denn der Leib verdient ſie nicht.
Wie der Funke frei und licht
Sich verbirgt im Kieſelſtein,
Trag' ich innen tief die Pein.

Estrano humor tiene Juana.

Seltſam iſt Juana's Weiſe;
Wenn ich ſteh' in Traurigkeit,
Wenn ich ſeufz' und ſage: heut,
„Morgen," ſpricht ſie leiſe.

Trüb' iſt ſie, wenn ich mich freue,
Luſtig ſingt ſie, wenn ich weine,
Sag' ich, daß ſie hold mir ſcheine,
Spricht ſie, daß ſie ſtets mich ſcheue.
Solcher Grauſamkeit Beweiſe
Brechen mir das Herz in Leid;
Wenn ich ſeufz' und ſage: heut,
„Morgen," ſpricht ſie leiſe.

Heb' ich meine Augenlieder,
Weiß ſie ſtets den Blick zu ſenken,
Um ihn gleich emporzulenken,
Schlag' ich auch den meinen nieder.

Digitized by Google

Wenn ich ſie als Heil'ge preiſe,
Nennt ſie Dämon mich im Streit,
Wenn ich ſeufz' und ſage: heut,
„Morgen," ſpricht ſie leiſe.

Sieglos heiß' ich auf der Stelle,
Rühm' ich meinen Sieg beſcheiden;
Hoff' ich auf des Himmels Freuden,
Prophezeit ſie mir die Hölle.
Ja, ſo iſt ihr Herz von Eiſe:
Säh ſie ſterben mich vor Leid,
Hörte mich noch ſeufzen: heut,
„Morgen," ſprächʼ ſie leiſe.

Mialma mala se para.

Meine Seel' in Schmerz befangen
Muß im Zwiſt noch untergehn,
Wenn ſich ſo entgegenſtehn
Schamesröthe auf den Wangen
Und im Herzen das Verlangen.

Liebe treibt mich, daß ich's ſage,
Scham hält mich zurück am Kleide,
Liebe treibt mich, daß ich wage,
Scham will, daß ich ſchweig' und leide;
So, daß wenn dieß ew'ge Bangen
Keck nicht endet ein Entſchluß,
Rettungslos mich tödten muß
Schamesröthe auf den Wangen
Und im Herzen das Verlangen.

Todos duermen, corazon.

Alles ruht in Schlaf verſenkt,
Herz, nur du wachſt ſtill gekränkt.

Denn, der dich bedrückt, der Kummer
Scheucht von deinem Bett den Schlummer,
Während dein Gemüth in ſtummer
Sorge ſeiner Liebe denkt.

Ven muerte tan escondida.

Komm, o Tod, von Nacht umgeben,
Leiſe komm zu mir gegangen,
Daß die Luſt, dich zu umfangen,
Mich zurück nicht ruf' in's Leben.

Komm ſo, wie der Blitz uns rühret,
Welchen kein Geräuſch verkündet,
Bis er plötzlich ſich entzündet,
Und den Schlag gedoppelt führet.

Alſo ſeyſt du mir gegeben,
Plötzlich ſtillend mein Verlangen,
Daß die Luſt, dich zu umfangen,
Nicht zurück mich ruf' in's Leben.

Alguna vez.

Endlich einmal,
Gedanke mein,
Wirſt ruhig ſeyn.

Läßt Liebesglut
Dich ſtill nicht werden,
In fahler Erden
Da ſchläfſt du gut.
Dort ohne Liebe
Und ohne Pein
Wirſt ruhig ſeyn.

Was du im Leben
Nicht haſt gefunden,
Wenn es entſchwunden,
Wird dir's gegeben.
Dann ohne Wunden
Und ohne Pein
Wirſt ruhig ſeyn.

Si dormis doncella.

Und ſchläfſt du, mein Mädchen,
Auf, öffne du mir,
Denn die Stund' iſt gekommen,
Da wir wandern von hier.

Und biſt ohne Strümpfe,
Zieh keine dir an,
Durch reißende Waſſer
Geht unſere Bahn,

Durch die tiefen Gewäſſer
Des Quadalquivir;
Denn die Stund' iſt gekommen,
Da wir wandern von hier.

Emanuel Geibel.

Das Mittelalter am Genferſee.

(Fortſetzung.)

So war der Glanz dieſes Hauſes mehrere Jahrhunderte hindurch geſtiegen, und ſeinen Höhepunkt

Digitized by Google

erreichte er unter Philibert dem Schönen und in den erſten Regierungsjahren Karls III. Unter dieſem Herzog von Savoyen ward die Macht der Barone von Yvoire am bedeutendſten, denn in ſeinem Kampf mit Genf trug ihnen Herzog Karl III. auf, dieſer Stadt die zur See kommenden Lebensmittel abzuſchneiden und ſie dadurch auf's Aeußerſte zu bringen. Da aber kam der Berner Bär Genf zu Hülfe. Bei Morges ſtanden zwar die Truppen des Herzogs Karl III., ſie warteten aber die Ankunft der Berner nicht ab, ſondern flüchteten über den See nach Thonon, durch das Faucigny nach ihrem Piemont. Die Berner drangen unaufgehalten vor und Herzog Karl verlor in wenigen Tagen Waad und faſt ganz Savoyen. Das kleine Chablais konnte ſich gegen die Uebermacht nicht halten. Um der Plünderung zu entgehen, ſandte das Land Deputirte an den Bernifchen General Nägeli in Genf, ſeine Unterwerfung anbietend. Sie wurde angenommen und dagegen dem Lande die Erhaltung ſeiner Freiheiten zugeſagt.

Humbert von Yvoire war auf dem See geblieben, theils um die Truppen von Morges nach Thonon überzuſchiffen, theils um durch ſeine wohlbewaffneten Galeeren den Bernern den Uebergang in's Chablais zu ſperren. Er hatte daher dem Herzog nicht folgen können, wie viele andere Adelige. Er blieb auf ſeinem Schloß Yvoire und mußte dem General Nägeli huldigen, der in Thonon ſeine Reſidenz aufſchlug. Ihm wurden ſeine zwei bewaffneten Galeeren abgenommen, und mit einer derſelben nahmen die Genfer Schloß Chillon. Dieß alles verurſachte dem Mann vielen Kummer, zumal er ſah, wie faſt das ganze Chablais, von den Bernern gezwungen, proteſtantiſch wurde. In Yvoire ſelbſt waren die Heiligenbilder aus den Kirchen geriſſen und andere ketzeriſche Gräuel verübt worden. Der Baron konnte dieß Alles nicht ertragen und ſtarb, erſt vierzig Jahre alt. Er hinterließ nur einen fünfjährigen Sohn, Johann von Yvoire, zudenannt mit der eiſernen Hand. Von deſſen anziehendem, vielfach bewegtem Leben möge Einiges aus einer Handſchrift jener Zeit hier ſtehen.

Johanns Mutter war eine kluge und fromme Frau, die mit einem Kaplan dem feurigen Knaben das Bischen Erziehung gab, wie es damals Brauch war. Wie Alle ſeines Geſchlechts, ding er leidenſchaftlich am See, und nichts ging ihm über die Volksſage der Gegend, die ſeinem Geſchlecht auf dem Leman beſondere Bedeutung gab. „Einſt," ſo heißt es, „ſtieg der König der Berge zum See hernieder, deſſen Waſſer ruhig, blau und eben waren wie der Fußboden einer Kirche; dabei ſagte er freudig: „Ich möchte mich wohl auf dieſer ſchönen Ebene ergehen." — „Herr, dieß wäre eben nicht ſchwer," rief Niton von Yvoire, der vor ihn trat; „ich habe, um auf dem Waſſer zu gehen, eine bequeme Barke gezimmert und daran zwei Flügel befeſtigt." — „Gut, ich will in deine ſchwankende Schaale treten," ſagte der mächtige Monarch, „und wenn du mich auf das andere Ufer bringſt, ſo gebe ich dir die Herrſchaft über dieſes durchſichtige Waſſer, über dieſen ſchönen See, in dem ſich die grünen und weißen Berge ſpiegeln." Niton ruderte den König an's andere Ufer, und dem Herrn gefiel das Schaukeln auf den blauen Wellen ſo wohl, daß er auch wieder mit Niton zurückkehrte und am Felſen von Yvoire ausſtieg. Da ſagte er: „Ich gebe dir dieſen Felſen, um dein Schloß darauf zu bauen; baue Schiffe, ſo viel du willſt, und alle, die auf dem See fahren, ſollen dir untergeben ſeyn." Niton baute nun den großen viereckigen Thurm, warf große Felsblöcke in den See, um einen Hafen zu bilden, baute Barken, und wurde des Waſſers Herr; ohne ſeine Erlaubniß konnte kein Kahn darauf fahren. Als Niton ſtarb, wurde er ein Heiliger; man baute ihm Kapellen und errichtete ihm Bilder mit langem, wallenden, fluthartigen Bart, in einer Hand das Kreuz, in der andern ein Ruder. Niton iſt ſchon lange im Paradies, er kommt aber oft auf die Erde, um ſeinen ſchönen See zu beſuchen. Wenn ſich Abends die viele Meilen fernen Schneeberge in der Fluth ſpiegeln, ſieht man Nitons Bart auch in den Wellen."

Dem Lernen und Sitzen abgeneigt, war Johann faſt immer auf dem Waſſer, wenn er nicht kleine Kähne machte, um ſie wieder zu zerſchlagen und von Neuem zu beginnen. Am liebſten war er im Sturm auf dem Waſſer, wo ſeine kleinen Hände die Ruder ſchon mit Kraft gegen aufgeregte Wogen führten. Da half alles Verbieten und Strafen der Mutter nichts. Alle Knaben von Yvoire mußten mit ihm hinaus auf den See. Er war gut, unerſchrocken, abenteuerlich und unzähmbar. Seine Mutter und viele Einwohner der kleinen Stadt waren katholiſch und voll Anhänglichkeit an das ſavoyiſche Herzogshaus geblieben. Die kleine Stadt wurde nach und nach von den Bernern überſeden und vergeſſen, weil die Einwohner wenig Verbindung mit dem innern Land hatten. Der junge Baron beſuchte nur die adelichen Familien am See, die auch den Bernern nicht ergeben waren, und die im Gemüth des jungen Menſchen den Sinn der Unabhängigkeit erhielten. So ging er oft zu den Coudre's, den Allinges und den Blonay's; am liebſten aber war er bei den Baronen von Coſſonay auf dem Schloß Prangins, denn da lebte das anmuthige Fräulein Amée, der Jean d'Yvoire ſchon als Knabe ſehr zugethan war.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

(Fortsetzung.)

Mode. — Lokalitäten.

Die Sporen, welche vor etwa einem Vierteljahrhundert das Hauptattribut aller jungen Herrn ausmachten, die eine weeer militärisch oder imposant aussehen wollten, sind nicht allein aus der Mode gekommen, sondern im vollen Sinne des Wortes obsolet geworden. Niemand trägt Sporen, wenn er nicht zu Pferde sitt, und selbst die Kavallerieoffiziere aus guten Familien legen sie ab, sobald sie Civilkleider anziehen. Wenn man noch die und da einen Gespornten erblickt, so ist das gewöhnlich ein Herr vom Lande, was sich auch durch das anderweitige verspätete Costüm kund gibt. Als Surrogat der Sporen ist das Schnurrbärtchen an deren Stelle getreten, das allerdings ein jugendliches Anstig recht gut kleidet; aber nur wenige der Fashionabeln begnügen sich mit dieser ungarisch nationellen Zierde, und der „Collier grec" ist bei fruchtbarem Haarboden gewöhnlich der Begleiter des Schnurrbartes; Manche aber lassen sogar alle Haare von der Nase bis zur Gurgel unrasirt und gleichen damit den Männern des Waldes. — Genauer nehmen es in dieser Hinsicht die Damen, deren Toilettenmetamorphosen so mannigfaltig und zahlreich sind, daß ein Ovid unserer Zeit Jahr ein Jahr aus schreiben dürfte, ohne jemals fertig zu werden. Eine eigene Gattung von Eleganten bieder Geschlechter, die aber unter den Herrn in zahlreicheren Exemplaren vorkommt, begnügt sich nicht damit, die Moden zu tragen, wie sie uns London, Paris oder Wien zusenden, sondern sucht sie aus eigener Phantasie zu verdeffern und auszuschmücken. Vorzüglich gefallen sich diese Reformatoren des modernen Costüms in dunkem Farbenglanze der Gewänder und vielen und glänzenden Knöpfen, und verschmähen es in kühner Genialität, sich dem Zwange der Jahrsgeiten zu fügen, deren Attribute sie in romantischer Verwirrung zusammenmischen. Sie prangen z. B. vom März bis zum November in Sommerpantalons, und nicht selten sieht man einen ihrer Koryphäen selbst in den Hundstagen mit Sammtrock und Strohhut, oder in weißen Modesten und einem Makintosh von Kautschuk. — Ich habe absichtlich den Ausdruck Tracht vermieden und nur von Kleidung gesprochen, da sich selbst bei den unterstten Klassen bloß in den entfernteren Grenzgebieten von Böhmen noch eine Volkstracht erhalten hat, von welcher in der Nähe der Hauptstadt nur noch wenige Spuren bei den Alten übrig geblieben sind. — Vor einigen Jahrzehnten zeichnete sich die niedere Bürgerwelt Prags noch durch eine eigene Kleidertracht von den höhern Klassen aus; zumal waren die Goldbauben, faltige Röcke und Korsett ein charakteristisches Merkmal, und ein langes Kleid oder Salappe war das Zeichen, daß ein Frauenzimmer von höherem Stande sey, oder sich in denselben einzdringen wolle. Heutzutage verbreitet sich bei beiden Geschlechtern jeder Kleiderschnitt zugleich in allen Ständen, und der Unterschied besteht meist nur in den gewählten Stoffen, Geschmack und Haltung der Personen, die dieß oder jenes tragen. Und selbst auf dem Lande bemerkt man die bedeutendsten Metamorphosen in der Kleidung der Bewohner. Die jungen Leute in den Dörfern und Flecken (von Landstädten gar nicht zu sprechen) haben längst die slavische Schafspelzmütze gegen einen Filzhut von der vorletzten oder vorvorletzten Mode vertauscht; ein Spenzer von Wollsammt, mitunter schon ein Frack, begleitet die Tuch- und Zeuchpantalons, die sich bisweilen schon mit Strupfen um die spitzen Stiefeln schlingen. Sogar die Vatermörder und Chemisetten sind, seit sie in der Stadt ihr Ansehen verloren haben, auf das Land gewandert. Bei den Frauen hat sich nur das madonnenartige Kopftuch, in seltenen Fällen das mit Gold- und Silberdrotten besetzte Stoffmieder erhalten. Gewöhnlich trägt das ganze weibliche Geschlecht städtische Korsets, und sehr häufig werden schon Negligéhäubchen erblickt.

Ein Beweis, wie sehr das Interesse der Reisenden an der uralten Königsstadt Prag zunimmt, ist der Umstand, daß (trotz der größern und kleinern Beschreibungen von Schnitzky, Glatzisky, Schiesser und Rennold) von Gerle's „Prag und seine Merkwürdigkeiten" bei Borrosch und Andre die vierte ganz umgearbeitete, und bei Gottlieb Haase's Söhnen von Kunstadt's „Führer durch Prag" die zweite Auflage erschienen ist, durch theilweise Umarbeitung und zahlreiche Zusätze vermehrt, unter welchen letztern ein Ueberblick der Geschichte Prags und eine gedrängte Uebersicht der Theater- und musikalischen Zustände vorzüglich anzuführen sind. Die Veränderungen, welche mit dem Gerle'schen Werkchen vorgenommen worden, bestehen vorzüglich darin, daß alle öffentlichen Sammlungen, Anstalten für Wissenschaft, Kunst, Wohlthätigkeit und Gemeinwohl, Spaziergänge u. s. w., welche seither eigene Abschnitte bildeten, in die topographische Beschreibung der Stadt gezogen sind, wodurch manche Wiederholung vermieden und die Kürze und Präzision sehr befördert wird, und das alphabetische Sach- und Namenregister am Schlusse des Büchleins erhöht dessen Brauchbarkeit sehr. Viele Gegenstände, welche den Fremden nicht unmittelbar angehen, sind ganz ausgelassen; doch scheint der Verfasser hierin etwas zu weit gegangen zu seyn, so ist z. B. das Kapitel „Lage, Seehöhe und Umfang" zu sehr verkürzt, und die „Physiognomie und Ansichten der Stadt" ganz ausgelassen. Was kleinewegs zu billigen seyn dürfte. Das „historische Vorwort" ist ganz umgearbeitet, ergänzt, wo etwas fehlte, Unrichtigkeiten verbessert, und doch so kurz gehalten, daß es nur 15 Seiten einnimmt. Das Panorama von Prag, welches die dritte Auflage schmückte, ist weggelassen, dagegen der Plan neu und trefflich gearbeitet. — Der bei den Gebrüdern Frantek erscheinende 21e Jahrgang des Carlsbader Unterhaltungsblattes für die Badesaison 1841 hat vor dem ersten (welcher bereits gute Hoffnungen erregte) große Vorzüge voraus. Doktor de Carro sagte über jenen: „Meist einer großen Zahl Anständiger gingen aller Art, von denen mehrere französisch und englisch sind, enthält es verschiedene, meist sehr gut gearbeitete Aufsätze aus dem Gebiete der Topographie, Statistik, Geschichte, Medizin, Geologie, Mineralogie, Botanik, Theater, Musik und Dichtkunst; kurz, dem Blatte ist nichts, was nur immer unser Publikum interessiren könnte, fremd geblieben." Wenn nun jener Jahrgang sich fast nur ausschließend mit Carlsbad selbst beschäftigte, so haben die Herausgeber mit dem Beginne des zweiten den ursprünglichen Plan bedeutend erweitert, nicht allein Allgemeines über das Wesen der Bäder, besonders nach Reiseberichten und andern Quellen, sondern auch belletristische Artikel, Gedichte, Novellen, Erzählungen und Reiseskizzen (Originale und Uebersetzungen) hineingetragen und dem Ganzen durch eine Beilage, welche eine Badeliste der übrigen böhmischen Hauptkurorte (Teplitz, Marienbad und Franzensbad) enthält, ein besonderes Interesse für die Kurgäste ertheilt, die in der Regel gern wissen, welche ihrer Bekannten etwa ein anderes böhmisches Bad besuchen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. Oktober 1841.

— Let us devise the surest way,
To hide us from pursuit, that will be made
After our flight. Now go we in content,
To liberty, and not to banishment.

Shakespeare.

Die Fee Langeweile.

Ein Mährchen von A. v. Sternberg.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten eine wunderschöne Tochter, welche von einem armen, heruntergekommenen Prinzen geliebt wurde. Dessen Reich war bei den Juden versetzt, und es war ihm nichts übrig geblieben, als ein ganz kleiner Meierhof, auf dem er wie ein Bauer lebte. Da er aber ein hübscher junger Bursche war und dabei immer guter Laune, so kümmerte ihn sein versetztes Reich wenig; er sang lustige Lieder, molk seine Kühe selbst und zog bei dem ersten Morgenstrahl auf's Feld, um den Pflug zu handhaben. Dieß hätte sehr lange so fortgehen können, wenn sein Geschick ihn nicht in die Nähe der schönen Königstochter gebracht hätte. Nun war es mit seiner Ruhe und Munterkeit auf einmal aus. Er wurde ein Kopfhänger, und statt seine Kühe zu melken, machte er Verse, statt hinter'm Pflug zu gehen, fing er an in Wasserfarben zu malen, und zwar malte und besang er nur immer Einen Gegenstand, die Prinzessin Pepi.

Eines Morgens entschloß er sich kurz, dem alten König seine Aufwartung zu machen und ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten, und zugleich ihm die Beweise vorzulegen, daß seine Vorfahren einst ein weit größeres Reich besessen, als das, welches der alte König, Pepi's Vater, beherrsche. „Das ist Alles sehr möglich," entgegnete ihm der König; „allein Sie, mein Prinz, besitzen gegenwärtig nichts, und bevor Sie nicht Ihr Königreich wieder einlösen, verbitte ich mir jede Zumuthung einer Verwandtschaft mit meinem Hause."

Dabei blieb's, und der arme Pepos, so hieß der Prinz, hätte alle Hoffnung aufgeben müssen, hätte er nicht zum Glück einen mächtigen Beschützer gehabt, dessen Hülfe er jetzt anzusiehen beschloß. Dieser Protektor war nichts Geringeres als ein Genius, der dem Hause des heruntergekommenen Prinzen anhing und demselben bereits viele und große Beweise seiner Freundschaft gegeben hatte. Schon Pepos Vater hatte bei seinen Verschwendungen öfters von ihm, zwar keine Vorschüsse, aber heilsame Rathschläge erhalten; da diese aber nicht gefruchtet, so war der Genius böse geworden und lange Zeit völlig unsichtbar geblieben. Auf den ersten Ruf des Prinzen erschien er aber und fragte nach dessen Begehr. „Du weißt, hülfreicher Geist," hob Pepos an, „daß ich bis jetzt deines Beistandes nicht bedurft habe. Zufrieden mit dem, was ein räuberisches Geschick mir gelassen, lebte ich meine Tage in sorglosem Frieden dahin, bis ich sie kennen lernte. Ich will dich mit Schilderung meines trostlosen Zustandes nicht belästigen; mache nur, daß ich in den Besitz des vollkommensten Weibes,

Digitized by Google

das je gelebt hat, gelange, und ich will, so lange ich lebe, nie wieder mit einem Wunſche dich plagen." — „Entführe ſie!" rief der Genius. — „Das iſt bald geſagt," entgegnete der Prinz; „aber wohin? Wird der mächtige König, ihr Vater, nicht überall hin uns verfolgen? Werden wir ſeiner Rache entgehen können?" — „Laß mich ein wenig nachdenken," ſprach der Genius. „Meine Macht iſt leider ſehr gering; auch darf ich mich nicht von dem mir angewieſenen Poſten entfernen, ſonſt würde ich euch auf der Flucht ſelbſt begleiten. Allein ich habe eine mächtige Verwandte, die in dieſer Gegend wohnt; an dieſe will ich euch weiſen." — „Wie heißt ſie?" — Der Genius unterdrückte ein leiſes Gähnen und ſagte dann: „Sie heißt die Fee Langeweile." Damit verſchwand der Genius.

Noch in derſelben Nacht entführte der Prinz die Prinzeſſin glücklich, und Beide flohen dem Gebirge zu, wohin der Wegweiſer des Genius, der ſich zur rechten Zeit eingeſtellt hatte, ſie führte. — Bei den erſten Strahlen der Morgenſonne zeigte er ihnen eine freundliche Landſchaft mit einem Palaſte auf einer Anhöhe und ſagte: „Da wohnt die Fee, die ihr ſucht. Sie iſt eine freundliche, liebevolle Dame und wird euch gut aufnehmen. Sobald ihr das Thor dieſes Gitters öffnet, ſeyd ihr in ihrem Schutz." — „Warum tritſt du nicht mit uns ein?" fragte der Prinz. — „Der Himmel bewahre mich davor!" entgegnete der Wegweiſer und entſchlüpfte ſchnell.

Der Prinz und die Prinzeſſin blieben unſchlüſſig vor dem Gitter ſtehen. Die Gegend, wohin ſie gewieſen wurden, ſah ſo friedlich aus, das Luſtſchloß lag ſo offen da, das Thor im Gitter war unverſchloſſen. Welchen Schutz konnten hier die Verfolgten erwarten? Und dann die freundliche, liebevolle Dame, wen mochte oder konnte die ſchützen?

Indem ſie noch ſo ſtanden, hörten ſie Inſtrumente ſtimmen, Geſang ertönte, Verſe wurden recitirt, Alles auf den Terraſſen und in den anmuthigen Laubgängen des Gartens. Man ſah im Gebüſch verſchlungene Paare auf und ab gehen und tanzende Gruppen waren auf einer ſchönen Wieſe verſammelt. — „Nein," ſagte der Prinz, „dieſe Leute ſchützen uns nicht. Es wäre Unſinn, unſer Schickſal ihnen anzuvertrauen. Laß uns weiter fliehen." Sie wandten ſich rechts und gelangten bald in eine wilde, rauhe Gegend, wo Fichten emporſtarrten und Waſſerfälle ſich von den Felſen ſtürzten.

Ein Haufe gewappneter Krieger kam ihnen entgegen, und ihr Anführer, ein trotziger junger Held, gab ſich ihnen als einen Königsſohn zu erkennen, deſſen Vater ein unermeßlich weites Gebiet beherrſchte. Prinz Pepos ſchloß ſogleich mit dem tapfern Krieger ein Freundſchaftsbündniß, und dieſer verſprach, ihn und ſeine Braut aufs Beſte zu ſchützen. Nicht lange, ſo fand ſich dazu Gelegenheit; aber der junge Held war leider nicht im Stande, Wort zu halten. Der alte König ſchlug den fremden Prinzen, nahm ihn gefangen, und deſſen Vater mußte, um ihn wieder auszulöſen, Pepos und Pepi ausliefern. Sie wurden in's Gefängniß geworfen, aus dem ſie jedoch mit Hülfe des Genius Mittel fanden, zu entſchlüpfen.

Zum zweitenmale befanden ſie ſich jetzt auf der Flucht und wieder in der Nähe des Palaſtes der Fee. Hier hatte ſich nichts verändert; immer noch die tanzenden Gruppen, die friedlichen Spaziergänger und das Geſumme der Verſe und Lieder. Dießmal war keine Zeit, zu überlegen; die Verfolger waren dicht hinter ihnen, und ſomit öffnete der Prinz ſchnell das Thor und trat mit der Geliebten hinein.

Gleich vorn im Graſe lag ein Gärtnerburſche. „Wo geht der Weg zum Palaſt?" fragte der Prinz. Der Burſche ſchien wie aus dem Schlaf zu erwachen, hob träge eines ſeiner Beine auf und zeigte damit die Richtung des Weges, ohne ein Wort zu ſprechen. — Pepos und Pepi gingen weiter. Der Garten war ſehr anmuthig; die Gänge und Gebüſche, die Baumpartien und Blumen wiederholten ſich in derſelben ſchönen Folge; da gab es lange Bogengänge, die bis in's Unendliche hinausliefen, andere, die mit einem kleinen Tempel oder mit einer abgebrochenen Säule endeten. Das einzige, was etwas ſtörend auffiel, war, daß das Laub der Bäume nicht ganz friſch, der Raſen nicht in glänzender Färbung erſchien, und daß die Blumen ein Anſehen hatten, als wären ſie gezwungen worden, mehrere Nächte zu wachen.

(Schluß folgt.)

Das Mittelalter am Genferſee.

(Fortſetzung.)

Als Jean d'Yvoire fünfzehn Jahre alt war, zählte Amée nur zehn, hatte ihn jedoch ſchon ſehr lieb, ſo daß ſie ſich zweimal von ihm über den See nach Yvoire entführen ließ. Gleich darauf aber kam ihr viel älterer Bruder, der den Bernern ſehr ergebene Baron Coſſonay, mit des Mädchens Vormund, um ſie zurückzufordern. Dabei wurden ſo bittere Worte gewechſelt, daß Yvoire den Baron nach damaliger Sitte zum Zweikampf auf dem Waſſer forderte. Sechs Mann in jedem Kahn ruderten da mit aller Gewalt gegen einander; die Streitenden ſtanden darin am Vordertheil und ſuchten ſich mit ihren Lanzen in's Waſſer zu werfen. Coſſonay zog gegen den jungen Triton von Yvoire den Kürzern; dieſer

Digitized by Google

ſtieß ihn gleich im erſten Gang in's Waſſer, aus dem er nur mit Mühe gerettet wurde. Dieß verdroß ihn ſehr, und nie konnte er es ſeinem viel jüngern Gegner verzeihen.

Als Yvoire alter wurde, machte er es gerade wie ſein Großvater und ſein Vater, und wenn, was häufig geſchah, etwas nicht nach ſeinem Kopf ging — denn die Berner ließen nicht mit ſich ſpaßen — ſo rächte er ſich an den Genfer und Bernichen Handelsſchiffen.

In Yvoire aber ging es immer hoch her, ein Bankett und eine Gaſterei folgte der andern. Der ganze ſavoyiſche Adel auf zehn Stunden in der Runde war oft auf dem Schloß, und da wurde nichts geſpart. Die Baronin Mutter that ihr Möglichſtes, dieſer Verſchwendung Einhalt zu thun, aber umſonſt. Es war, als ſeyen die Tage von Philibert und Karl III. mit allem damaligen Fremden- und Feſttaumel zurückgekehrt. Dieß konnte aber nicht lange dauern. Bald kamen die Kaufleute und Wucherer und wollten bezahlt ſeyn. Sie klagten in Bern gegen den Baron, und da galten die alten ſavoyiſchen Adelsprivilegien nicht mehr. Bei einer jener Schmauſereien erhielt er durch einen Eilboten die Nachricht, daß ein Kommiſſar von Bern unterwegs ſey, ihn in ſeinem Schloſſe auszupfänden. Als gegen Abend alle Gäſte fort waren, ließ er ſein ſchönſtes Schiff auf's Herrlichſte ausſchmücken, eben ſo mußten die vier-und-zwanzig Ruderer ihre beſten Kleider anziehen, er ſelbſt aber legte ſeine ſchönſte und reichſte Rüſtung an. So wurde ſchnell über den See gerudert, denn er wollte Schloß Prangins noch vor Nacht erreichen. Seine Bitte um Fräulein Amées Hand wurde aber von ihrem Bruder, dem Baron Coſſonay, ſchnöde zurückgewieſen, weil ſeine unmündige Schweſter bei ihrer unverſtändigen Neigung zu Yvoire nicht gehört werden könne. Der Hauptgrund dieſer Verſagung war aber des Bruders Abſicht, das große Vermögen ſeiner Schweſter in Handen zu behalten. Alle Bemühungen Yvoires, auch nur auf einen Augenblick Amée zu ſehen, waren vergeblich; man hielt ſie ſorgſam verſteckt, und bei eingebrochener ſtürmiſcher Nacht fuhr er wieder zurück, bleich vor Wuth. Mit Mühe rang ſich das große Schiff durch die aufgeregten Wellen, und erſt gegen Morgen kamen ſie wieder zu Hauſe an. Sein nächſtes Geſchäft war, dürres Reis in das Schiff tragen zu laſſen und es dann anzuzünden. Als das ſchöne Schiff in hellen, bunten Flammen ſtand, beſtieg er in voller Rüſtung ſein Roß und ritt mit Aubert, ſeinem treuen Knappen, von dannen in die weite Welt.

Lange Jahre hindurch hatte Johann von Yvoire nichts von ſich hören laſſen. Indeſſen war er ſeinem unglücklichen Herrn, dem aus ſeinen Staaten verjagten Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, nach Spanien gefolgt, denn dieſer beſetzligte die ſpaniſche Armee; ſpäter aber war ihm Luſt zum Seedienſt gekommen, als Folge ſeiner frühern Anhänglichkeit an das Leben auf den Wellen. Auf der ſpaniſchen Flotte hatte er ſich oft gegen Franzoſen, Engländer und Holländer ausgezeichnet, ja, in der Schlacht von Lepanto auch gegen die Türken. In dieſem blutigen Seekampf verlor er durch einen türkiſchen Arthieb beim Entern den linken Arm und würde wahrſcheinlich zwiſchen zwei Schiffen zerquetſcht worden ſeyn, wenn ihm nicht ein früher erworbener mauriſcher Sklave das Leben gerettet hatte. Mit dieſem kehrte er nach langer Abweſenheit arm und verſtümmelt, aber nicht gebeugt und muthlos in ſeine Heimath Yvoire zurück, nachdem wenige Jahre vorher Friede zwiſchen Bern und dem Herzog von Savoyen geſchloſſen worden war, dem zu Folge das Waadland Bern verblieben, Chablais hingegen wieder an Savoyen herausgegeben werden ſollte.

Durch dieſen Frieden war allerdings das Schickſal jener Provinzen beſtimmt; vom Traktat bis zu deſſen Ausführung war es aber noch weit, ja ſie ſchien ſelbſt unmöglich, namentlich weil Savoyen die Beibehaltung des von den Bernern eingeführten proteſtantiſchen Glaubens hatte zugeben müſſen. Auch blieb noch manches andere ſchwankend, beſonders die Stellung Genfs zu Savoyen, weil Bern, aus Unzufriedenheit mit den harten calviniſchen Maßregeln, Genf mit Fleiß nicht in den Friedenstraktat eingeſchloſſen hatte. Ferner fragte es ſich um das Verhältniß zu Wallis, das unter dem Vorwand, Chablais vor dem Calvinismus zu ſchützen, das ihm trefflich gelegene Ober-Chablais mit der Stadt Evian in Beſitz genommen hatte. Der Herzog ſah mit Vergnügen Genf ſo bloßgeſtellt, denn er hatte ſeine alten Unterwerfungsprojekte nicht fallen laſſen. So verworrene Zuſtände ſchienen d'Yvoire günſtig zur Rückkehr in ſeine Heimath und zur Ausführung ſeines Plans, an dem der Herzog unzweifelhaft ſelbſt nicht ohne direkten oder indirekten Antheil bleiben würde. Der in der Schlacht von Lepanto verlorene Arm konnte den Baron nicht von neuen kriegeriſchen Unternehmungen abhalten; denn ein geſchickter Mechaniker in Sevilla hatte ihm einen ſo künſtlich aus Stahl verfertigt, daß er ihn trefflich im Kampf gebrauchen, ja mit ihm manchen Hieb auffangen konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, September.

Reformen in der Landwirthſchaft.

Große Calamitäten fördern die Fortſchritte der Kultur. Jänneſt hat ſich dieß auch bei uns bewährt. Vor einem Dezennium noch ſchimmerte unſere landwirthſchaftliche Induſtrie; von den rationellen Verbeſſerungen der neuern Zeit

Digitized by Google

waren noch nirgends Spuren zu gewahren. Unsere Landwirthe in allen Theilen des weiten Reichs begnügten sich, Empiriker zu seyn, und das von den Vorvätern ererbte System des einfachen Bodenanbaus mittelst der Dreifelderwirthschaft unverändert fortzusetzen. Erst die letzten Jahre haben uns aus diesem Schlummer geweckt. Die neuesten Zeitereignisse, die, wie in Allem, auch im bisherigen Gange des europäischen Kornhandels große Umwälzungen hervorbrachten, die Mißernte des Jahres 1855, die das ganze Reich so schrecklich heimsuchte, sich seitdem einigemal wiederholte und nach den neuesten Nachrichten auch in diesem Jahr sie südöstlichen Gouvernements bedroht, haben uns gezwungen, uns den neuesten landwirthschaftlichen Reformen des Auslandes anzuschließen. Viel geschieht jetzt bei uns überall zur Emporbringung der Landwirthschaft. Das Ackerauflösten erhält durch die immer allgemeiner werdende Einführung der Biersfelderwirthschaft, den verbesserten Wiesenbau, die Entwässerung und Austrocknung der vielen Sümpfe, die allmälige Urbarmachung unabsehbarer Steppen, an welchen Rußland noch so reich ist, an deren landwirthschaftliche Benutzung aber bis vor Kurzem kein Mensch dachte, eine ganz neue Richtung. Die meisten dieser Reformen gehen von dem Finanzminister, Grafen Cancrin, und dem Reichsdomänenminister, Grafen Kisselew, aus. Ersterer gab der Landwirthschaft bei uns die erste wissenschaftliche Grundlage; er suchte unsern Landwirthen zu beweisen, wie die Landwirthschaft keine bloße auf Generationen sich vererbende Empirik, vielmehr eine auf rationellen Prinzipien ruhende Wissenschaft sey; letzterer ist seit der Bildung seines jungen Ministeriums äußerst thätig, um die Wohlfahrt der seiner Verwaltung anvertrauten zwölf Millionen Kronbauern zu fördern, indem er sie mit den neuen Verbesserungen in allen Theilen der Bodenkultur bekannt macht. Hierauf sieht auch eine neue Schöpfung, die sich in seinem Ressort erhebt, nämlich die Organisation von fünf wissenschaftlichen Fermen, vorläufig in solchen Gouvernements, die wesentliche Verschiedenheiten im Klima, im Boden und in der Lebensweise der Bewohner darbieten. Eine wird im Norden des Reichs angelegt, eine zweite im Nordosten, eine dritte im Südosten, eine vierte im Centralreiche, die fünfte endlich im Südwesten. Als Verwalter dieser Fermen werden vorzugsweise solche junge Leute angestellt, die sich für dieses Fach auf den russischen Universitäten gebildet haben, und die dann zu ihrer völligen Ausbildung noch in's Ausland zu senden sind; ihnen werden die vollen Rechte der Kronbeamten, selbst mit Beziehung auf künftige Belohnungen, zugestanden. Die ausgebildeten Zöglinge werden nach Grundlage einer besonderz zu erlassenden Instruktion in Mitten der Kronbauern auf Musterwirthschaften, die allmälig sich zu erweitern sind, angesiedelt. Von ihnen sollen die sie umgebenden Bauern die bessern Kulturen erlernen. Wenn diese von der Regierung für die Kronbauern in's Leben gerufenen Bildungsmittel guten Erfolg haben, so werden die privaten Grundbesitzer in ihrem eigenen Interesse dem Beispiel der Regierung folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Prag, September.

(Schluß.)

Literatur. — Theater.

Der Jahrgang 1841 des Carlsbader Unterhaltungsblattes enthält nebst mehreren Artikeln über wichtige Momente der Carlsbader Annalen und naturhistorischen und medizinischen Abhandlungen, mehrere Novellen, dann Korrespondenznachrichten aus Wien, Leipzig, Prag, Teplitz u. s. w., und musikalische und Theaternotizen aus Carlsbad. — An chalkographischen Beilagen brachte es die Porträits von Borduslaw von Lobkowitz und Dr. David Becher (des Verfassers der ersten Monographie von Carlsbad) mit seiner Biographie von Dr. de Carro, und eine Abbildung des neu errichteten Wienerstyles auf dem Platzeau des Tappenhofes. — Der Badealmanach „Hygea," herausgegeben von C. A. Jonak, zählt als Mitarbeiter eine bedeutende Zahl der vorzüglichern Dichter des Kaiserstaats (z. B. L. A. Frankl, J. G. Seidel, A. Meißner, J. N. Vogl, F. Frhrn. v. Hebenstreit, W. Harrmann u. s. w.), und unter ihnen eine schreibende Dame des Auslandes, Karoline Leonhardt-Thyer. Daß nicht Alle gleich Gediegenes geliefert haben, ist Almanachsschicksal, doch dürfte das Gute das Unbedeutende überwiegen. — Von den „Bildern aus Böhmens Vorzeit," gezeichnet von Karl Würbs und beschrieben von W. A. Gerle, ist die siebente und achte Lieferung erschienen. Die erste derselben enthält in dem alten Schlosse zu Prag und Engelhaus einen Gegensatz von alter und neuer Zeit. Jenes führt den Leser in die Belagerung von Prag durch die Schweden (1648), während dieses im Jahre 1839 spielt. Das achte Heft liefert Wortitz und Elbogen. Das erste stellt die Vorfälle und Zustände der letzten Jahre des Hussitenkrieges dar, und das zweite schildert die Anwesenheit der Königin Elisabeth von Böhmen in Elbogen (1547) und die Verfolgungen, welche diese unglückliche Frau durch das Mißtrauen ihres Gemahls erduldete. Von den Stadtsichten dürften Engelhaus und Elbogen den Vorzug erhalten.

Unser Theater entwickelte in der letzten Zeit keine besondere Thätigkeit. Ein Lustspiel in drei Abtheilungen (frei nach der Idee des Grafen Giraud in dem Lustspiel: „Cosi sovera mio padree") von Karl Blum bearbeitet, unter dem Titel: „Tempora mutantur oder die gestrengen Herren," hat ziemlich gefallen. — „Eine geheime Leidenschaft." Drama in drei Akten, nach Scribe bearbeitet von C. Lebrun, hat zwei gewaltig langweilige Akte; im dritten scheint Scribe aus dem Schlummer zu erwachen, und hat einige sehr gute Scenen geschrieben, wenn gleich der verbrauchte Behelf des Horchens an der Thüre des Ersten der französischen Lustspieldichter nicht würdig ist. — „Der Gemahl an der Wand." Lustspiel — besser gesagt: Posse — in einem Akt von A. Cosmar, gefiel durch die drastisch-komischen Züge, deren es einige enthält. — Neu war auch für uns: „Der Bevollmächtigte." Lustspiel in einem Akt von Frau von Weissenthurn, welche besser gethan hätte, diesen Bevollmächtigten nicht zu schreiben. — Die Oper lieferte eine einzige Neuigkeit: „Zanetto, oder mit dem Feuer spielen ist gefährlich," komische Oper in drei Akten, nach dem Französischen des Scribe und zur Musik des Auber von J. E. Castelli, die weder große Sensation erregte, noch erregen kann. — Die Gastdarstellungen der Mad. Peche, k. k. Hofschauspielerin, welche im vollen Sinn des Wortes Furore machte, brachten auch eine Novität: „Perdita." Drama in fünf Akten von Prechtler (dem Vernehmen nach von dem k. k. Hofsurgeburg zur Aufführung aufgenommen), welches einen guten Stoff und manche gute Einzelheiten hat; doch ist das Ganze, zumal in Bezug auf Charakterzeichnung, mehr skizzirt als ausgeführt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 32.

Mittwoch, 20. Oktober 1841.

[437] Zu Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 4te Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1841.

Oktober—December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt:

Deutschland und England. — Gedanken über Aberglauben und Aufklärung. — Ueber Staatsdienst-Prüfungen. — Altdeutsche und normannische Kunst. — Deutsche Memoiren und Briefwechsel. — Gelehrten- und Geschäfts-Bildung in Deutschland. — Das deutsche Eisenbahnsystem, als Mittel zur Vervollkommnung der deutschen Industrie, des deutschen Zollvereins und des deutschen Nationalverbandes überhaupt. — Die November-Meteore. — Reform des Choralwesens, Geschichtliches, Wünsche und Vorschläge. — Die englische Parlaments-Untersuchung von 1840 und die deutsche National-Industrie. Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[412] Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schöne Welt.

Ein Roman

von

Jean Charles.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 2⅔ Thlr. 1841.

Leipzig, im Sept. 1841.

F. A. Brockhaus.

[433] Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen:

Tristan und Isolde.

Ein Gedicht in Romanzen.

Von **Karl Immermann.**

454 Seiten in 8. Auf feinem Velinpapier. In allegor. Umschlag geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Auch unter dem Titel:

Karl Immermann's Schriften 13r Band.

Immermann's letztes und vielleicht gediegenstes Gedicht wird hier, so weit es dem Dichter zu schreiben vergönnt war, dem Publikum übergeben. Eine Uebersicht des noch unvollendeten Theils ist hinzugefügt. Der Stoff, welcher dem Werke zum Grunde liegt, hat schon einen bedeutenden deutschen Dichter älterer Zeit begeistert, dessen Arbeit, wie viele, durch eine eigenthümliche Fügung des Schicksals unvollendet geblieben ist. Die Auffassung und Bearbeitung in dem vorliegenden Gedicht ist aber eine ganz neue, aus dem Geiste der gegenwärtigen Zeit hervorgegangene, von tiefer Beobachtung und Reflexion durchdrungen. Schon die einzelnen, bisher bekannt gemachten Gesänge haben den entschiedenen Beifall der Leser erlangt, dieses größere, wenn auch fragmentarische Ganze wird hoffentlich die Verehrer unsers Dichters eben so befriedigen und ihre Zahl vermehren.

[438] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat September 1841.

Größere Aufsätze.

Erinnerungen aus Wolhynien, Podlachien und Litthauen. 1) Der Jahrmarkt zu Janowiec; 2) der Styr und Horyn; 3) Stepan; 4) der Flecken Sernica; 5) Czartorysk, Otonät; 6) die podlachischen Wälder, der Landbau; 7) ein Stück Weges nach Wolhynien, Horodec; 8) Pinsk und das pinskische Waldland. — Carrera. — Die Südwestküste von Neuguinea. 1) Geschichte der Entdeckung, physische Beschaffenheit. — Die neueste Expraibeschiffung. — Die fashionable Gaunergesellschaft. — Verhandlungen der englischen Naturforschergesellschaft. — Die Boajas im Reiche Banjermassing auf Borneo. — Altertümer in der armenischen Provinz. — Ueber die Seelen als ehemalige Bewohner des Wallis. —

Digitized by Google

Philippeville. — Die niederländische Macht auf Sumatra. — Etwas über Englands Lage. — Französische Missionen in Südafrika. — Die Kornpreise und der Landbau in England. — Ueber den Einfluss der Berge auf die Temperatur des Winters in einigen Strichen der nördlichen Halbkugel. — Das brittische Colonialreich. — Das ägyptische Museum in Rom. — Das Museo Gregoriano. — Ethnographische Beschreibung des Gouvernements Kasan. — Die Apalachengebirge. — Der Thurm der Ligne. — Die callaische Region. 1) Uebersicht; 2) die Gebirgsbewohner von Leon; 3) die Maragaten. — Die französischen Niederlassungen in Madagascar. — Rangverhältnisse und Titulatur bei der einheimischen Beobdterung auf Java. — Das Beto des amerikanischen Präsidenten in der Kammerfl. — Die Charres bei Salamanca.

Chronik der Reisen.

Nachrichten von der Sährpolar-Expedition. — Die Thellemarken in Norwegen. 1) Nordische Waldeinsamkeit; 2) ein Fjeldgaard; 3) der Tind-See; 4) Gebirgslieder; 5) Sagen von den Hutdren; 6) die Sage vom Jumlen; 7) Maane-Elv; 8) der Thelle-Bonde; 9) eine Honzeit; 10) Züge altnormännischer Kampfsuft; 11) Besiegung des Gousta; 12) der Rjukand-Fall; 13) der Säter und die Wanderung übers Hodgeberg; 14) Schlussbemerkungen; des Nordens Vereinigung; Kampf der deutschen mit der nordischen Bildung. — Reisen eines Franzosen in Persien VI., VII.

Kleinere Mittheilungen.

Entwicklung von Wasserstoffgas bei ausgegrabenen Steinkohlen. — Mechanische Schule für Eisenbahnen. — Neues System des Schiefspinnens. — Das Museum der Alterthümer zu Parma. — Lilliputisches Dampfboot. — Missionsthätigkeit in Mexpotamien. — Ein Leuchtthurm von gegossenem Eisen. — Das größte Zeitungsblatt. — Anwendung der elektromagnetischen Kraft. — Verfälschung von Zeitungsstempeln. — Erdbeben in Spanien und Portugal. Neue Art Kartoffeln. — Seltsame Thierfreundschaft. — Ueber die Bewässerung des südlichen Frankreichs. — Biegsames Eisenblech. — Anwendung der mussulmanischen Sprache von Sudre. — Uralte französische Münze. — Christliche Statuen aus dem Mittelalter. — Auffallende Kälte im Norden. — Proceß wegen todter Fische. — Die Königin Victoria als Componistin. — Erdbeben in Tanger. — Das Fest des Einzugs Karls des Kühnen in Arras. — Preisaufgaben der französischen Akademie. — Chronik der Entdeckung und Eroberung von Guinea. — Benennung der Landes. — Ueber die Zoologie von Madagascar. — Die Tunnel auf der Great Western-Eisenbahn. — Ein neuer den Gobelins ähnlicher Möbelzeug. — Der siebente Congreß des historischen Instituts in Frankreich. — Antiquarische Nachrichten von Reiter Chore. — Neue Rechenmaschine. — Erscheinung von verbreerenden Holzgruben im sächsischen Rudland. — Artesischer Brunnen im Jardin des Plantes. — Kultur des Polygonum tinctorium. — Eine zerstörende Windrose. — Ravenna in antiquarischer Hinsicht.

---

[436] Bei **Hinrichs** in Leipzig ist eben erschienen:

Penelope.

Taschenbuch für das Jahr 1842. Herausgegeben von Th. Hell. 31r Jahrgang oder Neue Folge, 2r Jahrg. Mit Stahlstichen. kl. 8. 26½ Bog. eleg. ged. mit Goldschn. 2 Thlr.

Inhalt. Zu den Stahlstichen: Schwesterliche Sonnet von Th. Hell, zu dem Titelbilde. Die Verfasserin von Godwie-Castle. Wilh. Haring von Th. Hell. — Blatter aus meinen Erinnerungen von W. Haring. — Liebe in alter Zeit. Nov. von Th. Mügge. — Hoffnungen und Taufschungen. Nov. von Isidor (v. M.) — Asylvin. Histor. Erzählungen von Wold. Seyffarth. — Das getheilte Herz. Novelle von El. Ehrhardt.

---

[458] Von **J. M. Gebhardt** in Grimma wurden so eben an alle Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder folgende Neuigkeiten versendet:

Martialis, M. Val., Epigrammaton libri. Edidit Dr. *F. G. Schneidewin*, Prof. Götting. 2 Vol. gr. 8. broch. 5 Rthlr.

Diese Ausgabe, die erste Text-Recension seit der 2ten Ausgabe von Scriver a. 1621, ist nach 66 Collationen emendirt und mit einem vollständigen kritischen Apparat versehen.

Imperatoris Caesaris Augusti scriptorum reliquiae. Post Jan. Rutgersium et Jo. Alb. Fabricium collegit, illustravit et cum aliorum tum suis adnotationibus instruxit *M. Aug. Weichert*, Rect. et Prof. Grim. gr. 4. Fasc. I. broch. 1 Rthlr. 16 Gr.

***Wunderi* Emendationes in Sophoclis Trachinias.** gr. 8. broch. 1 Rthlr. 8 Gr.

De dictatoribus latinis et municipalibus. Scripsit Prof. *M. Lorenz.* gr. 4. broch. Part. I. 16 Gr.

Prophetenstimmen.

An das Geschlecht dieser Zeit.

Nach den Aussprüchen der heiligen Seher des Morgenlandes von **Leopold Haupt.** gr. 8. Bel. broch. 16 Gr.

Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lausitz.

Aus Volksmunde aufgezeichnet und mit den Saugweisen, deutscher Uebersetzung, den nöthigen Erläuterungen, einer Abhandlung über die Sitten und Gebräuche der Wenden, und einem Anhange ihrer Märchen, Legenden und Sprichwörter, herausgegeben von *Leopold Haupt* und *J. E. Schmaler.*

1. Heft in gr. 4. broch. Velin à 1 Rthlr.

Dieses Werk wird aus 6 bis 8 Lieferungen bestehen.

---

[422] Zu der **Liter.-artist. Anstalt** in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Praktisches Handbuch

für den

katholischen Seelsorger

am

Kranken- und Sterbebette.

Nach einer vom k. b. Hofcaplan J. M. Rädlinger hinterlassenen Handschrift herausgegeben von

J. B. Rädlinger.

Mit Approbation des Hochwürdigsten Erzbischöflichen Ordinariats München-Freysing.

kl. 8. Preis 45 kr. rhein. oder 10 Gr.

Digitized by Google

[428] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu finden:

Supplemente zu Schillers Werken.

Aus seinem Nachlaß

im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schillers herausgegeben von

Karl Hoffmeister.

Erste Abheilung vierter Band:

Nachlese und Variantensammlung zu Schillers prosaischen Schriften der ersten bis dritten Periode nebst einer chronologischen Inhaltsanzeige sämmtlicher Gedichte und prosaischen Schriften Schillers.

Taschenformat. Velinpapier. brochirt. 38 Bogen. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

„Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das ungemeine „Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schillers geistiges Wirken und seine Person betrifft, machen „es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags-Buchhandlung der Schiller'schen „Werke **Supplemente** zu denselben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig seyn und so viel als möglich in „seinem eignen Geiste veranstaltet werden sollen."

Durch vorstehende Worte kündiget der nun verstorbene Herr Appellationsgerichtsrath, Ernst von Schiller, in Köln im Namen der von Schiller'schen Familie das Werk an, dessen vierten Band wir hiermit dem Publikum anbieten.

Diese Sammlung enthält nicht nur Gedichte, Aufsätze und Varianten, die den bisher erschienenen Nachträgen fehlen, sondern auch eine bedeutende Sammlung von Briefen Schillers und zeichnet sich durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen aus. Das in gegenwärtigem Bande enthaltene genaue chronologische Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schillers nach Jahr, und, wo es möglich war, nach Monat und Tag, wird theils zum bessern Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden seyn, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile dieser Sammlung mit den ganzen Werken Schillers leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[449] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Geist

der

ersten physischen Erziehung

für

gebildete Mütter.

Zeitgemäße Darstellung

von

Dr. Arnold Löwe.

Wien 1841.

gr. 12. In Umschlag brochirt. Preis 1 Rthlr. sächs.

Schon der Titel dieses Werkchens bezeichnet mit deutlichen Worten den Zweck und Inhalt desselben. Es gibt einen erschöpfenden Auszug des Wissenswürdigsten über die erste körperliche Erziehung. In dem geringen Raume von wenigen Bogen ist diese hochwichtige, heilige Angelegenheit der Menschheit, mit lichtvoller Gründlichkeit, ordnender Uebersicht, pikantem Vortrage und mit solcher Vollständigkeit zusammengedrangt, daß nicht nur die erste physische Erziehung nach der Geburt (Säuglingsalter und erste Periode der Kindheit), sondern auch die physische Erziehung vor der Geburt mit gleichmäßigem Interesse besprochen wird.

Der Beleg dafür ist die reichhaltige Behandlung des diatetischen Verhaltens während der Schwangerschaft, und die zum ersten Male in solcher Weise erörterten physischen Rücksichten bei der edelichen Wahl.

Die Darstellung hält die richtige Mitte zwischen der gewöhnlichen Breite populärer Schriften und dem strengen Tone der Wissenschaft, und ist dem Lesekreise, für den das Werkchen bestimmt ist, nämlich Müttern der gebildeten Stände, ganz vorzüglich angemessen. Hiermit ist auch der unterscheidende Standpunkt und Vorzug dieser Schrift, von vielen Büchern ähnlichen Inhalts ausgesprochen. Der Verfasser, von der Verlagshandlung zur Abfassung derselben aufgefordert, unterzog sich seiner Aufgabe mit demselben Eifer, mit derselben Vorliebe, mit welchen er sich in jahrelanger ärztlicher Wirksamkeit der Kinderwelt zugewendet hat. Somit möge denn diese durch den Reichthum des abgehandelten Materials und die interessante stylistische Bewältigung eines sehr ernsten Stoffes beachtenswerthe Schrift, dem weiblichen Geschlechte auf das dringendste anempfohlen seyn.

---

[457] **Ausgezeichnete Geschichtswerke zu ganz billigen Preisen!**

22 Bände anstatt 16½ Rthlr. für 4½ Rthlr.!!!

Toreno, Graf, Geschichte des Aufstandes, Befreiungskrieges und der Revolution in Spanien. 8. 1838. 5 Bde. Ladenpr. 10½ Rthlr. herabgesetzter Preis 2½ Rthlr.

Taschenbibliothek aller Revolutionen der neuesten Zeit. 10 Bde. Inhalt: Kaiser, Geschichte der polnischen Revolutionen 1794 und 1830. 3 Bde. 1833. — Kind, Geschichte der griechischen Revolution.

Digitized by Google

2 Bde. 1833. — Burckhardt, F., Geschichte der französischen Revolution 1789. 3 Bde. 1835.
10 Bände. Bisheriger Prän.-Preis 3⅓ Rthlr., herabgesetzter Preis 1⅔ Rthlr. für alle 10 Bände.

Pouqueville, Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. 4 Bände. 1834. Ladenpr. 1⅔ Rthlr., herabgesetzter Preis ⅔ Rthlr.

Ségur, Geschichte Rußlands und Peters des Großen. 3 Bde. 1837. Präu.-Preis 1 Rthlr., herabgesetzter Preis ½ Rthlr.

Diese 22 Bände zusammen sind also für nur 4½ Rthlr. in allen Buchhandlungen zu haben.

Ludwig Schreck in Leipzig.

---

[427] In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die dritte, verbesserte und vermehrte Ausgabe
von
Marianne Strüf.

Ein wirthschaftliches Haus- und Lese-Buch für Frauen und Töchter jeden Standes. Von Anna Fürst. Zwei Theile mit 3 Kpfn. Preis 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl., elegant gebunden 1 Rthlr. 14 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Der dritte Theil enthält die **Kochkunst** und kostet elegant gebunden 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Schillers Gedichte
erläutert von **Dr. H. Viehoff.**

5 Bändchen, Preis, elegant gebunden, 2 Rthlr. 3 Gr. oder 3 fl. 24 kr.; geheftet 1 Rthlr. 21 Gr. oder 3 fl.

---

[452] Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Familie von Steinfels
oder die Creolin.
Ein Roman
von der Baronin v. B.
2 Theile. 8. 1841. Velinpapier. geh. 2⅔ Thlr.

---

[445] Bei **Ph. Reclam jun.** in Leipzig ist erschienen:

Neues Taschenbuch:

Perlen.

Taschenbuch romantischer Erzählungen für 1842.
Von
Robert Heller.

Mit prachtvollen Stahlstichen aus der Kunstanstalt von Serz und Korn in Nürnberg.
Elegant gebunden 2½ Thlr.

Die Vorliebe, die das elegante Publikum der Taschenbuch-Literatur noch immer widmet, der beliebte Name des Verfassers und die Sorgfalt, welche auf die glänzende Ausstattung der „Perlen" verwendet worden ist, lassen den Verleger hoffen, daß die Lesewelt das neue Taschenbuch ihrer Beachtung würdigen werde. Es enthält dasselbe drei Erzählungen von Robert Heller: „der Aufstand in Aetolien," ein lebendiges Spiegelbild der jüngsten griechischen Zustände, „die Mordnacht von Luzern," eine historische Novelle aus der schweizerischen Vorzeit, und „Abenteuer einer Steppenreise," eine Erzählung, welche uns von den Schicksalen einer Reisegesellschaft in den Steppen von Orschakow auf eine eben so spannende Weise unterhält, als sie zugleich ein vortreffliches Gemälde jener Gegenden darbietet.

Geschichte
der
französischen Revolution
von
F. A. Mignet,
Staatsrath, Archivar der auswärtigen Angelegenheiten, Mitglied des Instituts ꝛc. ꝛc.

Nach der sechsten, vermehrten und verbesserten Original-Ausgabe neu übersetzt.

Mit vielen Kupfern.

Erscheint in 6 Lieferungen, à 4 gGr. = 5 Sgr. = 15 kr. C.-M. = 18 kr. Rhn. = 8 Schill. = 12 Sror.
Complet 1 Thaler Pr. Ct.

Das beste Werk über die französische Revolution ist anerkannt das von Mignet, welches sich durch Unparteilichkeit, Kürze und Klarheit gleich sehr auszeichnet. Je allgemeiner sich daher jetzt die Kenntniß eben dieser wichtigen und ewig denkwürdigen Epoche ausbreitet, um so mehr kann Mignet's Geschichte der französischen Revolution als ein ächtes Volksbuch, auch für das deutsche Volk, betrachtet und empfohlen werden, und wenn es sich zu einem solchen bei uns noch nicht gestaltete, so mag daran wohl der zu hohe Preis der früheren deutschen Ausgaben Schuld seyn. Wir dürfen daher wohl mit Recht voraussetzen, daß eine neue Ausgabe, welche mit gelungener, dem Originale möglichst treuer Uebersetzung eine elegante Ausstattung, den Reiz bildlicher Darstellung der interessantesten Scenen und einen äußerst billigen Preis vereinigt, von dem großen Publikum willkommen geheißen werden, und die weiteste Verbreitung finden wird.

Schiller's Dramen
in erzählender Form.
Bearbeitet von Mehreren.
Ister Band:
Wilhelm Tell,
historisch-romantisches Gemälde
von
H. E. B. Velani.
Preis 16 gGr. — 20 Sgr.

---

[434] So eben ist in meinem Verlage erschienen:

Mathilde,
Memoiren einer jungen Frau.
Von
Eugen Sue.
Deutsch von L. von Alvensleben.

5—12tes Bändchen. Taschenformat. broch. 1½ Thlr.

☞ Dieser äußerst anziehende Roman des berühmten Verfassers darf in keiner Bibliothek fehlen.

Leipzig, den 1. Okt. 1841.

Otto Wigand.

Digitized by Google

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. Oktober 1841.

He prevailed on himself, to return to a diminished property and dilapidated château.

W. Scott.

Das Mittelalter am Genfersee.

(Fortsetzung.)

Als d'Yvoire zurückkam, fand er den kleinen, sonst so blühenden Flecken, besonders aber sein Schloß in kläglichem Zustand. Schon durch jene Berner Exekution, deren Drohen ihn vor fünfzehn Jahren zur Flucht getrieben hatte, war der alte Reichthum aus dem Schlosse verschwunden. — Besonders der Rittersaal war sonst prächtig. Da standen in zwei Reihen an zwanzig berühmte Ahnen des Hauses in voller Rüstung zu Pferd, einige sogar noch aus den Kreuzzügen. An den mit Schnitzwerk versehenen Wänden hing, was sie im Morgenland und sonst erobert, ferner Turnierlanzen, kleine und große Schwerter, Schilde, Dolche, Armbruste und Arkebusen. In der Mitte stand für die ritterlichen Bankette eine große, überaus künstlich geschnitzte Tafel, mit einer Platte von schwarzem Marmor, wie er am obern See so schön gefunden wird. Gewöhnlich lag darauf ein großer persischer Teppich, auch aus den Kreuzzügen. Alles dieß war von der Bernischen Exekution weggenommen worden. Glücklicherweise bot der reiche Baron von Allinges, der nächste Verwandte der d'Yvoire, eine so bedeutende Summe für Alles, daß es ihm die Gläubiger gern abtraten. Dadurch wurde den d'Yvoires dieser Familienschatz für künftige bessere Zeiten erhalten. — Ebenso hatte man aus den übrigen Gemächern alles kostbare Geräthe und Silberwerk, selbst die in Arras gewebten, von Karl dem Kühnen geschenkten Tapeten weggeschleppt, verkauft und damit die Schulden bezahlt. Nichts war verschont geblieben als das Zimmer der alten Baronin, die als eine Freiin von Allinges ihre Ausstattung und Mitgift geltend gemacht hatte. Darum war ihr nicht allein all ihr Geräth, sondern auch Exercenez, Messerier und Foraz, drei Dörfer in der Nähe, geblieben, von deren Einkünften sie anständig leben konnte.

Die gute Frau lebte noch bei Johanns Rückkehr, ziemlich bejahrt, aber doch noch rüstig, in ihrem altertümlichen, wohlgeschmückten Gemach, umgeben von ihren arbeitenden Frauen und einem alten Hauskaplan. Hier prangten noch die alten niederländischen Tapeten aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, darstellend den Fischzug des Heilands. Er zeigte jedoch nicht die Ufer von Judäa, sondern den Leman und die Gegend von Yvoire. In einer weiten Vertiefung stand das große, breite Bett der Baronin auf vier gewundenen Säulen, an denen gar künstlich Engelsköpfe zwischen Blumen sich zum Himmel hinaufzogen. Reiche, aber sehr verbrauchte Teppiche deckten den Boden. An einer Seite des Gemachs war ein mächtiges Kamin,

Digitized by Google

dem der Königin Bertha im Schloß Muſtens nachgebildet, ringsum im Renaiſancegſtyl eine Menge Zierathen und Schildereien. Zwei gothiſche Fenſter gingen auf den See. Auf ihnen waren oben in ſchöner Glasmalerei die vereinigten Wappen der Familien Yvoire und Allinges zu ſehen, und auf den Fenſterſitzen in der dicken Mauer lagen reichgeſtickte Kiſſen von ſchöner, klöſterlicher Hand. Die großen, vielfach und künſtlich geſchnitzten Wandſchränke enthielten unangetaſtet der Baronin eingebrachte Pretioſen, Silberwerk, Wäſche und Kleider.

Jenſeits des Sees, in dem Städtchen Bulle, Greierzerlandes, wo die Reformation nicht hingedrungen, war im St. Clarenkloſter ein anderes Gemach, freilich viel kleiner und weniger reich ausgeſtattet, eine einfache, faſt ärmliche Zelle, die keinen andern Schmuck hatte, als einige ſorgſam gepflegte Blumen vor dem kleinen Fenſter. Hier wohnte eine Verwandte des alten Greierzer Grafenhauſes, die einſt ſo ſchöne und blühende Amée von Prangins, die nach d'Yvoires Flucht von ihrem Bruder, dem Baron von Coſſonay, zu einer Heirath und zur Annahme des proteſtantiſchen Glaubens gezwungen werden ſollte. Von beiden aber wandte ſich ihr Herz ab, das noch immer mit Liebe und Treue am ritterlichen Jugendfreund in weiter Ferne hing. Darum hatte ſie ſich in das St. Claraklooſter zurückgezogen, ohne jedoch den Schleier zu nehmen. Hier lebte ſie einſam in ſtiller Zurückgezogenheit und Demuth, aber nicht ohne Hoffnung auf eine freudigere Zukunft. Durch Anlage und Fleiß war ſie eine geſchickte Stickerin und Malerin geworden. Ihre Blumen und Früchte hatten weit und breit großen Ruf, noch mehr aber ihre Heiligenbilder, ihre Madonnen und Heiligen auf Fahnen, Altargehängen und Meßgewändern. In Solothurn und im Kloſter Einſiedeln ſind unter andern von ihr zwei St. Georg mit dem Lindwurm, eine Darſtellung, bei der ihr immer der geliebte Johannes von Yvoire vorſchwebte, der ſich freilich als ein ſchöner ritterlicher Mann ſehr zu dieſen Darſtellungen ſchickte. Es ſollen ſogar ſeine Geſichtszüge ſeyn. Im Hintergrund ſieht man auf beiden Fahnen das platte Dach der Burg von Yvoire.

Dem ſavoyiſchen und waadländiſchen Adel war es nicht begreiflich, warum der ſonſt ſo ſtolze, verſchwenderiſche d'Yvoire nach Coahlais in ſein ausgeplündertes Schloß zurückgekehrt war, da er ſich auf ſeinen Kriegszügen nichts erworben hatte, und in dieſer beſchränkten Lage eine traurige, faſt beſchämende Zukunft in ſeinem Lande vorausſehen konnte. Allerdings war der Baron ſehr einfach und ſtill in ſein Schloß zurückgekehrt. Er hatte Niemand bei ſich als den vertrauten Stallmeiſter Hugo und den Mauren Achmet, alle drei auf guten andaluſiſchen und arabiſchen Pferden, ſonſt aber ſehr einfach, faſt ärmlich angethan. Der Baron war jedoch noch immer derſelbe, und wenn er ſich nicht ſcheute, für den Augenblick arm in ſeine Heimath zurückzukehren, ſo geſchah es, wie geſagt, weil er gewiß hoffte, bald auf dem heimiſchen See wieder zum reichen Mann zu werden, was ihm in Spanien und auf ſeinen Seezügen nicht hatte gelingen wollen. Ihm ſchwebte mit der Erinnerung an Yvoires frühere Bedeutung ſo etwas von einem Seeherrn vor. Dafür ſchienen die ſchwankenden politiſchen und religiöſen Zuſtände der Uferländer ſehr günſtig.

(Fortſetzung folgt.)

Die Fee Langeweile.

(Schluß.)

Die Fee kam an den Stufen des Portals ihren Gäſten entgegen, indem ſie verſicherte, daß ſie ſie ſchon lange erwartet habe. Sie trug ein einfaches weißes Kleid, ihr blondes Haar war in einen Knoten im Nacken gebunden, ſie war nicht mehr ganz jung, aber ihre freundliche Miene hatte etwas ſehr Gewinnendes. Pepos und Pepi ſanken zu ihren Füßen, und ſie machte ihnen mit einem kleinen, anmuthvollen Lächeln den Vorwurf, daß ſie anderswo haben Schutz ſuchen wollen, da doch der ihrige ihnen zugeſichert ſey. „Nicht allein daß ich euch vor jeder Gewaltthat bewahren will; ich werde euch auch mit dem König, eurem Vater, ausſöhnen.“

So unglaublich dieſe Verſprechungen klangen, ſo hörte ſie der Prinz doch mit Entzücken. Nicht lange darauf hielt das ganze Kriegsheer des alten Königs vor dem Gitter des Gartens. „Kommt, meine Kinder,“ ſagte die Fee, „laßt uns dieſen wilden Kriegern entgegen gehen. Zeigt ihnen eure Spiele, euern Tanz, leſet ihnen eure Verſe vor, und wir wollen die Wirkung abwarten.“

Wirklich faßten ſich die Damen und Herrn, die bis jetzt ſo lieblich geſungen und getanzt hatten, an den Händen, und mit der Fee an der Spitze gingen ſie auf das Gitter zu, an das die ſtürmenden Soldaten ſchon die Hände legten. Als aber jene anrückten, ließen ſie ſchnell los und die ganze Armee brach in ein lautes Gähnen aus. Gähnend ſteckte der Anführer ſein Schwert in die Scheide, gähnend zogen ſich die Soldaten in Reih und Glied zurück und gähnend, mit weit aufgeſperrten Mäulern, machten ſie langſam Rechtsumkehrt und wandten ſich in's Gebirge zurück. Pepos und Pepi ſahen erſtaunt dieſe außerordentliche Flucht. Die Herrn und Damen ſchienen jedoch darin nichts Auffallendes zu finden; ſie ſetzten nach wie vor ihre Tänze und Spiele fort und laſen

Digitized by Google

Verse ab. „Ihr seht jetzt," sagte die Fee zu ihren Schützlingen, „die sanfte Gewalt, welche die schönen Künste, wenn man sie recht anwendet, auf die rohen Gemüther der Menschen ausüben. Aber nun will ich auch den zweiten Theil meines Versprechens lösen. Ich will den erzürnten König zwingen, selbst eure Hände zu vereinigen. Wir wollen ihn mitten in seiner Hauptstadt aufsuchen." — „Welch gewaltiges Kriegsheer steht da in Ihrer Gewalt, große Fee!" rief der Prinz erstaunt. — „Ich? ein Kriegsheer?" sagte die Fee lächelnd. „Nicht einen einzigen Soldaten habe ich. Meine Waffen sind siegreich, aber sie werden in keiner Schmiede geschmmert."

Alle Anstalten zur Reise wurden getroffen. Die Fee nahm ein kleines Gefolge mit; sie wählte dazu aus ihrer Gesellschaft einen vorzüglichen Sänger, einen Tänzer, einen Dichter, einen Redner, einen Philosophen, eine Putzmacherin und eine Romanschriftstellerin. Diese Gesellschaft fuhr wie zur Spazierfahrt, in mehrere Wagen vertheilt, in die Residenz des Königs, ohne daß Jemand daran gedacht hätte, sie aufzuhalten.

Die Fee trat mit ihrem Gefolge unter dem Namen einer fremden Prinzessin auf. Diese Maske gab ihr Gelegenheit, den Hof des Königs und das Land mit Muße kennen zu lernen. Sie fand beide in einem unleidlichen Zustand von Rohheit und ohne die mindeste Spur höherer Civilisation. Es gab hier noch abgeschmackte Volksfeste, wo sich der Pöbel wahrhaft belustigte; es gab noch ein Theater, wo die Leute hineingingen und bis zum fünften Akt aushielten; es gab hier noch jene barbarische Musik, die mit ihren Melodien das Herz erschüttert; eine längst aus der Mode gekommene bäurisch gesunde Politik leitete hier noch das Feuer des Redners, und lächerliche Sätze, so einfach, daß sie jedes Kind begriff, tönten in dem Munde der Moralprediger. Die Philosophie zeigte sich noch so veraltet, daß sie sogar verständlich war; am traurigsten jedoch waren die Dichter zurückgeblieben: sie dichteten Verse und schrieben Romane, die wirklich belustigten und erfreuten.

Die Fee fing ihr Werk der Verbesserung damit an, daß sie dem Könige ein lebhaftes Interesse für Politik einflößte. Früher hatte sich der Monarch mit dieser trockensten und langweiligsten aller Wissenschaften nur im Staatsrathe beschäftigt, jetzt mußte er zu jeder Stunde und bei jeder Gelegenheit davon hören. Die Fee wußte alle Dinge in Zeitungsblätter zu verwandeln, die Verse, die Gemälde, die geselligen Zusammenkünfte, ja sogar die Musik und den Tanz.

„Ich weiß nicht," sagte eines Tages der gute alte König, indem er den Mund weit aufsperrte zum Gähnen, „warum ich mich seit einiger Zeit überall langweile. Sonst hörte ich gerne ein Liedchen, jetzt mag ich keines mehr; sonst las ich hie und da ein hübsches Buch, jetzt widert mich jede Lektüre an." — „Dieß wundert mich," entgegnete die Fee; „denn es ist uns gelungen, in alle Künste und Wissenschaften eine unermeßliche Tiefe zu bringen." — „Das ist wahr," sagte der König und gähnte. — „Das kleinste Liedchen, die kürzeste Erzählung," fuhr die Fee fort, „wird jetzt geschrieben, um die Menschheit in ihren edelsten und erhabensten Pflichten aufzuklären. Aus einem Ballet können die unterdrückten Völker lernen, wie sie sich gegen Tyrannen zu benehmen haben." — „Es ist erstaunlich!" sagte der König und gähnte. — „In die Gesellschaft bringt man Ernst und Besonnenheit mit, als die wahren Eigenschaften, die Männern und Frauen geziemen, die sich mit der wichtigsten aller Wissenschaften, mit der Politik beschäftigen." — „Es gab eine Zeit, wo man Scherz, Munterkeit, Witz und Liebesintrigen dahin mitbrachte." — „Wie gemein!" rief die Fee und zuckte die Achseln. — „Ja wohl," bemerkte der alte gute König und gähnte.

Im Zeitraum von einem halben Jahr hatte die ganze Residenz und das Land ein anderes Ansehen gewonnen. Die Philosophie war düster und unverständlich, die Moral war platt geworden, die Poesie belustigte und erhob Niemanden mehr, die Schauspielhauser standen leer, in den Gesellschaften wurde endlos gegähnt, die Malerei und die Baukunst sahen gespreizt und pedantisch aus, die Volkslustbarkeiten hörten auf und das ganze Reich versank in einengrübelnden Mißmuth. Dennoch gestand Alles, es sey dieß die würdigste, die einzig mögliche Weise, den Ernst des Lebens in sich aufzunehmen, dieser Zustand sey der vollkommenste, den man sich nur irgend denken könne.

Der König konnte sich vor seinen gähnenden Unterthanen zuletzt nicht mehr retten. Sie verfolgten ihn überall hin; im Palaste, auf den Straßen, in der Hütte des Bettlers, überall hörte und sah man gähnen. Der Liebende bat die Geliebte um einen Kuß, aber bevor sie ihn geben konnte, befiel beide ein endloses Gähnen. Die Wache bezog gähnend ihren Posten, der Delinquent wurde gähnend in's Gefängniß geführt, der Richter verhörte ihn gähnend, und gähnend bestieg jener das Blutgerüst.

Dieser Zustand wurde zuletzt so ängstlich, daß der alte König ein berühmtes Orakel zu Rathe zog, und dieses befahl ihm, die Fee aus dem Lande zu jagen. Aber mit einer Fee wird man nicht so schnell fertig. Sie lachte dem König in's Gesicht, als er ihr den Spruch des Orakels mittheilte, und erklärte ihm geradezu, daß sie nicht weichen, daß sie dem Land ihren Schutz nicht entziehen werde. Der König, auf's Aeußerste gebracht, erbot sich endlich, jede Bedingung zu erfüllen, wofern sie ihn nur von ihrer Gegenwart befreie. Da sagte die Fee: „Wohlan, ich will gehen, ich will euch eurer frühern Barbarei wieder überlassen; nur eine Bedingung stelle

Digitized by Google

ich, und dieß ist die Vermählung der Prinzessin Pepi mit dem Prinzen Pepos."

Der alte König erschrack über die Unverschämtheit dieser Forderung; allein da ihm kein anderes Mittel blieb, die furchtbare Fee und ihr Gefolge los zu werden, willigte er ein. Prinz Pepos wurde der Gemahl seiner Schönen und die Fee Langeweile rüstete sich zur Abreise. Sie beklagte sich, daß man mit Undank ihre Wohlthaten vergolten habe, und erbot sich, ihre Gunst fortan nur dem jungen Königspaare zu widmen; aber auch hier bat man sie, so bald als möglich sich auf die Reise zu begeben. Sie schloß sich fortan in ihrem Palast ein und schwur, das undankbare Geschlecht der Sterblichen recht lange mit ihrer Gegenwart zu verschonen. Möchte sie Wort halten!

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, September.

(Fortsetzung.)

Literatur. — Kunst.

Als die Repräsentanten des neuen russischen Buchhandels können der hiesige Buchhändler Smirdin und der im März dieses Jahres im Mostau verstorbene Schtschjew angesehen werden. Ersterer ist seit 15 Jahren mit dem bewundernswürdigsten Eifer bemüht, den russischen Buchhandel in Aufnahme zu bringen, ja er ist wohl der Erste, der ihn eigentlich ausgebildet. Nicht lange vor Smirdins Auftreten ward der russische Buchhandel, selbst in den Hauptstädten des Reichs, von Colporteurs auf den öffentlichen Märkten gleich dem übrigen Trödelhandel betrieben. Hier hatten sie ihre Tische aufgestellt und verkauften die Bücher nach dem Gewicht; zu Hause hatten sie dieselben auf den Boden ohne alle Ordnung aufgehäuft. Man nennt Nowikow als den ersten russischen Buchhändler, der ein warmes, unbluftes Lokal und Bücherschränke für seinen Verlag einführte und die Bücher nicht mehr gewichtweise verkaufte. Er führte im russischen Buchhandel die ersten systematisch geordneten Kataloge ein. In 15 Jahren verdffentlichte Smirdin die Werke von mehr denn 70 russischen Schriftstellern, und setzte damit mehr als zehn Millionen Bankrubel um. Trotz dem hat er sich keineswegs bereichert; er ist vielmehr in eine solche Klemme gerathen, daß nur die thätige Unterstützung der ausgezeichnetern russischen Literaten seine fernere Thätigkeit zum Heil der Literatur erhalten wird. Zu dieser Unterstützung haben sich letztere auch auf die liberalste Weise entschlossen. Die beliebtesten russischen Schriftsteller werden zum Vortheil Smirdins unter dem Titel: russische Conversation, in drei Bänden ein Werk herausgeben, das anziehende, bisher noch nirgends verdffentlichte Aufsätze derselben enthalten soll. Das neueste von Smirdin verlegte, in diesen Tagen erst erschienene Werk ist der vom russischen Publikum mit vieler Ungeduld erwartete zweite Band der hundert Schriftsteller; der erste erschien bereits zu Anfang des Jahrs 1840. Gleich dem ersten enthält auch dieser Erzeugnisse von zehn der bekanntern russischen Schriftstellern, unter welchen man die Namen Bulgarin, Wettmann, Sagoskin, Kroljow, Panajew, Schischkow rc. bemerkt, mit sehr sauber in London gefertigten Stahlstichen, welche die Porträts der Verfasser, so wie eine interessante Scene aus ihren Darstellungen geben. Die kritischen Tagesblätter sind indessen der Meinung, der Inhalt des zweiten Bandes stehe an Werth dem des ersten weit nach. Ein geschlossener Verein hiesiger Literaten will eine Sammlung von Skizzen unter dem Titel: Wir selbst, herausgeben, eine Nachahmung des vor einiger Zeit in Frankreich erschienenen Werks: les Français peints par eux-mêmes. Einige der Unternehmer sind in der russischen Literatur schon sehr bekannt, wie Baron Korf, Lascheresnikow, Hermonym und Panajew. Den Skizzen werden von den besten hiesigen Künstlern entweder, von unserm bekannten Künstler, Baron Klodt, in Holz geschnittene Zeichnungen beigegeben. Sie werden heftweise erscheinen; man sieht mit Ungeduld dem ersten entgegen. — Aschit, einer unserer eifrigsten Alterthumsforscher auf der Krimm'schen Halbinsel, der dieselbe in den letzten Jahren in allen Richtungen bereist hat und seine Bemühungen durch einen reichen Fund von alten Grabmälern und Gebäuden belohnt sah, beabsichtigt, nächstens die Resultate seiner Forschungen zu verdffentlichen. In archäologischer Beziehung läßt sich von diesem Werk Bedeutendes erwarten.

Friedrich von Moller, Sohn des Admirals und gewesenen Seeministers, einer alten esthländischen Familie angehörig, verabschiedeter Stabskapitän, ist gegenwärtig einer unserer ausgezeichnetsten Künstler. Er trieb die Malerei als Dilettant bis nach dem polnischen Krieg. Eines seiner Gemälde, die Belagerung von Ostrolenka darstellend, gefiel dem Kaiser gleich beim ersten Anblick so wohl, daß er es für die Eremitage des Winterpalastes kaufte. Diese Auszeichnung bestimmte den Künstler, sich fortan ausschließlich der Kunst zu widmen. Seine nächsten Arbeiten waren auch Bataillenstücke, bald aber wandte er sich von diesem Genre zu höhern Gegenständen. Im historischen Fach sind sein Pinsel mehrere vorzügliche Gemälde. Die meisten seiner bisherigen Arbeiten gehören aber der Genremalerei an. Im Jahr 1839 nahm er seine Dienstentlassung und ging nach Italien, wo er noch weilt. Sein neuestes, in Rom gefertigtes Gemälde, der Kuß, ward vom römischen Publikum mit einem an Enthusiasmus grenzenden Beifall aufgenommen; gleiche Anerkennung fand es auch hier. Auch dieses Gemälde besitzt jetzt der Kaiser; es ziert eines seiner Wohnzimmer im Winterpalais. Unsere Akademie hat Herrn von Moller in die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen, und er wird jetzt den ersten Malern Roms beigezählt. — Im Holzschnitt hat es Baron Konstantin von Klodt, früher Zögling der hiesigen Gesellschaft zur Aufmunterung vaterländischer Künstler, so weit gebracht, daß seine Erzeugnisse den ausländischen gleichgestellt werden können. Vor ihm war in diesem Kunstzweige in Rußland gar nichts geschehen. — Ein zweiter Zögling der genannten Gesellschaft, Petrowsky, zieht durch seine bedeutenden Arbeiten in der Geschichtsmalerei die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Um ihn für die Kunst ganz auszubilden, hat ihn die Gesellschaft bereits auf einige Jahre nach Italien gesandt; sie gibt ihm während der Dauer seines dortigen Aufenthalts jährlich 500 Dukaten, zudem eine ansehnliche Summe für die Hin- und Rückreise. Alles auf ihren eigenen Fonds.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. Oktober 1841.

Der hohe Dom zu Köln!
Ein Denkmal alter Zeit,
Der Deutschen Herrlichkeit,
In Aller längst ergraut,
Und noch nicht ausgebaut!
Rückert.

Blick auf den Dom zu Köln.

Am 18ten Oktober 1838. *

Hell mir! ich war am fernen Tiberstrome!
Ich eilte zu Sanct Peters heil'gem Dome,
Ich trat hinein, und mich ergriff mit Macht
Der Anblick niegesehner Größ' und Pracht.

Es irrt' umher der Blick, um aufzufassen
Den Marmorschmuck der stolzen Pfeilermassen,
Den Goldglanz, den die Wölbung trug zur Schau,
Und schwindelhoch der Kuppel kühnen Bau.

Wie oft ich auch durchschritt die weiten Räume:
Ich sah auf's Neu' erfüllt die schönsten Träume;
Und tausendstimmig rief es um mich her:
„Wo wär' ein Tempel prächtiger, als der?" —

Doch dacht' ich dann des alten Dom's am Rheine,
Des Dom's zu Köln und seiner düstern Steine,
Zu schlanken Riesensäulen aufgethürmt,
Von kühnverschlungner Wölbung überschirmt —

Und dacht' ich an die kühnen Pfeilerbogen,
Von außen um den Wunderbau gezogen,
Und an des hohen Chors Erhabenheit,
Und an der Bilderfenster Herrlichkeit —

Da jauchzt' ich auf, daß auch in Deutschlands Gauen
Manch Meisterwerk von Tempel sey zu schauen,
Und daß nicht Gold, nicht Marmorprunkerei
Zu einem edlen Prachtbau nöthig sey.

Es fing das Herz mir wärmer an zu schlagen,
Und unbezwinglich drängt' es mich, zu fragen:
„Der Dome König, dort zu Köln am Rhein,
Ach, soll er ewig unvollendet seyn?"

Jahrhunderte von Sonn' und Mond beschienen,
Als trauernde, geborne Prachtruinen,
Stehn, wie die graue Vorzeit schon sie sah,
Noch heute traurend seine Thürme da.

* Der Verfasser legte dieses, an dem oben bemerkten Tage verfertigte Gedicht still bei Seite, weil er meinte, daß es, veröffentlicht, doch nur eine Stimme in der Wüste seyn würde. — Die neuliche Sendung von Bausteinen aus Würtemberg erfüllt ihn aber mit Hoffnung auf immer größere und weiter verbreitete Theilnahme für den Gegenstand dieses Gedichts, und veranlaßt ihn zur Veröffentlichung.

Digitized by Google

Und innen, in des Tempels weiten Räumen,
Ein Säulenhain, gleich kronberaubten Bäumen;
Er ſtredt umſonſt nach fühner Wölbung Höh',
Und ſeufzt, mit Holz bedeckt, ein ſtummes Weh.

Ein niedres Dach, auf ſchmählich niedrer Mauer,
Erfüllt den Schauenden mit tiefer Trauer;
Vom Stumpfſinn nur wird ruhig angegafft
Das Halbwerk deutſcher Meiſterkunſt und Kraft.

O Schmach! ein halb Jahrtauſend iſt verſchwunden,
In welchem kein Vermittler ſich gefunden —
Nicht, zu vollenden das geweihte Haus,
Nicht, aufzuhalten der Zerſtörung Graus!

Erſt Preußens Adler trug mit mächt'gen Flügeln
Geſtein herbei von fernen Felſenhügeln,
Daß ſchmählich nicht zerfalle ganz und gar,
Was angenagt vom Zahn der Zeit ſchon war.

Heil Preußens Adler, der ſo hülfreich waltet!
Doch tönet fort die Frage: „Wann geſtaltet
Das Stückwerk des zerſtörten Rieſendan's
Sich zum vollendet ſchönen Gotteshaus?“

Ein großes Erb' iſt Preußen zugefallen
Durch dieſes heil'gen Domes Rieſenhallen.
Es iſt durch Blut, mit Gottes Hülf' und Macht,
Erkauft bei Leipzig in der Völkerſchlacht.

Entflohn iſt ſchon das fünfte Luſtrum heute,
Seit dieſes Sieges Deutſchland ſich erfreute,
Der Deutſchlands ſchönſten Dom, aus Feindes Hand,
Zurück gewann für's deutſche Vaterland.

Kanon', und Glock', und Orgel — horch! — verkünden,
Daß Siegesfeuer heute anzuzünden;
Und fromm erſchallt, in tauſendſtimm'gem Chor:
„Nun danket Alle Gott!“ zu ihm empor.

Mit Kränzen ſieht man heute Schaaren wallen,
Hin zu den Gräbern Derer, die gefallen;
Wem warm ein deutſches Herz im Buſen ſchlägt,
Er denkt der Todten heute, tief bewegt.

O, daß vom Himmel eine Stimm' erklänge,
Als Antwort auf die Grab- und Feſtgeſänge,
Aufrufend Deutſchlands ganze Chriſtenheit,
Zu Köln zu ehren jene große Zeit!

Vieltauſendſtimmig klang's im Echo wieder,
Und ſchallte Berg' und Thäler auf und nieder:
„Vollendet ſoll der Dom zu Köln am Rhein,
Ein Denkmal deutſcher Kunſt und Thatkraft ſeyn!“

Und alles Volk in Deutſchlands weiten Gauen,
Es hülfe mit an dieſem Tempel bauen,
Wenn Jeder, welches Glaubens er auch ſey,
Sein Scherflein trüg' als Tempelopfer bei.

Ein edles Werk, wie keines noch auf Erden,
Säh'n unſre Enkel dann vollendet werden!
Geſichert wär' Jahrtauſende hinaus
Der deutſche Ruhm durch ſolch ein Gotteshaus!

Verſöhnt dann wären jener Edlen Schatten,
Die glorreich ſolch ein Werk begonnen hatten;
Und Deutſchland neidete das ſtolze Rom
Nicht mehr um ſeinen marmorgoldnen Dom.

A. G. Eberhard.

Das Mittelalter am Genferſee.

(Fortſetzung.)

Achmet war des Algierſchen, für Piratenſchiffe ſehr geeigneten Schiffbaues kundig. Wie, wenn man in Yvoire ſolch ein Schiff baute, bewaffnete und bemannte, womit es ein Leichtes wäre, die ganze Schiffahrt auf dem See zu beherrſchen, alle Schiffe zu unterſuchen, von den Handelsfahrzeugen Abgaben einzutreiben, die Widerſpenſtigen als gute Priſe aufzubringen, die Unterwürfigen hingegen vor allem Angriff zu ſchützen, dabei den ketzeriſchen Bernern und Genfern, desgleichen den Walliſern durch nächtliche Expeditionen ſo vielen Schaden zuzufügen als möglich, und auf dem Lande kleine „Razzias“ zu unternehmen?

Alles dieß ſchien mit wenig Gefahr verknüpft und verſprach einen goldenen Boden; die katholiſchen Geiſtlichen billigten es außerdem höchlich als ein frommes Werk gegen die Ketzer, und d'Yvoire ſah darin die Verwirklichung der alten Volksſage, nach der ſein Geſchlecht von dem heiligen Niton, dem ehemaligen Beherrſcher des Sees, abſtammen ſollte. Damals war man noch nicht ſo weit, zu wiſſen, daß dieſer St. Niton nur der corrumpirte Neptun der Römer iſt, die einſt an dieſen Ufern und auf dem See mit ihren Göttern herrſchten.

In den benachbarten, der alten Baronie gehörenden Waldern lagen ſeit länger denn zehn Jahren mächtige, nun ausgetrocknete Tannen und andere Baumſtämme, und unter dem Schloß waren die nur Wenigen bekannten Gewölbe, in denen d'Yvoire ſchon geraume Zeit vor ſeiner Flucht aus der Heimath alles reichlich vorhandene Segel- und Tauwerk mit ſechs metallenen Kanonen und einigen Coronaden, desgleichen Vorrathe an Pulver und Kugeln

Digitized by Google

für künftige günstigere Zeiten hatte aufhäufen und dann die Gewölbe vermauern lassen. Dieser nur dem treuen Hugo bekannte Schatz war den Bernern und ihren alle Fahrniß wegschleppenden Huissiers glücklich entgangen und noch unversehrt vorhanden. Freilich hatte der Baron jetzt zu wenig Geld, um die Arbeiter gleich zu bezahlen, alle Einwohner des Fleckens waren ihm aber zugethan und arbeiteten gewiß um so lieber ohne Lohn für ihn, als sie beim Gelingen des Unternehmens darauf rechnen konnten, daß Yvoire seine frühere Bedeutung auf dem See und seinen alten Wohlstand wieder gewinnen würde.

Dabei zeigte sich aber eine große Schwierigkeit — Achmet selbst. Fest hielt er an seinen alten Gebräuchen und Sitten, die ihm mit seinem Moslemglauben über Alles gingen. Seine im Lande so auffallende Maurenkleidung, seinen Turban, seine Pistolen und Dolche im Gürtel, ja seinen „Heiden- und Türkengott" hätten ihm die Leute am Ende wohl aus Liebe für den Baron übersehen; was man ihm aber in diesem Lande unmöglich verzeihen konnte, das war seine Abneigung vor dem Wein. Wem die guten Leute in dem rebengesegneten Chablais und Waad bekannt sind, der wird dieß leicht begreifen; ist's doch bei ihnen heute noch wie im sechzehnten Jahrhundert. Wer auch in unsern Tagen etwas in Leid oder Freude, in Ernst oder Scherz, in oder außer Geschäften mit ihnen verhandeln will, der muß auf's Trinken gefaßt seyn und sich gründlich darauf verstehen.

Oft hatte der Baron Achmet gebeten, hier im Lande guter Christen zum Christenthum überzugehen, sich wenigstens zum Weintrinken zu entschließen, der Maure aber erwiderte ihm immer: „Du bist mein Herr und ich dein Sklave, befiel über mein Leben, die Seele aber mußt du mir frei lassen. Sollte ich hier mit deinen Bauern wässerigen Wein trinken, da schöne Christinnen in Spanien und Sicilien mich nicht dazu bringen konnten, ihren Wein zu kosten, der doch süßiges Feuer seyn soll?"

Bevor der Baron an die Ausführung seines Plans ging, hielt er es für klug, bei den savoyischen Adeligen am See die Stimmung zu erkunden. Bei Allen fand er sie günstig, Alle waren geneigt, ihm mit Rath und That, im Nothfall auch mit Geld zu helfen, damit die Berner aus dem Land getrieben würden, die Seeherrschaft wieder Chablais zufalle und die großen Baronenhäuser des Landes, Hermance, Allinges, Yvoire, Coudée und Blonay wo möglich ihre alte Bedeutung wieder erhalten möchten, ja, wenn's seyn müßte, selbst unabhängig von dem Willen des Herzogs Philibert Emanuel von Savoyen, dem sie überhaupt wegen der Unterdrückung ihrer Adelsprivilegien durch seine Vorfahren nicht sehr geneigt waren. Es schwebte ihnen neben der Erinnerung an ihre frühere Bedeutung so etwas von venetianischer Adelsoheit und Seeherrschaft vor, und um es wenigstens im Kleinen dahin zu bringen, schien ihnen gerade d'Yvoire der rechte Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Oktober.

Uebersicht der Saison.

Im ersten Monat dieses weimerlichen Sommers tröstete man sich in ganz Europa, sowohl im Gespräch als auch in Briefen, mit dem Gemeinplatz, der Juni sey eben von Alters her ein Regenmonat, und ich würde deßhalb nur um so mehr es vermeiden, den ausgetretenen Wäfferpfad zum Eingang meines Berichtes zu wählen, wenn nicht dießmal der Gesammtcharakter der Saison von dem schlechten Wetter das Gepräge angenommen hätte, das zwar der Frequenz keinen Eintrag gethan hat, denn diese war bedeutend stärker als im vorigen Jahre, aber sehr entschieden dazu beitrug, die Art und vor Allem die Dauer des Besuches zu gestalten und zu bestimmen, die beide jedoch auch noch die Einwirkung anderer Umstände erfahren haben, was vor Allem von der Eröffnung mehrerer neuen großen Hotels zu verstehen ist. Auch hier berühren sich, wie immerdar, die Extreme; im Anbeginn reichten, wie in jedem andern kleinen Bad, die Badehäuser und Gasthöfe vollkommen aus, die Fremden zu beherbergen, die Privathäuser wurden nur gelegentlich in Anspruch genommen, und der Zudrang mußte erst sehr groß werden, bevor die Spekulation auf den Einfall gerieth, eigene Häuser zu bauen, welche auf nichts anderes berechnet waren, als den Gästen Dach und Fach zu gewähren, und die nun, im Verlauf weniger Jahre aneinandergereiht, die schöne Stadt bilden. In neuester Zeit ging die Spekulation nun einen Schritt weiter. Sie erwog, daß ein Gasthof nicht geradezu nothwendig auch ein Badhaus seyn müsse, da ja so viele unter den Besuchern der heilenden Thermen nicht bedürfen, und so entstanden nach und nach die großen prachtvollen Hotels ohne Bäder: der englische, der böhmische, der holländische, europäische, französische und russische Hof, alle elegant und bequem, der Lage wie der innern Einrichtung nach, und der Hof von Holland noch besonders wegen des damit verbundenen Kaffeehauses mit seinen vortrefflichen straßburger Billards rasein zu erwähnen. So ist nun das alte Verhältniß wieder eingetreten, daß die Gasthöfe den größten Theil der Saison hindurch dem Bedürfniß genügen, und neben ihnen nur die Häuser mit eleganten großen Herrschaftswohnungen sich geltend machen können, während kleine Appartements und eine kleine Zimmer kaum mehr die Hälfte des ehemaligen Preises eindringen. Den großen Wohnungen aber hat der naße Sommer vielen Schaden zugefügt, weil diejenigen, welche deren zu bedürfen pflegen, durch den unaufhörlichen Regen verdrießlich gemacht, im Gasthofe nur so viele Tage lang weilten, als sie vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich Wochen und Monate hindurch geblieben wären, zu welchem Behufe sie dann sich häuslich eingerichtet hätten. Sie stoben schaarenweis, als ob sie dem schlechten Wetter zu entgehen vermocht hätten, zu welchem Uebelstand sich noch das ungewöhnlich lange Ausbleiben der Engländer gesellte, die dadurch von wichtigen Geschäften und Ereignissen zurückgehalten wurden, und zum Theil auch wohl ihr Reisegeld im Wahlkampf

Digitized by Google

aufgehen ließen. — Diese militärischen Verhältnisse betrafen jedoch nur die Einzelnen, während im Ganzen nichts davon wahrzunehmen war; denn auf der Promenade und im Kursaal wimmelte das gewohnte rege Leben, das von der Mitte des Juli bis in die ersten Tage des Septembers sich zu hohem Glanze steigerte, und dann erst sehr allmählig wieder abnahm. Besonders waren die Reunions über alle Maßen glänzend, und ein paar Bälle in dem großen Saal (im August) so gedrängt voll, daß die eigentliche Ballluft in den Wogen dieses Zuerauges fast ganz unterging, aber reichlich durch den Anblick der in jeder Beziehung ausgezeichneten und erlesenen Gesellschaft aufgewogen ward. Die Zahl der zu Baden Anwesenden hielt sich während des Augusts immer nahe an dreitausend, wie die ausgegebenen Listen darthaten.

(Fortsetzung folgt.)

St. Petersburg, September.

(Schluß.)

Die Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste. — Theater.

Diese Gesellschaft thut wirklich viel für die Entwicklung der schönen Künste in Rußland. Sie bringt diesem Zweck bedeutende Opfer, ohne alle Unterstützung von Seiten der Regierung; Alles wird von den reichlichen Beiträgen der Mitglieder bestritten, unter welchen sich manche unserer ausgezeichnetern Staatsmänner befinden. Präsident derselben ist jetzt der Herzog von Leuchtenberg, Vizepräsident der Postdirektor von St. Petersburg, Geheimerath Pränschnikow. Einige zwanzig Jahre bestehend, zählt sie unter ihren frühern Zöglingen bereits Künstler von europäischem Ruf. Von diesen nenne ich nur die Gebrüder Brüllow, den Maler und den Architekten — ersterer ist der Schöpfer des letzten Tags von Pompeji — die Gebrüder Tschernezow, bekannt durch ein reiches Portefeuille malerischer Ansichten, das sie von einer 1839 längs der Wolga unternommenen Reise mitgebracht, den oben genannten Klodt und Iwanow. — In diesem Augenblick unterhält die Gesellschaft 18 Pensionäre, von denen einige zu großen Erwartungen berechtigen. Alle besuchen unter Beaufsichtigung und Leitung der Gesellschaft die Lehrklassen in der Akademie. Die Meisten, sobald sie von letzterer mit Zeugnissen der Reife entlassen sind, werden in den Gymnasien als Zeichnenlehrer, oder in den Gouvernementsstädten als Architekten angestellt, und so verbreiten sie die Kunstkultur immer mehr im großen Reiche. — Mehrere unserer jungen Künstler sind in diesem Sommer zu ihrer Ausbildung in's Ausland gereist, theils auf Kosten der Akademie, theils auf Kosten der eben gedachten Gesellschaft; dahin gehören die Bildhauer Stawaßer und Iwanow. Vor ihrer Abreise vollendeten sie gemeinschaftlich die kolossale Bildsäule der Muse Clio, zum Monument des Geschichtschreibers Karamsin bestimmt; ferner die Architekten Eppinger und Beine, der Graveur Tschipalkin, die Maler Orlow und Petrowsky, dessen ich schon oben gedachte.

Während der Sommermonate, wo die Residenz an Bewohnern sichtlich ärmer ist, bis zu Ende Septembers, feiern unsere städtischen Bühnen fast ganz. Die Mehrzahl der Bevölkerung sucht im Sommer den engen Stadtmauern zu entkommen, in welchen die Luft, wie in allen großen, dichtbevölkerten Städten, äußerst drückend und dabei von mephitischen Ausdünstungen geschwängert ist; abgesehen vom feinen Staub, der von den allenthalb ausgeführten Bauten die Luft erfüllt. Alles, was nicht durch seine Verhältnisse unumgänglich an die Stadt gebunden ist, begibt sich aufs Land. Dort sucht man sich einigermaßen — denn unser nordischer Sommer dauert ja nur Wochen — für die nunmmanstehende Einsperrung in der düstern Stadt, in deren ewig umzogenem winterlichen Horizont man Monatelang die Sonne nicht gesehen wird, zu entschädigen. Die vornehme Welt, um der ihr immer anzubietenden Residenz dennoch so nahe als möglich zu bleiben, bezieht ihre eleganten und prachtvollen Villen auf den von den Armen der Newa gebildeten Inseln bei Kamennoy-Ostrow, Jelagin und Krestowsky. In der Mitte dieser befindet sich ein eigenes Sommertheater, in dem abwechselnd einige Tage in der Woche die französische und russische, seltener die deutsche Truppe spielen. Die Bewohner der Inseln wollen sprechen den Vorstellungen, vornehmlich den französischen, zahlreich zu. Die französische ist immer noch, selbst mit Vernachlässigung der nationalen, die Lieblingsbühne unserer höhern Stände. Die Franzosen spielen jetzt auch öfters vor dem kaiserlichen Hofe in Peterhof, das der Lieblingsaufenthalt des jetzigen Kaisers im Sommer ist, und seit vier Jahren ein sehr geschmackvolles Hoftheater besitzt. Die deutsche Bühne befindet sich leider hier noch immer in einem sehr vernachlässigten Zustande; die Subjekte sind sehr mittelmäßige Talente und ersterben sich, bei kärglicher Besoldung, seiner Aufmunterung. Sie sind fast nur von den deutschen Gewerbs- und Mittelklassen besucht, der Kern der russischen Bevölkerung wendet sich der Nationalbühne zu, die übrigen höhern Gesellschaftsstände, ohne Unterschied der Zunge, bleiben dem französischen Theater treu. Diese Erscheinung ist wirklich auffallend, der Hauptgrund liegt aber darin, daß die Masse der Nation noch immer die Deutschen, ihre Sprache, ihre Literatur, überhaupt Alles, was von ihnen ausgeht, mit Widerwillen und Geringschätzung betrachtet, dagegen dem Franzosenthum, und was von diesem ausgeht, fortwährend leidenschaftlich anhängt. In den höhern Kreisen ist französisch noch immer die vorherrschende Conversationssprache, seltener hört man die Klänge der russischen, fast nie die der deutschen Sprache, noch weit eher das Englische, das seit den zwei letzten Dezennien bei uns sehr aufkommt. Das Deutsche ist im Studienplan unserer höhern Schulen und Lehranstalten als unerläßlich eingeführt, aber die russische Jugend treibt diese Sprache nur mit der größten Unlust; das Französische dagegen wird, vornehmlich in den höhern Ständen, fast mit der Muttermilch eingesogen, und hier oft mit größerer Geläufigkeit und grammatisch richtiger gesprochen und geschrieben, als das Russische. Einige auf größere Verbreitung des Deutschen bezügliche Anordnungen im allgemeinen Studienwesen hat Hr. v. Uwarow getroffen, seit er mit dem Jahr 1850 die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts übernommen. Selbst ein vorzüglicher Kenner deutscher Sprache und Literatur, weiß er die großen geistigen Vorzüge dieser Nation zu würdigen. — Eine deutsche Bühne könnte in unserer großen Kaiserstadt, unter günstigern Verhältnissen, sehr wohl gedeihen, wenn man erwägt, daß gegen 100,000 deutsche oder des Deutschen vollkommen kundige Individuen hier wohnen und mehrere Glieder unseres Kaiserhauses Deutsche sind, von denen man Vorliebe für diese Bühne erwarten dürfte. Man vernimmt indessen, daß zum nächsten Winter einige Talente für dieselbe angeworben sind.

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. Oktober 1841.

Sweet scenes, conjoined with all that most endears
The cloudless morning of my tender years!
Leyden.

Der Geistliche.

Aus dem Leben.

Ich bin in einem berühmten Wallfahrtsorte der Schweiz geboren. Meine Eltern trieben einen Kramhandel, der den Ortsverhältnissen ganz angemessen war. Unter Muttergottes- und Heiligenbildern, unter Rosenkränzen und Gebetbüchern wuchs ich auf, und die großen Kirchen- und Marienfeste bilden die Hauptabschnitte meiner Kindheit und ersten Jugend. Wenn die frommen Pilger in zahlreichen Schaaren ankamen und sich in feierlichem Zuge nach der Kirche begaben, mischte ich mich unter sie und kniete mit ihnen vor dem wunderthätigen Bilde nieder, welches, recht wie es einer Himmelskönigin gebührt, mit kostbaren Stoffen angethan war und von Edelsteinen und Perlen glänzte. Rings herum an den Wänden hingen aus Wachs geformte Glieder, Krücken, tausend Votivtafeln. Letztere besonders waren für mich eine unerschöpfliche Quelle von Freuden, und meine Phantasie gefiel sich darin, aus den Vorstellungen, mit denen sich mein kindisches Gehirn bevölkerte, immer neue Wunder, eines wunderbarer als das andere, zusammenzusetzen. So lebte ich in einer ganz willkürlichen Welt, und ich glaube, wenn an einem schönen Morgen unsere Hauskatze und der Zeisig im Käfig vor dem Fenster zu reden angefangen hätten, ich wäre darüber nicht im mindesten erstaunt gewesen.

Daß ich der heiligen Mutter eine Verehrung widmete, die an Anbetung grenzte, versteht sich von selbst. Kein Eigennutz trübte diese kindische Schwärmerei; denn zu bitten hatte ich nichts, und mein kühnster Ehrgeiz war befriedigt, wenn ich an Festtagen, mit einem rothen, rresfendbesetzten Talare angethan, über den ein weißes, kurzes Chorhemd gezogen wurde, mich unter die Leviten und geringeren Kirchendiener mischen durfte, welche die Dienerschaft und das Gefolge des am Marienaltare das Hochamt haltenden Priesters bildeten. War dieser gar der Abt des Stiftes, so fühlte ich mich selbst um einige Stufen höher gehoben; denn in der hierarchischen Rangordnung, die sich in meinem Kopfe ausgebildet hatte, kam dieser Prälat unmittelbar nach der Mutter Gottes. Und wie hätte ich ihm diesen Platz nicht einräumen sollen? Seine Gewänder starrten von Gold und Perlen, auf seiner Brust funkelte ein großes Diamantenkreuz, sogar seine Strümpfe und Schuhe waren reich gestickt, und die Inful auf dem Haupte, den goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Hirtenstab in der Hand, sah er so imponirend aus, daß mir Gott Vater neben ihm ein armer Mann schien. In unserm republikanischen Ländchen machte ihm kein weltlicher Fürst den Rang streitig, auch militärische Aufzüge stellten die kirchlichen nicht in

Digitized by Google

Schatten, und so ist es kein Wunder, daß der Klostermonarch für mich in unangefochtener Herrlichkeit thronte. Die Mönche kamen mir nur in der Sakristei und Kirche zu Gesicht; denn da ich nicht in die Klosterschule ging, hatte ich keine Gelegenheit, mit ihnen in nähere Berührung zu kommen. Sie sahen in ihren faltigen schwarzen Kutten mit weiten Aermeln und Kapuzen höchst ehrwürdig aus, und es überraschte mich sehr, als ich einen in der Sakristei das erstemal lachen hörte.

Nur an zwei oder drei Tagen im Jahr machten wir, Vater, Mutter und ich, einem entfernten Verwandten der letztern, welcher Conventual war, einen Staatsbesuch. Er setzte ihnen Wein mit Gebackenem vor, dessen Reste mir von ihm in die Tasche geschoben wurden, gab mir das Bild eines Schutzheiligen und ermahnte mich, fleißig zu beten, lange bevor ich wußte, was beten sey. Verließen wir ihn, so schritt ich mit dunkeln Gefühlen der Ehrfurcht durch die langen, hochgewölbten Gänge, an deren Wänden finstere Gestalten von Ordensheiligen und Aebten hingen, und athmete freier auf, wenn wir aus dem Klosterthore hinaustraten und ich wieder die bekannten Berge, Bäume und Wiesen um mich sah. Denn ich liebte es, unter ihnen herumzustreifen; es kam mir vor, als gehörten sie zum Reiche der Mutter Gottes, und dieser Gedanke machte sie in meinen Augen zu einer Art größerer Kapelle, die Wolken und Nebel zu Weihrauch, die Blumen zum Schmuck ihres irdischen Mantels, denn der himmlische war mit Sternen besäet, das wußte ich wohl.

Zu Hause war ich selten; der Vater befand sich meistens abwesend, und die Mutter beschäftigte der kleine Handel, die Besorgung des Handgartens und der Feldstücke, die dazu gehörten. In die Schule ging ich nur noch, weil ich mußte; denn als ich einmal lesen und schreiben konnte, war für mich dort nichts mehr zu lernen. So verstrichen meine Kinderjahre in der Feier eines Gottesdienstes, der mir auch die Natur heiligte.

Der Schulmeister hatte mich seiner Obhut entlassen, und eines Morgens rief mich die Mutter zu sich, befahl mir, mein Sonntagskleid anzuziehen, und ging dann mit mir zu jenem Verwandten in's Kloster. Was sie mit einander redeten, weiß ich nicht, denn ich war in ein mit Bildern angefülltes Legendenbuch vertieft, das mir der Pater aufgeschlagen, und blickte erst auf, als er mich näher kommen hieß und mir ein Buch mit dem Bedeuten gab, ich möchte zu Hause fleißig darin lesen und ihm das nächstemal sagen, was ich in demselben gefunden habe und etwa nicht verstehe. Freudig nahm ich es, denn ich hatte beim ersten Blick auf ein Blatt desselben gesehen, daß lateinische Wörter darin vorkamen, deren Klang mir von meinem Altardienste der bekannt war, ohne daß mir bis jetzt ihre Bedeutung zugänglich gewesen wäre.

Zu Hause erfuhr ich aus dem Titel, daß ich eine alte lateinische Grammatik vor mir habe, und begierig verschlang ich die ersten Seiten, auf denen mich nur hie und da ein mit veralteter Orthographie geschriebenes deutsches Wort aufhielt. Die Mutter sagte mir, ich müsse nun viermal in der Woche zum Pater Hieronymus in das Kloster gehen und fleißig beten und lernen; denn zum Geistlichen, wie ich einer werden solle, könne man nur fromme und gelehrte Leute brauchen. Also sollte ich ein Geistlicher werden; dieß hatte ich bis jetzt nicht gewußt, es war mir aber ganz recht, denn so hatte ich Hoffnung, der Mutter Gottes noch viel näher zu kommen, als bisher, und wer weiß? vielleicht beglückte sie mich sogar bald mit ein paar gnädigen Worten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mittelalter am Genfersee.

(Fortsetzung.)

Nöthig war es vor Allem, die Gemeinde Yvoire so für den Schiffsbauplan zu gewinnen, daß die Männer mit Eifer daran gingen. Dieß war leicht und schwer: leicht, weil die ehemaligen Seewölfe nur mit Sehnsucht an die Zeit zurückdachten, wo sie Herren auf dem See waren und wo alle Schiffe in Yvoire anlegen und Sezoll bezahlen mußten; schwer hingegen war auch die Sache, weil es sich um den Bau eines Schiffes nach ganz andern Grundsätzen handelte, als die sehr undenklichen Zeiten in den Seelandern herrschenden. Und da gar Achmet, der Heide und Türke, der Wassertrinker und Weinverächter, das neue Schiff bauen sollte, so mischte sich auch Neid, Mißtrauen und religiöse Feindseligkeit ein, bei der die Frommen nicht wenig in's Feuer bliesen.

Um die Leute gut zu stimmen und für den Plan zu gewinnen, lud der Baron die angesehensten Familienhäupter zu einem Gastmahl auf das Schloß. Es waren ihrer sechzig, und an ihrer Spitze der Gemeindesyndikus Lullin, ein in Yvoire sehr angesehener, ehrenwerther Mann, der Baronenfamilie von Herzen zugethan, zugleich der kühnste und erfahrenste Schiffer der Umgegend, aber auch der tapferste Trinker, und deßwegen Achmet feindlich gesinnt.

Schon seit lange war in dem heruntergekommenen Yvoire kein Gastmahl mehr gegeben worden; darum war es jezt nicht leicht, die Küche recht zu versehen. Die ältern Hausfrauen, welche aus frühern Zeiten noch etwas davon verstanden, traten zusammen, und nach vielem Hin- und Herreden wurde der Küchenzettel gemacht. In dem einst so glänzenden, nun leeren Waffen- und Ahnensaal war ein großer Tisch aufgestellt. In der Mitte stand

Digitized by Google

als erster Gang eine ungeheure Holzschüssel mit einer Art Suppe, genannt Papet, aus wälschem, in Fleischbrühe gekochtem Korn, darin eine Menge kleiner Stücke von Kalb- und Schöpsenfleisch und gekochtem Geflügel. Rechts und links von dieser Schüssel standen große Zinnschüsseln, eine mit einer fünfzehn Pfund schweren Seeforelle, nach der Landesart in Cressppwein gekocht; um diese Forelle und auf derselben Schüssel lagen eine Menge kleinerer Fische in Stücken, Aeschen, Ferras und Hechte. Diese Schüssel mochte ungefähr vierzig Pfund Fisch enthalten. In einem Majolikagefäß war eine stark gewürzte Fischbrühe. Auf der andern Schüssel erhoben sich zwei gekochte Kalbsköpfe und darum herum Stücke von Ochsenzungen und Geflügel. Diese Art von Schüsseln, die außer dem Hauptgericht eine Menge Nebensachen enthielten, kam von einer Verordnung des Herzogs Amadeus VIII. von Savoyen, wodurch befohlen wurde, künftig sollten nur zwei Gerichte bei großen Gastgeboten auf einmal aufgetragen werden. In geringer Entfernung von einander standen große irdene Töpfe mit dem ländlichen Creppwein. Nur vor dem Baron standen zwei silberbeschlagene Majolikakrüge mit Malvasia aus Wallis, der von Reben kommt, die aus Malvasia in Morea dorthin verpflanzt sind und sehr gut fortkommen. In dem andern Krug war Hypocras, ein sehr starkes, aus Wein und Gewürzen bereitetes Getränk. Aus ganz Yvoire waren die Teller zusammengetragen, und doch war an's Wechseln nicht zu denken; jeder Gast hatte nur Einen Teller. Auch die Trinkgeschirre waren sehr verschieden und es liefen gar manche Holzbecher mit unter. Nur vor dem Baron stand ein großer silberner Becher, den seine Mutter aus ihren Schränken hergelichen hatte. Auch in Silberwerk war kein Aufwand, denn alle Löffel und Gabeln waren von Holz. Schon damals beschäftigten sich die gewerbfleißigen Untergebenen der Abtei Saint-Claude im Jura mit deren Verfertigung. Dem Baron kam manchmal der Gedanke, wie dieß Alles ganz anders gewesen, ehe die Berner Gerichtsboten seiner unsinnigen Verschwendung ein Ende gemacht. Damals sah man bei seinen Festen und Mahlzeiten einen Ueberfluß von silbernen Gefäßen aller Art, vom größten bis zum kleinsten, zumal mächtige Pokale von vielfacher Gestaltung. Zu dieser Aermlichkeit paßte das Tischgedecke nicht; dieses gehörte in die glänzendsten Zeiten Yvoires. Wie Atlas breitete sich das mit Blumen, Früchten und Wappen künstlich durchwirkte Tischzeug über den tannenen Tisch hin. Es kam aus den Schranken der alten Baronin, die es für dieses Gastmahl gelichen hatte.

Zu oberst am Tisch, mit dem Rücken gegen den großen Kamin gewendet, stand höher als alle andern der Sitz des Barons; zu seiner Rechten saß der Schloßkaplan, zu seiner Linken Hugo, der Stallmeister, und neben ihm Achmet in maurischer Tracht; diesem gegenüber der erste Syndikus Lullin, weiterhin zu beiden Seiten die andern Syndiken, Gemeinderäthe und angesehenen Männer. Die Frauen und Töchter der Gäste gingen hin und her, um sie zu bedienen, zu schauen und zuzuhören. Das Schloß war diesen Tag für Alt und Jung zugänglich. Nach den gewöhnlichen Gesundheiten auf die Baronenfamilie, auf die Gemeinde von Yvoire und deren künftiges Wiederaufkommen, wurde viel von den politischen Zuständen und der Stellung des Landes gegen den Landesfürsten, gegen Bern, Genf und Wallis gesprochen. Es kam die Rede auf den letzten Krieg gegen Genf 1535 und 1536, wobei Savoyen unterlag, weniger weil die Berner der calvinischen Stadt zu Hülfe kamen, als weil Savoyen versäumte, sie mit einer Flotille von der Seeseite einzuschließen, auszubungern und dann anzugreifen, wo der Erfolg wahrscheinlich ein ganz anderer würde gewesen seyn, als beim Angriff zu Lande. Eine solche gut befestigte Flotille hätte ferner die Einnahme des Schlosses Chillon verzögert, vielleicht unmöglich gemacht, sie hätte auch mit Glück die Berner verhindern können, aus dem Waadland über den See zu setzen, Chablais anzugreifen und zu unterwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Blumen- und Gemüseausstellung.

In dem vor wenigen Jahren errichteten Orangeriegebäude im Luxemburger Lustgarten fand vorige Woche eine von dem Gartenbauverein veranstaltete Ausstellung von Früchten, Gemüsen und Blumen statt, wobei Kunstgärtner und Liebhaber einander zu überbieten suchten. Der Luxemburger Garten selbst ist eine Blumenausstellung; es ist hier eine sehr bedeutende Menge von Rosensorten im Frühjahr, und von Dahlias im Herbst zu sehen, die vielen Sommergewächse nicht gerechnet, in welchen der Luxemburg mit dem Lustgarten des Tuilleriensschlosses wetteifern kann. Diese sorgfältige Blumenpflege, so wie überhaupt die Verschönerungen, welche mit dem Luxemburger Garten seit einigen Jahren vorgenommen worden, verdankt man größtentheils dem Grafen Decazes, welcher in seiner Eigenschaft als Großreferendär der Pairskammer über den Luxemburger Palast und Garten die Aufsicht führt und neben demselben ein Hotel bewohnt, zu welchem er einen Theil des öffentlichen Gartens gezogen und für sich eingedeut hat. In den Zeitungen hat man sich über diese kleine Usurpation beklagt. Graf Decazes hat aber nach andern Seiten den Lustgarten verschönert, freilich nicht auf seine, sondern auf Staatskosten, und im Garten, wie gesagt, manche Verschönerungen angebracht, welche dem Publikum zu gut kommen. Mit seinen Privatunternehmungen ist besagter Graf nicht glücklich; seine Eisenhämmer und andere Werke sollen ihm mehr Schulden als Gewinn gebracht haben. Damit hat aber das Publikum nichts zu thun, und es kann nicht längnen, daß der Luxemburger Lustgarten, seitdem Graf Decazes Großreferendär der Pairskammer ist, ein viel

Digitized by Google

heiterern Ansehen gewonnen hat. Auch das Orangeriegebäude ist unter seiner Leitung entstanden und wird von ihm eins oder zweimal im Jahre dem Gartenbauverein zur öffentlichen Ausstellung seiner Produkte überlassen. Obschon der verflossene Sommer der Obstkultur nicht günstig war, so erstaunte man doch bei der Ausstellung das schöne Obst, und zwar einiges in außerordentlicher Größe. Da waren Trauben, groß wie die des gelobten Landes, die Beeren so dick wie Taubeneier; andere von länglicher Gestalt prangten unter dem Namen Periennauben im Katalog. Eine Melone war so groß, daß sich drei mit gutem Appetit bescheerte Leute daran satt essen konnten; ferner Runkelrüben von 10 — 12 Pfund, aus denen sich also, nach der bisher gemachten Erfahrung, beinahe ein Pfund Zucker ziehen ließe. Das riesenhafteste Produkt bei der Ausstellung war aber eine Gurke, französisch Potiron genannt, in welche sich ein Mann bätte verstecken können, und die sicher die riesenhafteste Gurke ist, die man jemals in Paris gesehen. Man ist in Paris zu dieser Jahrszeit gewohnt, große Gurken zu sehen; fast vor jedem Fruchts und Gemüseladen prangt hier im Herbste eine Gurke von einem Metre im Umfang, aus welcher sich die Köchinnen ein Stück zu einigen Sous aufschneiden lassen, um damit Suppen zuzubereiten; aber diese Gurken sind doch nur ganz gewöhnliche Waare gegen die bei der Ausstellung bewunderte, welche über zwei Centner wiegt. Ein monstrdicker Kohlkopf lag ebenfalls da; aber neben der Riesengurke war er doch nicht viel mehr als ein Zwerg. Uebrigens sind Gurken und Kohl in Paris keine vornehmen Genüsse und gelangen nicht auf die Tafeln in großen Häusern; höchstens wird der sogenannte Brüsseler Kohl zugelassen; den derben gemeinen Kohl überläßt man den minder Begüterten.

(Fortsetzung folgt.)

Baden-Baden, Oktober.

(Fortsetzung.)

Uebersicht der Saison.

Der Verkehr der Gesellschaft unter sich war diesmal lebhafter, denn je zuvor. Die verehrte Großherzogin Stephanie kam im erfreulichen Wohlsein mit der Prinzessin Marie aus dem Mittbade, und erfreute sich des Besuchs ihrer Tochter, der Prinzessin Wasa, deren Gatte auch einige Zeit hier verweilte. Sie versammelte, wie immer, einen zahlreichen Kreis um sich, den sie theils bei sich im Schloß oder im Pavillon empfing, oder im Conversationshaus wieder sah, so daß die geselligen Beziehungen eine ununterbrochene und doch anmuthig wechselnde Reihenfolge bildeten. — Eines der beschuchtesten Häuser war das der bekannten Gräfin Merlin.

Der Tonkünstler waren wieder sehr viele da, und neben den vorzüglichen eine Masse von unbedeutenden oder noch unbekannten Talenten, welche, trotz aller gutgemeinten Warnungen, sich immer noch nicht abschrecken lassen, nach einem Ort zu pilgern, wo nur ein anerkannter Namen mit Erfolg auftreten kann, ohne einen solchen aber auch der vorteilhafteste Künstler „schlechte Geschäfte" macht, um denn doch das Kind beim rechten Namen zu nennen. Manchmal kann es sich fügen, daß Protektionen die Umstände sich etwas günstiger gestalten lassen, doch diese Fälle sind selten. Die bedeutendste Kunstleistung der Saison war das Konzert, welches der geniale Ernst mit dem ausgezeichneten Pianisten E. Meyer (aus Petersburg) gab. Ernst ist wahrlich, was die Gazette musicale von ihm sagt, der erste von denen, welche, „Krieger unter Alexander, nach seinem Tode Könige." in die Fußstapfen des magischen Geigers von Genua treten; doch ist er, wohlverstanden, kein Nachahmer Paganini's, wenn auch der Erbe seines Bogens, nämlich sicherlich, denn Paganini hat so wenig ihm, als irgend einem Künstler, ein Instrument vermacht, wie seiner Zeit die Zeitungen fälschlich ausposaunten. Von andern Künstlern ersten Ranges hörten wir: List, der an Kunstfertigkeit Thalberg wohl noch übertrifft, und bei welchem dennoch die Fertigkeit nicht zur Hauptsache wird; die Gebrüder Banza und Max Bohner. Hermine Rudersdorff ist eine talentvolle junge Sängerin, deren Leistungen sehr ansprechen. Die in Italien so gefeierte Francilla Pixis trat hier in einem Konzert auf, und ist jetzt auf einer Runtreise durch Deutschland begriffen, auf der sie Stuttgart wohl auch nicht ungehen wird; sie ist, wie ich vernehme, als dramatische Sängerin ausgezeichnet, und hat als Romeo in Karlsruhe sich einen großen Erfolgs erfreut. Die Familie der russischen Nationalsänger Maurewitsch dürfte, trotz der großen Kunstfertigkeit ihrer Mitglieder, hier doch nicht häufig erwähnt werden, wenn es nicht wegen der Neuheit ihrer Produktionen für ein westliches Publikum gestehe.

Die bildenden Künste haben ebenfalls ihre Vertreter in dem bunten Schauspiel des Sommers nicht entbehrt. Die Säle, welche Meyler gelassen, hat sich zwar nicht in derselben Art und Weise wieder gefüllt, doch hat sich für den vermißten „Salon des arts" mancherlei Ersatz geboten. So kam und blieb ziemlich lange der seit so vielen Jahren vorbeilhaft bekannte Goldmann mit einer ungemein reichen Sammlung alter und authentischer Gemälde, unter denen ich hier nur die Madonna Murillo's aus der aufgelösten Zinzendorfschen Galerie nenne, die, auch abgesehen von ihrem hohen Werthe, Aufsehen erregte, weil der Meister des Publikums gewohnt ist, unter einem Murillo sich lediglich nur Scenen aus dem niedern Volksleben Spaniens zu denken. Außerdem sah man an allen Ecken und Enden „alte Bilder," namentlich in allen Buden der Kaufleute auf der Promenade, und darunter vieles Werthvolle neben ganz Schlechtem, das aber doch durch die ihm angedeuteten Namen berühmter Meister einen ergötzlichen Anblick darbot. — In dem eleganten Etablissement der Marx'schen Buch- und Kunsthandlung hatte sich eine ganze Bildergalerie aufgehängt, dampfsämtlich eine werthvolle Reihe von neuen Genrebildern, welche Herr Zais aus München hergebracht, und die aus Werken ausgezeichneter Zeitgenossen bestand. — Das mit diesem Sommer von Hrn. Pero aus Lübeck erdffnete Diorama gehört meines Erachtens wohl auch zu den Gegenständen, von welchen die Rede sein muß, wo man von der Kunst spricht, obschon manche Leute es für nichts anderes nehmen wollen, als für eine „Sehenswürdigkeit." Die Bilder, welche sich vor dem im dunkeln Raume weilenden Beschauer entrollen, sind schon an und für sich meisterhaft ausgeführte, poetisch aufgefaßte Landschaften, die Zauber der wechselnden Beleuchtung sind der Natur abgelauscht, und die freilich durch äußere mechanische Hülfsmittel hervorgerufene Sinnentäuschung übt denn noch die Wirkung eines Kunstwerkes aus. Der Maßstab dieser Bilder wird, wie ich vernehme, im nächsten Sommer ein etwas größerer seyn, wodurch die Täuschung noch an Vollkommenheit gewinnen dürfte. — Die Zahl der Porträtmaler war diesmal geringer, denn je zuvor; die ausgezeichneteren darunter waren: Baumgartner von Freiburg im Breisgau, der durch kühne Auffassung und breiten Pinsel seiner gewöhnlich lebensgroßen Porträts sich geltend macht, und Dorcy aus Paris, von welchem das schöne Altardatt herrührt, welches Herr Benazet im vergangenen Jahre unserer Stiftskirche schenkte.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 25. Oktober 1841.

— Tribunes, to defend their vulgar wisdoms,
Of their own choice.

Shakespeare.

Das Mittelalter am Genferſee.

(Fortſetzung.)

Im Verlauf des Gaſtmahls, als der reichlich eingeſchenkte Wein bereits ſeine Wirkung gethan hatte, kam die Rede darauf, mit St. Nitons Hülfe Yvoire ſeine alte Bedeutung auf dem See und damit auch den alten Wohlſtand wieder zu geben. Bei alle dem ſprach Achmet ſehr verſtändig und ruhig mit; ihm hatte der Wein den Kopf nicht erhitzt, er hatte nur Waſſer getrunken. Lullin, ein tapferer Trinker, und die Uebrigen nahmen daran nicht wenig Aergniß. Ja, bei dieſer Stimmung gegen Achmet kam dieſer ſchlecht an, als er behauptete, mit den hier gebräuchlichen flachen Schiffen werde man nie Bedeutendes ausrichten; dazu gehörten Schiffe mit ſcharfem Kiel und viel mehr Segeln; nur ſolche gingen ſchnell und widerſtänden beſſer den Wellen, indem ſie ſie raſch durchſchnitten und ſich nicht von ihnen haltlos herumwerfen ließen, wie den jetzigen Barken und Brigantinen geſchehe. Ihm wurde ſtürmiſch erwidert, er verſtehe nichts vom See, ſcharfe Schiffe mit vielen Segeln möchten gut für das Meer ſeyn, für einen Landſee taugten ſie nichts; da müßten die Schiffe flachen Kiel haben, damit man ſie in Sturmeszeit auf den Strand laufen laſſen und dadurch allein retten könnte. Nur der Baron, der mit Anſehen dazwiſchen ſprach, zumal dieſe Stimmung der Leute ſeinem und Achmets Plan ganz zuwider war, konnte einem förmlichen Zank vorbeugen. Es wurde noch viel getrunken, geſungen und geſchrieen, als d'Yvoire und Achmet fort waren. Endlich gewannen aber die Frauen und Mädchen doch die Oberhand und ſchleppten nicht ohne Mühe die lallenden Argonauten nach Haus.

Den folgenden Tag war die Gemeindeverſammlung, eine in damaliger Zeit auf dem europäiſchen Feſtland merkwürdige Erſcheinung. Bekanntlich hatten ſavoyiſche Grafen aus England, wo ſie in Kriegsdienſt geweſen waren, das Muſter zu der landſtändiſchen Verfaſſung in ihrem Lande mitgebracht und wenigſtens theilweiſe zur Ausführung gebracht. In Faucigny war die Stadtefreiheit und die ſtändiſche Mitwirkung des niedern Adels ſchon im dreizehnten Jahrhundert, bald nach der Magna Charta, beſonders wichtig. Im Kleinen war es faſt ebenſo in den geringen Städten, Flecken und Dorfgemeinden. Faſt alle beſaßen überdieß Freiheiten (franchises), die ihrer Municipalverfaſſung mehr oder weniger Aehnlichkeit mit den alten römiſchen Municipien gaben. Nach dieſer Verfaſſung trat in den ſavoyiſchen Städten das Conseil général zuſammen, um über Gemeindeabgaben, Anlagen, Bauten u. ſ. w. zu entſcheiden. Dieſes Conſeil ernannte auch die vier Syndiken, welche mit der Regierung der Gemeinde beauftragt waren und dazu ſelbſt ein Conseil

Digitized by Google

privé ernannten. Jenes Generalconſeil beſtand aus allen Einwohnern, die einen Herd hatten, und vor dieſes Conſeil wollte d'Yvoire ſeinen Vorſchlag bringen.

Die Glocke rief ſämmtliche Einwohner zum Großrath. Die Männer verſammelten ſich im Rathhausſaal, die Weiber und Kinder aber verkehrten indeſſen unten auf dem Platz. Gegen die Gewohnheit war der Baron eingeladen worden, der Verſammlung beizuwohnen. Er ſaß auf einem erhabenen Sitz, um ihn herum die Syndiken und Gemeinderäthe. In jener einfachen Zeit kannten die Leute noch keine parlamentariſchen Leidenſchaften, beſonders aber keine Eitelkeit; von ſyſtematiſcher Oppoſition hatten ſie nun vollends gar keinen Begriff; ſo eine ſouveräne Volksverſammlung war eigentlich nur ein Familienrath, dem nur die Sache ſelbſt, Recht oder Unrecht, Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit, am Herzen lag. Dabei hörten ſie gern etwas Neues, und hatte die Obrigkeit oder die Landesregierung einmal ihr Vertrauen, ſo gingen ſie ohne Schwierigkeiten auf ihre Vorſchläge und Wünſche ein. So war es auch in Yvoire. Ueberdieß hatte die Gemeinde an ihrem Baron den rechten Mann, er half ihnen, wo er konnte und wußte, nach außen hin aber war er, wie ſie, barſchköpfig, ſtreitſüchtig, keck, verwegen und feeraäuberiſch. Dadurch hatte er ſich auch die unbedingte Anhänglichkeit Lullins ſo ganz gewonnen, daß ihm der alte Schiffer und Seemann aus Liebe ſogar ſeine ganz richtigen Anſichten über den Schiffsbau auf dem Leman opferte und bereit war, den ganz abweichenden Antrag des Barons nach Kräften zu unterſtützen. Bei der Gemeinde vermochte er Alles; er war nicht nur Fleiſch von ihrem Fleiſch, Bein von ihrem Bein, ſondern auch der einzige Mann, der neben ſeiner großen Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit höhere und freiere Anſichten hatte. So war er ſo zu ſagen ganz Yvoire in Einer Perſon. Die drei andern Syndiken dachten nur wie er, ebenſo die andern Männer im kleinen Rath wie im großen. Mochte es ſich handeln, wovon es wollte, ſo hatten die Leute immer die Augen auf ihn geheftet, ja wenn er einen Arm bewegte, ſo fingen auch die andern Syndiken an, zu geſtikuliren; huſtete er, ſo hatten auch ſie den Schnupfen, und wenn er lachte, ſo accompagnirten ſie ihn mit einer Art von Wiehern. Nur Eines machten ſie ihm nicht nach, das Sprechen. Es war, als hatten ihm alle drei ihre Zungen übergeben; dafür ließen ſie am Ende jeder Aeußerung Lullins ein gewiſſes beifälliges Grunzen mit obligatem Lacheln hören. Deßhalb wurde er auch ſeit dreißig Jahren immer wieder zum erſten Syndik gewählt, und ſeine Frau hieß nicht femme oder mère Lullin, wie die andern, ſondern Madame; ſie kam oft zur alten Baronin, und man griff an den Hut, wenn ſie vorbei ging.

(Fortſetzung folgt.)

Der Geiſtliche.

(Fortſetzung.)

Die erſten Beſuche beim Pater Hieronymus vergingen unter gewöhnlichen grammatikaliſchen Uebungen, die ich mit vielem Eifer betrieb. Er lobte meinen Fleiß, und die Sammlung meiner Heiligenbilder vermehrte ſich zuſehends. Bald durfte ich vielleicht die Freude erleben, ſie vollſtändig vor mir zu ſehen, denn ich ordnete ſie ſehr ſorgfältig nach den Namen, die ich im Kalender verzeichnet fand. Zu jedem Heiligen legte ich eine Blume, die ich früher in meiner Grammatik getrocknet hatte und der Legende ſeines Lebens am angemeſſenſten glaubte, ſo daß ſich auf dieſe Weiſe auch meine erſten botaniſchen Studien an den Himmel anknüpften.

Dem Pater Hieronymus gelang es, mir in verhältnißmäßig kurzer Zeit ſo viel Latein beizubringen, daß ich nicht nur meine Altargebete vollkommen verſtand, d. h. wenigſtens im Deutſchen wiedergeben konnte, ſondern auch die erſten Stücke einer Chreſtomathie, die von des Paters Hand geſchrieben war, ohne Nachhülfe des Wörterbuchs zu überſetzen im Stande war. Ich brachte es ſo weit, ohne noch einen Begriff davon zu haben, was eigentlich eine fremde Sprache ſey; denn ich hatte in meinem Leben Niemand anders reden hören, als in ſchweizeriſchem Dialekte, und glaubte, dieß ſey die Univerſalſprache aller Menſchen. Das Latein trennte ich nicht von der Kirche; es ſchien mir zu ihr zu gehören wie die Glocken und die Bilder und der ganze heilige Schmuck. Als daher der Pater Hieronymus einmal ein gedrucktes Buch hervornahm, in dem Alles lateiniſch war, hielt ich es für eine Art Meßbuch, und fragte den Lehrer, ob ich jetzt Meſſe leſen lernen ſollte. Er lächelte und ſagte: „Dieß Buch iſt der Livius.“

Der Livius! — Der Name war mir im Kalender noch nicht vorgekommen. „War er auch ein Heiliger?“ fragte ich weiter. — „Nein, mein Kind,“ antwortete der Pater Hieronymus, „er war ein Römer.“ — „Was iſt das, ein Römer?“ — „Du wirſt es bald erfahren. Wir werden jetzt mit einander leſen, wer die Römer geweſen ſind.“

Mit einem Schlage wurde ich in eine neue Welt verſetzt. Von nun an trat die Mutter Gottes immer mehr in den Hintergrund, und mein Kopf bevölkerte ſich nach und nach mit den Geſtalten der Helden des Livius. Anfangs wußte ich ſie nicht recht von den Heiligen zu unterſcheiden. Numa Pompilius kam mir faſt wie ein Pralat vor, und ich ſchmückte ihn auch in Gedanken mit Inful und Stab. Als wir aber immer weiter laſen und noch immer keine Rede von der Mutter Gottes war,

Digitized by Google

konnte ich mich nicht länger enthalten, den Pater zu fragen, wo denn diese damals gewesen seyn? — „Sie war noch nicht auf der Welt," erwiderte er. — Dieß begriff ich wieder nicht. „Haben denn die Römer keine Kirchen gehabt?" erkundigte ich mich. — „Sie waren Heiden und beteten ihre Götter in Kirchen an, die sie Tempel hießen." — Also Heiden waren sie. Ich hatte einmal von den Türken gehört, daß sie Heiden wären und Mahomed ihr Gott. Ganz natürlich fuhr ich fort: „Ist Mahomed auch ihr Gott gewesen?" — Der Pater lächelte wieder. „Nein," belehrte er mich, „Jupiter und Mars und Venus und noch viele andere sind ihre Götter gewesen." — „Sind sie jezt auch im Himmel?" fragte ich weiter.

Der Pater schaute mich groß an. Es mochte ihm in diesem Augenblick klar werden, daß ich auch ein Heide sey. Er beantwortete meine lezte Frage nicht, aber von diesem Tage an wurden die wöchentlichen Lehrstunden um zwei vermehrt, in denen er mir nach dem Gange der Bibel die Geschichte der Schöpfung, des Sündenfalls, der Sündfluth, des Thurmbaues zu Babel und der darauf folgenden Zerstreuung der Völker und die Begebenheiten erzählte, welche sich unter den Israeliten zugetragen. Auf diesem Wege kamen wir wieder bei den Römern an, und allmählig, wie damals in der Welt, dämmerte in meinem Innern das Christenthum auf. Ich sah jezt denjenigen, welchen ich bisher nur als Kind auf den Armen seiner Mutter erblickt hatte, heranwachsen, zum Manne reifen; ich horchte den heiligen Worten, die von seinen Lippen flossen, und folgte ihm bebend auf seinem lezten Gange. Der Pater Hieronymus bediente sich bei seinen Erzählungen meistens der einfachen, ausdrucksvollen Worte der Schrift, und so prägten sie sich mir in ihrer ursprünglichen erhabenen Gestalt ein. Die Römer standen nun nicht mehr vereinzelt vor mir; die antike Welt kämpfte, in ihren Cäsaren verkörpert, vor meinen Augen den Todeskampf mit der neuen Zeit, auf deren Vertreter nach und nach die Barbaren des Nordens aus ihren Wäldern hervorkamen. Bald reihten sich die Vorstellungen zur fortlaufenden Geschichte an einander, und eine Lücke nach der andern füllte sich aus.

In jenen Tagen lebte ich ein ganz um die Gegenwart unbekümmertes Leben; mein Geist strebte nur, sich alles dessen zu bemächtigen, was ihm die Vergangenheit bot, und die griechische Sprache, welche Pater Hieronymus mit mir zu treiben begann, schloß mir neue, bisher völlig ungeahnte Schätze auf. Wir lasen den Homer; der ganze Olymp ließ sich zu mir nieder, und das erste Morgenroth der Poesie schoß seine Strahlen über den Horizont. Von Herodot geführt, schritt ich sichern Fußes über die sagenhafte Erde hin, von deren Herrlichkeit mir phantastische Bilder vorschwebten. Das Meer dachte ich mir wie einen zweiten Himmel, auf dem die Schiffe wie große Vögel segelten, und oft schaute ich der untergehenden Sonne lange nach, indem ich mir vorzustellen suchte, wie sich jezt der Wagen des Sonnengottes in die kühle Fluth tauche. Die Könige erschienen mir mit goldenen Kronen auf den Häuptern, auf erhabenen Sitzen thronend, als Freunde und Stellvertreter der Götter, und ich horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit, als mir Pater Hieronymus von Kaiser Rudolf erzählte und die Anfange der Geschichte des Vaterlandes an diesen Namen knüpfte.

So wuchs ich auf in beinahe gänzlicher Unbekanntschaft mit der wirklichen Welt, der Welt, in die ich eintreten hatte, um ihr dereinst als Lehrer und Beispiel zu dienen. In der That rückte die Zeit immer näher, wo ich meinen Geburtsort verlassen und mich nach Luzern begeben sollte, um dort das, was man Philosophie nennt, und dann Theologie zu hören, denn ich war zum Weltgeistlichen bestimmt. Die Mutter sah ich zeit öfter mit verweinten Augen, der Vater war, wie immer, selten zu Hause.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Oktober.

(Schluß.)

Ueberſicht der Saiſon.

Als einen ſpäten, aber höchſt willkommenen Gaſt begrüßten wir Ihren Landsmann, den genialen Gegenbaur, der von ſeinem anſtrengenden Arbeiten der letzten Jahre in ländlicher Stille ſich zu erholen kam, und in dieſer Stille ein kleines Aquarellbild malte, in welchem ſich wie in wunderſamer Ahnung alle die trefflichen Eigenſchaften wiederſpiegeln, welche die großen Werke dieſes Künſtlers auszeichnen; anmuthige Kraft und kräftige Anmuth der Kompoſition, Form und Färbung. Das Bildchen ſtellt die Ankunft des Grafen Eberhard im Bart vor Jeruſalem vor. Die ſtattliche Hauptfigur, von zu Roß, blickt mit gefalteten Händen und frommer Begeiſterung nach der von der Höhe des Berges ſichtbaren heiligen Stadt, auf die aus einer wunderlieblichen Gruppe ein ſchönes, üppig gebautes Weib, rückwärts deutend, hinweiſt. Hinter dem Württemberger kommt ſein Gefolge hergezogen, und die ſtahlbedeckten Krieger bilden den Gegenſatz zu der friedlichen Gruppe vorne, doch ſo, daß die antithetiſche Symmetrie nicht plump in's Auge fällt, wohl aber dem poetiſchen Blick ſich offenbart. Kurz, dieſes kleine Bild mit ſeinen wenigen Figuren würde, wie es in Zeichnung und Färbung einmal iſt, gradezu vergrößert, ein herrliches Gemälde abgeben, ohne anderer Zuthaten zu bedürfen, als der durch den Raum bedingten Ausführung der Einzelheiten, und ſo den trefflichen Freſken des Stuttgarter Schloſſes ſich würdig anreihen.

Unter den Vergnügungen des hieſigen Aufenthaltes nimmt, ſobald einmal die erſte Hälfte des Auguſts herum

Digitized by Google

ist, die Jagd eine wichtige Stelle ein. Herr Haug, der Pächter der Restauration des Conversationshauses, und schon von frühester als Besitzer des ehemaligen Gast- und Badhauses zum Salm allen Freunden des edeln Waidwerks bekannt, öffnet den Gästen mit Bereitwilligkeit seine weiten, an Hasen reichen, Waldungen und anderen Gefilden überreichen Reviere im Rheinthal. Seit vorigem Jahre hat Besagter droben im Gebirg eine stattliche Jägerei eingerichtet und in diesem Herbst eine Erweiterung vorgenommen, deren Ertrag von Wichtigkeit werden dürfte, wenn auch der rasche Anfang noch nicht ganz so befriedigend war, als man wünschte. Bekanntlich läßt Besagter sich nicht leicht Mühe und Geld gereuen, wo es gilt, das Vergnügen der Gesellschaft zu erhöhen; so schaffte er die Mittel, Parforcejagden auf Murmeln und Saurn zu veranstalten, und lud dazu den in Frankreich als wilden Jäger bekannten Grafen Semele ein, der alsbald von Metz sich auf den Weg machte und mit Reitern und Rüden hier eintraf. Nun wurden mehrere Hetzjagden im Bannwald abgehalten, denen stets eine zahlreiche Gesellschaft sich anschloß; und was diesmal in Anordnung und Leitung vielleicht noch mangelhaft war, weil für die gehörigen Vorbereitungen die Zeit zu kurz gewesen, wird sicherlich im nächsten Jahre um so befriedigender ausfallen; unter andern werden auch die Liebhaber, nun im Voraus unterrichtet, im Stande seyn, sich gehörig berichten zu machen, was Vielen diesmal nicht möglich war. Der Graf Semele ist an und für sich eine bemerkenswerthe Erscheinung, das Ideal eines ächten und gerechten Junkers von alten Schrot und Korn, wie in Frankreich nicht leicht einer mehr zu finden ist; seine junge Frau theilt die Jagd so leidenschaftlich, wie er selbst, reitet ihm kühn zur Seite über Stock und Stein, Graben und Hag, und schießt auch ganz vorzüglich; doch habe ich bemerkt, daß sie stets von dem erlegten Wild den Blick abwendet, gerade als ob der verendete Hirsch das weibliche Mitleid weckte, das während der Verfolgung, von der Leidenschaft betäubt, geschwiegen.

War es nur Zufall, oder ist es eine erneute Richtung der Mode zu dem sinnigen Schachspiel? So viel ist gewiß, daß man den ganzen Sommer über fast den ganzen Tag auf der Promenade Schach spielen sah, und oft Gelegenheit hatte, ein Dutzend Partien auf einmal in Thätigkeit zu sehen, so daß Labourdonnayes Geist unter dem Schatten der alten Kastanien zu schalten und zu walten schien. — Jetzt weht der Sturm das in allen Farben schillernde herbstbunte Laub von den Bäumen, in wenigen Tagen wird das Conversationshaus seine Pforten zum Winterschlaf schließen, und das Ende ergeuht der Saison steht fest, ein günstiges für die Frequenz des Bades im Allgemeinen, ein ungünstiges für die eingelnen Haushesitzer, und ein erfreuliches für die Besucher, die sortan den alten, nun durch die Concurrenz gehobenen Ueberstand der allzuhohen Miethpreise nicht mehr zu fürchten haben, so wie längst schon alle übrigen Bedürfnisse des Lebens hier wohlfeiler und besser zu erhalten sind, als in Kurorten zweiten oder dritten Ranges, denen das belebende Element der stets sich steigernden Concurrenz abgeht.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Blumen- und Gemüseausstellung.

Der Jahrszeit gemäß waren unter den Blumen die Dahlias vorherrschend; in der Pflege dieser Blumen zeichnen sich mehrere Kunstgärtner in Paris aus, und sie haben es in der Vervielfältigung der sogenannten Dahlias ponaches sehr weit gebracht. Es herrschte auch eine fast blendende Farbenpracht in ihren bunten Sammlungen. Andere halten sich auf die Pflege fremder Gewächse verlegt; so sah man ein in dieser Gegend aufgezogenes Zuckerrohr, welches übrigens zu keinen großen Hoffnungen berechtigt. Zu der Gartenkunst werden in Paris auch die Gewerbzweige gerechnet, welche für dieselbe arbeiten, z. B. die Töpferei. Es war bei der Ausstellung eine Sammlung von irdenen Gefäßen, welche die schönsten Formen der sogenannten etruskischen Vasen nachahmten; andere Gefäße sind zum Aufhängen wie kleine Krankenkörbe und zur Aufnahme afrikanischer oder sogenannter fetter Pflanzen bestimmt, deren Ranken sich um das Gefäß herumschlingen, oder auch demselben von allen Seiten herabhangen; man hängt die Gefäße mitten im Zimmer auf und überläßt die daraus hervorwuchernden Gewächse sich selbst. Andere haben Gartenstühle und dergleichen nach sehr elegantem, zum Theile nach sonderbaren Mustern gefiesert, entweder aus Holz oder aus dünnen eisernen Röhren. Da ist ein Herr Gondillot in Paris, welcher schon lange vielen Lärm mit seinem „bobten Eisen“ macht, aus welchem er allerlei Möbeln, besonders Stühle und Bettstellen verfertigt, die freilich niemals wurmstichig werden und auch nicht verbrannt werden können, dagegen andere Unbequemlichkeiten haben. Da sie sich jedoch sehen lassen lassen und so sehr elegant aussehen, worauf man viel hält, so hat Gondillots Waare bedeutenden Absatz, und jetzt gewinnen auch seine eisernen Röhren zur Gasbeleuchtung einmählig die Oberhand, indem die Erfahrung gelehrt hat, daß die irdenen Röhren, welche man bisher dazu brauchte und auch noch nicht ganz abgeschafft hat, leicht berstlen und bei der Zersetzung des Mesaus Bleizucker dis'en, welcher von den Ratten gefressen wird, so daß die Röhren zuweilen Löcher bekommen. Was aus den Ratten wird, welche den Bleizucker fressen, weiß ich nicht; aber wenn sie auch krepiren, so machen sie doch das Gas unweicht, und vermissen noch andere Unfälle, wovon man in Paris ziemlich häufige Beispiele hat. — Nach der Ausstellung hielt der Gartenbauverein eine öffentliche Versammlung, in welcher, wie gewöhnlich, eine Menge Preise für die schönsten Gewächse ausgetheilt wurden. Dieß ist die zweite Preisvertheilung in diesem Jahre. Den Gärtnern und Liebhabern der Gärtnerei fehlt es also nicht an Aufmunterung. Zu habe schon einigemal erwähnt, welch starken Absatz die Blumengärtner durch die vielen glänzenden Matinées und Soirées haben. — Von der Ausstellung der Naturprodukte konnte man zu einer Ausstellung von Kunstgegenständen übergehen, welche zu derselben Zeit eröffnet war. Es war eine die der Gemälde, Zeichnungen und Bildhauerstücke, welche die nach Rom gesandten Schüler der hiesigen Kunstschule dieses Jahr geliefert hatten. Unter diesen befand sich ein großes Gemälde nach einer Fresko Raphaels: Il convito degli Dei, das alle Gäste des Olymps darstellt. Allmählig bekommt die hiesige Kunstschule gereue Kopien der berühmtesten Fresken, welche sich in Italien befinden, so wie sie bereits eine Menge Abgüsse von den besten Statuen werken Italiens besitzt. Diese Sammlung ist jedoch noch nicht öffentlich ausgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 26. Oktober 1841.

— Alles, was dazu mich trieb,
Gott! war so gut, ach! war so lieb!
Goethe.

Der Geistliche.

(Fortsetzung.)

Vor meiner Abreise nach Luzern ging ich in die Kapelle der Mutter Gottes. Es war schon spät, und das Flammenlicht des Abends ließ seine letzten Strahlen durch die hohe, stille Kirche gleiten, in der nur hie und da ein einsamer Pilger kniete. Ich warf mich nieder vor dem wunderthätigen Bilde, und es kam wieder über mich wie ein Andachtsschauer der Kindheit. Ich betete nicht, aber ich war in unendlich süße, schwärmerische Gottessehnsucht aufgelöst, und warme Thränen rollten mir über die Wangen. Die Mutter mit dem Kinde blickte so mild auf mich herab, als wollte sie jetzt und jetzt den Mund zu segnenden Worten des Abschieds öffnen. Wenn sich in diesem Augenblicke ein klarer Gedanke aus dem mystischen, traumartigen Halbbewußtsein losrang, in dem mein Geist nach Vereinigung mit dem Schöpfer strebte, so war es der, mich durch nichts von der Bahn abwendig machen zu lassen, die mich zum Priesteramte führen sollte. Die Glocken, welche zum Abendgebete riefen, und der Gesang der Mönche im Chor, der begann, als sie schwiegen, weckten mich, und ich verließ die Kapelle.

In Luzern wohnte ich bei stillen, frommen Bürgersleuten, die kinderlos waren. Die ersten drei Jahre meines dortigen Aufenthalts übergehe ich; sie verstrichen mir in einförmiger Schnelle. Ich studirte fleißig, und wenn ich mich erholen wollte, ging ich in die schöne Berganatur hinaus, oder schrieb an meine Mutter, manchmal auch an den Pater Hieronymus. Die Ferien brachte ich entweder bei den Eltern zu, oder benutzte sie zu kleinen Fußreisen auf die Alpen und in die Thäler meines Vaterlandes, unter denen ich stets den einsamsten und am wenigsten bekannten den Vorzug gab. So durchwanderte ich einen Theil von Bern, fast ganz Wallis, Graubünden, mit einem Buche in der Hand und wenigen Gulden in der Tasche.

Noch ein Jahr sollte ich in Luzern zubringen und dann nach Solothurn gehen, um dort im Seminar die theologischen Studien zu beendigen und darauf die Weihen zu empfangen. Im Beginn dieses Jahrs wurde unsere kleine Hausgenossenschaft durch eine Nichte der guten Bürgersfrau vermehrt, deren Schwester, eine arme Wittwe, bei ihrem vor Kurzem erfolgten Tode das Mädchen fast hülflos zurückgelassen hatte. Marie nahm ihrer Muhme bald die meisten häuslichen Geschäfte ab, und diese benutzte die Zeit, die ihr so frei wurde, gewöhnlich zu Kirchenbesuchen. Auf meine Lebensweise übte die Gegenwart Mariens lange keinen Einfluß aus,

Digitized by Google

wenigſtens war ich mir keines bewußt, bis einſt an einem ſchönen Sonnabende die alte Frau mich aufforderte, einen Spaziergang zu machen, da ich ja ſchon mehrere Wochen lang nicht aus dem Hauſe gekommen ſey. In meiner Antwort wich ich das erſtemal in meinem Leben von der Wahrheit ab, indem ich äußerte, daß ſich meine Studien jetzt ſehr gehäuft hätten, da es mir doch zugleich in den Sinn kam, daß ich ſchon ſeit einigen Tagen kein Buch mehr aufgeſchlagen habe. Unwillkürlich ſah ich dabei Marien an, ſie erröthete, und ich empfand in dieſem Augenblicke ein freudiges Gefühl, von dem ich mir keinen deutlichen Grund anzugeben wußte.

Von dem Abend an, an welchem dieſes vorging, wurde das, was zuerſt nur eine faſt unwillkürliche Entſchuldigung geweſen war, zum bewußten Vorwande, und ich verließ das Haus beinahe nie mehr. Marie ging ſelten anders wohin als in die Kirche; an jedem Morgen begleitete ſie ihre Mahme dorthin, wo dieſe oft den ganzen Vormittag zubrachte, während Marie, nachdem ſie eine Meſſe gehört hatte, zurückkam und Zimmer und Küche beſorgte. Manchmal geſchah es, daß ſie mich aufforderte, ihr bei dieſem oder jenem Geſchäfte zu helfen, und dann ſchalt ſie mich wohl lächelnd wegen meiner Ungeſchicklichkeit, wenn ich irgend einen Blumentopf nicht vor das ihm beſtimmte Fenſter oder einen Stuhl nicht an den rechten Platz ſtellte. Solche Fehler ließ ich mir ſogar abſichtlich zu Schulden kommen, denn ich hatte es gern, wenn ſie mich ein wenig ſchalt; ſie ſah dabei ſo freundlich aus.

Die Sommerferien kamen heran, welche ich wieder bei meinen Eltern zubringen ſollte. Marie und ich waren allein, als ich eben Einiges für meine Abreiſe vorbereitete. Es war das erſtemal, daß wir uns, wenn gleich nur für ein paar Wochen, zu trennen hatten. Sie verhehlte ihre Traurigkeit nicht; es mußte ja, wenn ich fort war, ſo ſtill und einſam um ſie werden. Dem armen Mädchen ſtanden die Thränen in den Augen, und ich verbarg ſie nur mit Mühe. „Wir ſind kindiſch,“ ſagte ich; „es ſind ja nur vierzehn Tage.“

Das Wörtchen „wir,“ deſſen ich mich abſichtlos bediente, drückte zuerſt eine Gemeinſchaft der Empfindungen aus, die in der That längſt zwiſchen uns beſtand. Marie erbob ſich und brachte mir einige feine geſtickte Battiſtſtreifen, wie ſie die Cleriker, wenn ſie einmal die niedern Weihen empfangen haben, was bei mir auch der Fall war, über ihre Halsbinden umzuſchlagen pflegen. „Ich habe ſie für Sie geſtickt,“ ſagte ſie. Ich weiß nicht, ob Marie ſchön war, ich wußte es damals wahrlich auch nicht, aber ihre unſchuldige Zuneigung rührte mich innig, und ich hatte keine andern Gedanken dabei als ſolche, die ſich auf den reinſten Austauſch von Zeichen geſchwiſterlichen Wohlwollens bezogen. In der geheimſten Tiefe meines Herzens mochte ſich vielleicht wohl etwas regen, was in weiterer Entwicklung der Feſtigkeit, mit der ich an meinem Berufe hing, hätte gefährlich werden können; allein jetzt ſah ich in Marien nur eine liebe Schweſter und trug auf ſie alle Zärtlichkeit über, die ich einer mir von Gott und der Natur geſchenkten gewidmet hätte.

(Schluß folgt.)

Das Mittelalter am Genferſee.

(Fortſetzung.)

So war die kleine Gemeinderepublik Yvoire faktiſch in eine Art von monarchiſchen Zuſtand verfallen, und ſo nahm denn auch in dieſer Verſammlung Lullin das Wort und ſprach: „Meine lieben Leute von Yvoire, da ſind wir nun beiſammen, und unter uns haben wir unſern Herrn Baron, den wir lange für verloren hielten, der aber glücklich zu uns zurückgekehrt iſt. So iſt denn unſer altes Yvoire wieder vollſtändig, und es fehlt uns nichts als unſer alter Wohlſtand, unſere alte Lebensart. Sie ſagen, es ſey nun Friede zwiſchen unſerm Herrn, dem Herzog von Savoyen, und den Herren von Bern. Sie haben ſchon ſo was in Nyon unterzeichnet, was in Lauſanne zum Abſchluß gekommen iſt zwiſchen den Geſandten des Herrn Herzogs, Berns und der Schweizer Bünde. Unſer Chablais wird dem Herzog zurückgegeben, leider aber ſoll Waadland den Bernern verbleiben. Dabei dürfen wir die Hände nicht in den Schooß legen, ſondern müſſen aufpaſſen. Wem wird nun der See gehören? Natürlich dem, der ihn nimmt. Aber gehört er nicht ſeit undenklichen Zeiten den Einwohnern von Chablais? Da ſchifften und fiſchten wir, wie alle alten Sagen und Nachrichten berichten, lange vor allen Andern. Schiffen und fiſchen können wir auch noch jetzt; damit aber iſt uns nicht geholfen, wir müſſen auch eine gewiſſe Stellung auf dem See haben. Daran dürfen wir aber nicht mehr denken; haben wir doch keine einzige große Barke mehr, und wenn einmal nach dem Frieden über das Fiſchen, über Schiffahrt und Waarentransport Streit entſtehet, ſo haben wir das Zuſehen und ſpielen eine traurige Figur. Die Herren von Yvoire haben große Rechte auf dem See, womit ſollen ſie ſie aber geltend machen? Deßwegen hat unſer gnädiger Herr darauf gedacht, gleich eine große Galeere auf ganz neue Art bauen, bemannen und bewaffnen zu laſſen. Ha! wenn die Herren Berner wieder eine große Yvoiriſche Galeere auf dem See erblicken, da wird es heißen: „Gebt doch das ſchöne, ſtattliche Schiff! gebt acht! in Chablais ſpaßen

Digitized by Google

ſie nicht; der alte Seeherr will's wieder werden." Wir aber können in's Fäuſtchen lachen, denn unſere alten guten Tage kommen wieder. Alle Handelsbarken müſſen bei uns anhalten, und wenn es einige nicht gutwillig thun wollen, ſo haben wir ein Mittel, ſie dazu zu zwingen. Alſo friſch an's Werk, meine lieben Männer von Yvoire! Wollt ihr unſerm guten Herrn helfen, ſeine neue große Galeere zu bauen?" Oye! Oye! (oui, oui) riefen einſtimmig alle Gegenwärtigen und hoben dabei die Hände auf. Nur Einer, der alte Fayp, einer der beſten und erfahrenſten Schiffer, ſagte: „Da ſchreit ihr Alle Oye! Oye! ohne Ueberlegung. Ihr wollt eine Galeere? Ich auch, aber warum mit großen Koſten eine neue bauen, da genug alte auf dem See zu kaufen ſind? Da iſt die alte Galeere von Schloß Chillon; größer wurde nie eine auf dem See gebaut; nun faukt ſie ſeit acht-und-zwanzig Jahren im Hafen von Evian, ſeitdem der alte Kommandant des Schloſſes, Herr von Beaufort, ſich Nachts darauf mit Hab und Gut, Weib und Kind und der Beſatzung von Chillon nach Chablais rettete. Die Genfer, die mit ihren zwei großen Brigantinen das Schloß blokirten, konnten die mit mächtigen Rudern verſehene Galeere weder aufhalten noch einholen. Sie beſchoſſen ſie mit Kanonen, aber umſonſt; Beaufort entkam glücklich nach Chablais und von da über die Berge nach Piemont. Seine Galeere blieb verlaſſen am Ufer liegen; da fand ſie mein Vetter in Meillerie, als er am andern Morgen vom Fiſchen kam, und führte ſie im Schlepptau nach Evian. Die Walliſer haben ſie ihm gelaſſen, unter der Bedingung, daß er ſie nicht zerſchlage, denn ſie gedachten ſich ihrer bei Gelegenheit zu bedienen; mein Vetter würde ſie gewiß um ein Geringes verkaufen."

Auf dieſen Vorſchlag folgten lebhafte Debatten. Einige fanden die alte Galeere von Chillon zu alt, andere ſchlugen Schiffe ihrer Bekannten und Verwandten am See vor, die man kaufen und einrichten könne, Hans meinte dieß, Kunz jenes; da nahm der Syndik Lullin wieder das Wort und alle ſchwiegen, als er mit Anſehen ſprach: „Seyd doch geſcheidt! Die Galeere von Chillon iſt alt und fällt vom erſten Kanonenſchuß auseinander. Glaubt ihr denn, daß der Herr Baron nicht daran und an all die andern Schiffe gedacht hat? Aber kein einziges iſt uns recht. Dazu haben wir unſere guten Gründe; wir wollen etwas viel Beſſeres. Ihr Alle wißt, daß uns bei Yvoire gutes Holz nicht fehlt, es iſt alſo viel beſſer, daß wir ſelbſt eine bauen. Ueberdieß müſſen wir die Leute da drüben überraſchen; wollten wir alle Galeeren und Barken kaufen, ſo würde man gleich etwas merken; verſteht ihr mich? Ihr wollt alſo dem Herrn Baron bei ſeiner Galeere helfen?" Oye, oye, oye! riefen ſie abermals einſtimmig, und auch aus dem Hofe ſchallte das Oye der Frauen und Mädchen herauf, die längſt wußten, wovon oben im Conſeil die Rede war. Lullin hatte ſo ganz den rechten Fleck getroffen, von dem Aller Hoffnungen und Wünſche ausgingen, daß der Bau der neuen Galeere Jung und Alt, Männer, Frauen und Kinder mit weidlicher Luſt erfüllte; denn von ihr erwarteten Alle Glück und Segen, jeder in ſeiner Art; ſelbſt die Mädchen ſahen dabei einen Hintergrund, denn auf der Galeere fanden künftig eine Menge junger Burſche aus Yvoire ihr Brod, wohl auch Gewinn und Beute; ſie konnten alſo mit Behagen im Lande bleiben und heirathen, und brauchten nicht auszuwandern, wie jetzt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

Die Gelehrtenverſammlung.

Des fêtes de Saint-Marc les beaux jours sont passés! Nach zwei Wochen voll Leben, voll Aufregung und anhaltender Bewegung, hat die Gelehrtenverſammlung am 30ten September ihr Ende erreicht, und wenn ſchon vor dem Schluſſe Mancher, durch Geſchäfte oder durch die kurzgemeſſene Reiſefriſt gemahnt, die Stadt verließ, ſo iſt jetzt der Aufbruch allgemein; die Pläze der Diligencen und Kouriers Wagen ſind ſchon im Voraus alle in Anſpruch genommen, Poſtpferde und Vetturine ſind in ungewohnter Thätigkeit, und überall wird Abſchied genommen, großentheils nach kurzer Bekanntſchaft, aber doch ein warmer und herzlicher Abſchied, indem während dieſer kurzen Zeit Perſonen aus allen Ländern einander nahe getreten, und durch Erwägung ernſter Fragen voll des mannichfachſten Intereſſes, die während der Sitzungen zur Sprache getommen, wie durch den Austauſch der Ideen miteinander in genauere Berührung gekommen ſind, und mehr und öfter Gelegenheit gehabt haben, einander zu ſehen und kennen zu lernen, als unter andern Umſtänden ſelbſt bei ungleich längerer Anweſenheit in einer Stadt zu geſchehen pflegt. Denn hier war Jeder aus dem Kreiſe ſeiner gewöhnlichen Geſchäfte herausgetreten, Jeder konnte über ſeine Zeit verfügen und ſie ungehindert den Zwecken der Zuſammenkunft widmen, neue Verbindungen anknüpfen, ältere erneuern und feſter knüpfen, diejenigen leicht kennen lernen, deren Bekanntſchaft ihm wegen gleichen Strebens, wegen Uebereinſtimmung der Studien wünſchenswerth, ja nothwendig iſt. Darin aber liegt der Hauptzweck dieſer Vereinigungen: nicht etwa in der genauen Unterſuchung und poſitiven Feſtſtellung einzelner wiſſenſchaftlichen Fragen, was durch das fleißige Studium Einzelner und das Zuſammenwirken ſtabiler Akademien, denen mehr Zeit gegönnt iſt, geſchehen kann; ſondern in der Anregung ſolcher Fragen, die für die Wiſſenſchaften und das Leben eine allgemeine und durchgreifende Bedeutung haben; in der Erörterung derſelben durch Perſonen aus verſchiedenen Ländern, Stellungen und Verhältniſſen; in dem Zuſammenwirken von Anſichten und Erfahrungen; in dem Vorbringen, Einleiten,

Digitized by Google

vorbereitenden Aufsätzen von Maßregeln, welche die Theilnahme vieler und die Berücksichtigung verschiedener Länder in Anspruch nehmen; endlich in dem persönlichen Zusammentommen vieler der thätigsten und gebildetsten Männer aus so verschiedenen Ländern, in Italien wie in Deutschland von doppelter Wichtigkeit, weil beiden ein Centrum fehlt, am wichtigsten aber in Italien, weil hier noch immer politische Hindernisse, municipale Abneigungen beseitigt, weil der Lombarde und der Neapolitaner kaum ein nationales Band anerkennen, das sie mit einander vereinigt, kaum glauben, daß sie gemeinsame Interessen haben, und oft erst bei solchen Veranstaltungen empfinden, daß sie Brüder sind und Söhne einer großen Mutter; weil Donanenlinien, ungleiche Maßregeln der Büchercensur, Zimmerliche Einrichtung des Buchhandels oder des Bücherverbots das rasche und gleichmäßige Bekanntwerden wissenschaftlicher und literarischer Bestrebungen hindern; weil, bei der Verbreitung einer viele Jahrhunderte alten Civilisation durch den größten Theil der Halbinsel, überall, in großen Städten wie im kleinsten Orte sich, nicht selten in heimahe anachronistischer Abgeschiedenheit, von tüchtigen Leuten gearbeitet wird, oft unter dem vorwaltenden Uebelstande, daß dem Einen die Forschungen und Leistungen des Andern unbekannt bleiben und Unvollständiges zu Tage gefördert wird, weil die Verbindungen so mangelhaft sind. Daß das die italienische Gelehrtenwelt in seinem ganzen Umfange anerkannt, und deßhalb hat die Institution der jährlichen Zusammenkünfte von dem Augenblicke an, wo der Großherzog von Toscana auf den ihm durch den Fürsten von Canino und Musignano (C. L. Bonaparte) deßhalb gemachten Antrag einging, eine so allgemeine Theilnahme gefunden. Bei Gelegenheit des ersten Vereines schon war durch den Prof. Rosini der Wunsch ausgesprochen worden, den Naturwissenschaften und der Heilkunde auch eine Klasse der moralischen Wissenschaften hinzugefügt zu sehen. Der Verein selbst aber erklärte sich dagegen, und vielleicht ist es rathsamer, für jetzt die Sache zu lassen wie sie ist, namentlich so lange die Besorgnisse einzelner Regierungen nicht beschwichtigt sind. Denn es fehlt viel daran, daß die Gelehrten von ganz Italien bei diesen Versammlungen mitwirken könnten; auch dem Königreiche beider Sizilien waren nur sehr wenige zugegen, aus dem Kirchenstaate Niemand, wenn man ein paar völlig unabhängige Personen ausnimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Akademie in Rom. — Napoleons Denkmal.

Die französische Akademie in Rom hat bekanntlich einen Director, welcher von Paris dahin geschickt wird und drei Jahre seine Stelle zu versehen pflegt; nach diesem Zeitraum kehrt er wieder nach Paris zurück und kann auf eine andere Anstellung oder auf gute Bestellungen von Seiten der Regierung Anspruch machen. So hat Ingres, welcher zuletzt die Directorstelle versehen hat, bei seiner Rückkehr den Auftrag erhalten, die Decke des neuen und großen Saales im Luxemburger Palaste zu malen. Dieser Palast ist vor einigen Jahren sehr erweitert worden, vorzüglich deßhalb, weil die Pairskammer dazu berufen ist, die Kriminalprozesse wegen Hochverraths zu schlichten, und daher wegen der Menge der Beschuldigten und Zeugen, welche manchmal dabei erscheinen, sowie auch wegen des Publikums einen sehr großen Raum bedarf. Der neue Saal ist erst kürzlich fertig geworden; da er nun vollends bemalt werden soll, so wird er sobald noch nicht zu gebrauchen seyn. Ingres sollen 150,000 Francs für seine Arbeit zugesagt seyn. Die Belohnung ist eines großen Staates wie Frankreich, und eines Künstlers wie Ingres würdig.

Der Termin, welcher vom Minister des Innern den Künstlern festgesetzt war, nun ihre Plane zu einem Grabmal Napoleons einzureichen, war mit dem September zu Ende gegangen, aber noch um 14 Tage verlängert worden. Nach dem 15ten dieses Monats sollen alle Plane öffentlich ausgestellt werden, und die Regierung wird Zeit haben, die Stimme des Publikums zu vernehmen, ehe sie sich entscheidet. Dieß war es, was man allgemein verlangt hatte, und wäre der Minister gleich Anfangs so vernünftig gewesen, so hätte er dem geschickten Bildhauer Marochetti eine Demüthigung erspart, indem zweimal hinter einander der von ihm verfaßte Plan verworfen worden ist. Man wird nun bald sehen, ob die Künstler die hohe Aufgabe würdig gelöst haben. Sowohl der Ort, wo das Grabmal aufgestellt werden soll, als die Summe, welche der Staat dafür anslegt, lassen dem Künstler nichts zu wünschen übrig, und entspricht sein Plan nicht der allgemeinen Erwartung, so hat er nur sich selbst anzuklagen. Bis jetzt steht der Sarg mit den Gebeinen des ehemaligen Kaisers, welcher seine Zeitgenossen so surchtbar bewegt hat, noch immer in einer Seitenkapelle des Invalidendomes, und obschon Paris neun Monate seit gehabt hat, zu seinem Grabe zu wallfahren, so laufen doch noch immer Einheimische und Fremde hin; kein Tag vergeht, wo nicht mehrere hundert Menschen vor dem Gitter verweilen, welches den Sarg mit Napoleons Gebeinen umschließt. Ein alter Invalide mit einem Spieße, den er neben sich stehen läßt, hält unten an den Stufen der Kapelle Wache, ein anderer steht neben dem Gitter, welches beinahe den ganzen Raum der Kapelle einschließt. Hinter demselben erblickt man den auf erhabenem Fußgestelle ruhenden, mit Sammt behangenen Sarg, auf welchem eine Krone, ein Degen und ein Hut liegen. Das kaiserliche Wappen ist vor der Kapelle, nebst mehreren N in Goldbrämen angebracht; dreifarbige Fahnen sind trophäenartig an den Mauern der Kapelle aufgestellt, in welcher mehrere silberne Lampen brennen. Wenn man den hinter der Invalidenkirche, oder eigentlich hinter dem Hochaltare derselben angebrachten runden Raum mit der sich darüber wölbenden Kuppel betrachtet, so muß man gestehen, daß keine Stelle zweckmäßiger seyn kann, um Napoleons Grabmal aufzunehmen. Nur müssen sich die Künstler hüten, etwas an der Architektur des Domes zu ändern; an den drei den Seitenwänden stehen die Grabmäler Turennes und Vaubans, welche sehr wohl zu Napoleons Grab passen. Die schön bemalte und sehr hohe Kuppel erlaubt dem Künstler, sein Kunstwerk so sehr zu erheben, als er nur will. Man hat vorgeschlagen, Glasmalereien in den Fenstern des Doms und der Kuppel anzubringen; ich zweifle aber, daß Glasmalereien zum Style des Doms passen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. Oktober 1841.

The wanton Zephyrs with the pendants play,
Which loose in air their waving pride display;
The lofty firs, which pregnant canvass wear,
Bear through the bringy floods the floating war.
Blackmore.

Das Mittelalter am Genfersee.

(Fortsetzung.)

Wer an diesem Tag nach Yvoire gekommen wäre, der hätte meinen müssen, dem Ort sey eine großes Glück widerfahren, so ausgelassen vor Freude waren Alle. Der besonnene, mäßige Achmet konnte auf alle dem nicht klug werden. Schon am folgenden Tag sollte an die Arbeit gegangen werden, und da es noch gute Zeit war, so gingen an dreißig Männer mit Achmet und Lullin in den nahen Wald, um die tauglichsten der vor zehn Jahren zu ganz anderm Zweck gehauenen, aber liegen gebliebenen Baumstämme auszuwählen. Sie sollten am folgenden Tag an den Strand zur Baustelle geschafft werden. Dazu gehörten tüchtige Pferde oder Ochsen; solche aber waren in der fast ganz verarmten, nur von Fischerei und etwas Ackerbau lebenden Gemeinde nur wenige zu finden. Deßhalb meinte der Syndikus Lullin, es sollten nicht nur Männer, sondern auch kräftige Weiber und Mädchen zur Stelle kommen und mithelfen. So geschah es auch mit Freuden, und am Abend waren alle Baumstämme zur Stelle.

Wir überspringen nun zwei Monate, wo Art und Säge in Yvoire unaufhörlich in Thätigkeit waren, und wo durch Achmets Sorge schnell das Skelet der schlanken, sorgfältig gebauten und geschmackvollen Galeere herausstrat. Selbst Lullin und Fazy, die sachverständigsten Schiffer des Fleckens, hatten sich nach und nach mit dem scharfen Kiel und dem großen Mittelmast ausgesöhnt, wenigstens sagten sie nichts mehr dagegen; als es aber zur Verfertigung der vielen und verwickelten Segel kam, sprachen sie von Neuem ihre Besorgniß aus und behaupteten steif und fest, auf ihrem See seyen hohe Masten mit viereckigen Segeln ein gar gefährliches Ding; da könne man sich nur der althergebrachten zwei großen lateinischen Segel bedienen, mit allen andern segle man in's Unglück. Der Baron und Achmet blieben jedoch bei ihrer Meinung, und es hatte dabei sein Bewenden. Frauen und Mädchen arbeiteten den ganzen Tag an den neugestalteten Segeln; unheimlich ward ihnen dabei freilich zu Muthe, zumal sich auf einmal die Sage beim Volk verbreitete, Achmet sey ein Servant, ein böser Geist im Dienst des Barons; denn er esse nur wenig, trinke keinen Wein und spreche fast gar nicht, lache nie, und gegen die hübschesten Frauen und Mädchen sey er fremd und kalt. Zu Zeiten kamen von Thonon und von Waad herüber Berner, die sich nach dem Zweck des neuen Schiffs erkundigten, denen aber immer erwidert wurde, da der

Digitized by Google

Herr Baron vor vielen Jahren ſein Luſtſchiff verbrannt habe, damit es in ſeiner Abweſenheit nicht Andern in die Hände falle, ſo baue er ſich jetzt ein neues, ſchöneres und größeres. Damit konnten ſich die Berner begnügen, zumal ſie nichts von Bewaffnung des Schiffs ſahen, auch nichts von den verſteckten Waffenvorräthen d'Yvoires wußten.

Endlich kam der Tag, wo die neue Galeere vom Stapel gelaſſen werden konnte. Es war ein ſchönes Werk, deßgleichen man nie auf dem Leman geſehen. Das lange, ſchmale, ſcharfgekielte Schiff hatte drei Maſten, alſo einen mehr als alle damaligen Galeeren. Die beiden kleinern an beiden Enden hatten große dreieckige lateiniſche Segel nach Landesart, am mittleren großen Maſt hingegen waren ſie viereckig, in drei Reihen über einander, wie an den Meerſchiffen. Sehr verſtändig und Raum erſparend waren die Bänke für ſechzig Ruderer angebracht, ſo daß ſie weder die Handhabung der Segel, noch die Bewegung der Kriegsmannſchaft hinderten. So war es leicht, mit großer Schnelligkeit zu fahren, entweder mit den Segeln bei günſtigem Wind, mit Segeln und Rudern zugleich, oder ohne Wind, ja bei widrigem mit Rudern allein. Die Galeere war ſchwarz und weiß angeſtrichen. Ueber dem Steuerruder ſah man künſtlich geſchnizt zwei Wappen, das weiße Kreuz von Savoyen und die drei kleinen Schilder der Barone von Yvoire. Darüber wehte eine große hellblaue Flagge mit dem ſavoyiſchen Kreuz; grüne und weiße Wimpel zierten jeden Maſt.

So lange die Galeere von ſo neuer Geſtalt noch auf dem Werft lag, gab es in Yvoire noch immer Leute, die glaubten, es ſey dabei etwas nicht geheuer, ſie werde nicht von der Stelle gehen oder umfallen. Als das blanke Schiff aber ſchnell, leicht und ohne allen Anſtoß in den See gleitete und wie ein Pfeil weit durch die Wellen ſchoß, war nur ein Schrei des Beifalls und der Bewunderung zu hören. Die Galeere wurde nach dem Schuzpatron Yvoires der St. Niton genannt. In der folgenden Nacht wurden die Kanonen und Coronaden mit allem Zubehör aus geheimem Gewahrſam darauf geſchafft, auch trafen, geſendet und bewaffnet von den einverſtandenen ſavoyiſchen Adeligen, tüchtige Leute zur Bemannung des Schiffs auf Barken ein; ferner die ſechzig Ruderer, lauter kräftige junge Leute aus Yvoire und aus der Baronin Dörfern. Alle waren eingeſchifft, als die erſten Sonnenſtrahlen über den Dent de Jaman auf den See und ſeine reizenden Ufer herunter glühten. Es begann die erſte Fahrt um den Leman, womit ſich der Baron ſeinen vertrauenden und helfenden Freunden in den anliegenden Schlöſſern, ſo wie den Uferbewohnern und Schiffern zeigen und ihnen andeuten wollte, daß das alte, ſeebeherrſchende Yvoire wieder erſtanden ſey.

(Schluß des erſten Artikels.)

Der Geiſtliche.

(Schluß.)

Ich traf meine Mutter in einem Zuſtande von Kränklichkeit, der mir die lebhafteſten Beſorgniſſe einflößte. Traurig ſah ſie mich an, als ich ihr von meinem Leben in Luzern und von der guten Marie erzählte. Ich ſaß an ihrem Bette und meine Hand lag in der ihrigen. „Wenn mir Gott nur noch ſo lange das Leben erhält, daß ich deiner erſten heiligen Meſſe beiwohnen kann," ſagte ſie mehrmals, und ich erneuerte im Geiſte das Verſprechen, welches ich vor meiner erſten Abreiſe in der Kapelle der Mutter Gottes abgelegt hatte. Doch beſſerte ſich die Mutter wieder, und ich trat leichten Herzens die Rückkehr nach Luzern an, wo mich Alle mit herzlicher Freudigkeit empfingen. Ueber Mariens Antlitz hing eine ſanfte Trauer; auch ich ſah der Zeit, die mich auf immer von ihr trennen ſollte und dem Eintritt in das Seminar mit innerem Widerſtreben entgegen, ohne daß ich jedoch auch nur an die Möglichkeit dachte, mich jenem zu entziehen.

Vierzehn Tage ungefähr vor demjenigen, auf welchen meine Abreiſe feſtgeſezt war, erfuhr ich von der alten Frau, daß Marie um die Aufnahme in den Orden der barmherzigen Schweſtern in Lyon angeſucht und ſie erhalten habe. Es war ein Sonntag, an dem ſie mir dieß ſagte; am Mittwoch ſollte Marie abreiſen, die ihre Muhme gebeten hatte, aus ihrem Entſchluß ſo lange ein Geheimniß zu machen, bis alle Anſtalten zu deſſen Ausführung getroffen ſeyen. Dieſe Nachricht überraſchte mich zu ſehr, als daß ich ſogleich im Stande geweſen wäre, über die Bedeutung von Mariens Handlungsweiſe ein Urtheil zu fällen; nur ſchmerzte es mich, daß ſie mich dabei nicht in ihr Vertrauen gezogen hatte. — Noch am nämlichen Tage ſprach ich mit Marien über die Beſtimmung, welche ſie ſo plötzlich ihrem Leben angewieſen. Sie fragte mich, ob ich ſie nicht billige; welch ſchöneres Loos denn ihr, einer armen Waiſe, werden könne, als im Dienſte Gottes und der Nächſten vielleicht bald ihren Tod zu finden? Ihre Stimme war weich; ein leiſes Weinen brach nach und nach aus der gepreßten Bruſt hervor, und ſie verhüllte ihre Augen mit dem Tuche. Ich ſprach zu ihr wie ein Bruder; ach, ich hätte vielleicht wie ein Geliebter zu ihr ſprechen ſollen!

Digitized by Google

Ein Jahr darauf war ich Priester; meine Mutter hatte vor mir gekniet und den ersten Segen des neugeweihten Dieners des Herrn empfangen. Es war, als ob ihre Seele nur auf diese Zeit gewartet hätte, um den müden, gebrechlichen Leib zu verlassen; denn ihr Befinden verschlimmerte sich zusehends, und man konnte ihrer Auflösung jeden Tag entgegensehen. — An einem der letzten Tage vor ihrem Hinscheiden rief sie mich zu sich und äußerte den Wunsch, mir ihre Beichte abzulegen und aus meinen Händen den Leib des Herrn zu empfangen. „Es ist der innigste, letzte Wunsch deiner Mutter," fügte sie hinzu, „seine Erfüllung wird ihr die Sterbestunde erleichtern."

Mit leisen, von Thränen und erschöpfter Kraft oft unterbrochenen Worten rollte meine Mutter das Gemälde ihres Lebens vor mir auf. Ich wußte nun, warum ich Priester werden, warum der Name desjenigen, den man meinen Vater nannte, mit mir erlöschen sollte. Unter heißem Schluchzen hat mich die Sterbende, ihr als Sohn und als Stellvertreter des gerechten und barmherzigen Gottes zu verzeihen; tief erschüttert redete ich zu ihr, wie es mir die kindliche Liebe und das Verlangen eingab, ihr den nahen Tod selbst nicht durch den leisesten Zweifel zu verbittern, ob auch der Stand, dem sie mich zur Sühne ihres Vergehens gewidmet, die Neigungen meines Herzens völlig befriedige. Endlich sprach ich die geweihte Formel der Lossprechung und reichte ihr das Sacrament. Ueber ihre Züge goß sich selige Ruhe aus, und getröstet, ergeben und hoffend ging sie hinüber.

Bald darauf verließ ich mein Vaterland auf ein paar Jahre, die ich in Deutschland, größtentheils in einer rheinischen Universitätsstadt, im Umgange mit der Natur, mit Büchern und mit heitern, gebildeten Menschen zubrachte. Auf meiner Rückkehr kam ich nach Luzern und erfuhr dort, daß Marie vor Kurzem gestorben sey. Sie war ein Opfer der Krankheit geworden, die damals peststartig einen großen Theil der Welt verheerte, und weniger dem Uebel selbst erlegen als den Anstrengungen ihres heiligen Berufs. So ward ihr Wunsch erfüllt und das aufopfernde Daseyn dieser reinen Seele durch einen schönen Tod gekrönt.

Seit einem Jahre lebe ich auf dieser Pfarre. Ich bin meiner kleinen Gemeinde lieb geworden und habe auf sie den irdischen Theil der Zuneigung übergehen lassen, für welchen mir der Tod die zwei einzigen Gegenstände entrissen hat, denen ich sie in so reichem Maße weihte.

F. C. Pipitz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Invalidenhôtel.

Das Invalidenhôtel ist der Stolz in Paris, wo man am lebhaftesten an Napoleon erinnert wird. Seine kolossale Statue steht unter einem der Bogen, welche um den innern Hof laufen. An den Fahnen, welche auf beiden Seiten der Kirche hängen, kann mancher Invalide lebhaft der Schlachten gedenken, in denen sie erobert worden sind, und in welchem er vielleicht selbst zum Krüppel geworden ist. Doch fangen die Invaliden aus der Kaiserzeit jetzt schon an selten zu werden, die meisten sind bereits ihrem ehemaligen Gebieter in's Grab gefolgt. Manche jetzt im Invalidenhôtel lebenden Soldaten sehen eben nicht aus, als ob die Schlachten ihnen sehr zugesetzt hätten; freilich bleiben die ganz verkrüppelten in ihren Kammern und lassen sich nicht sehen. Als ich neulich das Invalidenhôtel und die Kirche besuchte, war gerade Essenszeit. Die vier großen Refektorien, welche auf beiden Seiten des innern Hofraums liegen, standen offen, und die Invaliden zogen wie ein Bienenschwarm aus und ein. Vor jedem Refektorium stand ein Invalide mit bloßem Säbel als Schildwache. Manche Pensionärs trugen ihre Speisen davon, vielleicht um sie mit ihrer Familie in der Stadt zu theilen. Auf strenge Ordnung wurde überhaupt beim Essen nicht gehalten; es war ein beständiges Ab- und Zugehen in den Refektorien. Man läßt, was mir sehr übel scheint, den grauen Kriegern so viel Freiheit als nur möglich. Gegen hundert Gärtchen besitzen sich im großen Vorderhofe des Hôtels und werden von ihnen mit großer Sorgfalt gepflegt. Einige haben eine Büste Napoleons in ihrem Gärtchen aufgestellt; einer hat in dem seinigen einen Sprößling der bekannten Trauerweide, welche neben Napoleons Grabe auf St. Helena stand, gepflanzt, und er wächst schon kräftig empor. Dahinter hat der Invalide eine Nachahmung von Longwood angebracht. In andern Gärtchen sind ähnliche Gegenstände, meist bloße Spielereien zu sehen. Nicht alle aber legen sich auf das unschuldige Vergnügen der Gärtnerei; manche stellt man gegen Abend aus benachbarten Schenken betrunken dem Invalidenhôtel zutaumeln. Wahrscheinlich bleiben sie ungestraft, so lange sie sich keines andern Vergehens schuldig machen. Auf beiden Seiten des Eingangs stehen die großen Kanonen, welche bei Feierlichkeiten gebot werden, und deren Schall man doch nur in einem Theile von Paris vernehmen kann. Daneben liegen eine Menge in Algier eroberter Kanonen mit arabischen Inschriften, aber vernagelten Zündlöchr; sie sind fast das einzige, was man in Algier den Arabern hat abnehmen können. Napoleon hat die Kuppel der Invalidenkirche von außen mit Gold verzieren lassen, aber dieses Gold ist beinahe so schnell verschwunden, als der Glanz seines Reiches und seiner Macht; das Gold war unnütz verschwendet, wie so manches Gold unter seiner Regierung und den folgenden. Nicht fern vom Invalidenhôtel befindet sich der berüchtigte artesische Brunnen im Schlachthause. Man ist, buchstäblich gesagt, noch immer nicht im Reinen mit diesem Brunnen, nachdem er ungeheure Summen gekostet hat. Zwar hat man das Wasser beinahe 20 Metres hoch hinaufgetrieben, es ist aber noch immer kein klares Trinkwasser, und man weiß daher noch nicht, was man damit machen soll. Die Unklarheit desselben wurde den

Digitized by Google

Erdschichten, durch welche es emporsteigt, zugeschrieben, und man beschloß daher, Röhren in die Erde hinein zu senken, bis auf das Wasserniveau. Später klärte sich das Wasser von selbst ein wenig auf, und man hoffte nun, die köstlichen Röhren entbehren zu können. Das Wasser blieb jedoch immer noch ein wenig trübe, und Mäßigkeit der Unternehmer, mußte sich entschließen, bis zu einer Tiefe von 1800 Fuß Röhren in die Erde zu stecken. Dieß scheint aber eine sehr schwierige Arbeit zu seyn, und in den letzten Tagen hat er eingestanden, er stoße in der Erde auf Hindernisse, die er bis jetzt nicht zu heben verstehe.

(Schluß folgt.)

Florenz, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Gelehrtenversammlung.

Die meisten Gäste, und darunter viele höchst ausgezeichnete, hatten die sämtlichen Staaten gesandt, namentlich waren die Piemontesen in überwiegender Anzahl, wie es sich von der Wanderlust derselben, wie von dem regen Antheil an den Wissenschaften, der sich dort unter der Nation wie bei der Regierung aussprecht, erwarten ließ. Mit der geringen Zahl der minder beweglichen Toscaner, welche den vorjährigen Kongreß in Turin besuchten, bildete dieser starke Andrang der Piemontesen einen scharfen Kontrast. Auch Lombarden und Bewohner der venetianischen Provinzen hatten sich in bedeutender Menge eingefunden und bildeten ein gewichtiges Element. Aus den Herzogthümern waren nicht wenige tüchtige Leute gekommen. Ueberhaupt waren die bedeutendern italienischen Akademien durch Abgeordnete vertreten. Die Toscaner bildeten freilich die große Masse, und während Alles, was Florenz, was die Universitäten Pisa und Siena, was sämmtliche Städte und Orte des Landes an gewichtigen und geachteten Gelehrten besitzen, an verdienten Fabrikherrn und wissenschaftlich gebildeten Eigenthümern, namentlich solchen, die sich mit der Agrikultur, dem Seidenbau und andern Zweigen industrieller Thätigkeit theoretisch und praktisch beschäftigen, unter den Theilnehmern zu finden war, sah man auch manche minder Berechtigte. Dieß war jedoch unvermeidlich. Die Zahl der Nichtitaliener war im Ganzen nicht groß, doch fanden sich unter diesen nicht wenige berühmte Namen.

Durch die Art und Weise, wie die Verhandlungen statt fanden, zeigten Präsidenten und Theilnehmer, wie es ihnen Ernst war mit der Sache. In einem Schlußbericht denke ich binnen wenigen Tagen eine kurze Uebersicht der wichtigsten Gegenstände der Besprechung zu geben, namentlich des in der agronomisch-technologischen Sektion Vorgekommenen, deren Sitzungen ich regelmäßig beiwohnte und die vielleicht das allgemeinste Interesse hat. Jetzt kann ich mich daher auf einige Bemerkungen über den Charakter im Ganzen beschränken. Wer da glaubt, der Italiener passe nicht zu öffentlichen Diskussionen, sein Temperament sey zu hitzig, er ge rathe entweder bald in Leidenschaft oder verliere sich in fadem Worten, der wohne einer solchen Versammlung bei, und er wird bald anderer Ansicht werden. Gerade im Gegentheil hat sich im Durchschnitt ein nicht geringes parlamentarisches Talent, mit vielem Takt, herausgestellt. Schon von vornherein gab ein richtiges Erkennen des Zweckes und des sondern Nutzens dieser Vereine darin sich kund, daß man die längern Aufsätze und Memoiren so viel als thunlich ausschloß, meist nur kürzere Vorträge zuließ, während ausführlichere Abhandlungen zur Mittheilung durch den Druck vorbehalten blieben, und dadurch für die mündliche Diskussion die erforderliche Zeit erübrigte. Ueberdieß traf man die gute Einrichtung, die zu besprechenden Gegenstände, insoweit dieß sich thun ließ, zu ordnen, so daß Verwandtes zusammengestellt und mit oder neben einander besprochen würde. Die Diskussion selbst aber war, im Ganzen genommen, wenn auch bisweilen sehr lebhaft, doch voll Haltung, voll Anstand und voll der Convenienz, die man namentlich bei dem Toscaner findet, und in welcher die meisten Uebrigen nicht zurückstehen wollten. Viel kommt es wieder, wie immer, auf die Präsidenten an, und ihre Wahl ist durchaus glücklich gewesen, indem sie die Sympathien mit großer Gewandtheit leiteten und, wo es anging und ersprießlich war, als Vermittler der widerstreitenden Ansichten auftraten. Die praktischen Seiten der Wissenschaft wurden vorzugsweise aufgefaßt und bekundet, und auch darin zeigte sich der gesunde Sinn, der die gehobenen günstigen Verhältnisse zu nutzen versteht. Einige bedeutende oratorische Talente fanden Gelegenheit, mit großem Applause sich geltend zu machen; im Allgemeinen aber wurde weniger auf schön gesetzte Worte, als auf klare, bestimmte Darstellung gesehen. Die italienische Sprache war die vorherrschende und beinahe ausschließliche, da nur einiges Wenige französisch oder lateinisch vorgetragen ward. Hier war nun Gelegenheit geboten, alle Nüancen der Dialekte zu bemerken, vom Bewohner der Alpen an, der an Frankreich und Deutschland grenzt, bis zu dem Sizilianer. Denn Wenige kommen die Heimath verläugnen, und auch das minder geübte Ohr eines Fremden unterscheidet bald den Genueser, den Piemontesen unter welchen übrigens einige der besten und geübtesten Redner), den Lombarden, den Venetianer, den Neapolitaner vom Toscaner, dem die reine Schriftsprache Genossin ist im täglichen Leben.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 256:

Der Gänsekiel.

Homonyme.

Der Puls der Zeit und auch der Puls der Herzen,
Stets in Bewegung, oft nicht ohne Schmerzen;
In Mehrzahl ist's dem Anfänger nah verwandt,
In Einzahl als Besitzerinn sehr bekannt.

Ein ewig Suchen ist es, ohne Finden,
Auch für Gesundenen ein schnell Verschwinden.
Und nur im Bund mit seinem Gegenstück
Die ganze Welt und auch das wahre Glück.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 33.

Mittwoch, 27. Oktober 1841.

[480] ☞ **Nicht zu übersehen!**

In Mannheim sind 10 Oelgemälde, gemalt von **Ferdinand** und **Franz Kobell** (1784—88) zu verkaufen. Es sind dieß die genialsten Schöpfungen dieser rühmlichst bekannten Landschafts-Maler und dürften eine Zierde jeder Gemälde-Sammlung seyn.

Das Nähere hierüber ist in der Wille'schen Kunsthandlung zu Mannheim zu erfahren.

[459] Im unterzeichneten Verlag erscheint im November dieses Jahrs:

Wirtembergische Geschichte

von

Ch. F. Stälin,

Professor und Bibliothekar.

Erster Theil.

Schwaben und Südfranken von der Urzeit bis 1080.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[417] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien, am Stephansplatze, an der linken Ecke der Goldschmiedgasse Nr. 625, ist nun vollständig erschienen und daselbst, so wie bei H. F. Favarger, Buchhändler in Triest, und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Chemisches Wörterbuch

zum

Gebrauche

für

Aerzte, Pharmaceuten, Techniker und Gebildete jeden Standes.

In Einem Bande

von

J. R. Czelechowsky,

Dr. der Medicin und Chirurgie, Magister der Augenheilkunde und Geburtshülfe und k. k. Regiments-Felderzte.

Lexicon-8. Wien 1841. In Umschlag brochirt. Preis 3 fl. C. M.

Die Chemie ist in den neuesten Zeiten so vorgeschritten, und eine so sehr ins Leben eingreifende Wissenschaft geworden, dass jedem, der auf Bildung Anspruch macht, Kenntniss ihrer Grundlehren und Hauptbestimmungen unerlässlich ist. Eine willkommene Erscheinung dürfte sonach ein Werk seyn, das neben dem Zwecke, Aerzten, Pharmaceuten und Technikern, mithin in der Chemie systematisch Unterrichteten, als bequemes Nachschlage- und Erinnerungsbuch in vorkommenden Fällen zu dienen, auch das Bedürfniss der Gebildeten zweckmässig zu befriedigen geeignet ist, wenn es sich darum handelt, über chemische Gegenstände kurz und deutlich, jedoch zugleich auch gründlich und wissenschaftlich belehrt zu werden.

Diese Zwecke hat der Herr Verfasser obigen Werkes zu erreichen gesucht. Es umfasst demnach aus dem ganzen Gebiete der Chemie alle Gegenstände, welche für die auf dem Titel genannten Leserklassen Interesse haben. Die Artikel sind gründlich und dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft angemessen ausgearbeitet, und in einer allgemein fasslichen und deutlichen Sprache vorgetragen. Im Ganzen kann die Darstellung eine in jeder Hinsicht gelungene populäre und zugleich den wissenschaftlichen Anforderungen für die angegebenen Zwecke vollkommen genügende genannt, mithin das Werk dem geehrten Publikum mit allem Rechte empfohlen werden.

[411] Vollständiges

Handwörterbuch

der

deutschen, französischen u. englischen Sprache.

Dritte Auflage.

Breit-8. Elegant gebunden. 2⅞ Thlr.

Jede der drei Abtheilungen dieses Lexikons:

I. Dictionnaire français-allemand-anglais. (¾ Thlr.)

II. A complete Dictionary English-German-French. (1⅔ Thlr.)

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. (1 Thlr.)

ist zu dem beigesetzten Preise ebenfalls elegant gebunden besonders zu haben.

Dieses Wörterbuch, für dessen Brauchbarkeit die binnen kurzer Zeit nöthig gewordene *dritte Auflage* spricht, zeichnet sich durch *Vollständigkeit, typographische Einrichtung* und durch *grosse Correctheit* aus. Der Preis der dritten Auflage ist *bedeutend ermässigt* und wird bei solchen Leistungen als *höchst billig* erscheinen.

Leipzig, im Sept. 1841.

F. A. Brockhaus.

[462] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XIX. Jahrgang 1841.

Erster Band. Drittes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. **Aufsätze und Abhandlungen.** 1) Förderung der Rindviehzucht in Wirtemberg im Jahre 1840. 2) Meine vierzigjährige Erfahrung im Kartoffelbau, von J. C. von

Digitized by Google

Reiber, Gutsbesitzer zu Rädersdorf bei Staffelstein in Bayern. 3) Gebanten über Samenwechsel. 4) Vortrag des Gutsbesitzers J. Haag in Großaltmerspann, über die Errichtung einer landwirthschaftlichen Gewerbschule für den Oberamtsbezirk Hall.

II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. 1) Hohenheim. Verzeichniß der Vorlesungen bei dem lands- und forstwirthschaftlichen Institute für das Sommerhalbjahr 1841. 2) Stand der Zöglinge auf der lands- und forstwirthschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim im Sommerhalbjahre 1841. 3) Hohenheim. Personalveränderungen. 4) Patentertheilung. 5) Unterstützung. 6) Beiträge zur Bibliothek. 7) Landwirthschaftliche Berichte vom Jahr 1840, mitgetheilt durch Note der K. Finanzkammer für den Jagstkreis vom 19. Oktober 1840. 8) Bericht des Cameralamts Hall vom 29. Juli 1840. 9) Bericht des Cameralamts Mergentheim vom 19. Juli 1840.

III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Ueber die landwirthschaftlichen Zustände auf dem Welzheimer Walde und im Limpurgischen.

IV. Anzeige und Notizen. 1) Die wilde Karroffel. 2) Das Alpaca. 3) Ueber die Erhaltung der keimfähigen, organischen Substanzen, namentlich Samen. 4) Keimfähigkeit. 5) Ueber das Blau- und Gelbwerden der Milch. 6) Mittel, die Festigkeit und Dauer des Nutzholzes zu vermehren. 7) Zur Färbechemie.

V. Literatur. 1) Der Schiffroggen (Secale orundinaceum), durch botanische Gründe und ökonomische Erfahrungen als die ergiebigste und allerwärts gedeihlichste, constante neue Roggenart dargestellt von F. W. Trautvetter, königl. sächsischem geheimen Legationsrath. 2) Fastlicher Unterricht in der Obstbaumzucht zum Gebrauche für Jedermann, insbesondere für die Schuljugend. Von C. Stiefel. 3) Der praktische Landwirth. Ein treuer Führer im Feld-, Garten- und Weinbau, nebst Rathgeber in der Viehzucht. Von Jakob Bauer.

Meteorologische Tabellen aus Stuttgart.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[461] In der Verlagsbuchhandlung von **Karl Göpel** in Stuttgart ist erschienen:

Hellas und Rom.

Vorhalle des klassischen Alterthums

in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Nach den besten vorhandenen Uebertragungen herausgegeben und mit fortlaufenden biographischen und literärgeschichtlichen Erläuterungen begleitet von

Prof. **Dr. K. Fr. Borberg.**

Mit einem Vorwort von

Joh. Kasp. von Orelli in Zürich.

(In vier Abtheilungen zu vier Lieferungen à 48 kr. oder 15 Sgr. preuß.)

Erste Abtheilung.

Die Dichter des hellenischen Alterthums.

Höchst elegante Ausstattung, Octav, 60 Bogen. Preis 3 fl. 12 kr. rhein. oder 2 Thlr. preuß.

Das hier dem Publikum gebotene Werk ist nach einem ganz neuen und eigenthümlichen Plane bearbeitet; es ist besonders bestimmt, als eine geordnete Beispielsammlung des Vortragen über alte Literaturgeschichte auf Gymnasien und Universitäten zu dienen, als welche es sich bereitet der Anerkennung competenter Stimmen in vollem Maaße zu erfreuen hat. Zugleich aber macht dieß Werk, wie zuvor kein anderes, auch dem größeren gebildeten Publikum, eine Uebersicht und den Genuß der gesammten klassischen Literatur möglich, und führt in die Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthume selbst ein. Es ist etwas ganz anderes, und viel mehr, als eine bloße Blumenlese, am wenigsten eine regellose, dergleichen ein Verleger als von gleicher Tendenz und Ausführung wie unser Werk anpriesen sich angemaßt hat, um dadurch derselben, die ihm liegen geblieben, Absatz zu verschaffen. In dieser Beziehung bitten wir jeden Literaturfreund, zu prüfen, zu vergleichen, ehe er kauft, und besondere Aufmerksamkeit dem Vorwort der Herrn Prof. von Orelli, und der vortrefflichen, den umfassenden Plan des Werkes ausführlicher darlegenden Einleitung des Herausgebers zu widmen. Eigene Ansicht des Werkes wird von der gediegenen und geschmackvollen Bearbeitung, der umfassenden Reichhaltigkeit und dem innern unvergänglichen Werthe desselben am Besten überzeugen, so wie, daß man ein so belehrendes, Geist und Geschmack bildendes und veredelndes Werk zu einem wohlfeileren Preise, als dafür festgestellt ist, nicht wird erwerben können. Es wird einen würdigen Platz in der gewählteften Bibliothek einnehmen, und sich zu Geschenken, nicht sowohl für Studirende auf Universitäten und Gymnasien, als auch für Freunde und Freundinnen einer geistvollen Lektüre vorzugsweise eignen.

Zu eigener Ansicht und Prüfung wird das Werk von allen Buchhandlungen bereitwilligst vorgelegt.

---

[426] In der Balz'schen Buchhandlung in Stuttgart ist so eben neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grundzüge
einer neuen und wissenschaftlich begründeten

Craniofcopie

(Schädellehre).

Von

Dr. C. G. Carus.

Mit zwei lithographirten Tafeln.
gr. 8. Velinpapier 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Es gibt noch eine andere als die Gall'sche Craniofcopie, und diese ist die allein wissenschaftliche und physiologische.

Aus dem Vorworte des Verfassers.

---

[482] Im Verlag der **Creutz**'schen Buchhandlung in Magdeburg erschien:

Wolfram von Eschenbach's Leben und Dichten, herausg. von San Marte. 2ter Bd. enthält: Lieder, Wilhelm v. Orange und Titurel, von W. v. E., und der jüngere Titurel von Albrecht in Uebersetzung und im Auszuge; nebst Abhandlung über das Leben und Wirken W. v. E. und die Sage vom heiligen Gral. Mit 3 Abbild. Preis 2½ Rthlr.

Der früher erschienene 1ste Bd. enthält **Parcival,** Ritterged. in neuhochdeutscher Uebertragung von San Marte. Preis 2½ Rthlr.

Digitized by Google

[359]

Steudel Nomenclator botanicus.

Editio secunda.

Zwölfte und dreizehnte Lieferung.

In Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Zwölfte Lieferung: Senecis — Tillandsia.
Subscriptionspreis 1 fl. oder 16 Gr.

Dreizehnte Lieferung: Tina — Zygophyllum,

welche unserer früherer Ankündigung gemäß, an die verehrlichen Subscribenten gratis abgegeben wird. Vollständige Exemplare dieses gediegenen Werkes können jetzt durch alle Buchhandlungen zum Subscriptionspreis von 12 fl. oder 8 Rthlr. bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[453] In unserm Verlage ist erschienen und bereits an alle Buchhandlungen versandt:

Das

Schloß Loevestein

im Jahre 1570.

Geschichtliche Erzählung

aus dem achtzigjährigen Kriege

von

J. van den Hage.

Aus dem Holländischen

von

J. P. von Pétaz.

Wohlfeile Ausgabe. gr. 8. auf weißes Maschinenpapier. 3 Bände. 3 Rthlr.

Lemgo, im Sept. 1841.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

---

[450] **Preisherabsetzung**

der einzelnen Kotzebue'schen Theaterstücke.

Nachdem kürzlich eine neue, schöne und wohlfeile Ausgabe von Kotzebues Theater erschienen ist, deren Bände aber nicht vereinzelt werden, habe ich auch dem vielfach geäußerten Wunsche entsprochen, dessen einzelne Schauspiele für bedeutend billigere Preise als bisher abzulassen, und ist ein specielles Verzeichniß derselben in allen Buchhandlungen zu bekommen. Diese Stücke werden auch vorzugsweise zum Uebersetzen in fremde Sprachen benutzt, wozu sie sich wegen des besonders in den Lustspielen enthaltenen Conversationstons empfehlen.

Leipzig, im Okt. 1841.

Eduard Kummer.

---

[432] In J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

B. v. Spinoza's

sämmtliche Werke.

Aus dem Lateinischen

mit dem

Leben Spinoza's.

von

Berthold Auerbach.

Mit dem wohlgetroffenen Bildnisse Spinoza's in Stahlstich und einem Facsimile seiner Handschrift.

5 Bände. Velinpapier, brochirt. Subscriptionspreis 6 fl. oder 3 Rthlr. 18 Gr.

Digitized by Google

[451] So eben ist erschienen:

Gedichte

von

Anastasius Grün.

Ite vermehrte Auflage.

gr. 12. broch. 2 Thlr.

Leipzig, 1. Okt. 1841.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[465] In der Mlh. Friedrich's Buchhandlung in Siegen und Wiesbaden sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorrathig oder durch dieselben zu beziehen:

Cabo der Heide, eine Sage aus der Zeit Karls des Großen. Von Fischart, dem Jüngeren. Vel. 8. 14 Bog. geh. 26⅔ Sgr. oder 1 fl. 33 kr.

So manche Sitte und so manche Sage, die theilweise schon im Strom der Zeit verwischt ist, theils unterzugehen drohte, hat der Verfasser dieses Romans der Vergessenheit zu entreißen versucht, und das frühere Leben des so wenig gekannten Westphalens führt derselbe in einer gemüthlichen Erzählung dem Auge des Lesers vor.

Harold der Zigeunerkönig, historisch romant. Gemälde aus dem 17. Jahrhundert, theilweise unter dem Fürsten Johann Moritz von Nassau. Mit Bildniß desselben. Von Hermann von der Sieg. 20 Bog. gr. 8. geh. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 11¼ Sgr.

Das Räuberthal oder die **Wolfensteiner**, ein Lebensbild Geächteter, nebst einer Novelle: Der Bergknappe, von Hermann von der Sieg, nebst einem Bildniß. 8. 20 Bog. geh. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 15 Sgr.

---

[423] In der Liter.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Purgatio canonica und vulgaris.

Eine von der Juristen-Fakultät an der Ludwig-Maximilians-Universität zu München

gekrönte Preisschrift

von

Karl Hildebrand.

Mit einem Vorwort

von

Georg Phillips.

gr. 8. geh. Preis 1 fl. 12 kr. rhein. oder 18 Gr.

Es verbreitet diese durchaus selbstständig aus den Quellen gearbeitete Monographie, an die Inaugural-Abhandlung des Verfassers sich anschließend, ein überraschendes Licht über ihren Gegenstand, in dessen sich das Deutsche, canonische und mittelalterliche römische Recht auf eine höchst merkwürdige, bisher unbemerkt gebliebene Weise begegnen. Das Urtheil der Fakultät, welche ihr unter sieben sämmtlich als tüchtig beachteten Schriften einstimmig den ersten Preis zuerkannte, macht jede weitere Empfehlung überflüssig.

---

[455] **30 Bände, anstatt 31½ Rthlr. für 10 Rthlr.**

Chronique scandaleuse des Pariser Hofes. 2 Bde. 1835. 2 Rthlr.

Chronique scandaleuse des päpstlichen Stuhles. 3 Bde. 1839. 3½ Rthlr.

Galanterien und Abenteuer einer jungen Dame von Stande. 4 Bde. 1834. 4 Rthlr.

Geh. Geschichte der galanten Abenteuer Napoleons. 3 Bde. 1834. 3 Rthlr.

Geschichte des Priesterbetrugs aller Länder und Zeiten. 1835. 1 Rthlr.

Der Hirschpark oder das Serail Ludwigs XV. 1834. 3 Bde. 3 Rthlr.

50 Jahre der geheimen Geschichte Frankreichs. 1837. 4 Bde. 4 Rthlr.

Nacht- und Tageblätter Louis XVIII. 1835. 2 Bände. 2 Rthlr.

Pariser Nächte. Galante Abenteuer. 1837. 6 Bände. 6 Rthlr.

Touchard-Lafosse, die Operndamen. 1838. 2 Bände. 3 Rthlr.

Verlag des Liter. Museums in Leipzig.

In allen Buchhandlungen zu obigem bedeutend herabgesetzten Preise zu haben.

---

[339] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beiträge

zur Kenntniß der

Württembergischen Landwirthschaft.

Unter Mitwirkung

mehrerer vaterländischer Landwirthe

verfaßt von

Karl Göriz

Professor der Landwirthschaft an dem königl. land- und forstwissenschaftlichen Institute zu Hohenheim.

8. broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Inhalt: Einleitung. 1. Zustand der Landwirthschaft unter Herzog Karl. Fortschritte derselben durch die Anordnungen der Regierung. 2. Begünstigung derselben durch die damaligen Zeitverhältnisse. Neu aufkommende Kulturen. Verdienstvolle Männer. 3. Die Landwirthschaft unter den nachfolgenden Regenten bis auf König Wilhelm. 4. Beförderung der Landwirthschaft durch König Wilhelm. 5. Erhebung der Landwirthschaft zu einer ehrenvollen Beschäftigung. 6. Gründung von Vereinen für landwirthschaftliche Zwecke. 7. Herbeiführung einer guten landwirthschaftlichen Ausbildung der Jugend. 8. Aufstellung guter Beispiele. 9. Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse durch gute Schriften. 10. Aufmunterung durch Prämien, Geldvorschüsse, landwirthschaftliche Feste u. s. w. 11. Wegräumung der die landwirthschaftlichen Fortschritte störenden Hindernisse. 12. Erfolg der Besserungsmittel der Landwirthschaft. 13. Klima und Boden. 14. Feldbau. 15. Dünger. 16. Feldbearbeitung und Ernte. 17. Die Wiesen. 18. Die Weiden. 19. Die einzelnen auf dem Acker gebauten Pflanzen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 28. Oktober 1841.

Ich neige,
Du Schmerzensreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!
Goethe.

Die Stiftung des Frauenkloſters Lichtenſtern.

(Maria, der erlauchten Aebtiſſin von Oberſtenfeld, gewidmet.)

Zu Weinsberg ſteht ein Hügel,
Der grauer Vorzeit Trümmer trägt,
In denen Weſtbauchs Flügel
In ſtiller Nacht die Harfe ſchlägt. *

Hörſt du dieß fremde Klingen
Vom Berge durch die Rebenflur,
Fragſt du: woher dieß Singen?
Singt ihren Kummer die Natur?

Ich Armer, bald erblindet,
Saß jüngſt dort auf bemoostem Stein,
Da hat der Klang entzündet
Im Innern mir den hellſten Schein.

Ja, Dank dem Traumgeſichte,
So mir die äußre Nacht zerſtreut!
In mir im hellſten Lichte
Steht dieſes Berges alte Zeit.

Da ragen hohe Thürme,
Da ſteht ein langes Ritterhaus,
Ringmauren, feſt'ge Schirme,
Die blicken ſtolz in's Thal hinaus.

Da reiten kühne Ritter
Durch's Eiſenthor im Kleid von Stahl;
Doch aus Verließes Gitter,
Statt Harfenlaut, tönt Laut der Qual.

Und in der Burgkapelle
Da kniet in tiefer Finſterniß,
Beraubt der Augen Helle,
Die fromme Grafin Luitgardis.

Sie ſpricht und Thränen fließen:
„Bekränzt hat heut mein Kind dein Bild
Mit Lilien und Roſen,
O Mutter Gottes reich und mild!

„Nur einmal noch laß ſehen
Den Gatten mich, das ſüße Kind!
Dann werd' ich, ſoll's geſchehen
Nach Gottes Rath, gern wieder blind.“

* In den Ruinen des Burgverließes befinden ſich Aeolsharfen.

Digitized by Google

Lang ſteht ſie ſo in Nächten,
Bis draußen auch erſtirbt das Licht,
Als plötzlich ihr zur Rechten
Maria ſtrahlend ſteht und ſpricht:

„O Menſchenleid! haſt Grenzen!
Dir werde mehr als du geſteht!
Blick' auf! und ſieh erglänzen
Den Stern, der licht gen Morgen ſteht!“

Das Fenſter der Kapelle
Aufweht Paradieſesduft,
Aufblickt die Gräfin helle,
Und ſieht den Stern in blauer Luft,

Sieht hoch aus goldnen Lüften
Die Mutter Gottes lächeln mild;
Ein wunderſüßes Düften
Ringsum das Rebenthal erfüllt.

Des Dankes Thränen floßen
Aus Augen klar, nie wieder blind,
Auf des Altares Roſen,
Und die der Luft auf Mann und Kind.

Und dort wo ſie erſchaute
Den lichten Stern am Walde fern,
Ein Kloſter ſie erbaute,
Das hieß zum Dank ſie Lichtenſtern.

Die Glocken hör' ich klingen,
Hör' in des Chores Heiligthum
Viel zarte Stimmen ſingen:
„Der Mutter Gottes Preis und Ruhm!“ —

Des innern Schauens Schimmer
Ungern aus meiner Seele ſchwand.
Da lag die Burg in Trümmer
Und die Kapelle nicht mehr ſtand,

Und wehmuthsvoll aus Mauern
Klang mir der Aeolsharfe Laut,
Als hätt' Natur zum Trauern
Sich ein Aſyl hier aufgebaut.

Ich rief: „O du Kapelle!
Zeig' mir von dir noch einen Stein!
Um meiner Augen Helle
Soll heiß auf ihm gebetet ſeyn.

Und du, Maria, Reine!
Kommt's, daß mein Auge decket Nacht,
Hier mir in Lieb' erſcheine
Und zeig' mir eines Sternes Pracht.

Kein Kloſter kann ich bauen,
Doch, Mutter Gottes! mein Geſang
Soll tönen lieben Frauen
Zum Preis und Ruhm mein Leben lang.“

Juſtinus Kerner.

Von Athen nach Trieſt.

Mit einer rothbeſegelten Fiſcherbarke, von der Inſel Cubôa (Negroponte) kommend, lief ich am 27ſten Mai 1840 im Piräeus ein, um mit dem gegen Ende eines jeden Monats von hier nach Trieſt abgehenden öſterreichiſchen Dampfſchiffe in mein Vaterland zurückzukehren. Eben war ich im Begriff, an's Land zu gehen, als auf dem, im ſüdlichen Theile des Hafens ſichtbaren Dampfſchiffe das mir wohlbekannte Zeichen zur Abfahrt erklang, und ſtolzen Hauptes durchſchnitt unmittelbar darauf „Erzherzog Ludwig“ die ruhigen Wellen des lebendigen Hafens. Bald war das ſchmucke Schiff, deſſen Paſſagiere ſo glücklich ſeyn ſollten, in ſechs Tagen Trieſt zu ſchauen, dem Bereiche des Hafens entſchwunden; wehmüthig blickte ich dem Fliehenden nach; ich war für dießmal zu ſpät gekommen! Erſtenlich war mir der Gedanke eben nicht; wenn man ſich nach jahrelanger Entbehrung ſo augenfällig vom längſt erſehnten Ziele zurückgeworfen ſieht, kann ſelbſt Athen für einen unfreiwilligen, mehrwöchentlichen Aufenthalt, zu dem ich mich nun bis zur Ankunft des nächſten Dampfſchiffes bequemen mußte, augenblicklich keinen Erſatz gewähren.

Deutlich mochte der Unmuth auf meiner Stirn zu leſen ſeyn, denn der um meine Perſon ſonſt unbekümmerte Kapitän Spiros, der mit ſicherer Hand das Steuer ſeiner Barke von Negroponte nach dem Piräeus geleitet, fragte mich: „Was iſt dir, Bruder?“ — Schweigend zeigte ich auf das dahin eilende Dampfſchiff, und war ſo glücklich, auch ohne weitern Commentar vollkommen verſtanden zu werden. — „Eine Kleinigkeit!“ entgegnete mit ſtoiſtiſchem Gleichmuth der graue Seefahrer; „wenn es dir ſo ernſt iſt, mit dieſer Gelegenheit nach Deutſchland zu kommen, ſo haſt du dazu immer noch Zeit genug.“ — Kapitän Spiros warf bei dieſen Worten einen vielſagenden Blick auf ſeine Barke, und ſchien meine Antwort zu erwarten. — „Willſt du vielleicht mit deiner faulen Kaike dem Dampfſchiffe nachſetzen, oder gar auf eigene Fauſt einen Abſtecher nach Trieſt machen? Da würdeſt du mich in der That ſehr verpflichten, Kapitän Spiros.“ — „So iſt es nicht gemeint, Effendi, wiewohl ich mit meiner „faulen Kaike,“ trotz Dampfſchiffen und Schnellſeglern, den Weg vom Piräeus nach Konſtantinopel

Digitized by Google

mehr als einmal in sechs Tagen zurückgelegt. Ich wollte nur so viel sagen, der Vapori, der von hier erst nach Syra steuert, braucht nach Patras, wo er ebenfalls Passagiere aufnimmt, zwei volle Tage; und in dieser Zeit kannst du auch dort seyn, so wahr ich Kapitän Spiros heiße!"

Vor ungefähr sechs Jahren hatte ich die umgekehrte Tour von Patras nach Athen gemacht, und wußte recht gut, daß die beiden Orte zu Land fünf Tagereisen auseinander liegen, und so mußten mir die zwei Tage, von denen der Kapitän sprach, lächerlich erscheinen. Dankend bemerkte ich ihm, meines Wissens bestehe zur Zeit noch keine Eisenbahn zwischen Athen und Patras, und ich müsse mithin auf seinen Vorschlag verzichten. — „Wie ihr Deutschen doch so schwer begreift!" versetzte der Pallikare; „willst du, so bringe ich dich heute Nacht, sobald der Landwind sich erhebt, mit meiner Kaike nach Kalamaki; ehe morgen die Sonne zwei Stunden am Horizonte steht, hast du die kleine Strecke über den Isthmus zurückgelegt und bist bei guter Zeit in Korinth. Dort oder in Loutraki findest du sicher eine Barke, die dich über Nacht nach Patras trägt, wo du schon bei Tagesanbruch seyn kannst, während das Dampfschiff erst ein paar Stunden nach Mittag eintrifft."

Jetzt schien mir der Plan doch nicht so ganz verwerflich; neben der Aussicht, in sechs Tagen mein Deutschland begrüßen zu können, gewann ich — es war um Mittag — Zeit genug, noch einen Abschiedsbesuch in Athen zu machen, behielt den ganzen morgigen Tag zur Besichtigung von Korinth, und vielleicht auch einige Stunden für Patras. Freilich fehlte dem Projekte noch die Genehmigung des Himmels; allein es entsprach so ganz meinen Wünschen, daß ich es unmöglich zurückweisen konnte: mit Einbruch der Nacht wurde die Abfahrt nach Kalamaki beschlossen.

Leichtern Muthes betrat ich jetzt den attischen Boden, wählte aus dem Troß der Fuhrwerke und Reitpferde, die zur Unterhaltung der Communikation mit Athen hier bereit stehen, eine ziemlich saubere Haldchaise, deren mit dem gräflich Armansperg'schen Wappen gezierten Eingangspforten mir zu Betrachtungen über die Launen des Schicksals Gelegenheit gaben, und langte nach einer kleinen Stunde in der weltberühmten alten Musenstadt an.

Ich sah Athen zum zweitenmale. Zu Anfang des Jahrs 1835 fand ich hier einen Schutthaufen, aus dessen Trümmern sich nur hin und wieder ein Gebäude erhob, das man zur Noth ein Haus nennen konnte. Wie sehr hatte sich in den fünf Jahren meiner Abwesenheit Alles geändert! Wo sich sonst die Fußgänger mühsam durch Schluchten und Trümmer winden mußten, sind breite Straßen entstanden; die von Schmutz strotzenden Hütten haben steinernen Palästen Platz gemacht, ja an der Nordseite ist ein ganzes neues Viertel emporgewachsen, das hauptsächlich zum Verkehr der Franken dient und die jetzige Residenz umschließt. An die Stelle ärmlicher Krambuden sind reiche Kaufläden getreten, die neben den Erzeugnissen des Orients die Bedürfnisse des Abendlands in reicher Fülle darbieten, und deren Besitzer, wenigstens hinsichtlich der Sprachen, alle Nationen Europas repräsentiren.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

(Schluß.)

Die Gelehrtenversammlung.

So viel im Allgemeinen über den Charakter der Florentiner Riunione degli Scienziati. Ueber die öffentlichen Vorgänge und Feste, welche ihren Verlauf bezeichneten, möge eine kurze Angabe genügen, da eine eigentliche Schilderung mich zu weit führen würde. Noch einmal muß ich wiederholen, daß der Großherzog und die Behörden alles Mögliche, und weit mehr, als billigerweise erwartet werden konnte, gethan haben, die Vereinigung auch im Aeußern glänzend, den Ansenthalt in dem, auch sonst schon so reizenden Florenz angenehm und lohnend zu machen. Von der Liberalität, womit alle öffentlichen Anstalten zugänglich waren, sprach ich schon; auch jetzt noch, auf acht Tage nach dem Schlusse, ist Alles offen für diejenigen, deren Zeit durch die Theilnahme an den Arbeiten des Vereins früher zu sehr in Anspruch genommen war. Sonntag den 19ten September wurde, im großen Rathssaal, Haydns Schöpfung vortrefflich ausgeführt und acht Tage darauf zum Besten der Kinderverwahranstalten wiederholt; vor zwei Jahren hörte man an denn nämlichen Orte dieselbe herrliche Musik, deren Melodienreichthum damals wie jetzt Alle hinriß. Am folgenden Sonntag fand die zweite Generalversammlung, aber nur der italienischen Mitglieder, statt, worin Parma zum Versammlungsort für 1845 gewählt ward — eine Wahl, die später in die von Lucca umgeändert ward. Bei den Debatten über vorgeschlagene Veränderungen im Reglement kam es zu der einzigen wirklichen Entzweiung, die den Frieden momentan gestört hat; und auch in diesem Falle zeigte sich, daß, wo gesunder, redlicher Sinn vorherrscht, Meinungsverschiedenheit keine nachtheiligen Folgen hat, indem durch wechselseitige Annäherung und Erklärung bald vollkommene Versöhnung erfolgte, und die augenblickliche Differenz nur dazu zu dienen schien, den Bund für die Zukunft fester zu schließen und die Lauterkeit der Absichten in's Licht zu stellen. Am 21ten gab der Großherzog ein großes Festmahl auf seiner ammuthigen Villa Poggio imperiale, welche dicht bei der Stadt vor dem römischen Thore auf einer sanften Anhöhe liegt, zu welcher eine breite, prächtige Allee von alten Cypressen und andern hochstämmigen Bäumen führt. Lokal und Einrichtung konnten nach Wunsch seyn. Zweihundert Gastgaben waren den Mitgliedern des Vereins zur Disposition gestellt, und von zwei Uhr an fuhren die Wagen nach dem Schlosse, während Allee und Avenüen mit Fahrenden, Reitern und Umherwandelnden bedeckt waren. Im Erdgeschosse des sehr geräumigen Palastes, welcher, einst Privatbesitz, im sechzehnten Jahrhundert von

Digitized by Google

den Mediei erkauft, eine Zeitlang jener Isabella de' Mediei, Paul Jordanus Ursini's von Bracciano Gemahlin, angehörte, deren tragisches Ende Ludwig Tieck in die Geschichte der Vittoria Accorombona verwebt hat; welcher dann den Ursini's verblieb, von dem großherzoglichen Hause wieder an sich gebracht und erst in unsern Tagen vollendet ward, so daß von altem Baustyl kaum irgend etwas übrig geblieben ist: im Erdgeschosse versammelten sich die Gäste, über achthundert an der Zahl. Das Diner selbst fand in den Sälen des ersten Stockwerks statt, wo 28 Tafeln eingerichtet waren; an der Präsidententafel machte der Oberbefehlshaber des Großherzogs, Graf della Gherardesca, die Honneurs, an jeder andern einer der großherzoglichen Kammerherrn. Daß die Zurichtung äußerst glänzend war, brauche ich kaum noch zu sagen, wenn ich bemerke, daß es ein vom toscanischen Hofe gegebenes Fest war, der von den Zeiten der alten Mediei an, als sie noch Florentiner Bürger waren, aber als Bürger schon Florenz beherrschten, bis auf die der lothringisch-habsburgischen Dynastie einen Schatz der seltensten Prachtgeräthe aller Art gesammelt hat, von den Arbeiten der Finiguerra und Cellini an bis zu den schönsten modernen Werken. — Zwei Tage später fand die feierliche Sitzungsversammlung statt, in dem nämlichen Rathssaal des alten Palastes, welcher die Eröffnung gesehen. In ihr folgten dem vortrefflichen übersichtlichen Bericht des Generalsekretärs, Cav. Tartini, welcher den allgemeinen Gang der Verhandlungen und das mehr Aeußerliche dabei in beredten Worten schilderte, die Berichte der Sekretäre der einzelnen Sektionen, endlich die kurze Schlußrede des Präsidenten. Während der ganzen Dauer des Kongresses hatten die, auch von der vornehmen Damenwelt zahlreich besuchten, öffentlichen Diners im Garten Boboli, so wie die Abendgesellschaften im alten Mediceischen Hause stattgefunden; geologische Exkursionen waren unternommen worden; Befreundete hatten sich häufig bei einheimischen Familien vereinigt, und an jedem Abend war eine sehr zahlreiche Versammlung bei Vieusseux, dessen vortrefflich eingerichtetes Lesеinstitut die größte literarische Ressource der Stadt ist, während in seinem Salon die meisten angesehenen Gelehrten des Landes, so wie alle Fremden Jahr aus Jahr ein sich zusammen zu finden pflegen. — So war die dritte Versammlung der Scienziati Italiens beschaffen. In ihrer äußern Erscheinung war sie durchaus würdig und gehalten, und denen, die sie geleitet, gebührt das größte Lob. Der aufrichtigste Dank aber gebührt dem Großherzog, der, obgleich gerade in diesem Moment von schweren häuslichen Leiden und Prüfungen betroffen, mit einer Liberalität, die ihres Gleichen schwerlich finden möchte, und einem hochsinnigen Interesse am Gelingen, Alles auftrat, was die wissenschaftlichen Zwecke fördern, die Aufenthalte glänzend machen konnte. In letzterer Hinsicht, im äußern Glanze, hat die diesjährige Versammlung die beiden frühern übertroffen und wird darin vielleicht von keiner spätern mehr erreicht werden. Selten dürften sich Mittel finden, wie Florenz sie bietet; überdies dürften auch die italienischen Regierungen leicht durch die großen Kosten abgeschreckt werden. Es ist aber auch nicht nöthig, daß auf solche Weise fortgefahren werde. Die italienischen Naturforschervereine sind einmal im guten Gange, und werden künftig auch unter bescheidenern Verhältnissen glücklichen Fortgang haben. Wie sie in Pisa entstanden, so werden sie in den größern Universitätsstädten die Runde machen. Padua nimmt im nächsten Jahr den Faden wieder auf; wahrscheinlich wird die Zahl der Theilnehmer allmählig sich vermindern, aber die Wissenschaft wird nicht dabei verlieren, wenn diejenigen zu Hause bleiben, die nur durch Neugier und Feste angelockt worden sind.

(Schluß.)

Wasser. — Die italienische Oper.

Mälot ist ein sehr geschickter Arbeiter, welcher schon viele Schwierigkeiten überwunden hat; vermuthlich wird er auch diejes Hindernis endlich beseitigen; gelingt es ihm nicht, so wird es schwerlich einem Andern gelingen, und dann ist das ganze Unternehmen von sehr geringem Nutzen. Dennoch soll jetzt auch im Pflanzengarten ein artesischer Brunnen gegraben werden, obschon man daselbst das Wasser der Seine zur Hand hat. Man sieht hier aber das Abenteuerliche und Außerordentliche, und man möchte gern dem unternehmenden Mälot eine Gelegenheit geben, sein Bohrtalent von Neuem zu zeigen. Im Pflanzengarten werden jedoch die Schwierigkeiten geringer seyn, als in dem öder liegenden Grenelle Schlachthause. — Mit dem Wasser hat die Pariser Stadtbehörde stets ihre Noth; man legt die schönsten Springbrunnen an, aber sie geben nur zu oft kein Wasser. Räthlicher sind die kleinen Springbrunnen, die man seit einiger Zeit längs den Hauptstraßen angelegt hat, und welche wenigstens einige Stunden am Tage Wasser geben, hernach aber bis zum folgenden Tage geschlossen werden.

Der Oktober hat die italienischen Sänger zurückgebracht, nur nicht Rubini, den Ersten von Allen. Ihn scheint die italienische Oper unwiderruflich verloren zu haben. In ihrem Debüt hat die Operndirektion den Saal, in welchem vor einem Jahre das Renaissancetheater vergeblich zum zweitenmale sein Heil versuchte, sehr kostbar ausstatten lassen. Es sind über hunderttausend Franes für Vergoldungen und Malereien, für die neue Verzierung der Logen und des Foyers ausgegeben worden, und jetzt ist das Haus ganz der reichen, glänzenden Versammlung angemessen, welche die Vorstellungen der italienischen Oper besucht und Pracht in Akten, auf der Bühne und außerhalb derselben verlangt, dafür auch reichlich bezahlt. Die meisten fremden und einheimischen reichen Familien sind in der italienischen Oper abonnirt. Die italienische Oper ist wie das Eigenthum der aristokratischen oder vielmehr der reichen Klasse, und nur im Parterre sieht man eine stets wechselnde Versammlung, welche aus Musikliebhabern und Neugierigen besteht. Rubini zu ersetzen, war für die Direktion eine schwere Aufgabe; es ist ihr auch nur halb und halb gelungen, sie zu lösen. Sie hat zwei gute Tenore aus Italien kommen lassen, welche Rubini's Rollen spielen sollen. Es ist noch zu früh, über sie ein bestimmtes Urtheil zu fällen; so viel glaubt man jedoch schon bemerkt zu haben, daß sie mit Rubini keinen Vergleich aushalten. Zum Glück sind die übrigen Virtuosen, welche das Publikum schon seit vielen Jahren kennt und schätzt, geblieben oder vielmehr wieder gekommen, und die Vorstellungen haben die gewöhnliche Virtuosität. — Das Théâtre français hat Alle. Rachel wieder und sieht das Publikum in Menge herbeiströmen, wenn die große Schauspielerin auftritt. Die Theaterkritiker beginnen aber wieder, sie ziemlich stemmingslos zu behandeln, und ihr ernstes Studium der Schauspielkunst und die Uebernahme neuer Rollen zu empfehlen. Das Mädchen hält sich bis jetzt noch immer an die wenigen Rollen, welche ihr gleich Anfangs gelungen sind, und scheint durch neue Versuche ihren Ruhm nicht aufs Spiel setzen zu wollen. Sie wird sich aber mit diesem System schwerlich lange halten. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 29. Oktober 1841.

Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage
Der seligen Vergangenheit;
Komm, Götterkind, o Phantasie, und trage
Mein sehnend Herz zu seiner Wiederzier.
Mahlmann.

Poesie und Schicksal.

Bruchstücke eines Romans von A. v. Sternberg.

I.

Erinnerst du dich, Emil, wie ich zum erstenmal zu dir kommen durfte? Du wohntest am Flusse; dein Häuschen stand jenseits, dicht am Rande. Um dahin zu gelangen, mußte man eine schmale Brücke überschreiten. Sie wurde ausgebessert und war daher unzugänglich. Was sollte ich thun? Zu dir mußte ich einmal. Es war ein feuchter, warmer Abend im Juli. Der Fluß lag dunkel und unbeweglich da, in seinem schwarzen Bette glimmten die Sterne, und der rothe Schein deines innen erleuchteten, mit einem Purpurvorhang verhüllten Fensters zitterte auf dem Wasser. Noch einmal, was sollt' ich thun? Ich warf meinen Rock ab, und wie Leander schwamm ich durch den Fluß zu dir hinüber. Als ich in dem nächtlichen Wasser lag, über mir der warme Himmel mit seinen duftern Wolkenbildern im Westen, unter mir eine geheimnißvolle Tiefe und mir zur Seite räthselhafte Pflanzengestalten, Blumen und Schilf, deren Form und Farbe ich nicht erkennen konnte und die sich an mich herandrängten, meine nackten Arme umwanden, als wollten sie mich festhalten, da war mir wunderbar zu Muthe. Ich betrat das Ufer, und siehe! da warst du herausgetreten, durch das ungewöhnliche Plätschern im Wasser herausgelockt, und deine offene Thür warf einen langen, blendenden Lichtstreif in die Nacht hinaus und auf all die Pflanzenungeheuer, die ich eben bekämpft hatte. Ich stieg an's Land und meine noch nassen Arme schlang ich um deinen Nacken, so entzückt war ich, dich zu sehen. Du warst gütig, wie immer. Auf einem deiner Sophas durfte ich mich ankleiden, und kein Wort, kein Blick warf mir vor, daß ich Alles, wohin ich trat, durchnäßte.

„Du kommst wie der junge Gott der Nacht in mein Zimmer," riefst du, „von Sternen triefend, wie von Salbentropfen. In deinem verwirrten Haar hängen Nachtlibellen und Schilfspinnen wie Träume eines Kindes; du entsteigst dem dunkeln Bade und deine Brust ist frisch und kalt wie Marmor." Als du diese Worte gesprochen hattest, setzest du dich wieder hin und schriebst an deinen Heften weiter, unbekümmert, was weiter aus mir würde. Ich saß aber und betrachtete dein zum Papier niedergebeugtes Profil, wie es so ernst und doch so mild dem Zuge der Lettern folgte, mit denen du in großer Eil den Bogen füllteſt. Ein Teller mit Früchten stand auf dem Tisch und ich versenkte mich in die Süßigkeit eines herrlichen Apfels und ließ die fremde, mir unbekannte Frucht, eine Feige von besonders üppiger Rundung, liegen. Ich dachte an das alte Märchen, wo ein Prinz Nachts zu einem bösen Zauberer kommt, der

Digitized by Google

ihm einen Teller mit Feigen vorsetzt. Kaum hat der Prinz von ihnen gekostet, als er in einen Schlaf von hundert Jahren verfällt, und als er erwacht, ist der Wald um ihn der undurchdringlich verwachsen. Er findet mit großer Mühe einen Ausgang, und als er seine Heimath aufsucht, ist vom Hause seiner Eltern, von allen seinen Lieben, von seinem ganzen Reiche keine Spur mehr zu finden. Seitdem graut mir vor Feigen.

Als du die Feder niedergelegt, gingen wir zusammen durch die nächtlichen Gebüsche am Ufer dahin. Der Fußpfad war sehr schmal und die Raupen auf den dunkeln Zweigen, an die wir streiften, blieben an unsern Kleidern hängen. Unser eiliger Schritt scheuchte den Vogel auf, der den sichern Platz verließ, um rathlos in der Finsterniß umher zu streifen. Endlich trafen wir eine Bank und nahmen auf ihr Platz. Die Stille um uns her war köstlich. Der Fluß lag vor uns; zuweilen tauchte etwas auf, und ein kleiner plätschernder Laut unterbrach dann die Stille. Am jenseitigen Ufer erhoben sich die Gebüsche, und eine etwas lebhafte Phantasie konnte glauben, es geben dort Gruppen dunkler, schattenhafter Spaziergänger dahin. Ich hatte mich ganz zurückgelehnt an den Baumstamm, und die Hände im Schooß gefaltet, sah ich mit innigem Blicke in die Nacht hinaus.

Da hörte ich deine Stimme wie aus der Ferne zu mir sagen: „Es vergeht diese poetische Zeit der Jugend! Die glücklichen Tage schwinden wie ein Traum. Abwärts wenden sich die Sonnenkreise, und Frühling und Jugend, Blumen, Sommer und Liebe entschlafen unter einem gemeinsamen Leichenstein. Noch schlägt unser Herz warm, noch dreitet sich unsere Brust unter kräftigen Athemzügen aus. Aber nicht lange, so sinkt sie zusammen, und nur ein kalter, sterbender Odem lebt noch in unserm Innern. Es kommt aus nächtlichen Schatten der Mensch zu Tage, um auf sein Haupt die stolze Krone zu setzen und den üppigen Purpurmantel um seine Schultern zu schlagen; aber die räuberischen Jahre reißen ihm Krone und Mantel ab und stoßen ihn als Bettler arm und geschändet in die Grube."

Ich schlang meinen Arm um dich. „Wir Beide tragen noch unsere Kronen!" rief ich. „Laß uns das Leben, laß uns die Jugend genießen!" — „Sechzehn Jahr!" riefst du, „sechzehn Jahr!" — So wiederholtest du noch zweimal mein Alter, gleichsam um mir es recht einzuprägen. Dann fügtest du mit einer Art krampfhafter Heftigkeit hinzu: „Laß immer den Fluß so zwischen dir und der Welt fließen! Baue die Brücke nie auf, die dein gütiger Engel niederriß. Lerne sie nie kennen, diese Ferne, die ihre Paläste und ihre Täuschungen jetzt in düsterem Nebel vor uns birgt. Bleibe diesseits des Flusses!"

Mir fiel das Leben der Patriarchen ein, wie es auf alten Holzschnittbildern dargestellt wird. In seinem langen, faltigen Talar liegt Abraham im Vorgrunde auf den Knieen, indeß am Horizont mit sehr scharfen, spitzigen Strahlen die Sonne aufgeht. Die ganze Gegend einsam und stille; nur ein kleiner Strauch, an dem eine überaus große Rose hängt, steht Abraham zur Rechten, eine Hütte mit einem kleinen Gärtchen ist in der Entfernung zu sehen. Aber oben im Himmel erscheint Gott mit einer Schaar Engel und sieht freundlich segnend auf Abraham herab. So dachte ich mir mein Leben in frommer Entfernung von der Welt. Alles Friede, alles still, alles weit — und oben in den Lüften Gott. — Ich versprach dir darauf, ich wolle eine Hütte bauen, der deinigen zur Seite, und wir wollen bis in's späteste Alter beisammen wohnen. Wie liebte ich dich! wohin wäre ich nicht gezogen, um dir zu folgen! — Wir gingen in die Hütte zurück und ich entschlief auf deinem Sopha, und während du tief in die Nacht hinein schreibst, versenkte mich das kriselnde Geräusch deiner Feder, so wie der grüne Schimmer, der von deiner Nachtlampe ausging, in die seligsten Träume.

(Fortsetzung folgt.)

Von Athen nach Triest.

(Fortsetzung.)

Statt der schmutzigen Chan's, die ehemals dem Fremden Brod und Käse boten und durch ein krankes Rohrdach nothdürftigen Schutz gegen Sturm und Wetter gewährten, findet man jetzt Gasthäuser im europäischen Geschmack, mit Firmen in englischer, französischer, italienischer, deutscher und griechischer Sprache, an deren wohlgedeckten, mit Servietten belegten Tafeln Schildkrötensuppe, Rostbeef und Coteslettes mit italienischen Maccaroni und deutschen Kälberbraten concurriren; herrliche Kaffeehäuser, wie sie Smyrna nicht, und Konstantinopel nur in Pera aufzuweisen hat, laden zum Genuß des Göttertrankes ein, den man hier sowohl nach türkischer Sitte mit feinem Bodensatz, als auch „mit Milch" frequentirt bekommt; man findet französische, deutsche und griechische Zeitungen zur weiteren Unterhaltung.

In zwei geräumigen Bretterbude werden griechische und italienische Theaterstücke aufgeführt. Ein in der Nähe gelegener, von Deutschen bewohnter Meierhof ladet zu Tanzmusik, frischer Butter und neuen Kartoffeln ein; glänzende Equipagen, stolze Reitpferde und prächtig geschmückte Esel stehen zu Landpartien bereit, und die freundlichen Winke alter Kupplerinnen liefern den Beweis, daß auch die Frauen der „Civilisation" zugänglich geworden sind. Mit einem Worte, Athen hat sich in fünf Jahren aus einem elenden türkischen Dorfe zu einer nach hiesigen Begriffen sehr bedeutenden Stadt empor-

Digitized by Google

geſchwungen, die jetzt mit der Erinnerung an die Zeiten des Perikles die Genüſſe einer civiliſirten Gegenwart verknüpft.

Nur Eines wäre der neuen Stadt noch zu wünſchen: ein würdiges Gotteshaus; denn obwohl ſchon im Jahr 1836 ſelbſt das Militär zu Beiträgen für den Bau einer „Kirche zum heiligen Erlöſer“ aufgefordert wurde, und hiedurch mancher Erlöſerritter Gelegenheit hätte finden können, ſeine Sporen nachträglich zu verdienen, ſo iſt in dieſer Hinſicht doch Alles beim Alten geblieben. Ueberhaupt nimmt man es in Griechenland hinſichtlich der äußern Gottesverehrung nicht beſonders genau, und ſelbſt die Katholiken, die ſeit der deutſchen Herrſchaft in mehreren Orten beträchtlichen Zuwachs erhalten, machen hievon keine Ausnahme; ja im Jahr 1837 befand ſich das Bethaus derſelben zu Nauplia im zweiten Stock eines Privathauſes, deſſen erſte Etage ein Wirthshaus war.

Die Akropolis iſt gegenwärtig dem Publikum nur wöchentlich zweimal geöffnet, doch wird Gebildeten, namentlich Fremden, die Erlaubniß zum Eintritt zu jeder Zeit mit der größten Bereitwilligkeit ertheilt. Die Regierung hat ſich dieſer koſtbaren Ueberreſte des Alterthums in den letzten Jahren beſonders angenommen; die alten Schutthaufen ſind verſchwunden, viele Schätze des Alterthums dem Boden entriſſen, von ſachkundigen Männern in würdige Ordnung gebracht. — Da ſtand ich nun, ein ſchlichter Sohn Germaniens, unter den Meiſterwerken der griechiſchen Blüthezeit, über mir das reinſte Blau des attiſchen Himmels, vor mir die Propyläen, das Schlachtfeld von Marathon, der Pentelikon und der honigreiche Hymettus, während mein Blick rückwärts ſchweifend den Piräeus und die Bucht von Salamis traf; unter mir lag das emporblühende Athen — und von dem Allen ſollte ich jetzt, wohl auf ewig, ſcheiden! Mit bewegter Seele ſtieg ich zum Bette des Kephiſus nieder, gedachte nochmals der großen Zeiten des helleniſchen Volks und ſeiner Gegenwart; dann aber waren meine Gedanken dem Vaterlande geweiht, und frohen Muthes nahm ich Abſchied von meinen helleniſchen Freunden.

Ein vierſpänniger Omnibus, den ein ſpekulativer Britte, zum Ruin der griechiſchen Lohnkutſcher, aus dem Lande der Maſchinen und Beefſteaks verſchrieben, trug mich von Athen nach Weſten,* zum Piräeus zurück, wo ich von meinem Schiffsherrn noch eine Stunde zur Beſichtigung der Hafenſtadt erhielt.

Bei meiner erſten Anweſenheit war der Piräeus eine öde, von einigen Fiſcherbarken und Küſtenfahrern beſuchte Bai, von einigen ſteinernen Magazinen und armſeligen Hütten eingewanderter Chioten umgeben; jetzt war auch hier Alles anders geworden. Ein reicher Maſtenwald von Schiffen aller handeltreibenden Nationen, Kriegsſchiffe, vom Dreidecker mit 120 Kanonen bis zum Kanonenboot, eine Menge Barken, das Beſte der Landesprodukte hieher führend, ſchmückten jetzt den großartigen Hafen; Waarenlager reicher Kaufleute, Gaſthäuſer und Luſtſchlöſſer machen aus dem Piräeus eine regelmäßige, nicht unbedeutende Stadt. Als beſonders beachtenswerthe Gebäude ſind zu erwähnen das Haus des Konſuls Feraldi, in welchem ſich zur Zeit die von Aegina hieher verlegte Militärſchule befindet, und die Quarantäneanſtalt.

Nach Sonnenuntergang ſchied ich endlich von Attika, und mit vollen Segeln eilte meine Barke dem Iſthmus zu. Bald verſtummte das lärmende Treiben des Hafens; Salamis, wo einſt die Macht der Perſer gebrochen wurde, ging im Fluge vorüber, die ſtolze Aegina tauchte als ſchwarzer Streif noch im Süden auf. Dann ſenkte die Nacht ihren milden Schleier auf uns herab, und in ſtiller Abendkühle tanzte die Barke unter dem freundlichſten Himmel auf den ruhigen Wellen des Meeres dahin. Es war ein herrlicher Abend, ſo ſchön, als ihn nur der Süden zu bieten vermag, und noch lange ſchaute ich, von mannigfachen Gefühlen ergriffen, dem ſchwindenden Lande nach, bis ich nach Mitternacht, von der friſchen Morgenluft angeweht, meinen Mantel ſuchte.

Der Ruf des Schiffers: „Wir ſind in Kalamaki,“ riß mich aus idylliſchen Träumen zum proſaiſchen Leben empor. Kapitän Spiros hatte gut prophezeiht; noch verbargen die Berge Attika's die aufſteigende Sonne, nur die Höhen des Parnaß waren von ihren goldenen Strahlen umfloſſen, und ſchon hatten wir auf dem Iſthmus feſten Fuß gefaßt; unſere Fahrt hatte kaum ſieben Stunden gedauert. — Am Strande herrſchte bereits reges Leben: mehrere Kaiken waren mit dem Laden von Kaufmannsgütern beſchäftigt, die, von Patras kommend, in Lutrali ausgeſchifft und von dort auf der Achſe über den Iſthmus gebracht worden waren. Eben wurde ein Wagen mit Landesprodukten abgeladen, und ich war nicht wenig überraſcht, im Beſitzer des Fuhrwerks einen Deutſchen zu finden, der ſich ſeit Vollendung der Straße über den Iſthmus hier anſäßig gemacht, Wagen und Pferde angeſchafft hat und ſich jetzt beim Transporte der Güter zwiſchen beiden Landungsplätzen recht wohl befindet. Auch kleine Schiffe hatte der Germane mit ſeinen Roſſen ſchon öfters über den Iſthmus befördert und ſo jene Zeiten der alten Hellenen zurückgerufen, wo dieſe die ſchmale Stelle des Iſthmus, den Diolkus, wo die Landenge kaum dreiviertel Meilen breit iſt, zu demſelben Zwecke benutzten.

(Fortſetzung folgt.)

* Profeſſor Greverus (in ſeiner „Reiſe in Griechenland“ S. 88) verlegt Athen ſüdweſtlich vom Piräeus, ein Irrthum, der wohl nur auf einem Schreibfehler beruhen kann, da bekanntlich ſchon Thukydides — den Prof. G. ſonderbarer Weiſe als Gewährsmann aufführt — Athen im Oſten vom Piräeus gelegen ſeyn läßt.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Theater.

Wie der Donner dem Blitz folgt, so gewiß rasselten ehemals unmittelbar nach dem Schluß von Scriner, jetzt Ihrer Majestät Theater, d. h. der italienischen Oper, die Pforten von Drurylane und Covengarden auf. Im vorigen Jahr war dieß anders. Drurylane trat gegen den Rival zurück, schmalte den shakespearischen Kothurn ab und gab Konzerte. Dieses Jahr will es wieder kampfgerüstet in die Schranken treten und die Ehre des legitimen Drama vindiciren. Vor der Hand hat Covengarden allein die Pforten aufgethan und zwar unter den Befehlen der wahrhaft unverwüstlichen Dame Vestris und ihres Adjutanten Gemahls, Charles Matthews. Als dieser am Ende des letzten Theaterjahrs, dem üblichen Gebrauche gemäß, sich beim Publikum verabschiedete, für bewiesene Güte dankend und um künftiges Wohlwollen bittend, deutete er deutlich genug an, daß beim nächsten Aufrollen des Vorhangs ein neues Bulwersches Stück erscheinen werde. Dieß ist nicht der Fall gewesen, sey es, daß Matthews die Rechnung ohne den Wirth gemacht, oder daß selbst die zum Stadtgespräch gewordene Freundschaft seiner Gemahlin für den zur Hälfte verwunweten Baronet diesen nicht aus der geistigen Apathie aufzuregen vermocht hat, in welche er seit dem Verluste seines Parlamentssitzes versunken ist. Jedenfalls haben die am ersten Abende versammelten Zuschauer — wenn sie sich überhaupt des Versprechens erinnert — die Direktion die Täuschung nicht empfinden lassen. Sie nahmen Shakespeares Midsummer Night's dream mit einem Enthusiasmus auf, als hätten sie die prächtige Romanze noch nie gesehen. Obwohl die Verstellung gut war und die Gesellschaft überhaupt seit ihrer Auflösung nur zwei bemerkliche Wechsel erfahren hat, für Keeley und Anderson die Herrn Oxberry und Lacy, die beide streitlos Mühe haben werden, der Eine die ruhige Komik, der Andere das elegante Spiel seines Vorgängers zu erreichen, so scheint doch die Verstärkung des Sängercorps, namentlich das Engagement der Damen Shaw sorth und Grant und des Herrn Harrison, auf die Absicht der Direktion hinzuweisen, dem gegenwärtige unserer Zeit gemäß, mehr Musikalisches als Dramatisches zu geben. Die Vermuthung würde zur Gewißheit, wenn, wie die Sage geht, Miß Adelaide Kemble zur Prima Donna gewonnen ist und in einer englischen Uebersetzung der Oper Norma debütiren will. Dieß wäre die erfüllte Prophezeihung eines Korrespondenten des Morgenblattes aus Frankfurt a. M., der seinen Bericht in Nr. 220 mit den Worten schließt: „Miß Kemble wird am Ende wohl der Stimme ihres Genius wie dem allgemeinen Machtgebote und zur Zahne der Kunst übergehen." Der Korrespondent schreibt dieß, nachdem er erwähnt, daß Miß Kemble in Lichs zweitem Konzerte, von ihm selbst begleitet, gesungen und durch Kraft und Wohllaut der Stimme, durch vollendete Technik und gefühlten Vortrag bezaubert habe. Wenn er dann jedoch hinzusetzt, die junge Dame werde dem angebornen Berufe zur Künstlerin folgen, „obgleich Dilettantin und unabhängig," so streitet das Prädikat der Unabhängigkeit, worunter doch wohl Vermögen zu verstehen, mit dem, was über ihre finanziellen Verhältnisse hier bekannt und gewiß ist. Letzteres um so besser für die Kunst. — Während auf solche Weise Drurylane, die erste Nationalbühne, noch im Kreisen liegt, und Covengarden, die zweite, dem legitimen Drama abtrünnig zu werden droht, hat plötzlich das englische Operntand seine Bestimmung geändert. Es wurde zum Zwecke erbaut, Opposition gegen die italienische Oper zu bieten und der englischen ein Asyl zu bieten. Die schönsten Hoffnungen leiteten sich an sein Entstehen. Die verachtete englische Oper sah man schon die fremde aus dem Felde treiben. Weil englisches Gold das Beste kaufen kann und britische Industrie den Weltmarkt versorgt, sollte goldener Lohn die einheimischen Talente wecken und das arme Ausland nächstens die reiche Insel auch um ihre Tonsetzer zu beneiden haben. Die Hoffnungen waren den getäuscht; es erwies sich, daß auch die Macht des Goldes ihre Grenzen und das arme Ausland nicht Korn allein habe, sich die reiche Insel tributpflichtig zu machen. Der Letzte, der es unternahm, das englische Operntand seinem Zwecke entgegen zu führen, war Balfe, und dieser ist zur Zeit der einzige englische Tonsetzer, der Ruf genießt und einigermaßen verdient. Sein Unternehmen kostet ihm mehr als sein Vermögen. Nachdem er all sein Besitzthum, ja die werthvollen Andenken, die seine Schüler ihm verehrt, der Erfüllung seiner Verbindlichkeiten geopfert, ist er mit einer bedeutenden Schuldenlast bankerott geworden. Bei seinem Verdorf ergab sich das Verhältniß seiner Theatereinnahme zur Ausgabe wie eins zu zwei. Da Niemand zu gleicher Erfahrung Lust bezeigte, stand das Haus einige Monate unbenutzt und ist nunmehr, wie gesagt, mit verändertet Bestimmung in die Reihe der offenen Theater eingetreten. Das Drama soll darin zu neuen Ehren gebracht werden, dem Drama soll gelingen, was der Oper unmöglich war. Den kühnen Gedanken gefaßt hat, heißt Stephens und ist Dichter, unser neuerem Verfasser eines dramatischen Gedichtes, the Hungarian daughter, und einer, meines Wissens auf aufgenommenen Tragödie: Geertrude and Beatrice. Er machte sein Verdaben in einem gehaltvollen Programm bekannt, oder, wie er es nannte, in einem Prospekt, worin er für den ersten Abend sein neues Trauerspiel Martinuzzi ankündigte, unter starken Ausfällen gegen die Direktionen von Drurylane, Covengarden und Haymarket, die sich gewaigert, es zur Vorstellung zu bringen. „Ermuthigt," sagte er, „durch die von der öffentlichen Presse meiner dramatischen Bestrebungen gespendeten Lobsprüche, vertraue ich meinen geringen Ruf den großmüthigen Sympathien und der wohlwollenden Nachsicht eines britischen Publikums an." Stephens that also, was das Kartner Melbourne gethan, er appellirte an die Nation, und da er deßhalb die Mühen, Sorgen und finanziellen Chancen eines Theaterpachtes über sich nehmen wollte, so war dawider nichts einzuwenden. Weil er indessen ziemlich deutlich merken ließ, daß er noch andere zurückgewiesene Dramen im Pulte habe, die nun nach einander auf seinem Theater erscheinen sollen, und es gar nicht Hehl hat, wie er den Beruf in sich fühle, das gesunkene Drama zu heben und seine Kraft nicht zu überschätzen glaube, so verdient das Unternehmen schon pour la rareté du fait Erwähnung. Mag das Verhalten ausfallen wie es will, viele Beispiele weiß die Bühnengeschichte gewiß nicht aufzuzählen von Dichtern, die, um ihre eigenen Produkte aufgeführt zu sehen, ein Theater miethten und eine Gesellschaft warben. Der Stoff zum Trauerspiel Martinuzzi ist der ungarischen Geschichte entlehnt, und laut Versicherung des Verfassers hat derselbe seiner Phantasie nur die Erfindung von Zusätzen erlaubt, die von der Oekonomie des Stückes erheischt wurden, aber der historischen Wahrheit keinen Eintrag thun.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 30. Oktober 1841.

Schön bist du, selbst in deinen Leidenstagen,
Gottgleicher Menschen, todter Götter Land,
Stets noch ein Liebling der Natur!

Byron.

Von Athen nach Triest.

(Fortsetzung.)

Kalamaki (das alte Kenchreä), der Landungsplatz am Isthmus im saronischen Meerbusen, ist ein sehr unbedeutender Ort; doch wird sich derselbe in Folge der Herstellung der Straße über den Isthmus sicher in kurzer Zeit zu einem freundlichen Hafen umgestalten, da die Vortheile, welche die genannte Straße im Vergleich zu der Umschiffung Moreas dem Handelsstande bietet, an einer starken Frequenz nicht zweifeln lassen.

Ich erfuhr in Kalamaki, daß jenseits des Isthmus, in Lutraki, mehrere Barken zum Abgange nach Patras bereit liegen, deren Besitzer ich in Korinth treffen würde, wo sie Ladung oder Passagiere zu finden hofften. Dankend nahm ich nun von meinem Schiffskapitän Abschied, vertraute meinen Hals dem sichern Tritte eines Maulthiers und zog gemüthlich über den Isthmus, dem sagenreichen Korinth entgegen.

Auch von Kalamaki nach Korinth ist ein fahrbarer Weg hergestellt, der jedoch zur Zeit als solcher noch wenig benuzt wird; der Grieche übereilt sich nicht in Neuerungen, deren Resultat in materieller Hinsicht noch zweifelhaft scheint; und so kommt es denn, daß jezt noch Viele den Transport mit Maulthieren und Eseln der Anschaffung eines Wagens vorziehen. Der Weg über den Isthmus gehört zu jenen schönen Partien Griechenlands, die sich ohne Gefahr, den Hals zu brechen oder von patriotischen Klephten geplündert zu werden, genießen lassen. Großartig ist die Aussicht, die sich ungefähr in der Mitte des Weges auftut: zwei Meere, der korinthische und der saronische Meerbusen, mit tausendjährigen großen Erinnerungen, nur durch einen schmalen Landstrich getrennt, liegen im blauen Glanze vor unsern Augen, zur Rechten der Parnaß mit seiner bedeutungsvollen Umgebung, zur Linken Akrokorinth, und der Boden, auf dem man wandelt, ist derselbe, wo einst die Worte:

Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!

den frohvereinten Griechenstämmen die Mörder des Götterfreundes aus Rhegium verriethen. Wer könnte unter den Gefühlen, die hier die Brust bewegen, über die arme Gegenwart zürnen, die nichts zu bieten hat, als einige verkrüppelte Fichten, und das Elend einer hundertjährigen Sklaverei! Und doch könnte Manches anders seyn!

Nicht so Erfreuliches, als ich von Athen gesagt, läßt sich von Korinth berichten. Hier liegen noch immer die Reihen zerfallener Lehmmauern und Ziegeldächer, wie sie

Digitized by Google

aus der letzten Zerſtörung im Befreiungskampfe hervorgegangen; keine Behörde, kein patriotiſcher Verein ſorgt für die Verſchönerung der Stadt, die ſowohl hinſichtlich der Größe als der Kultur noch ziemlich auf derſelben Stufe ſteht, wie bei der Ankunft des Königs Otto. Vom alten Korinth ſieht man außer den bekannten ſieben Saulen eines ehemaligen Tempels keine Ueberreſte. Dieſe Saulen werden von der Jetztwelt ſo wenig beachtet, daß die Einwohner keinen Anſtand nehmen, in deren nächſter Umgebung Schutt und Unrath aufzuhäufen, ſo daß dieſe herrlichen Marmorſtücke zum großen Theil in Steinhaufen und Unkraut verſteckt ſind. Das Aeußere derſelben iſt ziemlich ſchwarz geworden und die Rundung an manchen Stellen durch die noble Gewohnheit der Reiſenden, Stücke abzuſchlagen und als Andenken fortzuſchleppen, faſt verſchwunden. Vier Säulen, die Front von Oſten nach Weſten, hängen noch durch die Capitelle zuſammen, die Front von Süden nach Norden aber ſteht losgeriſſen, wie es ſcheint durch Erderſchütterungen etwas aus der urſprünglichen Linie gerückt.

Im Süden von der Stadt erhebt ſich auf einem umfangreichen Berge Akrokorinth, eine bei nur mittelmäßiger Vertheidigung uneinnehmbare Feſtung, die in ihrer natürlichen Beſchaffenheit viel Aehnliches mit Sachſens Königſtein zeigt, gegenwärtig in Ruinen liegend. Fünfzehn Mann bildeten bei meiner Durchreiſe die Beſatzung, die denn auch zur Bewachung des zerfallenen Eingangsthors und der im Innern zerſtreut liegenden Geſchütze hinreichend erſcheint. Akrokorinth gewährt eine unvergleichliche Ausſicht auf die beiden Meerbuſen, einen guten Theil von Morea und Rumelien.

Korinth hat gegenwärtig keinen eigentlichen Hafen; das alte Lechaeum iſt verſandet und bildet, eine halbe Stunde nördlich von der Stadt, einen faulen Sumpf, deſſen Ausdünſtung im Sommer nicht wenig zur Verſchlimmerung des ungeſunden Klimas beitragt. Bei ruhiger See liegen die bieher kommenden Schiffe, größtentheils Trabakolos und Kaiken, am offenen Meeresſtrande, der durch eine Straße mit der Stadt verbunden iſt, und ziehen ſich bei ſtürmiſchem Wetter nach dem nordöſtlichen Einſchnitte der Bai, nach Lutraki, einem Hafen, der bei Weſtſtürmen jedoch ebenfalls nur nothdürftigen Schutz gewähren kann.

Mein Wunſch, in Korinth Schiffsgelegenheit nach Patras zu finden, wurde auf die erfreulichſte Weiſe erfüllt. Der Kapitän eines in Lutraki liegenden Küſtenfahrzeugs, welcher mich im Wirthshauſe aufſuchte, erklärte mir, er ſey bereit, bei eingetretenem günſtigen Winde in einer Stunde nach Patras abzugehen, wo er morgen mit dem früheſten einzutreffen hoffe, und bot mir für fünf Ortothaler (25 Drachmen) ſeine Kajüte zur Ueberfahrt an. Das Unheimliche dieſer Kapitänskajüten kennend, verzichtete ich auf dieſen Ehrenplatz und erſtand für zwanzig Drachmen einen Platz auf dem am Vorder- und Hintertheil durch einige mit Brettern überdeckte Querbalken gebildeten Verdecke, wo man wenigſtens friſche Luft athmet und ſchlafen kann, ohne vom Ungeziefer gepeinigt zu werden.

Ein kleines Boot, gerade groß genug, um drei Mann faſſen zu können, brachte unter der Direktion des Schiffsjungen den Kapitän und mich vom Strande unterhalb Korinth nach Lutraki, wo unſer Schiff ſich unverzüglich zur Abfahrt rüſtete. Der Hafenort Lutraki (Thermae) beſteht aus etwa zehn niedrigen ſteinernen Gebäuden, unter denen ein „Ergaſtiri“ (Khan), wo man, wie in Kalamaki, Brod, Wein, Sardellen, Oliven, Zwiebeln und Käſe, ſonſt aber nicht die geringſte Bequemlichkeit, nicht einmal einen Schemel findet; zur Ehre des Chans ſey indeſſen hier bemerkt, daß mir der Wirth zu meinem Mittagsmahl, das aus Sardellen und Brod beſtand, Meſſer und Gabel bot, was in Griechenland vielen ähnlichen Inſtituten, beſonders im Innern des Landes, rein unmöglich iſt. — Den Namen Lutraki hat der Ort von einer in der Nähe befindlichen warmen Quelle, die mineraliſche Beſtandtheile enthalten ſoll und ein herrliches Bad werden könnte.

Ungefähr zwei Stunden nach Mittag — in Lutraki gibt es, ſo wenig als in Korinth, öffentliche oder Taſchenuhren; man lebt hier nach der Sonne, und auch ich hatte mich in den letzten Jahren, ſeit dem Uebergange meiner Taſchenuhr an ſpartaniſche Klephten, ſo ziemlich mit dieſem Syſtem befreundet — lichtete die Trabakolo des ehrenwerthen Kapitän Stamatopulos, gebürtig aus Ithaka, deſſen Paſſagier ich zu ſeyn die Ehre hatte, bei beſtem Winde die Anker, ſeinen Bogſprit nach Weſten gerichtet, und bewährte bald das ihm vom Kapitän ertheilte Lob eines guten Seglers. Der ruhige Wellenſchlag, der heitere Himmel und ein ſteter, mäßiger Wind, welcher keine „Fortuna“ (ſo nennen die Griechen den Sturm) fürchten ließ, prophezeihten eine glückliche Fahrt.

Wohlgefällig, eine Papiercigarre ſchmauchend, ſaß der lebenskräftige Kapitän am Steuer, um ihn gelagert die Paſſagiere, ein griechiſcher Profeſſor und ich; im Vordertheile des zehn Ellen langen Schiffes hauste die Schiffsmannſchaft, beſtehend aus einem ſtämmigen Inſulaner von Hydra, der die höhern Dienſte verrichtete, und einem ſtumpfſinnigen Jungen, dem Ganymed des Kapitäns, der die Reinigung der Barke, das Zutragen des Waſſerfäßchens ꝛc. zu beſorgen hatte. Zwiſchen den Paſſagieren und dem Kapitän entſpann ſich bald eine lebhafte Unterhaltung; Stamatopulos erzählte Kriegsthaten, Seeabenteuer, von ſeinen Beſuchen in Konſtantinopel und Marſeille; der Profeſſor klagte über die Univerſität Athen, wo er ſeit der Eröffnung derſelben

Digitized by Google

angestellt gewesen, zwei Jahre lang vor einem Auditorium von einem bis zwei Köpfen Collegien gelesen, und jezt, da ihm ein Privatdocent auch diese abwendig gemacht, seine Entlassung genommen habe. So kam der Abend heran; auf dem der Barke als Ballast dienenden Meerkies bereitete ich mein Lager und gedachte einen sanften Schlaf zu thun.

(Fortsezung folgt.)

Poesie und Schicksal.

(Fortsezung.)

Wie anders drei Jahre darauf! Erinnerst du dich auch dessen? Ich sah dich am Hofe des Herzogs von Gotha. Ein Kreis von Damen um den Tisch, als ich hereintrat; der Herzog, auf einem Polster hingelehnt, bleich und erschöpft, und doch ironisch lächelnd. Eine verwirrte blonde Perrücke hing in großen schweren Locken um die Schläfen. Jede Miene war matt, jede Stellung abgenuzt; es war das Bild eines großen Herrn, der der Welt satt ist. Zu seiner Seite saß eine hübsche Blondine, mit einem frischen Lächeln auf der blühenden, vollen Lippe. Einige Herrn und noch ein paar Damen saßen in Gruppen vertheilt. Du lasest vor, und wo ich nicht irre, einen Roman des Herzogs. Eben ward eine allerliebste Situation geschildert, voll pikanter Laune und Unwahrscheinlichkeit, ein Parfum von Geist schwebte auf den Kelchen dieser künstlichen Blumen, aber der Styl war durch eine vornehme Nachlässigkeit wie zu Grunde gerichtet. Manches in diesem Romane war, was an die besten Geister des Jahrhunderts erinnerte, und Manches wieder so verdächt und launenhaft, daß man es nur mit Unwillen anhörte.

Wo war nun unsere stille Natur? der nächtliche Fluß und all die stillen, warmen, seelenvollen Nachtgedanken? Wo war deine weiche, schöne Hand, die damals meine glühende Stirn umspannte, als wollte sie in dieses enge Haus die treibenden Phantasien der Jugend wie larmende Papageien zurückdrängen? Jezt schlug diese selbe Hand die Blatter eines fürstlichen Romans um und machte Zeichen an die gefühlvollen Stellen.

Ach! die Welt hatte dich — hatte mich — uns beide! Wir dienten ihr und wurden von ihr als Leibeigene mit Uebermuth behandelt und kärglich besoldet. Dich trieben und ängstigten die Launen eines geistreichen Fürsten, mich peinigten eine zu enge Uniform und eine hübsche Frau. Welch ein Leiden! welche Stunden der Verzweiflung! wie viel Jammer bei der Parade, wie viel Demuthigung im Salon am Abend! Der Teufel in jeder Schnalle, keine wollte fest genug schließen; ein Damon in jeder Tischecke, in jedem Stuhle; immer zugleich im Krieg mit der Schuhbürste und mit der französischen Grammatik; weder glatte Stiefeln, noch glatte Worte. Eine verunglückte Phrase dicht neben einer verunglückten Verbeugung. Das Roth meines Kragens bleichte, und zur Unzeit pflanzte sich dieß Roth auf meine Wangen. Immer blöde, immer stammelnd, immer mit dem Degen anstoßend, war ich ein Geschöpf, das man in der untersten Hölle nicht tief genug hätte betten können. Und dennoch, wie unschuldig wäre ich in die Hölle gekommen! wie unschuldig! Die Welt verdarb mich nicht, ich nur verdarb, was an Theetassen, Kamineinfassungen, Spitzenshawls und japanischen Vasen in der Welt in meine Nähe kam. Aber später hat sie sich gerächt; das Blatt hat sich gewendet; die Reihe, zu verderben, kam an die Welt, und sie hat grausam das Vergeltungsrecht geübt. Was ich an feinem Porzellan in meiner Seele hatte, kam bald zertrümmert davon. Emil! einen zarten Schleier nach dem andern zerriß sie, und ach! es waren welche darunter, die Engelhände in jenen stillen Nachten, wo wir am Flusse zusammengesessen, für mich gewoben. Wie oft hab' ich zurückgedacht an deine Worte: „Laß den Fluß zwischen dir und der Welt seyn; baue die Brücke nicht auf, die ein Engel niederriß!" — Aber nein! nein! — dann hätte ich ja auch dich nicht umarmen dürfen, und noch Jemand anders wäre mir fern geblieben — Jemand, den ich in meinem Leben nicht hätte missen mögen, und wäre ich in Einsamkeit und Gottesstille noch so glücklich geworden. Also mit der zerbrochenen Brücke ist es nichts — mit dem betenden Abraham auch nichts! Wir wollen aber noch oft an den Ufern des stillen Flusses wandern, zu den Sternen aufsehen und Hand in Hand lauschen auf die leisen Klänge, die um uns ertönen. Nicht wahr, Emil, das wollen wir? Und wenn wir alt und gebeugt sind, die Welt unsere Antlitze gefurcht, unsere Knie gebeugt hat, wollen wir mit den zwei Hütten am Ufer Ernst machen und so die Plane jener Nacht doch erfüllen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Schluß.)

Theater. — Sonntagsbill.

Wenn die Aufnahme eines Stücks von Seiten der Zuschauer über dessen Werth entscheidet, so ist Martinuzzi ein gutes Stück; denn bereits ist es zum fünftenmale bei vollem Hause mit unvermindertem Beifall gegeben worden. Gebührt hingegen dem Urtheil kritisirender Blätter unbedingter Glaube, so ist Martinuzzi eine unter der Mittelmäßigkeit stehende Tragödie; denn die bisher erschienenen Kritiken bezeichnen den Verfasser unbarmherzig durch. Zu einem eigentlichen Urtheil gebrt Einsicht des Manuscriptes, so lange das Stück nicht

gebruckt ist; ich kann daher nur sagen, daß mir Martinuzzi eher eine gute als eine schlechte Tragödie scheint. Die Verwickelung ist im Ganzen geschickt durchgeführt, die Charakterzeichnung hat nichts Anstößiges, und ohne einige Schwülstigkeiten könnte die Sprache durchgängig schön heißen. Magdirin auch keine Bürgschaft liegen, daß Stespheus dazu berufen ist, das gesunkene Drama zu heben, so fragt sich auf der andern Seite, ob dieß überhaupt einem einzigen Manne möglich ist. Selbst Shakespeare würde heute Anstöße geben, die in dem ihn einhüllenden Nimbus verschwinden. — Aus anderem Grunde als Martinuzzi und noch mehr Aufsehen macht hier seit einiger Zeit auf dem Haymarkttheater eine Posse des betaunten Bernard: the Boarding-school, die Kostschule. Anfangs redete man davon als von einer allerliebsten Satyre auf die jetzige Erziehungsweise der vornehmen jungen Damen und auf die organische Einrichtung der meisten Institute zur Bildung des weiblichen Gemüths. Bald witterte man Persönlichkeiten, und jetzt ist man allgemein darüber einig, daß Bernard Scenen aus dem Leben dreier Schwestern geschildert hat, die vor vielen Jahren in der hiesigen vornehmen Gesellschaft sehr hoch stehen. Kenner behaupten, Bernard habe nicht bloß aus, sondern auch nach dem Leben gezeichnet, und da das Festland in einer der drei Schwestern eine literarische Notabilität kennt, so interessirt es vielleicht zu hören, wie die drei Schwestern, zwar nicht ihre jetzigen Namen, aber ihre ersten Trauringe erhalten haben. Uebrigens ist dergleichen in den englischen „boarding-schools for young Ladies“ durchaus keine Seltenheit, und die Posse kann für einen ernsten Beitrag zur Sittengeschichte gelten. Der Schauplatz liegt im südlichen England, die Zeit ist jene uns ganz nahe liegende Periode, wo Kapitän Swing's landwirthschaftliche Verheerungen und Feuersbrünste weit und breit Furcht und Schrecken erregten, und die Vorsteherin der fraglichen Pensionsanstalt heißt Mistreß Grosdenap. Mistreß Grosdenap, eine erklärte Gegnerin des alten Systems gründlichen Unterrichts, hat in ihrem Institute die neue bombopathische Lehrmethode eingeführt, nach welcher alle erdenklichen Unterrichtsgegenstände in ungemein kleinen Dosen, d. h. in Lektionen beigebracht werden, die gewöhnlich fünf, nie über zehn Minuten dauern. Die Ruhe des reizenden Etablissement wird plötzlich durch drei Rothröcke mit goldener Stickerei gestört, deren Inhaber unweit von Mrs. Grosdenap's Institut's Quartier nehmen: Hauptmann Harcourt, Lieutenant Marley und Kornet Kavanagh, alle drei Offiziere in einem Yomanry-Kavallerieregorps, das unter Befehl des Majors Marsden das bedrohte Eigenthum schirmen und den Brandstiftern nachstellen soll. Nicht lange nach Ankunft des Corps begegnen die drei Genannten den Zöglingen der Mistreß Grosdenap, von ihr selbst geführt, auf dem Morgenspaziergange und erfreuen sich von den drei Vorderstehn im Zuge, Miß Caroline Blythe, Miß Julia Manners und Miß Maria Mite, so vielsagenden Streifstücke, daß Jeder sich vornimmt, darauf einen Operationsplan zu gründen. Obgleich Jeder seinen Vorsatz im Stillen faßt, durchschaut doch der Hauptmann seine zwei Subalternen, und um nicht etwa in seinen Plane von ihnen gestört zu werden, beordert er sie mit einer Kavallerieabtheilung nach einem mehrere Meilen entfernten Orte, wo ein Heuschober in Flammen stehen soll. Dann wirft er sich in die Kleidung einer alten Frau, die Maskenwerk verkauft, und erscheint als solche auf dem Spielplatze der jungen Damen. Aber kaum angelangt, erscheinen zu seiner großen Verwunderung die Herrn Marley und Kavanagh. Fast eben so schnell findet sich auch Mistreß Grosdenap ein und entdeckt die drei Verwegenen, wie sie ihre schüchternen Küchelchen umflattern. Der Ruf: Diebe, Mörder, Räuber, nöthigt die Eingedrungenen zu eiligem Rückzuge, wiewohl nicht früher, als jeder seiner Geliebten ein Briefchen zugesteckt hat voll heißer Liebesversicherung. Da jetzt alle drei wissen, daß keiner den andern beeinträchtigt, halten sie gemeinsamen Rath und der erfinderische Liebesgott flüstert ihnen zu, drei Lehrer zu bestellen, damit diese an einem Tage sich krank melden und sie als deren Substituten ersetzen können. Dieß geschieht. Harcourt vertritt den Schreibmeister, Marley den Tanzmeister und Kavanagh den Geographen. Ein gefälschter Brief entfernt Mistreß Grosdenap; Miß Biggs, die Gehülfin, empfängt die drei Substituten, und nun folgt eine äußerst lustige Scene im Schulzimmer. Aber mitten im allgemeinen Jubel bricht ein Sturm los. Mistreß Grosdenap kehrt unerwartet schnell zurück und sieht in den drei Substituten drei Brandstifter, die sich auf solche Weise eingeschlichen, ihre teuflischen Absichten desto sicherer in's Werk zu setzen. Ohne Weiteres schließt sie die Gefährlichen im Schulzimmer ein und läßt den Major um Hülfe bitten, der auch, begleitet von den drei Ingwissen auf dem Fenster Gesprungenen, sich mit seinen Truppen einfindet und der Schulvorsteherin sein innigstes Bedauern ausdrückt, der drei Böswichte nicht habhaft werden zu können. Diese bringen indessen ihre Herzensangelegenheiten mit den betreffenden drei jungen Damen in Ordnung, und wie die Posse auf den Brettern schließt, so hat vor Jahren die Wirklichkeit geendigt. Die drei Schwestern ließen sich entführen; sie heißen Caroline, Julia und Marie.

Während solches in der Bretterwelt vorgeht, wird in der Kirchenwelt ein Gesetz aus den bigotten Tagen Jakobs des Ersten in Erinnerung gebracht, kraft dessen Jeder und Jede, die Sonntags den Gottesdienst nicht besuchen, um einen Schilling gebüßt werden sollen. Daß das Gesetz, weil nicht aufgehoben, geltend gemacht werden kann, hat seine unbestreitbare Richtigkeit. Daß aber Hunderttausende es gar nicht kennen, ist eben so wahr, als daß es jetzt seit Menschengedenken zum erstenmale wieder in Wirksamkeit getreten, und zwar gegen eilf, natürlich den untern Ständen Angehörige; denn Shakespeare hat Recht:

Plate sin with gold,
And the strong lance of justice hurtless breaks;
Arm it in rags, a pigmy's straw doth pierce it.

Acht der Schuldigen haben ihren Kindern das Brod aus dem Munde genommen und es am Throne der Gerechtigkeit niedergelegt, die andern drei, die nicht zahlen können oder wollen, sind zu Absitzung der Strafe und Kosten auf sechs bis acht Wochen in's Gefängniß geworfen worden. Darüber ist unter den Pietisten große Freude. Sie sehen darin für England einen Sieg der Gottseligkeit; aber bereits droht dem Jubel Gefahr. Viele Nichtpietisten haben gegen den Vorgang ihre Stimmen so laut erhoben, daß die Sache im Parlament ein Echo gefunden und Herr Milnes, Deputirter von Pontefract, eine Bill angekündigt hat, von besagtem Statute Jakobs des Ersten den Theil aufzuheben, der das Besuchen des sonntäglichen Gottesdienstes in der verschenden Kirche zum Zwange macht. Wird die Bill durchgehen? — Wer weiß?

Auflösung der Homonyme in Nr. 257:
Unruhe — Ruhe.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 34 u. Monatsreg. Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 34.

Sonnabend, 30. Oktober 1841.

[492]

Einladung zur Subscription

auf

Lessing's

sämmtliche Werke

in zwei

neuen, eleganten und wohlfeilen Ausgaben.

Bedingungen der Subscription.

I.

Ausgabe in 10 Bänden, kl. 8.

auf schönem Velinpapier mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich;

Format, Druck und Papier gleich den beliebten Ausgaben

von

Schiller, Goethe, Klopstock, Wieland ꝛc.

Subscriptionspreis: 4 Rthlr. 16 Gr. preuß. Courant.

Der nachfolgende Ladenpreis wird ansehnlich erhöht werden.

Sämmtliche 10 Bändchen sind fertig und enthalten:

Band

I. Sinngedichte. Lieder. Oden. Fabeln und Erzählungen. Fragmente: die Juden, der Freigeist, Doctor Faust, Werther der Bessere.

II. Miß Sara Sampson. Philotas. Minna von Barnhelm. Emilia Galotti.

III. Nathan der Weise.

IV. Briefe. Vademecum für Herrn Pastor Lange. Rettungen. Abhandlung über die Fabel. Vorreden.

V. Aus den Briefen die neueste Literatur betreffend. Sophocles. Wie die Alten den Tod gebildet. Antiquarische Briefe.

Band

VI. Laokoon, oder über die Gränzen der Malerei und Poesie. Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten.

VII. Hamburgische Dramaturgie.

VIII. Hamburgische Dramaturgie. Ueber Meusel's Apollodor. Vom Alter der Oelmalerei.

IX. Zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Theologische Streitschriften. Anti-Göze, Ernst und Falk. Noch nähere Berichtigung ꝛc. Die Erziehung des Menschengeschlechts.

X. Briefe. Einige Worte über Lessing's Leben und Schriften.

II.

Ausgabe in Einem Bande,

auf dem feinsten Maschinen-Velinpapier, mit dem Bildniß des Verfassers nach Tischbein.

Format wie die compacten Ausgaben

von

Schiller, Goethe, Klopstock, Platen ꝛc.

Subscriptionspreis: 4 Rthlr. 16 Gr. preuß. Courant.

Die Ausgabe erscheint vor Ablauf dieses Jahres vollständig. Sie enthält Alles ohne Ausnahme, was in die Taschen-Ausgabe aufgenommen ist und noch überdieß manches aus den Jugendarbeiten und gelehrten Abhandlungen, was in obiger keinen Platz finden konnte. Exemplare sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Leipzig, im September 1841.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

[230] Zu Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch für Förster

und für die, welche es werden wollen,

von

Dr. Georg Ludwig Hartig.

Achte vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit vier Kupfertafeln, worunter zwei colorirt, und Tabellen.

Nach des Verfassers Tode herausgegeben von

Dr. Theodor Hartig.

3 Theile. gr. 8. Velinpapier. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 8 Gr.

Schon mehrere Jahre vor dem Tode des Verfassers ward seinem Sohne der Auftrag, sich für den Fall einer neuen Auflage des Lehrbuches für Förster einer gänzlichen Umarbeitung des dem Standpunkte der Wissenschaft und den gesteigerten Anforderungen an wissenschaftliche Bildung der Revierförster nicht mehr entsprechenden ersten Bandes zu unterziehen. Dem Auftrage Folge leistend, übergibt er den Fachgenossen hiemit einen kurzen Abriß derjenigen Zweige der Naturkunde, welche für den Forstwirth von besonderer Bedeutung sind, indem sie diejenigen Kräfte, Stoffe und Körper behandeln, welche auf die Holzerzeugung und Erziehung wesentlichen Einfluß ausüben, die Art und Menge derselben bestimmend. Zusätze größeren Umfangs enthält noch der zweite Band in den Abschnitten über Betriebslehre, Bewirthschaftung der Mittelwälder und über Forstinsekten. Außerdem haben die beiden letzten Bände noch von der Hand des verstorbenen Verfassers viele und wichtige Zusätze und Verbesserungen erhalten, die nach dessen handschriftlichen Bemerkungen in diese achte Auflage übergegangen sind. Der Beifall, womit die früheren Auflagen dieses Werkes aufgenommen wurden, ist die sicherste Bürgschaft für den Werth desselben, weßhalb sich der Herausgeber dieser neuen Auflage keine Aenderungen, sondern nur Zusätze zu dem Früheren, da wo es zweckmäßig erschien, gestattet hat.

Stuttgart und Tübingen, Oktober 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[480] **☞ Nicht zu übersehen!**

In Mannheim sind 10 Oelgemälde, gemalt von **Ferdinand** und **Franz Kobell** (1784—88) zu verkaufen. Es sind dieß die genialsten Schöpfungen dieser rühmlichst bekannten Landschafts-Maler und dürften eine Zierde jeder Gemälde-Sammlung seyn.

Das Nähere hierüber ist in der Bille'schen Kunsthandlung zu Mannheim zu erfahren.

---

[460] Im Verlage von **Karl Göpel** in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu finden:

Tirocinium

eines deutschen Officiers in Spanien.

Herausgegeben von **Gustav Höfken.**

Erster und zweiter Band. Eleg. geh. Preis 5 fl. 24 kr. rh. oder 3 Thlr. 10 Sgr.

Mehrere der ausgezeichnetsten deutschen Officiere, welche für die ihnen nicht zweifelhafte Legitimität des Don Carlos den Degen gezogen, haben nacheinander ihre Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem bürgerlichen Kriege in Spanien der Presse übergeben. Das Tirocinium unterscheidet sich völlig, sowohl dem Inhalte als der Form nach, von diesen sämmtlich vom carlistischen Standpunkte aus verfaßten Werken. Der Verf. desselben begleitete eine Zeit lang den christinischen Theil, seine Mittheilungen aus Selbstanschauung sind die ersten umfassenden von dieser Seite und gewinnen somit durch die neuesten Ereignisse eine besondere Bedeutung. Uebrigens bildet der äußere Bürgerkrieg nicht den Hauptgegenstand des Werkes, sondern das spanische Volk in seinem Kerne und Wesen; der Verfasser bewegt sich mehr auf publicistischem, als auf militairischem Felde. Ueberhaupt wird man einen weit reicheren Inhalt in dem Werke finden, als die Ueberschriften der einzelnen Kapitel desselben andeuten; der Verfasser hat dieselben in 9 Bücher unter folgenden Titeln zusammengefaßt: I. Erinnerungen aus Frankreich. — II. In den Pyrenäen und in Pamplona. — III. Skizzen aus dem Kriege und dem Leben in Navarra. — IV. Der bürgerliche Krieg; weitere Züge in Navarra. — V. Ueber Zaragoza nach Madrid; die Hauptstadt. — VI. Fernerer Aufenthalt zu Madrid; Kunst und Leben. — VII. Spaniens Hülfsquellen, Macht und Stellung unter den großen Staaten. Nebst Anhang, betreffend die spanische Successionsfrage. — VIII. Reise nach Sevilla; die Mancha und das Gebiet des Guadalquivir. — IX. Die Heimkehr über Portugal.

Der dritte und vierte Band (das VI. bis IX. Buch enthaltend) wird am 15. November erscheinen.

---

[430] In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Dritter Jahrgang.

gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Der Armagnacenkrieg im Jahre 1444 und 1445. Erzählt durch **F. Ws. Barthold.** — II. Ueber die Poetik des Aristoteles und sein Verhältniß zu den neuern Dramatikern. Von **Fr. v. Raumer.** — III. Der Raub der drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun im Jahre 1552 bis zu ihrer förmlichen Abtretung an Frankreich im westfälischen Frieden. Von **H. Scherer.** — IV. Der Genter Aufstand vom Jahre 1539. Von **W. A. Arendt.**

Digitized by Google

Die erste Folge des historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830–39), die im Ladenpreise 19⅔ Thlr. kosten. Ich erlasse aber sowohl den ersten bis fünften (1830–34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835–39) zusammengenommen für fünf Thaler, so daß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1⅔ Thlr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite (1841) 2½ Thlr.

Leipzig, im Sept. 1841.

F. A. Brockhaus.

---

[486] In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Gedichte

von

R. E. Prutz.

8. 1841. brochirt. 1¾ Thlr.

Leipzig, im Okt. 1841.

Otto Wigand.

---

[481] Von mir wurde an alle soliden Buchhandlungen Deutschlands versendet:

Sophron,

der weise Rathgeber auf der Lebensreise.

Eine Sammlung von Lebensregeln, Klugheitslehren und Maximen in aphoristischer Darstellung.

Als Hülfsbüchlein

für Eltern, Erzieher, Lehrer und Jugendfreunde, bei Lese- und Diktando-Uebungen, wie auch zur Selbstbildung für die reifere Jugend.

Aus dem Französischen frei übersetzt.

8. Wien. 1841. In Umschlag brochirt 10 Gr.

Inhalt: 1) Für Eltern, Erzieher und Lehrer. 2) Für Kinder und junge Leute. 3) Ueber den Umgang mit der Welt. 4) Ueber Wohlthätigkeit. 5) Ueber Diät. 6) Verschiedenes vom Menschen. 7) Ueber die Unbeständigkeit menschlicher Dinge. 8) Ueber die Ausschweifungen der Menschheit. 9) Ueber die Kürze des Lebens und den Tod. 10) Ueber Armuth. 11) Ueber den Geiz. 12) Ueber Reichthum und Mittelmäßigkeit. 13) Ueber die Leiden des Lebens. 14) Von der Nothwendigkeit einer Religion im Staate. 15) Ueber Bücher.

Das Angebinde.

Eine

Prämiensammlung für die fleißige und gesittete Jugend,

von

Anton Gundinger,

Weltpriester und correspondirendem Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften im In- und Auslande.

6 Bändchen. 12. Wien 1841.

Im Umschlag brochirt 1 Rthlr. 16 Gr.

Einzeln werden davon abgegeben:

Wenzel Lebka. Eine wahre Geschichte zur Belehrung und Warnung für Eltern und Kinder.

Joseph, der Zinngießer und Siegelstecher. Eine wahre Geschichte aus der jetzigen Zeit.

Rosalinde. — Vergeltung. — Feuer durch Wasser. Drei Erzählungen zur Belehrung für Eltern und Kinder.

Palmburg und seine Söhne. Eine wahre Geschichte aus den Zeiten des 7jährigen Krieges.

Die Rachteule als Verrätherin. Eine Erzählung zur Belehrung und Warnung.

Der Raubschütz. Eine wahre Geschichte zur Belehrung und Warnung.

Was die Großmutter ihren Enkeln erzählte.

Von

Josephine Freyin von Périn,

gebornen Freyin v. Vogelsang.

Aus dem Französischen frei übersetzt von der Verfasserin selbst. Nebst einer Original-Deutschen Erzählung.

Mit 2 illuminirten Bildern. 12. Wien 1841.

Im Umschlag gebunden 22 Gr.

Zeit-Bilder

von

Caroline Pichler.

8. Wien 1841.

Mit 1 Kupfer von Weiß, 482 Seiten, in Umsch. broch.

Zweiter Band 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieser Band enthält die Rubriken: **„Wien in den ersten Jahren des 19ten Jahrhunderts“** und **„Wien in der gegenwärtigen Zeit.“**

Jeder der beiden Bände bildet übrigens ein Ganzes für sich und wird separat abgegeben. Im ersten ist **„Wien in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts“** dargestellt.

A. G. Liebeskind in Leipzig.

---

[446] In **Carl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der österreichische

Geschichtsforscher.

Herausgegeben

von

Joseph Chmel,

reg. Chorherr des Stiftes St. Florian, k. k. Rath und erster Archivar des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archives zu Wien, Ehrenmitglied der historischen Vereine zu Bamberg und Würzburg, auswärt. Mitglied der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, corresp. Mitglied des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg zu Berlin.

Zweiter Band.

Erstes und zweites Heft.

gr. 8. Wien 1841. In Umschlag brochirt.

Preis des ersten Heftes: 1 Rthlr. 16 Gr. sächs.

„ „ zweiten „ 1 Rthlr. 8 Gr. sächs.

Nach längerer Unterbrechung wird diese Sammlung von verschiedenen **„Aufsätzen und Mittheilungen zur österreichischen Geschichte“** fortgesetzt in der Hoffnung, sowohl von Seite des Publikums als von den in Deutschland zerstreut lebenden Forschern thätige Unterstützung zu finden.

Der Herausgeber bezweckt insbesondere durch das Notizenblatt die Bekanntmachung jener Werke, die für österreichische Geschichtsfreunde und Geschichtsforscher von Interesse seyn dürften, und auch die Angabe von Geschichtsquellen, die in den Archiven und Bibliotheken des In- und Auslandes noch zerstreut und bisher unbenützt sind.

Digitized by Google

[454] **Herloßsohn's gesammelte Werke,**
8 Bände (Pränumerationspreis 10½ Thlr.) habe ich auf fünf Thaler herabgesetzt!

Inhalt der 8 Bände: Der Ungar, Roman. 3 Bde. — Die Wahnsinnige, Roman. 2 Bde. — Kometenstrahlen, Erzählungen. 1 Band. — Memoiren eines preußischen Officiers. 2 Bde.

Ludwig Schreck in Leipzig.

---

[583] Bei *Ernst Fleischer* in Leipzig ist erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Gallerie zu Shakspeare's
dramatischen Werken,

in Umrissen gezeichnet und gestochen
von
Moritz Retzsch.

VIte Lieferung: Othello. 13 Platten.

Mit Erläuterungen von
Professor **Dr. Hermann Ulrici.**

Deutsch und in englischer Uebersetzung.

Quer gr. 4. Elegant cartonnirt. Subscriptionspreis 5 Thlr. oder 9 fl.

Auch diese so eben vollendete Lieferung, welche uns die ergreifendste der Shakspeare'schen Tragödien vorführt und auf geistreiche Weise gleichsam in Scene setzt, bewährt aufs Neue die Meisterschaft des Künstlers in sinnreicher Erfindung und treffender Ausführung, so dass sie eine höchst gelungene Fortsetzung der früheren überall so beifällig aufgenommenen Lieferungen bildet, deren Inhalt nachstehende anziehende Reihenfolge darbietet:

Series	I. Hamlet	6 Thlr.
„	II. Macbeth	5 Thlr.
	I u. II. zusammengenommen jetzt	8 Thlr.
„	III. Romeo und Julie	5 Thlr.
„	IV. König Lear	5 Thlr.
„	V. Der Sturm	5 Thlr.

---

[487] Wir erlauben uns auf das

Répertoire du théâtre français à Berlin

(252 pièces de théâtre, gr. 8. br. 12 à 14 pièces 2 Rthlr.)

aufmerksam zu machen, welches nur Comödien und Vaudevilles enthält, die den Beifall des hiesigen, und vorher den des Pariser Publikums gewonnen haben. Der Wunsch vieler Subscribenten veranlasste auch die Aufnahme der Dramen von Victor Hugo, Delavigne, Racine, Volteire, sowie der unübertroffenen Comödien von Molière und Beaumarchais. Zur Erleichterung der Anschaffung haben wir einen sehr billigen Subscriptionspreis von 2 Rthlr. für die Serie von 12—14 Stücken festgesetzt. Monatlich erscheinen 2—3 der neuen mit allgemeinem Beifall aufgenommene Stücke. Viele der in dieser Sammlung enthaltenen Stücke sind in Königl. Gymnasien und Schulen, so wie beim Privatunterricht angewendet worden, und haben sich stets nützlich erwiesen; es ist anerkannt, dass zur Erlernung der eleganten Conversationssprache das Lesen der französischen Comédies-Vaudevilles das geeignetste Mittel sey.

So eben erschien Nr. 243—251. Le chevalier de Guet 6 Gr.; Japhet 4 Gr.; 3 comédies de Beaumarchais: Le Barbier de Seville, Le mariage de Figaro, La mère coupable à 6 Gr.; L'abbé de l'Epée 2 Gr.; Encore des Menechmes (Der Neffe als Onkel von Schiller) 4 Gr.; L'ombre d'un amant 4 Gr.; L'habit ne fait pas le moine 6 Gr.; Le mariage à rompre 4 Gr. Das vollständige Verzeichniss des Répertoire gratis durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[419] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Statistische
Uebersicht der Bevölkerung
der
österreichischen Monarchie
nach den Ergebnissen der Jahre 1834 bis 1840.

Dargestellt
von
Dr. Siegfried Becher.

gr. 8. brochirt. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Hauptabschnitte des Inhalts.

Erste Abtheilung.

Bewegung der Bevölkerung.

Einleitung.

Erster Abschnitt. Die Bevölkerung nach der Anzahl beider Geschlechter, des Militärs und ihre Vertheilung nach dem Flächeninhalte.
Zweiter Abschnitt. Das Verhältniss der Städte, Marktflecken, Dörfer, Häuser und Familien zum Flächeninhalte.
Dritter Abschnitt. Bevölkerung nach der Religionsverschiedenheit.
Vierter Abschnitt. Anzahl und Verhältniss der Gebornen in ihren verschiedenen Beziehungen.
Fünfter Abschnitt. Anzahl und Verhältniss der Trauungen in ihren verschiedenen Beziehungen.
Sechster Abschnitt. Anzahl und Verhältniss der Sterbefälle in ihren verschiedenen Beziehungen.

Zweite Abtheilung.

Stand und Beschäftigung der Bevölkerung.

Siebenter Abschnitt. Hauptübersicht der verschiedenen Kategorien und Beschäftigungen im Jahre 1834 und 1837.
Achter Abschnitt. Geistlichkeit.
Neunter Abschnitt. Beamte.
Zehnter Abschnitt. Das Militär.
Eilfter Abschnitt. Gewerbe und andere besondere Beschäftigungen.
Zwölfter Abschnitt. Lehr-, Erziehungs- und Bildungsanstalten.
Nachtrag. Summarische Uebersichten der Bevölkerung im Jahre 1840. 1) Wohnorte, Häuser und Familien. 2) Bevölkerung nach dem Geschlechte, des Militärs und ihrer Vertheilung nach dem Flächeninhalte. 3) Geburten. 4) Trauungen. 5) Sterbefälle. 6) Ein- und Auswanderungen. 7) Bevölkerung nach der Religionsverschiedenheit. 8) Nachweisung der in militärischer Hinsicht klassificirten männlichen Bevölkerung in den der Militärconscription unterliegenden Provinzen. 9) Geistliche, Adelige, Beamte und Honoratioren, Handwerker und Künstler, Bauern.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Fünfunddreissigster Jahrgang.

1841.

November.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen, die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich sieht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des **„Morgenblatts,"** mit Einschluß des **„Literaturblatts"** und **„Kunstblatts,"** kostet 20 fl.
Der Jahrgang des **„Literaturblatts"** und **„Kunstblatts,"** ohne das **„Morgenblatt"** . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das **„Literaturblatt"** . . . . . 6 fl.
das **„Kunstblatt"** . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das **„Morgenblatt"** in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Abndung. Von J. Koch. 268.
O lieb', so lang du lieben kannst. Von F. Freiligrath. 274.
Baumesleben. Von J. Koch. 279.
Am Seebade. Von J. Koch. 282.
Der Tod des Prometheus. Von F. Beck. 284.
Aus Spanien. Von F. Freiligrath. 286.

Charade.

Verneigung. Neigung. 275.

Erzählungen.

Poesie und Schicksal. Von A. v. Sternberg. 261. 262.
Die Sklavin von Korfu. Von M. v. Chézy. 265—278.

Reisen.

Briefe aus Syrien. 265. 264. 265. 266. 267. 268. — 280. 281. 282. 285.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Von Athen nach Triest. 261. 262.
Ein Brief C. F. D. Schubarts. 269.
Modern. 270.
Unterhaltungen auf der Eisenbahn. Von E. A. 274—284.
Aus der Gegend von Reichenhall in Bayern. 285—285.
Zur Geschichte der Kopfbedeckung. 285. 286.

Korrespondenz.

Dresden. 261. 262. — 284. 282. 285. — Berlin. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. — Paris. 265. 264. 265. 266. 267. — 277. 278. 279. 280. — Florenz. 269. 270. 271. — Lyon. 274. 272. 275. 274. 275. 276. — Hannover. 275. 274. 275. — Mainz. 276. 277. — Petersburg. 282. — Aus Schlesien. 285. 284. — London. 285. 286.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Geschichte. Geschichte Griechenlands von J. W. Zinkeisen, 2ter und 4ter Theil. Geschichte der griechischen Revolution nach dem Englischen des Thomas Gordon bearbeitet und von der Ankunft des Präsidenten Kapodistrias bis zur Thronbesteigung König Ottos fortgesetzt von J. W. Zinkeisen. — Schweizergeschichte. 5) Ueber das Geschichtliche und Glaubwürdige in der Sage vom Tell. Vom Rektor Dr. Mörnicke. — 6) Blicke in's Leben der Königin Agnes von Ungarn. Von Rektor Aebi. — Dramatische Dichtkunst. Gutenberg. Drama in fünf Aufzügen. Von F. Marlow.

Nro. 112.

Naturkunde. 1) Chronik der Erdbeben und Vulkanausbrüche, mit vorausgegangener Abhandlung über die Natur dieser Erscheinungen. Von K. E. A. von Hoff. — 2) Die neuen Veränderungen der unorganischen Welt, oder Geschichte der Einwirkungen des Wassers und Feuers auf die Gestaltung des Festlandes. Von C. Lyell. Aus dem Englischen von C. Hartmann.

Nro. 113.

Geschichte. Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Ukert. Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter von W. Wachsmuth. — Lyrische Dichtkunst. Ulrich Zwingli. Ein und zwanzig Gesänge von A. C. Fröhlich.

Digitized by Google

Nro. 114.

Biographien. 1) Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographien. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 16ten Jahrhunderts, herausgegeben von Dr. D. A. Fechter. — 2) Erinnerungen an Gotthold Ephraim Lessing. Zögling der Landesschule zu Meißen in den Jahren 1741—46. Ein Wort zum Schutze des Humanismus und zur Erhaltung alter Zucht und Lehre. Von E. A. Diller. — 3) Gerhard Anton v. Halems Selbstbiographie ꝛc. Herausgegeben von C. F. Strackerjan. — **Lyrische Dichtkunst.** Arthurs von Nordstern hinterlassene geistliche Gedichte. Auswahl und Vorwort von Chr. Fr. v. Zimmon.

Nro. 115.

Erdkunde. Erdkunde (Geologie). Ein Versuch, den Ursprung der Erde und ihre allmählige Umänderung ꝛc. zu folgern. Von Dr. A. Peyholdt. — **Volkssagen.** Die Volkssagen, Mährchen und Legenden des Kaiserstaates Oesterreich. Gesammelt und herausgegeben von L. Bechstein.

Nro. 116.

Geschichte. Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte von Frankreich von Dr. C. A. Schmidt. — **Volkssagen.** 1) Sagen, Mährchen und Legenden Niedersachsens. Gesammelt von Hermann Harrys. — 2) Teufelsstreiche. Sagen aus dem Harzgebirge von Moritz Reichenbach. — 3) Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Nro. 117.

Roman. Bibliothek der schönsten modernen Romane Italiens. Margherita Pusteria. Romantisches Gemälde von Cäsar Cantu. Aus dem Italienischen von E. Fink.

Nro. 118.

Biographie. Leben und Abenteuer des Joh. Steininger. Herausgegeben von G. Diezel. — **Dichtkunst.** Der Atemsen-Immen-Krieg. Ein komisches Heldengedicht in fünf Gesängen. Von Ferdinand Bereslas.

Nro. 119.

Biographie. Leben und Abenteuer des Joh. Steininger. Herausgegeben von G. Diezel. (Schluß.) — **Geschichte.** Das magyarische Europa. Fünfte Abtheilung und Schluß. Afrika, Amerika und Atlantis. — **Roman.** Der Braut Tagebuch. Von Henriette Hanke.

Nro. 120.

Geschichte. 1) Lehrbuch der Universalgeschichte von Dr. H. Leo. — 2) Allgemeine Geschichte vom Anfange historischer Kenntniß bis auf unsere Zeit. Von Dr. K. Hallaus. — 3) Zur Geschichte Trojans und seiner Zeitgenossen von H. Franke, Prof. in Wismar. — **Taschenbuch auf 1842.** Huldigung den Frauen. Von Castelli.

Nro. 121.

Geschichte. 1) Geschichte der Reichsstadt Eßlingen. Nach Archivalurkunden und andern bewährten Quellen dargestellt von Dr. K. Pfaff. — 2) Geschichte der Stadt und Grafschaft Kempten. Von Prof. J. B. Haggenmüller. — **Botanik.** Prachtflora europäischer Schimmelbildungen von A. E. J. Corda. Custos am böhm. Nationalmuseum. — Flore illustrée de Macédoniens d'Europe. Von demselben. — **Volks- und Kinderschriften.** 1) Liederfibel. Das ganze Kinder- und Familienleben nach seinen verschiedenen Stufen dargestellt in einem vollstimmigen Chor deutscher Dichter. — 2) Orbis pictus. Ein Volksbuch, bearbeitet von E. F. Kaufmann. Eingeführt von G. H. von Schubert.

Kunst-Blatt.

Nro. 87.

Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland vom 15ten bis in das 16te Jahrhundert. Von J. D. Passavant. — **Die Sühnung des Orestes.** (Fortsetzung.) — **Kunstausstellungen.**

Nro. 88.

Die Sühnung des Orestes. (Schluß.) — **Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland vom 15ten bis in das 16te Jahrhundert.** (Fortsetzung.) — **Kunstausstellungen.** — **Akademien und Vereine.** — **Museen und Sammlungen.**

Nro. 89.

Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland vom 15ten bis in das 16te Jahrhundert. (Fortsetzung.) — **Museen und Sammlungen.** — **Denkmäler.** — **Bauwerke.**

Nro. 90.

Schwedens Künstler. — **Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland vom 15ten bis in das 16te Jahrhundert.** (Fortsetzung.) — **Bauwerke.** — **Decoration.**

Nro. 91.

Schwedens Künstler. (Fortsetzung.) — **Decoration.** — **Bildnerei.** — **Medaillenkunde.** — **Malerei.**

Nro. 92.

Schwedens Künstler. (Schluß.) — **Malerei.** — **Artistischer Verkehr.** — **Versteigerungen.** — **Preisbewerbung.** — **Alterthümer.** — **Neue Stiche.** — **Kupferwerke.** — **Lithographische Werke.**

Nro. 93.

Ueber Paul von Verona und Raffael als Historienmaler. — **Literatur.** — **Nekrolog.**

Nro. 94.

Galvano-plastische Nachbildung von getriebenen Kupferplatten. — **Antiquarische Betrügerei.** — **Nekrolog.**

Nro. 95.

Ueber Paul von Verona und Raffael als Historienmaler. (Fortsetzung.) — **Persönliches.** — **Kunstausstellungen.** — **Akademien und Vereine.**

Digitized by Google

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 1. November 1841.

— Humours! madman! passion! lover!
Shakespeare.

Poeſie und Schickſal.

II.

(Fortſetzung.)

Noch eine Erinnerung an jene Zeit. — Beſinnſt du dich auf die Gräfin Terpſichore Lapuchin? Ein wunderliches Geſchöpf. Sie war mit zwanzig Jahren Wittwe, capriziös, gefallſüchtig und ſo voll Sünden und Schwachheiten, wie nur je ein gefallener Engel war. Sie hatte ihren Mann geheirathet, um eine Wette zu gewinnen, ſie wolle ſich von dem häßlichſten, widerwärtigſten Manne der Hauptſtadt zum Altare führen laſſen; und was das Seltſamſte war, als nun dieſer alte, rohe, widerwärtige, häßliche Mann an ihrer Seite ſtand, liebte ſie ihn und breitete eine launenhafte Zärtlichkeit auf den Ueberreſt ſeiner Tage. Sie duldete, daß er mit ſeinen Bonmots ihren Geiſt und mit ſeinen Küſſen ihre Wange entheiligte; ſie hatte tauſend kleine Aufmerkſamkeiten für ihn, und als er endlich unter dem berauſchenden Geflüſter ihrer Liebe ſeinen Geiſt aufgab, kam ſie nach Deutſchland in ihr Vaterland zurück, in ſchwarze Flöre gehüllt, und mit der niedergeſchlagenen Miene einer Wittwe. Von dieſer Zeit an ergab ſie ſich dem Studium des Plato, den ſie in einer ſehr ſchlechten franzöſiſchen Ueberſetzung las. Man fand ſie immer im Gartenſalon des Parks zu Gotha, unter der Bildſäule der Clio ſtehend, und in Träumereien über das künftige Schickſal der Seelen vertieft.

Eines Tages, als ich die Wache im Schloß hatte, ſah ich ſie von den Stufen des Tempels niederſteigen, den Plato in der Hand. Ein Wind erhob ſich und wehte ihren langen ſchwarzen Schleier an das weiße Knie des jungen Antinous. Sie ſah mich nicht und ihre Blicke waren in die Ferne gerichtet. Du weißt, wie meine unruhige Seele durch ſolchen Anblick beſtimmt wird. Was wußte ich von der Welt? In dieſem Augenblick erſchien mir die Gräfin Terpſichore als eine Prieſterin der Schönheit, als eine Verkünderin ſanfter, erhabener Weisheit. Lange, lange ſah ich ihr nach, wie ihre ſchlanke Geſtalt hinter den Pappeln verſchwand und dann am See jenſeits wieder hervorkam. Schwärmend und wie betäubt fand ich mich dieſen Abend in der Wachtſtube unter meinen Kameraden ein. Sie fragten mich, ob ich den Inhalt einer Bowle Punſch mit ihnen theilen wolle; ich antwortete, ich wolle nichts als den Plato ſtudiren.

Dieſe Albernheit gelangte, ich weiß nicht wie, zu dem Ohr des Herzogs und weiter zu der Gräfin. Von dem Moment an ſuchten mich ihre Augen, wenn ſie durch das Vorzimmer ging, wo wir jungen Offiziere

Digitized by Google

uns gewöhnlich versammelt hielten. Ich bemerkte dieses Forschen nach mir, ohne daß ich ahnete, wodurch es entstanden. Meine Kameraden, wie immer zum Spotte aufgelegt, neckten mich. Wenige Wochen darauf reiste die Grafin ab. Ich blieb mit meinem Plato allein.

Wie danke ich dir, Emil, daß du meine Studien leitetest, daß du mich nicht ganz so wild aufwachsen ließest, als mein Oheim es wollte, der aus mir, ich weiß nicht was für ein Ungeheuer zu machen beabsichtigte; wenigstens sollte ich nichts lernen, was mich irgend einmal in der Welt angenehm oder nützlich machen könnte. Mein größtes Unrecht war in seinen Augen, daß ich die Welt liebte, die er haßte. Du verjagtest einen pedantischen Professor der Algebra, der mich methodisch quälte, und gabst mir zuerst die anmuthigen Fabeln des Phädrus in die Hände. So las ich mit dir die Komödien des Terenz und spielte mit einigen meiner Gefährten die belustigendsten Scenen. Dann entzückte ich mich an den reizenden Briefen des jüngern Plinius, und die Oden des Horaz, die du auswähltest, ließen mich ahnen, was es für eine Sache sey um eine große, feine und gebildete Welt. Ich weiß nicht, warum du mir die Ilias, die Odyssee, selbst den Virgil fern hieltst; glaubtest du, ich würde mir darin gefallen, den Achill und den Hector nachzuahmen, die Schleichwege des Odysseus zu gehen, oder mit Aeneas in Grotten mich zu verlieren? Alles, was Roman hieß, glaubtest du mir vorenthalten zu müssen, denn du erkanntest früh in meiner treibenden Seele jenes Ungestüm, das Leben zu kosten, und darum sollte ich nur mit den scherzhaften Personen des Lustspiels umgehen, mit den ergötzlichen und unschuldigen Karikaturen der Fabel. Aber ich täuschte dich. In stillen Mondnächten, bei einsamer Lampe, die ich auf die Gartenbank gesetzt hatte, wo ihre Flamme von der Nachtluft hin und her geschaukelt wurde, las ich den Zug der Griechen vor Troja, und meine Seele war ganz Flamme. Ich schlug mit der Faust auf die kleine morsche Bank und starrte mit wahnsinniger Aufgeregtheit in die Gebüsche. Ich zürnte mit den Göttern, sie schienen mir alle nicht schnell genug meine Lieblinge zu schützen, und der kleinliche Hader, der alle Augenblicke im Olymp ausbricht, war mir eine verhaßte Störung, durch die der Gang der Fabel gehemmt wurde.

Aber nicht davon wollte ich sprechen. Du battest das letzte Jahr unseres Zusammenseyns mich die Philosophen kennen gelehrt, so viel ein sechzehnjähriger Knabe von diesen Wundern des Geistes fassen kann. Es war genug, um die Aufmerksamkeit des Jünglings zu reizen, den Fleiß und das Nachdenken des Mannes hervorzurufen. So konnte ich meine eifrige Beschäftigung mit dem Plato jetzt wirklich ein Studium nennen. Ich versäumte darüber meinen geistlosen Dienst und wurde zum undrauchbaren Träumer. Eines Tages aber beschied mich der Herzog zu sich und überreichte mir ein Päckchen Papier. „Begeben Sie sich mit diesen Schriften auf die Reise zur Grafin Lapuchin," sagte er. Ich war erstaunt und erröthete. Er blickte mich an mit halb zugeschlossenen Augen und sagte nichts. Den andern Morgen befand ich mich auf der Landstraße.

(Schluß folgt.)

Von Athen nach Triest.

(Fortsetzung.)

Beim Erwachen stand die Sonne des neuen Tages bereits am Himmel; allein, was ich geträumt, die Landung in Patras, schien noch nicht so nahe. Der günstige Wind war verschwunden, das Meer lag wie ein glatter, blauer Spiegel da. Hinter uns an Moreas Küste war das Städtchen Vostizza, der Stapelplatz des Korinthenhandels, uns gegenüber in Rumelien die verfallenen Mauern von Lepanto, und im Westen, in geringer Entfernung, die kleinen Dardanellen, Rhion und Antirhion, sichtbar. Das Schiffsvolk hatte zu den Rudern gegriffen und strengte sich vergeblich an, die Barke in die Mitte des Golfs zu bringen, wo der Kapitän vom jenseitigen Ufer Wind zu finden hoffte. Die Aussicht, zu rechter Zeit in Patras eintreffen zu können, ward immer geringer, und obgleich Stamatopulos versicherte, daß wir bei nur leidlichem Winde bis dahin kaum zwei Stunden brauchen würden, so war es doch weit wahrscheinlicher, daß wir um Mittag noch hier unterhalb Rhion lagen, als in Patras einliefen. Und dann das Dampfschiff! Sollte ich nochmals dazu verdammt seyn, den stolzen Schwimmer abfegeln zu sehen, ohne ihn erreichen zu können? Ein sehr fataler Gedanke.— Meine Befürchtung war indessen ungegründet; Kapitän Stamatopulos hatte die Genugthuung, seine menschenfreundlichen Erwartungen verwirklicht zu sehen. Auf der Höhe des Golfs regten sich günstige Zeichen; bald blies der Wind mit vollen Backen in unser Segel, und noch bevor die Sonne die Mittagshöhe erreichte, langte unsere Barke wohlbehalten auf der Rhede von Patras an, wo auch das Dampfschiff bereits eingelaufen war, von dem ich, noch bevor ich das Land betrat, die Nachricht erhielt, daß bis zum Abgange nach Triest wenigstens noch vier Stunden verstreichen würden. Ich hatte also, Dank meinem Rathgeber, mein Ziel glücklich erreicht, ich konnte nun mit Ruhe noch einige Stunden am Lande verweilen und die Stadt besehen.

Digitized by Google

Ich ging in den Gasthof zum goldenen Löwen, wo ich an einer wohlbesetzten Tafel den Anfprüchen meines Magens genügte, der ſich nach achtundvierzigſtündigem Faſten nach menſchlicher Speiſe ſehnte, die denn auch der goldene Löwe großmüthig zu ſpenden geruhte. Mit ſehr behaglichen Gefühlen trat ich nun meine Wanderung durch die Straßen von Patras an. — Auch Patras ſah ich jetzt zum zweitenmale; ſchon vor ſechs Jahren war ich hier geweſen. Ich langte damals nach dreiundvierzigtägiger, höchſt erbärmlicher Seefahrt mit einem griechiſchen Kauffahrer von Triest hier an, um Griechenland und den Orient zu bereiſen; jetzt befand ich mich an derſelben Stelle, um in mein Vaterland zurückzukehren. Ein bedeutungsvoller Zeitraum lag für mich zwiſchen jenem Tage und heute; ich hatte ſeitdem Griechenland, die Türkei, die Küſte von Kleinaſien und Egypten durchſtreift, Athen, Korinth, Miſſolunghi, Sparta, Konſtantinopel, Smyrna, Jeruſalem, Kairo und Alexandrien geſehen, griechiſche Klephten, türkiſches Phlegma und egyptiſche Civiliſation kennen gelernt, eine Mappe voll Zeichnungen geſammelt und ein Heft Bemerkungen und Beobachtungen zuſammengeſchrieben, und für alle dieſe Schätze nur eine Kleinigkeit — ſechs Jahre des dritten Decenniums meines Lebens geopfert. In Patras gewann ich jedoch die Ueberzeugung, daß ſechs Lebensjahre denn doch ſchon zu beachten ſind; denn Patras iſt eine Stadt geworden, die zwiſchen dem civiliſirten Europa und dem öden Orient die Vermittlerin ſpielt, die Vorzüge des erſtern würdigen, die Entbehrungen des letztern ahnen läßt.

In der That hat ſich Patras, die Kreisſtadt der Provinz Achaja, in den letzten fünf Jahren zu einer recht netten Stadt erhoben, von der man, beſonders wenn man aus dem Süden kommt, nur ungern ſcheidet. Obwohl der Ort jetzt immer noch erſt im Werden iſt und als eigentliche Stadt mit Smyrna, Syra und Nauplia keinen Vergleich aushalten kann, ſo iſt doch ſchon im Aeußern ein gewiſſer Wohlſtand ſichtlich, der bei näherer Bekanntſchaft mit den Einwohnern, ſowohl in deren häuslichen Einrichtungen, als in ihren Geſchäftsverhältniſſen noch vortheilhafter hervortritt, und in Verbindung mit dem regen Leben im Hafen den Platz zu einem der ſchönſten und bedeutendſten nicht nur des jetzigen Griechenlands, ſondern des ganzen Orients erhebt. Patras liegt am Eingange des korinthiſchen Meerbuſens, Miſſolunghi gegenüber, auf einer flachen, fruchtbaren Strandebene, deren Südſeite ſanfte Hügelreihen, allmählig zu Bergen anwachſend, decken; eine kleine Citadelle, gegenwärtig ohne Bedeutung, beherrſcht die nordwärts von ihr gelegene Stadt und den Hafen. Die Häuſer der Stadt gleichen, im Verhältniß zu denen der übrigen griechiſchen Städte, europäiſchen Palaſten, und bilden an der Vorderſeite durch bedeckte Bogengänge herrliche Fußpfade. Die Straßen, obwohl wie in Athen noch ungepflaſtert, ſind breiter als in irgend einer griechiſchen oder türkiſchen Stadt und alle regelmäßig geführt. Die Einwohner ſind faſt durchgängig fränkiſch gekleidet und führen ein freies, geſelliges Leben, von dem auch, ſelbſt im äußern Umgange, die Frauen nicht ausgeſchloſſen ſind, deren eigenthümliche liebenswürdige Tracht und beſonders die ſchalkhafte, maleriſche Kopfbedeckung von gutem Geſchmack und verſtändiger Selbſtachtung zeugt; überhaupt ſind die wohlthätigen Folgen eines lebhaften Verkehrs mit dem Abendlande nirgends auf erfreulichere Weiſe hervorgetreten als in Patras. — Als Handelsplatz wird Patras für Griechenland in einigen Jahren das werden, was Smyrna für Kleinaſien iſt, doch fehlen Fabriken und Manufakturen noch gänzlich, und die Ausfuhr beſchränkt ſich gegenwärtig faſt nur auf Korinthen, rohe Seide und Oel, während die Einfuhr hier Lager von allen abendländiſchen Erzeugniſſen aufgehäuft hat, die für den Bedarf von ganz Griechenland mehr als hinreichend erſcheinen. Faſt alle handeltreibenden Nationen Europas ſind in Patras durch Conſulate vertreten. — Die Verbindung mit den joniſchen Inſeln, mit Italien und Triest einerſeits, und Athen, Syra, Smyrna und Konſtantinopel andrerſeits, iſt durch Dampfſchiffe, die wöchentlich regelmäßig einigemal hier einlaufen, ſo erleichtert, daß man von Patras in zwanzig Stunden in Korfu, in zwei Tagen in Ancona, in vier in Triest, in 48 Stunden in Athen und Syra, in fünf Tagen in Konſtantinopel und Smyrna ſeyn kann.

Trotz meiner Antipathie für Griechenland, ſchied ich doch mit ſchwerem Herzen vom helleniſchen Boden, und erſt als das Brauſen der zur Abfahrt geheizten Dampfmaſchine die Paſſagiere zur Einſchiffung rief, eilte ich an Bord des harrenden Renners, der denn auch bald darauf, nach Norden ſteuernd, den Hafen von Patras verließ, um mit dem morgenden jungen Tage in Korfu zu landen.

Bald lagen Moreas graue Berge mit ihren Ruinen hinter uns; zur Rechten erſchien Miſſolunghi, das ruhmreiche, mit ſeinen zerfallenen Mauern, Todtenhügeln und Sümpfen, Miſſolunghi, deſſen Wirklichkeit einſt meine ſchönen Träume und Bilder ſo grauſam vernichtet. O! daß ich dich nie geſehen, du am meiſten geſunkene unter Griechenlands Städten! Deine Männer erfüllten meine Seele mit Abſcheu; ſie entwürdigten die heiligſten menſchlichen Gefühle, Liebe und Treue, und die Gräber Byrons und Marco Bozzaris, die Heiligthümer der helleniſchen Freiheit, können die Schandflecke deiner Gegenwart nicht verſchwinden machen! — Noch vor Einbruch der Nacht ſegelten wir an Ithaka, der Wiege des Odyſſeus, vorüber; links lag Kephalonia und darüber hinaus, in blauer Ferne, tauchte Zante auf, während zur Rechten die Bergreihen Albaniens uns begleiteten. Beim

Digitized by Google

Erwachen sahen wir Pascas und an der Küste die Stadt Parga, berühmt durch ihr unglückliches Schicksal. Bald bot die größte der jonischen Inseln, Korfu, sich unsern Blicken dar. Ihre grünen Ufer und wohlbebauten, mit fremdlichen Dörfern geschmückten Fluren stehen mit der gegenüberliegenden Küste, den armen Gefilden Griechenlands in grellem Contraste. Gegen Mittag liefen wir in dem Hafen von Korfu ein, wo ein sechsstündiger Aufenthalt des Dampfschiffes die nähere Besichtigung der Stadt möglich machte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Blumenmode. — Weller. — Goethe und Schiller.

Mit Recht haben von jeher die liebsten Kinder der Natur, die Blumen, eine große Rolle in der Welt gespielt. Schon die älteste Zeit schmückte ihre Feste gern mit ihnen aus. Die jetzt sogenannte des Mittelalters verdienen es wohl, daß sie unsere, vielleicht allzuhastig gescholtene Aufmerksamkeit mit ihnen ein wenig theile, und die die und da bis in die neueste Zeit reichenden Rosenfeste sind von noch weit erfreulicherer Natur. Festtage aller Art kannten schon lange ohne Blumenglanz kaum bestehen. So vorherrschend ist solcher aber doch vielleicht noch nie gewesen, als jetzt. Nicht nur bei allen Vermählungen, Kindtaufen, goldenen und silbernen Hochzeiten, Jubiläen u. s. w. fährten sie fortwährend das große Wort, sie wollen neuerlich auch beim geringsten Fauxlimmahle nicht zurückbleiben. Was konsumiren nicht allein die Schauspieler- und Sängerglorien und Gloriolen das Jahr hindurch für ungeheure Blumenmassen! Die Sträuße, die man den ausgezeichneten Stimm- und Gesangsbrieben zuwirft, sind bisweilen so groß, daß sie zarten, weiblichen Gestalten fast lebensgefährlich werden könnten, zumal wenn sich in ihren sammtweichen Schooß heimtückisch große grüne und gelbe Pomeranzenkugeln eingeschmuggelt haben. — Wie übergroß ist heutzutage allein der Blumenbedarf des Todes gegen vormals! Sonst pflegten nur die Särge unverheirateter Personen beiderlei Geschlechts mit Blumen ausgestattet zu werden; heutzutage dagegen hat in hiesiger Stadt so ziemlich jede Leiche, vermählt oder unvermählt, männlich oder weiblich, alt oder jung, so viel Blumen in ihrem Sarg zu hoffen, daß es auffiele, als wolle man sie, in Ermangelung wohleingerichteter Leichenhäuser, jedenfalls vor dem entsetzlichen Anblande des Scheintodes durch Erstickung sicher stellen. Ferner wird der Blumenaufwand durch die Leichenzüge verstorbener Frauen und Jungfrauen bedeutend vermehrt. Vormals pflegte die weibliche Welt mit dem traurigen Geleit der Verstorbenen nach der Ruhestätte ganz verschont zu werden. Nur ausnahmsweise geleiteten, hauptsächlich bei den unterstehen Ständen, die nächsten weiblichen Verwandten den zu bestattenden Leichnam. In der neuesten Zeit ist dieß anders geworden. Immer öfter sieht man jetzt die Freundinnen der auf dem letzten Wege sich befindenden Frauen oder Jungfrauen in weißer Kleidung, mit großen schwarzen Schleiern überhangen, zu beiden Seiten des Leichenwagens. Je zwei halten ein breites, weißes, seidenes, über den Wagen ausgespanntes Band in der Hand. Vor dem Wagen her gehen die nächsten weiblichen Verwandten in dünnicher Kleidung, und außer den, den schwarzen Wagen fast ganz überdeckenden Blumen trägt noch jede dieser Begleiterinnen einen besondern Blumenstrauß. — Aus einem so sehr vermehrten Bedarf erklärt sich natürlich die in öffentlichen und Privatgärten mit jedem Jahr zunehmende Blumenkultur. Beim guten Andenken, in dem man die geschmackvolle öffentliche Blumenausstellung des vorigen Jahrs hatte, traf der Verein der Blumenfreunde bereits alle Anstalten, jene Ausstellung durch eine im jetzigen Jahr zu veranstaltende zu verdunkeln. Alle Gärten begegnten bereits durch ungewöhnliche Blumenschätze, daß dieß nur eine leichte Arbeit sein werde, und die Ausstellung wurde im Tagblatt zu Ende Septembers angekündigt. Doch der zwanzigste des genannten Monats sprach sein Veto auf die grausamste Weise aus. Außer der schönen Orangerie und einem großen Theile der vom Frühjahrsfroste verschonten Weintrauben zerstörte, noch beim Scheiden, der Sommer alles, was Blume hieß, in unsern Gärten, besonders auch die Georginen. Nur zwei oder drei Gärten sind, wie durch ein Wunder, von dem ganz unerwarteten starken Reife unberührt geblieben, reichen aber natürlich nicht hin zu einer Ausstellung.

Aehnliche Hindernissen wie der Frühling der Kunst in ihren verdienstvollen Priestern Cornelius und Thorwaldsen, auf deren Reise durch Dresden dahrnächte, lieb der Herbst der Wissenschaft zu Theil werden. Auch hier fehlte es nicht an einem Feste zu Ehren des durchreisenden Professors Weller. Vor dem Hotel de Pologne, wo er wohnte, sammelte sich Abends ein Kreis, der durch bunte Papierlaternen das Dunkel verscheuchte und durch Gesang mit Instrumentenbegleitung den Verübergehenden zum Magnete wurde. Die sehr stark angewachsene Versammlung stimmte in das dem Gefeierten gebrachte Vivat lebhaft ein, und Weller, auf den Balkon getreten, beantwortete die ihm gewidmete Anrede. Das ihm im Saale des Hotels bereitete Fest begnügte noch der anbrechende Morgen.

Der Aufstellung der Statuen von Goethe und Schiller am hiesigen Theater gingen die lebhaftesten Besorgnisse im Publikum voraus. Die dazu bestimmten Nischen sollten lange nicht ausreichen für die kolossalen Gestalten. Poesie und Prosa legten im Dresdener Anzeiger ihre Bedenken dar. Dabei kam auch wieder die alte Fabel in Umlauf, daß der Bildsäule Schillers, unseres größten neuern Dramatikers, Anfangs kein Zutritt zu diesem neuen Tempel habe verstattet werden sollen. Die längst zum Ueberdrusse abgehandelte Controverse darüber, wer größer sey, Goethe oder Schiller, brachte man hiebei ebenfalls wieder auf's Tapet, und mit Hülfe kleiner Hofintrigendialektik reklamirte man, der Eine für dies der, der Andere für jenen, die Nische zur Rechten der Eingangstreppe. Beachte man doch, wie unwürdig ein erbärmlicher Rangstreit dieser Art überhaupt ist, und wie unangemessen besonders im vorliegenden Falle, bei der wechselseitigen Innigkeit des zwischen beiden Dichtern bestehenden Verhältnisses, das erst neuerlich wieder durch Riemers Mittheilungen über Goethe recht klar und befriedigend hervorgehoben wurde.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 2. November 1841.

Wie ſchwellen die Segel!
Wie fliegen die Rüdern!
Die Gärten ſind mit uns:
Wir landen! wir landen!
Matthiſſon.

Von Athen nach Trieſt.

(Schluß.)

Korfu iſt eben keine ſchöne Stadt; das Leben zeigt in ſeinem Aeußern einen gemiſchten griechiſch-italieniſchen Charakter, den die Söhne Albions, das Scepter führend, noch nicht zu vermiſchen vermochten. Die Straßen, obwohl gepflaſtert, ſind eng und finſter, die hohen Häuſer haben ein unfreundliches Anſehen, und wenn man die engliſchen Familien nebſt einigen alten Patriziergeſchlechtern ausnimmt, tritt unter den Einwohnern Dürftigkeit, oft ſelbſt Mangel hervor. An der Oſtſeite der Stadt findet man einen großen freien Platz, deſſen herrliche Anlagen die angenehmſten Promenaden bieten. In der Nähe deſſelben iſt das ſchöne Georgsthor und der prächtige Palaſt des Lord Obercommiſſärs, ein großartiges Gebäude, deſſen lange Front auf korinthiſchen Säulen ruht, und gegen das die neue Reſidenz des Königs von Griechenland nur ein unbedeutendes Häuschen ſcheint. — In ſtrategiſcher Hinſicht iſt Korfu ein ſehr bedeutender Platz, der an Wichtigkeit und Großartigkeit zwar hinter Malta zurückbleibt, aber dennoch zu den ſtärkſten Feſtungen gehört und namentlich große Vorräthe von Kriegsmaterial enthalten ſoll; an der Vergrößerung und Vervollkommnung der Feſtungswerke wird ununterbrochen gearbeitet.

Gegen Abend verließen wir den ſchönen Hafen von Korfu, und ich bewunderte nochmals den am Eingange auf einem kleinen Eiland gelegenen Leuchtthurm, der ſo romantiſch ſchön nebſt der Wohnung des Wächters aus den Fluten ragt und der ſtarken Brandung ſo ruhig die Stirne bietet, als gelte es nur einen Thautropfen aufzutrinken. — Mit der Abfahrt von Korfu wurde das Panorama einfacher, nur noch einige kleine Eilande kamen zum Vorſchein, und gegen Mittag des folgenden Tages ſahen wir nur Himmel und Waſſer, ein majeſtätiſcher Anblick, noch gehoben durch das günſtigſte Wetter und den Ruf des Steuermanns: „zehn Seemeilen,“ wodurch derſelbe rapportirte, daß wir in der Stunde ſo viel Seemeilen zurücklegten.

Jetzt hatte ich Zeit und Muße, auch dem innern Leben des Dampfboots einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und das Hinterdeck des Schiffes, das durch ein aufgeſpanntes Segeltuch gegen die Sonne geſchützt iſt, bot Stoff zu Beobachtungen aller Art. Hier betrachtete ein Engländer, beide Hände in den Rocktaſchen, mit tiefem Ernſte das Steuerruder; neben ihm geſtikulirte ein Franzoſe, um dem Kapitän ſeine Kenntniſſe in der Geographie zu beweiſen. Einige zarte italieniſche Damen hielten abwechſelnd Citronen und kölniſch Waſſer vor die

Digitized by Google

Näschen, um von dem Steinkohlengeruch nicht in Ohnmacht zu fallen, während ihnen gegenüber ein phlegmatischer Türke sich die Nagel von den Zehen schnitt. Ein Russe und ein Ungar schritten in abgemessenem Takte auf und ab, über die Erfindung der Schiffe disputirend, und mich hatte ein aus Athen zurückkehrender Professor zu sich niedergezogen, um mir zu beweisen, daß der Mensch nur solche Thiere liebgewinnen könne, die einige Aehnlichkeit mit ihm besitzen, daher man aus der Physiognomie eines Pudels immer auf die seines Herrn schließen könne.

Noch vor dem Diner wurden die Passagiere durch den Ruf „Land" nach dem Vordertheil des Schiffes gerufen; im Westen wurde ein dunkler Streif, einem dichten Nebel ähnlich, sichtbar: es war die Küste Italiens, die nun bald in deutlichern Umrissen hervortrat, und waldige Höhen und grüne Ebenen, besäet mit freundlichen Ortschaften, vor uns entwickelte. Je näher wir Ankona kamen, desto herrlicher wurde die Aussicht auf das sich immer mehr ausbreitende Land; eine Menge kreuzender Schiffchen belebten das Meer in der Nähe der Küste, auf einer romantischen Höhe zeigte sich Loretto und die Citadelle von Ankona; die Stadt bekamen wir erst mit dem Einlaufen in den Hafen zu Gesicht.

In Ankona sind die aus Griechenland kommenden Dampfschiffe der Quarantane unterworfen; die Passagiere dürfen nicht an's Land gesetzt werden und müssen sich mit der Ansicht der Stadt vom Schiffe aus begnügen. Ankona hat ein ziemlich ernstes Aussehen, macht jedoch durch die in den Gassen und zwischen den Häusern zerstreuten grünen Bäume und Gärten, durch die Schönheit der nächsten Umgegend einen erfreulichen Eindruck. Vom Hafen aus führt ein prachtiger Molo nach dem Eingangsthore, wo ein unter Kaiser Hadrian errichteter Triumphbogen, in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten, die Aufmerksamkeit fesselt. Der Hafen, der durch Kunst zu einem der schönsten und sichersten erhoben ist, war ziemlich leer und bei weitem nicht so belebt als der von Patras. Vorzüglich schön ist die Gegend von Ankona nach Nordwesten, eine große, am Meere sich hinziehende Ebene, mit üppiger Vegetation, unzähligen Landhäusern und Dörfern.

Um sechs Uhr verließen wir Ankona, um während der Nacht unserm Bestimmungsorte, Triest, zuzueilen, das wir nach der Versicherung des Kapitäns morgen bei guter Zeit zu erreichen hoffen durften. Ich berechnete, daß das Dampfschiff die Reise von Patras nach Triest, die Dauer des Aufenthalts in Korfu und Ankona abgerechnet, in 84 Stunden machen würde. — Es ist doch eine herrliche Sache um ein Dampfschiff zur See! Zu leugnen ist freilich nicht, daß die Fahrzeuge des österreichischen Lloyd den französischen, welche die Verbindung zwischen Frankreich, Italien und der Levante unterhalten, an Eleganz und Bequemlichkeit der Einrichtung weit nachstehen; auch die Verpflegung ist auf den französischen besser. Indessen lassen sich die Mängel der ersteren, namentlich im Vergleich mit der griechischen und türkischen Lebensweise, leicht übersehen, und bei der Milde des Klimas, das die dumpfe Kajüte auch während der Nacht mit dem Verdeck zu vertauschen erlaubt, wohl ertragen. Wer wird auf einer Reise, wo man stündlich neue Länder, neues Leben hervortreten sieht, so ängstlich an seinem lieben Ich hängen, daß er sich durch unbequeme Betten oder magere Fleischportionen verdrießlich stimmen ließe!

Der Morgen des letzten Tages unserer Seereise (2ten Juni) brachte uns an die Küste Istriens; Städte, Dörfer und Felder, mit etwas rauhem, doch deutschem Gepräge, flogen an uns vorüber, und gegen Mittag wurde der reiche Mastenwald des Hafens von Triest sichtbar, das schönen, freundlichen Triest, in dem ich nach jahrelanger Abwesenheit die Vorstadt meines deutschen Vaterlands begrüßte, und das mich nun bald wieder in das gesittete Leben Europas einführen sollte. Doch bevor dieß geschah, mußte noch ein bitterer Kelch geleert werden: die Passagiere des „Erzherzog Ludwig" wurden der traurigen Quarantäne übergeben, um dort in zehntägiger Haft von allen morgenländischen Uebeln sich zu reinigen.

Poesie und Schicksal.

(Schluß.)

Das Gut der Gräfin lag am Rhein. Diese Gegenden waren der Schauplatz des Kriegs gewesen, und noch war große Unruhe und Verwirrung in allen Verhältnissen. Eine Menge Flüchtlinge, Familien von Ansehen und Reichthum befanden sich zu Coblenz und Mainz in großer Aufregung, das endliche Resultat dieser Erschütterungen, die, von Frankreich ausgehend, sich über ganz Europa erstrecken, abwartend. Auch zu der Gräfin hatte sich ein vornehmer Geistlicher und eine Stiftsdame geflüchtet, die auf dem Schlosse in angenehmer Aisance lebten und sich die Gefahren, in denen die übrige Welt schwebte, wenig anfechten ließen. — Der Domkapitular, ein Prinz aus einem kleinen Hause, das die Souveränität verloren hatte, war einer jener feinen Geister, deren Reich und Herrschaft unter der Soldateska Napoleons unterging. Er zeigte eine feine, ausdrucksvolle Physiognomie, in die das Raffinement des Lebensgenusses seine Linien und charakteristischen Unebenheiten geprägt. Georg Jacobi hatte ihn in einem Gedichte den „Liebling der Grazien" genannt und seitdem war ihm dieser Name

Digitized by Google

geblieben. Er war, obgleich nahe den Sechzigen, noch immer der zierliche, leichtauftretende, anmuthige Liebling der Grazien. Napoleon hatte für diese zarten Figuren keinen Sinn; er behandelte sie und ließ sie von seinen Generalen beleidigen und roh behandeln. Der Prinz war aus seiner Diöcese geflohen und hatte sich lächelnd und gepudert, mit einem Calembourg auf der geschminkten Lippe, auf dem Schlosse der Gräfin Terpsichore eingefunden.

An demselben Tage hielt eine alterthümliche Kutsche mit dem Wappen eines reichsunmittelbaren Stiftes im Schloßhofe, und eine Dame, in eine Wolke parfümirter Schleier gehüllt, mit einem fetten, in Klostermauern gebleichten Gesichte, in dem ein paar hoch gewölbte kohlschwarze Augenbraunen einen seltsamen Effekt machten, stieg aus und ließ sich von zwei jungen Reitknechten die beschwerliche Treppe hinaufführen, oder vielmehr hinauftragen. Sie langte ohne Athem an und wurde wie eine große kostbare Porzellanfigur vorsichtig auf das glatte Parkett des Gesellschaftssaales niedergesetzt. Die Gräfin machte in gebotener Entfernung ihre drei ceremoniösen Verbeugungen, wie sie einer Reichsgräfin und Stiftsdechantin gebührten. Die Dame war nahe an die achtzig und hatte ihr Kloster nie verlassen, außer alle drei Jahre einmal, um ihre Aufwartung am Hofe zu machen, wenn die Prinzessin Aebtissin ihre Pflichtreise dahin antrat. Die Franzosen hatten auch diese Antike vom Platze gerührt, und das Thor des ehrwürdigen Reichsstifts hatte sich geöffnet, um einen Schwarm alter Fräulein in die von Soldaten wimmelnde Welt hinauszusenden. Sie flohen keuchend, mit ihren Salbenbüchsen in der Hand, und durch die jahrtausend alten Gänge des Stiftsgebäudes wehten die Schleier der alten Bräute Christi, die ihr Asyl verließen. Die Stiftskarossen mit ihren auf Sammt und Atlas gemalten Emblemen rasselten leichtfertig davon und junge Offiziere sprengten schützend daneben her. So verließen die Töchter des Hauses die Altäre ihres Gottes und die Wappenschilder ihrer Ahnen.

Die Gräfin Claudine hatte einmal, gewiß vor sehr langer Zeit, mit dem Großvater der Gräfin Lapuchin Romanzen gesungen; sie erinnerte sich dieses Umstandes, als von der Flucht die Rede wurde, und das Schloß der Enkelin jenes Romanzensängers schien ein willkommener und sicherer Zufluchtsort. Sie schrieb sofort einen vollendet gut stylisirten französischen Brief an die Gräfin, worin sehr leise und mit einer anmuthigen Wendung auf die Romanzen angespielt wurde. Dieß verfehlte seine Wirkung nicht, und sogleich erfolgte eine Einladung, so bald als möglich zu kommen.

„Ich weiß nicht," hob Fräulein Claudine an, als sie sich etwas erholt hatte und indem sie nur so viel ihren Schleier lüftete, um ein sehr schalkhaftes Auge und ein sehr anmuthiges Lächeln sehen zu lassen, „ich weiß nicht, Gräfin, ob ein der Welt so entfremdetes Wesen, wie ich, sich einer von Schönheit und Jugend strahlenden Weltdame nähern darf? Wird nicht der klare Spiegel ihrer Eleganz getrübt werden, wenn eine Gestalt wie die meinige sich in ihren Strahlenkreis drängt?" — Die Gräfin, statt der Antwort, eilte auf die Dechantin zu und schloß sie in ihre Arme. Beruhigt ließ sich jetzt die Dame in ein Bad führen, und nach diesem wurde der Hausarzt gerufen, um ihr eine Ader zu öffnen. Beides waren die üblichen Ceremonien, die nie unterblieben, wenn eine Reise beendet war. Etwas zur Ruhe gelangt, richtete sich die Dechantin in den ihr übergebenen Gemächern ein und lebte darin ganz so, wie sie im Stifte zu leben pflegte; das heißt, sie lag fast den ganzen Tag auf der Couchette, und wenn sie sich seufzend erhob, geschah es nur, um eine langwierige Toilette zur Mittagstafel zu machen. Morgens, das heißt um zwölf Uhr, empfing sie den Prinzen, der ihr Verse vorlas, und Abends veranstaltete sie eine kleine Assemblee auf ihrem Zimmer, wo die Gräfin die Harfe spielte und ich sang.

Aber wie kam ich in diesen Kreis? was hatte ich hier zu thun? Die Papiere, die ich überreicht hatte, wurden von der Gräfin sehr gleichgültig bei Seite gelegt, und ich hatte mir eingebildet, meine Sendung sey von der höchsten Wichtigkeit! Was sollte ich nun? Einen Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern auf dem Schlosse bleiben und ein müßiges Leben führen? Es schien darauf abgesehen. Ich war neunzehn Jahr alt, die Welt wartete auf mich und meine Thaten, und — ich saß und las mit der Gräfin den Plato.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Schinkel.

Berlin ist um einen seiner größten Männer ärmer, um einen Genius, der es umgebildet, ihm eine neue Physiognomie gegeben hat. Wir haben Schinkel begraben. Der sterblichen Hülle eines Privatmannes ist hier wohl nie eine gleiche Ehre widerfahren. Ich rede nicht von den königlichen und prinzlichen Kutschen und Livereien, auch nicht von dem colossalen Leichenwagen, den man sinnreich mit vielen Emblemen ausgeschmückt hatte, noch von der großen Anzahl der Leidtragenden. Aber außer den Würdenträgern des Staats und der Stadt hat sich die ganze künstlerische Jugend zur Leichenfolge eingefunden, Architekten, Maler, Bildhauer, und den Künstlern reihten sich die Gewerbe an. Alle, die mit dem Bauwesen oder den genannten Künsten in Verbindung stehen, sandten ihre Abgeordneten, und aufs Neue sah man unsere Gewerbsaufzüge mit umsortenen Emblemen auf den Straßen. Wer hätte auch mehr verdient diese Verehrung

Digitized by Google

der Gesellen aller Farben und Sprachen, als der große Meister, der nun nicht mehr ist, dessen Andenken aber so lange bestehen wird, als die Stadt Berlin! Er hat ihr den Stempel seines Genius aufgedrückt, einen Stempel, der unverlöschlich ist. — Schinkel war einer der wenigen großen Männer, die viel bedeutender waren, als sie schienen, ja als sie selbst glaubten. Schinkel, ein reiches, künstlerisches Gemüth, mehr innerlich lebend als nach außen schaffend, das heißt, vollendend, hatte durch eine seltsame Gunst der Umstände auch im Staate eine hohe und bedeutende Stellung erhalten. Heute wäre das nicht mehr möglich; es gehörte der revolutionäre Umschwung der Befreiungskriege dazu, daß ein stiller Künstler, ohne Schein und glänzende soziale Gaben, nur gehoben durch seine Begeisterung und seinen Werth, dieses Einfluß und dieses hohen Postens, und zu einer Zeit erwerben konnte, wo seine Kräfte noch frisch waren. Seine Werke mußten durchdringen, konnte man antworten; aber wo hat in der Regel ein junger Künstler Gelegenheit, durch Werke Zeugniß von seinem Werth abzulegen? Ein Maler, ja, ein Bildhauer und Komponist schon viel schwieriger; aber ein Architekt! Was ist der schönste Riß gegen ein aufgeführtes Gebäude? Und wer vertraut den talentvollsten Anfängern den Bau von Palästen und Kirchen? Genug, das Glück wollte dem Verewigten und dem preußischen Staate wohl; Schinkel ward, lange vor dem gesetzlichen, ja lange vor dem fünfzigsten Jahre, der offiziell anerkannte erste Baukünstler in Preußen; Publikum und Staat erkannten zugleich seinen überwiegenden Geschmack an, und der letztere übertrug ihm ein Amt, welches ihn zum Richter des Geschmacks im ganzen Staate erhob. Und in dieser hohen Stellung, er die letzte offiziell entscheidende Behörde in allen Bausachen, blieb Schinkel Künstler. Das wird von allen seinen Bewunderern am meisten bewundert, daß jener barocke kritische Stoff, welcher unsern höhern und niedern Beamten, trotz aller Bildung, Grundlichkeit und Humanität, wie von selbst anklebt, Schinkeln fern blieb. Er freute sich und er grämte sich, er fühlte sich, als Geheimer-Oberbaurath, oder was für einen Titel er hatte, ich weiß es im Augenblicke selbst nicht, nur als Künstler. Die jüngern Baubeamten fühlten sich als die Gesellen des Meisters, sie schmeterten nicht in erstarrender Devotion vor dem bestänterten und beniellten Obern. Dieß große, einzige Verdienst sollte in Stein und Erz auf seinem Grabedenkmal, der Nachwelt zur Mahnung und Nachfolge, eingegraben werden. Er war nie hochmüthig, und der Attenstaub verdürrete nicht sein Gemüth. Die Poesie war ihm mehr als die Ehre, welche der Staat dem Bürger gewähren kann. Was Schinkel gethan, dieß anzudeuten, darf mir hier nicht in den Sinn kommen. Ein Biograph wird schon Mühe haben, es in einem Bande zusammen zu fassen. Was Berlin ihm verdankt, liest man am vollständigsten in dem Aufsatz: „Berlin in seiner neuesten Gestaltung" in dem Brockhaus'schen Conversationslexikon für die Gegenwart. Mit dem Jahr 1815 beginnt in der Berliner Architektur eine neue Aera, deren Stabhter Schinkel ist; viele Straßen und Plätze haben durch sein Wirken eine neue Ansicht gewonnen. Von ihm rührt das neue Komddienhaus her, die Werdersche Kirche, der Umbau des Doms, das Palais des Prinzen Karl und die gelstvolle Umformung des Prinz Albrecht'schen Schlosses. Er baute das Museum und damit den Lustgarten, nebst der malerischen und schönen Perspektive dahinter; er endlich drückte das Siegel der Vollendung auf seine Werke durch sein letztes, die Bauschule inmitten der alten und neuen Stadt. Doch ist dieß der geringste Theil seines Wirkens.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, Oktober.

(Schluß.)

Theater. — Magnetismus. — Wendemann.

Das letzte Auftreten der Sängerin Ungher auf hiesiger Bühne, das zugleich als ihr Schwanengesang betrachtet wird, gab zu einer besondern Feier Anlaß. Poetische Redeblumen mischten sich unter die auf die Bühne geflogenen wirklichen Blumen und Früchte. Die Musen des Gesangs und der Staatsperkunst kamen auch noch in den Personen der Damen Schröder-Devrient und Bauer, mit besondern Kränzen und Versen zu Verherrlichung der Künstlerin. — Auch den lauten Beifall, der den von seiner Kunstkreise heimgekehrten Emil Devrient beim ersten Wiederauftreten empfing, verherrlichten Blumen und Lorbeerkränze. — Neuigkeiten auf unserer Bühne waren: Das Lustspiel Bob oder die Pulververschwörung, nach Duport und Jarges, das Marmorbery, romantisch-komisches Volksmährchen mit Gesang von Haffner, und die Heimkehr des Sohnes, von der Verfasserin von Lüge und Wahrheit. — Es hat auch der betannte Improvisator D. Langenschwarz sein bewährtes Talent, welches vor einer Reihe von Jahren in Dresden sich zuerst öffentlich kund that, vom hiesigen Theater aus abermals geltend zu machen gewußt, obschon die ihm gestellten Aufgaben ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten darboten.

Der unter der Asche eine Zeitlang im Stillen fortglimmende Funke des Somnambulismus blitzt hier von Neuem in hellen Flammen auf. Nur scheint seine Direktion aus der bloß naturalistischen Hand gemeiner Frauen in die Hände von zum Theil gebildeten und kenntnißreichen Männern geraihen zu seyn. Besonders viel wird von einem vornehmen Ungar, dem Grafen Szapari, und dessen glücklichen Einwirkungen auf höchst bedeutsame Krankheitszustände mit Hülfe des thierischen Magnetismus gesprochen. Es ist dieß der nämliche, von dem im vorigen Jahr zu Leipzig bei Brockhaus eine Broschüre unter dem Titel: Ein Wort über animalischen Magnetismus, erschien, die gewiß, vorzüglich auch wegen der hinzugefügten Beispielreihung des höchst merkwürdigen idiosynkrasischen Zustandes des Fräuleins von B—v, in vielfacher Hinsicht Beachtung und Würdigung verdient. So eben hat er ein zwischen dem Linkeschen Bade und dem Waldschlößchen an der Bautzner Straße gelegenes Haus und Gartengrundstück erkauft und darin eine Privatheilanstalt dieser Art, dem Vernehmen nach unter Mitwirkung eines englischen Arztes, errichtet. Nach glaubwürdiger Versicherung hat bereits der Erfolg mehrere seiner Versuche auf das Glänzendste gekrönt. Unter anderm erzählt man von einem jungen Fräulein, dem, bei übrigens anscheinender völliger Gesundheit und Frische, schon über ein Jahr die Lähmung der einen Seite kaum eine Regung im Bette verstatte, das dasselbe nach wenigen Tagen schon glücklich auf die Füße gebracht worden. — Zu Bekämpfung eines hartnäckigen Augenübels war Professor Bendemann nach Ostende gereist; dieß soll ihm die erwünschten Folgen noch nicht gebracht haben. Er hat daher zu gleichem Zwecke so eben eine Reise nach Italien unternommen. Möge im Lande der Kunst auch Hygiea ihm zur Seite stehen, und dort bei einer besondern Pflege durch sie, und angetrost von dem Reize der seinem Genius so nahe verwandten Herrlichkeiten, sein Auge die volle Kraft zurückerhalten, von welcher seine bisherigen Leistungen so rühmliches Zeugniß ablegen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 3. November 1841.

Mitio. — Natura tu illi pater es, consiliis ego.
Demea. — — — Tibi si istuc placet,
Profundat, perdat, pereat.
Terentius.

Die Sklavin von Korfu.

Eine Erzählung.

Der kluge und bedächtige Senator Balbo da Ponte sprach in der stillen Kammer zu seinem lieben Freund und Schwäher, dem edlen Morosini: „Mein Herz ist schwer und beklommen, theurer Pietro, und schlimmer Ahnungen übervoll. Du lächelst, weil wir eben von Luzio redeten, in welchem deine väterliche Liebe die stolzesten Hoffnungen ergrünen, die höchsten Erwartungen sich erfüllen sieht, und in diesem Lächeln fragst du mich, wie ich von diesem Gegenstand unserer vereinten Liebe, unseres gemeinsamen Stolzes plötzlich auf so schwarze Gedanken gerathen mochte?“ — Balbo unterbrach sich selbst hier, indem er seinem alten Freunde scharf in die Augen blickte; dieser aber wartete ruhig ab, was der andere sagen würde, von dem er aus langer Erfahrung wußte, daß er in den seltenen Fällen, welche ihn zu ausführlicher Besprechung zu bringen vermochten, Niemanden so gern hörte, als sich selbst, wozu er auch einiges Recht zu besitzen schien, indem er stets nur nach ernster und reiflicher Ueberlegung das Wort zu nehmen pflegte. Da nun Morosini in seiner gewohnten stillen und geduldigen Weise schwieg, fuhr der Senator nach einer geraumen Weile fort: „Du irrst, Pietro, wenn du meinst, ich sey von dem Gegenstand unserer Unterredung abgesprungen; ja du bist in dieser Voraussetzung auf dem schlimmsten Abweg, denn ich will ganz im Gegentheil erst auf diesen Gegenstand recht eingehen; darum vernimm: dein Sohn ist es eben, der mich mit Gram erfüllt und die schlimmsten Befürchtungen in mir erregt.“

Morosini schüttelte das Haupt mit den spärlichen grauen Locken und versetzte: „Du spricht in Räthseln, Lieber. Luzio ist immer noch das fröhliche, unbefangene und reine Kind geblieben, wie ich ihn auf Reisen ausschickte, und als das er in meine Vaterarme zurückkehrte, nachdem er die Verderbniß großer Städte in dem zügellosen Paris, in dem unermeßlichen London und in der üppigen Hauptstadt des Kaisers an sich hat vorübergehen sehen. Was wäre da zu fürchten?“ — „Verblendet dich die väterliche Liebe in dem Grade, daß du das nicht fühlst?“ fragte Balbo entgegen. „Ich bitte dich, erweise mir den Gefallen, einmal recht nachzudenken. Du weißt so gut wie ich, wodurch Rom einst so groß ward und wodurch unser erlauchtes Venedig die Meere beherrscht und den Handel der Welt sich zinsbar macht: dadurch, mein Freund, daß das reife, in der Leidenschaften Glut geläuterte Alter herrscht, die Jugend aber sonst nichts zu schaffen hat, als diese Läuterung zu bestehen. Was jedoch thut Luzio, dieser so nothwendigen Feuerprobe sich zu unterwerfen? Nichts, durchaus auch gar nichts. Ist

Digitized by Google

es erhört, daß ein junger Edelmann von kaum zwei-und-zwanzig Jahren, reich und unabhängig, wie er es iſt durch das Erbtheil der Mutter, nicht einmal eine Tänzerin unterhält? Auch nicht eine einzige Nacht hat er je im Ridotto am Pharotiſch zugebracht, niemals die Abendgeſellſchaften der Lucrezia beſucht, und nie an den ſchwelgeriſchen Gelagen Theil genommen, welche die in unſerm Heere dienenden deutſchen Cavaliere ſo ſehr in Schwung gebracht haben. Aber —"

„Ich widerſpreche dem Allen nicht," ſagte Moroſini, „vielmehr preiſe ich den Himmel, daß dem ſo iſt und Luzio nicht den Genoſſen ſeines Standes und Alters gleicht, welche Zeit, Kräfte und Vermögen in ſolchen Nichtswürdigkeiten vergeuden —" — Schnell unterbrach ihn Baldo. „Wie?" rief er, „haſt du ſchon vergeſſen, daß auch wir, wie unſere Väter, Großväter und Ahnen ſeit undenklichen Zeiten der, unſeee grünen Tage dem Vergnügen geweiht? Nochmals ſag' ich dir, daß Luzio auf gefährlichen Pfaden wandelt. Kein Menſch iſt ohne Leidenſchaften geboren, und da mein Neffe nicht den Neigungen huldigt, welche zu ſeinen Jahren paſſen, ſo iſt vorauszuſehen, daß irgend etwas geheimnißvoll in ihm gährt und brütet, und alldieweil nun dieſes vorzeitige und frühreife Etwas, wie wir ſehr wohl wiſſen, nicht der ſchnöde Geiz iſt, ſo muß es eben der Ehrgeiz ſeyn."

Moroſini zuckte die Achſeln, und jener ſprach, nicht ohne geſteigerte Heftigkeit, weiter: „Ich verſtehe, was du ſagen willſt. Du meinſt, weil du noch keine Spur ehrgeizigen Strebens an Luzio wahrgenommen, ſo ſey meine Befürchtung nur Einbildung; aber du ſcheinſt dabei vergeſſen zu haben, daß tief verborgene Flammen am heftigſten wüthen, ſo ſie einmal zum Ausbruch kommen. Und wollte Gott, daß nur du und ich von dieſem meinem ſtillen Kummer wüßten; aber ich kann dir ſagen, ich, daß Luzios ſonderbares und unerhörtes Betragen bereits die ganz beſondere Aufmerkſamkeit des Rathes der Zehne auf ſich gezogen hat." — „Du erſchreckſt mich, Baldo." — „In der That? das freut mich, denn ich begehrte nichts anderes." — „Und wozu? welche Genugthuung gewährt dir's, mich aus den Träumen zufriedener Sicherheit emporzuſchrecken?"

Baldo ſah mit feinem Lächeln und mit dem ſchlauen Ausdruck geiſtiger Ueberlegenheit den erbleichenden Pietro an, bevor er, ihm die Hand reichend, wieder anbob: „Du kennſt mich zu gut, alter Freund, um zu glauben, daß ich eitle Reden führe, beſonders wenn es eine Angelegenheit gilt, die uns Beiden die theuerſte auf Erden iſt. Darum will ich auch nicht länger dich auf die Folter der Erwartung ſpannen. So wiſſe denn: ich habe in geheimer Unterredung von Gradenigo und Memmo das Verſprechen erwirkt, daß die Inquiſition noch eine Weile ruhig und unthätig dem Treiben zuſehen will, und dagegen feierlich verheißen, in kürzeſter Friſt deinen Sohn auf den Weg des Herkommens zu leiten." — „Armer Knabe!" ſeufzte Pietro, worauf der Senator einfiel: „Sage vielmehr: glücklicher Knabe, für deſſen Heil und Wohlfahrt Klugheit und Erfahrung all ihre Mittel aufbieten. Doch höre weiter, denn ich bedarf nicht nur deiner Zuſtimmung, ſondern auch in einem Punkte deiner Hülfe. Du wirſt mir zutrauen, daß ich nicht ſo thöricht bin, nach Luzio die gemeinen Netze auszuwerfen, in denen er bisher von jenen nicht ſich fangen ließ, welche ſelbſt den breiten Pfad nach einem bekannten Ziele wandeln; denn wäre er zu den gewöhnlichen Zerſtreuungen der Jugend geneigt, ſo gäbe es gar keinen beſſern Lehrmeiſter für ihn, als jenen handfeſten Otto Rechberg, ſeinen Freund. Mithin muß etwas ganz Beſonderes und Abenteuerliches gefunden werden, das unſern Knaben reize und verſtricke, und es iſt mir bereits gelungen, auch dafür zu ſorgen —" — „Und wie?" — „Du wirſt's erfahren, doch jetzt unterbrich mich nicht, ſondern höre und verſteh' mich wohl. Indem wir dem feurigen Luzio eine Verlockung bieten, welche ſich ſo hoch über die gewöhnlichen erhebt, ſteht zu fürchten, daß er ſich weiter, als wir es begehren, hinreißen ließe, und wir die Zügel aus den Händen verlören, wenn wir nicht zu rechter Zeit unſere Vorkehrungen dagegen treffen, und darum iſt es von der dringendſten Nothwendigkeit, daß Luzio ſich vermähle, denn über dieſen wichtigen Punkt müſſen wir beruhigt und ſicher ſeyn, bevor wir weiter geben können." — „Und wäre es an eben dieſer Vermählung nicht genug?" — „Das habe auch ich eingewendet, die hohe Inquiſition aber ſagt nein. Er mache ſich den andern gleich, droht Memmo, oder ſey gewärtig, wenigſtens zehn Jahre lang unter dem Metalldach zu wohnen. Der Senat aber wünſcht, daß Moroſini mit Faledro ſich durch eine Heirath verbinde und verſchwägere, und ſomit iſt es denn an dir, von Marcanton Faledro die Tochter für deinen Sohn zu begehren."

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Syrien.

VII.

Ich habe am Schluſſe des vorigen Briefs von der Erſcheinung der Fata Morgana geſprochen. Hier noch einige Worte darüber. — Das Phänomen verdient in der That den Namen eines Geſpenſtes der Wüſte, womit es die Araber bezeichnen, eines böſen Geiſtes, der den Wanderer vom Wege ablockt und ihm das, was ſein kochendes Gehirn mit glühenden Farben ausmalt, neckend vorgaukelt. Woher kommt es, daß dieſes trügeriſche

Digitized by Google

Spiel ſelbſt den, der es von natürlichen Urſachen ableitet, Anfangs mit Bangigkeit, ich möchte ſagen mit Entſetzen erfüllt? Dort, wo ſich der Sand hundert Meilen weit ausdehnt, wo weder Baum noch Strauch iſt', keine Spur von Waſſer, dort erſchienen uns auf einmal Gruppen von ſchlanken Bäumen, die einen ſtolz dahinfließenden Strom umſtanden, auf deſſen Wellen wir die Strahlen der Sonne ſpielen ſahen. Freundlich grün bedeckte Hügel tauchten auf und verſchwanden wieder; kleine Häuſer und Burgen mit trotzigen Mauern und Wällen wurden in den Wäldern ſichtbar, deren Stämme ſich wie dünne Halme im Wind hin und her bogen.

Wo blieb der Wüſte trübend Gelb? wohin ich ſchaue, blendend Licht!
Es iſt ein Schimmern, wie des Meers, das ſich an Algiers Küſten beicht.
Es blizt und brandet, wie ein Strom; es lecht breöher feucht und kühl.
Ein rieſ'ger Spiegel funkelt es; wach auf, es iſt vielleicht der Nil!

So weit wir auch gegen die Erſcheinung ritten, wir kamen ihr doch nicht näher. Alles ſchien vor uns Schritt für Schritt zurückzuweichen. — Lange ſtanden wir ſo und ſahen dem Zauber zu, und allmählig verlor ſich das Unheimliche, das im Anblick lag. Es war ein ſo reges Leben in dieſer Scheinlandſchaft, das Waſſer ſo glänzend, die Bäume ſo ſaftig grün, ſo ſtolz und ſchlank, wie ich ſie nie geſehen. Alles ſchien dort viel freundlicher, als in der wirklichen Welt, und zog uns ſo mächtig an, daß wir, die doch nicht der Durſt vorwärts trieb, dort Waſſer zu ſuchen, wo keines war, gerne fort und fort dem Spuk nachgejagt wären, und ſo wohl begreifen konnten, wie er den Verirrten, der verzweifelnd, mit brennendem Auge Waſſer und menſchliche Wohnungen zu ſehen glaubt, an ſich lockt, um ihn einſam verderben zu laſſen.

Langſam kehrten wir zu unſern Beduinen zurück, die nicht von der Stelle gegangen waren. Noch ſchauten wir oft zurück in die Wüſte, wo die Erſcheinung allmählig erblaßte und endlich zu einem Streifen zuſammenſchmolz, einem dünnen Rauche vergleichbar, der über die Fläche zieht.

Wir ritten noch eine gute Stunde durch tiefen Sand und erblickten endlich die Palmen wieder, die wir früher ſchon geſehen. Indeſſen waren wir ihnen bedeutend näher gerückt und ſahen nun bald auch zu unſerer Rechten den grünen Boden vom gelben Sand ſich ſcharf abgrenzen und dichte Wälder von Palmen erſcheinen. Ich ſprach ſchon früher davon, wie plötzlich man im Delta aus dem tiefen Sand in das fruchtbare Land tritt, das ſich wie die Ausläufer eines Berges bald in denſelben hinein erſtreckt und der Wüſte einen großen Raum ſtreitig macht, bald von dem Sande überwältigt wird und eben ſo weit zurückweicht. Die ganze Grenze des Delta's wird hier von einer weiten Schlangenlinie gebildet. Jezt traten unſere Pferde noch bis über die Feſſeln in tiefen Sand und die Sonne brannte glühend auf uns; gleich darauf ſtießen unſere Araber und die Kameeltreiber an der Spitze ein lautes, freudiges Hurrah aus; eine angenehme Kühle kam uns entgegen, und die Pferde ſchnaubten und ſchüttelten ſich munter, ſobald ihr Huf den weichen Raſen betrat, deſſen angenehmer Duft uns, die wir ihn ſo lange entbehrt, ungemein erquickte.

Wir hatten das Delta erreicht und ritten durch einen Palmenwald, in dem die Stämme dicht beiſammen ſtanden und von einer Größe waren, wie wir ſie bisher noch nicht geſehen. In den Zweigen trieben wilde Tauben und andere Vögel ihr luſtiges Spiel; in einem Kleefeld, deſſen wir zur Linken anſichtig wurden, ſtanden bei den Waſſergräben, die es durchſchnitten, langbeinige weiße Reiher und wandten nur den Kopf, ohne ſich durch unſern Lärm verſcheuchen zu laſſen. Kühe und Pferde graſten unter den Palmen und ſchienen verwundert unſere fremdartigen Geſtalten zu betrachten. Bald kamen wir auf eine grüne Fläche hinaus, welche an der einen Seite das Dorf Selahie, an der andern Palmenwälder und rechts ein ſchwacher Arm des Nil begrenzte. Wie wohl that uns das Grün der Bäume und der Glanz des langſam fließenden Waſſers! Ein Wanderer, der den ganzen Tag in glühender Sonnenhitze auf der ſtaubigen Landſtraße gewandelt iſt und kein Mittel gefunden, ſeinen glühenden Durſt zu löſchen, bis er Abends die Ebene verläßt und zwiſchen den Bergen, die er nun erſteigt, einen klaren Feisbach murmeln hört, nur ein ſolcher hat einen Begriff von der Freude, die uns durchſtrömte, als wir den Boden hinter uns hatten, der peſtartige Gerüche aushaucht, die Herz und Körper matt und krank machen, und nun hier geſunde Menſchen uns umſtanden, Menſchen, die, wenn auch in zerlumpter Tracht, uns doch munter anſahen und nicht mit dem unbeſchreiblichen Blick des Elends, wie unſere Reiſegefährten aus der Wüſte.

(Fortſeyung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Theater.

Iſt einmal der Sommer vorüber, ſo entwickeln die Theater wieder die größte Thätigkeit, und die Unternehmer thun, als ob die guten Pariſer noch immer nicht genug Schauſpiele hätten. Der Boulevard du Temple, welcher an mehrere von der arbeitenden Volksklaſſe bewohnte Reviere, an die Tempelvorſtadt, die Vorſtadt St. Antoine, die Straße St. Martin u. ſ. w. ſtößt, gilt ihnen für das gelobte Land der Schauſpielkunſt; hier befinden ſich auch mehr Theater, als man in drei oder vier bedeutenden Städten zuſammenbringen könnte. Da iſt erſtlich das Theater der Porte St. Martin, welches zweitauſend Zuſchauer faßt und alſo eines

Digitized by Google

der geräumigsten von Paris ist. Seinen alten Ruf hat es freilich verloren, und seine Truppe sowohl als seine Stücke beschäftigen die Theaterkritiker in den gelesensten Tagesblättern nur wenig. Alexander Dumas und andere berühmte Schriftsteller haben früher für dasselbe gearbeitet, aber jetzt wollen sie nur auf dem Théâtre français erscheinen. Sollte dieses Theater ihnen Schwierigkeiten machen, so können sie sich an's Odeon wenden, welches in diesen Tagen seine Vorstellungen beginnen soll und auf den Titel zweites Théâtre français Anspruch macht. Früher hatte die Porte St. Martin ein nicht übles Ballet und erregte deßwegen zuweilen die Eifersucht der großen Oper, welche sich gern das Monopol der Mimik angemaßt hätte. Diesen Vorzug vor andern Boulevardstheatern hat die Porte St. Martin verloren; es wird den keine neuen Ballete mehr daselbst gegeben, und ich glaube, die große Oper hat jetzt wirklich das ausschließliche Recht, große Ballete aufzuführen. Nur 50 Schritte weiter kommt man auf den Boulevards an das Ambigutheater, welches noch immer Melodramen gibt und bloß als Zugabe kleine Lustspiele oder Vaudevilles aufführt. Wieder 50 Schritte weiter befindet sich der Cirque olympique, in welchem die Reitertruppe im Winter spielt und daselbst ihre großen Vorstellungen gibt, die sie auf ihrer Sommerbühne in den Champs elysées nicht geben kann, da dieser Saal bloß für Bereiters- und Equilibristenkünste eingerichtet ist. Nicht fern vom Cirque olympique steht das Gaîtétheater, welches im Melodramenfache schon lange ein Nebenbuhler des Ambigutheaters ist und sich mit diesem in die Gunst des Volkes theilt, dem die abenteuerlichen Stücke, welche ihm hier aufgetischt werden, das willkommenste Schauspiel sind. Dicht daneben steht ein kleines Theater, Folies dramatiques, von welchem zwar nicht viel gesprochen wird, das aber doch sein eigenes Repertoire und folglich auch sein Publikum hat. Man sollte glauben, es seyen auf dem Boulevard du Temple eher zu viel Schauspiele, als zu wenig; aber ein Unternehmer scheint anderer Meinung gewesen zu seyn. Er hat so eben den kleinen Saal, in welchem ehemals die berüchtigte Madame Saqui ihre Seiltänzerkünste zum Besten gab, in einen Schauspielsaal umgewandelt und gibt kleine Vaudevilles, Possen und dergl. Einige hundert Schritte von Madame Saqui's Saale steht noch ein kleines Komödienhaus, das der Vorstadt St. Antoine. Auch dieses liegt am Boulevard, hat aber schon andere Zuschauer als die eben genannten, weil es dem stark bevölkerten Reviere der Straße St. Antoine und dem sogenannten Marais nahe liegt, das vor anderthalb Jahrhunderten das aristokratischste Stadtrevier war, jetzt aber meistens von Fabrikanten und kleinen Rentiers bewohnt wird. Doch welches Revier hat hier nicht seinen Schauspielsaal? Woran es fehlt, sind bloß zahlende Zuschauer und gute Stücke. Das Dichten von Dramen ist manchen Schriftstellern hier so geläufig geworden, daß sie gar nicht verlegen sind, in wenigen Tagen ein Stück für die Bühne zu liefern; aber das Publikum bekommt so viel zu sehen, und dieselben dramatischen Ideen werden ihm so oft wieder vor Augen gebracht, daß es die bunte Reihe von Vaudevilles gleichgültig vorüberziehen läßt; nur dann und wann taucht etwas Originelles auf.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Schinkel.

Die große Anzahl fürstlicher Schlösser, Kirchen, Thürme, welche durch Schinkel, oder unter seiner Leitung und nach seiner Angabe durch die ganze Monarchie neu erbaut oder restaurirt sind, — denn während des letzten Vierteljahrhunderts wurde kein öffentlicher Bau unternommen, der nicht durch seine Hände ging, von ihm gebilligt wurde — verwehren zwar die Zahl einer Werke, die zur Nachwelt von seinem schöpferischen Genius sprechen werden; aber seine durchgreifende Wirksamkeit ist eine andere. Seine Ideen, seine Kenntnisse, sein Feuereifer für alles Schöne bewirkten eine Revolution im Baugeschmack, der sich in hundert Richtungen hin erstreckt hat und in Fabriken und Gewerbsstuben nachhaltig ist. Die geschmackvolleren Formen unserer Tischler, selbst die Schablonen unserer Stubenmaler, die Kacheln unserer Töpfer in den Fayencehöfen sind der Nachhall von Schinkels Wirksamkeit. Das wird einst die Aufgabe seines Biographen seyn, nachzuweisen, wie die Ideen dieses einen Mannes, ohne daß Mancher es weiß, in's öffentliche Leben, ja in die Nothwendigkeit übergegangen sind. Der alte Schlendrian in unsern Gewerben hat Ideen und dem Streben nach Vervollkommnung zum in Schönen Platz machen müssen. Das bewußtlose Hinarbeiten nach dem Geleise und dem Letzten ihrer Väter ward unsern Handwerkern unmöglich gemacht, wo der Vergleich mit den Leistungen mit Bewußtseyn und Geschmack arbeitender Professionisten die rächende Kritik von selbst aufruft. Schinkel hatte das Glück, gleich dem bestrebtesten Schadow, tüchtige und talentvolle Jünger zu finden, die um ihn eine Kunstschule bildeten, welche für die Zukunft noch mehr verspricht, als bisher gestet ist. Schon ist auch eine große Anzahl der höhern Beamten im Baufach aus seinen Schülern hervorgegangen. — Dennoch sind seine Bauwerke, wie sie zur Erscheinung gekommen, nicht das, was Schinkel unter andern Umständen hätte leisten können. Er war ein glücklicher Genius, aber bei freierer Bewegung hätte dieser Genius noch Größeres und Vollendeteres zu Stande gebracht. Das Glück, welches ihm lächelte, brachte ihm auch Wunden bei, welche sein Geist nicht ganz verwand. Der Künstler hat schmerzliche Stunden in seinem glücklichen Leben gehabt. Möchten und ein König, wie Ludwig von Baiern, wäre ihm zu wünschen gewesen. Als mit der Thronbesteigung unseres Königs, der ihn verehrte und liebte, die reiche Laufbahn für seine Schöpfungskraft sich erst zu öffnen schien, mußte das Licht seines Geistes sich verdunkeln. So trübselig war der Zustand des Kranken, daß man seinen endlich erfolgten Tod als ein glückliches Ereignis preisen mußte. Friedrich Wilhelm der Dritte hat durch den richtigen Takt, der ihm angeboren, seine Regierung und sein Leben bezeichnete, seinem Staat und Volk viel Gutes bereitet und noch mehr Schlimmes abgewandt. Aber der Sinn für das Wahre und Rechte war mehr von dem Sinn für das wahre Schöne begleitet. Mit seinem Takt hatte auch er erkannt, daß Schinkel ein ausgezeichneter Mann sey, dem ein großer Wirkungskreis gebühre. Aber die freien Phantasieflüge des Künstlers konnte und wollte er nicht verfolgen. Der König kontrollirte den Dichter. So sind die meisten der Entwürfe des Architekten nur theilweise, verstümmelt in's Leben getreten, mehrere derselben in einer Art, daß der Künstler selbst sie lieber ganz zurückgenommen hätte. Er konnte seine Protestation an die Pfeiler der unvollendeten Schloßbrücke heften, seine an dem durch russisch-orientalische Thürmchen verunstalteten Dom, des Inhalts: das hab' ich nicht gewollt! Dem Urtheil bloßgestellt, erlaubten ihm die Verhältnisse nicht einmal, sich zu vertheidigen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 112 und Literarische Anzeige der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 4. November 1841.

Fremdling, laß deine Staute graſen! —
Dieß iſt die grünſte der Oaſen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Raſen,
Gleichwie inmitten von Topaſen
Ein grüner, funkelnder Smaragd.

Freiligrath.

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Salahie beſteht, wie alle arabiſchen Dörfer, aus Wohnungen, die kaum den Namen von Hütten verdienen. Auf vier roh aus Erde und Lehm aufgeführten Wänden liegt ein Dach von Palmenſtämmen, die, faſerig und leicht, durch aufgelegte Steine feſtgehalten werden. Da die Faulheit des Arabers die Hütte zu niedrig macht, als daß man darin ſtehen könnte, ſo vergrößern ſie ſpäter den Raum, indem ſie den Fußboden im Innern um einige Schuh tiefer graben. Von den öffentlichen Gebäuden, die ſich allenfalls in einem ſolchen Dorfe befinden, iſt nur das Haus, in welchem man die Steuern, das heißt Gerſte, Weizen und Reis aufbewahrt, dauerhafter und in beſſerem Styl gebaut. Die Moſchee dagegen iſt eine Halle von der Größe und Geſtalt, wie bei uns eine mittelmäßige Scheune. Von der Decke hängen ein paar hölzerne Lampen an Schnüren und zwei weiße Stäbe bezeichnen die Kebellinie, die Richtung nach Mecca. Der Fußboden iſt mit ſchlechten Matten oder alten Teppichen bedeckt, welche letztere dann gewöhnlich Vermächtniſſe Verſtorbener ſind, die den Teppich, auf dem ſie ihr ganzes Leben lang gebetet, auch noch nach ihrem Tode zu demſelben Zweck gebraucht wiſſen wollen.

Zu unſerer Verwunderung ſchienen wir nicht die einzigen Reiſenden, die hier ihr Lager aufgeſchlagen hatten. Auf der Wieſe vor dem Dorf ſtand ein großes Zelt und daneben ein kleineres, welches durch eine Art Gang mit jenem zuſammenhing. Vor dem Zelt lag einer der prächtigſten perſiſchen Teppiche ausgebreitet, die ich je geſehen; wahrſcheinlich wollte der Herr deſſelben noch die angenehme Kühle des Abends genießen. Einige Schwarze rückten Polſter zurecht; ein anderer hatte ein großes ſilbernes Nargile vor ſich, das er in langen Zügen anzurauchen verſuchte. Nach dieſem Wahrzeichen mußte der Herr des Zeltes ein Türke oder Araber ſeyn, und wir hatten uns nicht getäuſcht. Nicht lange, ſo zog ein ſehr gut gekleideter Diener die Vorhänge des Zeltes auseinander und ein ältlicher, aber ſehr ſchöner und ſtattlicher Mann, wie die höchſten Offiziere der egyptiſchen Armee gekleidet, trat heraus und ließ ſich auf dem Teppich nieder. Unſere Bedienten waren keine zwanzig Schritte davon beſchäftigt, die Zelte aufzuſchlagen, wobei wir in unſern europäiſchen Koſtümen halten, ein Anblick, der dem alten Herrn gewiß ſehr neu war, was er jedoch als ächter Muſelmann mit keiner Miene verrieth. Erſt nachdem er einige Züge aus ſeinem Nargile gethan und ein paar Taſſen Kaffee getrunken, winkte er einem der

Digitized by Google

Bedienten, die hinter ihm ſtanden. Ich ſtand den Zelten des Türken am nächſten und betrachtete mit untergeſchlagenen Armen die intereſſante Gruppe und die impoſante Figur des alten Mannes, und als der Bediente gegen mich kam, ſtellte ich mich ihm in den Weg, um ſeine Botſchaft abzufangen. Allein es ging mir wie dem Baſtard in der Jungfrau von Orleans: „er war an einen Würdigern geſendet,“ und ſchoß an mir vorbei, auf Baron T. zu, der neben dem Zelte ſtand. Indeſſen gehörte, beſonders für einen Muſelmann, keine prophetiſche Gabe dazu, den Chef unſerer Caravane zu erkennen; in vielen Fällen der Art zog die große Figur und ernſte Haltung des Barons die Abgeordneten gerade zu ihm hin, beſonders wenn er zu Pferde ſaß. Ich folgte dem Bedienten und hörte, wie unſer Dolmetſcher Giovanni einige arabiſche Worte, die ihm jener ſagte, ungefähr ſo überſetzte: „Mein Herr, der Ferik Paſcha Mehemed Alis, Muſapha, vormaliger Gouverneur von Kreta, bitter Gott, deinen Einzug hier zu ſegnen, und wünſcht zu wiſſen, wer du ſeyſt und welche Geſchäfte dich hieher führten?“ worauf ihm der Baron kürzlich unſere Reiſe beſchrieb und vorzüglich heraushob, wir ſeyen mit der egyptiſchen Armee, die uns morgen oder übermorgen folgen werde, von Gaza durch die Wüſte gezogen. Der Sklave zog ſich zurück und wir fuhren in unſern häuslichen Beſchäftigungen fort, luden die Kameele ab und feſſelten die Pferde, die ſich nicht weniger als wir über den Grasboden zu freuen ſchienen und ſich darauf herumwälzten.

Bald hatte ſich auch vor dem Zelt ein Markt gebildet, und wir kauften ſeit langer Zeit wieder um weniges Geld Hühner, friſche Eier, Butter und Milch. Was uns aber am allerangenehmſten ſchien und auch ſpäter immer am beſten ſchmeckte, war das Waſſer des Nils, das wir, obgleich es trübe war, köſtlich fanden.

Es war ein ſehr ſchöner Abend, und die durch die Palmen und das Waſſer abgekühlte Atmoſphäre kam uns gegen die Hitze der Wüſte wie die Luft eines ſchönen Frühlingsabends im Vaterlande vor. Die kleinen braunen Kinder der Araber ſpielten um und herum und erinnerten mich lebhaft an die Zeiten meiner Jugend, wo auch ich beim erſten Grün, das die graue Erde überzog, hinaus unter die Bäume eilte, um mich auf dem Raſen zu walzen und freudig zu jubeln; war es doch auch hier der erſte Frühlingstag nach einem ſchlimmen Winter, der uns freilich nicht die Erde mit Schnee überzogen, aber noch viel öder und erſtorbener gezeigt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Sklavin von Korfu.

(Fortſetzung.)

Pietro ſchaute traurig drein, beklagte in bittern Worten des Sohnes Loos, dem es nicht vergönnt ſeyn ſollte, das Glück dort zu ſuchen, wo es der innerlichen Ruhe und Zufriedenheit ſo ſchön und dauernd entblüht, und kam dann endlich zu dem Einwand, daß er zweifle, Luzio zu einer Vermählung beſtimmen zu können. — „Das laß meine Sorge ſeyn,“ tröſtete der Senator, „und wahrlich, es wäre mir wohl, wenn mich keine ſchwerere drückte.“ — „Wohl denn,“ ſagte Pietro, „ich füge mich, doch nicht etwa, weil ich dir Recht gäbe, ſondern weil ich nicht zu widerſtreben weiß. Mir graut innerlich vor euer kaltblütigen Berechnung, die zerriſſene Herzen eben nur als Zahlen in ihr Exempel ſetzt, und dabei fürchte ich ſehr, daß ihr am Ende dennoch mehr Unheil anrichtet als verhütet. Der Himmel wende es in ſeiner Gnade!“ — „Amen!“ ſchloß Baldo und ging; in der Vorhalle ſtand Luzios Diener Gianuzzo, der verſtohlen mit den Augen ihm zuwinkte, worauf der Senator, in ſeine Gondel ſteigend, zu ſich ſelber ſprach: „Wohl, er hat ſie geſehen, und der Felsblock rollt bergabwärts.“

Während auf ſolche Weiſe die zwei Alten in geheimnißvoller Unterredung über das Geſchick des theuren Jünglings ſprachen, ſchritten die finſtern Geſtalten edler Venetianer unter der Säulenhalle des Dogenpalaſtes gemeſſen hin und her, zu zweien und dreien mit ernſter, wichtiger Miene ein leiſes Geſpräch führend, und keiner wagend, die Stimme lauter zu erheben, als es juſt nothwendig ſchien, dem Nachbar ſich vernehmbar zu machen, ſo daß die Urtheile über die neueſte Oper, über die erwartete Sängerin oder über die leichtfüßige und leichtfertige Tänzerin mit eben ſo geheimnißvoller Zurückhaltung ausgeſprochen wurden, wie die Unterredungen über Staatshändel und gefährliche Ränke. Dieſem Treiben mit großen Augen zuſchauend, ſtand vor dem Streifen von weißen Steinplatten, welche die Grenze zwiſchen der Brühl * und dem Marcusplatz bezeichnen, ein junger Fremder, auf dem Haupte den Hut mit goldenen Treſſen und buntem Federſtuß, angethan mit dem hellen galonirten Leibrock, an den hohen Stiefeln die in Venedig überflüſſigſte aller Zierden, die ritterlichen Sporen, an der Seite den langen Degen zu Hieb und Stoß, des Deutſchen Lieblingswaffe und Abzeichen. Schon ſeit Wochen und nicht zum erſtenmal weilte er in der wunderſamen Stadt, deren himmelanſtrebende Rieſenbauten auf Pfahlwerk im Meeresſande fußen, und immer fragte er ſich wiederum, ob das Venedig ſey, die

* Broglio.

Digitized by Google

Stadt der finſtern Tage und der lampenhellen Nächte, von deren wahrchenhafter Pracht die Amme ſchon bei der Wiege ihm geſungen? Denn es wollte den jungen Kriegsmann ſchier bedünken, als ſey dieſes Leben öde und eintönig, ſchwarz, wie das Gewand der hochmüthigen Nobili. Er ſehnte ſich nach ſeinem flüchtigen Roß, deſſen Flanken preſſend er vor Kurzem erſt der lauten Meute auf der Fahrte des Hirſches gefolgt war, oder von dem getragen er auf dem weiten Blachfeld den Sperber geworfen hatte, und träumte von Krieg und Jagd, bis ihn, vom Marcusplatz her nahend, ſein Freund Luzio Moroſini aus dem Nachſinnen aufſtörte.

„Ihr hier, Herr Graf?“ fragte der junge Venetianer; „warum geſellt Ihr Euch nicht den Luſtwandlern unter den Bogengängen?“ — „Ich weiß ſchon, weßhalb,“ verſetzte der Deutſche; „nicht etwa, als ob ich mich fürchtete, wiewohl der Ort einer Behmſtätte gleicht, wo des Satans dunkle Tauben in Schwärmen ſich ſammeln —“ — „Bſt!“ unterbrach ihn Luzio und legte den Zeigefinger bedeutſam auf die feinlackirenden Lippen. — „Ja ſo,“ fuhr der Deutſche etwas leiſer fort, „die Galgenvögel am Rabenſtein trächzen doch noch, hier aber iſt Stille das erſte Geſetz. Doch wie geſagt, ich fürchte mich in allem Ernſte vor nichts anderm, als hinausgewieſen zu werden, und da mir ſo etwas in meinem ganzen Leben noch nicht widerfahren, ſo möchte ich's auch hier nicht verſuchen.“ — „Kommt, kommt,“ ſagte Luzio dagegen, „das Verbot trifft nur das gemeine Volk, am allerwenigſten aber einen fremden Edelmann, einen tapfern Krieger, welcher der erlauchten Republik ſchon ſo treffliche Dienſte geleiſtet. Ihr ſeyd ja, ſo zu ſagen, der Unſern einer, überdem, unſerer Verabredung nach, heute mir verfallen, und ich will Euer getreuer Schatten ſeyn.“ — „Auch gut,“ meinte Otto und machte ſich bereit, ſeinem Freund unter die Hallen des Dogenpalaſtes zu folgen, als dieſer, ſeinen Namen vernehmend, ſchnell ſich umwandte, um zu fragen, wer nach ihm begehre?

Hart an den weißen Steinplatten ſtand ein breitſchulteriger, kleiner Mann, in der gegen Luzio ausgeſtreckten Hand eine Rolle Papiere, und auf die raſch wiederholte Frage entgegnend: „Ich ſuche Euch, Herr, um mit Euch zu reden.“ — „Hier iſt nicht der Platz dazu,“ ſagte Luzio barſch, „wende dich an meinen Hausholmeiſter.“ — „Was hätt' ich mit dem zu ſchaffen?“ — „Er wird dich zur geeigneten Stunde beſtellen,“ ſprach Luzio ungeduldig; doch der Zudringliche fuhr gelaſſen fort: „Ganz recht, etwa auf den Sanct Nimmermehrstag oder auf Winterpfingſten; ich kenne das und habe keine Zeit, ſo lange zu warten, denn meine Sache hat Eile, und auf dem Verzuge ſteht Gefahr.“ — „Wer biſt du?“ — „Mein Geſicht iſt Euch bekannt, wenn Euch mein Name auch entfallen ſeyn mag. — Ich bin Beppo, der Gondolier, und die Moroſini waren von jeher, von Vater zu Sohn, unſere gnädigen Gönner und Beſchützer, unſere Vertreter vor Gericht, ſo oft es ſich fügte, daß wir uns gegen einen Großen und Mächtigen zu beſchweren hatten. Wollt Ihr es halten, wie Eure Vorfahren, Herr Luzio?“ — Der junge Nobile nickte, und Beppo ſprach weiter: „So nehmt denn dieſe Urkunden und befehlt Euerm Geſchäftsmann, die Klage einzuleiten.“ Luzio nahm, was jener ihm darreichte, und blätterte faſt gedankenlos in den Papieren, während Otto den Bittſteller in ſeiner ärmlichen, aber ſaubern Kleidung, mit ſeinen derben, gebräunten Zügen und ſeiner halb demüthigen, halb dummdreiſten Haltung genauer betrachtete. Der Gondolier hatte in ſeinem Ausdruck eine ſonderbare Miſchung von Einfalt und Schlauheit, von Redlichkeit und Falſchheit, von Furcht und frechem Trotz, wie der Deutſche ſie bei den Bauern ſeiner Heimath oft gefunden, nur daß die krauſen ſchwarzen Haare und die dunkeln Augen an nichts weniger, als an einen Sohn des grünen Schwabenlands gemahnten.

Mit einemmal fuhr Luzio auf: „Wie, Elender, du wagſt es, mir eine Klage gegen meinen vortrefflichen Oheim, den edeln Baldo da Ponte, zu übergeben?“ — „Ei, Herr Moroſini,“ verſetzte Beppo gleichmüthig, „ich meine eben, daß es ſich nur darum handelt, ob ich Recht oder Unrecht habe, gleichviel gegen wen?“ — Luzio wollte, roth vor Zorn und Ungeduld, noch etwas erwidern, aber Otto zog ihn mit ſich fort und flüſterte ihm zu: „Was erbost Ihr Euch doch ob des Gondoliers ungeſchliffenen Reden? Werft die Wiſche in's Feuer, und laßt dem Schuft einen guten Schilling aufſtreichen. So wenigſtens würd' ich's bei mir zu Hauſe halten.“ — Der Venetianer ſchüttelte das Haupt und antwortete erſt nach einer Weile: „Ihr verſteht das nicht, lieber Rechberg. Wir dürfen die Rückſicht gegen die Niedern eben ſo wenig und faſt weniger noch aus den Augen ſetzen, wie gegen die Hochgeſtellten; denn obſchon wenige nur in den Fall kommen dürften, uns zu nützen, beſonders mir, der ich nichts begehre, ſo kann doch jeder Bube nur allzuleicht mir oder den Meinen Schaden zufügen. Auch iſt dieſe Art von Patronat ein altes Herkommen, dem ich mich nicht entziehen darf.“ — „So wollt Ihr alſo den Streit gegen Euern Oheim anhängig machen?“ — „Daß ich ein Thor wäre, den freundlichſten und gütigſten meiner Verwandten ſo zu kränken! Nein, ich werde ſchon Mittel und Wege finden, die Sache beizulegen.“ — Die Beiden verloren ſich in's Gedräng der Luſtwandler, und da der Gondolier bemerkte, daß Luzio die Papiere in die Taſche ſeines Mantels barg, ſo ging er, über den Erfolg beruhigt, ſeines Wegs.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Schinkel. — Eisenbahnen.

Nur eines von Schinkels Werken ward vielleicht ganz fertig, und so, wie er es gedacht, trat es in's Leben: die Bauschule. Man sieht diesem Werke den Stempel der Vollendung an. Auch trifft dieses gerade am wenigsten der Vorwurf, den man seinen übrigen machen kann: daß er im Fener des Schaffens und im Ringen nach schönen und edlen Formen die klimatischen Verhältnisse und Zweckmäßigkeit nicht genug berücksichtigt habe. Dieß ist ein Gebäude, das den Stoffen des Landes, im Charakter desselben und zu seinen Zwecken erbaut. Alles das spricht seine Physiognomie aus. Fast fertig ist das Museum; eine Rotunde im Innern ist eine der schönsten, erhabensten und doch einfachsten Domhallen, die existiren. Im Aeußern unterblieben die Fresken, die Schinkel dafür gemalt. Er erlebte wohl, aber er erfuhr es nicht, daß jüngere Künstler unter Cornelius Leitung sie jetzt ausführten. Wer verlautet, bradyschigt unser König, in den Hallen dieses Museums dem edeln Todten ein Denkmal zu errichten. — Daß Schinkel ein Mann von tiefem Gemüth war, daß er seine bedeutende Stellung nur benutzt hat, Gutes zu fördern, ist allbekannt. Wird man es aber im Ausland glauben, daß ein Mann, durch dessen Hände alle Staatsbauten gingen, der so viele Schlösser und Paläste der Großen selbst erbaut, der überall zu Rath gezogen wurde, der entschied, ob ein Bau vorgenommen oder unterlassen werden solle, dem erblande Geschenke zuströmen mußten, daß Schinkel nicht reich gestorben ist? Ich will damit nicht sagen, daß er gar nichts gesammelt, nichts seiner Familie hinterlassen haben sollte; aber im Vergleich zu dem, was jeder Bauhandwerker in München sich verdienen kann für seine Arbeit zurücklegt, erscheint der Lohn, den Schinkel für seine Wissenschaft und Stellung im großen preußischen Staate davon getragen hat, nicht der Rede werth. — Ein Wunsch seines kräftigen Mannesalters: eine große gothische Kathedrale erbauen zu dürfen — nach dem Befreiungskriege war es in Anregung — ist nicht in Erfüllung gegangen, vielleicht zum Besten seines Rufes. Seine kleine gothische Kirche, die Werdersche, kommt in ihrer Art seinen großen Bauten im griechischen, italienischen und modernen Style nicht gleich. Ohnlüfter in München hat durch seine Kirche in der Au etwas erreicht, was damit viels leicht abgeschlossen bleiben sollte. Er hat bewiesen, daß es möglich ist, im Geist des Mittelalters zu bauen. Mit dieser erwiesenen Möglichkeit dürfen wir uns begnügen. Unsere Aufgabe heißt: vorwärts.

Die Hauptstädte Preußens und Sachsens sind nun durch eine Eisenbahn verbunden. Die vielbesprochene Riesaer ist als Anhaltsche Bahn fertig geworden, und der Erfolg beweist ihre Rothwendigkeit. Die Frequenz im ersten Monate übertraf jede Erwartung; es ist, ohne sanguinischen Hoffnungen sich hinzugeben, zu gewärtigen, daß sie in der Folge noch bedeutend anwachsen wird. Zwar muß der Winter den Personenbesuch mindern, der Waarentransport, welcher noch nicht vollständig eingerichtet ist, wird indeß die mögliche Mindereinnahme überflüssig decken. Man hat in Berlin keine Erdffnungsfeierlichkeit veranstaltet. Mit Recht; das freudige Ereignis hätte zugleich allzusehr trübe Erinnerungen hervorgerufen; denn die gegenwärtige Richtung, wie sie ist, kann wohl Entschuldigungen, aber keine Vertheidiger mehr finden. Die Nothwendigkeit, dennoch die alte Richtung nach Riesa als Zweigbahn wieder vorzunehmen, liegt zu Tage, und was man früher als einen Vortheil betrachtet, erscheint jetzt als ein Opfer, dem man nicht entgehen kann. Wo die Erwartungen so hoch gespannt waren, wird die Erfüllung noch immer Manches zu wünschen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Theater.

So ist jetzt auf dem Variététheater ein kleines Stück der liebt: l'inconsolable, das heißt die untröstliche Wittwe. Die junge Wittwe will nicht länger in einer Wohnung bleiben, welche ihr jeden Augenblick ihr verlorenes, unwiederbringliches verlorenes Glück in Erinnerung bringt. Sie will ausziehen; der Miethkontrakt ist abgelaufen und ein neuer Miethsmann findet sich ein, um Besitz von der Wohnung zu nehmen. Der Schmerz hat ihr aber nicht erlaubt, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; gerade wie Gellerts Dorinde:

Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was sie that, und ein entsetzlich Ach!
War alles, was sie sprach.

Es ist Essenszeit, und sie hat geschworen, nie wieder mit einem Manne zu Tische zu sitzen. Der Bediente des neuen Miethsmannes weiß aber Rath. Es findet sich ein sogenannter Ausgangstisch vor, wie man sie in den Speisesälen von Häusern hat, wo man zuweilen viele Gäste ladet. Der Tisch wird auseinander gezogen, so daß er die ganze Breite der Bühne einnimmt. Die Wittwe setzt sich an das eine Ende, der Miethsmann, natürlich ein Junggeselle, muß das andere einnehmen. Er bittet sie, von ihrem seligen Ehegatten zu erzählen; sie thut es herzlich gern, geberdet sich aber bei der Erzählung so heftig, daß sie den Tisch allmählig immander schiebt; feinerseits rückt auch der Fremde näher; der Tisch wird immer kürzer, zuletzt können sich die Beiden berühren. Der Junggeselle wird zärtlich, die Wittwe läßt sich trösten, und sie stehen als Braut und Bräutigam vom Tische auf. Man muß gestehen, daß Gellerts Fabel über den in Holz geschnitzten Ehemann ein komischeres Ende nimmt, als das Vaudeville die Untröstliche. Aber sein Gellert seine Fabeln gedichtet, oder ältern Erfindern nachgedichtet hat, sind die komischen Ideen seltener geworden, und es ist nicht mehr so leicht, wie zu seiner Zeit, neue Motive zu finden. Der lange Tisch nimmt sich jedoch drollig aus, und die Zuschauer, welche noch keiner Entwicklung einer dramatischen Handlung vermittelst eines Tisches zugesehen haben, nehmen damit einmal gerne vorlieb. Jetzt ist aber auch dieses Mittel verbraucht, und kein anderer Dichter wird sobald wieder einen Schreibtisch als komische Triebfeder brauchen können. — Der großen Oper geht es nicht wie den kleinen Bühnen; es fehlt ihr nicht an guten Stücken, desto mehr aber an Sängern, welche als Virtuosen ersten Ranges glänzen und deren Namen in ganz Europa erdint und gepriesen wird. Dieß ist es, was der großen Oper allen Noth thut; sie ist daher auch immer darauf aus, ein solches Wunder, sey es ein männliches oder ein weibliches, aufzufinden. Einen vortrefflichen Sänger besitzt die Oper an Duprez, aber so wenig eine Schwalbe den Sommer macht, so wenig macht ein Sänger die Oper. Die Direction sucht also fortwährend einen zweiten Virtuosen der Art, und ist auch bereit, falls sie ihn nicht schon völlig gebildet antreffen sollte, ihn in seiner ersten rauhen Hülle zu nehmen und auf ihre Kosten zum Virtuosen bilden zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 5. November 1841.

Alas, poor Romeo! he is stabbed with a white wench's black eye; the very pin of his heart cleft with the blind bow-boy's butshaft!

Shakespeare.

Die Sklavin von Korfu.

(Fortsetzung.)

Tausende von Lampen zauberten die Nacht zum Tage auf dem großen Kanal schwirrten die Gondeln durcheinander, dunkel und gelenkig wie Schwalben, die vor dem Nahen des Sturmes über dem Wasserspiegel hin und her streichen, den weiten Marcusplatz und die Hallen der Procuratien belebten dichtgedrängte Schaaren von Lustwandlern und Masken, und im Ridotto thronte König Pharao, einen zahlreichen Hof um sich versammelnd. Aus dem leichten Fahrzeuge sprangen Luzio und Otto, um sich in die Wogen des Gedränges zu stürzen; auf dem Kai stand ein Jüngling, welchen Luzio freudig begrüßte. „Willkommen, willkommen, Luigi!" rief er, „es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben." — „Dennoch habe ich deiner immerdar gedacht," versetzte Luigi Contareno, „und das will ich dir auch beweisen. Aber du blickst so zerstreut umher! Was suchst du?" — „Nichts, Luigi, nichts. Wie geht es dir? Was thust du, daß Niemand mehr dich sieht?" — „Du sollst es erfahren," versetzte Contareno leise; „komm zu mir um—"

Ohne ihn ausreden zu lassen, sprang Luzio wie ein Wahnsinniger davon, so daß weder Luigi noch Otto wußten, was dieß zu bedeuten habe, bis sie sahen, wie er seinen Diener Gianuzzo beim Ohr packte und zauste, den er im Gedräng plötzlich wahrgenommen. „Find' ich dich endlich, elender Tagdieb?" schrie der erboste Gebieter dem Knecht zu; „wo bist du herumgefahren, du Schwärmer? Seit dem Morgen habe ich dich mit keinem Auge mehr erblickt. Hast du meine Aufträge vollführt? Sprich!" — Die Freunde waren herzugetreten und Otto sagte begütigend: „Aber so laß den Burschen doch los." Ohne darauf zu hören, schüttelte Luzio den Diener heftig hin und her und schrie immer fort: „Sprich, sprich, sprich! —" — „Ei, wenn er sprechen soll, so gönne ihm Zeit. Du beträgst dich ja wie ein Verliebter." — „Verliebt?" fragte Luzio entgegen, ohne Gianuzzo loszulassen; „du hast gut reden, du hast sie nicht gesehen." — „Wen denn?" — „Was fragt Ihr auch, Herr Contareno?" fiel Otto ihm in die Rede; „wir können uns die Reize der unbekannten Huldin leichtlich einbilden, und wollen dem guten Fant die Beschreibung schenken. Weiße Haut, etwa noch blaue Augen, und —" — „Nichts von allem dem!" rief Luzio; „sie gleicht einer wundervollen, liebeathmenden Lenznacht, so dunkel glänzt die Fülle ihrer reichen Locken, so schwarz glühen ihre Augensterne, und dem Vollmond gleich strahlt durch diese entzückende Finsterniß ihr liebliches Antlitz, von zartem Morgenroth angehaucht." — „Nun, und wie heißt sie?" — „Ich werde

Digitized by Google

wahnſinnig," rief Luzio, „daß ich es von dieſem ungetreuen Boten nicht erfahren kann. Willſt du reden, Schurke?" — Bedächtig ſagte Gianuzzo: „Ihr laßt mir ja nicht Luft genug zum Athmen, geſchweige denn zum Reden." — „Du machſt mich raſend; mit dieſem Aufwand von Athem hättеſt du mir Alles ſagen können, was ich wiſſen muß. Sprich, oder ich erwürge dich!" — Der Diener begann auf's Neue: „Das Haus —" — „Bärenhäuter von Bergamo!" unterbrach ihn wieder ſein Gebieter; „ich frage nach der Dame und du ſprichſt vom Haus!"

Otto und Luigi ermahnten nochmals den Ungeduldigen, ſeinen Boten reden zu laſſen, wenn er etwas berichten ſolle, und nachdem ſie nicht ohne große Mühe Gianuzzo's Kehle von der würgenden Fauſt befreit, ſprach dieſer in geflügelten Worten: „Das Haus, oder wenn Ihr es lieber hört, der Palaſt, gehört dem reichen und edlen Herrn Marcantonio Faledro, der zwar ein Wittwer iſt, dafür aber eine ſchöne Tochter hat, ein Püppchen von fünfzehn Jahren, eine Erbin von zehnmal ſo viel Zechinen, als dieſe Jahre Tage zählen —" — „Genug, genug!" rief Luzio. — „Glaub's wohl," fuhr Gianuzzo fort; „ich für mein Theil wäre allenfalls mit dem doppelten Alter und der halben Mitgift überzufrieden. Ferner —" — „Schweig, Schwätzer!" herrſchte der Gebieter ihm zu, und ein kaum verſtändliches: „Auch gut!" zwiſchen den Zähnen murmelnd, trollte der Bergameſe ſich fort, um Baldo da Ponte Bericht zu erſtatten, wie meiſterlich er es verſtanden, Luzio durch ſeine träge Langſamkeit und übertriebene Bedächtigkeit dermaßen zu Zorn und Ungeduld zu reizen, daß dieſer ihn nur zu halben Worten kommen laſſen und ſich mithin alle Folgen eines etwaigen Mißverſtändniſſes ſelber zuſchreiben müſſe.

Luzio wiederholte indeſſen immer und immer wieder in Gedanken den Namen Faledro, als fürchte er, den wohlbekannten zu vergeſſen, während Otto davon ſprach, in den Ridotto einzutreten, und Luigi leiſe und dringend ihn bat, um Mitternacht ſich bei ihm einzufinden. „Es wird mir nicht möglich ſeyn," verſetzte Moroſini ablehnend. — „Du darfſt nicht fehlen," fuhr der Andere noch dringender fort; „es gilt kein Gelag, ſondern ernſte Dinge." — „Für mich gibt es von Stund' an nichts Ernſtes mehr, als das, was ihr Andern Tand heißt." — „Du wirſt einige junge Freunde finden." — „Ich ſehne mich nach der Freundin." — „Es handelt ſich um des Vaterlandes Wohl." — „Was nicht deines Amtes iſt, davon laß deinen Fürwitz." — „Wie habe ich mich doch in dir getäuſcht! nichts fehlt, als daß du noch hingehſt und uns verräthſt," ſchloß Contareno, wandte den Rücken und ging trotzig von dannen. Luzio ſchüttelte das Haupt, bedauerte des Freundes Verblendung, welche durch den ausgeſprochenen Verdacht ihn kränkte, und folgte faſt unwillkürlich dem Deutſchen zum Redoutenſaal, in welchem das Wogen und Drängen der Menge nicht ganz ſo heftig war, als draußen im Freien; nur die Pharotiſche waren von dichten Schwärmen umgeben.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Der Paſcha, der aus einer gewaltig langen Pfeife große Rauchwolken in die Luft ſchickte, ſchien unſere Pferde ſeiner Aufmerkſamkeit zu würdigen; ſeine Blicke folgten allen ihren Bewegungen mit großem Intereſſe; ja, als das kleine, neugierige Fohlen, das wie gewöhnlich, ſobald es ſeiner Bande entledigt war, um die Zelte zog, ihm einmal ſehr nahe kam, wiegte er wohlgefällig lächelnd ſein graues Haupt und verſuchte es zu ſtreicheln; aber der Wildfang entfloh ihm in luſtigen Sprüngen. Ich machte einen kleinen Spaziergang durch das Dorf, und als ich zurückkam, ſaßen der Baron und der engliſche Kapitän beim Paſcha, mit dem ſie ſich eifrig über Pferde unterhielten. Der Paſcha wollte vermuthlich ſeinen Reichthum zeigen und ließ ſeinen ganzen Marſtall vorreiten. Derſelbe beſtand aus zwei Stuten und vier Hengſten, ſtarke, kraftige Thiere, aber von keiner eigentlichen Race; es war das Blut des Arabers, mit dem des egyptiſchen Pferdes gemiſcht. Sie hatten einen edel geformten Kopf und eine gute Croupe, waren aber dabei ſo fett, wie alle Erzeugniſſe des Delta. Die Sais ritten ſie ohne Sattel, zuerſt im Schritt, dann im Galopp, zuletzt im Carriere vorbei. Die Reiter ſaßen auf den dicken, glatten Pferden recht gut; doch hatten ſie ihnen einen Riemen um den Hals gelegt, woran ſie ſich beim ſchnellen Pariren feſthielten, was ſehr klug war; denn ich bin überzeugt, daß die ſchweren Thiere den beſten Reiter aus dem Sitz gebracht hätten.

Der Paſcha ſchien mit Vergnügen die Lobſprüche entgegen zu nehmen, die ihm ſeine Herrn über ſeine Pferde ſpendeten, und als ſie ſich beurlaubten, folgte ihnen einer der Diener Muſtaphas, der uns Alle auf ſieben Uhr zum Abendeſſen einlud. Wir fanden uns pünktlich ein, und da es ſchon anfing zu dunkeln, hatte der Paſcha rings ſein Zelt ſchließen laſſen und Lichter in demſelben angezündet. Es war von grüner doppelter Leinwand, rund und weit geräumiger, als das unſrige; an der Zeltſtange, die in der Mitte ſtand und das ſpitze Dach trug, hing des Paſchas Säbel und ſeine Piſtolen; auf dem Boden ſaß er ſelbſt, dem Zelteingang gegenüber,

Digitized by Google

auf einem sehr schönen Teppich, der den ganzen Raum einnahm. Mit einer Handbewegung lud er uns zum Sitzen ein, und wir ließen uns im Kreise nieder. Stets hatten wir große Noth mit unserm Dolmetscher Giovanni, der nur Arabisch, etwas weniges Türkisch und ein Gemisch von Französisch und Italienisch sprach. Trotz dem wollte er, wenn wir bei vornehmen Türken zum Besuche waren, nicht zurückbleiben; er sah es als einen Schimpf für sich an, wenn sein Herr von andern Dolmetschern bedient wurde. Auch heute Abend stand er an der Zelttür, um sein Amt zu versehen; es wies sich aber aus, daß der Pascha nur türkisch sprach, und so mußte uns dessen Dragoman seine Worte in's Französische übersetzen, wodurch die Unterhaltung leidlich von Statten ging. Doch kaum hatte sich, als einmal im Gespräch eine Pause eingetreten war, der Dolmetscher etwas zurückgezogen, so hatte auch Giovanni ein Auskunftmittel gefunden, um am Gespräche Theil nehmen zu können. Als dieses wieder begann, sprach der Pascha mit seinem Diener türkisch, dieser übersetzte es unserm Giovanni in's Arabische, und dieser gab es uns in gräßlichen Brocken von Italienisch und Französisch wieder. Es dauerte lange, bis diese Uebersetzungsmaschine recht in Gang kam, und man kann sich denken, wie viel gegenseitig verloren ging, bevor es an die rechte Behörde gelangte.

Gleich bei unserem Eintritt bot man uns Kaffee und lange Pfeifen an, und ungefähr eine Stunde darauf, um acht Uhr, schien das Souper mit einem kleinen Vorspiel, bestehend aus geschalten Mandeln, geschnittenen Aepfeln, Rosinen, Datteln und getrockneten Feigen, den Anfang nehmen zu wollen. Auch wurde in kleinen Tassen Raki oder Dattelbranntwein präsentirt. Daß weder von Tellern, noch von Messer und Gabel die Rede war, brauche ich nicht zu erwähnen. Der Tisch bestand, wie immer, aus einer großen, runden, kupfernen Platte, die auf einem fußhohen Untersatze auf der Erde stand. Anfangs bemühten wir uns Alle, so anständig wie möglich zu sitzen, das heißt, mit untergeschlagenen Beinen oder wenigstens knieend. Es freute den alten Pascha ungemein, wenn er sah, wie wir so oft unsere Stellung wechselten, und er lachte jedesmal herzlich darüber.

Wir hatten den Tag über fast gar nichts gegessen, und da wir nun zu sechs die kleinen Schüsselchen herzhaft angriffen, waren sie bald geleert, wurden aber noch viel schneller durch die hinter uns stehenden Diener aus großen Körben wieder gefüllt. Nachdem dieß mehrmals geschehen war, wurde der erste Gang mit einer zweiten Lage von Dattelbranntwein geschlossen, dann wieder Pfeifen und Kaffee gebracht, und die Unterhaltung begann von Neuem, viel lebhafter als früher, aber auch, da sie durch zwei Dolmetscher ging, viel zerrissener. Der Pascha, der auf der Brust das Nischah seiner Würde, einen großen Brillantstern, trug, wurde sehr redselig, wozu wohl der Raki das Seinige beitragen mochte, und ließ uns unter Anderm sagen, obgleich er Türke sey und unter den Befehlen Mahmuds II. Gouverneur von Creta gewesen, so sollen wir doch nicht glauben, daß er verrätherischerweise zu Mehemed Ali übergegangen; er sey nur, als Creta zum egyptischen Paschalik geschlagen worden, Gouverneur geblieben und habe so den Herrn gewechselt. Bei der jetzigen Umwälzung der Dinge habe ihn Mehemed Ali behalten, ihm ein Kommando in der Armee gegeben und gegenwärtig sey er hier in Salahie mit großen Vorräthen an Fourage und Lebensmitteln, um sie an die Kolonnen der egyptischen Armee, die von Gaza heraberkämen, zu vertheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Candia. — Poultier. — Rubini.

Vor einigen Jahren glaubte die große Oper den gesuchten Schatz endlich gefunden zu haben. Der Gentilhomme Candia schien ganz und gar einen ächten Virtuosen in sich zu fassen; es kam nur darauf an, ihn heraus zu arbeiten, und aus dem Edelmann einen Sänger zu bilden, was nicht so leicht ist, als aus einem Sänger einen Edelmann zu machen. Candia bekam Unterricht; alle Zeitungen sprachen von der Wunderstimme, welche der fremde Herr besitzen solle, der die Gewogenheit gehabt, den Adelstoll bei Seite zu lassen, und lieber ein vortrefflicher Sänger werden, als ein unbedeutender Edelmann bleiben wolle. Man sah mit Ungeduld dem Auftreten des neuen Virtuosen entgegen. Candia trat endlich auf, entsprach aber leider der allgemeinen Erwartung nicht. Seine natürlichen Anlagen und seine schöne Stimme verkannte man keineswegs, aber die Kunst hatte der Natur wenig nachgeholfen; er machte Vergnügen, aber die Zubörer zur Bewunderung hinzureißen vermochte er nicht. Candia ging zur italienischen Oper über, und hier gefällt er noch immer; als ein Wunder der Natur und Kunst wird er jedoch von Niemand mehr angesehen. — Vor Kurzem ist das Pusillum wieder auf ähnliche Art getäuscht worden. Man hatte an einem genuinen Aufwärter bei einem Schenkwirthe in Rouen eine ungewöhnlich schöne Stimme und große Anlagen zu einem ausgezeichneten Sänger erkannt. Der Mann hatte den Drang gefühlt, sich einmal in einem Konzerte hören zu lassen, und war mit großem Beifall aufgenommen worden. Seitdem sprach man viel vom merkwürdigen Kellner Poultier; dieser hatte auch bald alle Neigung zu seinem Gewerbe verloren und strebte nach Höherem. Er kam nach Paris; die Operndirektion nahm ihn auf und suchte ihn zum Opernsänger zu bilden. Man war aber etwas zu eilig. Poultier hatte zwar eine schöne Stimme, damit ist es aber noch nicht gethan, und ein Kellner steht der Oper zu fern, als daß er so bald begriffen könnte, wie viel dazu gehört, um in einer Rossinischen Oper dem gebildeten, eleganten Pariser Publikum zu

Digitized by Google

gefallen. Man ließ ihm nur etwa sechzehn Monate Zeit, um sich vorzubereiten, und neulich mußte er zum erstenmale in der Oper Wilhelm Tell auftreten. Es soll ihn eine solche Angst angewandelt haben, daß ihm Hören und Sehen verging und er kaum wußte, wie er sich auf der Bühne benehmen solle. Man hatte zum Glück Nachsicht mit ihm, sprach ihm durch Beifallklatschen Muth ein und munterte ihn beständig auf. Dieß half ein wenig; aber dennoch blieb er das erstemal, da der Saal voll von glänzender Gesellschaft war, sehr befangen. Auf die Stimme für aber die Furcht gewöhnlich noch stärkern Einfluß, als auf das Spiel. Man war mit ihm nicht zufrieden, und als er das zweitemal auftrat, war der Saal bei weitem nicht so voll. Dießmal sang der vormalige Kellner weit besser, und wäre Niemand im Saale gewesen, so hätte er vielleicht noch besser gesungen. Seitdem ist er mehrmals aufgetreten. Man läugnet gar nicht, daß sehr viel dazu gehört, um es so weit zu bringen, wie Poultier, und daß unter tausend Kellnern es ihm keiner gleich thun würde. Dabei aber kann man sich nicht verhehlen, daß ihm noch sehr viel zu einem gebildeten Virtuosen fehlt, und daß die Direktion ihn viel zu früh produzirt hat. Man hat ihm in den Zeitungen Muster vorgehalten wie Rubini und Duprez, welche zwanzig Jahre lang gearbeitet haben, bis es ihnen gelungen ist, ächte Gesangeotriusen zu werden. Studirt er nicht sehr fleißig, so wird er wohl an der Oper bleiben können, aber kein Primo Tenore werden. — Den unvergleichlichen Rubini hofft die italienische Oper diesen Winter, wenigstens für einige Zeit, wieder zu bekommen. Die Unruhen in Spanien, welche andererseits leider Unheil genug stiften, haben doch das Gute, daß sie Rubini verhindern, sich dorthin zu begeben. Man hatte sich darauf gefaßt gemacht, ihn diesen Winter zu entbehren, und sein Nachfolger ist bereits angekommen. Von diesem sagt man übrigens auch viel Gutes.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, October.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnen.

Daß man noch sieben Stunden bis Leipzig braucht, daß man nicht in einem Tage bis Dresden kann, daß man nicht in einem Tage nach Leipzig und zurückkommt, denkt Vielen ein unerträglicher Mangel. Ich erinnere Sie an die charakteristische Anekdote, die nicht besser erfunden werden konnte, um den kritischen Charakter der Berliner zu bezeichnen. Nach der ersten Dampffahrt nach Potsdam zog Einer die Uhr und sprach mit dem ergrämtesten Gesichte: „Ein Skandal! Fünfundvierzig Minuten gefahren!“ Entnehmen wir das eine Gute daraus: auch das Publikum ist dahin gekommen, es hat die Lust am Schnellthun überwunden, es will vorwärts. Auch die Post regt sich und will das Ihre thun, nicht zurück zu bleiben. Ja noch einmal wagt sie einen Wettlauf mit den Eisenbahnen, und dieselbst einen glücklichen. Die Einrichtung der Bahnhöfe kann natürlich nicht einen Jeden Wünschen genügen. Mag es seyn, daß Eigensinn dabei im Spiele ist, jedoch wird es noch Jahre dauern, bis das neue Institut so eingerichtet ist, daß die Abfahrts- und Ankunftsstunden den Bedürfnissen des ganzen Publikums genügen. Die Schwierigkeit, mit den neu hinzukommenden Bahnen zu quadriren, wird immer größer werden. Jetzt, wer möchte es glauben? hat die Post einen neuen Schnellpostkursus nach Leipzig eröffnet. Um acht Uhr Abends fährt man ab und ist, für den billigen Preis von fünf Thalern, früh am nächsten Morgen in Leipzig. Während der Messe war dieß für den Handeltreibenden eine erwünschte Gelegenheit; er konnte am Vormittag in Leipzig seine Geschäfte abmachen und mit dem Nachmittagsbahnzuge am Abend wieder in Berlin seyn, und hatte zu dem Geschäfte nicht volle 24 Stunden und keine Ausgabe für ein Nachtquartier gebraucht. Für die Zukunft muß sich das natürlich anders arrangiren; der Wetteifer im Kraftaufgebot ist aber immer ein erfreulicher.

Einzelne Verspätungen der Bahnzüge sollte man nicht so bitter rügen, als es geschieht. Auch die beste Armee muß einexerzirt werden. Die massenhafte Erscheinung ist aber so neu, daß ein vollständiges Zueinandergreifen auf Minuten noch lange nicht gefordert werden kann. Der Grundsatz, den die Direktion sich gestellt: daß zuerst auf die Sicherheit gesehen werden muß, ist nur zu billigen. Sollte die Erfindung einer bewegenden Kraft durch Elektromagnetismus sich bewähren und zur Anwendung kommen, so dürfte dieserhalb noch mehr Vorsicht angewandt werden. Nur gegen die physikalische Anwendung gewisser administrativer Normen, die von seiner Wesenheit sind und das Gesetz vorlegen, kann die Opposition nicht scharf genug seyn. Es ist ein steifes, aus dem Volkswillen hervorgegangenes Institut; es ist nicht dadamit man dem Publikum Vorschriften und Gesetze gebe, sondern der öffentlichen Stimme sich füge. Dahin rechnen wir das zu ängstliche Ueberwachen, daß Niemand ein Pfund Gepäck mehr mitnehme, daß keine einzelne Verwechselung der Plätze stattfinde, daß die Klassen streng gesonceri bleiben. Allgemeine Vorschriften sind freilich deßhalb nöthig, aber nicht das peinliche Festhalten in einzelnen Fällen. Die Absperrung der Abfahrenden in besondere Zimmer, damit ja keine Kommunikation zwischen den zu verschiedenen Preisen Fahrenden stattfinde, das Zurückweisen der Angehörigen bei der Begleitung, damit ja nicht einmal ein Unbefugter sich in einen Wagen einschleiche (aus dem er doch auf der nächsten Station fortgewiesen würde), das Abwehren der Zuschauer, welche die Ankommenden in Augenschein nehmen wollen, alles das stimmt nicht zu dem großartigen und populären Charakter eines solchen Instituts. Bei einer der ersten Tagfahrten von Leipzig der verspätete sich der Zug. Er blieb gegen sechs Stunden in der Gegend von Trebbin stecken. Allerdings ein verdrießlicher Unfall für den, welchen er traf; aber er wurde genügend erklärt durch den Irrthum eines Beamten, welcher ein Signal falsch verstanden und falsch weiter gegeben hatte. Statt zu lesen: „Der Feuer ist ausgegangen; derbei eine neue Lokomotive!“ las er: „Alles in Ordnung.“ und gab es so weiter. Also kann die jedenfalls erwartete Lokomotive nicht aus Berlin, und man mußte endlich von Wärter zu Wärterposten mündlich die nöthige Kunde schicken. Das ist ein menschlicher Fehler, welcher überall vorkommen kann. Aber es war ein streng zu rügender Fehler, daß man, als das Uebel geschehen war, es bloß machte, indem man die Wagen verschlossen und die Passagiere eingesperrt ließ. Wenn es auch in der guten Absicht geschah, die Ordnung zu erhalten, so hatte man doch dazu kein Recht mehr, wo die Ordnung einmal von Seiten der Anstalt gebrochen war. Was wäre es für ein großes Unglück gewesen, wenn Einzelne die Unordnung und Verwirrung sich zu Nutz gemacht und beim Wiedereinsteigen in dessere Wagen sich gesetzt hätten? Eine Bagatelle jedenfalls gegen eine Freiheitsberaubung sechs Stunden lang.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 6. November 1841.

— Quæ comœdia, mimus
Quis melior plorante gula?
Juvenal:

Briefe aus Syrien.

(Fortsetzung.)

Es war neun Uhr, als der zweite Gang des Abendessens erschien, dem wir sehr hungrig entgegen sahen. Er bestand aus geschälten harten Eiern, eingemachtem Geflügel, kleinen getrockneten Nilfischen und dergleichen mehr. Mich hatte das Sitzen auf den untergeschlagenen Beinen und Knieen so entsetzlich müde gemacht, daß mir in dieser Stellung ferner kein Bissen geschmeckt hätte, weßhalb ich die Debors gröblich verletzte und mich der Länge nach auf den Bauch hinlegte, so daß meine Füße die Zeltwand berührten und mein Kopf in angenehmer Entfernung über den aufgetragenen Schüsseln schwebte. Der Pascha brach bei diesem Anblick in ein unauslöschliches Gelächter aus und ermunterte die Andern, es mir nachzuthun, weil er ihnen wohl ansah, wie viel Gewalt sie sich antharen, was sie sich auch, mit Ausnahme des Barons, nicht zweimal sagen ließen. Der Baron konnte Stunden lang knieen, ohne müde zu werden.

So wurde es zehn Uhr, und da kein neues Gericht erschien, sondern die Bedienten die leer werdenden Schüsseln immer wieder mit Fischen und den andern alten Speisen füllten, so besorgten wir, das Souper möchte zu Ende seyn, und dann wäre es für uns, die wir den ganzen Tag geritten und gehungert, ausnehmend frugal gewesen. Da wir nicht zu fürchten hatten, vom Pascha verstanden zu werden, so äußerten wir laut unsere Besorgnisse, was zu sehr lächerlichen Scenen Anlaß gab. Wenn ich zu dem neben mir Liegenden sagte: „ich glaube wahrhaftig, der alte Herr denkt, wir haben genug an Eiern und getrockneten Früchten," so nickte der Pascha, der uns aufmerksam zuhörte, lächelnd mit dem Kopf und machte eine Bewegung mit der Hand nach Brust und Stirn, als hätten wir ihm ein Compliment gemacht. Der Einzige, der noch auf ein solides Gericht hoffte, war der englische Kapitän; er verwarf daher auch unsern Vorschlag, von Giovanni in unserm Zelt einen kräftigen Reisbrei fertigen zu lassen, der uns zu Hause für die Früchte und Eier schadlos halten sollte. Er behauptete, es müsse bald ein Hauptschlag geschehen, das heißt, ein Hauptgericht erscheinen, und doch strich der alte Gouverneur von Creta seinen wallenden Bart und wischte sich mit einem gestickten Mousselintuch die Hühnerbrühe ab, die seine Finger bis zum zweiten Gelenk bedeckte. Es wurde eilf Uhr; aus Ungeduld tranken wir beständig Dattelbranntwein, der in großer Menge gereicht wurde und dessen Geist wir dann wieder durch starken Kaffee und Tabak niederschlugen. Auch griffen wir, da an ein weiteres Gericht gar nicht mehr zu denken war, wieder zu den

Digitized by Google

vorhin verſchmähten Schüſſeln mit Eiern und Früchten und leerten ſie, wobei beſonders unſer Maler ſehr traurige Betrachtungen anſtellte. Nun erſchienen zwei Diener und trugen die kupferne Tiſchplatte hinaus. Jetzt glaubte ſelbſt der Kapitän, daß Alles vorbei ſey, und Baron T. fing ſchon an, unſerm Dolmetſcher eine Dankſagung für das treffliche Souper in den Mund zu legen, als ſich die Zeltthüre weit von einander that und die Tiſchplatte wieder erſchien, beladen mit einem gebratenen Lamm, das den angenehmſten Duft verbreitete. Nie iſt ein Oſterlamm mit mehr Ehrerbietung empfangen worden; es war rührend anzuſehen, wie ſich alle Geſichter ringsum aufklärten, was auch der Paſcha zu bemerken ſchien und freundlich dazu lächelte. Jetzt erſchien ein Diener, den wir bisher nicht geſehen, und Giovanni ſagte uns, es ſey der Koch, der das Lamm zerlegen und mit eigenen Augen ſehen wolle, wie das Gericht, an dem er ſeine ganze Kunſt erſchöpft, den Gäſten ſchmecke. Das Tranchiren ging ſehr einfach von ſtatten: er ſtreifte ſeine Hemdärmel bis zum Ellbogen in die Höhe, nahm dann von den Rippen zu beiden Seiten des Thieres, ſo viel er faſſen konnte, und riß ſie von einander, ſo den Bauch öffnend, worin ein wahrer Schatz vergraben lag, ein ſüßer Pilau, mit Kaſtanien und Roſinen gewürzt. Darauf riß er mit unglaublicher Geſchicklichkeit von den Schenkeln, dem Rücken und dem Halſe des Thieres Stücke Fleiſch ab, die er vor uns hinlegte, ſo wie auch große Haufen des Pilau, den er mit den Händen aus dem Bauche des Thiers ſchaufelte.

Und wir erboben die Hände zum leckerbereiteten Mahle,

griffen herzhaft zu, und nicht eher wurde wieder ein Wort geſprochen, bis der größte Theil des Lammes vertilgt war. Den Reſt nahm der Koch wieder hinaus und gab es draußen den Bedienten. Vom Pilau, den der Paſcha vor ſich hatte, drehte er am Ende der Mahlzeit zwei große Kugeln, die er dem Baron und dem Kapitan, als den höchſten in der Geſellſchaft, eigenhändig in den Mund ſteckte. Freilich eine große Ehre, um die wir ſie aber nicht ſehr beneideten. Darauf kamen noch kleine Schüſſelchen mit Confitüren und ſüßen Sachen, denen ich aber im Orient nie Geſchmack abgewinnen konnte; ſie ſind meiſtens ſehr fett und widerlich ſüß.

Der letzte Akt des Soupers hatte uns Alle in heitere Stimmung verſetzt, und wir thaten dem Paſcha den Gefallen, recht viel von ſeinem Raki zu trinken, den er uns oft mit eigener Hand credenzte. Es war ungefähr ein Uhr geworden, als wir aufſtanden und uns mit vielen Dankſagungen von dem alten Herrn beurlaubten, der uns mit ſeinen beſten Segenswünſchen entließ.

(Fortſetzung folgt.)

Die Sklavin von Korfu.

(Fortſetzung.)

Baldo und Pietro waren, ihrer Verabredung gemäß, zuſammengetroffen. Letzterer brachte die Nachricht, daß Faledro den vorläufigen Schritten mit der größten Bereitwilligkeit entgegengekommen ſey, und äußerte dabei von Neuem die alten Bedenklichkeiten wegen eines möglichen Widerſtandes von Seiten Luzios, worüber der Senator nur ſtill in ſich hineinlächelte, weil des beſtochenen Gianuzio Bericht ihn ſeiner Sache ganz ſicher gemacht hatte. „Ich ſtehe dafür,“ ſagte er, „daß, inſofern morgen früh ſchon die Verlobung ſtattfindet, am Abend noch die Vermählung alle Wünſche krönt.“ — Pietro horchte hoch auf, und hätte gar zu gern ein Näheres vernommen, wenn nicht eben ſein Sohn hereingetreten wäre, der ſeinen deutſchen Freund am Spieltiſch verlaſſen hatte und gedankenvoll umherirrte. Baldo reichte dem Neffen traulich die Hand, fragte nach ſeinem Wohlergehen, redete dieß und jenes und nahm der Gelegenheit wahr, Pietro leiſe zu bitten, er möge wie durch Zufall Faledro in die Nähe zu bringen ſuchen, worauf dieſer ſich entfernte, als juſt ein Domino zu dem Senator trat und ihm zuflüſterte: „Der Löwenrachen hat wiederum geſprochen. Heute Nacht noch fallen die Verräther in die Hände der wachſamen Gerechtigkeit. Hab' Acht auf Luzio!“ Die Maske ging. „Was wollte der Vermummte?“ fragte Luzio. — „Nichts,“ verſetzte Baldo, „er bediente ſich nur der Freiheit, welche der Karneval gewährt, um mich mit einem gewöhnlichen Maskenſcherz zu necken.“ — „Er nannte doch meinen Namen.“ — „Nicht doch, Kind. Ich trage noch braune Locken; er ſprach von einer Luzia. Doch laſſen wir den Scherz, denn ich habe dir ernſte Dinge zu ſagen. Komm hieher und horch' auf!“ — „Nun, Oheim?“ — „Sagt dir keine Ahnung, welches Heil dir blüht? Dein Vater und ich, wir haben unſern vereinten Witz aufgeboten, dir eine deiner würdige Braut zu wählen.“

Luzio zuckte die Achſeln. „Ich wähnte,“ ſprach er, „Ihr wolltet von ernſten Dingen ernſthaft reden, nicht aber ſie zum Scherz gebrauchen.“ — „Fürchte keine Täuſchung,“ fuhr Baldo fort, als bemerkte er nicht im mindeſten des Jünglings aufſteigenden Unmuth; „ich ſprach in vollem Ernſt und erwarte eine ernſthafte Erwiderung.“ — „Ich bitt' Euch, brecht davon ab,“ verſetzte Luzio; „ich will nicht weiter hören, all Eure Ueberredungskünſte würden doch an mir ſcheitern, wie die Wogen des Golfs von den unempfindlichen Quadern der Murazzi abprallen.“ — „Sey unbeſorgt,“ ſagte Baldo, die Hand auf des Neffen Schulter legend; „ich dränge dir dein Glück nicht

Digitized by Google

auf. Du bist jung, ein Knabe, und magst immerhin noch warten. Auch wird Marcanton Faledro wahrlich nicht verlegen seyn, unter Venedigs Edelsten den Tochtermann zu finden."

Erstaunt, als hätte er etwa ein Roß auf der Rialtobrücke erblickt, riß Luzio die Augen bei diesen Worten weit auf und hielt den Oheim, der sich zum Gehen wandte, am Mantel fest, mit erstickter Stimme und kaum eines Wortes mächtig, fragend: „Wen nanntet Ihr?" — „Laß mich!" sagte der; „so ist nun einmal der Jugend Eigensinn; weil du den Weg zum schönsten und würdigsten Ziel geebnet siehst, verschmähst du ihn zu betreten, und wirst vielleicht, ja ganz gewiß, einst die steile Bahn wählen, deren Ende auch nicht des ersten Schrittes sich werth erzeigen dürfte." — „Oheim, wen nanntet Ihr?" fragte Luzio auf's Neue und dringender denn zuvor; doch Balbo hörte nicht darauf und sprach gleichsam zu sich selbst weiter: „Die Jugend, wie gesagt, schätzt den Werth des errungenen Preises nur nach der Mühe, die er gekostet, nicht nach seinem eigentlichen Gehalt —" — „Ich beschwöre Euch, liebster Oheim, spannt mich nicht länger so grausam auf die Folter," unterbrach ihn wiederum Luzio; „nicht wahr, Ihr nanntet Faledro?" — „Was kümmert dich der Name, der, ich leugne es nicht, mir aus Unbedachtsamkeit entschlüpfte, und den du hoffentlich für immerdar vergessen wirst." — „Ich diesen Namen vergessen, der alle Himmel meiner Seligkeit in sich schließt?" rief Luzio, den Senator umarmend, der meisterlich den Erstaunten spielte; „nimmermehr! Ich überlasse mich Euch blindlings, und bitte Euch nur um das Eine, mein Glück so sehr als möglich zu beschleunigen. Doch wie kann ich Euch meine Reue, meinen Dank beweisen?" — „Dessen bedarf es nicht, Kind, denn Alles geschieht weder für deinen Vater, noch für mich, sondern nur zu deinem eigenen Heil. Wenn du indessen dich mir verpflichtet wähnst und mir einen Gefallen erweisen willst, so besuche heute Nacht keine Gesellschaft mehr." — „Ihr wüßtet —" stammelte der erbleichende Luzio. — „Ich weiß gar nichts," entgegnete Balbo ganz ruhig, „und will auch nichts wissen. Meine Bitte hast du vernommen und bist Herr, sie zu erfüllen oder nicht. Dort naht dein Vater mit Marcanton, und wenn dir's Vergnügen gewährt, will ich dich dem edlen Herrn vorstellen."

Luzio drückte dem Oheim die Hand und folgte ihm. Faledro empfing den jungen Mann, welchen er bereits als den zukünftigen Gatten seiner einzigen Tochter betrachtete, mit großer Freundlichkeit und sagte, er schätze sich glücklich, denjenigen näher kennen zu lernen, den Venedig als die Blume seiner edlen Jugend preise, worauf Luzio entgegnete, das unverdiente Lob aus so hochverehrtem Munde werde ihn noch so stolz machen, daß er sich am Ende vermessen dürfte, nach einem Glück zu streben, dessen er vielleicht unter allen Venetianern am wenigsten werth sey. Diese höfliche und bescheidene Rede gefiel dem alten Herrn ungemein, er schüttelte traulich Luzios Hand und sagte: „Ihr seyd schon um Eures Namens willen jeglichen Glückes werth, und Eure trefflichen Gaben und Eigenschaften lassen erwarten, daß Ihr den alten Glanz desselben nicht nur erhalten, sondern auch, wenn dieß irgend möglich ist, sogar vermehren werdet. Um so mehr jedoch wäre mir's leid, Euch nach irgend etwas strebend zu sehen, wovon Ihr vielleicht nur um deßwillen, weil Ihr es nicht kennt, besondere Erwartungen hegt." — „Deßhalb seyd unbesorgt, edler Herr," versetzte Luzio; „helle Sterne leuchten weit, und werden nur um so glänzender, je näher wir ihnen kommen." Faledro belächelte die Anspielung auf den Namen seiner Tochter, die Stella hieß, beschied Luzio auf den nächsten Morgen in seinen Palast, und ging mit Pietro und Balbo in leisem Gespräch weiter. Der alte Morosini war voll Erstaunen über die unvermuthete Bereitwilligkeit seines Sohnes, während dieser, von Entzücken taumelnd, gleich einem Träumenden umher irrte und Mühe hatte, seine Gedanken nur einigermaßen zu ordnen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnen. — Neubauten. — Wetter.

Das Interesse des Publikums und des Instituts erforderte es, daß in solchen Tagen durch den Kondukteur den Reisenden das Sachverhältniß frei und offen erklärt würde, um es ihnen zu überlassen, ob sie sich fügen, oder auf eigene Hand ihn anderswo ein Unters oder Fortkommen suchen wollen. Die Mehrzahl der Direktionsmitglieder war ungläubiger Weise mit auf jenem Zuge. Wenn das Einsperren in der Absicht geschah, sie zu schützen, so war auch dieß ein falsch angewandtes Mittel. Der Ungestüm der Zuspier einiger Wagen der dritten Klasse sprengte die gezwungene Klausur, und Hunderte ungeduldiger Leute stürmten mit Verwünschungen und Drohungen auf einen der vordern Wagen, in welchem sie die Direktoren vermutheten. Diese hatten indeß klüger Weise selbst das Feld geräumt und sich auf's freie Feld oder in die nächstgelegenen Häuser retirirt. Statt ihrer fand man nur einen höhern Staatsbeamten, der, seiner Unsonst sich bewußt, es vorgezogen hatte, im Wagen zu bleiben. Zwar wurde der Ehrenmann bald erkannt, aber der Arroyag im Dunkeln unterließ doch nicht, auch über ihn zu rächen. Zum Glück waren es Berliner Kinder, die sich mit einigen ungezogenen, bittern Witzworten genügen ließen. Der Demos beruhigte, aber, wie gesagt, ein witziger Berliner Demos, der höchstens am Staatsrnack Freude hat. Eine Dame in einem der verschlossenen Wagen hatte zufällig ein Wochenbett bei sich. Um die dunkle Todtsschlafart zu erbetten, sändete man es an. Als der tumultuarische Judel draußen erscholl, rief man, es wieder auszuhändigen. Das richtende Volk draußen duldete es

Digitized by Google

aber nicht. Es stürmte, tobte und drohte die Scheiben einzuschlagen, wenn man das Licht nicht wieder anzünde. Man mußte gehorchen, und die Lage der armen Erleuchteten glich viele bange Stunden lang der eines unfreiwillig auf dem Moquirstuhl Sitzenden, nur daß sie in ihrem hellen Kästgt das Urtheil über ihre Toilette, ihre Gesichtsbeet, oder was zu Bemerkungen sonst Anlaß gab, von unbekannten Stimmen stets wechselnder und ungesehener Richter hinnehmen mußten. Es ist nicht angenehm, auf dem Moquirstuhl zu sitzen, wo der Witz von den Berliner Straßen umher steht.

Die Bauten vor dem neuen Thore, das nun nach Leipzig der Sache nach, aber nach Anhalt den Namen führt, sind riesenhaft in diesem Sommer angewachsen. Aber ein eigenes Unglück waltet ob im Verbauen der Berliner Thore. Vor Jahren wurde die freie Bue der großen Friedrichsstraße durch einen Koloß von Haus, dann die der Leipziger Straße durch ein kasernenartiges Gebäude verbaut. Man freute sich nun dieses neuen Thores, weil dadurch etwas Licht, Luft und Gebäude wieder in die Stadt blitzte. Auch da ist jetzt ein großes Eckgebäude davorgestellt. Vor Jahren sprach man von einem Verein zur Verschönerung von Berlin. Es ist wieder davon, wie von so manchen guten Vorsätzen, still.

An Fremden ist Ueberfluß; unsere Gasthöfe sind die ersten Institute, welche durch die Eisenbahnen prosperiren. Rückert ist angekommen, Schelling ist angekommen und wird Vorlesungen halten. Welker war hier zum Besuch. Man hat ihm zu Ehren eine abendliche Serenade gebracht und ein festliches Mittagsmahl veranstaltet. Ich glaube nicht, daß Berlin zu ostensiven Demonstrationen der Art der Ort ist, und was Ihr Korrespondent davon gehört (er war während Welkers Anwesenheit verreist), bestätigt zum Theil seine Ansicht. Wer wollte dem freisinnigen Manne, dem trefflichen Gelehrten und ausgezeichneten Redner nicht alle Ehre gönnen? Ganz Deutschland hat überdem eine sittliche Pflicht, sie jedem der Männer zu zollen, welche in der handwerksmäßigen Angelegenheit ihr freies Wort erhoben, und vor der Nachwelt einen Protest eingelegt haben gegen den nichtigen Glauben, daß die Nation und ihre Edlen sich schmachvoll vor der Macht der Umstände still zustimmend beugten. Aber die systematische Opposition, gegenüber einer erleuchteten und im Ganzen wohlgesinnten Regierung, wie sie in der badenschen Kammer sich ausspricht, ist nicht im Sinne des preußischen Liberalismus, dem ein groß- und freigesinnter Minister lieber ist, wenn er nur spricht, als der kühnste freie Redner, wenn er nur spricht. Unser Volk aber nimmt an öffentlichen Demonstrationen keinen Theil. Darüber ließe sich manches Beruhte sagen. Als die Künstler Cornelius einen Fackelzug brachten, tobte und kreischte der Pöbel zwischen den Bivats und Gesänge. Da der Gefeierte still dankte, tobte man bohnlachende Stimmen: „Kann er nicht das Maul austhun und antworten? Reden soll er!“ Als Welker wenige Worte zu seinen Verehrern sprach, fielen einzelne Pöbelstimmen: „Das Maul gehalten!“ Ein Argumentum ad hominem für unsere Polizeiseelen, daß sie von unserem Volke auf der Gasse nichts zu besorgen haben, und Demonstrationen ruhig gehen lassen können; es zündet nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Befestigung. — Eisenbahnen. — Börsenspiel.

Die Befestigungslust der Pariser hat sich nachgerade ziemlich gelegt. Die einzelnen Forts steigen um Paris her rasch empor; aber die Ringmauer ist erst im Werden, und man fängt an einzusehen, daß noch gar manche Millionen erforderlich seyn werden, um die Arbeit zum Ende zu führen, und daß dennoch der Erfolg zweifelhaft bleiben könnte. Jetzt wendet sich allgemein der Trieb den Eisenbahnen zu, und seit einigen Tagen ist überall von den ungeheuren Linien die Rede, deren Ausführung die Regierung in der nächsten Session den Kammern vorschlagen will. Ganz Frankreich würde demnach von Eisenbahnen durchschnitten, und Paris käme in Verbindung mit den äußersten Punkten des Reiches. Diese Projekte klingen aber beinahe eben so abenteuerlich, wie der berüchtigte Befestigungsplan. Vermuthlich wird es nicht so rasch gehen; man wird ein Projekt nach dem andern ausführen müssen, statt alle zusammen zu unternehmen. Es ist aber Zeit, daß sich Frankreich ernstlich regt. Das im Elsaß gegebene Beispiel feuert die andern Provinzen an; Departementsversammlungen, Municipalbehörden, Deputirte, Alles spricht von Eisenbahnen. Ohne Zweifel wird man bald an's Werk gehen; es kommt aber darauf an, das Angefangene zu vollenden, und Beharrlichkeit ist eine Tugend, die man in Frankreich weniger besitzt als anderswo; es gibt Kanäle, die schon vor der Revolution angefangen wurden, aber noch nicht vollendet sind, oder erst jetzt fertig werden. Mit den Eisenbahnen geht es vielleicht etwas schneller, da man jetzt überhaupt mehr Thätigkeit entwickelt als früher, und der Nutzen der Eisenbahnen so augenscheinlich ist. Verschlänge nicht in Paris das heillose Börsenspiel so manche Kapitalien der Privatleute, so würden wahrscheinlich weit mehr Spekulanten sich mit Eisenbahnunternehmungen abgeben. Seitdem Frankreich durch ein wohlthätiges Gesetz von den privilegirten Spielhäusern befreit ist, scheint sich die Sucht, schnell reich zu werden, nach der Börse gewendet zu haben. Es hat in der That für einen Privatmann viel Reizendes, täglich die Börse zu besuchen und die Chancen im Werthe der Staatspapiere zu seinem Vortheil zu benützen. Sicher gibt es kein bequemeres Mittel, reich zu werden, wenn die Unternehmung gelingt. Man wagt hunderttausend Francs, ohne sie zu besitzen, und erst am Ende des Monats ergibt sich die Differenz zwischen Ankauf und Verkauf. Aber bei der Abrechnung am Schluß des Monats zeigt sich nur zu oft, daß man sich bedeutend verrechnet hat; statt zu gewinnen und reich zu werden, hat man verloren und wird arm; kann man die ungeheure Differenz nicht zahlen, so macht man sich aus dem Staube und läßt seine Gläubiger mit dem wenigen Zurückgelassenen schalten. Hat man einmal die belgische Grenze überschritten, oder ist man in England gelandet, so ist man geborgen und kann, wenn man sich mit Geld versehen hat, im Ausland noch eine leidliche Figur spielen. Fast jeden Monat geräth die Börse in eine Art Erschütterung, wenn sich beim Abrechnen eine zu starke Differenz zum Nachtheile der großen Spieler ausbeweist, und wenn dann einer derselben bankerott werden muß und verschwindet. So ging es vorigen Monat, als einer der angesehensten Wechselagenten, Joubert, und einer der Hauptspieler, Baron d'Ivi, verschwanden, weil sie die ungeheuern Differenzen, die ihnen zur Last fielen, nicht zahlen konnten und Schulden von einer Million hinterließen. Joubert hatte acht bis zehn Commis, lebte vollauf, fuhr in einem Kabriolet zur Börse, genoß bedeutendes Ansehen an derselben, und machte ein Haus, wie es hier die reichen Bankiers und Kaufleute zu thun pflegen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 35.

Sonnabend, 6. November 1841.

[480] ☞ **Nicht zu übersehen!**

In Mannheim sind 10 Oelgemälde, gemalt von **Ferdinand** und **Franz Kobell** (1784—88) zu verkaufen. Es sind dieß die genialsten Schöpfungen dieser rühmlichst bekannten Landschafts-Maler und dürften eine Zierde jeder Gemälde-Sammlung seyn.

Das Nähere hierüber ist in der Bille'schen Kunsthandlung zu Mannheim zu erfahren.

[497] Bei **Carl Focke** in Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lilien.

Taschenbuch

historisch-romantischer Erzählungen für 1842,

von **C. v. Wachsmann.**

Fünfter Jahrgang, mit 6 Stahlstichen, höchst elegant und prachtvoll gebunden. Preis 2⅓ Thlr. = 3 fl. 30 kr. Conv.-Mz.

Inhalt: Die Tochter der Wüste. — Geknickte Blumen, zertretene Blüthen. — Der zerbrochene Ring. — Die Hexe von Dudewater.

[448] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die

Handschriften

der

k. k. Hofbibliothek in Wien,

im

Interesse der Geschichte, besonders der österreichischen,

verzeichnet und excerpirt

von

Joseph Chmel,

reg. Chorherr des Stiftes St. Florian, k. k. Rath und erster Archivar des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchives zu Wien, Ehrenmitglied der historischen Vereine zu Bamberg und Würzburg, auswärtiges Mitglied der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, correspond. Mitglied des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg zu Berlin.

Zweiter Band.

gr. 8. Wien 1840. Preis 3 Rthlr. 12 Gr. sächs.

Enthält die Recension von 159 historischen Handschriften der k. k. Hofbibliothek, zugleich aber auch Auszüge des darin enthaltenen historischen Stoffes, in so weit der Verfasser denselben für interessant und bisher unbenützt hielt. — So sind zum Beispiel hier mitgetheilt: (S. 55) ein Verzeichniss der Präsente und Kleinodien, welche Kaiser Rudolph II. in einem Zeitraume von 30 Jahren an so viele Personen vertheilen liess (Beweis der grössten Liberalität), verschiedene interessante alte Inventare der Schatz-, Kunst- und Waffenkammern in Prag und Innsbruck u. s. w., des Erträgnis der Silbergewerke zu Schwatz in Tirol, während eines Zeitraums von 65 Jahren (1470—1535, S. 108), eine interessante Kammerrechnung K. Maximilians II. von 1568—1570, S. 113, Beschreibung der Seen, Teiche und Fischwässer in Tirol und Görz unter K. Maximilian I. (1504, S. 132), merkwürdige Jagdbücher des Herzogs Johann Georg von Sachsen, an K. Matthias und die K. K. Ferdinand II. und III. mitgetheilt (S. 165 u. ff.), mehrere Relationen fremder Gesandten am kaiserlichen Hofe, Briefwechsel des Hofbibliothekars Caspar Nydbruck mit fremden Gelehrten (manches sehr interessante enthaltend), Beschreibung des Lustgartens K. Maximilians II. (S. 276), Chronik von Schwäbisch-Hall (S. 295), Codex epistolaris Johannis episcopi Argentinensis (zur Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts, insbesondere für die Zeit Heinrichs VII. und Friedrichs des Schönen interessant, S. 312—427), eine interessante Handschrift des Theuerdank näher beschrieben und excerpirt, S. 432, eben so K. Maximilian I. Gedenkbüchel von 1509—1513, S. 454, die nach Constantinopel im Jahre 1569 und 1570 geschickten Präsente, S. 470, ein famoses illyrisches Wappenbuch, S. 524, und ein renommirtes spanisches Adelsbuch, S. 530, näher beschrieben. Der Codex Nr. 3310, die Beschreibung der Reise des Erzherzogs Philipp des Schönen durch Frankreich nach Spanien im J. 1501 enthaltend, ist vollständig abgedruckt (S. 534—656). Ein vierfaches Verzeichniss und ein Register erleichtern den Gebrauch.

[493] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Versuch

einer Physiologie der Sprache

nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen.

Von

Dr. **F. M. Rapp.**

Vierter und letzter Band.

Enthaltend: I. Die Physiologie der deutschen Sprache. II. Die Dichtungsformen des Mittelalters, rhythmisch und phonetisch nachgebildet. III. Verbesserungen und Zusätze zu den drei früheren Bänden.

gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Der Verfasser hat sich die neue Aufgabe gestellt, den Kreis älterer und neuerer Sprachen, worin sich die Bildung des Abendlands bewegt, vergleichend zu schildern. Neben getreuer Benützung der strengwissenschaftlichen Werke eines Schneider, Buttmann, Grimm, Raynouard, Diez, sind seine Vorbilder insbesondere Rask, dessen Unterricht er in Kopenhagen aufgesucht hat, und Schmeller. Ihnen, und einem ausgedehnten Studium der Idiome

Digitized by Google

wie sie gesprochen werden, verdankt er die Auffassung der Sprache als eines lebendigen Stoffes. Die vielgestaltigen Erscheinungen desselben, hier vorerst der Lautlehre, weiß er darzustellen als Ausstrahlungen einer ursprünglichen Einheit. Dieß wird besonders anschaulich durch das Band einer gleichmäßigen Orthographie, mit deren Bestand er den oft so wunderlichen Eigensinn der bestehenden Orthographien bändigt. Die beigefügten Sprachproben sind in dieser Gesammtorthographie gegeben und meist von Uebersetzungen in einer bekannten verwandten Sprache begleitet. — Die früher erschienenen drei Bände kosten zusammen 7 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr. 18 Gr. und enthalten: Der erste Band die Theorie, d. h. die Laute und die Erscheinungen der Quantität und des Accents, sowie sich diese Seiten der Sprache auf dem Gesammtgebiet der beigezogenen Sprachen darstellen; außerdem noch den Anfang der historischen Schilderung, nämlich die Sprachen der alten Welt: Griechisch, Latein, Gothisch. — Im zweiten Band sind die mittelalterlichen Sprachen dargestellt: Byzantinisch, Provenzalisch, Nordfranzösisch, Altnordisch, Angelsächsisch, Nieder- und Oberdeutsch. — Den dritten Band füllen die lebenden Sprachen, mit Ausschluß des Deutschen, von dem nur das Niederdeutsche aufgenommen ist, indem das Oberdeutsche sammt unserer Schriftsprache obigem vierten Band, womit dieses Werk geschlossen ist, angehören.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[490] In J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart erschien so eben und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

A. F. E. Langbein's

sämmtliche Gedichte.

Pracht-Ausgabe in 4 Bänden mit 4 Stahlstichen.

1841. broch. Preis 5 fl. 12 kr. oder 3 Rthlr. 6 Gr.

---

[495] Im Verlage von Karl Göpel in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Seydelmann.

Ein Erinnerungsbuch für seine Freunde.

Neue mit einem Portrait Seydelmanns und drei colorirten Rollen-Darstellungen vermehrte Ausgabe der Schrift:

Seydelmann und das deutsche Schauspiel

von

August Lewald.

Elegant geb. Preis 1 Thlr. preuß. oder 1 fl. 45 kr. rh.

Das höchstähnliche Portrait Seydelmanns auf gr. 4.-Format abgedruckt apart 5 Sgr. oder 18 kr.

Den Kunstgenossen Seydelmanns, sowie nicht minder allen gebildeten Theaterfreunden, besonders jenen, welche Gelegenheit haben oder hatten, diesen ersten Mimen Deutschlands zu bewundern, müssen die vorliegenden Charakterskizzen desselben von hohem Werth seyn. Der jetzige Verleger des Werks hat demselben bei Veranstaltung der neuen Ausgabe noch einen besondern Reiz durch die hinzugefügten eleganten und kostbaren bildlichen Beigaben verliehen, ohne jedoch den Preis wesentlich zu erhöhen.

Bei Abnahme von mindestens 12 Exempl. wird das 2te Heft der Gallerie dramatischer Künstler (Seydelmann), gr. 4., colorirt, als Prämie im Werth von 2 Thalern (3 fl. 30 kr.) zugesichert, worauf besonders die Kunstgenossen aufmerksam gemacht werden, in deren Kreisen sich überall leicht 12 Abnehmer zusammen finden dürften.

---

[489] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Weltgeschichte

für

Töchterschulen

und zum

Privatunterricht.

Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht,

von

Chr. Oeser.

Erster Theil. Alte Geschichte.

Broch. 18 gGr. oder $22\frac{1}{2}$ Ngr.

☞ Der Herausgeber hat sich durch sein Weltgeschenk für Frauen und Jungfrauen, wovon in in 3 Jahren 2 Auflagen erschienen, als ausgezeichneter Schriftsteller für die weibliche Jugend bewährt, weshalb diese Weltgeschichte gewiß überall den verdienten Beifall finden wird. Die beiden andern Theile folgen noch in diesem Jahre.

Leipzig, im September 1841.

Wilhelm Einhorn.

---

[494]

Diutiska.

Denkmäler deutscher Sprache und Literatur,

aus alten Handschriften

zum ersten Male theils herausgegeben, theils nachgewiesen und beschrieben.

Den Freunden deutscher Vorzeit

gewidmet von

E. G. Graff.

3 Bände. gr. 8. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 16 Gr.

Bei dem kürzlich erfolgten Ableben des rühmlichst bekannten Gelehrten und Sprachforschers Graff erlaubt sich die Unterzeichnete auf vorstehendes, in ihrem Verlage erschienene Werk desselben wiederholt aufmerksam zu machen. Dieser Sprachschatz enthält nicht nur eine bloße Aufzählung und Erklärung der altdeutschen Wörter, sondern auch eine möglichst vollständige Aufstellung der hochdeutschen Wortwurzeln, an die der ganze Bestand an Wörtern und Formen unserer Muttersprache in ihrem ältesten und unverdorbenen Zustande, sowohl der Ableitung als der Zusammensetzung nach, sich anreiht, eine Nachweisung der Functionen jedes Buchstaben in der deutschen Wortbiegung und Wortbildung, eine Angabe der mundartlichen Abweichungen, eine Entwicklung der ursprünglichen Bedeutung der Wörter, Alles unmittelbar aus den Quellen geschöpft und nachgewiesen, und hiedurch Belebung des abgestorbenen Sinnes unserer heutigen Sprache, die dem größten Theile nach nur als eine Sammlung willkürlicher Zeichen erscheint, und endlich eine Aufklärung über den gemeinschaftlichen Ursprung und Zusammenhang des Deutschen, Griechischen und Lateinischen, so wie eine Menge höchst werthvoller älterer Schriften, theils ganz, theils in Bruchstücken,

Digitized by Google

nämlich: Aufgefundene Bruchstücke größerer mittelhochdeutscher Gedichte. — Nachricht von 4 Handschriften der gereimten Weltchronik. — Der Weingartner Minnesänger Codex. — Zwei zu Paris und Carlsruhe befindliche Handschriften einer großen Glossen-Sammlung des 8ten Jahrhunderts. — Uebersetzung der ersten Abschnitte des Tractatus Nordperti de virtutibus a. d. 12ten Jahrh. — Gedichte des 13ten und 14ten Jahrh. in Pergament-Handschrift der öffentl. Bibliothek zu Straßburg. Aus und zu den fränkischen, allemannischen und bayerischen Gesetzen. — Die heil. Elisabeth. — Altdeutsche Uebersetzung einzelner Wörter und Sätze der Bibel aus dem 9ten (oder vielleicht noch 8ten) Jahrhundert. — Der heilige Sylvester, von Konrad von Würzburg. — Deutsche Sprachdenkmäler in der königl. Handbibliothek zu Stuttgart. — Leben der heiligen Martina. — Zusammenstellung zweier zu Carlsruhe und St. Gallen befindlichen Glossensammlungen gleichen Inhalts. — Alt- und Mittel-Niederdeutsches. — Florentiner Glossen. — Mitteldeutsche Gedichte in einem aus Metz herstammenden Codex zu Bern. — Hochdeutsch des 12ten Jahrhunderts aus cod. C. 58. der Wasserkirchbibliothek zu Zürich. — Mainzer Glossen. — Merkwürdige Gebete des 12ten Jahrhunderts aus Klöstern der Schweiz. — Hochdeutsche Glossen des 9ten und 10ten Jahrhunderts zu Boethii consolat. philosoph. — Aus fünfzehn Handschriften zusammengestellte althochdeutsche Glossen zu Prudent. carm. — Sprachliches mit Geschichtlichem gemischt. — Die Tochter Syon oder die minnende Seele. — Ditze böch redenot unde zellet michilen wistům von tieren unde von fogilen. — Metrische Bearbeitung eines Theils des ersten Buchs Moses. — Inhaltsanzeige, Auszüge und Collationen der für altdeutsche Sprache und Literatur wichtigsten Sprachdenkmäler in den drei Denis (cod. manuse. theolog. biblioth. pal. vindob. latini etc.) verzeichneten Handschriften der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien. — Collationen. — Heinrici summarium. — Altdeutsche Sprachdenkmäler in Kloster Neuburg bei Wien, in Mölk, St. Florian, Kremsmünster und Linz. — Die für altdeutsche Sprache und Literatur wichtigsten Sprachdenkmäler in den Handschriften der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien. — Ueber das glossarium salamonis. — Althochdeutsche Glossen in einem lateinischen Commentar zur Bibel aus dem Codex l. 3, des Klosters zu Engelberg. — Althochdeutsche Glossen zu oratoris carm. de act. apost. — Nachtrag zu den Nachweisungen der Handschriften von Willeram und der gereimten Weltchronik. — Deutsche Handschriften in der königl. Bibliothek zu Paris. — Deutsch des 12ten Jahrhunderts im Münchner cod. germ. m. cal. p. 29. — Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[491] In der **Jos. Lindauer**'schen Buchhandlung in München ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Nibelungenlied.

Aus dem altdeutschen Originale übersetzt

von

Joseph von Hinsberg.

3te, unveränderte Auflage. Mit sechs Umrissen. gr. 8. Auf feinem Maschinwelin gedruckt und in saubern Umschl. geh. Preis 1 fl. 12 kr. = 1 tl. C.-M. = 21½ Sgr.

Der Werth dieser neuhochdeutschen Uebersetzung unsers ältesten und großartigsten Nationalepos hat sich dadurch wohl am besten bewährt, daß dasselbe, ungeachtet vieler andern Ausgaben, nun schon zum 3ten Male neu gedruckt werden mußte. Die Verlagshandlung ist bemüht gewesen, dieser neuen Auflage eine besonders gute, solchem Werke würdige, äußere Ausstattung zu geben und hat zum Zweck der allgemeinsten Verbreitung einen so überaus billigen Preis gestellt, daß die Anschaffung dieses ächten deutschen Volksbuches auch dem unbemittelten Verehrer desselben erleichtert ist.

---

[457] **Ganz außerordentliche Preis-Herabsetzung!**

96 Thlr. für 16 Thlr.

Der Verlag des Museums in Leipzig, bestehend aus

89 Bänden der beliebtesten Romane

von **Belani, Heckoßsohn, Lande, Morvell, G. Sand, Touchard-Lafosse u. m. A.** und der vielgelesenen Chronique scandaleuse, Galanterien ꝛc., welche fast sämmtlich erst in den Jahren 1834 bis 1840 erschienen sind und 96 Thlr. im Ladenpreise kosten,

habe ich bis Neujahr 1842 auf 16 Thlr. pr. Cr. herabgesetzt!

Eine solche enorme Preis-Ermäßigung für ganz neue, jeder Lehbibliothek ganz unentbehrliche Romane dürfte wohl nie wieder stattfinden!

Ausführliche Verzeichnisse sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Ludwig Schreck in Leipzig.

---

[508] Bei **Friedrich Volckmar** in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu finden:

C. A. Tiedge's sämmtliche Werke

4te Auflage, 10 Bände in Schillerformat,

nebst Tiedge's Portrait und Facsimile. Subscriptionspreis eines jeden Bändchen 8 Sgr. = 10 Sgr. = 36 kr. rh.

Alle Freunde der Poesie werden mit Freuden diese neue Auflage von Tiedge's Werken begrüßen. Der Sänger der Urania steht ebenbürtig in der Reihe unserer Classiker, es ziemt sich für dessen Werke ein schönes äußeres Gewand, und dafür haben wir mit einem solchen Aufwande von Kosten gesorgt, daß kein Wunsch unerfüllt bleiben soll. — Nur dieß haben wir hervor, denn eine Anpreisung von Tiedge's Schriften, die längst gekannt und anerkannt sind, bedarf es nicht von unserer Seite.

Kruse's Atlas

zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung an bis zu der neuesten Zeit. 6te vermehrte und verbesserte Auflage. 40 Tabellen in Folio, mit 18 illuminirten Karten. Pränumerationspreis für das ganze Werk 10 Thlr., oder für jede Lieferung 2 Thlr. 12 Gr.

Das ganze Werk ist von dem jetzigen Hrn. Herausgeber aufs gründlichste durchgearbeitet, ergänzt wo es erforderlich war, und von allen Irrthümern oder Druckfehlern gereinigt.

Sowohl die alte als mittlere Geschichte ist mit mehreren wichtigen genealogischen Tabellen bereichert.

Besonders sind in dieser neuen Auflage die Staaten von „Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark und die mit denselben in

Digitized by Google

nähere Berührung kommenden östlichen Völkerschaften" ungleich ausführlicher und gründlicher behandelt, als früher der Fall war.

Die genealogische Tabelle des Nurik'schen Geschlechts, nach den neuesten Forschungen, ist eine besondere dankenswerthe Zugabe.

Ferner folgt zum Schluß des Werks eine Tabelle: „Vergleichung der Jahresrechnungen der Julianischen Periode, der Weltschöpfung, der Jahre vor und nach Christi Geburt, der Olympiaden und der Jahre nach Erbauung Roms."

Die neuere Geschichte liefert außer vielen wesentlichen Bereichungen auch eine vollständige genealogische Tabelle des Napoleon'schen Geschlechts. Die Geschichte der Jahre 1833 bis 1840 ist aufs gründlichste bearbeitet.

---

[484] So eben erschien im Verlage des Unterzeichneten:

C. O. L. von Arnim,

(Oberschenk und Kammerherr Sr. Maj. des Königs)

Reise

nach

Paris, Granada, Sevilla und Madrid

zu Anfang des Jahres 1841.

Mit Titelkupfer. 8. Velinpap. geh. 2¼ Thlr.

bildet auch den 2ten Theil der im Jahr 1838 erschienenen:

Flüchtigen Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Reisebriefe.

2 Theile. 8. Velinpap. geh. 4½ Thlr.

Ulrich.

2 Theile. 8. Velinpap. geh. 3¾ Thlr.

Dem Publikum übergebe ich hiermit die beiden neuesten Werke der Gräfin Hahn-Hahn; ohne Zweifel die tiefsten und ausgezeichnetsten Produktionen ihres Genius.

Die unlängst erschienenen Schriften der Gräfin: **Faustine, Astralion, der Rechte** sind fortwährend durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin, den 24. Sept. 1841.

Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Versuch
einer
vollständigen Thierseelenkunde.
Von
P. Scheitlin,
Professor.

2 Thle. gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: 1) Bestimmung der Begriffe. Seele, Thiere, Thierseele und Thierseelenkunde. 2) Denkbarer Ursprung einer Thierseelenkunde des ersten Zeitalters. 3) Thierseelenlehre der Hebräer und Ebristen nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöse Thierseelenkunde der Inder, Perser und Egyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Uebergang in die eigentliche Thierpsychologie durch die Dichter. 9) Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern, von Thales an bis ins Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibniz. 11) Leibniz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit. 12) Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdspitze. 15) Von der Pflicht der Thiere im Besondern. 16) Psychologisches Thiersystem. 17) Charakteristiken unserer vorzüglichsten Hausthiergattungen. 18) Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom tellurischen oder vom Scheins- und vom wahren Menschen. 20) Von den Verhältnissen des Thieres.

Wir hoffen mit diesem Werke jedem denkenden Menschen, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienst erwiesen zu sehen. Der Herr Verfasser beabsichtigt durch die Mittheilung seiner Ansichten nicht den Menschen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu stellen und den Menschen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen zu lehren und geschichtlich zu begründen, welche der allweise Schöpfer neben uns in das Welt-All gestellt hat.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[488] Osnabrück, in der **Rackhorst'schen** Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theod. Wilh. Prortermann's

sämmtliche Werke,

gesammelt und herausgegeben

von

Eduard Wedekind.

37 Bogen in gr. 8. Velindruckpapier. Preis 2 Rthlr.

---

[485] **Empfehlenswerthe Weihnachtsgeschenke.**

Bei **Jm. Fr. Möller** in **Leipzig** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Seppel, oder der Synagogenbrand zu München. Zu Nutz und Frommen für Jung und Alt erzählt von Gustav Nieritz. 8. br. Mit einem Titelkupfer. 12 gGr. oder 15 Ngr. oder Sgr. oder 54 kr. rhein.

Gutenberg und seine Erfindung. Eine Erzählung über Sprache, Schrift und Buchdruckerkunst. Für Jung und Alt dargestellt von Gustav Nieritz. 8. br. 12 gGr. oder 15 Ngr. oder Sgr. oder 54 kr. rhein.

Der kleine Hausirer, oder Gott lenket die Schicksale der Menschen wunderbar. Eine Erzählung aus dem Leben für Kinder und Kinderfreunde von C. G. Holzmüller. Mit einem illuminirten Titelkupfer. 8. br. 16 gGr. oder 20½ Ngr. oder Sgr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

---

[507] Bei **Alb. Förstner** in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Attrappen. Charaden, Räthsel und Wortspiele, zur leichten Darstellung in geselligen Kreisen, durch kurze Scenen, Pantomimen und feststehende Bilder. Von 21,140,818. 8. geh. (22½ Sgr.) 18 gGr.

Digitized by Google

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 8. November 1841.

Julia. — Wer zeigte dir den Weg zu diesem Ort?
Romeo. — Die Liebe, die zuerſt mich forſchen hieß.
Ich bin kein Steuermann, doch wärſt du fern
Wie Ufer, von dem fernſten Meer bespült,
Ich wagte mich nach ſolchem Kleinod hin.
Shakespeare.

Die Sklavin von Korfu.

(Fortſetzung.)

Mitternacht war längſt vorüber, das Gedräng im Ridotto, auf dem Marcusplatz und auf den Kanälen minderte ſich von Augenblick zu Augenblick, und nächtliche Stille begann der Inſelſtadt ſich zu bemeiſtern. Auch der Palaſt Faledro hatte ſeine Pforten geſchloſſen, ſeine hellen Fackeln und Lichter ausgelöſcht und die Bewohner des weiten Hauſes ruhten in des Schlummers Armen. Nur aus einem Gemach, deſſen Altan, kaum eine Klafter hoch über dem Waſſerſpiegel, auf den kleinen Seitenkanal hinausſah, ſtrahlte durch die halbgeöffnete Jalouſie der matte Schimmer einer flimmernden Lampe, und hinter der Altanthüre ſtand lauſchend ein ſchönes Mädchen, die Fülle des dunkeln Haares glatt an die Schläfe geſtrichen, und in freien, großartigen Locken den Rücken hinabwallend. Ein halboffenes Mieder von rothem Tuch, mit Goldſchnüren eingefaßt, umfing den ſchlanken Leib, doch nicht ohne das weiße Unterkleid ſehen zu laſſen, ſo wie die weiten Aermel, welche in reichem Faltenwurf von den runden Achſeln nach dem Handgelenk ſich zogen, wo Goldſpangen ſie feſthielten; vom Gürtel abwärts fiel bis unter die Knie eine Tunica von Seide mit großen bunten Blumen, unten umrändert von einem ſchwarzſammtnen Beſatz, den ein ſchmales goldenes Band, in labyrinthiſchen Zügen und Schnörkeln aufgenäht, verzierte und unter dem wiederum das weiße Gewand zum Vorſchein kam, welches, die Füße bedeckend, in einer Goldborte endete. Die Schöne horchte, in ſüße Träumereien verſunken, der Muſik von Geigen, Flöten und Guitarren, welche aus einer unter dem Fenſter haltenden Barke emporrauſchte, bis das Fahrzeug mit unvernehmbaren Ruderſchlägen ſich entfernte und die anmuthigen Töne fern und immer ferner verhallten.

Da überflog ein ſchmerzliches Lächeln die Lippen des Mundes, der einer halbgeöffneten Roſe glich, und das Mägdlein ſprach zu ſich ſelbſt: „Bin ich nicht eine Thörin? Ich lauſchte den holden Melodien, als brächten ſie mir willkommene Liebesbotſchaft von ihm, dem ſchönen Jüngling, der heute aus ſeinen Feueraugen beſeelte Blicke mir zuſandte. Aber die Gondel durchfurcht die Wellen, um nach einem andern Fenſter zu eilen, und wie die Spur des raſchen Kieles ſo plötzlich vergeht, als ſie entſtanden, ſo iſt auch im Augenblick die Aermſte vergeſſen, die in einer flüchtigen Huldigung der Eitelkeit oder des Uebermuthes den Ausdruck wahrer Liebe zu vernehmen wähnte.“ — Doch horch! neue Ruderſchläge laſſen ſich hören, die plötzlich unter dem Altan verſtummen, und in zärtlichen Tönen girrt eine Laute.

Digitized by Google

Und ehe die Lauſcherin noch recht wußte, wie ihr geſchehen, hob eine klare Männerſtimme das folgende Rondeau zu ſingen an:

In ſtiller Nacht erwachen meine Lieder,
Die ſcheu ſich vor des Tages Glanz geborgen;
So ſtieg Diana zu Endymion nieder,
Und brachte leuchtend ihm der Liebe Morgen
In ſtiller Nacht.
In ſtiller Nacht ſpäh' ich nach meinem Sterne,
Der grauſam ſich dem hellen Tag verhüllt.
O Sehnſucht, zeige dich, die aus der Ferne
Mir todesdrohn'der Sehnſucht mich erfüllt,
Daß ich, entzückt von deiner holden Nähe,
Von meinem Himmel mein Geſchick erſpähe
In ſtiller Nacht.

Das Lied ſchwieg und die Hörerin fürchtete und wünſchte zugleich, die Töne, welche mit ſüßer Gewalt zu ihrem Herzen drangen, möchten mit der Liebesbotſchaft, welche dieſen Morgen erſt aus des unbekannten Jünglings Augen ihr geworden, *eines* Urſprungs ſeyn. Und ſiehe da, ihre ahnende Seele hatte mit Recht gefürchtet wie gehofft. — Es raſchelte draußen leiſe und behutſam, eine Hand, dann wiederum eine faßte das Gitter des Altans, den Händen folgte ein Haupt, und die einſame Schöne vermochte vor Schreck wie vor Entzücken keinen Laut hervorzubringen, da das volle Licht auf die trauten Züge des friſchblühenden Antlitzes fielen, die ſeit wenigen Stunden erſt, aber unvergeßlich ſich ihrem Gedächtniß eingeprägt hatten.

„Biſt du hier, mein Leben?“ flüſterte die Stimme des verwegenen Beſuchers; „biſt du es, Roſe meines Frühlings?“ — Das Mädchen hatte, ſich ermuthigend, die Thüre gefaßt, um ſie vor dem Eindringling zu ſchließen, doch ihre Augen hafteten, wie verzaubert, an den ſeinen, und ſie vermochte nicht, ſich die Freude zu verſagen, einige Worte mit ihm zu wechſeln, weßhalb ſie entgegnete: „Wahrlich, mein Herr, wenn ich die Roſe bin, ſo ſeyd Ihr die keckſte Nachtigall, welche je die Ruhe der Nacht durch lüſternen Lockruf ſtörte.“ — „Zürnſt du meinem Liede?“ — „Ich ſollte wohl, mein Herr, und dennoch lauſch' ich gern dieſen klagend dahinſchmelzenden Tönen, obſchon ich nichts lieber vernehme, als der Fanfare kühnen, ſchmetternden Klang.“ — „Du zürnſt alſo dem Inhalt des Liedes?“ — „Ich vernahm verwegene Worte —“ — „Doch du biſt der Kühnheit hold, ſonſt würdeſt du nicht die drohende Fanfare dem Girren der Laute vorziehen. Darum lächle mir, mein Stern, denn wahrlich, du biſt nicht ſchöner, als ich kühn.“

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Es war das herrlichſte Wetter, als wir uns am andern Tage ſehr früh erhoben. Die Sonne vergoldete die Stämme der Palmen, und ihr Strahl bildete aus den Thautropfen, die an den Gräſern hingen, Tauſende von Diamanten, ein Anblick, um ſo freundlicher für uns, als wir ihn ſo lange nicht genoſſen hatten. Raſch wurden unſere Kameele beladen und wir waren in kurzer Zeit zum Aufbruch fertig. Als wir eben abreiten wollten, lrß uns der freundliche Paſcha zu einer Taſſe Kaffee einladen. Wir ſagten dem guten alten Manne ein herzliches Lebewohl, und nachdem ihm der Baron noch das Vergnügen gemacht hatte, ihm auf ſeinem Fuchshengſte zu zeigen, wie ein deutſcher Reiter zu Pferd ſitze und es in der Gewalt habe, zogen wir lachend und ſingend unſeres Wegs.

Anfänglich lief unſer Pfad einen Damm am Nil entlang, und außer den Palmen, den einzigen Bäumen, die wir bisher geſehen, erſchienen die und da einzelne Platanen, Cedern, auch einige Maulbeerbäume in Gruppen beiſammen; auf ihren Zweigen wiegten ſich zahlloſe wilde Tauben und eine Art Wiedehopf, etwas kleiner als die unſrigen, aber von ſchönem glänzendem braunen Gefieder. Wir ſchoſſen viele dieſer Vögel, die dann gleich aus freier Hand gerupft und an den Sattelknopf gehangt wurden, um Abends eine feine Schüſſel zu bilden. Für uns, die wir aus dem öden Syrien kamen, war es ſehr erfreulich, zu ſehen, wie hier jeder Fußbreit Landes auf's Sorgfaltigſte benutzt wird. Alle Felder ſind durch Waſſergraben in Vierecke von ungefähr ſechs Fuß getheilt. Ein Schöpfrad, das in einem runden, gemauerten Brunnen durch Thiere, oder bei kleineren auch durch Menſchenhände getrieben wird, füllt dieſe Gräben, welche ſo dem ganzen Felde friſches Waſſer mittheilen. Dergleichen Schöpfräder hat Mehemed Ali, wie man ſagt, im ganzen Delta nicht weniger als fünfmalhunderttauſend auf ſeine Koſten bauen laſſen. Das ſchöne, gleichmäßig angebaute Land ringsum gleicht mit ſeinen geſund ausſehenden Arbeitern dem großen Garten eines reichen Herrn, und leider iſt es im größten Theil von Egypten wirklich ſo. Der Fellah ſäet und erntet für die Regierung, der er nicht etwa nur einen Theil ſeines ſauer Erworbenen abgibt: die unmäßigen Steuern laſſen ihm von ſeinem Verdienſt nur eine Kleinigkeit übrig; ein Verhältniß, das indeſſen von dem Egyptier nicht ſo ſchwer empfunden wird, wie es uns beim erſten Anblick erſcheint, und wie es den allgemeinen Menſchenrechten nach wirklich iſt. Der Fellah kann ja kein

Digitized by Google

Eigenthum für seine Kinder sammeln, denn das Grundstück, auf dem er säet, das Haus, in dem er wohnt, und das Schöpfrad, das ihm sein Wasser liefert, gehören der Regierung; ja sogar die Palmbäume, die das Delta umgrenzen, sind größtentheils Eigenthum des Pascha; der Bauer bekommt für die Pflege und Wartung der Bäume nur einen kleinen Theil der Früchte. Es sey ferne von mir, die Administration und das Steuerwesen Mehemed Alis, die schon von so vielen besser Unterrichteten besprochen worden sind, hier auseinander setzen, oder sie gar vertheidigen zu wollen. Aber das große Geschrei über die schreckliche Unterdrückung und das Elend des egyptischen Bauern haben wir durchaus nicht gerechtfertigt gefunden. Es ist wahr, das Gesetz steht mit der Peitsche hinter ihm und zwingt ihn zu immerwährender Arbeit, dafür hat aber auch der Fellah zu leben, und man braucht in einem egyptischen Dorfe nicht, wie in der Türkei in Dörfern, ja in Städten, wie Schumla, lange nach einigen Lebensmitteln herumzuschicken. Sobald wir uns im Delta einem Dorfe näherten, war augenblicklich ein kleiner Markt um uns versammelt und wir kauften zu den billigsten Preisen Hühner, Eier, Butter, Milch, oder was wir sonst bedurften. Die Wohnungen der Fellahs sind freilich nicht glänzend, aber es war uns noch in frischem Andenken, was wir auf der Landreise durch die Türkei gesehen, und gegen die Hütten von Giorgewo sind die Häuser der Fellahs recht wohnlich.

Nach einigen Stunden verließen wir den Damm und wandten uns durch den Palmenwald, der Grenze des Delta, wieder in die Wüste, und um nicht allen Krümmungen, die, wie schon gesagt, hier das angebaute Land bildet, folgen zu müssen, ritten wir einen Sandweg gerade aus. Uns zur Seite zogen sich die Palmen in einem Bogen zurück, dessen Ende wie ein Vorgebirg wieder in den Weg hinein trat. Nach einigen Stunden hatten wir es erreicht, und ruhten in seinem Schatten einige Zeit aus, um dann wieder auf eine neue Waldecke, die vor uns auftauchte, loszureiten. Nach diesen Etappen, wenn ich es so nennen darf, die, da die Palmenwälder gegen den Sand ziemlich regelmäßige Bogen bilden, fast gleichweit von einander entfernt sind, berechneten unsere Beduinen den Weg, und wenn wir sie fragten, wie lange wir noch zu marschiren haben, so hieß es: wir haben dis zum Nachtquartier noch so und so viel mal Schatten.

Wir waren noch ein paar Stunden von dem Dorfe Abu Hamud, das wir heute erreichen wollten, als die Sonne sank und die Palmen lange Schatten in unsern Weg warfen. Die Hitze, die den Tag über ziemlich stark gewesen war, ließ nach, und wir hatten noch einen köstlichen Abend. Da der Weg ziemlich hart, auch stellenweise mit Rasen bedeckt war, so stiegen wir ab und ließen die ermüdeten Thiere am Zügel nachlaufen, während wir unsere Phantasien und Plane, die wir in Betreff Kairos gefaßt hatten, einander mittheilten. Mit welchen Farben malten wir uns die Herrlichkeiten der alten Kalifenstadt aus! wie ehrerbietig wollten wir dem Rauschen des Nilstromes horchen, ob er uns nicht vielleicht etwas von vergangenen Zeiten erzählte! Neben diesen poetischen Gedanken fliegen auch recht prosaische auf; so wenn wir uns die Eleganz des englischen Gasthofs, den wir beehren wollten, vergegenwärtigten. Wir waren diesen Abend Alle recht froh gestimmt und schickten manchen Gruß und Kuß nach der Heimath. Das Herz ist an einem schönen Abend stets geneigter, angenehme Eindrücke, besonders Schönheiten der Natur aufzunehmen und zu warmen Gefühlen zu verarbeiten, die es lebendiger schlagen, das Blut rascher kreisen machen. Wir sahen fast ängstlich links, wo die Wüste ihre Hand nach uns ausstreckte, auf den gelben Sand, in dem die letzten Strahlen der Sonne, wie auf einem Wasserspiegel, einen goldenen Weg zeichneten. Rechts sahen wir die Stämme der Palmen von demselben Lichte geld angestrahlt, und unter ihnen blickte die und da ein kleines Hüttchen heraus, vor dem dunkelfarbige Kinder spielten. Hier führte unser Weg dicht bei einem Brunnen vorbei, wo junge Araberinnen ihre Gefäße füllten, oder die vollen Krüge mit unbeschreiblicher Zierlichkeit auf dem Kopfe trugen, und dabei lachten und schäkerten. Auch gaben sie uns bereitwillig von ihrem Wasser und schöpften gern für unsere Kameele und Pferde eine Rinne voll. Wir fühlten uns lebhaft in eine uralte Zeit versetzt, denn hier hat sich in Kostüm und Sitten wenig geändert, und Rebekka muß wie jene Araberin ausgesehen haben, die uns freundlich lachend nach der Reihe ihren Krug bot.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Wechselagenten. — J. Janins Heirath.

Ein Wechselagent darf nach den Gesetzen nicht selbst spielen, sondern höchstens den auf die Fonds Spekulirenden als Agent dienen. Daran kehren sich aber manche Agenten nicht. Es scheint indessen, daß man an der Börse einen andern moralischen Maßstab anlegt, als in der gewöhnlichen Welt: Leute, welche durch ihre Schuld sich und Andere ruinirt haben, werden dort nur als unglücklich bedauert. Nach der Einweichung Jouberts hieß es in den Tagesblättern, es sey Jammerschade, daß der Mann so bald die Besinnung verloren; wenn er sich an die chambre syndicale, das heißt an die Versammlung derjenigen Wechselagenten, welche die Angelegenheiten ihrer Korporation leiten, gewendet hätte, so

würde sich Alles haben in Ordnung bringen lassen, und Jouberts hätte nicht nöthig gehabt, zu emigriren. Ja seine Gläubiger selbst wünschten seine Rückkehr; er konnte sich ja erholen und sie nach und nach befriedigen. Dabei wurde der rechnet, was seine Stelle abwerfen könnte, wenn er nicht wiederkäme. Die Zahl der Wechselagenten ist nämlich festgesetzt, und einer kann nur durch Ankauf einer Stelle Wechselagent werden. Geht der funktionirende Agent durch und hinterläßt Schulden, so wird die Stelle zum Besten der Gläubiger verkauft. Jouberts Stelle wurde zu 500.000 Fr. ausgeschlagen. Der Ankäufer muß also, wenn er das Kapital zu fünf Procent dazu aufnimmt, jährlich 25.000 Fr. Zinsen zahlen, ehe er einen Sous Gewinn bei der Stelle legen kann. Man kann hieraus schließen, wie einträglich die Stellen der Wechselagenten an der Pariser Börse seyn müssen, und wie strafbar sie sind, wenn sie sich mit ihrem gewöhnlichen Gewinn nicht begnügen und überhaupt ein verderbliches Spiel mit Staatspapieren treiben. — Eine Tagesbegebenheit ganz anderer Art, als Jouberts Entweichung, war Jules Janins Heirath. Der berühmte Feuilletonist des Journal des Debats hatte bisher ein so unordentliches Leben geführt, daß man, so viel er auch in seinen Feuilletons von Moral und Sittlichkeit sprach, an seiner Bekehrung beinahe verzweifelte. Die Stunde der Rückkehr zum regelmäßigen Leben hat aber endlich für ihn geschlagen. Es hat sich ein Mädchen gefunden, vermöglich, schön, geistreich, welches die sonderbaren Feuilletons Janins stets mit Entzücken gelesen, sich in den Verfasser verliebt und ihm die Hand vor dem Altare gereicht hat. Der Feuilletonist, welcher gern viel Lärm um eine Kleinigkeit macht, hat auch seine Verheirathung zu einer Tagesbegebenheit erhoben. Er hat an Chateaubriand, an Lamartine und an andere literarische Notabeln geschrieben, auch den Erzbischof eingeladen, so wie die gesammte journalistische Welt, und die Trauung wurde in der Kirche St. Sulpice mit einem Gepränge vollzogen, als ob einer der wichtigsten Männer im Staate getraut würde. Damit noch nicht zufrieden, hat der Feuilletonist am Tage nach der Hochzeit sein Glück in einem ungeheuer langen Feuilleton gepriesen, das sicher eine der sonderbarsten Produktionen ist, die jemals aus seiner Feder geflossen sind. Vielleicht ist es noch nie einem Schriftsteller gelungen, wie J. Janin, 15—20.000 Fr. durch Feuilletons und andere kleine Artikel zu verdienen, und die ganze Stadt Paris für seine Verheirathung zu interessiren. Ich habe in Gesellschaften verschiedenartig darüber urtheilen hören. Einige Personen dichten es für unverschämt, daß ein Schriftsteller, welcher bloß die Kunst versteht, über Kleinigkeiten ein langes, aber witziges Feuilleton zu schreiben, sich für eine so wichtige Person hält, daß er sein häusliches Glück durch die Zeitung ausposaunen zu müssen oder zu dürfen glaubt. Andere entschuldigen ihn und meinen, da er bisher ein etwas skandalöses Leben geführt habe, thue er wohl, seine Bekehrung der Welt zu verkünden, und da ihn einmal die Pariser verwöhnt haben, so sey es gar nicht auffallend, daß er sie auch mit seinen häuslichen Angelegenheiten unterhalte; den Pariser sey einmal alles willkommen, was zur Tageschronik gehöre, mithin auch die Erzählung von der Trauung Jules Janins.

Dg.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Berliner Witz. — Theater.

Den Ihren, sobald sie das Straßenpflaster berühren, begegnet die Kritik des Volkswitzes. Er duldet und will Spaß, mehr nicht. Und doch, wie empfrend diese Robheit auch sey, in diesem Volkssinne liegt eine gewaltige Waffe, die man nicht verachten soll; nur keine Offensiv-, eine Defensivwaffe. Dieser Witz läßt nichts Unrechtes und Verkehrtes zu. Man hat die Berliner Bonmots noch zu wenig von dieser Seite beachtet, und ist ungerecht, wenn man sie moralisch verdammen will, weil sie dann und wann auch Rechtes und Heilis ges verletzen. — Zwar höre ich eben mit tiefem Leidwesen, daß jene Robheit auch bei Schinkels Leichenzuge in empörens der Art sich gezeigt hat. Das Volk lief kaum die Zäge der Trauenden zum Kirchhofe durch; man mußte schweigen, um nur die ernste Feier nicht noch mehr durch einen politzeilichen Krieg gegen die Gassenbuben zu stören. Indessen liegt dies sem Uebelstande wohl kaum etwas anderes, als der Ungeklum der Neugier zu Grunde. Wo so viel speziell Leidtragende waren, wäre es vielleicht gerechtfertigt gewesen, den Kirchhof und seine Zugänge ganz vor dem Publikum zu verschließen. Einmal beim Pöbelwitz und Trotz, noch einen charakteristis schen Zug aus diesen Tagen. Das Betreten der Eisenbahnen außerhalb der Uebergangspunkte ist bekanntlich streng unters sagt. Dennoch geht ein Mütterchen mit einem Korbe auf dem Rücken ruhig auf dem bequemen Wege neben den Ges leisen, denn es ist zu ihrem Ziele der gerabeste Weg. Die Umstehenden sind begierig, wie der Bahnwärter, der eben aus seiner Hütte tritt, sie zurückweisen, vielleicht verhaften wird. Er sieht sie auch an, aber sie hört nicht. Er läuft ihr nach und sie wendet sich um. Statt aber der Weisung Folge zu leisten, ist sie es, die ihn nun anschreit. Er hat, beim Kaffeetrinken mit einigen Freunden vertieft, sie vorhin an seiner Hütte unbemerkt vorbeigehen lassen. Sie stemmt die Hände in die Seiten: „Läßt Er mich jetzt nicht ruhig gehen, so zeig' ich Ihn an, daß Er mich vorhin ruhig gehen ließ. Wenn Er Zeit hat, um auf seinem Posten Kaffee zu trinken, so habe ich Zeit, meinen geraden Weges zu gehen." Ich muß mir Leidwesen berichten, daß in diesem Falle das Gesetz gebrochen wurde. Doch will ich den armen Bahnwärter nicht denuncziren. Das Kaffeetrinken hatte ich auf diesem langweiligsten Posten von der Welt für kein Uebel, insofern Kaffee wach erhält.

Mit der besprochenen Umwandlung des Königstädtischen Theaters scheint es zur Zeit noch nichts zu seyn. Die Franzosen bleiben auf dem Hoftheater, man rekrutirt aber die italienische Oper. Die beliebte Sängerin Hähnel allein ist zum Hoftheater übergegangen und als königliche Kammersängerin dort angestellt. Daß die Lorbeeren, welche auf jenem Theater frisch glänzen, in der Atmosphäre diesseits der Spree einen andern Anstrich bekommen, ist eine ältere Erfahrung. Beispiele hat dies in einer ausführlichen Kritik über das erste Auftreten der Hähnel auf dem Hoftheater für die jahrelangen Freunde der Sängerin zu scharf auseinander gesetzt. Wenn Alles, was er sagt, wahr ist, so scheint sich doch, ob es nöthig ist, Alles, was wahr ist, auszusprechen. Die Hähnel genießt vermöge ihrer edeln Persönlichkeit eine große Achtung in der ganzen Stadt, sie ist zudem hinaus über die Jahre des Lernens, und ihre Einwirkung kann nicht mehr so bes deutend seyn, um eine Richtung zu begünstigen, welche der Kunst vielleicht schädlich werden könnte. Dieß wären wohl Rücksichten, daß auch die Kritik einer Künstlerin die errungenen Lorbeeren liebe, die obnehin ein so leicht welkendes Gut sind.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 9. November 1841.

A l'aspect imprévu des merveilleux débris,
Un saint recueillement pénétra les esprits.
Méry et Barthélemy.

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Vor uns hatten wir eine kleine Anhöhe, hinter welcher unſer Nachtquartier lag. Herr Arabut, der Mährchenerzähler, war der Erſte, der mit ſeinem Kameel oben war, und blieb dort halten, ein langes, freudiges Geſchrei ausſtoßend. Wir eilten zu ihm und ſahen durch eine Lichtung im Palmenwald ein großes Stück des Delta vor uns liegen und an zwei Stellen den Nil. Dieß ſah ich, aber der Baron, der ein ſehr ſcharfes Auge hat, rief uns zu, nach den Gläſern zu greifen und nach den Höhen zu ſehen, die wir am fernen Horizont bemerkten. Mir ſchien es anfänglich eine Hügelreihe; doch als ich genauer hinſah, waren es die Pyramiden von Ghize.

Ich weiß nicht, ich glaubte, mich müſſe ein eigenes gewaltiges Gefühl beim Anblick dieſer Steinmaſſen durchzucken, die uns ſo fern ſind und doch ſeit der früheſten Jugend ſchon bekannt. Als ich noch ein kleiner Knabe war, wußte ich ſchon, daß es im Lande Egypten ungeheure Pyramiden gebe, und wie ſie ungefähr ausſehen. Von da an hielt ich ſie im Herzen feſt und ließ ſie mit meinen Begriffen wachſen. — Jetzt ſtanden ſie vor mir, und — wie der Menſch iſt — nicht der ſtolze Gedanke, ſo weit hinaus gekommen zu ſeyn in die Welt und dieſe Pyramiden zu ſchauen, bald zu berühren dieſe Steine, an denen der Staub von Jahrtauſenden klebt und an denen eine ungeheure Geſchichte ſpurlos vorübergeſtrichen, ließ mein Herz ſtärker ſchlagen; ſondern als wäre es ängſtlich, einen kleinen Gedanken bei dieſen gewaltigen Zeichen einer großen Zeit zu faſſen, fuhr es in ſich zurück und ſchwärmte beim Anblick der Pyramiden von Kindheit und Liebe, ſo daß ich endlich wie aus dem Schlafe erſtaunt auffuhr und meinen Gefährten nacheilte, die ſchon weit voraus waren.

Wir hatten noch eine halbe Stunde zum Eingange des Dorfes, wo wir übernachten wollten. Bei demſelben, etwas vom Wege ab, lag verſteckt unter hochſtämmigen Palmen, dichten Platanen und Akazien, recht ſtill und heimlich, das Grab eines türkiſchen Heiligen, aus einem kleinen Gebäude mit einer Kuppel beſtehend. Wir paſſirten eine ſteinerne Brücke, die über einen Arm des Nils führt, und ſchlugen unſer Zelt auf einem Raſenplatz vor dem Dorf Abu Hamad auf, welches uns noch bei Weitem erbärmlicher ſchien als Salahie. Von einer Menge neugieriger Weiber, Kinder und Männer umringt, packten wir ab und richteten uns in unſern Zelten ein, wobei das Volk alle Gegenſtände, die zum Vorſchein kamen, aufmerkſam betrachtete. Man mußte die Augen überall haben, damit die Sachen wieder in unſere Hände kamen.

Digitized by Google

Wie im ganzen Orient, waren auch hier für die Männer die Percussionsschlösser an unsern Gewehren ein Gegenstand der größten Verwunderung; sie konnten nie begreifen, wie das kleine kupferne Zündhütchen im Stande seyn sollte, dem Pulver Feuer mitzutheilen. Die Weiber dingegen lachten über unsere blechernen Kochgeschirre und Casseroles, so wie über unsere Leuchter und die Wachskerzen, die darin staken, eine Sache, die ihnen sehr wunderbar vorkam, besonders als wir sie anzündeten.

Beim Ausreiten in's Dorf hatten wir auf den umliegenden Feldern große Schaaren von weißen Vögeln entdeckt, die Reihern glichen. Schon oft hatten wir einzelne bei Akre und Jaffa gesehen und waren ihnen, so viel es uns Zeit und Weg erlaubte, Stunden lang nachgestrichen, ohne zum Schuß kommen zu können. Heute nun war die Gelegenheit zu schön, mit diesen Thieren nähere Bekanntschaft zu machen, um sie unbenutzt vorbei gehen zu lassen. Der Maler und ich nahmen unsere Flinten und gingen aus dem Dorfe, um uns hinter einigen Hecken der an einen Platz zu schleichen, wo die Vögel auf einem sumpfigen Reisfelde gravitätisch auf und ab spazierten. Doch ehe wir nahe genug kamen, flog neben uns eine Schaar wilder Tauben auf, und wir konnten unmöglich unterlassen, unsere Gewehre auf sie abzufeuern, was auch mehrere zu Boden brachte. Das Knallen hatte aber die Reiher aufgeschreckt und sie zogen mit schwerem Flügelschlag einige Felder weiter. Wir folgten rasch, und obgleich wir, hinter Schöpfrädern und Brunnen fortschleichend, ihnen oft sehr nahe kamen und auf sie schossen, konnten wir doch keinen einzigen erreichen. Die Thiere schienen unserer zu spotten und hoben sich nach jedem Schuß unverletzt in die Luft, ohne auch nur eine Feder zurücklassen. So jagten wir sie um das ganze Dorf herum, bis in die Nähe des oben genannten Grabmals, wo der ganze Schwarm erst eine Zeit lang in der Luft kreiste und sich dann mit einemmal auf die Bäume niederließ, die davon ganz weiß, wie mit Schnee bedeckt, aussahen. So still es vorhin um das Grabmal gewesen war, so lärmend wurde es jetzt; denn außer den Reihern, die sich schreiend um die Plätze auf den Aesten zu zanken schienen, hatten sich hier wilde Tauben, Wiedehopfe und andere kleine Vögel zahlreich eingefunden, wahrscheinlich um an diesem Orte, der den Arabern heilig ist, ungestört ihre Nachtruhe zu halten. Wir traten an das Gemäuer, das, ein paar Fuß hoch, das Grab und den Garten umgab, und sahen, wie die Vögel, die früher so scheu vor uns gestoben waren, jetzt in der schönsten Schußweite es sich vor unsern Augen bequem machten und uns vertrauensvoll ganz nahe kommen ließen. Es wurde uns wirklich schwer, dieses Vertrauen zu respektiren und nicht unter sie zu schießen; doch würde auf einen Schuß in die dicht gedrangten Haufen eine ganze Masse gestürzt seyn, und wir wünschten nur ein einziges Exemplar zu haben, um es unserm Doktor heimzubringen, und wilde Tauben für die Küche hatten wir bereits in Menge. Schon wollten wir uns, da es stark dämmerte, nach den Zelten zurückbegeben, als noch ein großer Reiher, der sich wahrscheinlich verspätet hatte, im schweren Flug über uns hinschwebte. Der Maler gab Feuer, das Thier stürzte herab, und in demselben Augenblicke bob sich der ganze Schwarm, der sich auf den Baumen gelagert hatte, und flog mit lautem Geschrei über unsern Köpfen weg. Wir aber machten uns mit unserer Beute davon; denn die Schüsse und der Larm der Vögel hatten mehrere Dorfbewohner herbeigezogen, die über unsere Jagd an ihrem geheiligten Orte unwillig schienen.

(Schluß des siebenten Briefs.)

Die Sklavin von Korfu.

(Fortsetzung.)

Der Jüngling machte Miene, das Geländer zu übersteigen. „Haltet ein, verwegener Mann," sagte sie, „oder ich schließe die Thür!" — „So grausam könntest du seyn?" fragte er schmeichelnd entgegen, worauf sie, Thränen in den schönen Augen, fortfuhr: „Ihr selbst seyd grausam, Herr, indem Ihr durch solche Beleidigung die Schwachheit straft, welche ich gegen Euch bewiesen, indem ich Euch bisher anhörte. Wer gab Euch das Recht zu so frevelhaftem Beginnen?" Rasch und ohne die geringste Verwirrung zu äußern, antwortete der Unbekannte: „Wer anders, als derselbe Mann, welcher bisher der Pfleger dieser Rose war und fortan mir die Obhut über sie anvertrauen will?" — „O Königin der Himmel, so wärt Ihr Luzio?" — „Luzio Morosini, so heiß' ich. Doch woher kennst du meinen Namen?" — „Eure Worte haben ihn mir verrathen," lispelte sie und wehrte nicht länger Luzio ihre Schwelle, sondern trat zurück, da er über das Geländer sprang, in das Gemach drang, dort angelangt, sich vor ihr auf die Knie warf und ihre Hande mit glühenden Küssen überdeckte, was sie willig geschehen ließ, obwohl sie sagte: „Es will sich nicht geziemen, daß Ihr vor Eurer Magd kniet," und ihn bat, sich zu erheben.

Liebestrunken die Blicke empor richtend und die Knie der Schönen umfassend, fragte Luzio zärtlich: „Und wie deut' ich jene Blicke, die heute Morgen als belebende Sonnenstrahlen in meine schlummernde Seele drangen?" — „Erhebt Euch, Herr," versetzte sie, halb abgewendet.

Digitized by Google

— „Nur um in deine Arme zu ſinken," ſagte er; ſie: „Ihr ſeyd der Gebieter, ich die Sklavin." — „Nicht alſo!" rief Luzio, aufſpringend, „ich verſchmähe jeglichen Gehorſam, und du ſollſt frei ſeyn, frei wie der Vogel in der Luft, frei wie der Fiſch im Meer."

Die Augen des Mägdleins erglänzten in wunderbarem Leuchten, flammendes Roth überzog die Wangen, und wie in Verzückung ſprach ſie: „Freiheit! O ſüßes Wort, das mir zum erſtenmale von den Lippen der Verheißung entgegentönt! Mit dieſem Ruf lockſt du mich bis zur Hölle." — „Nein, mein Stern, in den Himmel, in den Himmel, welchen du ſchmückſt!" — „Weißt du auch, was du ſagſt, indem du der Sklavin die Befreiung verheißeſt?" — „Ich verſtehe dich nicht, Mädchen. Ich komme, dich in Roſenbande zu flechten, und du rufſt nach Freiheit?" — „Ein Gebieter war mir in dir verkündet, und als ich, in mein Geſchick ergeben, nichts erwartete, als nur den Wechſel der Bande, da tönte von deinem Munde ein Wort, an deſſen Bedeutung du vielleicht nicht dachteſt. O Luzio, wenn du dieß Zauberwort nur unbedacht und willenlos ausgeſprochen, ſo nimm es zurück, noch ehe, von dem ſüßen Wahn gänzlich berauſcht, meine Seele dem ſchrecklichſten Erwachen entgegentaumelt. Rede ſchnell ... Doch nein, verſtumme! Laß mir den Traum, daß ſich mein Leben mit ihm in Eins verſchmelze; dann wird es mit ihm zugleich entſchieden zu der himmliſchen Heimath, in der jeder ſchöne Traum als Wahrheit blüht."

Luzio wußte dieſe fieberiſche Glut ſich nicht zu deuten und empfand eine Art Grauſen bei der unheimlichen Rede und vor den verwirrten Blicken der Geliebten. „Welcher Dämon bemächtigt ſich deiner Sinne?" ſprach er zürnend: „begehrſt du denn in mir nur den Befreier? So gebiete; der Weg ſteht offen, und ehe die Morgenröthe, welche dort die Sterne erbleichen macht, dem Glanz der Sonne weicht, ſollſt du auf raſchem Kiel die Meeresflut durchfurchen. Dann will ich an der Küſte ſtehen und ſehnend dir nachſtarren, bis das Licht meiner Augen erliſcht." — Dieſe Worte erſchreckten die Schöne, und demüthig entgegnete ſie: „Du zürnſt, Luzio, weil du mich nicht verſtehſt. Ich gehöre dir an, feſt und unwiderruflich. War ich doch bereits die Deine, bevor ich wußte, daß nicht allein mein Herz mich dir beſtimmte. Doch ſagen ſie, ich ſoll deine Sklavin ſeyn. Wohlan denn, ich beuge demuthsvoll die Knie und nenne dich Gebieter." Worauf ſie mit gekreuzten Armen niederſank. Alsbald aber hob Luzio ſie auf, ſchloß ſie feſt an ſeine Bruſt, ſtreichelte ſanft die Wange der zärtlich zu ihm Aufblickenden und ſprach: „Was ſprichſt du doch immer von Feſſeln und Gehorſam, du thörichtes Kind? Unſere Liebe feſſelt mich, wie dich, und du biſt dabei frei, wie ich ſelbſt." — „Gewiß, Luzio?" — „Gewiß, ſo wahr ich dich liebe." — „O holder Schwur! Und frei will ich die Deine ſeyn, enger und inniger dir verknüpft, als durch die ſtarre Bande des Gehorſams. Komm, komm, laß uns eilen!"

Sie zog ihn gegen die Thüre. „Wohin?" fragte er ganz erſtaunt. „Dorthin, woher du kamſt," entgegnete ſie; „die ſchwanke Leiter hinab zur Gondel, hin nach dem Golf, der uns auf ſeinen Wogen hinüberſchaukeln ſoll zum ſonnigen Korfu." — Luzio ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn und fragte ſich im Stillen, ob er ſelbſt wahnwitzig geworden, oder ob er mit einer Raſenden rede? Dann ſagte er: „Du träumſt, Kind. Weßhalb die Leiter hinab? Mein Gebot öffnet morgen weit die Flügelthüren des Palaſtes Faledro; dann führt Luzio Morosini die Braut zum Altar, und von dort die Neuvermählte in ſein Haus unter Drommetenſchall und Glockenklang. Gute Nacht! Schließe für jetzt die leuchtenden Augen, damit am Freudentag ihr Glanz, die Sonne beſchämend, in all ſeiner Pracht entzücke und belebe. Auf Wiederſehen!"

Einen Kuß drückte er auf die Lippen der Braut, und als fürchte er, ihr Zeit zu gönnen, dieß Siegel zu löſen, um auf's Neue in jene Reden auszubrechen, deren unverſtandene Glut ihn eben noch erſchreckt, eilte er hinaus und ſprang in ſeine Gondel. „Weile noch!" ſeufzte ſie, doch vergeblich; ſchon rauſchten die Ruder, und ihre Stimme erreichte den geliebten Flüchtling nicht mehr. „Grauſamer," ſprach es in ihrer Seele, „ſo laſſeſt du mich allein mit all den ungelöſten Räthſeln meines Glücks, die Taumelnde am Rande der ſchwindelerregenden Tiefe!"

(Fortſetzung folgt.)

Ahndung.

Das Mägdlein ging zum Maientanz
Am Friedhof vorbei im Sonnenglanz,
Da wehten die grünen Bäume ſo ſchön,
Das Mägdlein konnt' ſich nicht satt dran ſehn.
„Wie muß ſich's ruhig darunter liegen,
Wo die grünen Bäume in Schlummer wiegen!"

Und Abends bei Mond- und Sternenſchein
Kam's Mägdlein zurück allein, allein;
Und als ſie den Friedhof vorüber kam,
Da ſpielte das Mondlicht ſo wunderſam
Auf den Gräbern durch die dunklen Bäume.
Da ſtand ſie und hatte ſelige Träume.

Digitized by Google

Dann ging sie und wand der Schwester den Kranz,
Und war so glücklich dabei, so ganz
Als ob das Kränzlein zur eignen Ehr'
Als Brautkranz ihr selber bestimmet wär'.
Doch mußte sie bei der Blumen Verschränken
An die grünen wehenden Bäume oft denken.

Und als der heil'ge Jobannistag
Mild auf der bräutlichen Erde lag,
Da lag, den Rosenkranz im Haar,
Das Mägdlein auf der Todtenbahr'.
Und der Abend senkte mit sanftem Flügel
Hernieder sich auf den frischen Hügel.

Dort ruht sie nun in der kühlen Gruft
Unter grünen Bäumen und Blumenduft;
Dort, unter wehendem Blätterzelt,
Da träumt sie den Traum einer schönern Welt.
Wie muß sich's ruhig darunter liegen,
Wo die grünen Bäume in Traum einwiegen!

J. Koch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Schluß.)

Gutzkows Werner.

Gutzkows Werner bleibt die unstreitig bedeutendste neuere Erscheinung auf dem thätigsten Theater. Ungeachtet die bisher sige Kritik sich nicht zum günstigsten darüber ausgesprochen hat, hält sich das Drama auf den Brettern. Es ist nicht das ausgezeichnete Spiel der Haun, es ist der Stoff, das und alle so nahe Angehende, mit einem abgebrauchten Worte, es ist der alte Familienjammer in neuer Form, der die Menge anzieht, der den zarten Zuschauerinnen Thränen in die Augen preßt. Das Drama hat große Vorzüge und große Mängel. Was überwiegt, will ich nicht entscheiden; aber auch die Mängel sind nicht von der gewöhnlichen Art; auch sie haben ihr eigenthümliches Anregendes, und es ist recht von den Theaterdirektionen, daß sie die Stücke dieses Schriftstellers zur Aufführung bringen. Mit der schwierigsten Aufgabe der jungen Tragödien, mit dem fünften Akte, ist Gutzkow auch in diesem Stücke noch nicht fertig geworden. Sehen wir aber davon ab, so ist die Construktion der vier ersten mit äußerst orientirtem dramatischem Geschick und Theaterkenntniß gearbeitet. Sichtlich war das Drama bis dahin als Tragödie angelegt. Die tragische Katastrophe ist da; aber irgend eine weichmüthige Stimmung oder Rücksicht hat obgewaltet und den fünften Akt mit seiner matten Versöhnung und Ausgleichung in's Leben gerufen. Sprache, Construktion, Scenenbau, alles verräth, wie den Dichter hier die Lust selbst verlassen, und damit ist denn auch der Quell wie mit einemmale versiegt, aus dem der geistreichste Dialog verspudelte. Man sieht es dem Dichter an, er wollte zu Ende kommen, und jeder Nothbehelf und deus ex machina war ihm recht. Das ist für sich, und verkümmert uns wenigstens nicht den Gehalt der vier ersten Akte. Auch gegen diese, gegen das ganze Stück, seine Idee und Ausführung läßt sich viel einwenden. Daß es Menschen wie Werner gibt, denen in der Fülle des Glückes das Gewissen schlägt und die alte Liebe erwacht, darf man nicht bezweifeln. Daß sie im Kampf zwischen zwei Pflichten die für die Gattin und Mutter ihrer Kinder für den Augenblick gegen die für die frühere, verlassene Geliebte in den Hintergrund stellen, daß sie, trotz ihrer Gefühle, sich haben in einem heiligen Rechte dünken, daß es ihnen dann Aufgabe ihrer Männlichkeit scheint, gegen die konventionellen Ansichten zu kämpfen, und, trotzend der zweiten Pflicht, der ersten nichts zu vergeben und ihre Gefühle nicht zu unterdrücken, das mag vorkommen, und wenn nicht, so mag ein Dichter sich die Aufgabe stellen. Die, welche sich Gutzkow stellte, ist klar, aber er hat sie nicht durchgeführt. Er wollte, aber er konnte nicht. Auch er stieß bei diesem tragischen Konflikte an die konventionellen Verhältnisse. Sein Werner, darauf ist es angelegt, muß sich losmachen von der Gattin, sich scheiden lassen, schon früher seinem Amte und Adel entsagen, um, siegend über alle Rücksichten der Welt, seiner Ueberzeugung zu leben und der geopferten Geliebten die Hand zu reichen. Natürlich darf dieß, wie die Dinge stehen, nicht zur Ausführung kommen. Die Polizeipräparate (aus denen nachher nichts wird) deuten auf eine größere Krisis, als der Dichter später aus Mangel an Raum anzubringen für gut fand. Ich sehe im Geiste den Helden im Gefängniß sitzen unter arger Anschuldigung, gedrücktem Geistes, aber fest in den Einen, die Schuld an der ersten Geliebten zu sühnen. Da erscheint die Gattin im Kerker, hochherzig, selbst aufopfernd, Rettung bringend. Das erst, das allein besiegt ihn in seiner errungenen Freiheit. Dem kann er nicht widerstehen und — ich weiß nicht, welches Ende Gutzkow sich dachte, vielleicht das des Themistokles, denn das des Grafen von Gleichen taugt weder das alte noch das junge Deutschland. Aber der Dichter, der vor einem deutschen Theaterpublikum bestehen sollte, durfte das nicht. Sein Held im Stücke kämpft gegen die Verhältnisse muthig an, aber der Theaterdichter kann nicht gegen das Publikum ankämpfen. Wollte sein Werner die Gattin verstoßen und nur der Geliebten die Treue halten, — das Stück würde vielleicht nicht ausgespielt seyn. Man kann gewissermaßen leben, wo das anschaubare Publikum dem Dichter in die Feder sieht, und er schreibt da, wie alles und ohne Interesse, was es ihm dittirt. So sieht es mit unserer Freiheit aus! Zudem, Werners Gewissensbisse sind von romantischer Natur. Ein Assessor, der eine reiche Frau geheirathet hat, den Adel angenommen und Dienst, Dienst gibt, den ein fürchterlicher Ehrgeiz peinigt, und zuletzt Einer, der für die Ideen des Jahrhunderts arbeitet — von einem solchen modern zerrissenen Charakter ist ein derartiger Rückfall in's Sentimentale am wenigsten zu gewärtigen. Wenn nun gar das Unglück bei der Darstellung will, daß die Gattin von einer gestroft interessanten, und die Geliebte von einer Schauspielerin gegeben wird, die dieser Eigenschaften sich nicht rühmt, so erscheint Werner etwas überdreht, was freilich dem Dichter nicht zur Last fällt. Wohl aber fällt ihm der Assessor Wolf zur Last. Solche Intriguants und Böswichter gedeihen nicht in die hier geschilderten Kreise. Wäre es nicht vortheilhafter gewesen, wenn Werners Gewissensbisse, den Adel angenommen zu haben und somit inkonsequent geworden zu seyn, schon früher mehr in den Vordergrund träten? Der Schluß, daß er wieder bürgerlich wird, ist die versöhnende Lösung.

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 10. November 1841.

Haß gibt hier viel zu schaffen, Liebe mehr. —
So fühl' ich Lieb', und haße, was ich fühle.
Shakespeare.

Die Sklavin von Korfu.

(Fortsetzung.)

Beppo, der Gondolier, trat vor Luzio hin, als dieser eben sein Gemach verlassen wollte, um sich in das Haus der holdseligen Braut zu begeben, und in seinem düstern schwarzen Gewand das strenge Gesetz verwünschte, welches ihm wehrte, sich in heitere Farben und kostbare Stoffe zu hüllen und so durch äußere Pracht die Freudigkeit seines Herzens zu bethätigen; dennoch aber war dieser Unmuth nicht im Stande, des Bräutigams rosige Laune auch nur im Geringsten zu trüben, und so ward denn dem Bittsteller der freundlichste Empfang. „Wie geht es dir, guter Beppo?" fragte der junge Edelmann, „und was bringst du mir?" — Der Gondolier nahm mit Vergnügen wahr, daß der Zorn, welchen der Gönner am vorigen Tage auf dem Marcusplatz gegen ihn geäußert, gänzlich sich gelegt habe, doch hütete er sich wohl, zu verrathen, daß er eigentlich nur gekommen, um sich von Luzios Gesinnungen zu überzeugen, sondern reichte diesem ein Papier mit der Bemerkung, diese wesentliche Urkunde sey gestern aus Versehen in seiner Hand zurückgeblieben, und er hoffe, jetzt damit nicht zu spät zu kommen. Luzio lächelte. „Dennoch kommst du zu spät," sagte er; „doch du brauchst deßhalb nicht zu erschrecken, guter Knabe. Ich habe gestern noch eine passende Gelegenheit wahrgenommen, um meinem Oheim die Angelegenheit gründlich auseinander zu setzen, die ihm, wie er mir sagte, sein Intendant in einem ganz falschen Lichte vorgestellt. Herr Baldo hat mich ermächtigt, deine gerechte Forderung bei Heller und Pfennig, mit Zinsen und Zinseszinsen zu tilgen." — „Was hat doch nur den edeln Senator so urplötzlich überzeugt?" fragte Beppo mit einem durchdringenden Forscherblick, vor welchem der des Lügens so ungewohnte Luzio erröthete, und da der Gondolier seinen Vortheil verfolgte, indem er mit seinen Fragen näher in die Streitsache einging, von welcher der Gönner so gut wie gar nichts wußte, da er die Urkunden kaum eines Blicks gewürdigt, so wußte Morosini der augenblicklichen Verlegenheit nur dadurch sich zu entziehen, daß er Beppos Papiere hervorsuchte, eine Anweisung auf seinen Wechsler schrieb, und beides dem Gondolier mit der Weisung hinreichte, ihn jetzt zu verlassen und seine Fragen auf einen gelegeneren Zeitpunkt zu verschieben. Dieser aber nahm die Urkunden, zerriß den Wechsel und sagte: „Herr, ich bin kein Bettler." — „Wer nennt dich einen?" — „Eure Großmuth, Herr, vor der mein Vertrauen errötbet. Ich begehre mein Recht und verschmähe Euer Gold." — „Sey doch vernünftig, Beppo! Wenn schon das Sprüchwort sagt, daß ein magerer Vergleich besser

Digitized by Google

iſt, als ein fetter Prozeß, um wie viel vorzüglicher iſt es noch, die ganze Forderung ſo ohne Weiteres zu erhalten!" — „Ihr habt gut reden, Herr. Euer Oheim hat nicht Euch, ſondern mich vor ſeinem Hausgeſinde einen lumpigen Betrüger geſcholten, und ich bin es meinen Vorfahren ſchuldig, meine Ehre vor Gericht wieder rein zu waſchen. Ich ſtamme von guten Leuten, Herr Moroſini, meine Ahnen waren Glasbläſer zu Murano, verſteht Ihr mich? Ich laſſe mich keinen Dieb nennen, obſchon mein Name nicht im goldenen Buch ſteht." — „Du biſt ein Trotzkopf." — „Und Luzio Moroſini ein Wortbrüchiger."

Bei dieſen Worten des Gondoliers ging dem Nobile das letzte Reſtchen Geduld aus, wuthentbrannt zuckte er den Dolch und ſchrie: „Frecher Schurke!" — „Nur zugeſtoßen!" ſagte Beppo, kaltblütig die Bruſt entblößend; „das dürfte allenfalls noch die beſte Art ſeyn, Euch und Euern Oheim aller Verbindlichkeiten gegen mich zu entheben. Nun, weßhalb zaudert Ihr?" — Luzio hatte ſich unterdeſſen wieder gefaßt, und der Wallung ſich ſchämend, ſprach er abgewendet: „Du kannſt mich nicht beleidigen. Geh!" — „Das will ich," ſagte der Andere; „und Ihr ſollt mich gewiß nicht wiederſehen, denn Euer zweideutiges Weſen lebt mich glauben, was ich vor einer Viertelſtunde noch für Verläumdung hielt." — „Und was iſt es, das du glauben lerneteſt?" fragte Luzio, von dem Ton der räthſelhaften Worte höchlich betroffen; doch der Gondolier wandte ſich trotzig ab, ohne zu antworten. „Halt, ſag' ich!" rief Luzio. — „Laß mich!" ſagte Beppo. — „Ich laſſe dich nicht von der Stelle, bis du mir erklärſt, was du haſt ſagen wollen." — „Wollt Ihr mich etwa auch auf die Folterbank liefern?" — „Auch? Was heißt dieſes auch?" — „Schon gut. Wir kennen die Gefahr, Euch zum Vertrauten zu beſitzen, und wiſſen uns zu hüten."

Luzio, auf's neue blinder Wuth zum Raube, ſprang auf den Gondolier zu, hatte ihn im Nu bei der Kehle gepackt und ſchrie, den Dolch ſchwingend: „Ich ſchwöre bei den armen Seelen meiner liebſten Todten, dich frei ausgehen zu laſſen, ſo du frei redeſt; wo nicht —" Beppo ließ ihn nicht vollenden; mit eiſerner Fauſt hielt er die mit dem Dolch erhobene Hand umklammert, befreite ſeine Kehle und grinſte höhniſch: „Und bei was haſt du geſchworen, meinerlieber Freund, ihn nicht zu verrathen, der jetzt der Pozzi Moderduft athmet?" — „Wen?" fragte wiederum Luzio; gleich dumpfem Donner ſchlug Contarenos Name an ſein erſchrecktes Ohr, wie eine Ohnmacht umfing's ſeine Sinne, und da er wieder zu ſich ſelbſt kam, war der krächzende Unglücksrabe verſchwunden, und der Einſame ſtrafte ſich ſelbſt, ob der entſetzliche Auftritt nicht etwa ein böſer Traum geweſen?

Doch nein, es war kein Traum. Balbo, der Gondolier, hatte die Gefahr gekannt, welche über Luigi Contarenos Haupt ſchwebte, und war grauſam genug geweſen, nur Luzio allein zu warnen, doch nicht dem Jugendfreund Luzios zugleich; dieſer aber mußte ſich ſelbſt bekennen, daß er, obſchon nicht durch offenbaren Verrath, dennoch die Schuld trage, wenn auf des Geſpielen Bruſt voll kühner Entwürfe der gewaltige Marcusplatz wie auf den niedergeſchmetterten Titanen der Aetna laſtete. In dieſem Augenblick vielleicht verrenkte die unbarmherzige Folterſchnur Luigis jugendlich ſchöne Glieder, während der leichtſinnige Freund ſich rüſtete, die holdſelige Verlobte heimzuholen. Trübſinnig ſprach Luzio zu ſich ſelbſt: „In der Nacht meiner Hochzeit wird der vermißte liebe Gaſt mit zugeſchnürtem Hals hinausgerudert werden, um ein ſchmähliches Grab in der Fluth zu finden, welche er dereinſt ehrenvoll als ſeine Braut zu begrüßen hoffte. Aber das kann ihm nicht in den Sinn kommen, daß ſein beſter Freund ihn verrathen. Eher wohl beſchuldigte er ſeinen Schutzheiligen, das verhängnißvolle Blatt in den Löwenrachen verſenkt zu haben." — Dem Zauber der Liebe fluchend, welcher ſeine Seele ſo entnervt, daß er darüber die heiligſten Pflichten der Freundſchaft hintanſetzte und nun ſich mit dem ſchnöden Troſte ſchmeichelte, die holde Stunde der letzten Nacht mit Luigis Leben nicht zu theuer erkauft zu haben, eilte Luzio von dannen. Aber ihm folgte der im tiefſten Hintergrund der Seele unausgeſprochen ruhende Gedanke, den er durch Alles, was er ſelbſt ſich vorſpiegelte, nicht zu verſcheuchen vermochte, daß Luigi dennoch von ihm ſich verrathen wähnen könnte. War doch das letzte Wort, welches er von des Freundes Lippen vernommen, von ſolchem Verdacht vergiftet geweſen. Dabei war er ſo verwirrt und dermaßen von ſeinen Gefühlen bewältigt, daß es ihm für jetzt gar nicht in den Sinn kam, darüber zu grübeln, in welcher Beziehung zu dem allen wohl Beppo, der Gondolier, ſtehen möge?

Bei ſeinem Vater traf Luzio den Oheim; beide warteten nur noch auf ihn, um ſich zu Faledro zu begeben. Er nahm den Senator bei Seite, um ihm leiſe, aber darum nicht minder heftige Vorwürfe darüber zu machen, daß er, ihn warnend, ihm nicht zugleich auch vergönnt dem Freunde die Nähe der Gefahr zu offenbaren. Ruhig und mit anſcheinender Gleichgültigkeit unterbrach ihn Balbo: „Ich hätte erſt wiſſen müſſen, daß du den lockern Ordelaſo mit deiner Freundſchaft beehrſt." — „Ordelaſo? wer ſpricht von dem?" — „Wer anders, als du? In vergangener Nacht iſt er, wie ich es im voraus ſchon wußte, ſammt ſeiner ſaubern Sippſchaft aufgehoben worden, und da es mir nicht angenehm geweſen wäre, wenn die Häſcher dich inmitten falſcher Spieler und leichtfertiger Weiber aufgegriffen hätten, ſo bat ich dich, davon zu bleiben. Wenn ich indeſſen nur geahnt hätte, daß deine Freundſchaft in dieſer Angelegenheit betheiligt ſey, ſo würde ich ſelbſt dich gebeten haben, Ordelaſo einen Wink zu geben."

Digitized by Google

Die eiskalte Faſſung des Oheims brachte den unerfahrenen Neffen aus der feinigen, ſo daß er plötzlich ſchwieg und nachdenklich den beiden alten Herrn zur Gondel folgte, welche mit ſchnellem Ruderſchlag ſie zu Faledros Haus brachte; je näher ſie kamen, um ſo mehr vergaß Luzio aller Sorge um den Freund, und da ſie ans dem Fahrzeug ſtiegen, hatte er keine Gedanken mehr, als für das holde Glück, dem er bereit war, in das leuchtende Auge zu blicken.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Brief C. F. D. Schubarts.

Stuttgart im Oktober.

Der folgende Brief Schubarts ſcheint uns der Mittheilung werth. Wir machen auf das Datum aufmerkſam. Im März deſſelben Jahrs 1787 war Schubart, nach zehnjähriger Haft auf Hohenaſperg, vom Herzog von Würtemberg auf freien Fuß geſetzt und ſofort in Stuttgart als Hofdichter und Theaterdirektor angeſtellt worden. Man hat ſich vielfach gewundert, wie der Verfaſſer der Fürſtengruft und der deutſchen Chronik ſogleich die Hand lecken konnte, die ihn ſo hart geſchlagen, und das folgende Schreiben kann dieſe Verwunderung nur rechtfertigen. Wer aber verrückt ſeyn könnte, den merkwürdigen Mann von Seiten des Charakters ganz fallen zu laſſen, der muß zuvor billig die ganze Verfaſſung des deutſchen Lebens zu jener Zeit bedenken. Wir dürfen uns ſegnen, daß von den damaligen Verhältniſſen ſo ziemlich nichts mehr übrig iſt als etwa der Zuſtand des deutſchen Schauſpiels, dieſes unheilbaren Kranken, dem man damals noch durch geniale Aerzte aufzuhelfen hoffte, den man aber jetzt den Krankenwärtern überlaſſen hat. Auch das gilt uns als ein Fortſchritt, daß es längſt keine Hofpoeten mehr gibt.

An den Lieutenant Ringler auf Hohenaſperg.

Stuttgart. 31. Mai 1787.

Am Schluſſe dieſes für mich ſo bedeutenden Monds ſchreib ich dir noch, Herzensbruder, um die tauſendmal geſagte und durch die That erprobte Wahrheit auch ſchriftlich zu bekräftigen, daß ich dich ewig liebe. Meine Freiheit iſt mir zwar über Alles theuer, aber doch ſeufz' ich öfters, mitten in ihrem Genuſſe, nach dir, du Bester, nach meinem Seelenbruder Scharfenſtein und nach den frohen Stunden, die wir der Freundſchaft und der unſchuldigen Freude heiligten. Schon längſt hätt' ich dir geſchrieben, wenn nicht ein Schwall von Geſchäften, häufige Beſuche von Fremden und Einheimiſchen und die Opfer, die ich der Tirannin Etikette bringen mußte, mir nur Fragmente von Minuten vergönnt hätten, ein trauliches, ſchwäbiſch herzliches Briefchen an meine Aſperger Freunde zu ſchreiben. Ich kann dir auch jetzt nur Fragmenten ſchreiben, weil ich ſo eben einen ganzen Komödienakt umarbeiten muß. Auf deine Fragen alſo kürzlich ſoviel:

1.) Ich bin vom Theater, der Muſik und einer großen Schaar wichtiger Gönner und Freunde mit offnen Armen empfangen worden. Herr Obriſt von Seeger hat mich dem Theater mit dem ausdrücklichen Befehle des Herzogs vorgeſtellt, daß ſelbiges künftig ganz von meinen Befehlen, Einrichtungen und Anſtalten abhängen ſoll. Ich gebe nun fleiſſig Unterricht im Leſen, der Deklamation, Aktion, Mimik, wo es gar ſehr unter der hieſigen Truppe fehlt. Die Schauſpieler und Schauſpielerinnen fand ich meiſt ſchlecht, den Tanz gut (auch der Tanz hat einen ſchrecklichen Verluſt erlitten; denn die erſte Tänzerin iſt zum Teufel gegangen) und die Muſik ſehr gut (noch nicht ganz vortrefflich) beſtellt. Es haben ſich gräuliche Mißbräuche eingeſchlichen, die das Aufſtreben des hieſigen Theaters gewaltig hemmen. Ich will indeſſen Waſſer genug in den Stall leiten, um ihn baldmöglichſt zu miſten.

2.) Leztern Freitag war ich lang bei dem Herzoge in der Audienz. Ich muß geſtehen, er war auſſerordentlich gnädig und verſprach mir das Leben von nun an leicht und angenehm zu machen. Er beſtellte einige lateiniſche und deutſche Inſkriptionen, die ich als Hofpoet — verſteht ſichs — ſogleich verfertigte. Ich habe nun keine Inſtanz, als dieſen meinen gnädigen Herrn, gegen den nun aller Groll wie Nachtgewölk weggeſchwunden iſt.

3.) Meine Geſundheit iſt das Einzige, das mich anficht; dann ich kränkle und medizinire faſt immer, ſo lang ich hier bin; doch kann ich, Gott ſey Dank! meinem Amt dabei vorſtehen. Informiren, Korrigiren, Selbſtmachen, Durchleſen viel elender, noch mehr mittelmäßiger, wenig guter und äuſſerſt wenig vortrefflicher Piecen fürs Theater und die Muſik iſt nun meine tägliche Beſchäftigung. Darzu kommt noch ein Journal,* das ich ſchreiben muß, weil meine Beſoldung für mich und die Meinigen nicht hinreicht. Gott ſchenke mir nur Geſundheit! Mein Sohn iſt glücklich in Berlin angekommen, hat ſchon in Potsdam vor den König gemuſizt, der ihm höchſtgnädig meine Entlaſſung kund that, und iſt ſogleich bei ſeinem großen Beſchützer Herzberg eingezogen. Seine Briefe ſind ſehr intereſſant. Doch die Pflicht zupft mich beim Ohr; ich muß aufs Theater. Leb alſo wohl, beſter, guter Ringler — und vergiß nicht deinen deutſchen Freund und Bruder

Schubart, Prof.

N. S. Deinem lieben Herrn General, Herrn Obriſtlieutenant und dem redlichen Herrn Major

* Die Vaterlandschronik, Fortſetzung der deutſchen Chronik.

Digitized by Google

v. Buttler, wie dessen ganzen Hause meinen unterthänigen Respekt!

Calamo furibundo scripsi.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

Restauration öffentlicher Monumente. — Industrieausstellung.

Während der Sitzungen des Gelehrtenvereins war die Muße, welche die von 8 bis 5 währenden Zusammenkünfte ließen, durch eine Menge von Gegenständen ausgefüllt. Schon bemerkte ich, daß alle öffentlichen wie Privatinstitute dem Besuch Einheimischer wie Fremder geöffnet waren, und wahrlich, Florenz ist so außerordentlich reich an den schönsten Werken, daß sie mehr als hinreichten, auch den gediegsten Beschauer und Kenner während der kurzen Zeit, welche den meisten hier zugemessen war, vollauf zu beschäftigen. Nun sind noch manche längst aber vor Kurzem begonnene Arbeiten und Einrichtungen ganz oder zum Theil vollendet und sichtbar geworden. Darunter ist vorerst die D'Elcsische Bibliothek zu nennen. Angelo Pannocchieschi Graf von Elci, einem vormals unabhängigen Dynastengeschlecht im Sanescr Lande angehörend, und Verfasser einer Reihe satyrischer Dichtungen, brachte während seines langen Lebens und auf seinen mehrjährigen Reisen durch Italien, Frankreich, Deutschland u. s. w. eine außerordentlich reiche und kostbare Sammlung der ältesten Drucke und seltensten Editiones principes zusammen, welche er vor seinem 1824 erfolgten Tode seinem Vaterlande schenkte. Der Großherzog Ferdinand ließ neben der Laurenzianischen Bibliothek den Bau eines Lokals für die Aufstellung dieser Bücher beginnen, welches erst jetzt beendigt wird. Es ist eine Rotunde mit korinthischen Halbsäulen und Kuppellicht und luftig, nicht übermäßig reich, sondern dem Zwecke entsprechend. In den architektonischen Theilen ist auf Buonarotti's anstoßenden Bau Rücksicht genommen. Die Bücher, meist sehr gebunden, sind in vergitterten Schränken aufgestellt; in einer Nische sieht man die Marmorbüste des Stifters. Die Restaurationen an der Loggia de' Lanzi, Orcagna's Meisterwerk, sind vollendet und die obere Balustrade ist von dem Hofarchitekten Pocciani mit Geschick erneuert worden. Gian Bologna's Herkules und Nessus, und eines der stark restaurirten Exemplare der antiken Gruppe, welche den Menelaos mit Patroklos Leichnam darstellt, sind auf marmornen Piedestalen in der Halle selbst aufgestellt; eine dritte Gruppe fehlt noch, um die Symmetrie herzustellen. Von Giotto's Fresko im Palazzo del Podesta, worüber ich vor einem Jahre im Kunstblatt zu reden Gelegenheit hatte, ist die untere Hälfte von der Uebertünchung völlig befreit worden. Leider ist vieles daran zerstört, und namentlich fehlt die ganze Mitte des Bildes, dafür ist aber der bei weitem größere Theil wohl erhalten. Im ersten Plan sieht man eine Menge Florentiner Bürger, unter denen bekanntlich Dante in noch jugendlichen Jahren, dargestellt. Reihen von Heiligen. Wird die Reinigung des noch Verdeckten zu Ende geführt, wie man die Absicht hat, so ist eines von Giotto's wichtigsten und umfangreichsten Werken der Welt wiedergewonnen. Die Fresken desselben Künstlers in Sta Croce sollen ebenfalls wieder an's Licht gezogen werden. Der Maler, welcher diese Arbeiten leitet, A. Marini, hat unterdessen von Dante's Bildniß eine gute Lithographie herausgegeben. Die Restaurationen im Innern des Doms sind ihrer Beendigung nahe. Die Kirche bedurfte derselben, denn Gewölbe und Wände waren nichts weniger als reinlich gehalten. Der Wunsch, daß für die innere wie äußere Vollendung dieses großartigen Baues etwas Großartiges geschehe; daß man die Kuppel mit einer Galerie versehe und das nackte Gemäuer an derselben, der Schönheit und Dauerhaftigkeit zu lieb, verdecke; daß die Façade im Style des Ganzen und wo möglich nach Maßgabe des uns erhaltenen Theiles der Giotto'schen Zeichnung ausgeführt werde; daß man die widerwärtigen Apostelstatuen von Pappdeckel hinauswerfe; dieser Wunsch wird vielleicht noch eine Zeitlang unter die pia vota zu zählen seyn, aber bei der Sorgfalt, welche die toscanische Regierung immer mehr und mehr den Monumenten widmet, und bei der Theilnahme des Publikums (so sehr sich auch die Anregung der Kunstfreunde gegen Alles, was sie gothisch oder tedesco nennen, fortwährend kund gibt) wird es doch einmal zu dessen Erfüllung kommen müssen.

Von Allem, was der öffentlichen Beschirmung geboten war, übte die Kunst- und Industrieausstellung in den Sälen der Akademie der schönen Künste die meiste Anziehungskraft aus. Vorerst erwähne ich der Industrieausstellung, der dritten, die in Toscana stattgefunden hat, hatte es aber um so mehr für unnöthig, in vieles Detail mich einzulassen, da ich in Berichten aus den Jahren 1858 und 59 über die einzelnen Zweige der toscanischen Manufakturen ausführlicher sprach. Fortschritte sind in Allem bemerklich, vornehmlich aber in der Seidenfabrikation. Die Zahl der in Florenz befindlichen Webstühle wird auf ungefähr 5500 angeschlagen. Das größte Etablissement ist das von Guerber, Gonin und Maffei (beide ersteren nannte sein Schweizer von Geburt), welche im verflossenen Jahre eine Aktiengesellschaft zur Beförderung dieses Industriezweiges gründeten und die vormaligen Demidoffschen Spinnereien zu San Donato in der Nähe der Stadt übernahmen. Die glatten schwarzen Zeuge (Lustrini) sind jederzeit berühmt gewesen; in den gewirkten Stoffen aber, den mit Gold und Silber gegarrten, Damast und Tapeten, endlich in den Sammtzeugen ist man unglaublich vorwärts gelangt, und letztere sind, hinsichtlich der Farben sowohl wie der Gleichheit, zu den schönsten Erzeugnissen dieser Gattung zu rechnen. Nach der Seide sind die Wollenstoffe zu nennen, und wenn die Produkte der toscanischen Fabriken keineswegs denen vieler außerstaatlichen stehen, den französischen, englischen, belgischen und deutschen gleichkommen, und die Kosten dieses Industriezweiges immer zu hoch sind, so ist doch auch hier der Fortschritt unverkennbar, und die neuen Gattungen, die vorzugsweise zu Beinkleidern dienen, werden in Menge und mit gutem Erfolge verfertigt und oft für fremde ausgegeben. In Prato, Stia, Sto Stefano und andern Orten sind Manufakturen angelegt. Die Wollenzuchfabrikation wird aber in Toscana immer nur von sekundärer Wichtigkeit bleiben. Die Teppichmanufakturen, namentlich in Florenz, haben sehr zugenommen und liefern tüchtige Produkte, die viel in's Ausland gehen, zum Theil nach Polen und Rußland. Weniger bemerkenswerth sind die Proben von Leinwandwebereien, so wie von Hanfs und Baumwollenzeugen, die in der Nähe von Florenz fabrizirt werden. Die sehr guten Färbereien kommen diesen verschiedenen Industriezweigen wesentlich zu Hülfe, und es sind namentlich die Farben der Seidenzeuge als sehr dauerhaft bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 36.

Mittwoch, 10. November 1841.

[516] Im Verlag der Liter.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Kalender auf das Jahr 1842.

Größtes Quart-Format.

Mit Beiträgen statistischen, gemeinnützigen und poetischen Inhalts

von

mehreren der bedeutendsten Männer Deutschlands

und mit vielen Holzschnitten

nach

Cornelius, Kaulbach, Schnorr, Neureuther und Andern.

Preis 1 fl. rhn. oder 16 Gr.

Indem sich die Verlagshandlung damit begnügt, den Inhalt des obigen Kalenders hier unten anzuführen, bemerkt sie nur noch, daß derselbe auf Veranlassung und

mit besonderer Unterstützung

Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern

zu Stande gekommen ist, der den Herrn Hofrath **J. N. W. Hermann** zu München mit der Redaktion zu beauftragen geruhte.

Inhalt des Kalenders für 1842.

1) Titelblatt (Holzschnitt nach P. v. Cornelius). 2) Genealogie des k. Hauses. 3) Erläuterungen des Kalenders für 1842 für den Ort München mit einer Bemerkung über die Regel, nach der die Voraussagung des Wetters eingetragen ist. 4) Kalender mit 12 Vignetten in Holzschnitt nach Kaulbach. 5) Statistische Tafeln über das Königreich Bayern: a) Gesammtbevölkerung von 1837 und 1840; b) Bevölkerung nach Polizeidistrikten; c) Flächeninhalt und Stückelung des Bodens; d) Bevölkerung der wichtigsten Städte in den Jahren 1812 und 1840. 6) Tafel über die Maaße und Gewichte der europäischen Handelsorte und Staaten. 7) Landwirthschaftlicher Kalender (von Dr. Friedrich Medicus). 8) Das vierhundertjährige Jubiläum der Buchdruckerkunst und die Kalender (von Schmeller). 9) Betrachtung über die Zeitmessung (von Zuccarini). 10) Otto der Große von Bayern von Dr. H. Th. Rudhart (mit einem Holzschnitt nach v. Schnorr, die Erstürmung von Mailand darstellend). 11) Gedichte von Fr. Rückert. Anakreontisches 1—13; Trimeter 1—15. 12) Ueber die Acclimatisirung von Pflanzen wärmerer Erdstriche in Deutschland (nach Zuccarini). 13) Erzählungen (von Hofrath v. Schubert). 14) Alte Sprüche und Räthsel. 15) Der Hausfreund im Dorfe (von Hofrath Kobler). 16) Vom bösen Sohn zu Ingolstadt (von C. L. Roth-holz, Prof. in Aarau, mit Holzschnitten nach Graf Pocci). 17) Die sieben Weisen. Erzählung von Rudolph Schreiber. 18) Ueber einige Thiere, welche mit mehr oder weniger Unrecht als schädlich verfolgt werden (von Andreas Wagner). 19) Ueber den künstlichen Futterbau von Prof. Zierl. 20) Gedichte von Christian Wurm, Prof. in Hof. 21) Erzählungen vom Verfasser des Volksbüchleins, Prof. Auerbacher. 22) Gedichte, mitgetheilt von G. F. D. 23) Verehelichungsgesuch eines soliden Mannes (von Johannes Nariskus). 24) Gedichte von F. v. Kobell. 25) Erzählungen aus alten Büchern (mitgetheilt von K. K.). 26) Der Handel des Fugger'schen Hauses (von Prof. Rau). 27) Sagen vom Untersberg von Eduard von Schenk und Ruhe von Ebrhard. 28) Zwei Legenden von Hocheder, Rektor. 29) Beleuchtung und Lampen (von Pr. Alexander). 30) Von der Bereitung der Lauge (von Rector Leo). 31) Ein Mittel, das Holz wohlfeiler zu machen. 32) Langsam erfolgte Bleivergiftung durch den Gebrauch von Bleischroten zum Reinigen der Bierkrüge (von Dr. Dieß in Nürnberg). 33) Ueber den Werth der Schulbildung für die Gewerbe (vom Herausgeber). 34) Lithographische Beilage: Die stoanern Jager, Gedicht von F. v. Kobell, mit Randzeichnungen von C. Neureuther.

Digitized by Google

[480] **Nicht zu übersehen!**

In Mannheim sind 10 Oelgemälde, gemalt von **Ferdinand** und **Franz Kobell** (1784—88) zu verkaufen. Es sind dieß die genialsten Schöpfungen dieser rühmlichst bekannten Landschafts-Maler und dürften eine Zierde jeder Gemälde-Sammlung seyn.

Das Nähere hierüber ist in der **Bille**'schen Kunsthandlung zu Mannheim zu erfahren.

[514] Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Für schönwissenschaftliche Bibliotheken, Leihbibliotheken und Lesezirkel,

17 Bände im Ladenpreise 26 Rthlr. 17 gGr. = 21½ Ngr. auf einige Zeit für:

Einen Louisd'or.

Darunter: Willkomms Europamüde — Civilisations-Novellen — Jahrbücher für Drama — Jndors sämmtliche Schriften, 6 Bde. — Ortlepps Bilder der Nacht ꝛc. In der neuern belletristischen Literaturepoche dürften nicht leicht andere Werke mehr Aufmerksamkeit und öffentliche Besprechung erregt haben als die vorstehenden. — Einzelne Werke behalten den Ladenpreis.

[496] Im Verlage von Karl Göpel in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Sagen der Pfalz.

Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter:

Fr. Baader, Bürger, Chamisso, Duller, Fr. Ernst, Geissel, Anast. Grün, J. Kerner, Fr. v. Kobell, A. Kopisch, L. Kosgarski, Langbein, H. Mathay, L. Moris, Mosenthal, Mühl, Müller, Nibelungenlied, Fr. Otte, M. v. Oer, G. Pfarrius, Heribert Rau, Rückert, M. von Schenkendorf, Schuler, A. Stöber, Uechtritz, Uhland, Wackernagel, Fr. Weiß, Zuccalmaglio,

herausgegeben von

Friedrich Baader und Fanrian Moris.

Ein Band in höchst eleganter Ausstattung, geheftet. Preis 3 fl. rhein. oder 1 Thlr. 25 Sgr. preuß.

Freunden und Freundinnen der Poesie wird diese anmuthige Sammlung, poetische Illustrationen der schönen Pfalz darbietend, reichen Genuß gewähren; sie eignet sich deßhalb besonders zu einer Weihgabe für Damen bei festlichen Gelegenheiten, als welche sie mit vollem Rechte empfohlen werden darf.

[515] In der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Oktoberheft 1841.

Jnhalt: Williams' Verbesserungen in der Konstruktion der Oefen und Kessel. Mit Abbild. — Arrivaux und Eddy's Apparat, um Pumpen und den Bergwerken zu schaffen. Mit Abbild. — Moyer, über die zweckmäßige Konstruktion der Schnellwage. — Maughams Verbesserungen in der Konstruktion des Kabriolets. Mit Abbild. — Armstrongs Verbesserungen an Eggen. Mit Abbild. — Hoare's verbesserte Dekatirwalze für Wollentücher. Mit Abbild. — Robison, Beschreibung einer einfachen und billigen Camera clara zum Zeichnen von Blumen und andern kleinen Gegenständen. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Francoeur über einen von Hrn. Burnier erfundenen Apparat zum perspektivischen Zeichnen von Gegenständen nach der Natur. Mit Abbild. — Coste's und Wheatstone's elektrischer Telegraph. Mit Abbild. — Ueber die Anfertigung der Hartwalzen von Gußeisen, nach der Methode der kais. russischen Eisenerzt zu Kamensk. — Mit Abbild. — Clay's Verbesserungen in der Fabrikation des Staseisens. — Richardson und Braithwaite's neue Legirung zum Verzinnen der Metalle. — Trinchera's verbesserte Talgsiederei-Fabrikation. Mit Abbild. — Ueber das Leinen des Papiers in der Masse. — Gelis, über den Ursprung, die Fabrikation und die Zusammensetzung des Lakmus, wie es im Handel vorkommt. — Ueber Stoffat, Lac Dye ꝛc. von Zaber. — Ueber die Weingährung, von Ly. v. Saussure. — de Montmirails Verbesserungen in der Brodbereitung. Mit Abbild. — Freemans Verbesserungen im Pflastern der Landstraßen, aller Arten Wege und Flächen. — Ueber eine neue Art Pflasterung, von Hrn. Poinceau. — Miscellen. Segnier, über die Explosion des Dampfschiffes Julia, nebst einem Vorschlag zur Verhütung ähnlicher Unglücksfälle. — Englische Maschinenschmiere. — Zusammengesetzte Thermometerröhre für mittlere Temperaturen. — F. S. Allamands Mittel gegen die Oxydation des Eisens. — Ausdehnbarkeit der Kieselerde im Wasserdampf. — Mittel zur Verbesserung in der Phosphorbereitung. — Neue, einfache Methode, Kupfer und Messing auf sogenannten nassen Wege mit Platin zu überziehen. — Ueber Verzinnung und Verzinkung des Kupfers und Messings auf nassem Wege. — Ueber die nährende Eigenschaft der Gallerte. — Heilung der Wundcaribue durch das Fütterungsregime für die Seidenwürmer. — Neues System der Seidenspinnerei mit Anwendung des Kohlenwasserstoffgases statt des Wasserdampfs. — Ueber die Erdäpfel und ihre Kultur auf Steppen behufs der Veredelung, von M. B. Epée.

Zweites Oktoberheft.

Pitarows condensirende Cylinder-Dampfmaschine. Mit Abbild. — Adcocks Bericht über seine Wassereosmaschine. — Williams' Apparate zum Messen der Geschwindigkeit der Schiffe und des Wassers. Mit Abbild. — Berney's sich federnder Schopf an Schiebgewehren. Mit Abbild. — Wheeler's verbesserte Percussions-Gewehrschloß. Mit Abb. — Forresters Verbesserungen im Schlichten der zu Geweben bestimmten Kette und in dem dazu erforderlichen Mechanismus. Mit Abbild. — Barrals Verbesserungen in der Papierfabrikation. Mit Abbild. — Bottens verbesserter Gasmesser. — Combes, über Grubenbeleuchtung und tragbare Kupferreverbre, nebst Beschreibung der Dumesnil'schen Sicherheitslampe. Mit Abbild. — Payen, über Fabrikation und Raffinirung des Borax. Mit Abbild. — Ueber Ettingtons Vergoldung auf nassem Wege. — Ettingtons Verfahrungsarten zum Verzinnen und Vergolden des Kupfers. Weißsiedens, Eisens ꝛc. — Böttger, über die leichte Gewinnung eines ungemein garten, besonders zu Anfertigung Osannscher Kupferradirnadle sich eignenden Kupfer- und Silberpulvers. — Gerlachs Beiträge zur Galvanoplastik. — Werdorets Verfahren, Wollentuch mit Krapp zu färben, ohne daß es weißen Schnitt erhält. — Bouzingault und Payen, über den Dünger und den relativen Werth der verschiedenen Dünggeräthen. — Miscellen. Verzeichniß der im Junius und August 1841 in England ertheilten Patente. — Geschichte und gegenwärtiger Zustand der mechanischen Flachsspinnerei in Frankreich. — Ueber die Calorifères genannten Oefen. — Ueber die Gewinnung des Jndigo's aus dem Polygonum tinctorium. — Ueber arsenikalige Salzsäure. — Emmerichsches Steinmehl. — Die Seife-fabrik in Leid. — Literatur. a) Deutsche. b) Französische.

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Digitized by Google

[509] Bei **F. Volckmar** in Leipzig ist erschienen:

Das neunzehnte

Jahrhundert des Thierreichs

oder Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere.

Geschildert von ihnen selbst.

Das obige Buch erscheint in fünf bis sechs Lieferungen (mit 40 bis 50 Bildern); jede Lieferung kostet im Pränumerationspreis 8 Gr.

Was den Text dieses geistreichen Buchs und die artistische Ausführung anlangt, so ist beides aus den Heften zu ersehen, die in jeder Buchhandlung bereit liegen.

Die Tendenz des Werkes ist folgende:

Angesteckt von den liberalen Ideen der Zeit, beschließen die Thiere, sich von der menschlichen Herrschaft zu befreien. Die Abgeordneten aller Thiergattungen versammeln sich in der Nacht des 13. Mai 18.. Die wilden Thiere zur Linken, die zahmen zur Rechten, die kriechende Gattung im Centrum. — Der Maulesel wird zum Präsidenten erwählt, besonders darum, weil die Tugenden des Pferdes sich bei ihm mit der Geduld des Esels paaren, und er geübt in schwierigen Passagen ist.

Die Debatte beginnt. Die Linke will nur die Entscheidung auf blutigem Wege, — die Rechte dringt auf vermittelnden Notenwechsel. Der Tumult wird fürchterlich — heftiger Kampf der Parteien. — Da tritt der Fuchs auf die Tribune und schildert, wie es in jetziger Zeit nur einen Kampf gebe, der zum Siege führe — es sey dieß der Kampf der Intelligenz. — Allgemeine Beistimmung.

Schriftstellerische Leistungen mehrerer dazu befähigten Thiere. — Lebensbeschreibung einer Katze. — Memoiren eines alten Hasen. — Die Thiere als Doctoren der Chirurgie und Medizin. — Die Affen. — Reisebilder eines Sperlings u. s. w.

Dieser schon an sich höchst interessante Text wird vollends anziehend und belebt durch die ihn begleitenden **geistreichen Bilder von Grandville.**

Wer mit Aufmerksamkeit diese letztern beschaut, staunt und wird überrascht durch den Witz und tiefen Sinn, der darin liegt. Nur ein solches Talent, wie Grandville, vermochte es, den thierischen Verhältnissen solchen Geist im Bilde zu verleihen.

---

[521] Neu erschienen:

Siegfried Schmid,

dramatische Werke.

Erster Band.

Inhalt: Nepotian. Trauerspiel. — Das verhängnißvolle Blatt. Schauspiel. — Die beiden Mohren. Lustspiel.

Leipzig, Friedrich Fleischer. Preis 1½ Thaler.

---

[505] **Herabgesetzter Preis!**

Musterblätter der Europäischen Schriftzeichen.

Von A. Platt. 8 Blätter in groß Folio.

Früherer Ladenpreis 1½ Rthlr. jetzt 8 Gr. Cour.

Durch Ankauf der ganzen Auflage dieses in seiner Art einzigen Werks, bin ich in Stand gesetzt, dasselbe von jetzt ab und so weit der Vorrath reicht, für den enorm billigen Preis von 8 Gr. abzugeben. Allen Schulen, Liebhabern der Calligraphie, Malern, Kupferstechern und Lithographen mögen diese Blätter, welche im In- und Auslande schon sich des allgemeinen Beifalls erfreuten, empfohlen seyn! — Exemplare zur Ansicht sind in jeder Buch- und Kunsthandlung niedergelegt.

Ferdinand Rubach in Berlin.

---

[512] Bei **Justus Perthes** in Gotha ist erschienen:

Der 79ste Jahrgang des

Gothaischen genealogischen

Hofkalenders auf 1842.

Mit 7 Bildnissen. Preis 1 Thlr.

und der 15te Jahrgang des

Genealogischen Taschenbuchs

der deutschen gräflichen Häuser

auf das Jahr 1842.

Preis 1½ Thlr.

---

[513] **Neuestes Heft.**

Bei **Jgn. Jackowitz** in Leipzig erschien so eben als Fortsetzung und ist in allen Buch- und Kunsthandlungen vorräthig:

Berlin wie es ist und — trinkt.

Von

Ad. Brennglas.

XIII. Heft: „Komische Scenen und Gespräche."

Enthält: **Die beiden Zeitungsleser.**
Das Pferderennen.
Herr Buffey in der italienischen Oper.

Mit color. Titelkupfer von Th. Hosemann.

8. geh. im Umschlag. Preis 6 gGr., 7½ Ngr.

☞ So wie nun auch I. bis XII. Heft wieder vollständig zu haben sind.

Von all' den Tausend Romanen, Novellen, Genrebildern und Schauspielen des letzten Decenniums, in welchen die vornehmsten Leute spielen, hat sich nichts so bewährt, nichts so frisch erhalten, ist nichts so Eigentum der Nation geworden, wie diese trefflichen Fresco-Bilder, in denen die niedrigsten und ärmsten Menschen gezeichnet sind.

---

[510] Bei **F. Volckmar** in Leipzig ist erschienen und vollständig in allen Buchhandlungen zu finden:

Das malerische und romantische Westphalen

von **J. Freiligrath** und **Levin Schücking.**

30 Englische Stahlstiche. Preis 3½ Thlr.

Format und Ausstattung wie beim „malerischen und romantischen Deutschland."

Westphalen nicht minder romantisch schön als historisch von hoher Bedeutung fand in obigem Werke die ihm gebührende Würdigung in Wort und Bild. Dreißig treffliche Stahlstiche, getreu nach der Natur gezeichnet, versinnlichen uns die schönsten und wichtigsten Landschaften, Burgen, Kirchen und Städte. Die treue Darstellung des Hermanns Denkmal findet sich darunter, und zeigt uns das Riesenmonument, was die dankbare Nachwelt der großen Vorzeit weihte.

Mit den Bildern geht Hand in Hand der gelungene Text, voll hoher Liebe zum Vaterlande werden darin alle Zeiträume, alle Wechselfälle, die Westphalen erlebte, uns vorgeführt, und dieten uns ein eben so poetisch schönes, als historisch treues Bild des bedeutungsvollen Landes.

Digitized by Google

[247] In Unterzeichnetem ist erschienen und versandt worden:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Von

Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosen Cosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Oekonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Oekonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publikum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfasser hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen anticipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der produktiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Thätigkeit. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikulturlsystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Oekonomie der deutschen Nation insbesondere. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 11. November 1841.

Gott segn' euch seine Sitten!
Shakespeare.
Heinrich IV.

Moden.

„Sie sollen ihn nicht haben ꝛc.;" dieß ist noch gar nicht lange ein deutsches Sprüchwort, und es muß der Natur der Sache nach über lang oder kurz, so oder so außer Brauch kommen. Aber schon seit Jahrhunderten sprechen die Franzosen derüber: „Sie sollen ihn haben, unsern Kram, nach dem sie schreien wie gierige Raben." Und wann werden sie nicht mehr so sprechen? Man kann ein sehr guter Deutscher und dabei des Glaubens seyn, daß sie weit mehr Hoffnung haben, durch die eine unserer alten Schwächen den Rhein wieder zu bekommen, als wir, der andern, eben so alten loszuwerden, die uns moralisch ihnen tributpflichtig macht. Doch einem Blatte wie das unsrige steht das Sittenpredigen schlecht; es hat nichts Besseres zu thun, als die gesellschaftlichen Thatsachen anzuerkennen, und so werden wir uns durch Gedanken wie die obigen nicht abhalten lassen, hie und da aus dem Gebiet der Moden etwas mitzutheilen, sey's zur Ergötzung oder zur Nachachtung, nach dem Belieben der Leser.

Die ernstesten Pariser Journale geben von Zeit zu Zeit Modeberichte; es ist dabei freilich zunächst auf die Empfehlung gewisser Magazine, gewisser Schneider u. dgl. abgesehen; sie fühlen aber überhaupt recht wohl, von welcher commerciellen, moralischen, ja politischen Bedeutung für Frankreich und besonders für die Hauptstadt das Modewesen dem Ausland gegenüber ist. Und wenn sie ihren Einfluß durch Hauben und Hüte überschätzen und in der Einbildung auch auf andere Gebiete übertragen, so können wir, wenn wir uns besinnen, nicht so recht herzlich darüber lachen. Immerhin aber dürfen wir uns an der komischen Emphase ihrer Modeberichte belustigen. Folgendes ist ein Auszug aus einem Artikel des Journal des Débats, der von einer Dame herrührt, die selbst zu verstehen gibt, daß sie sehr elegant und vornehm ist.

Die Stoffe, mit denen sich Delisle für den Winter versehen, sind wahrhaft blendend. Sieht man diese wundervollen Dessins, die von unsern vornehmsten Künstlern gezeichnet, von unsern berühmtesten Malern kolorirt sind, so steht man verwundert wie vor Miniaturbildern. Delisle läßt diese Stoffe ganz besonders für sich in Lyon fertigen. So sieht man nirgends sonst den Urwald, ein wahres Wunderwerk aus Seide: mit staunenswerther Kunst ist hier der majestätisch launenhafte Formenwechsel in einem Forste der neuen Welt wiedergegeben. Aber ein Stoff von wahrhaft königlicher Pracht ist der, den die Prinzessin C. ausgenommen: ein reps bossué, mit dem einer der kokettesten Zeuge unserer Großmütter

Digitized by Google

wieder in's Leben tritt, ein Kleid, bei deſſen Anblick alle Köpfe ſchwindlich werden müſſen; es läßt ſich gar nichts würdevoll Schöneres denken.

Im Magazin der Mademoiſelle Collin weiß man gar nicht, wohin man ſich wenden, nach was man greifen ſoll; aber Aller Blicke müſſen, nach unſerm Gefühle, bald bei einem neuen Mantel verweilen, der nur zum Nachhauſefahren vom Ball beſtimmt iſt; wie entzückend kokett iſt der ſchwarze, mit Hermelin beſetzte Sammt! Mlle. Collin hat ihn manteau français getauft. — Dieſer herrliche Mantel bringt mich unmittelbar auf die ungeheuern Fortſchritte, die Mayer im Handſchuhweſen gemacht hat. Ihm iſt es zu verdanken, wenn dieſes Toilettenſtück, das früher zu einfach war, als daß man es nicht hatte vernachläſſigen ſollen, ſich jetzt zu obligater Eleganz erhoben hat. Die Garnituren, womit er ſeine Handſchuhe beſetzt, die mit unſern reichſten Kleidergarnituren wetteifern ſind jetzt ein integrirender Theil des Handſchuhs geworden. Ich habe kürzlich eine artige kleine Schrift geleſen: „La physiologie du Gant,“ vom Hauptredakteur der „Sylphide;“ er hat die ganze Kokketterie, die im Handſchuh liegt, vortrefflich entwickelt. Zu wiſſen iſt übrigens, daß Mayer ſeine zierlichen Neuerungen profanen Augen nicht preis gibt; er zeigt ſie nur im niedlichen, kleinen Boudoir an der Straße de la paix, das mit feinen Draperien, Portièren und Teppichen gerade ausſieht wie eine Loge bei den Italienern.

Dieſen Winter werden ſtark Juwelen getragen werden; wir laſſen uns in dieſem Punkte vom ſpaniſchen Geſchmack anſtecken. Es wird ſo weit kommen, daß man den Schmuck aus farbigen Steinen nach der Toilette gerade ſo wählt wie Bänder und Blumen. — Den Hüten für dieſen Winter ſteht eine Verbeſſerung bevor: ſie werden nicht mehr ſo klein ſeyn, und damit diſtinguirter. Die Herzogin von O. trug neulich in der Oper einen aus weißem Sammt à la reine, von Madame Peters. Der Hut wurde das Ziel aller unſerer Lorgnetten, und überall ſprach man nur von Madame Peters. — Die Kleider haben enge Aermel; für den Abend iſt der Leib ausgeſchnitten, zum Morgenanzug geht er zum Hals herauf. Madame Debaiſſeur verziert ihre engen Aermel mit Jockeys à la François I.; am ausgeſchnittenen Leib bringt ſie eine Pelerine à la Mancini an, was ausnehmend gut ſteht. Madame Debaiſſeur verfertigt auch entzückende Morgenröcke von Cachemir, mit hoher Stickerei von Laubwerk und kleinen Blumen; die Aermel ſind weit und aufgeſchlagen; ein weißer Aermel mit Spitzeneinſatzen bedeckt den Arm. — Die Spitzenſanchons für den Morgen, wie ſie Mlle. Leigonye verfertigt, ſind ſo einfach zierlich, daß man ſie tragen muß, man mag wollen oder nicht; trägt man von ihr eine „Charlotte Corday“ aus Mechler Spitzen mit zwei ganz kleinen kirſchrothen Pompons, ſo möchte man gleich den ganzen Tag im Morgenrock bleiben. Man trägt ſtark kleine Cravatten, und nirgends findet man eine kokettere Auswahl davon als bei der genannten Dame.

Dem weſentlichſten Stück unſerer Tracht, dem Korſet, iſt kürzlich durch die Erfindung der Madame Dumoulin eine ſehr bedeutende Verbeſſerung zu Theil geworden. Ihre Korſette ohne Achſelſtück kleiden ganz ausgezeichnet gut; man bewegt ſich darin vollkommen frei und leicht, man fühlt ſich nirgends gedrückt, man iſt feſt, und doch nicht ſteif, und der Ausſchnitt der Taille zeichnet ſich dabei äußerſt vortheilhaft. Unter allen Fortſchritten iſt dieſer wohl der bedeutendſte, denn er betrifft die Grundlage unſeres Anzugs. Madame Dumoulin iſt aber auch der verdiente Lohn für ihre Erfindung geworden: außer unſerer Kundſchaft und ihrem Patent hat ſie von den Preisrichtern der Induſtrieausſtellung drei ſilberne Medaillen.

Ich komme jetzt auf einen Punkt, der ziemlich außer meinem Bereich liegt; aber ich habe Bundesgenoſſen, und jedenfalls einen Berather wie Humann, den Schneider der Eleganten, dem die Welt Gerechtigkeit widerfahren läßt. Zum Morgenanzug iſt fortwährend Humanns Ueberrock an der Tagesordnung; man nimmt dazu engliſches Tuch, ſchwarz, bronzefarb, feuille d'or oder vert de cour. Die Nachmittagsüberröcke gehen übereinander mit zwei Reihen Knöpfen und ſind ſchwarz. — Humanns Fräcke haben breite Schöße und ciſelirte, matt goldene Knöpfe; die modiſchen Farben dazu ſind bronze, vert invisible und feuille d'or. Die Beinkleider für den Morgen ſind aus façonnirtem Tricot und ſchwarzem Atlascachemir; für den Abend werden ſie dem Stiefel oder Schuh genau angepaßt. Die ganz wollene Weſte mit Shawl, und ziemlich weit zugeknöpft, ſchickt ſich zum Morgenanzug; für den Abend macht Humann Weſten aus reichem façonnirtem Sammt oder geſteppter Seide mit weit offenem Shawl. Humanns grauer Paletot macht ganz erſtaunliches Glück: die ganze ariſtokratiſche Faſhion hat ihn ſich deſto ſchneller angeeignet, da er, in Folge einer ſinnreichen Anordnung, ſich auch als kleiner Mantel tragen läßt, wodurch er zum wärmſten und bequemſten Kleidungsſtück wird, das ſeit lange erfunden worden.

Dieſer Artikel iſt unterzeichnet: C. de la Bergerie, née Tallien. Eine Nachſchrift enthält aber eigentlich das, was auch für manche unſerer Leſer die Hauptſache ſeyn könnte.

Wer von Paris irgend welche Toilettengegenſtände zu beziehen wünſcht, wendet ſich an das Commiſſionshaus Giroud de Gand et Com. rue Laffitte. nr. 1. oder aber an die oben genannte Dame (rue St. Georges, 5),

Digitized by Google

welche jenes Haus „durch ihre vornehmen Bekanntſchaften in der Welt und durch ihren gebildeten Geſchmack im ganzen Moden- und Toilettenweſen zu unterſtützen die Gewogenheit hat.“ — Das Haus liefert einen vollſtändigen Anzug innerhalb vierundzwanzig Stunden. Der beſten Ausführung des Beſtellten ſicher zu ſeyn, bedarf es bei Hüten und dgl. nur der Einſendung des Kopfmaaßes und der Angabe des Alters, des Charakters der Geſichtsbildung und der Haarfarbe; bei Kleidern iſt ein gut paſſender Leib einzuſenden, nebſt einem Band von der Länge des Kleids vom Gürtel an. Männerkleider können nach dem von einem Provinzialſchneider genommenen Maaß oder nach einem eingeſandten Modell verfertigt werden.

Die Sklavin von Korfu.

(Fortſetzung.)

Vom Scheitel bis zur Sohle in undurchſichtige weiße Schleier dicht verhüllt, trat an ihres Vaters Seite Stella in den Saal, wo bereits der Freier mit den Seinen, der Notar und die Zeugen harrten. Die erſten Begrüßungen waren ſtumm und feierlich, und Luzios Blicke hafteten auf dem Schleier, welcher der Geliebten entzückende Reize neidiſch noch verhehlte, ohne ſie doch der ahnenden Seele verbergen zu können; ſo verhüllt die Wolke das Antlitz der Sonne, doch nicht ihren Glanz, der alle Nebel ſiegreich durchdringt. Der Ehevertrag, der ſchon geſchrieben vorlag, war bald geleſen, unterzeichnet und beſiegelt, und nachdem der Notar mit ſeinen Begleitern ſich entfernt, führte Faledro die Tochter dem überglücklichen Verlobten zu, indem er ſagte: „Tritt näher, mein Kind, zu dem edeln Mann, welchen dir der gütige Himmel in ſeiner Gnade zum Beſchützer auf dem Pfad des Lebens beſtimmte.“ In demſelben Augenblick wandte Pietro ſich zu ſeinem Sohn mit den Worten: „Reiche deine Hand der edelſten und ſchönſten Tochter Venedigs, welche nicht etwa dein Verdienſt dir erwirbt, ſondern, nachſt Gottes Huld und dem Namen deiner Ahnen, die Hoffnung, du werdeſt dereinſt noch des unverdienten Glückes dich werth erzeigen.“

Luzio ergriff die Hand der Braut, welche ſie ihm willig, obſchon bebend, reichte und überließ, ſo wie ſie gern duldete, daß er mit freundlicher Rede einen Ring ihr an den Finger ſteckte. „Indem ich dieſe ſchöne Hand,“ ſagte er, „mit der güldenen Feſſel belaſte, verſichere ich mich eines Gutes, deſſen Beſitz mein ganzes Leben hindurch wie ein freundliches Märchen mich bedünken wird.“ Ein zärtlicher Druck der Hand erwiderte die Gabe und das Wort, doch war Stella ſo befangen und verwirrt, daß ſie nicht einmal daran dachte, ſich zu entſchleiern, worauf eine Weile Luzio vergeblich harrte, bis er endlich wieder anhob: „Mir will das übervolle Herz vor Entzücken ſpringen, und ich weiß meiner Freude keine Worte zu leihen. — Und dennoch fehlt noch etwas zu meinem Glücke. Verſtehe mich wohl, holdſelige Stella. Haſt du noch nie von Pflanzen gehört, welche in dunkeln Räumen aufwuchſen? Sie entfalten, gleich allen andern Kindern des Lenzes, Blätter, Knoſpen und Blumen, doch fehlt ihnen, was der Kuß des Lichtes allein verleiht, die Farbenpracht. So iſt auch mein Glück nur eine bleiche Roſe, unberührt vom Strahl des Tages.“ — „O Luzio!“ ſeufzte die Braut, kaum vernehmlich, und dennoch traf ihn dieſer leiſe Ton gleich einem Donnerſchlag, denn die Stimme, welche das zärtliche Wort gebraucht, war eine ganz andere, als die, welche in verſchwiegener Nacht das ſüßeſte Geſtändniß abgelegt.

Pietro hat in ſchmeichelnder Rede und väterlich mahnend die Jungfrau, den Augenblick des ſchönſten Erröthens nicht länger mehr zu verzögern, und Luzio rief in heftiger Aufregung: „Ja, zaudere nicht länger, das Geheimniß dieſer Wolke zu enthüllen, auf daß ſie ihre Blitze entlade und mich zerſchmettert zu deinen Füßen niederſtürze!“ — „Iſt der Knabe raſend geworden?“ fragte Faledro ſich ſelbſt und eilte, mit eigener Hand den Schleier von des geliebten Kindes Angeſicht zu ziehen.

Ein liebliches Bild enthüllte ſich vor den Blicken der Anweſenden: umwallt von blonden Locken und wie mit Purpur übergoſſen lächelte ein rundes, faſt noch kindliches Antlitz ihnen entgegen, die Augen mit den langen ſeidenen Wimpern unter den ſeingezogenen Brauen verſchämt niedergeſenkt, auf den ſchwellenden Lippen des kleinen Mundes einen unvergleichlichen Ausdruck von ſchalkhafter Zufriedenheit; die Züge waren nicht von regelmäßiger Schönheit, wohl aber entzückend durch Jugend, Anmuth und lebhafte Färbung, und müßten auch Luzio auf der Stelle bezaubert haben, wenn ſeiner Erinnerung nicht ein ſo ganz anderes Bild vorgeſchwebt hätte. Wie verloren ſtand er da, die Hand vor den geblendeten Blicken, während Balbo dem kopfſchüttelnden Marcanton zuraunte, das Entzücken verwirre des Jünglings Sinne, und Pietro ausrief: „O wundervolle Schönheit! Ihr nanntet ſie einen Stern, Faledro, deren Pathe die Sonne hätte ſeyn müſſen?“ — „Die Sonne iſt eben auch nur ein Geſtirn wie die andern, nur daß ſie durch die Nähe blendet,“ ſagte Marcanton dagegen, immer noch über Luzios Benehmen höchlich erſtaunt, zu dem Balbo ſprach: „Beſinne, faſſe Dich, Luzio! Sonſt iſt es ja nur der Sirius, der das Hirn der Sterblichen verſengt, doch nicht der Lucifer.“ — „Ja, ſie iſt Lucifer, der leuchtende Verkünder des Morgens, der ſchönſte aller Engel!“ rief Luzio

Digitized by Google

aus, dann wandte er sich mit rascher Wendung zu dem Vater der Braut und fragte, auf diese deutend: „Das ist Eure Tochter, Herr?“

Pietro faltete vor Verwunderung die Hände, der besonnene Balbo selbst begann die Fassung zu verlieren, und Marcanton fuhr auf: „Was soll mir das?“ — „Ich meine nur, ob Stella Eure einzige Tochter ist?“ — „Geht zum Bader und laßt Euch die Stirnader öffnen!“ rief Faledro ganz erbost, und wandte Luzio den Rücken; der Senator redete ihm gütlich zu, sich nicht zu erzürnen, und erklärte, sein Neffe sey von jeher sonderbarer Launen voll gewesen, welche sich jedoch immer bald wieder der Vernunft untergeordnet, wenn nicht böse Reden und Widerspruch den Trotz gereizt hätten. Der alte Morosini gab unterdessen dem Sohn die besten Worte, zeigte ihm Stella, welcher die hellen Zähren über die erbleichenden Wangen liefen, und flehte ihn an, sich nicht wie ein Mondsüchtiger zu betragen. „Ja wohl bin ich ein Nachtwandler, der vom Dach taumelt, weil ein plötzlicher Zuruf ihn weckte,“ versetzte Luzio, dann wandte er sich zur Braut und sprach, ihre Hand ergreifend: „Stella, holdes Licht an Venedigs reichem Himmel, du verdientest wahrlich ein besseres Geschick, als solchem Träumer, wie ich einer bin, anheim zu fallen. Senke nicht deine süßen Blicke zu Boden, sondern laß die Klarheit ihrer Strahlen auf mir ruhen, damit sie jenes Luftgebild zertheilen und scheuchen, welches sich zwischen unsere Seelen drängen will.“ — „Welch ein Luftgebild? von was spricht er denn?“ fragte Faledro; Balbo jedoch beschwichtigte ihn, so gut er es vermochte, während die Verlobte immer noch wie erstarrt dastand.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

(Fortsetzung.)

Industrie- und Kunstausstellung.

Die Strohhüte werden fortwährend in großer Menge gefliefert, und geben einem bedeutenden Theil der Bevölkerung, namentlich der weiblichen, ein wenn nicht reichliches, doch hinreichendes Auskommen. Der Mode unterworfen, haben die Strohhüte einem großen Schwanken im Absatz nicht entgehen können. Die glänzendste Zeit war von 1812 bis 1825, während deren diese Fabrikation beinahe sämmtliche Einwohner des florentinischen Arnothals in einem Umkreise von etwa zwanzig Millien beschäftigte, und der durchschnittliche jährliche Werth sich auf 12—14 Millionen Lire (1 Lire = 84 franz. Centimes) und höher belief. Dann sank dieser Artikel ungemein und erst in den jüngsten Jahren hat er sich wieder gehoben, indem man neben der bisher üblichen und zum höchsten Grad der Vollkommenheit gesührten Gattung (einzelne Hüte kamen auf 1200 Lire zu stehen) ebenfalls fremde Moden einführte und dadurch den Absatz in England und Amerika bedeutend steigerte. Der durchschnittliche Werth dieser Fabrikation mag sich auf 5 Millionen Lire belaufen. Die schönsten Proben, sowohl an farbigen Frauen- und Männerhüten, als an Geflechten, Damentaschen, Cigarrenbehältern u. a. lieferte die Manufaktur von Guerbet und Gonin, die größte in Toscana. Die Filz- und Seidenhüte scheinen den römischen nachzustehen. Die Wachstuchbereitung hat sehr zugenommen; außerordentlich gewonnen hat die Lederbereitung, namentlich in Florenz, Siena, Colla. Die Eisengießerei zu Follonica in der Maremma hat sehr gute Arbeiten geliefert, Geräthschaften aller Art sowohl wie eigentlich künstlerische Produkte, darunter ein figurenreiches Basrelief. Im Allgemeinen aber scheint man die Preise noch etwas hoch zu finden. Die Ginoriksche Porzellanfabrik hat Terracotten im Geschmack der della Robbias ausgestellt. Von den Arbeiten in eingelegtem Holze sprach ich bei einer frühern Berantassung und füge nur hinzu, daß auch diesmal wieder ausgezeichnet schöne Erzeugnisse dieser Art vorhanden sind, wie vortreffliches und geschmackvolles Schnitzwerk von einem Künstler aus Siena. Sonstiger Industrieprodukte, wie Klaviere, Glaswaaren, Metallarbeiten, Majolikapapier u. s. w., kann ich nur kollektiv erwähnen. Aus Allem aber ergibt sich, daß, wenn auch Toscana nur wenige sehr große industrielle Etablissements zählt, das Land dennoch an den Fortschritten des Gewerbfleißes regen Antheil nimmt und in seinem der Zweige zurückbleibt, auf die es durch seine geographische Lage, seine Hülfsmittel und Bedürfnisse hingewiesen ist.

Die Kunstausstellung hat im Allgemeinen wenig von besonderer Bedeutung zum Vorschein gebracht, und ist vielleicht ärmer als in frühern Jahren, wie es denn überhaupt scheint, als wäre für jährliche Ausstellungen nicht genug Stoff vorhanden. Benvenuti hat verkleinerte Kopien in Oel nach seinen großen Fresken an der Kuppel der Medizeischen Grabkapelle geliefert, und wenn diese acht Bilder (Schöpfung, Sündenfall und Erlösung) schon als Fresken keineswegs glücklich sind, obwohl man Benvenuti relativen Verdienst nicht absprechen kann, so machen sie jetzt und näher gerückt einen noch minder günstigen Eindruck, und namentlich wird schwerlich Jemand sich mit dem Kolorit befreunden. G. Bezzuoli hat eine ganze Reihe seiner Bildern ausgestellt. Am gelungensten ist die Parabel vom verlorenen Sohn, in Halbfiguren: die Mischung von Freude, Rührung und Schmerz im Ausdruck des Antlitzes des Vaters, und die Attitüde des sein Gesicht an dessen Busen verbergenden Sohnes sind vollkommen gelungen. Verdienst in Auffassung und Ausführung hat ein Porträt einer ältlichen Frau von demselben. Eine h. Magdalena ist gut gemalt; an dem unbedeutenden Gegenstand scheitert ein anderes Bild: Viktor Amadeus II. von Savoyen gegen Ludwig XIV. in den Krieg ziehend, im Ausdruck der verwittweten Königin von Sardinien ausgeführt. Von C. Mussini ist ein großes Gemälde vorhanden, Stanislaus Poniatowski darstellend, wie er im Jahr 1777 seinen Leibeigenen die Freiheit ertheilt. Die Komposition ist ansprechend und angemessen, und die verschiedenen Affekte sind mit Wahrheit ausgedrückt; die Anordnung der Palastfronte und der winterlichen Gegend ist gelungen, und das Bild ist mit sicherer und gebter Hand gemalt; die Färbung aber ist etwas grell und zu sehr auf Effekt berechnet.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 12. November 1841.

— O brich dein Herz!
Auch deines bricht einst in der Reue Schmerz.
Mrs. Wilson.

O lieb', so lang du lieben kannst!

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, daß dein Herze glüht,
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegen schlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu Lieb';
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein herbes Wort gesagt.
O Gott, es war nicht bös gemeint;
Der Andre aber geht und klagt!

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen, trüb und naß —
Sie sehn den Andern nimmermehr! —
In's lange, feuchte Kirchhofgras!

Und sprichst: „O sieh' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab' —
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst!

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still, er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

F. Freiligrath.

Digitized by Google

Unterhaltungen auf der Eisenbahn.

Von E. A.

Ich fuhr kürzlich auf der Eisenbahn von München nach Augsburg. Lauter Unbekannte nahmen vor und neben mir Platz, darunter ein junges, elegantes Frauenzimmer, das unter strömenden Thränen von Vater und Mutter Abschied genommen hatte, und jetzt, da sich der Zug in Bewegung setzte, ihnen mit bleichen Lippen ein bebendes Lebewohl zuwarf. Es zeigte sich bald, daß der Schmerz der Trennung an dieser Aufregung viel weniger Antheil hatte als die Angst. Es handelte sich nur von einem Ausflug nach Lindau zu Verwandten; aber das schöne Kind vertraute sich zum erstenmal der Elementarkraft an, welche heute die Welt umgestaltet, und gefangen von der unbekannten Gewalt, fühlte sie den Athem in der Brust stocken, wie das Kind, das man zum erstenmal in das kalte Bad treibt. Halb sitzend, bald stehend hielt sie sich krampfhaft am Wagenschlag und starrte auf die Kiesel der Fahrbahn. Die Gesellschaft sprach ihr lachend Muth ein; sie faßte sich auch und schilderte uns ihre Empfindungen in naivster Weise und in gutem Pensionsdeutsch mit einem angenehmen Anflug der bayrischen Mundart. Ich kenne nichts süßeres, als aus dem Munde gebildeter Weiber jenen Duft der heimischen Sprachweise; er gleicht den Gerüchen, die, in Masse schwer und angreifend, in der Verdünnung die allerlieblichsten sind.

Nach wenigen Minuten hatte sie sich ganz in das Ungewohnte gefunden. Sie setzte sich bequem zurecht, sie schickte muntere Blicke hinaus über die Fläche zum blauen Gebirge, ergötzte sich am Fluge der nächsten Gegenstände und fand den Bahnwächter, der so ernsthaft mit der Fahne salutirte, ungemein spaßhaft. „Es geht gut," sagte sie, „und wie schnell! Ich meinte, man müßte ersticken, und man spürt gar nichts! — Aber —" setzte sie nach einer Weile hinzu, „ich meinte es gehe schneller, viel schneller." — Man belehrte sie, die Maschine könne vorerst wegen der Kürze der Stationen nicht ihre volle Kraft entwickeln, und vertröstete sie auf weitere Strecken, wo es möglich werde, den schnaubenden Koloß an der Spitze rascher ausgreifen zu lassen.

Nicht lange, so fuhr der Zug im Verhältniß von zehn und mehr Stunden in der Stunde. Da schlug unsere Begleiterin fröhlich die Hände zusammen, drückte sie an die Brust und rief mit leuchtenden Augen: „Aber jetzt geht's! als flögen wir davon! und man spürt gar nichts! — Sehen Sie nur den Bauer dort im Felde, der sein Pferd nicht halten kann! Meint man nicht, es komme nicht von der Stelle, und läuft doch im vollen Galopp? Aber — ich glaube, man könnte noch viel schneller fahren, es thäte einem nichts."

Die Gesellschaft lachte und ich äußerte: „Sie sind hierin die liebenswürdige Vertreterin der ganzen Menschheit. Dem Menschen schwindelte Anfangs, wenn er dachte, wie durch dieses neue Verkehrsmittel Zeit und Raum vernichtet wurden, wie der Säfteumlauf im Körper der Gesellschaft zu rasenden Wirbeln sich steigerte, wie Alles zu Allem in ganz neue Verhältnisse sich stellen, ein ganz neues System von Anziehung und Abstoßung, von Liebe und Haß sich bilden mußte. Wohl freute sich der Mensch seiner gesteigerten Kraft, seines erweiterten Kreises; aber mit der stolzen Lust am neuen Wagniß mischte sich doch ein unheimliches Gefühl, etwa wie bei einer Standeserhöhung, oder der Uebertragung eines schwerern Amtes, überhaupt der Versetzung in eine neue Lage, die man mit dem Geschick so bald auszufüllen verzweifelt. Man sah im Anfang die Sache so bedenklich an, wie Sie in den ersten Augenblicken der gegenwärtigen Tour. Aber kaum war auch nur einige Uebung da, so verstand sich ganz von selbst, was Anfangs die Einbildungskraft erschreckt hatte. Der Eisenbahnverkehr stand der Gesellschaft bald so vortrefflich, wie dem Beförderten das neue Kleid und die neue Amtsmiene, und jeder Handwerksbursche läßt sich jetzt im Geiste der neuen „Mission" vernehmen, die der Menschheit geworden. Eben noch war nichts natürlicher, als daß er den Weg von München nach Augsburg in zwei Tagreisen abspann, und jetzt schimpft er und fühlt sich beeinträchtigt, wenn der Bahnzug viel über zwei Stunden braucht; ja er meint, in Einer Stunde wäre es auch auszurichten."

Ich war im Begriff, noch mehr Schönes der Art vorzubringen, da wurden wir durch ein lautes Geschrei an der Spitze des Zugs aufgeschreckt, so daß die Köpfe links und rechts zu den Wagenfenstern hinausfuhren. Wir näherten uns eben langsam einer Station. Ich weiß nicht, was es war, jedenfalls ein blinder Lärm; es veranlaßte aber einen Handelsreisenden im Wagen, von einem Unglück zu erzählen, dessen Zeuge er auf einer belgischen Eisenbahn gewesen. Der Fall ging über Quetschungen und gebrochene Beine nicht hinaus, wurde aber mit dem lebhaften Kolorit und dem renommirenden Helldunkel ausgemalt, das Leuten der Art häufig zu Gebote steht. Es fiel nicht gleich auf, daß unsere Dame sich in die Ecke zurückgeworfen und zitternd die Augen mit dem Tuche bedeckt hatte. Wir sahen aber bald, daß sie jetzt noch viel heftiger angegriffen war als zu Anfang der Reise. Es kam heraus, daß sie beim Einsteigen an einen ernstlichen Unfall gar nicht gedacht, daß sie nur gefürchtet hatte, die rasche Bewegung nicht ertragen zu können und der Gesellschaft ein unliebenswürdiges Schauspiel zu geben. Aber jetzt, da wir von Lochhausen abfuhren, nahm

Digitized by Google

mit der wachſenden Geſchwindigkeit ihre Angſt im ſelben Verhältniß zu, in dem ſich eben ihre Luſt am Fluge geſteigert hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Sklavin von Korfu.

(Fortſetzung.)

„Wahrlich," rief Luzio, „der Traum war bezaubernd! Er zeigte meinen wirren Sinnen ein unerreichbares Gut, eine Schönheit, die unter Gottes lichter Sonne nirgends zu finden, und dieſes Blendwerk des böſen Geiſtes ſollte nur dazu dienen, mich von dem wahren Glücke, das meiner wartet, abwendig zu machen, und an das ich nun von ganzer Seele und von ganzem Herzen mich anklammern will, bis das verlockende Sirenenlied verklungen und vergeſſen. Reines Bild der Unſchuld, in deine Arme will ich vor mir ſelbſt mich flüchten, um einer ganzen Hölle voll Lockungen Trotz zu bieten. Fort von mir, ihr Truggeſtalten des Traumels, ich gehöre der ſeligſten Wirklichkeit! Stella, ich bin dein!"

Er ſank zu den Füßen der Jungfrau, deren kaum ſo trüben Züge in freudiger Zuverſicht wieder ſich aufhellten und verklärten. — „Mein Luzio," ſagte ſie freundlich, indem ſie ihn ſanft emporhob, „ſeyd muthig und gefaßt. Wir wollen vereint zum Himmel beten, daß er die böſen Träume von Euch nehme." — „Amen," fielen die Alten ein, und nachdem noch in Kürze verabredet worden, daß um Mitternacht in der Kapelle des Palaſtes da Ponte der Prieſter die Meſſe leſen und das Paar zuſammengeben ſolle, führte Faledro die Tochter in ihre Gemächer zurück. „Auf baldiges Wiederſehen," ſagte Stella beim Scheidegruß. — „Wiederſehen?" murmelte Luzio, indem er den Vater und den Oheim nach der Eingangshalle hinabgeleitete. „Wer bürgt mir denn dafür, daß nicht die nächſte Begegnung mir ein neues Blendwerk vorſpiegelt, indem ſie etwa eine alte Täuſchung zu enthüllen vorgibt?"

Angelangt auf der breiten Marmortreppe, welche unmittelbar aus der Halle zum Waſſer hinabführte, ſagte der Senator zu ſeinem Neffen, während Pietro die Gondel beiieg: „Lippen, Augen und Gebärden ſeyen deine Diener, mein Luzio, nicht deine Verräther. Beherrſche dich ſelbſt und dein iſt die Welt." Somit folgte er dem Schwäher und ließ Luzio allein, der vergebens nach ſeinem Diener und nach ſeinem Schiffleln ſpähte und in Gedanken ſich die bitterſten Vorwürfe über den zügelloſen Traum machte, der ihm Faledros Tochter, Moroſinis Braut einſam in ſtiller Nacht auf offenem Altan, in fremdartiger Tracht und dem verliebten Abenteurer zugänglich, vorgeſpiegelt hatte. „Das träumt ein Fieberkranker," ſprach's in ihm, „und hält hernach ein Raſender nur für möglich."

Eine Gondel legte bei der Treppe an. Luzio erkannte ſie an den Ruderern für die ſeine, und wollte ſich hinab begeben, als er zu ſeiner Verwunderung wahrnahm, daß ſie beſetzt ſey. Im nächſten Augenblick löste ſich das Räthſel. „Guten Morgen, Herr Moroſini. Nicht wahr, wir wiſſen Euch aufzuſpüren?" rief Otto und kam die Staffeln herauf; ihm folgte ein Unbekannter von vierſchrötiger Geſtalt und ſonneverbranntem Angeſicht, zu welchem der ſtachelhelle Bart gar ſonderbar ſtand. Luzio erwiderte den Gruß kurz, und da Otto meinte, er zeige kein Bräutigamsgeſicht, behauptete der andere, das ſey kein Wunder, denn das Glück erweiſe ihm zwar hohe Huld, aber auf ſo ungewöhnliche und räthelhafte Art, daß er vor lauter Erſtaunen nicht ſo recht zur Freude zu gelangen vermöge.

In dieſem Augenblick kam Stella, von zwei Zofen begleitet, herbei, durchſchritt die Halle, und die Herrn traten hinein, um ihr die Treppe frei zu geben; Luzios Gruß erwiderte ein freundlicher Wink der Augen und der Hand, und die Braut eilte zur Gondel, welche ſie der Kirche führen ſollte. „Hier laßt uns verweilen," ſagte Otto in ſeiner Mutterſprache, deren Luzio auch ſo ziemlich mächtig war; „es iſt hier kühl und ſchattig, und ich habe Euch was zu ſagen. Vorerſt aber vergönnt, daß ich Euch meinen Freund, Kaspar von Erlach, vorſtelle." — „Willkommen in Venedig," ſprach Luzio, zu dem Unbekannten gewendet, worauf dieſer mürriſch verſetzte: „Schönen Dank, Junker. Ihr ſeyd der erſte Venetianer, der mich willkommen heißt." — „Mögen Beſſere und Höhere bald meinem Beiſpiel folgen," ſagte der erſtere verbindlich. — „Wird ſchwerlich was gereicht werden," brummte Erlach, und da der Nobile, ohne ſich von dem unwirrſchen Weſen ſtören zu laſſen, ihm ſeine freundſchaftlichen Dienſte anbot, fügte er hinzu: „Schon gut, ich will indeſſen mit des edeln Herrn ſchönen Worten ſo vorlieb nehmen."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Oktober.

Alterthümer. — Wiſſenſchaftlicher Kongreß.

Bei den Erdarbeiten für das neue Palais de Juſtice ſind mehrere Alterthümer aus der Römerzeit ausgegraben worden. Amphoren, Urnen und menſchliche Gebeine. Noch bedeutend der war der Fund hinter einem Kaffeehaus in der Straße Lafont. Einundzwanzig Fuß tief unter der Straße entdeckte man da Marmorfragmente, die antiken Gebäuden und Statuen angehören. Schwer iſt's, ſie hier, ſo tief unter dem

Digitized by Google

Boden, an einem Ort zu erklären, der alter Sage nach ein Morast gewesen seyn soll. Alles ist in gutem Styl gearbeitet. Ueberall zeigen sich Spuren von heftigem Feuer. Das durch wird es wahrscheinlich, daß sie bei der im Jahr 59 nach Christus im alten Lugdunum währenden Feuersbrunst so tief unter die Erde getommen sind. Wir haben früher einmal in diesen Blättern von jenem furchtbaren Feuer gesprochen, das Lugdunum in Einer Nacht zerstörte. Dadurch hat der Marmor seine Natur geändert, er hat seine Härte und seinen Glanz verloren und nähert sich der Kreide. Besonders merkwürdig unter diesen Fragmenten ist ein Stück ohne bestimmte Gestalt, dessen ursprünglichen Gebrauch man bisher nicht errathen konnte. Es besteht aus dem schönsten grünlich weißen ägyptischen Marmor. Leider sind die Nachgrabungen nicht fortgesetzt worden.

Ich hätte Ihnen früher über die „Académie nomade“ geschrieben, wie wir hier den wissenschaftlichen Kongreß nennen, der in der ersten Hälfte vorigen Monats hier gehalten wurde. Immer aber verschob ich es, weil ich nicht ganz die Ansicht mehrerer deutschen Zeitungen theile, die sich sehr lobend darüber ausgesprochen haben. Es ist dem Kongreß gegangen, wie der vor fünfzehn Jahren unter Chateaubriands Auspicien hier gebildeten Akademie. Sie hat den Mund zu voll genommen. Die frühern Kongresse dieser Art — Nachahmungen der Gelehrtenvereine in Deutschland und in der Schweiz — waren ihrem Zwecke nach ganz lobenswerth, sie sielen aber wissenschaftlich nur unbedeutend aus, weil die Masse des höhern Unterrichts und des Wissens in Frankreichs Provinzen überhaupt noch zu gering, zu sporadisch ist. Lyon, als zweite Stadt des Landes, wollte sich auszeichnen, dabei in einige Opposition mit Paris treten, und seine Unabhängigkeit von diesem großen Centrum der Wissenschaft darthun. Dieß ist recht gut, kann aber erst gelingen, wenn im Lauf einiger Generationen mehr wissenschaftliche Bildung in den Provinzen verbreitet seyn wird. Dazu aber sollen diese Kongresse beitragen, vereinigen und Beispiel gebend wirken. Diese Opposition oder Juxtaposition Lyons Paris gegenüber konnte natürlich nicht gelingen, war aber als erster Versuch unserer Stadt aller Ehren werth. Während Paris eine Menge gelehrter, literarischer und künstlerischer Notabilitäten vereinigt, Männer, die hoch stehen in ihrer Sphäre und europäische Geltung haben, hat Lyon keinen einzigen, und zum Kongreß kam auch keiner. Um nun diesen Mangel an Werth und Gewicht wenigstens durch eine große Zahl von gelehrten Mitgliedern zu ersetzen und gleichsam zu verhüllen, kam man auf den unglücklichen Einfall, die Aufnahme in den Kongreß nicht von frühern wissenschaftlichen Leistungen abhängig zu machen, sondern Alle zuzulassen, die jehn Franken baar erlegten.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz, Oktober.

(Schluß.)

Kunstausstellung.

L. Mussini hat ein sehr anmuthiges Bild geliefert: der Genius der geistlichen Musik, eine schwebende Figur, mit einfacher, passender Hattung, einigermaßen an Domenichinische Reinheit erinnernd, und harmonischem Kolorit. Ein Gemälde von Pollastrini, Kolumbus für seinen verschmachtenden Sohn um Labung bittend, ist nicht ohne Verdienst. Aufsehen erregte ein kolossales Werk von Adolf Stürler, Moses, von Aaron und Hur unterstützt, auf dem Berge um Sieg betend für die mit den Amalekitern kämpfenden Israeliten (Exodus, XVII.). Die Auffassung ist ungewöhnlich und großartig, aber es ist, als hätten des Künstlers Mittel nicht hingereicht zu entsprechender Ausführung. In den Köpfen ist kein Leben, sie sind maskenähnlich; dazu kommt das übermäßig gesättigte Kolorit, welches seine einzige reine und kräftige Farbe hervortreten läßt. Es ist Schade, daß bei so viel Talent auch diesmal wieder der Abweg nicht vermieden worden ist, den desselben Malers Bild: Cimabue's Madonna auf ihrem Triumphzuge nach Sta Maria Novella, kunstzugenden steuen. Von dem verstorbenen Vincenzo Chialli aus Cortona, dem glücklichen Nachahmer Granets, sind die letzten Arbeiten ausgestellt, unter denen nur eine vollendet ist, ein Refectorium in einem Nonnenkloster, wo eine der Nonnen todt dinsinkt. Chialli's Talent hatte seinen weiten Spielraum und er hat sich namentlich in seinen letzten Jahren oft wiederholt; aber bei dem geringen Geschick der Italiener in Darstellungen dieser Art war er immer eine erfreuliche Erscheinung. Die Armuth an Genre- und Landschaftbildern ist auch diesmal wieder auffallend. Unter den ersteren ist nichts zu bemerken, als ein unvollendetes Gemälde von L. Sabatelli aus Berlin, eine römische Familie vor Franzosenbajonnetten darstellend, welches ein verdienstliches Werk zu werden verspricht. Unter den Landschaften, die man gröstentheils kaum ansehen kann, zeichnen sich die von Panerai aus, darunter eine Ansicht des Sees von Nemi, und eine mit Brayour, aber etwas hart gemalte Ansicht der Markuskirche zu Venedig von A. Perrot. Unter den Aquarellen verdienen nur die von Leoaffeur und F. de Journier aus Ajaccio (einzelne Säle der Galerie Pitti) genannt zu werden. Die Zahl der ausgestellten Skulpturen war nicht groß. Neben den, namentlich das Verdienst äußerster Naturwahrheit an sich tragenden Büsten des Amerikaners Hiram Power, über den ich früher sprach, ziehen namentlich zwei Phantasiebüsten von D. Fantachiotti die Aufmerksamkeit auf sich. Die eine stellt Corinna dar, die andere Madonna Laura. Letztere scheint in dem Moment aufgefaßt, in welchem Petrarca sie in der Kirche St. Claire zu Avignon zum erstenmal erblickte. Die Augen sind halb geschlossen; über die sehnen und edeln Züge ist milde Ruhe und süßer Frieden ausgegossen. Ungeachtet dieses Verhaltenseyns lebhafter Empfindung macht dieser Kopf doch einen tiefen Eindruck. Die Ausführung der Fleischpartien, wie des passend und geschmackvoll angeordneten Haars und des Gewandes ist die sorgsamste und liebevollste, die man sich denken kann. Dabei ist der Marmor an diesem, wie an der Mehrzahl der neuern hiesigen Werke von ausgezeichneter Schönheit und jener Farbennüance, welche dem Effekt eines Kunstwerkes so sehr zu Hülfe kommt. Es ist in den neuen Brüchen von Seravezza gewonnen, und rechtfertigt die alte Vorliebe der Florentiner für diese Gattung. Demid's Statue einer Tänzerin hat Leben und Bewegung, aber es ist ihm um so weniger gelungen, diesen schwierigen Gegenstand zu veredeln, als er nichts mehr und nichts weniger als eine eigentliche Opernkänzerin geben zu wollen scheint. Von Maggi ist eine kolossale Büste des Großherzogs für die Gemeinde von Arezzo ausgestellt; mehreres von Giovannozzi, Fedi u. A. Ich glaube es indeß bei der bloßen Nennung bewenden lassen zu können.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 115 und Literarische Anzeige der J. F. Hammerich'schen Buchhandlung in Altona.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 13. November 1841.

Wie thöricht spornst du doch ein rasches Pferd!
Shakespeare.
Richard II.

Die Sklavin von Korfu.

(Fortsetzung.)

„Ihr müßt wissen," nahm Otto nun das Wort, „daß mein Freund ein treues und aufrichtiges Gemüth besitzt, aber die Rauhheit seiner Rede nie zu meistern gelernt hat; er ist einmal geboren und aufgewachsen unter den ungeleckten Bären der Eidgenossenschaft. Da er jedoch nicht sprechen will, so muß ich es schon für ihn thun; er rührt ohnedieß lieber zehnmal die Faust, als einmal die Zunge." — „Nun, und was wäre ich glücklich genug für Euch thun zu können?" fragte Luzio, und der Rechberger rief: „Ihr solltet Herzog von Venedig seyn! Ihr müßt Herzog werden, meiner Treu!" — „Auch das kann noch an mich kommen, sobald mich dereinst die Reihe trifft; vorerst aber muß das Ebenholz hier sich in Silber wandeln," versetzte Luzio lächelnd und deutete dabei auf seine schwarzen Locken. — „Was das für Schreibstudenredensarten sind!" fuhr Otto ungeduldig fort. „Jetzt sollt Ihr herrschen, da Ihr jung, stark, kühn und im Vollbesitz Eurer Seelenkräfte seyd. Ihr wäret eben der rechte Mann, aus der Dogenschlafhaube einen ächten und gerechten Herzogshut zu machen, der sich auf Kind und Kindeskinder vererben ließe."

„Bst!" fiel ihm Luzio in die Rede; „Ihr sprecht da verfängliche Worte, gefährlich für den, welcher sie sagt, wie für jene, die sie hören." — „Hier verräth uns Niemand," meinte Otto, und der junge Morosini seufzte, weil ihm Contarenos Mißgeschick und möglicher Verdacht wieder zu Sinn kam. Auf sein Schwert gestützt, fuhr der Deutsche, zwar mit gedämpfter Stimme, aber sehr eifrig in seiner Rede fort: „Ich sag' Euch, Herr, Euer ganzes Wesen taugt auch nicht das Geringste. So einer, wie Euer Doge, läßt sich Herzog nennen! Das wär' mir ein Herzog! Da ist mein Vetter daheim auf seiner halbverfallenen Burg in Vergleich mit solchem Herzog ein König, ein Kaiser, der Großtürk selber. Es ist wahrlich ein Spott und eine Schande, wie so ein Doge sich muß schulmeistern lassen. Sagt selbst, Morosini, ob ich nicht Recht habe? Euer sogenannter Herzog ist nichts mehr und nichts minder als ein armseliger Popanz, der im Schaugepräng einen Fürsten vorstellt, aber just nur vorstellt; im Rath ist er ein Rathsherr, wie die andern Senatoren auch, in der Stadt ein Gefangener, außer der Stadt gar nichts mehr, als was er eben von Haus aus seyn mag. Seine nächsten Verwandten darf er nicht zu Ehren, Würden und Reichthum bringen und befördern; sein Thun und Lassen, sein Wachen und selbst sein Schlummer sind nicht sicher vor den Späherblicken der Inquisitoren, und der Himmel weiß, ob denen „dort oben"

Digitized by Google

irgend etwas heilig iſt. Um nur auf die Jagd zu gehen, muß er ſeine Herrn und Meiſter erſt um Urlaub bitten. Wahrlich, das iſt nicht die Ordnung, die Gott wohlgefällt; denn er will, daß der Herrſcher gebiete, umgeben von getreuen Räthen und gehorſamen Vollſtreckern ſeines Willens, nicht aber bewacht von eiferſüchtigen Spähern. Der Fürſt trage Leben vom Himmel, der Adel vom Fürſten; ſo iſt es bei uns, ſo ſollt' es auch hier in dieſer ſchönen, reichen und mächtigen Stadt ſeyn, und Ihr wäret der rechte Mann, Moroſini, die herrliche Krone zu tragen."

„Habt Acht, Herr Graf," entgegnete Luzio leichthin, „daß Euer Fuß ſich nicht zur Seufzerbrücke verirre." — „Mir iſt, als hörte ich Euern Oheim reden." — „In der That? Nun, ſo vorcht ja auf die Stimme des klugen Alters. Doch laſſen wir das und ſagt mir lieber, in was ich Euch und Eurem Freunde dienen kann?" — „Nur Geduld, ich werde gleich darauf kommen. Die Sache iſt die: der Junker Erlach hat die letzten Trümmer ſeines väterlichen Erbtheils daran geſetzt, um mit hundert wackern Burſchen ſein Glück in der Fremde zu ſuchen, und ich habe ihm zugeſagt, ihm Dienſte bei der erlauchten Republik zu verſchaffen, nachdem es ihm in Florenz und im Kirchenſtaat nicht hat glücken wollen." — „Und wärt Ihr Generaliſſimus, ſo würde ich dieſe Zuſage immer noch voreilig nennen." — „Was entgegnet mir nun Euer Poyanz, als ich ihm heute morgen mein Geſuch vortrage? Ich möchte meinen gütigen Antrag, wie er ſich auszudrücken beliebte, auf gelegenere Zeit verſchieben, da er für jetzt nicht ermächtigt ſey, fremde Söldner zu werben. Dabei blieb's. Weder gute noch böſe Worte halfen mehr, ich hatte meinen Beſcheid und mußte mich trollen. Und ſo einer will ein Fürſt ſeyn?" — „Ich weiß für gewiß," ſetzte Erlach noch hinzu, „daß die von Venedig Soldaten brauchen, und bandfeſtere Leute, wie meine Geſellen, werden ſie nirgends finden; Kerls von Stahl und Eiſen, ſag' ich Euch."

Luzio nahm ſeinen deutſchen Freund und den Reiſläufer aus der Schweiz bei den Händen und ſprach bedächtig: „Ihr Herrn, ich wüßt' Euch vielleicht zu helfen, aber die erſte Bedingung wäre, daß ihr eure Zungen im Zaum hieltet." Die Beiden horchten auf und der Venetianer erzählte, er habe in Erfahrung gebracht, daß Faledro eine Galeote für ſeine eigene Rechnung nach Weſtindien ſenden wolle, um Farbhölzer zu holen, und ſie der Seeräuber wegen mit tapfern Leuten zu bemannen wünſche; nun wolle er ſelbſt bei ſeinem Schwiegervater einſchreiten, um die Eidgenoſſen auf ſein Schiff zu bringen, und das würde ſicherlich nicht ſchwer halten, inſofern ſie ſich nicht ſelbſt durch loſe Reden verdächtig und verhaßt machten. Erlach verhieß, wie eine Mauer zu ſchweigen, und fügte mit ſchlecht verborgener Verlegenheit hinzu, er komme nicht geraden Weges aus der Heimath, ſondern aus dem Römiſchen, von Ancona, woſelbſt er einen Livorner gemiethet, der nun mit Ungeſtüm ſeine Bezahlung heiſche, und nebſtdem darauf beſtehe, die Mannſchaft noch vor Abend auszuſchiffen. „Ei," ſagte Luzio, „ſollte der Livorner ſich nicht bequemen, die Leute noch ein paar Tage lang an Bord zu behalten, nämlich für Geld und gute Worte?" — Erlach zuckte die Achſeln. „Das Erſtere," ſprach er, „würde mir unmöglich ſeyn, ihm zu geben, die letztern aber ſchwer genug, da er für die Fracht uns das Heergeräth zurückzuhalten droht." — „Wißt Ihr was?" fiel Luzio raſch ein; „die Unmöglichkeit will ich heben und Ihr mögt Euch das Schwere auferlegen." — Otto dankte in des vor Ueberraſchung und Vergnügen verſtummten Freundes Namen, und fügte noch hinzu, er habe von Moroſinis bekannter Großmuth dieſen Ausgang gar nicht anders erwartet.

(Fortſetzung folgt.)

Unterhaltungen auf der Eiſenbahn.

(Fortſetzung.)

Da nahm ein ernſter ältlicher Mann das Wort, der, ſo lange er geſchwiegen hatte, nach Haltung und phyſiognomiſchem Ausdruck ſo gut ein Münchner Akademiker als ein Augsburger Buchhalter ſeyn konnte. Er ſagte: „Ihre gegenwärtige Angſt iſt ſo natürlich als vorhin Ihre Verwegung und Ihre Freude, und der freie Ausdruck beider, als ganz menſchlicher Gefühle, macht Ihnen nur Ehre. Aber beruhigen Sie ſich auch jetzt; Sie haben durchaus nicht mehr zu fürchten, als der Lauf der Welt und der Stand der Kultur von ſelbſt mit ſich bringen. — Es ſcheint, daß der Menſchheit im Allgemeinen und Großen eine gewiſſe Summe von Schmerz und Luſt zugetheilt iſt, und daß ſich beide unter allen geſellſchaftlichen Veränderungen, in jedem möglichen Zuſtand der Bildung ungefähr die Wage halten oder doch nur um den Punkt des Gleichgewichts herumſchwingen, wie am Ende beim Individuum auch. Wird durch die Entwicklung ein läſtiges Uebel weggenommen, ſo verbeut ſich leicht auf anderer Seite ein bisheriger Vortheil in einen Mißſtand, oder aber, und dieß iſt die Hauptſache, bis dahin untergeordnete, kaum beachtete Uebel drängen ſich der vereinerten Empfindung als Hauptſchmerzen auf, und ſo bleibt am eigentlichen Maßſtab, dem jedesmaligen menſchlichen Gemeingefühl, Alles im Gleichen. Doch dieß gehört nicht zunächſt hieher; wir ſprechen von den Unfällen, welche die fortſchaffende

Digitized by Google

Mechanik ihrer Natur nach von jeher verſchuldet. Sie können aber recht als Beiſpiel dienen, wie ſich die Uebel dieſes Lebens mit dem Wechſel und der feinern Ausbildung deſſelben nur anders gruppiren oder in unſerer Vorſtellung anders geſtalten, ohne im Ganzen merklich weder zu- noch abzunehmen. — Die Eiſenbahn iſt nur das verkörperte Bild deſſen, was den Geiſt der neuern Zeit überhaupt bewegt. Er fährt nach allen Richtungen rückſichtslos, auf glatter Bahn da hinaus, wo ſonſt Wolkengebirge von Vorurtheilen und autoriſirten Meinungen den Gedanken zurückſcheuchten. Iſt aber durch die Verminderung der geiſtigen Reibung die Summe der Thorheit, des Seelenſchmerzes geringer geworden? Keineswegs; letzterer kommt nur in allen Beziehungen maſſenhafter zu Tage, tritt zermalmender auf, wenn ein Hinderniß den verwegenen Zug zum Stehen bringt. So bezahlt der Menſch auch jetzt die alte, unablösbare Steuer der Uebel, die er als Leibeigener dieſer Erde dem Geſchicke ſchuldet; aber er zahlt immer weniger mit armen einzelnen Sühngroſchen; wohlhabender, obgleich nicht glücklicher geworden, zahlt er in größern Poſten. Eben dadurch, könnte man meinen, ſollte der Menſchheit ihr Schickſal deutlicher, und ſie ſollte demüthiger, frommer werden. Oder wäre es gerade das ſich ausdrängende Bewußtſeyn dieſes Unverſöhnlichen, was die heutige Welt aus dem väterlichen Glauben hinaus einem neuen Heidenthum entgegentreibt?" — „Wäre dem ſo," ſagte leiſe ein ſchwarzer Mann in der Ecke, „dann wehe dem Geiſt der Zeit und ſeinen Werken!" — „Die Bahn des Geiſtes iſt krumm," verſetzte der Andere; „er kommt immer wieder in die alte Region, nur auf einer andern Stelle."

Während der Mann ſo ſprach, dachte ich bei mir ſelbſt: „Hat man es je toller angefangen, einer Nünchnerin die Angſt auszureden?" Aber ſo ſonderbar das Mittel ſchien, es erreichte den Zweck, wenigſtens augenblicklich. Das Mädchen hörte ihm erſt erſtaunt zu, nickte dann höflich Beifall, ſchnitt aber gleich darauf hinter ihrem Schnupftuch die ſchalkhafteſten Grimaſſen und brach am Ende in ein herzliches Gelächter aus. Neben mir ſaß ein Mann von mittlern Jahren, unterſetzter Statur, mit röthlichem Haar und grauem, klugem Auge, im Geſicht jene Miſchung von Einfalt und Schlauheit, von Gemüth und Verſtand, die man am häufigſten und auffallendſten beim ſchwäbiſchen, und in verwandter Weiſe beim ſchottiſchen Volksſtamm findet. Dieſer benützte die Pauſe, da der Philoſoph eine Priſe nahm, und ſagte:

„Sie haben, denke ich, das Thema vortrefflich angegeben; erlauben Sie, daß ich die Nutzanwendung auf unſern Gegenſtand mache. — Von einem beſeelten Weſen, das ſeinen Willen, ſeine Leidenſchaften und Launen hat, über den rauhen Boden des Planeten ſich hinſchaffen zu laſſen, dieß iſt an ſich etwas weit Gefährlicheres, als auf künſtlicher Fläche dem Zug einer todten Kraft ſich anzuvertrauen. Aber daſſelbe Ding im Zugthier, das ſeinen Dienſt bedenklich macht, der Widerſchein unſerer eigenen Vernunft, wird uns auch wieder zur Bürgſchaft unſerer Sicherheit, weil die des Thiers ſelbſt damit verknüpft iſt. Dagegen das ſchnaubende Unthier mit ehernem Eingeweide rennt freudig blind in ſein eigenes Verderben und rüttelt den lebendigen Schwarm, der ſich keck an ſeinen Schweif gehängt, grauſam durcheinander. Im frühern Zuſtande, in Hohlwegen und an Abgründen, bei durchgehenden Pferden und umgeworfenen Wagen, kamen die Unfälle da und dort, überall, zu jeder Zeit in einzelnen Looſen heraus; auf der Eiſenbahn treten ſie ſeltener ein, aber gleich in Quaternen, Quinternen u. ſ. f. Wenn uns, was Gott verhüte! heute etwas begegnet, ſo ziehen wir einen bedeutenden Treffer, womit großartig, auf einmal und am ſelben Fleck abgemacht wird, was ſonſt an Beſchädigungen aller Art auf langweiligen Pfaden die und da, in Monaten zu erleben geweſen wäre."

„Ja," ſagte ich, „und damit zahlen wir gleichſam in einem verlorenen Treffen der Natur den Tribut, den wir ihr ſonſt im Einzelkampf entrichtet. Und wirklich iſt es ja auch mit dem Verkehr gerade ſo gegangen wie mit dem Krieg. Das Schwert in der Fauſt, der Pfeil am Auge, die Hakenbüchſe auf der Gabel, endlich der Fernerſchlund, den man nur mit der Lunte rührt — Saumpfad und Laſtthier, Heerſtraße und Poſtwagen, Eiſenbahn und Lokomotive: beiderſeits gleicher Gang, gleiche Wirkungen. Einſt, unter der Herrſchaft des Fauſtrechts, der kleine Krieg, der Todſchlag im Kleinen, Jahr aus Jahr ein, über die ganze Fläche der Länder weg. Aber die Erfindung des Schießpulvers führt den Landfrieden herbei; die Verbreitung des Gebrauchs des Pulvers und die Aufhebung der Detailreibungen im Staatsleben gehen ſeitdem neben einander her. Langſam, indem die Willkür der Vielen vor der eines Einzigen oder einer Körperſchaft mehr und mehr zurücktritt, bildet ſich das Staatsleben und die Staatsgewalt aus, und man kann bemerken, daß die erſte Kutſche ungefähr in derſelben Zeit auftritt, wo man anfängt, von Zügeln des Regiments, vom Lenken des Staatsſchiffs u. dgl. zu ſprechen. Die Fertigkeit im Beſiegen der äußern Natur und die Kunſt, dem menſchlichen Unabhängigkeits- und Thätigkeitstrieb Straßen zu bauen und den Leidenſchaften Kanäle zu graben, wuchſen mit einander. Aber die Kanone iſt am Ende der wahre Cylinder am Dampfwagen des Staats geworden, auf dem der Führer, die Hand an der Klappe, Millionen gängelt."

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der wissenschaftliche Kongreß.

Durch diese fast komische Maßregel hob sich die Zahl der eindringenden, besonders Lyoner Kongreßmitglieder schnell auf zweihundert und fünfzig. Ohne dieselbe und mit einiger Strenge hätte Lyon kaum zwanzig aufbringen können. Dem Ansehen und der Bedeutung der Versammlung hat diese Künstlichkeit sehr geschadet, und besonders die Pariser abgehalten, daran Theil zu nehmen. Es kamen nun nicht bloß alle Aerzte, Chirurgen und Apotheker der Stadt und Umgegend, sondern auch eine Menge Gutsbesitzer, Leibdilettanten, Antiquare, Kaufleute, Fabrikanten und andere Gewerbsleute, lauter recht verständige und angenehme Leute, aber von gar keiner oder nur geringer wissenschaftlicher Bildung zu dem congrès scientifique. Auch kamen aus dem übrigen Frankreich, aus der Schweiz, Italien und Deutschland nur wenige hochstehende Männer. Bei diesen Elementen ist es begreiflich, daß praktische Heilkunde und Chirurgie einen verhältnißmäßig zu großen Raum einnahmen, und deßhalb hatten auch die Diskussionen über Homöopathie und thierischen Magnetismus eine bloß französische Richtung. Ackerbau und Viehzucht waren auch sehr stark vertreten, dagegen Geschichte und Archäologie nur ärmlich, was auf dem reichen lugdunischen Boden, inmitten so vieler römischer Alterthümer doppelt auffallend war. Wurde doch nicht einmal eine Exkursion nach den merkwürdigen Ausgrabungen gemacht. Es war auf diesem wissenschaftlichen Kongreß von Allem die Rede, unter andern auch von Wissenschaft. Die Kongreßkommission hatte unter andern die Prägung einer Medaille zum Andenken des Kongresses beschlossen. Einige Mitglieder hatten vorgeschlagen, diese Medaille aus Seide weben zu lassen, was zwar weniger monumental, aber für Lyon bezeichnender gewesen wäre. Im Ganzen gab die Stadt zweihundert Franken her, was allerdings für das reiche Lyon nicht viel ist. Es wurden sechs Sektionen gebildet: I. Zoologie, Geologie, Mineralogie und Botanik; II. Ackerbau, Industrie und Handel; III. Arzneiwissenschaft; IV. Archäologie und Geschichte; V. Literatur, schöne Künste und Philosophie; VI. Physik, Chemie und Mathematik.

Schon in den letzten Tagen des Augusts strömten die Fremden von allen Seiten herbei. Auf den Dampfbooten der Saone und Rhone sah man nicht mehr bloß die gewöhnlichen für Kauf und Verkauf Reisenden, die Hôtels der Stadt füllten sich; denn von der in der Schweiz so erfreulichen Aufnahme der Fremden in Privathäuser konnte in einer französischen Stadt nicht wohl die Rede seyn. Zahlreiche Leser drängten sich an den Straßenecken, wo neben den Theaterzetteln und Feilbietungen aller Art auch die Programme des Kongresses angeklebt waren. — Derselbe begann in der Karthedrale St. Jean mit einer feierlichen Messe und mit dem Beetvoorzuschen Oratorium Christus am Oelberg. Ein Theil der Kirche war den Mitgliedern des Kongresses eingeräumt, und da wehten die Fahnen ihrer Länder, schweizerische, sardinische, österreichische und preußische, brüderlich neben französischen. Ein erfreulicher, für die Vergangenheit tröstender und eine heitere Zukunft versprechender Anblick. Es war auch gewiß ein glücklicher Gedanke, die Versammlung mit einem religiösen Akt und mit einem Meisterwerk deutscher Tonkunst zu beginnen. Schade, daß die Ausführung der Ihre nur wenig entsprach. Die Musik verlor sich in der weiten Kirche und wurde in den entfernteren Theilen derselben so wenig gehört, daß die herbeigeströmte Menge sie bald wieder verließ. Eine Kirchenmusik mit einfachen und gehaltenen Tönen würde auch in diesen vielfach gebrochenen Räumen von bessrer Wirkung gewesen seyn, als das figurirte Oratorium. Ueberdieß konnte der Gesang in den Solopartien nicht gelobt werden. Vier Stunden war auch zu lang, und nicht ohne Ermüdung ging man aus der Kirche. — Unter den Fremden waren, wie gesagt, wenige historische Celebritäten, aber manche tüchtige Männer. In der ersten Generalsitzung im großen Saal des Hôtel de Ville, wo der Generalsekretär Comarmond eine Rede über die Entstehung, Natur und Bestimmung wissenschaftlicher Kongresse hielt, wurde Necker de Saussure aus Genf zum Präsidenten des Kongresses ernannt. Caumont, der Stifter dieser Kongresse in Frankreich, Professor Hecker aus Berlin und Richard James aus Lyon zu Vicepräsidenten. — Gleich in den ersten Tagen sprach sich einer unserer geistreichen Aerzte, D. Munaret, unter anderm folgendermaßen über den Kongreß aus: „Was ist denn eigentlich ein wissenschaftlicher Kongreß?“ fragen mich Viele. Die Académie française in der nächsten Ausgabe ihres Dictionnärs offiziell darauf antwortet, erwidere ich Folgende: Bei unsern Nachbarn, den Schweizern, Deutschen, Engländern und Italienern, ist er eine ernste Versammlung ernster und gelehrter Männer, denen die Fortschritte der Wissenschaft am Herzen liegen. In Frankreich dingegen ist so eine Versammlung der wunderlichste Mischmasch, den man sich nur denken kann; denn statt, wie in Turin, Bonn, oder wo es in jenen Ländern sey, einen Beweis wissenschaftlicher Befähigung zu verlangen, welcher naturgemäß der Ehre, an der Versammlung Theil zu nehmen, vorausgehen sollte, begnügen wir uns, Geld zu verlangen, wie am Eingang unserer Schauspielhäuser. Darum haben wir viele Subskribenten, aber sehr wenige Gelehrte. Man stellt Wasserfarben, Konzerte auf dem Wasser u. s. w. an, es ist aber sehr zu fürchten, daß eine so unglückliche, wässerige Mischung die wahren Ausenwähltheit der Wissenschaft verstimmt, und daß der ganze Kongreß bei einer so frivolen Nation wie die unsrige in eine Wasserfete ausartet. Desinit in piscem mulier formosa . . . Wie sind die wissenschaftlichen Kongresse entstanden? Dr. Mayor von Lausanne verlangt deßhalb für die Schweiz ein brevet d'invention; aber unser Generalsekretär Comarmond hat in seiner Rede darzuthun versucht, daß das römische Lugdunum schon dergleichen gehabt habe. Wie dem auch sey, so können wir doch den Deutschen und Schweizern das Verdienst der ersten nationalen Einführung solcher Kongresse nicht absprechen, denn in Frankreich hatte zuerst 1835 de Caumont den Muth, alle französischen Naturforscher und andere Gelehrte zur Zusammenkunft einzuladen, auf daß man mit Erfolg gegen das Pariser Monopol kämpfe, das Michelet sehr bescheiden und artig die Unification de la France nennt. Caumonts Aufruf fand Anklang und der erste wissenschaftliche Kongreß wurde in Caen gehalten. Nach dieser ersten, zahlreichen, belebten und selbst glänzenden Versammlung drängten sich andere Städte um die Ehre, den Kongreß bei sich zu empfangen, so Poitiers, Toulouse, Montpellier, Clermont u. s. w., die sich freuten, die Domini Doctores disputatari — im Styl der alten Sorbonne — bei sich zu sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 37.

Sonnabend, 13. November 1841.

[525] Die beiden mit grossem Beifall auf der Pariser und auf vielen deutschen Theatern aufgeführten Opern

Der Guitarrenspieler (Le Guitarrero) von Halevy,

Die Favoritin (La Favorite) von Donizetti,

sind in Partitur mit deutschem und französischem Text, im vollständigen Clavierauszug und in vielen Arrangements für Piano, für Quatuor, für Piano und Violine, für Violine etc. in unserm Verlag erschienen, ebenso auch ist die Partitur der auf dem Berliner Hoftheater sehr beifällig aufgenommenen Operette:

Die Hirtin von Piemont von Schäffer

durch uns zu beziehen.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

[520] So eben erschien:

Marryat Captain complete Works. Vol. XIV. Joseph Rushbrook or the poacher. 1 Thlr.

Leipzig, bei Friedrich Fleischer.

[511] Bei **Friedrich Volckmar** in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu finden:

Ein Buch für alle Stände der constitutionellen Verfassung.

Rotteck's Staatsrecht der constitutionellen Monarchie. Ein Handbuch für Geschäftsmänner, studirende Jünglinge und gebildete Bürger. 2te Auflage vermehrt und verbessert von Karl v. Rotteck. 3 Bände. gr. 8. broch. Preis 3 Thlr. 15 Gr.

Die neue Auflage dieses Buchs beweist und erprobt seine Brauchbarkeit. Obiger Titel spricht den Zweck desselben deutlich aus, und es wäre überflüssig von Seiten des Verlegers auch nur ein anpreisendes Wort da zu sagen, wo Rotteck's gefeierter Name an der Spitze steht, und somit lautes Zeugniß gibt, was alle Freunde der constitutionellen Verfassung hier zu erwarten berechtigt sind.

Die Dampfmaschine, fasslich beschrieben und erklärt, insbesondere in ihrer praktischen Anwendung auf Eisenbahnen und Dampfschifffahrt nebst Winken über Eisenbahn-Anlagen und deren Bedingungen, von Dr. Larduer. Nach der 5ten umgearbeiteten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt mit 70 veranschaulichenden Abbildungen. gr. 8. 19 Bogen. broch. Preis 16 Gr.

Es ist dieß die erste praktisch und wissenschaftlich bewährte Schrift, welche über Eisenbahnen und Dampfmaschinen erschienen ist. Der Verleger hofft, und rechnet auf bedeutenden Erfolg, und stellt in dieser Erwartung den Preis so niedrig, als bei einem so trefflichen Buche wohl kein zweites Beispiel zu finden ist. Sechs große Kupfertafeln erläutern den klassischen Text.

[499] **Preisherabsetzung.**

An Freunde der italienischen und französischen Sprache.

Folgende 6 verschiedene Ausgaben von *Pellico's* berühmtem Werk über seine 10jährige Gefangenschaft in Oesterreich, welches sich durch klassische Schreibart so auszeichnet, daß es Jeder, der sich mit der neuern italienischen Sprache vertraut machen will, nicht ungelesen lassen darf, hat unterzeichnete Buchhandlung bis Ende dieses Jahres im Preise bedeutend ermäßigt:

1) Le mie Prigioni. Memorie di Silvio Pellico da Saluzzo. Italienischer Text.
   Statt 1 fl. = 16 gr. nur 36 kr. = 8 gr.
2) dasselbe italienisch mit danebenstehender deutscher Uebersetzung in gespaltenen Columnen. Statt 1 fl. 48 kr. = 1 Rthlr. 3 gr. nur 54 kr. = 14 gr.
3) dasselbe italienisch ebenso mit französischer Uebersetzung. Statt 1 fl. 48 kr. = 1 Rthlr. 3 gr. nur 54 kr. = 14 gr.
4) dasselbe italienisch mit französischer und deutscher Uebersetzung. Ausgabe in 3 Sprachen in 4. Statt 3 fl. = 1 Rthlr. 18 gr. nur 1 fl. 20 kr = 20 gr.
5) dasselbe italienisch allein, mit erklärenden Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche von Prof. Possart. Statt 2 fl. 24 kr. = 1 Rthlr. 12 gr. nur 1 fl. 20 kr. = 20 gr.
6) Meine Gefängnisse. Deutsche Uebersetzung.
   Statt 1 fl. = 20 gr. nur 36 kr. = 10 gr.

Sämmtliche Ausgaben sind auf feinem Maschinen-Druckpapier mit ganz neuen Lettern vollkommen correct gedruckt und in eleganten Umschlagen broschirt. Die französische wie die deutsche Uebersetzung schließen sich wörtlich dem Originale an, und wurden in allen Recensionen als die besten anerkannt.

Alle Buchhandlungen nehmen zu diesen Preisen Bestellungen an.

Antologia italiana, oder italienisches Lesebuch, vorzüglich zur Kenntniß der neueren italienischen Literatur. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Prof. Possart. 432 Seiten in großem Taschenformat, auf Velinpap. gedruckt. Herabgesetzter Preis 1 fl. = 16 gr.

Stuttgart, im Oktober 1841.

Die Buchhandlung von **F. H. Köhler.**

[506] Bei **F. Rubach** in Berlin ist so eben erschienen:

H. Milne-Edward's

Handbuch der Zoologie

oder

Naturgeschichte der Thiere.

Nach der zweiten französischen Ausgabe bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von

Dr. M. F. Krüger.

1ster Band 30 Bogen Median-Format mit einem Zoologischen Hand-Atlas.

Preis 2½ Rthlr.

Digitized by Google

[247] In Unterzeichnetem ist erschienen und versandt worden:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.
Von
Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

„ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosen Cosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Oekonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Oekonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publikum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfasser hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen anticipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der productiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schiffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Thätigkeit. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufakturkraft. — Die Donane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsupremative und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Oekonomie der deutschen Nation insbesondere. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[501] **Empfehlenswerthe Weihnachtsgeschenke.**

Im Verlage von Jm. Dr. Möller in Leipzig ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Gutenberg und seine Erfindung. Eine Erzählung über Sprache, Schrift und Buchdruckerkunst. Für Jung und Alt dargestellt von Gustav Nieritz. 8. br. 12 gGr. oder 15 Ngr. od. Sgr. od. 54 kr. rhn.

Die Vorzüge des allgemein beliebten Jugendschriftstellers Gustav Nieritz sind zu sehr anerkannt, als daß seine Schriften noch einer besondern Empfehlung bedürften; bekannt ist, wie er durch seine Erzählungen das jugendliche Gemüth für das Schöne und Edle zu beleben weiß; um so mehr also können dieselben als das schönste und zweckmäßigste Festgeschenk für die liebe Jugend empfohlen werden.

Der kleine Hausirer, oder Gott lenket die Schicksale der Menschen wunderbar. Eine Erzählung aus dem Leben für Kinder und Kinderfreunde von C. G. Holzmüller. Mit einem illuminirten Titelkupfer. 8. br. 16 gGr. oder 20 Ngr. oder Sgr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

---

[498] **Weihnacht- und Neujahr-Geschenke.**

Stunden der Andacht, 8 Bände in grobem Druck. gr. 12. Zwanzigste Auflage, weiß Papier 10 fl. — 6 Thlr. 16 Gr.

Dasselbe Werk in 8 Bänden, ordin. Papier 8 fl. — 5 Thlr. 8 Gr.

Diese Ausgabe ist nun ganz vollständig, und besonders auf weißem Papier ist es die schönste Ausgabe, die je erschienen.

Stunden der Andacht in einem Bande in Lexikonformat. Einundzwanzigste Aufl. weiß Papier 6 fl. — 4 Thlr., ord. Papier 4 fl. 30 kr. — 3 Thlr.

Dasselbe Werk in Taschenformat. 12 Theile, geh. 9 fl. — 6 Thlr.

Zschokke's ausgewählte Novellen und Dichtungen. Fünfte Auflage in 6 Bänden. Mit dessen Bildniß. gr. 12. weiß Papier 9 fl. — 6 Thlr., ordin. Papier 7 fl. 30 kr. — 5 Thlr.

Diese wohlfeilste neue Ausgabe ist nun vollständig zu haben.

Obiger Sammlung reihen sich an:

Genfer Novellen, aus dem Französischen von H. Zschokke. Zwei Theile, geheftet 3 fl. — 2 Thlr.

Hebels allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Achte vollständige Original-Auflage in Taschenformat. Mit der Abbildung von Hebels Denkmal in Karlsruhe. Auf weißem Papier geheftet 1 fl. — 16 Gr.

Es sind auch noch Exemplare von der siebenten Auflage mit drei Kupfern à 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. in allen Buchhandlungen zu haben. Diese Sammlung von Gedichten ist in dieser wie in jener Ausgabe stets vollständig, und hat den gleichen Inhalt, und bleibt also auch im gleichen Werth.

Neue Schulbücher und neue Auflagen.

Orells kleine französische Sprachlehre für Anfänger. Neue fünfte Aufl. gr. 12. 30 kr. — 8 Gr.

Es war diese fünfte Auflage bald erforderlich, da diese kleine Sprachlehre als zweckmäßig und faßlich für Anfänger sich nun allgemeiner verbreitet.

Hirzels französische Grammatik, verbessert von C. von Orell. Zwölfte Aufl. gr. 12. 1 fl. — 15 Gr.

Uebersetzung der Aufgaben aus Hirzels Grammatik. Zum Gebrauch für Lehrer. In zwei Abtheilungen. (Ist noch unter der Presse.)

Hirzels französisches Lesebuch, vervollständiget von C. von Orell. Sechste verbesserte Auflage. gr. 12. 45 kr. — 12 Gr.

Auch diese neue Auflage ist durch die Bemühungen des Herrn Prof. v. Orell wieder mehr vervollständiget, so wie dadurch Hirzels Schulbücher insbesondere ihren steten Werth behaupten, und immer geschätzt sind.

Madire, J. L., Uebungen in der französischen Conversation. Zum Gebrauch für Deutsche. Herausgegeben von Prof. C. von Orell in Zürich. (Ist noch unter der Presse und wird ehestens erscheinen.)

Diese sorgfaltige Bearbeitung der Art de la conversation des Herrn Madire, des ersten und wahren Verfassers der Conversationssprache, vereiniget alle Vorzüge des guten Ausdrucks und der geübten Gewandtheit im Sprechen, und wird allgemein mit verdientem Beifall aufgenommen werden.

Götzingers deutsche Sprachlehre für Schulen. Fünfte Auflage. Befindet sich unter der Presse und erscheint ehestens.

Hebels allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Zum Gebrauch für Schulen, in einer wohlfeilen Ausgabe, geheftet 30 kr. — 8 Gr.

Es befinden sich auf meinen Niederlagen in Frankfurt und Leipzig stets beträchtliche Vorräthe von obigen Verlagsbüchern, und die Bestellungen darauf besorgen sämmtliche Buchhandlungen in ganz Deutschland, so wie diejenigen in der Schweiz, an die Verlagsbuchhandlung von

H. R. Sauerländer in Aarau.

---

[524] **Gubitz Volks-Kalender.**

Nachdem der

Volks-Kalender von F. W. Gubitz, für 1842

(mit 120 der vorzüglichsten Holzschnitte)

bei uns schon zweimal gänzlich vergriffen war, sind wir, durch unablässigen Fortdruck, erst jetzt im Stande gewesen, sämmtliche bisher eingegangene Bestellungen zu expediren, und ist dieser Gubitz'sche Volks-Kalender, durch reichen, die Zeit-Zustände berührenden ernsten und humoristischen Inhalt mehr als je ausgezeichnet, nun durch alle Buchhandlungen à 10 gGr. ($12\frac{1}{2}$ Sgr.) zu haben. Weitere Nachbestellungen erbitten wir so rasch als möglich, um unsre Maßregeln treffen zu können.

Berlin, den 22. Oktober 1841.

Vereins-Buchhandlung.

---

[508] Bei **Friedrich Volckmar** in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu finden:

C. A. Tiedge's

sämmtliche Werke

4te Auflage, 10 Bände in Schillerformat,

nebst Tiedge's Portrait und Facsimile. Subscriptionspreis eines jeden Bändchen 8 Sgr. = 10 Sgr. = 36 kr. rh.

Alle Freunde der Poesie werden mit Freuden diese neue Auflage von Tiedge's Werken begrüßen. Der Sänger der Urania steht ebenbürtig in der Reihe unserer Classiker, es ziemt sich für dessen Werke ein schönes äußeres Gewand, und dafür haben wir mit einem solchen Aufwande von Kosten gesorgt, daß kein Wunsch unerfüllt bleiben soll. — Nur dies heben wir hervor, denn eine Anpreisung von Tiedge's Schriften, die

längst gekannt und anerkannt sind, bedarf es nicht von unserer Seite.

Krufe's Atlas

zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung an bis zu der neuesten Zeit. 6te vermehrte und verbesserte Auflage. 40 Tabellen in Folio, mit 18 illuminirten Karten. Pränumerationspreis für das ganze Werk 10 Thlr., oder für jede Lieferung 2 Thlr. 12 Gr.

Das ganze Werk ist von dem lezthigen Hrn. Herausgeber aufs gründlichste durchgearbeitet, ergänzt wo es erforderlich war, und von allen Irrthümern oder Druckfehlern gereinigt.

Sowohl die alte als mittlere Geschichte ist mit mehreren wichtigen genealogischen Tabellen bereichert.

Besonders sind in dieser neuen Auflage die Staaten von „Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark und die mit denselben in nähere Berührung kommenden östlichen Völkerschaften" ungleich ausführlicher und gründlicher behandelt, als früher der Fall war.

Die genealogische Tabelle des Kurischen Geschlechts, nach den neuesten Forschungen, ist eine besondere dankenswerthe Zugabe.

Ferner folgt zum Schluß des Werks eine Tabelle: „Vergleichung der Jahresrechnungen der Julianischen Periode, der Weltschöpfung, der Jahre vor und nach Christi Geburt, der Olympiaden und der Jahre nach Erbauung Roms."

Die neuere Geschichte liefert außer vielen wesentlichen Bereichungen auch eine vollständige genealogische Tabelle des Napoleon'schen Geschlechts. Die Geschichte der Jahre 1833 bis 1840 ist aufs gründlichste bearbeitet.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Statistische
Uebersicht des Handels
der österreichischen Monarchie mit dem Auslande
während der Jahre 1829 bis 1838
dargestellt von
Dr. Siegfried Becher.

gr. 8. brochirt. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verfasser gibt in gegenwärtiger Schrift eine zehnjährige Hauptübersicht des Verkehrs der österreichischen Monarchie mit dem Auslande auf Grundlage der Merkantiltabellen.

Sie soll an Anhaltspunkt genommen werden, um den österreichischen Verkehr mit dem Auslande und der damit in engster Verbindung stehenden Industrie, der darauf bezüglichen gesetzlichen Anordnungen sowohl für das Zoll- als Tarifswesen zu beurtheilen und zu bestimmen. Diese Uebersicht dient zur Grundlage der Beurtheilung, ob der österreichische Handel ein vortheilhafter sey oder nicht, wodurch und wie sehr er es sey, wie sich die innere Verzehrung der dem Staate noch mangelnden Bedürfnisse, wie sich das Steigen und Fallen der innern Beschäftigung und das Gelingen, einheimische Erzeugnisse nach dem Auslande zu bringen, verhalte, ob die inländischen Urstoffe in höherem Werthe in das Ausland versendet werden, ob die vom Auslande bezogenen Bedürfnisse vom inländischen Kunstfleiße ersetzt werden können, ob andere inländische Rohprodukte oder Fabrikate durch Kunstfleiß veredelt, in höherem Werthe und mit größerem Gewinne an das Ausland verkauft, ob die auslandischen Urstoffe für die inländische Beschaftigung bezogen werden können, durch welche Artikel dieß bereits erreicht wurde und noch zu erreichen möglich werde.

Wer die Schwierigkeiten, solche Uebersichten aus zuverläßigen Quellen zusammenzustellen, kennt, ihren Werth und ihre Wichtigkeit erfaßt, wird das Verdienst dieser Arbeit, nämlich die treue Zusammenstellung allgemein noch nicht gekannter Zahlen und glaubhaften Nachweisungen zur Würdigung und Beurtheilung des Verkehrs Oesterreichs mit dem Auslande und seiner gewerblichen Thätigkeit nicht in Abrede stellen.

Die Hauptabschnitte des Inhalts sind folgende:

I. Waaren-Einfuhr, mit Beibehaltung der alphabetischen Ordnung des Zolltarifs, während der Jahre 1829—1838. II. Waaren-Ausfuhr, mit Beibehaltung der alphabetischen Ordnung des Zolltarifs, während der Jahre 1829—1838. III. Waaren-Ein- und Ausfuhr von einigen vorzüglichen Artikeln über die angrenzenden Staaten und österreichischen Hafenplätze während der Jahre 1836, 1837 und 1838. IV. Uebersicht der österreichischen Handelsmarine während der Jahre 1835—1839. V. Vergleichende Uebersicht der Waaren-Ein- und Ausfuhr während der Jahre 1829—1838, auf Grundlage der Kapitalswerthe.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[523] In der **Gerstenberg'schen** Buchhandlung in **Hildesheim** ist erschienen:

Hartmann, Dr. J. J. G.,
Geometrischer Cursus für die obern Gymnasial-Classen, enthaltend Planimetrie, Stereometrie, ebene und körperliche Trigonometrie, mit vielen Uebungsaufgaben. Nebst 7 Figurentafeln. gr. 8. 1⅔ Rthlr.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hohenstaufen.
Ein Cyclus von Liedern und Gedichten
von
Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verf. suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigeren das Verständniß der einzelnen Partieen erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmähen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1841.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 15. November 1841.

— O Mutter Erde, freu'd du dich
Des Schattengaukelwerks, das auf dir spielt,
Der Trümmer von zerbrochnen Königreichen
Und Menschenherzen, — all des leichten Volks
Der bunten Träume, das sich auf dir jagt?

Herder.

Unterhaltungen auf der Eisenbahn.

(Fortsetzung.)

„Die Länder haben sich gleichsam aus dem Chaos des Mittelalters zu Weltkörpern geballt, deren jeder seine Bahn verfolgt. Aber die ewige Ordnung des Sternenhimmels läßt sich hier schmerzlich vermissen: es bleibt nicht bei Perturbationen der Staatenplaneten; sie treffen hie und da, und trafen nur zu oft in den Knotenpunkten ihrer Bahnen zusammen, und dann fließt auf einmal, großartig, unter Zuckungen des ganzen Körpers, in Bataillen das Blut, das sonst stündlich im unmerklichen innern Kampf der Glieder vergossen worden. — Wie einst die Befeddungen, so beschwichtigt sich durch die Fortschritte in der Physik auch der Guerillaskrieg des Menschen mit der äußern Natur. Man reist jetzt in Heeren; man bietet der Elementarkraft den Kampf kunstreich, in geschlossener Schlachtordnung, und wenn die lang Gebändigte, sich aufraffend, mit eiserner Faust durch die Glieder schlägt, so fällt eine Hekatombe, wo sonst zerstreute Opfer das Geschick versöhnt. — Einst, wie viele Menschen durch Fehde, Acht und prompte Justiz, durch Wegelagerung und Brandschatzung das Leben verloren; vor Kurzem noch, wie viele Räder und menschliche Gliedmaßen auf schlimmen Wagen zerbrochen worden — dieß kam gar nicht zum öffentlichen Bewußtseyn. In Zukunft kann jeder Staat über die Hauptsumme seiner Straßenunfälle Buch führen, und die Staatseisenbahnunfälle werden längst in Schlachtbulletins beschrieben."

„Sie haben," nahm der Doktor, wie ich ihn nennen will, wieder das Wort, „mit dieser Parallele zwischen Verkehr und Krieg in ihrer Entwicklung etwas bezeichnet, was sich in so vielen menschlichen Verhältnissen wiederholt. In allen Beziehungen des Lebens, wo der Mensch auf dem Gang der Kultur entweder die äußere Natur besiegt, oder seine eigene rohe Natur bemeistert und sie unter das Gesetz beugt, wird durch Minderung der Reibung das Spiel der Kräfte freier und wirksamer, aber auch die Gefahr der Katastrophen größer. Doch Sie verglichen so eben die Staaten auf ihren Bahnen mit Weltkörpern und sprachen, der Vergänglichkeit jener gegenüber, von der unzerstörlichen Ordnung des Himmels. Aber wer weiß, vielleicht ist das Schicksal aller menschlichen Entwicklung nur ein Abbild dessen, was durch die ganze Weltordnung herrscht."

„Sie meinen," sagte ich, „daß auch die Himmelskörper in ihren Bahnen vor Störung nicht sicher seyn möchten? Nun ja, es ist wohl eine allgemeine Forderung der Vernunft, daß unsere Erde, daß jeder andere Weltkörper, wie sie ohne Zweifel einen Anfang genommen, so auch einmal ein Ende finden werden."

Digitized by Google

„Erlauben Sie," fuhr der Doktor fort, „daß ich in dieſes Allgemeinſte nach der bisherigen Richtung unſerer Gedanken etwas genauer eingehe. — Sie haben wohl neulich vom merkwürdigen Bohnerzregen in Ungarn geleſen, und was der verſtändige Beſchreiber an Schlüſſen und Vermuthungen daran knüpft. Ebenſo wiſſen Sie, welche Bedeutung man den ſogenannten Meteornächten beilegt. Einzelne Sternſchnuppen und Feuerkugeln waren von jeher gemeine Erſcheinungen, und die Chroniken ſind voll von Beiſpielen, daß ſonderbare Maſſen verſchiedener Art vom Himmel gefallen. Die Anſicht, nach welcher Alles dergleichen ſich in unſerm Luftkreis bildet, war früher die überwiegende; ſie iſt aber nicht mehr haltbar: man muß zugeben, daß wenigſtens manche dieſer Phänomene kosmiſchen Urſprungs ſind, aus dem Weltraum ſelbſt zu uns herüberkommen. Und ſo wäre dieſer keine Wüſte, die nur von den planetariſchen Kugeln, und zwar faſt in derſelben Ebene durchzogen wird. Die Umſtände, auf die man erſt in neuerer Zeit aufmerkſamer geworden iſt, laſſen uns ahnen, daß der Weltraum ganz anders bevölkert iſt, als man bisher gemeint. Allem nach gibt es viele, wohl zahlloſe Maſſen diminutiver Weltkörper, welche, durch elektriſche Spannung unter ſich gezogen und abgeſtoßen, mikroſcopiſche Weltſyſteme für ſich bilden und ſich um die Sonne, vielleicht ſelbſt um die Planeten bewegen; ſey es nun, daß ſie ringförmig umhergelagert ſind, gleich dem merkwürdigen Gebilde des Saturn, und dabei die Erdbahn an gewiſſen Punkten berühren; ſey es, daß ſie, zu derbern Maſſen geballt, nach Planetenart Kreiſe ziehen, oder wolkenartig, kometenhaft, lange Ellipſen beſchreiben; ſey es, daß alle dieſe Formen in der Natur vorkommen. Wie man ſich nun das Weſen dieſer Körper denkt, ob man ſie als Keime höherer, größerer kosmiſchen Bildungen nimmt, oder in ihnen gleichſam die Infuſorien des Raums ſieht, gleichviel: das ſcheint natürlich, daß dieſen planetariſchen Schwärmen nicht dieſelbe Stätigkeit, dieſelbe Dauer zukommt, wie den größern Weltkörpern, deren einen wir bewohnen. Während ſich die Bahnen der ungeheuern Planetenkugeln nur nach feſten Geſetzen ſtören, müſſen jene lockern Ballungen kleiner Körper häufig, ſey es zufällig oder nach den Elementen ihrer Bahnen regelmäßig, in die Anziehungsſphäre des einen oder andern Planeten gerafft werden und ganz oder theilweiſe auf denſelben niederfallen. Und dieß wäre denn der Steinhagel, wie man ihn hin und wieder beobachtet, und der periodiſche Feuerregen der bekannten Nächte. Jene kosmiſchen Hagelwolken ſind eben weit vergänglicher als gediegenere, höhere Weltkörper; ſie ſtehen, könnte man ſagen, auf niedrigerer Bildungsſtufe; es fehlt ihnen ganz an Halt, an innerer Sicherheit, an Aplomb, und alle Augenblicke verunglückt ſo ein Schwarm auf ſeinen unſichern Himmelsbahnen und wird durch den Zug überwältigender Maſſen, denen er zu nahe kommt, aus dem Zuſammenhang geriſſen."

(Fortſetzung folgt.)

Die Sklavin von Korfu.

(Fortſetzung.)

Der Eintritt eines Fremden zog die drei von ihrer Unterredung ab. Der Ankömmling war vom Scheitel bis zur Sohle leicht als ein Grieche zu erkennen: ein kleines rothes Feß bedeckte das Haupt, von welchem die ſchwarzen Haare in langen, ungekämmten Locken auf die Achſeln niederwallten; der mächtige ſchwarze Schnurrbart ſtarrte aus dem bleichen Antlitz unter der ſtarkgebogenen Naſe hervor; ein feines Hemd ward unter dem nervigen bloßen Hals auf der Bruſt und in bauſchigen Aermeln ſichtbar, und unter der blautuchenen, mit blanken Kugelknöpfen und Silberſchnüren beſetzten Weſte umſchloß den Leib die tieffaltige Fuſtanella von feinem Linnen, wie das ſchon lang getragene Hemd, und auch, gleich dieſem, ganz entſchieden in jene falbe Färbung hinüberſpielend, welcher einſt die glaubenseifrige Donna Iſabella von Spanien den Namen verlieh. Der Hellene trug an breiten Riemen eine Kiſte, wie Tabulettkrämer ſie führen, grüßte die Herrn mit der feinem Volke eigenen beuchleriſchen Demuth, und ſprach mit einer gewiſſen hochtrabenden Ziererei: „Heil euch und Frieden über euch, meine hohen Gebieter. Welche von euern Excellenzen will die Gnade haben, mir den erhabenen Verlobten der glänzenden Tochter dieſes dreifach edeln Hauſes zu zeigen, damit ich, ſo mein Heiliger will, der Erſte ſey, welcher ihm Kleinodien zur Auswahl vorlegt?"

„Du kommſt zu ſpät, Grieche," ſagte Luzio abweiſend. — „Ich führe ſchöne Sachen, edler Herr, ſo mir der heilige Spiridion helfe," betheuerte der zudringliche Krämer und hörte nicht auf, ſeine Geſchmeide anzupreiſen, bis Luzio voller Ungeduld ihn anfuhr: „Fort, ſchmutziger Trödler! Meinſt du, wir hätten etwa auf dich gewartet, um die Braut mit Juwelen und Schmuck zu verſehen? Dein ganzer Kram da iſt zu gering, um damit auch nur den Pfad unter ihren Füßen zu pflaſtern. Und jezt fahr' ab, ſag' ich dir!" — „Ich verſtehe," ſagte der Grieche; „Ew. Excellenz iſt ſelbſt der Verlobte." — „Du kannſt darauf ſchwören, ohne deine Seele mit einem Meineid mehr zu belaſten." — „Wer glücklich iſt, beglückt," bob der Unabweisliche wiederum an; „darum verderbt nicht durch Zürnen den armſeligſten Eurer Sklaven, mein

Digitized by Google

Fürst, sondern laßt ihm von Eurer Stirn die Sonne der Huld leuchten."

Bei diesen Worten kreuzte der Grieche die Hände über die Brust, beugte sich und schaute zu Luzio empor, der urplötzlich nicht wußte, wie ihm geschehen; denn ihm war, als habe er diese Augen und die Brauen darüber schon irgendwo erblickt, und so verletzte er weich und freundlich: „Geh, mein Freund, und melde dich bei meinem Haushofmeister, der dich ätzen wird, wenn du hungrig bist, tränken, wenn durstig, pflegen, wenn krank. Morgen wollen wir sehen, was sonst zu thun ist." — Von dieser so unerwartet schnell veränderten Stimmung überrascht, rief der Grieche aus: „So war es daheim auch einst in meines Vaters glänzender Wohnung!"

Die Deutschen lachten laut auf, und Rechberg sagte: „Wenn man so einen Landfahrer hört, so stammt er mindestens von dem theuern Ritter Oedipus ab." Worauf der Grieche: „Ihr verhöhnt mich mit Unrecht, edler Herr. Trauer und Schmerz prunken und prahlen nicht, und nur eine plötzliche Wallung vermochte mir jene Worte zu entreißen, über die Ihr mich verspottet. Jetzt ist es daheim viel anders denn ehemals. Der Enkel der Palästogen grinst, ein bleicher Schädel, vom Thor des Seraglios zu Stambul; sein Sohn durchirrt als ein Krämer die Welt und seine Töchter — wären besser todt. O, meine Herrn, ein stolzes Herz trägt schwer an dem Gedächtniß versunkener Herrlichkeit." — „Das sind lauter abgetragene Redensarten," meinte Erlach; „ein stolzes Herz erniedrigt sich nicht zu dem Gewerbe eines Krämers, so wenig als zu Klagen." — „Ei, mein Herr," sagte der Grieche; „Ihr seyd ein Soldat, nicht wahr?" — „Gewiß." — „In Diensten der Republik?" — „Ich wünschte es." — „Nun seht, Ihr kämpft demnach nicht für Euer Vaterland, sondern verkauft Eure Faust und Euer Blut für Geld, gerade wie ich meine Ringe und Ketten." — Der Schweizer wollte sich erzürnen, aber die Andern suchten lachend ihn zu beschwichtigen, und vergaßen im nächsten Augenblicke sammt ihm, wovon eben die Rede gewesen, weil ihre Aufmerksamkeit auf einen ganz andern Punkt hingelenkt ward.

Der großen, zu den Gemächern Faledros emporführenden Haupttreppe schräg gegenüber mündete ein Corridor aus dem Seitenflügel des Palastes in die Vorhalle. Dort wurden zwei Gestalten sichtbar, zwei streitende Stimmen laut. Ein breitschultriger Mann, in welchem Luzio Faledros Schiffshauptmann Gaetano erkannte, bemühte sich, ein Weib zurück zu halten, das mit aller Gewalt vorzudringen strebte. „Zurück, Rasende!" rief er, „du verderbst dich und mich!" — Mit einer Stimme, deren bekannter Ton Luzio in den Tiefen seiner Seele erschütterte, versetzte sie: „Laß mich, schnöder Seelenverkäufer! du hast kein Recht mehr, mich zu halten." In diesem Augenblick ward sie sichtbar, und Luzio erkannte das Wunderbild seines vermeintlichen Traumes. „Stella, meine Stella!" rief er, und zugleich mit und neben ihm der Grieche: „Diodora, meine Diodora!" indem er den Tabulettram auf die Platten des Estrichs warf. Verwundert und neugierig sah Gaetano sich um und ließ das Mädchen los. „Luzio!" antwortete sie auf des Geliebten Zuruf und eilte auf ihn zu; dann plötzlich innehaltend, betrachtete sie den Griechen, in dessen ausgebreitete Arme sie mit dem Ruf: „Mein Dmitri!" gleich darauf sich stürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, November.

Uebersicht der Ereigniße.

Während ich meine Korrespondenztermine gewissenhaft einhalte, hat die politische Presse, und wäre sie selbst gemäßigter wie die der hannoverschen Zeitung, hinlänglich Muße, mir mit allen Neuigkeiten voraus zu eilen. Die literarische Korrespondenz hat dagegen den einzigen Vortheil, daß sie sich nicht mit eustojen, sich kreuzenden und widersprechenden Gerüchten herumzuschlagen hat, daß sie nicht auf diesem ungewissen und abwartenden Wege zur Wahrheit zu kommen braucht, sondern daß sie gleich die Resultate der Begebenheiten liefern kann. Und deßhalb werde ich fortfahren, den Lesern die kürzeste Uebersicht der Ereignisse zu bieten, unbekümmert darum, ob diese oder jene Zeitung in diesem oder jenem Sinne schon davon gesprochen hat. — Der Kampf um 1835 oder 1840 ruht für den Augenblick; die Raonveden des Junitandtags liegen in einer Reihe offizieller oder halboffizieller Druckschriften aufgespeichert; eine Erwarnung nur wieder anonym erschienene?) historische Darstellung der Verhandlungen der letzten zweiten Kammer, die sich einen liberalen Anstrich gibt, ist der unglücklichste Versuch, durch ein paar gegen die Maßregeln der Regierung gerichtete unschädliche Phrasen die Ueberzeugung zu wecken, als habe der Gang der letzten Kammerverhandlungen selbst die Andersdenkenden der Regierung unbefriedigt lassen müssen. Da sind denn doch die offenen Geständnisse der Absolutisten viel ehrlicher, als solch künstliches Scheinwerk, dem man die ächte Grundfarbe doch auf den ersten Blick ansieht, und darum sind mir auch die zornigen Protestationen der Reaktion viel lieber, als diese Mantelträgereien ihrer gewiß unberufenen Vertreter, jene Verwahrungen, die es geradezu aussprechen, daß alle Mittel in Bewegung kommen sollen, um die Wiederholung eines so „schmachvollen Schauspiels," wie es die letzte zweite Kammer geboten, zu verhindern. Aemter und Konfistorien sind beseßen, in ihren Verwaltungsbezirken streng darüber zu wachen, daß kein der Regierung feindlich gesinnter Einfluß sich auf die Wahlen zum nächsten Landtage geltend mache, und von ihren auf Abwendung solcher Influenzen gerichteten Bemühungen Bericht zu erstatten. Wenn dem Gerüchte zu trauen ist, so ist von mehreren Aemtern bereits die Nachricht eingegangen, daß sich keine Spuren einer derartigen Einwirkung auf die Wahlbestrebungen gezeigt haben. So erwarten wir

Digitized by Google

denn den nächsten Landtag, der, wie man glaubt, nicht vor Februar nächsten Jahrs einberufen wird. — Der Staatsdirektor Baumann hat den, nicht wohl bedachten Versuch gemacht, durch freiwillige Resignation auf sein Amt der Unterjochung gegen die hiesige Obrigkeit ein Ende zu machen. Der König hat die verlangte Demission nicht bewilligt, sondern die Fortsetzung des gerichtlichen Verfahrens gegen den Magistrat durch die Revisionsinstanz (den Criminalsenat des Oberappellationsgerichts) angeordnet. Der Staatsanwalt ist gegenwärtig mit Abfassung der Revisionsschrift beschäftigt, und es können nun bis zur Erledigung dieser Sache möglichenweise noch mehrere Jahre verlaufen. — Was auch in öffentlichen Blättern über den nahe bevorstehenden Anschluß unseres Landes an den großen Zollverband gesagt wird, dürfen Sie unbedingt als grundlos ansehen. Unser König ist zu sehr Engländer, um etwas zu unternehmen, was den Interessen seines Vaterlandes entgegenliefe.

Den Herbstübungen unserer Truppen, die ganz in der Nähe der Residenz stattfanden, gab dießmal der Umstand, daß das hannoversche Kontingent von fremden Notabilitäten gemustert wurde, ein besonderes Gewicht. Der preußische General v. Rauner und der badische General v. Stockhorn erfüllten den Auftrag der Militärkommission des deutschen Bundes, aus eigener Anschauung sich ein Urtheil über die Streitkräfte unseres kleinen Königreichs zu bilden. So wurde denn tagelang gemustert, exerzirt und paradirt; Geschützwesen, Anspannung des Reiters und des Infanteristen, Bewegung der Bataillone und Schwadronen, Thätigkeit der Artillerie und der Pionniers, endlich die Manövrirfähigkeit der Truppen in größern Massen waren Gegenstände der Aufmerksamkeit der Gäste. Der König selbst, bekanntlich ein großer Freund militärischer Spiele, machte den im Waffendienst ergrauten Generalen die Honneurs, und nicht das schlechteste Wetter hielt ihn ab, in der knappen Uniform, ohne Mantel und Oberrock, sein Roß vor der Fronte der Regimenter zu tummeln. Auch Laien mußte die schöne Haltung sämmtlicher Truppengattungen erfreuen; nur Schade, daß es selbst den Blicken des Laien nicht entgehen kann, wie viel Wichtiges der sogenannten Eleganz geopfert. und wie sehr die ächt kriegerische Ausbildung des Einzelnen über dem Paradiemarsch und ähnlichen Spielereien versäumt wird. Gemaßregelndesi ist ein schlimmes Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Lyon, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der wissenschaftliche Kongreß.

„Von Jahr zu Jahr behaupteten die Pariser Journale, diese Kongresse würden nächstens eingehen. Dem ungeachtet beginnt jetzt eben der neunte in Lyon. Auffallend war es, daß unsere Stadt, die zweite Stadt Frankreichs, nach Paris die reichste an Elementen der Wissenschaft und Kunst, den Konaress nicht früher in ihren Mauern hatte. Ja auch für dieses Jahr hatte man sich für Angers entschieden, das bringend um diese Auszeichnung bat, während Lyon kein Wort sagte. Die Rücksicht auf das Ausland sprach aber mächtig für letzteres. Endlich, als es entschieden war, schämte sich die zweite Stadt Frankreichs über ihre Gleichgültigkeit, über ihren geringen guten Willen, und bemühte sich seitdem, den kleinern und ärmern Schwesterstädten zu beweisen, daß sie nicht bloß für Industrie und Handel Sinn habe, und daß sie ihre reichen Sammlungen und Hülfsquellen auch Andern gern eröffne. Obgleich Lyon zwischen mehreren Departements liegt, die Dupin auf seiner Civilisationskarte Frankreichs nicht dunkel genug gehalten hat, so ist es doch die Nachbarin der Schweiz, Savoyens und Italiens, konnte also auch diesen Ländern auf zahlreichen Zuspruch rechnen. Dieser ist nun freilich bisher nicht gekommen. Die ersten Zusammenkünfte waren nicht zahlreich genug, um sich in Sektionen zu theilen, darum bildeten sie nur eine einzige und ziemlich diskursirende Versammlung, wo Geologen, Physiker, Aerzte, Chemiker und Pharmaceuten über Gegenstände ihrer Wissenschaften sprachen. Da aber diese zahlreichen und langatmenenden Reden für kurze Sitzungen oft zu lang waren, so legten sich die Schweizer auf's Trinken und verlängerten die Mahlzeiten in's Ungeheurliche durch eine Menge Toasts, so daß sich sogar die Deutschen darüber fandalisirten. Einer von diesen der dauptete einmal, die schweizerischen Naturforscher seyen Naturfresser. Die Deutschen haben zuerst die Nothwendigkeit der Sektionen eingesehen; dagegen hatten die Franzosen zuerst den Gedanken, das bleiche, fallenreiche Gesicht der wissenschaftlichen Kongresse durch mancherlei zu erheitern, z. B. durch literarische Blumen und Blüthen, desgleichen durch Fragen und Probleme aus dem Gebiet gesellschaftlicher Oekonomie, öffentlicher Gesundheitspflege, der Industrie, des Handels, der Geschichte u. s. w. Es fragt sich nur, ob nicht gerade diese Mannigfaltigkeit, dieses Bemühen, von Allem und dann noch von einigem Andern zu sprechen, dem Charakter der Wissenschaftlichkeit schadet? Die Franzosen schicken auch ihre Einladungen und Kongreßprogramme mehrere Monate vorher aus, damit sich jeder Gast vorbereiten, die ihm anzusprechenden Fragen wählen und mit seiner Antwort in's Reine kommen könne. In der Schweiz dauert jede Versammlung nur drei Tage, sieben in Deutschland, zehn in Frankreich, fünfzehn in Italien. Es scheint mir, Frankreich hat die rechte Mitte getroffen. Hier zu Land ist besonders dagegen zu kämpfen, daß die faconde parlière und das Vergnügen, sich sprechen zu hören, dem Zwecke des Kongresses nicht schade. Unverzeihlich ist's auch, daß die Franzosen Etwas vergessen haben. Die Gallier, unsere ernsten Vorfahren, hatten die Gewohnheit, ihre Frauen bei Allem um Rath zu fragen, selbst über Krieg und Frieden. Sollten wir an dem günstigen Einfluß zweifeln, den unserer Frauen Gegenwart auf unsern wissenschaftlichen Kongreß üben könnte durch die wunderbare Feinheit und Alleinheit ihres Geschmacks, durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes und — um mit Saint-Foix zu reden — durch ihre rosenfarbenen Ideen? Sollten sie nicht durch Alles dieß unsere Versammlungen anmuthiger machen? Gewiß. Eilen wir also, diese Verbesserung zuerst einzuführen, zumal wir Franzosen den Ruf der Galanterie haben, um den uns leicht die Deutschen bringen könnten; denn so viel ich höre, ist bei ihnen stark die Rede davon, ihren blonden und blauäugigen Lebensbällen eigene Tribünen zu eröffnen." So weit D. Munaret. Seinem wohl nicht ernstlich gemeinten Vorschlag dinstichtlich der Frauen ist man auch nachgekommen; zu einer literarisch poetischen Sitzung waren sie eingeladen, kamen zahlreich und waren da, den Saal dekorirend, ganz an ihrer Stelle.

(Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 116 und Prospectus von Fr. Volckmar in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 16. November 1841.

— Whe'r thou beest she, or no,
Or some enchanted trifle to abuse me,
I not know!

Shakespeare.

Die Sklavin von Korfu.

(Fortſetzung.)

Das Alles war ſchneller geſchehen, als auch die geläufigſte Zunge es zu berichten vermöchte; eben ſo raſch fuhr Luzios Fauſt nach dem Degengriff und ward von Ottos Händen aufgefangen, während Gaetano vergeblich ſich mühte, die zwei auseinander zu bringen, welche ſich gegenſeitig als Diodora und Dmitri begrüßt hatten, und nun flüchtige Worte in einer den übrigen Anweſenden unverſtändlichen Sprache wechſelten, ohne auf Luzio zu hören, der, von des Freundes Rieſenarmen feſtgehalten, gleich einem Wahnwitzigen ſich geberdete.

So ſchien die Verwirrung den höchſten Grad erreicht zu haben, und war dennoch erſt im Beginnen. Vom Waſſer her kam, aus der Kirche heimkehrend, Faledros Tochter mit ihren Begleiterinnen und trat, von dem Auftritt befremdet, näher. „Die Peſt auf die Weiber!" fluchte Gaetano, während Luzio abwechſelnd Stella und Diodora betrachtete, und dann in die Worte ausbrach: „Welche von Beiden iſt nun die wahre Stella? Hier ſeh' ich vor meinen Augen im hellen Sonnenlichte die wundervolle Erſcheinung der letzten Nacht, in all ihrem Glanz, in all ihrer Herrlichkeit, ganz ſo wie zu der holden Stunde, in der eine Flamme unſere Seelen durchloderte und ſie in Eins verſchmelzen ließ; — dort aber geht wieder der reine Morgenſtern auf, vor deſſen Strahlen das Gebild der Nacht verſank. Und ſo frag' ich denn: welche von euch iſt die Meine?"

Da bob Diodora zu ſprechen an: „Ich aber frage dich, wortbrüchiger Mann, was hab' ich dir gethan, daß du mich ſo bitter verhöhnſt? Haſt du mir darum bloß die Freiheit verheißen, um meiner Ketten Laſt mir deſto drückender zu machen? Du gabſt mir dein Wort, deſſen ich nicht begehrte, du ſchwurſt mir freiwillig einen theuern Eid; halt' ihn jetzt." — Sie barg ihr Geſicht nach dieſen Worten an Dmitris Bruſt. — „O Stella —" hob Luzio wieder an, und ward von Stella unterbrochen, die ihn fragte, wen er, außer ihr ſelbſt, mit ihrem Namen zu nennen ſich unterfange? — „Fort von hier!" rief Gaetano außer ſich der räthſelhaften Schönen zu, die ſich an den Griechen krampfhaft feſtklammerte; da gab ihm Luzio, der ſich indeſſen von Otto losgemacht, einen Fauſtſchlag vor die Stirn und donnerte ihn an: „Wie, du alter Seeräuber, was haſt du deines Gebieters, des edeln Faledro Tochter, was meiner Braut zu befehlen?"

Unterdeſſen waren der unwillkommenen Zeugen noch mehrere erſchienen; an der Rampe der Treppe ſtand Faledro, hochaufhorchend und bereit, herabzueilen; in die Pforte traten Balbo und Pietro, da Stella eben, voll hohen

Digitized by Google

Zornes, den kaum empfangenen Ring vor des Verlobten Füße hinrollen ließ und mit thränenerſtickter Stimme ſagte: „Ich bin Stella, und keine andere darf ſich Marcantonios Tochter rühmen. Dennoch nennt Moroſini jene ſeine Braut? Wohlan, ich entbinde Euch des Wortes, das Ihr gebrochen habt. Ihr ſeyd frei.“ Sie wandte ſich zum Gehen; der Senator hielt ſie auf. „Bleibt, Fräulein,“ bat er, „Alles wird ſich aufklären.“ — „Da iſt Faledro ſelbſt,“ rief Luzio dazwiſchen; „er ſoll mir Rede ſtehen und mir erklaren, welche von Beiden ſeine Tochter, meine Verlobte iſt — ob jene, die im Arm eines fremden Mannes mich an meine Eide mahnt, ob dieſe, die zürnend und abgewendet mich meines Wortes entbedt?“

Faledro kam auf dieſen Zuruf näher; Baldo hat ihn, nicht auf Luzio zu hören, der urplötzlich raſend geworden, und rief Gaetano zu, die Urſache dieſer Verwirrung alsbald zu entfernen. — „Schon recht, wenn ſie nur folgen wollte,“ brummte der Seemann. — „So brauche Gewalt,“ mahnte der Senator. Der Grieche zückte einen Dolch und rief: „Des Todes, wer ſie berührt!“ Zugleich winkte Luzio ſeinem Freund, worauf dieſer mit Erlach ſich zu Beiden geſellte und jeglichen zu erſtechen drohte, der ſich ihnen zu nähern wagen würde. Nun wiederholte der verwirrte Bräutigam ſeine Frage mehr als einmal, bis endlich Marcanton auf Stella deutete und dabei ſagte: „Wahnwitziger Knabe, dieſe iſt deine Verlobte.“ — „Und jene?“ — „Kenn' ich ſie?“ — Zu Baldo ſprach Pietro leiſe: „Da haſt du die ſüßen Früchte deiner Ausſaat,“ während Luzio ſich zu Gaetano wandte. „Du mußt ſie kennen, lieber Kapitano,“ ſagte er freundlich, und du wirſt mir offenbaren, wer ſie iſt.“

Der Seemann ſuchte Ausflüchte, da aber der Jüngling immer heftiger in ihn drang, bat, flehte, drohte und verhieß, ſo hob er endlich an: „Ei, mein werther Herr Moroſini, ich bin wahrlich nicht Schuld an dem ganzen Handel, ſondern dieſe tollköpfige Sklavin —“ — „Sklavin? — wer?“ unterbrach ihn Luzio. — „Wer anders,“ fuhr Gaetano fort, „als dieſe ſchöne und ſchlaue Griechin, die Euch, wie ich merke, mit irgend einem Trank, oder auch durch einen Zauberſpruch ſo raſend gemacht hat, daß Ihr nicht ſo viel Beſinnung mehr behalten habt, um Euch in Gegenwart Eurer Braut und ihres Herrn Vaters zu mäßigen.“ — „Weſſen Sklavin iſt ſie?“ — „Nun, ſo begreift doch. Ich habe ſie ja Eurentwegen von Korin mitgenommen.“ — „Und du haſt ſie wieder zu verkaufen?“ — „Nein, Herr Moroſini, ſie iſt bezahlt.“

(Fortſetzung folgt.)

Unterhaltungen auf der Eiſenbahn.

(Fortſetzung.)

Der Doktor fuhr fort: „Dagegen ein unendlich größerer, ausgebildeterer, compakterer, in ſich gerundeter Weltkörper, wie unſere Erde und ihre planetariſchen Genoſſen, iſt zu einem feſten Syſtem fortſchaffender Mechanik gelangt und verfolgt ſeine Bahn in ſtolzer, wenn auch nur relativer Sicherheit ſeines Ziels. Denn am Ende werden ſich die Planeten und Sonnen zu jenen winzigen Bewohnern des Raums, was die Sicherheit der Bewegung betrifft, doch nur verhalten wie die unaufhaltſame Locomotive zum ſchwankenden Einzelfuhrwerk, das alle Augenblicke ſtockt; auch jene unterliegen dem Fatum, auch jenen ſchlagt die Stunde der Verwirrung, wo nicht des Untergangs; nur erfolgen bei ihnen die Kataſtrophen in viel größern, im Verhältniß ſelbſt unendlichen Zeiträumen.“

„Sie ſprachen,“ ſagte ich, „von Infuſorien des Raums. Warum vergleichen Sie nicht lieber gleich die Himmelskörper nach Größe und Lebensdauer mit der Thierwelt der Erde?“

„Und könnte ich es nicht?“ verſetzte er. „Wenn wir uns von der Schöpfung, von der urſprünglichen Bildung unſerer Erde Rechenſchaft geben wollen, ſo bleibt unſer Verſtand nothwendig beim Gedanken ſtehen, bei welchem der rückwärts gekehrte Blick des Menſchen von jeher angelangt iſt, beim Chaos, bei der Vorſtellung, daß einſt eine Urmaterie formlos den Raum erfüllt, daß ſich in dieſer kreiſenden Maſſe, ſey es durch welchen Anſtoß, Mittelpunkte der Anziehung gebildet, daß ſich um dieſe die Materie zu größern und kleinern ſelbſtſtändigen Körpern geballt, die ſich fortan nach feſtem Geſetz um den Mittelpunkt des ganzen Syſtems durch den frei gewordenen Raum bewegt. Aber dieſer Raum iſt keineswegs ein entleerter; wie ich eben geſagt, laſſen uns die neueſten Beobachtungen wenigſtens ahnen, daß zwiſchen und jenſeits den Bahnen der Planeten außer den Kometen ſich mannigfache Syſteme kleiner kosmiſcher Körper bewegen oder ſelbſt fortwährend als Kryſtalle anſchießen. Und ſtürzen ſie zufällig durch unſere Luft herab, ſo zeigt es ſich, daß ſie immer aus denſelben Stoffen beſtehen, wie manche Hauptmaſſen unſerer Erdrinde. So waren denn, ſo viel wir bis jetzt wiſſen können, die Weltkörper, groß und klein, aus denſelben Elementen nach denſelben chemiſchen Geſetzen gebildet, gerade wie die belebten Geſchöpfe unſerer Erde, vom mikroſcopiſchen Weſen bis zum Koloß der Thierwelt. All die mannigfachen Organe, all die nach Maſſe, Umriß, Art der Bewegung ſo unendlich verſchiedenen thieriſchen Formen ſind nach wenigen Grundgedanken aus denſelben wenigen, bis jetzt nicht weiter

Digitized by Google

zerlegbaren Grundstoffen aufgebaut. Aber jedem Thiergeschlecht ist ein besonderes Zeitmaß des Daseyns, eine bestimmte Lebensdauer zugeschrieben, und daneben unterliegt jedes einzelne Thier der zufälligen Störung oder Vernichtung seines Lebens. Bestätigt es sich durch die Erfahrung, daß wir in jenem Sternschnuppenregen und Eisenerzhagel nicht Erzeugnisse unserer Luft, sondern die Zerstörung oder die Verwirrung untergeordneter oder unentwickelter Weltsysteme vor uns haben, so nöthigt die Vernunft zum Schluß, daß auch den höchsten, aber aus demselben Lehm geformten kosmischen Bildungen dasselbe Loos beschieden ist, daß auch bei ihnen die majestätische, für uns scheinbar ewig sichere Bewegung die Elemente der Zerrüttung und des Untergangs birgt, wenn ihnen auch ein noch so weites Ziel gesteckt seyn mag. — Unsere Erde und die himmlischen Patrone unserer Wochentage sind freilich ausdauernder, in ihrer Bewegung selbstständiger, als jene Haufen von Weltlaich. Lebt ja doch der einsame Eleyhaut unendlich länger, als die in Heeren ziehende Heuschrecke. Der Mensch wird geboren, nimmt ein Weib und stirbt; aber die Eintagsfliege macht dieses selbe Geschäft in einer Umdrehung der Erde um sich selbst ab, während der Mensch nicht selten siebzig, wohl gar achtzig Umläufe um die Sonne dazu nimmt, und eine Thierwelt stirbt in jedem verdunstenden Tropfen Wasser."

Der Doktor hatte dieß in Einem Zuge, mit halb zugedrückten Augen, in launiger Weise vorgetragen, und doch in dem lehrhaften Ton, in den der Deutsche so gern verfällt, wenn er überhaupt fließend spricht. Unsere hübsche Begleiterin war von den wunderlichen Bildern sichtbar angeregt. Nichts wirkt unmittelbarer auf Verdrängung der Selbstsucht als ein reines geistiges Interesse, und so vergaß sie, indem ihre leichtsüssige Phantasie dem Erzähler in's Grenzenlose folgte, über dem möglichen Schicksal der Himmelskörper die Befürchtungen für ihre eigene Sicherheit. Sie rief jetzt munter:

„Das ist schön! wie Sie den Himmel bevölkern, gibt er freilich ein sonderbares Bild, aber doch ein freundlicheres, als wenn man sich Alles so ganz leer denken soll. Da sind zwischen den Himmelskörpern gleich Strecken von vielen Millionen Meilen, auf denen gar nichts ist, und die Zahlen sind so schwer zu behalten, wenn man sonst nichts zu denken hat, und für das Herz gibt es unterwegs zwischen den Himmelskörpern vollends gar nichts. Freilich, wenn es ist, wie Sie sagen, so wären wir ja nie sicher, ob es nicht auf unserer Fahrt um die Sonne ein Unglück gibt."

Der Doktor erwiderte: „Immerdin, soviel wir wissen können. Und träte eine Katastrophe ein, und bliebe nach ihr auch nur Eine Akademie übrig, so würde sich auf's Klarste zeigen, daß es nach den eingetretenen Umständen gar nicht anders habe kommen können, als es gekommen ist. Aber die Gelehrten erzählen uns sogar von solchen Geschichten weit aus der Vergangenheit der Erde, wo also keiner dabei gewesen. — Ich will nichts davon sagen, daß es Naturphilosophen gibt, die es ganz gewiß wissen, unsere Erde sey ursprünglich kein Planet gewesen, sondern ein Komet, etwa so eine ungarische Bohnerzwolke, und sie sey demnach lange, wahrscheinlich mit großer Gesahr des Verunglückens, mit ungleichförmiger Geschwindigkeit durch den Raum geirrt, bis sie endlich, bei vorgerückter Kultur, die runde, sichere Bahn gefunden, auf der sie jetzt Jahr aus Jahr ein im Durchschnitt in der Sekunde so viel Stunden zurücklegt, als wir auf der Eisenbahn hier in der Stunde. Wie gesagt, es sind Naturphilosophen, die solches behaupten und aus Respekt vor ihrem eigenen Geiste glauben. Es hat aber nüchterne Physiker gegeben, welche ein großes historisches Ereigniß, das die Erde nach dem Zeugniß so vieler Völker betroffen, allen Ernstes aus einer Bahnstörung erklaren. Ein Komet legte seinen Schweif quer über die Erdbahn, und so entstand die Sündflurth — ein wahres Eisenbahnunglück. Sie wissen, wie furchtbar dabei das Fuhrwerk der Erde zusammengerüttelt wurde; denn die Passagiere aller Fahrklassen kamen um, bis auf Eine Familie, von der die Leute stammen, die den babylonischen Thurmbau angefangen, seitdem sich die Menschen auf Erden so gar nicht mehr verstehen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der wissenschaftliche Kongreß.

In den Sektionssitzungen kamen manche im Allgemeinen oder für Frankreich oder nur für Lyon anzuhörende Gegenstände vor, von denen wir hier nur einige anführen. Hinter einander kamen an die Reihe: Homöopathie; Galvanoplastik; Ernährung der Pflanzen; das künftig für Frankreich nöthigste Kultursystem; Tiedemanns Untersuchungen über das Gehirn der Säugethiere; die Cirkulation im Körper der Insekten; die Geschichte des Seidenbaus in China und in Europa; die sossilen Thiere in der Auvergne; die Geschichte der romanischen Architektur in der Auvergne; Berichtigungen über den Heurauxschen Vertrag Philipps des Kühnen von Burgund; ars chäologische, industrielle und geologische Untersuchungen in Vienne; der Ableitungskanal der obern Rhone zur Schiffbarmachung dieses Stroms; die Natur des Chlorkalks; die medizinischen Eigenschaften des brandigen Roggens; die neue Vergoldungsart Delarives, vervollkommnet von Beckenscheiner; die Art, schnell den Schwefelgehalt einer Quelle zu entdecken; Prof. Jourdans neue geologische Klassifikation; die Fortschritte des Ackerbaus in Frankreich von 1815 bis 1855; der thierische Magnetismus mit Versuchen an der Hellsehenden Dile.

Digitized by Google

Prudence; die Anwendung der Orthopädik und Gymnastik, um angeborne Luxationen des Schenkels vollständig zu heilen; die Heilung der Auswüchse am Knie und an den Ellenbogen; die bessere Organisation der Medizin in Frankreich und des sonders in Lyon; stürmische und unvollkommene Versuche mit dem thierischen Magnetismus; die Schlachten zwischen Allos nus und Severus; die Inschrift der maison carrée in Nismes; der Kultus der Steine bei den Heiden; die Philosophie der Geschichte; die Lehre Fourriers; die Vereinigung aller Männerartei in Lyon in einen einzigen; die Freiheit des Unterrichts; die Zukunft der Literatur in Frankreich; die Natur des Wasrais; das Verdämmis der Physiologie des Menschen zu der der Thiere; die erratischen Blöcke; die Schiffahrt durch Wasserkraft; die Herabsetzung des Schlachtviehzolls; die Heilung des Stammelns; die Farbe des Bluts; das Phänomen soll mit gänzlicher Abschließung u. s. w. Ueberall zeigte sich Reden und Plaudertalent, aber auch nur zu oft Uebereilung, Einseitigkeit, Mangel an Ruhe und Würde. Es fielen manchmal Scenen vor, die für einen wissenschaftlichen Kongreß keineswegs anständig sind. Es wurde eine Literaturstunde gehalten, zu der besonders die Damen zahlreich und gepugt herbeiströmten. Die Presse hatte dabei den Vorrang und es wurde manches recht Artige vorgelesen, besonders von Professor Porchat aus Lausanne. Von ihm kam auch ein recht glückliches Gedicht auf den Kongreß selbst und seine Stellung zu Paris.

Dem Kongreß wurden zwei Personen vorgestellt, jede merkwürdig in ihrer Art: der Zwerg Matthias Gutlla und Dlle. Prudence, die Somnambüle des Dr. Laurent. Mit ihr wurden in einer Sitzung der Sektion Versuche über Hellsehen mit verbliebten und verbundenen Augen angestellt, von denen mehrere glückten und in Erstaunen setzten, andere aber mißglückten und von den zahlreichen Antimagnetikern triumphirend aufgezeigt wurden. Laurent machte später wiederholte Versuche mit seinem „Sujet“ in einem andern Lokal. Da die meisten glückten, so ist der thierische Magnetismus mit seinen Phänomenen der Modegegenstand der Unterhaltung bei uns geworden, und es haben sich zwei Partien gebildet, die sich feindlich gegenüberstehen und sich alles Möglichte nachsagen. Die Frauen und Mädchen sind auch hier für den Magnetismus und fragen häufig ihre männlichen Bekannten: Etes-vous puissant?

(Fortsetzung folgt.)

Hannover, November.

(Fortsetzung.)

Literatur.

An literarischen Neuigkeiten waren die letzten Wochen ziemlich reich. Ein verdienter und schon literarisch bekannter Lehrer am hiesigen Lyceum, Hr. Ruperti, hat den ersten Band seines Handbuchs der römischen Alterthümer herausgegeben, dem von kompetenten Richtern Lob ertheilt wird. Ein junger Herr von Göben, der sich als glühenden Anhänger der Legitimität bekundet, hat seine Erinnerungen aus den im Herre des Don Carlos verlebten Jahren in ein ziemlich starkes Buch zusammengefaßt, das sich, besonders in Bezug auf die persönlichen Schicksale des Verfassers, auf lesen läßt. Seine große Vorliebe für Don Carlos mag, außer der Verehrung für die Legitimität, durch Dankbarkeit bedingt sein; Herr von Göben, der sich hier in der Heimath noch nicht mit der Schärpe des Sekondelieutenants gärten durfte, hat es unter den Schaaren des spanischen Prinzen in sehr kurzer Frist bis zum Obristlieutenant gebracht. Die Verleger dieses Buches (die Hahnsche Hofbuchhandlung) haben eine Gesammtausgabe der Schriften von Henriette Hanke begonnen. Diese Schriftstellerin hat ein großes Publikum und verdient es zu haben. Ihre Romane sind hübsch erfunden, sie kennt das deutsche bürgerliche Leben und weiß freundlich auf die bessern Seiten desselben hinzuweisen. Eine andere schriftstellernde Dame, Baronin von B., einer hannoverschen Adelsfamilie angehörig, ist mit einem Romane: die Creolin, aufgetreten, der Talent verräth, obwohl die Ausarbeitung noch sehr darin zu erkennen ist. Göbeke in Celle, dessen kritische Arbeiten vielfache Anerkennung finden, hat seine Novellen gesammelt, von denen früher Telegraph und Posaune mehrere gaben; ein gesitteter Geist spricht aus diesen Erzählungen, und sie enthalten neben weniger Gelungenem manches Erfreuliche; eine humoristische Novelle: der Narr der Jugend, ist sehr glücklich erfunden, eine Skizze: der Adreßmann, verdient Beachtung; es scheint, als ob darin einer jener politischen Renegaten gezeichnet werden sollte, von denen in unserer Heimath viel verhandelt wird. M. Hänel, gleichfalls Hannoveraner, hat die Literatur der Weihnachtskalender um ein „Buch für Winterabende“ bereichert, das eine wirkliche Bereicherung dieser Literaturzweiges ist, da es sich die Aufgabe gestellt, der Vermittler dem Volke für solche Gegenstände zu sein, deren Kenntniß nur fruchtbringend wirken kann. Während die Kalender für's Volk bisher meist sich auf Historien und bloße Unterhaltungsstoffe beschränkten, unterhält das Buch für Winterabende lehrreich und faßlich von hervorstechenden Momenten aus der Vergangenheit und Gegenwart Deutschlands, vom Recht in unserem Vaterlande, von dessen Handel und Schiffahrt (in einem treffichen Aufsatze von Dr. Andrée) und von sei nen großen und ausgezeichneten Männern, und dies Alles in fesselnder Weise, die Unterhaltungsartikel gleichsam nur als Vehikeln zu dem ernstern Inhalte benutzend. — Der Archivrath Perz wird, wie wohl nicht mehr zu bezweifeln, uns verlassen, um einem ausgezeichneten Rufe nach Berlin zu folgen. Mit ihm geht dem hannoverschen Lande ein guter Name verloren, doch wir sind solcher Verluste schon gewohnt. Perz lebt hier eingezogen, von allem Antheil an der Politik viel er sich seit 1837 ganz fern, früher hatte er thätiger eingegriffen, selbst Antheil an den ständischen Vorarbeiten zum Staatsgrundgesetze genommen; unter seinen Auspicien ward die hannoversche Zeitung gegründet. Sie wird mich in seinem Geiste, denn sie wird ganz ohne Geist fortgehen; Redakteurs sind die Herrn Lex aus Friesland. Zum Schluß dieser literarischen Uebersicht erwähne ich noch der bei Frommann in Jena erschienenen Lebensbilder aus dem Freiheitskriege als einer höchst interessanten und durch die Masse der in den zwei starken Bänden enthaltenen Originalaktenstücke höchst schätzbaren historischen Arbeit; ich erwähne sie in meinem hannoverschen Briefe einmal, weil sie sich vorzugsweise mit dem Leben des Grafen Münster beschäftigt und selbst manche Bestehungen auf die neuesten Streitsachen in Hannover enthält, dann aber, weil sie einen Mann zum Verfasser hat, der längere Zeit in Hannover lebte, denn, obwohl er nicht genannt ist, so wird man doch seinen Augen blick über ihn in Zweifel sein können.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 17. November 1841.

Er kleidet Gerechtigkeit an wie einen Panzer, und setzt einen Helm des Heils auf sein Haupt, und kleidet sich mit Eifer wie mit einem Rock.

Jesaias.

Unterhaltungen auf der Eisenbahn.

(Fortsetzung.)

Ich hielt den Punkt fest, den der Doktor hier zur Sprache gebracht. Ich bat ihn um seine Ansicht über das Verhältniß der Mosaischen Erzählung von Schöpfung und Sündfluth zu der heutigen Wissenschaft und ihren Rechten, und so kamen wir dazu, den neuerdings härter als je hervortretenden Widerspruch zwischen Glauben und Wissen, zwischen Autorität und Autonomie rasch durchzusprechen. Er äußerte unter Anderm: jeder Verständige könne jene Urkunde nur bewundern, wenn er sie mit den phantastischen Kosmogonien gleichzeitiger Völker vergleiche. Der tiefe Blick, mit dem der heilige Geschichtschreiber im Großen die Hauptergebnisse aller spätern Naturforschung gleichsam divinirt, sey einer der merkwürdigen Ausflüsse des menschlichen Geistes, auf die sich von jeher die Erziehung des Menschengeschlechts gegründet; aber dieser selbe Geist habe, jeder Autorität gegenüber, das unveräußerliche Recht, Alles abzulehnen, was den Thatsachen der Erkenntniß und somit seinen eigenen Gesetzen widerspreche.

Wir hatten nicht gewußt, daß ein Geistlicher unter uns war, ein junger Mann von regelmäßiger Gesichtsbildung, mit dunklem Auge. Er hatte, eine oder erwähnte, von uns wenig beachtete Aeußerung ausgenommen, bis jetzt geschwiegen und uns keine Gelegenheit gegeben, ihn näher in's Auge zu fassen. Er mochte unsere Verhandlung mit innerer Ungeduld angehört haben; jetzt aber sagte er in ruhigem Tone: „Daß Ansichten, wie die eben ausgesprochenen, unter den Männern der Wissenschaft nur zu verbreitet sind, ist mir wohl bekannt. Sie sind, um sonst nichts zu sagen, sich selbst dafür verantwortlich; ich will nicht über sie richten. Sind solche Gesinnungen zu beklagen, so finden sie auch wieder ihre Entschuldigung darin, daß ausschließliche Beschäftigung mit Studien der Art fast nothwendig zur einseitigsten Verstandesrichtung zu treiben scheint. Diese Männer wissen somit gar nicht, was sie thun, wenn sie bei halber Seele die schriftlichen Grundlagen unseres Glaubens gleich anderem Menschenwerk mit ihrer Kritik zersetzen. Sie verfehlen selten, der Wegwerfung den Sporn beizufügen, und ich gestehe, ich höre ihn gar nicht ungern, sofern dadurch kein Aergerniß gegeben wird: er klingt mir immer wie die heimliche, unwillkürliche Regung des Gewissens. — Ich möchte mich über diesen Punkt in keine Controverse einlassen; hier ist nicht der Ort dazu. Nur Eines will ich noch sagen. Kann die Wissenschaft das Recht haben, der Offenbarung zu widersprechen, so lange sie mit sich selbst im Widerspruch steht? So lange sie selbst ein Fließendes, jeden Augenblick Veränderliches

Digitized by Google

iſt, wie wagt ſie es da, vorweg zu leugnen, daß die heilige Urkunde ein Feſtes, ein Ewiges iſt? Weiß etwa die Wiſſenſchaft, in welchem beſtimmten Verhältniß ſie zu dem ſteht, von dem ſie ſelbſt anerkennt, daß darin die Ergebniſſe aller Forſchung auf wunderbare Weiſe, im Ganzen wenigſtens, zum voraus ausgeſprochen ſind? Wohl ſchwerlich. Mit jedem Schritt vorwärts begräbt die Wiſſenſchaft hinter ſich einen Irrthum, den ſie vielleicht über kurz oder lang wieder ausgraben muß. Das Gebäude des Wiſſens, wodurch Entſtehung und Ausbildung der Erde conſtruirt werden ſoll, iſt mehr als einmal bald fertig eingeſtürzt und nach ganz neuen Plänen wieder aufgerichtet worden. Wer kann da ſagen, ob nicht nach hundert, nach tauſend Jahren, am Ende der Tage, wenn Sie wollen, mit dem Geiſt der Offenbarung ſogar ihr Buchſtabe Recht behält?"

Der Doktor wollte etwas erwidern, aber der Handelsreiſende im Wagen ſpürte Luſt, über dieſe erhabenen Dinge auch ſeine Stimme abzugeben. „Ungefähr daſſelbe," fing er an, „was der Herr Kaplan hier ſagen, habe ich vorhin gedacht, als vom Himmel die Rede war. Wenn man in den aſtronomiſchen Büchern lieſt, ſo meint man, es könne gar nicht anders ſeyn, als es darin ſteht. Ich habe aber meine eigenen Skrupel. Ich ſage dieß nicht etwa wegen religiöſer Bedenklichkeiten; Sie trauen mir dieß nicht zu; wir ſind ſehr aufgeklärt."

„Wer?" fragte der Geiſtliche; „die Herrn Handelsreiſenden?" — „Nun ja; ich wollte aber nur ſagen, wir Preußen. Sie wiſſen, das Schulweſen iſt dort am vortrefflichſten beſtellt, und ich bin aus Nordhauſen. Ich bitte Sie zu glauben, daß ich Alles weiß, was man der Jugend vom Himmel beibringt: wie man nur meint, daß die Erde ſtill ſteht und daß die, welche mit dem Kopf nach unten kommen, wegfallen müßten; wie es einem nur ſo vorkommt, als ob die Sonne auf- und untergehe und die Sterne über den Himmel weglaufen, und wie ſich Alles um einander herumbewegt, und es von einem Planeten zum andern ſo verdammt weit iſt, daß der ewige Jude noch nicht oben wäre, und wenn er ſich gleich von Jeruſalem weg aufgemacht hätte. — Es iſt eine erhabene Wiſſenſchaft, und ich glaube auch Alles recht gerne. Aber wie viel glaubt man, was man nicht gewiß weiß! Und ich meine immer, ſo ganz gewiß könne man es doch nicht wiſſen, ob Alles im Himmel ſo iſt und bleibt. Die Wiſſenſchaften ſchreiten fort, meine Herrn, und wenn man einmal einen ganz andern Begriff vom Firmament gehabt hat, als jetzt, ſo kann man eben ſo gut wieder einen andern bekommen. Denken Sie nur an unſere Philoſophie, was dieſe für Navagen gemacht hat! Wer weiß, hätten wir in Berlin ſo große Aſtronomen als Philoſophen, vielleicht wäre auch am Himmel ſchon lange Alles anders!"

„O ja," ſagte der Doktor; „wie viel iſt dort ſchon bewieſen worden! Und wie Berlin das Centrum des geiſtigen Univerſums iſt, ſo finden ſie dort vielleicht wieder, daß die Erde doch im Mittelpunkt der Welt ruht. Damit wäre ganz andern Leuten gedient als den Berlinern." — „Ach nein," verſetzte der Muſterreiter, „mir bewegt ſie ſich wohl; die ganze Geſchichte geht mich auch gar nichts an. Ich meine nur überhaupt: Fortſchritt! Fortſchritt!"

(Fortſetzung folgt.)

Die Sklavin von Korfu.

(Fortſetzung.)

Jetzt miſchte Marcantonio ſich in die Unterredung, indem er unter heftigen Verwünſchungen den Schiffskapitän einen ſchnöden Kuppler nannte, ihm den Dienſt aufkündete und ihn aus ſeinem Hauſe wies. Bitten und Flehen Gaetanos war vergeblich, und da er ſich nun an Balbo, auf deſſen Befehl er die Griechin nach Venedig gebracht, um Fürſprache wandte, kam er aus dem Regen in die Traufe; denn der Senator drohte, ihn am nächſten Morgen henken zu laſſen, wenn er ſich noch in der Stadt betreten ließe. Luzio raunte ihm zu: „Schweig und hefte dich an meine Ferſen; ich ſchütze dich!" und ſprach dann zu Balbo: „Odeim, was hab' ich verſchuldet, daß Ihr alſo den Frieden meiner Seele preis gebt?" — „Ruhig Knabe!" verſetzte dieſer; „du wirſt mir danken, ſobald du mich verſtehſt." Zu der weinenden Stella aber ſagte Faledro, ſie bei der Hand faſſend: „Komm, mein armes, mein betrogenes Kind; vergib mir, daß ich alter und ſonſt ſo vorſichtiger Mann dennoch ſo unbedachtſam für dich wählte; ſtarke dich im Gebet, mit Standhaftigkeit und Ergebung ein Geſchick zu tragen, das unwiderruflich geworden." Dann wandte er ſich zu Pietro: „Auf Wiederſehen heut zu Nacht im Palaſt da Ponte. Dort wird der Prieſter ein Paar einſegnen, deſſen Seelen für immerdar getrennt ſind, bevor ſie noch ſich zu finden wußten. Ihr aber könnt gewiß ſeyn: mein Wort reut mich um ſo mehr, je weniger wir uns Alle verſtatten dürfen, auch nur einen leiſen Wunſch für deſſen Zurücknahme zu wagen."

Somit ging er mit der Tochter von dannen, ohne die Umſtehenden eines Blickes weiter zu würdigen. „Wir müſſen ihn beſänftigen," ſagte Pietro zum Schwäher. „Verſöhnen ſogar," meinte dieſer und wandte ſich mit leiſer Rede zu ſeinem Neffen: „Sey klug, mein Knabe, und lerne dich beherrſchen. Dann magſt du getroſt Alles

Digitized by Google

unternehmen, wozu Jugend und heißes Blut dich verlocken. Ein verächtlicher Thor ist, wer seine Schwächen den Augen der Welt preis gibt." — Balbo und Pietro folgten dem zürnenden Faledro, den Jüngling sich selbst überlassend, dessen kaum so wilde Raserei der kalten Ruhe der Verzweiflung gewichen war.

Einen langen, durchbohrenden Blick auf Diodora heftend, die immer noch den Griechen umschlungen hielt, wie ein Schiffbrüchiger sich krampfhaft an das auf den Wogen treibende Brett klammert, sagte Luzio nach einer Weile: „Alles verläßt mich, ich aber will mir selber treu bleiben. Höre mich, Diodora: vergessen sey, was wir einander geschworen, bis auf Eines. Ich habe dir die Freiheit verheißen, Sklavin, und du bist fortan frei. Zieh von dannen mit diesem Mann, und der Himmel geleite dich!" — „Allo geschehʼ es," versetzte die Griechin; „komm, Dmitri, wir wollen der übermüthigen Stadt den Rücken wenden, und Nikias Tochter wird den Mann finden, einen treulosen Schwächling zu vergessen, den sie einst geliebt."

Bei diesen Worten lachte Luzio im bittersten Hohn hell auf. „Hadt ihr's wohl vernommen, meine Freunde?" rief er. „Indem sie an eines andern Mannes Hand mich verräth, gesellt sie dem Abfall noch den Spott und nennt mich treulos." — Ruhig und klaren Auges versetzte Diodora: „Diese Hand wird mich geleiten, bis des Klosters Pforte zwischen uns sich schließt. Dmitri ist des unglückseligen Nikias Sohn, mein Bruder." — Luzio stand wie versteinert; jetzt ward ihm klar, weßhalb der Grieche ihn vorhin so bewegt und gerührt: er hatte ihn aus Diodoras Augen angeblickt. „Fahr wohl, Treuloser," fuhr sie fort, zum Geben gewendet; „und wenn auf dein Gebot die Flügelthüren des Palastes Faledro sich öffnen, um den glänzenden Hochzeitzug durchzulassen, dann an der Seite der schönen Braut gedenke derjenigen, die einsam und verlassen für dein Heil zum Himmel flehtʼ." — „Nicht also!" rief Luzio, sich ermannend; „ich habe geschworen, durch diese Pforten dich zum Altar zu führen, und ich haltʼ es!" — „Eitler Prahler!" — „Bei allen Heiligen, nur du bist meine Braut!" — Er wollte sie umschlingen, doch sie wehrte ihn sanft, aber entschlossen von sich ab, indem sie sagte: „Ich zürne nicht dir, mein armer Freund. Du bist beweinenswerth, ein Sklavʼ an goldener Kette." — „Die ich zerreißen werde," rief er. — „Zerreißen?" wiederholte sie. „Fesseln von Eisen lassen sich sprengen, die goldenen nicht. Die Gegenwart ruft dich zu Festen, die Zukunft zu hohen Ehren; die Bande der Liebe und der Gewohnheit verstärken die Macht des Reichthums, der euer aller Tyrann ist. Darum laß mich und fahre wohl!" — „So wahr Gott mir helfe, ich lasse dich nicht! Dir nur schwor ich Treue, und keiner andern; denn da ich der verschleierten Braut den Ring bot, wähnte ich deine Hand zu fesseln. Dir ist mein Wort verpfändet, und dir allein löse ich's, so gewiß ich ein Christ und Edelmann bin! Komm, Geliebte, laß und fliehen!" Mit diesen Worten zog Luzio die nur schwach noch widerstrebende Diodora zur Gondel, die alsbald von dannen flog, während Gaetano es über sich nahm, den Griechen und die beiden Deutschen zu den jungen Morosini Wohnung zu geleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, November.

(Schluß.)

Theater.

Unser Theater ist ein Chamäleon; heute gibt es eine musterhafte Vorstellung und morgen erinnert es an die Brettervuden des Jahrmarkts. Musterhaft kann es seyn, wenn eine Oper, davon ist hier zunächst die Rede, nur wenige Personen erfordert, denn es hat in der bekannten Sängerin Schodel eine Künstlerin erster Klasse, die freilich wohl zuweilen ein wenig extravagirt, aber darum nichts destoweniger Bewunderung in Anspruch nimmt wegen ihrer charakteristischen, lebenvollen Darstellungen und ihres ausgezeichneten Gesangstalents. Neben ihr agiren ganz gute Sänger, aber keiner von besonderer Bedeutung, und als Sängerinnen stehen ihr nur ganz talentlose Subjekte zur Seite. Die Versuche, welche mit Gästen gemacht wurden, fielen bis jetzt so unglücklich aus, daß dadurch einige von den oben bezeichneten Jahrmarktsvorstellungen zu Stande kamen. Vollständiger ist das Schauspiel besetzt; das beste Mitglied desselben ist der schon bekannte Decorateur Ernnert, ein Mann von vielem Wissen und von Einsicht, der, wenn er eine gewisse scheue Aengstlichkeit ablegen könnte, sich einen Namen erwerben würde, denn er ist, wenn auch nicht sehr gerfrei, doch recht talentvoll. Vielseitiger ist Carl Doerkent, dem aber der Ernst für die Kunst abgeht, der zu viel auf Aeußerlichkeiten gibt, der gesäuft, weil er glückliche Naturgaben besitzt und das Talent hat, sich in allen Rollen mit Geschmack und Geschick zu bewegen, der aber leider weit weniger durch einfache, naturirene Wahrheit, als durch theatralische Effektmittel zu wirken sucht; daher das Manierirte in den meisten seiner Partien. Was er aber vermag, wenn es ihm Ernst ist, beweist sein Hamlet, eine vortreffliche Leistung. Die Aufführung dieses Meisterwerks, in der Schlegelschen Uebersetzung, war überhaupt sehr lobenswerth und ließ erkennen, daß unserem Publikum das Große sehr wohl behagt, denn es hörte die lange Vorstellung mit ungeunterbrochener Aufmerksamkeit an; erst als die Bürgerstunde vorüber war, verlor sich dieser und jener, und den Einzug des jungen Fortinbras in das ihm angefallene Reich sahen schon Viele nicht mehr. Das Damenpersonal des Schauspiels ist schwach, Mad. Keitel in charakteristischen Lustspielrollen ausgenommen. Ein Intermezzo, das wohl nicht eigentlich auf die Bühne gehörte, war der bekannte Zauberer Döbler, dessen Exposen sich im Uebrigen recht gut ansehen lassen. Er

Digitized by Google

führt seine Hexereien in feinerer Weise aus, als seine Kollegen. — Sonst hätte ich nur noch der bekannten Quätern Mrs. Fry zu gedenken, die und abermals besuchte, die Gefängnisse in Augenschein nahm, Vorschläge zur Verbesserung derselben machte, kleine Traktätchen vertheilte und einen öffentlichen Vortrag hielt, der bei den Damen von Stande, besonders bei einigen stark zum Pietismus hinneigenden, tiefen Eindruck hinterließ. Der Zweck ihrer Reisen ist gewiß recht ehrenwerth, aber das frömmelnde Wesen dabei taugt nicht und sieht nach Ostentation aus. — In Hildesheim starb ein Bischoff, nicht das Haupt der katholischen Geistlichkeit, auf dessen Ernennung durch den Papst die dortige Diöcese noch immer harrt, sondern ein Muster dieses Namens, der Musikdirektor Bischoff, der sich als Begründer der deutschen Musikfeste ein Andenken gestiftet hat.

Lyon, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der wissenschaftliche Kongreß.

Die Versammlung bestand aus den ungleichartigsten Elementen, sie fanden sich aber recht gut zusammen, wozu die französische Geselligkeit und Uebung in angenehmen Formen wesentlich beitrug. Dabei fiel aber Einheimischen und Fremden Eines sehr auf, wie fremd sich in Ideen, Ansichten, in vaterländischen Richtungen und Beziehungen die Franzosen selbst aus benachbarten Departements, aus nahen Städten sind. Fast Alle kannten nur Paris und ihr Departement, manchmal nur dessen Hauptstadt, ohne von den benachbarten Provinzen Kenntniß und Notiz genommen zu haben. Sie fühlten nicht einmal die Nothwendigkeit dieser Einsicht. Wie jetzt Deutschland ist, versteht sich der Königsberger und Memeler viel leichter und schneller mit dem Stuttgarter und Freiburger, der Aachener und Düsseldorfer leichter mit dem Breslauer und Grazer, als der Lyoner und Pariser, der Franzose am Fuße der Cevennen mit dem an der Garonne und Loire. In dieser Beziehung hat also die Eintheilung Frankreichs in Departements mit Aufhebung alles Provinziellen nichts genützt. Die Marmite législative, wie P. Courrier die Deputirtenkammer nennt, hat auch weit weniger gebolfen, als man glauben sollte. Nützlicher dürften die wissenschaftlichen Kongresse werden, nach der eigenen Meinung der Franzosen, weil da politische Färbung und politisches Miasma die Leute nicht aneinander hält und entfremdet.

Eine Woche nach dem Anfang des Kongresses sollte er sich, nach dem Programm, auf dem Sirius einschiffen und nach Vienne hinunterdampfen. Diese Partie versprach sehr angiehend zu werden, ungeachtet des zweideutigen Wetters, und darum nahmen auch alle Notabilitäten des Kongresses daran Theil. Siebenhundert Personen schifften sich auf dem Sirius und noch auf einem andern Dampfboot ein. Gegen sieben Uhr Morgens wurde vom Kai der Charité abgefahren. Den ganzen Weg von Lyon bis Vienne erdröhnten zur Begrüßung des Kongresses Böller und Militärmusik von den Ufern. Gegen halb neun kamen wir in der alten Allobrogerstadt an, wo und die dichtgedrängte Bevölkerung in festlichem Gepränge mit Musik und Kanonensalven empfing. Anfangs herrschte musterhafte Ordnung. Nach der Ausschiffung an einem eigens eingerichteten Landungsplatz zogen wir nach dem Marsfeld, an dessen Eingang ein aus Zweigen gebauter Bogen stand. Unter ihm fanden wir den Soudpräfekten von Vienne, der uns mit freundlich bewillkommender Anrede empfing. Er führte uns unter die Baumgänge längs der Rhone, wo lange Reihen gastlicher Tische uns erwarteten. Sogleich begann hier das Frühstück, dem es weder an Auswahl der Speisen und Weine, noch an frohem Muth fehlte. Nachher wandten wir uns zu den drei Zahnen, deren Inschriften: Archäologie — Industrie — Geologie — jedem Gast die gewünschte Richtung anbeuteten. Es wäre unpassend, hier in das Einzelne alles Merkwürdigen einzugehen, was besucht und besehen wurde; archäologische Merkwürdigkeiten, Fabrikanstalten und geologische Sammlungen. Die Archäologen bewunderten die uralte Kirche St. Maurice, und die Reste der maison carrée, worin jetzt das reiche antiquarische Museum ist. Um ein Uhr wurden die ganz neuerdings aufgegrabenen Mosaiken des Herrn Coutanin zum erstenmal aufgedeckt. Beide liegen südlich vom Marsfeld mitten in einer Wiese, ungefähr anderthalb Fuß tief in der Erde. Sie sind schön und trefflich erhalten. Das erste, zunächst dem Marsfelde, ist weniger merkwürdig. Die Zeichnung besteht in geschobenen und regelmäßigen Vierecken. Das andere Mosaik hingegen ist viel reicher, feiner und zeigt menschliche Gestalten, die mit großem Fleiß und in zarten Tönen ausgeführt sind. In der Mitte sieht man eine Darstellung, ungefähr drei Fuß breit, mit gelun oder zwölf Figuren, über deren Bedeutung die Archäologen noch nicht einig sind. Im Vordergrunde steht ein kräftig gebildeter Mann mit einer Löwenhaut über dem Kopf, rechts von ihm eine Frau, die ihn am Arm hält, und hinter ihr ein Stier. Links von dem Mann stehen noch einige Figuren ohne bestimmte Bedeutung. Ueber Allen zeigen sich in kleinerem Maßstab, und nur zur Hälfte, einige von Wolken umgebene Gestalten, die offenbar die Götter des Olymps vorstellen. Die Kongreßarchäologen haben viel über die Bedeutung des Bildes gestritten und sind nicht einig geworden. Einige behaupten, es sey hier die von Wein und Liebe bezwungene Kraft dargestellt; Andere sehen darin die über Wein und Liebe herrschende Kraft. Ich sehe darin Herkules, dem die Himmlischen zusehen, wie er ungebengt zwischen Liebe und Wein aufrecht steht und ihren Lockungen nicht folgt. — Um zwei Uhr kehrten wir auf das Marsfeld zurück, um da unter den Bäumen zu Mittag zu essen. Es war bei dem schönen, sonnigen Wetter ein herrlicher Anblick; wegen der eilig betriebenen Anstalten war aber zu wenig Ordnung. Uebrigens herrschte durchaus ein glücklicher, freundlicher Geist.

(Schluß folgt.)

Charade.

1 2 3 macht dir erst Beschwerde,
Wird auch bei Manchen immer krumm,
Und Alle nähret es der Erde.
2 3 ist auch zuweilen dumm
Und wirft auf Hunde sich und Katzen,
Die beißen statt des Dauks, und kratzen.

Der Falsche läuschet, die Lose necht dich
Mit ihrer schönsten 1 2 5.
Vielleicht in 1 2 3 versteckt sich
Auch liebenswürdige 2 3.
Gern will ich 1 2 5 dir schenken,
Wüßt du mit 2 3 mein gedenken.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 18. November 1841.

— Unſer Staat
Gibt allgemeinen Grund zum Krieg mir:
— Und häuslich Unrecht
Leiht einen Grund noch inſbeſondere daran.
A. W. Schlegel
nach Shakespeare.

Die Sklavin von Korfu.

(Fortſetzung.)

Bevor eine Stunde vergangen, fanden ſie bei Luzio ſich wieder zuſammen. Die Liebenden waren verſöhnt; Luzio hatte das Spiel, welches Valbo mit ſeinem Herzen geſpielt, der Geliebten inſofern offenbart, als er es ſelbſt durchſchaute oder aus ſeines Dieners Gianuzzo halben Geſtändniſſen errieth, und Beide hatten verabredet, bei einbrechender Nacht zu entfliehen, wozu Gaetano helfen ſollte, was er um ſo leichter zu thun vermochte, als ſeine Abſetzung ſchwerlich vor dem nächſten Tag im Hafen bekannt werden konnte, und der ſtarke, vom Land wehende Wind vergönnte, noch in der Nacht die Anker zu lichten und die offene See zu gewinnen. „Der nächſte Hafen," meinte Luzio, „bietet uns vollkommene Sicherheit, vor Mangel ſchützt uns, was ich jetzt in aller Eile noch von Geld und Geldeswerth zuſammenzuraffen vermag, und das Schlimmſte, was uns begegnen kann, iſt, daß ich einige Jahre lang nicht nach Venedig zurückkehren darf, bis etwa Stella vermählt worden iſt. Den Vater werd' ich leicht verſöhnen, und nach dem falſchen Oheim frage ich nichts mehr; erbe von ihm, wer da mag, ich bin reich genug ohne ihn."

Gaetano erklärte ſich zu allem willig, und Luzio bat ihn, ſich ſofort an Bord zu begeben, um Alles zur nächtlichen Abfahrt vorzubereiten. „Halt!" rief Otto. „Eile mit Weile! Ich möchte Euch vorher noch etwas zu bedenken geben, Moroſini. Wollt Ihr mich anhören?" — „Sprecht, Herr Graf." — „Ich hoffe," fuhr jener fort, „daß Ihr die Welt und Venedig hinlänglich kennt, um vorauszuſehen, daß Ihr dem Vaterland ein ewiges Lebewohl ſagt und dabei Reichthum und Macht in die Schanze ſchlagt, um einem unſtäten Leben und endlicher Dürftigkeit entgegen zu gehen." — Luzio wollte den Deutſchen unterbrechen, der aber bat, erſt ausreden zu dürfen, und ſagte: „Euer Oheim iſt einer von den Dreien, die Niemand nennen darf, obſchon alle Welt ſie kennt, und das würdige Kleeblatt: Gradenigo, Memmo und da Ponte wird nicht verfehlen, Acht und Bann über Euch auszuſprechen und Eure Güter mit Beſchlag zu belegen. Sind aber Reichthümer und Hoffnungen, wie die Eurigen, werthloſe Dinge, die man ſo wie Land und Plunder hinwirft?" — „Ihr verſteht mich nicht, Rechberg. Eure Seele und Euer Herz kleben an irdiſchen Dingen, ich aber ſchwöre hoch und theuer, die Geliebte gegen Himmel, Hölle und Erde zu behaupten." — „Ei, wer ſagt denn, daß Ihr ſie ſollt fahren laſſen?" — „Ihr, Herr Graf." — „Verſteht mich recht. Ich fragte ja nur, ob Ihr nicht vorzöget, ſtatt Verbannung und Armuth, Eurer Braut,

Digitized by Google

die sich so hoher Abkunft rühmt, ein Diadem zu bieten?" — „Ob ich's vorzöge?" fragte Luzio und rief dann aus: „Die reichste Krone der Christenheit wäre nicht zu kostbar für diese leuchtende Stirn!" — „Begnügt Euch indessen," sagte Rechberg, „mit diesem bescheidenen Herzogthum Venedig. Ich wiederhole mein altes Sprüchlein: Ihr müßt Herzog von Venedig werden."

Diese oft vernommenen und bisher nie beachteten Worte des deutschen Freundes zündeten dießmal in Luzios Seele, und es war, als ob plötzlich der Blitzstrahl in einen Pulvertharm geschlagen hätte. „Wahrlich," rief er aus, „der alte Bau ist morsch, meine junge Faust stark; ich rüttle, und er sinkt in Trümmer. Ueber dem Schutt erhebt sich der neue Thron, und ich beherrsche als unumschränkter Herr diese reiche Stadt, das weite Meer sammt seinen Inseln, und wo unter dieser lichtscheuen Patrizierherrschaft der Ruhm wie das Gold bis jetzt vor dem Tag sich bergen mußten, als wären sie eines Juden erwuchertes Besitzthum, sollen beide fortan leuchten und Segen verbreiten. Hell soll es werden in Venedig, die Schleier müssen fallen, welche seit Jahrhunderten die Königin der Meere verhüllten. Und Diodora, die Auserkorene des Glückes, wird über Macht, Ruhm und Glanz gebieten." — Diodoras Blicke leuchteten diesen stolzen und kühnen Worten Beifall, und es war ihr, als sähe sie Venedig vor dem Geliebten knieen, als hielte er in der starken Rechten schon das gebietende Scepter über Cypern ausgestreckt, als schwänge er das Schwert, um den Halbmond von der Kuppel der Sophienkirche zu schlagen.

Was kaum noch Gedanke, Wunsch und Wort gewesen, war plötzlich zum Entschluß gereift, und ein Augenblick hatte genügt, die fünf anwesenden Männer zu einer gefährlichen Verschwörung zu vereinen. Nun galt es, zu prüfen, ob Mittel und Wege dem Unternehmen günstig seyen; denn das fühlten Alle wohl, daß die nächste Mitternacht schon entweder Luzio, Diodora und Gaetano nicht mehr in der Stadt, oder eine gänzliche Umgestaltung aller Dinge antreffen müsse. Otto bedeutete, es würde ihm leicht werden, sich des Arsenals zu bemeistern und dann die Soldaten, die zum größten Theil Deutsche seyen, hinzuführen, wo es ihm nur beliebe; Erlach bot seine Schweizer an, wenn man sie nur in die Stadt zu bringen wüßte, wozu Mittel zu schaffen Gaetano sich willig und fähig zeigte; Dmitri verlangte einen Beutel voll Zechinen, um die ihm wohlbekannten Odmänner des slavonischen Gesindels zu gewinnen, dessen eine Menge als Lastträger und dergleichen in Venedig verweilte, ein heilloses Geschlecht, stark und verwegen, und für Geld zu Allem zu bringen. Dieses waren die Mittel, und die eigentliche Aufgabe bestand nun darin, sich während der Nacht des Arsenals, des Palastes und des Platzes von Sanct Marcus zu bemächtigen, die drei Staatsinquisitoren, den Doge, den Rath der Zehn und überhaupt alle hohen Würdenträger gefangen zu nehmen, was nicht unausführbar erschien, weil sie allesammt theils im Palast da Ponte als Hochzeitgäste geladen, theils ganz sicher im Ridotto und auf dem Marcusplatz anzutreffen waren; denn die kommende Nacht war die vorletzte des Karnevals und mithin nicht zu vermuthen, daß ihrer Viele den rauschenden Vergnügungen sich entziehen würden, welche so bald der stillen Fastenzeit den Platz räumen sollten.

Der Plan sey gut in seinen Grundzügen, meinte Luzio, aber es fehle ihm noch eine wesentliche Bedingung, indem die Umwälzung nicht wohl gelingen könne, wenn das neue Regiment, welches am frühesten Morgen ausgerufen werden solle, nicht schon im Voraus eines Anhangs unter dem gemeinen Volke, vor Allem unter den Gondolieren sicher sey. Diese Bemerkung fiel den Verschworenen schwer aufs Herz, und Alle zuckten die Achseln, weil keiner hier einen Rath wußte. Da erinnerte Luzio sich plötzlich der Worte, die Beppo, der Gondolier, ihm gesagt, und erwägend, daß dieser, als ein Vertrauter Contarenos, zu der Zahl der Unzufriedenen gehören müsse, sprach er den Entschluß aus, ihn zuzuziehen. Nun ward verabredet, Luzio solle mit der nothwendigen Vorsicht sich an Beppo wenden; willige dieser ein, so müsse alsbald zum Werke geschritten und das letzte entscheidende Wort gesprochen werden; wo nicht, so wolle man erst noch überlegen, ob der ganze Plan aufzugeben sey, und in diesem Falle Luzio mit Diodora sich einschiffen, um den zuerst gefaßten Vorsatz der Flucht auszuführen. Die Griechin, erschreckt von Allem, was sie eben vernommen, und woraus ihr die Gefahren des Wagestückes erst recht klar geworden, bat und flehte dringend, das ganze Unternehmen aufzugeben, aber ihre Worte schlugen an taube Ohren. Luzio rief mehrere Diener, um ihnen anzubefehlen, den Gondolier Beppo ihm zuzuführen, und bat Gaetano, die freie Stunde zu benutzen, um einen Franziskaner oder Kapuziner aufzutreiben, der ihn mit der Geliebten insgeheim vermähle.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungen auf der Eisenbahn.

(Fortsetzung.)

Wir lachten und der Geistliche stimmte herzlich mit ein. Es konnte uns nicht einfallen, diesem Zweifler an Newtons Welt ernstlich zu Leibe zu gehen; aber die süddeutsche Schöne wollte nicht vergeblich im Institut der Madame N. höhere Bildung absolvirt haben. Sie

Digitized by Google

wies den Mustereiter mit komischem Eifer wegen seiner unbegreiflichen Ketzerei zurecht und begann ihm eine förmliche Vorlesung zu halten. Sie kramte ihre Tasche voll astronomischer Weisheit zierlich aus, warf Begriffe und Anschauungen, Distanzen, Umdrehungs- und Umlaufszeiten aufs Lustigste untereinander und docirte allerliebst. Der Commis, ein galanter Mann von Gewerbe, nahm die Lektion mit sehr guter Art auf und unterbrach den Fluß ihres Vortrags nur mit einer bescheidenen Bitte. Wie man die Entfernungen der Himmelskörper messen könne, das sey ihm immer als ein „verdammtes Kunststück" erschienen, und er wäre schon lange gerne darüber im Reinen. Sie solle ihm doch einmal sagen, wie man es angefangen, um auszurechnen, wie viel Stationen es zu unserem nächsten Nachbar, dem Mond, wäre, wenn man auf der Milchstraße hinausfahren könnte?

Die Schülerin der Madame N. lachte und erröthete zugleich. Mit niedergeschlagenen Augen meinte sie, so viel Bildung, um diese Frage zu beantworten, möchte ihr eher schadlich als förderlich seyn. Der Gegner verfolgte seinen Vortheil: „Sagten Sie nicht eben, zu den Firsternen sey es so unendlich weit, daß man es gar nicht messen könne? Und doch will man Entfernungen von so vielen Millionen Meilen gemessen haben, daß einem Hören und Sehen vergeht! Sehen Sie, mein liebes Fraulein, hierin liegt ein Widerspruch, so viel ich davon verstehe, ein apodiktischer Widerspruch, möchte ich sagen. Wenn man einmal von der Erde aus in den Himmel hineinmißt, und die Rechnung bei der Elle herausbringen will, ohne daß man doch an's andere Ende hingehen kann, so kommt es nicht darauf an, wie weit es hin ist, ob näher oder ferner. Das ist doch, wie man in der Philosophie sagt, an sich und für sich klar!"

„Da kommen Sie mir recht!" rief die Schöne. „Da kann ich dienen! Warum man nicht messen kann, wie weit es zu den Firsternen ist, und warum sie sich für uns gar nicht bewegen? Das habe ich vollkommen gefaßt. Es war auf einer Partie in's Gebirge, wo der Herr Professor es uns ganz anschaulich machte. — Kennen Sie Starnberg am See?" — „O ja." — „Und die neue Post?" — „Vortrefflich." — „So wissen Sie, daß man dort über den See weg in weiter Ferne das Gebirg vor sich hat, an dem sich die Zugspitze besonders hervorhebt. Nun ist es von Starnberg zum Gebirg so weit, daß ein paar Schritte, die ich im Postgarten hin und her mache, dagegen gar nicht in Betracht kommen. Erkennen Sie dieß an?" — „Vollkommen." — „Nun gut; jezt soll die Zugspitze ein Fixstern seyn, und ich stehe im Postgarten und bin die Eisenbahn — ich will sagen die Erdbahn."

„Da möchte ich", sagte verdindlich der Handelsmann, „gleich die Monddahn seyn und einen so schönen Planeten ewig begleiten!" — „Ei was! Sie bringen mich nur daraus. Ich bin also die Erdbahn — nicht doch, nein: im Garten ist ein kleines rundes Rasenstück; um dieses gehe ich herum, und das ist die Erdbahn. Ich befinde mich in einem Punkte dieser Bahn und sehe zum Fixstern hinauf, das heißt zur Zugspitze hinüber. Nun weiß ich, wie weit es zur Zugspitze ist — doch nein, das ist's gerade, was ich nicht weiß, sondern die Erdbahn — — Wie war es doch mit der Erdbahn? — Kurzum, es ist ganz gewiß, es ist berechnet, daß es zum nächsten Fixstern — und welcher der nächste ist, das weiß man nicht — nicht weniger seyn kann als so und so viel Billionen Meilen, und hätte man schon vor Erfindung des Pulvers eine Kugel hinauf abgeschossen und die Kugel liefe in Einem fort, so wäre sie noch nicht oben. Doch, wie weit es ist, das kann man einmal nicht sagen, weil die Erdbahn — — Kurz, es ist so."

„Aber," fuhr sie mit einer geschickten Diversion schnell fort, „Sie müssen ja nicht glauben, daß man vom Himmel, und da meine ich jezt zunächst unser Sonnensystem, nichts weiß als Entfernungen und Bewegungen der Körper. Ach Gott! das wäre gar zu wenig. Die großen Entfernungen sind für den Gedanken angreifend genug, und was hätte man von Allem, wenn man auf einem Stern ankäme und für Phantasie und Herz gar nichts fände! O nein! Kennen Sie den Herrn Professor Grunthuisen in München? Ich bin gut mit ihm bekannt. Sehen Sie, da weiß man gar Manches von der Beschaffenheit der Weltkörper, ihren Gewächsen und Bewohnern, ja von deren Gemüthsart, das heißt, man denkt es sich nach dem, wie es bei uns ist. Wie süß, zum Beispiel, in so einer überirdischen Landschaft unter ganz neuen Gewächsen sich zu ergehen und der Schmerzen und Täuschungen dieses Erdenlebens zu vergessen!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, November.

Centralkomité des rheinischen Kunstverbands.

Die Versammlung des Centralkomites des rheinischen Kunstverbands fand dieser Tage in Mainz statt, nachdem dies selbe im Jahr 1857 in Mannheim, 1858 in Carlsruhe, 1859 in Darmstadt, 1860 in Straßburg stattgefunden hatte. Mit 1861 endete das erste Lustrum der Verbindung, und in der diesmaligen Sitzung des Komites war über die Fortdauer oder Auflösung des Verbands zu bestimmen. Die Fortdauer wurde einstimmig beschlossen; glücklicherweise, denn der Einfluß ist unberechenbar, welchen diese Verbindung für die Entwickelung des Kunstlebens am Rheine hat. Was wären unsere

Digitized by Google

jährlichen Kunstausstellungen ohne diesen Verband? Die Künstler zuckten sonst die Achseln über unsere rheinischen Ausstellungen, selbst unsere Nachbarn in Düsseldorf fanden uns wenig zu. Seitdem aber vom rheinischen Kunstverband jährlich eine Summe von 20 — 35.000 Gulden für Gemälder ankäufe verausgabt wird, hat die Sache eine andere Wendung genommen; unsere Kunstausstellungen können mit den nordbeutschen rivalisiren, und aus allen Gauen Deutschlands werden Kunstwerke nach dem Rheine geschickt. Auch durch seine Preisaufgaben, durch seine Gemäldeverloosungen, durch manche andere Aufmunterung der Künstler hat der Kunstverband sich ein Verdienst erworben, und ich nehme keinen Anstand, diesen Verein zu den wichtigern Schöpfungen der neuern Zeit zu zählen. Hat er doch in den fünf Jahren seines Bestehens für Kunstgegenstände nicht weniger als 111,990 Gulden ausgegeben. — Wie in allen Städten, wo sich das Centralkomite bisher versammelte, den Abgeordneten Feste gegeben wurden, so auch hier in Mainz. Die Liedertafel veranstaltete dem Komite zu Ehren ein großes Konzert, worin Händels „Samson" auf würdige Weise durch die drei Musikvereine aufgeführt wurde. An demselben Tage veranstaltete der hiesige Kunstverein ein großes Festmahl, welchem, außer den Abgeordneten und der Elite des Mainzer Kunstvereins, auch noch viele Ehrengäste beiwohnten. Dieses Mahl war eines der heitersten, die ich je gesehen. Der würdige Regierungspräsident von Lichtenberg, der das Fest präsidirte, äußerte sich in einem Toaste sehr wahr und schön, und sehr passend im Bezug auf die Veranlassung folgendermaßen: „Wie Ludwig XIV. sagte: keine Pyrenäen mehr! so rufe ich jetzt: kein scheidender Rhein mehr, sondern ein verbindender, ein einigender Rhein!" welchem Toaste ein anhaltender Ruf der Begeisterung folgte. Die Straßburger Abgeordneten mögen daraus den Schluß ziehen, wie man bei uns von der Frage über die Rheingrenze denkt. — Die Sitzungen des Centralkomites dauerten zwei Tage; die näheren Beschlüsse werden demnächst durch den Druck bekannt gemacht. Vor ihrer Abreise folgten die Abgeordneten einer Einladung des Herrn v. Hertling über selbst zum Komite ges hört) nach Marienfels, wo derselbe eine prachtvolle Besitzung hat, und man verlebte daselbst einige sehr frohe Stunden.

(Schluß folgt.)

Lyon, Oktober.

(Schluß.)

Der wissenschaftliche Kongreß.

Abends zogen wir wieder zu unsern Dampfbooten. Am Ufer drängten sich die Einwohner in dichten Reihen, alle Fenster waren mit gepuzten Damen besetzt, die uns zum Abschied mit ihren Tüchern zuwinkten. Ueberall ertönte das Vive le Congrès! aus weiblichem und männlichem Munde, und lange, nachdem wir schon abgefahren, schallte uns noch Kanonendonner nach. Indessen fehlte uns ein lieber Gefährte, der sich am Morgen mit uns auf dem Sirius nach Vienne eingeschifft hatte, der Prinz von Canino und Musignano, der in der Wissenschaft, in Bescheidenheit, Kunstsinn und echter Männlichkeit erfreulichern Ruhm sucht, als seinem Oheim geworden ist. Er war mit Erlaubniß der französischen Regierung zu rein wissenschaftlichem Zwecke nach Lyon gekommen und hatte auch dort diese würdige Haltung würdig bewahrt. Ueberall fand er dafür Hochachtung und Rücksicht. In Vienne aber dachte ein Volkshaufe weniger zart, man lief ihm nach und rief: Vive l'Empereur! vive Napoléon! Der Sousprafekt von Vienne glaubte dazu nicht schweigen zu dürfen, wiewohl jener Ruf durchaus nicht den Charakter einer Emeute hatte, sondern der Ausdruck der Erinnerung und des Wohlwollens für den Napoleonstheil war. Er ließ daher den Prinzen Karl auf die Souprafektur zu sich bescheiden, wahrscheinlich um sich mit ihm über die Art zu besprechen, wie diese Reclamationen verhindert werden könnten. Der Prinz aber hielt es nicht für passend, sich zu stellen, ließ Postpferde bestellen und reiste auf der Stelle ab. Jener Zuruf und der Enthusiasmus für Napoleon ist übrigens begreiflich in einer Stadt des Dauphiné, das sich in der französischen Revolution vorangestellt hat. Vielleicht konnte man auch die vom Prinzen Karl in Lyon nicht ohne Affektation ausgesprochenen republikanischen Gesinnungen. Nachträglich muß noch bemerkt werden, daß die kleine und nicht eben bemittelte Stadt Vienne tausend Franken für diesen gastlichen Tag verwendet hat, was verhältnißmäßig nicht mehr ist, als was die große und reiche Stadt Lyon mit zwölftausend Franken in zehn Tagen für den Kongreß gethan.

Noch eine Festlichkeit wollte sie ihm indeß doch geben, nämlich ein zweites Konzert, und diesmal nicht am Tage in einer Kirche, sondern auf und über dem Wasser, mit Illumination und Feuerwerk. Auf einer Seite der Illuminbrücke war aus erleuchteten hinten Gläsern ein Säulengebäude errichtet mit der Inschrift in rothen Buchstaben: Aux Sciences, aux Lettres, aux Arts. Auf beiden Seiten dieses Gebäudes erhoben sich sechs große Gefäße mit Blumen, die auch aus bunten Gläsern gebildet waren. Zwischen den Oeffnungen des strahlenden Gebäudes flatterten bunt in der Luft und doch hell erleuchtet die Fahnen und Banner des Kongresses, was sich auf dem dunkeln Himmelsgrund sehr gut ausnahm. Das Orchester, auf einem von Kähnen getragenen Boden, stand nahe bei der Seguinbrücke. Schade, daß von der Musik, wie früher in der Kirche, fast nichts zu hören war. Der Anblick des Ganzen war dagegen um so reizender durch zahllose größere und kleinere Kähne mit bunten Lichtern, durch die Spiegelung des Zaubergebäudes auf der Saone, von der tausend schaukelnde Lichter und Farben zurückstrahlten. Es erhob sich auch ein Ballon, der eben aus der dunkeln Luft Garben von Tricolorsternen auswarf. So endete diese, wenn nicht wissenschaftlich bedeutende, doch sehr lehrreiche Versammlung, bei der sich die Einwohner Lyons gegen die fremden Gäste sehr freundlich gezeigt hatten. Sehr glücklich war die Wahl Straßburgs zum Versammlungsort des Kongresses im Jahr 1842. Diese alte, ehrwürdige, in ihren gesundesten und eigenthümlichsten Elementen noch ganz deutsche Stadt enthält Vieles, was dort der Versammlung eine heimathliche Farbe geben dürfte. Mögen sich alle deutsche Gelehrte dort zahlreicher einfinden, als in Lyon, wo sie sich fremden mußten, sich in der Fremde zu fühlen. Indessen hat der Deutsche sezt in Frankreich eine ganz andere Stellung als noch vor wenigen Jahren, und Niemand bedrückt ihm mehr die Ehre und den Ruhm, die sich eine Nation durch kräftiges, reines Volksthum, durch nutzbringte Herrschaft im Reich der Wissenschaft, Literatur und Kunst, im Denken und Fühlen erringen kann.

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 19. November 1841.

Dich zu fangen, flechten ſie aus mit Netzen und Stangen:
Wahrheit, wo rettеſt du dich hin vor der wüthenden Jagd?
Schiller.

Unterhaltungen auf der Eiſenbahn.

(Fortſetzung.)

„Ei," ſagte ich, „was kann das Leben Ihnen, vor dem ſiebzehnten Frühlinge, zu Leide gethan haben?" — „Mehr als Sie glauben!" verſetzte ſie mit einem Ernſt, der uns lachen machte, mit einer Zuckung der rechten Hand nach der linken Bruſt und einem umſchleierten Blick der ſchwarzen Augen in die Ferne; aber ſogleich fuhr ſie munter wieder fort: „Denken Sie ſich nur eine Mondnacht auf dem Saturn! Sechs, oder ich weiß nicht wie viel Monde am Himmel, vom prächtigen Ring nichts zu ſagen!" — „Ja, meinte ich, „unſere Erde iſt im großen Reich des Himmels ſicher nur ein erbärmliches Neſt mit ihrer einzigen Laterne, die nur dazu dient, die Münchner Straßenbeleuchtung noch ſchlechter zu machen." — „Ei was! wer wird ſogar beim Mond gleich an materielle Intereſſen denken! Aber es iſt wohl wahr: gegen höhere Himmelskörper iſt unſere Erde gewiß ein banger, trüber Aufenthalt. Sie iſt ſo ſchwer wie — wie Bleiglanz oder ſo etwas; iſt's da ein Wunder, daß der Menſch ſo feſt am Boden klebt, und daß einem hier überhaupt Alles ſo ſchwer wird? Aber der große, prächtige Jupiter iſt nicht ſchwerer als — Pantoffelholz; und wie leicht muß da erſt die Luft ſeyn! Wie frei athmet dort die Bruſt! welch ätheriſche Geſtalten wachſen in ihr auf ſo verfeinertem Boden! Und wie hoch muß ein Tänzer ſpringen können!"

Mit Vergnügen hörten wir dieſe artig abgelegten Proben kranſer Penſionswiſſenſchaft. Aufgemuntert durch unſern Beifall, unterhielt uns das ſchöne gebildete Kind ſofort von den merkwürdigen Bauwerken der Monddewohner, und brachte überhaupt noch viel Erbebendes aus der Conjectural-Aſtronomie vor, im kindlichen Ton der Zuverſicht, in dem ſich eine frühere Welt die Wunder Arabiens und des Goldlandes ſehnſüchtig ausgemalt.

Nachdem ſie ſo ziemlich alle Planeten beſucht hatte, nahm der Doktor wieder das Wort: „Sie beide, Sie, mein ſchönes Kind, und der Herr aus Norddauſen, haben auf ganz reſpektable, wenn auch etwas extreme Weiſe zwei Anſichten ausgeſprochen, in die ſich im Grunde alle Menſchen theilen, wenn vom Weſen ihres eigenen Geiſtes die Frage wird. Seine wahre Kraft, ſeine ewige Berechtigung liegt aber in der Mitte zwiſchen Ihren beiden Vorausſetzungen. — Auch ich habe vorhin von Himmel und Erde gefabelt, das heißt, Dinge vorgebracht, die ich nicht beweiſen kann. Geſchah es aber doch in keinem Buche, ſondern im Geſellſchaftswagen einer Eiſenbahn, wo meine Worte verwehen, gleich der Rauchwolke aus dem Schlot, und wo ich höchſtens erwarten kann, daß

Digitized by Google

sie so lange und nicht so widrig in Ihrer Vorstellung haften als an unsern Kleidern die glimmenden Kohlentheilchen, die der Rauch auf unsere Kleider regnen läßt. Es gibt aber Gelehrte genug, welche es in sehr ernsten Büchern auch nicht anders machen als ich, und dabei an den Grundpfeilern der Wissenschaft fortzubauen meinen. Das Sonderbare dabei ist, daß sie, genau besehen, wirklich daran bauen, nur in anderem Sinn und in anderer Weise als sie selbst meinen. Im bewußten oder unbewußten Vertrauen, daß Geist und Natur einander decken, daß beide nach denselben Gesetzen gebildet sind und wirken, schreiben sie ihren Gedanken mehr als relative Bedeutung zu; sie halten dieselben, wenn auch in der unmittelbaren Fassung dem Irrthum unterworfen, doch in der Richtung auf's Wahre für unfehlbar. — Diese überspannen und überschätzen die legitime Kraft des menschlichen Geistes." „Am andern Extrem aber stehen Leute, welche diese Kraft gar leugnen. Nach ihnen ist die Erkenntniß nicht ein vom Geist selbst Erworbenes, und sie halten ihm einen Rahmen vor, über den hinaus er nichts wissen dürfe und könne. — Aber beide, jene mit ihren zuversichtlichen Behauptungen, diese mit ihren noch anspruchsvolleren Verneinungen, ziehen sich Schritt um Schritt vor den wahren Eroberungen des Geistes zurück. Wie viele glänzende, die Welt umfassende Gedankengebäude sind in ihr Nichts zurückgesunken! andererseits, wie viele Ketzereien, die man im Namen der Autorität niederzuschlagen versuchte, sind triviale Wahrheiten, gemeine Inventarstücke im geistigen Hausrath des Menschen geworden! Daß die Erde sich bewege, dieß war zu einer gewissen Zeit ein so verfänglicher Satz, als jetzt noch für Viele die Behauptung, die Erde habe eine ganz andere Bildungsgeschichte gehabt als die, bei der man sich so lange beruhigt. Die astronomische Wahrheit ist längst freigegeben und durch das Siegel der Vernunft sicherer garantirt als durch einen westphälischen Frieden. Gegenwärtig ist in derselben Weise und vor demselben Gericht der Prozeß der Erdbildung und ihrer Termine anhängig; der alte Advokat führt ihn, und der hat noch keinen Prozeß verloren."

Ich sah wohl, mit dieser Wendung wollte sich der Doktor wieder an den Geistlichen richten und das Thema wieder aufnehmen, das durch den Aktus zwischen Dame und Handelsmann augenehm unterbrochen worden war. Mir graut immer vor einem Streit wie dieser, in dem der eine Theil nicht unterliegen kann, und der andere nicht unterliegen darf; ich sagte daher: „Bleiben wir beim gewonnenen Prozeß, lieber Herr, bleiben wir im Himmel! Er hat in seiner Ewigkeit keine Geschichte für uns, und so ist er allen ein ganz neutrales Gebiet. Alle unsere Meinungen und Ueberzeugungen laufen in seine Unendlichkeit ungekreuzt, in parallelen Linien hinaus. — Erzählen Sie uns noch etwas von der großen Welt, in der unsere Erde eine so kleine Rolle spielt. Geben Sie uns ein wissenschaftliches Mährchen, wenn Sie wollen. Ist es doch überhaupt, als ob die Wissenschaft heutzutage die Poesie im alten Amte der Unterhaltung ablösen wollte. Das Gemüth scheint sich im Spiel mit seinen eigenen Thatsachen erschöpft zu haben, und es wendet sich jetzt hinaus zu seinem Wiederbilde, zur Natur, und sucht bei ihr die Anregungen, die es sonst sich selbst geschöpft. Der eigentliche Rhapsode dieser Zeit ist der Mann, der die Ergebnisse und Pläne der Naturforschung gewandt ungefähr in den Augenpunkt des gemeinen Verständnisses zu rücken weiß und zum geistigen Vergnügen noch den Nutzen mit in den Kauf gibt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Sklavin von Korfu.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war hell und glänzend, wie die vorige; wiederum zauberten zahllose Lampen die Dunkelheit zum Tage, schwirrten auf dem Wasserspiegel die Gondeln gleich gelenken Schwalben hin und her, belebten Lustwandler und Masken den Marcusplatz, die Hallen der Procuratien und den Ridotto. An einer dunkeln Stelle beim Wasser, von wo aus er den Platz und das Gewühl übersehen konnte, lehnte an der Schattenseite eines Pfeilers Beppo, in seinen Mantel gewickelt, aufmerksam lauschend mit Aug' und Ohr. Leise nahte eine Maske und flüsterte: „Bst! Gondolier." — „Kann nicht dienen, Herr, bin schon bestellt," versetzte Beppo. „Nacht und Stern," sagte der Vermummte. „Ja so," antwortete der Gondolier. — „Hast du meine Aufträge vollführt, Beppo?" — „Ja, Herr. Habt Ihr sonst noch etwas zu befehlen?" — „Hier sind die Schlüssel, die ich dir versprochen. Das Uebrige weißt du. Nur Eines sage mir noch: wer ist mit dem Schweizer zum Hafen gefahren?" — „Gaetano." — „Gut, Beppo. Jetzt verliere nicht den Muth, nicht die Besonnenheit, denn Tod und Leben hängt von deinem Betragen ab, und Lohn oder Strafe harrt deiner, je nach Maßgabe deiner Werke." — Der Domino ging, Beppo sah ihm nach und sprach in sich hinein: „Drohen und Verheißen, Verheißen und Drohen, das ist die ewige Litanei eurer abgenutzten Künste, und bei mir überflüssig, denn ich fürchte so wenig euern Zorn, als ich für eure Schätze feil bin. Ich gehe meinen Weg nach meinem Ziel und will mich in Rache und Blut satt schwelgen."

Digitized by Google

Vom Platz der nahten vier Dominos der dunkeln Stelle. „Dort iſt der Pfeiler, wo wir ihn finden," ſagte der eine, „wie ſpät iſt's?" ein anderer. — „Nicht weit mehr von Mitternacht," lautete die Antwort. „Dort unter den Lampen ſtreicht Euer Giannino umher, wahrſcheinlich um Euch zu ſuchen und zu erinnern, daß es Zeit ſey." — „Ja wohl," hob der erſte wieder an, „bald wird es an der Zeit ſeyn, aber zu ganz andern Dingen, als ſie meinen." — „Nacht —" ſagte Beppo, hinter dem Pfeiler vortretend. — „Und Stern," ſetzte Luzio hinzu, die Larve lüftend, „wo ſind Erlach und Gaetano?" — „In Eures Oheims Lagergewölbe. Wir haben die Schweizer in kleinen Abtheilungen und in Dominos vermummt alleſammt hereingebracht; ſobald die Sturmgloke das Zeichen gibt, werden ſie den Palaſt beſetzen und alle Gäſte des Feſtes zu Gefangenen machen." — „Iſt Erlach auch gut unterrichtet, daß er keinen Ausgang überſieht?" — „Gaetano iſt ja bei ihm, der jeden Winkel im Hauſe kennt." — „Gut. So können wir alſo zum Werke ſchreiten." — „Ohne Zögern, Herr. Nur müſſen wir dem Herrn Grafen da Zeit vergönnen, ſich in's Arſenal zu ſeinen Leuten zu begeben. Und wie ſieht es mit den Sclavoniern aus, Herr Dmitri?" — „Sie harren des Zeichens," entgegnete der Grieche, worauf Beppo ſich wieder zu Otto wandte: „Es iſt alſo ausgemacht, mein edler Herr, daß Ihr auf das Zeichen mit der Sturmglocke, das ich bald nach Mitternacht geben werde, Allarm ſchlagen laßt, das Hauptthor des Arſenals mit Euern zuverläſſigſten Leuten beſetzt und mit den Uebrigen auf den Euch bekannten Sammelplatz eilt." — „Ich habe nichts vergeſſen," ſagte Rechberg; „aber wo iſt die Gondel, die mich zu den Meinen bringt?" — „Gleich, Herr," verſetzte Beppo, pfiff leiſe über ſeine Finger hin, und alsbald plätſcherte ein Fahrzeug heran. „Sedt, da iſt die Gondel ſchon; die Ruderer ſind gut unterrichtet und werden Euch ſicher zu dem Ort Eurer Beſtimmung bringen."

Otto drückte dem Freunde die Hand, flüſterte: „Auf fröhliches Wiederſehen, Herzog," ſtieg ein und fuhr von dannen. Nun pfiff Beppo nochmals, wieder ruderte ein ſchwarzes Schifflein heran und verwundert fragte Luzio: „Wohin wollen wir? Bleiben wir nicht auf dem Platz?" — „Wir? gewiß; aber die Signora Morosini?" — „Du haſt Recht. Die Leute ſind ſicher?" — „Die trefflichſten Burſche in ganz Venedig, Herr; Ihr könnt Euch auf ſie verlaſſen, wie auch mich ſelbſt."

Luzio bat die Neuvermählte, das Schiff zu beſteigen; Diodora weigerte ſich, von ſeiner Seite zu weichen. „Ich bitt' Euch, edle Frau," ſagte Beppo, „begebt Euch in Sicherheit. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren; bevor eine Stunde vergeht, wird die Glocke dröhnen, und meine bereits an ihren Plätzen verſammelten Leute werden urplötzlich hervorbrechen, gleich Eures Bruders wilden Geſellen." — „O, mein Gatte," flehte Diodora: „laß ab von dem gefahrvollen Unternehmen!" — „Wie, Diodora, warſt du es nicht, die mich eben noch ermahnte, die Hand nach den hohen Kleinodien der Macht und des Ruhmes auszuſtrecken?" — „Hab' Erbarmen mit meiner Angſt!" fuhr ſie fort: „du ahnſt nicht, wie tief das unbedachte Wort mich reut, mit dem ich in deiner Bruſt den ſchlummernden Dämon wach rufen half. Aber noch iſt es nicht zu ſpät, laß uns fliehen!" — „Wohl iſt es zu ſpät. Verlaß mich jetzt!" — „Nimmermehr." — „Ich befehle," ſprach Luzio rauh, worauf Diodora kaum hörbar ſtammelte: „Die Sklavin gehorcht." — Ein Abſchiedskuß, der kaum enden wollte, verſöhnte die Zürnende, die nun, ungern zwar, aber ohne weitere Einwendung gehorchte. Auch Dmitri ging, um ſich an ſeinen beſtimmten Poſten zu begeben, und Luzio blieb mit dem Gondolier allein.

„Haſt du die Schlüſſel?" fragte der erſtere. Der andere nickte bejahend. „Wohlan, ſo laß uns zum Glockenthurm." — „Hört mich an, edler Herr," ſagte Beppo; „wir haben ohnedieß noch hinlänglich Zeit und dürfen ſogar nicht einmal uns übereilen, denn nicht nur allzugroße Langſamkeit, ſondern auch die Voreiligkeit hat ſchon manchen fein ausgedachten Plan zur Zerſtörung der auf uns laſtenden Tyrannei ſcheitern laſſen." — „Ich verſteh' dich nicht." — „Sagt mir einmal, Herr, was glaubt Ihr wohl, daß den Gefangenen geſchehen werde, ſobald Graf Rechberg mit ſeinen Söldnern an den Eisenpforten des Marcuspalaſtes rüttelt?" — „Nun?" — „Wähnt Ihr vielleicht, daß auch nur einer von ihnen Leben und Athem behalten werde, bis die Stürmer Schloß und Riegel gebrochen haben?" — „Gerechter Himmel! Und Contareno?" — „Contareno iſt unter ihnen."

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

J. Janin.

Jules Janins Hochzeit, oder eigentlich ſein Frohlocken darüber im Feuilleton des Journal des Débats hat ihm ſehr derbe Antworten von Seiten anderer Feuilletonſchreiber zugezogen, und dieſe haben eben nicht dazu beigetragen, die Geringſchätzung zu vermindern, die ſich dieſer Schriftſteller, der leider nichts als Witz beſitzt, längſt zugezogen hat. In ſeinem prahlenden, am Tage nach der Hochzeit geſchriebenen Aufſatze hatte er das Feuilletonſchreiben aus falſcher Demuth ſo ſehr heruntergeſetzt, daß man glauben ſollte, er ſelbſt betrachte dieſe Beſchäftigung als das elendeſte aller Gewerbe.

Digitized by Google

Seine Absicht dabei war bloß, zu zeigen, was für ein Glück es für einen Feuilletonisten sey, eine junge, schöne Braut mit einer Aussteuer von 200,000 Francs heimzuführen. Durch diese Selbsterniedrigung, welche die Herabsetzung aller Feuilletonisten nach sich zog, haben sich seine Kollegen mit Recht beleidigt gefühlt, und mehrere haben seine unbesonnenen Betrachtungen über den Stand der Schriftsteller, welche Feuilletons schreiben, sehr kräftig zurückgewiesen. Sie behandeln ihn schlechthin als einen groben Burschen, welcher glaube, sich alles in seinem Feuilleton erlauben zu können, und dessen liederliches Leben den Journalisten wenig Ehre mache. Als solcher möge er es freilich für ein unschätzbares Glück ansehen, daß ein verabschiedeter Advokat ihm seine Tochter mit einer bedeutenden Mitgift zur Frau gegeben; aber andere Journalisten haben noch bessere Partien gemacht, ohne ihr Glück auf den Dächern auszurufen, wie er gethan. Auch gebore eine große Unverschämtheit dazu, eine junge, schamhafte Frau am Tage nach der Hochzeit dem gesammten Publikum vorzuführen und daselbe von dem Glück zu unterhalten, welches ihm diese junge Frau verschaffe. Obgleich es Jules Janin ganz recht ist, wenn man nur von ihm spricht, gleichviel auf welche Art, so müssen ihm diese derben Erwiderungen auf seinen excentrischen Ausfall doch sehr mißfallen. Sie hatten ihm sein früheres schlechtes Leben so deutlich vor, daß es auch der Familie, mit welcher er sich verbunden hat, höchst unangenehm seyn muß, auf dem neuen Schwiegersohn dergleichen Vorwürfe ruhen zu sehen. Verunfähige Leute begreifen überhaupt kaum, wie sich ein Mann, der bisher nichts Ersprießliches in der Literatur geleistet hat, eine solche Wichtigkeit beilegen und sich einbilden kann, die ganze Nation nehme Antheil an seinen häuslichen Verhältnissen. Es gibt aber in Paris immer Leute, welche sich der öffentlichen Aufmerksamkeit aufdringen und ihre sogenannte Vogue sich schlau zu nutze machen. So macht es auch Jul. Janin, der mit seinen leichtfertigen Aufsätzen in den Journalen mehr gewinnt, als der gründlichste Gelehrte mit langen und tiefen Forschungen. Dem großen Publikum kam behagen solche kleinen Aufsätze, wenn sie geistreich und originell sind, wie die Jul. Janins, gleichviel, ob sie etwas daraus lernen; es genügt ihnen, wenn der Feuilletonist sie angenehm unterhält und die Gegenstände bespricht, welche zum Tagesgespräch gehören und über welche man gern seine Meinung in den Salons abgibt. Hat man am Morgen einen Aufsatz Jul. Janins über ein neues Theaterstück, einen besondern Vorfall oder über sonst etwas Nagelneues gelesen, so glaubt man im Stande zu seyn, am Abend darüber mitsprechen. Leider mißbraucht Jul. Janin oft den Kredit, den er sich durch geistreiche Aufsätze erworben. Seine Feuilletons dehnen sich allzuhäufig zu widriger Länge und Breite aus und werden ein ermüdendes Geschwätz. Sie werden ihm reichlich bezahlt, sein Styl ist beliebt, darauf verläßt er sich und sagt den Leuten alles, was ihm einfällt, es mag nun verständig oder albern seyn. Oft wird er in den kleinen Blättern durchgehechelt; er verdient aber nichts desto weniger 20,000 Francs im Jahre, bekommt französische und fremde Ordensbänder, wird mit Geschenken und Besuchen überhäuft; man schmeichelt ihm und macht ihm den Hof wie einem mächtigen Herrn im Staate, und nun hat er noch obendrein eine reiche Frau geheirathet und kann seinen bei weitem nicht so günstig gestellten Kritikern in den kleinen und großen Tagesblättern ein Schnippchen schlagen, was er auch zu thun nicht ermangelt.

(Fortsetzung folgt.)

Mainz, November.

(Schluß.)

Dampfschiffahrts- und Eisenbahn.

Die Dampfschiffahrtsgesellschaften haben in dieser Sommersaison wieder glänzende Geschäfte gemacht. Es ist sonderbar, je mehr Concurrenz, um so besser die Geschäfte. Wir haben jetzt die ehmische, die Mainz-Düsseldorfer, die niederländische und Mainz-Basler Adlerdampfschiffahrtsgesellschaft; vier Gesellschaften, gebietend über eine große Anzahl Dampfschiffe, theilen sich jetzt in den Gewinn, den vor fünf Jahren noch eine einzige bezog, die damals kaum über zehn Schiffe gebot. Aber die Reisesucht ist jetzt auch jedermal stärker, und es wird dahin kommen, daß bald die ganze Welt nur aus Reisenden besteht, eine beständige Völkerwanderung. Diese Entwicklung der Dampfschiffahrt hat für Mainz reges Leben gebracht, Handel und Wohlstand, den ganzen Segen der Dampfschiffahrt in um so höherem Grade, als die Natur diese Stadt zum Ziel- und Mittelpunkt der Rheinreise bestimmt zu haben scheint. Freilich sind die Vortheile gegen früher für Mainz scheinbar schwächer geworden, seit die vielen und rasch-n Fahrten es nicht mehr erlauben, daß die Dampfschiffe lange im Hafen verweilen; sie kommen und gehen und entführen den Gasthöfen die Fremden nur allzurasch. Doch gleicht sich das durch die stets zunehmende Menge der Reisenden wieder aus. Auffallend ist, daß Mainz, eine Stadt, die doch von der rheinischen Dampfschiffahrt so stark berührt wird, bei den Unternehmungen selbst so wenig direkt betheiligt ist. Die Aktien, welche die Mainzer früher bei der ehmischen Gesellschaft hatten, wußte diese längst wieder an sich zu ziehen; die Betheiligung bei der Düsseldorfer Gesellschaft hat den Mainzern selber noch keine Rosen gebracht; erst bei der schweizerischen Adlergesellschaft ist Mainz unmittelbarer betheiligt.

Unsere Taunusbahn anlangend, so ist sie unstreitig die einträglichste und frequentirte Deutschlands, und die Kapitalisten hatten Recht, daß sie bei der Aktienzeichnung Himmel und Erde beschworen, um dieses goldgeschwängerten Papiers habhaft zu werden. Allein daß sie sich von der Frankfurter Börse an der Nase führen ließen, und alsbald die Aktien gegen kleines Agio wieder abgaben, so daß die Frankfurter Bankiers jetzt fast allein den großen Nutzen der Bahn einstecken, und zugleich auch — da die Zahl der Stimmen nach der Aktienzahl normirt ist — fast einzig über die Verwaltung entscheiden, dieß war von den Mainzer Kapitalisten weder weise noch patriotisch. — Den Dienst der Eisenbahn betreffend, so läßt dieser gegenwärtig kaum mehr etwas zu wünschen übrig. In den Bahnhöfen ist man jetzt sehr freundlich gegen die Passagiere, und für die Bequemlichkeit der Reisewelt ist bestens gesorgt. Die Fahrten gehen prächtig und rasch, man hört selten etwas von einem Eisenbahnunfall. Ordnung, Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit werden nirgends vermißt. Dieß alles danken wir zumeist der unermüdlichen Thätigkeit und der Einsicht des Direktors der Bahn, des Rath Bell. Nur die Doppelsahrt wird zur Zeit vermißt, und über die hohen Fahrpreise wird noch immer geklagt. Die erstere dürfte indeß bald gebaut werden; die hohen Preise aber werden wir nun lange behalten, denn diejenigen, welche darüber zu bestimmen haben, sind der Meinung, die Eisenbahn sey gebaut worden, um einige hundert hasenfüßige Aktionäre zu bereichern.

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 20. November 1841.

— With the eyes of heavy mind,
I see thy glory, like a shooting star,
Fall to the base earth from the firmament.
Shakespeare.

Die Sklavin von Korfu.

(Schluß.)

Luzio bedeckte sein Antlitz mit den Händen, von bitterer Verzweiflung überwältigt; da sprach Beppo zutraulich: „Gebt Euch zufrieden, Herr, er ist noch zu retten. Ich besitze noch einen Schlüssel, außer dem zum Glockenthurm." — „Du!" — „Ich, Herr. Ihr müßt wissen, daß des Kerkermeisters Weib meine Schwester ist; durch sie hab' ich erfahren, daß Euer Freund noch nicht in das feuchte Gefängniß der Brunnenlöcher gebracht wurde, sondern in dem Gewölbe unter dem Gerichtssaal sitzt, von wannen wir ihn vermittelst dieses Schlüssels holen können, wenn Ihr Muth und guten Willen besitzt." — „Ob ich sie besitze? Oder meinst du vielleicht immer noch, ich sey es, der den Freund verrathen?" — „Nein, Herr, das mein' ich nicht mehr. Euer Oheim selbst hat es gethan, und da er so plötzlich seinen Sinn geändert, so wird es ihm erfreulich seyn, den guten Herrn Luigi noch zu rechter Zeit gerettet zu wissen." — „Wer hat seinen Sinn geändert?" — „Ich spreche von dem Herrn Balbo da Ponte; Ihr seyd ein wenig zerstreut, Herr Luzio." — „Von ihm? Ich danke dir für die Nachricht; denn ich meinte nicht anders, als er würde unter den Gefangenen dieser Nacht, unter den Verbannten des nächsten Morgens seyn; doch komm, daß wir Luigi befreien."

Die Reihe, zu erstaunen, war jetzt an Beppo gekommen. „Wie?" sagte er zu sich selbst; „hätte ich meine Seele dem Bösen verkauft und würde so um den Preis betrogen?" Dann fragte er nochmals, ob Balbo da Ponte in der That nicht der Zahl der Verschworenen angehöre? und da er vernahm, daß der Senator so wenig von dem Anschlag unterrichtet sey, als Pietro Morosini und der Doge selbst, so überkam ihn mit der herben Enttäuschung auch eine böse Ahnung, und er wäre gern umgekehrt, wenn er einen passenden Vorwand dazu hätte finden können. Luzio rüttelte ihn am Arm und sprach: „Was hast du? was sollst?" Ohne zu antworten, schritt Beppo vorwärts und der andere folgte ihm schweigend.

Am Ende eines langen Corridors öffnete sich die dunkle Zelle, in welche die Blendlaterne, die der geräuschlos nahende Luzio in der Hand hielt, ihr ungewisses Licht warf und eine Gestalt auf einem Lehnsessel beleuchtete, die, tief in den faltigen Mantel gehüllt und das, von einem breitkrempigen Hut bedeckte Haupt zurückgelehnt, von tiefem Schlummer befangen schien. Der Eintretende stand lauschend still, weil es ihm einen Augenblick war, als vernehme er ein Geräusch an der Stelle, wo er den Begleiter zurückgelassen; doch Alles blieb ruhig,

Digitized by Google

und so trat er endlich dem Schläfer näher. „Er schläft, der Glückliche, und ich habe kein Auge mehr geschlossen, seit wir uns zum letztenmale gesehen," sagte Luzio für sich, und flüsterte dann: „Erwache, Luigi!" Dieser aber rührte und regte sich nicht, und Luzio fuhr fort: „Erwache, Contareno, der Befreier steht vor dir. — Immer noch keine Antwort? Kennst du die Stimme des Gespielen nicht mehr? Oder haben die grausamen Bürger dich schon gepeinigt, daß nun die tödtliche Ermattung dich laud und füllos macht? Wie, oder hätten gar die Schrecken dieses Aufenthalts deine Sinne verwirrt, und liegt nun, wie dein Leib in Fesseln, dein Geist in des Wahnsinns Banden? Ich bitte dich, erwache, Luigi, Luigi Contareno!"

Luzio hatte während dieser Rede die Stimme immer mehr erhoben, doch ward ihm keine Antwort, als die der dumpfe Wiederhall des Gewölbes gab, so daß ihm ganz unheimlich zu Muthe ward und er vollends hinzutrat, um den Schläfer aufzurütteln, dessen Hut bei der ersten Berührung zu Boden fiel, um ein starres, blauroth unterlaufenes Antlitz mit weitausgerissenen, verglasten Augen zu enthüllen. Contareno schlief, aber den Schlummer, dem hienieden kein Erwachen folgt. Die Schlinge, welche den Unseligen erwürgt, hielt immer noch seinen Hals umspannt und fesselte ihn an die Lehne des Sessels. Luzio, selber einer Leiche ähnlich, trat entsetzt zurück; da fühlte er plötzlich etwas, das hart und raub sich ihm über Schultern und Brust hinabstreifte, und die Arme festhaltend, ihn umschloß; die Leuchte entsank dem Erschreckten, den nun völlige Dunkelheit umfing; doch ward es im Augenblick wieder hell, vor ihm stand mit seinem gewöhnlichen ruhigen Gesicht sein Oheim Baldo, und von hinten packte eine riesenstarke Faust den aus breiten beweglichen Schienen bestehenden Eisenring, welcher seine Arme gefangen hielt.

„Ei, das sind mir schöne Streiche," bob Baldo an; „während die Braut am Altare deiner harrt, führst du hier eitle Reden mit einem Todten und machst dich hochverrätherischer Umtriebe verdächtig, so daß du deine Freiheit und sogar dein junges Leben in die dringendste Gefahr bringst, aus der ich selbst dich nicht zu retten vermöchte, wenn mehr Leute darum wüßten, außer mir und meinem getreuen Begleiter." Vergebens bemühte sich Luzio, den Mann zu sehen, der ihn mit fester Hand von hinten hielt, und sagte dann: „Ich will nicht leben, da dieser todt und Alles verloren ist." — „Laß die thörichten Reden und folge mir. Die edle Braut wartet nur noch auf dich," versetzte der Senator. — „Ich bin schon vermählt," rief Luzio; „vermählt mit Diodora von Korfu." — „Ich weiß es, mein Knabe. Doch lassen wir das; komm!"

Er schritt voran, und von den Fäusten des Mannes hinter ihm wie ein willenloses Werkzeug gehandhabt, mußte Luzio folgen, durch den Corridor und die Wendeltreppe hinauf, bis zu der Stelle, wo er Beppo, den Gondolier, zurückgelassen hatte. Hier blieb Baldo stehen, leuchtete in eine Ecke und sagte: „Der wird auch nichts ausplaudern." Luzio stieß einen Schrei aus, da er den Gondolier an einem Haken in der Mauer gehenkt erblickte, und rief dann: „Oheim, Oheim, noch leben der Rächer viele!" — „O Luzio," versetzte dieser, „meinst du vielleicht die Schweizer in meinem Waarenkeller? Sey unbesorgt, die sind gar nicht zur Stadt gekommen, sondern längst auf dem Livorner Schiff davongesegelt. Oder wolltest du etwa von den Deutschen im Arsenal reden? Liebes Kind, dein Freund Otto sitzt bereits auf einem flüchtigen Roß und wünscht nichts sehnlicher, als bald die Grenzen unseres Festlandes im Rücken zu haben. Die Sclavonier lauern freilich auf das Zeichen der Sturmglocke, aber das hat nichts zu sagen, die Rädelsführer liegen im Schatten." — „So hat mich also dieser verrathen?" fragte Luzio, auf den Gehenkten deutend. — „Auf gewisse Weise, ja," entgegnete der Senator; „er meinte eigentlich, mich zu verderben, und ahnte nicht, daß ich selbst es war, der ihn an unsichtbarem Gängelbande leitete. Doch komm, er hat seinen Lohn." — „Aber Diodora? wo ist Diodora?" rief Luzio. — „Du sollst sie ohne Zeugen noch einmal sehen," sagte Baldo und schritt voran.

Der Senator hielt Wort. Luzio durfte sie sehen, ohne Zeugen, der Fesseln entledigt, aber auch aller Waffen beraubt. Diodora schlief den Schlummer Contarenos, und verzweiflungsvoll warf der unglückselige Gatte sich über die schöne Leiche, seinen Schmerz in Thränen und Seufzern aushauchend.

Der bedächtige Baldo ließ den Neffen austoben, trat dann zu dem Todesmatten und sagte, was dieser in seiner Betäubung kaum vernahm und minder noch verstand: „Mein lieber Luzio, ich habe es gut mit dir gemeint und du hast es schlimm gemacht. Dein Ungestüm kostet deinem Freunde Rechberg seine gute Stellung in Venedig, trägt dem armen Gaetano lebenslängliche Verbannung ein, hat das Dasein dieses schönen Weibes in der besten Blüthenzeit zerstört, nebstdem noch ein paar arme Seelen vor der Zeit in's Fegefeuer gebracht, und selbst du wärest verloren gewesen, wenn nicht der Zufall den verrätherischen Gondolier in meine Hände geliefert hätte. Doch wähne ja nicht, daß du schon außer der Gefahr seyst und daß etwas anderes dich zu retten vermöchte, als blinder Gehorsam. Auch wirst du nicht ganz straflos ausgehen. Das ist dir freilich jetzt eben so gleichgültig, als Leben oder Tod überhaupt, aber die Zeit wird dich eines Bessern belehren. Nun höre: jetzt wirst du mir, zwar nur deßhalb willig, weil du betäubt bist, wie ein gewiegter Fall, aber ohne äußerliches Widerstreben, in mein Haus folgen, um dich vor dem Altar mit Stella

Digitized by Google

Faledro zu vermählen; von dort werde ich dich in die Zelle geleiten, welche für dich in Bereitſchaft geſetzt wurde, und in der du zwei Jahre lang ungeſtört deinen Gedanken nachhängen magſt. Nach Verlauf dieſer zwei Jahre werde ich dich beſuchen, und von dem Ergebniß unſerer Unterredung wird es abhängen, wie bald du frei wirſt. Es thut mir unendlich leid, mein geliebter Luzio, daß ich dich durch ſolche harte Schule führen muß, aber es iſt nur deine eigene Schuld; wer dem Stab Süß nicht folgen will, muß den Stab Wehe empfinden."

Und wie Baldo es vorher geſagt, alſo geſchah es. Willenlos, wie das Lamm dem Schlächter, folgte Luzio dem Oheim zum Traualtar und in den Kerker. Aber der zwei Jahre bedurfte es nicht, ihn zu tröſten und zu heilen; kaum eines war verfloſſen, als er, ein ruhiger, ſtiller Gaſt, hinausgetragen und zu ſeinen Ahnen in die Gruft verſenkt ward.

Unterhaltungen auf der Eiſenbahn.

(Fortſetzung.)

Der Doktor erwiderte: „Das mag ſeyn, nur iſt es mit dem Nutzen ſchwerlich weit her. Es kommt bei Vorträgen der Art vor Allem nur darauf an, daß die Leſer oder Zuhörer glauben, etwas gelernt zu haben. So ein wiſſenſchaftlicher Orpheus läßt vor den Leuten Beſtien, Bäume und Felſen tanzen, und die ganze Natur iſt ihnen lebendig, ſo lange er leiert; nimmt er aber Abſchied, ſo haben ſie ſich vielleicht zur unterhalten, wiſſen aber meiſt gerade ſo viel als zuvor. Es gehört dieß zu den leichtfertigen Künſten, und darum zu denen, welche dem Deutſchen ſo ſchwer werden, und dieß iſt, denke ich, weder eine Schande für uns, noch ein Nachtheil."

„Warum wird es uns ſo ſchwer?" entgegnete ich; „weil wir es ſo ſchwer nehmen. Ich ſtehe dafür, Sie können jetzt, auf der Stelle, aus freier Hand, in lebendiger Rede etwas weit Friſcheres, Belebteres geben, als wenn Sie mit der Feder in der Hand Ihre Gedanken in Reih und Glied ſtellen und ſie durch das Defilé der Schreibfinger mühſelig ausmarſchiren laſſen. Sagen Sie mir z. B. in Ihrer Weiſe, wie der Menſch, beim gegenwärtigen Stande ſeines naturgeſchichtlichen Wiſſens und — ſetze ich hinzu — Glaubens, ſein Verhältniß zum Univerſum ſich denkt, oder vielmehr, was ihm ſein geiſtiges Gemeingefühl in dieſer Beziehung ſagt?"

„Nun leben Sie, da könnte man ſich Stunden lang beſinnen, bis man mit ſich in's Reine käme, wie man dieſes Thema auch nur anzufaſſen hätte. Sie nöthigen mich zum raſchen Zug aus dem Looskopf der Gedanken; es ſey! Kommt eine matte Nummer heraus, ſo haben Sie es gewollt. Zum Glück" — fuhr er fort und ſah auf die Uhr — „wird die Vorleſung die Haupttugend der Kürze haben. — Ich knüpfe an das an, was vorhin ſo liebenswürdig ausgeſprochen worden. Die Erde iſt ein Stern unter Sternen, ein kleines Riff in einem unermeßlichen Inſelmeer. Dieß weiß heutzutage Jedermann, und ſelbſt Sie, mein Herr aus Nordhauſen, glauben es gerne, nur daß Sie nach Newton und Herſchel meinen, das Sternenheer möchte vielleicht einmal anders zu gruppiren ſeyn, wie noch Tycho Brahe nach Copernicus meinte, was wir auf ſich beruhen laſſen. Die Bündigkeit, womit Plinius, der Naturgeſchichtſchreiber, beweiſt, daß die Erde im Mittelpunkt der Welt ruhen müſſe, macht uns jetzt zu lachen; aber wir vergeſſen darum nicht, daß man von jeher ein tüchtiger Menſch ſeyn konnte, ohne die aſtronomiſche Wahrheit zu ahnen, und daß man es noch jetzt ſeyn kann, ohne viel davon zu wiſſen. Und dieß weiſt zugleich darauf hin, warum die gänzlich veränderte Anſchauung vom Verhältniß der Erde zur Welt die Menſchheit keineswegs gemüthlich ſo ſehr erſchüttert hat, als man nach der überwältigenden Größe der Offenbarung glauben ſollte. Der Menſch iſt zum Glück nicht organiſirt wie die Bewohner der Swiftſchen Inſel Laputa. Man verlor ſden behaglichen Glauben an die Feſte des Himmels und an das Königthum der Erde in der Welt, und tauſchte dafür die troſtloſe Ueberzeugung ein, daß unſer Planet ein Sandkorn iſt in der Wüſte eines unermeßlichen Strandes. Und bei alledem blieb die Menſchennelt in ihren eigenthümlichen Bewegungen, in ihrem Lieben und Haſſen, in ihren Hoffnungen und Aengſten ſo ziemlich das, was ſie von jeher geweſen war. Die Philoſophie auf der Leiter ihrer Begriffe muß zugeben, daß das ſogenannte gemeine verſtändige Bewußtſeyn vollkommen befugt iſt, ihr nicht in's luftige Nichts nachzuklettern: gerade ſo hat dieſes Bewußtſeyn den natürlichen Trieb und das Recht, die Unendlichkeit des Himmels zu ignoriren. Im ordentlichen Laufe des Daſeyns iſt für den Menſchen noch immer die Erde, und auf dieſer ſein Ich der Mittelpunkt des Ganzen; und es wird ſo bleiben, wenn die Folgezeit auch noch ſo tief in die Wunder des Himmels eindringt."

„Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, wie entſcheidend dennoch dieſe Umkehr der Begriffe von der Welt für die ganze Entwicklung wurde: wie die feſten Grundlagen aller Wiſſenſchaften, wie der Verfall der Kirche und ein verändertes Verhältniß der Poeſie und aller Kunſt zum Leben der Völker ſich aus jener Zeit herſchreiben. Es iſt natürlich, daß fortan ein Theil der Phantaſie, die ſich bisher im chriſtlichen Himmel verzehrt, ſich in den Sternenhimmel verflüchtigte. Mit dem meſſenden Blick ſtieg auch die malende Einbildungskraft hinauf zu jenen leuchtenden Körpern, in denen Fernrohr und Vernunft

Digitized by Google

Genossen dieser Erde erkannt, ihr ähnlich und unähnlich wie verschiedene Geschlechter belebter Wesen unserer irdischen Natur. — Der Gedanke der sogenannten Vielheit der Welten, die Frage, wie sich an der Oberfläche der nach Größe, Sonnenferne u. s. w. so verschiedenen Planeten das Leben, besonders vernünftiger Wesen, sich gestalten möchte, hatte für den Wissenstrieb den mächtigsten Reiz. Da er keine reale Befriedigung finden konnte, schlug er in Sentimentalität um, und der Satz vom irdischen Jammerthal fand eine halbwissenschaftliche Begründung. Seit Fontenelle seine Markisin im Sonnensystem herumführte, haben viele Gelehrte und noch mehr Halbgelehrte diese Promenade gemacht. Man nahm zu Grundlagen einerseits die ganze Verfassung unserer Erde, andererseits die bekannten Momente der Planeten, Größe, Dichtigkeit, Sonnenferne, Winkel der Axe mit der Bahn, wodurch sich überall die Abstufung der Jahreszeiten bestimmt; man schuf nach diesen Anhaltspunkten, mit physikalischem Witz, für jeden der Körper eine besondere Natur, man verbreitete sich behaglich über die Voraussetzungen hinsichtlich des Pflanzenwuchses, der Größe, Körperkraft und Gemüthsart der Bewohner u. dgl. und baute dort empfindsam Hütten, wo einem das Klima am besten gefiel."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Der Einbalsamirer Gannal.

Ein anderer Mann in Paris, welcher nach Berühmtheit strebt und auch bereits einigen Ruf erlangt hat, ist der Doktor Gannal. Er widmet aber seine Sorgfalt nicht den Lebenden oder Kranken, sondern den Todten; er hat nämlich eine leichte und bequeme Art, die Leichname einzubalsamiren, erfunden. Sonst war das Einbalsamiren eine langwierige und sehr kostspielige Sache; Dr. Gannal kommt bloß mit einer kleinen Spritze und einer Büchse mit Flüssigkeit, spritzt letztere, welche Arsenik oder sonst ein starkes Gift zu enthalten scheint, in die Aber am Arme des Todten, und damit ist die Sache abgethan. Gannal hat sich ein Erfindungspatent für sein Verfahren ertheilen lassen, und duldet nicht, daß Andere es ihm nachmachen. Neulich verklagte er einen Arzt, welcher das Einspritzen nach seinem Verfahren betrieb, obwohl die Flüssigkeit nicht völlig dieselbe war. Er gewann seinen Prozeß und sein Gegner mußte, wenn ich mich recht besinne, ihm eine Entschädigung zahlen. Gannal ist also jetzt der privilegirte Einbalsamirer der Pariser, und nicht allein in der Hauptstadt, sondern weit umher wird er berufen, um das Dasein der Körper zu verlängern. Wenn er mit einer langen Kiste hinten auf dem Wagen an den Barrièren von Paris erscheint, so wissen die Zolleinnehmer schon, was dieß bedeutet, und lassen ihn und seine Kiste passiren, ohne sie zu untersuchen. Gannal hat eine Schrift über das Einbalsamiren herausgegeben und sein Porträt als Titelkupfer vorgesetzt. Er scheint sich jedoch nicht immer mit den Todten abzugeben; er findet Muße für mancherlei andere Dinge. Manche Leute behaupten, dieß geschehe bloß, um seinen Namen auf allerlei Art in's Publikum zu bringen. Ein wissenschaftliches Blatt, L'Echo du monde savant, persiflirt ihn wegen dieser Sucht, sich überall vorzudrängen, und zwar bei Gelegenheit einer Eingabe in Betreff der berüchtigten Galleretangelegenheit, welche Gannal der Regierung und der Akademie der Wissenschaften eingereicht hat. Das Journal erzählt wie folgt: „Herr Gannal hat zu viel gute Sachen erfunden, als daß er nicht ein Recht haben sollte, sich überall zu zeigen; seine Mitbürger finden ihre Rechnung dabei von der Wiege bis zum Grabe, und es freut uns sehr, daß wir seinen Namen überall antreffen. Nachdem die Akademie der Wissenschaften ihren Bannstrahl wider den Gebrauch der Gallerte geschleudert, welche, wenn man ihr glauben darf, vortrefflich dazu geeignet ist, die Leute auszuhungern, obschon dieser vorgebliche Nahrungsstoff einstens von Darcet für die Hospitäler empfohlen worden ist, so hat der Einbalsamirer der berühmten Leute unserer Zeit, Herr Gannal, die Gelegenheit beim Schopfe ergriffen und eine Reise um die Minister herum unternommen. Der Reisebericht ist nicht uninteressant. Erste Station: Herr Gannal wendet sich an den Handelsminister ihren Bannstrahl wider den Gebrauch der Gallerte geschleudert, welche, wenn man ihr glauben darf, vortrefflich dazu geeignet ist, die Leute auszuhungern, obschon dieser vorgebliche Nahrungsstoff einstens von Darcet für die Hospitäler empfohlen worden ist, so hat der Einbalsamirer der berühmten Leute unserer Zeit, Herr Gannal, die Gelegenheit beim Schopfe ergriffen und eine Reise um die Minister herum unternommen. Der Reisebericht ist nicht uninteressant. Erste Station: Herr Gannal wendet sich an den Handelsminister und stellt ihm unterthänig vor, daß die Einführung der Gallerte in den Hospitälern ganz unvorsichtige Experimente in anima vili, das heißt an armen, mehr oder weniger gemeinen Schlottern veranlaßt habe. Hr. Gannal ist der unmaßgeblichen Meinung, die Herrn Experimentatoren hätten die Wirksamkeit oder Schädlichkeit besagten vorgeblichen Nahrungsstoffes an ihrer höchsteigenen Personen bewähren sollen. Der Handelsminister aber, welcher mit der Einfuhr von Kolonialwaaren und mit dem belgischen Handelstraktate beschäftigt ist, antwortet Hrn. Gannal, er sey in dieser Angelegenheit kein kompetenter Richter, und weist unsern Balsamirer an die Akademie der Wissenschaften. — Zweite Station: Die Akademie der Wissenschaften schreitet zur Tagesordnung, oder, was auf Eins hinauskäuft, verweist die Vorstellung an die Gallertekommission. — Dritte Station: Hr. Gannal wendet sich an den Minister des Innern und hetzt ihn gegen die Gallerte auf, welche sich unter dem Schutze der Verwalter in die Hospitäler einschleiche, trotz der heftigen Gegenvorstellungen der barmherzigen Schwestern. Da der Minister des Innern aber nur an die Ausbesserung der Landstraßen und an die Anfertigung der Wahlisten denken kann, so antwortet er Hrn. Gannal, er verstehe nichts von ökonomischen Suppen, und weist unsern Einbalsamirer an die Akademie der Wissenschaften. — Vierte Station: Die Akademie der Wissenschaften schreitet nach wie vor zur Tagesordnung. — Fünfte Station: Hr. Gannal wendet sich diesmal an den Minister des öffentlichen Unterrichts und klagt ihm den Skandal mit der Gallerte, welche Schrecken in den Hospitälern verbreite und nur da zu seyn scheine, um die Kranken zu verscheuchen. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat gerade mit der Wiedereröffnung der Schulen zu thun, und untersucht eine Grammatik in vier Lektionen, welche eine Umwälzung in den Klassen hervorbringen soll; er antwortet Hrn. Gannal, er sey völlig davon überzeugt, daß seine Gallerte den Kopf fett zu machen im Stande sey; da die Sache jedoch die Akademie der Wissenschaften betreffe, so müsse sich Hr. Darcets Gegner an diese wenden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 38.

Sonnabend, 20. November 1841.

[558] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das deutsche

Eisenbahnsystem

als Mittel zur Vervollkommnung der deutschen Industrie, des deutschen Zollvereins und des deutschen Nationalverbandes überhaupt.

Mit besonderer Rücksicht auf württembergische Eisenbahnen

von

Dr. Friedrich List.

8. Preis 18 kr. oder 4 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[519] **T. T. Krug's**

gesammelte Schriften,

nun vollständig in zwölf Bänden.

Von dieser Sammlung ist so eben die 4te und letzte Abtheilung (in 3 Bänden gr. 8. Preis 5½ Thlr.) erschienen, enthaltend des Verf. **encyclopädische** und **vermischte** Schriften, nachdem in der ersten die **theologischen**, in der zweiten die **juridisch-politischen**, und in der dritten die **philosophischen** Schriften derselben mit Auswahl und Verbesserungen abgedruckt waren. Jede Abtheilung ist als ein für sich bestehendes Ganze auch besonders zu haben.

Leipzig, im Oktober 1841.

Friedrich Fleischer.

---

[526] **☞ Neue Zeitschrift.**

Seit dem 1. Oktober erscheinen in dem unterzeichneten Verlage in Brüssel:

Die Grenzboten,

Blätter für Deutschland und Belgien,

redigirt von **F. Kuranda,**

unter Mitwirkung der deutschen Schriftsteller: Carl Andree, Berthold Auerbach, Carl Beck, Freiherr von Bool, Th. Creizenach, Ludw. Aug. Frankl, Heinrich Heine, H. König, Gustav Kühne, Heinrich Laube, J. Marggraf, J. Moser, Theodor Mügge, Th. Schlippake, A. von Sternberg, A. Weill, Ernst Willkomm; und der niederländischen Literatoren: Bloemart, Conscience, van Hasselt, Willems u. A. m.

Die bereits erschienenen Nummern enthalten folgende Aufsätze: Deutschland und Belgien von J. Kuranda. — Die Seebäder in Ostende von Dr. Delart. — Leipziger Skizzen von F***. — Literarische Uebersichten vom Standpunkte der Gesellschaft I. (Vorwort). — Aus dem Leben eines Weltweisen von Berthold Auerbach. — Alphons Karr und die Wespen. — Eine Begegnung mit Paganini von Ludw. Aug. Frankl. — Briefe aus Frankfurt, September-Scenen in Brüssel von J. Förster. — Eine Vorlesung im Frankfurter Museum von Th. Creizenach. — Reisebriefe von A. Weill. — Elsaß und Flandern von Dr. Schliephake. Ein Brief aus London von Dr. L. B. — Börne in der letzten Zeit zur Würdigung der nationalen Partei in Deutschland von J. Cr. — Literarische Uebersichten vom Standpunkte der Gesellschaft II. (Die adelige Literatur und Fürst Lichnowsky). — Briefe aus Paris. — Ueber den Bau eiserner Häuser in Belgien von Jobard. — Schauspiel und Schauspieler, eine Charakteristik. — Leleval von Prof. Lebermuth. — Literarische Uebersichten vom Standpunkte der Gesellschaft III. (Lacordaire und der Katholicismus in Frankreich). — Tagebuch u. s. w.

Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Heften zu 32 Seiten gr. 8. Diese Wochenlieferungen sind dem Interesse der Zeit gewidmet. Erzählungen und Novellen sind aus denselben ausgeschlossen, dagegen erscheint als Beilage:

☞ **jeden Monat ein Novellenheft** 64 S. gr. 8., welches Erzählungen und Novellen von den besten deutschen Schriftstellern (von Auerbach, König, Laube, Kühne, Mügge u. s. w.) enthält. Durch diese Einrichtung glauben wir den Lesern das so unangenehme „die Fortsetzung folgt" zu ersparen, indem wir dadurch in den Stand gesetzt werden, auch größere Produktionen in einem ganzen ungetheilten Rahmen zu liefern.

☞ Den Privat- und Leihbibliotheken dürfte dieses besonders willkommen seyn, da sechs solche Hefte, am Ende eines jeden Semesters, einen unabhängigen starken Band von 24 Bogen in groß Octav bilden.

Die beiden bisher erschienenen Novellen-Lieferungen enthalten (Oktoberheft): Die Marquise von Mangera von Heinrich Laube. — Schloß Geisenheim von Th. Freiherr von Bool. — (Novemberheft): Ein Witz und seine Folgen von F. Lebrun. — Selbsttäuschung von J. Kuranda. Das nächste Novellenheft (December) wird enthalten: deutsche Abende von Berthold Auerbach. — Die Lieving-Narren nach flamändischen Dokumenten von St. Genois.

Der Preis der ganzen Zeitschrift nebst der Novellen-Beilage ist 10 Thlr. pr. Jahr. Man abonnirt in allen deutschen Buchhandlungen. In Paris bei Brockhaus und Avenarius, in London bei Black und Armstrong, in Amsterdam bei Joh. Müller.

Diese Zeitschrift eignet sich besonders zu Insertionen und Ankündigungen aller Art für Belgien und Holland. Die Zeile wird mit 1 gGr. berechnet.

Deutsches Verlags-Comptoir
in Brüssel.

---

[335] Zu haben in allen Buchhandlungen:

Neue Auflagen populär-medicinischer Werke.

J. B. Demangeon, Theorie der Zeugung der Pflanzen, der niedern und höhern Thiere und besonders des Menschen. Eine ausführliche Aufzählung und Beurtheilung aller Zeugungstheorien, nebst einer vollständigen Erklärung dieses Naturgeschäfts und der ersten Entwicklung der Frucht, so wie der Darstellung des Wesens der Zeugungskraft, der Fruchtbarkeit und

Digitized by Google

Unfruchtbarkeit, der Fähigkeit und Unfähigkeit zum Zeugen, deren Dauer, Ursachen und Heilung, der Schwangerschaft und Zwitterbildung, Superfötation, Zeitdauer der Schwangerschaft, Geburt und Bildung der verschiedenen Menschenracen. Deutsch von Dr. Ed. Martini. Zweite Auflage. 8. 1⅓ Rthlr. oder 2 fl. 24 kr.

Dr. Destandes, von der Onanie und den übrigen Ausschweifungen der Geschlechtslust. Deutsch bearbeitet von Dr. G. Weyland, praktischem Arzt in Paris. Zweite Aufl. 1½ Rthlr. oder 2 fl. 42 kr.

Doussin-Dubreuil (prakt. Arzt zu Paris), ausführliche Darstellung des Wesens, der Ursachen und der Heilung des gutartigen Trippers und weissen Flusses, mit besonderer Rücksicht auf junge Ehegatten. Nach der vierten Ausgabe ins Deutsche übersetzt und mit Zusätzen vermehrt von Dr. C. J. A. Venus. 2te Aufl. gr. 8. ⅓ Rthlr. od. 36 kr.

Dr. J. C. Fleck, die Verirrungen des Geschlechtstriebes, deren Ursachen, Folgen, Verhütungs- und Rettungsmittel. 2te Aufl. 8. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

M. Lallemand, über die unfreiwilligen Samenergiessungen, als wahre und alleinige Ursache einer grossen Zahl ganz falsch beurtheilter Krankheiten der jetzigen Generation und über ihre verschiedenen anderweitigen, als die gewöhnlichen Geschlechtsausschweifungen, zur Zeit aber noch zu wenig bekannten und gewürdigten Veranlassungen, über die pathognomischen Symptome und das rationelle Heilverfahren. Aus dem Französischen übersetzt und mit den nothwendigsten Zusätzen versehen von Dr. C. J. A. Venus. 2te Aufl. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

B. Mondat, über Unfruchtbarkeit bei beiden Geschlechtern und die Mittel, sie zu heilen. Dritte Aufl. 8. ⅓ Rthlr. oder 54 kr.

Dr. Morel, der Selbstarzt in galanten Krankheiten, oder die Kunst, alle Formen der Syphilis oder Lustseuche sanft, sicher, schnell und ohne grossen Kostenaufwand zu heilen. Aus dem Französischen von Dr. Fr. Reinhard. 2te Aufl. 8. ⅓ Rthlr. oder 54 kr.

---

[527] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Correspondenzblatt
des
königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XX. Jahrgang 1841.

Zweiter Band. Erstes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Ueber den Mangel an Dünger und dessen Abhülfe durch die Gründüngung mittelst des Lupinenbaus. 2) Die zweckmässigste Dungjagd. 3) Die Volksschule und der Landmann.

II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. Patentertheilungen.

III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Vierzehnter Jahresbericht über die Witterungs-Verhältnisse in Würtemberg vom Jahre 1838.

IV. Auszüge und Notizen. 1) Das Körbeltraut, ein Mittel gegen schädliche Insekten. — 2) Ueber die Anwendung des Aetzkalks gegen Feuchtigkeit der Mauern und zur Conservation des Holzes. 3) Ueber das Austrocknen der Wohnungen. 4) Bericht über den Betrieb der Gas-, Weiss-, Puddlings- und Schweiss-Oefen zu Wasseralfingen. 5) Ueber die Gährungsfähigkeit der Zuckerarten. 6) Natürliche Färbung der Seidencocons.

V. Literatur. 1) Naturkunde des Obstbaues nebst der Naturbeschreibung des Obstbaumes und Naturgeschichte der darauf einwirkenden nützlichen und schädlichen Thiere, von C. C. F. Härlin, Rechnungsrath ꝛc. 2) Von dem Nutzen und der Nothwendigkeit der technisch-ökonomischen Erziehungsinstitute, verbunden mit der Kultivirung des bisher unkultivirten Landes in allen europäischen Staaten. Nebst einem Bericht über das von Sr. Maj. dem Könige Ludwig von Bayern allergnädigst in der Art gegründete Institut zu Nürnberg, dessen Statuten, Einrichtung, Fortschreiten ꝛc., so wie der, vom Vorstand nebst mehreren Zöglingen desselben, im Jahre 1838 unternommenen technisch-landwirthschaftlichen Reise durch den grössern Theil des Königreichs Bayern. Zum Besten der Anstalt herausgegeben von Dr. J. J. Weidenlener, k. Prof. und Vorstand der Kreislandwirthschaftsschule zu Mittelfranken, Director des obigen Instituts, Stifter und erster permanenter Director des Industries und Kulturvereins ꝛc. 3) Aufruf an alle Bauern zur Verbesserung ihrer Wiesen durch Bewässerung, oder praktische Anweisung, den Wiesen den höchsten Ertrag abzugewinnen und unfruchtbare Ländereien zu nutzbaren Wiesen zu machen. Mit Berücksichtigung der bäuerlichen Verhältnisse fasslich dargestellt von G. C. Popig, Verfasser des „praktischen Wiesenwirths.“ Ehrenmitglied der Gartenbaugesellschaft in Bayern u. s. w.

Meteorologische Tabellen aus Stuttgart.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[530] Vielseitigem Verlangen zu genügen, erschienen so eben Transpositionen von den beliebtesten Arien aus der in Paris, Berlin, Leipzig, Frankfurt, Cassel etc. mit grösstem Beifall aufgenommenen neuen Oper:

Der Guitarrenspieler von Halevy.

Tenor-Serenade Nr. 1 für eine Sopranstimme 8 Gr.
Romanze Nr. 3* für Sopran „In des Laubes“ 8 Gr.
Berühmte Sopran-Arie Nr. 8* „Ja die Pflicht“ für eine tiefere Stimme 8 Gr.
Romanze aus dem berühmten Duett Nr. 9 für eine tiefe Stimme 6 Gr.

Der vollständige Klavierauszug mit deutschem und franz. Text 8⅔ Rthlr., ohne Finale 5 Rthlr., Ouverture f. Orch., f. Piano, zu 4 Händen, f. Quintett und alle Gesangs-Nro. sind wieder in allen soliden Musikhandlungen vorräthig.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[534] Im Verlage der Schulze'schen Buchhandlung in Oldenburg ist so eben erschienen:

Neapel und die Neapolitaner,
oder Briefe aus Neapel in die Heimat von
Dr. Karl August Mayer.
Zweiter Band.

Mit einem Plane der Umgegend von Neapel und einer Musikbeilage.

gr. 8. 31½ Bogen. geh. 2 Rthlr. 12 gGr.

Die günstige Aufnahme, die dem im vorigen Jahre erschienenen ersten Bande dieses interessanten Buches wurde und die ausgezeichnetste Anerkennung, die demselben alle kritischen Zeitschriften zollten, werden auch diesem zweiten Bande ohne Zweifel zu Theil werden, dessen verspätete Erscheinung durch mehrere nicht zu beseitigende Umstände herbeigeführt wurde und wir zu entschuldigen bitten. — Allen Freunden einer geistreich unterhaltenden Lektüre dürfen wir das nun complete Werk mit Recht empfehlen.

Digitized by Google

[247] In Unterzeichnetem ist erschienen und versandt worden:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Von

Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

„ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosen Cosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Oekonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Oekonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publikum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfasser hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen anticipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der produktiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen sozialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Thätigkeit. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Mercantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsupremate und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Oekonomie der deutschen Nation insbesondere. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[510] Bei **F. Volckmar** in Leipzig ist erschienen und vollständig in allen Buchhandlungen zu finden:

Das malerische und romantische Westphalen

von **J. Freiligrath** und **Levin Schücking.**

30 Engliche Stahlstiche. Preis 3⅓ Thlr.

Format und Ausstattung wie beim „malerischen und romantischen Deutschland."

Westphalen nicht minder romantisch schön als historisch von hoher Bedeutung fand in obigem Werke die ihm gebührende Würdigung in Wort und Bild. Dreißig treffliche Stahlstiche, getreu nach der Natur gezeichnet, versinnlichen uns die schönsten und wichtigsten Landschaften, Burgen, Kirchen und Städte. Die treue Darstellung des Hermanns Denkmal findet sich darunter, und zeigt uns das Riesenmonument, was die dankbare Nachwelt der großen Vorzeit weihte.

Mit den Bildern geht Hand in Hand der gelungene Text, voll hoher Liebe zum Vaterlande werden darin alle Zeiträume, alle Wechselfälle, die Westphalen erlebte, uns vorgeführt, und bieten uns ein eben so poetisch schönes, als historisch treues Bild des bedeutungsvollen Landes.

---

[531] Im Verlage der Buchhandlung des *Waisenhauses* in *Halle* ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Palästina

und

die südlich angrenzenden Länder.

Tagebuch einer Reise im Jahre 1838

in Bezug auf die biblische Geographie unternommen von

E. Robinson und **E. Smith.**

Nach den Original-Papieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben

von

Eduard Robinson,

Doctor und Professor der Theologie.

Mit neuen Karten und Plänen in 5 Blättern. 3 Bde. gr. 8. Preis 10 Thlr. 20 Sgr.

Dieses Werk nimmt durch eine Reihe von ganz neuen Mittheilungen über Palästina und die Halbinsel des Sinai eben so sehr das Interesse eines grösseren Leserkreises in Anspruch, als es durch gediegene wissenschaftliche Verarbeitung des Stoffes für den Gelehrten von Fach dauernden Werth haben wird. Selten ist das gelobte Land unter so günstigen Verhältnissen von Männern durchforscht worden, welche, wie die Herren Smith und Robinson, durch die geeignetsten Vorbereitungen unterstützt und namentlich mit gelehrter Bibelkenntniss ausgerüstet, ihre Aufgabe so genügend gelöst hätten. Was die historische Topographie Palästina's durch dieses Reisewerk gewinnt, lässt sich schon durch einen Blick auf die vortrefflich ausgeführten Karten übersehen, und wenn sich dem Manne der Wissenschaft in dem genauen Detail des Buches die reichlichste Anregung zu neuen Forschungen bietet, so wird auch der minder gelehrte Bibelfreund besonders in den mehr gemüthlich gehaltenen Partien, wie in der Beschreibung des Sinai, der Schilderung der ersten Eindrücke zu Jerusalem, des Aufenthalts in Nazareth, auf dem Berge Tabor u. s. w. seine Unterhaltung und seine Erbauung finden. Der Druck des Werks ist unter Aufsicht des Herrn Professor Rödiger gestellt, die Karten (1. 2. Palästina in 2 Blättern gr. Fol., 3. der Sinai-Halbinsel und des Petraischen Arabiens, 1 Blatt in gr. Fol., 4. Plan und die Umgegend von Jerusalem, 1 Blatt in gr. Fol., 5. der Sinai, 1 Blatt in 4.) sind construirt und gezeichnet von H. Kiepert und gestochen von H. Mahlmann in Berlin. Herr Prof. C. Ritter in Berlin nennt dieses Reisewerk als das vorzüglichste, welches bis jetzt über das gelobte Land erschienen ist.

---

[536] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Delicatess-, Wein- und Italiener-Waarenkunde oder Lexikon für Gutschmecker, enthaltend den Ursprung, die Beschreibung, die Kennzeichen der Güte und Verfälschung, die Bezugsorte, Aufbewahrung, beste Verpackung, Handels-Usancen und Einfuhrzölle aller Süd-Früchte, Tafelobstsorten, Gewürze, Fische, Vögel, vierfüßigen Thiere, Weine, Getränke und sonstiger feinerer Nahrungsstoffe und Luxusspeisen, welche als Lieblingsgenüsse der verfeinerten Welt gelten. Für Kaufleute, Gastwirthe, Restaurateurs, Köche und Gourmands von P. W. Marnitz, Handelsagent in Hamburg. gr. 12. Geh. 1¾ Rthlr. oder 3 fl. 9 kr.

Eine vollständige alphabetische Waarenkunde der feinen Speise- und Getränke-Artikel in ihrem ganzen Umfange ist ein allgemeines Bedürfniß. Um das aufzufinden, was hier deutlich auf engem Raum zusammengedrängt ist, war bisher eine ganze Bibliothek von Waaren-Lexicis, Handelsgeographien, Naturgeschichten und Kochbüchern nöthig, und doch fand der Begüterte nirgends eine so umfassende Zusammenstellung alles dessen, was die delicatesten und auserlesensten Bestandtheile einer guten Tafel, — der Wirth und Restaurateur nicht, was ihm Gäste in Menge zuführen und sie an ihn fesseln könne. Wer das will, der darf nur einige Seiten dieses Werkchens lesen, um dem Genuß Reize zu verschaffen, die ihm, so leicht und billig sie auch oft zu haben sind — bisher noch gar nicht bekannt waren. — Uebrigens hat diese Schrift bereits günstige Beurtheilung und empfehlende Anerkennung gefunden, z. B. im Hamb. Corresp., im Helios, in der Berl. Lit.-Ztg., in der polyt. Ztg. u. s. w.

---

[532] Bei **Ch. E. Kroppe** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Erzählungen

von

Frédéric Soulié.

Aus dem Französischen von **J. Schoppe.**

Preis br. 1 Rthlr. 8 Gr. = 10 Ngr.

Die Marquise de Noverre.

Historisch-romantische Erzählung von

M. Pöring.

Preis br. 1 Rthlr. 12 Gr. = 15 Ngr.

Digitized by Google

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 22. November 1841.

Hamadryas,
Ungefährdet,
Wiegt ſich ſelig
Auf den Zweigen,
Zwiſchen Schatten,
Zwiſchen Lichtern.
v. Feuchtersleben.

Baumesleben.

Da ſteh' ich wieder, ſtolz geſchmückt,
In meiner grünen Blätterkrone,
Und ſchau' von meinem feſten Throne
Auf Bäum' und Menſchen ſtill beglückt.
Es freut ſich meiner, wer von weiten
Mich ſieht in meiner Frühlingspracht,
Wie kräftig ſich die Aeſte breiten,
Wie's flüſtert in der Schatten Nacht.

Ich horche ſelbſt mit ſtiller Luſt
Auf meiner Blätter Liebesplaudern,
Und fühl' es, wie mit ſüßem Schaudern
Sich's Leben regt in Baumes Bruſt.
Was ſich da drinnen tief beweget,
Es bleibt vor kalter Welt verwahrt;
Doch, wenn ſich's bis zum Wipfel reget,
Dem Liebenden ſich's offenbart.

Es ſendet mir der milde Süd
Die leichtbeſchwingten Sängerchöre,
Die jubeln nun zu Gottes Ehre
Aus hundert Kehlen ihm ihr Lied.

Sie wiegen ſich auf allen Zweigen,
Beglückt im warmen Sonnenſchein,
Und wenn die heitern Lieder ſchweigen,
So lullt der Weſt das Vöglein ein.

Sie finden all' in meinem Schooß
Erwünſchten Raum zu ſicherm Bette,
Da brüten ſie dann in die Wette
Und füttern ihre Jungen groß.
Das iſt ein Aechzen, Girren, Stöhnen,
Geflatter, Liebeständelei!
Denn kurzes Daſeyn muß verſchönen
Der Liebesfrühling, Lebensmai.

Hier ſchlummert ſie, die junge Brut,
Indeß ringsum die Lieder ſchmettern,
Und unter Stürmen, unter Wettern
Hält ſie mein Dach in ſichrer Hut,
Bis ich ſie alle großgezogen,
Wie Kinder in dem Elternhaus;
Dann ſend' ich ſie auf Windeswogen
Zur großen, weiten Welt hinaus.

Da bringen ſie des Nordens Gruß
Dem Neger unter ſeiner Palme,
Der Sennerin auf hoher Alme,
Dem Araber am Steppenfluß,

Digitized by Google

Der nach ſo heißer Tagesreiſe,
Erſchöpft mit ſeinem Dromedar
Dort ruht, und der bekannten Weiſe
Der Vöglein lauſcht am Bache klar.

Vielleicht auch ſingen ſie in Schlaf
Dort einen wunden, deutſchen Krieger,
Den, voll von Thatendurſt, als Sieger
Im Kampf der Türkenſabel traf.
Er denkt der Heimath noch, der ſchönen,
Horcht fernem Schlachtruf, Siegsgebraus,
Und haucht dann zu des Vogels Tönen
Den letzten, ſchweren Athem aus.

Dort findet er auf heißer Erd'
Ein kühles Grab im Baumesſchatten;
Da ruhen ſie, die todesmatten
Gebeine, ſtiller Thränen werth,
Indeß das Vöglein mit Behagen
Darüber ſich ein Neſtlein baut.
Da wird am Abend dann ein Klagen
Im Säuſeln der Gezweige laut.

O Schickſal! wie vertheileſt du
So wunderbar die Lebensloose:
Der jezt dort fern im Erdenſchooße
Des Heidenlandes ſchläft in Ruh:
Hier ſpielt' er friſch als muntrer Knabe
Einſt unter meiner Zweige Grün,
Nicht ahnend, daß zu frühem Grabe
So weit er ſollt' die Welt durchziehn.

Kühn kletterte er in Jugendmuth
An mir hinauf zur höchſten Spitze,
Nahm ſchwanken Zweig ſich dort zum Sitze
Und pfiff ſein Lied zur Windeswuth,
Die ihn herab zu wehen drohte.
Des Mägdleins Wange wurde bleich,
Wenn ſie ihn ſah aus ſchmalem Boote
Durchſteuern wilder Lüfte Reich.

Wenn nun beim letzten Abendſtrahl
Das Dunkel wächst in Waldesräumen,
Wenn's Vöglein ſchläft in ſüßen Träumen,
Und Nacht ſich legt auf Berg und Thal;
Wenn nur der Nachtigallen Lieder
Aufſeufzend klagen durch die Nacht,
Dann kommt den dunkeln Gang hernieder
Sanftſchreitend eine hohe Magd.

Still kniet ſie hin an meinem Stamm,
Fühlt nach den Namen in der Rinde,
Wie's Kruzifix befühlt der Blinde,
Und ſeufzt nach ihrem Bräutigam.

Sie küßt und netzt mit heißer Zähre
Die Züge, die mit kräft'ger Hand
Er einſchnitt, der den Tod der Ehre
Nun fand im fernen Heidenland.

Sie ſendet ihren Liebesgruß
Den Winden, klaget ihren Jammer
Den Vöglein, und zur öden Kammer
Lenkt zitternd ſie zurück den Fuß.
Schon küßt das Frühroth meinen Gipfel,
Das Vöglein regt ſich allgemach,
Und bald wird wieder durch die Wipfel
Das heitre Frühlingsleben wach.

So ſteh' ich jungfräulich geſchmückt
In meiner grünen Blätterkrone,
Und ſchau' von meinem feſten Throne
Auf Bäum' und Menſchen ſtill beglückt.
Ich ſeh' ſie wachſen, ſeh' ſie wallen
Und ſäuſle Ruh' auf ſie herab,
Bis einſt die welken Blätter fallen
Ju's ſtarre, kalte Wintergrab.

J. Koch.

Unterhaltungen auf der Eiſenbahn.

(Fortſetzung.)

„Es waren dieß unſchuldige Beluſtigungen. Der Geſchmack dafür hat ſich mit der Empfindſamkeit ziemlich verloren, und es kommt auch nichts dabei heraus. Unſer Nachbar Mars z. B. iſt faſt in allen phyſiſchen Verhältniſſen unſerer Erde ausnehmend ähnlich; daß er auch in der Beſchaffenheit der belebten Natur an ſeiner Oberfläche, und am Ende in der Geſchichte ſeiner vernünftigen Weſen ein Seitenſtück der Erde ſeyn werde, dieß mag noch ſo wahrſcheinlich ſeyn, ſo iſt es noch viel wahrſcheinlicher, daß wir nie etwas davon wiſſen werden. Und was fragen wir auch darnach? Was fragen wir, in welch beſondern Formen dort, und durch die ganze Welt die Natur ihre Gedanken in Thieren und Gewächſen und in den Schickſalen vernünftiger Geſchöpfe ausgeprägt? Sind wir doch auf's Lebendigſte vom Hauptpunkt überzeugt, von dem, was uns auf's Engſte mit der ganzen Schöpfung verbindet: wir ſind überzeugt, daß innerhalb der Einen Natur die vernünftige Seele überall denkt wie hier. Wir wiſſen, wir ſehen, daß Newtons Geſetze den ganzen Himmel regieren, und ſo gewiß auf jedem Himmelskörper das Dreieck zwei rechte Winkel einſchließt und der Umfang des Kreiſes das Dreifache des Durchmeſſers beträgt, ſo gewiß iſt überall,

Digitized by Google

so weit sie herrscht, die Vernunft, dem Kern und Wesen nach, eine und dieselbe."

„So meinen Sie," fragte ich, „es gebe in der Welt nirgends höhere Wesen als wir? Der Gedanke wäre erhebend auf der einen Seite, auf der andern auch wieder niederschlagend. Wie aber —" — „Wer sagt das?" fiel der Doktor eifrig ein. „Ich sage nur: kein Geschöpf hat eine andere Vernunft als wir. Im Maaß der Kraft, in der Tragweite kann sie so mannigfach abgestuft seyn, als in unserer Thierreihe die Aeußerungen geistigen Lebens überhaupt. Auch das Thier fühlt und will, bemerkt und urtheilt, und man mag sagen, was man will, der Unterschied zwischen Vernunft und dem, was man Instinkt nennt, ist keiner des Prinzips. Die Kluft zwischen Mensch und Thier ist sehr groß, sie ist auf dieser Erde, so weit das Bewußtseyn der Menschheit reicht, unübersteiglich. Wissen wir aber, ob sie nicht durch organische Geschöpfe anderer Weltkörper vollständig ausgefüllt ist? Was wissen wir, ob nicht irgend eine Proportion besteht zwischen den Halbmessern der Planetenkugeln, oder den Halbmessern ihrer Bahnen oder irgend einem Moment der Art, und dem geistigen Niveau ihrer höchsten Geschöpfe? Wie dem sey, so ist diese Erde ein winziger Punkt in der Milchstraße, den man vom nächsten Fixstern mit unsern Augen und Werkzeugen gar nicht sieht: wie kämen wir dazu, uns einzubilden, daß gerade hier Gott, um mit dem Philosophen zu reden, zum hellsten Bewußtseyn seiner selbst gekommen? Ich meine, wir stehen gerade hoch genug, um uns eine ganze Reihe höher organisirter Wesen über uns denken zu können. Der Scharfsinn eines Keppler, das untrügliche geistige Tastgefühl eines Shakespeare ist vielleicht anderswo gemeines Mittelmaaß, und es mag Geschöpfe geben, deren Kraft in Durchdringung der Natur sich zu der unsrigen verhält wie die Rechnung des Unendlichen zur bürgerlichen Uebung der vier Species."

„Sonderbar!" sagte ich; „diese Vorstellung macht auf mich denselben zweideutigen Eindruck, wie so eben die entgegengesetzte. Aber so sind wir: ob wir uns als die höchsten Wesen in der Schöpfung, ob wir viel höhere über uns denken, beides erhebt, beides beunruhigt uns. Die Seele kommt einmal aus dem Gleichgewicht, sobald sie über ihre heimische Sphäre hinausgreift. Sie hatten vorhin Recht: es ist der natürliche Zustand des Menschen, vom Himmel abzusehen. Macht er sich Gedanken, wie wir hier, so weiß er gleich nicht, ist ihm wohl oder wehe. — Doch wir haben uns einmal an den Dampfwagen der Einbildungskraft gehängt, und so lassen Sie mich einen ausschweifenden Gedanken äußern. — Sie sagten, und die Vernunft hat sicher nichts dagegen einzuwenden, die Erde und somit die Menschheit sey vor einer Erschütterung durch eine Störung in der Bahn keineswegs in alle Ewigkeit sicher. Aber an eine Intervention in die Verhältnisse unseres Planeten von ganz anderer Seite her, an einen moralischen Eingriff, denken wir gar nicht; und wäre solches nicht dennoch eben so möglich? Ich meine, gibt es Wesen, die sehr hoch über uns stehen, deren Geistes- und wohl auch Körperkraft ein Vielfaches der unsrigen ist, könnten da nicht welche darunter seyn, denen es gegeben ist, den Weltraum zu beschiffen, wie wir unsern Ocean? die ihn vielleicht seit Aeonen durchkreuzen, getrieben von Leidenschaften, die wir gar nicht kennen, oder von denselben, die den Europäer zur Geißel des Menschengeschlechts gemacht, von Herrschsucht, Durst nach Besitz und Wissen? Noch hat keines ihrer Fahrzeuge dieses unser kleines Eiland entdeckt, vielleicht nicht einmal die ganze Gruppe unseres Sonnensystems. Noch liegt unsere Erde da, jungfräulich, arglos, wie einst Amerika mit dem abgeschlossenen Leben seiner eigenthümlichen Bevölkerung. Aber mit dem Ruf: Land! auf dem Verdecke des Kolumbus brach ein ungeheures Schicksal über einen ganzen Welttheil herein. Und so kommt der Tag, wo unser Planet, erspäht von jenen abenteuernden Himmelssöhnen, einem Geschicke verfällt, von dem sich die Philosophie nichts träumen lassen. Europa arbeitet mit schauerlichem Glück an der Vernichtung der farbigen Racen und entreißt überall die Reste ihrer eigenthümlichen Entwicklung. Es wäre nur die Nemesis, wenn die Landung übermächtiger Fremdlinge von jenseits des Aethers über unsere meerbeherrschenden Potentaten das Loos Montezumas brächte; wenn ein Generalstatthalter im Namen irgend einer Majestät in diesem oder jenem Sternbilde den Erdball spanisch verwaltete und die sogenannte Welthistorie zur Provinzialgeschichte eines Reichswinkels würde."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die Gallerie. — Montfaucon.

„So weit," schließt das Echo du monde savant seinen Bericht, „ist Herr Gannal auf seiner Wanderung gelangt; sollte er weiter reisen, so werden wir unsere Leser davon benachrichtigen." — Bei der Akademie der Wissenschaften schreint Gannal nicht viel zu gelten; sie betrachtet ihn als einen Gewerbsmann, welcher aus dem Einbalsamiren eine Profession macht, im Uebrigen aber kein wissenschaftliches Verdienst hat. — Die Untersuchung der Gallertenangelegenheit ist einer Kommission übertragen, welche bekanntlich vor einiger Zeit ihren Bericht abgestattet hat, aber noch immer ihre Beobachtungen fortsetzt. Nur hätte man mit dieser Untersuchung vor

Digitized by Google

50 oder 40 Jahren beginnen sollen, anstatt Arme und Kranke mit Gallertsuppen heimzusuchen, und in der Folge erst zu sehen, ob auch wirklich Nahrungsstoff darin steckt. Wie viele Arme sind mit der Antwort abgefertigt worden: Ihr habt ja ökonomische Suppen, was verlangt ihr weiter? Erwiderten die armen Leute, ihr Magen bleibe so leer, als ob sie nichts genossen, so sagte man sie fort als Verläumder des Akademikers Darcet und der philantropischen Gesinnungen der Regierung. Dreißig und mehr Jahre lang haben sie sich mit dieser Speise begnügen müssen, und erst jetzt zeigt man der Akademie, daß die so hoch gepriesene, so freigebig ausgetheilte Gallerte nichts taugt und nicht einmal einen Hund ernähren kann. Die Tageblätter haben wahrlich nicht Unrecht, wenn sie die Gelehrten ein wenig durchziehen, auf deren Autorität die Gallerte so leichtfertig in den Krankens- und Armenhäusern eingeführt worden ist.

Paris hat mit Anfang dieses Monats eine großartige Anstalt bekommen, die längst sehr vermißt wurde. Es sind Jahrhunderte vergangen, ehe man dazu gekommen ist, diesem Bedürfnisse abzuhelfen; ist es aber bei der zunehmenden Bevölkerung immer dringender geworden, und man mußte endlich dem überhandnehmenden Uebel abhelfen. Eine halbe Meile von Paris liegt ein Ort, Namens Montfaucon, welcher schon lange verrufen ist; es war früher der Richtplatz, und einige Galgen ständigen von weitem den Vorübergehenden an, wozu Montfaucon diene. In der Folge wurde aller Unrath aus Paris hieher gebracht und es wurde ein großer Schindanger daselbst angelegt, der auch bis zum verflossenen Monate daselbst bestanden hat. Die ungeheure Anhäufung thierischer und vegetabilischer Stoffe und das Verwesen so vieler abgedeckten Pferde und anderer Hausthiere verpestete die Luft und der Geruch verbreitete sich bei Nordwind sogar nach Paris. Niemand mochte in der Umgegend von Montfaucon wohnen und die Grundstücke und Häuser daselbst hatten also wenigen Werth. Dieser Einfluß erstreckte sich sogar auf die nördlichen, dem von Montfaucon her wehenden Winde ausgesetzten Stadttheile. Dazu kam eine andere Geißel, die Ratten, welche beerdenweise zu Montfaucon herumzogen und auch der Nachbarschaft gefährlich wurden. Seitdem aber der Gewerbsfleiß angefangen hat, aus thierischen Substanzen großen Nutzen zu ziehen, ist man auf den Gedanken gerathen, das Abdecken der Thiere fabrikmäßig zu betreiben; dieß geschieht zwar schon seit vielen Jahren, wurde aber bisher nicht mit der nöthigen Einsicht und Sorgfalt betrieben, und der abscheuliche Geruch blieb beinahe immer derselbe. Die Stadtbehörde hat sich endlich der Sache ernstlich angenommen, die Chemie ist ihr zu Hülfe gekommen, und so hat man in der sogenannten Vertikal-Ebene eine Abdeckerei oder ein sogenanntes Equarrissoir errichtet, wo die Verwandlung der thierischen Substanzen in nützliche chemische Produkte nach großartigem Fuß betrieben werden soll. Zu Montfaucon wurden jährlich ungefähr 11,000 Pferde abgedeckt. Von diesen benutzte man sonst nur die Haut und die Haare. Zwar munkelt man in Paris, daß das Pferdefleisch in den Kneipen anderthalb der Barrieren gekauft und zugerichtet wurde. Dieß muß jedoch nur selten und heimlich geschehen seyn; öffentlich hätte es ohne Vorwissen der Polizei nicht geschehen können. Die Haare und die Haut eines abgedeckten Pferdes brachten 8—10 Francs ein; dieß war alles, was man aus dem Thiere zog. Jetzt ist man weit geschickter und betriebsamer; je nachdem ein Pferd mager oder fett ist, bringt es nach dem Abdecken 60—70 Francs ein; nicht allein Haut und Haare, sondern auch Fleisch, Fett, Blut, Eingeweide, Knochen, Hufe, kurz alles wird benutzt und in nützliche Substanzen verwandelt. Das Fleisch wird getrocknet, an der Luft getrocknet, zerrieben und zu Dünger gemacht, oder es wird in verschlossenen Behältern verkohlt und man bereitet aus demselben Salmiak, empyreumatisches Oel und Berlinerblau. Das getrocknete und getrocknete Blut dient zum Theil zu denselben Zwecken, andertheils wird es in den Zuckerraffinerien zum Entfärben des Zuckers gebraucht und dadurch stark in die Kolonien versendet. Die Knochen liefern Salmiak und Beinschwarz zum Entfärben, oder eine weiße Substanz zur Bereitung des Porzellans. Aus den Knochen wird auch ein Fett gezogen, das die Seifensieder gut zu benutzen wissen, und da jetzt die Gallerte ihr Ansehen verloren hat, so hofft man, daß die Knochen des Schlachtviehs nunmehr nach der großen Abdeckerei wandern werden, um daselbst zwar keine Nahrung für die Armen, wohl aber gute Schwärze und gutes Fett zu liefern. Zum Unterschied von der alten Anstalt zu Montfaucon sollen in der neuen alle Prozesse schnell und im Großen abgemacht werden, so daß die thierischen Substanzen nicht in Fäulniß übergehen. Der unerträgliche Gestank, welcher Montfaucon den Parisern so verhaßt machte, soll also vermieden werden, und die Pariser Zeitungen, welche freilich die Sache ein wenig übertreiben, sprechen schon von der Reinlichkeit, welche die neue Anstalt auszeichnen und sie zu einem Gegenstande der Bewunderung für Fremde machen soll. Durch die schnelle Benutzung der thierischen Substanzen hofft man auch der schrecklichen Vermehrung der Ratten vorzubeugen. Nun bleibt aber noch zu Montfaucon die ungeheure Niederlage alles Unraths aus Paris, eine zweite Ursache der Verpestung der Luft rund umher. Man hat bereits vor langer Zeit versucht, den flüssigen Theil abzuleiten; allein überall, wo er hinfloß, verdarb er die Luft und wurde eine unerträgliche Plage für die Bewohner der Gegend; daher liefen eine Menge Klagen und Vorstellungen ein. Der nächste Gedanke war natürlich, wie man den Unrath zu Dünger benützen könne. Diese Aufgabe glaubt man jetzt lösen zu können. Man will nämlich die Stoffe auf künstlichem Wege, das heißt vermittelst Feuers trocknen, wodurch sie leicht verführbar und geruchlos würden. Gelingt dieses, so hofft man auch Montfaucon bewohnbar zu machen, ja es werden sogar zwei Projekte zugleich, welchen zufolge ein recht schönes Dorf an die Stelle des so verrufenen Orts treten soll. Diese sanguinischen Hoffnungen werden jedoch schwerlich in Erfüllung gehen. Montfaucon, so steht zu befürchten, wird noch lange ein Greuel für Paris bleiben, wenn man nicht Mittel findet, einen Theil der Auswurfsstoffe entweder auf der Seine oder mittelst schnellen Transports von der Stadt weit zu entfernen. — Auf die prunkenden Nachrichten, welche man häufig in den Pariser Tageblättern über Verbesserungen und Verschönerungen der Stadt und Umgegend liest, kann man sich überhaupt nicht immer verlassen. Nur zu häufig werden die Projekte für die That selbst genommen. Allmählig kommen die Sachen allerdings zu Stande, aber erst nachdem sie lange und oft in den Tageblättern ausposaunt worden. Der Glanz der großen Städte hat seine Kehrseite, wie jeder andere Glanz, und wenn Paris einerseits auf seine Boulevards, seinen Concordeplatz, seine Champs elysées und so vieles andere stolz seyn kann, so hat es dagegen sein Montfaucon, das abscheulichste, was sich denken läßt, und so lange dieses besteht, darf sich die Stadtbehörde nicht rühmen, daß sie für die Einwohnerschaft hinreichend gesorgt hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 119.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 22. November 1841.

Biographie.

Leben und Abenteuer des Joh. Steininger. Herausgegeben von G. Diezel. Mit St. Bildniß. Stuttgart, Wachendorf, 1841.

(Schluß.)

Herzog Karl verkaufte wieder eine Schaar Landeskinder in die Colonien und dieß benutzte Steininger, frei zu werden. Er ließ sich anwerben und sollte mit den Uebrigen nach dem Cap eingeschifft werden, als er unterwegs durchging und in den Niederlanden bei den Oesterreichern Dienste nahm. Kaum aber war er im Besitz des Handgelds, so ging er zu den Holländern über, und mit diesem neuen Handgeld in der Tasche, zu den Preußen. Auch bei diesen blieb er nicht lange, foppte den Feldwebel, dem er anvertraut worden, und desertirte zu den Dänen. Diese betrog er am ärgsten, indem er sich auf Lebenszeit anwerben ließ, nur um die 200 Gulden zu bekommen, die dafür ausbedungen waren, im Besitz derselben aber alsbald wieder davonlief und dabei die Güte eines Mädchens mißbrauchte, der er trüglich die Ehe versprach. Alle diese Schurkenstreiche erzählt er mit der größten Naivetät als etwas, was damals nicht nur nicht gegen die Soldatenmoral war, sondern sogar in einem gewissen Sinn dem Soldaten Ehre machte. Man lernt durch ihn recht genau den erbärmlichen Zustand der Soldtruppen kennen, mit denen man nachher glaubte, die Franzosen schlagen zu können.

Steininger nahm abermals bei den Oesterreichern am Rheine Handgeld und betrog sie zum zweitenmal, indem er sich wie ein ganz junger und unerfahrener Rekrut anstellte und dadurch die Wachsamkeit der Unteroffiziere täuschte. Dann ging er zu den Pfälzern und dann abermals zu den Oesterreichern, bei denen er diesmal eine Zeit lang blieb, den Feldzug unter Laudon gegen die Türken mitmachte und Belgrad erobern half. In Oberschlesien wollte er wieder desertiren, wurde aber angehalten und rettete sich nur durch einen grausamen Mord, indem er einen seiner Führer in einen Abgrund stürzte. Später kam er nach Inspruck in Garnison (1790) und desertirte von hier abermals ins bayerische Gebiet, das er mit sechzig Schüssen aus dem mitgenommenen Gewehr begrüßte. Allein auch aus bayerischen Diensten ging er bald wieder mit einem Mädchen durch, die er in der Schweiz sitzen ließ. Hier ward man ihn für Neapel an unter ein Schweizerregiment und er kam nach so vielen Abenteuern in Deutschland, Dänemark und Ungarn wieder auf italienischen Boden. Aber schon an den Erwerb neuer Handgelder gewöhnt, hielt er auch in Neapel nicht lange aus, desertirte mit einem Reutlinger und Eßlinger, wurde wieder ergriffen und zum Tode verurtheilt, kam aber glücklich davon, da sie um ihr Leben würfeln mußten und er die höchste Zahl warf. Doch mußte er sehen, wie seine Kameraden erschossen wurden. Durch diese schreckliche Erfahrung noch nicht gewarnt, desertirte er abermals, und zwar in Gesellschaft vieler andern Soldaten, die sich eines kleinen Schiffs bemächtigten und nach Corsika hinübersegelten.

Im Juli 1791 trat Steininger auf der Insel Corsika in französische Dienste und machte in demselben die ganze französische Revolution mit. Nachdem er nach Frankreich selbst übergeschifft worden, war seine erste Bestimmung, die Ruhe in Avignon, wo der berüchtigte Jourdan so schrecklich gewüthet hatte, herzustellen. Nachher kam er in die Vendée und wohnte als gemeiner Tambour unter den Blauen (den Truppen der Republik) allen Kämpfen und Greuelscenen des Revolutionskrieges bei. Von dem Vielen, was er darüber erzählt, hier nur Einiges. „Hier in Nantes wüthete um diese Zeit der Konventsdeputirte Carrier aufs Fürchterlichste. Daß täglich von elf bis zwölf und von vier bis fünf Uhr Nachmittags die Guillotine ununterbrochen arbeitete, war das wenigste. Alles, was eingeliefert wurde, oder des Aristokratismus verdächtig war, wurde getödtet.

Digitized by Google

Oft wurden sechs- bis achthundert auf einmal hinausgeführt, neben einander gestellt, sie knieten nieder, ein Regiment marschirte auf und erschoß sie. Man wollte sie anfangs mit Kartätschen umbringen; man stand jedoch davon ab, weil sie, wie sie den Blick des Feuers sahen, sich zur Erde warfen, so daß die Kugeln über sie hinweggingen. Lagen sie dann auf den Boden hingestreckt, so wurden sie von den Beutegierigen untersucht, und fand man bei dem Einen oder Andern noch Leben, so gab man ihm mit dem Bayonnett oder Säbel vollends den Rest. Während der zwei Monate, die wir damals in Nantes zubrachten, wurden zweimal je hundertfünfzig Frauen, Edeldamen, jung und alt, niedergeschossen. Auch mein Regiment hatte einmal dabei zu funktioniren. Es war herzzerreißend, wie Mädchen von sechszehn bis zwanzig Jahren den commandirten Soldaten verzweiflungsvoll entgegenſprangen und kläglich weinend riefen: Et vous, vous avez le cœur, de tuer une jeune demoiselle, comme moi. Aber der Befehl war da und mußte vollzogen werden. Diese Damen hatten bin und wieder viele Kostbarkeiten bei ſich; ich selbſt fand einmal bei einer neun Louisd'ors in Gold. Das fürchterlichſte waren die bekannten Noyaden. Schwangere und kranke Weiber, alte und junge Edeldamen wurden des Nachts haufenweise in der Loire erſauft. Carrier und ſeine Helfershelfer hatten einmal ein ganzes Frauenſtift, der jungen Mädchen halber, die ſich darin befanden und die ſie genoſſen, lange verſchont, bis ſie endlich von Robespierre den beſtimmten Befehl erhielten, ſie hinzurichten, dann konnten ſie nicht länger ſäumen. — So angeſehen und gefürchtet Carrier in Nantes war, ſo brachte es doch die damalige republikaniſche Stimmung mit ſich, daß auch ſeine Untergebenen mit ihm ganz vertraulich und höchſt ungenirt ſprachen. Wir gingen damals ſehr häufig ins Theater, wohin wir unſere Maitreſſen führten, wir Soldaten nicht minder, als Carrier und ſeine ihm beigegebenen Generale. Wie wir der Reihe nach ins Theater kamen, ſo ſetzten wir uns nieder. Ich erinnere mich noch lebhaft genug, daß ich eines Abends, mit mehreren Frauenzimmern am Arm, ins Theater kam. Bald nach mir kam Carrier, ebenfalls mit einigen Schönen: lève toi, fais moi place! herrſchte er mich an; aber ich antwortete ganz ruhig: j'ai aussi bien payé que toi; je veux rester ici, und der Deputirte mußte mit ſeinen Donzelles hinter mir Platz nehmen. Als ich kurze Zeit hernach eine Liqueurflaſche hervorzog, einen Schluck davon nahm und meinen Kameraden in der Nähe anbot, klopfte mir Carrier dennoch auf die Schulter und ſagte: donnes-moi à boire un coup aussi! und mit Vergnügen reichte ich ihm die Flaſche hin, aus der er einen tüchtigen Zug that." S. 103.

Vom echtſoldatiſchen aber eben darum unritterlichen Geiſt unſeres Tambours bekommt man einen Begriff wenn man Folgendes lieſt: „Ich ging mit einem neuen Federbuſch geſchmückt auf dem Pont neuf ſpazieren. Neben dieſer Brücke ſtand ein Thurm, der in jenen Zeiten zum Gefängniß diente. Hier ſaßen mehrere junge Edeldamen, die meiſt auf die bloße Anklage hin, einer ariſtokratiſchen Familie anzugehören, ins Gefängniß geſetzt waren. Es beſtand damals die Verordnung: Ein republikaniſcher Soldat könne gefangene Edeldamen heirathen und machte ſie dadurch von jeder Strafe frei; aber er mußte zugleich in jeder Beziehung für ſie gut ſprechen. Machte ſie ſich ſpäter irgend eines ariſtokratiſchen Complotts ſchuldig, ſo wurde er von vornherein als Mitſchuldiger betrachtet. Jene Edeldamen im Thurme nun, die ſich ſehr nach ihrer Freiheit ſehnen mochten, riefen uns von ihren Gefängniſſen aus, Billetchen in der Hand haltend, zu, citoyen, citoyen! Wir wußten ſchon, was dieſe Billetchen bedeuteten; ſie boten ſich darin dem oder jenem von uns zur Frau an. Da es nun hübſche Mädchen waren, ſo fragten wir zur Entgegnung ſogleich, wem von uns dieſes oder jenes Billet gelte, und ſie ſetzten uns darüber ins Reine. Ich war der Zweite, dem ein Billet zugeworfen wurde. Es ſtand zugleich darin, wir ſollten in das Zimmer des Schließers (Geolier) kommen, wo wir zuſammen ſprechen könnten. Wir gingen zum Geolier und ließen die Mädchen herunterholen. Dieſe liefen ſogleich auf ihre Auserwählten zu; die meinige ſetzte ſich auf meinen Schooß, überhäufte mich mit Liebkoſungen und Küſſen und entwickelte eine überſtrömende Zärtlichkeit. „Es ſtehe in meiner Macht, ihr das Leben zu retten, ſie habe ein bedeutendes Vermögen, ein Schloß in der Vendée u. dgl. Wir ließen Wein und Backwerk auftragen und verſprachen, theils durch die Reize und das Unglück der Mädchen gerührt, theils durch die Ausſichten, die ſie uns eröffneten, geblendet, denſelben aufs Feierlichſte, wir werden ſie heirathen. Wirklich gingen wir am folgenden Tage zu unſerem Kapitän und ſtellten ihm die Sache vor. Dieſer aber machte uns vernünftigerweiſe darauf aufmerkſam, wie viel wir wagen würden, unbekannte ariſtokratiſchen Familien angehörige Mädchen zu heirathen, für die wir gutſtehen müßten, und die, ſobald ſie der Guillotine entlaufen ſeyn würden, die erſte Gelegenheit zu entweichen, ergreifen und uns dann um den Kopf bringen würden. Kurz er ſagte uns, er würde es in hohem Grade ungern ſehen; wenn uns ſein ernſter Wunſch etwas werth ſey, ſo ſollen wir von unſerm Vorhaben abſtehen. Dieß brachte uns zur Vernunft zurück. Doch wollten wir den Mädchen wenigſtens eine Antwort ſagen, gingen daher zum Schließer, um ſie wieder holen zu laſſen. Allein man hatte ſie ſo eben zum Tode verurtheilt und wir konnten ſie nicht ſehen. Am folgenden Morgen

Digitized by Google

um 11 Uhr ſollten ſie guillotinirt werden. Auf dem Platz, auf welchem die Guillotine arbeitete, ſtand ein Kaffeehaus; hier frühſtückten wir dieſen Morgen. Um 11 Uhr brachte man die Unglücklichen; auf unſer Wort noch vertrauend blickten ſie überall ſchmerzlich und ſehnſüchtig herum, und ſuchten uns; wir vermieden ihre Blicke, die immer angſtvoller wurden, je näher ſie dem Schaffote kamen, ſorgfältig. Meine Auserwählte war die zweite, die das Schaffot beſtieg, und in wenigen Augenblicken waren die fünf hübſchen Mädchen nicht mehr." S. 106.

Auch der Vernichtung der Emigrantenarmee bei Quiberon wohnte Steininger bei, blieb aber während der ganzen Schreckenszeit in der Bretagne und kam erſt 1798 nach Toulon, wo er mit der ägyptiſchen Armee eingeſchifft wurde. Es war ihm jedoch nicht vergönnt, ſich in Aegypten Lorbeeren zu ſammeln, denn er blieb krank in Kairo liegen. Nachher ſchickte man ihn mit nach St. Domingo gegen die Neger. Hier blieb er einige Zeit und wurde Vater eines Mulatten, mußte aber ſeine Negreſſe wieder verlaſſen, indem er nach Frankreich zurückkehrte. Er wurde ſofort bei der Beſetzung von Hannover, in dem kleinen Feldzug gegen die Spanier auf den däniſchen Inſeln, 1809 in Oeſterreich verwendet, machte aber den Feldzug nach Rußland nicht mehr mit, ſondern wurde als Veteran auf die Inſel Oleron verſetzt, denn er diente nun Frankreich ſchon zwanzig Jahre lang und war ſchon ein Fünfziger, immer aber noch nicht mehr als Tambour-maitre, zwar ohne Wunden, aber auch ohne Ehrenzeichen. Im Veteransdienſt machte man ihn zum gemeinen Kanonier. Als Napoleon geſtürzt war, fiel ihm ein, ſein Vaterland wiederzuſehen, und leichtſinnig alle Anſprüche auf Verſorgung in Frankreich aufgebend, nahm er ſeinen Abſchied, der in dem vorliegenden Buch wörtlich abgedruckt iſt und ihm die Theilnahme an 16 Feldzügen bezeugt. Aber eben ſo leichtſinnig nahm er, als er unterwegs von der Rückkehr Napoleons (Frühjahr 1815) hörte, gleich wieder Dienſt bei den Franzoſen und ſtand als franzöſiſcher Grenadier-Sergeant ſeinen eigenen Landsleuten, den Württembergern, bei Straßburg in offenem Felde gegenüber. Als nun aber Napoleon zum zweitenmal überwunden wurde und der König von Württemberg eine Amneſtie ertheilte, kehrte Steininger endlich in ſein Vaterland zurück. „Ich war 52 Jahr alt. Gelernt hatte ich, von früheſter Jugend auf unter Soldaten aufgewachſen, eigentlich nichts; ich konnte leſen und ſchreiben, ich hatte auf dem Zug nach Aegypten auf dem Schiffe das ſogenannte Häkeln und Stricken, und dann für mich ſelbſt auch die Schneiderei ſo weit gelernt, daß ich das Nöthigſte paſſabel anfertigen konnte, aber ich hatte keinen Lehrbrief und kein Meiſterzeugniß aufzuweiſen und konnte mich alſo damit in jedem Falle nur kümmerlich durchbringen. Sonſt aber beſaß ich noch allerlei Kenntniſſe: ich konnte Hunde abrichten, Körbe flechten, Stöcke ſchneiden, Vögel fangen, ohnehin, da ich noch ein rüſtiger Mann war, ſchwere Arbeiten aller Art thun, und, wie ſchon angedeutet, Handſchuhe und dergleichen aus Wolle verfertigen, Strümpfe ſtricken, kurz Alles, was man ins Haus braucht. Mit dieſen Eigenſchaften und mit frohem Muthe ausgerüſtet, betrat ich den vaterländiſchen Boden wieder." S. 132.

Dieß waren die Ausſichten eines Mannes, der vierzig Jahre lang Soldat geweſen in den größten und denkwürdigſten Kriegen, welche die Welt geſehen hat. Ohne Rang, ohne Ehrenzeichen, ohne den geringſten Anſpruch auf eine Verſorgung kam er aus dem Frembendienſt heim und mußte ſich von Handarbeit nähren, bis man ihn zum Landjäger und endlich zum Unteroffizier in einer Garniſonscompagnie machte. Da fiel es ihm in ſeinem Leichtſinne wieder ein, trotzig den Abſchied zu fordern und mit einem Mädchen ſein Glück zu verſuchen. Er erhielt den Abſchied, verlor aber das Mädchen und alle Ausſicht auf eine Verſorgung im Alter, ging wieder nach Frankreich, arbeitete eine Zeitlang in den Gießereien in Straßburg, wurde aber krank und kehrte, da man in Frankreich keinen Ausländer mehr als Soldaten anſtellte, abermals nach Württemberg zurück. Nachdem er hier im größten Elend noth- und hülflos eine Zeitlang zugebracht, erbarmte ſich ſeiner der damalige Kriegsminiſter von Franquemont und verſchaffte ihm eine Tamboursſtelle auf demſelben Asberg, auf dem er ſchon als Jüngling die Trommel geſchlagen. In dieſer Stellung blieb er bis 1838, wo ihn der König in den Ruheſtand verſetzte, ihn wegen treuer Dienſte mit einem Verdienſtkreuz decorirte und ihm als Invaliden freie Wohnung, Tiſch ꝛc. auf dem Asberg zuerkannte bis an ſeinen Tod, der im Laufe des Octobers dieſes Jahrs erfolgt iſt, kurz nachdem ſeine Lebensgeſchichte im Druck erſchienen war. Alle ſeine Kameraden liebten ihn als einen guten und immer heitern Greis.

Obgleich nur das Leben eines Geringen im Volk, bietet dieſes Leben doch Stoff genug zum Nachdenken über die Zeiten, die Gott ſey Dank nun hinter uns liegen.

Geſchichte.

Das magufaniſche Europa. Fünfte Abtheilung und Schluß. Afrika, Amerika und Atlantis. Mit zwei Steindrucktafeln. Meiningen, 1841.

Der ungenannte Verfaſſer verfolgt mit ungemeinem Scharfſinn die Spuren, die aus der alten Welt in die neue hinüberleiten. Bekanntlich zeigt die amerikaniſche Menſchenrace eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der mongoliſchen

Digitized by Google

in den breiten Backenknochen; bekanntlich hat man bei ihr auch Gegenstände wiedergefunden, die man bisher nur in Japan und China kannte. Also glaubte man auf eine Auswanderung aus Nordasien nach Nordamerika schließen zu müssen. Nun haben sich aber auf den südamerikanischen Denkmälern wieder Sinnbilder und Kunstformen gefunden, die viel mehr an Aegypten, Phönizien und Indien erinnern. Also glaubte man auf eine Einwirkung von Afrika oder Europa her schließen zu müssen. Unser Verfasser geht ausschließlich der letztern Spur nach und bringt die amerikanische Race in Verbindung mit den Galen oder Kelten. Man braucht diesen Namen nur auszusprechen, um sich auf dem Gebiet der interessantesten, aber auch leider luftigsten Hypothesen zu befinden. Indeß, da der Verfasser selbst seine Meinung für nichts mehr als eine Hypothese ausgibt, so können wir ihm ohne Aengstlichkeit in der geistreichen Durchführung derselben folgen.

Die Galen sind ihm dasjenige große Volk, das allen andern Ausströmungen aus der großen Völkergebursstätte Asiens nach Westen voranging. Nur in Afrika fand es bereits die schwarze Race vor, unterwarf sie und brachte ihr die erste Kultur. In Aegypten am Nil erkennt der Verfasser die erste Hauptstation der Westwanderer. Von hier läßt er sie vertrieben werden, sich aber ausbreiten im Innern Afrikas, dort vermischen mit den Schwarzen und noch heute forteristiren als Fulahs, Fellatahs und Gallas, bei denen bekanntlich eine entsprechende Sage noch die Erinnerung nordischer Abkunft und ehemaliger weißer Farbe erhalten hat. Vergleiche Karl Reisen in Abyssinien S. 107. Ein anderer Theil der Wanderer kam an die Mündung des Senegal, fand dort in der Aloe den für seine Kultur so unentbehrlichen Papierstoff wieder, den er in Aegypten verlassen hatte und nannte das Land Amagnemequn, d. h. Land des verschleierten Papyrus. Von hier aus bevölkerte er wahrscheinlich die versunkene große Insel Atlantis und sofort Amerika selbst, wo er in Mexiko die Agave fand, die ihm als Aloë und Papyrus dienend fortwährend Bedingung seiner Kultur blieb, daher er dankbar auch dieses Land wieder Amagnemequn nannte. Wieder ein anderer Theil des großen Wandervolks setzte nach Spanien über und dehnte sich bis Irland aus, nicht zu gedenken der Skythen, die der Verfasser ebenfalls, als Bevölkerer des nördlichen Europa, zu Stammbrüdern der Galen macht.

Der Phantasie ist es gewiß sehr schmeichelhaft, einem so interessanten alten Kulturvolk auf so neuen Wegen zu folgen. Indeß ist denn doch das Physische der weißen Irländer und Basken einerseits, der schwarzen Gallahs andererseits und der rothen Indianer Amerikas von dritter Seite so sehr verschieden, daß eine Zurückführung aller dieser Völker auf ein und dasselbe Wandervolk gar sehr gewagt erscheint. Frägt man die physische Beschaffenheit der Race, so kann man schwerlich an eine andere Herkunft der Amerikaner denken, als aus dem nördlichen Asien. Frägt man die Ueberreste ihrer Kultur, so kann man sich die Verwandtschaft derselben mit alteuropäischen Denkmälern wohl genügend aus einer bloßen Einwirkung, etwa von phönizischen Schiffen oder auch von Bewohnern der zweifelhaften Atlantis her, erklären, ohne daß man an eine Abstammung des Volks von daher zu denken braucht.

Daß der Hahnenkampf auch auf mexikanischen Denkmälern vorkommt, ist nicht zu verwundern. Er ist ein allen alten Völkern gemeinschaftliches Symbol, des Lichts im Gegensatz gegen die Finsterniß. Wenn Galah im Phönizischen Wanderer heißen und der Name Gallus erst vom Wandervolk (Galen) auf den Hahn übergetragen worden seyn soll, so läge vielleicht näher, an Hall, Schall, (Nachti-) Hall zu denken und den Namen vom gellenden Hahnenruf herzuleiten. Indeß galt der Hahn und gilt noch jetzt als Sinnbild der Auswanderungen. In den südrussischen Steppen sitzt, nach Kohl, je auf dem ersten Wagen der großen Karawanen hoch oben ein Hahn, der dem ganzen Zug gleichsam als Uhr dient. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man ihn auch schon in älteren Zeiten auf diese Weise benutzt hat.

Roman.

Der Braut Tagebuch. Von Henriette Hanke. Hannover, Hahn, 1841.

Vierhundert Seiten, also ein ziemlich langes Tagebuch, zum Beweise, daß die arme Braut lange hat warten müssen. Indeß sehen wir sie zuletzt desto glücklicher am Ziel ihrer stillen Wünsche anlangen. Der ganze Roman ist, wie alle Romane der Frau Hanke, sinnig, reich an Menschenkenntniß und durchdrungen von einem sanften Zuge echter und reiner Weiblichkeit. Zwar klingt es sonderbar, wenn die Verfasserin sich beklagt (S. IX der Vorrede), daß in unsern Tagen die Damen lieber berühmt als geliebt seyn wollen, und daß sie von dem „sanften und stillen Geist der Frauen spricht, der da köstlich ist vor Gott," sofern sie doch selbst eine Schriftstellerin ist; — allein man kann ihr in der That das Zeugniß nicht versagen, daß sie auch als Schriftstellerin nur vorzugsweise Hausfrau und Mutter ist, ihr Geschlecht nie über seine natürlichen Schranken hinauszuführen und männisch zu machen, sondern vielmehr ihm das Glück und den Werth der ihm von der Natur angewiesenen nach außen beschränkteren, aber nach innen desto reicheren Bestimmung anzupreisen strebt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 23. November 1841.

— Longæ finis chartæque viæque.
Horat:

Briefe aus Syrien.

Lezter Brief.

Wir hatten heute einen ganz ähnlichen Weg, wie gestern. Nachmittags gegen drei Uhr sahen wir vor uns ein kleines Dorf liegen, das uns wunderlich vorkam. Jedes der niedrigen Häuser schien, was wir sonst nie gesehen hatten, auf der Terrasse eine Menge Schornsteine zu haben, die von der Höhe wie das Haus selbst, aber mit einem kleinen Kuppelbach bedeckt waren und nach allen Seiten kleine Löcher hatten. Als wir näher kamen, wurde unsere Jagdlust rege, denn das ganze Feld und selbst die Straße war mit zahllosen Schaaren von Tauben bedeckt, die so zahm waren, daß sie unter die Hufe unserer Pferde liefen. Schon wollten wir einige Schüsse unter sie thun, als der Chef unserer Beduinen uns davon abhielt: es seyen keine wilden Tauben, sondern zahme, die in den von uns für Schornsteine gehaltenen Aufsätzen der Häuser nisteten und täglich in großer Anzahl nach Cairo geliefert würden.

So näherten wir uns denn rasch der Hauptstadt und hatten schon den Umkreis erreicht, in dem sie ihre gierigen Fänge ausstreckt, um Nahrung für sich herbeizuschleppen. Auch kamen wir Nachmittags an ein großes Gebäude, von mehreren kleinen umgeben, wie man uns sagte, eine Anstalt zur Erziehung der Kinder egyptischer Soldaten. Da jeder dieser Vaterlandsvertheidiger sich verheirathen darf, so ist es nicht mehr als billig, daß der Staat auch für die hieraus entstehende Generation sorgt; denn das Weib des egyptischen Soldaten begleitet den Mann in's Feld, um ihn zu bedienen; sie putzt seine Waffen und Uniformsstücke, sorgt in den meisten Fällen für die Unterhaltung und Wartung des Pferdes und bereitet ihrem Gemahl das Brod, indem sie das Korn oder den Reis, den der egyptische Soldat empfängt, auf einer kleinen Handmühle mahlt und runde dünne Kuchen daraus backt; eine Masse von Geschäften, die sie, wenn ihr obendrein auch noch die Last anklage, ihre Kinder um sich zu haben, deren in den meisten Fälle nicht wenige sind, völlig erdrücken würde. Deßhalb können sie die Knaben, wenn sie das dritte Jahr erreicht haben und gesund und stark sind, an jene Erziehungshäuser abliefern, die dann nach Landesart für sie sorgen; d. h. die Kinder lernen etwas im Koran lesen und werden dabei frühzeitig, da sie Soldaten werden sollen, zu allen möglichen Waffenübungen angehalten.

Die Gebäulichkeiten dieser Erziehungsanstalt waren ziemlich geräumig und aus Steinen aufgeführt; es schien aber, als würden sie nicht sonderlich unterhalten. Wir hatten nicht Zeit, das Innere zu besehen, doch ließen wir uns später in Kairo darüber unterrichten und hörten,

Digitized by Google

daß die Einrichtung sehr einfach ist. Das Ganze besteht außer kleinen Zimmern, worin die Zöglinge am Boden auf Strohteppichen schlafen, und einem gemeinschaftlichen Saale, wo man sie im Lesen unterrichtet, nur aus einem großen Hof zum Spielen und einem Garten, oder vielmehr einem Stück Feld, wo sie im Bebauen und Bewässern der Aecker unterwiesen werden. So gut und menschlich vielleicht der Zweck einer solchen Anstalt seyn mag, und so sehr sie dem ägyptischen Soldaten bei der uns sehr mißlich erscheinenden Erlaubniß, sich verheirathen zu dürfen, seine Lasten erleichtert, so schlimm wirkt das Zusammenwohnen dieser Kinder, die in den meisten Fällen schon zuvor verdorben sind, auf ihre Sittlichkeit.

Es war bereits Abend geworden, als wir unser letztes Nachtquartier vor Kairo erreichten, worüber wir Europäer uns nicht wenig freuten. Aber unsere Beduinen und Kameeltreiber wären, als wir die Wüste einmal hinter uns hatten, mit uns, glaube ich, durch das Delta bis nach Oberegypten gezogen; so gut, wie sie und ihre Thiere es bei uns hatten, bekamen sie es schwerlich so bald wieder. Besonders gefielen ihnen die ungeheuren Portionen Pilaw, die Giovanni täglich für sie zubereitete, und die sie in Ermanglung einer großen Schüssel aus den kleinen Gefäßen, die er einigemal für sie füllte, auf einen zusammengefalteten Burnus schaufelten und von diesem mit den Handen zum Munde führeten. Auch verschmähten sie, ihrem Gesetz zum Trotz, die Ueberreste eines schlechten rothen Weins nicht, den wir zuweilen in den egyptischen Dörfern fanden und ihnen zukommen ließen.

Die Einwohner des Dörfchens, bei dem wir lagerten, drängten uns mit den mannigfaltigen Artikeln, die sie zu Verkauf brachten, so sehr, daß wir unsere Leute um die Zelte stellen mußten, um sie einigermaßen abzuhalten. Da viele mit denselben Artikeln kamen, so fiel uns oft die Wahl schwer; denn obgleich eifrige Concurrenten, überboten sie sich doch nicht, wie bei uns, im Herabsetzen der Preise, sondern hielten sie in einer verdrießlichen Uebereinstimmung auf derselben Höhe, weßhalb sich unser Kapitän, der meistens die Einkaufe besorgte, damit half, daß er nur von den hübschesten jungen Weibern und Mädchen etwas nahm, worüber die alten ein gewaltiges Geschrei erhoben. Es gab ein solches Gezänk, ja am Ende ein Handgemenge, daß wir vor lauter Lachen mit unserm Geschäfte inne halten mußten. Nichts possierlicher, als der Eifer, ich möchte sagen die Wuth, mit der die Weiber, schwer bepackt, herbeirannten, um ihre Artikel durch Anpreisungen und Liebkosungen an den Mann zu bringen. So kamen welche, die auf dem Kopf ein Körbchen mit Butter und Eiern, unter einem Arm einige Hühner, in der andern Hand ein Gefäß mit Milch trugen, und trotz dem Drängen und gegenseitigen Stoßen diese Sachen so geschickt zu balanciren wußten, daß sie nichts davon verschütteten und zerbrachen. Ein paar kleine schmutzige Kinder hielten sich meistens am blauen Hemd ihrer Mutter fest, und da sie aus Angst vor den Franken nicht wagten, dieses Asyl zu verlassen, so wurden sie beim Vordringen mit fortgerissen und beim Zurückstoßen nicht selten unsanft auf den Boden gesetzt, und ihr Gekreisch mischte sich harmonisch mit dem Geschrei der Weiber. — Endlich hatten wir glücklich unsern Bedarf an Lebensmitteln beisammen; es war wenig, hatten wir ja morgen nicht mehr nöthig, unsern Pilaw und unsere Hühner selbst zu kochen. Wir zogen uns in's Zelt zurück, um dem Schwarm zu entgehen, mit dem wir aus verschiedenen Gründen nicht zu sehr in Berührung kommen mochten.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungen auf der Eisenbahn.

(Fortsetzung.)

„So ernst dieß in der Wirklichkeit wäre," sagte der Doktor, „so ergötzlich ist es in der Vorstellung, und das Ding ließe sich ganz artig ausmalen. Denken Sie sich, daß diese unerwarteten Gäste uns an Kultur, an Waffen und dienstbaren Thieren auch nur so überlegen wären, wie Cortes und die Seinigen den Eingebornen der neuen Welt. Unser Bücher- und Zeitungswesen sinkt dann zum Werthe jener naiven gemalten Bulletins herab, in denen dem Kaiser von Mexiko die Landung der weißen bärtigen Männer gemeldet wurde; unsere Dampfschiffe und Fregatten, unsere Sbrapnels und Pairdans, und die elektromagnetische Locomotive, noch ehe sie fertig geworden, sind plumpes, ungeschicktes Spielzeug; unsere ganze hohe Bildung, von den Systemen unserer Philosophen bis zur Grazie unserer Damen, wird zum Gespötte eines übermüthigen, von der Natur begünstigteren Geschlechts. Und geben wir ihnen vollends die Launen der Spanier — wie wenn sie uns hartnäckig ein Dogma vorpredigten, von dem wir keine Silbe verständen, und uns mit kanonenschußfesten Ungeheuern zu den Ceremonien ihres Gottesdienstes bezten?"

„Ich wäre begierig," meinte ich, „ob wir für sie auch frohnen und bergwerken müßten. Ich sehe nur nicht ab, was bei uns ihre Lüsternheit reizen könnte; unser Bischen Gold schwerlich." — „Aber vielleicht unsere hübschen Weiber," sagte unser Handelsmann mit einem lachenden Blick auf die Münchner Schöne. — „Schweigen Sie," rief diese; „das sind abscheuliche Gedanken!" — „Da käme es gleich darauf an," sagte der Doktor, „ob die Eroberer aus dem rauhen Mars wären oder aus der galanten Venus. Krieger oder Stutzer — was wäre wohl schlimmer, mein Fräulein?" — „Was weiß ich! Das sind tolle Geschichten! — Aber wahr ist's, es ist

Digitized by Google

luſtiger, wenn man die Leute zu uns herunterkommen läßt, als wenn wir in die Sterne hinaufgehen. Hier iſt doch eine Natur, eine wirkliche Welt, in der man ſie thatthieren laſſen kann, wie man will; verſetzen aber wir uns hinauf, ſo bringen wir nichts mit als unſern Geiſt, und wiſſen noch dazu nicht immer recht, was wir damit anfangen ſollen. — Doch Sie ſcheinen bis jetzt vorauszuſetzen, daß die Fremdlinge körperlich ungefähr waren wie wir; aber wie, wenn ſie größer, viel größer wären? Ich weiß nicht, bösartige Leute, ſo viel geſcheiter als wir, ſonſt aber nicht viel anders — dieſer Gedanke iſt mir noch unheimlicher, als wenn ich mir Rieſen vorſtelle. Dieſe wären vielleicht ſo gut gegen uns, wie Gulliver gegen die närriſchen kleinen Menſchen in Lilliput."

„Verlaſſen Sie ſich nicht darauf," ſagte der Doktor. „Wenn dieſe himmliſchen Titanen auch noch ſo viel Toleranz und Philoſophie, noch ſo vortreffliche Grundſätze mitbrächten, an Leidenſchaften, die ſie auf unſere Unkoſten befriedigten, fehlte es ihnen ſicherlich nicht, und wäre es nur Liebhaberei für Naturgeſchichte und für die Kunſt. Laſſen Sie die Gelehrten der Expedition nach München kommen — da würden ſie ſchön aufräumen! Glyptothek und Maria Hilfkirche in der Au wären für ſolche Sammler wie die Architekturſtücke auf unſern Weihnachtstiſchen. Alles ſauber in leere Tonnen verpackt, und fort damit! Die Herrn baben zu Hauſe Curioſitätenkammern, in denen man die verſchiedenen Kulturſtufen in ein paar Dutzend Sonnenſyſtemen ſtudiren kann, wie im britiſchen Muſeum das Koſtüm aller wilden Nationen der Erde. Den Kurfürſten Maximilian ſteckte einer als Briefbeſchwerer in die Taſche, und ſchwerlich würden ſie ermangeln, auch menſchliche Exemplare mitzunehmen, lebendig oder in Spiritus."

„Und wie kann man glauben," ſagte ich, „daß ſie ſich den Spaß verſagten, ſich in unſere Welthändel zu miſchen und nach großem Fuß Geſchichte zu machen! Hat doch auch Gulliver nicht umhin gekonnt, in Staatshandeln zu interveniren und durch Entführung der Flotte von Bleſuscu den ordentlichen Lauf der Ereigniſſe zu brechen. So ein Luftſchiff voll Polypheme hätte bald den orientaliſchen Angelegenheiten eine entſcheidende Wendung gegeben. Sie dürften nur den Ruſſen die Hinterthür verſperren und den Bosporus verſchütten. Halſen ſie dem himmliſchen Reich, ſo könnte bald ganz Europa chineſiſch ſeyn, und es gibt Leute genug bei uns, denen der blaue oder gelbe Amtsknopf vortrefflich ſtände."

„Einmal auf ſolcher Bahn," nahm der Doktor wieder das Wort, „findet unſere Einbildungskraft kein Ende und Ziel ihrer Bilderjagd. Erlauben Sie aber, daß ich ausſpreche, was mir der feſte, fruchtbare Kern aller dieſer luſtigen, phantaſtiſchen Gebilde erſcheint. — Wir denken uns vernünftige Weſen höherer Ordnung als wir, die auf irgend eine Weiſe von unſerem Wohnplatz Kenntniß nehmen, der, ein unbedeutender Planet, ſich um einen ungeheuern Körper bewegt, welcher feinerſeits wahrſcheinlich gegen höhere Welten völlig verſchwindet. Wie wir dieſe Weſen körperlich und geiſtig ausſtatten, das iſt gleichviel. Mögen ſie den Jammer der Menſchheit, den eingebornen, wie den, den ſich die Thorheit des Menſchen ſelbſt ſchafft, gar nicht begreifen können, weil er ihnen zu klein iſt, wie uns der Schmerz des Wurms; mögen ſie in unſer Staatsleben mit demſelben Gefühle der Ueberlegenheit und Freiheit hereinblicken, wie wir in den Ameiſenhaufen oder in den geometriſchen Haushalt der Biene; ja ſie ſollen den belebten Staub an der Oberfläche der Erde unter dem Mikroſkop betrachten müſſen und nur mit hundertfacher Vergrößerung in dieſem Schachſpiel der Geſchichte, das immer fortgeht, ſo oft auch Matt! gerufen wird, den König vom Bauer unterſcheiden können: das iſt Alles einerlei unſerm innigen Gefühl gegenüber, daß dieſe Weſen in unſerer äußern Natur und in den Schöpfungen unſeres Geiſtes denſelben Geiſt Gottes erkennen müſſen, der auch bei ihnen die äußere und die innere Natur, das Reich der Materie und das der Seele nach Einem Grundgeſetz gebildet hat."

„Das Gefühl der Einheit der allgemeinen Vernunft, die ein geiſtiges Band um alle denkenden Geſchöpfe ſchlingt, wird von den heutigen Naturanſichten auch auf der materiellen Seite unterſtützt. Der mechaniſche Begriff der Welt macht einem organiſchen Platz. Man trennte früher die ſogenannte todte Natur ſtreng von der lebendigen, ſtellte ſie einander gegenüber. Nur der Materialismus vermaß ſich, die organiſche Welt, und den Geiſt ſelbſt, den mechaniſchen Geſetzen zu unterwerfen; er empörte, weil er das Leben zu verläumden ſchien. Heute verſöhnt ſich dieſer Widerſpruch dadurch, daß man nicht etwa den Geiſt für eine Schwingung der Materie hält, ſondern die Materie ſelbſt vergeiſtigt. Man faßt jetzt das, was im lebenden Weſen thätig iſt, und das, was im unbelebten Stoff die Theilchen nach feſten Geſetzen ſich zuſammenordnen und auflöſen, ſich anziehen und abſtoßen läßt, nicht als Gegenſätze, ſondern als Stufen und Wandlungen deſſelben Dings."

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Schluß.)

Der Stadt König Dagoberts. — Das Odeon.

Große Reſtaurationen ſind in den letzten Jahren in der ehemaligen Abteikirche zu St. Denis vorgenommen worden, welche bekanntlich die Gruft der Könige von Frankreich enthält. Man hat ſo viel möglich die alten Grabmäler wieder hergeſtellt, die Fenſtermalereien ergänzt, eine große Orgel gebaut, welche man bereits in den Tagesblättern mit den größten vorhandenen Orgeln vergliechen hat; auch der Kirchenſchatz, der

Digitized by Google

ehemals so reich an merkwürdigen Sachen war, konnte wies der einigermaßen vergestellt werden. Deutlich hat man den berühmten Sessel König Dagoberts wieder nach St. Denis gebracht, welcher seit der Revolution im Antikenkabinet der königlichen Bibliothek aufbewahrt wurde. Dieß hat jedoch zu heftigen Auftritten in den Tagesblättern Anlaß gegeben. Die Sache verhielt sich so. Bei seinem letzten Besuche zu St. Denis bemerkte der König einen altertümlichen Sessel. Man sagte ihm, es sey eine getreue Nachahmung des ächten Sessels König Dagoberts, welcher sich auf der königlichen Bibliothek befinde. Ludwig Philipp äußerte, die Abtei müsse den ächten Sessel wieder haben, und er werde deßhalb die nöthigen Vorkehrungen treffen. Er sprach in der That mit einem der Minister davon, und dieser berieth sich mit den Vorstehern der königlichen Bibliothek; sie machten jedoch eine traurige Einwendung. Die Kostbarkeiten von St. Denis waren durch ein Gesetz des Nationalkonvents in der Bibliothek niedergelegt worden, folglich konnte nur die Aufhebung dieses Gesetzes die Regierung ermächtigen, etwas davon an einen andern Ort zu versetzen. Es scheint, daß Monate lang darüber hin und her geschrieben und gesprochen wurde. Deutlich aber schrieb der Minister des Innern an den Bibliothekvorsteher, der König verlange, der alte Sessel Dagoberts solle der Abtei von St. Denis zurückgegeben werden. Die Ausliefrung erfolgte, aber erst, nachdem die Konservatoren des Antikenkabinets ein Protokoll über die Art der Zurückforderung aufgesetzt und unterzeichnet hatten. Im konstitutionellen Sinne hat der verantwortliche Minister einen Fehler begangen, denn eine Ordonnanz kann kein Gesetz aufheben; ferner ziemt es einem verantwortlichen Minister nicht, den Willen des Königs vorzuschützen. Wäre die Sache wichtiger, so würde sie vielleicht in der künftigen Session der gesetzgebenden Kammern zur Sprache kommen; aber wegen der Versetzung eines alten Sessels verlohnt es der Mühe nicht, und somit hat sich der Widerstand auf das Protokoll der Konservatoren und auf einige Späße in den kleinen Blättern beschränkt. Es gibt ein altes Volkslied, welches ein treuherziges Gespräch zwischen dem Könige Dagobert und seinem Rath, dem heiligen Eloi oder Eligius, enthält. Dieses hat man parodirt, indem man den alten König Dagobert mit dem heiligen Dionysius, dem Patron der Kirche zu St. Denis, ein Zwiegespräch halten läßt. Der Heitze hat große Lust, den Sessel des Königs zu besitzen, und König Dagobert sagt ihm denselben zu.

Eine wichtigere Tagesbegebenheit war die Wiedereröffnung des Odeontheaters am Ende letzten Monats. Im vorigen Winter spielte noch die italienische Oper in diesem Theater; aber die reichen Familien, welche in dieser Oper Logen haben und meistens in andern Stadtquartieren wohnen, verlangten, die Oper solle in ihr Revier verlegt werden. Der Unternehmer mußte nachgeben, obschon es ihn etwa 100,000 Fr. kostete, um einen neuen Saal so bequem und prachtvoll einzurichten, als es die vornehmen Abonnenten verlangen. Das Odeontheater, welches zum Luxemburger Palaste, dem Sitze der Pairskammer, gehört, wurde also leer, zum Aerdruß der Kaffeehäuser, Restaurants und Spezereihändler jener Gegend, welche alle bei der Nähe eines großen Theaters gewinnen. Andererseits verlangten die dramatischen Dichter schon lange die Wiedereröffnung eines sogenannten zweiten Théâtre français, das heißt eines Theaters, welches, wie das erste und Haupttheater, bloß Trauer- und Lustspiele aufführte. Auch viele Schauspieler, welche bei andern Theatern keine Anstellung bekommen können, verlangten es, und somit gab der Minister des Innern den dringenden Vorstellungen der Maires dreier Stadtreviere, der Dichter und Schauspieler nach, und erlaubte die Wiedereröffnung des Odeons mit unentgeltlicher Benützung des Gebäudes. Ein Theaterdichter, d'Epagny, bekam die Direktion und eröffnete das Haus mit einem Vorspiel, in welchem ein Aktienliebhaber, der durch manche lockende Ankündigungen hinter's Licht geführt worden ist, sein Geld in sein gewagtes Unternehmen mehr stecken will. Er sieht beim Theaterdirektor allerlei sonderbare Leute, zuletzt ergibt sich, daß er die ganze Truppe gesehen und eine gute Meinung von derselben bekommen hat. Der Direktor entwickelt ihm die Grundsätze, welchen er bei der Leitung der Theatergeschäfte treu bleiben will. Der Aktionär findet alles sehr vernünftig und entschließt sich zuletzt, an dem Unternehmen Theil zu nehmen, da er an dem Gelingen desselben nicht mehr zweifelt. Das Ding war gut geschrieben, aber das merkwürdigste war, daß darin das Versprechen gegeben wurde, die Dramatik Victor Hugos und seiner Nachahmer solle bei Seite gelassen, also das Publikum mit der nackten Schilderung der grausendsten Verbrechen und Laster verschont werden, welches Versprechen vom Publikum mit Beifall aufgenommen wurde. Victor Hugo ist sicher ein großer Dichter, aber seine Theaterstücke sind barock; das Théâtre français will keinen derselben mehr aufführen, und nur das Poete St. Martinstheater gibt zuweilen noch einige derselben, da es einen Schauspieler, Frédéric Lemaitre, besitzt, welcher sich in den Geist derselben hineinstudirt hat und die Hauptrollen vortrefflich gibt. Nach dem erwähnten Vorspiel wurde ein langes Schauspiel, Mathilde, gegeben, dessen Stoff aus der Geschichte Frankreichs geschöpft, aber vom Verfasser, Sorbelier Lanoue, sehr frei behandelt worden ist. Man hat das Stück lang und die Handlung sehr verworren. Bei dieser ersten Vorstellung hatten sich eine Menge Schriftsteller, besonders Dramatiker eingefunden. Ich sah in einer Loge Herrn und Madame Ancelot, und neben ihnen Martinez della Rosa, also drei Theaterdichter in einer Loge. Wäre der dritte Fall Ausstand in Spanien gelungen, so wäre Martinez vielleicht auf dem Wege nach Madrid gewesen, anstatt der Wiedereröffnung des Odeon beizuwohnen. Jetzt hat er Muße, schmäkt den kleinen Hof Marie Christinens, und schreibt vielleicht wieder Theaterstücke, da es mit den Proklamationen nicht gelingen will. In der folgenden Vorstellung gab der Direktor wieder ein neues Stück: un jeune homme, von einem jungen Dichter Namens Doucet, welcher in den Bureaux des königlichen Haushalts angestellt ist, wie Empis und andere Theaterdichter. Dieses Stück war besser, aber wenigstens unterhaltender als das des ersten Tages. Aber keines von beiden ist geeignet, ein zahlreiches Publikum herbeizuziehen, wie das Odeon eines braucht, wenn es gute Geschäfte machen soll. Mit den Schauspielern war man auch nicht sehr zufrieden und bald zeigte sich eine merkliche Leere der Logen. Das Parterre des Odeon besteht großentheils aus Studenten der juristischen und medizinischen Fakultät. Diese jungen Leute benehmen sich etwas schülermäßig, gaffen die Damen an, rufen ihnen auch wohl zu, und singen die Marseillaise. Dieß macht, daß die Damen dort nicht gerne erscheinen. Das Unternehmen wird daher schwerlich recht in Gang kommen. Das Publikum will etwas Außerordentliches, wenn es von seinem gewohnten Wege abgehen und sich einem neuen Theater zuwenden soll; es kümmert sich wenig darum, ob die Spezereihändler und Kaffeehäuser beim Odeon, ob die Theaterdichter und nicht angestellten Schauspieler ein neues Theater bedürfen oder nicht. Ihm erscheinen nur die Theater nothwendig, wo es sich gut unterhält. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 24. November 1841.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Goethe.

Unterhaltungen auf der Eisenbahn.

(Schluß.)

„Den klugen Leuten des vorigen Jahrhunderts war die Welt ein ungeheures Uhrwerk, das, einmal aus der Hand des Schöpfers entlassen, nie mehr des Aufziehens bedarf, und wo in ewiger Gleichförmigkeit die Räder umlaufen und die Pendel hin und her schwingen: das Ideal des perpetuum mobile, das daher auch nie so albern eifrig gesucht wurde, als in jener Zeit des geometrischen Gedankens. Uns dagegen ist die Welt ein schrankenloser lebendiger Leib, aus einer unendlichen Mannigfaltigkeit einzelner Wesenssysteme gegliedert. Jenen war die Erde eine todte, verschlakte Kugel, nur dazu da, um auf ihrer Fläche Geschlechter von Wesen zu tragen, genannt Thiere und Gewächse, deren ganzes Seyn den Gesetzen des todten Stoffs seltsam widersprach, deren Bewegungen und Aeußerungen sich dem mathematischen und chemischen Begriff hartnäckig, unbegreiflich entzogen. Uns ist die Erde ein Wesen, im Innern bewegt, außen umwebt von mannigfachen lebendigen Kräften, denselben Kräften, deren Spiel das Thier und die Pflanze wunderbar zu einer Welt für sich macht; und dieses Reich der Lebendigen hat die Erde in ihrer ewigen Verbindung mit Licht und Aether aus sich selbst erzeugt und zeugt es fort. — Blicken wir zum Boden nieder, so ist die Erde ein ungeheures Lebendiges, gegen dessen Masse unser Leib zum Atome schwindet; blicken wir hinaus in den Raum, so ist sie ein Atom an einem grenzenlosen Körper, ein Milchkügelchen in der Milchstraße, wenn Sie wollen. Und wirklich, nach unsern gegenwärtigen Begriffen von den Bewegungen der Materie vermögen wir den vom Aether erfüllten Raum und die Menge kreisender und sich verschlingender Sonnen nebst ihrem Gefolge mit nichts besser zu vergleichen, als mit einer organischen Flüssigkeit, in der in sich gerundete, belebte Körperchen schwimmen, die einander anziehen und abstoßen; und so können wir unsere Erde und ein Blutkügelchen mit gleichem Recht eine elektro-magnetische Locomotive nennen."

„Wenn wir den Muth haben, so im Größten nur die Wiederholung dessen zu erblicken, was im Kleinsten wirksam ist, und umgekehrt, so tragen dazu viel die Vorstellungen vom Wesen des Raums und seiner Erfüllung bei, wie sie in neuerer Zeit durch Vervollkommnung des Mikroscops geweckt worden. Die Erfindung der Fernröhren hatte gelehrt, daß unser Blick und unsere Einbildungskraft gleichsam keine obere Grenze des Raums finden. Daß es für uns auch keine untere Grenze desselben gibt, dieß zeigt uns jetzt das Mikroscop zu unserer nicht geringeren Verwunderung. Mit beiden Werkzeugen

Digitized by Google

blicken wir in eine ſchrankenloſe Welt, mit dem einen in die Welt des Größten, mit dem andern in die des Kleinſten. In den flüſſigen und feſten Stoffen der Erde, in den Säften und Organen der Thiere und Gewächſe begegnet unſer Blick einer Theilung und Gliederung der Körper, einer Vollendung des Kleinſten, das immer wieder nicht das Kleinſte iſt, einer Einſchachtelung, die unſere Einbildungskraft faſt noch mehr überwältigt als die Entfernungen und Maſſen des Fixſternhimmels. Jede Handvoll Erde iſt eine Nekropolis mikroſcopiſcher Thiere, und ſomit ein Bild der Ordnung; jeder Waſſertropfen mit ſeinem Gewimmel belebter Atome iſt ein Bild der Welt ſelbſt."

„So fühlen wir uns geiſtig und leiblich mitten in einem allgemeinen Strome des Lebens, der alle Materie mit fortreißt. Die Schöpfung iſt für unſern Geiſt eine unendliche, und gegen dieſe Unendlichkeit iſt Alles in der Welt gleich groß und gleich klein, gleich nah und gleich fern, und der Mittelpunkt der Welt iſt überall, und wo nur ein Weſen denkt, da laufen ihre Radien zuſammen. Und ſo hätten wir ja unſere Erde und uns ſelbſt wieder im Centrum des Alls, aus dem ſie vom einſeitigen Verſtand weggewieſen worden, und das gemeine Gefühl des Menſchen behält auch gegen die Aſtronomie Recht. — Dieſes Gefühl wird ſelbſt durch die allerausſchweifendſte Vorſtellung, die wir von der Welt faſſen mögen, nicht geſchwächt. Wie denkt man ſich gemeinhin die Verfaſſung des Univerſums? Als eine Sammlung von Himmelskörpern, die nirgends eine Grenze hat. Wie aber, wenn der Aether mit all ſeinen Kugeln, die unſer Auge entdeckt, nichts wäre als ein Organ eines ungeheuern Geſchöpfes, nichts als eine belebte, kreiſende Flüſſigkeit in einem feiner Gefäße, und wenn nun dieſes Weſen zu ſeiner, zur wahren Welt in einem Verhältniß ſtände, von dem wir keinen Begriff und keine Ahnung haben? Was wäre damit verändert? Wäre es doch nichts als eine Verkleinerung und Einſchachtelung weiter."

„Es fällt in die Augen, daß ſolche Anſichten und Vorſtellungen zu etwas, das die heutige Geſellſchaft wieder im Innerſten bewegt, in einem ganz andern Verhältniſſe ſtehen als die mechaniſche Anſchauung der Welt: ich meine die uns eingebornen religiöſen Gefühle, den religiöſen Glauben. Daß die ſogenannte Aufklärung, als einſeitige Richtung des Verſtandes auf die Natur, den Glauben ſchwächen, in vielen Gemüthern aufheben mußte, war nur natürlich. Jetzt aber — — — Halt! hier iſt der Augsburger Bahnhof; wir ſind im Augenblick zur Stelle. So entlaſſen auch wir den Dampf aus der Sprachmaſchine, hemmen den Flug müßiger Gedanken und betreten wieder den Boden dieſes Weltkörpers, um nach den auf ihm herrſchenden Geſetzen zu Mittag zu ſpeiſen."

Der Zug hielt und die Geſellſchaft ſtob auseinander. Ich half der hübſchen Aſtronomin aus dem Wagen, wünſchte ihr flüchtig Glück, daß wir in der Lotterie der Eiſenbahnunfälle ein Niete gezogen, und ſah mich dann nach dem Doktor um. Der Mann mit der deutſchen Miſchung von Pedanterie und Laune hatte mich angeſprochen; ich wollte ihn fragen, zu welchem Gaſthof er ſich wende, und mich ihm anſchließen; aber er war verſchwunden. Es kam faſt wie Wehmuth über mich, indem ich des alten Reiſelebens gedachte, des Poſtwagens, dieſes Frühbeets menſchlicher Gefühle, hinter deſſen Scheiben das Pfänzchen Freundſchaft raſch zu augenblicklichem Genuſſe wächſt, wo Unbekannte lange genug beiſammen ſind, daß ſich die Seelen leiſe und loſe verflechten, wo kleine Unfälle die Tagereiſe würzen, wie den Lebenslauf des Glücklichen, und man am ſpäten Ziele mit ſprechendem, wenn auch nicht feuchtem Auge einander die Hände ſchüttelt und wünſcht, wieder einmal im Leben ſich zu begegnen. — Wie anders auf der Eiſenbahn! Wenn kein Unfall, und dann gleich ein ſchwerer, die Gefühle ſtürmiſch aufjagt, ſo ereignet ſich auch gar nichts. Einander mit Schonung und Vorſicht geiſtig zu betaſten, bisher die beſte Unterhaltung und zugleich die ſchönſte Tugend des Reiſenden — dieß wäre eine Arbeit, womit man ſpäter zum Ziele gelangte, als der Bahnzug zum feinigen. So ſchweigt oder ſchwatzt man gleich rückſichtslos; und wer ſchweigt, hält es nicht der Mühe werth, ein Geſpräch anzufangen, und die ſchwatzen, fragen nicht darnach, wo und wie ihre Unterhaltung mit dem Stillſtehen der Maſchine abgebrochen wird, und angekommen kehren ſie einander eileuds den Rücken. Ich hätte gern den Doktor weiter gehört.

Aber im Ernſt, der phyſiſche Zwang, der auf der Eiſenbahn die Geſellſchaft zuſammenhält, iſt mir unheimlich: ein Spottbild der Geſelligkeit. Das Ding erinnert an die elektro-magnetiſche Kraft, welche beſtimmt ſcheint, eine ſo große Rolle in der Kultur der nächſten Zukunft zu ſpielen und zunächſt den Dampf abzulöſen. Wie das galvaniſirte Eiſen zum Magnet wird, der eine Eiſenmaſſe kraftig feſthält, dieſe aber ſogleich fallen läßt, ſobald der galvaniſche Strom unterbrochen wird, ſo hält der Bahnzug vom Moment, wo der Dampf die Räder dreht, einen Schwarm von Individuen unwiderruflich an ſich und zuſammengeketter; keiner kann ohne Gefahr ſeines Lebens der fortreißenden Kraft entſpringen, ſie ſind vereint auf Leben und Tod; aber kaum ſteht die Maſchine ſtill, ſo iſt der Bann gelöſt, und die eben feſt zuſammengeballten Atome fallen auseinander, als wären ſie nie beiſammen geweſen.

Digitized by Google

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Wir berathſchlagten über den Küchenzettel. Heute, am letzten Tag unſerer Wüſtenreiſe, wollten wir ein Uebriges thun, beſonders den noch vorräthigen Zucker, den wir morgen nicht mehr brauchten, gehörig anbringen. Zu dem Ende ſchlug der Baron einen ſüßen Reis vor, was einſtimmig angenommen wurde. Dann waren wilde Tauben da, die wir am Morgen geſchoſſen, Hühner, Eier und ein ſaftiges Stück „Mouton," eine Lieblingsſpeiſe des Engländers, der aber trotz dieſer Auswahl von Speiſen noch einen Pilaw mit Hammelfett wünſchte und deſſen Anfertigung neben den verſchiedenen andern Artikeln ſeinem Koch auftrug, was bald zu einem lächerlichen Streit zwiſchen Beiden Veranlaſſung gab. — Wir ſaßen während des Speiſens dem Kapitän an, daß er mit Verlangen auf ſeinen Pilaw wartete; doch kam er immer nicht. und Huſſeyn wollte ſchon das Tiſchzeug abräumen, als ſich der Engländer nach ſeinem Lieblingsgericht erkundigte, und zu ſeinem nicht geringen Aerger erfuhr, unſer Giovanni habe heute die Küche beſorgt und keinen Pilaw kochen wollen, weil er geglaubt, wir haben an den andern Gerichten genug. Ruhig ließ der Engländer Teller und Beſtecke fortbringen, und erſt nachdem er Kaffe getrunken und eine lange Pfeife angeſteckt, citirte er ſeinen Koch und ſagte ihm im gelaſſenſten Tone: „Beſſewerk, warum haſt du keinen Pilaw gekocht?" Der Koch ſtotterte die Weigerung Giovannis her, und der Kapitän fuhr fort: „So mach jetzt den Pilaw." Wir konnten uns kaum des Lachens enthalten, aber der Kapitän meinte, er kenne dieſe Menſchen; man müſſe ſie das buchſtäblich erfüllen laſſen, was ihnen befohlen worden, und er hatte allerdings Recht.— Wir machten uns mit Raki, den wir im Dorf gekauft, noch einen Punſch zurecht und legten uns dann zum Schlafen nieder. — Ich mochte etwa eine Stunde geruht haben, als ich durch ein gelindes Tellergeklapper erwachte. Schlaftrunken öffnete ich die Augen und glaubte, als ich ſah, daß Huſſeyn den Tiſch deckte, wobei ihm der Kapitän aufmerkſam zuſah, es müſſe bereits Morgen ſeyn; doch ein Blick auf die Uhr belehrte mich, daß es ein Uhr in der Nacht war. Auch die andern Reiſegefährten erwachten, man fragte den Engländer, ob er noch einmal ſpeiſen wolle; dieſer entgegnete ruhig, Huſſeyn werde gleich den vergeſſenen Pilaw bringen. Er erſchien wirklich mit einer bedeutenden Schüſſel voll, und der Kapitän lud uns dazu ein. Wir verſicherten ihm lachend, der Schlaf ſey uns viel lieber als ſein Pilaw, worauf er ſich allein an die Schüſſel legte, einen Löffel voll genoß und dann Huſſeyn befahl, die ganze Beſcheerung wieder fortzunehmen.

Auf dieſe Art zog der Mann ſeine Leute; er hatte im langen Umgang mit dieſen Menſchen gelernt, daß ſie durchaus nicht wie europäiſche Bedienten zu behandeln ſeyen; ein Verweis rührte ſie nicht im Geringſten. Allerdings mißhandelte er ſie zuweilen, aber ſie flogen auf einen Wink von ihm zu ſeinen Dienſten herbei. Mit unſern Leuten war es ganz anders, beſonders mit Giovanni. Der gute Baron behandelte ihn freundlich, verlangte wenig von ihm und ertheilte ihm, ſelbſt wenn er ſehr nachläßig war, nur einen gelinden Verweis. Dafür that dieſer Herr aber auch meiſt, was er wollte, und wenn er es auch nicht wagte, ſich offen gegen den Baron zu empören, ſo verrichtete er doch ſeine Geſchäfte, wenn er ſchlecht gelaunt war, mit dem größten Widerwillen, und uns behandelte er nicht ſelten ſehr nachläßig. Ich habe nie einen Menſchen geſehen, der ſeinem Herrn gegenüber eine unverſchämtere Stellung annehmen konnte. Oft, wenn ihm der Baron einen Befehl ertheilte, verſchränkte er die Arme, ſtellte ſich trotzig hin und fragte in ſeiner lingua franca: „Qui voulete?" War dieſer Menſch aber bei guter Laune, ſo hatten wir an ihm den beſten, gewandteſten Diener, den man ſich denken kann, und es gab nichts, was Giovanni nicht ausgeführt hätte. Er war ſehr muthig, ich glaube auch ehrlich, ließ ſich im Handel von ſeinen Landsleuten nicht betrügen und kochte ſehr gut. Indeſſen rathe ich jedem Reiſenden, bei der Annahme eines ſolchen Dolmetſchers, den er unter den Eingebornen wählen muß, ſehr vorſichtig zu Werke zu gehen. Das Beſte iſt, wenn man dieſe Route macht, ſeinen Dragoman von Konſtantinopel mitzunehmen, wo es deren gibt, die durch ihre Solidität und Brauchbarkeit bekannt ſind und zuweilen von der Pforte zu kleinen Geſchäften benuzt werden, es aber vorziehen, Reiſende zu begleiten. Ein ſolcher kann ſich leicht einen Ferman verſchaffen, der ihm in den Ländern, die dem Sultan untergeben ſind, daſſelbe Anſehen gibt, deſſen die Tartaren oder Begleiter der türkiſchen Poſt im Innern des Reichs genießen. So koſtſpielig ein ſolcher Diener iſt, ſo hätten wir doch einen genommen; aber wegen der Botſchaften, die ſtets zwiſchen Mehemed Ali und der Pforte gewechſelt wurden, war im Augenblick kein einziger in Konſtantinopel zu haben. Unſer Giovanni war in Smyrna gedungen worden, wo er zur Zeit in einem franzöſiſchen Gaſthof den Lohndienſten machte. Ich glaube, der Wirth empfahl ihn deßhalb ſo dringend, um ſeiner los zu werden. Er reiſte auch gleich ſtehenden Fußes mit, ohne ſeine vielen Kleider mitzunehmen, die er ſich nach Beirut nachkommen laſſen wollte. Doch haben wir auf der ganzen Tour von der Equipage keinen Faden zu Geſicht bekommen.

Der Engländer hatte wegen der Bosheit dieſes Burſchen ſchon oft ſeinen Aerger an den Tag gelegt,

Digitized by Google

und wir sahen ihm an, wie gern er einmal mit ihm angebunden hätte; doch nahm sich Giovanni lange in Acht, mit dem Kapitän in Berührung zu kommen, bis er eines Morgens, als ihm die Kameeltreiber zu langsam aufpackten, von seinem Pferd sprang und jedem einen Hieb mit dem Kantschu versetzte. Da gab der Kapitän seine Pfeife ganz ruhig an Husseyn, machte seine Reitpeitsche los und prügelte unsern Dragoman mit den Worten durch: „Wie kannst du, Schuft, meine Leute schlagen?“ Dieß that für lange Zeit gut, und er war die Folgsamkeit selbst; in der Folge durfte der Kapitän nur mit den Augen winken, und Giovanni kam herbei, sich nach seinen Befehlen zu erkundigen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Baulucht. — Verarmung.

Aus den Fenstern der im vollreichen Centrum der Stadt gelegenen Wohnungen wird unser Auge bald weder ein grünes Bäumchen noch den blauen Himmel mehr sehen können, das kleine Stück davon ausgenommen, das uns gerade über dem Scheitel steht, so ist der Blick ringsum mit Mauerwerk eingebastillirt. Nach kurzem, unruhigem Schlummer erwacht von Zeit zu Zeit die Baulust stets mit erneuter Wuth, trotz der zunehmenden Menge von Warnungstafeln, welche sie in so vielen stattlichen, aber der Bewohner ermangelnden, neuen Häuser allenthalben umstehen. Man könnte auf den seltsamen Gedanken gerathen, die Menschen wüßten vor Gelde gar nicht wohin, und suchten bloß darum einen Theil desselben in todte Sandsteine umzusetzen. Dem ist aber keineswegs also. Vielmehr treibt eben die Begierde nach dem fehlenden Gelde größtentheils zunächst zum Häuserbau. Offenbar wurden noch vor Kurzem köstliche Handel mit neuen Häusern gemacht; aber obschon gerade dieburch die Preise der Bauplätze, des Baumaterials und der Werkleute fast in das Unsägliche wuchsen, so sind doch den Spekulanten die erweckten Hoffnungen noch immer nicht vergangen. Gerade wie in der Lotterie pflegen die Glückssuchenden die Tausende der vor ihnen Ruinirten zu übersehen, um an den Wenigen, welchen große Loose zu Theil wurden, sich ein Beispiel zur Nachahmung zu nehmen. Ob die Vermuthung gegründet sey, daß bei einem Theile der neuerbauten Häuser die mehr als gewöhnliche Wohlfeilheit der Herstellung auf Kosten ihrer Dauer bewirkt werde, darüber fehlen mir freilich die Beweise, zu den unwahrscheinlichsten aber gehört diese Vermuthung gerade nicht. — Das jedoch springt in die Augen, daß neben den neuen, mitunter palastartigen Gebäuden, die Verarmung in der Stadt ungemeine Fortschritte macht. Daher reichen auch die freiwilligen Beiträge der Einwohner zu Unterhaltung des hiesigen Armenfonds nicht mehr aus. Diesem Uebel konnte nur dadurch abgeholfen werden, daß jedem Einzelnen ein zum Armenfasse jährlich abzutragendes Minimum auferlegt wurde. Vielleicht war es noch das beste Auskunftsmittel, dieses, wie es geschehen ist, nach der Höhe des Hauswerthes oder Miethzinses zu bestimmen. Wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß das Quantum mancher zu den freiwilligen Beiträgen Contribuirenden, im Verhältniß zu ihrem Wohlstande, zu gering gewesen, im Allgemeinen jedoch ist dieß schwerlich der Fall. Denn es gehört notorisch gerade die Wohnthätigkeit und ein innerer Antrieb, dem Mangel nothleidender Mitbürger thunlichst abzuhelfen, zu den Eigenschaften der Mehrheit der Einwohner Dresdens. Am besten beweist dieß wohl der hiesige Anzeiger. Fast ununterbrochen geschehen in diesem Notrufe einzelner Bedrängter, oder für einzelne Bedrängte und Familien sowohl, als für ganze, durch Brand oder anderes Unglück heimgesuchte Gemeinden, und die gewöhnlich nachher in demselben Blatte erscheinende Berechnung der eingegangenen Spenden pflegt in der Regel alle Erwartung zu übersteigen. Aber eben dieß außerordentlich häufige Anrufen des öffentlichen Mitleids gab zum Theil selbst Veranlassung zur Verringerung der Beiträge für die öffentliche Armenkasse. Dazu kommt, daß seit ungefähr einem Jahrzehent nicht nur der immer mit der Verarmung Hand in Hand gehende Druck reisender Fortschritte gemacht, sondern sich auch die unvermeidlichen Ausgaben in dieser Zeit sichtbar gemehrt haben. Wie bedeutend haben allein der für unsere Fabriken so nothwendig gewordene Anschluß an das preußische Zollsystem und die fortdauernde Vermehrung der Einwohnerzahl durch hier sich niederlassende Ausländer auf die Vertheurung fast aller Lebensbedürfnisse eingewirkt! Dabei nehmen, was vormals auch nicht der Fall war, die monatlichen Einsammlungen für Freischulen, Erziehungs-, Bürden- und Taubstummen- und sonstige unverkennbar gemeinnützige Anstalten aller Art fast mit jedem Tage zu. Genügt man dieß, und zugleich die in der vermehrten Bevölkerung liegende enorme Vervielfältigung der Gewerbtreibenden und die damit zusammenhängende Schmälerung des Absatzes jedes Einzelnen, so erhellt von selbst, daß Viele unstreitig den besten Willen hätten, noch mehr, als geschieht, für ihre nothleidenden Mitbürger zu thun, wenn ihre Kräfte solches gestatteten. Diese müssen ja wohl durch die Unzahl an sie erfolgender Ansprüche so zersplittert werden, daß Manche, die nur beschränkte Mittel besitzen, während ihre einzelnen Beiträge völlig unbedeutend erscheinen, doch für dergleichen im Ganzen eine Summe ausgeben, die sie nur bei der strengsten Einschränkung und Sparsamkeit erübrigen können. Vielleicht hat ein Wink hierauf das Gute, die besonders Wohlhabenden zu noch größerem Wohlthun als seither zu bewegen. Die meisten der genannten Wohlthätigkeitsanstalten erfüllen ihren schönen Zweck so redlich, daß ihr Widererstehen zu den öffentlichen Calamitäten zu rechnen wäre. Und manche sind wirklich von einem solchen bedroht; unter andern die vor sieben Jahren errichtete Kinderheilanstalt, deren vielfacher Nutzen den dabei mit rühmlichster Uneigennützigkeit sich bemühenden Aerzten ein dankbares Andenken sichert. Nach den segensreichsten Leistungen während ihrer siebenjährigen Dauer steht sich diese offenbar stark gefährdet, wenn bei der sehr gesteigerten Anzahl der darin Hülfe Suchenden nicht kräftigere Unterstützung ihr baldigst zu Theil werden sollte. Dieses Alles sey hauptsächlich auch darum hier bemerkt, weil neulich ein öffentliches Blatt, mit Beziehung auf die nothwendig gewesene obrigkeitliche Normirung des Beitrags zur Armenkasse, der Stadt Dresden die Unzulänglichkeit der bisherigen freiwilligen Sätze, gewiß im Allgemeinen mit großem Unrecht, zum Vorwurfe machte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 39.

Mittwoch, 24. November 1841.

[509] Bei **F. Volckmar** in Leipzig ist erschienen:

Das neunzehnte

Jahrhundert des Thierreichs

oder Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere.

Geschildert von ihnen selbst.

Das obige Buch erscheint in fünf bis sechs Lieferungen (mit 40 bis 50 Bildern); jede Lieferung kostet im Pränumerationspreis 8 Gr.

---

[529] Im Verlage von **Duncker und Humblot** in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Michel Angelo Buonaroti's

des Aelteren

sämmtliche Gedichte,

italienisch und deutsch,

mit einigen Anmerkungen und Michel Angelo's Bildnisse herausgegeben von

Gottlob Regis.

8. 1 Thlr. 18 gGr. Engl. geb. 1 Thlr. 22 gGr.

---

[557] **Religiöse Festgabe.**

Im Verlage von **C. F. Osiander** in Tübingen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christoterpe.

Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1842. Herausgegeben, in Verbindung mit Andern, von **Albert Knapp.**

Mit 6 Stahlstichen. 12. Elegant gebunden mit Goldschnitt und Futteral 3 fl. 36 kr. — 2 Thlr.

Seine Majestät der König Wilhelm von Württemberg geruhten, die Dedication dieses Jahrgangs zu Höchst Ihrem fünf und zwanzigjährigen Regierungs-Jubiläum allergnädigst anzunehmen.

Diese hohe Auszeichnung beurkundet wohl aufs Genügendste, daß der Herr Herausgeber, wie die Herren Mitarbeiter, in edlem Wetteifer alles darau gesetzt haben, um nach Inhalt und Form Vorzügliches zu geben.

Die dauernde steigende Verbreitung des Almanachs hat wohl hauptsächlich darin ihren Grund, weil es jedem Leser bald entgegen tritt, daß nur Berufene für denselben wirken, die in ihm den Ausdruck ihrer innersten religiösen Ueberzeugung niederlegen; und Jeder, dem religiöse Lektüre zum Bedürfniß geworden ist, wird durch den Almanach, der schon in so vielen Familienkreisen heimisch geworden ist, volle Befriedigung finden.

Welch mannichfaltigen Inhalts der obige Jahrgang ist, gibt nachstehende Uebersicht:

Zueignung an **Seine Majestät den König Wilhelm von Württemberg.** — Philipp Friedrich Hiller, als Christ und Kirchendichter. (Eine Skizze.) Vom Herausgeber. — Gedichte von Friedrich Notter. — Bilder ohne Rahmen. (Aus den Papieren einer Unbekannten.) — Briefe zweier Bekehrten. Von Dr. Joh. F. v. Meyer. — Reisetag. Von Dr. Eduard Eyth. — Die beiden Inder. Von Prof. Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert in München. — Gedichte von Friedrich Weyermüller. — Gedichte von H. E. — Die Bernsteinbere. Proben aus einer ungedruckten Erzählung. Von Dr. Wilhelm Meinhold. (Zweite Probe.) — Gedichte von Heinrich Löffel. — Gedichte von Dr. Heinrich Puchta. — Ueber die Anbetung Jesu Christi. Vom Herausgeber. — Vermischte Gedichte. Vom Herausgeber. — Der Pfarrer von Irongray. Eine schottische Geschichte, mitgetheilt von Dr. Barth.

---

[561] In der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Oktober 1841.

Größere Aufsätze.

Künstlerleben in Rom. — Skizzen aus Japan. Erste Abtheilung. 1. Die Regierung des Landes; 2. die Stadt Nagasaki; 3. die specielle Regierung der Stadt Nagasaki; 4. die Insel Desima; 5. die Tempel und Thehäuser in der Umgegend Nagasaki's. Zweite Abtheilung. 1. Die Volksklassen; 2. die Hauptreligionen und die Nebensekten in Japan; 3. die Kleidertracht der Japaner; 4. die allgemeinen und die öffentlichen Feste in Japan; 5. die Zeitrechnung. Dritte Abtheilung. 1. Kunstfleiß und Betriebsamkeit; Stand der Künste und Wissenschaften bei den Japanern; 2. besondere Festlichkeiten und Gebräuche in den verschiedenen Monaten des Jahres; 3. über den Charakter der Japaner. — Die Stellung von Herat. — Etwas über den englischen Eisenhandel. — Petersburger Skizzen: der Leibherr. — Bemerkungen über die pyrenäische Halbinsel. — Die Stadt Salamanca. — Die Insufficis. — Brasiliens Handel. — Einiges über inländische Gerichtsverfassung und Gesetze auf Sumatra. — Die Universität von Salamanca. — Algier: Folgen des Frühlingsfeldzugs; Colonisationsverhältnisse. — Etwas über den botanischen Garten in Calcutta. — Sam O'Brien, der irische Harfenspieler. — Italienische Volksliteratur. Zweiter Artikel. — Ueber die Ausbildungen bei Damian. — Aussichten des Plantagenbaues in Brasilien. — Skizzen aus Mesopotamien. Reise von Bagdad nach Mossul; die chaldäische Kirche; Mossul; Reise von Mossul nach Mardin. — Archäographische Arbeiten in Rußland. — Erinnerungen an Wolhynien. Podlachien und Litthauen; Schenken und Juden; Schlösser und Unterthanen; Einrich-

Digitized by Google

in Wolhynien; Slawuta; Miedzyrzecz Koteci; Olofa. — Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft in Paris. — Der Parteikampf in England. — Die Lage von Sybaris. — Besetzung von Peschawer und Kaschmir durch die Engländer. — Nachricht über einige Länder im Nordosten von Lataky. — Die französischen Eisenbahnen.

Chronik der Reisen.

Reisen eines Franzosen in Persien. Brief VIII—XI. — Das Land Adel. — Bemerkungen über Cuba. (Aus Murray's Reise.) — Abriß einer Reise von New-York nach Austin, der neuen Hauptstadt von Texas, im Sommer.

Kleinere Mittheilungen.

Bouderie's Behandlung des Holzes. — Taubstumme in Frankreich. — Flora Danica. — Der neuere Ursprung des Sanskrit. — Ueber die Einwirkung giftiger metallischer Substanzen auf die Vegetation. — Sternschnuppen. — Dinner im Themsetunnel. — Caradiner für die russische Reitergarde. — Existenz des electrischen Fluidums im Dampfapparate. — Anbau des Polygonum tinctorium. — Canalisation der Rhone zwischen Genf und Lyon. — Preisfragen des französischen historischen Institute. — Bernard Cavanagh, der Lampfafer. — Erdbeben in Indien. — Beschaffung des Cuprarits. — Der Reisende Brooks. — Die Franzosen und Engländer in Abyssinien. — Gemmenfabrikation in Rom. — Künstliches Eis für Schlittschuhläufer. — Antrag auf Herabsetzung der Quarantäne in Frankreich. — Ueber den Winter in Novaamerika. — Der Esau-Vogel auf Madagascar. — Verbesserung in den Maschinen der Dampfboote. — Unterseeischer Telegraph. — Wollausfuhr aus Neusüdwales. — Einwanderung in Trinidad. — Ausbreitung der Sittherrschaft im Gebirg. — Bericht über Dumont d'Urville's anthropologische Sammlung. — Desertion unter den englischen Truppen in Firozpur. — Auswanderung aus England nach Canada. — Verkauf einer historischen Bibliothek in Lüttich. — Druck von Baumwollenzeugen vermittelst Electricität. — Bemerkung über die Architektur der Alten. — Die Orangengärten auf den Azoren. — Gewehrprobe in Birmingham. — Actenstücke zur Geschichte Rußlands aus fremden Archiven. Erster Bd. — Schlangenarten. — Nachricht von einem großen Flusse auf der Ostküste von Afrika. — Nachricht von dem Reisenden Schomburg. — Weinausfuhr aus der Provinz Cadix. — Der Reisende Friedrichsthal. — Mosaikboden in Frankreich aufgefunden. — Projectirte Dampfbootverbindung zwischen Frankreich und Brasilien. — Die Bewohner von Tracanor. — Ueber die Erhaltung und das Keimen der Samenkörner. — Slawische Literatur in der Lausitz. — Slawische Literaturnachrichten. — Anfündigung eines archäologischen Congresses in Bordeaux. — Der Bostanitzer J. Rich. — La Hotte du Gargantua.

---

[559] Bei **J. Engelmann** in Heidelberg ist erschienen und in allen soliden Handlungen um 4 fl. zu haben: **Cornelia**, Taschenbuch für deutsche Frauen auf 1842, 27r Jahrgang, 2te Folge 1r Jahrgang. Auch in dieser neuen Folge der Cornelia waren die Redaktion und die Verlagshandlung bemüht, die Tendenz dieses Taschenbuchs: für das Schöne und Gute zu wirken, zu erfüllen. So ist ein **Panthenon oder Frauen unserer Zeit**, von dem Herausgeber A. Schreiber, mit einem trefflichen Lebensabrisse der Lateinschwester Martha in Besançon, einer wahren Wohlthäterin der leidenden Menschheit eröffnet. — Die Erzählungen sind: 1) **Der Naturmaler**, von W. Tesche. Eine Kunstnovelle aus dem Jahr 1815, welche durch interessante Schilderung mannichfacher Situationen, sich mit den besten dieser Gattung messen darf. 2) **Theophil, von Curio. Ein Kampf der Leidenschaft mit der Kindespflicht**, in einem rührenden und erschütterten Gemälde, dargestellt. 3) **Die Brautkrone**, von Bernd von Guseck. Diese achthistorische Novelle enthält eine sehr merkwürdige Geschichte aus den letzten Tagen des Königs Heinrich VIII. von England. 4) **Der Eremit in russischer Steppe**, von L. Reinhardt. Ein dem Leben entnommenes Bild, in Natur und Sitte wahr und treu gezeichnet. 5) **Der Derwisch**, von E. M. Ed. Die Darstellung eines geschichtlich begründeten Ereignisses aus den 1770er Jahren, dessen Schauplatz die Gegend des Libanon ist, schildert die prachtvolle Natur des Morgenlandes, dessen Bewohner und ihre Fürsten. Den Schluß bildet der **Hirt und der Berggeist**, von A. Schreiber, eine Volkssage der Schweiz. Auch hat der nun verewigte Herausgeber diesem noch einige Gedichte beigefügt.

Das Bild der allverehrten Prinzessin Maria von Hessen, Gemahlin des Großfürsten Thronfolgers von Rußland, so wie noch sechs andere, trefflich ausgeführte Stahlstiche von C. Schuler schmücken das Taschenbuch. — (Die frühern Jahrgange zu herabgesetzten Preisen.)

Ferner ist bei demselben Verleger erschienen und eignen sich besonders zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken:

Elegantes Geschenk zur Fest-, Namens- und Geburtsfeier. Zugleich ein Gedenk- und Erinnerungsbuch für Reisende am Rhein-, Main-, Moisel- und Neckarstrande. Enthaltend 60 Stahl- und Kupferstiche zu den schönsten Volkssagen; 26 Portraits berühmter und interessanter Personen und 26 Genrebilder; im Ganzen 112 Stahl- und Kupferstiche, mit den dazu gehörenden Sagen und Beschreibungen, von A. Schoppe, geb. Weise. gr. 8. eleg. gebunden 5 fl. 24 kr.

Neues Kindertheater. Der heranwachsenden Jugend bestimmt, von Lina Reinhard. 8. schön gebunden 2 fl. 24 kr.

Noth und Rettung am Lebensmorgen. Sechs Erzählungen für die reifere Jugend, von Lina Reinhard. 8. schön gebunden 1 fl. 36 kr.

Festgabe in zehn neuen dramatischen Spielen für die deutsche Jugend. Von Lina Reinhard. 8. geb. 2 fl. 24 kr.

Die Braut, Gattin und Mutter; ein Festgeschenk für edle und gebildete deutsche Frauen. Von A. Schoppe, geb. Weise. Mit einem Stahlstich. 8. geb. 2 fl. 24 kr.

Christliche Erzählungen für die gebildete Jugend beiderlei Geschlechts. Von A. Schoppe. geb. Weise. 8. geb. 2 fl.

Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. Gesammelt von Dr. A. Schreiber. 2 Bandchen. 4 fl. Einzeln a 2 fl.

Dieselben auch in engl. und franz. Sprache mit vielen Kupfern. à 4 fl. 48 kr.

---

[567] Bei Boike in Berlin erschienen:

Temme, J. D. H., Die preußischen Strafanstalten. Geheftet 15 Ngr.

Besonderer Abdruck aus der Criminalistischen Zeitung für die preußischen Staaten.

---

[542] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

W. Wedemanns

100 deutsche Volkslieder

mit Begleitung des Claviers. Drittes und letztes Heft. gr. 12. geh. ⅔ Rthlr. oder 1 fl. 12 kr.

Obschon diese Sammlung nur aus 2 Heften bestehen sollte, so liefen doch vielfache Aufforderungen noch dieses letzte Heft hervor, da seitdem wieder so viele neue Gesänge zu Volksliedern geworden sind, z. B.

Digitized by Google

„Sie sollen ihn nicht haben" ꝛc. Der Name des Herausgebers, die vielen rühmlichen Beurtheilungen der vorhergehenden Hefte und die allgemeine Verbreitung bürgen hinlänglich für die gute Auswahl auch der in diesem Schlußheft aufgenommenen Gesänge.

[522] Neu erschienen:

Tochter, die, der Fluth. Romantisches Gedicht in 5 Gesängen. 8. 1 Thlr.

Schilling, M., Lieder und Balladen. 8. Wien. ⅔ Thlr.

Stelzhammer, F., Neue Gesänge in ob der ennsischer Volksmundart. 8. Wien. 1½ Thlr.

Strahl, A., Daguerreotypen aus Algier. 8. ½ Thlr.

Sammlung religiöser Dichtungen von einem alten Candidaten. 8. ⅙ Thlr.

Ottmar, F. H., Die neue Weidertreue. Eine Ehrenknexerzählung. 8. ⅓ Thlr.

Leipzig, Friedrich Fleischer.

[572] **Wichtige Anzeige.**

So eben ist erschienen:

Johann von Müller's,

R. Gluz-Blotzheim's u. J. J. Hottinger's

Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft,

fortgesetzt von F. Bülliemin.

VIIIter Band. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl.

☞ Für jeden Besitzer von Müller's Schweizergeschichte ist diese interessante Fortsetzung unentbehrlich und paßt im Format zu allen Ausgaben derselben. Zur Kompletirung des Ganzen erlassen wir die 3 Bände von Gluz und Hottinger zusammen für 7 fl. 30 kr. Einzelne Bände sind nur im Ladenpreis zu haben. — Die Verleger

Orell, Füßli u. Comp. in Zürich.

Fabeln

und

poetische Erzählungen

von

Gottl. Conr. Pfeffel,

in Auswahl herausgegeben von

H. Hauff,

Redakteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taschen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlstich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutschen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und seine Werke werden überall gelesen und hochgeachtet. Sein Geist ergoß sich vorzugsweise in die Form der Fabel und der derselben durch moralische oder satirische Pointe zunächst stehenden poetischen Erzählung. In diesen Gattungen, denen er auch vorzüglich seinen Ruhm verdankte, spricht sich sein lebendiger, liebenswürdiger Geist bei weitem am eigenthümlichsten aus, und nur auf sie konnte Rücksicht genommen werden, wenn es sich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'schen Fabeln und poetischen Erzählungen sind, nicht selten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich französischen Mustern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe sind meist den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereignissen entnommen; besonders bot ihm die französische Revolution reiche Gelegenheit, sein schönes Talent zu üben und die Wechsel der großen Zeitgeschichte in heiteren, launigten Bildern zu parodiren. — Viele seiner Schöpfungen in diesem Fache sind den besten gleichartigen in allen Literaturen an die Seite zu setzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwärtiger Ausgabe sind fast alle Fabeln und ein großer Theil der poetischen Erzählungen vereinigt. Beigegeben ist aus den prosaischen Werken die Biographie eines Pudels, in der sich Pfeffels munterer Geist so rein ausspricht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[538] **Zu Leihbibliotheken.**

Diadem und Zepter.

Eine Gallerie großer Herrscherinnen. Zur Unterhaltung für Frauen von Amalie Winter. Zwei Bdchn. Mit Vign. 8. 1¾ Rthlr. od. 3 fl. 9 kr.

Wenn ein Werk dieser Tendenz gleich nach seinem Erscheinen fast vergriffen wird, weil mehr als 10 rühmende Recensionen ihm allgemeine Beachtung zugewendet hatten, so kann man wohl sagen, daß es Sensation gemacht hat. Besonders spenden ihm der Salon, die Adelszta., Helios und die Abendztg. großes Lob, ja Letztere theilt vieles noch Unbekannte als höchst interessant daraus mit.

(Vorräthig zu haben in allen Buchhandlungen.)

[533] **Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.**

Bei **C. L. Fritzsche** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Passifloren.

Novellen und Erzählungen

von

Julius Krebs.

Inhalt: Der gefährliche Kamerad. — Deutsch und Polnisch. — Das Kroatenmädchen. — Ehemann und Hagestolz. — Die Kunstfahrt. — Herz und Verstand. 8. broch. Preis 1 Rthlr. 15 Ngr.

[570] So eben sind bei **Rud. Hartmann** in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber Pantheismus

und

Pantheismusfurcht.

Eine historisch-philosophische Abhandlung

von

Prof. Frz. Wilh. Richter.

gr. 8. geh. 8. Gr.

Ueber deutsche Kirchenunion

oder

den eigentlichen Sinn der Idee einer

allgemeinen germanischen Kirche.

Eine Nothwehr von

Prof. Frz. Wilh. Richter.

gr. 8. geh. Preis 8 Gr.

Digitized by Google

[247] In Unterzeichnetem ist erschienen und versandt worden:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Erster Band.
Der internationale Handel, die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Von

Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

„ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosen Cosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Oekonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Oekonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publikum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfasser hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen anticipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der produktiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Thätigkeit. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Donane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Oekonomie der deutschen Nation insbesondere. — **Nachtrag.**

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 25. November 1841.

Oft flammt der Wunsch, unendlich fortzuwandern,
Unwiderstehlich herrlich in uns auf.

Hölderlin.

Am Seebade.

Die Brigg liegt schaukelnd, segelfertig
Beladen, ankernd auf der Rhede,
Die Winde pfeifen widerwärtig
Durch's Tauwerk aus der Wasserödе.
Langweilend sieht der Führer nieder
Vom Bord hinab zur grünen Fluth,
Wie's Fischlein seine schlanken Glieder
Dort segelnd reget wohlgemuth.

Und in den Tauen hängt, geschäftig
Die Hände regend, der Matrose,
Und singt sein Lied dazu, daß kräftig
Es dringt durch Wind- und Meergetose.
Mit sicherm Fuß auf schwankem Seile
Hebt er des Segels volle Last
Und schwinget mit gewandter Eile
Hinauf sich an dem großen Mast:

Indeß ich müßig hier und träumend
Und grollend meiner Körperschwächen
Betrachte, wie ohnmächtig schäumend
Am Bug sich dort die Wogen brechen;
Und alte Wünsche, alte Zeiten,
Verlorne, durch die Seele ziehn,
Und noch einmal vorübergleiten
Wie Wogen, die am Fels versprühn.

Wenn mit den blauen, kurzen Jacken
Ihr sonst die Vaterstadt durchzogt,
Und mit den braungebrannten Backen
Den Dampf aus der Cigarre sogt,
Matrosen, wenn mit günst'gem Winde
Ihr jubelnd fuhrt zum Hafen 'rein,
Dann regte sich's schon in dem Kinde,
Da wollt' ich auch Matrose seyn.

Wär' ich's geworden! O dann führ' ich
Nun heiter auf dem Oceane,
Und trotzte körperfest und rührig
Auf festem Schiffe dem Orkane.
Dann bot' ich Sturm und Wellenschlage
Die breite, sonnverbrannte Brust,
Und hätte glücklich alle Tage
So frischen Wind als Reiselust.

Dann säß ich ein Corvettenführer
Vielleicht im Spiegel der Schaluppe,
Und kommandirt' als Seeregierer
Mit einem Wink die Ruderergruppe

Digitized by Google

Von sechszehn Riemen; jagt' den Räubern
Auf hoher See die Beute ab,
Und hilft die Meereswege säubern
Vom Sklavenschiff, dem Negergrab.

Dann jagt' ich jetzt vielleicht am Ganges
Den Königstiger, die Gazelle,
Und freute mich des wilden Ganges,
Gelagert auf dem bunten Felle,
Von breiten Palmenblättersahnen
Vor'm Stich der Sonne mild gedeckt,
Indeß dort unter Bananen
Der müde Elephant sich streckt.

Dann trieb' im Meer der Karaiben
Ich mit dem Hai durch klare Fluthen,
Und sendet' an die fernen Lieben
Die Frucht, gereift in trop'schen Gluthen,
Mit bunten Muscheln, Papageien,
Und Perlen, die der Taucher bringt,
Und die in dichten, klaren Reihen
In's dunkle Haar das Liebchen schlingt.

Dann segelt' ich von Markt zu Markte
Durch alle Länder aller Zonen,
Und Geist- und Lebenskraft erstarkte,
Wie durch die Fluth Korallenkronen.
Von Länderkunde, Völkersitte
Brächt' ich Lebend'ges mit fuch Haus;
Das kramt' ich in der Enkel Mitte
Dann einst am Lebensabend aus.

Statt daß ich jetzt in dumpfen Sälen
Mit fremder Brut herum mich plage,
Und in die kaum erschlossnen Seelen
Den kümmerlichen Saamen trage;
Statt daß ich über Büchern brüte,
Von todtem Wissen vollgepfropft,
Und das, was sonst die Brust durchglühte,
Im Traum nur an die Schläfe klopft.

Nun muß ich die erschlafften Glieder
Zu neuem Jammerleben stärken,
Und durch die salz'ge Fluth mich wieder
Ernen'n zu dumpfen Tageswerken.
Dank, daß dem halb verlornen Leben
Noch Gott die Leier zugesellt;
Da bildet mit der Töne Weben
Der Geist sich seine eigne Welt.

Ein günst'ger Wind ist aufgekommen,
Schon seh' ich alle Segel schwellen,
Die Brigg, des Ankers Haft entnommen,
Durchschneidet schon die krausen Wellen.

Ein Jauchzen tönt aus Meereswelte,
Die Brandung dröhnet dumpf und hohl,
Und du mit deiner reichen Beute,
O schöne Brigg, fahr' wohl! fahr' wohl!

Schwaan im August 41.

J. Koch.

Briefe aus Syrien.

(Fortsetzung.)

Wir schliefen die Nacht unruhiger als je; außer verschiedenen kleinen Thieren, die uns sehr belästigten und die der Verkehr mit den Arabern uns zugeführt, störte uns auch der freudige Gedanke, morgen in Kairo einzurücken. Beim ersten Schein des Tages waren wir munter und putzten uns so gut wie möglich heraus, um wenigstens in ziemlichem Anstand unsern Einzug in der Hauptstadt zu halten. Doch konnten wir die Eindrücke der Wüstenreise unmöglich vertilgen, und wir sahen einer Bande fahrender Abenteurer nicht unähnlich. An der Spitze des Zugs gingen die Kameele; auf dem ersten ding das Fohlen, jetzt wieder allein, denn die egyptische Dame, die uns gefolgt war, ließ der Baron heute absteigen, weil er nicht Lust hatte, mit einem Stück Harem anzukommen. — Die Last unserer beiden Packkameele hatte sich auch sehr vermindert, da unsere Vorräthe geschmolzen waren. Auf dem vierten und fünften saßen der Maler und der Doktor in europäischen Röcken, das Fez auf dem Kopf und um dasselbe ein Tuch turbanartig gewunden, ihre Gewehre auf dem Rücken und aus langen Pfeifen rauchend. Auf dem sechsten saß der Reitknecht des Barons, der wohl am sonderbarsten kostümirt war und den Arabern häufig Stoff zum Lachen gab. In seinem Anzug waren Orient und Occident drollig vermischt. Auf eine weite graue türkische Hose hatte er braune Kamaschen geknöpft, die etwas defect geworden waren und die rothen Pantoffeln an dem Fuße sehen ließen; über einer rothgewürfelten französischen Weste mit langen Schößen, die den halben Oberschenkel bedeckten, trug er einen weißen englischen Rock, der ihm im Steben bis auf die Füße reichte; um den Hals hatte er einen alten Shawl, mit dem er kokettirte und ihn stets mit einer ungeheuren Schleife aufband. Das siebente Kameel war das meinige, auf dem aber Husseyn saß, der mir zu Anfang unserer Wüstenreise seinen Maulesel abgetreten hatte. Der Baron, welcher den gekauften arabischen Fuchshengst ritt, ein unermüdliches Thier, dessen Adel und Ausdauer man bei den härtesten Touren durch den tiefen Sand nicht genug bewundern konnte, trug einen blauen Ueberrock, einen rothen Shawl um den

Digitized by Google

Leib, woran ein kleiner persischer Dolch in einer schön gearbeiteten silbernen Scheide hing, und hatte um den Kopf ein rotb und gelbes Tuch gewickelt, wie es die Beduinen tragen. Der Kapitän hatte, wie er selbst in der größten Hitze that, seinen feinen arabischen Mantel umgehängt, dessen Gewebe aus Kameelhaaren sehr dünn war und auf dessen schwarzem Grund sich die Gold- und Silberstickereien prächtig ausnahmen; er trug die Dienstmütze der englischen Armee. Mein Maulesel — ich habe von seinen glänzenden Eigenschaften schon früher gesprochen — hatte trotz aller Strapazen nichts von seinen Fehlern und feinem Fleische verloren. Mein Anzug dagegen war äußerst defect geworden, und da meinem Rocke schon längst die meisten Knöpfe fehlten, so war mir der Riemen eines breiten persischen Schwertes, das ich um meine Lenden gegürtet hatte, als Halt des Gewandes viel nützlicher als die Waffe selbst. Unsere sämmtlichen Kleider waren von Sonne und Sand arg mitgenommen, und von unserer Wäsche mag ich gar nicht reden.

Wir rückten mit starken Schritten Kairo näher; wir betraten mit Ehrfurcht diesen Boden, der, einem großen Kirchhofe gleich, allmählig wieder herausgibt, was ihm vor Jahrtausenden anvertraut worden, und auf welchem nach langer Zeit der Erschlaffung ein neuer Zauberer erschienen. Man staunt, wenn man sieht, was Mehemet Ali in diesem Land und mit seinen Mitteln hervorgebracht. Neben der armseligen Hütte des Fellah erheben sich großartige Steingebäude, Schulen, Kanonengießereien, Gewehrfabriken und wohleingerichtete Gestüte; aber je mehr diese Anstalten, unter denen die schon erwähnte Telegraphenlinie durch die Wüste gewiß nicht die unbedeutendste ist, von dem Geiste dieses Mannes zeugen, um so mehr bedauert der ruhige Beobachter, daß er als Zauberer auftrat, und Alles mit einem Schlage erstehen ließ, und nicht als ruhig schaffender Geist, der erst die Wurzel festen Grund fassen läßt, ehe er den stolzen Baum aufrichtet. Mir ist Egypten vorgekommen wie ein wilder Mensch, dem man die elegantesten Kleider anzieht und ihn zu einer Partie Boston setzt, wo er es mit vier geübten Spielern aufnehmen soll, er, der kaum weiß, was Karten sind.

Wenn man auf Kairo zurückt, besonders von der Seite, wo wir herkamen, so glaubt man, von der Straße abgesehen, die einige Stunden vor der Stadt wieder in tiefem Sand dahinzieht, man nähere sich einer der großen Städte Europas. Wir waren heute Morgen kaum einige Stunden geritten, so kamen wir an ein großes steinernes Gebäude, weiß angestrichen, auf's Beste erhalten und mit Gärten umgeben. Es war eine der höheren Militärschulen des Pascha, wo die Söhne der Generale, Beamten und selbst der Soldaten, wenn man Talent an ihnen entdeckt, zu Offizieren gebildet werden. Gegen Mittag zogen wir durch ein größeres Dorf, wo wir an vielen Gebäuden sehr schöne Ueberreste altarabischer Baukunst entdeckten, und kaum hatten wir es verlassen, so sahen wir weit vor uns zwischen weißen Gebäuden, Palmen- und Akazienguppen am äußersten Horizont gelbe Spitzen auftauchen — Kairo, so erklärte unser Beduinenchef mit lautem Geschrei.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, November.

Später Winter. — Journalneuheiten. — Deutsche Bühne.

Unser kurzer nordischer Sommer, der in der Regel erst zu Ende Mais eintritt und schon in der Mitte Augusts aufhört, wollte dießmal ungleich länger. Er beschenkte uns zum Abschied mit einem sogenannten Altenweibersommer, der den ganzen August die tief in den September hinein anhielt, der uns Tage gab, wie wir sie mitder, schöner und heißer hier nicht im Juli hatten, welcher sich dießmal durch eine unsrennbare, kalte und regnichte Witterung auszeichnete. Von ihnen gefesselt, wollte unsere Bevölkerung dießmal viel länger auf dem Lande, als sie sonst gewohnt ist. Wie aber hier alles, wenigstens in der physischen Natur, plötzlich und sprungweise eintritt, so trat eines Tages, Allen unerwartet, so rauhe Witterung ein, daß selbst die städtische Bevölkerung nicht schnell genug zu den gewohnten winterlichen Schutzmitteln, den wattirten Mänteln, und doppelten Fenstern, greifen konnte; die auf dem Lande Lebenden befanden sich aber bei diesem raschen klimatischen Wechsel in der übelsten Lage; sie froren, ohne Möbilie dagegen finden zu können, und mußten in der größten Eile in die städtischen Mauern flüchten. — Die Mehrzahl unseres Publikums bewohnt im Sommer auf den nahen Dörfern sehr lose, aus Barkenholz erbaute Bauerhütten, die Baraken gleichen, fast alle ohne Oefen sind und sich nur für die heiße Jahrszeit eignen. — Ich habe schon öfters bemerkt, daß die Sucht, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, wohl nirgends alle Stände in dem Maße beherrscht, wie hier. Die schlimmen Einflüsse dieser Unsitte auf Sittlichkeit und Wohlstand machen sich nur zu sehr bemerklich, und während des Sommers fließen hier die Geschäfte in Bäreauß und Werkstätten in einem Grade, wovon man in Deutschland keinen Begriff hat. Fragt man nach einer längst bestellten Arbeit beim Schneider, Schuster, Wagenbauer ꝛc., so findet man im Sommer in der Regel in den Werkstätten nur die Burschen, selten Gesellen und Meister. Die Arbeit ist noch nicht angefangen, oder liegt bald fertig da. Zur Entschuldigung hört man: „der Meister wohnt auf dem Lande und kommt in einigen Tagen erst zur Stadt; der Geselle erkundigt sich auf der Herberge oder spaziert draußen vor dem Thor." Gleichen Stillstand bringt der Sommer auch in allen höhern Sphären mit sich, die literarischen und gelehrten nicht ausgenommen. Alles feiert bis zum Spätherbst, erst in diesem und im Winter sind wir wirklich thätig. Nimmt man nun noch dazu die ungemein große Zahl russischer Staats- und Kirchenfeste, wo wieder alle Geschäfte, wenigstens in öffentlicher Beziehung, ruhen müssen, so kann man sich ein Bild von unserer Thätigkeit machen.

Digitized by Google

Unter den 154 Tageblättern und periodischen Schriften, die zur Zeit in sieben verschiedenen Sprachen im Umfang des großen russischen Staats erscheinen, besteht kein einziges litterarisches Blatt in deutscher Sprache, was bei der großen Menge gebildeter Deutschen in den drei Ostseegouvernements, in den beiden Hauptstädten und in andern Theilen des Reichs sehr auffallend ist. Schon viele Versuche, diese Lücke auszufüllen, sind gescheitert; es fehlte den Unternehmern an Tact, an Sach- und Terrainkenntniß, und in diesem Augenblick ist gar keine Hoffnung, daß diesem Bedürfniß der deutschen Bevölkerung bald werde abgeholfen werden. Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, unter dessen Ressort die ganze periodische Presse des Inlands steht, hat die Verfügung getroffen, daß sie einstweilen in ihrem gegenwärtigen Umfange bestehen bleiben, die Zahl der Blätter durch kein neues, von Privaten ausgehendes vermehrt werden solle. Die deutsche, von der Academie der Wissenschaften herausgegebene Zeitung, die einzige, die jetzt hier in deutscher Zunge erscheint, könnte, sollte man meinen, dem gedachten Bedürfnisse einigermaßen abhelfen; aber in ihrem gegenwärtigen Gewande vermag sie es keineswegs. Sie geht einen zu schwerfälligen, pedantischen Gang, bewegt sich in zu enggezogenen Grenzen und zieht ihr Material viel zu sehr ins Breite, um man langweilig zu werden. — In den letzten Wochen ist unsere deutsche Bühne stärker als je besucht worden, nicht nur von Deutschen, auch die übrige gebildete Bevölkerung kam in Menge herbei. Dieses Wunder wirkten die Gastspiele des Herrn Kunst aus Wien. Man glaubt, Kunst, nebst noch einigen andern Talenten, die gerade hier debütiren, unter welchen Jermann und Dile. Löwe zu nennen sind, werden bleibend für die Bühne gewonnen werden. Mit Vergnügen nimmt man wahr, daß unser deutsches Publikum Geschmack für höhere und edlere Bühnengenüsse zeigt, wenn sie ihm nur von würdigen Künstlern geboten werden. Bisher mußte man ihm leider den Vorwurf machen, daß es sich nur dem niedrig komischen Schauspiel zuwandte, gute, gehaltvolle Stücke aber fast immer bei leerem Hause gegeben wurden.

Dresden, November.

(Fortsetzung.)

Lotteriegläck. — Wintergarten.

Uebrigens geschieht auch von Seiten der Behörden für die Verarmten sehr viel, wie unter anderem die neue Organisation und Erweiterung des Stadtkrankenhauses und besonders die Erbauung und Einrichtung eines überaus stattlichen Gebäudes für arme Wittwen beweist, welchen vor Kurzem noch ein altes baufälliges Nest zur Wohnung diente. Der jetzige Aufenthalt dieser Wittwen ist sehr anständig, daher denn auch nun für die erledigten Plätze in dieser Anstalt eine immer im Steigen begriffene Concurrenz stattfindet. Die vor Kurzem darin aufgenommene, recht achtbare Wittwe eines geschätzten Malers war in den letzten Wochen der Gegenstand der Gespräche in den höchsten wie in den niedrigsten Kreisen Dresdens. Die Begebenheit, durch die sie dazu gemacht wurde, kann allerdings für eine Art von Wunder gelten. Schon vor sechs Jahren träumt eines Nachts der Frau von der Nummer eines Lotterieloses, wodurch ihr der größte Gewinn zu Theil werden würde. Sie beeilt sich am Morgen sogleich, das betreffende Loos der Landeslotterie in der Stadt aufzusuchen, und wird endlich durch Erlangung eines Achtelloses der Nummer in der gefaßten Hoffnung bestärkt. Daß das Loos in den vier ersten Klassen nicht herauskommt, ist den Wünschen der Wittwe völlig angemessen. Da bekanntlich der höchste Gewinn erst in der letzten Klasse erfolgen kann, so sieht sie darin eine Art von Bürgschaft, daß er ihr zu Theil werden müsse. Um so mehr wurde sie durch die auch in den fünften und letzten Klasse erhaltene Niete niedergeschlagen. Doch wie eine vom Gewitterregen hinabgedrückte Aehre sich in den nächsten Sonnenblicken schon wieder zu erholen pflegt, so auch eine Hoffnung, welche die Garantie eines tüchtigen Traumes hat. Der erste Einsatz konnte ja wohl zu den fünf Lenis der glücklichen Spekulation gehören; und so dachte die Wittwe wieder, als jede der fünf Klassen der nächsten Landeslotterie die Ehre ihrer Nummer ebenfalls im Stiche gelassen hatte. Nahm auch vielleicht in den folgenden Lotterien durch gleiches Schicksal allmählig ihr Vertrauen auf die glückliche Nummer so weit ab, daß sie den Plan in der Wittwenanstalt nicht verschmähte, so bestritt sie doch den Einsatz für die nämliche Nummer, wie schwer ihr solches auch fallen mochte. Und siehe da, der Traum geht in der That buchstäblich in Erfüllung: der achte Theil des Hauptgewinnes wird ihrer übrige. Natürlich würde sich ihre nunmehrige Wohlhabenheit mit dem ferneren Aufenthalt im Armenhause nicht vertragen, wenn er auch noch so angenehm an sich seyn sollte; daher steht sie dem im Begriff, solches wieder zu verlassen. Mehr nur dieser merkwürdige Ausgang der Sache nicht andere Träumende dieser Art zu einem eben so hartnäckigen Vertrauen auf die Glücksgöttin verleiten.

Die den ganzen Sommer überfüllten Hôtels fangen endlich an, eine ruhigere Physiognomie zu gewinnen, und die vielbesuchten Konzerte im Freien, wie im großen Garten, auf dem Linkischen Bade, der Brühlschen Terrasse u. s. w. sich in die dazu gehörigen Säle zurückzuziehen. Für Damen geht freilich eine feuerfeste Natur dazu, wenn sie ihnen dorthin folgen wollen, weil da, statt des gehörigen Wechsels, nur der düstere Qualm der nikotischen Pfeifen sie dreimacht. Schon lange hat ein Theil der hiesigen eleganten Welt über einen so schmachvollen, für die äußerlichen Gewänder und Farben des zarten Geschlechts so seltsch geeigneten Aufenthalt sich schwer geärgert. Auch diesem Uebel wird endlich abgeholfen, und zwar auf der Brühlschen Terrasse. Nachdem sich in der größten der beiden dortigen Restaurationen die zum letzten September ein flottes Leben behauptet hatte, brach mit dem ersten Oktober ein schneller Tod über sie herein. Nicht nur das Haus selbst, sondern auch der das neben ihnter gelegene, erst nach erfolgter Befreiung von den ausländischen Tyrannen neu erbaute, höchst steinerne Pavillon wurden dem Boden gleich gemacht. Manches in dem Zeitraume von 25 Jahren dort vorgekommene zarte Erlebniß verlor plötzlich, zum Schmerz der dabei Betheiligten, die sehne Heimath, wo sein Geist im Stillen fortgelebt hatte, indessen nur um höherer Zwecke willen. Statt des kleinen Pavillons soll der eleganten einheimischen und ausländischen Welt ein recht geräumiger Wintergarten dafür geschaffen und darin gewissermaßen der primitive Zustand des nun so lange schon der Menschheit verloren gegangenen Edens wieder hergestellt werden. Das Tabaksgepfeife und Glimmstengel dort wegfallen müssen, versteht sich von selbst. Desto sicher werden aber die Grazien durch die Wohlgerüche der köstlichsten Blumen aller Welttheile sich heimisch fühlen. Uebrigens sollen auch die Raucher nicht zu kurz kommen und ihnen über dem Wintergarten ein Raum erbaut werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 26. November 1841.

— Laudo ruris amœni
Rivos, et musco circumlita saxa, nemusque.
Horat.

Aus der Gegend von Reichenhall in Bayern.

I. Landschaftliches.

Acht Tage im Gebirge umherwandern, die ganze Habe auf dem Rücken, mit den Holzknechten im Walde zu Mittag essen und in den Sennhütten die Nacht im Heu verschlafen, die Hörner erklimmen, um auf die Landschaft hinunter zu sehen, und sich wieder in's Thal herablassen, um zu den Hörnern aufzublicken — wer das Alles durchgemacht, dem steht ein Sehnen frei nach einer heimlichen Herberge, um einen Ruhetag zu feiern, und sollten es auch mehrere werden. — Das Abendroth verglimmt, die Nacht fällt ein, die Tannen rauschen leise in schwarzer Schlucht, der Giesbach braust, die Berge steigen schauerlich empor zu finsterer Höhe; der Wanderer zieht müde seinen Weg, bis sich die Gegend öffnet und die Straße wieder heller wird und in's Freie führt. Da sieht er endlich ein freundliches Gasthaus schimmern mit hellerleuchteten Fenstern, in einer Wagenburg von Lastfuhren und Landkaleschen, während unter den Bäumen im Garten noch Windlichter brennen, bei denen späte Gäste zechen. Das ist das Kaitl, eine halbe Stunde von Reichenhall, welches dreimal unterstrichen in meiner Brieftasche stand. Hier wollen wir bleiben.

Es kann nicht leicht ein preiswürdigeres Wirthshaus geben, als das Kaitl bei Reichenhall, welches ein weißes Gebäude mit grünen Jalousieläden ist, das am Eingange des Hochgebirges und am Ende des schönen Saalthales liegt und seinen eigenen Felsenschopf hinter sich hat, woran sich die malerischen Kellerhäuser der städtischen Bräuherrn übereinander aufgestaffelt anlehnen. Gegen die Stadt zu grünen breite Auen, gegenüber dunkelt ein Buchenhain, schroffe Klippen bedeckend, hinter dem Hause ziehen Tannenwälder an den Abhängen hinauf, die zu den Höhen leiten, welche in vielfach seltsamen Hörnern den lieblichen Landsitz bedrängen und bedrohen. So ist man bald im Thale, bald in den Alpen, zugleich an der Heerstraße und zugleich in Waldeinsamkeit; Peitschenknall tönt durch die Abendstille, und die Heerdenglocken läuten in den Morgenschlaf. In der vollen Gaststube hörst du aus dem lauten Garten die Kugel rollen und die Kegel fallen; du gehst in den Hof hinaus, und wenn du die nächste Tanne bei den grünen Haaren nimmst, so kannst du hinaufklimmen unaufgehalten bis in's stille Hochgebirge.

Vor dem Hause steht ein weiß und blauer Maibaum, der alljährlich mit frischen Flaggen geschmückt wird, und, wie gesagt, ein schattiger Ziergarten mit einer Kegelbahn, mit schönen Tulpenbeeten, mit Springbrunnen und einer fast vornehmen Veranda, welche nicht allein die

Digitized by Google

Reichenhaller ehren, ſondern auch die Bürger der k. k. Kreishauptſtadt Salzburg, die alle Sonntage herüber fahren, um das bayeriſche Bier mit ihrem eigenen zu vergleichen, welches auch nicht ſchlecht iſt. Dazu kommt noch, daß die junge Frau Wirthin ſich ſehr artig bezeigt, und die beiden Kellnerinnen gebören ſchon zu den ganz ſchönen. Die eine hat ein Antlitz ganz im italieniſchen Geſchmacke, die andere aber herrliche blaue Augen und ſeine rothe Wangen, wie die Tyrolerinnen, obgleich ſie nur aus Loſer, ehemaligen Erzſtifts Salzburg, gebürtig. Das blonde Töchterlein iſt nicht minder hübſch; kurz, was ſo an jungem Frauenvolk an euch vorüber raſchelt, erſcheint Alles gar wohlgeſtalt und freundlich, ſo daß ihr billig über die ſeltſame Fügung euch verwundern müßt, daß hier auf einem Flecke ſo viel Schönes zuſammengekommen, während es anderwärts oft ſo weit auseinander liegt. Außerdem iſt auch Speis und Trank ſehr billig, und die Schlafſtuben ſind ſchmuck und hell, und das Lager weich und flaumig, kurz Alles ſo vortrefflich, daß ich's noch einmal ſagen muß, es gibt in dieſen Gegenden kein anmuthigeres Wirthshaus für den müden Reiſenden, als das des Herrn Puchner zum Kaitl; denn an Regentagen findet er geſprächsweiſe immer Unterhaltung, daß ihm die Zeit gewiß nicht lange wird, und die ſchönen Tage, wo man im Garten lieſt und träumt, ißt und trinkt, ſpielt und ſingt, die werden da zu wahren Feſten.

Geht man nun zeitenweiſe in die Stadt hinein, um die lieben Honorationen zu beſuchen oder die allgemeine Zeitung nachzuleſen, ſo ſieht man einen prächtigen Bergkeſſel um ſich, deſſen Wände aus den weiten Auen mächtig emporſteigen, während ſchöngeformte Hügel wie bewaldete Eilande aus der grünen Fläche dieſer Wieſen auftauchen. — Von den Bergen aber iſt der Staufen zu nennen, der hoch und ſteil zur Linken ſich aufthürmt und drei nackte Spitzen gen Himmel reckt — Tannenforſte bekleiden ſeine Ferſen, aber die Seiten ſind kahl und dürr — und der Untersberg, der rieſenhafte, ſagenreiche, ehrwürdige, in deſſen unterirdiſchen Hallen Kaiſer Karl ſeine Tafelrunde hält. Zwiſchen dieſen beiden Bergen zieht die Saale in die Ebene hinaus, deren blaue Hügel ferne verſchwimmen; wer aber ihren Lauf mit den Blicken aufwärts verfolgen will, der ſieht zwiſchen andern Höhen durch auf die Reiteralm, die mit gerade abſchießender rother Stirnwand von ungeheurer Höhe in das Thal hereinbraut, wie ein Stück aus gigantiſcheren Welten.

In ſolcher erhabenen Umgebung liegt in tiefem Wieſengrund, von alten Weidenbäumen verdeckt, das Stadtchen Reichenhall, das ſeinen Urſprung, ſeinen Namen und ſeinen Wohlſtand den reichen Salzquellen verdankt, die aus den Tiefen des Gruttenſteins unterirdiſch hervorbrechen. Die alten Salinengebäude ſind zwar vor mehreren Jahren abgebrannt und das halbe Städtchen mit ihnen; aber jetzt erheben ſich ſtatt der frühern Bürgerhäuſer lauter kleine Paläſte, und die Salzpfannen werden bald in die ſtolzen gothiſchen Gebäude verlegt, die, ein großes Viereck umſchließend, ſeit dem Brande neu errichtet werden. Zu den Brunnen kann man aber auch hinuntersteigen, und es iſt ein eigenes Weben da unten in den unterirdiſchen Räumen, wo in labyrinthiſchen Schachten in ſchwarzer Finſterniß die ſauern Quellen rieſeln, die ſüßen Bäche rauſchen, die Räder gehen, die Druckwerke quirlen, ächzen und ſtöhnen, und dann Alles bald wieder ſo lautlos iſt, und nur die gewaltigen Arme der Maſchinen ſich in den engen Gängen neben einem hin und her ſchieben, ſo leicht und ruhig, daß man mit dem kleinen Finger Halt gebieten zu können vermeint, während ſie Eichen knicken würden. Wunderſam iſt es, daß bei den Salzbrunnen in dieſer Tiefe auch ein mächtiger ſüßer Bach entſpringt, der in einem langen Stollen in die Saale hinausflutet, und auf dem ein kleiner Nachen zu unterirdiſcher Schiffahrt einladet.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Syrien.

(Schluß.)

Der Himmel, der bei unſerm Auszug am Morgen ganz blau geweſen war, hatte ſich ganz ſonderbar verändert, wie wir es nie geſehen. Am Horizont nach Südweſten färbte er ſich zuerſt hellgelb, wie wenn dort große Staubwolken aufſtiegen, und überzog ſich nach und nach ganz mit einer dunkelgelben Farbe, wie man es wohl bei uns bei ſehr ſtarken Gewittern ſieht. Dabei wehte uns ein heftiger Südwind mit erſchlaffender Hitze an und führte uns einen feinen Sand entgegen, vor dem man kaum die Augen offen halten konnte. Es war der Samum, der um dieſe Zeit anfängt, den Caravanen verderblich zu werden. Hinter dem Dorfe, von dem ich eben ſprach, mußten wir unſer Geſicht mit einem Tuch verhängen, um nicht zu erblinden. Der Sand, den dieſer Wind mit ſich führt, iſt ſo fein und fällt mit ſolcher Gewalt auf Menſchen und Thiere, daß er durch alle Bedeckungen und Kleidungsſtücke hindurchdringt; obgleich wir unſere Ueberröcke ſo feſt wie möglich zugeknöpft hatten, fand er ſeinen Weg hindurch und bedeckte den ganzen Körper. In Kairo, wo wir noch einige Tage Samum hatten, ſahen wir, wie der feine, ſcharfe Staub

Digitized by Google

durch die feſt verſchloſſenen Fenſter drang und alle Möbeln bedeckte. — Neben Hitze und Waſſermangel iſt dieſer Wind in den großen Wüſten der ſchlimmſte Feind der Caravanen. In den Monaten Mai, Juni, Juli und Auguſt dauert er oft mehrere Monate hinter einander und bedeckt bald den Reiſenden mit jenem feinen Staub wie uns, bald aber wirbelt er mächtige Sandhügel auf und begräbt ganze Caravanen. Schon der heiße Hauch dieſes Windes erſchlafft und entnervt Menſchen und Thiere. — Unſere Kameele und Pferde ſchloſſen die Augen und drangen mit Mühe vorwärts, und mein Maulesel wandte ſich nicht ſelten um, um dem Sturme zu entgehen. Dabei fuhr der Sand mit ſolchem Geſauſe bei uns vorbei, daß es nicht möglich war, ſein eigenes Wort zu verſtehen.

Bald kamen wir zu Gebüſchen von Palmen, Platanen und Akazien, und von Zeit zu Zeit an großen öffentlichen Bauten vorbei, die uns Schutz gewährten. Die kleinen Felder der Fellahs mit ihren Schöpfrädern und armſeligen Hütten hörten allmählig auf, und dagegen erſchienen ziemlich gut angelegte Gärten und weiße reinliche Villen vornehmer Egyptier oder auch Europäer. Jetzt zogen wir bei einem mächtigen Korahaus vorbei, das mit ſtarken Mauern umgeben war. Es hatte nur Luftlöcher auf der Nordſeite, und dorthin waren auch alle Dachlucken gerichtet, um die kalten Winde einzulaſſen und die heißen abzuhalten. Rechts, etwas weiter vom Wege ab ſtanden die Gebäude eines der kleineren Geſtüte Mehemed Alis, in dem mehrere Schuh hohen Klee, der ſie umgab, faſt verſteckt. Im Felde waren die Pferde angebunden, wo ſie in dieſer Jahreszeit Tag und Nacht bleiben und den Klee, reihenweiſe langſam vordringend, abfreſſen. — Andere Gebäude an der Straße bezeichnete der Beduinenchef als eine Landwirthſchaft Ibrahim Paſchas. Der Weg führte durch die großen Gärten, wo er verſucht, Olivenbäume zu ziehen, die aber, wie in ganz Egypten, auch hier nicht fortkommen wollen. Der Weg durch dieſe Anlagen war ſehr angenehm; er bildete eine Allee von prächtigen Platanen, ſo gerade gepflanzt und gut gehalten, wie man ſie bei uns in einem gut angelegten Garten nur ſehen kann. Noch eine Stunde, und Kairo mit ſeinen zahlreichen Moſcheen und Kuppeln lag vor uns, ein großartiges Panorama. Rechts ſah man über Palmbäumen hinweg die Spitzen der Pyramiden; vor den Mauern Kairos lag die Stadt der Gräber und einzelne Moſcheen, in denen die Kalifen begraben ſind; dahinter erhob ſich die Citadelle mit ihren großen Werken, und links über der Stadt ragte der Mokkatamm empor, mit kleinern Forts und Pulvermagazinen, von denen man die ſchönſte Ausſicht über das Land genießt.

Wir hatten noch einen harten Kampf mit Sand und Samum zu beſtehen, ehe wir in die Nähe der Stadt kamen und uns die umgebenden Höhen gegen den Sturm ſchützten. Unſere Caravane hatte ſich anſehnlich vergrößert; die Landleute, die nach der Stadt gingen, um ihre Produkte zu verkaufen, geſellten ſich zu uns und hielten ſich dicht hinter den Kameelen und Pferden, um ſo von dem fliegenden Sand weniger zu leiden. Jetzt unterſchieden wir vor den Mauern der Stadt eine kleinere Stadt aus grünen Zelten; es waren die Kolonnen der Armee, die von Damaskus herübergekommen waren und dort lagerten. Bald waren wir mitten unter ihnen; die Soldaten kamen ſchaarenweiſe aus ihren Zelten hervor, theils aus Neugierde, theils um etwas von ihren Kameraden zu erfahren, die noch zurück waren. Auch mehrere Offiziere, die einen Artilleriepark im Lager beſichtigten, kamen im Galopp herbei. An ihrer Spitze ritt ein ziemlich wohlbeleibter Mann mit ſchwarzem Haar und Bart und ausdrucksvollem Geſicht, den ſeine Kleidung und reiche Waffen als einen höhern Offizier bezeichneten. Er wandte ſich an den Baron, und wir wunderten uns nicht wenig, als er ſich im beſten Franzöſiſch nach der zurückgebliebenen Armee erkundigte. Nachdem er die gewünſchte Auskunft erhalten, ſagte er, er hoffe uns wieder zu ſehen, und ſprengte durch die Reihen der Soldaten, die ihm ehrerbietig Platz machten, nach dem Lager zurück. Es war, wie wir ſpäter hörten, Soliman Paſcha.

So hatten wir denn die Wüſtenreiſe hinter uns, und mit einem Gemiſch von Freude, Staunen und Neugierde ritten wir in die belebten Straßen Kairos ein. Tauſend fremde Eindrücke ſtürmten auf uns ein, die Sinne verwirrend, und das Gedränge der Menſchen aller Farben, der Kameele, Pferde, Eſel, und die prächtigen Moſcheen und ſtattlichen Häuſer ſchwammen noch in einem wunderlichen, unklaren Gemiſch vor unſern Augen, als wir in den Hof des Hôtels einritten, wo wir vom Wirth in engliſcher, von einem Kellner in franzöſiſcher und von einem Hufſchmiede, der gerade im Hauſe zu thun hatte — es war ein Schwabe — in deutſcher Sprache angeredet und herzlich begrüßt wurden.

F. W. Hackländer.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Schleſien, November.

Schloß Lamenz.

Auf dem Granitfelſen einer mäßigen Anhöhe, die ein durch den Neiſſeſtrom abgeriſſener Zweig der Sudeten iſt, erhebt ſich ein Neubau, großartig und kunſtvoll. Seine Zinnen werden die ganze Umgegend überragen und eine Ausſicht gewähren über eine weite paradieſiſche Gegend. Es iſt das im

Digitized by Google

Bau begriffene Schloß Camenz, das jetzt schon, wo es noch im Entstehen begriffen, die Bewunderung aller Besuchenden erregt. In altem, hohheit ansprechenden Style erheben sich seine Mauern und Pfeiler, und der Baumeister hat seine Aufgabe vollkommen begriffen und wird sie als Meister lösen. Nicht allein soll es ein königlicher Bau werden, er soll auch im Einklange stehen mit einer umgebenden Natur, die romantisch schön, aber auch über die Maßen lieblich ist. — Für die nächsten Umgebungen ist dieser Bau ein Ereignis und beschäftigt nicht allein eine Menge von Händen, sondern zieht auch fortwährend eine große Anzahl Neugieriger herbei.

Am linken Ufer der mit Wiesen und üppigen Feldern eingefaßten Neiße liegt das ehemalige Kloster Camenz, welches durch die Errettung Friedrichs des Großen aus drohender Gefahr geschichtliche Bedeutung bekommen hat. Ohne die Anhänglichkeit und Hingebung des damaligen Abtes wäre er hier im siebenjährigen Kriege wahrscheinlich von den Oesterreichern gefangen worden. Der ziemlich bekannte Vorfall ist in wenigen Worten folgender. Friedrich der Große ritt, von einem einzigen Adjutanten begleitet, auf Rekognoszirung und ward ganz in der Nähe von Camenz von einer starken österreichischen Patrouille entdeckt und gejagt. Er flüchtete in's Kloster, ward von dem Abte erkannt und sofort in einen Mönchshabit gehüllt. Mittlerweile ward zur Hora geläutet, und Friedrich, mitten unter den Mönchen, hielt diese — wohl mit klopfendem Herzen — mit. Ein Panonrenhauptmann stürmte herein und respektirte kaum den heiligen Ort. Die Hora ging zu Ende, ohne daß sich der Hauptmann entfernte. Das ganze Kloster ward durchsucht, der Adjutant Friedrichs ward gefangen, aber ihn selbst schützte die Vorsehung, er blieb unerkannt. Noch zeigt man den Platz, wo er während der Hora saß. Welch andern Ausgang hätte der Krieg ohne diese patriotische That des Abtes gehabt! — Das Kloster ist mit den übrigen in Schlesien im Jahr 1810 aufgehoben worden. Seine Kirche ist gegenwärtig die Pfarrkirche des Ortes, und die Wohnungen der Mönche dienen jetzt den Beamten. — Am Fuße des Berges, worauf das Schloß erbaut wird, liegt ein Wirthshaus, in welchem alle Besucher einkehren, welches aber so wenig comfortabel ist, daß man kaum eine Erfrischung erhalten kann. Der Berg selbst zieht sich über eine halbe Meile in die Länge und ist zum größten Theil in einen Park umgeschaffen, wo die Kunst der schönen Natur nachzuhelfen strebt. Am Ende desselben tummeln sich Hirsche in dem neueingezäunten Thiergarten.

(Schluß folgt.)

Dresden, November.

(Schluß.)

Wintergarten. — Magnetische Kuren. — Theater.

Groß ist der Eifer, diese gewiß glückliche Idee in's Werk zu setzen. Im nächsten Mai sollen, wo möglich, Wintergarten und Tabagie bereits zu Stande gebracht seyn. Anfangs hieß es, der letzte Pächter der nun vernichteten Restauration werde das neue Haus auf seine Rechnung bauen und dasselbe, nachdem er solches eine Reihe von Jahren benutzt, der Terrasse als Eigenthum zufallen. Sichereren Vernehmen nach wird aber die Staatsregierung den Bau selbst besorgen lassen und dem Restaurateur das neue Gebäude in Pacht geben. Vermuthlich gebbet das Unternehmen zu den einträglichen Spekulationen, da es auch für den Winter einen neuen, für Tabakrauch schonende Damen anständigen, öffentlichen Erholungsort bezweckt, der seither sehr vermißt wurde. Um aber bis zum nächsten Wonnemond wirklich Gebäude und Einrichtung herstellen zu können, dazu wird sogar die größte Zahl und Thätigkeit der Arbeiter jeder Gattung nicht ausreichen, wenn die vor der Thüre stehende rauhe Jahrszeit ihr Regiment mit anhaltender Strenge führen sollte. Noch deutet zwar nichts darauf hin. Seit dem Nachtfrost, welcher die meisten Weinberge verherrt hat, haben wir in dem unter allen Monaten des Jahrs am meisten verschrienen November eine so ungewöhnlich milde und warme Luft, daß Bäume und Sträucher sich hie und da zum Blühen anschicken.

Aus Veranlassung einer neuen Verordnung, welche alle Versuche zu Heilung von Kranken mit Hülfe des thierischen Magnetismus untersagt, wenn sie nicht unter Leitung anerkannter Aerzte geschehen, forderte der Graf Szapari im Dresdener Anzeiger vom 10. v. M. „diejenigen hiesigen Aerzte, welche vorzugsweise die in jener Verordnung, in Beziehung auf das magnetische Heilverfahren, allgemein vorausgesetzte Bekähigung und Erfahrung zu haben vermeinen sollten, freundlichst auf, gegen angemessenes Honorar, der Bestimmung der Verordnung gemäß, ihn bei den magnetischen Behandlungen der betreffenden Kranken leiten und unterweisen zu wollen." Schwerlich werden die Aufgeforderten diese Gelegenheit zu Gewinnung neuer Erfahrungen über den wichtigen Gegenstand unbenutzt lassen. Nach dem, was von dem Fortgange des Instituts im Publikum verlautet, kommen immer mehr Beispiele von auffallend günstiger Wirkung der magnetischen Kur auf die in der Anstalt behandelten Patienten vor. So nennt man die junge Tochter eines angesehenen Staatsbeamten, die, nachdem besonders einer ihrer Füße aller Lebensthätigkeit beraubt geschienen, in Folge der magnetischen Behandlung wieder die volle Wirksamkeit sämmtlicher Glieder ihres Ganzen kräftigen Körpers wieder erhalten habe, und ein junger Mann, dessen körperliche Erschöpfung bisher allen ärztlichen Versuchen widerstanden, soll auf dem besten Wege zur völligen Genesung seyn.

Unsere Bühne erfreut sich in Düe. Bayer einer vorzüglichen neuen Acquisition. Freilich aber erleidet dieselbe Bühne auf Ostern eine große Einbuße durch den Abgang der Düe. Bauer, die durch eine gleich vortreffliche Künstlerin wohl schwerlich so bald ersetzt werden dürfte. Eine andere schöne Hoffnung blüht ihr dagegen für das nächste Frühjahr, wenn die Sage sich bewahrheitet, daß der Baßist Dettmer vom Theater zu Frankfurt a. M. der diesigen Bühne gewonnen seyn soll. — Drei Neuigkeiten fanden gute Aufnahme: Raupachs Drama: Ideal und Leben; Frage und Antwort, ein dramatischer Scherz von dem Verfasser des Lustspiels: Noch ist es Zeit, und ein der englischen Geschichte entlehntes Drama: Elisabeth, von der Schauspielerin Birch-Pfeiffer. Im Ganzen behauptete auf diesiger Bühne in der letzten Zeit das Singspiel ein großes Uebergewicht über alle andern dramatischen Dichtungen, was die Theaterkasse nicht zu deren Ursache hatte. — Die Leistungen des Sängers Pantaleoni und Benedy bewährten die sonst neu Eigenschaften, welche ihm der Anschlagzettel als „Schüler von Rubini und ersten Tenor der italienischen Oper zu Paris und London" beimaß.

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 27. November 1841.

Cœlo Musa beat.
Horat.

Der Traum des Prometheus.

Zur Enthüllung der Statue Jean Pauls zu Bayreuth, am 14ten November 1841.

Als einst Prometheus
Des Wollens kühnste
Freigebrenste That vollbracht,
Den allebenden Funken
Raubend aus der Olympischen Haus,
Daß er ihn spende
Seinen geliebten,
Zeusgehaßten,
Mitleidswerthen Erdesöhnen,
Lag er müde und schlummerte.

Da ergoß sich über sein Haupt
Aus umdunkelnder Nacht
Ein Weissagungstraum:
Er erblickte sie alle
Die Herrlichen,
In deren Brust fortglomm
Der zündende Strahl;
Im Glanzgebilde
Zogen sie vorüber
An des Schlaftrunknen Auge.

O reiches Gesicht,
O leuchtende Schaar!
Bildner und Weise,
Lorbeerbekränzte
Freudige Sänger,
Sie nahen und winken,
Durch lange Jahrhunderte
Den Sterblichen
Gestirne des Trosts!

Und weiter hinab
In der Zeiten Lauf
Entquellen vor ihm
Der Musenlieblinge
Hehre Segensgestalten.

In Germaniens Flur,
Wo des Fichtengebirgs
Waldung sich absenkt,
Von den Quellen des Mains
Silberdurchrauscht,
Hat sich froh geschaart
Ein spätes Geschlecht
Vor dem lebenathmenden Erzbild,
Das Königswink
Und dadalische Kunst
Dankbar weihte

Jener Verehrten Einem,
Ihrem Geringſten nicht.

Doch nicht ſein Bild nur
Zeigt ſich dem Schlummernden;
Ihn ſelbſt gewahrt er,
Den Erdenentrückten,
Wie er über des Volks
Dunklem Gewühl
Herabſchwebt
Von roſigen Höh'n.

Du biſt's, Jean Paul!
Wie glänzt dein Auge!
Dein Ohr, es lauſcht
Wie einſt im Leben
Dem brauſenden Wirrklang
Der Erdentöne,
Der nur in göttlicher Dichterbruſt
Zu Harmonien ſich löſt.

„Dank Euch — er ruft es —
Ihr Guten, Dank!
Auf Gräbern erſt
Fühlt ihr des Lebens volle Macht,
Pflanzt wie Kinder
Auf ſtumme Leichenhügel
Den immergrünen Zweig,
Der wohl ſproſſender,
Hoffnungsreicher noch
Des Lebenden
Volle Locken hätte geſchmückt!"

Entſchwebſt du, ſeliger Geiſt?
Und wer mit dir?
Wer iſt jene,
Die Dich geleitet
Auf ſchwindelnder Wolkenbahn?
Ihre Lippen umſchwebt
Leiſer Spott,
Und doch umglänzt ihr Auge
Der Wehmuthsthräne
Heiliges Aetherlicht.

Eironeia, ich kenne dich,
Doppelgeſtaltige,
Wunderbare,
Du, ſeine Muſe!
Auch im Jenſeits entweichſt du
Nimmer von ihm,
Den du geliebt
Wie keinen Zweiten!

Du gabſt ihm
Zum Wechſelfluge die Kraft,
Durch den er ſich bald
Kindlichen Sinns
Niederſenkte
Zu der laſtenden Scholle
Umſchränkteſten Raum,
Bald aufflog
Mit Adlerfittig,
Zu lauſchen rollender Sphären
Ewigem Donnergang.

Eironeia, du neigſt dich
Lächelnd zu ihm,
Verhüllend Enthüllende,
Die der Wahrheit keuſchen Ernſt
Unter der Thorheit Maskenantlitz birgt,
Die des Weltenräthſels
Widerſpruch
Im Größten wie im Kleinſten ſchaut;
Sey's, daß Vater Kronos,
Ein gähnend Ungeheuer,
Unerſättlich
Die Erzeugten verſchlingt,
Sey's, daß Hephaiſtos,
Ein hinkender Schenke
Beim Götterfeſtmahl,
Allen Unſterblichen
Unauslöſchliches Lachen weckt.

Entführſt du ſo bald ihn,
Göttliche,
Deinen Dichter? —
Sie weilt nicht;
Unerbittlich
Schwand ſie dahin;
Schon rührt ſein Haupt an Orions
Fernſten Lichtrand.

Aufgeſchüttert
Durch des Traumbilds Wunderblick
Erwachte Japetos Sohn;
Er gedachte ſein,
Als ſchon am Fels geſchmiedet
Durch Zeus Argliſt
Er grauſe Folter litt.
Vorüber zogen noch einmal
Vor dem ungebrochenen Geiſt
Des ſchmerzvoll Gebundenen
Die Heroen der Menſchheit,
Die ſtarken Söhne der Erde,
Seine rächenden Befreier.

Digitized by Google

Uns aber bleibe
Des Gefeierten Bild
Im Herzen,
Fester noch als sein ehern Mal!
Und Lebensgluth
Spend' uns, nimmer verlöschend,
Die Fackel, die er gezündet
In des Olymps Wohnungen,
Er selber, gleich Prometheus,
Wie er den Namen gab
Seiner Dichtungen größter,
Ein Licht spendender,
Himmelstürmender Titan!

München, am 15. Nov. 1841.

Friedrich Beck.

Aus der Gegend von Reichenhall in Bayern.

(Fortsetzung.)

Von den sauern Quellen haben einige über zwanzig Procent Salzgehalt, und diese werden gleich in die Pfannen geleitet und versotten; die weniger salzreichen aber müssen erst auf die Gradirhäuser gebracht und dort gestärkt werden. Es sind dieß unabsehbar lange hölzerne Gebäude, thurmhoch, an beiden Seiten offen, wo senkrechte Wände von Dornenreisern aufgeschichtet sind bis unter das Dach. Unter diesem läuft in langer Rinne das heraufgepumpte Salzwasser hin, welches dann auf die Dornen gelassen wird und an der stachlichten Fläche in Millionen Tropfen herunter träufelt. Dadurch verflüchtigen sich viele wässrige Theile, die Flüssigkeit kommt unten „sudwürdig" an und wird von da in die Pfanne geleitet. Laßt mich darin ein Bild des Lebens finden, denn so führt ja auch den Menschen seine Möra zuerst aus dem dunkeln Schachte der ersten Kinderjahre hinauf in die frische luftige Höhe der Jugend, worauf er dann durch die Dornen und Hecheln des Lebens herunterstürzt, bis er, gereinigt von allen flüchtigen Theilen, als sudwürdig in die große Pfanne der Ewigkeit eingeht.

Von andern merkwürdigen Dingen, die hierorts noch zu sehen sind, von den künstlichen Schneidmühlen, von den Eisenhämmern und den übrigen Einrichtungen, die zu dem ungeheuern Betrieb des Salzamtes gehören, von der großen Zahl der Beamten und Bediensteten, so wie auch von dem lustigen Leben derer von Reichenhall ist hier nicht unsere Sache zu reden, vielmehr wenden wir uns wieder dem Kaitl zu, und gehen aufwärts auf der Straße in's Gebirg hinein. — Da steigen zunächst hinter dem lieben Wirthshause zwei rings abgeschnittene Felsenstöcke auf, die vordem Ritterburgen trugen, welche eine lederne Brücke verbunden haben soll. Der eine steht gegen das Thal zu, der andere gegen das Gebirge. Auf die Kuppe des erstern führt ein vielbetretener Weg unter dem grünen Dache der Buchen empor, und oben prangt St. Pankraz, die Kapelle, in einem Kranze schönbelaubter Bäume, mit freier Aussicht auf das Thal von Reichenhall und die rieſigen Bergshäupter, die darauf hinunterblicken, bis zur Feste von Hohensalzburg und noch darüber hinaus. Auf den zweiten Felsstock, der von Natur völlig unzugänglich ist, führt eine hölzerne Treppe hinauf. Oben ragen noch die Ruinen der Burg Karlstein, schönes, altes, malerisches Gemäuer mit Thorwegen, Thürmen und Schießscharten, darinnen freie Wiesplätze, über welche schlanke Buchen ihre Schatten breiten, während Brombeerstauden über die verfallenen Brustwehren kriechen. Am Fuße des Burgfelsens wohnt seit langen Zeiten in einem freundlichen Häuschen ein alter, treuberziger Revierförster, der viele heimliche Liebe hatte zu seinen Ruinen, und manchen mühsamen Tag darauf verwandte, den grünen Burghof auszuschmücken und an den Mauern hin kleine Gärtchen anzulegen. So blühten bald Rosen und Tulpen und andere Zierblumen in dem alterthümlichen Gesteine; Jasminbecken überwölbten stille Ruheſitze, aus denen der Blick in's Thal hinunterfiel; die schattigsten Bäume umgab der Waidmann mit Bänken, zur beliebigen Wahl stellte er bewegliche Stühle in den Burghof, und für den kühlern Abend errichtete er ein Sommerhaus, das er künstlich ausmalte. Was hätten ehedem die Ritterfräulein für Freude gehabt an diesem schmucken Zwinger. — So hatte auch der Förster die seinige, aber sie dauerte nicht lange; denn da kamen bald die Fremden, für deren Vergnügen er sich so viele Mühe gegeben, nahmen die Stühle und warfen sie zu ihrem Ergötzen in den Abgrund, brachen die Banke ab und thaten mit ihnen desgleichen, fielen über die Blumenbeete her und verwüsteten sie, rissen die Thüre aus dem Sommerhaus und zerschlugen die Fenster, so daß jetzt neben den steinernen Ruinen auch eine hölzerne steht und von den übrigen Anlagen nichts mehr zu sehen ist. — Es liegt noch mehr Vandalismus in der deutschen Nation, als man sich im Allgemeinen zugesteht. — Seitdem steigt der Förster nur noch mit Wehmuth hinauf in das mittelalterliche Schloß, das ihn ehedem so heimlich angelacht hatte.

Tief unten am Fuße der Felsen von St. Pankraz und von Karlstein zieht in waldiger Schlucht die Straße hin, die dann oben am Thunsee vorübergeht. Das ist ein grünes, unergründlich tiefes Gewässer, um welches hohe Berge sich lagern, steil abfallend in die spiegelnde Tiefe. Nur auf dem andern Ufer stehen auf stillen Matten zwei einsame Bauerhäuser. Man sieht nirgends hinaus in's Freie, in keine Ebene, in kein Thal. Es ist ein eigenes Gefühl, am Abend den See entlang zu gehen, wenn die letzten Sonnenstrahlen auf die Zinnen

Digitized by Google

des Karlstein fallen und dann allmählig die Alpengipfel rosenroth werden, wenn weiße Schleier über dem Gewässer zu wallen anfangen und die Tannen schweigend in die Höhe starren und der See leise an das Gestade schlägt. Wenn da die Mädchen in den Bauerhäusern drüben singen, so meint man die Wasserniren herüber zu hören über den See, und am Karlstein sieht man im Mondscheine geisterhafte Schatten wandeln. Die lärmende Welt scheint so unendlich ferne zu seyn, obgleich das Kaitl nur eine Viertelstunde weiter unten liegt. 'S ist etwas schauerlich in der Dämmerung an diesem kleinen Thunsee; mich wundert, daß es keine Sagen darüber gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, November.

(Schluß.)

Schloß Camenz.

Wenn man nun die Höhe des Berges erstiegen hat, so thut sich ein Panorama vor dem Blicke auf, wie man es nur selten findet. Kaum weiß man, wohin man zuerst das Auge wenden soll. Da thronen stolz die Sudeten und ziehen sich, ein mächtiges Bollwerk, im Süden hin, weit ihre Arme nach Westen und nach Osten streckend. Staffelförmig stehen sie da; die letzte Stufe ist der Schneeberg und der Altvater. — Was blickt da oben so hell und freundlich auf die umgebenen den Thäler hernieder? Es ist die Kapelle des Wartaberges mit ihrem Gnadenbilde, zu welchem alljährlich Tausende von nah und fern wallfahrten; Manche wohl aus Gewohnheit und zur Unterhaltung. Viele aber von Andacht getrieben, weil sie meinen, da Hülfe zu finden für Körper- und Geistesgebrechen. Bunt genug sind die Züge, welche daher strömen, nicht allein aus dem Vaterlande, sondern auch aus dem benachbarten Böhmen, Mähren und Polen. Indem wir unsern Blick hinauf gerichtet haben, zieht eine Schaar singend und betend unweit dem Berge vorüber, dringt in den Klosterhof und in die Kirche, und kommt neu gestärkt heraus, um die Wallfahrt zu vollenden. Wie eine enge Schlucht erscheint von hier der Paß bei **Warta**, der nach Glatz führt, diesem eigenthümlichen Ländchen, welches rings von Bergen umgürtet, in neuerer Zeit einen Gewerbsfleiß entwickelt, der seine überaus starke Bevölkerung von 5000 Seelen auf die Quadratmeile nährt. Es tritt ganz und mit seinem äußersten Zipfel tief in die österreichischen Staaten hinein und hat eine Mauthgrenze zu bewachen, als wäre es eine große Provinz. Viel des Interessanten bietet es, und mancher Tourist würde da Herrlichkeiten finden, wie er sie nicht gesucht hat. Da ist die wunderbar geformte **Heuscheuer**, welche wir von unserem Standpunkte aus sehen, die sich durch ihre Gestalt, oben ein großer Kamm gleich einer Krone, vor allen Bergen ringsum auszeichnet, und die überraschende Partien in Grotten und Felsstücken bietet. Hinten der hohe **Schneeberg**, einer der äußersten Grenzpfeiler der preußischen Monarchie; an seinem Fuße **Smitteberg**, welches, seitdem es im Besitze des Prinzen Albrecht von Preußen ist, an Stadtheit und Interesse so sehr gewonnen hat. Rauschende Bergströme mit Wasserfällen und mit Fabriken an ihren Ufern beleben das Ländchen, das, wohin man nur blickt, mit Dörfern und schönen Gebäuden bedeckt ist. Und mitten inne die Festung Glatz, mit der schön gebauten und weitthin freundlich leuchtenden Stadt. Alles gibt der Gegend das Ansehen eines großen Parks, worin Kunst und Natur wetteifern. Die Phantasie hat uns von unserm Standpunkte entrückt und uns hinter die Berge fortgerissen. Wir kehren zurück, von wo wir ausgegangen.

Vier Städte liegen hier in unserem Gesichtskreise. Im Nordwesten **Frankenstein**, das sich fast größer und schöner zeigt, als es in der Wirklichkeit ist; hinter ihm die reizende Villa von **Kteulsch**, welche sich der unlängst verstorbene Präsident Rust zu einem Lusthaus für seinen letzten Lebensabschnitt eingerichtet hatte; im Südwesten **Warta**, das kleine Städtchen, welches den hier in die Grafschaft Glatz führenden Paß schirmt, und welches einen Hauptheil seiner Nahrung aus den vielen Wallfahrten zieht, die sich im Sommer nach ihm richten. Im Süden, unserem Standpunkte gerade gegenüber, erblicken wir **Reichenstein** mit seinen weißschimmernden Halden von Arsenikkies, von wo herab oft die giftigen Dämpfe über das Land ziehen und der Pflanzenwelt verderblich werden. Im Osten **Patschkau** mit seiner hohen gothischen Kirche und seinen reizenden Umgebungen. Und zwischen allen diesen Städten sind gutgebaute Dörfer in Menge eingestreut, denn die ganze Umgegend gehört zu den gesegnetsten des fruchtbaren Schlesiens. — In einer langen Linie, von Nordwest nach Südost ziehend, liegen Oesterreichs Grenzen vor uns, nach denen man sonst mit einer Art Schauderlichkeit und gebeimem Neide hinübersah, die aber, eine lang fortlaufende Bergwand, und nunmehr wie die Mauern erscheinen, die das Besitzthum eines freundlichen Nachbars umfrieden. Die verschwundene Spannung läßt die mit so vielen Reizen geschmückten Sudeten noch viel einladender erscheinen, als ehemals. Wanderungen in ihnen haben den Reisenden noch nie gereut; überall, wo man hinkommt, findet man Ansprache im biedern Wesen der Bewohner, in den Naturschönheiten, in den blühenden Gewerben, wozu vor allem die Garn- und Leinwandbleichen zu zählen sind, die mitten im Sommer weißen Schnee auf grüne Matten schütten, und in den vielbesuchten Bädern.

Um uns her tönt der Gesang der Vögel, darein mischt sich das Hämmern, Rollen und Lärmen des Schloßbaues, und das Summen der vielen beschenkenden Gäste. Wer den deutschen Schlesier in seiner Eigenthümlichkeit kennen lernen will, der beobachte die Gruppen, die er hier oben oder unten im Gasthofe, oder im Garten sieht, und die sich in ihrer Natürlichkeit gehen lassen. Er wird dabei die bei fremdende Bemerkung machen, daß verschiedene deutsche Stämme aufzutreten scheinen. Noch wunderbarer wird es ihm vorkommen, wenn gerade eine Wallfahrt von jenseits der Oder aus den slavischen Distrikten Schlesiens eingegossen ist, und der Schwarm sich unter die übrigen Besucher zerstreut. Nirgends, selbst nicht im buntbevölkerten Ungarn, trifft man in der äußern Erscheinung stärkere Contraste als hier. Des Landes Vorzeit raat hier deutlich in die unsere herein; das mals hatte jedes kleine Fürstenthum eine Art politischer Selbstständigkeit und diese drückte sich in seiner Bevölkerung aus; ein Widerscheln hievon hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Der Kenner findet aus der Menge die Einwohner jeden Striches heraus, ja selbst im Accent entdecken ihm die feinen Nüancen nicht, die fast jede einzelne Stadt mit ihrer Umgebung bezeichnen. Man möchte hieraus fast auf den schwachen Gemeingeist schließen, über den man in Schlesien so oft klagt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 40.

Sonnabend, 27. November 1841.

Neue ganz elegante Taschen-Ausgaben.

[574] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hermann und Dorothea

von

Goethe.

Eleganteste Taschen-Ausgabe mit einem Stahlstich.

Preis roh 54 kr. oder 12 Gr., in englischem Einband mit goldenem Schnitt 1 fl. 24 kr. oder 21 Gr.

Wilhelm Tell.

Ein Schauspiel

von

Schiller.

Eleganteste Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Goethe's Faust.

Eine Tragödie.

Zwei Theile in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Gedichte

von

Friedrich von Schiller.

2 Theile

in elegantester Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Diese neuen, in typographischer Ausstattung alle frühern weit übertreffenden Ausgaben empfehlen sich wohl von selbst.

In gleichem Format und in derselben Ausstattung werden die weitern Schiller'schen Theaterstücke, so wie die in unserm Verlag erschienenen Lyriker: **Goethe, Herder, Hölderlin, Uhland, Lenau, Platen, Zedlitz, Schwab, Kerner, Freiligrath** u. s. w. dieser hübschen Sammlung sich anreihen.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[566] Bei uns ist erschienen:

Teatro español.

Colleccion escogida de las mejores comedias Castellanas, des de Cervantes hasta nuestros dias Arreglada por Dr. C. Schütz.

gr. 8. mit gespalt. Columnen. Preis 3 Rthlr. = 5 fl. 24 kr. rhein. = 4 fl. 30 kr. C.-Mze.

Eine Auswahl des Besten aus der so reichen Literatur Spaniens. Ausser dem einleitenden „Discurso historito sobre el origen del teatro español por Moratin," enthält diese Sammlung Stücke von folgenden Autoren: Cervantes, Lope de Vega, Calderon, Terso de Molina, Morets, Bojac, Alarcon, Cañizares, de la Cruz, Moratin, de la Rosa, Gorostiza de los Herreros.

Bielefeld, November 1841.

Velhagen & Klasing.

[564] **Für Journalzirkel.**

Mit dem 1. Januar 1842 beginnt

das Dampfboot;

eine Zeitschrift für Scherz und Ernst

redigirt von **Julius Sincerus** (Dr. Lasker)

seinen **zwölften** Jahrgang. Wöchentlich erscheinen 3 Nummern in gr. 4to, und eben soviel Nummern der provinziellen Beilage: die Schaluppe, welche gratis, indeß nur auf besonderes Verlangen der resp. Besteller, beigelegt wird. Der Preis des Dampfboots ist **für das ganze Jahr 4 Rthlr.**, wofür dasselbe von allen Buchhandlungen besorgt und wöchentlich geliefert wird.

☞ Da das Dampfboot, — dessen Leserkreis sich mit jedem Jahre erweitert hat — jetzt nur noch in wenigen Journalzirkeln Deutschlands fehlen dürfte, so macht die Verlagshandlung diejenigen Zirkel, welche dasselbe bisher noch nicht hielten, bei Beginn des neuen Jahrgangs darauf aufmerksam, um so mehr, als bei der großen Anzahl theurer Journale, ein so billiges **und doch allseitig interessantes**, jedem Journalzirkel nur willkommen seyn kann.

Danzig, Mitte Oktober 1841.

Fr. Sam. Gerhard.

[540] **Hundert Gesänge der Unschuld,**

Tugend und Freude mit Begleitung des Claviers. Gemüthlichen Kinderherzen gewidmet. Erstes Heft. Siebente verbesserte Aufl. Nett geh. Sedez. 54 kr.

Diese herrliche Sammlung, längst schon der Liebling des Publikums, ist bereits durch so viele öffentliche Urtheile und überaus günstige Recensionen anerkannt, daß wir uns begnügen können, auf diese zu verweisen. Sie sind zu finden in: Sebodes krit. Bibliothek. — Becks Repert. 1828. II. 6, 1830. I. 6. — Litztg. für Volkslehrer 1828. 4., 1835. 3. — Hamelnsche Blätter 1832. December. — Abendztg. 1837 vom 17. Mai. — Tausenden, die sich schon an ihr ergötzten, ist sie bereits bekannt. Denen, welchen sie es noch nicht ist, wollen wir sie bestens empfehlen. Jeder Vater, der die kleine Ausgabe daran wendet, wird sich überreichlich belohnt fühlen, wenn ihm seine kleinen Lieblinge daraus ihre Kinder-Seelen und Kehlen ertönen lassen.

(Vorräthig zu haben in allen Buchhandlungen.)

[526] ☞ **Neue Zeitschrift.**

Seit dem 1. Oktober erscheinen in dem unterzeichneten Verlage in Brüssel:

Die Grenzboten,

Blätter für Deutschland und Belgien,

redigirt von **F. Kuranda,**

unter Mitwirkung der deutschen Schriftsteller: **Carl Andree, Berthold Auerbach, Carl Beck, Freiherr von Bool, Th. Creizenach, Ludw. Aug. Frankl, Heinrich Heine, H. König, Gustav Kühne, Heinrich Laube, J. Marggraf, J. Möser, Theodor Mügge, Th. Schlippake, A. von Sternberg, A. Weill, Ernst Willkom; und der niederländischen Literatoren: Bloemart, Conscience, van Hasselt, Willems u. A. m.**

Die bereits erschienenen Nummern enthalten folgende Aufsätze: Deutschland und Belgien von J. Kuranda. — Die Seebader in Ostende von Dr. Delort. — Leipziger Skizzen von L***. — Literarische Ueberschten vom Standpunkte der Gesellschaft I. (Vorwort). — Aus dem Leben eines Weltweisen von Berthold Auerbach. — Alphons Karr und die Wespen. — Eine Begegnung mit Paganini von Ludw. Aug. Frankl. — Briefe aus Frankfurt, September-Scenen in Brüssel von J. Förster. — Eine Vorlesung im Frankfurter Museum von Th. Creizenach. — Reisebriefe von A. Weill. — Ausflug in Flandern von Dr. Schlippake. — Ein Brief aus London von Dr. L. Börne in der letzten Zeit zur Würdigung der nationalen Partei in Deutschland von J. Cr. — Literarische Ueberschten vom Standpunkte der Gesellschaft II. (Die adelige Literatur und Fürst Lichnowsky). — Briefe aus Paris. — Ueber den Bau eiserner Häuser in Belgien von Jobard. — Schauspiel und Schauspieler, eine Charakteristik. — Leleval von Prof. Lebermuth. — Literarische Ueberschten vom Standpunkte der Gesellschaft III. Lacordaire und der Katholicismus in Frankreich. — Tagebuch u. s. w.

Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Heften zu 32 Seiten gr. 8. Diese Wochenlieferungen sind dem Interesse der Zeit gewidmet. Erzählungen und Novellen sind aus denselben ausgeschlossen, dagegen erscheint als Beilage:

☞ **jeden Monat ein Novellenheft** 64 S. gr. 8., welches Erzählungen und Novellen von den besten deutschen Schriftstellern (von Auerbach, König, Laube, Kühne, Mügge u. s. w.) enthält. Durch diese Einrichtung glauben wir den Lesern das so unangenehme „die Fortsetzung folgt" zu ersparen, indem wir dadurch in den Stand gesetzt werden, auch größere Produktionen in einem ganzen ungetheilten Rahmen zu liefern.

☞ **Den Privat- und Leihbibliotheken** dürfte dieses besonders willkommen seyn, da sechs solche Hefte, am Ende eines jeden Semesters, einen unabhängigen starken Band von 24 Bogen in groß Octav bilden.

Die beiden bisher erschienenen Novellen-Lieferungen enthalten (Oktoberheft): Die Marquise von Manzera von Heinrich Laube. — Schloß Gelienheim von Ad. Freiherr von Bool. — (Novemberheft): Ein Witz und seine Folgen von F. Lebrun. — Selbstrauschung von J. Kuranda. Das nächste Novellenheft (December) wird enthalten: deutsche Adeude von Berthold Auerbach. — Die Lieuins-Narren nach flamändischen Dokumenten von St. Genois.

Der Preis der ganzen Zeitschrift nebst der Novellen-Beilage ist 10 Thlr. pr. Jahr. Man abonnirt in allen deutschen Buchhandlungen. In

Digitized by Google

Paris bei Brockhaus und Avenarius, in London bei Black und Armstrong, in Amsterdam bei Jod. Müller. Diese Zeitschrift eignet sich besonders zu Insertionen und Ankündigungen aller Art für Belgien und Holland. Die Zeile wird mit 1 gGr. berechnet.

Deutsches Verlags-Comptoir in Brüssel.

---

[511] Bei **Friedrich Volckmar** in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu finden:

Ein Buch für alle Stände der constitutionellen Verfassung.

Rotteck's Staatsrecht der constitutionellen Monarchie. Ein Handbuch für Geschäftsmänner, studirende Jünglinge und gebildete Bürger. 2te Auflage vermehrt und verbessert von Karl v. Rotteck. 3 Bände. gr. 8. brech. Preis 3 Thlr. 15 Gr.

Die neue Auflage dieses Buchs beweist und erprobt seine Brauchbarkeit. Obiger Titel spricht den Zweck desselben deutlich aus, und es wäre überflüssig von Seiten des Verlegers auch nur ein anpreisendes Wort da zu sagen, wo Rotteck's gefeierter Name an der Spitze steht, und somit lautes Zeugniß gibt, was alle Freunde der constitutionellen Verfassung hier zu erwarten berechtigt sind.

Die Dampfmaschine, faßlich beschrieben und erklärt, insbesondere in ihrer praktischen Anwendung auf Eisenbahnen und Dampfschifffahrt nebst Winken über Eisenbahn-Anlagen und deren Bedingungen, von Dr. Lardner. Nach der 5ten umgearbeiteten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt mit 70 veranschaulichenden Abbildungen. gr. 8. 19 Bogen. broch. Preis 16 Gr.

Es ist dieß die erste praktisch und wissenschaftlich bewährte Schrift, welche über Eisenbahnen und Dampfmaschinen erschienen ist. Der Verleger hofft, und rechnet auf bedeutenden Erfolg, und stellt in dieser Erwartung den Preis so niedrig, als bei einem so trefflichen Buche wohl kein zweites Beispiel zu finden ist. Sechs große Kupfertafeln erläutern den klassischen Text.

---

[565] **An Freunde deutscher Klassiker.**

Vollständig ist nun erschienen, in 4 sauber broschirten Bänden, gedruckt auf Velinpapier, Preis 2 Rthlr., und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abraham Gotthelf Kästner's

weiland Professors in Göttingen

gesammelte Poetische und Prosaische

schönwissenschaftliche Werke.

Mit der Biographie und dem Bildniß des Verfassers.

Berlin 1841, bei Th. Chr. Fr. Enslin.

Keines deutschen Schriftstellers Werke bedürfen wohl weniger einer buchhandlerischen Empfehlung als Kästner's, der jedem wahrhaft Gebildeten der deutschen Nation bekannt ist, und von dem schon Lessing gesagt hat, „daß sich auch noch mehr als ihrer Vier in die Verdienste dieses Mannes ganz reichlich theilen und daß seine „„Vermischten Schriften““ (eine frühere, höchst unvollständige Sammlung) auch den besten unserer witzigen Köpfe einen Namen machen könnten.“

Nur das sey also hier bemerkt, daß eine vollständige Ausgabe seiner schönwissenschaftlichen Werke noch niemals vorhanden gewesen ist, und also hier zum ersten Male, mit Mühe und Sorgfalt gesammelt, dargeboten wird, und daß Herausgeber und Verleger es sich zur Ehre rechnen zu dürfen glauben, sie veranstaltet und dadurch Gelegenheit gegeben zu haben, für einen sehr billigen Preis ein unschätzbares Kleinod der deutschen Literatur zu erwerben, welches neben Goethe, Schiller, Lessing u. s. w. einen höchst ehrenvollen Platz in jeder Bibliothek mit Recht in Anspruch nehmen darf, und auch durch äußere Ausstattung dessen nicht unwerth ist.

---

[571] Bei **Reinhold Beyer** in Leipzig erschienen folgende interessante schönwissenschaftliche Schriften, die der besonderen Beachtung aller Leihbibliotheken und Lesevereine bestens empfohlen werden; alle Buchhandlungen halten Vorrath davon:

Wangenheim, F. Ch., Der Kerkermeister. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Martineau, Alich., Der Neger von St. Domingo, ein historischer Roman aus dem Zeitalter der Revolution. 8. eleg. geh. 2 Theile. 2 Thlr. 12 Gr.

Böhemus (G. Epiz), Hygea und Eros, ein Cyclus interessanter Badgeschichten. 8. 3 Thle. eleg. geh. 3 Thlr. 18 Gr.

Die gebildete Lesewelt wird obige Werke gewiß willkommen heißen!

Ferner erschien in demselben Verlag:

Montesquieu, Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Verfalles, übersetzt von Johann Sporschil, Taschen-Ausgabe auf schönstem Velinpapier gedruckt. eleg. geh. 16 Gr.

Montesquieu ist durch seine Schriften der ganzen civilisirten Welt bekannt, und gewiß bedarf daher auch obiges Werk keiner neuen Empfehlung. Aber alle Freunde klassischer Literatur werden hierdurch auf diese treffliche Uebersetzung Sporschils aufmerksam gemacht, und namentlich dürften auch Eltern und Erzieher das französisch ausgestattete Buch ganz besonders zu einem Festgeschenk für das reifere Jugendalter geeignet finden.

---

[539] **Die letzte Stunde**

oder der Tod von allen Seiten betrachtet. Beruhigung für Alle, welche sich der Auflösung nahe fühlen und für Die, welche an den Gräbern ihrer Lieben weinen. Von C. Th. B. Saal, Pfarrer zu Oberweimar. 8. 2/3 Rthlr. oder 1 fl. 12 kr.

Kaum erschienen, erfreut sich diese Schrift einer Menge günstiger Beurtheilungen (z. B. Hamburger Corresp. 1840. Nr. 291. — Kirchenztg. 1840. Nr. 60 — u. a. m.), die alle darin übereinstimmen, daß der Verf. sich wohl darauf verstehe, den Tod ohne Furcht ins Angesicht zu schauen. Dabei weiset er alle Beweise seiner trostreichen Wahrheiten durch bündige, klare und überzeugende Gründe nach und macht seine Leser so vertraut mit ihm, daß sie ihn als einen wohlthätigen Freund ruhig erwarten und der Abschied zur Freudigkeit wird.

(Vorräthig zu haben in allen Buchhandlungen.)

Digitized by Google

[247] In Unterzeichnetem ist erschienen und versandt worden:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Von

Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

„ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosen Cosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Oekonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Oekonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publikum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfasser hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen anticipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der produktiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Circulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Thätigkeit. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Production und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Oekonomie der deutschen Nation insbesondere. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 29. November 1841.

— Tanta est quærendi cura decoris.
Juvenal.

Zur Geſchichte der Kopfbedeckung.

(Nach engliſchen Quellen.)

Wenn die Kopfbedeckung ein Kleidungsſtück genannt werden darf, ſo unterliegt es kaum einem Zweifel, daß von allen Kleidungsſtücken, ſowohl was Stoff als Form anlangt, ſchwerlich eines häufigere und größere Wechſel erfahren hat als eben die Kopfbedeckung. Zum Theil rührt dieß vom Flatterſinn der Mode, hauptſächlich aber von den Einflüſſen des Klimas, von der Verſchiedenheit des Nationalgeſchmacks und von dem bemerkenswerthen Umſtande her, daß im Punkt der vorherrſchenden Kopftracht beide Geſchlechter faſt überall und zu jeder Zeit von einander abgewichen ſind.

Die älteſten hiſtoriſch bekannten Völker wohnten in Aſien und Afrika beträchtlich warm und trugen deßhalb ſehr leichte Kopfbedeckung. Binden von Schleiertuch und ähnlichen dünnen Stoffen, locker um die Schläfe gelegt, waren in den Tagen der Patriarchen der gewöhnliche Kopfputz der Juden, und daraus bildete ſich im Fortgange der Zeit die zierlichſte Kopftracht, die es je gegeben und noch gibt, der morgenländiſche Turban. Gleich allgemein wurden in Egypten und Arabien Mützen getragen von Leinwand, Wolle, Stroh, Baumrinde und Leder, meiſt ſpitz oder ſchnabelförmig auslaufend. Wie mannigfaltig die egyptiſchen Frauen den Kopf behandelten, hat Wilkinſon in ſeinem ſchönen Werke veranſchaulicht. Am üblichſten ſcheint es jedoch geweſen zu ſeyn, das Haar rings um den Kopf in einen Büſchel herabhängender Flechten zu ordnen und dieſe mit einem Bande oder unter ein Netz zu befeſtigen. Frauen, die, gleichviel aus welchem Grunde, der Mühe den Vorzug gaben, ſchmückten ſie oft mit einem Strauß wallender Federn. Auch waren ſchon im alten Egypten falſche Locken und vollſtändige Perrücken gebräuchlich, und unter den tauſend Kurioſitäten des britiſchen Muſeums zu London iſt die Perrücke einer vornehmen Egypterin ſchon wegen ihrer enormen Größe keine der unbedeutendſten. Es dürfte zu den älteſten Triumphen der Mode über den geſunden Menſchenverſtand gehören, daß in der heißen egyptiſchen Zone ein ſo warmer und ſchwerfälliger Kopfputz aufkommen konnte.

Von der kriegeriſchen Kopfbedeckung der Griechen und Römer, ihren Kriegshauben und Helmen, wiſſen wir bei weitem mehr als von ihrer friedlichen Kopftracht. Unſer Wiſſen beſchränkt ſich eigentlich darauf, daß ſie Mützen trugen, die eng an den Kopf ſchloſſen, von Leinwand, Wolle oder Leder gefertigt waren und meiſt in eine Spitze ausliefen, die ſich entweder vorwärts hängte oder in den Nacken niederhing. Mit ſolcher Einfachheit waren die Griechinnen und Römerinnen nicht zufrieden. Zwar

Digitized by Google

trugen ſie ſelten einen Hut oder überhaupt eine volle Kopfbedeckung, ſondern warfen, wenn ſie ausgingen, einen leichten Shawl oder Schleier über; dafür aber widmeten ſie dem Haarſchmucke unermüdliche Sorgfalt. Tiaras oder ſichelförmige Diademe, Kränze von künſtlichen Blumen, Netze, Bänder, Schnüre, Nadeln und eine Menge Siebenſachen der Art hatten Dienſt zu leiſten. Wie viel Mühe koſteten die Locken! Auch Brennelſen waren bereits üblich, und die Vertheilung der Locken machte eine eigene Kunſt aus, ein eigenes Studium. Anfangs ſcheitelten die Griechinnen ihre Locken auf der Stirn und ließen ſie zu beiden Seiten gleichmäßig niederfallen. In ſpäter legten ſie das Haar auf dem Hinterkopfe in einen Knoten, in ein Neſt, in einen Chignon. Wie die Römerinnen ſich friſirten, erzählt Ovid. Nebenbei gibt er Friſierregeln, die noch heute Anwendung finden, z. B. daß die Inhaberin eines langen, magern Geſichtes das Haar mitten über den Augenbrauen theilen, hingegen die Inhaberin eines runden, vollen Geſichtes das Haar über der Stirn in einen Knoten binden ſoll.

Das alte Volk der Celten und unſere eigenen liebwerthen Vorfahren ſcheinen ſich die Sache am leichteſten gemacht und entweder gar keine oder eine möglichſt einfache Kopfbedeckung getragen zu haben. „Falls ſie ja den Kopf bedeckten,“ ſagt Planché in ſeinem Werke über die britiſchen Koſtüme, „ſo geſchah es mit dem cappan, d. h. einer Mütze, deren Kegelform der der altbritiſchen Hütte, dem cap, ähnelte, und merkwürdig genug beſteht dieſe koniſche Form bis auf den heutigen Tag in dem, was die walliſer Kinder das cappan cyrnicyll nennen, eine Art gehörnte Mütze aus Binſen, die oben zuſammengebunden und am untern Rande geflochten werden.“ Hiebei iſt dem gelehrten Herrn entgangen, wenigſtens von ihm unerwähnt geblieben, daß die Kinder in den ſchottiſchen Hochlanden Mützen aus demſelben Material und von derſelben Form fertigen. Modifizirt erſcheint die koniſche Form in den, ſchon aus dem jakobitiſchen Liede: the blue bonnets are over the water, wohlbekannten galiſchen Blaumützen, die, vorn hoch, nach hinten mählig abfallen, in den Tagen des ſchottiſchen Kronprätendenten eine ſo gewichtige Rolle ſpielten und noch jetzt die Lieblingskopftracht des Hochländers ſind, die er mit einer Feder, einer Blume oder einem Zweiglein ſchmückt.

Obſchon aller Vermuthung nach die Angelſachſen, Normannen und Dänen ſich meiſt der beſprochenen koniſchen Mützen bedienten, ſo leidet es doch keinen Zweifel, daß ſie die von Gellert verherrlichte Kunſt verſtanden, eine Art Filzhüte zu machen. Fellen haet, Filzhut, kommt bei den angelſächſiſchen Schriftſtellern ſehr häufig vor. Ob ihnen aber auch der Ruhm gebührt, zuerſt Wolle und Haar mit einander verbunden zu haben und ſo die Erfinder des Filzes zu ſeyn, dürfte nicht erwieſen werden können. Gewiß hingegen iſt, daß grobe Filz- und wollene Hüte vor Wilhelm dem Eroberer in Frankreich eben ſo gewöhnlich waren, als ſie es nach ihm in England wurden, und daß bald darauf der Adel den Luxus eines feinen Bibers kennen lernte. Chaucer beſchreibt ſeinen nach Canterbury pilgernden Kaufherrn mit einem flaundrish beaver-hat. Die illuminirten Abdrücke von Froiſſart liefern eine Auswahl zu ſeiner Zeit gebräuchlicher Filz- und wollenen Hüte verſchiedener Formen. Die Mehrzahl hat regelförmige Köpfe, bald höher, bald niedriger, und die Ränder oder Krempen ſind bald zuſammengebogen, bald mehr oder minder aufgeſchlagen. Schnell genug fiel es auch den Leuten ein, die Hüte zu färben. Das Concilium zu Lyon von 1245 beſtimmte den Kardinälen einen rothen Hut mit rundem Kopfe und breiter Krempe zur eigenthümlichen Amtstracht. Weiße Hüte wurden zu Froiſſarts Zeit, der auch Biberhüte mit Straußfedern erwähnt, in Gent ſtark getragen, und anderwärts verzierte man die Hüte, nächſt dem Federſchmucke, mit koſtbaren Agraffen und fütterte ſie mit Seide und Damaſt. Im Nachlaßverzeichniſſe eines Sir John Falſtolfe aus dem Jahre 1459 werden als beſonders werthvolle Stücke hervorgehoben: one hat of beaver, lined with damask gilt, and also two strawen hats, und Heinrich VIII. von England trug einen aus acht indianiſchen Federn beſtehenden Stutz, der eines Königs Löſegeld geweſen war.

(Schluß folgt.)

Aus der Gegend von Reichenhall in Bayern.

(Fortſetzung.)

Von da an zieht die Straße in den Bergen fort in herrlicher Pracht, bis ſie nach mehreren Stunden erſt wieder in's Traunſteiner Hügelland hinaustritt. Vom Thumſee weg iſt in der That kaum ein Schritt zu thun, der nicht wieder ſeine eigenthümliche Schönheit mit ſich brachte. Die Straße zieht ſich an den Halden hin, ſorgfältig eingemauert, oft aus dem Felſen gehauen — unten im Abgrund ein rauſchender Bach, deſſen ſilberner Faden hin und wieder durch die dunkeln Forſte heraufblitzt — und kommt dann zu den Brunnhäuſern im Neſſelgraben, wo der Wanderer ſtaunend in die Schlucht hinunterblickt, die da mit Krautgärten, mit eingerahmten Wieſplätzen und kleinen weißen Gebäuden ausgeziert iſt, welche durch ſeltſame Treppengänge von vielen hundert Stufen mit einander verbunden ſind. Weiter oben erheben ſich links und rechts die Felſen in ſenkrechter rother Wand zu ſchauerlicher Höhe, und in lange zu verfolgender Zeit

Digitized by Google

kommt hier aus tiefem Thale die Straße von Tyrol herauf; die andere aber zieht immer höher hinauf, immer weiter in die Berge, allenthalben von eisernen Röhren begleitet, in welchen die Soole läuft. Da nämlich die Ergiebigkeit der Brunnen zu Reichenhall und des Salzberges zu Berchtesgaden so unermeßlich ist, daß alle die Forste dieser waldigen Bergländer nicht hinreichen, die Masse betriebsgemäß zu versieden, so geht ein Theil des Salzwassers in künstlicher Leitung über Berg und Thal in andere Gegenden, nach Traunstein und Rosenheim, um in den dortigen Pfannen versotten zu werden. So mußte sich denn dieser Leitung zu Liebe die gigantische Natur allenthalben einschneiden, aushauen und zurichten lassen, und die alma mater, die Salinenadministration, hat hier manches Römerwerk erbaut. Da gibt es Tunnels, Teufelsbrücken, Wasserklausen, Straßenstrecken, die hoch am Berge hinlaufen, während ihre gemauerten Grundlagen unten im Abgrunde ruhen, und bald auf einzelnstehenden Felsschlöpfen, bald in engen Schluchten neben und unter der Straße die weißen Brunnhäuser, wo die salzige Najade gastfreundlich aufgenommen und mit dem besten Drucke wieder weiter entsendet wird. So haben Menschenhände überall kleine Ornamente in dieser Gegend verstreut, was aber nicht verhindert, daß dieser Straßenzug einer der schauerlichsten, wildesten und schönsten ist, die man sehen kann.

So viel von der Landschaft um Reichenhall. Wer weiter geht gegen Süden, gelangt in drei Stunden in das Gebiet der ehemaligen Probstei von Berchtesgaden, wo der zweizackige Waxmann thront mit ewigem Eise in seinem Schooße, der vordersie in einem Tagereisen langen Lager von unersteiglichen Berghörnern und meilenweiten Schneefeldern, an dessen Fuß jener Königssee liegt, der in seiner grausen Schönheit den nervenschwachen Reisenden fast zu erbaben dünkt. Gegen Osten geht die Straße nach der alten Römerstadt Salzburg, gegen Westen zieht eine andere in's Salzachthal und in's Tyrol; zuerst zum kaiserlichen Dorfe Unken, wo in einem Seitenthale rechts zwei Stunden von der Heerstraße, in der Schwarzbachklamm, vor einigen Jahren ein neues Wunder entdeckt worden ist, das jetzt schon keiner, der des Weges ist, mehr undesucht läßt. Es hat da nämlich in wilder Felsenschlucht ein schmaler Alpendach sich durch einen Berg, der sich ihm entgegenstellte, ein Rinnsal gefressen, so daß er jetzt auf dem Boden eines ungeheuern Domé schäumend dahinrauscht. Er mag Jahrtausende dazu gebraucht haben, aber nun hat er auch ein Bett, wie kaum ein anderer seines Gleichen. Es herrscht da eine halbe Finsterniß in dem über hundert Fuß hohen Stollen, denn die Seitenwände verschränken sich meist der Art, daß der Tag nicht hereinschaut; wo man aber aufwärts sehen kann, geht der Blick in's Grüne, statt in's Blaue, denn die Buchen, die in der Höhe oben am Rand des Abgrunds stehen, überdecken den engen Spalt mit ihren Zweigen. Innerhalb aber starren einem seltsame steinerne Nasen und Buckel, Rippen und Rückenstücke entgegen, und der Bach hat mit seinem nassen Zünglein alles so sauber abgeleckt, die Linien zeichnen sich so weich und glatt in dem röthlich grauen Felsen, daß wenig Einbildungskraft dazu gehört, um sich versteinerte Gliedmaßen alter Riesen vorzustellen. So geht's eine halbe Viertelstunde in den Eingeweiden der Erde fort, und wer ein lautes Wort ausruft, dem antwortet ein tausendstimmiges gewitterndes Echo.

Aber auch außer dem ist diese Landschaft überreich an allerlei Merkwürdigkeiten. Die Burg von Karlstein haben wir schon erwähnt; es sind ihrer aber noch mehrere. Am Fuße des Staufen liegt Staufeneck, das Schloß, über der Stadt Grättenstein die Veste, weiter gegen den Untersberg zu auf waldiger Höhe die Ruine von Plepen, dem Sitz der alten Hallgrafen. Andere Burgen sind theils verschwunden, theils nur noch in Trümmern erkennbar. Nicht weit von Reichenhall an der Straße nach Salzburg steht das Münster von St. Zeno mit herrlichem byzantinischem Portal und einem uralten Kreuzgang. Zu Non in der Kapelle ist ein gothischer Altar, trefflich in Holz geschnitzt, und in der Gmain, einem österreichischen Dorfe, eine halbe Stunde von der Stadt, sind in der Kirche sechs wunderschöne altdeutsche Gemälde zu sehen vom Jahr 1499. Weiter gegen Salzburg zu liegt die Walserhaide, auf welcher der dürre Birnbaum steht, der so berufen ist in der deutschen Sage. Er wird einst wieder blühen, und dann wird Kaiser Karl mit seinen Mannen aus dem Untersberg kommen und hier die jungehorne Schlacht schlagen, welche Deutschland wieder groß und herrlich machen soll, und an diesem Tage wird der Kurfürst von Bayern seinen Wappenschild an jenen Baum hängen und „Niemand wird verstehen können, was dieß zu bedeuten habe."

Salzburgs Wunder, römische und deutsche, von Nation oder Kunst geschaffene, sind wohl überall bekannt. In Berchtesgaden steht ebenfalls noch ein altergraues Stift, nach byzantinischer Kunst erbaut im Jahr 1122; vieler anderer denkwürdigen Dinge, die hier herum gefunden werden, zu geschweigen, wenn sie auch den Geologen und Botaniker mehr ansprechen würden als Alles, was wir hier erzählt. — Sowohl für den schlichten Wanderer, der nur schauen mag, als für den gelehrten Meister, der untersuchen will, für den Liebhaber alter Sagen wie für den Geschichtsfreund ist hier reiche Ernte zu finden; und im ganzen deutschen Reiche liegen wohl nicht drei so interessante, so schöne, so großartige Gebiete nebeneinander, als die von Reichenhall, Salzburg und Berchtesgaden.

Digitized by Google

Im nächsten Briefe etwas von dem, was mir dieses Revier vor Allem werth macht, von den Sagen, alt und neu, welche hier leben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Der Towerbrand.

Der englischen Nation ist ein Prinz von Wales geboren worden. Die politische Presse hat das wichtige Ereignis sogleich dergestalt ausgebeutet, daß dem Berichterstatter eines nicht politischen Blattes im Augenblick darüber nichts zu sagen bleibt. Ich beschränke mich daher diesmal auf einige Bemerkungen über einen Vorfall, der selbst durch die Niederkunft der Königin aus der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht verdrängt worden ist. — Am dreißigsten vorigen Monats ließ ein Gerücht, das bis über die späteste sashionable Speisezeit gedauert, mich die Bedenklichkeit vergessen, in einer so unfashionablen Gegend, wie die des Towerdrahtels, einen Hunger zu stillen, den ich außerdem ein gutes Stück weit wärts zu tragen gehabt hätte. Ich hatte eben die ganz unsashionable billige Zeche berichtigt, da sagte der Aufwärter, während er die übliche Gratifikation in seine Westentasche versenkte: „es brennt im Tower.“ Der Mensch sagte das so beiläufig und so kühl, als wäre eine Feuersbrunst im Tower ein alltägliches Ereignis. „Es brennt im Tower?“ wiederholte ich. „Zu dienen, mein Herr,“ sagte der Kalte; „wenn Sie die Güte haben wollen, links um die nächste Ecke zu biegen, können Sie es sehen.“ Nun hatte ich zwar einen Flintenschuß und ein Getöse wie Trommelgewirbel gehört, aber unbekannt mit den nächtlichen Gebräuchen von Towerhill, beides um so weniger beachtet, je geringere Notiz der Aufwärter und ein halbes Dutzend die Zeitungen lesender Gäste davon nahmen. Auch din ich seit überzeugt, so lange ich im Zusammen begriffen und deßhalb zu besorgen war, daß Feuerlärm die Zeche beeinträchtigen möchte, hätte der englische waiter sich eher die Zunge abgebissen, als gesagt: es brennt im Tower. — Nach dunkelt Schritten war ich Augenzeuge des seitdem so viel besprochenen und beschriebenen Towerbrandes. Ich lege ein Gewicht auf das Wort: Augenzeuge; denn hätte ich das Feuer in jener Nacht und seitdem die Brandstätte nicht mit eigenen Augen gesehen, so käme es ziemlich auf Eins hinaus, ob ich gar nicht an das Feuer oder Alles glaubte, was darüber in den Tageblättern gestanden. Ich würde durch jenes kaum mehr irren, als durch dieses.

Es gibt der Beschreibungen des Tower und gab deren, noch ehe Ainsworth seinen Tower of London dichtete, so viele, daß ich blos um des bessern Verständnisses willen und zu topographischer Ueberzeugung einiger, wahrscheinlich auch nach Deutschland schiffenden Irrthümer mir eine Veranschaulichung des Lokals erlaube. Der Tower liegt nördlich auf dem linken, etwas schräg aufsteigenden Themsufer und soll innerhalb der Ringmauer zwölf Aker und fünf Ruthen bedecken und mit Einschluß der Gräben einen Umfang von 3456 Fuß haben. Nach dem Towerhügel zu ist der Graben tief und breit, nach der Flußseite beträchtlich schmäler, die ganze Festung ungefähr ein Quadrat mit einem viereckigen Thurm an jeder Ecke. Längs des Flusses und parallel mit der Festung, durch den Graben von ihr geschieden, läuft ein breites, geräumiges Werft, die sogenannte Towertreppe, bei welcher die in See gehenden Dampfschiffe anlegen, wenn die Ebbe das für Passagiere und Güterauslabung bequemere Anlegen bei dem vom Tower mehrere hundert Schritte entfernten Zollhause verbietet. Auf jenem Werft und verbunden mit der Festung befindet sich eine mit einundsechzig Neunpfündern gespickte Platform, und diese Kanonen sind es, die bei all den Gelegenheiten Dienst thun, wo, um Lärm zu machen, in civilisirten Staaten blind gefeuert wird. Berichten daher die Zeitungen, daß bei Eröffnung und Schließung des Parlaments, bei einer Krönung, einer königlichen Niederkunft oder ähnlichen Haupt- und Staatsaktion die Towerkanonen gedonnert haben, so sind es jene 61 Neunpfünder. Nachts wird das Werft zu beiden Seiten durch obigerne Thore gegen die anstoßenden Straßen gesperrt, wie denn überhaupt der Hauptverkehr in den Tower, für Fußgänger und Wagen, nicht hier, sondern auf der westlichen Seite ist, wo man durch ein Doppelthor anfahrend das Grabens, über eine steinerne Brücke und dann wieder durch ein Thor in die Festung gelangt. Am Tage ist der Eintritt frei; aber Nachts öffnet nur die Parole oder ein ausdrücklicher Befehl Herein- und Herauswollenden die Thore. Die Verbindung zwischen dem Werft und der Festung bildet eine Zugbrücke, in deren Nähe ein Durchstich den Fluß in den Graben leitet, der auf solche Weise rings um die Festung von der Themse gespeist wird; ein Umstand, den ich wegen einer später zu berührenden Behauptung ebenso zu beachten bitte, als das der Graben, wo er sich dem Durchstiche öffnet, ein Schleußenthor hat, wodurch der Graben nöthigen Falles gegen den Strom gestochen und bei der Ebbe das Ablaufen des Wassers aus dem Graben verhindert werden kann. Dieses Schleußenthor heißt Traitor's gate, das Hochverrätherthor, indem ehemals die Staatsgefangenen von hier den Fluß hinauf nach Westminster in's Verhör gebracht wurden. Auf der andern Seite des Thors befindet sich in einem eigenen Gebäude die Wasserkunst, welche die Festung mit Trinkwasser versorgt. — Innerhalb der Ringmauer ist der Tower ein Städtchen mit mehreren Straßen; und die ansehnlichsten Gebäude sind: die Kirche St. Peter ad vincula aus der Zeit Eduards III., der weiße Thurm aus der Zeit Wilhelm des Eroberers, aber erst seit Heinrich III. 1240, so genannt, das Feldzeugmeisteramt — ordnance office, das Staatsarchiv — record-office — das Kronjuwelenamt — jewel-office — die Rüstkammer — horse-armory — so genannt, weil hier unter anderem sitzzehn Könige von England in voller Rüstung zu Pferde sitzen; das große Waffenmagazin — grand store-house — unter Jakob II. begonnen und unter Wilhelm III. vollendet; der neue oder kleine Waffensaal — new or small armory — ganz aus der Zeit Wilhelms III.; die Kasernen, zwei Kommandantenwohnungen und zwei Gartschen.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nro. 275:

Verneigung. Neigung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 30. November 1841.

— Here wast thou bay'd, brave hart;
Here didst thou fall, and here thy hunters stand,
Sign'd in thy spoil, and crimson'd in thy lethe. —
Over thy wounds now do I prophecy,
Which, like dumb mouths, do ope their ruby lips,
To beg the voice and utterance of my tongue.
Shakespeare.

Aus Spanien.

Von F. Freiligrath.

(Vorgetragen von Herrn Balfon in der dritten Soirée des Frankfurter Museums, Freitag, 19. November 1841.)

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Der Platz ist leer, das Volk hat sich verlaufen,
Der Dampf verflog, die Schüsse sind verhallt;
Nur hier und dort steht einsam noch ein Haufen,
Im Auge Zorn, die Hande starr geballt;
Husaren zieh'n; — ein Tag der Schmach war Euer!
Ihr goßt das Blei, das seine * Brust zerriß!
Ihr schoßt es ab! Euch galt sein Wort: „Gebt Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!“

„Gebt Feuer!“ — ja, das hat er oft gesprochen,
Wenn er zu Roß durch eure Reihen flog,
Wenn zu der Hufe ungeduld'gem Pochen
Er nun sein Schwert, das makellose, zog!

Für Spaniens Heil, für eurer Waffen Ehre,
Wie hat er stets zu führen euch gewußt!
Heut' lenkt' er wieder eure Feuerröhre,
— O Gott, auf seine eigne Brust!

Und wer verdammt' ihn? — Er, der jetzt das Ruder
Des morschen Staats in ehr'nen Händen hält!
Der Waffenbruder seinen Waffenbruder!
Nicht wahr — sie schliefen in demselben Zelt?
Ihr saht sie rasten oft in Einer Scheuer?
Aus Einem Becher tranken sie? — Gewiß!
Ihr saht es oft! — O Gott, und heute? — „Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!“

So war sein Wunsch: „Laßt mich zu Pferde sitzen!
Ja, laßt mich steigen auf mein liebstes Pferd!
Noch einmal gern sah' ich mein Schwert erblitzen,
So wie es Reitern aus der Scheide fährt!
Den ich im Kampf erblickt auf tausend Seiten,
Dem ich seit Jahren dreist die Stirne bot,
Auch jetzt dem Tod möcht' ich entgegen reiten —
Gern stürb' ich einen Reitertod!“

Er starb ihn nicht — er ward hinaus gefahren!
Gesenkten Hales blieb daheim sein Roß;
Dicht lag der Staub auf seinen Mähnenhaaren,
Indeß man draußen seinen Herrn erschoß!

* Diego Leon's. Vergl. Preuß. Staatszeitung vom 21ten November 1841.

Digitized by Google

Einförm'gen Hufschlags trat es sein Gemäuer —
Ha, lieber wahrlich knirscht' es in's Gebiß,
Und stampfte wiederum in den Zuruf: — „Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!"

Schlank, hoch und herrlich trat er aus dem Wagen;
Dann küßt' er brünstig ein Marienbild.
„In allen Schlachten hab' ich dich getragen:
Was du vermochtest, hast du treu erfüllt!
Die dich mir gab, mein Weib hat dich gesegnet,
Geb' zu ihr heim — gethan ist deine Pflicht!
Du lenkst die Kugeln, so die Wahlstatt regnet,
Der Richtstatt Kugeln lenkst du nicht!" —

Dann, daß kein Blei an ihm vorüberpfeife,
Gab er den Schützen selber ihren Stand,
Und wies sie an und richtete die Läufe,
Und riß sich auf sein blitzend Kriegsgewand;
Gab Ring und Kreuz dem Freunde drauf: — „Du Treuer!
Dieß dem Regenten — meinem Weibe dieß!
Zerbrich mein Schwert! Was zaudert ihr? Gebt Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!"

Die Salve fiel: — was wollt ihr weiter wissen?
Die Salve fiel: — sein Auge zuckte nicht!
„Legt an, gebt Feu'r!" — Zerschmettert und zerrissen
Sank in den Staub sein edel Angesicht! —
So war sein Tod! Ich heiß' ihn einen schönen!
Es war ein muth'ger, ritterlicher Fall,
Und er verdient es, daß ihm Verse dröhnen,
Dumpf, wie gedämpfter Trommeln Schall.

Die ihr gehört — frei hab' ich sie verkündigt;
Ob Jedem recht: — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priam's Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium!
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zürnen d'Enghien's Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei.

Drum auch: — Soll ja, was Feuer ernst gesprochen,
Jetzt oder später in Erfüllung gehn,
Soll aus der Opfer blutbespritzten Knochen
Ein Held, ein Rächer flammend auferstehn: —
Nicht sey's für sie! Was Einzelnen Altäre!
Dir nur, o Spaniens kriegszerriss'ne Mark,
Dir nur, du Land altritterlicher Ehre,
Zwei Arme wünsch' ich, fest und stark.

Unselig Land, dich wollt' ich, daß sie rächten;
Du liegst und stöhnst — kein Helfer tritt heran.
Du gleichst dem Stier in deinen Stiergefechten,
Der blutend zuckt und doch nicht sterben kann.
Die Völker sehn's, sie stehn geschaart im Kreise!
Daß er dich rette — tritt kein Einz'ger vor?
Ein Matador! — Wen lüstet nach dem Preise? —
„Ein Reich für einen Matador!"

Nicht, daß er vollends dich zum Tod verwunde —
Nein, daß er heile deine Wunden dir!
Noch ist es Zeit! — Noch hast du Kraft! — Gesunde!
Wirf deine Quäler, Andalusia's Stier!
Noch wehn in Büscheln deines Hauptes Haare,
Dein Auge glüht, scharf noch ist dein Gebiß!
Ein Matador! — Wer wagt's? — — Exoriare!
Exoriare aliquis!

Zur Geschichte der Kopfbedeckung.

(Schluß.)

Wie schwer es seyn müßte, alle nacheinander Mode gewordenen Hutformen im Detail zu beschreiben, läßt sich aus einer Aufzählung der allein im Jahre 1585 Mode gewesenen erkennen. Die Stelle findet sich in Stubb's Anatomy of Abuses und lautet verdeutscht folgendermaßen: „Die Einen tragen Hüte mit spitzen Köpfen, die sich aufbäumen wie Kirchthürme und eine Viertelelle über den Wirbel emporstehen, bald mehr, bald weniger, je wie es die Launen ihrer veränderlichen Gemüther mit sich bringen. Andere tragen sie mit flachen und breiten Köpfen, gleich den Brustwehren eines Hauses. Andere tragen sie mit runden Köpfen, mit einem Bande, bald so, bald anders, heute schwarz, morgen weiß, übermorgen braun, jetzt roth, dann grün, dann gelb, dann dieß, dann das, und bleiben nicht zwei Tage lang bei derselben Farbe oder bei demselben Schnitte. Und wie die Formen ganz sonderbar und merkwürdig sind, so sind's auch die Stoffe, woraus diese verschiedenen Hüte gemacht werden; einige sind von Seide, einige von Sammet, andere von Taffet, von Sarsenet, von Wolle, und was noch seltsamer, manche von einer gewissen Art feiner Haare. Die Sache ist so gemein, daß jeder Dienstbote, jeder Bauer dergleichen Hüte trägt; wer aber etwas zählen oder bei den Menschen gelten will, muß einen Sammet- oder Taffethut auf haben, und der muß gezwickt und pfiffig gebogen seyn auf die beste Manier."

Digitized by Google

Vorhandene Porträts von Edelleuten aus dem sechzehnten Jahrhunderte beweisen die Richtigkeit dieser Schilderung. So findet sich in einer Edinburger Sammlung das Porträt des Regenten Morton mit einem Hute, dessen Kopf die Pyramidenform und dabei eine sehr schmale Krempe hat, während in der Familiengalerie der Sidneys Sir Philipp einen Hut auf hat mit niedrigem Kopfe und sehr breiter Krempe. Im siebzehnten Jahrhundert erklärte sich der Geschmack ziemlich allgemein für breite Krempen, die auch lange Zeit das Terrain behaupteten. Weil indessen diese Art Krempen, wenn sie naß geworden oder sonst ihre Steife verloren, sich zum Herabhängen neigten, so entstanden daraus die niedergekrempten Hüte, the slouched hats, dergleichen Cromwell und die Puritaner trugen. Mit der Zeit machte man die Entdeckung, daß sie unbequem seyen; also schlug man sie auf der einen Seite in die Höhe. In England geschah dieß unter Wilhelm III. Unter Königin Anna schlug man die zweite Seite und nach und nach die dritte in die Höhe. Da war der Dreimaster fertig — the cocked hat. Keine Art Hut kann sich eines ausgebreiteteren und längeren Regiments rühmen als der dreieckige. Der Civilstand hat sich zwar demselben in der neuesten Zeit so ziemlich entzogen; aber beim Militär führt er fast allerwärts das Kommando. An Variationen hat es inzwischen auch nicht gefehlt; es gibt noch heutigen Tages einen englischen, französischen, preußischen, russischen u. s. w. Typus. Die meisten Variationen scheint der englische durchgemacht zu haben. Die beliebtesten waren the Monmouth Cock, the Ramilies Cock, the hunting Cock und the military Cock, letzterer ein ganz besonders verwegener Cock.

Indessen hat keineswegs die gesammte, Hüte tragende Menschheit den breiten Horizontalkrempen Valet gesagt. Da ist zuvörderst die englische Geistlichkeit, die sich dadurch im Allgemeinen eben so kenntlich macht, wie der englische Bischof in's Besondere durch das merkwürdige schwarzseidene Schürzchen. Wie die Kardinäle zu den breitkrempigen rothen Hüten kamen, ist schon erwähnt worden. Es war deßhalb vermuthlich nur Nachahmung, daß auch die niedere katholische Geistlichkeit sich breite Krempen zulegte, und die englischen Protestanten sahen keinen Grund, davon abzugehen; blieb es doch immer eine Auszeichnung. Demnächst floriren die breiten Krempen fortwährend an den Hüten der Quäker. Dieß war Anfangs Zufall und ist jetzt Grundsatz. Als die Sekte in's Dasein trat, herrschten die breiten Krempen; die Quäker nahmen sie an, weil sie Mode waren, und behielten sie nicht aus Vorliebe, sondern weil die Quäker unter Anderem so vernünftig sind, den Modewechsel zu verachten. Endlich sind breitkrempige Hüte in Italien und Spanien allgemein üblich, und zwar meist mit runden, niedrigen, spitz zulaufenden Köpfen. Die Zweckmäßigkeit hat sie bei den untern Ständen eingebürgert, und so oft die höhern sich von den Fesseln der Mode frei fühlen, greifen auch sie nach dem breitflügeligen Spitzhute.

In der fashionabeln Welt herrscht heute unbeschränkt der sogenannte runde Hut; doch hat er sich diesen Platz erst seit 50 bis 60 Jahren errungen und im Ganzen keine wesentlichen Umformungen erlitten. Heute etwas spitzig, morgen etwas flach, dann etwas höher, dann etwas niedriger, die Krempe heute etwas schmäler, morgen etwas breiter — immer ist es nur ein etwas, und wer alle zwölf Monate sich einen Hut nach der neuesten Form anschafft, kann sicher seyn, nie sehr altmodisch einherzugehen. In unserer beweglichen Zeit gebührt dem Hute der Ruhm der Stabilität.

Ueber Europa hinaus erblicken wir den reichen, buntfarbigen Turban des asiatischen Mahometaners; die Bewohner der asiatischen Inseln geben die und da einer kleinen wollenen Mütze den Vorzug, und der häßlichste Tausch, den die Welt gesehen, ist der des türkischen Turbans gegen das rothe Fez mit blauer Quaste. Keine besondere Schönheit ist auch der Kuzzilbash der Perser, eine aus Wolle oder Pelz gefertigte Mütze mit rothem Boden, und würde der Chinese auf seinem breiten und flachen Strohhute oder vielmehr seiner Strohmatte, indem die Aushöhlung für den Kopf sehr winzig ist, die kleinen spitzigen Schnäbel weglassen, so dürfte vielleicht sogar ein europäisches Auge keinen Tadel daran finden, was freilich dem Chinesen höchst gleichgültig seyn würde.

Wer Lust und Muth hat, sich an eine der schwierigsten Unternehmungen zu wagen, der schreibe eine ausführliche Geschichte des weiblichen Kopfputzes, nur etwa vom Beginn der modernen Civilisation an bis auf den heutigen Tag. Selbst seit Einführung der Strohhüte im vorigen Jahrhunderte, obgleich dieß ein fürchterlicher Schlag war für Putzmacherinnen und Coiffeurs, hat weiblicher Aenderungssinn Unglaubliches geleistet.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Der Towerbrand.

Der weiße Thurm ist ein großes viereckiges Gebäude, oder vielmehr eine Reihe von Gebäuden im Mittelpunkte der Festung, von vier Wachthürmen flankirt, deren einer jetzt als

Sternwarte benutzt wird. Das Innere der Gebäudemasse besteht aus drei Stockwerken und hat sehr geräumige, bombenfeste Gewölbe, in denen, wie ich ebenfalls zu beachten bitte, ausschließend das Schießpulver lagert. Ein Theil des weißen Thurms, namentlich der, welcher Cäsars Kapelle heißt — daher die auf nichts Anderem beruhende Sage, daß Julius Cäsar der Erbauer des Tower — enthält Kanzlei-, Geheimeraths- und Hofräthen, ein zweiter die Modelle aller in's Kriegshandwerk einschlagenden Erfindungen, ein dritter das Bomben- und Kanonengießhaus, ein vierter das Marinezeughaus u. s. w. Albrecht, dem weißen Thurme gegenüber, 8-hen — nunmehr standen — das große Waffenmagazin und der kleine Waffensaal, beides, mit Ausnahme einiger hohen Mauerwerks über dem Eingange zu ersterem, in einem äußerst sehr einfachen Gebäude, 545 Fuß lang und 60 Fuß tief. Im Erdgeschoß, zwischen zwanzig mit Trophäen behangenen Pfeilern, lagen hier auf und ohne Lafetten, ich weiß nicht wie viele Kanonen, von der ersten, die in England aus zusammengeschlagenen, mit eisernen Reifen umwundenen Eisenstangen gefertigt worden, bis auf Exemplare der jüngsten englischen Siege. Eine schöne Treppe, wieder kunstreich mit Trophäen aus alter Herren Landen geziert, führte in den Waffensaal; man nannte ihn den größten in Europa, wo an 300,000 Flinten und eine entsprechende Zahl anderer Waffen, Säbel, Pistolen u. s. w., brauchbar und unbrauchbar, neu und alt, in stattlich geschmackvoller Ordnung nett und zierlich aufgespeichert waren. Auch für Kuriositätenliebhaber gab es da mancherlei; namentlich entdeckt eine kleine Abtheilung des Saals Denkmale von Elisabeths Sieg über die spanische Armada. Engländer betrachteten hier mit besonderer Aufmerksamkeit eine Partie Daumschrauben, welche ihren Vorahnen das Geständniß abpreſſen sollten, wo sie ihr Geld vergraben. Nicht unpassend stand in derselben Abtheilung ein Conterfei der jungfräulichen Elisabeth neben ihrem Lieblingsstoffe, einer Hofdame, hinter ihr der dienstthuende Page, sie im Brustharnisch und weißfedenem Unterkleide, mit Perlen und Flitterm überstet, wie sie Anno 1588 im Lager bei Tilbury ihr braves Heer angeredet. Nicht passend dagegen lag unweit von ihr das Beil, das der schönen Anna Boleyn das Haupt vom Rumpfe getrennt. Ferner befand sich hier das Steuerruder von Nelsons seggewohntem Schiffe Victory. — Man sieht somit, daß das abgebrannte unter den aufgeführten Hauptgebäuden weder das wichtigste war, noch die reichsten und unersetzlichsten Gegenstände verwahrte. Es trat in dieser Beziehung unsterblich zurück, nicht blos gegen den weißen Thurm, sondern auch gegen das Feldzeugmeisteramt, wo die berühmte, in ihrer Vollständigkeit einzige Land- und See-kartensammlung, gegen den Wardrob Thurm, wo das eigentliche Staatsarchiv, und sogar gegen die Gebäude, wo die Kronjuwelen und die erlesenen Rüstungen sich befinden.

Bei meiner Ankunft auf dem Towerhügel sah ich also das große und kleine Waffenmagazin von Rauch umwogt und von Flammen umzuckt. Welche Löschanstalten im Innern der Festung getroffen wurden, ließ sich nur erraten aus dem Trommelgewirbel, aus dem Rasseln der Feuerspritzen, aus dem Rufen nach Wasser, aus jenem konfusen Lärm, der einer plötzlichen Feuersbrunst folgt. Sowohl das Doppeltwor als die übrigen Eingänge blieben der Neugier des Publikums, dem dringenden Begehren Tausender, die Einlaß forderten, „um zu helfen," unerbittlich verschlossen, wurden nur den Spritzen und Feuermännern, der Polizei, den anrückenden Truppen, kurz blos denen geöffnet, die in ihrer Amtsspflicht erschienen. Das die wachthabenden Offiziere sogar den Herren von der Presse, den Reporters, den Neuigkeitslieferanten der Zeitungen den Eingang wehrten, und Einer, der sich nicht abweisen lassen wollte, von einem Sergeanten niedergeschlagen wurde, darüber hat die Presse natürlich ein Zetergeschrei erhoben. Mich dünkt, mit Unrecht. Gewiß waren 50 bis 60,000 Menschen gekommen „zu helfen;" aber der Towerhügel kammt Nachbarschaft wimmelt von verdächtigen Gestalten. Die Sperrung der Thore war daher ganz nothwendig und eine Ausnahme zu Gunsten der Presseren konnte nicht erwartet werden. Daß es übrigens an Händen dort nicht gemangelt, zeigt der Umstand, daß schon um vier Uhr das Feuer bewältigt, es im Ganzen auf die zwei Waffenmagazine beschränkt, und ihm Vieles, worunter fast der ganze Vorrath an neuen Gewehren, entrissen worden war, so daß neben Einäscherung des Gebäudes der eigentliche Verlust kaum in mehr bestebt, als in dem Untergange einer der Londoner Kuriositäten, einem Saale voll alter Flinten, Säbel, Pistolen und einer Masse Trophäen, die der Vorbeiseitigkeit schmeichelten und deren fernere Mederstellung die Existenz der Geschichte nicht gefährdet, von welcher jene Siege in unvergänglichem Metall eingegraben, d. h. in die Annalen aller civilisirten Völker niedergelegt sind. Irrig sind also die Angaben der Blätter, welche von Einäscherung anderer Gebäude als der Waffenmagazine, und insbesondere von der Vernichtung der Rüstkammer sprachen, einer ausgezeichnet werthvollen Sammlung, die in einem eigenen Gebäude, östlich vom weißen Thurm, aufgestellt ist; auch sind die Land- und See-kartensammlung, das Staatsarchiv und die Kronjuwelen, von denen Beschädigung die Blätter viel zu erzählen wußten, unbeschädigt geblieben. Dabei sollen die bei jetziger Veranlassung von der Presse gerügten Mißbräuche in der Verwaltung des Tower keineswegs bezweifelt werden. Braucht man doch nur zu wissen, daß, von den anzufangen, der brave Herzog von Wellington für die zehntausend Thaler jährlich, welche mit seinem Titel; Constable des Tower, verbunden sind, nichts thut, als daß er diesen Titel führt, und unten aufzuführen, die sogenannten beef-eaters, die faullenzenden Helle-bardere in rothen Plusdrossen und goldgestickten Wämmsern, für eine den Sold der Garde um das Dreifache übertreffende Bezahlung nichts thun, als faullenzen, wenn sie nicht fast jeremgethend einem Fremden gegen Extravergütung den Weg durch die Festung zeigen. Dennoch war mancher von den Zeitungen ausgesprochene Tadel von vornherein ganz unwahrscheinlich. Zwei Stunden lang sollte das Feuer gewährt haben, ehe man im Stande gewesen, den Spritzen Wasser zu schaffen. War das glaublich in einer, wie oben bemerkt, an Ufer der Themse gelegenen, mit einem wohlgefüllten Wassergraben rings umgebenen und mit Trinkwasser durch beportere Werke reichlich versorgten Festung? Unglücklicherweise sollte diese Ebbe am Abend der vom Fluß gespeiste Graben leer gewesen seyn. Die Ebbe dergaben das oben erwähnte Schleußenthor, und zufälligerweise war um zehn Uhr Nachts nicht Ebbe, sondern Fluth eingetreten. Dann sollte eine Schlowache den Feuerspritzen den Einlaß verweigert und mit Bajonetstößen geworfen haben, blos weil Nachts Niemand empfangen dürfe.

(Schluß folgt.)

Beilagen:
Kunstblatt Nr. 95 und Monatsregister November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Fünfunddreissigster Jahrgang.

1841.

December.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Lesertreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Dieser Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf untere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**“ mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Kind im Korn. Von E. Duller. 288.
Uhland's lost church. 291.
Der Baum im Herbste. Von J. Krais. 292.
Schwäbisches Liederfest. Von J. Krais. 294.
Die Rebenbühler in Reutlingen. 298.
Gedichte von Felicia Hemans. Uebersetzt von F. Freiligrath. 501. 502. — 505. 509.
Aus Rom. 513.

Räthsel.

Die Zurückhaltung. 505. — Der Gruß. 511.

Erzählungen.

Das Schloß der Wittwe. 292—297.
Der Hußar von Debreczin. 299—305.
Aus dem englischen Gesellschaftsleben. 507 — 511.

Naturwissenschaftliches.

Die Metallrinde durch Galvanismus. 512. 515.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Gastronomische Wanderungen. 287.
Aus der Gegend von Reichenhall in Bayern. 287 — 290.
Spaziergänge durch Nimes. 289. 290. 291. 292. 295. — 296. 297. 298. 299. 500. 501.
Aus dem Reisetagebuch einer Dame. Von E. v. Rindorf. 295. — 504. 505. 506.
La Fornarina. 505. 504.
Bilder aus der türkischen Hauptstadt. 506 — 513.

Korrespondenz.

London. 287. — 295. 296. 297. 298. — Berlin. 288. 289. 290. 291. 292. 295. — Paris. 295. 294. 295. 296. — 506. 507. 508. 509. 510. — Rom. 298. 299. 500. — Hamburg. 299. 500. 501. 502. 505. 504. — Prag. 505. 504. — Genf. 505. 506. 507. 508. — Breslau. 510. 511. — Weimar. 512. 515.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Altfranzösische Literatur. Meister Franz Rabelais, der Arznei Doktoren, Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, Variantan ꝛc. Herausgegeben durch Gottlob Regis. — Volkssagen. 1) Schlesischer Sagen-, Historien- und Legendenschatz. Herausgegeben von H. Gödsche. — 2) Deutsche Sagen und sagenhafte Anklänge von Adolf Bube. — Romane. 1) Angelika von A. M. Aus dem Französischen. — 2) Beatrix oder die erzwungenen Neigungen. Ein Roman von H. de Balzac. — Taschenbuch auf 1842. Urania.

Nro. 123.

Farbenlehre. Die Farbenlehre in ihrer Anwendung bei der Malerei, Fabrikation ꝛc., in der Anlegung von Gärten, bei Dekorationen, in der Toilette ꝛc. Ein praktisches Lehrbuch aus dem Französischen des E. Chevreul. Von einem deutschen Techniker. — Politische Schrift. Die deutschen Auswanderungs-, Freizügigkeits- und Heimathsverhältnisse. Eine vergleichende Darstellung ꝛc. von A. Müller. — Dichtkunst. Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt von J. D. Gries.

Digitized by Google

Nro. 124.

Länders und Völkerkunde. Neu-Südwales, als Strafansiedelung und als britische Kolonie. Von J. D. Lang. Aus dem Englischen von Dr. Le Petit. — Biographie. 1) Versuch einer Charakteristik Melanchthons als Theologen von Fr. Bahle. — 2) Franz Lambert von Avignon. Nach seinen Schriften ꝛc. von J. W. Bauer.

Nro. 125.

Epische Dichtkunst. 1) Dante Alighieris göttliche Komödie, Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Hölle, Fegefeuer. — 2) Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Metrische Uebersetzung nebst beigedruckten Originalterte mit Erläuterungen, Abhandlungen und Register. Von August Kopisch. — Länders und Völkerkunde. Neu-Südwales, als Strafansiedelung und als britische Kolonie. (Schluß.) — Mährchen für Kinder.

Nro. 126.

Epische Dichtkunst. 3) Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. (Schluß.) — 5) Der italienischen Dichtkunst Meisterwerke, übersetzt von Karl Streckfuß. — 4) Ariosts rasender Roland. Neu übersetzt von Hermann Kurz. — 5) Tassos befreites Jerusalem. Uebersetzt von Dr. Dutenhofer.

Nro. 127.

Buchdruckerkunst. Kurzgefaßte kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst mit der ältesten Wiener und österreichischen Buchdruckergeschichte. Von Matthias Koch. — Geschichte. Geschichte der italienischen Freistaaten. Ihr Ursprung, Fortschritt und Fall. Von Sismonde von Sismondi. Aus dem Englischen von F. W. Bruckerau. — Roman. Der Schaafhirt. Historischer Roman von J. van der Hage. Aus dem Holländischen von D. L. B. Wolff. — Epische Dichtkunst. 6) L'Orlando inamorato di Matteo Maria Bojardo.

Nro. 128.

Lyrische Dichtkunst. 1) Historische Volkslieder aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert, nach den in der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben von Ph. M. Körner. — 2) Fables et poésies choisies de Th. C. Pfeffel, traduites en vers français par M. P. Lehe. — Baukunst. Der Dom zu Köln und seine Vollendung. Von Leon Schücking.

Nro. 129.

Biographien. Jugend- und Bildungsgeschichten merkwürdiger Männer und Frauen, mit besonderer Rücksicht auf Erziehungs-, Unterrichts- und Seelenkunde dargestellt von Dr. W. B. Mönnich.

Nro. 150.

Dramatische Dichtkunst. Don Juan. Trauerspiel in fünf Akten von S. Wiese. — Philosophie. Darstellung und Kritik der Beweise fürs Daseyn Gottes von C. Forstage. — Russische Literatur. Die ältesten Volksmährchen der Russen. Von Johann N. Vogl.

Nro. 151.

Biographie. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Erste und zweite Abtheilung. Ernst Friedrich Herbert Graf von Münster.

Nro. 152.

Biographie. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Erste und zweite Abtheilung. Ernst Friedrich Herbert Graf von Münster. (Schluß.)

Kunst-Blatt.

Nro. 96.

Ueber Paul von Verona und Raffael als Historienmaler. (Fortsetzung.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler.

Nro. 97.

Literatur. Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Franz Kugler. — Denkmäler.

Nro. 98.

Literatur. Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Franz Kugler. (Fortsetzung.) — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 99.

Literatur. Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Franz Kugler. (Schluß.) — Bauwerke. — Sculptur. — Galvanoplastik. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Malerei.

Nro. 100.

Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland vom 15ten bis in das 16te Jahrhundert. (Fortsetzung.) — Malerei. — Neue Lithographien. — Kupferwerke. — Illuminirte Werke. — Alterthümer.

Nro. 101.

Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland vom 15ten bis in das 16te Jahrhundert. (Fortsetzung.) — Alterthümer. — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 102.

Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland vom 15ten bis in das 16te Jahrhundert. (Fortsetzung.) — Nekrolog. — Persönliches. — Akademien und Vereine.

Nro. 103.

Neue Kupferstiche. La Madonna coi quattro Santi, dal Quadro originale esistente nella reale galleria di Dresda. — Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland vom 15ten bis in das 16te Jahrhundert. (Fortsetzung.) — Akademien und Vereine.

Nro. 104.

Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland vom 15ten bis in das 16te Jahrhundert. (Schluß.) — Museen und Sammlungen. — Akademien und Vereine.

Digitized by Google

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 1. December 1841.

— Venenis
Humanos versant animos.
Horat.

Gaſtrologiſche Wanderungen.

Von welthiſtoriſchen Thieren und Gewächſen.

Es gibt faſt welthiſtoriſche Thiere und Pflanzen, das ſind ſolche, die entweder gleich unmittelbar einzelne wichtige Ereigniſſe hervorgerufen, oder, was am häufigſten der Fall iſt, mittelbar eine Veränderung in Sitte, Lebensart, Politik und Handel ganzer Völker bewirken. Hiezu rechne ich von den Thieren unter andern den vielnamigen Kabeljau, bei uns Stockfiſch benannt, der mit Recht in dem Wappen der Isländer figurirt, und deſſen ungeheure Verdauungskraft ich manchem Gourmand wünſchen möchte, weil er ſogar die Schaale des Taſchenkrebſes verdauen kann; dann die eben ſo fruchtbaren Heringe, die ſonſt wenigſtens eine Quelle von Reichthümern für die Holländer geweſen ſind, mit welchen ſie die Koſten für viele Unternehmungen beſtreiten konnten, die in die Weltgeſchichte eingreifen; ferner die Feinde der Heringe, die Wallfiſche, die, beiläufig zu erwähnen, in frühern Jahren bloß von Normännern und Biscajern gefangen wurden, und an deren immer ausgebreiteterem Fang, außer den Lederbereitern, beſonders die Damen ſchuld ſind, letztere wegen der zur Mode gewordenen Schnürleiber. — Von Pflanzen gehören hieher Thee, Kaffee und Zucker und die tropiſchen Gewürze. — Für uns Deutſche wäre es wohl beſſer, wie ſchon Luther bemerkt hat, wenn wir keine andern Gewürze hätten, als unſere einheimiſchen; höchſtens laſſe ich mir noch etwas Pfeffer gefallen. Doch geben wir dier eines zu, ſo werden wir bald das andere einräumen müſſen. Gewiß, die Feinſchmecker werden ſich den Zimmt, die Gewürznelken, die ſogenannten Blüthen und Nüſſe der Muskaten, den Ingwer, die Vanille nicht nehmen laſſen. Meinetbalben! — Was übrigens der ausgebreitete und häufige Gebrauch der fremden Gewürze für Folgen auf die Geſundheit, ſelbſt auf das Naturell und den Charakter der Menſchen und ganzer Völker gehabt hat, iſt noch nicht zur Genüge auseinander geſetzt worden. Bekannter ſind ihre politiſchen Folgen. Der ganze frühere Welthandel, ſeit den Phöniciern, drehte ſich auf verſchiedenen Land- und Seewegen, außer Seide, Baumwolle und Elfenbein, großentheils um die oſtindiſchen Arome; ja dieſen Waaren aus dem Wunderlande im Oſten verdanken wir die wichtigſten Begebenheiten ſeit Anfang der neuen Zeit: den Seeweg nach Oſtindien über Afrika, den Negerhandel und die Entdeckung von Weſtindien und Amerika ſelbſt. Und in dieſer neuen Welt werden beſonders die vorzüglichſten unter den Kolonialwaaren, die aus Aſien abſtammen, der Zucker und Kaffee, gebaut.

Digitized by Google

Der heißen Halbinsel Arabien und seinen warmen Bewohnern haben wir bekanntlich den Islam und den Branntwein, die Juleps und die Gasehlen, den Weihrauch und den Kaffee zu verdanken, und auch die Verbreitung des ostindischen Zuckerrohrs, welches die Araber zuerst nach Sicilien gebracht, und ohne dessen verdichten und krystallisiren Saft wir uns nicht leicht den Kaffee denken mögen, in der Tasse sowohl, wie im Handel selbst.

Groß ist der Einfluß, den beide auf Kultur und Sitte ganzer Völker gehabt haben. — Daß der Kaffee eine orientalische Frucht ist, nimmt man sogleich am frisch gebrannten wahr; wie lieblich, wie aromatisch ist der Duft! er erweckt so gern die Vorstellung des Sonntäglichen, Häuslichfestlichen und Gesellschaftlichen in mir. Und dann das Getränk, wenn es ächt und vernünftig zubereitet ist! — Unter die Dinge, die mir verhaßt sind, gehört ein gesprnnter Herr ohne Roß, ein Gedicht ohne Dichtung und ein Kaffee ohne die Bohnen, nach welchen er sich benennt. Ueberhaupt taugen die meisten Surrogate nicht viel, im Geistigen wie im Leiblichen; so der theophilanthropische Kultus oder der St. Simonismus für das Christenthum, das neubürschenschaftliche Deutschthum für das wahrhaft Deutsche selbst. — Wenn der Kaffee ächt ist, dann ist er besonders zu gewissen Zeiten eine wahre Hippokrene, aufregend, ermunternd, Gedanken weckend. Auch der ruhige Muselmann ist nach seiner Weise seelenvergnügt, wenn er in seinem Kiosk, mit der Aussicht auf das weite, sich kräuselnde Meer, bei einer Pfeife Tabak, seinen mit Ambra gewürzten, etwas dicklichen Kaffee dünnterschlürft.

Freilich auch Böses wird dem Kaffee von Aerzten und Diätetikern nachgesagt. Seitdem er so allgemein geworden, auch in den niedern Ständen, meinen sie, habe er eine Schaar von Nervenleiden hervorgebracht oder befördert, besonders aber auch die leidige Empfindsamkeit im Leben wie in den Schriften. Das erstere mag wohl seyn, was aber letzteres anbelangt, so denke ich so: die wahre Empfindsamkeit ist zu jeder Zeit gut, und unsere Zeit hat gerade nicht Ueberfluß daran, namentlich auch in der Poesie; und die falsche, forcirte — ei nun, die findet sich auch ohne Kaffee. Es gab keinen größern Kaffeetrinker, als Voltaire, der oft täglich an vier-und-zwanzig Tassen trank, und doch war er ein herzloser Spötter. Und soll ich noch an die verrufenen Fraubasengesellschaften erinnern, diese häuslichen Opferfeste, wo der schielaugigen, naserümpfenden, boshaft lächelnden Göttin unter der altfranzösischen Haube, der Médisance, vor Allem Kaffee geopfert wird? Wie anders ist's dagegen bei den Opfermahlen des Bacchus, wo auch der kalte Egoist warm wird, der Hassende großmüthig vergibt und der Gutmüthige der ganzen weiten Welt seine Küsse zuwirft!

Viele ziehen dem Kaffee den Thee vor, namentlich unter den Deutschen die Norddeutschen, die Russen, die Holländer, vor allen aber die Engländer. Für diese hat der Thee auch eine historische Bedeutung. Es war im Jahr 1770, wo in den unzufriedenen nordamerikanischen Provinzen immer noch der Thee sich eine kleine Auflage von Seiten des englischen Mutterlandes gefallen lassen sollte. Allein die malcontenten Töchter, die ihrer Mutter bereits fast über den Kopf gewachsen waren, antworteten ihr barsch: Nein! Sie wollten den Thee aus ihren Händen auch um den wohlfeilen Preis nicht nehmen; sie schmolten und tranken lieber gar keinen. Aber die ostindische Kompagnie wollte doch ihre großen Theevorräthe an den Mann bringen. Da beschloß die Mutter: von nun an sollten ihre amerikanischen Töchter nur vier Pence Abgabe für das Pfund eingeführten Thee bezahlen. Eine winzige Summe! Die Töchter jedoch beharrten auf ihrem starren Kopf, wie manche andere auch, z. B. in Europa, wenn's eine Heirath gilt, welche die Alten wünschen, oder eine Liebschaft, von welcher sie nicht absteben wollen. Sie erklärten jeden für ehrlos, der aus den Magazinen der ostindischen Kompagnie nur ein Quentchen Thee beziehen würde; ja die Bostoner verlangten geradezu, daß drei mit Thee beladene Schiffe, die in ihrem Hafen eingelaufen waren, ohne ausgeladen zu haben, wieder nach England zurückkehren sollten. Allein das Zollamt ließ sie nicht abgehen, und der englische Gouverneur verweigerte die Pässe. Da überfiel am denkwürdigen 21sten December 1774 ein Haufen von Bostonern, die als Mohawk-Indianer maskirt waren, die drei Theeschiffe, und warfen in wenig Stunden ihre ganze Ladung, die aus 342 Kisten Thee bestand, in die salzig bittere Meeresfluth, die zunächst dem Ufer davon ordentlich gesättigt wurde, so daß Fische und andere Seethiere damals zum erstenmal in der Welt eine Art Thee zu genießen bekamen. — Ueber diese Theesturmerei gerieth natürlich die Mutter in heftigen Zorn; sie ergreift die Peitsche, allein die starken Töchter widersetzen sich mit geballter Faust. Es kam zur blutigen Balgerei, worein sich die französische Nachbarin der Mutter, zu ihrem nachherigen eigenen Schaden, mischte, und die zuletzt sich mit der gänzlichen Losjagung und Emancipation der dreizehn Töchter endigte. — Wahrlich, die guten, loyal-stabilen Chinesen, welche jenen so sündlich weggeworfenen Thee im Schweiße ihres Angesichts gebaut, hatten sich damals, als sie ihn bauten, eher den Einsturz des Himmels auf ihr „himmlisches Reich" eingebildet, als daß ihr Gewachs das Sündkraut werden sollte, um einen heftigen Krieg zu entzünden, der Tausenden von rothhaarigen und andern Mutterföhnen das Leben kostete und Amerika von Europa losriß.

So mußten also, dächt' ich, einem Engländer beim

Digitized by Google

Theetrinken allerhand seltsame Gedanken, namentlich an den Bruder Jonathan, einfallen. Aber wenn auch; ohne Thee, Plumpudding, Beefsteak und kolossale Zeitungen können einmal Engländer nicht leben. Auch soll ihr Frühstück, das aus diesem „Heuwassertrank," wie früher die Holländer das Theedekokt, ehe sie recht verschmeckten, was daran ist, spöttisch zu benennen pflegten, und aus gerösteten Brodschnitten mit Butter besteht, ein tägliches kleines Familienfest seyn, das die sämmtlichen, sonst den Tag über zerstreuten Mitglieder um den dampfenden Theekessel auf einige Zeit vereinigt. — Der Thee hat aber wirklich etwas zart Aromatisches, geistig Belebendes, Erheiterndes. Auch ist es Schade, daß er unschuldig Schuld ist an manchem langweiligen „tanzenden Thee" und überhaupt an jenen Theecirkeln, wo Damen und Herrn einander ihre Gedichte vorlesen oder fremde mit kritischer Nase beurtheilen, und wo doch häufig, bei aller Bemühung, Geist zu zeigen, das Bischen Arak, welches man mit seinem Thee hinunterschlürft, das einzige Geistige ist, was man dabei genießt.

Aus der Gegend von Reichenhall in Bayern.

II. Abergläubisches.

Die Gegend von Reichenhall ist classisch für die deutsche Sage. In Reichenhall im Dienst des Stadtschreibers stand Lazarus Aigner, oder Gitschner, der an Mariä Geburt im Jahre 1529 von einem Mönche in den Untersberg geführt wurde, alle seine unterirdischen Herrlichkeiten, auch den Kaiser Karl sah und glücklich wieder an die Oberwelt und zum Stadtschreiber zurückkam. Hernach hat er seine wundersame Fahrt beschrieben und den Bericht davon fünf-und-dreißig Jahre später veröffentlicht. Er ist in der Gegend noch in einzelnen hochgehaltenen Abschriften vorhanden, auch schon einoder das anderemal gedruckt worden, und zulezt hat uns den Text abermals Professor Maßmann gegeben in einem interessanten Heftchen, das im Jahre 1831 unter dem Titel: „Der Untersberg bei Salzburg" zu München herauskam.

Als ich einmal im Kaitlgarten am späten Tage mit dem wackern Förster, der da seinen Abendtrunk einzunehmen pflegt, über diese Dinge sprach, empfahl er mir einen ehrengeachteten Mann der Gegend, der viele solche Sagen — Lügen nannt' er sie — zu erzählen wisse, und seine Freude haben würde, einen gläubigen Zuhörer zu finden; denn es gehe ihm nachgerade ziemlich schlecht mit seinen Geschichten, weil sie der Zehnte nicht mehr hören wolle. Dieser schäzbare Freund alter Sagen ist der Salinenbrunnenwärter Joseph Schweiger, den man den Seebühler heißt, weil seine Brunnwarte auf einem waldigen Bühel am Thumsee liegt. So erging denn die Einladung an ihn, sich Sonntags früh im Kaitlgarten einzufinden, und als er kam, sezten wir uns — es war ein warmer Sommertag — unter einen Kastanienbaum zu Bier und Brod; er fing an zu erzählen, und ich hörte zu.

Der Seebühler ist ein Mann von neunundfünfzig Jahren, mit einem schöngefärbten, heitern Gesicht, in welches schlichte weiße Haare hineinhängen. Er kann ordentlich schreiben und lesen, und spricht dabei die altbayersche Mundart in voller Reinheit. Die Worte rinnen ihm geläufig von der Zunge, und zuweilen bringt er einen guten Scherz an. Außer seinem Gedächtniß hat er keine Behelfe für seine Erzählungen. Das neu erschienene Büchlein von Maßmann kennt er nicht, obwohl er ältere gesehen hat; dagegen behauptet er, vor Jahren eine Handschrift vom Untersberg besessen zu haben, die ein Stadtschreibersohn von Reichenhall — wohl Niemand anders, als obiger Lazarus Aigner — verfaßt, gar ausführlich und schön zu lesen, worin bei weitem mehr gestanden, als in den gedruckten Büchern. Diese habe er aber, auf's Dringendste angegangen, einmal einem Lieutenant vom Leibregiment zu München mitgegeben und sie nicht mehr zurückerhalten, was er sehr bedaure. Insbesondere sey die Handschrift reich gewesen an Prophezeihungen über einreißende böse Zeiten, und habe namentlich enthalten, daß mit kommenden Jahren Jeder allein und für sich aus seinem Krug trinken und Einer dem Andern um seinen Bissen neidig sepn werde, was auch nach und nach so eingetroffen. In seiner Jugend aber habe, wenn ein angesehener Bauersmann in's Wirthshaus gekommen, die Wirthin, die nun schon wußte, daß es große Gesellschaft geben werde, gleich die Tische zusammengeschoben, und bald sey die Runde voll gewesen, weil Jeder den Andern lieb hatte und gern bei ihm war. Maaßkrüge wurden aufgestellt und eine Schürze voll Brod über den Tisch hineingeworfen; jeder Vorübergehende sprach freundlich ein, und zulezt wurde die Zeche gemeinschaftlich berichtigt, und die später Gekommenen ließen sich's nie nehmen, gerade so viel zu zahlen, als die frühern Gäste, Alles in gemüthlicher Einigkeit und aus nachbarschaftlichem Wohlwollen. — Ferner habe die Handschrift allerlei gewußt von den Pfiffen, womit die Obrigkeit den ungelehrten Landmann bedrücke, worüber man sich jezt freilich nicht mehr viel beklagen könne; und endlich habe sie geweissagt, wenn einmal die Mannsbilder rothe Hüte tragen würden, werde ein großes Verderben nicht mehr ferne seyn, weßwegen es denn unter den Sagenfesten in Reichenhall keinen kleinen Schrecken

Digitized by Google

verursacht, als vor mehreren Jahren ein junger Metzgerknecht mit einem rosenrothen Seidenhut von der Münchner Dult nach Hause gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Schluß.)

Der Towerbrand.

Der Vorfall ist wahr, nur war nicht der Soldat im Unrecht, sondern der Sprützenfabrer, der an einem der oben erwähnten hölzernen Thore Einlaß begehrte, von wo ihm kein Fahrweg zum Feuer bringen konnte. Weiter — welch gräßliche Unvorsichtigkeit! Zweihundert Fäßer Pulver, genug, den ganzen Tower sammt der guten Stadt London im Umkreise einer halben Stunde in die Luft zu sprengen, sagen in den gegen Feuer nicht verwahrten Gewölben unter der Waffenhalle. Nur ein Wunder hat die schrecklichen Folgen abgewendet. Aber nein, wie oben bemerkt, sagen die Pulvers vorräthe ausschließlich in den bombenfesten Gewölben des weißen Thurmes. Aber auch dort hätte das Feuer sie erreichen können. Nun ja, nur muß unglücklicherweise Pulver im Tower seyn. — Im Geiste des Tadels und der Verachtung geschriebene Berichte, häufigen Blättern entlehnt oder eigenes Fabrikat, finden nicht selten ihren Weg in deutsche Zeitungen, und ich wünschte diese Gelegenheit zu benutzen, um meine Landsleute darauf aufmerksam zu machen, daß die hiesigen Blätter nicht bedürfnam genug gelesen und ausgeschrieben werden können. Man kann wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß unter jedem Vorgefertigten Feuer, die Regierung tadelnden Artikeln neun von der gänzlichen Unrichtigkeit oder starken Färbung derselben überzeugt sind. Aber jede hiesige Regierung, ob Whig oder Tory, findet Opposition und jede Opposition tadelt. Wächst ihr dazu kein Grund in die Hand, so bricht sie einen vom Zaune. Das zu erkennen, ist in England oft schwer, und muß im Auslande noch öfter uns möglich seyn.

Dasselbe gilt auch von den über den Ursprung des Brandes in Umlauf gesetzten Vermuthungen und Sagen. Die Untersuchungskommission hat ihre Arbeit noch nicht beendigt und kein Resultat ist noch veröffentlicht; dieß dauert der Neugier zu lange, und die Conjecturen purzeln übereinander weg. Als die Parlamentshäuser niederbrannten, sollte bald eine gehebene, auf das Verderben des Landes gerichtete Verschwörung, bald Unzufriedenheit mit den der Nation unwürdigen Häusern sie angezündet haben. Zufällig fand sich, daß weder das Eine noch das Andere, sondern Ueberheizung eines Kamins die Ursache war. Als die Börse niederbrannte, traf das so wunderbar mit einem Brande in Petersburg und mit einem in Paris zusammen, daß eine Verabredung zum Grunde liegen mußte. Da war aber nur ein Kaminfeuer in Louis Koffeehause vor Schlafengehen nicht ausgelöscht worden. Als ein Schuß auf Königin Victoria und deren erlauchten Gemahl fiel, sollte eine weit verzweigte Verschwörung einen dummen Jungen als Werkzeug benutzt haben, und sehr achte bare Blätter radotirten davon so lange, bis sich klar herausstellte, daß der dumme Junge verrückt war. So ist es völlig in der Ordnung, daß der jetzige Towerbrand ein Zeichen der Zeit, ein Beweis seyn soll, daß England und mit ihm Europa am Vorabende hochwichtiger Ereignisse stehen. Seitdem die zwei oder drei verdächtigen Freunden und der räthselhafte Matrose, denen man Anfangs abwechselnd die Brandstiftung zuschrieb, nirgends aufzufinden gewesen, und seit der Mann und die Frau, die zu ungewöhnlicher Abendstunde ein Licht im Waffensaale erblickt haben wollten, sich überzeugt haben, daß das erblickte Licht aus einem bewohnten Zimmer des weißen Thurmes geleuchtet, markirt sich der Scharfsinn mit Entdeckung anderer Ursachen. Das Feuer ist angelegt — von der Prämisse, als einer unbestreitbaren, gehen sie aus. Wer hat es angelegt? Je nachdem der Leser auf Franzosen, Russen oder Amerikaner einen Zahn hat, bleibt es seiner Wahl überlassen, ob Frankreich, Rußland oder Nordamerika den Brand angestiftet. Der Brand ist im Interesse aller drei Völker; Jeder mag selbst entscheiden, welchem er die Brandstiftung am ersten zutraut. England naht sich einem Bankerotte, und daß es den möglichst bald erreiche, wünschen Frankreich, Rußland und Amerika. Die Sache geht aber zu langsam, da muß man nachhelfen, einen gelinden Stoß applieiren; zünden wir also den Tower an. Das vernichtet ein paarmal hunderttausend Pfunden. Pfunden braucht England und Pfunden kosten Geld. Das vermehrt die Nationalschuld, ist mithin ein Schritt zum Nationalbankerotte. — Armes England! wenn der Verlust von etlichen hunderttausend Pfunden dich auch nur um eine Linie dem Staatsbankerotte näher bringt, wie hast du's angefangen, daß du, statt bereits dahingerollt zu seyn, nie stolzer, mächtiger, weltgebietender dagestanden hast, als eben jetzt? — Und haben wir Glück, fahren die spekulativen Brandstifter fort, fliegt wohl der ganze Tower in die Luft. Dann die Themse hinauf nach London! was soll uns aufhalten? — Armes London! wenn du keine andere Wehr hast, als die 61 Neunpfünder auf der Plattform des Tower, keine hölzernen Mauern und in den hölzernen Mauern keine eichenen Herzen, so gieb nur gleich die weiße Fahne auf und — schließ die Bude zu. — Man muß sagen, daß alle jene Gerüchte hier im Allgemeinen für das gelten, was sie sicher sind, für nonsense und fudge. Nach der Ansicht sachkundiger Männer war am Brand eine der Röhren Schuld, welche aus den Arnesschen Patentöfen an den hölzernen Zwischenwänden hinliefen, worauf der, die Länge des Gebäudes einnehmende Inspektionssaal sich in größere und kleinere Gemächer schied. Nur im genannten Saale standen solche Oefen, das Feuer kam in diesem Saale aus und verbreitete sich mit Blitzesschnelle über die ganze Länge des Gebäudes. Es war freilich sehr unvorsichtig, die Röhren mit den hölzernen Durchgangswänden in offenbar gefährliche Berührung zu bringen. Dieß gehört jedoch in ein anderes Kapitel, in das oben angedeutete von den 1500 Pfund jährlich für die Last eines Ehrenamtes und von der einträglichen Besoldung sautlengender Hellebardiere, wobei aber zu Ehrenrettung letzterer nicht zu vergessen, daß ein solcher Posten im Anfange zwischen 80 und 100 Pfund beträgt, von denen ein Löwentheil dem mit 1500 Pfund besoldeten Konstable extra zufällt. Das sind Mißbräuche, über welche keine Stimme zu laut werden kann, und an denen auch so lange gerüttelt werden wird, bis sie einstürzen und — andere Mißbräuche an ihre Stelle treten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 2. December 1841.

Seliges Kind, das jetzt mit unverwendetem Blicke,
Süßem Blicke, den Glanz ſiehet des ewigen Lichts;
Das, entflohen dem Sturm und dem harten Winter der Erde,
Keine Freude mehr kennt, die ſich mit Jammer vermiſcht!

Herder.

Kind im Korn.

Der Mittag glüht; es kühlt kein Wind
Der Schnitter ſonngebräunte Stirnen,
Die, raſtend, in dem Kreis der Dirnen
Um Garbenreih'n gelagert ſind.
Nur wenig fern den Schnittern ſteht
Ein Kind und blickt nach einer Stelle
Im Kornfeld hin, wo Well' an Welle
Des goldnen Gottesſegens weht,
Ob auch kein Lüftchen rings ſich regt —
Was weiß das Kind? — die Schnitter liegen
Und achten's nicht; zwei Lerchen fliegen
Darüber hin. Das Korn bewegt
Und theilet ſich; ſchnell folgt der Spur
Das Kind; doch ſchmettert dort im Blauen
Das Lerchenpaar. Was gibt's zu ſchauen?
Ein hold Geheimniß der Natur?
Neugierig drang das Kind hinein
In's dicht'ſte Korn; da ſieht's in Fülle
Ehanen unter goldner Hülle
Der hohen Halm' — und zart und rein
Ein andres Kind, von Angeſicht
So wundermild; es ſchläft und reget
Die Hand, daß ſich das Korn beweget.

Das Bauernkind erſieht's und ſpricht:
„Lieb Schweſterlein, was machſt du hier?
Erwache ſchnell, o ſchnell! Sie mähen
Sonſt hier; ſie können dich nicht ſehen,
Wie leicht zu Leid geſchähe dir!" —
Das fremde Kind erwacht und ſtreicht
Die goldnen Locken von den Wangen
Zurück und lächelt unbefangen,
Greift nach Ehanen, pflückt ſie, reicht
Dem Bauernkind ſie freundlich dar
Und ſagt zu ihm: „Nicht wahr? Die glänzen
Wie dort das Himmelsblau? Zu Kränzen
Laß uns ſie flechten, wenn die Schaar
Das Erntefeſt begeht. Ich weiß
Nicht allzuweit von hier 'ne Stelle,
Wo noch viel ſchön're blüh'n. Komm! ſchnelle
Zeig' ich ſie dir; auch ſteh'n im Kreis
Viel bunte andre Blumen dort.
Da können wir ſo recht uns ſchmücken,
Denn, was wir ſeh'n, wir dürfen's pflücken;
O komm!" — Und mächtig hat dieß Wort —
Es klang ſo ſüß — das Bauernkind
Gleichwie ein weicher Arm umwunden;
Hin folgt's dem fremden, wo die bunten,
Die ſchönen andern Blumen ſind.
So dringen ſie durch's Korn voran;

Digitized by Google

Da wachſen immer höher, mächt'ger
Die Halm', daß lautres Gold nicht prächt'ger
Im Sonnenſcheine glänzen kann.
Schon wölben, ſchlanken Bäumen gleich,
Die Halme ſich; darunter wallen
Die Kinder wie in luſt'gen Hallen
Und kommen in ein Blumenreich.
Da leuchtet wie ein reiner Stern
Der Kelch jedweder Wunderblüte;
Doch hehrer ſtrahlt das Aug' voll Güte
Des ew'gen Gärtners drein, Ihres Herrn.
„Willkommen!" ſpricht er, „blühe jetzt,
O Kind, bei Blumen aller Arten,
Die hier verpflanzt in meinen Garten,
In neuen Boden ſind verſetzt!" —

Und wie die Schnitter an den Ort
Hinkommen, wo der Halme Wehen
Das Kind geſchaut, und weitermähen,
So finden ſie es ſchlummernd dort —
Das Haupt bekränzt, die Wangen roth,
Und um die Lippen ſel'ges Lächeln,
Und laue, linde Lüft' umfächeln
Des Kindes Schlummer. Iſt es todt?
O weinet nicht! Es ging nur heim.
Dieß iſt das rechte Wort für Sterben.
Daß er ihn rette vor Verderben,
Verpflanzt der Gärtner früh den Keim. —
In Blumen ward und mit Gewind
Von buntem Band, hold anzuſchauen,
Am Erntefeſt beim Abendgrauen
Hinabgeſenkt das Bauernkind.

Eduard Duller.

Aus der Gegend von Reichenhall in Bayern.

(Fortſetzung.)

Mit der alten Sage vom Untersberg war der Seebühler ſehr vertraut; da ſie aber unſere Leſer wohl ſchon kennen, oder ſie in den deutſchen Sagen der Grimme oder in Profeſſor Maßmanns Büchlein nachleſen mögen, ſo erwähnen wir nichts davon, ſondern erzählen unſerm Gewährsmann nur ein paar andere darauf bezügliche Geſchichten nach, zum Zeichen, daß dieſe Sage noch bis in unſere Tage herein an den dunkeln Halden des mährchenhaften Berges und in den Thälern, die zu ſeinen finſtern Höhen hinauf blicken, wohnhaft iſt, und daß ſie dieſelben Spuche, welche die Vorvordern erlebt, auch noch die Zeitgenoſſen gerne erleben läßt. — Der Seebühler ſpricht alſo: „Vor nicht gar vielen Jahren trafen zufällig ſieben Holzknechte und drei Reichenhaller in der Früh um vier Uhr auf dem Untersberg zuſammen, alle Willens, nach Salzburg zu gehen. Als ſie ſo mit einander fortwanderten, kam auf dem ſchmalen Fußwege ein Zug ſchwarzer Männchen daher, Paar und Paar, gegen vierhundert an der Zahl, ſämmtlich gleich gekleidet, zwei Trommelſchläger und zwei Pfeifer voran. Die Männchen marſchirten rüſtig vorüber, ohne ſich irgend um die Zuſchauer zu bekümmern, zogen dann um eine Felſenecke und waren nicht mehr zu erfragen. Har Krieg bedeutet."

Es iſt eine alte Geſchichte, daß die Untersberger zu Zeiten um Mitternacht ausziehen, um in den Kirchen der Gegend Gottesdienſt zu halten. Das hat der Mönch ſchon dem Lazarus Aigner geſagt und ihm die unterirdiſchen Gänge gezeigt, durch die ſie gehen, auch hat er dieſen ſelbſt mitgenommen nach St. Bartholomä hinten am Königsſee. — So erzählt denn auch der Seebühler, es ſeyen einmal ſein Vater und ihrer zwei andere vom Thumſee bei Nachtzeit mit einander nach Berchtesgaden gegangen, Wildpret zu ſchießen. Außerhalb Reichenhall ſeyen ſie bei der Kirche von St. Peter und Paul, die jetzt niedergeriſſen, vorübergekommen, gerade als es zwölf Uhr geſchlagen. Alsbald haben ſie die Kirchenfenſter hell erleuchtet, und als ſie hinaufgeklettert, die ganze Kirche voll ſchwarzer Leute geſehen, jeder mit einem Lichte und Alle in tiefer Andacht. Der geiſtliche Herr habe das Hochamt gehalten, ganz feierlich, und die Orgel und die volle Muſik wunderſchön dazu geſpielt. — Im Dom zu Salzburg halten die Untersberger ebenfalls gern ihre Aemter, ferner zu St. Bartholomä und zu Berchtesgaden in der Probſtei; aber auch zu St. Zeno, in der Gmain und im Stift zu Högelwerth ſieht man öfter um Mitternacht die Kirche erleuchtet und hört Orgel und Muſik. Ja, als der Seebühler einmal nach St. Salvator bei Prien am Chiemſee kam, erzählte ihm die Meßnerin das nämliche von ihrer Kirche. Er ſtellte ſich ungläubig und disputirte, aber die Meßnerin ſagte, es ſeyen Nachbarsleute genug dabei geweſen, und haben alle die Kirche erleuchtet und voll ſchwarzer Männchen geſehen, auch die Orgel und andere Inſtrumente gehört. Die Thür habe ſich verſchloſſen gezeigt und der Schlüſſel nicht aufgemacht. Nun könne er nicht anders denken, als dieß ſeyen auch die Untersberger geweſen, obgleich ſie einen weiten Weg hätten bis St. Salvator.

Das Meiſte, was wir hier wiedergeben, iſt durch die Ausſagen von glaubwürdigen Perſonen gewährleiſtet; denn es war dazumal ein großes Kegelſchieben im Kaitlgarten, und als die Landleute den Seebühler ſahen, kamen ſie nacheinander herbei, um zuzuhorchen, und beſtätigten oder berichtigten, je nach den Geſchichten, die jeder kannte, die Angabe des Brunnenwärters.

Digitized by Google

Der Seebühler erzählt weiter: „Vor Zeiten kam einmal ein Jägerbursch in den Untersberg und blieb ein Jahr lang darinnen. Als er wieder herausging, hörte er in der Gmain zur Kirche läuten und ein kleines Mädchen ſagte ihm, daß ein Seelengottesdienſt gehalten werde für einen Jäger, der vor'm Jahr auf dem Berge verloren gegangen ſey. Darauf begab er ſich in die Kirche, kniete vor das Speiſegitter, und als es Zeit zum Opfer war, ſtand er zuerſt auf und ging voran. Nun erkannten ihn erſt ſeine Verwandten und Befreundeten und verwunderten ſich gar ſehr, daß der mit dem Opfer ging, für deſſen arme Seele ſie den Trauergottesdienſt hatten halten laſſen. Der Jäger hat's aber nur dem Erzbiſchof von Salzburg erzählt, und ſonſt Niemanden, wo er geweſen und was er erlebt, ſtarb übrigens ſchon ein Vierteljahr darnach.“ — Die nämliche Geſchichte ſteht in Prof. Maßmanns Büchlein, aber ohne den ſchönen Zug, daß der Jäger ſelbſt den Opfergang anführte. Er heißt da übrigens Michael Holzegger und die Begebenheit wird in's Jahr 1738 verlegt.

Weiter erzählt der Seebühler: „Es iſt noch nicht ſo gar lange her, ſo kam Sebaſtian Fletſcher, Scheuerbauer zu Fagen, an den Untersberg und ſah da an einem Felſen lange Goldzacken herunterhängen. Er verſuchte, etwas davon abzuſprengen, aber da ſie mit der Hand nicht loszubrechen waren, ſo ging er nach Hauſe, um eine Hacke zu holen, legte aber vorher noch einen großen Steinhaufen zuſammen unter den Felſen hin, um die Stelle nicht zu verfehlen. Als er mit der Hacke wieder zurückkam, fand er zwar den Steinhaufen, aber die Goldzacken waren nirgends mehr zu erſchauen.“ Der Seebühler hat den Mann ſelbſt gekannt und ſich die Sache von ihm erzählen laſſen, meint auch, ähnliche Fälle ſeyen öfter ſchon vorgekommen.

Die Untersberger ſind übrigens eine gutthätige, menſchenfreundliche Nation, immer ſchwarz gekleidet, und etwas kleiner Statur. Sie laſſen ſich noch jetzt zuweilen ſehen, obgleich nicht mehr ſo häufig, als in frühern Zeiten. Doch gewahrte einmal der Bernerbauer vom See in der Frühe drei Untersberger, die am Brünnlein bei der Seebühelbrücke unterhalb des Wegkreuzes tranken, ſchlich ſich auch leiſe hinzu und wollte ſie fangen, hatte aber, als er ſie zu packen meinte, nichts in den Händen und die Männlein waren verſchwunden.

So viel von dieſem Berge. Näher bei Reichenhall finden ſich noch andere Mähren, die ſich zunächſt an die Weidwieſen, jene ſchönen Auen, die vom Kaitl bis zur Stadt den Thalgrund einnehmen, an den Karlſtein und an jene Stelle knüpfen, wo zwiſchen himmelhohen ſchroffen Felſenwänden die Straßen von Unken und von Traunſtein ſich vereinigen, und welche die Wegſcheid heißt. Der Seebühler erzählt alſo weiter: „In den Jahren 1782 und 1783 ging in hieſiger Gegend viel Gerede von dem Weidwieſenweiblein. Es war dieß ein ganz winziges Weiblein mit ſchwarzem Gewande und mit einem kleinen Tiegel in der Hand, in welchem ein Lämpchen brannte. Das Geſicht ſah man nicht, man meinte eher, ſie hätte keines, denn ein großer Hut lag ganz flach auf ihren Schultern. Wenn nun die Leute bei Nacht über die Weidwieſen nach Hauſe gingen, ſo war oft auf einmal, und ohne daß man ſehen konnte, woher es gekommen, das Weidwieſenweiblein da, ging nebenher und leuchtete ihnen. Dieß that ſie meiſtens recht getreulich und zuverläßig, zuweilen aber, wenn es ihr ſo ankam, führte ſie die Leute an ganz abgelegene Oerter, wo ſie gar nicht hin wollten, ließ ſie da ſtehen und war nicht mehr zu erſchreien. Sie ſprach nichts, und doch hatte Niemand einen Schrecken vor ihr, vielmehr kam es allen ſo vor, als wenn es ſo ſeyn müßte, gab ihr auch Niemand einen Dank für ihre Begleitung. Einmal aber zerbrach einem Fuhrmann in finſterer Nacht beim Kaltofen ein Rad, und da ſtand plötzlich das Weiblein neben ihm und leuchtete mit einem Lämpchen. Dem Fuhrmann war dieß ein großer Troſt und er ſagte deßwegen „tauſend Dank.“ Darüber ſprach das Weiblein voller Freuden: „hätte an Einem Dank ſchon genug gehabt; jetzt ſieht mich Niemand mehr,“ und war verſchwunden. Hatte auch ganz recht, denn von dieſer Stund' an hat ſie Niemand mehr geſehen.“

Vom Karlſtein geht die Sage, es ſey da in alten Zeiten ein ſchönes Fräulein aufgewachſen, Giſela mit Namen, die der Vater einem fremden Rittersmann zur Ehe geben wollen, der ihm einmal auswärts einen Dienſt erwieſen. Sie aber habe einen Herrn aus der Gegend lieb gehabt, und da der Vater gleichwohl auf jener Heirath hart beſtanden, ſo habe ſie ſich am Hochzeittage über den Burgfelſen herabgeſtürzt. Seit der Zeit iſt es nicht mehr geheuer in dieſer Gegend und auf der Burg. — Der Seebühler weiß davon Folgendes: „Als noch der alte Ferchl Revierförſter, oder, wie es damals hieß, Holzſchaffner war und im Jägerhaus unter dem Karlſtein wohnte, fand er jedesmal, ſo oft er in die Burg hinaufkam, einen Rupertigroſchen. Den durft' er nun zwar aufheben, aber ſobald er ihn aufgehoben, mußte er ſich ungeſäumt davon machen. Zuerſt begann es nämlich Sand auf ihn zu werfen, dann flogen kleine Steine, und dann immer größere und größere, ſo daß es ihm oftmals lebensgefährlich bedünkte, obgleich er nie getroffen wurde. Auch das Burgfräulein wird noch die und da geſehen.

Vom Thumſee erzählt man weiter nichts, als daß ein großer Fiſch darinnen ſein Weſen treibe, der ſich nicht fangen laſſe. Das iſt im Grunde ein unpoetiſcher Bewohner dieſer feuchten Herrlichkeit. Ich fragte wohl nach Waſſernixen, wollte aber Niemand etwas davon gehört haben. Deſto reichlicher ſpuckts oben an der

Digitized by Google

Wegscheid, in dieser ungethümen Bergschlucht. Man spricht da seit undenklichen Zeiten von einem Wegscheidweiblein, und behauptet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, es sey dieselbe Gisela, die sich einst vom Karlstein herabgestürzt. Manche haben sie an der Wegscheid sitzen sehen, oder daherum winseln gehört; überdaupt ist dieser Engpaß sehr verrufen und der Seebühler erzählt davon unter anderm Nachstehendes.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Die Antigone.

Antigone ist das Losungswort. Mich wundert, daß die Kinder auf der Straße noch nicht Antigone spielen, wie sie Soldaten, Cholera, Gewerbe und Huldigung spielten. Der Berliner Witz hat sich des Wortes bereits in seiner Art bemeistert. Antik? O ne! Ich weiß nicht die Auslegung des Wortspiels, ob gemeint ist: wir wollen nichts Antikes, oder: das, was man uns brachte, ist nicht antik. Mögen die Philologen darüber streiten; diesmal kann man von dem Wortspiele mit Recht sagen: es ist nicht weit her; denn allerdings wollen wir das Antike, wenn es uns mit diesem Sinne und mit solchen Mitteln vorgeführt wird, und wir Alle, die wir den Sinn für Größe und Schönheit nicht ganz verleugnet haben, sind dem königlichen Veranstalter dieser seltenen Erweckung des griechischen Trauerspiels zu wahrem Danke verpflichtet. Dem Könige allein verdanken wir es. Ihm, dem schon als Kronprinzen das immer tiefere Versinken unserer Bühne in Flachheit, Stumpfheit, Augendienst und Ohrenkitzel zum Schmerz gereichte, und der doch nicht helfen konnte, ihm allein ist der Gedanke gekommen, ob es nicht möglich sey, auch auf unsern Brettern und mit den Kräften unserer Darsteller eine Tragödie der Alten aufzuführen. Der Zweifel, daß es möglich, war weit verbreitet, auch unter denen, welche jetzt von dem außerordentlichen Erfolge überrascht sind. Tieck war diesmal nur der erste Träger des königlichen Gedankens, doch soll von ihm die Wahl der Antigone ausgegangen seyn, da der erste Vorschlag des Königs auf den Oedipus Tyrannos ging, ein Stück, gegen welches doch manche Bedenklichkeiten obgewaltet hätten.

Den wunderbaren, erschütternden Eindruck, welchen diese für das hellenische Publikum vor drittehalb tausend Jahren gedichtete Tragödie auf das unsere hervorbrachte, will ich Ihnen nicht schildern. Ihre Leser werden es schon aus tausend Berichten erfahren haben, und wenn ihnen darin zu viel gesagt däucht, so wiederhole ich hier, es ist kaum genug gesagt. Niemand, der zur ersten Vorstellung fuhr, glaubte anders, als berufen zu seyn, einem kuriosen Experimente zuzusehen, dem nur ein succès d'estime beworstehe; man könne daraus lernen, welche Anfänge die Tragödie genommen, wie die scenische Einrichtung der Griechen beschaffen gewesen, aber nimmermehr, daß von einer Theilnahme, einem Ergriffenseyn, einer allgemein menschlichen Rührung die Rede seyn werde. Was sollte die alte Fabel von den unerhörten Greueln und Schrecknissen im Hause des Laios, die schon dem socialen Zustande der Athener zu Sophokles Zeiten so fern stand, auf uns Wirkung ausüben! Auch als die Berichte derer, welche der ersten Aufführung beigewohnt, anderes sagten und von einer ungewohnten Rührung und einem Hingerissenseyn sprachen, meinte man, es seyen die Umstände, die Neuheit, der Glanz des Hofes gewesen, was diesen Eindruck hervorgebracht, vielleicht die Macht der Musik, Felix Mendelssohns treffliche Composition der Chöre und der Reiz einer von der unsern so ganz abweichenden scenischen Darstellung. Aber die Wirkung nach der zweiten Aufführung war noch größer. Ein ganz anderes Publikum ward eben so überrascht und hingerissen, nicht von den Umständen und der Neuheit, sondern von der Macht der Poesie, der urewigen, die heut wie vor zweitausend fünfhundert Jahren zum Geist und zum Herzen spricht. Diese Verhältnisse, diese Kämpfe zwischen Rechten und Ideen, die in der uralten Mythe ausgesprochen sind, gelten noch heute und werden noch heute ausgefochten. Noch heute, wie damals, gilt es ein Ringen zwischen dem innern Ruf, der dem göttlichen Gesetze folgt, und der Macht auf Erden, repräsentirt durch den Staat, dessen Gesetze, zum Wohl der bürgerlichen Gemeinschaft, unerschütterlich dasstehen sollen. Mit tausend Zungen sprechen diese Conflikte und Affekte, denen Sophokles Sprache lieh, auch zu uns, freilich in einer Sprache, die sich über unsere Sprachweise erhebt, eben wie die Tragödie über das Gesetzte des Marktes. Aber daß wir trotz der fremden Laute von den großen Gedanken und Gefühlen ergriffen und hingerissen werden, daß ist die Kraft eines großen Dichters, der nicht für seine, der für alle Zeiten dichtete. Und welche Kluft zwischen dem ehemals und jetzt, wenn wir eine solche Tragödie vor einem preußischen Hofe aufgeführt sehen, und als am meisten ergriffenen, von der Schönheit und Kraft der Poesie hingerissenen Zuschauer den königlichen Wirth selbst, der seine Gäste dazu lud, wie zu dem seltensten, festbarsten Feste, das er ihnen bereiten konnte. Und gerade diese Schicksalstragödie, mit einer in flammenden Zügen geschriebenen Warnungstafel vor dem Trotz und Eigensinn verblendeter Herrscher, die ihren Willen und ihre Ansicht auf Kosten des Wohls ihrer Familien, ihres Volkes durchsetzen, taub gegen die Stimme eines andern Rechts, das, sey es durch Vogelflug, Seherwund, durch die vox populi vox dei, oder die Handlung eines reinen jungfräulichen Sinnes, zu ihnen spricht — gerade diese Tragödie läßt sich ein Monarch vorspielen, dessen Willen und Werke, so scheint es, wer Preußens moralischen Mechanismus nicht kennt, Gesetz sind. Wäre der sophokleische Kreon ein Despot und Wüterich, so wäre da nichts Auffallendes; das glaubt Keiner zu seyn. Aber Kreon erscheint als der besonnene und bewußte Träger der königlichen Macht im Staate, er glaubt im guten Bewußtseyn zu handeln, und um deswillen setzt er die von ihm selbst gegebenen Gesetze bis auf die äußerste Härte durch. Wo wäre da ein kräftiger Monarch zu finden, der sich nicht in einer Beziehung selbst getroffen fühlen sollte? Das ist das moralisch Erhebende, daß ein König gerade dies ses Stück auswählt und vor sich spielen läßt, wie sich selber zur Mahnung, wovor er sich zu wahren hat, vor dem starren Sinn und der raschen That.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 3. December 1841.

— Im Circus, öd' und groß,
Glänzt bleich der Mond — Sitz, Mauer, Gang zerfallen,
Wo meine Schritte laut, ein seltsam Echo, hallen.

Byron.

Spaziergänge durch Nimes.

Erster Brief.

Auf einen heißen Tag, wie sie bereits der Monat Mai dem Süden bringt, war ein erquickender Abend gefolgt; der Mond übergoß die ganze Gegend, durch welche ich fuhr, mit einer Helligkeit, die alle Gegenstände weithin wie am Tage unterscheiden ließ; auf das Geräusch, mit welchem ein lebhafter Verkehr während des Tages die Straße von Montpellier nach Nimes erfüllt, war tiefe Stille gefolgt, und selten nur begegnete man einem einsamen Wanderer, einer bestaubten Diligence oder einem Ochsenführer, welcher, vom Felde zurückkehrend, sein langsames, mit großen Decken von grauer Leinwand behängtes Gespann zur Eile antrieb. Ich freute mich dieser lieblich ruhigen Stunde, um so mehr, als sie mir gestattete, mich ungestört den Bildern hinzugeben, mit denen mich, dem gallischen Rom so nahe, die Erwartung seiner antiquarischen Schätze erfüllte.

Jetzt hatten wir das winzige Flüßchen, den Cadereau, welches auf der Seite nach Montpellier hin die Grenze von Nimes bildet, passirt; wir waren am Thore. Eine lange, enge, schlechtgebaute Straße nahm uns auf und brachte uns durch die Vorstadt; bald erweiterte sich indessen diese Straße links zu einem Platze und ich sah, im raschen Vorbeifahren, zum erstenmale das Amphitheater, magisch vom Monde beleuchtet, doppelt großartig und ergreifend unter dem Einflusse der Lichter und Schatten, welche in und um die colossale Steinmasse fielen. Nur wenige Schritte weiter, und eine Reihe glänzender Cafés versetzt den Reisenden plötzlich aus der Zeit der römischen Weltherrschaft in die Sphäre moderner Civilisation. Gleich darauf sind wir vor dem Lokale der diligences de Commerce et du Midi.

Ein Platz im Coupé der Diligence hat alle Vortheile der Bequemlichkeit und freiern Aussicht; der Moment des Aussteigens am Ort der Bestimmung ist der einzige Nachtheil desselben; dann sind die glücklichen Inhaber der drei privilegirten Plätze vor allen andern Passagieren ein wahrer Zankapfel für die von sämmtlichen Gasthöfen und Kneipen ausgesandten Werber, welche aus der Wahl der bessern Plätze auf besser garnirte Börsen schließen zu dürfen glauben und fest entschlossen sind, diese Kategorie der angekommenen Fremden für ihre respectiven Hôtels einzufangen. Ich rathe jedem in Nimes aussteigenden Reisenden, sich mit stoischer Gleichgültigkeit gegen diesen sich in allen größern Städten Frankreichs wiederholenden Sturm dienstfertiger und sich für das Wohl der Fremden freundlich interessirender Kellner zu wappnen, vorzüglich seine Effekten, welche ihm fast aus den Händen gerissen werden, festzuhalten und sich nach dem nur

Digitized by Google

hundert Schritte von dem genannten Postlokale entfernten Hôtel du Luxembourg zu begeben. Dort ist der Reisende sicher, sich in einem vortrefflichen Bette, in einem eleganten Zimmer und an einer vorzüglich besetzten Tafel leicht von den Strapazen der Reise erholen zu können.

Sobald ich mich in aller Eile von meiner staubigen Reisetoilette befreit hatte, unternahm ich, trotz der vorgerückten Stunde, eine erste Wanderung durch die Stadt. Ich habe, alle Romantik bei Seite, stets gefunden, daß Mondschein der Betrachtung von Gegenständen der Architektur in gewisser Beziehung äußerst vortheilhaft ist. Es verschwinden in der weniger grellen Beleuchtung die Details, es bleiben nur die Hauptzüge der Physiognomie des Bauwerks übrig, und diese prägen sich als Totaleindruck um so sicherer und dauernder dem Gedächtnisse ein. Dazu kommt, daß die Stille, welche die späte Stunde begleitet, dem Beschauer erlaubt, seine Aufmerksamkeit ganz auf den Gegenstand zu richten, und daß sie den Gedanken und Empfindungen günstig ist, welche sich so leicht und natürlich an die Betrachtung von Werken einer längst entschwundenen Zeit knüpfen; so nimmt denn das Gemüth an der innern Thätigkeit vorherrschenden Antheil, und das Herz hat bekanntlich mehr Gedächtniß als der Kopf.

Meine Ungeduld führte mich am Abende der Ankunft in Nimes zuerst nach dem Amphitheater. Ich ging mehrmals um dasselbe herum und bewunderte die Lichteffekte, welche der Mond in den 120 Bogen hervorbringt, die in zwei über einander stehenden Stockwerken den Umfang des riesigen Denkmals bilden. Wie bewundernswürdig erhalten ist es durch die Stürme hindurch gegangen, welche sich von Jahrhundert zu Jahrhundert über Nimes erhoben und oft mit der entschiedenen Absicht der Zerstörung vergebens gegen den eisernen Bau seines Amphitheaters sich gerichtet haben. Auch das Innere besuchte ich noch an diesem Abend und irrte lange einsam darin umher, nachdem ich den Portier in das Kaffeehaus zurückgeschickt, wo ich ihn aufgesucht hatte. Lange saß ich auf den mit Blut und Thränen gekitteten Stufen, von denen eine Versammlung von 25,000 Menschen ihr „Tödte“ herabgedonnert; ich stand auf dem obersten Mauerkranze, auf dem jetzt Gras und Blumen wuchern, und von dem aus man die Aussicht über die ganze Stadt hat und aus den dieselbe in weiten Kreisen umziehenden Ueberresten der alten Stadtmauer schließen könnte, wie gewaltig Nimes einst gewesen, wenn nicht ein einziger Blick in die Tiefe, auf den Umfang der Arena ein hinreichender Beweis dafür wäre.

Als König Karl X. einst Nimes besuchte, wohnte er einem in diesem Theile von Frankreich noch heute üblichen Kampfe der sogenannten Lutteurs oder Ringer bei; diese Kämpfe werden zu Nimes stets in der Arena gehalten. Am Tage, wo der König einem solchen beiwohnte, hatten sich die Sitze des Amphitheaters mit Zuschauern gefüllt, wie in den Tagen, wo ein ganzes Volk sich zu dem blutigen Spiele der Gladiatoren versammelte. Als der König eintrat, war er von dem imposanten Anblick der Menschenmasse so überrascht, daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Ich habe in Nimes ebenfalls einer Vorstellung der Lutteurs in der Arena beigewohnt und werde bei einer andern Gelegenheit auf dieses ganz nationale und in antiker Form erhaltene Schauspiel zurückkommen.

Die Uhr des nahen Hôtel de Dieu hatte längst neun geschlagen; ich trennte mich, wiewohl ungern, von der Arena, um der Gunst des köstlichen Abends noch auf einem weiter fortgesetzten Gange zu genießen. Die Boulevards, welche die Stadt in allen Richtungen durchkreuzen und eine fast ununterbrochene schattige Promenade im Innern der Stadt und um dieselbe bilden, sind unstreitig eine ihrer Hauptzierden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Gegend von Reichenhall in Bayern.

(Fortsetzung.)

„Vor zehn, zwölf Jahren war der Knecht im Kaitl, Lenzl Niederberger, auf Vorspann gewesen, und ritt mit seinen zwei Pferden bei hellem Mittag über den Allerseelenbühel nahe an der Wegscheid heimwärts. Da stürzt auf einmal ein langer, dicker Baumstamm, oben und unten abgeägt, aus dem Gebüsch heraus auf die Straße und schickt sich an, ihm nachzukugeln. Der Niederberger schlug nun kurzen Trab an, aber auch der Baumstamm beeilte sich, und als er hielt oder langsam ritt, that es ihm auch der Baumstamm nach, also daß er immer eine Spanne hinter den Pferden daherkollerte. Dieß kam dem Lenzl gar zu abscheulich vor, und da er einen Spuck vermuthete, auch jählings einen Schrecken fühlte, so sprengte er im Galopp den Berg hinab bis in's Kaitl, wobei er den Baumstamm noch lange in wilder Hast hinter sich drein jagen hörte. Gleich darauf ging er mit den andern Knechten hinaus, um nachzuspüren, konnte aber von dem Baumstamm nichts mehr sehen.“

„An der Wegscheid thut es auch oft bei Nachtzeit vom Felsen herab grauenvolle Schreie, aber so arg war es seit Menschengedenken nicht, wie im Jahr 1831. Damals hörte man in dieser Gegend ein jämmerliches Winseln und Heulen von den höchsten Wänden herunter, welches

Digitized by Google

gegen vierzehn Tage ſich vernehmen ließ und zu keiner Stunde des Tages oder der Nacht verſtummte. Endlich hat ſich der Brunnenwärter vom Neßelgraben aufgemacht, um in den Bergen oben umzuſehen, woher das Winſeln käme. — Als er aber auf den höchſten Matten, die den Grat des Berges decken, ſich befunden, mußt' er wahrnehmen, daß daſſelbe nicht aus dieſer Gegend, ſondern gerade unter ihm aus den Klüften der Wand hervordringe, wo ſie am ſteilſten abſchießt, ſo daß ſich keine Gemſe da halten kann. Er verwunderte ſich höchlich, erachtete es aber zu gefährlich, den Laut weiter zu verfolgen, und begab ſich demnach unverrichteter Dinge wieder bergabwärts. Nun kam aber der Kreuzer von Helmbach, ein muthiger Bergſteiger von den beſten, der ſeine Schafe ſuchte, dieſes Weges, und als er von dem Andern den Hergang gehört, bedachte er ſich, dem Abenteuer nachzugehen; legte alſo ſeine Joppe und ſeinen Hut ab, kletterte mit äußerſter Gefahr ſeines Lebens, was keiner glauben möchte, der die Wand betrachtet, durch die Schrunden auf den Ort zu, woher das Winſeln kam, und ſah da ein uraltes, zuſammengehocktes Weiblein in einer Felſenſpalte ſitzen, ſo zu winſeln fortfuhr und auf ſeine Fragen, wie ſie um Gotteswillen an dieſen Ort gekommen, keinerlei Antwort gab, vielmehr mit den dürren Händen ihm geradewegs in's Geſicht fahren wollte. Hierauf hat ſie der Kreuzer ohne Umſtände herausgeriſſen und mit ſich zu gehen gezwungen, was ſie gleichwohl ganz ſichern Trittes that. So kam er mit ihr wieder auf die Matte, wo er ſeine Joppe und ſeinen Hut niedergelegt, und bückte ſich nach dieſen und zog ſie wieder an. Als er ſich nun aber nach dem Weiblein umdrehte, war daſſelbe verſchwunden, und konnte von ihm trotz alles Suchens daherum nicht mehr gefunden werden. Jetzt kam aber auch das ganze Ding dem Kreuzer nicht mehr geheuer vor, vielmehr erfaßte ihn ein jähes Grauen, alſo daß er mühſelig nach Hauſe kam und eine Woche krank lag vom Schrecken. — Selbigen Tages iſt das Weiblein noch bei dem Bauern am See geſehen worden, wo ſie ſich auf die Bank vor der Hausthüre ſetzte. Die Bäuerin gab ihr einen „Krapfen," erhielt aber keinen Dank dafür und auch keine Antwort auf die Fragen, die ſie ihr ſtellte. Gleich darauf ſaß ſie unten am Kaitl auf der Sommerbank, erhielt eine Nudel, gab aber auch kein Wort von ſich, ſondern nur ein leiſes, unverſtändliches Flüſtern. Das Winſeln wurde von dieſem Tage an nicht mehr gehört, das Weiblein aber auch in der ganzen Gegend nicht mehr erkundet. Es wird aber dieſes Weiblein von denen, die es geſehen, übereinſtimmend als ein kleines Mütterlein beſchrieben, von uraltem Geſichtchen mit vielen hundert Fältchen darin, ſonſt aber im Anzuge recht reinlich und ſauber, aber ganz altmodiſch. Sie hatte auf dem Kopf ein ſchwarzes Häubchen mit ſchmalem ſchwarzem Pelzdräm, das faſt bis auf die Augen hereinging; ein rothes Corſett von älterem Schnitte, als man ſich erinnern kann, mit ganz langen Schößen auf dem Rücken, ein blaues Schürzchen und ſchwarzes Röcklein."

Die Geſchichte ſcheint ſehr beglaubigt, wie ſie aber erklärt werden müſſe, iſt ſchwer zu ſagen. Der Seebühler iſt keiner andern Meinung, als daß das alte Mütterlein jenes Burgfräulein Giſela, will ſagen das Wegſcheidweiblein geweſen, welches ſich einmal wieder in der Nachbarſchaft habe ſichtlich melden wollen. Der Förſter will das natürlich nicht annehmen, und hält ſie vielmehr für eine Frau aus Welſchland, welche auf einer Reiſe durch irgend einen Zufall von ihren Angehörigen getrennt worden; wie ſie aber in jenen, nur dem Kreuzer zugänglichen Felſenſpalt gerathen, weiß er auch nicht zu enträthſeln.

Hiemit wäre denn ſo ziemlich Alles wiedergegeben, was wir an authentiſchen Sagen aus der Gegend von Reichenhall zu ſammeln Gelegenheit hatten. Dieſe Geſchichten nun erzählen der Seebühler und ſeine Altersgenoſſen einfach, treuherzig und ohne alle Zweifelei. Sie mäckeln nicht daran und ſcheinen wenigſtens geneigt, ſie in ſo lange für wahr zu halten, als ihnen nicht das Gegentheil bewieſen wird. Die Leute mittlern Alters vermeiden es, ſich entſchieden über ihre Glaubwürdigkeit auszuſprechen, die reifere Schuljugend aber lacht dazu ganz unverholen. Der halde Unglaube der Einen und das Lachen der Andern ſicht aber den Seebühler eben ſo wenig an, als wenn ihn die junge Frau Kaitlwirthin das „Lugenhafterl" nennt, was man zu hochdeutſch etwa mit „Lügentöpfchen" wiedergeben könnte. Er hält feſt an der Wahrheit ſeiner Erzählungen, und glaubt dabei um ſo unbefangener zu erſcheinen, als er ſelbſt gerne etliche Geſchichten hören läßt, in denen das anſcheinend Geſpenſterhafte entweder von einem Schwanke ausging, oder in einen ſolchen endete, und die ſomit als vollgültige Zeugniſſe für ſeine uneingenommene Beurtheilungskraft gelten müſſen. Wir laſſen auch von dieſen einige folgen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſetzung.)

Die Antigone.

Als der König, von ſeiner ſchleſiſchen Reiſe zurückkehrend, Tieck, dem er die Einſtudirung inzwiſchen übertragen, fragte: ob Alles fertig ſey und den Erwartungen entſpräche, ſoll der

Digitized by Google

Letztere geantwortet haben: „Das Stück, Ew. Majestät, ist über zweitausend Jahre nicht aufgeführt worden; nach einem so langen Liegenbleiben müssen wir zufrieden seyn, wenn der Versuch nur einigermaßen leidlich ausfällt.“ Wirklich muß die Einstudirung zu den schwierigsten Aufgaben gehört haben, die je den Schauspielern und Regisseuren obtagen. Man wollte die Antike ganz darstellen, und zum Theil wußte man nicht, wie sie gewesen (wie denken uns noch immer in den Kreisen der Vermuthung umher), zum Theil war das, was man zu wissen glaubte, nicht anwendbar. Das alte Theater ward so ziemlich construirt; aber wie kann ein altes Amphitheater, in Felsen eingehauen, aus Bergen ausgegraben, ganz berechnet auf die Gegend, Oertlichkeit, die Lustströhmungen und den Sonnenschein, aus einem modernen Kunstbedürfnisse mit Coulissen und Lampen hergestellt werden! Auch die Ausdehnung forderte eine neue Zimmern. Die Terrassirung der Handlung ist gewiß von Wirkung; durch das Herauf- und Herunterfliegen, durch das Sprechen hinauf und herunter wird die Handlung lebendiger und schöne Gruppen werden gebildet; aber man meint, die Treppen könnten breiter, weniger steil und weniger klapperig seyn, auch sey es nicht nothwendig, zu umgehen störend, daß Alle, die nicht aus dem Palast kommen, hinauf steigen müssen. Doch das nur das Aeußere. Aber wie haben die griechischen Schauspieler gespielt? Sagen uns das die Scholiasten, oder können wir's ableiten von den Bastrelefs? Wir alle denken uns etwas darunter, und glauben es mit dem Namen „plastische Ruhe“ auszudrücken; aber dieß Gedachte in That und Handlung übersetzt, hätte schwerlich die Wirkung hervorgebracht, die das effektive Resultat der Darstellung war. Aber wer sagt uns, daß dieß Gedachte, unsere Vorstellung, Wahrheit war? Aus den Bildwerken ersehen wir die Ruhe und Schönheit der Bewegungen, wie die plastische Kunst sie auffaßte; wer bürgt uns, daß auch der Schauspieler im Affekt der Handlung diese Linie inne, wer, daß die Musik der Sprache sich innerhalb solcher Grenzen gefesselt hielt, wenn die Leidenschaft ihr altes Recht forderte? — Genug, unsere Schauspieler spielten und sprachen, wie sie konnten, mit Mäßigung des Kraftaufwands des, der ihnen anderwärts erlaubt scheint, aber nicht mit wöhliger Unterdrückung ihrer Natur. Wäre es doch sicher etwas Unnatürliches geworden, gewiß wenigstens nicht das, was und ergriff, wenn sie die fremde Art, nach der überkommenen Vorstellung, vollkommen angelernt hätten. Die Antigone in Potsdam war etwas Lebendiges, ewig Wahres, wenn auch — und wer beweist's? — kein antik Wirkliches. Was dieser und jener, nach seiner Vorstellung und seinen Studien, vermißte oder anders wünschte, was kommt darauf an? Dieser fiel mehr in's Moderne zurück, jener ahmte zu sehr das Antike nach. Die Wacht der Dichtung glich das alles aus, und — nicht das Einzelne — der Totaleindruck war es, der allgewaltig „packte,“ erschütterte und erhob. Die Steininger, ihrer romantisch leidenschaftlichen Natur nach, vielleicht am entferntesten von dem Begriff der antiken Ruhe, war doch in mehreren Scenen hinreissend und groß. Im Oberführer, Bader, der eigentlich nur der Oper angehört, war alles erreicht, was man von dieser Rolle im antiken und modernen Sinne erwarten kann.

Erfreulich war und ist es, wie die Thatsache der Aufführung von allen Seiten mit wahrhaftem Ernst betrachtet, beurtheilt und unterstützt wurde. Unter Tieck's Leitung der Proben sich die Realisirung, und ihr Gelingen zu dem würdigen Ziele in würdiger Weise hinzuarbeiten. Der berühmte Philologe Boeckh, der die Antigone schon längst zum Lieblingsgegenstand seiner kritischen Betrachtung gewählt, wohnte selbst den Proben bei und half zum Verständniß schwieriger Stellen, was den Darstellern nicht wenig half. Denn unter dem vorhandenen Uebersetzungen war allerdings die lesbarste, die Donnersche erwählt worden; aber auch sie läßt viel zu deuten und zu wünschen übrig. Mit welcher Liebe und Mühe Felix Mendelssohn die Composition der Ode durchgeführt hat, ist allgemein anerkannt. Hinsichtlich des Kostüms soll es mit den Schauspielerinnen einige Kämpfe gesetzet haben, aus denen die Freunde des Antiken nicht ganz siegreich hervorgingen. Wie kann man auch von Damen eine unbedingte Verehrung des Antiken fordern! Mit der edelsten Liberalität wurden nicht allein die Notabilitäten in Kunst und Wissenschaft, sondern auch die Dilettanten darin, so weit es der Raum zuließ, eingeladen. Daß sich freilich Mancher dabei zurückgesetzt und gekränkt fühlte, und Mancher eingeladen wurde, den man hort zu sehen sich wundern konnte, ist bei der Masswahl aus einer Einwohnerzahl von 500,000 Menschen nicht zu verwundern. Aber weßhalb bei einem Feste, wo nur Kunst und Poesie gefeiert werden, bürgerliche Rangunterschiede machen! Dieß läßt sich bei andern Festlichkeiten freilich nicht vermeiden; hier aber forderte gerade die Bedeutung der Sache, daß, wenn für den Hof als Festgeber ein besonderer Platz gesichert war, die übrigen Plätze ohne Unterschied der Stände und der Stellung zum Staate in der Gesellschaft vergeben wurden.

Und was soll daraus werden? — Will man die griechische Tragödie auf unserem Theater weder einbürgern? Gewiß nicht. Recht einmal die andern Meisterwerke der Alten können, wenn man es versuchte, auf einen ähnlichen Erfolg rechnen. Der Ajax, der Philoktet des Sophokles erscheinen unbedingt ausgeschlossen. Bleibt nicht, daß vor dem erwähltesten Kreise der Erwählten der kolonneische Oedipus von Wirkung wäre. Aeschylos mit seiner Kolossschrift liegt uns zu fern; man sollte auch kennen Versuch damit machen. Euripides würde freilich mehrere Dramen bieten, welche effektreich selbst den Zoll der Abrahmen unserer Sachen fordern dürften. Aber mit der Uebersiedelung des ganzen Euripides auf unsere Bühne möchte am wenigsten das erzielt werden, was unser König wünscht: daß die wahrhafte tragische Wärme wieder auf die Bretter heimkehre. Die Anregung ist die Sache, der gefühlte Beweis, daß auch wir noch fähig sind, wenn wir mit Ernst wollen, die gigantischen Werke jener untergegangenen Kunst darzustellen, und daß wir noch nicht so blasirt sind, um nicht von ihrer gewaltigen Sprache erschüttert und erhoben zu werden; unsern Dichtern zur Aufforderung, nicht griechische Tragödien in der Weise des Sophokles zu dichten, sondern sich selbst zu erheben über den Jammer, die Gewöhnlichkeit und die Verzwicktheit unserer täglichen Verhältnisse; und auch diese Aufforderung nur mit Maß. Man kann die Wirkung, die Sophokles Tragödien noch heute hervorbringen, bewundern, anstaunen, und doch als Aufgabe der Zeit erkennen, nicht die Geschicke der alten Königshäuser, mit ihrem Fluch und Segen, sondern die des Volkes, des Hauses, der Familie, denen wir angehören, die uns und die nächsten sind, zum Gegenstande zu wählen. Aber kennen können wir noch immer daraus die großartige Weise, die wahrhafte Begeisterung, wie der Dichter die Menschen, die Verhältnisse auffassen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 4. December 1841.

— Wenn uns ein Grau'n befällt,
Wie leicht, daß man den Busch für einen Bären hält.
Shakespeare.

Aus der Gegend von Reichenhall in Bayern.

(Schluß.)

Der Mann erzählt also: „Vor etwa fünfzehn Jahren lebte im aufgehobenen Stifte zu Högelwörth ein Förster, der sein Quartier in einem Zimmer des obern Stocks genommen, welches vorwärts die Aussicht in's Freie und auf die Landschaft, rückwärts aber eine Thüre hatte, die unmittelbar auf den Musikchor der Stiftskirche führte. In dieses Zimmer lud er nun einmal an seinem Namenstage mehrere gute Freunde zum Abendtrunke ein und zechte mit ihnen in hoher Fröhlichkeit bis gegen Mitternacht, so daß sie um diese Zeit alle etwas weniges betrunken seyn mochten. In solchem Zustande kam nun einem der Geladenen, der ein Schullehrer war, der abenteuerliche Gedanke, auf der Orgel der Stiftskirche ein paar Stücke aufzuspielen, und der Einfall gefiel den Andern dermaßen, daß sie alsogleich die Thüre öffneten und mit Lichtern auf den Chor hinauszogen. Der Organist hob nun etliche angenehme Weisen an, und die Andern sangen dazu aus vollen Kehlen stark und wild in die leere, finstere Kirche hinunter und sezten das schaurige Vergnügen wohl eine Stunde lang fort. Am andern Tag hieß es in der ganzen Gegend, die Unterseberger seyen wieder da gewesen und haben in der Kirche zu Högelwörth um Mitternacht Hochamt gehalten."

Kommt noch eine Geschichte der Art, die gar schön ist.

An einem warmen Maiabend stieg vor mehreren Jahren Jungfrau Maria A** aus Reichenhall zu St. Pankraz hinauf, in feierlichster Stimmung. Ihr Hochzeitstag stand bevor, der Abschied von ihren Eltern, ihren Befreundeten, ihren trauten Bergen, denn ihr Verlobter war weit draußen angesessen in der Ebene. So pflog sie noch einmal voll wehmüthiger Rührung ihrer Andacht in der kleinen Kapelle, und als sie wieder herausgetreten war, sah sie mit feuchten Augen hinunter in das grüne Thal ihrer Vaterstadt, wo sie die fröhlichen Jahre ihrer Jugend verlebt hatte, die nun zu Ende gingen, um nie mehr wieder zu kommen.

Dabei fiel ihr Blick auch auf das alte Gemäuer des Karlsteins, wo einst die Reichenhaller im schönen Sommer oft mit Bierfäßchen und Musik aufgezogen waren, festliche Abende zu begehen, in den Tagen, als die Bänke und die Lauben noch bestanden, die der Herr Förster vordem gepflanzt. Im stillen Schauen kam es ihr an, auch zur verfallenen Burg noch einmal empor zu klimmen, um dort vergangener Freuden zu gedenken.

So stieg sie also von St. Pankraz herab und den Burgfelsen hinan und trat in die grauen Mauern, ließ sich unter einer Buche nieder, nahm eine Wiesenblume

Digitized by Google

und zerpflückte sie in tiefen Träumen. — Als sie aber wieder einmal aufblickte gegen das Thor zu, sah sie ein schwarzes Frauenbild, hoch und edel, bleichen, geisterhaften Antlitzes, über dem Gesteine langsam daher schweben und den Zeigefinger warnend emporheben. Maria schaute, glaubte das Burgfräulein zu sehen, hatte einen jähen Schreck und fiel bald ohnmächtig an die Buche zurück. Als sie sich wieder erholt, war die Gestalt verschwunden, sie aber fühlte sich unpaß, wankte mühsam den Burgfelsen hinunter, ging nach Hause und lag vierzehn Tage krank, so daß die Hochzeit verschoben werden mußte, was dem sehnsüchtigen Verlobten sehr schmerzlich dünkte.

Am selben Tage und vielleicht zur selben Stunde kam ein anderes Mädchen, welches Kathi hieß, aus ihrem Kämmerlein in's Freie, um sich in der Abendluft zu zerstreuen. Man erzählt, ihr Großvater sey kurz vorher eines schnellen Todes verblichen und sie habe sich den guten alten Herrn sobald nicht aus dem Sinne schlagen können. So ging sie also in ihrer Trauer einsam in der Au und bedachte sich nebenher, daß es wohl zu ihrer Erheiterung dienen möchte, wenn sie den Karlstein bestiege, um oben der freien Aussicht froh zu werden. Deßwegen nahm sie ihren Weg gegen den Burgfelsen, kletterte dann frisch die hölzerne Treppe hinauf und schritt durch den verfallenen Thorweg in den schattigen Hof. Hier aber that sie plötzlich einen lauten Schrei, denn sie sah unter einer Buche das Burgfräulein spinnewiß gekleidet, wie es in unheimlicher Ruhe mit einer Wiesenblume spielte. Kathi wollte zusammensinken in ihrer Angst, raffte sich jedoch glücklich wieder auf, stürzte in halsbrechenden Sätzen die Treppe hinunter, lief nach Hause und legte sich in's Bett, welches sie vor vierzehn Tagen nicht mehr verließ, so sehr hatte ihr der Schrecken zugesetzt.

Die Begebenheit machte Aufsehen in der Gegend. Die ältern Leute fanden darin eine willkommene Bestätigung jener Sagen von dem Burgfraulein, die man ihnen so oft belachelt hatte, die jüngern wurden stutzig und weniger freigebig mit ihren Spöttereien, die denn doch einer durch zwei unverwerfliche Zeugen beglaubigten Thatsache gegenüber ziemlich viel von ihrer Berechtigung eingebüßt zu haben schienen. Die Mädchen aber fanden bei aller Pein des Krankenlagers jede einen Trost in der Erscheinung, die, wie sie alsbald hörten, der andern geworden war; denn dieses Zusammentreffen allein war es, was sie vor den giftigen Verdächtigungen der Reichenballer Freigeister rettete und den Vorwurf eines lächerlichen Selbstbetrugs von ihnen nahm. Vorher schon Freundinnen, konnten sie nun kaum mehr den Augenblick erwarten, wo sie die Erscheinung mit einander besprechen und ihre Gefühle dabei einander schildern könnten, und als er endlich gekommen war, fielen sie sich mit dem Adel einer höhern Würde, wie zwei durch den Verkehr mit einer hereinragenden Geisterwelt geweihte Persönlichkeiten in die jungfraulichen Arme.

Darauf setzten sie sich vertraulichst zusammen, und nachdem die Krankheit und Genesung kurz beredet war, begann Maria zu fragen: „Aber sag mir doch, Kathi, wie hat denn dein Burgfräulein ausgesehen?“ — „O, es hatte etwas Geisterhaftes,“ erwiderte die Freundin, „es war ganz schneeweiß angezogen.“ — „Schneeweiß angezogen?“ — „Ja, und saß unter einer Buche.“ — „Unter einer Buche?“ — „Ja, und hatte eine Blume in der Hand?“ — „Eine Blume in der Hand?“ — „Ja, und dabei hatte es den eisigen, fürchterlichen Blick und das bleiche, schaurige Gesicht, wie es die Gespenster haben.“

„Laß gut seyn, Kathi,“ sagte Maria mit unverkennbarer Gereiztheit; „du hast dir wohl nicht die Zeit genommen, es genauer anzusehen. Also schneeweiß, unter einer Buche, eine Blume in der Hand? Nein! liebe Kathi,“ fuhr das Mädchen fort, allen Aerger aufgebend, und griff der Freundin schmeichelnd an das Kinn, „nimm's nicht übel, aber ich glaube immer, ich war dein Burgfräulein. Ich war damals weiß angezogen, ich saß unter der Buche, ich spielte mit einer Blume — ja, ich bin dir erschienen!“ — „Meinst'?“ fragte Kathi langgezogen, und wagte es beschamt kaum mehr, der Freundin in die treuen Augen zu schauen. „Möglich wär's ja; aber wie sah denn dein Gespenst aus?“ — „Ja, das hatte schon die rechte Farbe, war ganz schwarz von Kopf zu Fuß, hatte so eine kleine Tasche an der Seite, wie die Ritterfräulein sie trugen, und auf dem Haupte etwas Glänzendes, wie eine Riegelhaube, aber ganz anders, und kam zum Burgthor herein ganz erhaben, und“ — „O du lieber Gott!“ fiel Kathi ein, „das war ja ich! Ich war schwarz gekleidet, weil der Großvater gestorben, ich hatte meine neue Strickstasche bei mir und auf dem Kopfe etwas Glänzendes, das gar leicht einer Riegelhaube gleich sehen konnte, weil es wirklich eine war, und dann kam ich auch vom Burgthor herein und ging langsam vorwärts, bis du mir erschienst, worauf ich zuvörderst einen Schrei that und dann schleunigst wieder umkehrte.“

Maria senkte erröthend die Wimpern; Kathi aber reichte ihr die Hand; sie blickten sich lachelnd in die Augen und gelobten sich ewiges Stillschweigen. Es scheint dieses aber nicht ganz unverbrüchlich gehalten worden zu seyn, denn sonst hätten wir ja diese Geschichte nicht erzahlen können.

Damit sind wir fertig. Es fragt sich, ob in der Gegend von Reichenhall irgend Jemand mehr von solchen Dingen weiß, als der Seebühler; aber im Berchtesgadener Gebiet auf dem Ochsenpoint am Untersberg lebt ein Bauer, der den Kaiser Karl bereits fünfmal gesehen

Digitized by Google

hat. Heuer war er nicht zu Hause, als ich mich da aufhielt, aber nächstes Frühjahr soll ich ihm vorgestellt werden. Wie freu' ich mich auf den Trefflichen!

Spaziergänge durch Nîmes.

(Fortsetzung.)

Ich stand vor dem Schauspielhause; an jedem andern Platze der Stadt würde dieses Gebäude mit seiner glänzenden Façade, mit seinem von zehn, durch zwei Stockwerke durchgehenden jonischen Säulen gebildeten Porticus die Aufmerksamkeit des Fremden fesseln; hier, der Maison carrée gegenüber, geht es in dem Interesse unter, welches dieses berühmte Monument römischer Baukunst einflößt, und man hatte gewiß Unrecht, bei der Wahl des Bauplatzes nicht auf diese, jede Rivalität ausschließende Nachbarschaft Rücksicht zu nehmen.

Die Maison carrée, so genannt, weil das Gebäude ein langliches Viereck bildet, ist ein Meisterwerk und vielleicht der besterhaltene römische Tempel, welcher existirt; wenigstens haben mir das Leute versichert, welche lange in Italien und Sicilien gereist sind. Napoleon nannte dieses Monument ein Bijou, und Kardinal Alberoni sagte, es verdiene in einem goldenen Gehäuse aufbewahrt zu werden. Man kann in der That nichts Schöneres und Edleres sehen, als dieses Gebäude, das, seitdem man es von der Nachbarschaft vieler alten, baufälligen Häuser und von dem in zwei Jahrtausenden um dasselbe angehäuften Schutte befreit hat, ganz frei auf einem mit einem eisernen Gitter eingefaßten, vertieften Platze steht. Die bis zum Niveau des umliegenden Terrains aufgemauerten Seiten des letzteren sind mit einem reichen Schmucke von Resten römischer Sculptur bedeckt, welche bei Ausgrabungen theils um den Tempel herum, theils an andern Orten der Stadt aufgefunden worden, und welche hier ganz passend das im Innern der Maison carrée angelegte Museum umgeben.

Dreißig Säulen, von denen zehn das Peristyl bilden, treten aus den Seiten des Tempels zum Theil ganz, zum Theil als Pilaster hervor und machen einen unbeschreiblich angenehmen Eindruck; Stufen führen zum Peristyl hinauf, über dem sich ein Fronton in Form eines Dreiecks erhebt.

Doch kehren wir morgen hieher zurück, um das herrliche Bauwerk genau zu besichtigen, und setzen wir unsern Gang mit etwas beschleunigten Schritten fort zur köstlichen Promenade der Fontaine. Es ist zehn Uhr, aber trotz der späten Stunde findet man die Promenade noch von der schönen Welt belebt; die Stunde des Spaziergangs für letztere beginnt in Nîmes nicht vor acht Uhr. Um diese Stunde, wenn die Schatten des Abends die Hitze der brennenden Sonne verscheucht haben, wenn Lampen unter dem dichten Laubdache uralter Linden und Kastanien strahlen und durch das tiefe Grün des Lorbeers schimmern, wenn Rose, Jasmin und Orangenbaum * mit ihrem Dufte die laue Luft erfüllen, dann sieht man die schönen Frauen und Mädchen von Nimes am Arme ihrer Begleiter in den Laubgängen ihrer Lieblingspromenade mit leichten Schritten vorüberziehen, und wenn man, voll von den Eindrücken der eben gesehenen, wunderbar erhaltenen Baudenkmale der Römer, hieher geht und in die südlichen Gesichter der Töchter des Landes mit den regelmäßig und edel geschnittenen Zügen, und in die dunkelglühenden Augen hineinschaut, so wird die Täuschung vollkommen und man glaubt sich in die Zeiten versetzt, wo hier römische Frauen nach den Bädern des Augustus wandelten; denn diese bildeten den Mittelpunkt der reizenden Promenade, auf der wir uns eben befinden.

Der frühe Morgen fand mich bereits zu einem neuen, gründlichern Ausflug gerüstet. Ich rathe Allen, welche in der schönen Jahreszeit hieher kommen, Morgens in aller Frühe aufzubrechen, die Mittagsstunden auszuruhen und die Wanderung durch die Stadt erst gegen Abend fortzusetzen. Im Mai schon sind die Mittagsstunden in Nimes gewöhnlich unerträglich heiß, die Morgen- und Abendstunden oft kühl, ja sogar kalt zu nennen. Von einer Regel kann hier indessen nicht die Rede seyn; ich habe gefunden, daß die Temperatur der Luft im mittäglichen Frankreich viel häufigern und plötzlichern Wechseln unterworfen ist, als im Norden; nur etwa zwei Monate des Jahrs pflegen lästig und dauernd warm zu seyn.

Der heutige Morgen ist herrlich, strahlend von Sonne und Thau. Ich eile zunächst der Promenade der Fontaine zu, durchschneide dieselbe und bitte den Leser, in dieser günstigen Morgenstunde mit mir die Höhe zu ersteigen, welche die Fontaine mit ihren Anlagen überragt und auf welcher die Tour magne, ein bis jetzt ungelöstes Räthsel, sich erhebt. Hübsche Anpflanzungen ziehen sich an dem ganzen Abhange hinauf, und Anfangs breite, terrassenförmige Treppen, später wohlgeebnete Schlangenwege führen, trotz der ziemlich steilen Böschung, leicht und bequem zum höchsten Punkte. Hier

* Die hierischen Inseln sind, so viel ich weiß, der einzige Punkt in Frankreich, wo die Orangenbäume ohne Gefahr des Erfrierens im Freien gezogen werden können. In Nimes und sonst im südlichen Frankreich müssen sie in Treibhäusern gegen die oft empfindlichen Nachtfröste geschützt werden. Da indessen die Lokale nicht geheizt zu werden brauchen, und die Bäume den bei weitem größten Theil des Jahrs im Freien zuzubringen, so sind sie sehr häufig und man findet auf den öffentlichen Spaziergängen der bedeutendern Städte ganze Alleen von Orangenbäumen in Kübeln.

Digitized by Google

finden wir, auf ein Mädchen von Olivenbäumen herabschauend, die Ruine der Tour magne, ein Baudenkmal, welches wahrscheinlicher den ersten Römern, die sich in Nimes niederließen, als den Volskern, wie Andere wollen, seine Entstehung verdankt; wenigstens spricht der Baustyl entschieden für die erstere Annahme. Noch dunkler als sein Ursprung ist indessen die frühere Bestimmung des Monuments.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Tieck.

Zunächst, heißt es, projektire Tieck, da eine Wiedererweckung des altgriechischen Theaters so wohl gelungen, den Versuch, bei Darstellung eines Shakespeareschen Stückes auch eine altenglische Bühne aufzubauen. Wenn dem so ist, so dürfte die äußere Konstruktion wohl auf minderer Schwierigkeiten stoßen, als es bei dem antiken Theater der Fall gewesen. Immermann in Düsseldorf hatte es schon einmal ausgeführt; auch zweifle ich nicht, daß gewisse Dramen, und vielleicht alle in gewisser Beziehung sich sehr vortheilhaft bei dieser, so zu sagen, terrassirten Darstellung auszeichnen werden. Die Vortheile für unsere glatte Koulissenbühne, wie sie ist, ist bei dem gebildeten Publikum überdem nicht so groß, als daß es nicht mit jeder Veränderung, die etwas Neues böte, zufrieden wäre. Man hat in jeder Zeit dermaßen auf die Hervorbringung der Täuschungen hingearbeitet, daß man diesen Illusionsspielen allmählig überdrüssig ist, und ich will mich dafür verbürgen, eine Dekoration von grauer Leinwand würde als etwas Neues vielen Beifall und Theilnahme finden. Aber wie soll es mit der Darstellung des Shakespeareschen Lustspiels, im Shakespeareschen Geiste, aussehen? denn von einem Lustspiel ist nur die Rede. Diese feinen Nebenungen, dieses phantastische Spiel der Laune, wo sind da die Organe zu finden, wo das Publikum zu suchen, welches es ganz verstellt und ganz auffaßt? Gegen diese Aufgabe ist die des sophokleischen Trauerspiels leicht. Tieck hat den Sommernachtstraum den Schauspielern vorgelesen; wie man sagt, und ich glaube es nach andern Vorlesungen, meisterhaft. Ja gäbe es eine Daguerreotypie für den Schall, und die Wirkung, der Eindruck, das Vorbild solcher Vorlesung ließe sich fesseln. Das Wort ist flüchtig und verhallte. Aber wenn jenes auch möglich wäre, und jeder Schauspieler hätte einen Abdruck jenes anerkannten Musterbildes vor Augen und hätte den besten Willen zum besten nachzuthun und zu sprechen, es würde doch nicht dasselbe. — Vorläufig ist der Versuch wohl noch aufgeschoben, und wenn er dereinst versucht wird, interessant wird er jedenfalls.

Das ist das Freudige, daß alle diese Bestrebungen eine Regsamkeit verrathen, ein Streben, einen Willen, aus der Verlumpenheit und dem Schlendrian heraus, nach dem Lebendigen. Daß wir zur Zeit noch dieses nur in der Vergangenheit suchen müssen, ist freilich traurig, aber, was das Theater betrifft, eine Wahrheit. Das Theater ist hierin, Gott sey Dank! nicht die Welt. Zu des Königs Geburtstag wurde Kleists Prinz von Homburg aus einem jahrzehntigen Schlafe wieder erweckt. Der Somnambulismus der Tragödie hätte immer, als ein Moderodukt der Vergangenheit, in seinem Grabe ruhen bleiben; aber wir feierten damit die Wiedererweckung des vaterländischen Dramas. Wird eine spätere Zeit es für möglich halten, daß es eine Zeit gegeben, wo es verboten war, die Heroen unserer vaterländischen Geschichte, unsere Könige, Kurfürsten, Markgrafen auf den Brettern zu feiern und einen Bildersaal ihrer großen Thaten schaffen dem Volke zu zeigen! Diese gehäuften Schleusen, dieser durchbrochene Damm einer beschränkten Vorsicht, sind schon ein großer Fortschritt. Im Uebrigen würde Kleist, wenn er heute lebte, wahrscheinlich seinen Homburger anders dichten. Trotz dem bleibt es in seiner Art ein treffliches Stück, wenn auch die Art mehr unsre die unsere ist. Man denkt jetzt wieder daran, zu Ehren Tiecks seinen Blaubart auf die Bühne zu bringen. Vor vierzig Jahren hat man schon daran gedacht und in der Zwischenzeit noch einigemale; man hat es aber immer beim Denken gelassen.

Man denkt überhaupt jetzt viel an Tieck, denn er ist Mode geworden. Traurige Schicksale eines Dichters! Weil ein großgesinnter König einen großen Geist ehrt, den das Publikum nur mit Maßen ehrte, — das wehhalb gebrt nicht bieher — darum ehrt ihn auch jetzt wieder das Publikum. Die Saure behauptet, daß mancher hochgestellte Mann, als die Antigone vor einem König in erlauchten gewürdigt wurde, unter der Hand sich nach den Verhältnissen des Dichters Sophokles erkundigt habe. Es ist mir Tieck nicht viel anders. Wie mancher bessernde Mann sah sich genommen, nach Tiecks Verhältnissen und Werken sich zu erkundigen, um dem Manne auch die rechte Ehre widerfahren zu lassen, dem nun einmal Ehre gezollt werden mußte, und es sollte mich nicht wundern, wenn in Rekapitulation einer alten berühmten Anekdote, ein Schalk dem Sucenden Tiedges Urania statt Tiecks Vittoria als dessen neuestes Werk in die Hand gesteckt hätte. Als vor mehreren Jahren Tiecks Freunde seinen sechzigsten Geburtstag feierten, war viel, trotz der Anzahl der Theilnehmer, eine ecclesia pressa; mit wahrhafte Verehrer seines Genius nahmen Theil, und es ward von einer Schulverehrung gesprochen. Als neulich der Dichter hier durch ein Festmahl begrüßt wurde, drängten sich Aemter und Würden hinzu, und es hieß ein allgemeines Fest, welches man dem größten lebenden Dichter der Deutschen sowiese. Nicht um den Dichter selbst ist das verbunden; der Kultus des Genius ist an keine Zeit gebunden, und wenn Tieck nicht mehr Mode sein wird, d. h. in dem stillen Hause wohnt, von wo seines Königs Ruf ihn zu Hofesten lader, wird sein Lächeln Ruhm erst erbauen, das ist, die wahre Würdigung dessen, was er unserer Poesie und Sprache war. Weßhalb es betrübend ist? — Ich weiß es auch nicht. Es ist der Welt Lauf, und Merlins Dictum gilt für alle Zeiten: Thörigt, auf Besserung der Thoren zu harren. Wir wollen uns lieber damit trösten, daß es doch eine ganz hübsche Zahl Kluger und Verständiger gibt, und daß ohne die Narren der Teppich des Lebens auch so bunt wäre, als er ist. Tieck hat die Gesellschaft, jeden Abend, seit er in Berlin ist (er wohnt bei seinem Freunde Friedrich v. Raumer), in gewissen gen Kreisen seine außerordentliche Gabe als Vorleser zu zeigen. Wenn er voll Begeisterung und Laune ein Shakespearesches Lustspiel vorträgt, wenn man nichts von den Jahren, die nur seinen kränklichen Körper, nicht seinen Geist drücken. In einigen Tagen reist er nach Dresden ab, ob, um für immer zurückzukehren, ruht bis jetzt noch unter dem Schleier des Geheimnisses. (Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 41.

Sonnabend, 4. December 1841.

[541] **Wedemann's Polyhymnia.**

Ein Quartett-Magazin launigen und ernsten Inhalts

für den Männergesang.

Im Verein mit A. F. Häser, H. Nötsch und andern Weimarischen Komponisten. 1. und 2. Lieferung. Quer 8. Preis jeder Lieferung für Partitur und Stimmen ½ Rthlr. oder 27 kr.

Von einer Fluth mehrstimmiger Männergesänge neuester Zeit überschwemmt, vermissen wir bei den meisten solche, welche ihre Theilnahme besonders auch den im bürgerlichen und häuslichen Leben vorkommenden frohen und traurigen Ereignissen widmen. Diese Lücke hat der rühmlichst bekannte Herr Herausgeber hier mit dem Beifande seiner längst anerkannten Herren Mitarbeiter auszufüllen versucht, deren Namen jede weitere Anpreisung erübrigen. (Diese Sammlung wird alle 2 bis 3 Monate durch gleichstarke Hefte fortgesetzt.)

(Vorräthig zu haben in allen Buchhandlungen.)

[591] Den zahlreichen Verehrern Meyerbeers zeigen an, dass das 5te Heft der

Gesänge und Lieder von Meyerbeer

für eine Singstimme mit Begl. des Piano,

enthaltend: Der Garten des Herzens, Gesang der Schnitter, Suleika, Hör ich das Liedchen, Komm, Scirocco, Sie und ich. Preis 1 Rthlr., unter der Presse ist. Einzeln sind diese Lieder in den

Mélodies de Giacomo Meyerbeer

bereits früher ausgegeben worden. Preis à 4—8 Gr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

[526] **Neue Zeitschrift.**

Seit dem 1. Oktober erscheinen in dem unterzeichneten Verlage in Brüssel:

Die Grenzboten,

Blätter für Deutschland und Belgien,

redigirt von **F. Kuranda,**

unter Mitwirkung der deutschen Schriftsteller: Carl Andree, Berthold Auerbach, Carl Bcc, Freiherr von Bool, Th. Creizenach, Ludw. Aug. Frankl, Heinrich Heine, H. König, Gustav Kühne, Heinrich Laube, J. Marggraf, J. Moser, Theodor Mügge, Th. Schlichhafe, A. von Sternberg, A. Weill, Ernst Willkom; und der niederländischen Literatoren: Bloemart, Conscience, von Hasselt, Willems u. A. m.

Die bereits erschienenen Nummern enthalten folgende Aufsätze: Deutschland und Belgien von J. Kuranda. — Die Seebader in Ostende von Dr. Delart. — Leipziger Skizzen von F***. — Literarische Uebersichten vom Standpunkte der Gesellschaft I. (Vorwort). — Aus dem Leben eines Weltweisen von Berthold Auerbach. — Alphons Karr und die Wespen. — Eine Begegnung mit Paganini von Ludw. Aug. Frankl. — Briefe aus Frankfurt, September-Scenen in Brüssel von J. Förster. — Eine Vorlesung im Frankfurter Museum von Th. Creizenach. — Reisebriefe von A. Weill. — Elsaß und Flandern von Dr. Schlichhafe. Ein Brief aus London von Dr. L. B. — Börne in der letzten Zeit zur Würdigung der nationalen Partei in Deutschland von J. Cr. — Literarische Uebersichten vom Standpunkte der Gesellschaft II. (Die adelige Literatur und Fürst Lichnowsky). — Briefe aus Paris. — Ueber den Bau eiserner Hauser in Belgien von Jobard. — Schauspiel und Schauspieler, eine Charakteristik. — Leleval von Prof. Lebermuth. — Literarische Uebersichten vom Standpunkte der Gesellschaft III. (Lacordaire und der Katholicismus in Frankreich). — Tagebuch u. s. w.

Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Heften zu 32 Seiten gr. 8. Diese Wochenlieferungen sind dem Interesse der Zeit gewidmet. Erzählungen und Novellen sind aus denselben ausgeschlossen, dagegen erscheint als Beilage:

jeden Monat ein Novellenheft 64 S. gr. 8., welches Erzählungen und Novellen von den besten deutschen Schriftstellern (von Auerbach, König, Laube, Kühne, Mügge u. s. w.) enthält. Durch diese Einrichtung glauben wir den Lesern das so unangenehme „die Fortsetzung folgt" zu ersparen, indem wir dadurch in den Stand gesetzt werden, auch größere Produktionen in einem ganzen ungetheilten Rahmen zu liefern.

Den Privat- und Leihbibliotheken dürfte dieses besonders willkommen seyn, da sechs solche Hefte, am Ende eines jeden Semesters, einen unabhängigen starken Band von 24 Bogen in groß Oktav bilden.

Die beiden bisher erschienenen Novellen-Lieferungen enthalten (Oktoberheft): Die Marquise von Manzera von Heinrich Laube. — Schloß Greifenheim von Th. Freiherr von Bool. — (Novemberheft): Ein Witz und seine Folgen von F. Lebrun. — Selbsttauschung von J. Kuranda. Das nachste Novellenheft (December) wird enthalten: deutsche Abende von Berthold Auerbach. — Die Lieving-Narren nach flamandischen Dokumenten von St. Genois.

Der Preis der ganzen Zeitschrift nebst der Novellen-Beilage ist 1½ Thlr. pr. Jahr. Man abonnirt in allen deutschen Buchhandlungen. In Paris bei Brockhaus und Avenarius, in London bei Black und Armstrong, in Amsterdam bei Joh. Müller.

Diese Zeitschrift eignet sich besonders zu Insertionen und Ankündigungen aller Art für Belgien und Holland. Die Zeile wird mit 1 gGr. berechnet.

Deutsches Verlags-Comptoir
in Brüssel.

[508] Bei **Friedrich Volckmar** in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu finden:

C. A. Tiedge's

sämmtliche Werke

4te Auflage, 10 Bände in Schillerformat,

nebst Tiedge's Portrait und Facsimile. Subscriptionspreis eines jeden Bandchen 8 Gr. = 10 Sgr. = 36 kr. rh.

Alle Freunde der Poesie werden mit Freuden diese neue Auflage von **Tiedge's Werken** begrüßen. Der

Digitized by Google

Sänger der Uranía steht ebenbürtig in der Reihe unserer Classiker, es ziemt sich für dessen Werke ein schönes äußeres Gewand, und dafür haben wir mit einem solchen Aufwande von Kosten gesorgt, daß kein Wunsch unerfüllt bleiben soll. — Nur dieß heben wir hervor, denn eine Anpreisung von Tiedge's Schriften, die längst gekannt und anerkannt sind, bedarf es nicht von unserer Seite.

Kruse's Atlas

zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung an bis zu der neuesten Zeit. 6te vermehrte und verbesserte Auflage. 40 Tabellen in Folio, mit 18 illuminirten Karten. Pränumerationspreis für das ganze Werk 10 Thlr., oder für jede Lieferung 2 Thlr. 12 Gr.

Das ganze Werk ist von dem jetzigen Hrn. Herausgeber aufs gründlichste durchgearbeitet, erganzt wo es erforderlich war, und von allen Irrthümern oder Druckfehlern gereinigt.

Sowohl die alte als mittlere Geschichte ist mit mehreren wichtigen genealogischen Tabellen bereichert.

Besonders sind in dieser neuen Auflage die Staaten von „Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark und die mit denselben in nähere Berührung kommenden östlichen Völkerschaften" ungleich ausführlicher und gründlicher behandelt, als früher der Fall war.

Die genealogische Tabelle des Rurik'schen Geschlechts, nach den neuesten Forschungen, ist eine besondere dankenswerthe Zugabe.

Ferner folgt zum Schluß des Werks eine Tabelle: „Vergleichung der Jahresrechnungen der Julianischen Periode, der Weltschöpfung, der Jahre vor und nach Christi Geburt, der Olympiaden und der Jahre nach Erbauung Roms."

Die neuere Geschichte liefert außer vielen wesentlichen Bereicherungen auch eine vollständige genealogische Tabelle des Napoleon'schen Geschlechts. Die Geschichte der Jahre 1833 bis 1840 ist aufs gründlichste bearbeitet.

---

[588] Bei **Wilh. Kaiser** in Bremen erschien so eben:

Humoresken

aus dem Philisterleben

von

Theodor von Kobbe.

2 Bände. Preis 1 Rthlr. 20 Gr.

---

[596] Zu Unterzeichnetem ist erschienen:

Handbuch

des

württembergischen Privatrechts,

von

Dr. J. Weishaar.

Dritte umgearbeitete Auflage.

Dieses Werk, für den deutschen Juristen unentbehrlich, empfiehlt sich Jedem, der sich für die Fortschritte der gesellschaftlichen Ordnung interessirt. Der Verfasser seiner Zeit eben so hochgeachtet als Gelehrter, wie als Mitbegründer der Verfassung seines Vaterlandes berühmt, hat seine Aufgabe aufs glücklichste gelöst, nicht allein durch die Klarheit der Darstellung, sondern auch durch die geistvollste Behandlungsweise, vermöge welcher allenthalben auf das Allgemeine und Praktische hingewiesen und jedem wichtigeren Gesetze seine geschichtliche Entwicklung beigegeben wurde.

Da seit neuerer Zeit mehrere Werke, welche diese Materie behandeln, erschienen sind, so ist der frühere Preis von 11 fl. 15 kr. auf 4 fl. 30 kr. herabgesetzt worden. Alle Sortimentshandlungen nehmen Bestellungen an, und werden in Stand gesetzt, dieses Buch für den genannten Preis zu liefern.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[568] Bei **C. B. Polet** in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Flora von Oesterreich,

oder Abbildung und Beschreibung der im Kaiserstaat Oesterreich wildwachsenden Pflanzen. Von Dr. J. R. Lincke. 1—3te Lieferung mit 50 fein illum. naturgetreuen Abbildungen. gr. 8. broch.

Subscriptionspreis à 6 Gr.

Dieses schöne Pflanzenwerk erscheint in Lieferungen mit je 16—20 fein illuminirten Abbildungen.

Der rationelle Betrieb

der gesammten Landwirthschaft, insbesondere des Acker- und des Wiesenbaues, des Hopfenbaues, des Weinbaues, der Obstbaumzucht, der Viehzucht, Bienenzucht und des Seidenbaues. Nach den neuesten Erfahrungen bearbeitet als Handbuch für Landwirthe jedes Standes. Von William Löbe. 8. broch. 12 Gr.

Preußens Volkssagen,

Mährchen und Legenden als Erzählungen und Balladen bearbeitet von W. Ziehnert. 2te vermehrte Auflage mit Stahlstichen. 1r Bd. 18 Heft. broch. 4 Gr.

Fast jeder Ort Preußens wird seine Sagen auf eine eben so anziehende als unterhaltende Art erzählt, und ihre Wahrzeichen erklärt finden. Das Ganze wird aus 4 Bänden zu 4 Heften bestehen.

Neuer Gewichtsmesser.

Genaue Anweisung auf eine leichte Art das Gewicht von Schlacht- und anderm Vieh mit Sicherheit bestimmen zum können. Von Georg Block. Mit Vorrichtung in Etui. Preis 16 Gr.

Abbildungen sämmtlicher Arznei-Gewächse. 2te verb. Aufl. Handbuch der medicin-pharmaceutischen Botanik. Von Dr. Ed. Winkler. 1—8te Lieferung mit 40 Tafeln fein illum. Abbildungen. 4. broch. à 6 Gr.

Der billige Subscriptionspreis für dieses höchst nützliche Werk verlischt binnen Kurzem.

Neueste Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete des Electromagnetismus. Von J. Stieglitz. Mit Abbildungen. 8. broch. 8 Gr.

Digitized by Google

[247] In Unterzeichnetem ist erschienen und versandt worden:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Von

Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

„ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosen Cosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Oekonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Oekonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publikum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfasser hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen antecipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der produktiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Thätigkeit. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Oekonomie der deutschen Nation insbesondere. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[582] In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen — und in allen Buchhandlungen Deutschlands — und in den unterzeichneten Buchhandlungen zu haben:

Zu Weihnachts-Geschenken sich eignende Bücher.

Das beste Uebungsbuch — für Töchter

zur Bildung des Geistes und zur Veredlung des Herzens.

Bestehend in Parabeln, — Schilderungen, — Beschreibungen, musterhafte Briefe und Aufsätze über Gott, — Welt, Freiheit, Tugend und Besserung des weiblichen Geschlechts. — Von B. Morgenstern. Preis 1 Thlr.

Poetische Flora oder Gedichte neuester Zeit.

Zur belehrenden Unterhaltung — wie auch der Liebe und Freundschaft geweiht — von F. v. A.

In sauberm Umschlag. Preis 15 Ngr. oder 54 kr.

Der poetische Räthselgarten

oder (310) der besten Räthsel und Charaden von den namhaftesten deutschen Dichtern.

Von Dr. Günther.

8. broch. Preis ½ Thlr. oder 54 kr.

(64) Erzählungen und Anekdoten.

Ein unterhaltendes Volks- und Familienbuch.

Zur Beförderung des geselligen Vergnügens.

Preis 12½ Ngr. oder 45 kr.

In Augsburg bei Kollmann — München bei Palm — Prag bei Calve — Pest bei Hartleben und bei Kilian — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung zu haben.

[579] **Interessante Neuigkeit.**

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Denkwürdigkeiten

der

Marie Capelle

Wittwe Lafarge

von ihr selbst geschrieben.

Erster und zweiter Theil.

gr. 12. Geh. 2¾ Thlr.

Leipzig, im Nov. 1841.

Brockhaus u. Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

[578] So eben sind bei mir erschienen:

Flüchtlinge, Die, eine Novelle von Georg Lau. gr. 12. geh. 2 Thlr.

Lebenswirren in aristokratischen Kreisen. Drei Erzählungen: Das Duell, Der junge Graf, Die Pseudonymen. 8. geh. 1 Thlr. 12 gGr.

Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz, von Dr. Sötzl. 2 Thle. gr. 12. geh. 4 Thlr.

Diamant, Der, Ein Spiel der Phantasie, von **C. Terpen.** gr. 12. geh. 1 Thlr. 12 gGr.

Hamburg, Oktober 1841.

Johann August Meißner.

[563] Im Verlage der Gebrüder **Bornträger** zu Königsberg erschien so eben:

Fr. Rösselt's

Handbuch der Geographie

für

Töchterschulen

und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts.

3te vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. 1ste bis 4te Lieferung. 2 Rthlr.

Das Werk wird bis Ostern 1842 in 9 Lieferungen, jede zu 12 gGr. (15 Sgr.) vollständig erscheinen und demnächst aus 3 Bänden von etwa 90 Bogen bestehen.

Ausführlichere Anzeigen sowohl, als das Werk selbst, sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

[569] In Held's Selbstverlag erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Liebe,

Tragödie in 5 Akten von **Held.**

16 Bog. eleg. cart. Preis 1 Thlr.

Eröffnung des Cyclus moderner Original-Tragödien.

Irrfahrten eines Comödianten,

Schilderung des Theaterlebens. Herausgegeben von **Held.**

21 Bog. eleg. broch. Preis 1½ Thlr.

Da der Autor hier zugleich Verleger ist: so möchte man es doch für eclatant unverschämt halten, wenn der Erstere dem Letztern eine Anpreisung der annoncirten Bücher ausarbeiten, und der Letztere dieselbe in seinem Namen abdrucken lassen wollte. Deßhalb also wird hier nicht von „geistreichen," am allerwenigsten von „rühmlichst bekannten Verfasser," von „anziehender, interessanter und allgemein anerkannter Lektüre," und eben so wenig davon gesprochen, daß das Werk in keiner Bibliothek fehlen dürfe.

[592] **Wichtige literarische Anzeige für Leihbibliotheken, Lesezirkel und Romanfreunde.**

Herabgesetzter Preis

von

Leben und Abenteuer John Davys,

von

Alexander Dumas.

Nach dem Französischen von A. Frhr. v. T.

3 Bde. Preis broch. 1 fl. 36 kr. — 1 Thlr.

Wir finden uns veranlaßt, den Preis dieses mit ungemessenem Beifall aufgenommenen Romans, der jedenfalls eine der ersten Stellen unter allen schönwissenschaftlichen Erscheinungen der Neuzeit einnimmt, sehr bedeutend herabzusetzen; hoffend, daß nun jede Leihbibliothek und jeder Lesezirkel, so wie jeder Freund einer gediegenen Romanenlektüre eilen wird, sich diesen besten und billigsten Roman ohne Säumniß anzuschaffen, der um den herabgesetzten Preis durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Stuttgart, im Nov. 1841.

Weise u. Stoppani.

Digitized by Google

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 6. December 1841.

Spotless in life and eloquent as wise,
With what entire affection do they prize
The new-born Church! . . .
That Church, the unperverted Gospels seal;
In their afflictions a divine retreat.

Wordsworth.

Uhland's lost church,

by W. R. C. a Scotsman.

Wir geben hier eine nach unserm Urtheil sehr gelungene Uebersetzung eines der schönsten Gedichte Uhlands. Die Mittheilung war von folgenden Zeilen des Einsenders begleitet:

„My dear Sir, I send you a literal translation of Uhland's beautiful poem, as a proof of the still discernible close „Geschwisterkindschaft" of the two languages."

In Nr. 67 d. J. ist eine französische Uebertragung desselben Gedichts abgedruckt. Eine Vergleichung beider Stücke scheint uns anziehend und belehrend.

Die verlorene Kirche.

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig sich dehnet;
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.
Wo in der Wildniß Alles schwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnsucht stieg,
Je näher, voller klang es nieder.

The lost Church.

In distant woods one often hears
From overhead a booming bell;
Yet whence the sound falls on our ears,
None knows: tradition scarce can tell.
'Tis from the long-lost Church of God,
That clang comes forth on every wind:
Where once long ranks of Pilgrims trod,
No one can now the pathway find.

There as I lately chanced to stray,
Where none a trodden path could spy;
From thoughts of this dark evil day
My spirit rose to God on high.
In the deep forest's still repose
That tone came on my ear again;
The higher that my longing rose,
More near it seem'd, its sound more plain.

Digitized by Google

Mein Geist war so in sich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich so hoch hinauf gekommen.
Mir schien es mehr denn hundert Jahr',
Daß ich so hingeträumet hätte:
Als über Nebeln, sonnenklar,
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im sel'gen Himmel zu verschweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte schütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menschenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derselbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geschlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit schwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann sah ich, wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchstrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder sah empor,
Da war gesprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Wort Macht,
Doch wer darnach sich treulich sehnet,
Der nehme des Gelläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

My spirit was so bound in me,
My sense so ravished by the sound,
It still remains a mystery,
How I had reached so high a ground.
'Twas as if many hundred year
In a sweet dream had passed away,
When far beyond the mist, sun-clear,
Extensive fields before me lay.

The Sky was of so deep a blue,
The sun was so serenely beaming;
A vast Cathedral on my view
Full in the golden light stood gleaming.
Methought that clouds of glory bright
Like wings did bear it up on high;
Its lofty spire swam in the light
Of heaven's own felicity.

The bell with tone so glad, so grand,
Pealed thunder-loud from that high tower;
Yet all unmoved by human hand,
'Twas swung by holy tempest's power.
I felt as though both sound and gale
Within my throbbing heart had beat;
And entered thus that lofty aisle
With joyful dread, with faltering feet.

What in those courts I saw or dreamed,
No words of mine can e'er express.
The light with softened radiance beamed
Thro' forms of holy Witnesses;
And while I gazed, those lineaments
Life quickened, rose and walked abroad.
I looked into a world of saints,
Daughters and valiant sons of God.

I knelt before the Altar down,
Transfixed by love and holy awe;
Upon the cieling's lofty crown
Some painted glory beams I saw;
But when again I raised my eyes,
The vaulted roof burst open wide;
Heaven's gate stood open in the skies,
And every vail was drawn aside.

What glory filled my rapturous gaze,
In the still worship of that hour,
What tones I heard of heaven's own praise,
No organ's voice, no trumpet's power,
No might of human words can tell;
Yet he who truly longs to hear,
Let him give heed to that deep bell,
That in the wood tones on his ear!

Digitized by Google

Spaziergänge durch Nimes.

(Fortsetzung.)

Die Tour magne ist noch heute, so viel auch gelehrte Antiquare darüber gestritten haben, eines der Mysterien von Nimes; keiner von Allen, welche darüber gesprochen und geschrieben, hat durch das Gewicht seiner Gründe die abweichenden Meinungen anderer Forscher in Beziehung auf den Zweck dieses thurmartigen Gebäudes vollständig widerlegen können. Wie getheilt die Ansichten darüber sind, mag man daraus schließen, daß Einige aus der Tour magne ein Mausoleum der alten Könige des Landes, Andere, mittelst der Annahme, daß das mittelländische Meer früher bis nach Nimes in's Land hereingetreten sey, einen Leuchtthurm für die Rhonemündungen, noch Andere einen solchen für Landreisende, Einige einen Tempel der Kaiserin Plotina, und endlich Manche einen Tempel der Volsker daraus haben machen wollen, welcher, indem er in der Linie der alten Stadtmauer stand, gleichzeitig zur Vertheidigung und zu Benachrichtigung der Umgegend durch Feuerzeichen gedient. Mein Führer sagte mir mit einer Bestimmtheit, die seinem Glauben Ehre macht, der Thurm sey nichts weiter, als das Mausoleum des Augustus; unter Heinrich IV. sey der Sarg des Kaisers aufgefunden und von dem König von Frankreich galanter Weise Rom zurückgegeben worden.

Wenn man den Bau, die Lage des Thurms und den uralten Gebrauch der Feuersignale berücksichtigt, scheint mir die Annahme, daß derselbe hauptsächlich zu letztern gedient, die wahrscheinlichere. Sicher waren dieselben in einem häufig im Aufstande begriffenen Lande ein nothwendiges Kommunikationsmittel für die in der Provinz zerstreuten Abtheilungen des römischen Heeres.

Beschäftigen wir uns einen Augenblick mit den Trümmern des Thurms, welche, mit den Nachrichten älterer Schriftsteller und den Darstellungen auf römischen Münzen zusammengehalten, uns leicht die Materialien zu einer Art von Wiederaufbau liefern.

Die Höhe, auf welcher der Thurm steht, wurde von der frühern Stadtmauer mit eingeschlossen, und der Thurm selbst, der sich an diese anlehnte, befand sich innerhalb des Umfangs derselben. Er war von pyramidalischer Form und hatte unten sieben Seiten, in deren jeder sich eine jetzt zugemauerte Thürwölbung befindet; der obere Theil hatte acht Seiten. Sonderbar ist es, daß die untern Seiten von so verschiedenen Dimensionen sind, daß ihre Breitenmaße von 21 bis zu 53 Fuß von einander abweichen, während die obern Seiten des Thurms sämmtlich eine Breite von 17 Fuß haben. Eine Rampe von starkem Mauerwerk und getragen von Bogengewölben führte in geringer Böschung und ohne Stufen zu einer Galerie, welche den Thurm etwa in der Mitte seiner jetzigen Höhe umgab, 32 Fuß über dem Boden erhaben war und sich in gleicher Höhe mit der Stadtmauer befand. Von der Galerie führte eine Treppe im Innern des Thurms bis zu einer Platform hinauf, welche die Bedachung bildete. Drei Gesimse umgaben oberhalb der Galerie den Thurm. Das erste befindet sich 24 Fuß über derselben und dient auf jeder Seite des Thurms vier Pilastern zur Basis; ein zweites Gesims trug ebenfalls auf jeder Façade des Thurms vier etwas kleinere Säulen als die vorigen, und ein drittes bildete den obern Rand des Thurms. Er soll 100 Fuß hoch gewesen seyn, jetzt mag sich die Höhe auf 50 — 60 Fuß belaufen. Das Material besteht aus rohen Bruch- und Feldsteinen, nur die Ornamente sind in behauenen und viel größern Steinen ausgeführt; der aus Kalk und grobem Sande zusammengesetzte Mörtel ist von außerordentlicher Härte. Die Architektur ist dorischer Ordnung; Rampe und Treppe bestehen nicht mehr, man sieht nur noch ihre Spuren; von den Ornamenten sind nur auf der Mittagseite noch Reste übrig geblieben und der Einsturz der nordwestlichen Seite des Thurms hat in demselben eine Bresche gebildet, welche bis zu seiner Zinne reicht, aber so vermanert worden ist, daß sie den vollständigen Ruin nicht nach sich ziehen kann. Im Innern des Gebäudes erhebt sich der Blick ohne Hinderniß bis zur obern Wölbung, welche, in Verbindung mit der sonderbar unsymmetrischen Form der untern Seitenflächen, ein Gegenstand der Bewunderung für die Bauverständigen ist.

Eine hölzerne Treppe führt zur Platform hinauf; wir besteigen sie, und unter uns liegt Nimes in einem nach den umgebenden Höhen sanft ansteigenden Thale: hübsche Landhäuser, reiche Saatfelder, abwechselnd mit kleinen Gehölzen, Pflanzungen von Oliven und Weinbergen, und ein Kranz üppiger Vegetation, unmittelbar um die Stadt herum. Unser Auge schweift weiter hinaus, und wir sind erstaunt, mit einem Blicke das mittelländische Meer, die Alpen und Sevennen zu umfassen. Freilich verschwimmen die entfernteren Objekte des großen Bildes, und die nähern Punkte der Umgegend tragen größtentheils den traurigen, sonneverbrannten und oft sterilen Charakter, welcher die meisten Gegenden des mittäglichen Frankreichs bezeichnet. Um so frischer, erquickender strahlt die Oasis, in der sich Nimes vor uns ausdehnt, und wir können uns des Bedauerns nicht erwehren, wenn man uns sagt, daß gewöhnlich schon im Monat Juni die Sonne diese jetzt noch so kräftig grünenden Bäume versengt, Blumen und Wiesen in Staub

Digitized by Google

verwandelt hat und Nimes mit seinen Gärten und Feldern dann den öden Höhen gleicht, welche sich vor uns nach dem Pont du Gard hin ausbreiten und uns fast auf dem ganzen Wege von Avignon nach Nimes begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Die sieben Weisen und die Siebenschläfer. — Cornelius. — Laue.

Ueber die sieben Weisen Griechenlands war Streit, wer darunter begriffen gewesen; über die Siebenschläfer, von denen der Volkswitz weiß, daß sie verdorrten sind, ist gleichfalls Meinungsverschiedenheit. Daß Tieck nicht geschlafen, sondern täglich gearbeitet hat, daß man von Cornelius Lust zum Schaffen daselbe erwarten darf, braucht kaum angeführt zu werden; und eben so wenig intimiren Männer wie die Grimms und Rückert zum Schlafe, so lange es Tag ist. Aber darauf kam es auch nicht an. Unter dem Namen denkt sich der Witz nur die Männer, deren Ruf so fertig und deren Jahre so reif sind, daß es ihnen für ihre anderweitige Verdienste zu gönnen wäre, sich hier ausruhen zu dürfen, wenn sie es mögen. Nun fragt sich aber, ob Felix Mendelssohn, der volle Jugendkraft genießt, unter den Sieben mitbegriffen ist. Wahrscheinlich war der siebente Wächterposten Anguste Wilhelm Schlegel bestimmt. Als dieser aber verstarb, ließ man Mendelssohn in sehr raschem Avancement einrücken. — Cornelius leidet an den Augen und es ist ihm von den Aerzten eine außerordentliche Vorsicht anempfohlen. So ist der Uebelstand für seinen rüstigen Sinn, daß man ihm noch immer keine großartige Arbeit anweisen können, vielleicht vom Guten. Daß Gerücht erzählt von einer wunderbaren Lebenserneuung des Künstlers in England. Auf einer der Eisenbahnen, die von London aus nach der Umgegend gehen, steigt er unterweges aus, um die Kunstschätze eines Lords auf dessen Landsitz zu besehen. Aber derselbe Bahnzug verunglückt auf der Fortsetzung der Fahrt, und der selbe Wagoon, in welchem Cornelius gesessen, wird zerschmettert. Man wurde kein deutscher Künstler (wenn nicht ein Mustek) mit ähnlichen Ehren in England aufgenommen wie Cornelius; was um so merkwürdiger ist, als auch die Werke keines Künstlers im Auslande so wenig verbreitet seyn können, als die seinen. Wie es mit der Achtung für größere historische Gemälde und für Fresken in England steht, wissen wir aus den jüngsten Verhandlungen über die Wandmalereien in den neuen Parlamentshäusern. Cornelius Arbeit hier bei Ausführung der Schinkelschen Entwürfe für das Museum ist naturlicherweise nur eine Ostentation. Die nächste Anordnung übernimmt unter ihm ein anderer Meister in seiner Kunst. Herrmann, der in der Ludwigskirche in München bereits bewiesen, welche Kraft er in die Freskenmalerei zu bringen weiß. Die hier vorliegende Aufgabe soll indessen die schwierigste seyn, welche noch je in neuerer Zeit versucht wurde, und bei aller Genialität der Zeichnung und Färbung doch beweisen, daß der selige Schinkel mit den technischen Schwierigkeiten und Hindernissen der Freskenmalerei wenig vertraut gewesen.

Wen braucht nur einen Blick auf die Straße zu thun, um zu wissen, um wie viel Berlin durch die eine große Eisenbahn nach dem Herzen von Deutschland lebendiger ist. Man kann es schon ohnen am Wagengerassel, zumal in der Friedrichsstadt, welche durch die Anhaltsche und Potsdamer Bahn recht eigentlich in die Mitte des Verkehrs gekommen, oder, wenn man will, zur City geworden, nachdem sie eine Weile Westminster gewesen. Die Theater sind voll. Was es auch gibt, immer von einem neuen Publikum, welches die Reisenden bilden. Auch ist zu beachten, daß die neu Hereinkommenden aus der Fremde sich sämmtlich in diesem Stadttheile, und zwar zum größern Theile jenseits der alten Stadtmauer, angesiedelt haben. Hier wohnt auch Friedrich Rückert, und scheint sich vorläufig die Stadt, nach der sein Herz sich wohl nicht eigentlich sehnte, von außen ansehen zu wollen. Den Anfang seiner Vorlesungen über Orientalia hat er bis in den Winter verschoben. Aus dem Orient selbst kam eben ein für Berlin und Preußen interessanter Mann zurück, der ehemalige Buchhändler Laue, und noch jüngst Chef und Organisateur der türkischen Artillerie. Seine Schicksale bei Nisib, seine Verdienste um die türkische Artillerie vorher und nachher, seine Resultate bei Saida (Sidon) an der Seite des österreichischen Erzherzogs und sein Mitwirken bei Saint Jean d'Acre sind bekannt; auch haben viele deutsche Zeitschriften, und erst jüngst Herr v. Hellbronner dem Publikum von dem Nachricht gegeben, was der bescheidene Mann selbst wohl kaum aufsagen würde. Daß er aber auch früher ein ausgezeichneter preußischer Artillerieoffizier gewesen, der nur aus unglücklicher Verrennung den Abschied nahm und eine Buchhandlung anlegte, in welche er nicht sein militärisches Geschick mitbrachte, ist weniger bekannt. Laues Wiederanstellung in preußischen Dienst war indessen längst beschlossen, und es fragte sich nur, mit welchem Range? Bei jedem andern Militär würde man es für ein Glück schätzen, nach so langen Friedensjahren einen Offizier wieder zu gewinnen, welcher durch viele Jahre im Aktivdienst während eines Krieges gewesen, den bedeutendsten Reisen desselben beigewohnt hat und Zeuge der Wirkungen der neuen Geschütze war. Bei unsern Normalfassungen erscheint aber jedes rasche und überspringende Avancement (außer bei Prinzen von Geblüt) als ein Eingriff in Rechte, und man wundert sich schon, daß man den Kommandeur der türkischen Artillerie als Major in die preußische Armee wieder eintreten ließ, eine Rangstufe, welche Laue, wenn er im Dienste geblieben wäre, auch ohne die Schlacht von Nisib, die Eroberung von Sidon und die Organisation der türkischen Artillerie, durch ordnungsmäßiges Avancement erreicht hätte. — Der beliebte Novellist Baron von Sternberg hält sich auf seiner Rückreise nach Rußland, einige Wochen hier auf. — Einen wackern Gelehrten und gemüthlich liebenswürdigen Mann verlor Berlin in dem alten dänischen Sprachforscher, Regierungsrath Graff, dessen großes lexikalisches Werk, der altgothendeutsche Sprachschatz, nur, wie verlautet, bis zum letzten Theile fertig wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 7. December 1841.

— Quæ deserta et inhospita tesqua
Credis, amœna vocat mecum qui sentit.
Horat.

Das Schloss der Wittwe.

Ich erinnere mich noch einer Geschichte, die mein Großoheim zu erzählen pflegte, wenn das Gespräch auf nicht leicht erklärbare Vorfälle und auf Begebenheiten fiel, deren eigentliche Motive und Ursachen einer vielfachen und doch nie recht genügenden Deutung unterworfen waren. Er pflegte diese Geschichte zu erzählen bei einem Jägergelage, wenn die Gläser mit Glühwein gefüllt wurden und die Nachwirkungen des Aufenthalts im wilden, stürmischen und kalten Forst in eine behagliche Stimmung übergingen, oder er trug sie auch vor in einem Damencirkel in langen Winterabenden, in den Stunden zwischen dem Thee und dem Abendbrod, wenn die Frauen eine Tapisseriearbeit zur Hand nehmen und die wenigen Herrn, welche einem solchen Abendcirkel beiwohnen, sich in die dunkeln Ecken des Zimmers zurückziehen, um dort ungestört über Pferde, Equipagen und Hunde zu plaudern, oder, je nachdem der Erzähler vorträgt, in einen sanften Schlummer zu sinken, aus dem sie erst erweckt werden, wenn der Diener mit der Anmeldung des bereit stehenden Soupers eintritt. Ich will versuchen, die Geschichte meinem theuern Großoheim, der jezt auch schon längst in das Land jener mysteriösen Erscheinungen, von denen er zu berichten pflegte, hinübergeschieden ist, nachzuerzählen; und zwar will ich ihn sprechend einführen. Vorher will ich jedoch etwas von dem Schauplatz im Allgemeinen sagen, wo meines Großoheims Geschichte vorfiel.

Es ist eine jener Provinzen im Norden, die vor fast anderthalb Jahrhunderten ihren Oberherrn gewechselt haben; eine schöne, ergiebige, ganz stattliche Provinz. Heutzutage ist der Segen der Civilisation dort erblüht, sie gibt ihrem Herrscherhause tüchtige Kräfte, ehrenwerthe Männer, die sich im Felde wie im Staatsdienste auszeichnen, und es mögen in ihrem Umfange wenige Ortschaften gefunden werden, die an freundlicher Ausstattung wie an Gesittung und rühriger Thätigkeit nicht mit Deutschland wetteifern könnten. Vor sechzig bis siebzig Jahren zurück, und so weit hinaus verlegt sich die Geschichte meines Großoheims, war das aber nicht so. Es gab in diesem entfernten Winkel der Erde unendliche Länderstrecken, die unbebaut und öde lagen. Um die weit zerstreuten Dörfer breiteten sich meilenlange Sümpfe und Haideländer aus. Die Wohnhäuser des Landadels, oft prachtvolle Schlösser, waren in Einöden hingebaut und lagen mit ihren hochragenden Giebeln, mit ihren modernen Balkons, mit ihren Säulengängen und gothischen Thürmchen auf weiten Flächen völlig einsam, umrauscht von einem Fichtenwäldchen, das man zu einem modernen Park ausgehauen hatte, und in dessen

dunkeln, feuchten Schatten Statuen von Sandſtein ſtanden und Waſſerbaſſins in engliſchem Geſchmacke mit franzöſiſch verſchnittenen Taruswänden ſich eingefaßt zeigten.

Dieſe Pracht bildete mit der Einförmigkeit des Haidelandes umher, mit dem ſtillen Anblick einiger Landſeen, auf denen ſich Schwärme wilder Enten angeſiedelt hatten, einen wunderlichen Kontraſt. Das Herrenhaus mit ſeinen Wirthſchaftsgebäuden ſtellte eine kleine Stadt vor, und es vereinigte in ſich auch alle Bedürfniſſe einer Stadt; denn das nächſte Städtchen lag oft zwei bis drei Tagereiſen entfernt, und die täglichen und ſtündlichen Bedürfniſſe einer vornehmen Familie und einer zahlreichen Dienerſchaft mußten alſo in der Nähe befriedigt werden können. Darum beſtand ein Theil des dienenden Perſonals aus Handwerkern und Künſtlern. Schuſter, Schneider, Glaſer, Schloſſer, Schreiner, Sattler waren die vorzüglichſten und am meiſten in Anſpruch genommenen Gewerbe; ſeltener wurden die Arbeiten eines Buchbinders, eines Zimmermalers, eines Lakierers und Vergolders begehrt, und deßhalb waren ſie auch in der Perſon eines einzigen Individuums vereinigt, wogegen die Funktion eines Arztes gewöhnlich von dem Gutsherrn ſelbſt ausgeübt wurde und die Frau vom Hauſe die oberſte Leitung in Sachen des Putzes und der Mode übernahm. Auf dieſe Weiſe verſorgt, konnte der Haushalt beſtehen und leidlich ſich fortbewegen durch lange Jahre hindurch, in der vollkommenſten Abgeſchloſſenheit und Einſamkeit. Die Handwerke verwandelten ſich in erbliche Stellen; der Sohn zimmerte den Tiſch, die einfache Bank und endlich den Sarg für den Sohn des Herrn, wie ſein Vater es für deſſen Vater gethan hatte. Auf derſelben Wieſe bleichte das Garn, das zum Braut- und Leichenhemde der Großmutter verarbeitet wurde, und die feine Leinwand, die die Enkelin trug, und derſelbe Webſtuhl, von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbend, fertigte dieſe Freuden- und Trauergewebe.

Nur einmal im Jahr verließ die Familie den Stammſitz, um ſich in einer benachbarten Stadt zu zeigen. Die Reiſen dahin waren recht eigentlich Caravanen, die mit einer Fürbitte in der Kirche für Reiſende zu Waſſer und zu Lande begonnen wurden und nicht ſelten mit einer völligen Umwandlung des alten Hausweſens endigten. Natürlich, man hatte in der großen Stadt viel Neues geſehen; die Familie, die ſich auf einem modiſchen Fuß erhalten wollte, brachte eine Unzahl Reformen mit, die von der Verbeſſerung der Pflugſchaar bis hinauf zur Haube der gnädigen Dame reichten. Vier Wochen nach dieſer merkwürdigen Jahresreiſe ſprach die Familie franzöſiſch, und die jungen Damen machten regelmäßig Toilette zu Mittag wie zu Abend. Aber nach und nach wurden ſie es müde, nach der neueſten Mode gepuzt aus den Fenſtern des Schloſſes auf einen einſamen Feldweg hinabzuſehen, oder die unendliche Länge eines Moraſtes zu ermeſſen. Die alten, einfachen Kleidungen wurden wieder hervorgeholt, die koſtbaren Schnürbrüſte, die die Taille zu einer faſt fabelhaften Dünnheit, zum Entzücken und nicht aufhörenden Erſtaunen der ländlichen Kammermädchen, zuſammenpreßten, wurden abgelegt, das Franzöſiſchſprechen hörte wieder auf und die Familie verſank wieder in den gewohnten Stand der Dinge. Nichts gab endlich von der plötzlichen epidemiſchen Uſurpation der neueſten Mode und Civiliſation Kunde, als einige Möbeln und Fenſtervorhänge, Spiegeleinfaſſungen und kleines Damenputzgeräthe, die aus den Magazinen der Stadtkünſtler eingewandert waren und nun den ländlichen Handwerkern zu Modellen dienten.

So war das Leben vor ſiebzig Jahren in dieſen nordiſchen Provinzen; aber es war nicht traurig; es hatte trotz der Einſamkeit und Abgeſchiedenheit, von der wir uns jezt keine Begriffe machen können, doch ſeine eigenthümlichen Reize und ſeine nie wiederkehrenden Vergnügungen. Mein Großvater kann und etwas von dieſen Freuden erzählen; wir wollen ihn nun ſprechen laſſen.

(Fortſezung folgt.)

Spaziergänge durch Nimes.

(Fortſezung.)

Vom Thurm herabgeſtiegen, wenden wir uns wieder zur Fontäne und ſehen rechts von derſelben das Gebäude, das gewöhnlich der „Tempel der Diana“ heißt. Derſelbe bildet ein Viereck, deſſen innere Länge 45 und die innere Breite 29 Fuß beträgt. Die Vorderſeite des Tempels zeigt drei Bogenöffnungen, von denen die größte und mittlere (20 Fuß hoch und 11 Fuß breit) noch jezt zum Eingange dient und durch ein eiſernes Gitterthor geſchloſſen iſt, während die beiden Seiteneingänge mit Steinen zugeſezt ſind. Wenn man in den Tempel tritt, ſieht man an der Hintermand, dem Eingange gegenüber, drei Niſchen. Die mittlere, in welcher wahrſcheinlich die Hauptgottheit des Tempels ſtand, iſt 6 Fuß 9 Zoll breit und 9 Fuß tief; vier Pilaſter, von denen zwei dem Haupteingange des Tempels zugewendet, die zwei andern aber mehr rückwärts geſtellt ſind, bilden die Oeffnung dieſer Mittelniſche oder Kapelle; der Plafond derſelben beſteht aus einem einzigen Steine, welcher von einem Pilaſter zum andern reicht, nach hinten ſich abwärts neigt und mit zierlich gearbeiteten Roſetten bedeckt iſt. Seitwärts, rechts und links von der Mittelniſche, befinden ſich die beiden andern

Digitized by Google

Nischen, 7 Fuß 3 Zoll breit und 10 Fuß 11 Zoll tief. Im innern Raume beider ſteht man eine Art von Brunnen, 5 Fuß tief und 4 Fuß weit; mit demſelben ſteht ein Luftloch in Verbindung, welches in Form eines in der Richtung ſeiner Axe durchſchnittenen Cylinders in die Dicke der Mauer hineintritt und oben aus dem Gebäude hinausgeht. Manche haben behauptet, in dieſen Löchern ſeyen die für die Götter beſtimmten Opfer verbraunt worden und die Luftzüge haben zu Ableitung des Rauches gedient. Nach andern waren die Röhren dazu beſtimmt, die Stimme der Orakel in das Innere des Tempels dringen zu laſſen. Die Plafonds der Seitennischen beſtehen ebenfalls aus einem Stücke und ſind auch mit Roſetten und Blatterwerk auf's kunſtreichſte verziert.

An jeder der beiden Seitenwände bemerkt man fünf viereckige Nischen von 8 Fuß 2 Zoll Höhe, 5 Fuß Breite und 2 Fuß Tiefe; über dieſen Vertiefungen befinden ſich Frontons, abwechſelnd bogenförmig und dreieckig; zu beiden Seiten des Einganges ſind eben ſolche Vertiefungen angebracht, deren Frontons ein einziges, durch die Thür und eine viereckige Oeffnung über derſelben unterbrochenes großes Dreieck bilden. Aus der Stellung der wenigen Säulenüberreſte im Innern des Tempels läßt ſich ſchließen, daß derſelbe ſechzehn Saulen von glattem Schafte hatte, welche der gemiſchten Ordnung angehören. Der Fußboden war allem Anſchein nach in Moſaik ausgeführt; man darf dieß wenigſtens aus der Art des Kitts ſchließen, den man bei Nachgrabungen im Jahr 1745 entdeckte. Nach oben wurde der Tempel durch ein Tonnengewölbe geſchloſſen, das auf einem zierlich gearbeiteten Geſims ruht; nur im hintern Theile des Gebäudes hat das Gewölbe ſich ganz erhalten, weiter nach vorne zu begleiten die Ueberreſte deſſelben nur die nördliche Seitenwand und erheben ſich ungefähr auf den vierten Theil ſeiner frühern Spannung. So ſchweben die Trümmer des Gewölbes frei über dem Schiffe des Tempels, in ihrem Ruin noch Zeugniß von ſeiner Feſtigkeit ablegend.

Ueber dem Haupteingange iſt eine viereckige Oeffnung von 14 Fuß Weite, durch welche das Licht in den Tempel fiel. Längs der nördlichen Seite deſſelben befindet ſich eine wohlerhaltene Galerie, welche durch eine Thür mit ihm in Verbindung ſteht und durch ein Tonnengewölbe, wie der Tempel ſelbſt, geſchloſſen iſt. Dieſes Gewölbe bildet durch ſeine, mittelſt drei ſtark markirten Abſätzen nach hinten zu abnehmende Höhe eben ſo viele verſchiedene Abtheilungen. Ein kleiner Hof, welcher ſich an dieſe Galerie anſchloß, diente wahrſcheinlich dazu, die zum Opfer beſtimmten Thiere aufzunehmen. Eine zweite Halle oder Galerie derſelben Art lief vormals auch an der äußern Seite der ſüdlichen Tempelwand hin und ſtellte ſo die Symmetrie her.

Viel iſt darüber hin und her geſtritten worden, welcher Gottheit dieſes intereſſante Monument geweiht geweſen. Wohl mag ſein Grundſtein, wie man vermuthet, von den Druiden gelegt worden ſeyn; die Lokalität ſpricht dafür; ſpäter aber ward der Tempel ſedenfalls von den Römern von Grund aus umgebaut, und den vielen Nischen nach zu urtheilen, diente er höchſt wahrſcheinlich als Pantheon. Man ſchreibt ſeine Gründung dem Agrippa zu, welcher von Auguſtus nach Nimes geſandt wurde und ſich erwieſenermaßen durch ſeine großen Bauten ſehr verdient um die Kolonie machte.

Wenden wir uns nun im Vordeigehen noch einmal zur Fontäne oder den Bädern des Auguſtus, in deren klaren Wellen wir geſtern Abend nur den Mond ſentimental ſich haben ſpiegeln ſehen. — Dieſe Bäder des Auguſtus bilden, wie ſchon erwähnt, den Mittelpunkt einer ſchönen Promenade. Leider iſt von den alten Bädern nur ſehr wenig mehr vorhanden, und wenn die Reſtauration derſelben unter Ludwig XV. das Verdienſt hatte, daß man „mit dem Neubau den aufgefundenen Spuren gewiſſenhaft folgte, ſo iſt auf der andern Seite der Geſchmack jener Zeit nichts weniger als geeignet, Monumenten des Alterthums als Ergänzung zu dienen. Immer noch, wie zur Zeit des Auguſtus, fließt indeſſen herrliches, klares Waſſer über den Marmor, wo die Römer Erfriſchung ſuchten, und von dieſer Seite jetzt unbenutzt, ergießt es ſich in einen Kanal, deſſen Quais ſchöne Alleen bilden und der es der Stadt zuführt. Wenn man dieſen Quais folgt, ſo gelangt man alsbald auf den Platz des Schauſpielhauſes und der Maison carrée.

(Fortſetzung folgt.)

Der Baum im Herbſte.

Ich ſah im Lenz dich, trauter Baum,
Schneeweiß und roſenröthlich prangen;
Weiſſagend hell die Vögel ſangen
Dich ein in ſüßen Blüthentraum.
Gedanken, ahnungsvolle, ſtiegen
Als Duft aus deinem Haupt empor;
Du träumteſt, was dir ſtand bevor
Durch manchen Feind von Kämpfen, Siegen.

Nun ſchau' ich, höher noch entzückt,
Im Herbſt die üppig reiche Beute,
Gewonnen und beſchirmt im Streite,
Die purpurn dich und golden ſchmückt.
Wie ſchimmernder Trophäen Schichte
Auf Speeren, unverſehrt vom Sturm
Und unzerſtört vom böſen Wurm,
Winkt im Gezweig die Laſt der Früchte.

Digitized by Google

Auch meines Lenzes Blume schwand;
Manch Wetter hüllt den heitern Morgen,
Heran schleicht das Gewürm der Sorgen,
Wie Pfeile sticht des Mittags Brand.
O möcht an solchen Siegeszeichen,
In Sturm und Sommerglut gereift,
Nach denen froh der Wandrer greift,
Ich dir im kühlen Herbste gleichen!

Julius Krais.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Oeffentlichkeit. — Schelling.

Feste gab es gar viele in den letzten Wochen, Feste, über die sich viel sprechen ließe. Auch geben manche Anlaß noch mehr zum Denken als zum Sprechen; und das, was von dem Gesprochenen gedruckt werden kann, ist wieder nur ein Theil. Da feierte der jüngere Künstlerverein sein Stiftungsfest; der königliche Geburtstag und damit der Jahrestag der Huldigung wurden feierlicher Weise begangen; das Opernhaus feierte sich selbst, d. h. seine hundertjährige Gründung durch Friedrich den Großen; die literarische, d. h. die ehemalige Mittwochsgesellschaft beging die Erinnerung ihres siebzehnjährigen Bestehens u. s. w. Im Allgemeinen sprach sich bei allen diesen Festen das mit Bestimmtheit aus, daß ein Sinn für Oeffentlichkeit und öffentliche Verhandlungen erwacht ist, der sich nicht mehr mit den hergebrachten Schaugepränge und Banalphrasen und Toasten begnügt. Das Publikum will Rechenschaft haben von dem, was gefeiert wird und warum es gefeiert wird. Es hört den Rednern zu, bespricht die Reden, und diese Reden werden, wenn nicht von den Verfassern selbst, doch durch Zeitungskorrespondenten mitgetheilt und beurtheilt. Selbst die Sitzungen der Akademie der Wissenschaften, so lange Jahre nicht mehr als ein hergebrachtes Schaugepränge, gewinnen an Bedeutung und Theilnahme. Die sonst leeren Säle fangen jetzt an sich zu füllen; es gibt Fälle, wie bei dem jüngsten Stiftungsfest, wo sie gedrängt voll sind. Auch spricht sich zu deutlich die Forderung im Publikum aus, daß man bei diesen öffentlichen Sitzungen Vorträge für die Zuhörer will. Wenn die Gelehrten nichts weiter als gelegentliche Abstimmte aus ihren Systemen sich selbst vorlesen, gleichviel, ob die vor den Schranken diese Bruchstücke verstehen oder ihnen folgen können, wozu würden dann die Zuhörer für das größere Publikum geöffnet? Mit Vergnügen bemerkt man, daß die Mehrzahl der Akademiker sich angelegen sein läßt, den Vorträgen an öffentlichen Sitzungstagen einen mehr populären Charakter zu geben. Für Viele eine saure Aufgabe. Noch lastet auf der deutschen Gelehrtheit das Vorurtheil, daß die deutlich gemachte Wissenschaft eine frivole werde. — Auch bei unsern Festen bilden sich immer mehr Redner aus, die es lernen, die Stimmung auszusprechen und, wo es gilt, zu lenken. Wo man früher mit Worten und Sprachen zufrieden war, um im Schall der Gläser den fehlenden Sinn zu überdonnern, verlangt man doch jetzt Gedanken. Daß die Parteien die Reden benutzen zu Demonstrationen, soll man doch nicht tadeln; es ist im Gegentheil ein Fortschritt, daß man auszusprechen sucht, was man früher nur zu drucken wagte.

Das Stiftungsfest des Künstlervereins, welches unter andern Notabilitäten auch Schelling besuchte, gab in dieser Beziehung zu vielfachem Gerede Anlaß. Der berühmte Physiolog wurde, dessen darchaus nicht gewärtig, so mit Lob durch eine Rede Friedrich Förster's überschüttet, daß er, zur Vermeidung von nahe liegenden Mißdeutungen, es für nöthig hielt, sich dagegen zu verwahren, oder in seiner kurzen Antwort nur seine Ueberraschung, nicht seine Zustimmung zu erkennen gab. Ein Lob, welches wie ein Plazregen aus heiterem Himmel kommt, hat immer seine bedenklichen Seiten; ein Lob kann eine Lockspeise und es kann eine Ohrfeige seyn für den Nichtgelobten. In ähnliche Verlegenheit wurde Schelling bei einem andern festlichen Diner seiner Kollegen versetzt, wo manche Festrede und mancher Toast verschiedener Deutung unterlag. Aus diesem Grunde mag auch der berühmte Mann sich gescheut haben, den Fackelzug der Studirenden anzunehmen. Die etwas schroff klingende Antwort, welche er dem Abgesandten gab, wird wohl dadurch erklärt: „Ich kenne Sie nicht, mein Herr, und Sie kennen mich nicht." — Schellings Situation bei seinem Eintritt in Berlin ist allerdings eine der merkwürdigsten, die vielleicht je in der gelehrten Welt vorkamen. Ein Heros der Philosophie, der auf einem ungeheuern Rufe fußt; aber der Ruhm ward schon ein mythischer, denn er schwieg gegen vierzig Jahre, und wie Viele sind unter der lebenden jungen Generation, die mehr von ihm und seinem Systeme wissen, als den Namen? Aber alle Umstände vereinigen sich, die ungeheuersten Erwartungen zu erregen. Berufen scheint er, um eine Philosophie aus dem Felde zu schlagen, welche zwanzig Jahre lang in der Stadt und im Lande geherrscht hat, ja der von Staatswegen, fast mit despotischen Mitteln, der Sieg verschafft wurde. Nun soll diese begünstigte Philosophie weder, wenn auch nicht auf despotische Weise — darin sind wir fortgeschritten zum Besseren — aber von Staatswegen, als unbequem und gefährlich fortgedrängt werden. Das soll Schelling thun, nicht mit seiner alten Philosophie, die man nicht mehr genau kennt, oder die er selbst verworfen oder modifizirt hat, sondern mit einer neuen, die noch Niemand kennt, außer er selbst. Welch spannende Erwartungen sind dadurch bei allen Parteien geweckt; welche Riesenkräfte muß der Mann in sich fühlen, davor zu bestehen und das wirklich zu leisten, was man von ihm fordert! Von der einen Seite schafft man alle Stimme, um Schwächen ihm abzulauschen. Das ist nun thöricht. Die todtgeschlagen werden sollen, müssen sich vertheidigen auf's Blut. Von der andern erwartet man den sicher treffenden Donner aus dem Olymp. Die erzgebornen Titanen, die in frechem Dünkel den Ossa auf den Olymp gewälzt, sollen durch wenige Schläge zerschmettert und begraben werden. Dazwischen erscheint eine Mittelpartei, die ältern Anbeter der vorigen Sonne, die, schon auf weitentrocknem Terrain, gern irgenwo wieder festen Fuß fassten. Diese möchten mit der neuen Sonne akkordiren. Sie würden sich gern dazu verstehen, sie anzubeten, wenn man ihnen nur selbst etwas Sonnenschein gönnte. Daß Schelling sich mit einer stummen Verneigung begnügt hat, spricht vielleicht am meisten dafür, daß er die Ueberzeugung hat, für sich selbst fest zu stehen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 8. December 1841.

Erhaben, einfach, ernst, voll Würdigkeit,
Du aller Heiligen, aller Götter Schrein,
Von Zeus bis Christ, dich hat die Hand der Zeit
Verschont, verschönt!

Byron.

Spaziergänge durch Nimes.

(Fortsetzung.)

Wir stehen vor der Maison carrée und bewundern in der Tagesbeleuchtung die Reinheit des Styls und die Harmonie in allen Theilen dieses herrlichen Monuments, welches Colbert nach Paris schaffen lassen wollte, um durch dasselbe den Geschmack der Baumeister seiner Zeit zu bilden, und das der Verfasser der Reisen des jungen Anacharsis „das Meisterwerk der alten und die Verzweiflung der neuen Architektur" nennt.

Welch schönes Verhältniß in den Säulen, welche Eleganz in den Capitellen und den übrigen Ornamenten, welch bewunderungswürdige Erhaltung selbst der Details! Man begreift nicht, wie alle diese Herrlichkeiten den Stürmen und wechselvollen Schicksalen glücklich entgangen sind, welche die Geschichte dieses Tempels aufzuweisen hat. Letztere ist wirklich zu interessant, als daß man sie ganz mit Schweigen übergehen dürfte, und eine kurze Aufführung, was alles die Maison carrée im Lauf der Zeit beherbergt, kann zugleich fast als eine Skizze der ganzen Geschichte von Nimes gelten; der Name dieses Monuments knüpft sich an jede Phase derselben.

Erbaut unter Augusts Regierung durch Agrippa, wenige Jahre vor Christus, ward die Maison carrée um 345 christlicher Tempel. Die Mauren machten während ihrer Herrschaft in diesen Ländern eine Moschee daraus; später, von 1050—1540, diente der Tempel zum Rathhause; 1540 tauschte ihn die Stadt gegen ein altes Gebäude aus, welches der Erbauung eines neuen Stadthauses im Wege stand, und er kam so an einen gewissen Pierre Bovs, der ihn weiter an den Herrn von St. Chaptes verkaufte. Dieser machte einen Pferdestall daraus, und die zu diesem Zwecke getroffenen Einrichtungen ließen schwer zu vertilgende Spuren zurück. 1670 kauften die Augustiner das verdorbene Gebäude und erhoben es wieder zur Kirche. 1789 diente es zu den Versammlungen der Centralverwaltung des Departements, in den Jahren 1792 und 93 zu den Clubs der Jakobiner, später ward es Magazin, 1815 Arsenal und endlich 1824 Museum der Stadt. Welch eine Reihe merkwürdiger Wechsel! welche Denkwürdigkeiten könnte dieser Zeuge einer ganzen Weltgeschichte liefern, wenn der Geist, der in seinen schönen Formen athmet, die Gabe der Rede hätte!

Die Maison carrée bildet ein Viereck, dessen ganze Länge, mit Einschluß der Vorhalle, 72 Fuß, die Breite dagegen nur 36 Fuß beträgt. Das Gebäude steht auf einem sich 9 Fuß über das umgebende Terrain erhebenden Sockel, dem Fußboden des Tempels,

Digitized by Google

eine Treppe von 15 Stufen führt, welche von zwei seitwärts vortretenden Postamenten begrenzt wird und die ganze Breite des Peristyls einnimmt. Obgleich der Platz, auf dem das Gebäude steht, mehrere Fuß tiefer liegt, als der denselben umgebende Boden der place de la comédie, ist man doch mit der Ausbehung des letzern nicht tiefer gegangen, als bis zur ursprünglichen Sohle des Sockels. Mehrere noch vorhandene Stücke vom untern Friese des Tempels und Ueberbleibsel der letzten Stufen der Treppe beweisen diesen Umstand zur Genüge.

Der Umfang des Gebäudes hat dreißig zwei Fuß starke Säulen korinthischer Ordnung, von denen zehn freistehend das Peristyl bilden, während die übrigen bis zur Hälfte in die Wände des Tempels eingelassen sind; die Säulenweite beträgt vier Fuß. Die Wände des Tempels sind, wie die Säulen, in einem sehr schönen, feinkörnigen weißen Steine ausgeführt, die erstern in Quadern von zwei Fuß Dicke, deren geringe Stärke allein hinreicht, die hie und da ausgesprochene Ansicht zu widerlegen, daß die Decke des Tempels gewölbt gewesen sey; dieselbe hat wahrscheinlich nur in einem mit Steinplatten bedeckten Sprengwerke bestanden.

Der Fries ist mit bewundernswürdig ausgeführtem Blätterwerke versehen und die Sculptur des Karnieses zeichnet sich nicht weniger aus. Der Fronton, welcher sich über dem Peristyl erhebt, zeigt keine Bildnerei; auf dem Friese unter demselben sieht man aber eine Menge Löcher, welche offenbar dazu gedient haben, Buchstaben mit darin eingelassenen Krampen festzuhalten. Herr Seguier hat durch die sinnreiche Benutzung dieser Löcher eine Inschrift zusammengestellt, welche über die Zeit des Baus und die Bestimmung des Tempels befriedigenden Aufschluß gibt. Er hat folgende Worte herausgebracht: „C. Caesari Augusti F. cos. L. Caesari Augusti F. cos. designato principibus juventutis.“ Demnach wäre der Tempel dem Cajus und Lucius, Adoptivsöhnen des Augustus, geweiht gewesen und die Dedication rührte vom Jahre 1 nach Christus her.

Im Hintergrunde des Peristyls befindet sich die Thüre, welche mit einer eleganten Einfassung verziert ist und groß genug war, dem Tempel das nöthige Licht zu geben; denn sie ist 10 Fuß breit und 22 Fuß hoch. Rechts und links oberhalb derselben springen zwei große Steine vor, welche mit einer zehn Zoll weiten Oeffnung versehen sind und wahrscheinlich dazu gedient haben, die Angeln einer zweiten Thür aufzunehmen. Unter dem aus dicken Quadern und einer darüber ausgebreiteten zweiten Steinschicht bestehenden Fußboden des Tempels hat man einen Brunnen aufgefunden, der indessen wieder bedeckt worden ist; ein Gewölbe befand sich unter dem innern Theile des Gebäudes nicht, wohl aber ist ein solches unter dem Portieus vorhanden.

Nachgrabungen in den Jahren 1822 und 23 haben durch Reste von Säulen und Mauerwerk erwiesen, daß lange Säulenhallen rechts und links vom Tempel als Flügel sich ausbreiteten. Aus den Ergebnissen dieser Ausgrabungen ist die Zeichnung eines großartigen, weitumfassenden Gebäudes entstanden; doch mag die Phantasie begeisterter Alterthumsforscher bei der großen Ausführlichkeit dieses Plans wohl das ihrige gethan haben.

Ich führe den Leser nicht durch die antiquarischen Schätze, welche, Ergebnisse häufiger in und um Nimes angestellten Ausgrabungen, das Museum in der Maison carrée bilden. Schilderungen solcher Gegenstände geben, wenn sie nicht von Zeichnungen begleitet sind, ein sehr unvollständiges Bild. Von der Bildergalerie, welche einen Theil des Museums ausmacht, bemerke ich ebenfalls nur, daß sie mehrere gute Bilder französischer Meister, daneben aber selbst Tizians, Vandyks, Vanloos, Rubens, Benvenuto Garofola's u. a. m. enthält, deren Aechtheit ich dahin gestellt seyn lasse.

Ein Blick auf die Uhr läßt jetzt zum erstenmal die in so lebhaftem Geistesgenuß überäubte Stimme des Bedürfnisses laut werden, und ich eile, sehr befriedigt von meinem Vormittage, nach dem Hôtel du Luxembourg, wo die Glocke, welche die Bewohner des Hauses zum Diner ruft, mir kaum Zeit läßt, den klassischen Staub zu entfernen, der meine Kleider bedeckt.

(Schluß des ersten Briefs.)

Das Schloss der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Ich war in den ersten Regierungsjahren einer Fürstin, deren segensreiches Andenken noch jetzt in Blüthe steht, in der Residenz als Kapitän der Garde angestellt. Das Mißgeschick wollte, daß ich in einem Duell verwundet und gezwungen wurde, als Krüppel meinen Abschied zu nehmen. Was sollte ich thun? die militärische Laufbahn, eine für mich so entzückende und mir so wohl anstehende Laufbahn war mir geschlossen; ich konnte nicht hoffen, unter den Kriegern meiner Kaiserin einst in ihren ruhmwürdigen Feldzügen zu glänzen. Nothgedrungen wandte ich mich dem Civildienste zu und suchte, so gut es ging, mich vorzubereiten, um irgend einen Gesandtschaftsposten antreten zu können. Ich ging auf Reisen. Aber verstimmt und übellaunig, wie ich war, reiste ich ohne Vergnügen und so ziemlich auch ohne Nutzen. Ich zeigte meine lange stattliche Figur, meinen wohlgebundenen Zopf und meine sonstigen Annehmlichkeiten

Digitized by Google

vielfach an den Höfen der kleinen deutſchen Fürſten, ließ mir von meinen hochadeligen Standesgenoſſen Lügen aufbinden und band ihnen ſelbſt welche auf, wurde geprellt in den Gaſthäuſern und ertrug dieſes mit jener ariſtokratiſchen Würde, die ſich nicht um den Groſchen noch um des Groſchen Sohn kümmert, und kam endlich nach Verlauf dreier Jahre in meine vaterländiſche kleine Provinz zurück.

Ich war dreißig Jahr alt, meine Freunde; dreißig Jahr — das iſt noch kein Alter, in dem man auf die Freuden des Daſeyns verzichtet. Warum ſollte ich es thun? — Ich hatte einen Theil meines Erbes zu Geld gemacht, weil ich hoffte, es werde mir in Deutſchland ſo gut gefallen, daß ich mich dort ankaufte; aber nein! ich ſollte im Lande bleiben und mich redlich nähren.

So trat ich denn in Handel über ein ziemlich bedeutendes Beſitzthum. Es war das Landgut L. Faſt war der Contrakt ſchon abgeſchloſſen, als ich in die Gegend des Kirchſpielbezirks W. kam. Eine gewiſſe Zahl Landedelleute, noch von altem Schrot und Korn, trieb hier ihr Weſen mit Jagden, Weihnacht-, Oſter-, Pfingſt- und Johannisfeſt. Es war unſtreitig der luſtigſte Winkel der ganzen Provinz; die alten Feſte blühten in ihrer verſchwenderiſchen Herrlichkeit, die alten Gebräuche wurden beobachtet und die zum Theil wunderlichen Sitten unſerer Vorfahren fanden hier noch ſtrenge Geltung.

Den Kern dieſer patriarchaliſchen Gemeinde bildete ein alter Baron von holſteiniſcher Abkunft, ein fröhlicher, ganz ehrenwerther alter Burſche mit einer fetten, behaglichen Hausfrau und drei flugelrunden Töchtern. Sechs, ebenfalls verheirathete Nachbarn und dazu ein Schwarm wild lebender, zum Theil ſehr alter Junggeſellen bewegten ſich um dieſes Haus in ewigen Feſtkreiſen. Man zog von einem Gute auf's andere; die Schlitten im Winter, die alterthümlichen Kutſchen im Sommer waren in fortwährender Bewegung, und oft ſahen die benachbarten Dörfer den Zug der fröhlichen Beſucher über die elenden Knüppelbrücken donnern, oder unter fürchterlichem Geſchrei und Gelächter in Moräſten verſinken, kein ungewöhnliches Mißgeſchick bei den undenkbar ſchlechten Wegen der damaligen Zeit. Aber man half ſich heraus, man ertrug die Seele und Leib auseinanderreißenden Stöße der Knüppelbrücken und kam an auf dem gaſtfreien Schloſſe in der beſten Laune und mit tauſend Späßen und luſtigen Neckereien.

Ich langte gerade bei dem alten Baron Ruprecht an — er hatte noch einen andern Namen, doch den brauche ich euch nicht mitzutheilen — als die Herbſtzeit alle Jäger der ganzen Umgegend auf dem Schloſſe vereinigte. Wir wohnten Alle, mit unſerer Dienerſchaft, unſern Hunden und Pferden, und die Familienväter mit ihren Familien, auf dem Landgute. Der Himmel weiß, wo die Unzahl von Stuben, Kammern und Sälen ſich fand. Es rückte auf einmal eine Population ein, die einer kleinen Stadt in Deutſchland Ehre gemacht hätte. Bei unſern gaſtfreien Wirthen war dieß eine Kleinigkeit. Weder er noch ſeine dicke Ehehälfte kamen deßwegen aus ihrer Ruhe; nur die drei kugelrunden Töchter ſah man zu gewiſſen Tageszeiten, am früben neblichten Morgen und zur Zeit, wo in den Küchen eine ungeheuer capioſe Mahlzeit brodelte, ziſchte und ſchmorte, ſich die langen Corridore mit mährchenhafter Geſchwindigkeit, und allezeit von gewaltigem Schlüſſelbundgeklirre accompagnirt, hindewegen.

Eine dieſer Töchter, ich will es euch nur geſtehen, gefiel mir über alle Maßen. Sie hieß Trudchen; laßt euch den Namen nicht anfechten; es war damals ein ſehr gebräuchlicher. Auch Trudchen war klein und rund, aber ſie war es auf die wenigſt auffallende Weiſe, und dann — ich habe das Kleine und Runde immer geliebt. Niemand wußte ſo anmuthig, wie ſie, eine Bowle Punſch in die gehörige Anzahl Gläſer zu vertheilen, Niemand horchte ſo angenehm, wie ſie, auf eine ſchon zwölfmal erzählte Jagdgeſchichte. In keinem braunen Auge in der Welt lag ſo viel Schalkheit und gutmüthige Laune, als in dem ihrigen, wenn ſie mich verſicherte, daß ich mit meinem Arm den Frauen gewiß lange nicht ſo gefallen habe, wie jetzt, da er mir fehlte. Ich hätte bei dieſer Bemerkung meinen einzigen Arm um ihre Taille ſchlingen mögen, ſo liebenswerth kam ſie mir vor, und ich weiß nicht, warum ich es nicht that; denn kein Mädchen war von Ziererei entfernter als Gertrud.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die Projekte zu Napoleons Denkmal.

Seit einigen Wochen ſind nun die Projekte, gemalte oder gezeichnete ſowohl als modellirte, zum Grabmal Napoleons, welche von mehr als 40 Concurrenten eingeſchickt worden, öffentlich ausgeſtellt. Es iſt eine kuriose Sammlung; man ſieht, auf welch barocke Einfälle Künſtler kommen, wenn ihrer Phantaſie freier Lauf gelaſſen wird. Auch ſpotten die Tagesblätter ſehr witzig darüber. Dabei muß auch der Miniſter des Innern verhalten, da ihm die Schuld beigemeſſen wird, daß der Concurs nicht beſſer ausgefallen; er habe kein Programm bekannt gemacht, den Künſtlern keine Bedingungen vorgeſchrieben, ſie nicht einmal wiſſen laſſen, von wem ihre Entwürfe beurtheilt werden ſollen, was doch unentbehrlich ſey, um den Concurrenten Zutrauen einzuflößen; denn, ſagen ſie, warum ſollen wir uns ſo viele Mühe geben, wenn unſere Entwürfe am Ende von inkompetenten Richtern beurtheilt werden? Ganz gegründet iſt der Tadel jedoch nicht; was konnte der Miniſter beſſeres thun, als den Künſtlern freien Spielraum laſſen? Daß er die Jury ernannte, ehe der Concurs

Digitized by Google

geschlossen war, konnte man auch nicht fordern; nur hätte der Minister recht gethan, wenn er den Künstlern zuvor angezeigt hätte, wie die Jury zusammengesetzt werde, um sie das durch einigermaßen zu beruhigen. Aber gerade das Unbestimmte der Aufgabe hat den Concurs interessant gemacht; alle Zügel waren nachgelassen und das Roß konnte sich frei tummeln. Einige haben sich die Auffassung der Aufgabe leicht gemacht und scheinen in einem Morgen damit zu Stande gekommen zu seyn. Ein großer Kubus aus Marmor, mit einem darauf liegenden oder stehenden Napoleon, oder auch nur mit einem Adler darauf, ist ihr ganzes Grabmal. Der Staat würde damit viel ersparen; statt der halben dazu ausgesetzten Million reichten 10.000 Francs hin, ein solches Mausoleum zu errichten. Andere haben statt des Kubus einen antiken Sarkophag, noch Andere eine Grabkammer mit oder ohne Pyramide oder Obelisk darüber, mit oder ohne einige Krieger daneben aufgestellt. Einige bringen eine Apotheose Napoleons über dem Grabmale an. Einer gibt eine Art offenen Tempel, in welchem Napoleon beigesetzt ist; daneben steht eine weibliche Figur, welche einige Zuschauer für die Kaiserin Josephine, Andere für eine allegorische Figur halten. Einer hat Soldaten von besiegten Heeren paarweise um's Mausoleum gruppirt, auf welchem Napoleon steht: sie sehen sich um nach ihm, als ob sie ihm Schelmworte zuriefen, daß sie so lange da stehen bleiben müssen. Mit allen diesen Ideen haben sich Andere nicht begnügt, sondern unges heuer hohe Gebäude von mehreren Stockwerken errichtet, mit oder ohne Figuren und Zierrathen. Der Architekt Viterotti, anstatt sich, wie diese, bis zur Domkuppel zu erheben, gräbt sich in die Erde hinein und will nichts Geringeres, als eine Necropolis anlegen, worin Napoleon mit allen Celebritäten der Kaiserregierung ruhen soll. Man kann denken, daß es an Spöttereien über den Concurs in den kleinen Tagesblättern nicht fehlt. Eines derselben meint, die Kenotaphen könne hier sechne Messer zu Tafelaufsätzen für's Dessert finden. Ernsthaftere Journale bedauern, daß der Concurs seine bedeutendern Resultate gehabt hat, und äußern die Vermuthung, die bessern Künstler möchten ausgeblieben seyn, weil sie gefürchtet, der Minister habe den Concurs nur zum Schein, und um der öffentlichen Meinung Genüge zu leisten, ausgeschrieben, im Grunde habe er schon Jemand die Ausführung des Mausoleums zugedacht. Wirklich glauben Manche, daß der Bildhauer Marochetti in den Ministerbureaus zu gut ausgestrichen stehe, als daß man ihm, trotz seiner zwei oder drei verworfenen Plane, nicht die große Arbeit übertragen sollte. Die Mitglieder der Akademie der Künste haben sich wohl gehütet, zu concurriren, und dieß ist ein neuer Grund des Mißtrauens; man muthmaßt, die Herren haben Unrath gewittert und sich deßhalb vom Concurs entfernt gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Schluß.)

Die alte und die neue Sonne. — Das preußische Vorwärts.

Ihr Korrespondent ist kein Philosoph und begnügt sich, als Statistiker die großen Dinge, die sich vorbereiten, von fern anzuschauen. Er hatte auch Aufforderungen zu bestehen, daß er, als die vorige Sonne schien, ein Independent blieb, und es ist ihm daher wohl nicht zu verargen, wenn er keine besondere Sympathie für eine geistige Macht empfindet, welche die Polizeimacht zu ihrer Unterstützung, wenn nicht anrief, doch nicht verschmähte. Aber das hindert ihn nicht an einer Sympathie für die, welche von derselben Potenz aus ihrem Himmel vertrieben werden sollen, die sie in diesen Himmel hob. Und noch weniger kann er die loben, welche vor der alten Sonne Kniebeugungen machten, weil man dadurch weiter kam, und nun nicht sichtlich genug der verblassenden Strahlen des Rückens gedenken mochten, und ein Hauptzug ausstimmen, daß es mit dem anbefohlenen Obsequiosum aus ist, um sich zu einem andern zu stürzen. Mich erinnert das an eine traurige Geschichte vor etwa fünfzehn Jahren. Ein damals junger Philosoph wollte sich nicht unter Hegel fügen, im Gegentheil, er kämpfte gegen ihn und kam darum nicht auf. Ja es ging ihm später noch schlimmer. Da ließ ihn ein berühmter Mann jener Zeit, der sich für die Familie des jungen Mannes interessirte, zu sich kommen, um ihm väterlichen Rath zu geben. Der berühmte Mann war — ein Gelehrter und außerdem ein Staatsmann, und um seiner vielen loyalen Verdienste willen hatte sich seine Brust mit Kreuzen und Sternen geschmückt, um die ich sein Andenken aber nicht bemühe. Uebrigens war er ein guter, lieber Mann, seine Biographie steht im Conversationslexikon, und die Hegelsche Philosophie war ihm in der Seele zuwider, wenn er seine Seele daran befragte. Dieser alte loyale Mann sagte zu dem jungen Manne: „Lieber Freund, die Zeiten sind schlimm, daran sind Sie sich in die Zeit. Wie die Dinge stehen, kommen Sie ohne Hegel nicht weiter. Sie kriegen keine Anstellung, verlassen Sie sich drauf. Ducken Sie unter, lernen Sie hegeln; ist denn das so schwer? Und wenn Sie fünf, höchstens zehn Jahre Hegel gelehrt haben, haben Sie festen Fuß und können dann sich selbst lehren. Wenn ich als Kantianer mit meinem alten Rücken mich unter die Verhältnisse bucke, kann's Ihnen ja nicht so schwer werden, der Sie einen jungen Rücken haben.“ — Der damals junge Philosoph duckte sich nicht, und, wie gesagt, es ging ihm darum schlecht. Hoffentlich ist's jetzt anders; einen geschmeidigen Rücken zu haben, soll aber zu allen Zeiten und unter allen Philosophemen gut seyn.

Meine Ansicht über die Weltgeschichte Derenige theilte ich Ihnen neulich mit. Ich habe keinen Grund, sie zu ändern. Im Gegentheil habe ich mich mehr und mehr überzeugt, daß Demonstrationen der Art unserem preußischen Sinn und Wesen in alter und neuer Zeit durchaus fremd sind, daß, wo sie vorkamen, sie der guten Sache immer geschadet haben. Schuld förderte nicht die Sache der Befreiung, er verzögerte sie durch seinen Ungestüm. Die Ideen des Fortschritts gedeihen bei uns nur durch ein stilles Wachsthum. Revolutionen sind dem preußischen Wesen so entgegen als Reactionen. Nicht die Umwälzungen in Frankreich, Polen, Belgien, Spanien haben den liberalen Sinn in Preußen gefördert, im Gegentheil, sie haben ihn zurückgehalten. Aber wachsen, wenn gleich unbemerkt, wächst er, wo man reaktionäre Stürme versucht. Diese wecken die schlummernde Kraft zum Bewußtseyn, und wer unsere innere Geschichte verfolgt, muß erstaunen, welche Sinnesumwandlung in Preußen in letzter Zeit erfolgt ist. Das Vorwärts des Preußen ist von der Treue und Liebe gegen seinen Herrscherstamm unzertrennlich. Von den Folgen, welche jene unbedeutende Nachtmusik veranlaßt, lassen Sie mich schweigen mit dem tiefsten Schmerze, den ein Preuße empfinden kann. Einigen Trost gewährt es unserem Gefühl, daß dieß auch also about nothing durch fremde Eingebung veranlaßt wurde, und daß selbst eine in letzter Zeit vielfach angefeindete Behörde sich in dieser Angelegenheit in altpreußischer Ehrenhaftigkeit fest und offen ausgesprochen haben soll.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 42.

Mittwoch, 8. December 1841.

[575] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

BESCHREIBUNG DER STADT ROM

von

E. PLATNER, C. BUNSEN, E. GERHARD, W. RÖSTELL und L. ULRICHS.

Mit Beiträgen von

B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von *F. Hoffmann*. Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architekten *Knapp* und *Stier*, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von *Eduard Gerhard* und *Emiliano Sarti*.

gr. 8. 1829—1838. I. — III. Bd. 2te Abtheil. (Text.) 31 fl. 45 kr. oder 19 Rthlr. 8 Gr.
1. und 2. Bilderheft hiezu mit 25 Blättern 21 fl. 36 kr. oder 12 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt:

Erster Band. Allgemeiner Theil. Mit synchronistischen Tabellen. 1829. 6 fl. 45 kr. oder 4 Rthlr. 8 Gr.

Zweiter Band. Das vaticanische Gebiet und die vaticanischen Sammlungen. Zwei Abtheilungen. 10 fl. oder 6 Rthlr.

Dritter Band. Die sieben Hügel der Pincio, das Marsfeld und Trastevere. Erste Abtheilung. Capitol und Forum, Palatin, Aventin und Coelius nebst ihren Umgebungen. 1837. 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 Gr.

Zweite Abtheilung. Die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen. 1838. 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 Gr.

Zur Vollendung des Werkes bleibt nur noch übrig die Beschreibung des Marsfeldes, und damit des größten Theiles des neuen Roms, und die von Trastevere und vom Janiculus, wodurch die Beschreibung ihren im Vatican begonnenen Kreislauf vollendet. Diese dritte und letzte Abtheilung ist gegenwärtig unter der Presse und wird in möglichster Bälde ausgegeben werden.

Mit dieser Anzeige verbinden wir zugleich die vorläufige Nachricht, daß um allen Anforderungen zu genügen, gegenwärtig ein vollständiger Auszug aus obigem Werke durch die Herren Verfasser selbst vorbereitet und gleichfalls in unserm Verlag in entsprechendem Format erscheinen wird.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[574] Bei **F. G. Kunze** in Mainz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schacht, Th., Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte. Dritte, vermehrte, verbesserte und theilweise umgearbeitete Auflage, nebst 2 Karten und 3 lithogr. Tafeln. gr. 8. 2 fl. 20 kr. oder 1 Thlr. 8 Gr.

Die günstigste Aufnahme, auch außerhalb der Schule, hat dieses geistreich geschriebene Buch erhalten.

Dessen kleine Schulgeographie. Zweite Aufl. gr. 8. 30 kr. oder 7 Gr.

[581] Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Wiederherstellung der ersten christlichen Gemeinde als ein Mittel zur Vereinigung der verschiedenen christlichen Parteien, von **Philadelphos**. Zweite, vermehrte und größtentheils umgearbeitete Auflage. gr. 8. geh. Preis 8 gGr.

Die erste Auflage dieser interessanten Schrift erschien in Hamburg, und wurde dort und in der Umgegend, ohne durch den Buchhandel verbreitet zu werden, verkauft. — Es wird daher diese zweite, größtentheils umgearbeitete Auflage auch an andern Orten

Digitized by Google

den verdienten Beifall finden, und als zeitgemäßes Erscheinen, allgemeines Interesse erregen.

Leipzig, im Okt. 1841.

Carl Cnobloch.

---

[593] **Interessante Anzeige für Lesezirkel, Leihbibliotheken!**

Wohlfeile Gesammt-Ausgabe

der Romane der Frances Trollope.

So eben ist bei Weise u. Stoppani in Stuttgart in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

I. Leben und Abenteuer Michael Armstrong's,

des Fabrikjungen.

Von

Frances Trollope.

Nach dem Englischen von A. Freih. v. T.

3 Bände, Schillerformat, broch. Preis 2 fl. 42 kr. — 1 Thlr. 16 Gr.

II. Die Wittwe.

Nach dem Englischen von A. Freih. v. T.

5 Bände, Schillerformat, broch. Preis 2 fl. 42 kr. — 1 Thlr. 16 Gr.

Wir eröffnen hiemit einen Cyclus der neuesten und gediegensten Werke der hochgefeierten Verfasserin, dem alsbald die bereits in der Presse befindlichen beiden Romane:

Die wiederverheirathete Wittwe

und

Ein Fehler

in gleichem Umfange und Format sich anreihen werden. Der Beifall, dessen sich die scharfgezeichneten humoristischen Erzählungen der auch dem deutschen Publikum bereits rühmlichst bekannten Verfasserin in ihrem Vaterlande zu erfreuen hatte, ist kaum erhört; sie stehen in der That an Geist, Humor und Satyre keinem Erzeugnisse derjenigen englischen Schriftsteller nach, die man mit dem Prädikate klassisch bezeichnet. Wir hoffen daher, daß das Publikum es uns Dank wissen wird, wenn wir diese anziehenden Geistesschöpfungen in einer freien, höchst gelungenen Bearbeitung und in elegantester Ausstattung in den beliebten Schillerformate

zu außerordentlichem billigem Preise, 5 Bände zu 2 fl. 42 kr. — 1 Thlr. 16 Gr. darbieten.

Wir schmeicheln uns, daß kein Freund der schönen Wissenschaften versäumen wird, diese treffliche neue Sammlung seiner Bibliothek anzureihen, daß kein Lesezirkel, keine Leihbibliothek, Anstand nehmen wird, diese Werke zu dem äußerst billigen Preis sich anzuschaffen.

---

[577] Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Bibliotheca Scriptor. l. atinor. curis virorum doctorum emendata et commentariis instructa, consil. G. Bernhardy instituta. Pars V. C. Cornelii Taciti opera. T. I. Annales contin. gr. 8. 2 Thlr.

Auch u. d. Titel:

Taciti, C. Cornelii, Opera. Emendavit et commentariis instr. Ludov. Döderlein. T. I.

Ciceronis, M. T., Paradoxa graece versa et explicata ab Ioan. Morisoto. Accedunt variae lectiones duorum codicum Guelferbytanorum Paradoxa contin. edid. G. F. Wunsch. 8 maj. 1/3 Thlr.

Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum. Ad optima exemplaria recognitae. Editio nova. 8. 1/12 Thlr.

Diedrich, Chr., Hülfsbuch für den Religionsunterricht in den untern Gymnasialklassen, Volks- und Bürgerschulen. Erster Theil. gr. 8. 1 1/2 Thlr.

Auch u. d. Titel:

Die christliche Glaubenslehre begrifflich entwickelt und mit geschichtlichen Beispielen veranschaulicht.

Dietsch, Rud., Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, zunächst beim Gebrauche der Schulzischen Grammatik. 2ter Cursus. Erzählungen aus der alten Geschichte. gr. 8. 2/3 Thlr.

Kohlrausch, Fr., Die Geschichten und Lehren der heil. Schrift, alten und neuen Testaments. Zum Gebrauche der Schulen und des Privatunterrichts bearbeitet. Neunzehnte Auflage. 8. 1/3 Thlr.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise i. J. 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen von E. Robinson und E. Smith. Nach den Original-Papieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben von E. Robinson. Mit neuen Karten und Plänen in 5 Blättern. 3 Bände. gr. 8. 10 2/3 Thlr.

Peter, C., Zeittafeln der römischen Geschichte zum Handgebrauch und als Grundlage des Vortrags in höhern Gymnasialklassen mit fortlaufenden Belegen und Auszügen aus den Quellen. gr. 4. 1 1/4 Thlr.

(C. Peter's Zeittafeln der griechischen Geschichte, gr. 4., erschienen 1835 und kosten 3/4 Thlr.)

Schulz, O., Schulgrammatik der lateinischen Sprache. 11te verbesserte Auflage. 8. 5/12 Thlr.

(Uebungsbuch zum Uebersetzen hierzu siehe: Dietsch.)

Splittegarb, C. F., Französisches Lesebuch für Anfänger. Nebst einer kurzgefaßten Grammatik und einem französisch-deutschen Wörterbuche. 12te verbesserte Auflage. 8. 5/12 Thlr.

Novum Testamentum graece. Recognovit atque instigioris lectionum varietatis et argumentorum notationes subiunxit Dr. C. C. Knappius. 2 Tomi. Editio V^a.

Druckpapier. 8.	1 Thlr.
Schreibpapier. 8.	1 1/3 Thlr.
f. f. Maschinen-Velin-Schreibpapier in Quart-Format.	3 1/3 Thlr.
Dasselbe sauber cartonn. in 1 Band, Rücken und Ecken in f. Leinwand.	3 3/4 Thlr.

---

[594] Stuttgart. In Unterzeichneter ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Bauer, allgemeine Weltgeschichte. 6 Bände. Mit Stahlstich. 8 fl. 30 kr. rhein. oder 5 Thlr. 16 Gr.

Beck's Lehrwissenschaft 1. Band. 4 fl. rhein. oder 2 Thlr. 8 Gr.

Kapff's Gebetbuch. 2 Bände. 4te Aufl. mit Stahlstich. 1 fl. 48 kr. rhein. oder 1 Thlr. 3 Gr.

— Communionbuch. Mit Stahlstich. 36 kr. rhein. oder 8 Gr.

Kurze Morgen- und Abendgebete. Nebst Anhang von Fest- und andern Gebeten. Geh. 48 kr. rhein. oder 12 Gr.

Digitized by Google

Pantheon auserlesener Erzählungen des Auslandes. 6 Bände. 2 fl. 42 kr. rhein. oder 1 Thlr. 12 Gr.
Sherwood's Erzählungen. Novpbel. 4 Bände. (Auch einzeln zu haben.) 1 fl. 48 kr. rhein. oder 1 Thlr.
Weihnachtsblüthen, 1—4ter Jahrgang in beradgesetztem Preis. 1 fl. 20 kr. rhein. oder 18 Gr.
— 5ter Jahrgang 1 fl. 12 kr. rhein. oder 16 Gr.
Wir bedrken uns, auf obige, sämmtlich anerkannt gediegene, Werke mit dem Bemerken aufmerksam zu machen, daß sich dieselben auch ganz besonders zu Weihnachts-Geschenken eignen.
Chr. Belser'sche Buchhandlung.

In Unterzeichnetem ist **erschienen** und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch
der
philosophischen Rechtswissenschaft
oder des
Naturrechts,
von
Dr. Karl Heinrich von Gros,
K. Würt. Geheimen Rathe (vormal. Prof. des Rechts zu Erlangen).

Sechste, unveränderte, nach dem Tode des Verfassers erschienene Ausgabe.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.
Stuttgart und Tübingen, Dec. 1841.
J. G. Cotta'scher Verlag.

[537] **J. H. Reveillé-Paris,**
Doctor der Medicin, Ritter der Ehrenlegion, Mitglied der Königl. Akademie der Medicin ꝛc.,
Gesundheitslehre für Geistig-Beschäftigte. Untersuchungen über den körperlichen und geistigen Zustand, die Gewohnheiten, Krankheiten und Lebensordnung der Gelehrten, Schriftsteller, Staatsdiener, Geistlichen, Geschäftsleute und Künstler, so wie Aller, die bei Kopfanstrengung eine sitzende Lebensart führen. Nach der dritten französischen Originalausgabe bearbeitet von Dr. Wilh. Weißenborn. gr. 8. 1½ Rthlr. oder 3 fl. 9 kr.

Kaum war dieses klassische Werk erschienen, als es bei den meisten Recensinstanzen die rühmlichste Anerkennung, ja die außerordentlichsten Lobeserhebungen fand, wie dieses in Gersdorfs Repert. 1840. 11, — Hamb. Corresp. 1840. 200, — Abendztg. 1840. Sept., — Summarium der Med. 1840. 11., Helios 1840. 40, — Salzburger med. Ztg. 1841. 22, — nachzulesen ist. — Nicht, weil sie die Beifallslyste, sondern weil sie die Kürzeste ist, theilen wir blos das Urtheil der Berl. lit. Ztg. 1841. 33, mit. Sie sagt: „Ueber den hohen Werth dieses Buches haben wir nicht nöthig, uns auszusprechen. Der Name des Verfassers, die Anerkennung der Akademie von Frankreich, die Ertheilung des Montyonschen Preises beweisen, daß hier nicht etwa von einer Fabrikarbeit aus der popul. Medicin die Rede ist. Der Verf. entwickelt eine so treffliche Darstellung, eine so genaue Kenntniß des Gelehrtenlebens, eine so reiche Belesenheit und weiß seine Erörterungen durch so zahlreiche Beispiele aus der Lebens-, Krankheits- und Todesgeschichte französischer, deutscher und engl. Gelehrten mit solchem Geschick zu würzen, daß sein Buch schon in dieser Hinsicht anziehend wird. Er hat darin wirklich das Möglichste geleistet und Aerzte können von ihm in der geschmackvollen Art, wie man zu den Laien redet, viel lernen."
(Vorräthig zu haben in allen Buchhandlungen.)

[687] Allen Leihbibliothekaren ist der in jeder Hinsicht empfehlungswerthe Roman zur Anschaffung anzurathen.

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen — und in allen Buchhandlungen Deutschlands — und in den unterzeichneten Buchhandlungen zu haben:

Ludw. v. Alvensleben,
Die Sünde des Vorurtheils.
Aus dem wirklichen Leben entlehnt ist trefflich dargestellt, — das Urtheil der Welt, der graue Sonderling, — die Folgen der Flucht, — das glückliche Zusammentreffen, oder die Familie Woldau.
2 Thle. 1841. schön Papier. Preis 1 Rthlr. 20 Gr.

In Augsburg bei Kollmann — München bei Palm — Prag bei Calve — Pest bei Hartleben und bei Kilian — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung zu haben.

[510] Bei **F. Volckmar** in Leipzig ist erschienen und vollständig in allen Buchhandlungen zu finden:

Das malerische und romantische Westphalen
von *F. Freiligrath* und *Levin Schücking.*
30 Englische Stahlstiche. Preis 3⅓ Thlr.
Format und Ausstattung wie beim „malerischen und romantischen Deutschland."

Westphalen nicht minder romantisch schön als historisch von hoher Bedeutung fand in obigem Werke die ihm gebührende Würdigung in Wort und Bild. Dreißig treffliche Stahlstiche, getreu nach der Natur gezeichnet, versinnlichen uns die schönsten und wichtigsten Landschaften, Burgen, Kirchen und Städte. Die treue Darstellung des Hermanns Denkmal findet sich darunter, und zeigt uns das Riesenmonument, was die dankbare Nachwelt der großen Vorzeit weihte.
Mit den Bildern geht Hand in Hand der gelungene Text, voll hoher Liebe zum Vaterlande werden darin alle Zeiträume, alle Wechselfälle, die Westphalen erlebte, und vorgeführt, und bieten uns ein eben so poetisch schönes, als historisch treues Bild des bedeutungsvollen Landes.

[590] Bei **Trautwein u. Comp.** in Berlin erschien so eben und wurde im Buchhandel versandt:

Erinnerungsbuch
für das Jahr 1842.
Dauerhaft und sauber eingebunden. Preis ⅔ Thlr.
Dieß ist ein sehr zweckmäßig für alle Tage des Jahres eingerichtetes und für Jedermann brauchbares Notizenbuch. Auf jeder Blattseite befindet sich irgend ein Sittenspruch, wodurch es sich auch als Diarium zu einem höchst passenden Weihnachtsgeschenk für die heranblühende Jugend empfiehlt.

Digitized by Google

[247] In Unterzeichnetem ist erschienen und versandt worden:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Von

Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

„ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosen Cosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Oekonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Oekonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publikum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfasser hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen anticipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der produktiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agriculturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Circulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Thätigkeit. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agriculturisystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Oekonomie der deutschen Nation insbesondere. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 9. December 1841.

Edel iſt ein Band,
Welches Viele umſchlinget,
Wenn ein geiſtiger Brand
Tauſend Herzen durchdringet.
Rückert.

Schwäbiſches Liederfeſt.

Von Julius Kraiß.

Gehſt du heut im Schwabenlande
Hin und her durch Stadt und Flur,
Oder folgſt am Neckarſtrande
Du der leiſen Wellenſpur,
Wenn ein ſchöner Sommerabend
Niederſäuſelt, friſch und labend,
Stern- und Vollmondſchein entglimmen:
Horch! da tönt von Männerſtimmen
Oft melodiſcher Geſang,
Dort im Grünen, hier auf Straßen
Tönt, bis zwölf die Wächter blaſen,
Er noch fort die Nacht entlang.
Seit aus goldbeſäumter Wolke
Stieg der Friede lächelnd nieder,
Kam mit ihm zu unſerm Volke
Hand in Hand der Geiſt der Lieder,
Und beſeelt von ſeinem Drange,
Singen jetzt mit hellem Klange
Bürger in der Städte Mauern
Und auf ihrer Flur die Bauern,
Reichen traulich ſich die Rechte,
Daß ein Sängerbund ſich flechte.

Aber all die Liederkränze
Schlingen friſch mit jedem Lenze
Sich in Einen großen Kranz,
Wenn die gaſtlich offnen Hallen
Einer Stadt den Sängern allen
Winken zu des Feſtes Glanz.
Sieh! es kommen ſchon die Schaaren
Tauſend muntrer Sangsgenoſſen
Da und dorther angefahren
Auf geſchmückten Wagen, Roſſen,
Hochaufjubelnd, fröhlich ſingend,
Laubumkränzte Hüte ſchwingend.
Grüngekleidet ſtehn die Pforten
Da, die hohen Wächterrieſen,
Wappenſchild mit goldnen Worten
Tragend, jeden Gaſt zu grüßen;
Und, willkommen, ſchallt's, willkommen!
Freundlich ſind ſie aufgenommen,
Wo voraus für dieſe Zeit
Ihnen Herberg' iſt bereit.
Und im heitern Feſtgewande
Lacht und glänzt die ganze Stadt,
Farbigbelle Gürtel hat
Umgehängt und Blumenbande
Jedes Haus; von Thurmeshöhen
Sieht man bunte Fahnen wehen.

Digitized by Google

Mächtig wogt es durch die Gaſſen,
Die kaum das Getümmel faſſen;
Und im Zuge, lang und länger,
Nahn geordnet jetzt die Sänger.
Seht ihr hoch die Banner fliegen,
Sich im Sonnenglanze wiegen?
Mit den Farben, mannigfaltig,
Grün und roth und himmelblau,
Mit den Bildern, vielgeſtaltig,
Hier ein grauer Münſterbau,
Aus dem Einſt in's Heute ragend,
Dort ein Greis, die Harfe ſchlagend,
Eiche, Birk' und Buche hier
Aus dem grünen Waldrevier,
Leier dort, die kranzgeſchmückte,
Hell in Seid' und Gold geſtickte:
Zeichen tragen ſie und Namen
Jedes Orts, woher ſie kamen.
Liederſöhne, frohen Muthes,
Gleich Heerſchaaren, ziehen ſie,
Aber nicht in's Feld des Blutes,
Nein, in's Reich der Harmonie.
Was für Wunderlieblichkeit
Hat ſich hier mit eingereiht?
Hebt vom haingekrönten Hügel
Weißer Tauben Schaar die Flügel?
Doch, wie ihre Töne ſchallen,
Sind's nicht eher Nachtigallen?
Ha! die Blüthe der Jungfrauen
Dieſer Stadt läßt hold ſich ſchauen;
In den Chor der Männer ein
Stimmen ſie ſo ſüß und rein,
Wie in ehrner Glocken Dröhnen
Helle Silberglöcklein tönen.

Auf dem Markt verſammelt halten
Nun die Sänger allzumal,
Und beginnen den Choral,
Herzdurchbebender Gewalten
Voll: Herr Gott, dich loben wir!
Steigen dann hinan die Stufen
Zu des Tempels offner Thür,
Wo die Inſchrift ſie gerufen.
Orgel und Poſaune brauſend
Hier vereint mit all den tauſend
Stimmen wälzt der Töne Strom
Majeſtätiſch durch den Dom.
So in Harf' und Cymbelklänge
Miſchten zu Jehovahs Ruhme
Davids feurige Geſänge
Sich in Zions Heiligthume.
Still wird's, und mit Feuerzungen
Haben ſich herabgeſchwungen
Von der Kanzel heil'ge Worte;
Bis den Menſchenſchwall heraus
Strömt das wieder offne Haus
Durch den weiten Mund der Pforte.

Draußen lagern ſich die Chöre,
Jeder unter ſeiner Fahne;
Einem buntbeſtaggten Kahne,
Schaukelnd in dem heitern Meere,
Von Geſanges Flut getragen,
Gleicht ein jeglich Luſtgezelt,
Das man auf dem grünen Feld
Für die Sänger aufgeſchlagen.
Wie beſchwingte Silberfiſche
Aus den Wellen, ſpringt's von Scherzen,
Muntern Witzen aus den Herzen;
Daß die Kehle ſich erfriſche,
Sprudelt aus den Krügen hier
Perlend, ſchäumend, Wein und Bier.
Weit umher den Klängen lauſchen,
Freundliche Geſpräche tauſchen
Hörer, zahllos, von den Wogen
Auf und nieder ſtets gezogen.
Alte Freunde dieſer fand,
Jener knüpft manch neues Band,
Ueberall redſelig Grüßen,
Seelen in einander fließen,
Gleich den holden Harmonien,
Die da hin wieder ziehen.

Singe, wem Geſang gegeben!
Tönt es, und dann ruft es: „Leben
Sollen doch die deutſchen Meiſter
Des Geſangs im Grund der Geiſter,
Leben in des Volkes Munde
Uhlands, Schwabs und Kerners Lieder!“
Durch die Herzen hallt es wieder
Mit den Gläſern in die Runde.
Und ein andrer hebt den Becher
Jetzt empor im Kreis der Zecher:
„Wie im Einklang hier zuſammen
Freudig die Gemüther flammen,
Soll im deutſchen Land von Freien
Bald ein glückliches Geſchlecht
Für die Eintracht und das Recht
Einen hehren Tempel weihen;
Fürder keine Scheidemauer
Soll die Brüderſtämme trennen,
Fürſt und Bürger, Herr und Bauer
Sich als Brüder all' erkennen!“
Und nach Jenem ruft ein Dritter:

Digitized by Google

„Wenn ein Feind je neue Noth,
Neues Kriegesungewitter
Uns, Frank' oder Russe, droht,
Wenn in der Entscheidungsschlacht
Festmusik des Todes kracht,
Zum Trommet- und Trommelschalle
Die Paniere flatternd wehn,
Soll auch Einer so für Alle,
Alle so für Einen stehn,
Wie in Eins zum schönen großen
Hall die Stimmen heute flossen!"

Horch! wie die Pokale klingen!
Jubel währt noch lang und Singen,
Bis ein goldner Feierabend
Niederdämmert, lieblich labend,
Lichter in der Stadt entglimmen:
Und noch tönt von Männerstimmen
Heimwärts kehrender Gesang,
Bis des Festes letzter Klang
Nun bei wachem Schein der Sterne
Schwindet in die blaue Ferne.

Das Schloß der Wittwe.

(Fortsetzung.)

„Der einarmige Baron sollte sich bei uns ankaufen," sagte Gertrud, und in dem Moment dachte ich bei mir: „Ja, das soll er auch! Er wird diesen lustigen Leuten sich beigesellen, er wird in ihren Kreis aufgenommen und bald wird er dann nicht mehr allein, nicht mehr einsam in der Welt dastehen. Den andern Morgen schrieb ich, daß man die Unterhandlungen wegen des Schlosses L. abbrechen solle. Aber wußte ich, ob in der Nähe von Baron Ruprechts Besitz ein Gut käuflich war? Nein, ich wußte es nicht, ich hatte nie davon gehört; und dennoch fand sich's, daß mein Verlangen zu erfüllen sey: „das Schloß der Wittwe" war zu haben.

„Aber dahin werden sie nicht ziehen wollen!" sagte ein alter Jäger, als wir bei der großen runden Abendtafel nach einem muntern Jagdtage zusammensaßen. — „Nein, Bruder," rief ein Anderer, „gib diesen Gedanken auf. In dieses Haus wirst du nie und nimmermehr ziehen." — „Und weßhalb nicht?" fragte ich verwundert. — „Weil es darin spukt!" war die Antwort, und eine plötzliche Stille herrschte über der Tafel. Die Tabakspfeifen sämmtlicher Anwesenden waren in einer feierlichen, lautlosen Bewegung. Wolken, wie sie noch nie aus der Pfeife eines Landedelmanns von altem Schrot und Korn produzirt wurden, wirbelten jetzt in die Luft und sammelten sich an der Decke, wo sie ein ohnedieß düsteres altes Plafondgemälde mit noch mysteriösern Schatten umgaben. Der Herbstwind schüttelte draußen die nächtlichen Kronen der Fichten und raschelte in den entlaubten Zweigen der Linden und Kastanien. Tiefe, langhallende Töne, wie sie der Wind, durch die endlosen Gänge ziehend und durch die geräumigen Rauchfänge blasend, hervorbrachte, wurden in der Stille hörbar und regten die stummen Zuhörer auf. Die Porträts des Jagdzimmers nahmen eine feierliche und bedenkliche Miene an, und besonders sah ein alter Herr in einem runden Goldrahmen, der zwischen den Fenstern, gerade über dem Baron, der am obern Ende des Tisches saß, seinen Platz hatte, so seltsam gespannt und aufgeregt auf die schweigende Tafelrunde herab, als wollte er sagen: „Nun, erzählt nur eure Gespenstergeschichte; ich höre zu, und will schon einfallen, wenn ihr irgend einen Umstand nicht recht berichtet." — In Gegenwart solcher alter Herrn ist es sehr peinlich, Geschichten zu erzählen.

So mochte auch der Landedelmann denken, den man aufforderte, die Bewandtniß, die es mit dem „Schloß der Wittwe" habe, mir mitzutheilen. Er versicherte, indem er einen kleinen scheuen Seitenblick auf's Porträt warf und sich dann in eine dichte Tabakswolke einhüllte, daß er nichts von der Sache wisse. „Nun so muß ich es denn erzählen!" rief der alte Baron. Aber indem er nun ansetzen wollte, hielt er plötzlich inne, und Alle sahen ihn erstaunt an und dann sich im Zimmer um. „Was gibts?" fragte ein Nachbar den andern. Niemand hatte was gehört oder gesehen, und dennoch waren Aller Blicke abwechselnd auf die dunkeln Fenster, an denen jetzt ein heftiger Regen niederprasselte, und auf die hohe, mit Goldleisten und Schnörkelwerk gezierte Thüre gerichtet, bei der es war, als arbeite Jemand an dem Schlosse, um einzutreten.

„Kurz und gut," sagte der Baron eilig, „man erzählt sich allerlei von dem Hause, und so gerne wir Sie hier behielten, dahin dürfen Sie denn doch nicht ziehen. Wenn auch an allen den Gerüchten nichts ist, so ist es immer unbequem, in einem Hause zu wohnen, wo ein Mord vorfiel." — „Ein Mord?" rief ich.

Die Anwesenden nickten stumm, und wieder dampften die Pfeifen mit anhaltendem Eifer. „Und, mein Engel!" sagte der Baron zu seiner Frau (es ist gewiß, daß es nie einen dickern und ausgegossenern Engel gab) „du wirst gut thun, die Punschbowle noch einmal füllen zu lassen." Es geschah, und zwar brachte Trudchen diese neu gefüllte kolossale bauchigte Schaale auf den Tisch. O ihr hättet die Gemüthlichkeit spüren sollen, die jetzt in dem alterthümlichen Jagdsaale sich Platz machte. Eine Punschbowle, eine Gesellschaft rüstiger und wohl zu einander passender alter Knaben, Regenschauer, die an den

Digitized by Google

Fenstern niederprasseln, ein freundliches, rundes Mädchengesicht mir gegenüber, die Bilder an der Wand, und besonders ein etwas auffallender alter Herr in einem runden Goldrahmen, die Tabakswolken, die Wärme und Abgeschlossenheit, und nun dazu eine Gespenstergeschichte — eine Gespenstergeschichte, in der ein altes Schloß und ein Mord vorkommt — was in aller Welt ließ sich mehr wünschen? und in welchem Winkel der Erde fand sich gerade eine Mischung von Punsch, froher Laune, grausiger Stimmung, Wohlbehagen, Wärme und gut brennenden Wachskerzen, die so gut gerathen war, als die unsrige? Aber ich will meinen Zuhörern nichts davon ausplaudern, was ich an jenem Abend hörte; es waren die widersprechendsten Berichte, haarsträubende Thatsachen, aber es waren und blieben immer nur Berichte Anderer, und ich will erzählen, was ich selbst erlebte. Also zur Sache.

Es war am andern Morgen, ziemlich früh, als ich mich, von meinem Reitknecht gefolgt, ausmachte, um dem „Schloß der Wittwe" einen Besuch abzustatten. Ich sah den in großem Styl gehaltenen altertümlichen Bau vor meinen Blicken erscheinen, als ich einen kleinen Hügel, der mit Tannen und Birken bepflanzt war, und eine ehemalige, jetzt arg verwilderte Parkanlage bildete, hinan trabte. Die Morgenluft ging frisch und verwehte die Grillen und spukhaften Träume der verflossenen, durchschwärmten Nacht. Die Sonne erhob sich in ihrem reinsten Glanz und färbte das hellgrüne Laub der jungen Birken mit einem goldglänzenden Email, indem sie zugleich die eigenthümlich weißen Stämme dieses nordischen Baums mit Röthe anhauchte. Ein Duft aus der Niederung stieg auf und wurde über das bethaute Gras mir und meinem Pferde an Brust und Stirn geweht, eine erfrischende, belebende Kühlung. Mein Auge sah wacker hinaus in die Ferne und zog sich von den endlosen Wiesen und einförmig eingetheilten beackerten Flächen auf den einzigen interessanten Punkt zurück, und diesen bildete das „Schloß der Wittwe." Es bestand in einem Hauptgebäude und zwei daranstoßenden Flügeln, und lag so isolirt und einsam da, wie die Landhäuser in diesen Gegenden zu liegen pflegen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die Projekte zu Napoleons Denkmal. — Theater.

Es ist schlimm, daß man so wenig Zutrauen hat zu einem so hoch gestellten Mann, wie der Minister des Innern; man kennt aber leider so viele Beispiele von Intriguen, welche in den weitläuftigen Büreaus seines Ministeriums vorgehen, und von Bestechungen, vermittelst welcher man sich daselbst große Entrepriſen verschafft, daß es den Künstlern nicht zu verdenken ist, wenn sie mißtrauisch sind. Sie hätten freilich bedenken sollen, daß dießmal das Publikum auch zu Gerichte sitzt, daß die Presse sich ungehindert über das Verdienst der aufgestellten Arbeiten aussprechen kann. Was haben sie hier zu fürchten? etwa daß ihre Arbeit nicht den Vorzug erhält? Aber wenn sie sich wirklich vor allen andern auszeichnete, so würde die öffentliche Meinung die Richter beschämen und den Minister zwingen, das Urtheil derselben nicht zu bestätigen. Vielleicht ist aber das Publikum allzuschwer zu befriedigen; es will etwas Außerordentliches, etwas mit dem Ruhme Napoleons in Einklang Stehendes; wer soll, wer kann aber etwas der Art hervorbringen! Jetzt muß der Minister entscheiden, oder wenigstens die Entscheidung competenten Kunstrichtern übertragen. Besteht die Jury aus Beamten seines Departements, so werden die Künstler sich dawider auflehnen; überträgt hingegen der Minister die Entscheidung einer aus Akademikern bestehenden Jury, etwa derjenigen, welche jährlich über Aufnahme oder Zurückweisung der zur Kunstausstellung eingeschickten Gemälde und Skulpturen zu entscheiden hat, so wird man nicht verfehlen, die Eifersucht, die Parteisucht und die beschränkten Ansichten dieser zum Theil bejahrten Herrn zu verklagen, und in der That läßt sich zuweilen von diesen Eigenschaften etwas in ihren Entscheidungen spüren. Der eine dieser Herrn verabscheut alle Neuerungssucht und verdammt jeden Abkömmling, weil er sich selbst nie über den Boden zu erheben vermag; ein anderer verwirft eine Arbeit, bloß weil sie aus der Schule eines seiner Nebenbuhler kommt u. s. w. Wo soll der Minister aber Richter hernehmen, welche, von allen kleinlichen Leidenschaften und Nebenabsichten frei, bloß die Kunst im Auge behalten und nur das wahrhaft Schöne vorziehen? Man sieht hieraus, daß ihm dieser Concurs große Verlegenheit bereiten wird, und daß die Resultate der ausgeschriebenen Bewerbung wahrscheinlich Niemand befriedigen werden, außer dem vorgezogenen Künstler, welchem eine halbe Million zu Gebote stehen wird. — Die Theater stehen auch unter der Aufsicht der Division des arts im Ministerium des Innern; hier können aber die Beamten nicht ungestört ihr Wesen treiben; das Publikum, welches sich sehr laut in den Tagesblättern äußert, hat ein Wort mitzusprechen, und da im Grunde die Zahlenden Richter in letzter Instanz über Schauspiele und Schauspieler sind, so kann der Bureaukratismus sich hier nicht breit machen. Man will viele Schauspiele haben; also läßt auch der Minister so viele aufkommen, als nur möglicherweise sich halten können. Jetzt ist wieder die Rede von einem neuen Theaterprojekte. Einer ist auf den Einfall gerathen, einen Schauspielsaal in den seit den letzten Jahren verschönerten Champs élysées anzulegen, aber nur für den Sommer, wann dieser schattige Ort die Spaziergänger bereitzieht. Die Bereiterruppe hat letzten Sommer dort in einem neu erbauten Saale gute Geschäfte gemacht; jener Spekulant mag denken, ein eigentliches Theater werde dort auch fortkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 10. December 1841.

Du Parnasse noir clouneau,
Aigle aux yeux du vulgaire ignare.
Piron.

Aus dem Reisetagebuch einer Dame.

Ferney.

Vom Platz du bel air in Genf laufen die Omnibus Voltaire aus. Ich schiffte mich in der Complaisante ein. Ihre Führerin („la maîtresse") im weißen Kleide, Strohhut, mit Stumpfnase, Papilloten und himmelblauen Perlocken stieg fast an jedem Hause aus und ein, bis wir das Thor Cornoin erreicht hatten. Der große und kleine Salève bauen ein Amphitheater im Halbkreis um Genf; gleich einer Pyramide thürmt sich der Molé. Mich fesselte ein madonnenartiges Gesicht im Wagen, sanft und blaß, im großen feinen Strohhute. Neben ihr sitzt die ältere Begleiterin und wiegt ein schwarzes Hündchen auf dem Schooße. Mir gegenüber ein merkwürdiger Weitzerkopf — ein Rembrandt: gelb, verschrumpft, eine gefaltete Haube, darüber ein Tuch und ein zerrissener Strohhut. In der Ecke ein Herr mit Brille, so verdrießlich und zerstreut, theilnamlos, wie es dem Ueberdruße, dem egoistischen Unmuth entspringt. Man will doch Ferney gesehen haben, das Rococo, die geschichtliche Kuriosität. Das ist recht der Weg dahin, auf der bestaubten Heerstraße. Es geht dem Jura zu. Mir ist es lieb, daß Voltaire sich so weit als möglich von den Alpen angesiedelt hat; er paßt nicht auf die andere Wasserseite. Welch ein Gegensatz: Ferney und das vollblütige, pulsirende Diodati Byrons! Ohne Einbildung, diese Landschaft hat etwas Herbstleides. Warum sollte sich die Wirkung bedeutsamer Geister nicht auf die nächste Scenerie, die Gegend erstrecken, in welcher jene leben, da doch jeder Mensch die eigene Wesenheit auf seine Stube überträgt? Der Geist, als der mächtigere, eignet sich die todte Umgebung zu. Gleich beim Eintritt in ein Haus begegnen wir dem Sinne der Bewohner; — nun vollends ein Zimmer! das ist entscheidend wie die Physiognomie, eine Lebensbeschreibung. Der scharfe Luftkreis Voltaires, dieser Eisbauch, der von ihm ausgeht, scheint noch jetzt Ferney zu durchdringen. Es ist so glaiern, als man im Angesichte vom Montblanc seyn kann. Der Jura dehnt sich herrschaftlich aus, gebietend, aber nicht überwaltigend, nicht über die Linie des Herkommens.

Zum Schlosse — „le nid d'un oiseau noir," sagte Bonnet — kommt man durch eine lange, aber nicht üppige Kastanienallee. Blätter und Zweige sind hier nicht von Träumen geschwellt wie in Diodati. Wie kümmerlich Voltaires Kirche! Die berüchtigte Inschrift ist abgekratzt. Man möchte sagen, zur Sühne steht an der neuen katholischen Kirche im Orte: 1826. Deo. optim. max. sacra. Seit vielen Jahren gehört Ferney einem Grafen Budet. Man läutet zur Kirche; Voltaire ist längst Staub, hell schallen aber noch immer die Glocken gegen den Jura.

Digitized by Google

Die Schloßbesitzerin gestattet nicht, daß man die Gemächer während des Gottesdienstes sieht. Ich war schon im Begriffe umzukehren; mühsam bahnte mir eine Visitenkarte den Weg. Ich wurde nicht bei der Haupthüre, sondern auf ausdrückliches Gebot durch ein Nebenpförtchen hineingeführt. Voltaire ist also jetzt gleichsam bei sich selbst auf feindlichem Terrain.

Durch einen Vorsaal tritt man gleich aus dem Garten in das Schlafzimmer. An der Wand rechts vom Bette hängt die Silhouette der Kaiserin Katharina in einem Blumenkranze, von ihr selbst gestickt; gegenüber die Marquise von Chatelet; unter dem grünlichen, verbleichten Damasthimmel Le Kain's Porträt, der eine dicke Lorbeerkrone trägt. Auf der einen Seite des Lagers das Bild Friedrichs des Großen, auf der andern Voltaire in der Jugend. Am Kamine lächelt die Nichte des berühmten Mannes, Madame Denis. Alles blieb, wie er es verließ; selbst die Feuerzange liegt noch da. Ich möchte in diesem Zimmer nicht zur Nachtzeit weilen, in diesem Bette schlafen. Man würde meinen, das knöcherne Gespenst mit der Satyrmiene müßte unter den vergelbten Baldachin hereinsehen. Am Kamine eine Büchse mit der Aufschrift: „Pour entretenir aux écoles les enfans des pauvres.“

Dailledouze hieß Voltaires Gärtner. Sein Sohn trug in den letzten Lebensjahren des Gebieters diesem auf seinen Spaziergängen die Mappe nach und den Feldstuhl. Damals zählte der Knabe 14 Jahre, der jetzt ein Greis von 77 Jahren ist und im schlechten Anbau hinter der Kirche wohnt. Man kommt durch die Küche in seine mit Kupferstichen tapezierte Stube. Auf dem Lehnstuhl am Fenster thronte der Gärtner; er war im verflossenen Frühlinge krank; seitdem blieb sein Arm gelähmt. Dailledouze ist lang und stark, gar nicht übel, hat eine Habichtnase und saß da vor mir wie ein ziemlich dressierter Schauspieler einer Landtruppe. Eine gewisse verschlagene Dummheit spricht aus dem Gesichte. Er sieht noch wohlerhalten aus, Voltaires Gärtner, fast wie ein nachgemachter. Vor dem Fensterchen blühen Hortensien. Es geht auf den Garten, der sich mit einigen altfranzösischen Heckenmauern brüstet. Hie und da öffnen sie sich zu einem Ausblicke nach dem Montblanc. Die Natur ist hier entgeistert, alles nur Materie, Stoff.

Der Gärtner plappert wie ein Papagei eine Menge halbverwester Geschichten her, die überall gedruckt zu lesen sind; nichts wirklich Erlebtes, kein einziger frischer Athemzug. Er behauptet, Zeuge vom Gibbonsabenteuer gewesen zu seyn, und verkauft es in einer Broschüre, auf die er Voltaires Siegel gedruckt hat. „Mit meinen eigenen Augen,“ sagte er, „sah ich, wie Gibbon stehen blieb in der Allee und die Hände über dem Kopf zusammenschlug.“ Der Alte kramte Voltaires Dintenfaß vor mir aus, sein Journal de dépenses, eine eigenhändige Vertheidigungsschrift über einen jungen Menschen, den der Geistliche wegen einer Liebesgeschichte mißhandelt hatte, ein Heft, vollgeklebt mit Siegeln von Briefen vornehmer Leute, die Monsieur de Voltaire erhielt. „Vor seiner Abreise nach Paris,“ log mir der Gärtner vor, „ließ er mich in sein Kabinet rufen und übergab mir das Cahier zum Andenken. Ich weinte sehr und habe ihn nicht wieder gesehen,“ setzte er sentimental hinzu. Ich lächelte, als er mit besonderer Weihe aus seinen Heiligthümern die silbergestickte verblichene Schlafmütze des Gebieters vorzog, und doch sah ich im nächsten Augenblicke Voltaires Schädel vor mir. Der eitle Greis hätte eine Krone aufgesetzt, wo möglich. Sein Gärtner erzählte, wie tief man den Hut vor dem Herrn ziehen mußte, wie unterthänig zu ihm sprechen. Immer hatte er seine Schreibtafel in der Hand und trug Notizen ein. Der Diener schilderte die Nichte, Madame Denis, als eine dicke, rothe Frau, dem Trunke ergeben. Sie heirathete, glaube ich, im 60sten Jahre einen jungen Mann, der ihren Prozeß geführt hatte, und machte ihn zu Voltaires Erben. — Man stößt hier überall auf Armseligkeiten eines großen Mannes, und das ist am Ende mehr erhebend als demüthigend für die Menschennatur. Geist können wir nicht haben, so viel wir wollen, aber Herz nach Verlangen und Bedarf.

Ich begegnete einem Zuge Ursulinerinnen in schwarzen Gewändern und Schleiern, die Zöglinge zur Kirche führend, und freute mich, als ich in meinem char de côté mit tapezierter Decke wieder hinaus war aus Ferney. Viele sonntäglich gepuzte Leute bewegten sich durch die hellen Gassen; aber es ist doch im ganzen Städtchen so etwas Heruntergekommenes, oder mindestens Vergangenes. Schon in Saconner athmete ich freier. „Haben Sie denn am Montblanc das Bild Napoleons erkannt?“ fragte man mich. An der Kuppe, liegend, im Sarge, glaube ich, das Gesicht, der Hut, alles. So sind diese Menschen! Sie können die Natur nicht mit unbefangenem Blicke ansehen, tragen in sie nur immer die eigenen Spielereien hinein.

E. v. Nindorf.

Das Schloß der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Ein prächtiger Balkon, mit Statuen und Vasen gezieret, schien wie zum Hohn hingebaut; denn dicht vor ihm breitete sich ein Weizenfeld aus mit seinen zahllosen, im Morgenwinde schwankenden Aehren, mit seinen

Digitized by Google

rothen Mohndlumen und blauen Cyanen. Eine Windmühle und die fernen Gebäude des Vorwerks dienten dieser Aussicht zum point de vue. Der Hügel mit den Parkanlagen war das einzige Fleckchen Erde, das eine Art von der Kunst hervorgerufenen Schmucks zeigte. Auf der andern Seite des Schlosses, wo die Anfahrt sich befand, zeigte sich ein gepflasterter Hofraum; aber da er lange in unbenutztem Zustande gelegen, wucherten Gras und kleine Gesträuche zwischen den Steinen hervor und gaben dem Ganzen einen Charakter der Verödung, der sich dem Beschauer sehr fühlbar aufdrängte. Ein Stallgebäude und auf der andern Seite ein Vorrathshaus, beide prächtig und geräumig gebaut, aber auch beide verödet und bald verfallen, schlossen den Hof ein, und ein Gitterthor, dessen eine Hälfte in Trümmern lag, führte aufs freie Feld hinaus und in eine ehemals breit angelegte Straße, die sich aber nach wenigen Schritten in einen ärmlichen Feldweg verlor, der durch das Kornfeld hinlief.

Ich stand auf diesem öden Hofraume und ließ meine Stimme erschallen, ich blickte nach allen Seiten: nirgends eine Spur von Leben, überall tiefe Stille; keine Thüre öffnete sich, kein Fenster bewegte sich in seinen Angeln. Die indessen hoch gestiegene Sonne warf die Schatten des Hauptgebäudes auf das Steinpflaster, und dieses ihr obliegende Geschäft vollbrachte sie so ungestört, mit solcher Ruhe, daß jede einzelne Vase, jede Steinbrüstung sich auf den Boden hinzeichnete, durch kein lebendiges Geschöpf unterbrochen, das diesen Schatten auffing und wieder enteilend ihn auf den Boden zurückgleiten ließ. Das halbzertrümmerte Gitter schien in seiner wehmüthigen Stimmung doch durch die Ehre geschmeichelt, die ihm die Sonne erwies, indem sie alle krausen Schnörkel seiner Eisenfiguren, ja sogar die besonders kunstvolle und noch ganz erhaltene Krone, die oben angebracht war, auf den Sand zeichnete. Aber wie lange mochte es seyn, seitdem die Hand des letzten Stallknechts zum letztenmal diese Thorflügel öffnete, um die Kutsche der gnädigen Frau hindurchzulassen, die, von einem Schwarm von goldbetreßten Dienern begleitet, eine prunkende Spazierfahrt um ihre Kornfelder herum machte? Wann stampften zum letztenmal auf diesem Pflaster die Hufe kostbarer fremder Rosse, die den jungen Herrn und seinen Informator beim Morgenritt in's nahe Gehölz brachten? Wann zeigte sich zuletzt die weiße Mütze und der stattliche Bauch des deutschen Kochs in der Thüre des Souterrains, und gleichzeitig mit ihm, wann wackelte zuletzt der fette keuchende Hausbofmeister, französische Flüche murmelnd, durch die Gänge, das Hausgesinde zur Arbeit antreibend, und wann erklang zum letztenmal das fröhliche Geplauder und Gelächter munterer Mädchenstimmen oben im Saal, dessen Reihe langer erblindeter Fenster jetzt so stumm in den Hofraum niedersieht? Wann? ja, wann? — Es mochte lange her seyn, und oft hatte seitdem die reifende Bohne draußen vor dem Gitter sich erneuend hineingenickt in die Oede drinne, und oft waren Vögel und Wolken über das Schloß und seine Zinnen dahin gezogen.

Ich wandte mich, bestieg wieder mein Pferd und suchte das ferne Vorwerk auf, wo der Pächter wohnte, an den ich mit meinem Gesuch gewiesen war. Dieses Gesuch bestand in nichts Geringerem, als einige Tage im Schlosse meine Wohnung aufschlagen zu dürfen. Ja, ich wollte selbst prüfen, in wie weit den Gerüchten Glauben zu schenken sey, die sich so verunglimpfend über das Schloß der Wittwe aussprachen. Es war kein Wagstück von meiner Seite, wahrlich nicht! Ich glaubte nicht an das Wiederkehren Verstorbener, ich glaubte gar nicht daran, und warum sollte ich da nicht in dem alten Gebäude übernachten, das weiter keine Schrecken für mich hatte, als die daselbst herrschende Verödung? Ich versprach mir, daß diese schnell weichen sollte, sobald ich nur erst Herr dieses Bodens wäre.

Der alte Verwalter zeigte sich willig, mich sogleich im Schlosse unterzubringen. Es wurden die nur irgend erreichbaren Bequemlichkeiten herbeigeschafft, und es fragte sich nur, welches Zimmer, oder vielmehr welche Zimmerreihe ich für mein Bedürfniß auswählen wolle. — „Oeffne mir das grüne Zimmer," sagte ich zu meinem Begleiter. — Der Alte sah mich an, schüttelte das Haupt und suchte unter seinen Schlüsseln. — „Das grüne Zimmer!" wiederholte ich nochmals. — „Ich verstehe," erwiderte er; „doch dieses Zimmer ist im andern Flügel, und da ist kein menschlicher Fuß hingekommen, seit —" — „Seit der Baron zuletzt darin schlief," setzte ich hinzu. — „Ganz recht," rief er, „und seitdem der andere Herr Baron befahl, diese Zimmer Niemanden zu öffnen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Die Entbindung der Königin.

Die in meinem letzten Berichte erwähnten einundsechzig Neunpfünder des Tower sammt ihren Kollegen im St. James Park haben am 9ten November verkündet, daß Königin Victoria eines Prinzen genesen sey. Die dießigen Zeitungen machten darüber mehrere Wochen lang die ausgedehntesten Mittheilungen; ich weiß weiter nichts zu sagen, als daß eben ein Prinz geboren ist, der bei seinem ersten Eintritte in die Welt seinem Schwesterchen den präsumtiven Scepter über

Digitized by Google

Großbritannien aus der Hand genommen hat. Das Ereigniß hat nicht in London allein, es hat in der Brust jedes Engländers freudigen Anklang gefunden. Selbst die Frauen stimmen ein und jürnen dem Kronenräuber nicht. Es war lobe Zeit, daß die Niederkunft der Königin einen stehenden Artikel der Tagespresse ein Ende machte, worin diese auf das: humana sunt, ergo non turpia, bisweilen wirklich etwas zu stark pochte. Ich meine den Artikel über das Befinden der Königin und die Wahrscheinlichkeitsberechnung des entscheidenden Moments. Manche trieben die Indecenz auf's Aeußerste und verdichten den letzten daß Königthum einhüllenden Nimbus durch medizinische Vorlesungen, die alle erdenkbaren Wechselfälle erwogen. Wer überhaupt den Charakter der Leser nach dem abmessen wollte, was ihnen unter jenem Kapitel geboten wurde, müßte die Engländer nicht bloß für die neugierigsten, sondern auch für die klatschlustigsten Menschen halten. Die innersten Geheimnisse des Buckinghampalastes schienen ausgeplaudert zu werden, und was die dort angestellte Brigade von Ammen und Wärterinnen that und sprach, wurde in breiten Worten der Nation erzählt. Meinte dieß zu Füllung der Spalten nicht aus, so berichtete man, wie jene Herzogin sein mehreren Tagen sich nicht entkleidet, und diese Lady of the Bed-chamber im Armstuhle geschlafen, lediglich, um auf den ersten Ruf fertig zu seyn. Höchsten und hohen Ortes ist, meines Wissens, nichts geschehen, dem Unfug zu steuern, dem Geklatsche zu widersprechen. Nur ein Kutscher hat, was er eine Kränkung seiner Ehre nennt, sich zu Gemüth geführt und will die mächtigen Times injuriam belangen. Freilich ist es aber auch Sir Robert Peels Kutscher, und der Kutscher eines ersten englischen Ministers steht zwischen sich und seinem Herrn kaum einen andern Unterschied, als daß wohl letzterer, aber nicht er die Angriffe und beleidigenden Aeußerungen der freien Presse sich gefallen lassen muß. Für eine Beleidigung erklärt der Roßedämiger eine Anzeige der Times, daß Sir Robert Peels Pferde in den letzten zwei Tagen Tag und Nacht angeschirrt gestanden, damit bei Empfang der Botschaft aus dem Palaste der ehrenwerthe Baronet nicht eine Minute aufgehalten werde. „So lange ich die Ehre habe, Sir Roberts Kutscher zu seyn," erwidert der Gekränkte, „ist eine Verzögerung durch mich unerhört, indem von mir bei meinen Stallbedienten solche Ordnung eingeführt worden, daß, um eine Minute nach empfangenem Befehle die Pferde am Wagen zu haben, es schlechterdings unmöglich ist, sie im Geschirre sein lassen." Ich zweifle nicht, daß der Mann Recht hat; und abgesehen, daß englische Stallknete wirklich schnell wie der Wind anspannen, wohnt auch Sir Robert dem Palaste nahe genug, um ihn im schlimmsten Falle in fünf Minuten zu Fuß erreichen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Theater.

Sogar Contrebande oder Schleichtheater werden versucht, wie man vor einigen Tagen aus einem beim Polizeigerichte ges schlichteten Prozeß ersehen konnte. Es waren zwei Unternehmer verklagt, welche im volkreichen Dorfe Batignolles vor Paris ein Subscriptionstheater errichtet und daselbst ein halb Dutzend Vorstellungen gegeben hatten. Wider diese Winkeltheater wurde von zwei Seiten Klage geführt; erstlich von der Soeste'schen Familie, welche ein Privilegium für die kleinen um Paris herumliegenden Theater besitzt; zweitens vom Verein der dramatischen Dichter, weil man ohne ihre Einwilligung ihre Stücke gespielt und ihnen kein Honorar hatte zukommen lassen. Es scheint, die Kläger hatten auf die Theaterkasse Beschlag legen wollen; sie hatten aber keine Kasse gefunden; die Unternehmer waren so klug gewesen, an der Thüre kein Geld zu nehmen. Sie wurden zu einer doppelten Geldbuße, nämlich zu Gunsten der Soeffelschen Familie und der beeinträchtigten Theaterrichter, verurtheilt. — Seit Poultier, der Kenner, auf der Opernbühne singt, wird viel gespottet über die unerwartete Entdeckung des Opernsängers im Keller eines Eiderschenken in Nonen. Ein kleines Tagebuch bekannter, die Weins und Eiderhändler verbieten jetzt allen ihren Kellnern das Singen, sogar das Trällern, aus Furcht, es möchte Jemand einen Opernsänger in ihnen entdecken und sie zur Oper abfahren. Ein anderes Blatt versichert, die Opernunternehmer lassen jetzt eigends dazu bestellte Leute an den Kellerlöchern horchen, in der Hoffnung, noch einige Poultiers für die Bühne zu erbeuten. Ein drittes will wissen, die Direktion des Musikconservatoriums wolle sich einen Befehl von der Regierung auswirken, wodurch alle Wein- und Eiderschenken angehalten werden sollen, ihre Keller anzuzeigen, damit man die Poultiers ausfinden könne. Das ernste Publikum bedauert, wie schon neulich erwähnt, daß Poultier zu früh, oder, wenn man will, etwas zu spät aus seinem Keller gezogen worden ist. — Die Hoffnung, Rubini diesen Winter für die italienische Bühne in Paris wieder zu gewinnen, war eitel, indem Spanien durch das schnelle und unerwartet klägliche Ende des Aufstandes in Navarra wieder gedämpft ist und Rubini nach Madrid, seinem Bestimmungsorte, gelangen konnte. Die Dilettanten hätten lieber gesehen, daß die Christines diesen Winter hindurch Navarra besetzt gehalten und erst um Ostern Reißaus genommen hätten. Indessen haben sie sich über die Art, wie die Rollen jetzt besetzt sind, eben nicht zu beklagen. Trotz des Abtretens des in seiner Art einzigen Rubini gewähren ihnen die Vorstellungen der italienischen Oper diesen Winter großen Genuß. — Scribe und Adam haben die komische Oper mit einer neuen Operette: die eiserne Hand, nicht so sehr bereichert, als beimgesucht, wie einige Theaterkritiker behaupten. Es ereignet sich aber oft, daß Scribe zuerst in den Tagblättern beftig gelobt wird wegen der Unwahrscheinlichkeiten, so Abscheinlichkeiten in einem neuen Stück, daß aber dennoch dieses Stück sich auf der Bühne hält und zuletzt mit Vergnügen von ganz Paris gesehen wird. Kaum war besagte Operette auf die Bühne gebracht, als schon von einem neuen Lustspiele gesprochen wurde, welches Scribe auf der Bühne des Théâtre français geben wolle. Er ist seit den 30 Jahren seines Schriftstellerlebens so an das Mäkeln und Kritisiren seiner Leistungen gewöhnt, daß er das Gerede der Tagblätter hingehen läßt, ohne jemals ein Wort darauf zu erwidern. Sie mögen Recht oder Unrecht haben, er schweigt zu Allem still und hat bewahrt eben so schnell ein neues Theaterstück fertig, als seine Gegner eine Reihe in ihrem Feuilleton. Alexander Dumas hat ebenfalls für's Théâtre français ein neues Stück vollendet, dessen Stoff, wie verlautet, aus der Geschichte von Florenz entlehnt ist.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 11. December 1841.

Der Himmel behüt' euch! Laßt uns so wenig zusammenkommen wir möglich. — Ich wünsche mir eure entfernetere Bekanntschaft.

A. W. Schlegel
nach Shakespeare.

Spaziergänge durch Nimes.

Zweiter Brief.

Wenn ich in den Speisesaal eines französischen Hôtels trete, pflege ich, wie ein ächter Deutscher, systematisch zu verfahren. Zuvörderst werfe ich einen prüfenden Blick auf die Gesellschaft, und wenn ich anders einen guten „Guide du voyageur" besitze, in welchem die Namen der Gasthöfe, Cafés und Restaurants auf meiner Reiseroute gewissenhaft verzeichnet sind, so brauche ich keinen commis voyageur zum Tischnachbar zu wählen. Ich liebe die Gesellschaft dieser nützlichen Mitglieder der Handelswelt, dieser Wegelagerer unseres industriellen Jahrhunderts, von denen alle Wirthstafeln der Welt überschwemmt sind, nicht übermäßig. In Deutschland findet man unter ihnen zuweilen unterrichtete junge Leute, in Frankreich tragen diese Vehikel der Industrie in ihren hohlen Köpfen nur Nürnberger Spielwaaren, Weinproben und Musterkarten mit sich herum. Formen, welche eine auf Landstraßen, in Gast- und Kaffeehäusern beendete und sogar oft angefangene Erziehung gibt, sind auch eben keine anziehende Eigenschaft und heben eine unglaubliche Unwissenheit und Gleichgültigkeit gegen Alles, was über die Regeln des Billards, ihre échantillons und die Bedingungen des physischen Wohlbefindens hinausgeht, noch mehr hervor. Behauptete doch neulich eines der Mitglieder dieser Kaste, mit dem ich eine Strecke Weges von Montpellier nach Toulouse zurücklegte, und welches durch seine Geschäfte jährlich mehrmals vierzehn Tage in Toulouse festgehalten wird, es sey nicht möglich, die Pyrenäen von dieser Stadt aus zu sehen. Obgleich mir dieß nicht wahrscheinlich dünkte, fügte ich mich doch einer auf Ortskenntniß gegründeten bessern Einsicht, fand aber am Tage nach meiner Ankunft in Toulouse, daß man die Pyrenäen zwar nicht vom café Vidal, wohl aber von der Garonnebrücke aus als köstlichen Hintergrund der ganzen Ebene von Languedoc vor sich liegen sieht. Ein anderer französischer Handelsreisender bestand nicht weniger zuversichtlich darauf, daß Perpignan, welches er häufig besuchte, mindestens zwanzig Lieues vom Ufer des mittelländischen Meeres entfernt sey; nur mit der Karte in der Hand konnte ich ihn von seinem Irrthum überzeugen.

Fast eben so sorgfältig vermeide ich, wenn die dem Diner vorangegangenen Strapatzen mir eine besondere Theilnahme für dasselbe einflößen, die Nähe der Damen, die der häßlichen und alten, weil die ihnen zu widmenden Aufmerksamkeiten mich ohne allen Ersatz in meinem materiellen Zwecke stören, die der hübschen und jungen, weil ich durch die anziehende Beschäftigung mit ihnen vielleicht ganz von den Pflichten der Selbsterhaltung

Digitized by Google

abgezogen werden könnte. Ein hübſches Vis-à-Vis dagegen hat alle jene Nachtheile nicht und darf als ein angenehmes hors d'oeuvre betrachtet werden.

Hat ſich dieſer erſte Theil meines Syſtems in's Werk ſetzen laſſen, ſo ſuche ich einige alte Herrn auf, welche in Frankreich ohne Frage der angenehmſte und genießbarſte Theil der männlichen Geſellſchaft ſind. Reichen meine phyſiognomiſchen Mittel hin, unter denſelben ein paar alte Militärs ausfindig zu machen, ſo iſt mir das um ſo lieber; denn dieſe ſind, namentlich hier, reich an Erfahrungen und Erinnerungen aus einer großen Vergangenheit; in allen Ländern der Welt aber ſind ſie bis zum letzten Seufzer Freunde des froben Lebensgenuſſes, mittheilend ohne Anmaßung, tolerant, frank und loyal in Wort und Geſinnung, theilnehmend ohne Zudringlichkeit, und deßhalb die Tiſchgenoſſen, welche ich liebe.

Ich hatte heute meine Leute gefunden, und bald hatten eine Priſe Tabak, ein angebotenes und dankbar angenommenes Glas Wein, eine Frage nach Umfang und Truppengattung der Garniſon und ein dem Pudel meines Nachbars verabreichtes Stück Paſtete eine Art von gegenſeitiger Verpflichtung herbeigeführt und eine Unterhaltung in Gang gebracht. — „Nehmen Sie ſich in Acht," ſagte lachend der Beſitzer des Hundes, „daß Sie nicht in zu nahe Berührung mit dem Monſieur da gerathen, deſſen Gunſt Sie durch den ihm ſo eben gegebenen Leckerbiſſen erworben haben. Sie laufen ſonſt Gefahr, gelegentlich einmal vor die Aſſiſen citirt zu werden." — „Sie erſchrecken mich," erwiderte ich; „denn vor Kurzem erſt iſt es mir begegnet, daß ich, um die Identität eines mir auf der Durchreiſe durch Dijon geſtohlenen Nachtſackes zu bezeugen, eine Reiſe von einigen achtzig Lieues habe machen und vor Gericht erſcheinen müſſen. — Wie kann ich aber Aehnliches von der Zuneigung zu Ihrem wohlerzogenen Pudel zu befahren haben?"

„Wenn es Sie nicht langweilt, wird die Mittheilung eines einzigen Zuges aus ſeinem Leben Ihnen bald den Schlüſſel zu meiner Warnung geben. In dem unglücklichen Gefechte an der Tafna war ein Tambour meiner Compagnie geblieben, der frühere Beſitzer des mit ſo menſchlicher Miene hier vor Ihnen ſtehenden Hundes. Des verwaiſten Pudels troſtloſe Stimmung über den Tod ſeines Herrn zog mich an, ich adoptirte ihn und kam mit meinem neuen Freunde glücklich nach Algier. Das Thier hatte ſich bald an mich gewöhnt und begleitete mich überall hin. Kurz vor meiner Abreiſe aus Algier trete ich in das Magazin eines Hutmachers, um daſelbſt einen Hut zu erſteben; man zeigt mir mehrere dergleichen, da mir aber keiner gefallt, kehre ich unverrichteter Sache nach Hauſe zurück. Erſt in meinem Zimmer angelangt, vermiſſe ich meinen Hund; aber eine halbe Stunde ſpäter höre ich ihn an der Thür kratzen, und als ich öffne, ſehe ich ihn, zu meinem nicht geringen Erſtaunen, mit einem ganz neuen Hute im Maul in's Zimmer ſpringen. Ich glaubte an der Form deſſelben den von mir beim Hutmacher zuletzt beſichtigten zu erkennen, und meine Nachfrage bewies, daß ich mich nicht geirrt hatte. Ich war, ohne es zu wiſſen, im Beſitze eines „chien voleur." Später angeſtellte Verſuche zeigten mir, daß mein Hund der ausgelernteſte Dieb iſt und ſich mit der größten Verſchlagenheit in den Beſitz aller der Gegenſtände zu ſetzen weiß, welche ich bei einem Kaufmanne berührt habe. Er bleibt bei Unternehmungen dieſer Art ruhig vor dem Laden liegen, bis eine Unachtſamkeit des Inhabers ihm geſtattet, ſich dem auserkohrenen Rande unbemerkt zu nähern; dann ſchleicht er ſich behutſam hinein und ergreift, ſobald er ſeinen Zweck erreicht hat, die Flucht, um mir die Beute zu apportiren. Da ich der Seltenheit wegen ſeine Neigung und ſein Talent für den Diebſtahl nicht unterdrücken wollte, muß ich ihn, um mir die Rückſendung der geſtohlenen Gegenſtände zu erſparen, bei etwaigen Einkäufen ſtets im Auge behalten. Sie ſehen in meinem Pudel den lebenden Ausdruck einer unſern Soldaten zum großen Vorwurfe gereichenden Induſtrie; dieſelbe hat aber in ihrer Ausübung etwas ungemein Komiſches."

(Fortſetzung folgt.)

Das Schloſs der Wittwe.

(Fortſetzung.)

Ich gab dem Alten zu verſtehen, daß dieſer Befehl durch mein Erſcheinen im Schloſſe aufgehoben ſey, und nach langem Hin- und Herreden ſah ich mich endlich in dem mir beſtimmten Gemache eingerichtet. Es war ein hohes Zimmer mit einer verblichenen grünen Seidentapete bekleidet; es enthielt keine Bilder. Ein Schreibtiſch und Armſtuhl ſtanden am Fenſter, ein großes Bett nahm die gegenüberſtehende Wand ein. Eine dunkle Fichte rauſchte mit ihren breiten Zweigen vor dem Fenſter. Es war lange nicht das einſamſte und verödetſte Gemach im Schloſſe, obgleich es, die Wahrheit zu geſtehen, einſam und verödet genug war und einen immer düſterern Charakter annahm, je mehr die Sonne ſank und die Nebel der Dämmerung ſich Platz machten. Aber das war mir gerade lieb, ich hatte es nicht anders erwartet.

Der Abend kam und fand mich über einem Manuſcript, das mir der Baron mitgegeben hatte, und das, ich weiß nicht von welcher Hand aufgezeichnet, die

Digitized by Google

Geſchichte der letzten Eigenthümerin und Bewohnerin dieſes Hauſes enthielt. Die Lektüre war nicht anziehend. Es war ein breiter, umſtändlicher Bericht, eine minutiöſe Auseinanderſetzung der Verzweigungen einer ſehr zahlreichen Familie mit Hinweiſungen auf Dinge, wo ich nicht hingewieſen ſeyn wollte, mit merkwürdigen und intereſſanten Aufſchlüſſen, die für mich weder merkwürdig noch intereſſant waren. Ich ertappte mich bald auf einem gewiſſen Nicken, Neigen, zur Seite Beugen, kurz auf dem angenehmen Taumel, der dem Einſchlafen vorausgeht, ein Zuſtand, den Geſellſchafterdamen und Führer von Eilpoſten öfters zu koſten Gelegenheit haben, und der nur dann peinlich iſt, wenn man nicht einen gründlichen Schlaf darauf folgen laſſen kann. Aber was hinderte mich daran, dieſem ſegenvollen „Freund der Müden" mich zu überlaſſen? Gewiß nichts. Tiefe Stille herrſchte um mich her, meine Lichter brannten und warfen den bleichen Schein auf die Zweige der Fichte, die ebenfalls entſchlummert zu ſeyn ſchien, denn ſie regte ſich kaum. Ich blickte auf's Bett, und es erſchien mir mit ſeinen weißen Bezügen, mit ſeinen zwei Stufen, auf die ein Teppich gebreitet war, in ſehr würdigem und einladendem Glanze. Meine Taſchenuhr zeigte die zehnte Stunde. Mein Auge verfolgte den wirren Flug eines Nachtfalters, der ſich in meinem Zimmer gefangen hatte und auf ſeinen abenteuerlichen Streifereien ſehr nahe am Lichte der Kerzen vorüberſegelte. Dabei ſuchte ich nach einem Merkzeichen, um es in das Manuſcript zu legen. Ich fande keines und entſchließe mich darum, noch ein paar Blätter weiter zu einem Abſatze zu leſen. Aber ſiehe da, gerade hier wird die Geſchichte intereſſant. Die Wittwe, ich will ſie einmal für allemal ſo nennen, entſchließt ſich, ihre Verwandten zu verlaſſen und in die Fremde zu gehen. Sie macht dort eine anſehnliche Partie, ihr Mann iſt angeſtellt bei Hofe und wird in Intriguen verwickelt, die ihn, obgleich Gefahr droht, weiter fördern, und bald erlangt er eine Stellung, wie er ſie nur wünſchen kann, und die ihm erlaubt, große Reichthümer zu ſammeln. Er ſtirbt und hinterläßt dieſe Schätze der Wittwe.

Bis dieher war es immer dieſelbe Hand, welche die Blätter beſchrieben, vielleicht die der Wittwe ſelbſt; jezt aber kommt eine kleine feine, verwünſcht unleſerliche Hand, die mit einem wahren augenmörderiſchen Gekritzel fortfährt, die weitern Schickſale der Wittwe zu melden. Die Augen ſchmerzen mich, die Uhr weiſt auf Mitternacht; ich habe eine Menge Abſätze ſchon überſchlagen, und noch immer kann ich mich nicht von dem Manuſcript trennen, das jezt in dem Grade anziehend wird, wie es faſt nicht zu leſen iſt. Welches Feuer, welche Lebendigkeit in der Schilderung einer unglücklichen Liebe! So muß man ſchreiben, um Leute um ihre Nachtruhe zu bringen. Die Wittwe wird auf einmal eine Perſon, für die ich mich intereſſire, mit der ich mich beſchäftige, für die ich durch's Feuer ginge. Ich ſehe ſie vor mir: ſie iſt klein und will das durch eine etwas zu hohe Friſur verdecken; das iſt die einzige Thorheit, die ich an ihr entdecke, ſonſt iſt ſie das liebenswürdigſte, einſchmeichelndſte Weſen von der Welt, und ich begreife ſehr wohl, daß man ſich um ihren Beſitz reißt; ich begreife auch, daß ſie erklärt, nicht wieder heirathen zu wollen, aber ich begreife nicht, daß ſie nicht einen Geliebten, einen heimlich begünſtigten Geliebten hat. — Doch ſiehe — eine Seite weiter, und ſie hat ihn.

Nun iſt Alles in Ordnung und ich kann zu Bette gehen. Morgen will ich weiter leſen, und zwar die dunkern Partien des Tagebuchs. — Mit kräftigem Entſchluß werfe ich die Blätter bei Seite, putze meine Lichter und will eben eines derſelben ergreifen, um es an's Bett zu ſtellen, als ich an der Wand mir gegenüber einen Schatten hingleiten ſehe, deutlichſt den Schatten eines Mannes, der einen Hut auf dem Kopf hat und etwas in der Hand trägt, das ich nicht erkenne. Schnell wende ich mich um, in der Ueberzeugung, mein Diener, dem ich jedoch den Befehl gegeben, mich nicht zu ſtören, ſey in's Zimmer getreten; aber die Thür iſt zu, Niemand im Gemache. Der Schatten war von der Rechten zur Linken gekommen und, über die ganze Fläche der Wand gleitend, in der dunkeln Ecke verſchwunden; der ſchattenwerfende Gegenſtand mußte demnach zwiſchen mir und dem Tiſche, auf dem die Lichter ſtanden, hervorgegangen ſeyn, alſo auer durch's Zimmer, und ich hatte keine Schritte gehört, die lautloſeſte Stille hatte ununterbrochen geherrſcht. Das Zimmer hatte zwei Thüren; die eine war verſchloſſen, und gerade durch dieſe hatte der Gegenſtand, der den Schatten warf, verſchwinden müſſen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Schluß.)

Thiers und Peter, Geſchichtſchreiber Napoleons.

Thiers arbeitet ernſtlich an ſeiner Geſchichte Napoleons. Man ſieht ihn oft im Kriegsarchiv, wo ein ganzes Zimmer mit den Aktenſtücken aus der Napoleoniſchen Kriegszeit angefüllt iſt. Bloß die von Napoleon erlaſſenen Befehle und Schreiben machen gegen 20 Bände aus; dazu kommen noch die von den Marſchällen und Generälen ausgefertigten Schreiben aller Art. Ob Thiers daran denkt, auch das Ausland, mit welchem Napoleon Krieg geführt hat, zu Rathe zu ziehen, iſt zweifelhaft. Eine Reiſe in's Ausland hat er zwar dieſes Jahr unternommen, aber ſchwerlich ſeine Zeit zum

Digitized by Google

Sammeln von Materialien verwendet. Seine Geschichte Napoleons hat zu einem ganz kaufmännischen Unternehmen Anlaß gegeben, ähnlich dem, wobei es sich von der Herausgabe der Chateaubriandschen Schriften handelte. Eine Gesellschaft von Spekulanten legt nämlich eine Million Francs zusammen, oder will sie wenigstens zusammentegen; hievon soll der Verfasser die Hälfte bekommen, die andere Hälfte soll zum Druck überhaupt zu den Kosten der Herausgabe verwendet werden, wahrscheinlich auch zur Zahlung der Interessen des Kapitals. Um nun die Million zu bekommen, werden 40 Akten ausgetheilt, jede zu 25,000 Fr. Wer also von der Thiersschen Geschichte Napoleons große Erwartungen hegt, mag seine 25,000 Fr. hergeben. Die Unternehmer stellen vor, daß von der Thiersschen Geschichte der Revolution bis jetzt 60,000 Exemplare abgesetzt seyen, und daß in der Folge noch manche abgesetzt werden können. Wenn also, sagen sie, von Napoleons Geschichte, wie gar nicht zu zweifeln ist, eben so viele Exemplare abgesetzt werden, so ziehen die Aktienträger einen bedeutenden Profit und haben ihr Geld gut angelegt. Den guten Erfolg der Spekulation verbürgt nachdrücklich Niemand. Uebrigens schreibt auch General Pelet, Direktor des Kriegsarchivs, eine Geschichte Napoleons, aber sonderbarerweise keine militärische, wie es ihm am besten anstände, sondern eine diplomatische. Pelet hat die Kaiserzeit, besonders die Kriegsgeschichte, inne, wie wenige Personen in Frankreich; auch hat er die vortrefflichen Materialien des Kriegsarchivs beständig unter den Händen; seine Arbeit kann daher sehr verdienstlich werden, wenn nur nicht seine große Vorliebe für Napoleon seiner Unparteilichkeit schadet. Es ist nicht mehr zu früh, die Geschichte der Kaiserzeit zu bearbeiten; die Wahrheit kann jetzt in Frankreich ohne irgend ein Hinderniß gesagt werden. Napoleon hat viele warme Verehrer, vielleicht jetzt mehr, als im Jahr 1815; aber eine Partei für ihn ist nicht mehr da; man betrachtet ihn als eine historische Person, welche jeder nach seinen Vorurtheilen oder vorgefaßten Meinungen beurtheilt. Der Haß der vormaligen Ultraroyalisten gegen ihn hat sehr nachgelassen, aber auch der Eifer der sonstigen Bonapartisten; die junge Generation beurtheilt ihn nicht mehr nach dem Guten oder dem Bösen, das er ihren Vätern zugefügt, sondern nach seinen Thaten. Die jetzige Regierung hat von dem Enthusiasmus oder von dem Hasse, den sein Name sonst einflößte, nichts mehr zu fürchten, und sie selbst hat die Hand geboten zur Feier seines Andenkens und zur Verherrlichung seiner Bestrebungen im Invalidendome. Nicht die bonapartistischen Kriegsleute fürchtet sie jetzt, sondern die Kommunisten, die Fanatiker aus der Volksherfe, welche, erbittert gegen die Reichen, die jetzige Ordnung der Dinge über den Haufen werfen und die Gütergemeinschaft herbeiführen wollen. Davon liefert der Kriminalprozeß, welcher jetzt vor der Pairskammer anhängig ist, ein trauriges Beispiel; jedoch sieht man aus eben diesem Prozesse, daß sich dergleichen Verschwörungen auf die niedrigste Sphäre der bürgerlichen Gesellschaft beschränken, und daß die Lehren und Gesinnungen dieser Wichte in den andern Ständen, denen an der Ruhe im Staate gelegen ist, keinen oder wenig Anklang finden. Dg.

London, November.

(Fortsetzung.)

Noth der Volksklassen.

Ein die öffentliche Freude schmerzlich störender Mißstand ist die länger nicht zu verkennende Noth in vielen Gegenden des Landes. Parteirücksichten mögen bisher manche Schilderung übertrieben haben, Privatinteressen es vielleicht noch thun. Ebenso mögen politische oder staatsökonomische Vorurtheile über die Entstehung der geschilderten Leiden verblenden haben und noch verblenden. Aber welcher Partei man auch angehöre und zu welchen Verwaltungsmaximen man sich bekenne, in Zahlen niedergelegte Thatsachen lassen sich nicht abläugnen. Am größten ist die Noth allerdings in den Manufakturdistrikten, wo ein Stocken des Handels und ihres Verdienstes Tausende mit der allen Fabrikorten eigenen Sorglosigkeit für den morgenden Tag, augenblicklich eine Menge Familien in's Elend stürzen. In dem sonst so gewerbthätigen Paisley schreien Hunderte und Tausende auf den Straßen nach Brod, und die in Anspruch genommene Mildthätigkeit der Londoner hat, reicher Gaben ungeachtet, den Hunger kaum eine Woche lang zu stillen vermocht. In Leeds beläuft die Zahl der Almosenempfänger sich fast auf 20,000, und wenn man hört, daß keiner derselben wöchentlich mehr erhält, als einen Schilling — acht gute Groschen — und keiner sich dafür auch nur mit Kartoffeln sättigen kann, so muß es dort gewiß Noth geben. „Die Aufzeichner der Armen," heißt es in einem vor wenigen Tagen von dort eingegangenen amtlichen Berichte, „sind unzählbarmale genöthigt gewesen, auf den Knieen zu schreiben. Es fehlte an jedem Geräthe, das Buch darauf zu legen, und sehr oft waren vier feuchte Wände und ein Lager von modrigem Stroh das Einzige, was den Eindruck: Wohnung, begründete." Die Manufakturdistrikte sind jedoch nur die am härtesten und allgemeinsten, keineswegs die allein bedrängten. Von allen Seiten wird um Hilfe und Rettung geboten für unbeschäftigte Arbeiter, für verdungernde Handwerker, für entblößte Familien. London spendet unabsehene Summen, aber dreimal größere könnten nicht das Elend dämmen, das in London selbst herrscht. Das Herz bricht einem, wenn man durch Stadttheile geht, wie der von St. Giles. Unter Andern sind von ungefähr 2500 dieſigen Druckern und Setzern fast zweihundert jetzt völlig außer Arbeit, und von den übrigen 1300 verdient ein Viertel höchstens fünf Schillinge die Woche. Die Noth gerade in diesem Gewerbe kann einigermaßen als Beweis gelten für die Noth der gesammten arbeitenden Klasse. Wahrscheinlich weil das Loos der Drucker in seiner Bezeihung ein beneidenswerthes ist — für anstrengende Arbeit geringer Lohn — entspricht ihre Zahl in der Regel nur dem Bedarfe. Woher also plötzlich die Arbeitslosigkeit unter ihnen? Weil Handel und Gewerbe stocken, das Brod theuer ist und deßhalb diejenigen, für welche im Ganzen am meisten gedruckt wird — ich brauche nur an die unternehmliche sogenannte wohlfeile Literatur zu erinnern — die geistige Nahrung der leiblichen nachsetzen müssen. Die Mehrzahl der arbeitenden Klasse lebt aus der Hand in den Mund; jedes Stillstehen des Erwerbs hat für sie Nahrungssorgen zur Folge, und ein Pennyblatt, das heute seine Käufer verliert, hört morgen auf zu erscheinen. So erklärt sich die schnelle Rückwirkung auf die Drucker, und Ursache und Folge sind in diesem Falle so ungetrennlich, daß, so lange jene nicht über Mangel an Arbeit klagen, auch der Nothstand der übrigen Klassen bezweifelt zu werden pflegt. Dieser Zweifel ist jetzt gehoben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 43.

Sonnabend, 11. December 1841.

[612] Im Verlage von **Karl Göpel** in Stuttgart erschien so eben und wird

Freunden

des Gesanges und heiterer Geselligkeit

von allen Buch- und Musikhandlungen bereitwillig zur Ansicht vorgelegt:

Deutsche Liederhalle

Vollständigste Sammlung der beliebtesten älteren und neueren, sowie bisher noch ungedruckter Lieder Lieder und Gesänge,

(Soldaten-, Kriegs- und Heldenlieder; Vaterlands- und Bundeslieder; Studenten-, Trink- und Tafel-, gesellschaftliche Lieder; Frühlings- und Wander-, Jagd- und Schützenlieder; Lieder der Liebe, Ständchen, Balladen und Romanzen, Volkslieder u. s. w. u. s. w.)

mit mehrstimmigen Melodien in Notendruck

und mit Beiträgen der ersten deutschen Gesangs-Componisten herausgegeben von

Th. Täglichsbeck.

In 4- bis 6wöchentlichen Heften von 4 Bogen (64 Seiten) Notendruck zu nur 24 kr. rhein. oder 7½ Sgr.

Erstes Heft, 29 Lieder enthaltend, und zweites Heft, 28 Lieder enthaltend.

Ausführliche Prospecte gratis.

Es ist dieß ein **Nationalwerk** im echten Sinne des Wortes — ein Werk für jeden Deutschen, welcher singt, und welchem Stadt in Stadt und Land er angehöre; es wird sich in allen Ständen nur Freunde erwerben, überall edler, geselliger Freude dienen.

Für eine entsprechende äußere Ausstattung sind keine Kosten gespart worden; die Noten sind so elegant, scharf und deutlich, Druck und Papier so vorzüglich, gleichwohl dabei der Preis so niedrig, wie man bisher an Werken dieser Art nicht gewohnt war. Gesang-Vereinen, Liedertafeln u. s. w., so wie auch Sammlern, an welche Subscriptionslisten mit Probeheft gratis verabfolgt werden, können bei Abnahme von Partieen noch besondere Vortheile bewilligt werden.

[614] Neuer Verlag von **J. F. Steinkopf** in Stuttgart:

Barth, Dr. C. G., Christliche Kinderschriften vom Verfasser des „armen Heinrich" und der „Rabenfeder." Gesammtausgabe mit Umrissen von H. Groß. Vierter Band. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr.

Mit diesem Bande ist die schöne illustrirte Reihenfolge von 24 Erzählungen vollständig, denen unter Jung und Alt längst der Preis einer seltenen Verbreitung zu Theil geworden und auch an originalem, gesundem Inhalt und lebhafter, fesselnder Darstellung wenig Anderes in diesem Theile der Literatur zu vergleichen ist.

Lehrer und Eltern sollten es nicht versäumen, sich diesen trefflichen, und so billig dargebotenen Lesefchatz zu Prämien und Geschenken, für ihre jungen Angehörigen zuzueignen.

Stark, J. F., Tägliches Handbuch in guten und bösen Tagen ꝛc. Wohlfeilste Ausgabe mit grobem Druck 50½ Bogen in 8. Preis nur 30 kr. oder 8 Gr. Auf 12 Ex. eines frei.

Das allgemeinste evangelische Volksgebetbuch in Deutschland, dessen außerordentliche Wohlfeilheit in dieser Ausgabe es auch jeder ärmeren Familie zugänglich macht.

Stöber, K., das Elmthäli; eine Erzählung für Alt und Jung zu Stadt und Land. brch. 24 kr. oder 6 Gr.

„Voll Naivetät witziger Gleichnisse und unerschöpflicher Abwechslung" nennt ein Recensent die Erzählungen dieses Verfassers, wovon die obige als Probe und Krone anzusehen ist.

Die göttliche Vorsehung, oder das Walten der ewigen Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit im Lebensgange einzelner Menschen. Eine Reihe wahrer und denkwürdiger Erzählungen. Zweite verb. und verm. Auflage, besorgt von **M. J. F. F. Burk.** Zweiter Theil des Werkes „Vorsehung und Menschenschicksale" ꝛc. ꝛc. Preis 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr.

Ein Werk, das zu den Grundlagen jeder guten Haus-, Schul- und Ortsbibliothek gehört, da es mit den interessantesten Nachrichten über menschliches Lebenslaufe die Vorzüge historischer Treue und praktisch-religiöser Tendenz verbindet. Möge es immer bekannter und verbreiteter werden und allerwärts seinen heilsamen Einfluß bewahren!

[609] **Jetzt vollständig.**

Bei M. Du Mont-Schauberg in Köln ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fr. v. Schiller's

historische Schriften.

Supplement, enthaltend:

Geschichte des Abfalls

der vereinigten Niederlande.

Fortgesetzt von **Dr. Eduard Duller.**

(3 Bände in Taschenf. Velinp. I. Bd. 348 S. II. Bd. 336 S. III. Bd. 390 S. geh. 1 Thlr. 22½ Sgr. od. 3 fl.)

Statt jeder lobpreisenden Ankündigung entnehmen wir aus den vielen günstigen Kritiken Folgendes:

„Diese Arbeit des fleißigen und geistvollen Duller verdient alle Anerkennung, sie ist rein aus den Quellen geschöpft, und in farbenreicher und poetisch

Digitized by Google

durchdrungener Darstellung zeigt sich darin der Volkscharakter, die Entwickelung der Staatsverfassung und die Geburt der Neuzeit aus dem Schooße der Revolution." (Pilot 1841, Nr. 72.)

„Mit warmer Lust und Liebe hat Duller seinen Stoff ergriffen, und dieses, verbunden mit dem fließenden Styl der Erzählung, ist es, was zuerst den günstigen Eindruck hervorruft, der dann bei näherem Vertrautwerden mit dem Werke noch gehoben wird durch die scharfe Charakteristik der im Schach des Kampfes einander gegenüber stehenden, für Fortgang und Entwickelung des Ganzen wichtigen Personen. Jeden, der sich an den herrlichen historischen Schriften Schiller's warm gelesen, machen wir auf Duller's Fortsetzung aufmerksam, die ein würdiges Supplement genannt werden darf. — Atn." (Gesellschafter 1841, Nr. 158.)

---

[599] So eben erschien die 2te correcte Auflage der berühmten Fantasie für Piano:

Réminiscences de Robert le diable par Fr. Liszt.

Ferner à 4 Gr. = 18 kr. die von Herrn Louis Schneider im königl. Opernhaus in Berlin mit allgemeinstem Beifall vorgetragenen Gesänge für eine Singstimme mit Piano oder Guitarre:

Hans und Grete „Puthönecken."

Der spanische Contrebandierer — El contrebandista.

Der pyrenäische Gebirgssänger — L'enfant de la montagne.

Durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[611] **Geeignete Festgeschenke**

aus dem Verlage von Alexander Duncker, königlichem Hofbuchhändler in Berlin:

Emanuel Geibel,

Gedichte.

8. elegant geheftet. 1 Thlr.

„Vollendung der Form, Reinheit und Wohllaut der Sprache, Abrundung und Melodie des Verses, ebenso wie Klarheit und meisterhafte Durchführung der Gedanken, Zartheit und Innigkeit der Empfindung, prachtvolles Kolorit, Reichthum an schönen Bildern, Wärme und Lebendigkeit der Anschauung haben Geibel's Gedichten einen unwiderstehlichen Zauber verliehen."

(Blätter f. Literatur. 1841. Nr. 51.)

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn

sind neuerdings erschienen:

Astralion.

Eine Arabeske. 8. steif geh. ⅝ Thlr.

Gräfin Faustine.

8. eleg. geh. 2 Thlr.

Der Rechte.

8. geh. 2 Thlr.

Reisebriefe.

2 Thle. 8. eleg. geh. 4½ Thlr.

Ulrich.

2 Thle. 8. eleg. geh. 3½ Thlr.

August Kopisch,

Gedichte.

8. eleg. geheftet. 1¾ Thlr.

Kopisch, der ausgezeichnete Uebersetzer des Dante, behaupter unter den deutschen Dichtern der Gegenwart einen so ehrenvollen Platz, daß die Hindeutung auf das Erschienenseyn einer Sammlung seiner Gedichte genügen wird, den Kreis seiner Leser um vieles zu erweitern.

C. O. E. von Arnim,

Oberschenk und Kammerherr Sr. Maj. des Königs,

Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid,

zu Anfang des Jahres 1841.

Mit Titelkupfer. 8. Velinp. geh. 2¼ Thlr.

Auch unter dem Titel:

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. 2ter Band.

Alle Zeitschriften sind bereits voll des Lobes über dies interessante Werk des Herrn von Arnim. Dasselbe reiht sich den beliebtesten Schriften dieser Gattung auf die würdigste Weise an, und hat beim Publikum die anerkennendste Theilnahme sofort nach dem Erscheinen gefunden.

E. W. Kalisch,

Prof. an der königl. Realschule in Berlin,

Gedichte für die Jugend.

Mit 6 Bildern. 8. eleg. geh. 1 ¼ Thlr.

Diese für den Standpunkt der Jugend mit dem bewährten Takt des Herausgebers veranstaltete Zusammenstellung von Poesien ausgezeichneter Dichter, namentlich der Gegenwart, kann als nützliches und passendes Festgeschenk nicht genug empfohlen werden. Für den Gebrauch in Schulen ist eine wohlfeile Ausgabe veranstaltet.

---

[580] **Tegnér's Frithjofs Sage von Mohnike, Taschen-Ausgabe.**

Um den vielfachen Aufforderungen zu genügen, habe ich mich entschlossen, von der bei mir erschienenen, anerkannt trefflichen Uebersetzung der

Esaias Tegnér'schen Frithjofs Sage

von G. Mohnike,

nach der vierten verbesserten Auflage

eine

Taschen-Ausgabe

mit erklärendem Wortregister

in dem jetzt allgemein beliebten Schiller-Format zu veranstalten, und ist solche für den äußerst billigen Preis von 9 gGr. durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Die bisher einzeln, oder als 3r Band der sämmtlichen Tegnér'schen Gedichte gelieferte Ausgabe in 8. mit Anmerkungen, ist auch ferner für den Preis von 1 Thlr. — und die einzelnen Gedichte in 2 Bänden, für 2 Thlr. 12 gGr. durch den Buchhandel zu beziehen.

Leipzig, im Nov. 1841.

Carl Cnobloch.

Digitized by Google

[595] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Galerie

zu

Goethe's sämmtlichen Werken.

Neueste Taschen-Ausgabe in 40 Bänden.

Nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,

in Stahl gestochen von

Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.

40 Blätter in 8 Lieferungen. Preis 5 fl. 20 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt:

I. Lfg. **Elegien. — Faust. — Göh von Berlichingen. — Wilhelm Meister. — Reineke Fuchs.**

II. Lfg. **Faust, 1tes Blatt. — Egmont. — Legende. — Clavigo. — Wahlverwandtschaften.**

III. Lfg. **Reineke Fuchs, 1tes Blatt. — Hermann und Dorothea. — Faust, 1ter Theil. — Künstlers Erdewallen. — Die Braut von Korinth.**

IV. Lfg. **Goethe**, Titelblatt zum ersten Band. — **Der Fischer. — Die Aufgeregten. — Dr. Barth und die Evangelisten. — Wahrheit und Dichtung.**

V. Lfg. **Iphigenia. — Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Pater Brey. — Westöstlicher Divan. — Scherz, List und Rache.**

VI. Lfg. **Tancred. — Werthers Leiden. — Egmont, 2tes Blatt. — Blinde Kuh. — Jery und Bätely.**

VII. Lfg. **Italienische Reise. — Prometheus. — Satyros. — Heiden-Röslein. — Wer kauft Liebesgötter.**

VIII. Lfg. **Aus meinem Leben. — Torquato Tasso. — Der Bürger-General. — Benvenuto Cellini. — Stella.**

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[601] Bei **Tendler und Schäfer, Buchhändler in Wien**, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Huldigung den Frauen.

Taschenbuch für das Jahr 1842.

Herausgegeben

von

J. F. Castelli.

20ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen in 8. im **elegant**en **Fresco-Umschlag** mit Goldschnitt gebunden. Preis 2 Rthlr. 12 gGr.

Indem wir dem verehrten Publikum den zwanzigsten Jahrgang dieses Taschenbuches übergeben, glauben wir, daß diese Zahl die Beliebtheit des Werkes hinlänglich ausdrückt, um uns weiterer Empfehlungen zu überheben. Gleiche Sorgfalt wie früher ist von dem Herrn Herausgeber auch auf den Inhalt dieses Jahrganges verwendet worden, welcher die hohe Ehre genießt, daß Ihre Majestät die Durchlauchtigste Frau **reaierende Herzoain von Parma, Piacenza und Guastalla**, die Widmung desselben huldreichst anzunehmen geruhten.

Wir haben keine Kosten gescheut, um durch ein passendes Format (Englisch fl. 8.), durch schönes Maschinpapier, zierlichen Druck, anmuthige Stahlstiche, und einen geschmackvollen Einband, dem Taschenbuche jenen Reiz zu verleihen, der seiner Bestimmung, dem schönen Geschlechte zu huldigen, entspricht.

[607] So eben ist bei **Hinrichs** in Leipzig erschienen:

Naturbilder.

Ein Handbuch zur Belebung des geographischen Unterrichtes und für Gebildete überhaupt; zunächst als Erklärung zum Schulatlas der neueren Erdkunde von Dr. Carl Vogel, Direct. der verein. Real- und Bürgerschulen zu Leipzig.

gr. 8. (27 Bogen Velinpap.) geh. 1½ Thlr.

Der Herr Verfasser hat versucht, das Naturleben, wie es sich in den verschiedenen Erdtheilen verschieden gestaltet, nach der ihm eigenthümlichen Physiognomie in Worten eben so wahr, anschaulich und lebendig zu schildern, wie es der zeichnende Künstler in den Randzeichnungen des obengenannten Schulatlas (3. Aufl. 1841.) mit so vielem Glücke gethan hat. Deßhalb können wir das Buch allen

Digitized by Google

Freunden und Lehrern der Erdkunde aufs Wärmste empfehlen, da es auch bei jedem andern Atlas zu brauchen ist und für die Methodik des geographischen Unterrichtes namentlich insofern eine neue Bahn bricht, als es Ritters Ideen auch in Bezug auf das Naturleben in die Schule einführt, während man dieselben bisher mehr nur für die Orientirung im Reingeographischen benutzt hatte.

Neuer Atlas

der ganzen Erde nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Kauf- und Geschäftsleute jeder Art, Gymnasien und Schulen, mit besonderer Rücksicht auf die geographischen Werke von Dr. C. G. D. Stein, Prof. in Berlin etc. Zwanzigste vermehrte und verbesserte Auflage. In 27 Charten grösstentheils neu entworfen und gezeichnet von H. A. Köhler, A. Leutemann, C. G. Riedig, F. W. Streit, gestochen von H. Leutemann; nebst 7 historischen Zeittafeln und statistischen Tabellen.

gr. Fol. col. 1842. 4⅓ Thaler.

Nicht leicht dürfte irgend eins der älteren oder neueren Chartenwerke so wie dieses geeignet seyn, bei dem niedrigsten Preise den verschiedensten Anforderungen zu genügen. Diese Auflage ist wieder mit einer ganz neuen Charte der asiatischen Türkei, im Ganzen mit 5 neuen Platten vermehrt.

---

[509] Bei **F. Volckmar** in Leipzig ist erschienen:

Das neunzehnte

Jahrhundert des Thierreichs

oder Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere.

Geschildert von ihnen selbst.

Das obige Buch erscheint in fünf bis sechs Lieferungen (mit 40 bis 50 Bildern); jede Lieferung kostet im Pränumerationspreis 8 Gr.

---

[588] Bei uns erscheint:

Die Erziehung des Menschen

in seiner fortschreitenden Entwickelung.

Eine gekrönte Preisschrift

der

Madame Necker de Saussure.

Aus dem Französischen von den Pfarrern

J. Overbeck und **J. Smidt.**

Das obige Werk besteht aus 2 Bänden, die in 4 Lieferungen ausgegeben werden. Jede Lieferung kostet ⅓ Rthlr. = 36 fr. rhein. = 30 fr. C.-Mze.

Diesem Hauptwerke, welches die Erziehung beider Geschlechter umfaßt, schließt sich dann noch „die Erziehung des weiblichen Geschlechts“ insbesondere als Supplement an. Dieß Werk kann sowohl als 2ter Bd. des Hauptwerks, wie auch als für sich bestehend betrachtet werden. Die Käufer des einen sind nicht zur Abnahme des andern verbunden. Der Preis des Supplementbandes, in 2 Lieferungen, ist ebenfalls ⅓ Rthlr. für jede Lieferung.

Die ersten beiden Lieferungen sind bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Das Buch zu empfehlen dürfte überflüssig seyn; denn es ist nicht allein ein zweifach preisgekröntes, auch die Stimme des Publikums hat ihm bereits einen der ersten Plätze in der Erziehungsliteratur angewiesen.

Der Zweck dieser wohlfeilen Ausgabe ist, das Buch in die Familien einzuführen, es in die Hände der Mütter zu bringen. Diesen bietet es sich als Führer und Ratheber in der häuslichen Erziehung dar, die ihnen ja hauptsächlich obliegt.

Bielefeld, November 1841.

Velhagen u. Klasing.

---

[585] In der **Ernst**'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen — und in allen Buchhandlungen Deutschlands — und in den unterzeichneten Buchhandlungen zu haben:

Zur gesellschaftlichen Belustigung ist zu empfehlen.

Carlo Bosco das **Zauberkabinet,**

oder die Taschenspielerkunst.

Enthaltend 61 Wundererregende Kunststücke, durch die natürliche Zauberkunst, mit Karten, — Würfeln, — Ringen, — Kugeln, — Geldstücken — u. s. w. Zur gesellschaftlichen Belustigung mit und ohne Gehülfen auszuführen. Von dem Professor **Kerndörffer.** 3te verb. Aufl. 8. broch. Preis 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Fr. Rabener Knallerbsen,

oder du sollst und mußt lachen.

Enthaltend (256) interessante Anekdoten. — (Mit Vergnügen wird man in diesem witzreichen Buche lesen und über die naiven Einfälle lachen müssen.) — 8. brochirt. Preis 10 Sgr. oder 36 kr.

A. Meerberg, der belustigende **Kartenkünstler.**

Ein deutliche Anweisung zu 113 leicht ausführbaren und höchst überraschenden Kartenkunststücken.

(Der Herr Verfasser gibt in diesem Büchelchen die Anleitung, wie man mit leicht ausführbaren Kartenkunststücken eine Gesellschaft angenehm unterhalten kann.) 8. broch. 10 Sgr. oder 36 kr.

In Augsburg bei **Kollmann** — München bei **Palm** — Prag bei **Calve** — Pest bei **Hartleben** und bei **Kilian** — Wien in der **Gerold**'schen Buchhandlung zu haben.

---

[605] Im Verlage von **Eduard Eisenach** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Neuestes

Lehrbuch der Conditorei

oder

gründliche und faßliche Anleitung zur Verfertigung aller Arten Torten, Confitüren, Gefrornem, Crêmes, Gelées, kalten und warmen Getränken, Conserven, Glasuren, ferner zum Einmachen der Früchte.

Für Conditoren und Haushaltungen und als Anhang zu jedem Kochbuche,

von **J. F. Fichtenberg.**

2te Auflage, brochirt 12 gGr. (15 Ngr.)

Digitized by Google

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 13. December 1841.

— Look, where it comes again! —
Is not this something more than fantasy?
What think you of it?

Shakespeare.

Das Schloß der Wittwe.

(Schluß.)

Ich stand und starrte auf die Wand hin, alle Augenblick erwartend, daß das Bild sich erneuern werde, allein es erfolgte nichts. Ich that nun, was man in Fällen ähnlicher Art zu thun pflegt: ich stritt mir das Zeugniß meiner Augen ab. Es war eine Täuschung, es mußte eine seyn; aber trotz meiner Vernunftgründe schwebte mir das Schattenbild deutlich vor der Seele. Ich hatte eine Gestalt eigenthümlicher Art gesehen; der Gang, die Stellung des Mannes, die Form seines Huts, der rasche Schritt, die Haltung des rechten Arms, in dem er den unbekannten, undeutlichen Gegenstand, ähnlich einem Stock oder einer Flinte, trug — alles das konnte ich nicht ohne alle Veranlassung mir eingebildet haben; meine Phantasie müßte auf Figuren der Art gelenkt worden seyn, und das war nicht der Fall gewesen.

Ich will nicht leugnen, daß mich ein kleines Grausen überfiel, eine Anwandlung von Beklommenheit, die mir bis jetzt fremd geblieben. Nachdem ich nach der Uhr gesehen und gefunden, daß es ein Viertel nach Mitternacht sey, ging ich zu Bette und schlummerte sehr ruhig, bis es schon hoch am Tage war. Ich besinne mich, von der Wittwe geträumt zu haben; mein Auge sah sie in kerzenhellen Sälen, wie sie sich den Schwingungen und Windungen einer Menuet hingab; ich ließ mich selbst verführen, die Wittwe zu einem Tanze aufzufordern, und ich muß es selbst bekennen, da die Zeugen, die mich tanzen sahen, alle leider dem Traume angehören, daß ich vortrefflich tanzte. Ein Beifallsgeflüster ließ sich rings um uns her hören, und dieses Geflüster wurde immer hörbarer, bis es zuletzt recht stechend in mein Ohr drang und ich erwachend meinen treuen Jorrise am Bette stehen sah, der sich anstrengte, mich zu wecken. Die Wittwe, der Tanzsaal, die Kerzen waren verschwunden und die Morgensonne schien in's Zimmer.

Als ich mein einsames Frühstück eingenommen, machte ich einen Gang in's Freie; ich besah die weit ausgedehnten Felder, ich ging mich müde, um einen sehr ergiebigen Fischteich in Augenschein zu nehmen, ich entwarf Bauanschläge, kurz, ich geberdete mich, zur vollkommnen Zufriedenheit des alten Pächters, wie ein solider Mann mit soliden Planen. Endlich nahm ich in der Pächterwohnung mein Mittagmahl ein. Unser Gespräch war lebhaft, plötzlich stockte es. An dem niedrigen Fenster war, ich weiß nicht welcher Knecht des Hofes vorübergegangen, und da die Sonne schon ziemlich niedrig stand, lief sein Schatten an der gegenüberstehenden Wand hin und brachte mir auf einmal die Erscheinung der gestrigen Nacht in's Gedächtniß.

Digitized by Google

„Ach, das sieht ja aus wie —“ rief ich zerstreut. — „Wie der Schatten oben im Schlosse,“ ergänzte der Alte meine Rede; „ja, auch ich mußte eben daran denken.“ — „O nichts, Alter!“ — „Der gnädige Herr haben ihn also doch auch gesehen?“ fuhr er fort. „Ich konnte es mir denken. Aber es thut Ihnen nichts; es kommt und geht, und im Nu ist's vorüber.“ — „Also du hast es auch gesehen?“ — „Freilich, ich, der Baron und viele Herrn. Seit fünfzig Jahren, und vielleicht noch länger, geht immer um die zwölfte Stunde der Schatten über die Wand. Viele Lichter, oder gar kein Licht, gleichviel, denn selbst im Dunkeln soll man ihn sehen können.“

Ich setzte meine Fragen nicht weiter fort. Nach einigen gleichgültigen Reden schied ich, und ein paar Stunden darauf saß ich wieder in meiner grünen Stube und hielt das Manuscript vor mir aufgeschlagen.

Die Wittwe heirathet wieder. Sie gibt ihre Hand und ihr Vermögen einem Manne, der sie aus Eigennutz nimmt und in einem wüsten Leben darauf ausgeht, ihr Vermögen zu verschwenden. Ein junger Mann, schon früher ihr ergeben, zeigt sich wieder. Er ist ein Landsmann der Wittwe und aus einer sehr feinen Schilderung, einem Meisterstück der Feder des Memoirenschreibers oder der Schreiberin, geht hervor, daß er ihr zärtliches Vertrauen besitzt. Der Schauplatz der Handlung wird jetzt auf das Schloß verlegt. Eine Masse von Dienerschaft, von Hunden, Pferden und Wagenzügen kehrt hier ein. Das Haus wird im Styl einer kleinen Residenz eingerichtet: alle Tage Lärm, Aufruhr, Jagden, alle Nächte schwelgerische Gelage, Spielpartien, Tanz, Schauspiel. Ja, in diesem einsamen Winkel ging das Alles vor sich; auf diesen Parketböden, die jetzt Staub deckt, flog der leichte Atlasschuh der schönen Frau neben dem Stiefel des Cürassieroffiziers. Wie stille jetzt! — ein Theil der Tänzer rudt sorgfältig aufgespeichert in den Gewölben tief unter den Parketböden und goldenen Kandelabern; sie ruhen aus vom Tanze, und Tücher sind kühlend auf ihre Antlitze gedeckt. Aber ein Antlitz ist darunter, dessen verhüllendes Tuch möchte ich nicht abnehmen; ich möchte nicht in Züge schauen, die so zur Ruhe gebracht wurden.

Unter dem Schwarm der Gäste, die sich hier häuslich niederließen, war einer, der nicht hätte kommen sollen; es war eben der Freund der Wittwe. Schon längst herrschte ein Verständniß zwischen ihnen, und so sorgsam sie es verhüllten, weckte es doch die Eifersucht des Ehemanns. Mitten unter der brausenden Lust fielen Scenen der Grausamkeit, der maßlosen Wildheit, der beleidigendsten Rohheit vor. Endlich wurde von dem pflichtvergessenen Weibe und ihrem Buhlen der Mord des Mannes beschlossen. Hier will ich die Worte des Manuscripts wiederholen, denn die Stelle hat sich meinem Gedächtniß eingeprägt.

„Madame (so wird die Wittwe genannt, ohne weitere Bezeichnung) entschloß sich, muthig die Fesseln zu zerbrechen, die auf ihr lasteten, und den Eingebungen des Colonels ihre Rathschläge zuzufügen. Eine Nacht wurde zur That ausgewählt, wo der Tyrann sich unwohl auf seinem Zimmer befand. Madame trat zur bezeichneten Stunde herein, mit einem Lichte in der Hand; der Mann lag im Bette, das Antlitz gegen die Wand gekehrt. Er fragte, wer da eingetreten sey. Madame gab keine Antwort. Indem trat durch eine Seitenthüre der Colonel herein, in seiner Rechten einen Stockdegen tragend. Er schlich sich an Madame vorüber, und sein Schatten glitt an der Wand hin über das Bett des Mannes weg, der nochmals fragte, wer im Zimmer sey. In diesem Augenblick winkte Madame und der Colonel vollbrachte die That — — Seit der Zeit wandte der Himmel, der uns Allen gnädig seyn wolle, sein Auge ab von den Wegen dieses Weibes, und sie wandelte fortan im Dunkeln. Obgleich sie ihren Geliebten heirathete, war sie doch nicht glücklich; er starb bald in Folge eines Sturzes auf der Jagd; sie aber lebte lange und sah allnächtlich den Schatten des Mörders, und mit ihr sahen ihn viele Leute, die es bezeugen können. Einer dösen That Gedächtniß lebt in dem Schlosse.“

Ich war bis zu dieser Stelle gelangt, und ich will es nur gestehen, mein Blick glitt vom Papier weg auf die Wand. Jetzt war ich nicht ruhig; ich mußte mich zwingen, es zu seyn; es gelang mir nicht. Das Bild der schrecklichen That, die in diesem Zimmer sich ereignet, malte sich meine Phantasie mit grellen Farben aus. Die Bühne war eingerichtet; es fehlte nur noch der furchtbare Schauspieler, der hier die Hauptrolle spielte. Nur wenige Minuten fehlten an zwölf. Ich stand auf, ging unruhig im Zimmer umher, ich suchte Alles im Gedächtnisse hervor, was mich irgend angenehm zerstreuen konnte; umsonst, immer richtete sich mein Blick auf die Wand. Einen Augenblick war ich entschlossen, die Lichter auszulöschen; allein hatte mir nicht der Alte gesagt, das Phantom würde sich auch im Dunkeln bemerkbar machen? Ich stellte die Lichter so, daß keine Irrung in Rücksicht des Ursprungs des Schattens möglich war; aber indem ich hin und her ging, überzeugte mich ein Blick auf die Uhr, daß der Moment da sey. Mein Herz klopfte, ich lehnte mich an den Schreibtisch, ich blickte starr auf die Wand, und ein Grausen überlief mich, als ich aus der Ecke der die dunkle Gestalt kommen und ganz so wie gestern über die Wand gleiten sah. — Mit meinem Schlaf für diese Nacht war es vorbei.“

Mein Großoheim pflegte, wenn er soweit erzählt hatte, schnell abzubrechen. Das war offenbar ein Kunstgriff von dem alten Manne; denn die lange feierliche Pause, die jetzt eintrat, war allemal ein Triumph für

Digitized by Google

ihn. Erſt nach und nach kamen die Fragen, wie denn die Sache zu erklären ſey; es wurden viele Stimmen laut, die Auskunft ertheilten, aber zu Alle dem ſchüttelte der Großoheim das Haupt. Man konnte keine ſpöttiſche Miene, keine gelehrte oder altkluge Phraſe anbringen, denn der alte Herr hatte einmal ſeine Geſchichte erzählt, und weiter ging er auf nichts ein. Höchſtens erzählte er noch, daß er in ſeinem Eigenſinn das Schloß doch habe kaufen und das dicke Fräulein Trudchen doch habe heirathen wollen, daß aber Beide einen andern Liebhaber und Käufer gefunden; der Himmel und der Großoheim allein wiſſen, wie dieß kam. Gewiß iſt es, daß das „Schloß der Wittwe" jetzt ganzlich ſeine Geſtalt verändert hat. Schreiber dieſes hat ſelbſt in dem Zimmer gewohnt, das ehemals die ſchreckbare grüne Tapete getragen haben ſoll; aber er hat keinen andern Schatten darin geſehen, als den, welchen er ſelbſt pflichtſchuldig warf, wenn er, über die alte wunderliche Zeit nachdenkend, in ſeinem in maleriſchen Falten drapirten Schlafrock in der Stube auf und ab ſchritt.

Spaziergänge durch Nimes.

(Fortſetzung.)

„Aber, meine Herrn," ſagte ein alter Habitué des Hôtels mit einem langen Geſichte von der Breite eines Meſſerrückens, mit kupferrother Naſe und einer ehemals braunen, ſeit langer Zeit aber aus Mangel an Pomade fuchsroth gewordenen Perrücke, indem er vermittelſt eines Lorgnons den Bereich ſeines Geſichtskreiſes ſelbſt bis auf die entfernteſten Schüſſeln des Tiſches auszudehnen ſuchte, „meine Herrn, vergeſſen Sie über dem Geſpräche nicht dieſen Merlan; er iſt ganz friſch, ich habe ihn ſelbſt ankommen ſehen." Wir hatten alle Urſache, uns zu der ganz zeitgemäßen Bemerkung des alten Herrn Glück zu wünſchen. „Wenn auch die Tour magne nicht mehr als Leuchtthurm dient und die Wogen des mittelländiſchen Meeres nicht mehr an die Mauern von Nimes ſchlagen," erwiderte ich dem Herrn mit der rothen Naſe, „ſo muß man geſtehen, daß man die Entfernung der See an Ihren Seefiſchen nicht wahrnimmt. Und welche köſtliche Ausſicht von der Zinne des Thurms auf Stadt und Umgegend!"

„Ja," ſagte der alte Herr, „die Ausſicht iſt ſchön, aber nur in dem günſtigen Momente, den Sie gewählt haben, d. h. im Monat Mai; einen Monat ſpäter, und Sie würden ſtatt der üppigen, friſchen Vegetation, welche jetzt die Abhänge um Nimes bedeckt, Staub und kahles Geſtein erblickt haben; die Sonne dorrt hier Alles aus. Wenn Sie indeſſen ein Freund ſchöner Fernſichten ſind und Gelegenheit haben, den Jura zu berühren, ſo verſäumen Sie nicht, den pic de la Dôle zu beſteigen. — Ich habe in meinem Leben manche Ausſicht geſehen," fuhr er fort, „aber keine, welche mich ſo überraſcht hätte, als die von jenem höchſten Punkte des Jura. — Hatte man doch ſogar die Abſicht, Voltaire durch den Eindruck des Blicks von dort oben zu Aeußerungen religiöſen Gefühls zu bewegen."

„Ich bin neugierig, die Geſchichte eines ſo kühnen Unternehmens zu hören," ſagte mein Nachbar rechts; „erzählen Sie doch." — „Sehr gern," erwiderte der Redner; „die Anekdote iſt kurz und wird uns nicht verhindern, der Poularde von Toulouſe, welche dort nicht weit von Ihnen ſteht, unſere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Wollen Sie dieſelbe, mehrerer Sicherheit wegen, nicht gefälligſt ſogleich an unſerem Tiſchende herumgehen laſſen?" — „Erzählen Sie nur, Freund," ſagte der alte Kapitän, „und laſſen Sie mich für die Verproviantirung des Platzes ſorgen."

Der Habitué nahm eine Priſe und erzählte, wie eine Geſellſchaft ſtrengläubiger Chriſten zu verſuchen beſchloß, dem Dichter der Pucelle Worte zu entreißen, welche mit den Geſinnungen der Encyclopädiſten im Widerſpruche ſtünden. Gewiß des großen Eindrucks, den das unbeſchreiblich ſchöne Panorama, welches ſich um den pic de la Dôle ausbreitet, von der aufgehenden Sonne beſchienen, auf Voltaires Seele machen mußte, beredeten ſie dieſen leicht, von Ferney aus mit ihnen eine Exkurſion nach jenem Berge zu machen. Man brach Abends auf, um Morgens bei Sonnenaufgang gewiß an Ort und Stelle zu ſeyn. Als nun die Schatten der Nacht anfingen, vor dem Purpur des öſtlichen Himmels zu weichen, da fielen unſere Chriſten auf ihre Knie, um zu beten. Auch Voltaire kant, ergriffen von der Größe des Schauſpiels, nieder und rief, indem er Hände und Blick zum Himmel erhob: „Que vous êtes sublime dans vos ouvrages, o mon Dieu, et que votre gloire est éblouissante! Je m'humilie à vos pieds et je vous adore du fonds de mon coeur!" Als ſich Voltaire nach dieſem unwillkührlichen Ausdrucke ſeines Gefühls erhoben hatte, bemerkte er, wie ſich die triumphirenden Blicke ſeiner methodiſtiſchen Begleiter auf ihn richteten; aber noch bevor dieſelben dieſen Blicken Worte geben konnten, ſtieß er, indem er ſich den Stand von ſeinen Beinkleidern klopfte, eine Blasphemie aus, welche ſehr bekannt iſt, und die ich hier nicht wiederholen mag.

Aber unſer Erzähler trug ſie mit großem Nachdruck und bedeutenden Geberden vor. Ich ſah, wie eine hübſchdicke Frau gegenüber, welche dieſe Erzählung von Weitem mit angehört hatte, dem Habitué einen grimmigen Blick aus ihren ſchönen ſchwarzen Augen herüberſandte

Digitized by Google

und nicht ohne sichtliche Anstrengung eine Bewegung mit der rechten Hand, wie um sich zu bekreuzen, unterbrach. Sie hielt den Erzähler, welcher sich um sie nicht zu kümmern schien und eben einen Flügel der Poularde von Toulouse zerlegte, für den Teufel selbst oder wohl gar für einen der 25,000 Calvinisten, welche, wie man mir sagte, mehr als die Hälfte der Bevölkerung von Nimes ausmachen. Ich suchte etwaige Zusätze zu dieser anstößigen Geschichte zu verhindern, um jeden fernern unangenehmen Eindruck von unserer südlich-katholischen schönen Tischgenossin abzuwenden, und richtete deßhalb die Frage an unsern Mann, ob er den Naturdichter Reboul kenne?"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Die Arbeiterunion. — Handel mit Doktordiplomen.

In offenbarem Widerspruche mit der unter den Arbeitern herrschenden Bedrängniß scheint es zu stehen, daß gegen vierhundert, theils bei den neuen Parlamentshäusern, theils am Nelsonsmonumente, theils bei den neuen Dampfdocken in Woolwich beschäftigte Maurer und Steinsetzer schnell nacheinander ihren Brodherren den Dienst gekündigt, die Arbeit verlassen und mit ihrem Beispiele eine bedeutende Zahl ebenfalls bei den Parlamentshäusern angestellter Stimmegen und Bindbauer angestiftet haben. Den Anfang dieses sogenannten strike — Aufwerfen der Arbeit ist wohl der deutsche Kunstausdruck — machten die zuerst gedachten Maurer. Veranlassung war die von den Bauherrn, den Herrn Grissell und Peto, welche die drei erwähnten Bauten in Kontrakt haben, verweigerte Entlassung des Oberaufsehers Allen, gegen welchen die Arbeiter gerechten Grund zur Unzufriedenheit zu haben glaubten. Die Bauherrn verweigerten jedes Zugeständniß; darauf berichteten jene, die insgesammt Mitglieder der Birminghamer Union sind, an ihre dortigen Vorsteher, erhielten die Weisung, die Arbeit niederzulegen, und gehorchten. Die Eigenthümlichkeiten der englischen trades unions oder Handwerkervereinigungen sind in Deutschland bekannt, und also auch, daß die Mitglieder der Union nur die Wahl haben, den Anordnungen der Vorsteher zu gehorchen oder aus dem Verein zu treten, im ersten Fall aber für den Verlust ihres Lohnes aus der Vereinskasse entschädigt werden. Es ist also klar, daß, wie der Vorfall keine politische Bedeutung hat, er auch gegen den verschenden Notstand unter den arbeitenden Klassen durchaus nichts beweist. Eine andere Frage ist, ob die Unionisten klug thun, in so bedrängter Zeit starr auf ihrem Sinne zu beharren, ob es nicht wahrscheinlich ist, daß der aus Beiträgen der Mitglieder gebildete Kasse, die nachstens nichts empfängt, wenn die arbeitslosen Mitglieder nicht steuern können, in der jetzigen Noth schnell die Kräfte fehlen werden, die Brodlosen unverkürzend zu entschädigen, und ob deßhalb die Folgen des strike diejenigen, von denen es ausgegangen, nicht härter treffen werden, als die, gegen welche es gerichtet gewesen? Bereits haben die Bauherren aus andern Gegenden Arbeiter kommen lassen, die an die Stelle jener getreten sind. Es verdient lobende Anerkennung, daß die abgedankten Arbeiter, mögen sie im Recht oder Unrecht seyn, sich zu keiner Gewaltthätigkeit gegen ihre Stellvertreter haben verleiten lassen. Sie leben eben voran ruhig zu und erlauben sich höchstens zu lachen, wenn dieser oder jener etwas ungeschickt angreift; denn das gestehen die Bauherren selbst, daß die besten und fleißigsten Arbeiter Unzufriedene sind. Der vor Kurzem erfolgte Einsturz eines der Tunnels auf der von hier nach Brighton führenden Eisenbahn wird vornehmlich dem Umstand zugeschrieben, daß während des Baues die Unionisten die Arbeit kündigten und Andere an ihrer Statt angenommen wurden, die ihn nachlässig oder ungeschickt vollendet haben. Der fragliche Tunnel hieß Patcham tunnel, war über eine Viertelmeile lang und ungefähr vier englische Meilen von Brighton entfernt. Um elf Uhr Morgens ging der letzte Wagenzug durch; der nächste sollte von Brighton in einer Stunde folgen. Schon hatte dieser Brighton verlassen, als zwei Arbeiter ein Schwanken des Tunnels zu bemerken glaubten. Alarmzeichen brachten die zugleich von Brighton und London nahenden Züge zum Halten, und genau in der Minute, wo beide inmitten des Tunnels sich befunden haben müßten, stürzte er ein. Dieß geschah, nachdem wenige Tage vorher auf derselben Bahn vier Menschen getödtet worden waren und ein mit Beschleunigung der ganzen Bahnlänge draufgetaxter Regierungsarbeiter sie in seinem Berichte für die sicherste und bestgebaute erklärt hatte.

Ein Zeitungsavertissement veranlaßte mich neulich zu einem Ertragang in der City. Im Inserate dasselbe im Ortginal und verdeutscht mit. Original in den Sunday Times vom 27sten Oktober: L. L. D., or M. D., or D. D. — A party of the highest respectability, connected with the Continent, has it in his power to procure for any well educated gentleman a Doctor's Degree, in either of the learned professions, in a first-rate foreign University. — Address (post paid) to J. H. T., Burton Coffeehouse, Cheapside. — To prevent trouble, the fees will amount to nearly 70 l. — Deutsch: Doktor beider Rechte, oder Doktor der Arzneiwissenschaft, oder Doktor der Gottesgelahrtheit. — Ein höchst achtbares, mit dem Kontinent in Verbindung stehendes Individuum steht sich in Stand anbei, jedem wohlerzogenen Manne von einer ausländischen Universität ersten Ranges den Doktorgrad in einer der gelehrten Fakultäten zu verschaffen. Das Nähere (portofrei) bei J. H. T. auf Burtons Kaffeehause in Cheapside. — Mühe zu ersparen: die Kosten betragen ungefähr 70 Pfund. — Da ich von einem ähnlichen Avertissement in Paris gehört, gegen welches eine namhafte deutsche Universität in öffentlichen Blättern sich verwahrt, ging ich, mich nach dem Nähern zu erkundigen, auf Burtons Kaffeehaus, sah und sprach das höchst achtbare Individuum J. H. T., und kann allerdings nicht leugnen, daß die mir vorgezeigten Papiere an der im Avertissement behaupteten Maximalsumme meinerseits keinen Zweifel gestatten. Zu Sicherstellung der Verwerder brauchten die siebzig Pfund nicht im Voraus bezahlt, sondern nur beliebig deponirt oder verbürgt zu werden.

(Schluß folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 126 und Prospectus einer „Auswahl einiger der vorzüglichsten Schriften zu Christ-, Geburtstags-, Pathen- und Brautgeschenken," die bei Fr. Volckmar in Leipzig erschienen sind.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 14. December 1841.

Ach! weich dürres Ding iſt es, Glückſeligkeit nur
Durch Andrer Augen zu erblicken!

Shakespeare.
So wie es euch gefällt.

Die Nebenbuhler in Reutlingen.

Eine Mähr hört, was vor kurzen Tagen
In Reutlingen ſich hat zugetragen;

In der Stadt, wo mannhafte Bürger vor Zeiten
Mit Grafen durften und Rittern ſtreiten;

Wo nicht ſie vor Pabſt und Bann ſich duckten,
Und frühe das heilige Buch ſchon druckten;

Wo noch blieb reichsſtädtiſche Sitt' und Art,
Trotz den Hirſchhörnern im Wappen, bewahrt.

Es war für ein Mädchen, wie Milch und Blut,
Das Herz zweier Burſchen entzündet in Glut.

Es hatten die Beiden das ganze Jahr
Wohl mit Feuer zu ſchaffen immerdar;

Ein ſchoß der Eine, vom Flammenſchein roth,
In den Ofen des Nachts das nährende Brot;

Der Andre, berußt, ſchlug am langen Tage
Das Eiſen mit funkenſprühendem Schlage.

Das Feuer ſchuf Beiden wohl viele Pein;
Süß mochte die Flamme, die andere, ſeyn!

Des Mädchens ward immerfort gedacht,
Vom Einen bei Tag, vom Andern bei Nacht;

Und immer ward auch von ihr geträumt,
Weil Einer dem Andern die Schlummerzeit räumt.

Es ſahen die Nebenbuhler ſich nicht,
Weil wechſelnd ſie bannte der Arbeit Pflicht.

Bald hat der Beſtaubte vernommen mit Schmerz:
Holder ſey dem Berußten des Mädchens Herz.

Da fühlt er die Flamme, ſo wohlig zuvor,
Wie ſtechende Nattern lodern empor;

Da flieht nach der Nächte Mühen und Laſt
Ihn am Tag auch die kärglich gegönnte Raſt;

Er ſeufzt: „Wohl möcht' ich den Glücklichen ſehn,
Dem hinkan ich muß, ein Verſchmähter, ſtehn.

„Ob ſelbſt er der Lieblichen Herz errungen?
Ob nur ſie beredet der Menſchen Zungen?“

Er ſinnt, und bald, mit erfindriſchem Geiſt
Seinem Pferd vom Hufe das Eiſen er reißt;

Er ſchwingt ſich hinauf; mit beflügeltem Schritte
Jagt er hin zu des Schmids ſchwarzdampfender Hütte.

Digitized by Google

Drin lodert das Feuer luſtig und hell;
„Beſchlagt mir raſch mein Röſslein, Geſell!“

Das Eiſen der Schmid im Feuer glüht,
Es aufzuſchlagen er wacker ſich müht.

Der Andre ſchaut in trübſeliger Ruh
Dem Thun des kräftigen Jünglings zu;

Sieht den nervigen Arm, die hohe Geſtalt,
Das Feuerauge, Haar das wie Mähnen wallt,

Und in dem vollen, treuherz'gen Geſicht
Des Glücks verklärende Zuverſicht.

Und bei ſich ſeufzt er: „Er iſt es werth!“
Er zahlt für's Eiſen und ſchwingt ſich auf's Pferd.

„Euer Eiſen, Geſell, wohl lange mir hält!
So bring' Euch lang Glück in's Haus mein Geld!

„Stets bleib Euch ein Groſchen, zu kaufen Brot,
Daß einſt Kinder und — Weib nicht leiden Noth!

„Ich kehre nicht mehr nach Hauſe zurück;
Ich ſuch' in der weiten Welt mein — Glück!“

Ein Abſchiedsblick ſucht noch des Mädchens Haus —
Dann ſprengt er zum Thor, in die Welt hinaus.

Dem ſtaunenden Schmide die Wahrheit dämmert;
Mitleidig ſeufzend weiter er hämmert.

Spaziergänge durch Nimes.

(Fortſetzung.)

„Ich liebe die Bekanntſchaft der Dichter im Allgemeinen nicht,“ erwiderte er, indem er einen nachdenklichen, faſt ſchmerzlichen Blick auf dem von ſeiner frühern Fülle entkleideten Flügel der Poularde ruhen ließ; „die vortheilhafteſte Seite der Literaten ſind in der Regel ihre Schriften, und ihre Perſönlichkeit entſpricht den Vorzügen ihrer Werke ſo ſelten, daß man von ihrer Bekanntſchaft gewöhnlich nur unangenehme Enttäuſchungen mit ſich fortnimmt.“

„Wenn Sie eine Mittheilung über Reboul intereſſirt,“ ſagte ein alterlicher Mann, welcher bis jetzt keinen Antheil an der Unterhaltung genommen hatte, und an deſſen blondem Haare und nur zuweilen bei den Ruſſen ganz verſchwindenden Accente ich den Deutſchen zu erkennen glaubte, „ſo kann ich Ihnen von einem Beſuch bei Reboul, von dem ich ſo eben zurückkomme, erzählen.“ — Meine erwartungsvolle Miene ließ keinen Zweifel darüber, wie willkommen dieſe Mittheilung mir ſeyn würde, und der Fremde begann ſeinen Bericht mit hinlänglich leiſer Stimme, um nur von dem kleinen Kreiſe ſeiner nächſten Tiſchnachbarn gehört zu werden.

„Ich hatte einen Empfehlungsbrief an Reboul,“ ſagte er, „und begab mich mit demſelben heute Morgen in die rue du Cyprès, wo mir Nr. 5, ein kleines Haus mit zwei Fenſtern in der Breite und von elendem Anſehen, als die Wohnung des Dichters Reboul bezeichnet wurde. Ein zerriſſener, blau und weiß geſtreifter Vorhang ſchien beſtimmt, einen erbärmlichen Backerladen an der Vorderſeite des Hauſes gegen Sonne und Regen zu ſchützen. In der Regel ſoll Reboul die Morgenſtunden mit dem Kneten des Teigs hinbringen; ich fand ihn indeſſen nicht bei dieſer nützlichen Beſchäftigung, und ein kleines Mädchen, welches ich im Laden traf und das mit ſeinem ſchmutzigen Kleide und ſeinen ungekämmten Haaren ganz zur Umgebung paßte, übernahm es, dem Dichter meinen Brief zu übergeben. Die Kleine kehrte mit der lakoniſchen Antwort: „bientôt“ zurück; deſſen ungeachtet dauerte es wohl fünf Minuten, bevor eine Stimme von oben einige Worte herabrief, welche ich nicht verſtand. Das Kind führte mich nun aus dem Laden heraus, um die Ecke des Hauſes herum, in eine noch engere Straße, dann eine Treppe hinauf und in einen mit Mehlſäcken gefüllten Vorſaal. Ich manövrirte mich glücklich genug durch dieſe hindurch und öffnete die mir angezeigte Thür, ſtolperte aber, da der Eingang ſehr dunkel war, über eine Stufe, die in die Stube hinaufführte, und fiel gegen die Thür, von deren vier, glücklicherweiſe ſehr kleinen Glasſcheiben ich nur eine zerbrach.“

„Ich trat endlich in das Zimmer; die Wände waren geweißt und ein altmodiſcher Schreibtiſch, auf dem Bücher und Papiere durch einander lagen, ſtand als vornehmſter Hausrath am niedrigen Fenſter. An dieſem Tiſche ſaß Reboul, in hellbraunem Ueberrocke, mit offenem Hemde ohne Halstuch, eine kleine braune Pelzmütze auf dem Kopfe. Seine Geſichtsbildung hat nichts Ausgezeichnetes; ſein ſchwarzes Haar und ſeine gelbliche Haut deſtunden den Südländer; ſein dunkles Auge entwickelt viel Feuer, wenn er ſpricht, und er ſpricht lebhaft und gut.“

„Er empfing mich ſehr freundlich und brachte das Geſpräch bald auf deutſche Literatur. Ich enthalte mich jedes Urtheils über ſeine Bemerkungen, deren ich nur einige mittheile. Schiller lobte er ſehr und meinte: „il est correct, on pourrait dire, tout-à-fait français ou latin.“ Goethe war nicht nach ſeinem Geſchmacke; er warf ihm vor, er lege oft einen großen Plan an, ohne ihn gehörig durchzuführen, und halte ſeine Charaktere

Digitized by Google

nicht immer richtig. Viel deklamirte er gegen den Zeitgeist des Jahrhunderts, welcher alles Große unterdrücke; dann klagte er, daß er sich so allein und verwaist in der Welt finde und er sich oft nach häuslichem Glücke sehne. „Dieu a mis dans notre âme le besoin d'aimer," setzte er hinzu. Er sey Wittwer und ohne Kinder, und wenn sein Alter von zwei-und-vierzig Jahren ihm auch wohl gestattete, sich wieder zu verheirathen, so verhindere seine Armuth ihn, an die Erfüllung eines solchen Wunsches zu denken. Die Armuth sey für ihn keine Last, aber der Gedanke, ein Wesen, das er liebe, Entbehrungen aussetzen, sey für ihn zu peinlich, als daß er ihn nicht von seiner Wiederverheirathung abhalten sollte, auch werde man, wenn man in den Wissenschaften lebe, leicht zu strenge in seinen Ansprüchen."

„Redoul ist, glaube ich, ein Mensch von edlem Herzen; dessen ungeachtet ist er nicht frei von jenem religiösen Fanatismus des Südens, welcher alle, auch die härtesten Schritte des römischen Stuhls, und selbst die Inquisition billigt, als nothwendiges Mittel, meint er, zu einem guten Zwecke, zur Befestigung und Verbreitung des Glaubens. — Auf meine Frage, ob das Dichtertalent sich früh in ihm entwickelt habe, antwortete er: „Oh oui, il y a longtemps que je m'occupe de ces petites choses là." Meine Karte, welche er sich ausbat, steckte er an den bereits reichlich mit Visitenkarten gezierten Spiegel, und zwar neben die von Lamartine, wie er sagte."

Ich äußerte gegen den Fremden, ich glaube einem deutschen Landsmann für die interessante Mittheilung verpflichtet zu seyn, und ich hatte mich nicht geirrt. Meine Freude über diese Entdeckung wurde getheilt. Man braucht nur kurze Zeit vom Vaterlande entfernt gewesen zu seyn, um im Begegnen eines Landsmanns ein glückliches Ereigniß zu sehen. Der Deutsche aber hat vor Allen ein Recht, seiner Landsleute sich zu freuen, wenn er mit ihnen unverhofft, fern von der Heimath und auf fremdem Boden, zusammentrifft. Ich darf es aus tiefster Ueberzeugung und mit Stolz, trotz Heines und anderer Renegaten, meinen Landsleuten sagen, daß man erst im Vergleich mit andern Nationen den Deutschen schätzen und würdigen lernt, wie er es verdient. Dieses Urtheil stieß nicht auf mißverständenem, befangenem Patriotismus; es wird selbst von den Franzosen getheilt, welche längere Zeit in Deutschland und andern Ländern zu leben Gelegenheit gehabt haben, und welche freisinnig genug sind, die Eigenschaften des deutschen Volks mit denen anderer Völker vorurtheilsfrei zu vergleichen. Außerdem hört man, seit die Franzosen angefangen haben, sich mit deutscher Sprache und Literatur zu beschäftigen, überall in den Hörsälen der französischen Akademien gerade aus dem Munde der ausgezeichnetern Professoren Citate aus den Werken deutscher Dichter und Schriftsteller, nicht bloß als Belege zu eigenen Ansichten, sondern eben so oft als entscheidende Stimmen in streitigen Fragen, und die oft fast übertriebene Achtung vor deutscher Gelehrsamkeit, Tiefe und Gründlichkeit in Behandlung aller Wissenschaften ist ein gerechter Tribut, den das Verdienst dem Verdienste nicht versagt.

Die Tischgesellschaft zerstreute sich indessen, und ich schlenderte mit meinem neuen Freunde nach dem Zelte, welches sich vor dem trefflichen Café der Esplanade ausbreitet; dort sprachen wir bei einer Tasse Kaffee und einer von meinem Gefährten glücklich eingeschmuggelten trefflichen Havannahcigarre vom Vaterlande, und erwarteten in aller Behaglichkeit die Abendkühle, um dem Amphitheater gemeinschaftlich einen zweiten Besuch abzustatten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, November.

Zustand der Industrie im Kirchenstaat.

Wiederholt schon habe ich bei frühern Gelegenheiten in diesen Blättern über die Verhältnisse der Industrie und des Handels im Kirchenstaat gesprochen. Wenn ich gegenwärtig auf diesen Gegenstand zurückkommend eine gedrängte allgemeine Uebersicht der gegenwärtigen gewerblichen und kommerziellen Zustände des Landes versuche, so folge ich dabei in der Hauptsache den Resultaten, welche sich aus den detaillirten Mittheilungen in den vorläufig erschienenen Cenni economico-statistici sullo stato pontificio von Angelo Galli, Haupte buchhalter im Finanzministerium, ergeben. Positive und ganz genaue Angaben über die Industrie sind indeß auch in diesem Werke nicht enthalten. Die Regierung selbst besitzt nur eine seine Materialien, die noch einer Zusammenstellung und Anordnung bedürfen. In den Jahren 1825 und 1826 ging man daran, diesen Stoff zum Behuf einer industriellen Statistik zu sichten, und zwei der obern Beamten der Zollverwaltung wurden mit dieser Arbeit beauftragt; aber die Sache blieb liegen und das gesammelte Material kam erst jetzt Galli zu gute. Was die Stadt Rom betrifft, so hat man über den Zustand und die Zahl der Manufakturen und Fabriken, die Zahl der Handwerker, den Werth des rohen Materials und der Produktion, im Ganzen ziemlich vollständige Angaben, desto ungenauere aber für die Provinzen. So kann denn die Uebersicht immer nur eine approximative seyn.

Die Zahl der gegenwärtig in Rom vorhandenen Fabriken beläuft sich auf 395, in welchen 6,310 Arbeiter beschäftigt sind. Der Werth des in denselben verbrauchten Materials, mit Einschluß aller sonstigen Auslagen, wird auf 2,165,177 Scudi angegeben, jener der Produktion auf 2,453,011 Scudi. Diese Summen sind indeß keineswegs die richtigen, denn es fehlen manche Industriezweige, z. B. die der Hornbereiter, Lein- und Hanfweber, Destillirer, Metallarbeiter u. s. w., nebst der Bezeichnung des Werthes. Für die Provinzen sodann sind so wenige Details vorhanden, daß es unmöglich ist.

Digitized by Google

eine statistische Uebersicht zu geben. Mit den einzelnen Gegenständen zu beginnen, so finden wir vorerst die Webestühle. Manufakturen von einiger Bedeutung gibt es in Rom, Bologna, Perugia, Spoleto, Norcia, Pergola, Matelica, Atarri. Früher war diese Fabrikation einigermaßen thätiger, nahm aber ab, wie überhaupt allerwärts in Italien, weil man weder in Hinsicht der Güte noch in der des Preißes mit ausländischen Produkten die Concurrenz aushalten konnte, und weil man bei den alten Methoden verharrte, während anderwärts von Jahr zu Jahr Verbesserungen eingeführt wurden. Auch auf die Schafzucht hatte dieß einen nachtheiligen Einfluß, und man versichert, daß mit der Abnahme der Wollenmanufakturation die die und da eingeführte Merinosbzucht meist rückgängig ward. Eine im Jahr 1835 von der Regierung ausgesetzte Prämie hat nicht viel genutzt, und so steht gegenwärtig der Kirchenstaat auch dem benachbarten Toscana noch, wo dieser Industriezweig, wie ich bei andern Gelegenheiten bemerkte, neuerdings immer mehr in Aufnahme kommt, wenn man sich auch, was seine Fabrikate betrift, schwerlich mit andern Ländern wird messen wollen und können. Seidenfabriken bestehen in der Hauptstadt, in Bologna, Perugia und Camerino; in Faenza gibt es vielleicht die ärdste Spinnerei Italiens; Ancona, Pesaro, Forli, Fano, Osimo, Rimini und andere Städte der Romagna und Marken haben an dieser Industrie Theil. Es wird im Kirchenstaat vortreffliche Seide gewonnen, und die von Fossombrona gilt für die beste in Italien. Der größte Theil der rohen Seide aber, nebst einer bedeutenden Quantität gezwirnter, geht in's Ausland, von wo man eine Menge Zeuge bezieben muß. Auch hier geht's wie beim Wollentuch; französische und Florentiner Seidenstoffe sind schöner und wohlfeiler als die einheimischen.

(Fortsetzung folgt.)

London, November.

(Schluß.)

Th. Hook. — Grant.

Einmal bei Citaten, gedenke ich des von deutschen Zeitschriften erwähnten Abiebens des hiesigen Novellisten Theodor Hook. Allerdings ist Hook todt; aber was unser Ausdern die Leipziger Blätter für literarische Unterhaltung und die Wiener Zeitschrift an ihm außein bemerkenswerth finden, daß er als Hauptredakteur der bekannten Tonzeitung, John Bull, gestorben, ist nicht wahr. Hook hat den John Bull gestiftet, in den sehr bewegten Tagen des famosen Prozesses Königs Georg IV. gegen seine Gemahlin Karoline; er nahm darin wider alle whigschen Blätter Partei für den König. Später verkaufte er sein Eigenthumsrecht an der Zeitung und zog sich von aller Theilnahme daran zurück, obgleich sein politisches Glaubensbekenntniß bis zu seinem Tode unverändert torystisch blieb. Dagegen übernahm er vor einigen Jahren die Hauptredaktion der bei Colburn erscheinenden belletristischen Zeitschrift: the new monthly magazine and humourist, die er auch bis zuletzt fortgeführt hat. Seine Lebensbeschreibung könnte unter den rechten Händen sehr reich und pikant werden. Hook war der Sohn eines geachteten hiesigen Komponisten und erhielt eine Erziehung, die ihm auf den unsichersten Titel: gentleman, ein Recht gab. Als solcher bekam er Streit mit einem Offizier, fühlte sich beleidigt und forderte. Der Offizier verweigerte „dem Sohn eines Tonsetzers" das Recht des Gentleman. Damals lebte der Herzog von York noch; bei ihm, als Oberbefehlshaber der Armee, beschwerte sich Hook. Der Herzog entschied, daß dem Sohne eines Künstlers als solchem das Recht des Gentleman gebühre. Der Offizier erkannte das nicht an, und auf die vom Herzog ihm gestellte Wahl, sich mit Hook zu schlagen oder den Dienst aufzugeben, that der Mitular das letztere und verkaufte sein Patent. Der Vorfall erregte Aufsehen und erwarb dem jungen Hook Freunde, die dem Unbemittelten einen einträglichen Posten in Ostindien verschafften. Er hatte damit sein Glück und kam bald wieder nach England zurück. Er hinterließ seine Familie in schlechten Umständen und seine Freunde haben zu ihrer Unterstützung eine Subscription eröffnet, deren Ertrag die Hinterlassenen vollkommen vor Nahrungssorgen schützt. Von einer einzigen Hand gingen 500 Pf. ein; die Größe dieser Summe ließ auf eine fürstliche Hand schließen, und es verbreitete sich das Gerücht, daß sie vom König von Hannover herrühre. Nach seinem Rücktritt vom John Bull widmete er seine Feder der Novellenliteratur und später das Beste seines Witzes der von ihm redigirten Monatsschrift. Ich kann aus eigener Erfahrung versichern, daß seine Freunde an ihm einen trefflichen Gesellschafter verloren haben, und ich bin nicht der Einzige, der seine mühsame Unterhaltung seinen schriftlichen Leistungen, den Humor seiner gesprochenen Worte dem seiner gedruckten bei Weitem vorzog. Er glaube ziemlich Alles gesehen zu haben, was unter seinem Namen erschienen ist, gelesbe aber, daß ich nie begreifen konnte, weshalb ein freundlichen Geschicke Hook den Ruf eines der besten Novellisten Englands zu danken hat. Es ist hier nicht der Ort, dieß mit Gründen zu belegen. Was er zuletzt herausgegeben, waren fremde Dichtungen, deren Verfassern er — wie das hier stark Mode zu werden anfängt — seinen Namen nicht lieh, sondern für Gold verkaufte.

Der zuerst durch seine Great Metropolis und dann durch seine Random Recollections in der englischen Literatur und auch in Deutschland bekannt gewordene Grant hat so eben ein neues Werk über London herausgegeben: Lights and Shadows of London Life. Er beginnt darin: medizinische Quacksalber und Quacksalberei, politische, literarische und vermischte Quacksalberei, Puymackereinnen, junge Frauen, weibliche Dienstboten, die Aristokratie und die unteren Stände, Wohlthätigkeit und milde Anstalten, beträchtliche Bettler, Speisehäuser, Kaffeehäuser, Quäker und Quäkerleben, Juden und Judenleben, und ein langes et cetera. Daß Grant London kennt, unterliegt keinem Zweifel; daß er aber Vieles nicht kennt, worüber er geschrieben hat, ist eben so gewiß, und wie seine Great Metropolis eine große Menge irriger Angaben enthielt, so ist dieß jetzt wieder mit seinem „Licht und Schatten" der Fall. Ich empfehle daher den Lesern, dem Buche keine einstreibende Autorität beizumessen und dem Verfasser namentlich an den Stellen zu mißtrauen, wo, nachdem er die Schwierigkeit eingestanden, sich die erforderlichen Data zu verschaffen, er mit runden Zahlen und Spezialitäten obnsk freigebig ist. Im Allgemeinen sind seine Schilderungen übertrieben, und darf von Schriftstellern gelten, was von Malern gelten soll, daß mit Verstand zu stehlen, ein übbscher Theil ihrer Kunst, sich selbst aber zu verstehlen, ein strafbares Vergehen an der Kunst sey, so hat Grant schwer gesündigt durch die zahlreichen, an seinen früheren Schriften verübten Plagiate.

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 15. December 1841.

— Edepol, qui amat, si egel, misera officitur
Aerumna.

Plautus.

Der Huszar von Debreczin.

Ein ungariſches Idyll.

Hell und heiter dämmerte der Morgen im Oſten der unabſehbaren Haide auf und ſcheuchte alsbald das Dunkel aus den breiten Gaſſen von Debreczin, der geräumigen Stadt mit ihren niedern, wohnlichen, von weitläuftigen Hofraithen umgebenen Häuſern, wie der Magyar ſie liebt, der, um behaglich zu wohnen, des Raumes und des Lichtes bedarf, und in ſeiner angeſtammten Nomadennatur das trauliche, dem Deutſchen ſo eigenthümliche enge Zuſammenrücken hochaufgethürmter Gebäulichkeiten haßt und meidet. Ueber Straßen und Häuſern ruhte noch der Frieden der ſcheidenden Nacht, und wenige von den Bewohnern mochten wohl ſo früh dem ſüßen Schlummer ſich entriſſen haben, wie Erszy, die Tochter des Seifenſieders Janos, die darfuß aus dem Kämmerlein ſchlüpfte, um im Hofe am Brunnentrog das braune Antlitz mit den klaren Augen in das friſche Naß zu tauchen, und dann, darüber hingebeugt, wie vor einem Spiegelglas das lange, rabenſchwarze Haar zu ſtrählen und zu flechten. Und wie ſie alſo die üppige dunkle Maſſe theilend durch die runden Finger zog, öffnete ſich unſern des Brunnens die Stallthüre, durch welche Laszlo, der Knecht, ſeine fünf Schimmel, bereits gepuzt und angeſchirrt, hervorzog, um ſie zu tränken, bevor er ſie an den Leiterwagen ſpannte, der aufgerüſtet unter dem Schuppen ſtand.

Freundlich, wie der junge Tag, bot das ſchöne Mädchen dem ſtattlichen Knaben die Zeit, der, ſtatt den Gruß mit gleicher Freundlichkeit zu erwidern, mürriſch entgegnete: „Was wünſchest du doch mir einen guten Morgen, da du nur allzu wohl weißt, daß weder der Morgen noch der Abend, weder der Mittag noch die Mitternacht mir hold ſind?“ — Erszy trat ganz nah zu dem Trotzkopf hin, nahm ihn bei der Hand, während die Roſſe begierig den kühlen Trank in ſich ſogen, ſah ihm heiter und feſt in die finſtern Augen und ſagte: „Hoffe und vertraue, Lieber; Alles wird noch gut werden.“ — Ein ſchmerzliches Lächeln zuckte auf des Jünglings Lippen. — „Alles noch gut werden?“ hob er an; „das traumſt du, Kind; es wird noch ſchlimmer, als es je geweſen, denn ich weiß ſicher und gewiß, daß der Iſtok deinetwegen bereits angefragt hat, und leicht deines Vaters Jawort erhalten wird.“

Die Dirne lachte hell auf und fragte: „Will der Iſtok den Herrn Vater heirathen, oder mich?“ — „Welch thörichte Frage!“ — „Nein, mein Freund, die Frage iſt ganz klug, denn Erszy wird nur dem ihr Ja geben, den ſie ſich ſelbſt erkoren.“ — „Das iſt gar bald geſagt,“ meinte der Knecht, während er ſeine Pferde an den

Digitized by Google

Wagen zog, wohin Ersky ihm folgte; „aber es wird und muß uns nicht besser ergehen, als deiner Mutter und meinem armen Istevan, die sich auch mit einander vor des Himmels Angesicht das Wort gegeben hatten."

Ersky legte schmeichelnd die Hand auf Laszlos Schulter und sprach: „Eile nicht so, noch ist es früh am Tage, und die Mägde liegen faul und verschlafen auf der Streu, von der sie sich nicht eher erheben werden, als bis du ihnen mit der klatschenden Geißel das Zeichen gibst. Du hast also alle Muße, mir zu berichten, welche Bewandniß es eigentlich mit deinem Stiefbruder und meiner Frau Mutter hat. Ich habe wohl davon läuten hören, doch weiß ich immer noch nicht, wo die Glocken hängen. Nicht wahr, du thust mir den Gefallen, mein guter, mein lieber Laszlo?" — Laszlo war nicht im Stande, dem Begehren der kleinen Schmeichlerin sich zu entziehen, und entgegnete: „Sey es darum. Warum auch sollte just dir allein verborgen bleiben, was seit langen Jahren der ganzen Stadt bekannt ist? Vernimm denn."

„Als vor etwa fünf-und-zwanzig bis dreißig Jahren mein Herr Vater, Laszlo geheißen, wie ich, meine Frau Mutter heimführte, war sie seit langer Zeit schon Wittwe und besaß einen zwar unmündigen, aber schon hochaufgeschossenen Sohn aus erster Ehe, dem sie, zu Handen seines Vormundes, vor ihrem Wegzug das Erbtheil seines Vaters, ein schönes Haus sammt Anwesen hier zu Debreczin übergeben mußte. Der Istevan war ein wilder Bube, der keine Freude am Geschäft hatte und welchen, nachdem die Frau Mutter ihn verzogen, der Vormund nimmer zurecht bringen mochte, sondern durch seine Strenge so rappelköpfig machte, daß mein Istevan an einem schönen Morgen seinen besten Gaul sattelte und mit des Königs Werbern heimlich davonritt, worauf er Jahre lang nichts mehr von sich hören ließ, und alle Leute schon meinten, er sey etwa im Feld vor den Türken geblieben, bis endlich, es mögen jetzt wohl an die achtzehn Jahre darüber hingegangen seyn, ein stattlicher Huszar nach Debreczin kam, der seiner Wunden wegen Urlaub erbolten hatte, und Niemand anderes war, als eben der entlaufene Istevan."

„Istevan sah nach Haus und Hof, hieß die bisherige Verwaltung seines Vormunds gut und hat denselben, das Geschäft noch fortzuführen, da er selber nicht Lust hegte, sobald schon aus den Bügeln zu springen und den Fuß auf die heimische Erde zu setzen, sondern vielmehr den Plan gefaßt hatte, als Cadett ex propriis, wie sie's heißen, fortzudienen, um mit der Zeit Offizier zu werden, weil er denn doch hinlängliches Vermögen besaß, die Ausrüstung zu bestreiten. Diese Vorsätze aber durchkreuzte urplötzlich die Liebe, die so manchen Entschluß schon zum Wanken und zu Fall gebracht hat. — Beim Jahrmarktstanz lernte er die zierliche Ilona, deine Mutter, kennen, erklärte ihr seine Leidenschaft, erhielt die Zusicherung treuer Gegenneigung, und ritt am nächsten Morgen schon von dannen, doch nicht, um sich als Cadett zu melden, sondern um den Abschied zu begehren, der ihm nach den sechs Jahren, in welchen er unzähligen Feldschlachten und Scharmützeln beigewohnt hatte, nicht wohl versagt werden konnte, besonders da der Krieg vorüber und Aussicht zu langem Frieden da war. Immerhin aber dauerte es schier zwei Jahre, bevor die Ausfertigung des Abschieds von Wien aus zu dem Regimentskommando gelangte, nach deren Ablauf der junge Reitersmann wieder gen Debrezin ritt, um hier die kaum erworbene Freiheit in neue unauflösbare Fesseln zu bannen."

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge durch Nimes.

(Fortsetzung.)

Wir konnten unsere Promenade eher antreten, als wir geglaubt; dicke Gewitterwolken waren am Horizonte heraufgezogen und traten schüfsend zwischen die Sonne und die lechzende Erde. „Sind Sie meiner Meinung," schlug ich meinem Begleiter vor, „so gehen wir mittelst eines kleinen Umwegs und zuach Besichtigung des weniger Großartigen, zum höchsten Genusse über, d. h. wir sehen zuerst die porta Augusti und die porte de France und begeben uns dann erst nach der Arena." Er war mit mir einverstanden, und bald befanden wir uns auf der place des Carmes.

Der Kirche des Carmes gegenüber befindet sich die porta Augusti, gegenwärtig den Eingang in die Kaserne der Gensdarmerie bildend. Erst im Jahre 1693, wo man die Vorderseite eines unter Karl VI. i. J. 1391 erbauten Schlosses abbrach, erschien zum großen Erstaunen der Arbeiter die porte d'Auguste, welche durch eine auf ihrer Attica befindliche Inschrift einen interessanten Beitrag zur Bestimmung des Alters der Kolonie Nimes liefert. Diese Inschrift ist folgende: Imp. Caesar. Divi. F. Augustus cos. XI. Tribun. Potest. VIII. Portas Muros Col. Dat. Die Thore und Mauern der Stadt wurden also erbaut im Jahre 16 vor Christus. Die Basis des Thors liegt zehn Fuß tief unter dem Boden, welcher es gegenwärtig umgibt. Vier Bogen sind durch das Thor gesprengt, zwei große in der Mitte, wahrscheinlich für Wagen und Reiter, zwei kleinere rechts und links seitwärts von jenen, für Fußgänger. Die beiden letztern Durchgänge sind durch die Erdöhung des Terrains umher so verschüttet, daß nur noch der obere Theil derselben sichtbar ist. Jede dieser kleinern Thoröffnungen befindet sich zwischen zwei Pilastern korinthischer Ordnung, die sich bis zum Gesimse des Thors erheben. Ueber jedem

Digitized by Google

der größern Bogen des Thors befindet sich ein Ochsenkopf, auf welchem das Gesims ruht; über jedem der kleinern Bogen dagegen sieht man eine Nische, worin vermuthlich Statuen gestanden haben.

Wir gingen jetzt, unserm Vorsatz getreu, ohne uns aufzuhalten, am Amphitheater vorüber, wandten uns rechts um das Hôtel de Dieu und standen vor der porte de France: ein einziger schwerfälliger Bogen, über dem sich eine hohe Attica mit vier zum Theil stark beschädigten Pilastern erhebt. Sie bildet den Eingang in die enge Straße, welche von ihr den Namen führt. Die porte de France war, unter dem Namen porta cooperta, eines von den zehn Thoren, welche die Römer in Nimes errichtet. Nur einige Minuten gebot dieses wenig anziehende Denkmal unserer Ungeduld Schweigen, und wir eilten dem Amphitheater zu, besorgt, durch das immer drohender sich ankündigende Gewitter vielleicht bald unsern Besuch in demselben abgekürzt zu sehen.

Das Amphitheater von Nimes ist vielleicht das besterhaltene, welches besteht, und indem ich mir die wenigen Fragmente eines Monuments dieser Art in's Gedächtniß zurückrief, welche ich in Trier so oft mit Ehrfurcht betrachtet, erschien mir die Arena von Nimes in ihrer wunderbaren Erhaltung ein um so beneidenswertherer Besitz unserer Nachbarn. Das Amphitheater, dem wir uns jetzt gegenüber befinden, ist von ovaler Form, welche die Römer, so viel ich weiß, allen Gebäuden dieser Gattung gaben. Der große Durchmesser von Osten nach Westen beträgt, die Dicke der Umfangsmauer eingeschlossen, 405 Fuß, der kleinere Durchmesser von N. nach S. aber nur 317 Fuß, und die Höhe vom Boden bis zum obern Rande der Attica 66 Fuß. Der Bau, welcher in den so eben angegebenen Dimensionen den innern, ehemals für die Spiele und Kämpfe bestimmten Raum oder die eigentliche Arena ganz umschließt, besteht aus zwei, oben durch eine Attica geschlossenen Stockwerken. Der untere Stock bildet einen Porticus, der sich mittelst 60 Arcaden sowohl nach dem das Amphitheater umgebenden Platze als nach der Arena im Innern öffnet und von allen Seiten eine freie Durchsicht in die letztere gestattet.

Alle diese Arkaden dienten zu Aus- und Eingängen für ein Publikum von mehr als 24,000 Zuschauern, welche das Amphitheater fassen konnte. Unter denselben sind vier Haupteingänge durch größere Arkaden bezeichnet, welche den vier Himmelsgegenden entsprechen. Die Arkaden sind überall gleich weit von einander entfernt und verengen sich nach dem Innern zu perspektivisch, da die ihre Tiefe bildenden Seiten auf Linien konstruirt sind, welche man sich vom Centrum der Arena nach den verschiedenen Punkten des äußern Umfangs gezogen denkt. Zwischen den Arkaden befinden sich Pilaster von zwei Fuß Dicke und Breite, auf welchen das Gesims des untern Stockes ruht. Derjenige der vier Haupteingänge, welcher sich nach der Nordseite öffnet, ist der einzige, welcher einige Ornamente zeigt; es befindet sich über demselben ein Fronton in dreieckiger Form und unter dem Fronton treten zwei Stiere bis zur Mitte des Körpers aus der Mauer vor. Wahrscheinlich diente dieses Haupthor dem Kaiser und den höchsten Beamten der Kolonie, während die übrigen Haupthore zur Einführung der Gladiatoren und der kämpfenden Thiere bestimmt waren.

Der obere Stock hat eben so viele Arkaden wie der untere, und dieselben stehen genau auf den gleichnamigen Theilen der untern auf. Die Säulen, welche die Bogenöffnungen des obern Stocks trennen, sind toscanischer Ordnung; nur das Verhältniß der Höhe zur Dicke der Säulen läßt dieß schließen, da die Zeit den Charakter der Capitelle verwischt hat und diese letztern zum Theil selbst nie ausgeführt worden sind. Dieser Umstand beweist, daß die Alten ihre Ornamente erst auszuführen pflegten, nachdem die Steine, welche damit versehen werden sollten, bereits ihren Platz im Bauwerk eingenommen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

Stand des Handels. — Fallissemente.

Vor einiger Zeit hatte ich Gelegenheit, die Solidität der hiesigen Börse zu rühmen und in diesen Blättern darauf aufmerksam zu machen, daß große ausländische Krisen, wenn auch nicht ganz ohne, doch nur von geringer Rückwirkung auf dieselbe sich gezeigt haben. Die allerneueste Zeit hat uns dieß bewiesen, daß auch bei uns einige bedeutende Häuser auf jene verderblichen Spekulationen sich eingelassen haben, die schon lange an der Londoner und Pariser Börse geherrscht, und damit für sich und Andere sehr bedeutende Verluste, ja völligen Ruin herbeigeführt haben. Trotz des allgemeinen Schreckens, den die großen, so völlig unerwarteten Fallissements in Wien unter dem hiesigen Handelsstande verbreiteten, sind die Wirkungen derselben nicht so bedeutend gewesen, als man zu Anfang fürchten mochte. Freilich erlitten auch hier einige Häuser dadurch Verluste; allein es waren zum Glück solche, die sie tragen konnten, und so rauschte dieser Sturm an unsern Häuptern vorüber, ohne Spuren der Zerstörung zu hinterlassen. Kaum hatte sich aber dieser Schrecken gelegt, so zeigten sich neue Veranlassungen zu Besorgnissen, und zwar im Schooße des hiesigen Handels selbst. Es stellte sich heraus, daß von großen, bisher als völlig solid betrachteten Häusern wahrhaft kolossale Spekulationen gemacht worden waren, und zwar vornehmlich auf das Steigen der Getreidepreise berechnete. Ein altes kaufmännisches Sprichwort in Hamburg sagt aber: „Um endlich durch den Kornhandel reich zu werden, muß man erst dreimal fallirt haben;“ man betrachtet also diesen Handel, und mit Recht, als den gefährlichsten von allen. Nun kauft aber ein solcher Spekulant Getreide und ähnliche, großen Chancen unterworfene Waaren nicht

Digitized by Google

nur in bedeutender Menge an, sondern er treibt eine Art Jobberei damit, indem, wie bei der Stocksjobberei, die verkauften Effekten nicht wirklich geliefert, sondern am Verfalltage nur die Differenz des Preises ausgezahlt wird; d. h. stehen sie an dem oder dem Tage niedriger im Preise, als wofür man sie gekauft hat, so zahlt der Käufer die Differenz an den Verkäufer; wenn aber, so zahlt letzterer an den ersteren. Auf diese Weise werden enorme Geschäfte gemacht, die oft an einem einzigen Tage den verwegenen Spekulanten entweder zum Millionär oder zum Bettler machen können. Wenn nun schon die Stocksjobberei mit großen Gefahren verbunden ist, so ist es die Waarenjobberei, namentlich in Getreide, in noch weit größerem Maße. Wer einigermaßen auf den Gang der Politik Achtung gibt, oder sich wohl gar mit einflußreichen Personen in Verbindung gesetzt hat, der wird wenigstens ungefähr berechnen können, woher der Wind in der Politik weht, und ob Krieg oder Frieden zu erwarten steht; ja, die großen kaufmännischen Gehülfen können sogar, je nachdem es ihr Vortheil erheischt, ein künstliches Steigen oder Fallen der Staatspapiere bewirken und in den ihnen gegönnten vierundzwanzig Stunden ihre Operationen ausführen. Allein beim Spekuliren auf das Steigen oder Fallen der Kompreise fallen alle solche Berechnungen weg, sind solche Künste nicht anzuwenden, weil Wind und Wetter sich nicht berechnen lassen und die Natur den Wetterpropheten und Spekulanten mehrfach alle Augenblicke ein Schnippchen schlägt. Welche Chancen muß also der laufen, der auf Regen oder trockene Luft, Kälte oder Wärme der Atmosphäre seine Spekulationen begründet! Zeigt sich nun die Ernte gut nur ein verdächtiges Wölkchen am Himmel, so eilt der Kornspekulant an die Börse und schließt seinen Handel auf Steigen ab; vielleicht hat sich aber die Wolke schon vorgezogen, bevor er nach Hause zurückgekehrt ist, und mit sorgenvollen Blicken schaut er zum heitern Himmel, ja, schickt wohl gar Gebete zum Jupiter pluvius empor, damit dieser, wo möglich, eine kleine Sündfluth über die Erde verhänge.

(Fortsetzung folgt.)

Rom, November.

(Fortsetzung.)

Zustand der Industrie im Kirchenstaat.

Die Produkte der Lederbereiten reichen einestheils zum Bedarf nicht hin, anderntheils stehen sie den aus der Schweiz, Frankreich, Deutschland und Rußland eingeführten nach, wie gleich in den südlichen Provinzen, wo das Vieh so zu sagen das ganze Jahr über im Freien bleibt, vorzügliches Leder gewonnen werden müßte. Die Handschuhfabrikation ist gering und steht selbst bei weitem der neapolitanischen nach, welche wiederum mit Frankreich keinen Vergleich aushalten kann. Das Pergament ist gut, dennoch kommt aus dem Königreich Neapel, namentlich aus Sulmona und Arpino in den Abruzzen, besseres und wohlfeileres, während einheimisches schön, besonders von Fabriano, nach der Lombardei ausgeführt wird. Die Sitte der Pergamenteinbände für Bücher, worin die römischen Buchbinder excelliren, während sonst ihre Leistungen sehr mäßig sind, veranlaßt einen ziemlich starken Verbrauch. Die in der Hauptstadt gelieferten Darmsaiten für musikalische Instrumente sind überall berühmt; seit Jahrhunderten besitzen einige römische Familien das Monopol durch päpstliche Vergünstigung. Die Leimfabriken thun es dem Auslande weder in Hinsicht der Güte noch der Preise gleich. Wachsbleicher werden in Rom, Bologna, Fuligno, Ancona und anderwärts geliefert, von mäßig guter Qualität, meist aber von fremdem Wachs, weil im Staate die Bienenzucht vernachlässigt ist. Auch Stearinkerzen werden fabrizirt, Immer aber noch steht man diese Artikel aus dem Auslande ein. Unter den Talgsiedern nennt man die von Spoleto als die besseren. Die Fabrikation der Eilz- und Seidenbänder hat namentlich in der Hauptstadt bedeutende Fortschritte gemacht, und von den ersteren gehen einige tausend nach dem Neapolitanischen und Toscana.

Früher gingen bedeutende Summen nach Neapel und Genua für Mettelasierten aller Art, jetzt ist die Fabrikation derselben im Kirchenstaat ziemlich ausgedehnt, und man baut zu diesem Zwecke den harten Weizen von Manfredonia und Taganrog, dessen Saattern man inzeß von drei zu drei Jahren erneuern muß, weil er im römischen Boden degenerirt. Stärkmehl wird in hinlänglicher Menge produzirt, neuerdings auch aus Kartoffeln. Die Seife ist im Durchschnitt sehr gewöhnlicher Qualität und man braucht gegen 100,000 Pfund aus dem Auslande, während man bei dem Reichthum an Oel mit diesem leicht concurriren könnte. Die beste Fabrik ist beim Ponte Lagoscure im Ferrarensischen. So ist auch die Fabrikation der Hanfseile sehr vernachlässigt, ungeachtet vorzügliches Material vorhanden ist, welches einen einträglicheren Anbauhartikel bildet. Die Leinwand- und Hanfwebereien kommen kaum in Betracht. Wendete die Industrie sich diesen letztgenannten Gegenständen zu, so würden die Handelsverhältnisse sich bald um Vieles vortheilhafter stellen als jetzt, wo das rohe Material ausgeführt wird. Im Verhältniß zum Bedürfniß sind auch die Baumwollenwebereien ganz unzulänglich, namentlich seit die Manufaktur drei den diokletianischen Thermen in Rom, welche einmal gegen 2000 Arbeiter zählte, einging, weil sie, wie gewöhnlich, die Concurrenz mit dem betriebsameren Auslande nicht aufzuhalten vermochte. Jetzt scheint man kaum noch irgendwo das Weben und Färben zu verstehen. Seiden- und Leinenstoffen werden in Rom gearbeitet. Einer der wichtigsten Artikel sind die Papierfabriken. Die Zahl der im Staate befindlichen beträgt gegen siebzig, von denen indeß die meisten beschränkt sind. Das beste Papier wird in Rom, Fuligno, Fabriano, Spiarasalle und Jesi (letztere drei Orte in den Marken) geliefert, und kommt auch namentlich das Schreib- und Zeichnenpapier dem englischen und selbst dem französischen nicht gleich, so ist es doch ungleich besser als früher, und unter den Druckpapiersorten ist namentlich die schwere von Fabriano sehr und mit Recht geschätzt. Die päpstliche Fabrik in Rom verfertigt seit einiger Zeit Maschinenpapier. Feines Schreib- und Zeichnenpapier kommt aus England und Frankreich. Jährlich werden im Durchschnitt 8 Millionen Pfund Lumpen eingesammelt, wovon 5½ Millionen in den inländischen Papierfabriken verwandt, das Uebrige ausgeführt wird, welche Ausfuhr gegenwärtig von Gouvernement in Pacht gegeben werden ist. Die im Staate verarbeitete Masse gibt 16,666 Ballen, deren Gesammwerth man auf etwa 340,000 Scudi anschlägt, mit Ausschluß des ganz gewöhnlichen Packpapiers und der Pappedeckel. Eine Zuckerraffinerie ist in Grottamare in der Mark, welche jährlich gegen 3 Millionen Pfund rohen Zuckers verarbeitet. Die Runkelrübenzuckerfabrikation soll ebendaselbst mit Erfolg betrieben werden. Die gleichfalls in Grottamare befindliche Schwefelsäure gibt ein, weil der Anbau der Pflanze mißlang. Strohhüte, einst ein Monopol Toscanas, werden namentlich im Bolognesischen und den übrigen Legationen in guter Qualität geliefert und selbst ausgeführt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 16. December 1841.

— Durch die zerstörten Zinnen
Sieht eine Macht man, einen Zauber schreiten,
Wie heut'ge Prachtpaläst' ihn erst gewinnen,
Wenn über ihrem Haupt Jahrhunderte verrinnen.
Byron.

Spaziergänge durch Nimes.

(Fortsetzung.)

Vom Podium oder dem die Arena unmittelbar umgebenden und für die angesehensten Familien bestimmten Platze bis zur Attica erheben sich amphitheatralisch 35 Stufen, welche bei einer Breite von fast zwei Fuß theils den sie einnehmenden Zuschauern zu Sitzen, theils den Inhabern der nächstfolgenden höhern Stufen als Fußbänke dienten. Eine ungefähr zwölf Fuß hohe Mauer, welche sich vom Boden der Arena bis zum Podium erhob, schützte die Zuschauer im letztern gegen etwaige Angriffe der in die Arena eingeführten wilden Thiere, und die Sicherheit ward in der Regel noch durch ein nach dem Innern des Kampfplatzes hinübergebogenes und auf jener Mauer befestigtes Gitter von eisernen Stäben vermehrt, von dem sich im Amphitheater von Nimes noch deutliche Spuren vorfinden. Die Attica, welche die oberste Stufenreihe als Brüstung umgibt, hat, wie die ganze äußere Umfangsmauer, eine Breite von 4½ Fuß und kann deßhalb ohne Gefahr begangen werden. Die kolossalen Quader, aus welchen der Bau aufgeführt ist, und welche zuweilen eine Länge von 18 Fuß bei einer Breite von zwei Fuß erreichen, sind durch keinen Mörtel verbunden, sondern werden nur durch eiserne Krampen zusammengehalten.

Wenige Worte über die Geschichte dieses großartigen Monuments reichen hin, die Festigkeit zu beweisen, durch welche es bereits fast zwei Jahrtausende überlebt und allen Schicksalen getrotzt hat, welche über dasselbe ergangen sind.

Während der großen Völkerbewegung, welche in Europa alles Bestehende umstürzte, war Nimes i. J. 472 der westgothischen Herrschaft anheimgefallen, und in den Kriegen, welche die Gothen gegen Clovis, König der Franken, zu bestehen hatten, war das Amphitheater unter dem Namen castrum arenarum in eine Citadelle verwandelt und mit einem dreifachen Graben umgeben worden, welcher bis zum dreizehnten Jahrhundert bestanden hat. Genommen und verloren in den Kämpfen der Westgothen und Franken, erfuhr das Amphitheater Verheerungen, welche selbst an einem so eisernen Bau sichtbare Spuren lassen mußten. Im Jahre 720 hatten die Sarazenen diese Citadelle belegt, und erst 737 konnte Karl Martell, nach mehreren vergeblichen Belagerungen, Herr derselben werden. Vergebens suchte der Sieger das Amphitheater, welches in den Händen seiner Gegner eine so gefährliche Waffe gewesen war, durch Feuer zu vernichten; die Kasernen, welche im Innern desselben erbaut worden waren, konnten wohl ein Raub der

Digitized by Google

Flammen werden, aber gegen die durch die Römer gefügten Mauern blieb das Feuer machtlos. Glücklicherweise wurden fernere Zerstörungsversuche durch die in Paris nothwendig gewordene Gegenwart Karl Martells verhindert.

Nach mannigfachen Kriegsereignissen, in welche Nimes mehr oder weniger verwickelt war, hatte sich ein Verein von Rittern im Amphitheater niedergelassen, und als die Stadt im Jahre 1098 den Grafen von Toulouse zufiel, ließen die letztern sie durch Vicomtes regieren, welche ihren Sitz ebenfalls im Amphitheater aufschlugen, ja es war darin sogar eine Kirche, St. Martin, entstanden. In Folge des Krieges der Albigenser, dessen Hauptschauplatz Nimes und seine Umgegend waren, kam die Stadt durch das Recht der Eroberung 1226 an Ludwig VIII., und die Ritter des Amphitheaters übergaben diese Festung dem Könige. Seitdem siedelten sich Bettler und Vagabunden in den von den Rittern verlassenen Wohnungen an und benutzten das Baumaterial, welches sie unter ihren Händen fanden, zum Auf- und Ausbau ihrer Hütten.

Erst im Jahre 1809 befahl Napoleon die Zerstörung und Wegschaffung des Dorfes, welches sich nach und nach im Innern des herrlichen Monuments gebildet hatte und das nicht weniger als 2000 Einwohner zählte. Im Jahre 1822 hat man die unter Napoleon begonnene Restauration mit Erfolg fortgesetzt, seitdem aber ruht dieselbe, obgleich sie unstreitig in manchen Theilen des großartigen Bauwerks zu dessen Erhaltung sehr nützlich und nöthig gewesen wäre.

Bis vor wenigen Jahren wurden in der Arena Stiergefechte nach Art der spanischen gehalten, und als ob sich mit dem römischen Amphitheater der Sinn für blutige Schauspiele in dem Volke von Nimes erhalten hätte, bing dasselbe mit außerordentlicher Vorliebe an denselben. Als daher die Regierung dieser der Sittlichkeit und Bildung des Jahrhunderts so fremden Volksbelustigung durch eine Ordonnanz ein Ende machte, entstand nach Beendigung des letzten Stiergefechts ein förmlicher Aufruhr in der Arena, und die im Podium errichtete hölzerne Bühne wurde vom Pöbel verbrannt; die verkohlten Trümmer derselben erinnern noch heute an diese Gewaltthat. Uebrigens erklärt sich die Leidenschaft der Einwohner von Nimes für die jetzt unterdrückten blutigen Schauspiele seiner Arena aus dem harten Urtheil, das die Bewohner der übrigen Theile von Frankreich über den Charakter jenes Theils ihrer Landsleute fällen; und die Greuel, von denen die Parteikämpfe in Nimes stets begleitet waren, bestätigen dieses Urtheil.

Mit dem einbrechenden Abend hatte sich zugleich das seit lange drohende Gewitter mehr und mehr entwickelt; die Luft war drückend und schwül, die Schwalben zogen dicht über der Erde hin und einzelne Blitze zuckten durch die theils schwarzen, theils bleifarbenen Wolken. Das Grollen des fernen Donners kündigte den nahen Ausbruch an, und die ganze lebende Welt schien in erwartungsvolles Schweigen versunken. Auch wir saßen still auf der Attica des Amphitheaters. Hier das leblose, in den Stürmen der Zeit verwitterte Bauwerk unter uns, mit allen seinen blutigen, finstern Erinnerungen, dort der dunkle, tiefverschleierte Himmel: es lag hierin eine Harmonie, welche wir gar nicht auszusprechen wagten. Ich fühlte meine Brust erleichtert, als einzelne große Regentropfen den Zauber lösten, indem sie meinem ältern und vernünftigern Begleiter den Vorschlag abnöthigten, Schutz gegen das Wetter zu suchen. Wir trennten uns an der Schwelle des Hôtels mit dem Versprechen, morgen gemeinschaftlich den pont du Gard zu besuchen.

(Schluß folgt.)

Der Huszar von Debreczin.

(Fortsetzung.)

„Singend und pfeifend, den Schnurrbart lang und steif in die Höhe gewichst, als sollte er etwa bei der Parade vor dem König selber erscheinen, zog er in die Stadt; wie schnell aber vergingen ihm Fröhlichkeit und Jubel, als er vernahm, Ilona habe vor Jahresfrist auf das dringende Zureden ihrer Mutter und Oheime dem Janos, deinem Vater, ihre Hand gereicht, und schaukle bereits ein Mägdlein in der Wiege, welches in der heiligen Taufe den Namen Erzsy erhalten, und das Niemand anders ist als du. Furchtbar soll es zu sehen und zu hören gewesen seyn, welch wilder Verzweiflung der Aermste sich überließ, welch herzzerreißende Jammertöne er ausstieß, so daß selbst die Hunde aus Mitleid mit ihm zu heulen begannen, bis endlich sein Schmerz sich zu rasender Wuth steigerte und die Leute zwang, ihn gebunden in's Spital zu liefern, wo sie ihm die Haare schoren, das Haupt mit kaltem Wasser begossen und ihn so lange tapfer mit Ruthen und Haselstöcken strichen, bis er Ruhe gab und das tolle Rasen endlich ganz und gar seyn ließ. Mit alle dem aber haben sie ihn dennoch nicht ganz zurecht gebracht, und wenn er schon nicht mehr schlägt, beißt oder kratzt, so duldet er doch kein ganzes Gewand auf dem Leib, verschmäht, gleich einem ehrbaren Menschen zu essen oder zu trinken, sondern frißt und säuft aus Kübel und Trog, wie das liebe Vieh, und ist völlig sinnlos, gleich einem, dem Gottes Blitz das Hirn berührt."

Digitized by Google

Laszlo wischte sich bei diesen Worten die Augen mit dem Aermel und fuhr mit schwer unterdrückter Bewegung fort: „Seine und meine Frau Mutter ward von dem Allem nichts inne, sondern hatte nur Botschaft erhalten, ihr Sohn sey entlaufen gewesen, Soldat geworden und habe dann den Abschied genommen, um zu heirathen. Darum beschloß sie nach meines Herrn Vaters Tod, mit mir bei Jstevan eine Zuflucht zu suchen, weil der Selige denn doch uns nichts anderes hinterlassen, als die bitterste Armuth. Doch starb sie unterwegs; so kam ich als halbgewachsener Bube, mutterseelenallein, nach Debreczin, und dachte nicht anders, als mich an des Bruders Herd bequem zu betten. Seine hartherzigen Verwandten und Vormünder aber wiesen mich schnöde von der Schwelle, wahrscheinlich in ihrem Geiz besorgend, der Blödsinnige könne dereinst zur Besinnung gelangen und den Sohn seiner Mutter zum Erben einsetzen, und auf solche Weise ihnen den fetten Bissen vor dem Munde wegnehmen. Rathlos und ohne Schutz hätte ich verderben und sterben können, wenn nicht auf deiner Mutter Fürbitte dein Vater mich in's Haus genommen hätte, was er aber meinetwegen hätte können bleiben lassen; denn es wäre mir wahrscheinlich besser gewesen, ich wäre dazumal auf des Königs Heerweg verhungert, oder allenfalls unter Mörder und Diebe gerathen, um bei Zeiten den Weg zu einem häufenen Sterbebett in der Luft zu finden, als daß mir nun bevorsteht, um unglückseliger Liebe willen ein Narr zu werden, wie mein Bruder."

„Schweig!" unterbrach ihn Erözy zürnend; „deine frevelu Reden erregen jetzt in allem Ernste meine Galle. Mach fort, daß du an deine Arbeit kommst, bete ein Ave Maria, um dich von den bösen Gedanken zu befreien, und laß mich derlei nimmermehr vernehmen, wenn wir nicht geschiedene Leute seyn sollen." — Mit welchen Worten sie in's Haus eilte, ohne den betroffenen Laszlo weiter eines Blicks zu würdigen, der nun mit der Fahrgeißel knallend die Mägde zum Tagewerk rief, deren zwei alsbald mit Rechen und Hengabeln herbeikamen und schlaftrunken den Wagen bestiegen, während der Knecht sich auf den Sattelgaul schwang, um gleich darauf in gestrecktem Trabe mit ihnen von dannen zu jagen.

Zwei Stunden mochten wohl vergangen seyn, seit der Knecht mit den Dirnen zur Wiese hinausgefahren, als im Hof des Seifensieders sich wilder Lärm erhob. Meister Janos schwang in starker Faust eine lange Peitsche und theilte, die Weiber auf dem geräumigen Platz hin und her jagend, unbarmherzige Hiebe aus, wobei er tobte und so wüste Flüche ausstieß, daß die Hexe im Schornstein sich hätte bekreuzen mögen. — Ilona, sein Weib, jammerte und flehte, Ferka, die Magd, kreischte und zeterte, daß es einen Stein hätte erbarmen können; nur Erözy hielt in trotziger Ergebung Stand, nahm ihren nicht karg gemessenen Theil an den Mißhandlungen schweigend hin, und vergoß keine andere Thräne, als die per körperliche Schmerz allein ihr mit aller Gewalt erpreßte, während Nachbarn und Nachbarinnen, von dem Lärm angelockt, herzuliefen, um über die niedere Umzäunung den Auftritt mit anzusehen, der minder ihre Verwunderung als ihre Theilnahme erregte, wobei sie durch ihr gutgemeintes Zurufen die Wuth des ungeberdigen Hausvaters nur steigerten, statt sie zu beschwichtigen, so daß er nicht eher mit seinem Toben und Schlagen inne hielt, als bis dicht neben ihm eine volltönende Stimme ihm Einhalt gebot und eine starke Faust ihm in den Arm fiel. Unwillig wandte der Mann sich zu dem unberufenen Vermittler, in welchem er alsbald seinen Knecht erkannte, der, eben von der Wiese heimgekehrt, mit dem hochbeladenen Heuwagen in den Hof gefahren war und Roß und Wagen hatte stehen lassen, um den arg bedrängten Weibern zu Hülfe zu eilen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, November.

(Schluß.)

Zustand der Industrie im Kirchenstaat.

Glasfabriken gibt es in Rom, Bologna, Ferrara, Rimini, Pesaro. Die in beiden letztern Städten sind die vorzüglichsten. Fensterglas kommt aus Poggio Mirtato in der Sabina, welche Manufaktur das Monopol besitzt. Aber alle feine Waare kommt von außen. Glasperlen für Mosaiken werden in der Hauptstadt sehr gut verfertigt, zum Theil aber aus Venedig eingeführt, wo sie bekanntlich in größter Vollkommenheit hervorgebracht werden. Gereinigter Weinstein wird in Ancona und Grottamare geliefert und zum Betrage von etwa 75,000 Scudi ausgeführt. Tabak (Regie und an eine Gesellschaft — Torlonia und Comp. — verpachtet) wird in drei großen Fabriken manipulirt; er wächst zum Theil im Staate, kommt aber auch von außen. Gerührt werden die von der Administration gelieferten Sorten keineswegs, und da die Herbeischaffung fremden Tabaks mit manchen Umständlichkeiten verbunden ist, so hört man viel klagen; dennoch nimmt die Sitte des Rauchens unter allen Ständen auf eine erschreckende Weise zu, und alle Straßen werden mit schlechter Cigarren Qualm verpestet.

Es bleiben mir nun noch die Produkte des Mineralreichs, unter denen das Eisen obenansteht. Eisen findet sich an verschiedenen Orten, namentlich bei Monteleone und im Bezirk von La Tolfa im Viterbesischen. Mit letzterem hat man mancherlei Versuche angestellt, die aber nicht besonders gelangen; in den Bergwerken von Monteleone wurde einmal ziemlich thätig gearbeitet. Jetzt ruhen beide aber ganz, und man bezieht das Mineral aus den reichen Werken von Rio auf Elba, zum Preise von 2 Scudi für 1000 Pfund. Die drei großen Schmelzen von Conca, Bracciano und Camino

Digitized by Google

sind in nicht bedeutender Entfernung vom Meere und den Waldungen, und liefern während der Arbeitszeit täglich gegen 50,000 Pfund rohen Eisens. Vierzehn Eisenhütten finden sich in der Somarea und der Provinz Biterbo, an Stellen, wo viel Wasser und leichte Transportmittel sind. Sie liefern jährlich im Durchschnitt 2 Millionen Pfund halbroh. Eisens, welches sämmtlich in den sabinischen Provinzen verbraucht wird, indem, bei der Theurung durch den Transport, die Marken und Legationen bei fremdem Eisen, das zum Betrage von 3,500,000 Pfund eingeführt wird, mehr ihre Rechnung finden. Das römische Eisen ist gut; es kommt nur darauf an, durch Einführung einer vervollkommneten Schmelzmethode den Preis zu vermindern, so daß es ungeachtet der Transportosten die Concurrenz mit dem fremden aushalten kann. In Bracciano hat man durch Annahme französischer Vorrichtungen einen glücklichen Anfang gemacht, und schon jetzt ist das halbrohe Eisen von 42 Scudi per 1000 Pfund auf 34 Scudi gesunken. In den einzelnen Zweigen der Eisenfabrikation findet sich übrigens immer noch ein beträchtliches Passivum, und nicht nur die meisten feineren Instrumente zum Behuf der Künste und Gewerbe, sondern selbst ein großer Theil der Ackerbauwerkzeuge, der Raspeln, Feilen, des Eisendraths, der Nägel u. s. w. werden eingeführt; Beweis genug, wie gering die Industrie in diesem wichtigen Zweige ist. Die bessern Gußeisensachen kommen aus Tivoli. An Luxusgegenstände hat man noch gar nicht, an die für den gewöhnlichen Hausbedarf sehr wenig gedacht. Bleiminen gibt's gleichfalls im Gebiet von La Tolfa, und sie wurden im vorigen Jahrhundert zweimal aufgebrochen begonnen, aber bald wieder liegen gelassen. Jetzt kommt alles Blei aus dem Auslande, für den unmittelbaren Verbrauch schon vorbereitet. Schriftgießereien sind drei an der Zahl, in Rom und Bologna; sie haben in der neuesten Zeit ihre Leistungen vervollkommnet, aber die bessern Typen kommen aus Frankreich und zum Theil auch Genua. Bleiweiß thunte bald auch Toscana an diesem Industriezweige Theil nehmen. Im Fache der Kupfer- und Messingarbeiten werden nur die gewöhnlichsten Gegenstände gefliefert; unter den Erzgießereien ist die von dem Preußen Hopfgarten in Rom etablirte die vorzüglichste; die römischen Gold- und Silberschmiede sind sehr geschickt, denn noch kommen die meisten Bijouteriesachen aus Genf und Paris. Eine große SteckNadelfabrik ist die des fürstlichen Hauses Aldani in Urbino; sie liefert gegen 80,000 Pfund für das Inund Ausland. Die Nadelfabriken in Assisi reichen nicht für den Bedarf hin. Die Töpferarbeiten sind nur von der gewöhnlichsten Art, und Faenza, Pesaro, Urbino haben ihren alten Ruf verloren; man verfertigt an diesen und andern Orten Majoliken nach sogenannt englischer Sitte, aber es ist Alles Mittelwaare. Früher versandte man wohl davon nach der Lombardei, jetzt aber, der dortigen hohen Einfuhrzölle wegen, nicht mehr. Alles feine Porzellan kommt aus Frankreich und England. Falsche Perlen und Metallgegenstände werden in Menge und vorzüglicher Qualität in der Hauptstadt gearbeitet. Sonstige Industriezweige kommen wegen der geringen Bedeutung nicht in Betracht. Faßt man Alles zusammen, so stellt sich heraus, wie wenig günstig die industriellen Verhältnisse sind, und wie der Kirchenstaat gerade bei mehreren der wichtigsten Bedürfnisse des gemeinen Lebens der Hülfe des Auslandes bedarf, während er zum Theil dem Auslande das rohe Material liefert, so daß es um so klarer ist, wie es eigentlich an nichts mehr mangelt, als an reger Betriebsamkeit und dem festen Willen, durch Annahme der in andern Ländern mit glänzendem Erfolg in's Werk gesetzten neuen Erfindungen und Vervollkommnungen der Mechanik, mit diesen unter Aussicht auf Gelingen zu concurriren. So viel von der Industrie; vom Handel ein andermal.

Hamburg, November.

(Fortsetzung.)

Fallissements. — Mäßigkeitsverein.

Der nun verflossene Sommer mit seinem seltsamen Witterungswechsel gab dieser Getreidespekulation reiche Nahrung; aber Viele, die durch die Hoffnung einer schlecht ausfallenden Ernte sich als Millionärs betrachtet hatten, sahen sich durch den schönen September, der nur zwei Regentage und eine ungewöhnliche Wärme brachte, bitter in ihren Erwartungen getäuscht. Das Korn wurde gut eingebracht, die Armuth athmete neu auf, die Kornwucherer aber waren Bettler geworden. Auf diese Weise fielen mehrere große Häuser, die wieder minder große mit umrissen. Wenn jetzt solche bedeutende Fallimente statt finden, wird nicht mehr in den Zeitungen angekündigt: Herr so und so ist bankerott, sondern es heißt: man habe sich unter Kommistration gestellt. Die Gläubiger treten zusammen und untersuchen, was noch etwa da seyn möge, um es friedlich unter sich zu theilen; und daran thun sie gut, weil sonst die enormen Gerichts- und andere Kosten den kleinen Rest noch verschlingen würden. Auf solche Weise kommt man denn zuweilen doch noch zu 25 Prozent, oft aber auch nur, wie erst neulich, zu 2½. Dabei bleibt der Spekulant, welcher de facto bankerott ist, überdieß noch der vollen Ehren, und kann gelegentlich sogar Rathsherr werden und über kleinere Bankerottirers zu Gericht sitzen. Denn mit den armen, kleinen Schächern, die durch den Handel um ihr Vermögen gekommen sind, macht man keine Umstände: sie müssen, wenn sie nicht 50 Prozent bezahlen können, sogar auf der Liste der „leichtsinnigen Fallten" figuriren. — Besonderes Aufsehen erregte auch das Allen völlig unerwartete Stocken eines großen Absonder Hauses, dessen Chef, eine obendrein zur Diplomatie gebrauchte Person, sich seit dem Frühjahre schon mit fünf Schiffen mit reicher Ladung in einen andern Weltheil begeben hat, und, wie man fürchtet, nicht wiederkehren, sondern seinen Raub in Sicherheit bringen wird. Man schätzt das Deficit auf anderthalb Millionen; eine Kommandite desselben Hauses in London hat bereits mit einer gleichfalls sehr großen Summe fallirt. Unter diesen Umständen hat der Kaufmann einem sehr schlimmen Jahre entgegen zu sehen, und schon jetzt stocken die Geschäfte, als ob es mitten im Winter und die Elbe mit Eis bedeckt wäre.

Unser Mäßigkeitsverein, dessen zu Anfang etwas ungeschickt gelenkte Schiffleim an den sich ihm entgegenstellenden, von Laster und niederer Habsucht aufgeschäumten Klippen und Riffen zu scheitern drohte, ist wieder flott geworden und die wackern Piloten desselben steuern muthig, und durch die erlittenen Unfälle gewitzigt, ihrem schönen Ziele zu. Zwar hatten diese Ehrenmänner nicht allein mit dem Unverstande der rohen Masse, mit der niedern Habsucht der Besitzer der Branntweinschenken, sondern sogar noch mit gelehrten Herrn zu kämpfen, die in öffentlichen Blättern das Prinzip aufstellten: ein mäßiger Genuß des Branntweins könne nicht schaden, ja es müsse sogar für den an den übermäßigen Genuß desselben Gewöhnten sehr schädlich werden, ihm gänzlich zu entsagen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 17. December 1841.

Ihr ſucht der Bäume grünes Dach,
Der Wieſe Schmelz, den Kieſelbach,
Und laßt die Menſchen ſagen Ach!
In ihrem Vogelbauer.

Platen.

Gedichte von Felicia Hemans.

Ueberſetzt von F. Freiligrath.

1.

Die Zugvögel.

Vögel, o Vögel, von wannen ſo leicht
Kommt ihr geſchwirrt, wenn der Winter entweicht?
— „Wir kommen vom Land, wo der Nilſtrom zieht,
Von der Flur, wo die Roſe von Saron blüht,
Von den Palmen an indiſcher Ströme Saum,
Von Arabia's Weihrauch und Myrrhenbaum.

„Wir flogen durch Städte, berühmt im Lied —
Sie liegen verwaiſt, wo die Wüſte glüht.
Und wir flogen hin über brauſende Fluth,
Dunkel vordem von Gefallener Blut;
Und wir wurden matt, und wir fanden Raſt
An des Landmanns Geſims und am Steinpalaſt."

O ſagt an, was ihr fandet im Fürſtendom,
Seit zuletzt ihr geſchwirrt über Meer und Strom?
— „Alles war anders, o trüber Flug!
In der Halle des Feſtes ein Leichentuch!
Roth, wie von Herzblut, war Eſtrich und Flur;
Nichts mehr, wie ſonſt — unſer Neſtlein nur!"

Vögel, o Vögel, ſo war es allzeit;
Durch die Hallen der Könige ſchreitet das Leid!
Doch im Thale das Dörfchen, wie liegt es verſteckt,
Und die Berge ſtehn Wacht, daß kein Sturm es ſchreckt.
Sagt, was ihr fandet in Hof und Gemach,
Seit zuletzt ihr umflattert des Landmanns Dach?

„Alles war anders — und anders ſehr!
Gruß und Geſichter — und was noch mehr!
Auf das Haupt der Alten warf man die Scholl',
Und der Jungen Antlitz war ſorgenvoll;
Von den Kindern, den ſpielenden, keine Spur —
Nichts mehr, wie ſonſt — unſer Neſtlein nur!"

O, die raſtlos wandernd die Schwingen ihr ſtählt,
Vögel, o Vögel, was habt ihr erzählt!
Doch, führt euch durch der Lüfte pfadlos Revier
Eine Hand und ein Führer — was zitterten wir?
Grünt für euch ſtets ein Zweiglein, auf das ihr euch ſetzt:
Wir auch wohl finden die Heimath zuletzt.

Digitized by Google

Der Huszar von Debreczin.

(Fortsetzung.)

„Oho," sagte Laszlo, „hat mein lieber Meister an diesem schönen Sommermorgen nichts Besseres zu schaffen, als Weib, Kind und Gesinde zu mißhandeln? Ich sollte doch meinen, es gäbe noch ganz andere Dinge in Haus und Hof zu thun. Liegt etwa dort nicht der Hause Holz, der aufgemacht und in den Schuppen geschafft werden soll, und der uns in allen Stücken stört und hindert? Der Meister wird wahrhaftig seit einiger Zeit faul und grob wie ein Slowak." — „Wer ist denn der Meister, und wer von uns der Knecht?" schnaubte Janos den Jüngling an. — „Ich bin freilich der Knecht," versetzte dieser mit gelassener Rede, „aber ich kann doch wahrhaftig nicht Alles allein thun. Wenn der Meister nicht selber arbeiten mag, so vermehre er sein Gesinde, dann lege er sich hin, wie ein rechter Tagedieb, und vergesse in Gottes Namen den guten alten Spruch: faule Leut', arme Leut'!"

Den Grimm des Seifensieders unterdrückte für den Augenblick die Verwunderung ob dieser kecken Worte des Knaben, der, seinen Schnauzbart in die Höhe wirbelnd, wie ein federsträubender Kalkuttahahn ihm gegenüber stand und einer Antwort gewärtig schien, während die Nachbarn näher traten und die Nachbarinnen tröstend und beschwichtigend sich mit den mißhandelten Weibern zu schaffen machten. Auf den Hauklotz sich niederlassend und die Peitsche quer über die Knie gelegt, bob Janos, in den Augen finstern Groll, nach einer Weile zu reden an: „Wahrlich, mein Laszlo, du sprichst zu mir, als ob meines Hauses Wohlfahrt oder Mißgeschick dich selber träfen, und als ob du etwa mein Sohn wärest." — „Ei," versetzte der Knecht, „ich hätte allenfalls den Meister hinlänglich lieb, um ihn gern und freudig als meinen Herrn Vater zu begrüßen;" worauf Janos mit erhobenem Zeigefinger drohend fortfuhr: „Du! laß dir die Schwänke und Ranke nur vergehen, sonst magst du immerdin deinen Bündel schnüren und dir einen andern Dienst suchen, so ungern ich deiner auch entrathe; denn bis auf deine hochfahrenden Träume bist du ein frommer und getreuer Knecht, an dem ich nichts vermisse, als ein gutes Mahlschloß vor dem losen Maul."

Ein toller Lärm auf der Gasse draußen unterbrach den Meister, der im besten Zuge war, seinem Ingrimm in Worten Luft zu machen, da den thatsächlichen Aeußerungen vor der Hand Zaum und Gebiß angelegt war. Des Weges daher kam nämlich, begleitet von einem tobenden Gefolge ausgelassener Jugend, ein Mann von höchst verwunderlichem Aussehen, mit langflatternden, zerzausten Haaren, zottigem, verwildertem Bart, barfuß und nothdürftig in schmutzige Lumpen gehüllt, johlend und schreiend, gleich denen, die ihm folgten, und in den blitzenden Augen den Ausdruck unheimlicher Aufregung, wie weder der edle Wein, noch das gebrannte Wasser oder irgend ein gegohrnes Getränk in solchem Grade sie aus den Tiefen der Seele heraufbeschwört.

„Heilige Mutter der Gnaden, steh' uns bei!" kreischte Mutter Ilona, da die schreckenerregende Gestalt eben in den Hof trat; „der Istevan kommt und hat wieder seinen Anfall!" — „Narr Istevan, Narr Istevan!" tobten dazwischen die Buben; „Narr Istevan zieht auf die Freite," während Janos zu Laszlo sagte: „Beim Satan, schaffe mir den Rasenden vom Hofe! sonst werf' ich ihm mit dem Elakan das Hirn ein, und wär' er zehnmal dein Bruder! Was will er hier, der Unsinnige? und warum läßt überhaupt sein Vormund ihn so frei sich umhertreiben, der doch in Ketten und Bande gehört?" — „Du aber wirst dem Sohn meiner Mutter auch nicht ein Haar krümmen!" rief der Jüngling mit drohend zusammengezogenen Brauen, und setzte dann gemäßigter hinzu: „Der Meister wird ohnedieß seinetwegen vor Gottes Richterstuhl dereinst schwere Verantwortung zu bestehen haben und gut thun, wenn er das Maß der Schuld nicht noch häuft. Nehm' er lieber seine Geißel und jag' er die unnützen Buben hinaus."

Brummend, aber dennoch des Anlasses froh, der ihm den Gegenstand bot, an welchem er ungestraft sein Müthchen kühlen mochte, vollführte der Meister den Befehl seines Knechtes, welcher seinerseits nun zu dem Wahnsinnigen hintretend, ihm die Hand reichte und die Zeit bot; der aber achtete seiner nicht, sondern schrie mit donnergleicher Stimme aus voller Kehle: „Mutter Magda, Mutter Magda, wo weilst du doch? Komm herauf, du Alte, und bringe die kleine feine Ilona mit dir, daß ich ihr den Verlobungskuß gebe und den Goldreif an den Finger stecke." — Das Weib des Seifensieders hatte sich hinter die Umherstehenden gedrängt und sah mit Furcht, doch nicht ohne neugierige Theilnahme auf Istevan, den sein junger Stiefbruder mit sanfter Gewalt, aber unabweislich festhielt; die beherzte Crezy dingegen näherte sich ruhig dem Wahnwitzigen und redete ihn an: „Großmutter Magda schläft, und all dein Schreien wird sie nicht wach rufen; darum ziehe denn in's Himmels Namen wieder deine Straße, von wannen du gekommen."

Istevans wirre Züge milderte bei des Mägdleins Worten ein Lächeln, das sie glättete wie ausgegossenes Oel die krause Fluth; mit freundlichen Blicken musterte er die liebliche Gestalt, in welcher der früh verblühten Mutter Jugendreiz als getreues Abbild sich neu entfaltete, und seine eben noch von grimmigem Hohn verzerrten Lippen lallten in kindischem Ausdruck: „Magda schläft, und Istevans Rufen wird sie nicht wecken?" so daß die Zeugen des Auftrittes sich höchlich verwunderten und ihre

Digitized by Google

erſtaunten Blicke einander zu fragen ſchienen, wie es nur möglich geweſen, daß der Dirne einfache Rede den Raſenden plötzlich wieder in das gewohnte Gleis der Stumpfheit zurückgebracht? Der aber blieb, in Erzjos Anblick verloren, ruhig ſtehen, wie ein ſteinern Bild, und ſchien dann bereit, willenlos dem Striefbruder zu folgen, zu welchem Janos ſprach: „Geleite ihn heim, daß ich ihn fürder nicht ſehe, denn ſein Anblick ruft mir alte verdrießliche Begebenheiten in's Gedächtniß zurück. Hernach magſt du zum weißen See fahren und Salzſand holen, während ich das Heu ſelber hineinſchaffe. Geh und kehre Abends nicht allzuſpät wieder."

(Fortſetzung folgt.)

Spaziergänge durch Nimes.

(Schluß.)

Pont du Gard.

Der frühe Morgen, nach dem Gewitter der Nacht in köſtlicher Friſche und Klarheit ſtrahlend, fand uns in einem leichten Cabriolet, das, mit einem tüchtigen Elſaßer beſpannt, uns eine raſche und angenehme Fahrt verſprach. Man muß den Ausflug nach dem pont du Gard wo möglich im Monat Mai und früh Morgens machen, wenn man die Gegend von Nimes bis dahin erträglich finden will. Rechts vom Wege breitet ſich eine unabſehbare Ebene aus, links begleitet den Reiſenden eine Reihe ſteinigter Hügel, welche, wenn die mittägliche Sonne die ärmliche, in einigen Weinbergen, verkrüppelten Oliven- und Maulbeerbäumen beſtehende Vegetation derſelben verzehrt hat, einen traurigen Anblick darbieten müſſen. Bei La Four, ungefähr ſechs Lieues von Nimes, läßt man ſeinen Wagen zurück, um den Weg von La Four bis zum pont du Gard in etwa zwanzig Minuten zu Fuß zurückzulegen.

Der pont du Gard iſt ein Theil der großen römiſchen Waſſerleitung, welche mit Einſchluß der Umwege, die das Terrain bei ihrem Bau vorſchrieb, der Stadt Nimes das nöthige Waſſer ſieben Lieues weit her, aus zwei, bei dem Städtchen Uzes gelegenen Quellen zuführte. Unter den Bruchſtücken, welche von dieſem großartigen Bauwerke noch übrig ſind, iſt der pont du Gard das bei Weitem bedeutendſte, indem er das tiefe Thal überſpringt, in welchem der Gardon (ehemals Gard) fließt.

Man weicht in der That nicht von dem Grundſatze ab, bei Beſichtigung der Sehenswürdigkeiten eines Orts von dem weniger Bedeutenden zu dem Größern und Größten überzugehen, wenn man den pont du Gard als Schlußſtein der Merkwürdigkeiten von Nimes betrachtet. In ſchweigender Bewunderung bleibt man vor dem Rieſenwerke ſtehen und findet in ſeinen ſteinernen Lettern die Charakteriſtik des weltbeherrſchenden Volks klarer und überzeugender ausgedrückt, als in irgend einem ſeiner zahlreichen Geſchichtſchreiber.

Das Monument beſteht aus drei ſich übereinander erhebenden und mit ihren Pfeilern aufeinander ruhenden Brücken. Die unterſte derſelben erreicht eine Höhe von 62 Fuß und iſt faſt 510 Fuß lang; nur unter einem ihrer ſechs Bogen fließt bei gewöhnlichem Waſſerſtande der Gardon durch. Glücklicherweiſe für die Erhaltung des Bauwerks, wurde von den Ständen der Provinz Languedoc i. J. 1743 eine an die unterſte Brücke ſich anlehnende neue zum Uebergang über den Fluß erbaut. Der Herzog v. Rohan hatte nämlich, als die Religionskriege ihn zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts mit einer Armee nach Nimes führten, den bis dahin nur für die Fußgänger gangbaren Weg über die untere Brücke für ſeine Artillerie dadurch praktikabel gemacht, daß er die auf der unterſten Brücke ruhenden Pfeiler der zweiten ſeitwärts hatte ausbrechen laſſen, was natürlich das ganze Monument in ſeiner Feſtigkeit ſehr beeinträchtigte. Seit dem Bau der Nebenbrücke aber haben ſich die Wunden, welche der Vandalismus dieſem unvergleichlich ſchönen Denkmal geſchlagen hatte, durch die Sorge der Behörden vollſtändig geſchloſſen.

Die zweite Brücke erhebt ſich auf der erſten zu einer Höhe von 60 Fuß und zählt bei einer Länge von 800 Fuß elf Bogen. Die dritte, auf der zweiten ruhende Brücke endlich iſt 24 Fuß hoch und hat eine Länge von 819 Fuß mit fünfund-dreißig Bogen; die ganze Höhe beträgt alſo 146 Fuß. Auf der oberſten Brücke befindet ſich der Kanal für das Waſſer, und dieſer hat bei einer Tiefe von 4½ Fuß eine Breite von ungefähr 4 Fuß.

Wer der Erbauer des pont du Gard geweſen, läßt ſich mit Beſtimmtheit nicht nachweiſen; nur ſo viel iſt gewiß, daß Agrippa vom Kaiſer Auguſtus als Adminiſtrator nach Nimes geſchickt wurde und ſich durch ſeine Bauten dort hochverdient machte; der ihm beigelegte Namen: „curator perpetuus aquarum" läßt vermuthen, daß der koloſſale Bau ſein Werk und ſonach ungefähr neunzehn Jahre vor Chriſtus entſtanden iſt.

Ich ſchied noch an demſelben Abend, nicht ohne lebhaftes Bedauern, von meinem deutſchen Freunde und der römiſch-franzöſiſchen Stadt, welche beide in kurzer Zeit mir des Intereſſanten und Angenehmen ſo viel geboten hatten und mir dadurch lieb geworden waren. Ich ging mit meinem Freunde nach dem Platze de l'ancien cimetière, den wir bereits mit ſich zum Abgange rüſtenden Diligencen bedeckt fanden. Mein Landsmann wandte ſich nach Norden, ich mich nach Süden, vielleicht um nie wieder mit ihm zuſammenzutreffen.

W. v. R.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortsetzung.)

Vereine. — Landschulwesen. — Literatur.

Mit Vergnügen berichte ich, daß sich hier, unter dem Namen der Jugendunion, ein jugendlicher Verein gebildet hat. Der Zweck desselben ist, sittlicher, wohlseiler und geistig fördernder als leider die Müßestunden zu verdringen. Zu dem Ende hat man ein großes Lokal gemiethet und alle sittlichen Jünglinge durch Aufforderungen in den öffentlichen Blättern zum Beitritt eingeladen; verrufene sollen von dem Vereine ausgeschlossen bleiben. Man will sich durch Lektüre, Musik, Gespräch u. s. w. unterhalten; das Eintrittsgeld ist so niedrig gestellt, daß selbst unbemittelte Jünglinge sich dem Vereine anschließen können. Ein Menschen- und Jugendfreund brachte die Sache in unsern „Nachrichten" in Anregung und sie fand so vielen Beifall, daß sie sehr bald in's Leben trat. Die Schwesterstadt Bremen war und hierin mit einem guten Beispiele vorangegangen; viele andere Städte werden hoffentlich demselben nachfolgen. Es war wirklich ein Jammer, den geistigen und sittlichen Verfall der hiesigen Jugend mit anzusehen. Nur mit tiefem Schmerze kann man auf die heranreifende künftige Generation blicken. Die, aller Gefühlswärme und erhebenden Begeisterung entbehrend, sich nur in materiellen, oft sogar Geist und Körper zugleich zerstörenden Genüssen gefällt und aufwächst, ohne von der wahren Menschenwürde auch nur einen Begriff zu bekommen. Das Höchste, wofür ein solcher Jüngling sich noch zu begeistern vermag, ist der neue Schnitt eines Kleides, eine neue Oper, eine schöne Tänzerin, der Punsch, der Grog, das Eis oder Konfekt eines neuerrichteten Pavillons. An Eitelkeit und Fadheit übertreffen diese Jierdengel noch bei weitem das in dieser Hinsicht verrufene weibliche Geschlecht; ihre Gespräche drehen sich um solche Nichtigkeiten, daß einem angst und bange wird, wenn sie einmal die unerläßliche Cigarre aus dem Munde nehmen, um sich zu einer Konversation herabzulassen. Der Jüngling fühlt sich im Familienkreise, der ihm gar keine geistigen Genüsse zu bieten vermag, weder glücklich, noch angeregt; er sucht also etwas Anderes und glaubt es in Billards und Kaffeehäusern u. s. w. zu finden. So war der Gedanke, einen Verein wie den genannten zu stiften, ein sehr glücklicher, und der Segen wird nicht ausbleiben. Daß auch ein solcher Vorschlag angefeindet werden würde, stand zu erwarten, und man sah sich in dieser Voraussetzung nicht getäuscht. Es konnte den Gast- und Billardwirthen, die sich durch diesen Verein in ihrem Erwerbe stark bedroht sahen, eben so wenig an feilen Federn fehlen, als es den Branntweinwirthen bei Errichtung des Mäßigkeitsvereins daran fehlte. — Auch ein Verein gegen die Thierquälerei ist, nach dem Beispiel anderer Städte, namentlich Londons, in Anregung gebracht worden, und es steht zu hoffen, daß man auch damit durchdringen werde. Freilich müßte das Gesetz denselben unter seinen Schutz nehmen, damit er nicht bloß dem Namen nach bestände. — Ein Musikverein hat einen Verein für den Volksgesang, nach dem Vorbilde des Pariser, vorgeschlagen, und auch diesem kann man nur Gedeihen wünschen. obgleich ein solcher nicht die Wichtigkeit anderer, tiefer in die menschliche Wohlfahrt eingreifenden Vereine hat.

In der neuesten Zeit werden immer mehr Stimmen darüber laut, daß das hiesige Landschulwesen gänzlich im Argen liege und einer totalen Reform bedürftig sey. Die Landschullehrer entbehren zum Theil der erforderlichen Tüchtigkeit oder sind, wenn ihnen auch diese nicht abgeht, doch in Hinsicht ihrer Besoldung so schlecht gestellt, daß bittere Nahrungssorgen sie daran verhindern, ihrem schweren Berufe Genüge zu leisten. Dies muß besonders in einem Staate auffallen, wo alle übrigen Besoldungen den Bedürfnissen angemessen gestellt sind; nur die armen Schullehrer hat man — wie Zeus die Dichter bei der Theilung der Erde — ums berücksichtigt gelassen. Wer aber wird Muth, Menschenliebe und Ausdauer genug haben, für sie die Stimme so kräftig zu erheben, daß ihnen baldige Abhilfe zu Theil wird? Das wäre die Sache des Schulvorstands; aber die Herrn, die dasselbe bilden, haben große Einkünfte, wohnen in prächtigen Häusern, schlafen in weichen, warmen Betten, essen Austern, trinken mitunter Champagner, besuchen Konzerte, Theater, Gesellschaften u. s. w.; wie könnten ihnen da wohl die armen Landschullehrer einfallen, die oft nicht das trockene Brod im Hause, nicht so viel Feuerung haben, um sich im Winter eine warme Suppe kochen zu können? Aber nicht nur die Lehrenden, sondern zum Theil auch die Lernenden sind in einer traurigen Lage, und doch liegt das Beispiel einer wahrhaft musterhaften Einrichtung der Landschulen uns in dem uns rings einschließenden Holstein so nahe! Die Herrn dürften sich nur nach dem zwei Stunden entfernten Dorfe Steinbeck begeben, um zu erfahren, was durch kräftigen Willen und einige Geldopfer in dieser Hinsicht erzielt werden kann. Große Menschenopfen verschmähten es nicht, Sachverständige nach den deutschen Staaten des dänischen Reichs zu schicken, um die als musterhaft anerkannten Schuleinrichtungen in Augenschein zu nehmen; allein das nahe Hamburg ignorirt sie noch immer.

Die hiesige Literatur ist seit Kurzen durch einige neue Zeitschriften bereichert worden. Herr J. Niedour gibt ein „Literarisches Magazin" heraus, und man hat sich von diesem würdigen und kenntnißreichen Literaten etwas sehr Gutes zu versprechen. Herr Mendelssohn, dessen Berichte aus Paris man in vielen deutschen Blättern mit Interesse las, hat gleichfalls eine Zeitschrift in's Leben treten lassen, und andere mögen noch im Werden sein. Gutzkow's Telegraph wird, wie man sagt, fort erscheinen, obgleich der Redakteur uns zu verlassen gewillt ist; ob sich immer? kann ich nicht bestimmen; nach den letzten Vorfällen ist dies aber anzunehmen, besonders da Frau und Kinder bereits nach Frankfurt voraus gereist sind. Die Herrn Ludwig Wihl, Ulfo Horn, Ignaz Hub. v. Florencourt u. A. m. haben uns schon vor längerer Zeit verlassen und dürften schwerlich wiederkehren, da Hamburg kein günstiger Boden für die Literatur ist. Auch A. Schoppe, die seit vierzig Jahren in Hamburg wohnt, zieht nächsten Frühling nach dem freundlichen Jena, von wo aus sie ihre schon seit fünfzehn Jahren bestehende Zeitschrift fortredigiren wird. — Die in unsern „Nachrichten" aufgeworfene zeitgemäße Frage: ob nicht in Hinsicht unserer Rechte eine passende Veränderung einzuführen sein dürfte? hat, wie zu vermuthen stand, Controversen hervorgerufen; ja man scharrte sogar, um sie zu bestreiten, aus dem Staube der Vergessenheit eine vor mehr denn hundert Jahren verfaßte Schrift des hiesigen Predigers Schubart hervor, die unter dem Titel: „Erläuteres Nein" täglich in den öffentlichen Blättern ausgeboten wird. Trotz dieses „erläuteren Nein" wird aber der Zeitgeist unaufhaltsam vorwärts schreiten und mit seiner Fackel nicht nur dieses Winkel, sondern eine Menge Augiasställe beleuchten, damit ein neuer Herkules sie endlich ausräume.

(Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 128 und Prospectus von Fr. Volckmar in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 18. December 1841.

— Qu'entend-il? le tambour qui résonne; —
Le sang remonte à son front qui grisonne,
Le vieux coursier a senti l'aiguillon.
Béranger.

Der Huszar von Debreczin.

(Fortsetzung.)

Laszlo merkte wohl, weßhalb der Meister ihn für den ganzen Tag zu entfernen begehrte, und zögerte; da sagte Erszy: „Folge dem Herrn Vater, lieber Laszlo," und ein flüchtiger, aber ausdrucksvoller Blick ihrer schwarzen Augen fügte hinzu: „Geh und fürchte nichts." — Wie er jedoch sich eben anschickte, dem Gebote Folge zu leisten, fesselte der Anblick neuer Ankömmlinge seine Sohle an das Fleckchen Erde, auf dem sie just bastete. In feiertäglichem Gewand kamen zwei ältliche Männer daher, in deren Hände die gewaltigen Blumensträuße die Neugierde der kaum versprengten lieben Jugend in so hohem Grade reizten, daß sie, der Furcht vor der kaum empfundenen langen Peitsche nimmer eingedenk, sich nachdrängte und rittlings auf der Verzäunung Platz nahm, untereinander sprechend: „Die da wissen einen Bräutigam für die Braut, und wollen mit dem Janos davon reden."

Was die Knaben zusammen aussprachen, das dachte im Stillen für sich der arme Laszlo, und darum wollte er nicht wanken und nicht weichen, obschon Janos, bevor er den Besuchern entgegenging, um sie in's Haus zu geleiten, ihn nochmals eindringlich ermahnte, seine Zeit nicht zu verlieren. Ilona eilte fort, um Wein und Brod zum Morgenimbiß für die Gäste zu holen; Erszy eilte ihr nach, um ihr, die von Schrecken und Angst noch ganz verwirrt war, hülfreiche Hand zu leisten, und Laszlo setzte den Wahnsinnigen, von dem, wie er aus Erfahrung wußte, jetzt nach überstandenem Anfall nichts zu besorgen stand, auf den Haufklotz nieder, auf dem der Meister eben noch gesessen.

Laszlo mochte sich leicht zusammenreimen, in wessen Namen die zwei Freiwerber mit Janos zu sprechen gekommen waren; sie waren offenbar Abgeordnete des alten Miklos, der für seinen Sohn Istok die kleine Erszy zur Ehe begehren ließ. Miklos aber war Istevans Vetter, Vormund und natürlicher Erbe, und seit langen Jahren sah er, wie die ganze Stadt, des Blödsinnigen Hab und Gut bereits für sein Eigenthum an, woher es wohl auch gekommen seyn mochte, daß er Haus, Hof, Felder Wiesen, Gärten, Rosse und Rinder immerdar im besten Stande erhalten und nicht das Geringste daran verwahrlost hatte. Der Knecht dachte sich zugleich, weßhalb Janos vorhin die Weiber geschlagen: Mutter, Tochter und Magd hatten sicherlich Einrede erhoben, da er davon gesprochen, die Erszy dem liederlichen Istok zu geben, den alle Mütter fürchteten, wie er allen ehrbaren Dirnen ein Greuel war.

Digitized by Google

So stand nun der liebende Knabe in bitterer Angst wie festgewurzelt da, richtete die Augen starr auf das Haus, als sollten seine Blicke die Wände durchbohren, hinter denen noch die Entscheidung seines Geschickes sich barg, um vielleicht in der nächsten Minute schon furchtbar und vernichtend hervorzutreten, und lauschte mit ängstlich gespanntem Ohr auf jedes Geräusch, als vermöchte er zu vernehmen, was dort drinnen gesprochen und verhandelt ward. Und in derlei Gedanken verloren, überhörte er, daß der gesegnete Sommermorgen wiederum einen neuen Lärm in die stille Stadt brachte, just als wäre die Zeit des Jahrmarktes gekommen, welche die Einförmigkeit des gewöhnlichen Lebens und Treibens festlich zu unterbrechen pflegt. Draußen nämlich auf der Straße hatten des Königs Werber ihr Zelt aufgeschlagen, unter welchem glänzend herausgeputzte Husaren das Volk ermunterten, der Fahne zu folgen, neben sich auf dem Tisch die gewaltige Zinnschüssel mit den neugeprägten blanken Zwanzigern, aus welcher sie den Neugeworbenen das Handgeld reichten, das Fäßchen mit feurigem Wein wie den Krug mit Zwetschenwasser, für durstige Kehlen eine mächtige Verlockung, und endlich die aufspielenden Zigeuner, die mit wilder Musik das Ohr betäubten und die Seele trunken machten. Dazwischen schmetterte die Trompete, und von dem Klang des gellen Erzes wie aus tiefem Schlummer geweckt, richtete sich der Blödsinnige empor, stand aufrecht und straff, einem alten Schlachtroß vergleichbar, das am Pflug die vertrauten, langvermißten Töne aus weiter Ferne vernimmt, und nun sich bereitet, des haltenden Zügels und des schweren Geschirres spottend, auf flüchtigen Hufen von dannen zu fliehen, dahin, von wo der verlockende Schall ertönt.

Istevans ungewöhnliche Bewegung und theilnehmende Geberde erregten endlich Laszlos Aufmerksamkeit, so daß auch er der Werber ansichtig ward, und bei ihrem Anblick, so wie bei dem Klang der verlockenden Zigeunerfiedel der verzweifelte Gedanke in ihm erwachte, ihnen zu folgen, wie ehedem seiner Mutter ältester Sohn gethan, um unter dem Kolpak des Huszaren dem Sinnen und Trachten der ersten Liebe mit ihrer Lust und ihrem Leid zu entsagen und in der neuen Tracht ein neuer Mensch zu werden, wie denn überhaupt des Menschen Herz immerdar in einer gänzlichen Umgestaltung der äußern Verhältnisse und Umgebungen aller Leiden zu vergessen und eitel Glück zu finden wähnt. Die Theilnahme an des Stiefbruders neuem Thun hinderte indessen Laszlo, dem Gedanken nachzuhangen und ihn zu einem festen Entschlusse auszubilden. In des Blödsinnigen bisher so wirren Blicken dämmerte der Ausdruck klugen Verständnisses auf, und mit einemmale ging er, von Laszlo wie von seinem Schatten begleitet, langsam und gemessenen Schrittes auf das Werbezelt zu, blieb davor stehen, strich sich mit beiden Händen das wilde Haar aus der Stirn und betrachtete aufmerksamen Auges alle Gegenstände auf das Genaueste, trat dann dart zu dem Unteroffizier hin und sagte: „Pap Andor von Kinsky-Huszaren.“

Der Unteroffizier schaute ihn, den er für einen Bettler halten mochte, überwerch an, streckte den Arm aus, um ihm eine Handvoll Tabak zu reichen, und versetzte: „Wohl bekomm's, Kriegsgesell! Das Sprüchwort hat eben schon einmal wieder Recht: junger Soldat, alter Lump. Warum bist du auch der Standarte untreu geworden?“ — Mit stolzer Geberde die milde Gabe von sich weisend, sagte Istevan: „Wahrlich, warum auch bin ich der Standarte untreu geworden!“

In demselben Augenblicke senkte er die Augen zu Boden und ward über und über roth, just als wäre ihm bei dem Anblick seiner bloßen Füße das Verstandniß seiner unstatthaften äußern Erscheinung urplötzlich klar geworden, weßhalb er sich wandte und wieder mit dem vorigen langsamen Schritt, aber aufrecht von dannen ging und gerade auf die offene Barbierstube an der nächsten Straßenecke zuschritt, unbekümmert um die Gassenbuben, die neugierig sich ihm nachdrangten, so wie er auch des ihn begleitenden Laszlo nicht zu achten schien. Drinnen im Laden des Barbiers setzte er sich auf die Bank und sprach zu dem Gesellen, welcher, der Kunden harrend, dastand: „Nimm Kamm und Scheere zur Hand, Freund Bader, flechte mir vorn an den Schläfen zwei glatte Zöpfe und stutze das übrige kurz ab. Dann wirst du dein Messer nehmen, um mir Wangen und Kinn rein zu scheeren, und mir den Schnauzbart in die Höhe wichsen, damit ich ordonnanzmäßig aussehe wie ein Huszar.“ — Zu dem zögernden Gesellen sprach Laszlo rauh: „Thu, wie er sagt, verdammter Bartkratzer! er wird dich schon bezahlen.“

(Schluß folgt.)

Gedichte von Felicia Hemans.

Uebersetzt von F. Freiligrath.

2.

Der Sonnenstrahl.

Du bist kein Zauberer im Fürstenschloß,
Eine Freude bist du, ein froher Genoß!
Bist ein Hoffnungsbringer für Berg und für Thal —
Ist ein Segen wie deiner, o Sonnenstrahl?

Du beschreitest die Flnth, und der Ocean lacht,
Seine tausend Inseln umsprüht du mit Pracht;
Du flammst auf die Schiffe, du flammst auf den Schaum,
Den Matrosen erquickst du, wie Heimathstraum.

Digitized by Google

Durch die Tiefen der Waldnacht zittert dein Glühn,
Golden durchbricht du ihr schattig Grün,
Und wie Feuerfliegen, flatternd und grell,
Spiegeln die Blätter sich unten im Quell.

Auf die Berge schaut' ich — ein Nebeltuch
Umwallte finster den Höhenzug;
Du zertheiltest es licht, und den Berg umfing
Ein Gewand von Feuer, ein Flammenring.

Ich erblickte des Landmanns bescheiden Haus —
Fast wie traurig schaut' es in's Land hinaus;
Bis ein Schimmer von dir ihm in's Fenster sah —
O, wie stand es fröhlich, wie lacht' es da!

Du besuchst die fernste, die wildeste Statt,
Glühst die Wildniß an, wie der Rose Blatt;
Auf ergrauende Trümmer ein freundlich Licht
Und ein Lächeln zu werfen verschmähst du nicht.

Durch die Dämm'rung des Münsters kommst du geflammt;
Da, wie Feuer, lodert des Bettstuhls Sammt;
Um der alten Trophäen marmorne Reih'n
Zuckt, wie brennendes Gold, einer Glorie Schein.

Und du fliehst nicht, wo niedrig ein Grab auch steht,
Drauf im seufzenden Wind eine Blume weht;
Du erhellst seine Gräser mit Licht und mit Lust,
Und in Liebe schläfst du auf seiner Brust.

Hoffnung des Meers und der Wildniß Glück,
Sonne des Sommers — was gleicht deinem Blick?
Eines! — Der Glaube, der, was er berührt,
Mit den leuchtenden Farben des Himmels ziert.

3.

Nachtlied zur See.

Dunkel braust das Meer,
Bangen Hauchs die Winde flüstern,
Meeresvögel, träg und schwer,
Flüchten ängstlich sich im Düstern.
O, bei Sturmeswehen,
Der du aus den Höhen
Hörst, was deine Kinder flehen —
Hör', o Vater, hör'!

Finster ist die Nacht,
Mond und Sterne sind verschwunden;
Wen der Glaube sehend macht,
Hat das rechte Licht gefunden.

Du, der du inmitten
Zorn'ger Fluth geschritten,
Noch einmal, hör' unser Bitten —
Dein, Herr, ist die Macht!

4.

Lied der Auswanderer.

Da erscholl ein Lied auf der tönenden See,
Ein gemischtes Athmen von Lust und Weh';
Stimme des Mannes, kräftig und rauh,
Füllte mit Jubel das sonnige Blau;
Von den Wäldern, die nie noch ein Fuß durchzog,
Jauchzte sie, während die Barke flog.

Doch zu ihrem scholl ein Lied,
Von Ergebung voll und Gram,
Und sein Klageton verrieth,
Daß von Weibes Mund es kam.

„Hinaus, hinaus, und über das Meer!"
— So auf dem Deck sang der Männer Heer.
„O, ein helleres Himmel wölbt sich uns fern,
Unsern Weg dort zeigt uns ein lichterer Stern!
Dort sind Ebnen — Keinem noch gaben sie Rast!
Für den ersten sind sie, den tapfersten Gast!"

„Doch, o Gott, wir wandern trüb,"
— Sang der Abschiedschor sodann —
„Aus den Häusern, traut und lieb,
In des Bachs, der Bergschlucht Bann!"

„Neue ja bau'n wir, wo Blatt und Zweig
Um die Stirn uns blitzen, Juwelen gleich;
Ziehn die Ranken der Rebe bis hoch an's Dach,
Daß ihr Laub uns am Abend beschatten mag,
Wenn hinaus wir schau'n nach den läutenden Küh'n
Und der stillen Savanna wogendem Grün."

„Ach, wir ziehn und tragen Leid
Um die Linde, frisch und kühl,
Die mit Blüthen überschneit
Unsrer Kinder erstes Spiel!"

„Unser der Wald und des Waldes Gethier!
Freier durchbricht ihn der Hirsch nicht, als wir!
Keiner, der spräche: „Nicht weiter! halt!"
Unser die Steppe, so weit sie wallt!
Unser das Elenn, stattlich und schnell,
Unser sein Mark, und unser sein Fell!"

„Doch, ach, das Kirchlein grau,
Und der Sabbathglocke Schall,
Und das Gärtchen und die Au' —
Uns entschwunden sind sie all'!"

Digitized by Google

„Ströme des Westens, glänzend und rein,
Unsre dreisten Namen woll'n wir euch leih'n!
Wollen sä'n im Gefild unsres Fleißes Saat,
Wollen lassen im Forst unsrer Wagnis Pfad,
Und am frischen See unser frisches Thun,
Wo die Indierfürsten, die alten, ruh'n!"

„Doch die Blumen, süß und bunt,
Unsrer Kinder Lust — wer lehrt
Sie umduften fremden Grund?
— O, lebt wohl, Heimath und Herd!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortsetzung.)

Pietistische Literatur. — Kleine Theater. — Gutzow.

Der berührte Gegenstand bringt mich auf eine Zeitschrift, die bestimmt die einzige in ihrer Art ist. Sie führt den Titel: „Der lutherische Pilger aus dem Norden für Wahrheit und Recht," und wird von einem hiesigen Kandidaten der Theologie, Dr. Ulrich Hahn, „im Vereine mit lutherischen Missionsfreunden," redigirt. Da wir ein Kuriosum vor uns haben, so es mir vergönnt, diesen Pilger, zur Ergötzung der Leser, etwas genauer zu beleuchten. Das Format ist ein sehr breites Folio mit drei Kolumnen, das Papier durch seine Vergilbtheit sehr altem Pergamente ähnlich, die Vignette ein abscheulicher Holzschnitt. Sie stellt Christus am Kreuze dar, angebetet von zwei knieenden Engeln. Darüber l. N. J. und unter diesem das Motto: „Kündlich groß ist das gottselige Geheimniß." Sprache und Styl die früherer Jahrhunderte; an Undeutschheit kommt beiden kaum etwas gleich; den Inhalt bilden entweder Auszüge aus alten Kirchenväter oder Polemik gegen Andersgläubende. Dieser lutherische Pilger hat bereits seinen dritten Jahrgang angetreten und soll künftig Vierteljahrer haben. — Auch das Traktätchenwesen geht, trotz dem, daß Ernst und Spott gegen dasselbe aufgeboten worden, ungehindert seinen Weg fort.

Die kleinen Theater, als das der Steinstraße, St. Georgs, der Vorstadt St. Pauli, füllen größtentheils das Haus durch Possen, Spektakels- oder Lokalstücke, und erwischen nicht selten einen Treffer, vermittelst dessen sie fünftig, ja hundertmal ein übervolles Haus erzielen. Die Vorsteher dieser Bühnen kennen den hiesigen Volksgeschmack sehr genau, brauchen sich nicht zu schämen, ihm zu huldigen, und machen so sehr gute Geschäfte; obendrein ist ihr Publikum das dankbarste und genügsamste von der Welt, so daß auch die Schauspieler mit Lust und Liebe vor demselben auftreten, was sehr wesentlich zum Erfolge beiträgt. Je toller, je zu unsinniger eine Posse ist, je mehr darf man auf Beifall von Seiten dieses Publikums rechnen; kommt gar eine plattdeutsche Rolle darin vor oder sind Lieder nach beliebten Volksmelodien eingelegt; versteht der Schauspieler sich auf das hiesige Idiom und hat er die Witze der Packträger an den Gassenecken gehörig belauscht, so ist das Entzücken grenzenlos. Dieß wird überall so seyn, wo es Volkstheater gibt. Es scheint sich indeß allgemach ein Mangel an solchen aufprechenden Stücken einzustellen, besonders seit ein junger talentvoller Mann, der die zweite oder Steinstraßenbühne damit versah, sich in einem Anfall von Melancholie erschoß. Dieser, früher Handlungsdiener, hatte ein entschiedenes Talent für die Lokal- und für die Posse überhaupt, und würde in jeder großen Stadt darin geglänzt haben. Seine Stücke, zum Theil Parodien betonnter Opern und Dramen, wurden hundert und mehrmale aufgeführt und wenigstens wöchentlich zwei bis dreimal gegeben. Sie gefielen nicht nur einem ungebildeten, sondern sogar dem gebildeteren Publikum, das bei denselben die Logen des kleinen Theaters füllte. Dadurch wurde dem Stadttheater fühlbarer Abbruch gethan, und hätte das junge Genie länger gelebt, so würde das große Theater vielleicht durch das kleinere zu Grunde gerichtet worden seyn. Obgleich nun einige andere hiesige Literaten, zum Theil mit glücklichem Erfolge, ähnliche Sachen produzirten, so floß die Ader ihres Witzes weder so voll, noch so sprudelnd, und die kleinen Theater sahen sich daher genöthigt, ihre Zuflucht zu solchen Stücken zu nehmen, die auf größern besser aufgeführt werden. Dieß rettete sichtbar unsere einst so berühmte Bühne. Allein noch war nicht Alles gewonnen, nicht Alles besiegt, indem sich die Masse des Publikums vom großen Theater weg und zu den kleinern hingewendet hatte. Es mußte also ein Reizmittel in Anwendung gebracht werden, und man glaubte ein solches im Vorführen stets neuer, oft sogar bombenähnlicher Gäste gefunden zu haben. Bei solchen steht sich aber die Kasse nur auscheinend, keineswegs wirklich gut: denn da solche theatralische Berühmtheiten immer sehr große Ansprüche machen, mußte man mit der einen Hand wieder ausgeben, was man mit der andern eingenommen. Was die Theaterkasse füllt, sind ansprechende, von den gewöhnlichen Bühnenmitgliedern aufgeführte Stücke. Man war so glücklich, in der letzten Zeit mehrere solche Treffer zu ziehen, meist Uebersetzungen; besonders machte das Singspiel: „die neue Fanchon" großes Glück und faßt übervolle Häuser, auch erbeuten sich die Stücke Bärmanns und Töpfers in der Gunst des Publikums. Nehmliche Erfolge vermochten die Gutzowschen Stücke, wenigstens bei uns, nicht zu erzielen. Sie wurden zwar, mit Ausnahme des „Putzkl," der nur zwei- oder dreimal gegeben werden konnte, eine Zeit lang dem Publikum vorgeführt, mußten dann aber für immer bei Seite gelegt werden. Wohl nur selten hat ein talentvoller Schriftsteller einen so entschiedenen Durchfall erlitt, wie Gutzow mit seinem letzten Stück: „die Saule der Reichen." Außer dem „Tischlerfischen Paare" wüßte ich kein Drama, das von Seiten des Publikums mit so entschiedener Ungunst aufgenommen worden wäre. Dieß mußte um so mehr überraschen, da zwei beliebte Mitglieder der hiesigen Bühne es zu ihrem Benefiz ausersehen hatten; auch wurden sie, selbst nachdem das Stück durchgefallen war, gerufen. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Haß, Schadenfreude und Rachsucht mit dazu beitrugen, wenn dieses Drama auf so auffallende Weise verunglückte. Gutzow hat sich durch sehr strenge Kritiken, namentlich in der letzten Zeit über die dramatischen Produktionen Anderer, sehr viele Feinde gemacht und diese Feindschaft trägt jetzt ihre Frucht. Dann haben ihm auch einige allzu enthusiastische Freunde — denn solche besitzt er — durch das seinen ersten dramatischen Versuchen gespendete übertriebene Lob geschadet, indem sie die Erwartungen allzuhoch steigerten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 44.

Sonnabend, 18. December 1841.

[515] Neue Ausgabe eines allgemein interessanten Kunstwerks:

Bilder aus dem heiligen Lande.

Vierzig ausgewählte
Originalansichten biblisch-wichtiger Orte,
treu nach der Natur gezeichnet von Bernaz.
Mit erläuterndem Text von G. H. v. Schubert.
Zweite Ausgabe in kleinerem Format.
Preis nur 5 fl. 24 kr. rhein. = 3⅓ Rthlr. = 5 fl. C.-M. = 12½ Frcs.
Stuttgart bei J. F. Steinkopf.

Souvenirs pittoresques de la Terre Sainte.

Quarante vues originales
des lieux les plus célèbres dans l'histoire biblique,
dessinées par Bernaz.
Avec un texte explicatif par *G. H. de Schubert*,
traduit par **A. Vinet.**

---

[624] Bei L. H. Böhendera in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen, in Braunschweig durch E. Leibrock:

Vorzüglichstes Festgeschenk.

ALBUM
für Gesang.

Mit Originalbeiträgen
von
Ehelard, Calliwoda, C. Kreutzer, Fr. Lachner, Lindpaintner, Löwe, Marschner, Mendelssohn-Bartholdy, Methfessel, Meyerbeer, Reissiger, Fr. Schneider, Schumann, Spohr
herausgegeben
von
Rudolf Hirsch.
Erster Jahrgang 1842.

Elegant in engl. Leinwand gebunden mit Goldschnitt. Preis 2⅔ Thlr.

Den Inhalt bilden zwölf Lieder und Romanzen für eine Singstimme mit Pianoforte-Begleitung, ein Vocalquartett und ein Vocalchor. Der Verleger glaubt diesem Werke eine seinem innern Gehalte würdige Ausstattung gegeben zu haben und kann es mit Recht als ein vorzügliches Festgeschenk empfehlen.

---

[606] Im Verlage von Eduard Eisenach in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der deutsche Unterricht
auf
deutschen Gymnasien.
Ein pädagogischer Versuch
von Robert Heinrich Hiecke,
Conrector und Professor am Gymnasium zu Merseburg.
gr. 8. 19½ Bogen. broch. 1⅓ Rthlr.

Der Verfasser, der im Laufe einer zwölfjährigen Lehrerthätigkeit deutschen Unterricht in untern, mittlern und obern Classen ertheilt hat, auch durch seine in vielen Anstalten eingeführten Chrestomathien bereits vielen Schulmännern bekannt ist, legt in dieser Schrift seine Ansicht dar, auf welche Weise der Unterricht im Deutschen auf unsern Gymnasien in Einklang mit den gesteigerten Forderungen der Zeit zu bringen sey. In einer zeitgemäßen Organisation desselben, findet er das wirksamste Mittel, das in Schwanken und Unsicherheit gerathene Gymnasialwesen, zu einer neuen, klaren und festen Gestalt zu erheben. Sonach darf der Verleger auf diese Schrift die Aufmerksamkeit nicht bloß der Lehrer, sondern auch aller übrigen gebildeten Freunde des vaterländischen Unterrichtswesens, hinlenken.

---

[598] So eben erschienen die neuesten Compositionen des beliebten Lieder-Componisten

Fr. Kücken:

Gesang der Brautjungfern für eine Singstimme mit Begl. des Piano. Op. 37. ⅓ Rthlr.
Coeur königl. comp. für vier Männerstimmen, Partitur und Stimmen. Op. 36. ⅔ Rthlr.

In den öffentlichen Aufführungen erfreuten sich obige des grössten Beifalls.

7 leichte Lieder mit Begl. des Piano. Op. 35. ⅚ Rthlr.

Die Lieder „Hopp, Hopp," das Spinnlied und das Wiegenlied werden im Familienkreis eben so beliebt werden, wie die bekannten Kücken'schen Lieder: Frühlingswanderschaft, Vöglein mein Bote, Held Friedrich, Herein und das Tscherkessenlied.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[602] **Bei Tendler und Schäfer, Buchhändler in Wien,** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Erzählungen und Humoresken
von Joh. Langer.

3tes, 4tes Bändchen. 8. in Umschlag broch. 2 Rthlr.

Die besondere Theilnahme, deren sich die ersten zwei Bändchen von Langers gesammelten Erzählungen zu erfreuen hatten, ließ uns das Erscheinen dieser Fortsetzung beschleunigen, auf welche wir die geehrten Leser hiermit aufmerksam machen. Durch seine früheren Leistungen, die von den achtetsten Journalen des In- und Auslandes ruhmvollst gewürdigt wurden, hat sich der Herr Verfasser bereits der Leiewelt so vortheilhaft bekannt gemacht, daß diese neuen Erzeugnisse seiner Feder auch ohne unsere weitern Anempfehlungen als

Digitized by Google

eine willkommene Gabe aufgenommen werden dürften. 1stes und 2tes Bändchen mit 19 schönen Erzählungen kostet ebenfalls nur 2 Rthlr.

[608] Als Weihnachtsgeschenke werden stets erfreuen und gewiß sehr willkommen seyn:

Godwie-Castle. 3 Theile.

St. Roche. 3 Theile.

Tieck's gesammelte Novellen. 10 Bändchen.

Tieck's Vittoria Accorombona. 2 Bände.

Novellen von Posgarn. 3 Theile mit Stahlstich-Vignetten.

Edward in Rom. 2 Theile.

Oehlenschläger's Werke in 21 Bändchen.

Steffens Novellen. 16 Bändchen.

Steffens Memoiren. 1—4r Theil.

Tausend und Eine Nacht. Deutsch von Habicht, Hagen und Schall. Vollständig in 15 Bändchen, mit Holzschnitt-Vignetten. Wohlfeilste, aber sehr elegante Ausgabe.

Rösselt's Weltgeschichte für das weibliche Geschlecht. Mit Stahlstichen. 3 Theile.

Rösselt's Literatur-Geschichte für das weibliche Geschlecht. 3 Theile.

Harnisch, Himmelsgarten für Kinder und kindliche Gemüther. mit 4 Kupfern.

Otfried Müller's Handbuch der Archäologie der Kunst.

Otfried Müller's Geschichte der griechischen Literatur in 2 Bänden.

Eduard Müller's Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten in 2 Bänden.

☞ Diese werthvollen Werke sind zu billigen und wohlfeilen Preisen durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Verlagshandlung **Josef Max & Comp.** in Breslau.

[589] In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen — und in allen Buchhandlungen Deutschlands — und in den unterzeichneten Buchhandlungen zu haben:

500 der besten Hausarzneimittel gegen alle Krankheiten der Menschen,

als: Husten, — Schnupfen, — Kopfweh, — Magenschwäche, — Magensäure, — Magenkrampf, — Diarrhöe, — Hämorrhoiden, — Hypochondrie, — träger Stuhlgang, — Gicht und Rheumatismus, — Engbrüstigkeit, — Schwindsucht, — Verschleimung, — Harnverhaltung, — Gries und Stein, — Würmer, — Hysterie, — Kolik, — Wechselfieber, — Wassersucht, — Scrophelkrankheiten, — Augenkrankheiten, — Ohnmacht, — Schwindel, — Ohrenbrausen, — Taubheit, — Herzklopfen, — Schlaflosigkeit, — Hautausschläge, — die Wunderkräfte des kalten Wassers und Hufelands Haus- und Reiseapotheke, und die Kunst, das Leben zu verlangern. (Ein Rathgeber dieser Art sollte billiger Weise in keinem Hause, in keiner Familie fehlen; man findet darin die hülfreichsten, wohlfeilsten und zugleich unschadlichsten Hausmittel gegen die obigen Krankheiten, womit doch der Eine oder der Andere zu kämpfen hat, oder mindestens durch dieses Buch guten Rath seinen leidenden Mitmenschen geben kann.)

Vierte verb. Auflage, Preis ½ Thlr. oder 45 kr.

Galanthomme,

oder der Gesellschafter wie er seyn soll.

Eine Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen, und sich die Gunst der Damen zu erwerben. Ferner enthaltend: 40 musterhafte Liebesbriefe, — 28 poetische Liebeserklärungen, — eine Blumensprache, — eine Farben- und Zeichensprache, — 24 Geburtstagsgedichte, — 40 deklamatorische Stücke, — 28 Gesellschaftslieder, — 30 Gesellschaftsspiele, — 18 belustigende Kunststücke, — 24 Pfanderlösungen, — 93 verfängliche Fragen, — 30 scherzhafte Anekdoten, — 22 verbindliche Stammbuchsverse, — 80 Sprüchwörter, — 45 Toaste, Trinksprüche und Kartenorakel. — (Dieses Buch enthält Alles das, was zur Ausbildung eines guten Gesellschafters nöthig ist, weßhalb wir es zur Anschaffung bestens empfehlen, und im Voraus versichern, daß Jedermann noch über seine Erwartung befriedigt werden wird.)

Broch. 3te verb. Aufl. Preis 25 Sgr. oder 1 fl. 30 kr.

In Augsburg bei **Kollmann** — München bei **Palm** — Prag bei **Calve** — Pest bei **Hartleben** und bei **Kilian** — Wien in der **Gerold**'schen Buchhandlung zu haben.

[617] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Novemberheft 1841.

Inhalt: Die Dampfmaschine von C. Fairee mit Kupfer. — Neue, mit Hochdruck, einfacher Wirkung und Absperrung. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Drehscheiben der Eisenbahnen, auch auf Möbelrollen u. s. w. anwendbar. Von Handcock. Mit Abbildungen. — Ueber eine neue Form von Eisenbahn-Schienenstühlen und eine verbesserte Befestigungsmethode derselben. Von Charles May. — Bericht über Versuche hinsichtlich des der Zugkraft entgegenwirkenden Widerstandes auf Eisenbahnen. Von Edw. Woods. — Maschine zum Reinigen und Ausbessern der Straßen und Wege. Von J. Whinworth, Ingenieur zu Manchester. Mit Abbild. — Verfahren und Maschinen zur Fabrikation von sogenanntem Filzpapp. Von Wm. Hirst, Tuchmacher zu Leeds. Mit Abbild. — Versuche über die Dumesnil'sche Sicherheitslampe; von Gruner. Mit Abbild. — Ueber das Pressen steierner Röhren; von Karmarsch. — Anwendung der galvanischen Kupferfällung zur Verfertigung, zum Ausbessern und Graviren von Walzen und andern Formen zum Bedrucken von Kattunen ꝛc., von Jos. Lockett, Ingenieur in Manchester. Mit Abbild. — Methoden, Lichtbilder darzustellen. Von W. H. Talbot Esq. — Ueber Bleiweiß und Bleiweißfabrikation von Professor Schubarth. — Ueber selbst entstehende Feuersbrünste und Selbstentzündungen.

Digitized by Google

von Hrn. A. Chevallier. — Ueber das Dörren des Holzes, besonders zum Hodofenbetrieb. Von v. Balaschoff. — Ueber den Schall im Wasser; ein Schreiben des Hrn. Daniel Colladon an Hrn. Arago. — Ueber galvanoplastische Dendriten, von Gustav Preuß. — Miscellen. Verzeichniß der im September 1841 in England ertheilten Patente. — Die Great-Western-Eisenbahn. — Ueber das neue Fixirmittel. — Ueber die Verbinderung der Bleitolik bei den an Zacanarbs Stühlen beschäftigten Webern, von Hrn. Dalmenstte. — Samuel Clegg, über Gasbeleuchtung. — Grove's Verfahren die Daguerre'schen Lichtbilder auf galvanischem Wege zu ätzen. — Claudet's Verfahren, die Metallplatten für Lichtbilder zu jodiren. — Ueber das Durchbohren nichtleitender Substanzen durch die mechanische Wirkung der Elektricität. — Wirkung der giftigen Metalloxyde und Salze auf die Vegetation.

Zweites Novemberheft.

Verbesserungen an Eisenbahnen und Locomotiven von G. A. Kollmann. Mit Abbild. — Verbesserungen an Maschinen zum Mangen, Trocknen und Appretiren von Geweben, von Hugh Unsworth, Bleicher in Blakrod. Mit Abbild. — Verbesserungen an Dresch- und Kornschwingmaschinen von Joseph Atkinson. Mit Abbild. — Verbesserte Sägemaschine zum Säen mit oder ohne Knochen oder sonstige Düngmittel von Richard Hornsby in Spittlegate. Mit Abbild. — Verbesserungen im Mechanismus zum Pflanzen mit dem Pflanzstock oder zum Säen von Weizen ꝛc. Von James Witmot Newberry, in Hoot-Norton. Mit Abbild. — Beschreibung der gemeinsten Abtritte des Hrn. Leon Szymanski. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Verfertigung gläserner Zugrohre für Lampen. Von James Deacon. Mit Abbild. — Beschreibung des Pedionmeters, eines Instruments, um den Flächeninhalt in Karten ohne Rechnung zu erhalten, von J. F. Schiercz. Mit Abbild. — Beschreibung eines neuen Reduktionszirkels, und Anwendung desselben zum Reduciren, Kopiren und Konstruiren von Plänen, von P. F. Schiercz. Mit Abbild. — Beschreibung eines Orthographen oder eines Instruments, mit welchem man Kreise, Ellipsen und Cilinien beschreiben kann, von P. F. Schiercz. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Gewinnung des Schwefels aus Schwefelkies, von James Harvey. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Gewinnung von Kupfer, Zink und andern Metallen aus Erzen, von William Jefferies. Mit Abbild. — Ueber die verschiedenen Eigenschaften, welche die Cementsteine und hydraulischen Kalksteine durch ein unvollkommenes Brennen erhalten können, mit vorausgehenden Bemerkungen über die anomalen Kalksteine, welche den Uebergang von den höchst hydraulischen Kalksteinen zum Cement machen, von E. J. Vicat. — Ueber das Vorkommen des Bromsilbers in Mexiko und zu Huelgoely in Frankreich, von P. Berthier. — Ueber den Einfluß des eisenblausauren Kali's auf das Jodsilber, mit welchem es ein sehr empfindliches photographisches Präparat liefert, von R. Hunt. — Verfahrungsarten zum mehrfarbigen Drucken des Papiers mittelst des Galvanismus; von Johann Baggs. — Ueber galvano-plastische Nachbildung gestochener Kupferplatten. — Miscellen. Longchamps Rettungsfahrzeug. — Neues Pianoforte. — Eugen Magnus' patentirtes Verfahren zum Verarbeiten und Poliren des Schiefertafeln. — Gläserne Wasserleitungen. — Vorsichtsmaasregeln bei der Chlorbleicherei. — Ueber die directe Erzeugung des Cyans (Blausäure) aus seinen Elementen. — Ausmittelung des Schwefels und Kupfergehalts des Kupfertiefes. — Schutz des Getreides vor dem Kornwurm. — Vertilgung und Abhaltung des Kornwurms. — Wein- und Bierverfälschungen.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachergister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

---

[600] Bei **Braumüller u. Seidel** in Wien ist erschienen:

General-Statistik
der
Europäischen Staaten,
nebst einer theoretischen Einleitung,
von
Georg Robert Schnabel,

Doctor der Rechte, k. k. Professor des Natur- und österreichischen Criminalrechtes, wie auch gewesenem k. k. Prof. der Statistik an der Karl-Ferdinands-Universität zu Prag.

Zweite neu bearbeitete Auflage, vermehrt mit einer Uebersicht der neuesten Veränderungen im Gebiete der General-Statistik.

Mit zwei Uebersichts-Karten und einem statistischen Gemälde der europäischen Staaten im Jahr 1841.

gr. 8. Wien 1841. 2 Bände, in Umschlag brochirt. 4 fl. Conv.-M.

Aus diesem ist besonders abgedruckt:

Europa
um das Jahr 1840.

Eine Uebersicht der neuesten Veränderungen im Gebiete der General-Statistik der europäischen Staaten.

gr. 8. Wien 1841. in Umschlag brochirt. 1 fl. C.-M.

---

[625] Bei **G. Bethge** in Berlin erschien so eben:
Des Aischylos Werke, übersetzt von **Prohsen.**
2te Auflage. 1 Rthlr. 12 Gr.

---

[616] Bei **Voigt u. Mocker** in Würzburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erinnerungen
aus
Griechenland
in den Jahren 1832, 1833, 1834 und 1835, nebst einer gedrängten Darstellung des griechischen Freiheitskampfes von 1821 bis 1833
von
F. X. M. A. von Predl,
Hauptm. im k. b. Inf.-Reg. König Otto von Griechenland.

2te sehr verm. Auflage.

Ladenpreis 3 fl. 12 kr. oder 1 Thlr. 20 Gr.

Diese Schrift bedarf um so weniger einer anpreisenden Empfehlung, da es eine zweite vermehrte Auflage ist, und für ihre Gediegenheit schon der schnelle Absatz der ersten Auflage hinreichende Bürgschaft bietet. Ueberdieß möchten 2 goldene und 2 silberne Medaillen, welche der Hr. Verf. mit dem huldvollsten Handschreiben für diese 2te Aufl. von deutschen Fürsten empfangen, nicht wenig dazu beitragen, ein günstiges Vorurtheil von diesem interessanten Buche beim Publikum zu bilden.

Digitized by Google

[247] In Unterzeichnetem ist erschienen und versandt worden:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Von

Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

„ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosen Cosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Oekonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Oekonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publikum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfasser hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen anticipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der produktiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Thätigkeit. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthssystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Oekonomie der deutschen Nation insbesondere. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 20. December 1841.

Où peut-on avoir dit de telles infamies?
Est-ce chez les Hurons, chez les Topinambous? —
C'est à Paris. — C'est donc à l'hôpital des fous?
Boileau.

La Fornarina.

Rom, im December 1841.

Ein französischer Roman macht gegenwärtig in der römischen Fremdenwelt, namentlich bei den Damen, die Runde, indem sein Titel Aufmerksamkeit erregt. Es ist La Fornarina, von Amédée de Bast. Herrn de Bast's frühere Werke, die schon eine ziemliche Zahl von Bänden ausmachen, sind, mit Ausnahme des „Malsilâtre," nicht sehr bekannt geworden; will er auf diese Fornarina seinen Ruf gründen, so ist es damit schlecht bestellt.

Die Zeit, in welche die Handlung verlegt ist, sind die letzten Regierungsjahre Pabst Julius II. Der Pabst selbst, Kardinale und Staatsmänner, Dichter und Künstler treten in Menge darin auf, und bei jedem Schritte stößt man auf berühmte Namen: dieß ist aber auch Alles, denn vom Charakter der Zeit ist auch nicht eine Spur geblieben, und alle diese Leute könnten eben so gut anders heißen und das Ganze, statt im sechzehnten Jahrhundert, im neunzehnten vor sich gehen, ohne dadurch unwahrscheinlicher zu werden. Ein abfurderes Produkt, bei vieler Prätension talentloser, bei vielem Aufwande abgeschmackter, ist lange nicht erschienen, und Herrn Meyerbeer, dem das Buch gewidmet, ist dadurch kein großes Compliment gemacht worden. Von dieser Confusion von Epochen, Sitten, Begriffen, Personen, von dieser Salbaderei über Leben und Kunst, von dieser Nuchternheit bei grenzenlosem Wortschwall, macht man sich keinen Begriff. Alles ist durcheinander geworfen; das Historische ist falsch, das Topographische ist falsch, das Kostüm ist falsch. Dabei ist nicht einmal eine spannende und interessante Intrigue da: genau besehen, geschieht nichts, und da kein Knoten geschürzt wird, fehlt auch die Auflösung, und man befindet sich plötzlich am Ende, ohne zu wissen wie. Das, was für die Haupintrigue gelten soll, ist bloß lächerlich.

Die Fornarina, Raffaels bekannte und eben so unbekannte Geliebte, die wir hier Julia Calazzani getauft finden, ist die Wittwe eines reichen Bäckers, der, schon in vorgerückten Jahren, sich mit ihr verbunden und ihr sein ganzes Vermögen hinterlassen hat. Sie steht in einem zärtlichen Verhältniß mit Raffael, ohne zu wissen, wer er ist: sie kennt ihn nur als einen Engel und redet ihn auch immer mit Ange an. Dieses fabelhafte Wesen, das in früher Jugend von dem Mailänder Maler Boltraffi, da Vincis Schüler, geliebt worden, der, man weiß nicht warum, auf römischen Boden verpflanzt, eine Brackenburgsrolle mit allen tragikomischen Auswüchsen modernen Franzosenthums spielt, wohnt in Albano in einem Zauberkiosk, welchen Herr de Bast der 1001 Nacht gestohlen hat, bis sie zu ihrem unbekannten Geliebten

Digitized by Google

in den Palaſt Chigi zieht (womit wohl die Farneſina gemeint iſt), gegen deſſen Schilderung die orientaliſchen Feenpalaſte Kleinigkeiten ſind. Sie thut und bewirkt eigentlich gar nichts, denn Raffaels Tod liegt außerhalb der Grenzen des Buches, und man erfährt eigentlich nur incidenzweiſe, daß ſie nach dem Verluſte ihres Engels die Maitreſſe Giulio Romanos geworden und endlich im Elend geſtorben. Ihr Tod veranlaßt aber doch eine in ihrer Art ſeltene Scene; denn ihre vormalige äthiopiſche Dienerin, welche, nachdem ſie an Zigeunertänzen Theil genommen, die werth wären, in den berüchtigſten Kaffeehäuſern Konſtantinopels zu figuriren, Aebtiſſin des Kloſters der Obſervantinnen geworden, bändigt dem Francesco Penni eine Börſe mit fünfhundert Dukaten ein, um die im Elend geſtorbene Fornarina begraben zu laſſen, und ſtellt noch fünfhundert zu ſeiner Dispoſition, falls jene nicht ausreichen ſollten.

Eine nicht minder abgeſchmackte Perſon iſt Raffaels Braut, die Nichte des Kardinals von Bibiena, der hier Kardinal von St. Bibiana heißt, l'ivombre und Landsquenet ſpielt, und dem der Pöbel auf der Straße nachruft, er betrüge am Kartentiſch. Wer Rom und Raffaels Leben kennt, weiß, daß Maria Bibiena unvermählt ſtarb und im Pantheon neben ihrem Bräutigam begraben liegt. Im Roman finden wir ſie unter dem Namen Padrilla als eine Art chriſtlicher Mänade, die bei einem Feſt im Palaſt Farneſe, von plötzlicher Reue erfaßt, ihren kaiſerlichen Schmuck aus dem Haar, von Bruſt und Armen reißt und dem auf dem Platze verſammelten Janhagel auf die Köpfe wirft, dann in's Kloſter läuft und endlich einen Condottiere heirathet, der zuweilen als Hirt durch die Campagna umherzieht, bei Albano eine cabane de feuillage hat und auf dem ſogenannten Grabmale Ascans, das zufällig eine koloſſale Backſteinpyramide iſt, ſein Abendbrod verzehrt, während er ſich das Grab der Euriatier zum Meierhof mit juriſtiſcher Bibliothek und Waffenſammlung eingerichtet hat, wo er in einem Bette von Cederholz, mit Vorhängen von türkiſchen Fahnenfetzen, Roßſchweifen und ſonſtigen Trophäen ruht.

Raffael ſelbſt iſt höchſt lächerlich; weder bei ihm noch bei einem andern der Handelnden iſt von Charakterſchilderung die Rede; ihm wie dem Bramante, dem Buonaroti, dem Machiavell, dem Ariost wird das dummſte Geſchwätz in den Mund gelegt. Michelangelo ſchreibt dem Marquis von Montferrat: „Un certain Raphael d'Urbin dont le nom n'est peut-être pas encore parvenu jusqu'à vous;“ Bolttraffio endigt ſeinen Brief an Raffael mit „daignez recevoir, illustre maitre, le tribut de mes hommages respectueux;“ der franzöſiſche Botſchafter ſpricht 1512 von Amerika als von der neuen Welt: „que le capitaine Christophe vient de découvrir.“ (Schluß folgt.)

Der Huszar von Debrezin.

(Schluß.)

So machte denn der Barbier ſich an's Werk, deſſen Vollführung wahrlich keine leichte Aufgabe war, doch nach und nach, wenn ſchon mit großer Mühe, zu Stande kam, ſo daß, als Istevans Haare und Bart geſchoren, geſtutzt, geſtochen und gewichſt waren, Laszlo mit großer Verwunderung wahrnahm, welch ein ſtattlicher, hübſcher Mann ſein Bruder war, der bisher einem Greiſe gleichen, und nun plötzlich das Anſehen des rüſtigen Vierzigers gewonnen hatte, welcher er den Jahren nach auch war. Istevan erhob ſich, betrachtete ſich einen Augenblick mit wohlgefälligem Lächeln im Spiegel, ſagte zu dem Geſellen, er werde ihm das Trinkgeld ſelber bringen, und ging an Laszlos Arm von dannen, traulich, als habe des Jünglings Einſchreiten bei dem zögernden Bader ſeine Freundſchaft gewonnen.

Als die Beiden herausſtraten, kam ihnen Miklos entgegen, den die raſch ſich verbreitende Kunde von ſeines bloͤdſinnigen Mündels ungewohntem Beginnen herbeigelockt, und der nun heftig ausrief: „Was ſind das für tolle Streiche, Bube? Gib Acht, daß ich dich nicht binde und züchtige.“ Statt aller Antwort lächelte Istevan nur, doch Laszlo verſetzte ernſt: „Sein Beginnen iſt vernünftig; laß ihn gewähren, denn Gottes Gnade hat ihn plötzlich erleuchtet.“ — „Ich merke ſchon, wo das hinaus will,“ ſchrie der Alte, noch erboſter denn vorher; „bebe dich von dannen, elender Erbſchleicher! Du verführſt deinen Stiefbruder, um ſeine väterlichen Vermanden um das zu prellen, was ihnen von Gottes und Rechts wegen gehört; aber beim Himmel, es ſoll dir übel gerathen!“

Istevan horchte doch auf, ſah erſt dem Vormund mit einem feſten Blick ſo fragend in die Augen, daß dieſer beſchämt und verlegen zu Boden ſchaute, wandte ſich dann zu dem Jüngling und ſprach: „Biſt du Hollanka's Sohn?“ — „Hollanka hieß deine und meine Frau Mutter, Laszlo mein Herr Vater, der Frau Mutter zweiter Mann; Gott habe ſie ſelig!“ So ſprach Laszlo, den Istevan nun aufmerkſam betrachtete und auf beide Wangen und den Mund küßte, um dann, ohne ſonſt ein Wörtlein zu ſagen, mit ihm weiter zu gehen, woran Miklos ſie nicht hindern konnte, weil das Volk ob ſeiner vorigen Rede noch murrte, und einige ehrſame Bürgersleute ſich zu ihnen geſellten, den weitern Verlauf der wunderlichen Veränderung in dem Betragen des Wahnwitzigen mit anzuſehen. So gelangten ſie zuſammen nach Istevans Haus, wo dieſer zu dem nachfolgenden Vormund gewendet alſo anbob: „Jetzt reiche mir von meinem Sitz ein ſauberes Gewand, wie ich deſſen bedarf; das ſey deiner Verwaltung letzte Mühe. Hernach magſt du dich bereiten, mir liegende und fahrende Habe

Digitized by Google

zu übergeben, Rechenschaft abzulegen und meinen Dank für Alles, was du an mir gethan, in Empfang zu nehmen." — Der Zeugen wegen getraute Miklos sich nicht, Widerspruch zu erheben, so gern er es auch gethan hätte; darum brachte er denn das kurze Hemd, die weiten Gatyahosen und schwarzen Zischmen, den breitkrempigen Hut und die stattliche Bunda (Pelz), welche Istvean Stück für Stück anlegte und darauf als ein Mann dastand, in welchem kein Auge den Irrsinnigen der vorigen Stunde wieder erkannt hätte.

Nun waren Alle neugierig, was der so schnell und wundersam zur Vernunft Erwachte sagen würde; der aber sprach kein Wort, sondern schritt, heitern Ernst in den Zügen, wieder zur Thüre hinaus auf die Straße und schnurstracks dem Werbeplatz zu, woselbst er, durch das gaffende Volk sich drängend, den Unteroffizier anredete: „Vap Andor von Kinsky-Husaren, kennst du mich nun?" — „Herr Gott im hohen Himmel!" schrie Andor auf; „bist du nicht mein alter Kamerad von der zweiten Eskadron, der Milsay Istvean?" — „Der bin ich," bekräftigte dieser, die dargereichte Hand schüttelnd; „ich habe einen schweren Traum geträumt, seitdem wir uns nicht gesehen, und wenn ich auch darüber zu alt geworden bin, um noch einen Regimentskadetten vorzustellen, so bin ich zum Husaren lange noch nicht verdorben. Darum laß die „Verbunk" aufspielen, die Trompete schmettern und fülle mir das Glas mit Wein." Andor that, wie ihm gebeißen ward, Istvean stieß an, trank und rief, mit seiner starken Stimme die laute Musik noch übertönend: „Vivat Rex noster Maria Theresia!" wobei er die Hand des Unteroffiziers, der nach der Geldschüssel langen wollte, festhielt. „Des Geldes bedarf ich nicht," sagte er; „ich habe schon einmal Handgeld vom König genommen, und was seitdem sich ereignet, betracht' ich als nicht geschehen."

Von dem Augenblick hingerissen, fühlte Laszlo die Gedanken wieder in sich aufsteigen, die kurz vorher bei dem ersten Anblick der Werber in ihm erwacht waren; so sprach er denn zum Bruder: „Ich werde mit dir ziehen!" — „Das wird meiner Mutter Sohn schön bleiben lassen," versetzte Istvean; „denn wer sollte sonst mein Anwesen übernehmen, von dem ich mit nichts vorbehalten will, als ein gesatteltes und aufgezäumtes Pferd, und, wenn ich am Leben bleibe, für meine alten Tage eine Kammer, nebst dem Plätzchen auf der Ofenbank? So haben wir nicht gewettet, Bürschchen. Verstanden?"

Diese Worte vernahm der Seifensieder, der eben herzugetreten war. „Nimm an, was er dir bietet," sprach Janos; „es ist noch nicht zu spät. Dank dem starren Trotz der Kleinen, und du sollst Jlonas Tochter zum Weibe haben." — Bei dieser Rede blitzten des Husaren Augen in finsterer Gluth auf, als wollte die kaum verscheuchte Nacht des Wahnsinns auf's Neue sich ihrer bemeistern; doch war die Wallung rasch bewältigt; mit dem Finger drobend sagte Istvean: „Nichts mehr von den alten Träumen! es ist doch Alles nicht wahr," und wandte sich entschieden, aber ruhig ab, um seines Weges zu gehen, der ihn schnurstracks zu den Beamten führte, vor denen er seinen eben ausgesprochenen Vorsatz der Vermögensabtretung in aller Form Rechtens in's Werk zu setzen eilte, ohne dabei auch nur eine Sylbe mehr zu sprechen, als zur Sache unumganglich nothwendig war.

Am nächsten Tage schon zog Istvean in aller Stille mit den Werbern von dannen, und seitdem hat zu Debreczin Niemand mehr von ihm vernommen. Laszlo und Erszy aber wurden ein glückliches Paar, und konnten nicht umhin, wenn auch mit widerstrebendem Herzen, des Himmels Fügung zu preisen, durch welche des geliebten Wohlthäters früheres Mißgeschick für sie zum Segen geworden, der, ohne dieses, für sie nie hätte ersprießen können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, December.

Literatur.

Die neueste und in jeder Hinsicht interessante Verlagsunternehmung der Buchhandlung von Gottlieb Haase Söhne ist das „Technische Wörterbuch oder Handbuch der Gewerbskunde," nach Dr. Andreas Ure's „Dictionary of Arts, Manufactures and Mines" von Karl Karmarsch und Dr. Friedrich Heeren bearbeitet, wovon bereits zwei Lieferungen mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen erschienen sind. Das Original, von welchem im laufenden Jahre zu London schon eine zweite Auflage erschien, hat sowohl durch den Reichthum des Inhalts als die Gediegenheit und Faßlichkeit der Form in England bedeutendes Aufsehen gemacht, und da die Namen der beiden Bearbeiter einen gleichen Erfolg für Deutschland verbürgen, so muß es als Verdienst der Verlagshandlung anerkannt werden, daß sie sich tüchtige Männer des Auslandes zu dem schönen Zwecke zu gewinnen wußte, dem Vaterlande eine so tüchtige literarische Neuigkeit zuzuführen. Die Herrn Karmarsch und Heeren haben schon in diesen beiden Heften bewiesen, daß sie sich keineswegs auf eine bloße Uebersetzung des Originals beschränken, sondern, wie es das Werk wort versprach, eine freie und selbstständige, auf die Interessen des Festlandes und insbesondere der deutschen Staaten berechnete Bearbeitung liefern, und selbst die Lücken des Originals auszufüllen bedacht sind, wodurch auch die Zahl der Holzschnitte im Ganzen vermehrt werden muß. Die typographische Ausstattung ist des wichtigen Werkes würdig. — Ein rühmliches Zeugniß für den ödmännischen Gewerbsfleiß liefert der Umstand, daß ein Bäckermeister zu Krumau eine Bestellung auf zwei Dutzend Doppelfenstern aus Paris erhielt. — Eines der merkwürdigsten Journale, die je existirten, sind die „Camelien, vaterländisches Album für Literatur, Kunst und Wissenschaft," auf eigene Kosten herausgegeben von F. G. Schmidung, von welchem im November dieses Jahres nicht allein schon der ganze Jahrgang 1841, sondern des reits sieben Hefte auf 1842 erschienen sind, welche Rapidität dem Herausgeber um so höher angerechnet werden muß, wenn man das Prännumerantenverzeichniß liest, welches nur bis auf die Zahl 79 gestiegen ist. Der Inhalt dieser

Digitized by Google

vorschnellen Zeitschrift besteht zuvörderst aus schlechten Erzählungen von Fidelio (der Dichternamen des Herausgebers) und andern, mitunter etwas bessern Mittheilungen derselben Gattung. Den ersten Platz unter den poetischen Mittheilungen nehmen die wunderlieblichen „Lieder eines Blinden" von Uffo Horn ein, welche, auch einzeln abgedruckt, zum Besten der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde erschienen sind. Außerdem lieferten die ersten Hefte noch Lobungen Gedichte von F. Bach, Alfred Meißner und Zarnack, welche sich in diese „Camelien" verirrt, jedoch in den letztern Heften meistens schon den Heern mit den Taufnamen, Titelie, Guido u. s. w. Platz gemacht haben. In dem Aufsatze: „Prags geistiges Leben und Treiben" lesen wir von mehreren Dichtern, daß sie ihre Aufsätze und Gedichte gesammelt herausgeben wollen, von deren Existenz man bisher keine Ahnung hatte. Die flachen Theaterreißen erscheinen unter der verschiedensten Firma; bald heißen sie: „Allgemeiner Theaterbarometer," bald „Monitheudagueerotyp des k. ständischen Theaters" (mitunter sogar in den Versen velamner deutscher Dichter, treffend da angebracht, wohin sie nicht passen) — bald wieder: „Versuch einer moderneu Kritik über die Leistungen der k. ständischen Bühne" — oder: „Desistentkritik über die Prager Bühne" — oder auch einmal: „Er und Sie. Recensionsnotizen über die Leistungen der Prager Bühne;" „der Kritiker und das Echo. Knittelversstreit" u. s. w. Auch Humor wird den wenigen Lesern und Abnehmern geboten, z. B. „Hunger- und Dursttarif der Speisepreluncte zum gestiefelten Mondkalb in der Stadt Lügenhausen." Unter den Gerichten dieser humoristischen Speisekarte kommt unter andern vor: „Sauerkraut mit Rosendi" — „Fröhsche mit Levantinmantillen" — „wahnsinnig gerSchdpfenschlägel" — „eine halbe ästhetisch gebildete Henne" u. s. w. Eben so geistreich sind die Tabletten für Scherz und Ernst. Die Zeitschrift gibt dialographische Beilagen, Porträts von Künstlern und Künstlerinnen, scheckte Genres bilder u. dgl. Seit dem Oktober dieses Jahres ist der Herausgeber der „Camellien" auch als böhmischer Alphonse Karr in die Schranken getreten und hat das erste Heft einer Zeitschrift vom Stapel laufen lassen: „Wespen, fliegende Blätter für Humor und Satyre, eine Sammlung humoristischer satyrischer Eins, Ands, Ans. Abs, Bein, Zus. Uns, Vors, Durchs und Zwischenfälle, herausgegeben von Mephisto." Der Inhalt besteht nebst einer Menge Plattituden, bei deren Abfassung der oder die Autoren so viel gelacht haben mögen, daß für die Leser kein Lachreiz mehr übrig blieb, aus ein paar gemeinen Klatschereien, worein die eine geachtete Familie compromittirt, dem Bäckchen aber doch keine Abnahme verschaffen wird, das eben so selten auf einem Leserpulte oder Leserische gesehen wird, als die „Camellien" selbst.

(Schluß folgt.)

Hamburg, November.

(Fortsetzung.)

Gutzkows Schule der Reichen.

Aeußerte doch ein Freund Gutzkows, noch bevor der jetzt bereits vergessene „Richard Savage" aufgeführt worden war, gegen mich: „Gutzkow werde durch dieses Stück sich den Besten, einem Shakespeare und Goethe, gleich stellen," und als ich einige bescheidene Zweifel zu äußern wagte, wurde es sehr übel vermerkt. Auf solche Weise wird man auch zu Autoren gereizt haben, die dadurch berechtigt wurden, das Aussere ordentlichste zu erwarten, und, als es ihnen nicht geboten wurde, das Kind mit dem Bade ausschütteten. Ein Dichterwerk — wie gut wußte das Goethe, der nie gern von Unfertigem sprach — muß in der Brust des Dichters eben so still und verborgen keimen, wie die Blume im Schooße der Erde; man wähle den Keim an's Licht, und er verdorrt. Wäre Gutzkow ganz unerwartet, unbesprochen und zuvor unbekannt, wäre er bescheiden und anspruchslos mit seinen Schöpfungen hervorgetreten, so würden sie sich gewiß eines günstigern Erfolgs zu erfreuen gehabt haben. — Bevor ich weiter gehe, will ich eine Analyse des durchgefallenen Stücks, wie sie in den hiesigen „Nachrichten" steht und von Vielen Gutzkow selbst, oder von einem seiner Freunde zugeschrieben wird, in Abschnitt mittheilen, und hoffe dadurch dem Leser nicht lästig zu fallen, da es ihm interessant sein muß, den Inhalt eines Stücks kennen zu lernen, das, von einem so viel besprochenen Schriftsteller verfaßt, in solchem Grade das allgemeine Mißfallen erregte.

„Analyse des Dramas: Die Schule der Reichen. Erster Akt. Wir befinden uns in der Krons- und Ankerstaverne zu London und lernen den eigenthümlichen Geist vornehmer Handelsverbältnisse, besonders die Entdeckungsreise und Lust zu furchtbaren, gewagten Unternehmungen kennen. Ein reicher Kaufherr, Thompson, begrüßt seinen Geschäftsfreund Fielding, der ihn aus Amerika, einer Geschäftsangelegenheit wegen, besucht. Zur Begrüßung führt ein braven vorüberziehender Zug von wilden jungen Lords, die bald darauf selbst die Scene betreten und in der hochfahrendsten Art die anwesenden Gäste mißhandeln und ihren Uebermuth, so wie alle sittlichen Geführen des Reichthums zur Schau tragen. Der Anführer dieser Rotte geht in seiner Wildheit sogar so weit, über die Köpfe der Gäste weg ein Gewehr abzufeuern. Allgemeiner Tumult; Fielding und Thompson treten wieder heraus; jener fragt: „Wer war dieser verruchte Mensch an der Spitze des Haufens?" Thompson antwortet mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes: „Mein Sohn." — Zweiter Akt. Im Hause Thompsons. Wiederum werden uns die Gefahren des Reichthums geschildert. Zuerst an den jüngsten Kindern Thompsons im Umgange mit ihrem Hofmeister; dann an dem weiblichen Theile seiner Familie. Im Augenblick, als der Vater und sein Geschäftsfreund eben eingetreten sind, ereignet sich draußen das Unglück, daß der im ersten Akt gehörte Umzug junger Leute ein unbekanntes Kind überreitet. Harry, der älteste Sohn Thompsons, ist nicht ohne Schuld daran. Er tritt ein, gibt Maxwell, dem eigentlichen Thäter, seinen Beutel mit 200 Guineen, die dieser den Angehörigen anbändigen soll, und führt in lustigem Jubel die Seinigen, die auf einen Ball bei einem Herzoge gehen wollen, ab. Fielding sagt, erstaunt über alle diese Vorgänge, Thompson Lebewohl und erklärt, bis zur Ankunft der Post, wo er sein Geschäft mit Thompson abmachen wolle, einen Vetter in der Vorstadt, einen armen Gärtner, besuchen zu wollen. Thompson ist allein. Der sittliche Zustand seiner im Ueberflusse schwelgenden Familie drnat ihn in Verzweiflung. Er sinnt über einen ungeheuern Gedanken nach, den er, um das Seelenheil seiner Angehörigen zu retten, ausführen möchte. Doch noch einmal will er in Güte reden und ruft seine Familie. Sie begegnet ihm, eben im Begriff, auf den Ball beim Herzog zu gehen. Thompson macht den Seinigen die innigsten Vorstellungen, sich zu bessern; er bittet, er fleht, er warnt. Sie hören nicht. Da tritt Fielding mit der indischen Post zu ihm herau. Er sieht, daß die Forderung seines Freundes sehr groß ist, und wankt ihm, zum äußersten, zum furchtbarsten Entschlusse gebracht, in sein Zimmer zur Abrechnung. (Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 21. December 1841.

How can I hope to paint objects so stupendous and magnificent, that I was unable to gaze around me without a thrilling awe, that for a time compelled me rather to worship than to remark? — Let the Atheist come here and tremble!

Miss Pardoe.

Aus dem Reiſetagebuch einer Dame.

Auf dem Weg nach Chamouny.

Den 16. Auguſt.

Sonntagsläuten über das Thal hin, ringsum Glöcklein der Heerden, blauer Himmel um die Hörner der Diablerets. Vormals hielt das Volk die Diablerets für die Vorhölle. Mit ſanftem Schritte trägt mich das Maulthier den Forclaz hinan. Ich reite im Schatten vielarmiger Kaſtanienbäume, in deren Laubzelt Sonnenfunken ſchweifen. Freundlich grüßen die Landleute, Weider mit bunten Bänderhüten, Mädchen mit Körben voll duftender Himbeeren. Die Dranſe rauſcht unten in der grünen Schlucht, bald nur mehr wie ein Silberband anzuſchauen. Ordentlich wohl thut mir's, wenn mein Maulthier auf dem äußerſten Rande des ſchmalen Weges ſchreitet. In die Berge muß man gehen, um wieder jung zu werden. Die Sonne liefert eine Wolkenſchlacht; überall Heerdenmuſik; dort ſitzt eine alte Frau, wie aus der ſpaniſchen Schule, und neben der Heerde weidet eine ſchwarze Kuh. Der Rauch aus den Häuſern miſcht ſich mit dem Dampfe der Berge. Am Wege ſproſſen kleine weiße Penſées — unſchuldige Kindergedanken. Ich reite neben einem Gießbache, „le torrent de St. Jean, ſteil hinan. Wunderſchöne Blicke zurück in's Thal der Rhone, die aus ihrer Gletſcherwiege heranſprudelt: Martigny wie eine weiße Heerde; die gerade Schnur der Simplonſtraße; aus weißem Nebel aufblitzend die deutſchen Hochwarten Gemmi, Jungfrau, Furka, oft mit den Wolken verwechſelt; darüber hin ein blauer Himmelsſtreif. Dieß Alles in meinem Rücken, und zu gleicher Zeit, als ich die höchſte Zinne des Forclaz erſtiegen hatte, vor mir alle Eisgipfel Savoyens in myſtiſchen Flören. Wenn man nicht mit den liebſten Menſchen reiſen kann, dann muß man allein reiſen: ich ziehe nicht einſam über die Berge, alle meine Lieben gehen mit mir, und ich jauchze ihnen zu in den blauen Aether hinein.

Rieſenhafte Mauern bauen ſich vor mir auf. Der Trient wälzt weißgrüne Wogen durch's tiefe Alpenthal, ſpringt ſo zu ſagen nur durch in luſtigen Sätzen. Jugendlich athmet die Erde. Trient, ein Dorf von Sennhütten, liegt ſenkrecht zu meinen Füßen, wie in einer hohlen Hand, in der grünen Tiefe am ſchäumenden Waſſer; rechts ein prächtig rother Felsberg. Es geht ſo ſteil hinab auf ſchneckenartig gewundenem Pfade, daß ich vom Maulthiere ſteigen muß. Wie einladend weit da unten die Häuſerfamilien! Schon vernimmt man das helle Meßglöcklein, das hineinruft in's gewaltige Lärmen des Trient.

Digitized by Google

Bei Krümmungen des Weges hatte ich schon früher einen Reisenden bemerkt, der vor uns herritt. Er stieg eben vom Maulthiere, als wir an die Herberge in Trient kamen: ein Mann von mittlerem Alter und mittlerer Größe, geistige, aber bleiche, fast leidende Züge, wie mir däucht etwas Schwermüthiges in den schwarzen Augen. Er begrüßt mich, setzt sich neben mich auf eine Bank vor der Hütte. Ich kann das Gespräch nicht ablehnen, obschon ich, wie man geizt nach Alleinsepn mit Geliebten, neidisch bin mit meiner Alpeneinsamkeit. Die seinige scheint ihn zu drücken; er klagt, daß er eben im Leuker Bad gleichgestimmte Freunde verlassen. Ich mache ein indumanes Gesicht und versichere ihm, wie man im Gebirge keiner Menschen bedürfe und die ganze Natur hier Seele und Mittheilung sey, weßhalb ich auch ganz ohne Begleitung auf die Wanderschaft gegangen; man habe mir beteuert, dieß sey nicht wider das Herkommen, und hinzugesetzt: „Alles, was Sie riskiren, ist — für eine Engländerin gehalten zu werden.“ Ich sprach diese Worte mit einiger Grandezza. Er merkt es gar nicht, bleibt unbefangen und freundlich. Ich schäme mich und er spizt mir den Bleistift, während ich meinen Sonnenschirm flicke.

Vor der Hütte rothbackige Kinder, die kaum die ersten Schritte versuchen und unter weißen Tauben spielen, mit ihnen um die Wette girren. Im rothgezimmerten Alpenkapellchen, vor welchem nun ein großes Holzkreuz Landleute standen, kniete ich zwischen andächtigen Weibern, auch mein Vaterunser zu beten; aber ich konnte nicht. „Warum denn nicht draußen?“ rief's in mir.

Der Reisende folgt mir über Matten an's Ufer des Bergstroms, der seinem grausen Felsenthor zujagt, aus dem ich ihn gestern hervorbrechen sah. Das Arom der Alpenkräuter ist berauschend. Wir setzen uns auf Steinkegel, die umhergestreut liegen. Mein Gefährte, den ich, obschon er in Paris wohnt, den Indier nennen will, weil er wiederholt seine Handelsbesitzungen am Ganges besucht hat, umringt mich mit bunten Gegensätzen durch lebendige Schilderung dieser zweiten Heimath, „le pays de la mollesse.“ Dort ein Heer von Dienern; ein besonderer zu jedem kleinsten Geschäfte, eine lebendige Bürste, so zu sagen ein lebendiger Fächer, Kamm u. s. w.; üppige Badnehme, um nur über die Straße getragen zu werden. Hier dagegen das kräftige, mühreiche Alpenleben.

Mein Gefährte ist krank, am Körper etwas, an der Seele mehr. „Ich hatte mich in den Strudel der Vergnügungen, der Arbeiten gestürzt,“ sagte er; „bald war ich satt; dann klammerte ich mich an die Wissenschaft, ergab mich vor Allem der Mathematik mit Leidenschaft, im Drange nach klarer Gewißheit. Nichts freut mich mehr. Ich leide viel, ich zweifle an Allem.“ — Er senkte den Kopf auf die Brust, wie unter einer Last. Mir war, als kauere hinter ihm, gleich einem Alp, Langeweile, die Pest des Jahrhunderts. Blasirte heißen sie, die modernen Kranken. „Erschöpft und zulezt verstegt!“ dachte ich; „erst Genuß und dann Zahlen, das ist der Weg.“

(Fortsezung folgt.)

La Fornarina.

(Schluß.)

Zeiten und Personen sind in Confusion: Venedig besteht im sechzehnten Jahrhundert einen Kampf gegen Mahomed II.; Boltraffio besizt ein Bildniß Sixtus des Fünften, der am Ende des Jahrhunderts regierte, an dessen Anfang wir stehen; Marsilio Ficino, der 1499 gestorben, nimmt noch an den Freuden des Farneſischen Banketts Theil; der Florentiner Gonfaloniere Soderini (hier Sodini genannt) wird vorellig nach Rom geschleppt; Agostino Chigi ist in einen Aghettino umgewandelt, von zahlreichen andern Namensverstümmelungen nicht zu reden. In römischer Topographie machen wir viele neue Entdeckungen: das öde, ruinirte Velabrum ist ein beau quartier du Velaber geworden; der Palast Farnese an Piazza Navona ist bloß in des Herrn de Bast reicher Phantasie gebaut, so wie die Apostelbrücke und der zertrümmerte Pons Sublicius, von dessen grande arche Boltraffio sich in die Tiber stürzt; die Fresken in der Sixtinischen Kapelle sind von Raffael und seinen Schülern; im Palast Chigi finden wir Fontänen von Tiberwasser. Da sind die jetzigen Römer denn doch etwas besser daran.

Dieß Wenige aus Unzähligem, denn es gibt kaum eine Seite ohne krassen Unsinn. Man wird von dem Verfasser eines historischen Romans nicht verlangen, daß er sich streng an die Chronologie halte; man wird es ihm nicht wehren, zusammenzurücken und auszudehnen, wenn er einen künstlerischen Zweck damit verbindet; wenn aber, wie hier, ohne sichtbaren Zweck und Ziel, Alles confus, voll Anachronismen und Verwirrung ist, die ganze Epoche und alle Charaktere ohne Ausnahme unwahr sind, so darf man nicht gerade fürchten, der Ungerechtigkeit beschuldigt zu werden, wenn man solches Geschmier bei seinem rechten Namen nennt.

Ich würde es nicht der Mühe werth gehalten haben, ein Produkt dieser Art hier zu beleuchten, wäre es nicht für die Richtung der neuern französischen Romanliteratur bezeichnend, daß so etwas aufkommen, Prätensionen machen, Leser finden kann. Die Gegenstände des Familienlebens beginnen, ungeachtet des ungeheuren

Digitized by Google

Reichthums, allmählig erschöpft zu werden; in allen Tiefen ist schon herumgewühlt, alle Greuel, „die man, und wären sie auch geschehen, mit Nacht bedecken sollte," sind an's Tageslicht gezerrt; keine Folter ist den Nerven, namentlich den zarten der Damen, erlassen worden; Immoralität und Unglaube sind in Millionen eloquenter Phrasen gepredigt worden. Da nun französische Stoffe nach und nach karg werden, so müssen andere Länder herhalten. Wie sie behandelt werden, sehen wir täglich. Die Dernière Aldini der Madame Dudevant und La Fornarina können davon neue Proben geben. Französische Schriftsteller nehmen's mit dem Auslande nicht so genau. Ihre Helden trinken Tokaier als Tischwein, wie wenn es Medoc wäre, sprechen Preußisch und bewundern die Basreliefs von Regina, die zufällig Statuen sind. In der von Herrn Matter mit einer Vorrede versehenen französischen Uebersetzung von Heinsius deutscher Literaturgeschichte begegnen wir, um nach Romanen auch ein Schulbuch zu citiren, unter andern Curiositäten, einem von den Herren Arnim und Brentano herausgegebenen Buche, welches „Aventures du jeune Wunderhorn" heißt.

Auf die wirkliche Fornarina zurückzukommen, so hat sie seltsame Schicksale gehabt. Wer sie war, die Geliebte Raffaels, wie sie hieß und was aus ihr geworden, Alles das liegt im Dunkel. Es gibt freilich eine Geschichte, die von ihrer ersten Begegnung erzählt, aber auch ohne hyperkritisch zu seyn, kann man sie in das Reich der Sagen verweisen. Die ganze Erzählung ihrer Schuld an Raffaels Tode kommt von wenigen Worten des Vasari her, welcher vielleicht einem Stadtgeklatsch Glauben beimaß, und dem deßhalb viele Spätere nicht glauben wollten. In Rom bezeichnet man ein Haus in Trastevere, bei der Porta Settimiana, an dem noch Spuren alter Architektur, als die Wohnung der Fornarina, ich weiß nicht mit welchem Rechte. Ueber ihre Bildnisse ist mancher Streit geführt worden. Das schöne Frauenporträt in der Tribüne zu Florenz wird wahrscheinlich auch künftig noch La Fornarina genannt werden, wenn auch erwiesen ist, wie wenig Anspruch es auf diesen Namen hat; in der Transfiguration und andern Raffaelschen Bildern will man sie wieder erkennen; das einzige ächte Bildniß, dessen Original sich im Palast Barberini befindet, mag es nun von Raffael selbst gemalt seyn, oder von Giulio Romano, wird schwerlich dem von der Phantasie gebildeten entsprechen. Soviel von Geschichte und Porträt. Mit dem Ruf der Fornarina hat's nun auch eine eigene Bewandtniß, und es ist nur Schade, daß so wenig Materialien vorhanden sind, um sich in Betreff desselben zu zanken. Die Schriftstellerwelt, namentlich die deutsche, hat indeß ihre Ansichten kühn herausgelegt. Der Verfasser des Correggio titulirt sie die „wollüstige Bäckerin," während sie in einem Künstlerdrama des verstorbenen Professor Braun in Mainz von sich und Raffael meldet: „Ich bleibe Jungfrau und Er bleibet Engel," und ein neuer Kunsthistoriker, Dr. Nagler in München, sie emphatisch als „edles Mädchen" preist. Nach solchen Rufswechseln ist die Arme nun gar einem schlechten französischen Romanschreiber in die Hände gefallen, und seinem elenden Buche steht ohne Zweifel das Loos bevor, elend in's Deutsche übersetzt zu werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Schluß.)

Guptows Schule der Reichen.

Dritter Akt. Einer von Harrys wilden Genossen ist in Gelmonio; Maxwell, Harrys Schwager, kann ihm nicht helfen. Er geht. Maxwell verrät, daß er jene 200 Guineen, welche für das verwundete Kind bestimmt waren, für sich genommen und den Angehörigen nur 5 Stück davon gegeben. Indem kommt Harry mit seinen Schwestern. Harry ist im Zustande höchster moralischer Zerrissenheit. Blasirt, philosophirt er über das menschliche Leben und läßt eine Zerrüttung seines Gemüthes ahnen, die nur durch ein gewaltiges Schicksal wird geheilt werden können. Ein Jude, Ephraim, verkündet es; der reiche Thompson hat fallirt. Wir erblicken Harry vor dem dem Vaterhause, Alles ist ausgestorben. Er ist arm. Noch fühlt er die Armuth nicht; da hört er, daß das verwundete Kind von Maxwell nur 5 Pfund erhielt. Diese Nachricht erschüttert ihn entsetzlich. „Hundert Pfund!" ruft er. „Auf jeden Stern dort oben am Himmel ein Pfund!" Er hinter Ephraim; umsonst. Er hatte zwei Gesichtungen seines sonstigen Lebens; umsonst. Er sieht einen seiner Genossen bei Ephraim einsteigen und ist nahe daran ein — Dieb zu werden. Da tönt eine Glocke. Man trägt einen kleinen Sarg. Das Kind, das verwundete Kind ist todt! Harry verwichtet, aufgeldst vor Schmerz, hat nun die Umkehr seines Innern erfahren und ruft aus: „Am tiefsten Grabe des Kindes will ich beten!" — Vierter Akt. Wir erblicken jetzt die einst so reiche Familie Thompsons in einer armen Hütte. Eliza, Thompsons Tochter, die Mutter, die Kinder lernen wir in neuen Verhältnissen kennen. Sie gewöhnen sich an das Gesetzt, arm zu seyn. Es wird ihnen schwer; aber sie müssen. Sie können es. Da erhält Thompsen einen Brief; Fielding liegt auf dem Tod. Diese Nachricht erschüttert ihn so tief, daß wir ahnen, hier müsse etwas Tieferes angelegt seyn. Inzwischen ist Harry vom Grabe des Kindes zu einem Gärtner in der Vorstadt geirrt, dem Vetter Fieldings. Hier sieht er zum erstenmale wahre Natur. Die Tochter des Gärtners zieht ihn innig an. Er ist ein Arbeiter geworden, der sein Herz am Busen der Natur wieder erwärmen will. Da kommt ein Brief aus Bristol. Fielding ist todt und hat ein unerbetenes, unglaubliches Vermögen hinterlassen, das er zwar an Thompson vermacht hat, das aber leicht durch juristische Hülfe dem eigentlichen Erben, dem Gärtner, zugewandt werden kann. Harry sieht hier die Möglichkeit, wieder reich zu werden; aber da der Gärtner ihn bittet, statt seiner nach Bristol zu reisen und ihm die Erbschaft in Ordnung zu bringen, so bemächtigt sich seiner ein solcher Haß des Reichthums, daß er zwar seinem armen Vater

Digitized by Google

einen Antheil an der Hinterlassenschaft Fielding's bedingt, sich aber, in begeisterter Umfassung, selbst entwirft. — Fünfter Akt. Wir befinden uns in Bristol. Thompson, bald wahnsinnig, kommt, um Fielding's Erbschaft anzutreten und dem Gegner, dem Gärtner, die Ansprüche zu entreißen. Wer tritt ihm als Anwalt desselben entgegen? Sein eigener Sohn! Alle Verhältnisse haben sich nun umgewendet. Thompson, der alte Mann, verräth, daß es ihm unmöglich ist, sich von seinem selbst erworbenen Reichthum zu trennen. Harry, sein gedeihender Sohn macht ihm mit Recht Vorwürfe, daß der Vater ihm nicht geliebt, seines Reichthums würdig zu genießen. Die Situation, wo Besitz und Heroismus mit einander streiten, scheint unbedeutender, als plötzlich der für todt erklärte Fielding geisterhaft zwischen die Streitenden tritt. Jetzt kommt der ganze Plan Thompsons zum Vorschein. Er hatte, um seine Familie zu retten, sie nur künstlich arm gemacht und Fielding seine Habe zur Verwaltung überlassen. Fielding, sich sträubend gegen diesen Entwurf in Sorge Rechte, hatte kein anderes Mittel gewußt, sich von dieser einseitigen Verantwortlichkeit zu befreien, als das, sich für todt zu erklären. Thompsons Familie ist gebessert und wieder reich. Thompson hatte gelaubt, Armuth sey die Schule der Reichen. Nein, heißt die Moral des Schauspiels und des ganzen Dramas: „Die Armen und die Reichen haben eine und dieselbe Schule, die Arbeit."

Daß man es bei dieser „Schule der Reichen" mit keiner neuen, grossartigen Conception zu thun habe; daß das Drama keine feinen Ideen ausstellt und der Stoff sich weit besser zu einer moralischen Erzählung für die Jugend, als für ein Schauspiel eignet; daß die Unwahrscheinlichkeiten sehr groß sind, und der Dichter es selbst nicht verschmäht hat, nach Knalleffekten zu haschen, liegt, wie mich dünkt, vor Augen. Allein trotz dem ist mir die auffallende Unruhe, die das Drama erfahren, kaum begreiflich, zumal von Seiten eines Publikums, das sich oft zum Erstaunen viel gefallen läßt und sich durchaus nicht wählig zeigt. Man glaubte sich also berechtigt, an Guzkow ganz besondere Anforderungen zu machen, und wurde unwillig, ja sogar ungerecht, als man sich in seiner Erwartung getäuscht sah. Uebrigens ist damit, daß das Drama hier durchgefallen, das Stück an sich dessetben nicht eines solchen. Hat dem Gutzkow's „Patkul," der hier, wenn auch nicht entschieden mißfällig, doch sehr kalt aufgenommen wurde, in Berlin Glück gemacht und wird dort wahrscheinlich auf dem Repertoire bleiben, während es nach zwei oder drei Aufführungen von dem hiesigen verschwand. Gewiß ist es, daß man bei uns nicht, wie in Berlin, wagen dürfte, ein Drama von Sophokles auf die Bühne zu bringen.

Prag, December.

(Schluß.)

Theater.

Die bedeutendste Neuigkeit unserer Bühne in der letzten Zeit war: „Das Glas Wasser, oder Ursachen und Wirkungen." Lustspiel in 5 Akten, nach Scribe von A. Cosmar; auf jeden Fall ein mit aller möglichen Gewandtheit gemachtes Lustspiel, dem es bei guter Besetzung nicht fehlen kann, eine große Wirkung auf das Publikum hervorzubringen; hier hat es sogar bei ganz verfehlter und mangelhafter Vertheilung der Rollen sehr gefallen. „Nenner und Zähler," Lustspiel in 5 Akten von Michael Beer (Bruder des Componisteurs Meyer Beer — sagte ein drolliger Zusatz auf dem Theaterzettel *), hat recht geistreiche Einzelheiten, ein dramatisches, organisch gedautes Ganzes ist es nicht; der Beifall war mäßig. — „Die beiden Aerzte," Originallustspiel in 3 Akten von Alexander Baumann, dem von Wien aus ein guter Ruf vorangieng, erregte im ersten Akt große Hoffnungen, die sich aber in den beiden folgenden durchaus nicht bewährten. Bezüglich ist der Witz darin sehr dünn gesäet, und die treffliche Situation, wo der Arzt einen Prozeß ausarbeiten, der Doktor Juris aber ein Rezept schreiben soll, durchaus nicht genügend ausgearbeitet. In den „Sklaven," Drama in 5 Akten von Roderich Benedix, werden in Jamben und Trochäen drei Richten verkauft, und am Ende der boshafte Käufer den Einen, weil er auf keine andere Weise zur Raison zu bringen ist, von einem alten Indianer erdolcht. Das Ganze ist sehr in die Länge gezogen, die Verse sind theilweise gut und entnahmen im dritten Akt eine ziemlich vollständige amerikanische Zoologie. Dem „Schatten des Liebhabers," Lustspiel in 1 Akt, nach Fournier von B. A. Herrmann, liegt eine recht pikante Idee zu Grunde, die aber eine sorgfältigere Durchführung verlangt hätte. — Zum Vortheile (das ist in der Regel die neueste Orthographie unseres Theaterzettels, an die man sich jedoch nicht sklavisch bindet) des Hrn. Leistmantel erschien: „Das Marmorbery," romantisch-komisches Volksmährchen (?) — da wird man schon im Titel an das Nestroyische: „Es ist Alles mit wahr!" erinnert — von Karl Haffner: eine Kopie. wie sie leider die Raymundschen Originale in großer Zahl hervorgerufen haben; viel Moral, wenig Verstand und noch weniger Witz und Humor. — „Die Römer in Meltenne," große Oper in 4 Aufzügen, nach dem Französischen des Scribe bearbeitet von J. Kuppelwieser, Musik von Donizetti, hat — und das mit Recht — weniger als alle frühern Opern dieses Komponisteurs angesprochen. — Von Herrn Cromble, Mitglied der k. Akademie der Musik in Paris, ersten Tänzer des k. k. Hofopernteaters nächst dem Kärnthnerthor in Wien (dem es in Prag sehr zu gefallen scheint, da er sich, trotz sehr schlechter Geschäfte, doch schon mehrere Monate hier aufhält), sahen wir in der letzten Zeit für die Bühne arrangirt und in die Scene gesetzt: „Sylphide," pantomimisches Ballet von Taglioni, und „die Nachtwandlerin" von Aumer, wovon das erste so so, das zweite gar nicht gefällt. — Der erste Held unserer Bühne, Hr. Fischer, gab zu seinem Benefiz in böhmischer Sprache: Kaspar, der Thorwirer," mit dem zweiten Titel: „die Warnung des Schutzgeistes im Steingange," großes romantisches Schauspiel in 3 Akten, nach Graf Todrmge Seefeld bearbeitet von J. K. Tyl. Unten stand in ziemlich großen Lettern: „Kaspar Torinsky na fonì" (das heißt zu deutsch: „Kaspar der Thoringer zu Pferde") — Endlich hat und der berühmte Violinvirtuose H. W. Ernst auch besucht; er gab sein erstes Konzert um die (hier so unbeliebte) Mittagsstunde im Sidgerschen Saale, wohlbald dasselbe vielleicht minder besucht war, als der Ruf des Künstlers erwarten ließ. Die vier folgenden Abende im Theater (das letztemal zum Besten des Armenhauses und der israelitischen Armenanstalt) zeigten meist volle Häuser, und der Beifall war einstimmig, wenn gleich:

„Erklärt mir, Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur!"

nicht so stürmisch als bei Die Bull.

Michael Beer werde wohl von demselben nichts wissen. — Ich selbst glaube kaum, daß in jener bessern Welt, welche Michael Beer seit acht Jahren bewohnt, der Prager Komödienzettel angeschlagen wird.

* Ein hiesiger Referent verwahrt den Verfasser vor dem Verdacht der Theilnahme an diesem Zusatze, indem er meint, Herr

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 22. December 1841.

— Rings die Schaar
Sang Halleluja, gleich dem Ton der Meere.
Milton.

Gedichte von Felicia Hemans.

Ueberſetzt von F. Freiligrath.

5.

Kirchenmuſik.

Noch einmal — oh! noch einmal dieſes Schallen!
Durch's Dach zum Himmel ſchwing' es ſich empor!
Die alten Gräber laß es wiederhallen,
Und weh'n die Banner laß es über'm Chor!

Noch einmal ſing' es! — meiner Seele Flügel
Entbebt es jubelnd der Vergangenheit,
Dorthin empor, wo ihres Friedens Spiegel
Kein irdiſch Trachten ſtörend mehr entweiht!

Vom Himmel kommt's! — Und doch im Auge ſchwellen
Fühl' ich die Thräne, die das Herz vergießt,
Indeß entzückt in jenes Wohllauts Wellen
Mein ſel'ger Geiſt, mein trunk'ner Geiſt zerfließt.

Warum durch Zeichen ſo, die Schmerz verkünden,
Begibt die Luft ſich ihres hellſten Scheins?
— O, iſt es nicht, daß wir gebeugt empfinden
Im höchſten Stolz die Grenzen unſres Seyns?

6.

Englands Todte.

Sohn der Inſel fern im Meer!
Von den mächt'gen Todten ſprich!
Welch ein Denkmal überragt ſie hehr?
Führ' an ihre Gräber mich! —

Auf, o Fremdling! friſch entrollt
Deine Segel! miß die Fluth!
Keine Welle ſchäumt, kein Sturmwind grollt,
Wo kein Held aus England ruht!

Auf Egyptens heißer Flur,
Wo zur Sonne Memnon ſpricht,
Grimmig lodernd herrſcht der Mittag nur,
Und die Palme ſchattet nicht.

Was — und ob auf glüh'nder Bahn
Alles rings die Sonne dorrt,
Nicht mehr weckt ſie, die ihr Werk gethan —
Englands Todte ſchlummern dort!

Der Orkan mit ſeiner Macht
Fährt durch Indien wild und frei,
Und am Ganges durch die Mitternacht
Rollt des Tigers dumpf Geſchrei.

Digitized by Google

Was, — und roll' es noch so graus!
Nicht erreicht es mehr den Port,
Wo sie ruh'n von ihrer Arbeit aus —
Englands Todte schlummern dort!

O, wie springt der Felsbach kühn
Von Gebirgen, schroff und steil,
Fern im Westen, wo des Urwalds Grün
Frei durchschwirrt des Jägers Pfeil!

Was, — und rauscht die Fluth auch wild,
Schwirrt der Pfeil auch fort und fort:
Nicht erweckt's die Schläfer im Gefild —
Englands Todte schlummern dort!

Durch die schnee'gen Pyrenä'n
Zieht der Sturmwind mit Gebraus;
Wie die Weste Rosenblätter sä'n,
Trotzig sä't er Tannen aus!

Was, — und ob mit zorn'gem Schall
Er zerbricht des Waldes Hort!
Blut geflossen ist auf Roncesval —
Englands Todte schlummern dort!

Wo des Eismeers Woge stürmt:
Schrecklich tönt des Führers Pfiff
In der Stunde, wann das Eis sich thürmt
Um ein edel Britenschiff!

Mög' es treiben ohne Rast;
Bläulich dehn' es sich im Nord!
Ihre Fahrt ist aus mit Flagg' und Mast —
Englands Todte schlummern dort!

Die da kühn gezuckt den Stahl,
Fern und nah für Englisch Land —
Sind die Felsen nicht ihr Todtenmal,
Ist ihr Grab nicht Meer und Strand?

Drum, o Fremdling, frisch entrollt
Deine Segel! miß die Fluth!
Keine Welle schäumt, kein Sturmwind grollt,
Wo kein Held aus England ruht!

7.

Troubadour-Lied.

Der Krieger zog auf's Meer hinaus,
Zu Gefecht und Bannerweh'n —
Das Mädchen blieb im sonnigen Haus,
In der Heimath, still und schön.

Seine Stimm' erscholl bei Schwert und Spieß,
In des Handgemenges Staub;
Ihr Wandeln war durch Blumen süß,
Und ihr Sitz im Rebenlaub.

Seine Lanze barst und sein Visier,
Um sein Haar floß Blut und Schaum; —
Die Brust indeß zu fächeln ihr,
Weht' ein Sommerlüftchen kaum.

Doch kehrt' er wieder auf der Fluth;
Schwert und Pfeil — was focht ihn an?
Sie aber starb, wie die Rose thut,
Die ein Hauch schon tödten kann.

Wie die Rose stirbt, wenn der Sturm sie faßt,
Der da heult so dumpf und hohl —
In ihr sonnig Haus trat der Tod als Gast — —
O, wie fand er dort sie wohl?

Aus dem Reisetagebuch einer Dame.

(Fortsetzung.)

Wir schwiegen eine Weile. Das Meßglöcklein rief wieder mit reinen Tönen, wie Freundesstimme, durch die tosenden Wasser. „Man ist sehr glücklich, wenn man glaubt," fuhr der Indier fort; „es ist mir ernstlich um Wahrheit zu thun." — „Wie kann man nur zweifeln," entgegnete ich, „mit dem Verstande wie mit dem Herzen, wenn wir sie nur nicht muthwillig verdrehen und verdrechseln! Auch der Verstand hilft uns glauben. Vergessen Sie Alles, was Sie, statt gelernt, erlernt haben, und horchen Sie in ihr Herz hinunter und hinaus in die Natur. Sehen Sie die Vögel an und die Blumen, die Menschen, ihre Freuden und Schmerzen, Wiedersehen und Trennung, Wiege und Sarg. — Sie können nicht glauben? Ist Ihnen denn noch gar nichts Wunderbares begegnet, an sich oder Andern? Wimmelt nicht selbst die Wissenschaft von Wundern, von Geheimnissen, die Menschenwitz nicht herausklügelt? Ist Ihnen denn in der Natur Alles handgreiflich? schwebt nicht ein Geist unsichtbar um alle Materie? Leugnen ist Schülereigensinn. Nehmen Sie sich vor, nicht kindisch zu verneinen, dann wird überall das große Ja volltönend auf Sie eindringen. Wenn man nicht bei den Lieben ist, so denke man ihrer doch nur recht heiß wünschend. Sehnen Sie sich nur immerfort innig nach Glauben: Sie werden einst glauben können; ich weiß es gewiß. Erinnern Sie sich dann, daß ich es Ihnen hier sagte. Sehen Sie sich doch

Digitized by Google

nur hier um! Fühlen Sie denn nicht Gott in der Majestät dieser Granitvesten? Glauben Sie zuerst nur an die Wunder, welche kein Unglaube ganz wegzunehmen vermag. Ueberlassen Sie sich dem Hauche der Liebe, der Sie umfleht, der Ihnen um Sie fleht. Und wenn Sie recht durchdrungen sind von dem Vatersinn, der über Ihnen waltet, dann lauschen Sie wie ein Kind, in Einfalt und Vertrauen den heiligen Worten der Offenbarung, und Sie werden glauben in alle Ewigkeit."

Er lächelte gutmüthig, ich möchte sagen beinahe dankbar über meinen Eifer, den er nur bie und da mit einem Achselzucken unterbrochen hatte. Wie sehr wünschte ich mir Beredtsamkeit! Wir sprachen über Christenthum; in solcher Kirche wäre leicht predigen. Wer weiß, wie lange wir noch auf den Steinen am Trient gesessen, der ein gewaltiges Orgellied rauschte, wenn uns die Führer nicht geholt hätten. Der Indier, der mir alle Qualen der Civilisation in dieß jungfräuliche Urwelt schleppte, mußte doch auch gerade wieder mitten in der erschütternden Scenerie das Höchste anregen. Wir waren Bekannte; es gibt Stunden, die für Jahre gelten.

Im Chamounythal.

17ten August.

Das Thal ist seit siebenhundert Jahren bewohnt. Zuerst stifteten Benedictiner hier ihr Kloster (1090), nach welchem sich Prieuré noch immer nennt. „Im Kirchenarchiv sind lateinische Chroniken, aber Niemand kümmert sich darum," sagte mein Führer, als ich mich nach Sagen erkundigte; „nous avons des traditions latines." Auf dem Platze vor der Kirche rennen alle Nationen auf und ab, als tränken sie eine Brunnenkur. Der Indier kam auf mich zugelaufen; er hatte eben erst herausgebracht, daß ich im nämlichen Hôtel abgestiegen, wie er. „Auf dem Mont Anvert," sagte er, „überall, wo ich hinkam, waren Sie schon. An der Grotte erfragte ich Sie bei den Kindern, die ihnen Früchte und Milch boten." Bis zum Jardin war er geklettert, der gute Indier; er schilderte mir die zauberische Raseninsel mitten im ewigen Schnee, auf welcher Alpenblumen im üppigen Strauße blühen, schilderte entzückt den majestätischen Kranz von Kathedralen doch im Himmel. „Das war andächtig!" sagte er. „Ich erinnerte mich lebhaft an unser Gespräch zu Trient und hätte viel darum gegeben, wenn Sie da gewesen wären."

Ueber der Kirche steht: Deo 1602. Wir hatten einen Feldweg eingeschlagen. Von der Stelle, wo wir standen, schien der Hahn, statt auf dem Thurme, mit pfauenartigem Gefieder gerade mitten auf der Hauptspitze des Montblanc zu sitzen. Die Uhr schlug fünf. Das Auge des Indiers verweilte nachdenklich auf den Zeigern. „Vulnerant omnes, ultima necat," flüsterte er vor sich hin. Ich sah ihn an. „Alle verwunden, die letzte tödtet," sagte er. In Spanien las ich das auf dem Zifferblatt einer Thurmuhr. Ich begleitete einen Jugendfreund; er eilte der Vereinigung mit einer seit Jahren geliebten Frau entgegen, von welcher ihn die Verhältnisse lange unerbittlich geschieden hatten. Nur noch wenige Meilen von der Geliebten entfernt, kamen wir gegen Abend an jenen Thurm. Dem Freunde fiel zuerst die Inschrift auf; er wiederholte sie öfters. In der Nacht erkrankte er plötzlich, so nahe dem erkämpften Glücke, und starb, ohne die Geliebte gesehen zu haben. War das nicht bitterer Spott? Weil das Leben ihn nicht mehr von ihr trennen konnte, trennte der Tod. „Alle verwunden, die letzte tödtet!"

„Sie verwunden, um zu heilen, sie tödtet, um zu beleben," entgegnete ich. „Liebe reicht über das Grab. Mir fällt jetzt, ich weiß nicht recht warum, eine Geschichte ein, die ich Ihnen erzählen will. — In Frankfurt lebte eine hochbetagte Frauensperson, von der man weder Alter, noch frühere Schicksale wußte. Sie war nicht gerade verrückt, brachte aber alle Tage in einer Art Stumpfheit hin; um die Gegenwart schien sie sich gar nicht zu kümmern, und wenn sie der Vergangenheit gedachte, kam nach stillem Brüten nichts heraus, als: „Ach ja! mir ist ein großes Unglück geschehen, aber ich weiß nicht mehr, wie es war." Das sagte sie oft vor sich hin. Mit ihr lebte schon seit langen Jahren eine alte Magd; sie wußte aber nichts von der Geschichte ihrer Herrschaft, sie hatte sie beim Antritte des Dienstes schon so gefunden, wie jetzt, und nie etwas Weiteres in Erfahrung bringen können."

„Außer der Magd besuchte die Alte die und da der Arzt, welcher zugleich auch Hausarzt der Familie S.... war. Ein Mitglied derselben, ein junges Mädchen, hatte durch die Erzählung des Doktors große Theilnahme für die Alte gefaßt, ließ sich durch ihn bei letzterer einführen, saß oft stundenlang neben ihr, machte alle möglichen Versuche, sie zu unterhalten, konnte aber nichts anderes aus ihrer Erinnerung wecken, als jene wenigen, oft wiederholten Worte. Bejahrte Leute, bei denen sie sich außer dem Hause erkundigte, glaubten sich zu besinnen, daß die Kranke in ihrer Jugend einen Arzt geliebt, und kurze Zeit, bevor sie sich beirathen sollten, das Unglück gehabt, ihn auf eine erschütternde Weise zu verlieren. Er ging nämlich zu Kriegszeiten vor die Thore der Stadt und wurde dort erschossen. Seit dieser Zeit erinnert sich Niemand, die Alte in einem andern Zustande, als dem gegenwärtigen, gekannt zu haben."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

Umsturz der Verfassung.

In den fünfzehn Jahren, seit ich dem Morgenblatt über Genf berichte, ist mir mein Geschäft immer erfreulich gewesen; es ist mir nie sauer und peinlich geworden, wie heute. Oft habe ich es gesagt, und hier wiederhole ich es: Europa hat wenig Stellen, wo eine so milde, kluge, gerechte und rechtliche Regierung, nach einer verständigen, der Oertlichkeit ganz angepaßten, von Zeit zu Zeit verbesserten und erweiterten Verfassung, mehr Gutes und Ausgezeichneteres mit so geringen Gelomitteln, aber mit musterhafter Ordnung und Rechtschelt, ohne alles Gerüsch hat in's Leben treten lassen. Genf, in seiner ganz exceptionellen Natur — eine reiche, vielsach gebildete, kompakte, industrielle, protestantische, historisch durchgebildete, aristokratisch-demokratische Stadt mit kaum dreißigtausend Einwohnern und einem ganz kleinen, aus breierlei heterogenen Elementen zusammengesetzten, unbewittelten, größtentheils katholischen Kantonsgebiet — Genf war seit seiner Restauration von 1814 bis 1841 durch Verfassung, Regierung und Verwaltung weniger ein Schweizerkanton, als ein kleiner europäischer Staat, dem alle Ehre gebührte und dem sie auch von Allen nah und fern geworden ist, die mit gesunden Augen sehen konnten und wollten. Genf hat von Zeit zu Zeit mit Maß und Besonnenheit seine Verfassung erweitert, sie dem Fortschritt der Zeit verständig angepaßt, dabei aber alle Sprünge, Extremchats und Prinzetten vermieden, die andere Länder lächerlich und bedauernswerth machen. Dieß kleine Genf hat seit fünfundzwanzig Jahren eine Menge vortrefflicher Anstalten gegründet, die andere reiche und große Staaten zum Muster genommen haben: es hat Erziehung, Unterricht, Wissenschaft und Kunst nach Kräften befördert, Religion, Sitte, Ordnung, Sparsamkeit, Recht und Gerechtigkeit geübt. — Solches Lob setze ich auf das Grab des alten Genfs; denn am 22sten November ist es selbst himmtergestiegen, weil ihm ein unbankbares Volk herrisch zurief, daß es alt und morsch geworden sey, daß es sich demokratisch verjüngen, den andern radikalen Schweizerkantonen nachstehen müsse, und daß man überhaupt seiner Oberherrlichkeit sey. Von diesem alten, ehrwürdigen, europäischen Genf kann also nicht mehr die Rede seyn. Es ist eingelargt und begraben. Sein ganzes öffentliches Seyn ist von Neuem in Frage gestellt. Es ist möglich, daß sich ein neues, junges Genf erhebt, das zu guten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Hoffnungen aber sind keine Thaten und erst 1866 kann gefragt werden: hat das junge Genf von 1841 bis heute so viel Gutes gegründet, als in dem frühern Vierteljahrhundert?

Wie aber ist es gekommen, daß das alte Genf sank, so auf einmal sank? Vieles erklärt ein Blick auf die Landkarte. Die kleine Stadt — einst ein Diamant an sapphirinem Boden — liegt mitten inne zwischen Paris, Lyon, der Schweiz, Deutschland und Italien. Seit den Julinstagen von 1830 haben Paris und Lyon durch verschiedene Kanäle dahin gewirkt, Genf seinen ehemaligen ruhigen und sichern politischen Takt, den Instinkt seiner lokalen und politischen Eigenthümlichkeit zu nehmen, es demokratisch zu bearbeiten, durch Journale und Journalisten, Handelskommis, Literatur und Arbeiter. Bald darauf kam die Demokratisirung Waads, Berns, Aaraus u. s. w. Die Bewegung der Polen, der Leute des jungen Italiens und Deutschlands wirkte in gleichem Sinn, was um so leichter war, da Genf für alle diese Einflüsse sehr günstig liegt, gleichsam auf der Landstraße der in diesem Theile Europas Mode gewordenen Ideen. Man könnte es ihren Gasthof nennen. Was man in Genf jedes Jahre lang unausgesetzt vernahm, was man so oft wiederholen hörte, fand nach und nach immer mehr Eingang bei der wenig denkenden Menge und wurde am Ende gar für Wahrheit gehalten, zumal es den Absichten der Massenbearbeiter und der Eitelkeit der Massen selbst schmeichelte. Gegen diese Einflüsse hatte die Regierung keine andere Macht als Ruhe, Verstand, Klarheit und Rechtsheit, mit mäßigen Verbefferungen überall, wie sie bei Genfs ganz eigenthümlicher, schwieriger Stellung möglich schienen. Dergleichen aber wirkt nichts gegen hohle, aber schallklingende, von Paris herkommende Phrasen, gegen Leidenschaft, die schmeichelt, das Blut aufregt, von Hoffnungen lebt, Aussichten gibt und zu rascher Bewegung immer bei der Hand ist. Die Regierung, d. h. die beiden Conseils über Staatsrath und der repräsentative Rath), welche keine Sprünge und Experimente, besonders keine Ungerechtigkeiten wollten, wie sie in manchen regenerirten Schweizerkantonen an der Tagesordnung sind, die Regierung wurde deßhalb Kasionade und obscur genannt; sie sollte keine obdern Ideen des Fortschritts, sondern nur Coterien und Privatengeist haben u. s. w. Noch heftiger sprach man gegen sie, als sie sich im Anfang dieses Jahrs gegen die beantragte Bildung eines Wahlmunizipalraths in Genf entschied, weil sie in ihm einen bedenklichen Staat im Staate sah. Gleich darauf bildete sich zur Verbreitung obiger Verwürfe am 31en März eine politische Association mit fast öffentlichen Sitzungen, als entschiedene Opposition gegen die Regierung, als Trägerin und Verbreiterin rein demokratischer Ideen. Darin saßen einige durch Talent, Charakter und Geist ausgezeichnete Männer neben einer jeunesse ardente — wie sie sich selbst nennt — und vielen Leuten, die, ohne ruhig und reif zu überlegen, lieber Andern ohne eigene Prüfung nachsprachen. Von dieser klubartigen Association wurden häufige und heftige populäre Flugschriften voll Tadel gegen die Regierung verbreitet, um die Massen im Sinn der Opposition zu bearbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Wer nennt mir den Zügel der Herzen und Zungen,
Dem oft es gelungen,
Die Zunge zu halten, daß sie dem Verstand
Nicht vorgerannt;
Das Herz auch, auf Reisen mit raschen Flügeln,
So gut zu zügeln,
Daß es nicht in die trüg'rischen Netze gerannt,
Die ihm ein Bitterer aufgespannt?

Doch dieser Zügel, so hoch zu loben,
So fein gewoben,
Wird, wo ein Geheimniß die Zunge plagt,
Oft abgenagt;
Weiß gegen sich suchender Pole Gewalten
Nicht auszuhalten,
Und mehrt die Kraft nur, die ihn besiegt,
Daß bald er zerrissen am Boden liegt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 45.

Mittwoch, 22. December 1841.

[631] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Noth

illustrirt

mit Holzschnitten

nach Zeichnungen von

Julius Schnorr von Carolsfeld und **Eugen Neureuther.**

Die Bearbeitung des Textes

von

Dr. Gustav Pfizer.

Erste Lieferung. Preis 1 fl. oder 14 Gr.

Nach einer sorgfältigen Vorbereitung, unterstützt durch die eifrigste und wärmste Mitwirkung der Männer, welche zu der sprachlichen und künstlerischen Bearbeitung und Ausstattung ihre Bemühungen vereinigt hatten, sehen wir uns nunmehr im Stande, das erste Heft des Nibelungen-Liedes dem Publikum vorzulegen, mit der zuversichtlichen Erwartung, daß das edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall derjenigen gewinnen werde, welche ächter Poesie und würdiger Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gerne anerkennen und willkommen heißen; mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben, und welche dahin gingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrwürdigen Nationalepos in seiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuester Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten eben so sehr einerseits schonend zu bewahren, als andrerseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Ehre und Reinerhaltung dieses herrlichen, alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheil Nehmenden, ihre Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt unentstellte Alte die bleibende Liebe zu ächter, volksthümlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen.

Das Ganze wird in 8 Lieferungen à 1 fl. rhein. oder 14 Gr. erscheinen, die sich in möglichst kurzen Zwischenräumen folgen werden.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[640] In **Carl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ueber die

mechanische Flachsspinnerei

in Deutschland,

mit besonderer Rücksicht auf die k. k. österreichischen Staaten.

Von

Louis von Orth.

gr. 8. Wien 1841. In Umschlag broch. Preis 12 gGr.

Wir machen das industrielle und an den Fortschritten der Industrie theilnehmende Publikum auf obige, an Umfang kleine, durch ihren Inhalt wichtige Schrift aufmerksam. Sie ist von einem mit dem Gegenstande durchaus vertrauten Sachkenner abgefaßt, und enthält alles, was über diesen einflußreichen Industriezweig von seinem gegenwärtigen Standpunkt aus in Beziehung auf Gewerbe, Handel und Staats-Oekonomie mit einiger Sicherheit festgestellt werden kann. Erwünschte Auskunft und Belehrung finden hier besonders alle diejenigen, welche auf was immer für eine Art beim Linnengarn-Handel und beim Leinwandgeschäft überhaupt betheiligt sind, für welchen Handels- und Gewerbszweig mit der Maschinen-Flachsspinnerei eine neue Periode beginnt.

---

[638] Bei **F. Rubach** in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Koch- und Haushaltungsbuch.

Ein praktischer Rathgeber für Frauen bei allen häuslichen Verrichtungen, die sich nicht nur auf die Küche und den Keller, auf die Vorrathskammer, auf alle Arten von Backwerk, auf die Zubereitung kalter und warmer Getränke, Crêmes und Gelées, auf den Zimmergarten u. s. w., sondern auch auf die Kinderstube, die Gesellschaft, den feineren Anstand und die Toilette beziehen.

In alphabetischer Ordnung.

2 Bände. Preis 2 Rthlr.

Digitized by Google

Vorzüglichstes Festgeschenk.

[622] Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

ALBUM
für Gesang.

Mit Originalbeiträgen
von

Ehelard, Calliwoda, C. Kreutzer, Fr. Lachner, Lindpaintner, Löwe, Marschner, Mendelssohn-Bartholdy, Methfessel, Meyerbeer, Reissiger, Fr. Schneider, Schumann, Spohr,

herausgegeben
von

Rudolf Hirsch.

Erster Jahrgang 1842.

Elegant in engl. Leinwand gebunden mit Goldschnitt. Preis 2 ⅓ Thlr.

Den Inhalt bilden zwölf Lieder und Romanzen für eine Singstimme mit Pianoforte-Begleitung, ein Vocalquartett und ein Vocalchor. Der Verleger glaubt diesem Werke eine seinem innern Gehalte würdige Ausstattung gegeben zu haben und kann es mit Recht als **ein vorzügliches Festgeschenk** empfehlen.

Nachträge
zu
Goethe's sämmtlichen Werken.

Gesammelt und herausgegeben
von
Eduard Boas.

Mit einem Stahlstiche: „Goethe unter römischen Antiquitäten" und zwei Silhouetten „Goethe's Eltern darstellend."

Subsc.-Pr. für alle 3 Theile in Taschenformat 1½ Thlr.

Inhalt:

1r Thl. Gedichte.
do. mit Schiller.
Varianten zu Gedichten.
do. zu Romanen.

2r Thl. Dramatisches (u. A. ein noch ungedrucktes Trauerspiel in fünf Aufzügen „Romeo und Julie").

3r Thl. Ueber Kunst.

Subscribentensammler erhalten auf 12 ein Freiexemplar.

Je seltener die hier gesammelten Goldkörner sind, welche, obwohl sie den großen Goethe Schöpfer nennen, in dessen gesammelten Werken sich nicht vorfinden: desto willkommener werden jedem Freunde der Literatur und Kunst die hier gebotenen Supplemente zu Goethe's Werken sein.

Leipzig, Dec. 1841.

L. H. Bösenberg.

---

[623] In der **Enslin**'schen Buchhandlung (**Ferd. Müller**) in **Berlin** sind so eben erschienen:

Dante Alighieri, die göttliche Komödie. Metrisch übersetzt nebst beigedruckten Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von **August Kopisch.** In Einem Bande. Mit Dantes Bildniß und zwei Karten seines Weltsystems. kl. 4. 65 Bogen. 1842. 4 Rthlr.

Inhalt: Jedem Gesange geht ein gedrängter und erklärender Inhalt vorauf, dann folgt der ital. Originaltext und die wortgetreue deutsche Uebersetzung ohne Reim gegen einander über und unter jeder Seite befinden sich sehr reichhaltige Anmerkungen und Erklärungen mit den Zahlenbeziehungen zu den Versen. Nach den drei Abtheilungen des Gedichtes: Hölle, Fegefeuer und Paradies, folgen die 81 enggedruckte Quartseiten starken Abhandlungen: Dante's Leben und über die göttliche Komödie, und endlich wird das ganze Werk von einem äußerst reichhaltigen Namens- und Sachregister beschlossen. Ein schönes Portrat des Dante, so wie 2 Abbildungen seines Weltsystems gereichen dem Werke zur Zierde und Erklärung.

Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler der Architectur, Sculptur und Malerei, vorzugsweise in Italien vom IV. bis zum XIV. Jahrhundert. In 3335 Abbildungen auf 328 Kupfertafeln in Folio, gesammelt und zusammengestellt durch F. B. L. G. Seroux d'Agincourt, nebst Einleitungen und erläuterndem Texte herausgegeben von A. Ferd. v. Quast. In III Abtheilungen: Architectur, Sculptur und Malerei. — In 4 Bänden broch. incl. der Einleitungen und Texte in 4to. 33½ Rthlr.

Einzelne Abtheilungen.

I. Abthl.: Architectur, mit 1562 Abbildungen auf 73 Kupfertafeln in Folio incl. Einleitungen und Text in 4to broch. 9½ Rthlr.

II. Abthl.: Sculptur, mit 620 Abbildungen auf 51 Kupfertafeln in Folio incl. Einleitungen und Texte in 4to. broch. 7½ Rthlr.

III. Abthl.: Malerei, mit 1343 Abbildungen auf 204 Kupfertafeln in Folio, Einleitungen und Texte in 4to. broch. 20⅔ Rthlr.

Besonders Architekten ist dieses Werk und namentlich die 1ste Abtheilung zu empfehlen. Es möchte wohl kein ähnliches architektonisches Werk existiren, was auf 73 Kupfertafeln zusammengedrangt die Abbildungen aller berühmten Gebaude jener Kunst-Epoche enthält. Der Preis des Werks ist in der deutschen Ausgabe fünfmal geringer als in der franz. und engl., auch sind in jenen Ausgaben die Abtheilungen nie vereinzelt. Ein vollständiges Inhaltsverzeichniß wird auf Verlangen gratis ausgegeben. Eine ausführliche Würdigung des Werks von unserem Professor Kugler befindet sich im Kunstblatt Nr. 40, zum Morgenblatt vom 20. Mai 1841, worauf wir verweisen.

---

[603] In der **Weidmann**'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

C. F. Gellert's
sämmtliche Schriften.

Neue Ausgabe in 6 Bänden.
Mit Gellert's Bildniß.
Broch. Preis: 2½ Rthlr.

---

[626] Bei **Ed. Anton** in **Halle** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fey, H., Lehrbuch der Universalgeschichte. 5ter Bd. der neuesten Geschichte erster Theil. gr. 8. Preis 2 Rthlr. 15 Sgr.

Digitized by Google

[632]

Neue elegante Taschen-Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte von Goethe.

2 Theile

in elegantester Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt.

Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Gedichte von Nicolaus Lenau.

2 Theile

in elegantester Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Der erste Band enthält sämmtliche Gedichte, welche in unserm Verlage bereits vier Auflagen erlebten, der zweite Theil bildet die dritte Auflage der bisher im Verlage der Halberger'schen Buchhandlung erschienenen „Neueren Gedichte." Der Beifall, den diese Gedichte voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Glut und Glanz der Phantasie stets gefunden, berechtigt und zu der Erwartung, daß gegenwärtige Gesammtausgabe derselben vielen Freunden des Schönen erwünscht seyn wird.

In gleicher Ausstattung sind bereits erschienen:

Hermann und Dorothea

von

Goethe.

Eleganteste Taschen-Ausgabe mit einem Stahlstich.

Preis roh 54 kr. oder 12 Gr., in englischem Einband mit goldenem Schnitt 1 fl. 24 kr. oder 21 Gr.

Wilhelm Tell.

Ein Schauspiel

von

Schiller.

Eleganteste Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Goethe's Faust.

Eine Tragödie.

Zwei Theile in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Gedichte

von

Friedrich von Schiller.

2 Theile

in elegantester Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Dieser hübschen Sammlung werden sich ferner die weitern Schiller'schen Theaterstücke, so wie die in unserm Verlag erschienenen Lyriker anreihen.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[629] Im Verlag der Unterzeichneten sind so eben folgende Werke erschienen, welche sich, ein jedes in seinem Kreise, zu

Festgeschenken

eignen werden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Predigten

von

Dr. Fr. A. Wolf.

Zweite Sammlung. In Octav. Brochirt. Preis 2 Thlr. Preis der ersten Sammlung gleichfalls 2 Thlr.

Das Hauslexikon.

Vollständiges Handbuch

praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände.

Neue Ausgabe

mit 72 Steindrucktafeln, Darstellungen der im Hauslexikon behandelten Gegenstände enthaltend, und dazu gehörigen Erläuterungen.

8 Bände in Lexikon-Octav. Preis 12 Thlr.

Yorick's

sentimentale Reise

durch Frankreich und Italien.

Aus dem Englischen des

L. Sterne neu übertragen von **Dr. Pietzmann.**

Mit 12 ausgezeichneten Holzschnitten nach

Tony Johannot.

In Royal-Octav. broch. Preis 2 Thlr.

Leipzig, am 6. Dec. 1841.

Breitkopf & Härtel.

---

[604] Im Verlage von **Eduard Eisenach** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Historisch-ethnologisch-zoologisches

Museum

des

Wunderlichen, Seltsamen und Sonderbaren

oder

Mittheilungen aus der Geschichte, Völkerkunde und Thiergeschichte zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung des reifern Jugendalters in einzelnen Zweigen jener Lehrfächer von

H. A. Mankisch.

Mit 17 color. Abbild. 4. geb. 2 Thlr.

---

[584] In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen — und in allen Buchhandlungen Deutschlands — und in den unterzeichneten Buchhandlungen zu haben:

Vom Wiedersehen

und dem wahren christlichen Glauben.

Ob wir uns wiedersehen, warum wir uns wiedersehen. Gründe für die Seelenunsterblichkeit; wohin gelangen wir nach diesem Leben, und wie ist da unser Loos beschaffen? (Jeder will gern wissen, wie es jenseits des Grabes aussieht; diese vom Dr. Heinichen herausgegebene Schrift gibt darüber Belehrung.

broch. 10 Sgr. oder 36 kr.

Eine für Jedermann empfehlenswerthe Schrift ist:

Die Kunst, ein gutes Gedächtniß zu erlangen.

Auf Wahrheit, Erfahrung und Vernunft begründet. Zum Besten aller Stände und aller Lebensalter. Herausgegeben vom Dr. Hartenbach. (Zur Empfehlung dient, daß in kurzer Zeit zwei Auflagen davon abgesetzt wurden, und jetzt die dritte verbesserte Auflage erschienen ist.) Preis 10 Sgr. oder 36 kr.

In Augsburg bei **Kollmann** — München bei **Palm** — Prag bei **Calve** — Pest bei **Hartleben** und bei **Kilian** — Wien in der **Gerold**'schen Buchhandlung zu haben.

---

[638] Als zweckmäßige **Weihnachtsgeschenke** verdienen empfohlen zu werden und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

J. Satori,

Buch für Töchter

gebildeter Stände.

Mit drei vorzüglichen Stahlstichen.

Preis gebunden 1¼ Thlr.

W. Fornet,

Allgemeine Weltgeschichte

für Töchter gebildeter Stände.

Ein

Leitfaden zum Gebrauche in Schulen und zum Selbstunterrichte.

Preis mit 2 Kupfern geb. 1⅓ Thlr, ohne Kupfer ⅔ Thlr.

W. Werner's

56 Original-Vorlegeblätter

über Landschaft, Blumen- und Thier-Studien, ganz besonders aber über alle Theile des menschlichen Körpers.

Preis 1¼ Thlr.

Einzeln: 1stes Heft, Landschaften 6 gGr. — 2tes Heft, Blumen 6 gGr. — 3tes Heft, Thierstudien 4 gGr. — 4tes Heft, Figuren 12 gGr.

Echos lyriques,

Poésies

traduites de l'allemand en français

par

Eugène Borel.

Avec le texte allemand en regard.

8. Velinpapier, in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 23. December 1841.

Im Halbkreis umher, an dem lachenden Golf entlang,
Unabsehlich benetzt von dem launischen Wogenschwall,
Liegt von Schiffen und hohen Gebäuden ein weiter Kreis.
Platen.

Bilder aus der türkischen Hauptstadt.

So viel auch in neuester Zeit über Konstantinopel geschrieben worden ist, so scheinen uns doch die folgenden Schilderungen der merkwürdigen Stadt durch die Schärfe der sinnlichen Anschauung nicht ohne Werth.

Ansicht von Konstantinopel.

„Ich sah Athens geheiligte Räume, ich sah die Tempel von Ephesus und war in Delphi; ich habe Europa durchstreift von einem Ende zum andern, und Asiens schönste Länder besucht; aber niemals erfreute mein Auge ein Anblick, dem von Konstantinopel zu vergleichen.“ So sagt Lord Byron, und sein Ausspruch ist sehr wahr. Doch muß man nicht, von der Landseite herkommend, Konstantinopel allmählig zwischen großen dunkeln Cypressenwäldern erscheinen sehen, welche, wie die alten zerschossenen, mit Epheu bedeckten Mauern, Zeugen einer untergegangenen, ganz andern Zeit sind. Sie machen vielmehr einen wehmüthigen, als großartigen Eindruck auf das Herz des Heranziehenden, dem es bekannt ist, daß jene Cypressen aus der Asche ganzer begrabenen Nationen keimen, und daß jene gründewachsenen Steinhaufen die Ringmauern des alten Byzanz waren. Man muß die Stadt auch nicht von West und Südwest betrachten; hier findet man nur Trümmerhaufen und sieht an den Hügeln, worauf Stambul gebaut ist, nur hinauf, ohne über sie hinwegblicken zu können. Nur hie und da gewahrt man die Spitzen der fernen Gebirge oder zwischen den dunkeln Häusermassen ein Stück des Meeres, wie ein Blitz aus finstern Wolken hervortretend, wie ein Licht, das den hintern Theilen der Stadt nie leuchtet, so daß hier keine farbigen, bunten Häusermassen entstanden, sondern Alles fahl ist und grau, gleich einem Fleck, auf den nie die Sonne scheint.

Stambul ist einer großen Blume vergleichbar, auf drei Seiten von einem rauhen, unscheinbaren Deckblatt umgeben, mit welchem sie an den Felsengestaden Rumeliens bangt, während sie der aufgehenden Sonne und den großen glänzenden Spiegeln, die zwei Meere vor ihr ausbreiten, das schöne glühende Antlitz zuwendet. Vor dieses muß man treten und tief in die majestätischen Züge schauen, um des Dichters Ausspruch wahr zu finden. Das kleine, leichte Boot trägt uns spielend aus dem Hafen nach dem gegenüberliegenden Gestade von Kleinasien; man verläßt Konstantinopel, und damit Europa, wie man vor einem Gemälde zurücktritt, um es gehörig würdigen zu können; man muß sich auf einem andern Welttheil niederlassen, um das großartige Bild, das sich vor den erstaunten Augen entfaltet, mit seiner ganzen Schönheit in's Herz aufzunehmen.

Digitized by Google

Wie Rom, ist Konstantinopel auf sieben Hügeln erbaut, deren Abgrenzung man erkennen kann. Sie bilden noch jetzt, wie schon unter der Herrschaft der Konstantine, ein unregelmäßiges Dreieck, von dem wir zwei Spitzen von hier aus nicht sehen; nur die dritte liegt links vor uns, das sogenannte neue Serail mit seinen bunt verzierten, mannigfaltigen Gebäuden, größern Palästen und kleinen Kiosks. Zwischen denselben sieht man Wälder von Orangen, großen Platanen und schlanken Cypressen, welche dieser ungeheuern Wohnung der Sultane, die einer kleinen Stadt mit hohen Ringmauern gleicht, die angenehmste Schattirung geben. Hinter dem neuen Serail, das tiefer als die Stadt am Ufer des Hafens liegt, erblickt man wirre, bunte Häusermassen, die den Wellenlinien der Hügel folgen. Dort tritt eine Gruppe von Cypressen und andern Bäumen über sie hinaus; hier unterbricht ein einsam stehendes, bald zerfallenes Mauerwerk die fast nur durch ihre Färbung verschiedenen Dächer der Häuserreihen. Was aber der Stadt einen so wunderbaren, ich möchte fast sagen feenartigen Reiz verleiht und dem Munde beim ersten Anblick einen lauten Ausruf entlockt, sind die zierlichen Minarets und die Haufen glänzender Kuppeln auf Moscheen und Grabmälern, die über die gemeinen Wohnungen emporragen. Man kann sie kaum zählen, geschweige alle nennen, und während das Auge gesättigt über der Mehrzahl derselben hinschweift, bleibt es bewundernd an einigen hängen, die durch Größe und schöne Bauart dem Munde die Frage nach ihrem Namen entlocken, bei dessen Nennung in empfänglichen Herzen tausend Bilder und Gedanken wach werden. Wer denkt nicht beim Anblick jener prachtvollen Kirche, der Aya Sophia, die mit ihrer schönen Kuppel und den vier Minarets für unser Auge beinahe im Mittelpunkte der Stadt steht, an ihren Erbauer, den prachtliebenden Justinian, der durch sie ein Werk herstellen wollte, das den Glanz des einst so gepriesenen Tempels Salomonis verdunkeln sollte, was ihm auch gelang. Doch als die Kirche fertig war und der Kaiser mit den Worten: „Salomo, ich besiegte dich!“ an den Altar eilte, ahnete er nicht, daß einst der Herrscher der Andersgläubigen auf seinem Streitrosse in diese Hallen reiten, eigenhändig die Symbole des christlichen Glaubens zerschlagen und sprechen werde: „Es ist kein Gott als Gott und Mohamed ist sein Prophet!“

Auf der Höhe des dritten der sieben Hügel liegt die Moschee des großen Suleyman, die Suleymanja, was Symmetrie betrifft, das schönste Gebäude Konstantinopels. Neben ihr sieht man die Moschee Bajazets mit zwei Minarets, weiter rechts die Moschee Mohamets II., auf dem Platze, wo das frühere christliche Byzanz einen seiner schönsten Tempel hatte, die Kirche der heiligen Apostel. Links von der Aya Sophia zeigt sich die Moschee des Sultan Achmet, welche man füglich die Kathedrale Konstantinopels nennen kann. Sie ist eines der prächtigsten Gebäude und hat sechs Minarets. Ueber alle diese Moscheen hinaus ragt der Thurm der Feuerwache, der Thurm des Serasskiers. Er liegt in der Nähe des alten Serails. Ihn vergleicht nach Hammer der alte Historiograph Ssi mit dem in den Lüften schwebenden Neste des Paradiesvogels.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reisetagebuch einer Dame.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen fand eines Tages die Kranke in freudig aufgeregter Stimmung. Sie erhob sich vom Sessel und rief der Besuchenden entgegen: „Er kommt, er kommt, liebes Kind, er kommt!“ — „Wer kommt?“ — „Nun, er, er.“ — „Ja wer?“ — „Wirst schon sehen. Sonntag Nachmittag um drei Uhr ist er da, er hat's mir gesagt. Die Freude sollst du mit mir erleben, auch der Herr Doktor. Ihr habt mich Beide so fleißig beimgesucht, wie ich traurig war; jetzt sollt ihr auch mein Glück mit ansehen, und Niemand darf mehr sagen, daß die Alte verrückt ist. Um halb drei Uhr müßt ihr da seyn, damit wir ihn zusammen erwarten.“

Das Mädchen erkundigte sich bei der Dienerin, ob die Alte mit irgend Jemand gesprochen oder einen Brief erhalten habe. Die Magd bedauerte jedoch das Gegentheil und erzählte, ihre Herrschaft sey heute so froh erwacht, ganz ohne Veranlassung. Kopfschüttelnd ging das junge Frauenzimmer weg, im Stillen wohl befürchtend, daß aus dem Tiefsinn ein Wahnsinn sich entfalten möchte, stellte sich aber dessen ungeachtet am genannten Tage zur bestimmten Stunde bei der Freundin ein, und fand diese im veralteten Sonntagsstaate, der seit den Jugendtagen geruht haben mochte, und in freudig erwartungsvoller Stimmung. „Das ist schön, daß du kommst, mein Kind,“ sagte sie; „der Herr Doktor wird auch gleich da seyn, es ist bald drei Viertel; um drei Uhr kommt er.“ Hierauf wies sie dem Mädchen ihren Platz an einem Kaffeetische an, der zu vier Gästen festlich gedeckt war. Auch der Doktor kam bald, und die beiden Gäste sahen sich mitunter kopfschüttelnd an, wenn sie die frohe Zuversicht der Alten bemerkten. Diese hörte gespannt auf jedes Geräusch im Hause und auf der Straße, und rief endlich: „Das ist er! Das ist sein Schritt! Jetzt geht er zur Hausthüre herein, jetzt geht er die Treppe herauf, gleich wird er da seyn!“ Mit Jugendkraft erhebt sich die Alte

Digitized by Google

von ihrem Stuhle, streckt beide Arme der Thüre entgegen, und mit dem Ausrufe: „Holzmann, mein Holzmann!“ sinkt sie todt in den Sessel zurück. In diesem Augenblicke schlug es drei Uhr. Alte Leute erinnerten sich, daß Holzmann der Name jenes erschossenen Arztes gewesen.

Auf dem Friedhofe.

Gestern kniete eine Bäuerin in der Kirchenecke vor einem großen Sarge mit der Decke voll Todtenköpfen, und außen kam ich an einem kleinen tiefen Grabe vorbei; ein Kind von sieben Monden, sagte man mir, sey gestorben. Heute ist das Grab gefüllt und ein Kreuzchen darauf gepflanzt, zartgeschnitten von weißem Holze, vier kleine Sträuße mit rührender Grazie daran befestigt, und unter diesen vier Schleifchen von schmalen rosenfarbenen Bändern, und gestützt ist das schwache Kreuz auf beiden Seiten. Wie zärtlich aufgeputzt von Mutterliebe zum letztenmal! Und der weiße Montblanc schaut darauf nieder: der Montblanc, und das Kindergrab, der kleinste Hügel. Gegen Genf ist der Himmel über den umschatteten Bergen zart lichtblau, die Nadeln dort oben alle enthüllt, feingezackt, wie Gemshörner oder Fischzähne, eine Randschrift im Himmel. Die Pyramiden vom glacier des Bossons bekommen noch einen Sonnenscheidenblick.

Ich habe einmal den Münster von Ulm voll frischgefallenem Schnee gesehen. Jedes Thürmlein, jedes Saulchen, jede der tausend Spitzen, der ganze Dom war scharf mit weißen Umrissen auf dunkle Mauern gezeichnet. Aehnlich, nur in maßlosen Verhältnissen, gemahnen mich hier die röthlichen Granitpfeiler, welche durch die Wolken schießen. Von jeher wirkten jene gothischen Kirchen, so schneegedeckt, mit besonderem Zauber auf mich, und nun begreif' ich's: es ist die heimathliche Harmonie, das Schönheitsgefühl der Natur. Der Schnee gehört daher. Schneebelastet gleichen unsere alten Kirchen erst recht den Granitdomen, nach welchen der menschliche Genius unsere Cathedralen gestaltet, durch das Erraten tiefer Verwandtschaft. Die Aiguilles überraschen wirklich mit ihrer gothischen Bauart: überall aufstrebende Pfeiler und Saulen, Thürme und Thürmchen in dieser Weltarchitektur. Jene alten, unsterblichen Meister, die Erbauer deutscher Münster, haben wohl nie diese Alpenmünster gesehen und sie doch geahnt, so wunderbar der Natur in ihrem göttlichsten Wirken nachgebildet. Es ist ja derselbe himmliche Genius, der das Eine geschaffen hat und zum Andern begeistert. Jetzt wird mir's immer klarer, warum das Aufstreben des gothischen Styls so mächtig hinreißt. Was ist dagegen alle runde Schönheit und lächelnde Harmonie der Griechen? Ich meine, trotz der Objektivität ist in der klassischen Kunstbestrebung mehr Egoismus und Eigendünkel, keine Entäußerung. Der gothische Styl ringt nach dem Ausdrucke der höchsten ewigen Wahrheiten, ganz frei von Selbstsucht. Es scheint die Kunst der Hellenen Himmlisches auf Erden zu verkörpern, die Schönheit herabzuholen aus den Wolken. Der gothische Styl strebt zu ihr, der Unsichtbaren, Unaussprechlichen hinan. Es ist heiße Sehnsucht darin, und zugleich ein Zeugniß, daß das Höchste dienieden nicht zu finden, oben zu suchen ist. Darum mußte auch zum möglichst vollkommenen Ausdrucke des Erhabensten, des Christenthums, der deutsche Styl gefunden werden. In ihm sprechen sich hohe, andächtige Gedanken aus, beflügelte Empfindungen, die ganze Mystik der Sehnsucht und Liebe: der Jeluglauben konnte sich kein anderes Sinnbild schaffen. Nun begreife ich's auch um so viel mehr, warum Berge den Menschen so anziehen und auch geistig erhöhen. Es sind Altäre, an denen der heilige Geist leuchtende Offenbarungen über die Gläubigen ergießt. Ja, ich fühle das Gottverwandte in mir und auch!

Emma von Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Schreckbilder.

Die guten Pariser verlangen nichts, als daß man sie ihres Lebens und ihrer Belustigungen ruhig genießen lasse; aber der neckende Zufall fährt immer etwas dazwischen, was sie darin stört. Von Zeit zu Zeit stellt man ihnen in den Zeitungen vor, daß es mit den Katakomben oder ehemaligen Steinbrüchen, deren Gänge sich unter einem beträchtlichen Theile der Vorstadt St. Germain hin erstrecken, nicht geheuer sey, und daß leicht einmal Häuser, ja Straßen versinken könnten. Ein andermal benunruhigt man ihre geschäftige Phantasie, indem man ihnen hundert Verfälschungen vermalt, welche mit der Milch, die sie trinken, vorgehen sollen; man beredet sie sogar, sie haben seit Jahren alle Morgen mit ihrer Milch getrunkenes und zerriebenes Schafgehirn und sogar Pferdegehirn vom Schindanger zu Montfaucon eingeschlürft, ohne Arges zu ahnen. Seitdem dieser Schindanger eingegangen ist, werden sie mit dem Einfall und Angriff eines Ratten heers bedroht, und man gibt in den Tagesblättern beinahe regelmäßige Bülletins über die Fortschritte dieses Heers und seine Eroberungen im Innern der Stadt. Zu allem diesem kommt noch der Grenellebrunnen, und dieser früher so hochgepriesene, so kostbare, zu so erhabenen Erwartungen berechtigende Brunnen muß auch noch das Seinige beitragen, die Pariser zu ängstigen. Mitot, der Erdbohrer, und Arago, der akademische Verkündiger aller neuen Erfindungen, hatten so schöne Dinge von ihrem artesischen Brunnen versprochen, daß es den Parisern gar nicht zu verdenken war, wenn sie im Geiste schon einen Fluß mitten in Paris hervorsprudeln sahen. Man hatte das Geheimniß gefunden, die Natur zu zwingen, den Parisern aus den Abgründen der Erde gutes warmes Wasser zum Baden zu liefern, so wie zu jedem andern beliebigen Gebrauche. Das Wasser sprudelte zu kräftig

Digitized by Google

und in Menge hervor; es schien nur noch darauf anzukommen, zu was man das viele Wasser verwenden sollte, welches die Natur der Pariser Stadtebbrde zur Verfügung stellte. Zwar konnte man Anfangs nicht läugnen, daß das Wasser entsetzlich trübe war, daß der gerühmte artesische Brunnen eben so viel Sand und Schmutz, als Wasser lieferte. Mälot aber verlangte nur zwei Monate Geduld, um Alles in's Reine zu bringen. Aus den zwei Monaten wurden vier, sogar sechs, ohne daß sich das Wasser im Geringsten aufklärte. Arago schwieg nun still; Mälot, der verantwortliche Herausgeber des Brunnenwassers, meinte aber, wenn er erst mit dem Einsetzen einer kupfernen Röhre fertig sey, werde sich kein Schlamm mehr mit dem Wasser vermischen. Man ließ ihn also gewähren, obgleich es eine bekenntliche Sache schien, 1600 Fuß tief Röhren in die Erde zu schieben. Mälot war noch nicht sehr weit damit gekommen, als sich bereits starke Schwierigkeiten dem Unternehmen entgegenstellten. Die Röhren wollten nicht mehr in's oder durcheinander gleiten; sie krümmten und bogen sich, und der Unternehmer mußte gestehen, daß es viele Zeit und Mühe kosten würde, dieselben nur wieder herauszuziehen. Das Wasser drang aber schwärzer und schlammiger hervor und lieferte weit mehr groben Sand als je. Damit erschien ein neues Schreckbild für die Pariser. Woher kommt dieser Sand? bemerkten die Gelehrten; doch wohl nur daher, daß das Wasser die unterirdischen Schichten, zwischen welchen es fließt, auswäscht und aufführt. Dauert dieß so fort, so ist der südliche Theil von Paris, wo der artesische Brunnen gebohrt worden ist, offenbar bedroht; die ausgebohrten Erdschichten werden einstürzen und können leicht den Fall einer Menge von Häusern nach sich ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Umsturz der Verfassung.

Manches griff dabei befremden ein, namentlich die gegründete Unzufriedenheit mit dem absolutistischen, spröden und vornehmen Wesen vieler reichen du haut Familien mit ihrem Coteriegeist und der despotischen Einbildung ihrer Söhne. Daraus aber war die Verfassung nicht Schuld, es bestand auch früher noch viel ärger in Genf, und Redultliches wirb überall bei großem Vermögen gefunden, am meisten im freien England. In der Aargauer Klostersache benutzte man den entschiedenen Protestantismus der Genfer, um sie von der klaren und einfachen Rechtsfrage ab in die Religionsfrage und in die Neuhäuslische Staatsraison zu leiten und gegen die Regierung zu stimmen, wiewohl sich diese kurz vorher auch nicht im Sinn des Rechts und des Pakts ausgesprochen, aber doch nicht ganz zu Bern hindergangen sein hatte. Ein Meeting, auf einer großen Wiese gehalten, und die daselbst von einem Fremden ausgesprochenen Grundsätze, vermehrten bedeutend die Aufregung, und von diesem Augenblick an war voranzusehen, daß eine Krisis bevorstehe. Die Tage des 21sten und 22sten November waren von nun an unvermeidlich geworden. — Es ist hier nicht der Ort, eine, wenn auch gedrängte Geschichte des Aufruhrs zu geben, der Genfs bewährte Verfassung umstieß. Man weiß längst, unter welchen Umständen die von drohenden Volksmassen belagerte Regierung am Abend des 22sten November nach langen Debatten endlich zum Beschluß kam, eine Kommission von siebzehn Mitgliedern zu wählen, welche die jetzige Lage untersuchen sollte, und wie diese Kommission schon nach einer Stunde das Gesetzprojekt zu Bildung einer constituirenden Versammlung vorlegte. — In diesen Tagen der Verwirrung drängte sich mir besonders eine Betrachtung schwerzlich auf. Den Genfern, welche gut wohnten, was in ihrer Stadt vorging und was ihrer Regierung bevorstand, den tüchtigen Genfern, die einst die savoyische Escalade zurückschlugen und später so oft preisen darmes gegen ihre frühern, tadelnswerthen Regierungen unternommen hatten, fiel es jetzt nicht ein, nun ihr bedrohtes Kapitol eine Schutzwache aufzustellen und die stürmenden Banden zu vertreiben. Wo ist da noch eine Spur von dem kräftigen politischen Geist, vom Bürgerverstand und der Bürgertugend, deren sich Genf so oft und so laut gerühmt hat? Das Genf von 1558 hatte noch den Muth, sich gegen die mit ungeheurer Uebermacht drohenden Franzosen zu vertheidigen, dasselbe Genf lähi drei Jahre später seine ganz Regierung von einheimischen Banden bedroben, ängstigen, mißhandeln und absetzen, ohne Hand oder Fuß für sie zu regen. — Viele hatten gehofft, nach Erfüllung des sehnlichen Volkswunsches durch die Bildung einer Constituante würde sich die Aufregung legen. So war es aber nicht. Man versuchte nun eine andere Politik, um das Volk von Neuem in Mißtrauen und Spannung gegen die nur noch provisorisch bestehende Regierung zu versetzen und wo möglich mit mehr Erfolg nachzuholen, was am 22sten November nicht gelungen war. Gegen ihre eigenen Grundsätze tödte sich die Association nicht auf, wiewohl mehrere ihrer Mitglieder darauf antrugen. Sie wollte auf die Wahlen zur Constituante und durch die Gewählten auf die künftige Verfassung hereinbrechenden Einfluß üben. Es wurde behauptet und verbreitet, die Regierung denke an eine Reaktion, sie halte sich durch das am 22sten November Abgeordnetgene keineswegs verbunden, sie sinne nur auf Mittel, jene Beschlüsse auf directem oder indirectem Wege umzustürzen oder doch zu lähmen. Glücklicherweise trat dagegen schnell der Staatsrath durch eine treffliche Proklamation, und schon einige Tage nachher durch sein Gesetzprojekt zur Wahl der Constituante auf. Selbst die Association mußte nun beruhigende Flugschriften erscheinen lassen, um so mehr, als das Volk schon nach wenigen Tagen anfing ruhig zu werden, die Vorfälle am 22sten November sich klar zu machen und wieder sein altes Vertrauen zur Regierung zu fassen. Ja, dieses schien in einer Woche durch Ueberlegung und die Erinnerung an die Straßenerscheinungen am 21sten und 22sten November so zugenommen, der alte Geist der Genfer will das Uebergewicht wieder so entschieden bekommen, daß eine bei Emeuten häufig vorkommende Erscheinung sich auch hier wiederholt. Die gesinnte, nur verführte Masse ang, zumal nach Sismondis trefflicher Schrift, von der Verehrung für ihre Führer zur Gleichgültigkeit, ja die und da zu entschiedenem Haß über, so daß gegen sie und ihre Tendenzen sein Kurzem eine Menge Flugschriften, Karikaturen und Spottgedichte erschienen sind, auch Charivaris vorbereitet wurden. Die Wahlen zu der Constituante gehen besonders in den Landgemeinden sehr ruhig vor sich, und da hat die Association Mäßig, zum Wort zu kommen. So ist es möglich, daß eine neue Verfassung auf dem Weg der Ruhe der verständigen Abwägung und Besonnenheit zu Stande kommt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 24. December 1841.

Monsieur Jourdain. — Ce sont des malavisés qui disent que mon père a été marchand. Tout ce que j'ai à vous dire, c'est que je veux avoir un gendre gentilhomme.

Molière.

Aus dem englischen Gesellschaftsleben.

Master Cripps und Familie.

Master Cripps war bis vor zwei Jahren Gewürzkrämer in der City von London, hatte seitdem sein Geschäft aufgegeben und bewohnte unweit von Clapham, nahe bei London, eine Villa, für welche Mistreß Cripps den Namen Virginia House gewählt. Virginia-Haus war ein geräumiges Gebäude mit Stallung für zwei Pferde, Schuppen für zwei Wagen und einem Garten, der ein eisernes Gitterthor und von da eine Auffahrt an das Haus hatte. Master und Mistreß Cripps waren ein mehrfach glückliches Ehepaar, reich, friedfertig, wohlbeleibt und im Besitze von drei Töchtern, die ihres Bedünkens von keinen je geborenen Töchtern übertroffen wurden.

Die älteste, Miß Caroline, abgekürzt Carry, galt ihnen für eine Schönheit, hatte stark blondes Haar, das in dichten Locken den weißen Nacken hinabfiel, eine kleine Figur und kleine, nichtssagende Gesichtspartien. Die zweite, Miß Livia, abgekürzt Livy, besaß zwar weniger Körperreize, aber einen wißbegierigen und deßhalb sehr fragelustigen Sinn. Papa hatte vollkommen recht, wenn er sagte: „Laßt Livy nur machen; sie sieht und hört nichts, ohne zu fragen, was es sey.“ Die jüngste, Miß Jemima, abgekürzt Jemmy, war nach der Versicherung ihrer Mama, ein Wunderkind. Nichts brachte sie aus der Fassung; Niemand sah sie lesen, aber ihre Lektion wußte sie stets. In Folge ihres vortrefflichen musikalischen Gehörs brauchte sie eine Melodie nur einmal gehört zu haben, um sie den ganzen Tag nachzusummen. Ihr Tanzmeister nannte sie seine beste Schülerin, obgleich, wie Mama nie vergaß anzumerken, sie erst drei Monate Unterricht gehabt; „und was das Zeichnen anlangt,“ pflegte Mama zu sagen, „so versteht sie dergestalt die Dinge nach der Natur zu machen, daß ich ihr keinen Unterricht geben lasse, aus Furcht, ihr Genie zu verderben.“

Miß Carolinens Erziehung hatte sich auf Lesen und Schreiben beschränkt, zwei Künste, die sie nur spärlich ausübte, weil sie jetzt dasselbe meinte, was früher ihre Eltern gemeint, da sie eine Schönheit sey, könne Gelehrsamkeit ihr nichts nützen. Ueberdieß war sie wirklich von zarter Constitution; angestrengter Fleiß hatte ihr schaden können. Mit Miß Livia waren einige Erziehungsversuche gemacht, aber bald aufgegeben worden, nicht sowohl, weil sie sich vergeblich, als weil sie sich unnöthig erwiesen; ihre Wißbegier wußte alles Erforderliche ohne Beihülfe zu erlangen und mündlicher Belehrung war sie eben so eifrig zugethan, als sie alles in wissenschaftlicher Form Gebotene entschieden haßte. Miß Jemima hatte kaum das Flügelkleid abgelegt; da es sich indessen an ihr

Digitized by Google

bereits herausgestellt, daß sie fest entschlossen sey, sich selbst zu erziehen, so achteten die Eltern es unnöthig, sie erziehen zu lassen, oder, wie Master Cripps sich ausdrückte: „lehrt Jemmy das ABC; für das Uebrige wird sie selbst sorgen.“ Und das that auch Jemmy mit so gutem Erfolge, daß sie schon im neunten Jahre eine Menge gelesen und von vielen Dingen mehr wußte als die ganze Familie.

Alles dieß war höchst erfreulich, und Master und Mistreß Cripps wären ein vollkommen glückliches Paar gewesen, hätten ihre Nachbarn sie besucht. Allein diese Nachbarn, deren Grundeigenthum nicht größer und deren übriges Vermögen im Allgemeinen kleiner war, kamen nicht nach Virginia-Haus, lediglich weil die Familie Cripps bei ihrer Niederlassung durch einige indiskrete Avancen sich den Zutritt in die Gesellschaft verperrt hatte. Abgesehen davon, daß Master und Mistreß Cripps dieß sehr sonderbar fanden gegen eine Familie, die drei Töchter hatte, jede mit einer Perspektive auf fünfzigtausend Pfund Sterling, ärgerten sie sich darüber, weniger um ihrer selbst willen, die gern mit niedrigerer Gesellschaft fürlieb genommen hätten, als wegen ihrer Töchter, die sie in höhere Kreise zu verheirathen wünschten, weßhalb sie beim Aufgeben des Gewürzhandels alle frühern Bekanntschaften abgebrochen.

Für diese Nachtheile sich zu entschädigen, ging die Familie Cripps im zweiten Jahre ihres ländlichen Aufenthalts in ein Seebad, wohnte den öffentlichen Assemblees und Frühstücken bei und erhielt einige Zulagen, in Virginia-Haus einsprechen zu wollen. Darunter war eine, von welcher die Dienerschaft flüsterte, sie werde vermuthlich eine Standeserhöhung für Miß Caroline zur Folge haben. Susichen nämlich, die Zofe der Mutter und Töchter, erzählte bei der Heimkunft, ein vornehmer Ausländer habe auf einem Balle Miß Carry in's Auge gefaßt, und so oft er ihr Tags darauf begegnet, sie lorgnirt.

„Zwei oder drei Tage später,“ erzählte Suschen weiter, „wurde ich mit dem Bedienten des vornehmen Herrn bekannt; ein netter, feiner Mensch. Er ritt hinter seinem Herrn, als sein Herr am Wagen vorüberritt, in welchem Miß Carry saß. Und als sein Herr Miß Carry erblickte, nahm er das Glas vor die Augen und sah sie an, und als wir uns das nächstemal sprachen, der Bediente und ich, vertraute er mir — und er hatte keine Idee, daß ich zur Familie gehörte — daß das die junge Dame sey, in die sein Herr sich zum Sterben verliebt. „Und warum sagt er's ihr denn nicht?“ sagte ich; „wer weiß, vielleicht gefiele er ihr.“ — „Und woher wissen Sie denn, daß er's ihr nicht gesagt hat?“ sagte Georg. — „Weil ich weiß, daß er ihr nichts gesagt hat,“ sagte ich; „denn hätte er ihr's gesagt, so hätte ich's gehört, da ich in der Familie bin.“ — Das verdrutzte den guten Menschen ungeheuer; denn wie gesagt, keine Idee hatte er, daß ich zur Familie gehörte. Er sah mich groß und breit an, vom Kopf bis zum Fuße, und ich konnte mir das gefallen lassen, denn ich trug einen rothseidenen Spenser und einen erbsfarbenen Hut, beides so gut wie neu; Miß Carry hatte mir es eben erst geschenkt. „O,“ rief er endlich, „dann ist das etwas ganz Anderes! dann ist das ja eine sehr anständige Familie!“ — „Anständige Familie!“ sagte ich; „das wollte ich meinen; es war ja ihre eigene Equipage, in der sie fuhren.“ — „Was Sie nicht sagen!“ sagte Georg; „bei meiner Seligkeit, Sie schleudern mich in das größte Erstaunen. Wir hörten, es sey Londoner Krämervolk, und deßhalb wollte mein Herr, der Graf, sich nicht vorstellen lassen. Leute von seinem Range müssen sich an Orten, wie der hiesige, außerordentlich vorsehen, mit wem sie Bekanntschaft machen.“ — „Versteht sich,“ sagte ich; „just unser Fall, auch wir sehen uns gehörig vor, mit wem wir Bekanntschaft machen, das können Sie glauben. Und was das Londoner Krämervolk anlangt, Master Cripps ist kein Londoner Krämer, Master Cripps ist Master Cripps auf und zu Virginia-Haus, und Virginia-Haus ist das schönste Landhaus, das Sie sich menschlicherweise denken können. Wenn Master Cripps einen Heller im Vermögen hat, so hat er wenigstens zweimalhunderttausend Pfund.“ — „Das wäre!“ sagte Georg; „dann ist's wirklich Schade, daß der Graf sich nicht hat vorstellen lassen, ich meine Schade für die junge Dame; es hätte ein ganz artiges Ding für sie werden können.“ — „Und für ihn auch,“ sagte ich; „vermuthlich hat er keine so gar erschreckliche Antipathie gegen fünfzigtausend Pfund.“ — „Das wohl eben nicht,“ sagte Georg; „vielleicht gibt es Niemand, der die hat. Aber bei seinen enormen Gütern kommt das nicht in Betracht. Gott stehe Ihnen und mir bei, er ist einer der reichsten Edelleute in Europa.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der türkischen Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

So liegt Konstantinopel links vor uns und seine Häuserreihen steigen bis zu den Ufern des großen Hafen, des goldenen Horns, hinab, das wir mit allen seinen Schönheiten gerade vor uns haben. Man verfolgt seinen Lauf von der breiten Einmündung in's Meer von Marmora bis Eyub, wo es sich allmählig zwischen den grünen Wiesen zu verlieren scheint. Auf seinem Wasser von der schönsten grünen Farbe ruhen Schiffe von fast allen

Digitized by Google

Nationen der Erde neben einander. Das alte, sonderbar gebaute Fahrzeug der syrischen Küstenfahrer, dessen hoher, spitzer Schnabel an die Bauart der Schiffe im Alterthum erinnert, liegt mit seinem schmutzigen Anstrich neben der zierlich ausgerüsteten Yacht des Engländers, der auf derselben vielleicht seine große Tour nach dem Orient gemacht. Hier ankert schwerfällig ein altes türkisches Kriegsschiff, ein zerschossener Invalide, der zu seinem Glück die Fahrt nach Egypten nicht mitmachen konnte, neben einer leichten österreichischen Kriegsbrigg, die auf und unter dem Verdeck blank und sauber gepuzt ist, mit den hohen Masten hin und her wiegt und ungeduldig an den Ankerketten zu zerren scheint. Langsam bewegt sich dort eines jener plump zusammengezimmerten Gerüste, die einem Floße gleich auf schweren Balken ruhen und dazu dienen, den Hafen, besonders die Landungsplätze für die kleineren Boote vom Schmutze zu reinigen. Neben ihm stellt so eben ein Dampfschiff seinen muntern Lauf ein, bißt eine Flagge auf, und der Wasserdampf, der laut schreiend dem geöffneten Ventil entfährt, zieht die Aufmerksamkeit der Osmanlis auf sich, die, faul in ihren Kähnen liegend, dem Meerwunder zusehen.

Zwischen diesen größern Fahrzeugen bewegen sich die kleinern Boote, Kaiks genannt, vermöge ihrer fabelhaft leichten Bauart im wahren Sinne des Worts pfeilgeschwind auf dem Wasser des Hafens hin und her, ja wagen sich sogar, wie heute das meinige, über den Bosporus, nach dem asiatischen Ufer. Diese Fahrzeuge sind gewöhnlich 18 bis 20 Fuß lang, aber kaum 3 Fuß breit, und da sie, wie alle Seefahrzeuge, auf dem Kiel gebaut sind, sehr zum Umschlagen geneigt, wozu noch die äußerst dünnen Wände das Ihrige beitragen. Diese, kaum einen halben Zoll dick, bestehen, wie das ganze Boot, aus hartem Holz und sind gewöhnlich zierlich geschnizt. Durch ihre Leichtigkeit und den langen spitzen Schnabel, in welchen das Boot ausläuft, wird ihre ungemeine Schnelligkeit bedingt, aber auch, besonders für den Europäer, das Einsteigen erschwert; denn man muß bei diesem Manöver gleich vom Landungsplatze aus die Mitte des Boots gewinnen und sich da ruhig niedersetzen, um das Gleichgewicht zu erhalten und nicht umzuschlagen, was dennoch sehr häufig vorkommt. Wir Europäer, die neben dem Platz, auf dem wir sitzen, noch großen Raum für unsere Beine brauchen, konnten nur zu drei, höchstens vier eine solche Wasserschachtel besteigen; aber die Türken, die ihrer Geschäfte wegen häufig über den Hafen setzen müssen, finden zu acht bis zehn in einem solchen Boote Platz, da sie sich auf ihre untergeschlagenen Beine an den Boden setzen. Meist bewegt nur ein einzelner Mann ein solches Boot vorwärts, aber mit erstaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit, wobei er beständig ein lautes: Johe! ausstößt, um ein anderes Boot, das vielleicht um die Ecke eines Kriegsschiffes herum ihm in die Seite fahren würde, frühzeitig zu benachrichtigen. Bei diesem Ausweichen kommt die große Leichtigkeit der Fahrzeuge sehr zu statten, da stets mehrere hunderte den Hafen bedecken und manches Unglück durch Anprallen vorfallen müßte, wenn der Schiffer nicht mit einem einzigen Ruderschlag seinem Boot eine andere Richtung geben könnte.

Das reizende Bild des Hafens, der sich zwischen Konstantinopel und den auf dem andern Ufer liegenden Vorstädten wie ein klarer Strom hinzieht, wird durch die Menge dieser kleinen Fahrzeuge sehr belebt. Es ist aber ein äußerst komischer Anblick um diese kleinen Boote mit ihrer Menschenladung, wobei man nur die Köpfe über den Bord emporragen sieht. Hin und wieder arbeitet sich auch die Schaluppe eines Kriegsschiffs schwerfälliger zwischen den Kaiks durch, doch nicht minder hübsch. Diese Fahrzeuge sind von dunkler Farbe, wie die Schiffe, mit einem einzigen blauen, rothen oder weißen Streif um den Rand. Auf den Bänken sitzen die Matrosen, bei den größern in zwei, bei den kleinern nur in einer Reihe, in ihren Jacken von dunkler Leinwand, worüber sie einen saubern dreiten Hemdkragen herauslegen, der meist von blauer Farbe ist. Er rahmt, in Verbindung mit dem schwarzen, getheerten, keck aufgestülpten Hute, die frischen runden Köpfe der Matrosen recht angenehm ein. Am Hintertheil der Schaluppe steckt die Flagge und unter derselben sitzt auf einem mit der Landesfarbe eingefaßten blauen Tuch der Offizier, der sie besehligt, in seinen Händen zwei Schnüre, mit denen er das Steuerruder leitet. Mich hat das An- und Abfahren dieser Kriegsschaluppen stets angezogen. Die Matrosen sitzen auf ihren Bänken, die Ruderstangen gerade in die Höhe gestreckt, den Augenblick erwartend, wo der Offizier einsteigt. Dann pfeift der Bootsmann, die Matrosen stoßen vom Schiffe ab und lassen ihre Ruder alle zugleich in's Wasser fallen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsezung.)

Umsturz der Verfassung.

Aber auch damit wird über Genfs Zukunft und ferneres Gedeihen nichts entschieden; es gebören vielmehr Jahre der Ruhe und glücklicher Erfahrung dazu. Vergesse man vor allen Dingen nicht, daß diese politische Umgestaltung Genfs eine ganz unnatürliche ist, daß die andern Schweizertantonen

Digitized by Google

nachgebildete Demokratisirung durchaus nicht für eine Stadt geeignet seyn kann, deren vorzüglichstes Lebenselement seit langen Jahrhunderten aristokratisch im guten Sinne ist. Genfs Lebenskraft quillt nicht aus Ackerbau, Weinbau und Viehzucht, sondern aus dem Wohlstand, dem Reichthum und der Bildung einer Menge von Familien, die sich größtentheils auch an Verdienst aller Art, an Bürgertugend, Talent, Kenntnissen und guter Sitte reich zeigten. Viele dieser Familien stammen aus Italien und Frankreich, woher sie vor einigen Jahrhunderten eingewandert sind, weil sie in ihrem Vaterlande Religions- oder Regierungsdruck nicht ertragen wollten. Glaubt man, daß sie sich jetzt unter Volksherrschaft und Volkslaune schmiegen werden? Wie, wenn diese sehr wohlhabenden und reichen Familien kein ferneres Gefallen hätten an dem Leben und Weben in der rein demokratischen Stadt, wenn sie darin für sich und ihre Kinder keine passende Entwickelungs- und Thätigkeitssphäre mehr fänden, wenn sie mit ihrem fast nur in fremden Staatspapieren bestehenden Reichthum ganz von Genf weg in andere Städte zögen, wo man sie mit offenen Armen empfangen würde, oder wenn sie hier nur einen kleinen Theil des Jahres zubrächten, oder wenn sie künftig viel weniger Aufwand hier machten? Ich spreche nicht von vagen Möglichkeiten, sondern von Dingen, die bereits im Werke sind, von denen manche bereits ausgeführt worden, was in allen Zweigen der Industrie und des Haus bald schon schmerzlich empfunden wird. Seit dem 22sten November ist es beschlossen, daß diesen Winter keine Redouten und keine Konzerte hier seyn werden. So ist selbst wahre Geselligkeit, daß die unnatürliche Gesellschaft aufhören wird. Wenn jene reichen Genfer Familien die Stadt verließen, oder sich auch nur zurückzögen, müßte Genf einen bedeutenden Reiz für die Fremden verlieren, die Monate und Jahre lang hier verweilten, und die für die hiesige Industrie so wichtig sind. Es würden künftig bloß die Reisenden kommen, die nur ein paar Tage im Gasthof zubringen. Der immer abnehmende Wohlstand dürfte eine Menge junger Bijouniers und Uhrmacher in die Fremde treiben. Was würde dann aus Genf werden? Eine Stadt mit rein demokratischem Glück, aber auch mit rein demokratischem Elend, die mit demokratischer Begeisterung seyn würde, was ihr früherer Wohlstand und ihre sonst immer wachsende Bevölkerung jährlich abnehmen, wie ihre herrlichen öffentlichen und Privatanstalten, verkürzt um die ehemaligen großen Beiträge der Reichen, nach und nach verfallen, wie die Armuth nicht mehr mit großen Summen unterstützt wird, wie höhere Bildung verschwindet und wie ihr dann nichts mehr übrig bleibt, als die hohe helvetische Stellung neben Liestall, Aarau, Frauenfeld, Bern, Trogen, Syon, Lotarno und Lausanne im glücklichen Brüderbund.

(Schluß folgt.)

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Straßenpflaster.

Nun gibt es in Paris sehr viele Kapitalisten, welche Häuser zu 1 — 100.000 Francs bauen, darin so viele Wohnungen anbringen, als nur möglich ist, und diese dann so theuer vermiethen, als sie können. Sie sichern sich dadurch ein bedeutendes Einkommen, oder legen doch ihre Kapitalien zu guten Zinsen an; und da die Häuser hier ganz von Stein erbaut werden, also von Feuersgefahr wenig zu fürchten ist, da im Nothfall auch Versicherungsanstalten genug vorhanden sind, so ist diese Art, seine Kapitalien anzulegen, oft weit sicherer, als Staatspapiere dafür zu kaufen. Diese Leute lieben also bisher in der größten Sicherheit und hatten keine andere Sorge, als ihre Häuser stets mit pünktlich zahlenden Miethsleuten zu füllen. Nun heißt es aber auf einmal, der südliche Theil der Stadt werde vom Wasser des reß gepriesenen, dann verwässerten Grenelle Brunnens unterhöhlt; die Häuserbesitzer müssen fürchten, ihre vier bis fünf Stockwerke hohen Gebäude möchten einstürzen und ihre Kapitalien unter die Erde begraben werden, was eben so arg wäre, als wenn dieser oder jener Staat bekannt machte, er könne die Staatsgläubiger nicht mehr befriedigen, oder sie müßten „arrosiren," wenn sie das bereits Gelebene retten wollen. Man schickt daher bereits ernstlich vor, den gefürchteten Brunnen wieder zu verschütten, obschon man bereits nahe eine Million darauf verwendet hat.

Die Stadtbehörde hat jetzt auch viel mit dem Straßenpflaster zu schaffen und hält in den Versuchen gleichen Schritt mit der Londoner Stadtbehörde. Frankreich besitzt vortreffliches Erdharz in Menge, und die Anwendung desselben zur Belegung der Fuß- und Fahrwege hat hier seit einigen Jahren zu mehreren Versuchen Anlaß gegeben, die aber nicht alle gut ausgefallen sind. Für Fußwege eignet sich das Erdharz vorzüglich, und obgleich es nicht immer der Einwirkung der Witterung widersteht, besonders des Frostes und des darauf folgenden Thauwetters, so sind die Beschädigungen doch leicht auszubessern, und im Allgemeinen bewährt sich das Erdharz als ein dauerhaftes Pflaster auf Fußwegen, den sogenannten Trottoirs. Hier ist nichts weiter zu erfinden; aber die Anwendung des Erdharzes auf Fahrwegen ist noch ein Problem. Man hat geradezu Gassen mit dem Erdharze belegt; aber schwer beladene Wagen schnitten bald Furchen ein, worin Wasser und Schmutz sich anhäuften. Dann hat man versucht, kleine Steine mit Erdharz zu verbinden; auch dieses hat sich nicht bewährt. Jetzt ist ein neues Verfahren vorgeschlagen, nämlich die gewöhnlichen großen Pflastersteine in ihren Fugen mit Erdharz zu verkitten und dadurch eine ebene Fläche zu bilden. Zu gleicher Zeit versucht die Stadtbehörde in einer der belebtesten Straßen, der rue des petits-champs neben dem Palais Royal, das Pflastern zu erneuern. In London neuteck aufgekommene Straßenpflaster. Bis zum spaten Abend wird diese sonderbare Arbeit fortgesetzt, und es steht immer eine Menge Neugieriger dabei. Die legitimistischen Tagesblätter haben aus Gelegenheit dieses dritten Straßenpflasters einen tarzweiligen Einfall ganz ernsthaft vorgebracht. Sie behaupten nämlich, die Regierung, in Erwägung des Gebrauches, den die Pariser bei den Aufständen vom Steinpflaster gemacht, lasse jetzt die Straßen mit Holz belegen, damit die Pariser keine paves mehr zur Verfügung haben möchten. — Die Stadtbehörde ist zu loben, daß sie durch mannigfache Versuche sich bemüht, die beste Art der Pflasterung zu ermitteln. Vermuthlich aber wird man am Ende, mit einigen wenigen Verbesserungen, zur alten Methode zurückkehren. Dieses Pflaster muß zwar sehr oft gebessert werden, aber welches Pflaster könnte in einer Stadt, wo Tausende von Fuhrwerken aller Art unaufhörlich umher rollen, lange aushalten? Selbst ein eisernes würde nicht dauern.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 25. December 1841.

This is a most majestic vision, and
Harmonious charmingly.

Shakespeare.

Bilder aus der türkiſchen Hauptſtadt.

(Fortſetzung.)

Eine für uns Ausländer beſonders merkwürdige Erſcheinung, die uns bei unſern Spazierfahrten auf dem Hafen öfters aufſtieß, war ein großes, weißes Kaik, reich vergoldet, deſſen sauber geſchnitzter, bunt bemalter Schnabel ſehr lang und ſpitz war. Auf demſelben, beinahe am Ende, befand ſich ein goldener Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, der einen Ring im Schnabel hielt, von dem zwei dicke ſeidene Schnüre bis an die Spitze des Boots gingen und es zu leiten ſchienen. In der Mitte des Fahrzeugs trugen vier oder ſechs vergoldete Säulen ein Dach von rothem Sammt mit Goldſtickerei, unter dem ein reichgekleideter junger Mann ſaß, der etwas bleich ausſah. Er trug ein Fez, welches ein großer Stern von Diamanten ſchmückte. Es war der Sultan Abdul-Medſchid. Vorne im Schiffe neben dem Vogel war ein etwas erhöhter Sitz angebracht, auf dem einige vom Gefolge des Sultans ſaßen. Am Hintertheil befand ſich die Dienerſchaft. Der Sultan hat zu ſeinem Privatgebrauche drei ſolcher Kaiks, eines mit vierzehn, ein anderes mit achtundzwanzig, das größte mit ſechsundfünfzig Ruderknechten, die weiße Jacken und Beinkleider tragen und auf dem Kopfe ein rothes Fez; ihre Ruderſtangen ſind ebenfalls weiß, mit goldenen Blumen verziert. Man ſagte uns, in der Anzahl dieſer Bootsknechte ſey abſichtlich die Zahl ſieben, als eine heilige, enthalten.

Sobald das Boot des Sultans auf dem Waſſer erſcheint, müſſen alle übrigen Fahrzeuge ſtillhalten; jeder Darinſitzende muß ſeine Pfeife bei Seite legen, und wehe dem, der ſich unterſtünde, in dieſem Augenblick in's Waſſer zu ſpucken oder etwas hineinzuwerfen. Sind die, welche gegen dieſes Geſetz handeln, Muſelmänner, ſo werden ſie mit Geldſtrafen oder mit einer gewiſſen Anzahl Hiebe auf die Fußſohlen beſtraft; ſind es Fremde oder Franken, die ſich mit Unkenntniß dieſer Gebote entſchuldigen können, ſo fällt die Strafe auf den Kaikſchi oder Bootführer.

Der prachtige Hafen iſt es hauptſächlich, der dem Anblick der ganzen Stadt einen ſo wunderbaren Reiz verleiht. Ungefähr in der Mitte ſeiner Länge iſt er durch die neue ſchöne Brücke geſperrt, die von Konſtantinopel nach dem andern Ufer des Hafens führt, wo ſich die Vorſtädte Pera, Galata und Top-Chana erheben. Von Scutary aus geſehen, liegen ſie zur Rechten vor uns. Ihre Häuſer ſind eben ſo an den Hügeln hingebaut, wie die Stambuls; doch bieten ſie dem Aug einen weniger glänzenden Anblick, da ſich über der dunkeln Häuſermaſſe faſt gar keine ſchlanken Thürme erheben. Pera iſt bekanntlich das Frankenviertel, das gar keine Moſcheen

Digitized by Google

hat; in Galata, dessen sehr schmutzige und holprige Gassen sich bis zum Hafen hinabziehen, haben ebenfalls Franken, doch mehr noch Armenier, Juden und ärmere Türken ihre Werkstätten und Laden aufgeschlagen. Das einzige hervorragende Bauwerk in Galata ist der auf der Höhe thronende massive Thurm, der Thurm von Galata genannt. Er wurde von den Genuesern im Jahr 1348 erbaut. Man hat hier eine der schönsten Aussichten über die Stadt und die sie umgebenden Meere. An Galata grenzend, dicht am Ufer des Hafen, liegt Top-Chana (Kanonenwerkstatt). Schon Mahomed II. ließ eine christliche Kirche, die sich da befand, zur Stückgießerei umwandeln, und noch jetzt, wie schon der Name anzeigt, werden die groben Geschütze hier gegossen.

Einige Abwechslung in die schmutzige Einförmigkeit der Häusermassen dieser drei Stadttheile bringt eine auf der Höhe von Pera liegende neue Kaserne, die mit ihrem weißen Anstrich freundlich hervortritt, so wie die vielen Cypressen des großen und kleinen türkischen Kirchhofs zu Pera, die man sonst nirgends in solcher Anzahl und Schönheit trifft. —

Neben Top-Chana, dicht am Ufer des Hafens, sieht man die Sommerwohnung des Sultans, ein langes, einstockiges und sehr bunt bemaltes Gebäude, das, auf einer hellen, mit Orangenbäumen besetzten Terrasse stehend, einen recht freundlichen Anblick gewährt; doch ist leider dieser Palast der Beherrscher der Gläubigen nur von Holz.

Der Engländer Walsh nimmt die Zahl der Seelen Stambuls zu 500,000, die der Halbinsel Pera mit Galata und Top-Chana zu 200,000 an; die äußere Ansicht der Häusermassen widerspricht diesem Verhältniß nicht.

So lag Stambul in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit vor uns, und ich fühlte die Wahrheit der Worte Hammers, wenn er sagt: „Sie ist die Herrin zweier Erdtheile und zweier Meere, die geborene Beherrscherin Asiens und Europas, an beider Grenzen auf sieben Bergen thronend. Von drei Seiten flutbenumgürtet, schaut sie von den sieben Gipfeln ihres Throns gegen Mittag auf die Propontis und den Ausfluß derselben, den fischreichen Hellespontos, gegen Osten auf den schlangengewundenen Bosporus und den als stürmisch berüchtigten Pontos hin.“ Ja, es ist ein Gemälde, wie ich es nie gesehen, voll Lieblichkeit und Zauber. Uns ganz zur Rechten ist das Bild begrenzt von der alten Veste Rumili Hissiari, deren Walle und Thürme keck am Gestade des Bosporus hinaufklettern und mit ihrem grauen Gemäuer eine dunkle Einfassung des lustigen, glänzenden Bildes vorstellen. Links ist der Rahmen zerfließender und großartiger. Da beginnt fast zu den Füßen des neuen Serails das Meer von Marmora, das mit seinen blauen Fluthen am äußersten Ende einige kleine Eilande umspült, die Prinzeninseln.

Als ich Konstantinopel zum erstenmale in seiner ganzen Ausdehnung sah, war im Hafen und an seinen Ufern, außer dem gewöhnlichen Leben, das die hin- und herfahrenden Boote verursachen, außer dem Geschrei der zahllosen Möven, die so zahm sind, daß man sie beinahe mit den Händen greifen kann, ehe sie kreischend davon fliegen, ein außerordentlicher Lärm. Seiner Hoheit war die ich weiß nicht wie vielte Prinzessin geboren worden, und die Türken bemühten sich, die Freude ihres Herzens durch zahlreiche Kanonensalven kund zu geben. Von sechs Seiten knallte es oft zugleich. Am neuen Serail standen zwei Batterien, ebenso an der Residenz des Sultans, und die Artilleristen in Top-Chana suchten zwei türkische Fregatten zu überdonnern, die, in der Mitte des Hafens liegend, den meisten Lärm machten. Die ganze Wassermasse war in manchen Augenblicken mit Dampf bedeckt, der sich wie ein Nebel vor unser kleines Kaik lagerte. Als wir zurückfuhren, begrüßten wir noch den Leanderthurm, der einsam auf dem Felsen Damalis steht, eine Schildwache des goldenen Horns. Von ihm wurden in Kriegszeiten eiserne Ketten nach dem Thurme an der Spitze des neuen Serails gezogen, die den Paß aus dem Bosporus in die Propontis sperren sollten. — Hätte ich damals, als ich die Schöne des ganzen Bildes in mein Herz aufgenommen, Ketten vor dasselbe ziehen können, die nichts hinausließen, so könnte ich Manches wiedergeben, was mir der Drang späterer Ereignisse entführt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem englischen Gesellschaftsleben.

(Fortsetzung.)

Mit gleicher Redseligkeit erzählte Suschen, wie der Graf kurz vor ihrer Abreise in der Familie eingeführt worden sey und einen Besuch in Virginia-Haus versprochen habe, und in der That hatte die Familie sich eben wieder häuslich eingerichtet, als der Graf erschien.

Der Graf war ein ernster, ruhiger Mann, der zwar eher zu wenig, als zu viel sprach, für Miß Livia aber dennoch eine unschätzbare Acquisition war, indem er, nie verlegen, jede Frage auf der Stelle zu beantworten wußte. Er sprach das Englische ganz fließend, mit unbedeutendem, oft gar keinem Accent, und als Miß Livia natürlich fragte, woher dieser Unterschied komme, erklärte ihn der Graf daraus, daß er das Englische bei zwei Lehrern gelernt, vom einen, der selbst ein Ausländer gewesen, habe er den fremden Accent; der andere, ein Engländer, habe ihn die Sprache ohne Accent gelehrt, und deßhalb

Digitized by Google

spreche er bald wie der Eine, bald wie der Andere. Master Cripps fand das „extremely natural," empfahl jedoch: „to stick to the Englishman and cut the parlez-vous." Miß Caroline dingegen gab dem Accente den Vorzug, und je nachdem nun der Graf mit ihr oder ihrem Vater redete, sprach er mit oder ohne Accent. Endlich muß noch erwähnt werden, daß der Graf nie lachte, kaum lächelte, eine Eigenthümlichkeit, in welcher die gesammte Familie den Grund seines würdevollen, imponirenden Wesens fand.

Sobald dieser ausgezeichnete Mann vom Pferde gestiegen war und dem Reitknechte den Zügel zugeworfen hatte, folgte er dem Bedienten, der ihn nach dem Familienzimmer führte und als Graf Roccaleoni anmeldete. Die Ruhe, mit welcher er eintrat, kontrastirte auffallend gegen die bewegliche Freude, mit welcher er empfangen wurde.

„Es ist so lieb und freundlich von Ihnen, sich unserer schon jetzt zu erinnern," rief Mistreß Cripps. „Wir waren bald und bald in Angst, Sie möchten unsere Adresse vergessen haben, und Master Cripps stand auf dem Sprunge, Ihnen seine Karte nach dem St. James Palaste zu schicken, wo wir Sie vermuthen mußten." — „Es wäre mir unmöglich gewesen, zu vergessen," sagte der Graf und blickte auf Miß Caroline. — „Just das behauptete Livy," versetzte Mistreß Cripps; „denn, sagte sie, wie könnte er von Allem so viel wissen, wenn er nicht einmal im Stande wäre, eine solche Lumperei wie eine Adresse zu merken!" — „Miß Livias Folgerung ist außerordentlich logisch," erwiderte der Graf; „es gehört zu meinen Grundsätzen, nie etwas zu vergessen."

„Wir getrauten uns kaum zu erwarten," fuhr Mistreß Cripps fort, „daß Seine Majestät Sie so schnell von sich lassen würde." — „Die Wahrheit zu gestehen," antwortete der Graf, „ich habe mich durch einen Umstand fortgedrängt gesehen, den ich in meiner Lage nur aufrichtig bedauern kann;" und dabei warf der Graf einen zweiten Blick auf Miß Caroline. — „Nichts Unangenehmes hoffentlich?" fragte Mistreß Cripps. — „Unangenehm nur insofern," sagte der Graf, „als ich gezwungen bin, England wider meine Absicht schnell zu verlassen. Wegen einer besondern Angelegenheit bin ich nach Wien an den österreichischen Hof gesordert." — „Barmherziger Gott!" riefen Mistreß Cripps und Miß Livia; „wie unglücklich!" Miß Caroline sagte nichts, nahm aber ihr Taschentuch, stand auf und trat an's Fenster.

„Sie werden aber wiederkommen?" setzte Mistreß Cripps zärtlich hinzu. — „Steht es in meiner Macht, ganz gewiß, es würde mich glücklich machen," versicherte der Graf; „bei derlei Angelegenheiten sind wir aber oft nur zu sehr gebunden; unglücklicherweise sind wir von unserm Monarchen nicht so unabhängig, wie Sie hier zu Lande; der unsere mischt sich bisweilen in unsere Familienangelegenheiten auf eine Weise, die unsere theuersten Neigungen durchkreuzt." — „In himmlische Güte, was thut er denn?" fragte Miß Livia. — „Proponirt vielleicht eine Verbindung, die wir nicht ausschlagen dürfen, oder verbietet eine, die an den zartesten Fäden unseres Herzens hängt." — Miß Caroline, die fortwährend am Fenster stand und der Gesellschaft den Rücken zukehrte, drückte ihr Taschentuch an die Augen.

„Ich hoffe, es ist jetzt weder von dem Einen, noch von dem Andern die Rede," sagte Mistreß Cripps, indem sie aufstand und Miß Carolinen ihre Dinageretten reichte. — „Ich hoffe nicht," antwortete der Graf, „berge aber auch nicht, daß ich keineswegs ohne düstere Besorgniß bin; es ist ein den Besitz großer Güter begleitendes Unglück, sie nicht immer theilen zu können, mit wem wir es am liebsten möchten. Der Kaiser hat eine heirathsfähige Nichte, und da sieht man sich natürlich nach einer passenden Partie für sie um."

In diesem Momente trat Master Cripps ein, nach welchem Mistreß Cripps die gesammte Dienerschaft ausgesandt hatte, begrüßte den Grafen und wurde sofort von dem drohenden Unglück unterrichtet; eine Wiederholung, die auf Miß Caroline einen so erschütternden Eindruck machte, daß sie, außer Stand, ihre Gefühle zu bebertschen, dem Wunsche der Mama, sich zu entfernen, augenblicklich Folge leistete.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Der Obelisk. — Die Abtei von St. Denis.

Aus den zwei schönen Springbrunnen auf dem Concordeplatze, zu beiden Seiten des Obelisks, welche seit dem Froste im letzten Winter ihren Glanz verloren hatten und jetzt neu vergoldet sind, sprudelt das Wasser wieder im Ueberfluß, aber der Obelisk selbst erregt Besorgnisse. Man hat über eine Million verschwendet, um das alte egyptische Denkmal aufzustellen. Der Granit von den Ufern des Nils scheint aber eben so wenig das Pariser Klima ertragen zu können, als die Pariser das afrikanische. Der Obelisk ist unten gespalten, der Riß scheint sich verlängern zu wollen, und dreht einen Theil der Basis abzusonderu und dem Monolithen das Gleichgewicht zu rauben, was den Sturz des mit so vielen Kosten und Phrasen aufgestellten Obelisks nach sich ziehen könnte. Trop des Lärms in den Zeitungen scheint aber der Baumeister Lebas, welcher den Obelisken aufgestellt hat, ruhig zu sein; er trifft gar keine Anstalt zum Stützen desselben, oder auch nur zum Verkitten des Risses; wahrscheinlich will er den alten Stein die Probe eines zweiten Winters in Paris bestehen lassen, ehe er zu einer Andeserung oder zu einer andern Vorkehrung schreitet. In Rom

Digitized by Google

stehen egyptische Obelisken schon lange ganz fest; warum sollte der Pariser nicht auch aufrecht bleiben? — Eine weitere Noth bereitet der Bau zu St. Denis. Bekanntlich befinden sich in der gothischen Abteikirche zu St. Denis die Grabmäler der alten Könige. Die Kammern haben bedeutende Summen bewilligt, um diese Kirche im Innern und Aeußern mit Pracht wieder herzustellen. Sie haben die Leitung dem Minister der öffentlichen Bauten übertragen; in diesem Ministerium versteht man sich nun wohl auf's Bauen, aber nicht auf die Unterschiede der alten Baustyle; der Minister hat sich in dieser Hinsicht auf den Bauneister Debret verlassen, einen sehr ehrenwerthen Mann, welcher das Opernhaus gebaut hat. Vermuthlich meinte man, wer eine Oper bauen könne, müsse auch im Stande seyn, eine alte Kirche auszubessern. Debret hatte also freie Hand, um die Ausbesserungen und Verschönerungen nach seinem Geschmacke auszuführen. So hat er denn mehrere Jahre lang gearbeitet und die Staatsgelder ehrlich verwendet. Erst jetzt, da die Arbeit fast fertig ist, bemerken Kunstverständige, daß die Restaurationen Debrets mit dem Style der Kirche gar nicht übereinstimmen, daß der Bauneister Byzantinisches und Gothisches vermengt hat. Das Kunstkomité beim Ministerium des öffentlichen Unterrichts, das mehrere in diesem Fach bewanderte Celebrire zählt, hat sich über diese Mißgriffe erbost und dem Minister einen mit allem Eifer der Kunstliebe abgefaßten Bericht darüber eingereicht. Der Minister hat denselben seinem Kollegen, dem Minister der öffentlichen Bauten, mitgetheilt, und dieser hat ihn an die Kunstakademie geschickt, um ihr Gutachten über die Klage einzuholen. Das Motiven dieses Aktenstücks, in welchem Debret nicht geschont wird, erregte natürlich große Sensation in einer Akademie, wozu der Angeklagte selbst gehört. Die Architekten waren bisher gewohnt, nach ihren Ideen zu verfahren und es mit dem Charakteristischen eines alten Baustyls nicht sehr genau zu nehmen. Vielleicht gibt es nicht drei Männer in der Akademie, welche genau wissen, worin die Eigenthümlichkeit des gothischen Styls in einer bestimmten Epoche besteht. Sie wäre daher verlegen gewesen, der Aufforderung des Ministers der öffentlichen Bauten Genüge zu leisten, und so lud sie die Akademie der Inschriften ein, eine Kommission zu ernennen, welche mit der der Kunstakademie zusammentreten solle, um über Debrets Arbeiten ein Urtheil zu fällen. Dieß ist geschehen, und eine Kommission von vierzehn Akademikern, sieben aus jeder Akademie, ist jetzt beschäftigt, die Abrei von St. Denis in Augenschein zu nehmen. Die sieben Mitglieder der Kunstakademie werden ihren Kollegen schwerlich vermitteln; manche dieser Herrn würden es nicht besser gemacht haben als Debret; auch unter den andern Akademikern zählt Debret, der ein sanfter und gefälliger Mann ist, Freunde; wahrscheinlich wird die Kommission äußern, die und da hätte etwas anders ausfallen können, da sich aber das Ganze gut ausnehme, so müsse man es lassen wie es sey. Das Verhunzte wird also wohl stehen bleiben und nur die Kunstkenner werden Aergernis daran nehmen. Aber zum Wenigsten sollte die Regierung den Bericht des freimüthigen Kunstkomités, welcher von Vielen berührt, drucken lassen, zur Warnung anderer Architekten, welche alte Kirchen restauriren, ohne sich mit dem Styl derselben vertraut zu machen. Man spottet im Publikum über einen Papagey, den Debret irgendwo bei seinen Restaurationen angebracht hat. Dieser wäre wohl noch auszutragen, aber Anderes wird man stehen lassen müssen, weil es viele tausend Francs gekostet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, December.

(Schluß.)

Umkehr der Verfassung.

Unter den zahllosen Flugschriften aller Färbung, die über die Novemberereignisse hier erschienen sind, ist keine durch Geist und scharfe Logik so ausgezeichnet, wie eine Zuschrift unseres trefflichen Sismondi an die Association vom 3ten März. Sie ist erst im December erschienen, wird aber entschieden wirken. Er nennt die Verfassung von 1814, wie sie durch die spätern Zusätze, Erweiterungen und Berichtigungen geworden ist, la Constitution la plus libre, la plus propre à assurer le bonheur des Citoyens dont ait joui aucun peuple sur la terre. Und doch war Sismondi 1814 Einer von den sechzehn Männern, die gegen deren zu stimmte, und vorher bisthätig Einsprache protestirten. Neben ihm stand damals C. Dumont. Da sich die Association auf diesen Umstand berufen, so zeigt ihr Sismondi den Unterschied: Nous sentions que la dignité des Magistrats d'une Republique et une des plus précieuses entre les propriétés nationales. Mais organiser l'émeute, mais séduire les milices pour qu'elles abandonnent leurs drapeaux, mais assiéger le Conseil souverain et lui dicter une capitulation, la mousire à la main, pour un de nous l'aurait fait, quand pour son refus il aurait dû perdre sa tête sur l'échafaud. Die Constitution von 1814 erhielt auch in der Folge, besonders durch Dumonts Mitwirkung, die Verbesserungen, welche von der Protestation bezweckt worden waren. Sie bestand als ein Musterwerk jusqu'à cette funeste pétition du 22 Nov. appuyée par une hideuse cohue d'étrangers, de femmes, d'enfants, la menace à la bouche, le pillage en espérance, sous laquelle nous avons vu crouler nos institutions. Am Ende sagt der wackere Greis, der einzig noch tehende von jenen sechzig: Malheureuse Genève! au milieu de la prospérité la plus brillante, tes enfants ont à plaisir semé les haines et ils recueilleront les calamités.

Die Klasse der Genfer, welche am 22sten November antrabiätigen gewesen ist, kennt nichts Gröberes und Erbärmlicheres, als ihren Landsmann J. J. Rousseau; was er über in Contrat social seinen Landsleuten zuruft, scheinen sie ganz vergessen zu haben. Ne comptez les voix qu'après les pesées. Défiez vous de la turbulente jeunesse, de l'opulence insolente (die schon lange nicht mehr in Genf verbanden ist) et de l'indigence vénale. Nul salutaire conseil ne peut venir de ces côtés-là. Consultez ceux qu'une honnête médiocrité garantit des séductions de l'ambition et de la misère. — Als am Wiener Kongreß Talleyrand, von England ziemlich unterstützt, darauf antrug, daß Genf wieder an Frankreich abgetreten werde, und der Minister Capodistrias sich mit Wärme dagegen setzte, bemerkte ihm jener: Je ne comprends pas l'importance qu'on peut y mettre; à tout prendre Genève n'est qu'un grain. — Darauf erwiderte ihm der russische Minister, der das alte Genf wohl kannte: En effet Genève n'est qu'un grain, mais un grain de parfum. Genf kam nicht wieder an Frankreich und behielt seine Unabhängigkeit. In der neuesten Zeit erhielt Genf die ihm von den österreichischen Truppen genommene Festungsartillerie von der Gnade des Kaisers Franz I. zurück, der bei dieser Gelegenheit dem Genfer Deputirten Pinon sein Wohlwollen für diese Stadt und sein Vertrauen aussprach. Es fragt sich, ob man bei künftigen Konflikten noch eben so günstig von Genf denken wird.

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 46 u. Literarische Anzeige der J. F. Hammerich'schen Buchhandlung in Altona.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 46.

Sonnabend, 25. December 1841.

[637] In unserm Verlag erschien eine der berühmtesten

Concert-Compositionen von Ernst:

Fantaisie s. l. Quatuor de Ludovic p. Violon av. Acc. de Quintuor ou Piano à 1 Rthlr.

Ferner: Ernst, 3 Rondinos s. Robert le diable, Nathalie et la Tentation av. Acc. de 2e. Violon à ½ Rthlr., dito av. Piano à ⅓ Rthlr.

Ernst et Schunke, Rondo allemand sur Oberon pour Violon et Piano concertant. Op. 23. 1 Rthlr.

Introduction, Var. et Finale s. u. thème favori de Strauss p. Violon et Piano concert. Op. 26. 1⅙ Rthlr.

Ernst et Osborne, Souvenir de la Juive p. Violon et Piano concert. ⅔ Rthlr.

Lvoff, Le Duel. Divertiments p. Violon et Violoncelle, av. Orchestre, Quatuor ou Piano. Op. 8.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[642] In Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Technologische Encyclopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der

Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum

Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben

von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Institutes in Wien ꝛc.

Eilfter Band.

Parfümeriewaaren — Riemerarbeiten.

Mit den Kupfertafeln 230 bis 257.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Der vorliegende Band die es mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen, und in technologischen Schriften aller Art, selbst im Auslande (wie z. B. in Dr. Ures Dictionary of arts etc.) vielfach benützten Werkes enthält die Artikel: **Parfümeriewaaren, Pelzwerk, Pergament, Perlen, Perlenmutterarbeiten, Pinsel, Platin, Plattirung, Pressen, Pumpen, Quecksilber, Raderschneidzeug, Räderwerk, Rahmen, Raspel, Regen- und Sonnenschirme, Reibahle, Riemen** (endlose), **Riemerarbeiten.** Diese Artikel bilden eben so viele Original-Abhandlungen, in denen jeder Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, so daß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er selbst mit Benützung einer bedeutenden Bücherssammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die ersten zehn Bände, mit 230 Kupfertafeln, kosten jeder 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[621] Im Verlage von L. H. Böhenberg in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Janko

der ungarische Roßhirt.

Roman in Versen

von

Karl Beck.

8. eleg. cart. Preis 1⅔ Thlr.

Die Fabel dieses durchaus originellen Romans schildert das ungarische Leben im Kampf mit dem Deutschen, wilde Naturfreiheit im Konflikte mit der Anmuth und den Schwachen moderner Bildung. — Der geniale junge Dichter bewegt sich hier zum ersten Mal ganz in seinem eigentlichen, dem nationalungarischen Elemente. Eine Fülle theils zarter, theils dämonisch großartiger Gestalten zeugt von der gesunden, unerschöpften Kraft seines angeborenen Talents. Wie er mit dithyrambischer Begeisterung die wilden Reize und die üppige Pracht seiner Heimath feiert, so zeichnet er auch wieder mit psychologischer Sicherheit die Gemüthsbewegungen einfacher Naturmenschen und entwirft ein mit niederländischer Kunst ausgeführtes Einzelgemälde der fremdartigen Magyarenwelt.

„Janko" wird dem deutschen Publikum einen seltenen und bleibenden Genuß gewähren. —

Von demselben Verfasser erschien noch:

Nächte. Gepanzerte Lieder. 8. broch. 1¼ Thlr.

Der fahrende Poet. Dichtungen. Ungarn. — Wien. — Weimar. — Die Wartburg. 8. broch. 1¾ Thlr.

Stille Lieder. 16 Bdchn. 8. broch. 1½ Thlr.

Saul. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. broch. ⅔ Thlr.

Ferner erschien in meinem Verlage:

Balladen

von

Rudolf Hirsch.

8. eleg. cart. 1⅓ Thlr.

Sonette

von

Rudolf Hirsch.

8. elegant cartonnirt. ⅚ Thlr.

Alle kritischen Urtheile, welche über Hirsch's Dichtungen bisher laut geworden, stimmen darin überein, daß dem Autor, sowohl wegen der originellen Erfindung seiner Stoffe, als der Pracht seiner

Digitized by Google

Darstellung, ein ausgezeichneter Platz unter den jüngeren Dichtern Deutschlands gebühre; mehrere Kritiker fügen auch hinzu, daß die „Balladen“ ein großer Schatz seyen für Deklamations-Freunde und Vereine.

---

[641] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Fünf und neunzigster Band. 1841.

Juli. August. September.

Inhalt:

1) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, von Leopold Ranke. Erster, zweiter und dritter Band. Berlin 1839 und 1840. (Forts.)
2) Ueber die Geographie Arabiens. (Schluß.)
3) Erdkunde (Geologie), von Dr. A. Petzholdt. Leipzig 1840. (Schluß.)
4) Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen, aus den Schriften und Bildwerken des Alterthums wissenschaftlich dargestellt und durch Abbildungen veranschaulicht von Dr. Joh. Heinr. Krause. Mit 183 Figuren auf XXXVI lithographirten Tafeln. Leipzig 1841.
5) Hesychii Glossographi discipulus et Συγγραφεὺς Russus in ipsa Constantinopoli sec. XII—XIII. E Codice Vindobonensi graecorussica omnia, additis aliis pure graecis, et trium aliorum Cyrilliani Lexici speciminibus, cum appendice philologici maxime et slavistici argumenti, nunc primum edidit et scientiarum Academiis Berolinensi et Petropolitanae, si quidem mereantur, promovenda sistit Bartholomaeus Kopitar. Cum tabula aenea graecorussa. Vindobonae 1840.
6) Mittheilungen über Goethe, aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen, von Dr. F. W. Riemer. Zwei Bande. Berlin 1841.

Inhalt des Anzeigeblattes Nro. XCV.

Des steyermärklichen Herrn und Sängers Herant von Wildon vier poetische Erzählungen aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Aus dem sogenannten Heidenbuche der k. k. Ambraser Sammlung zum ersten Male mitgetheilt von Jos. Bergmann.

---

[639] **Das Buch unseres Jahrhunderts!**

Im Verlage von Heinrich Franke in Leipzig erschien so eben das höchst interessante humoristisch-satirische Werk:

Schneider Kitz.

Das Buch unseres Jahrhunderts

von

Mar. Langenschwarz.

4 Bände. Preis 6 Rthlr.

Unter obigem Titel überraschen wir dem Publikum ein Werk von höchstem Interesse! Denn nie — dieß dürfen wir mit Ueberzeugung aussprechen — ist ein humoristisches Werk erschienen, welches seine Zeit und deren Generationen in aller und jeder socialer und politischer Hinsicht mit so scharftreffender, witziger Feder wieder gab. Derselbe Mann, von dem die Heroen der Gegenwart (wir nennen nur Börtiger, v. Hammer, v. Humboldt, Tieck und Tiedge), mit gleicher Anerkennung urtheilten und von dem erst kürzlich die Redaktion der Dorfzeitung sagt: „Langenschwarz hat ein ganz neues Gebiet menschlicher Geisteskraft vor uns eröffnet,“ derselbe Mann, der in so hohem Grade die Bewunderung der größten Genies Europas erregte, gibt und hier das Jahrhundert im Spiegel der Wahrheit — unsere Zeit und ihre Menschen. Welche kühne und hohe Kraft eines auffassenden Geistes uns hier geboten wird, darf wohl bei einem Manne, wie Dr. Langenschwarz, nicht erst angedeutet werden. — Wer die Gegenwart wirklich erkennen will, findet sie hier in ganzer, durch keine Einrede jemals zu widerlegenden Gestalt.

Geschichten

für meine Söhne

von

A. v. Kotzebue.

Neue Auflage.

gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: Der Tausendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und die Melonenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perrücke. — Belohnte Theilnahme. — Was gehet es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Köln. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Gustchen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: Meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten vorschweben, wohl aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt. — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[636] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Kunstgeschichte

von Dr. Franz Kugler,

Professor an der Akademie der Künste in Berlin.

gr. 8. 59 Bogen. Subscriptionspreis 4 Thlr. 4 Gr. oder 6 fl. 48 kr.

Dieser erste Versuch einer allgemeinen und umfassenden Kunstgeschichte, — hervorgerufen durch das rege Interesse, welches in der jüngern Zeit für die Denkmäler der verschiedensten Nationen und Zeitalter erwacht ist, — hat den Zweck, eine Uebersicht von dem gesammten Entwicklungsgange der Kunst und von den verschiedenen Formen, in denen die Kunst auf den verschiedenen Stufen dieses Entwicklungsganges zur Erscheinung gekommen ist, zu gewähren. Jede einzelne Stufe wird, soweit die gegenwärtigen Kenntnisse reichen, wiederum in ihrer eigenthümlichen Entwicklung, in ihren Anfangen, in ihren bedeutsamsten Erscheinungen und bis zu ihren spätesten Nachwirkungen und Nachklängen hinab dargestellt.

Es eignet sich somit dieses Werk für Jeden, der auf allgemeinere Bildung Anspruch macht, namentlich für Künstler, Kunstliebhaber, Techniker ꝛc., so wie es auch als Lehrbuch in Kunst- und Gewerbsschulen einem langst gefühlten Bedürfniß abhelfen dürfte.

Stuttgart, im November 1841.

Verlagshandlung von Ebner u. Seubert.

Digitized by Google

[583] Zur Erhöhung der Feier von Familienfesten:

F. Schellhorn,
96 auserlesene Geburtstags-, Hochzeits- und Abschiedsgedichte,
ferner Stammbuchsverse, Räthsel und Polterabend-Scherze. 3te verbesserte Auflage.

Zu oben benannten, aber auch zu andern Familienfesten wird man in dieser Sammlung die passendsten Gedichte finden.

8. broch. Preis 12 gGr. oder 54 kr.

---

[645] Auswahl einiger vorzüglicher Schriften zu **Christ-, Geburtstags-, Pathen- und Brautgeschenken,** die bei Fr. Volckmar in Leipzig erschienen und in jeder Buchhandlung zu finden sind:

C. A. Tiedge's
sämmtliche Werke.

4te Auflage, 10 Bände in Schillerformat, nebst Tiedges Portrait und Facsimile. Subscriptionspreis eines jeden Bändchen 8 Gr. = 10 Sgr. = 36 kr. rh.

Hanchen und die Küchlein
von **J. G. Eberhard.**

8te Auflage mit 10 Stahlstichen von **Otto Speckter.**
12. in Golddecke gebunden 1 Thlr. 8 Gr.

Urania von C. A. Tiedge.

Eilfte Aufl. mit 7 Kpfrn. gebunden, mit Goldschnitt und vergoldeten Decken. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.
do. brochirt ohne Kupfer. Preis 18 Gr.
do. Stereotyp-Ausgabe. 12. broch. Preis 8 Gr.

Das neunzehnte
Jahrhundert des Thierreichs
oder Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere.
Geschildert von ihnen selbst.

Das obige Buch erscheint in fünf bis sechs Lieferungen (mit 40 bis 50 Bildern); jede Lieferung kostet im Pränumerationspreis 8 Gr.

Reineke der Fuchs,
treu metrisch bearbeitet. 3te verbesserte Auflage. Mit gemalten Kpfrn. von Prof. **Richter** in Dresden.

8. Gebunden 2 Rthlr.

Erstes Capitel.

Es war just um die Pfingstenzeit,
Die Welt ergrünte weit und breit,
Die Blumen blühten rings empor,
Im Walde klang der Vögel Chor.
Die Flur durchwehte Balsamduft,
Schön war der Tag, und hell die Luft.
Da fiel's dem König Nobel ein,
Es soll't ein groser Festtag seyn;
Davon ließ er sogleich die Kunde
Verbreiten ringsum in die Runde.
Die Ladung ward gern angenommen;
Bald sah man alle Thiere kommen.
Der Kranich Lüte, Braun der Bär,
u. s. w.

Die Geschichte Jesu
nach der Erzählung der vier Evangelisten für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts von
Friedrich Lösselt,
Professor in Breslau.

Mit 7 Stahlstichen, geb. in Golddeckel, Preis 1 Thlr. 6 Gr. Dasselbe mit Titelkupfer brochirt, 1 Thlr.

Aug. **Mahlmann's**
sämmtliche Schriften.

Ausgabe in 8 Bänden mit Mahlmann's Portrait in Stahlstich.
Preis eines jeden Bandes broch. 8 Gr.

Das malerische und romantische Westphalen.
von **F. Freiligrath** und **Levin Schücking.**
30 Engl. Stahlstiche. Preis 3⅓ Thlr.

Nützliches Buch für die Küche
bei Zubereitung der Speisen von
A. E. Lehmann,
Lehrer der Kochkunst zu Dresden.
Sechste verbesserte Auflage. Geb. Preis 2 Thlr.

---

[575] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Betrachtungen
über Diplomatie
von
Friedrich Kölle.

8. in Umschlag geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Verlagshandlung nimmt sich die Freiheit, auf dieses Buch nicht nur die Männer vom Fach, sondern das gebildete Publikum überhaupt aufmerksam zu machen. Es enthält das Ergebniß vieljähriger Uebung und Beobachtung, und behandelt eine so sehr verkannte Disciplin unparteiischer, vollständiger und mit mehr Rücksicht auf die Richtung der Geister als irgend eine Schrift älterer und neuerer Zeit deutscher oder ausländischer Literatur.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[635] **Beispiellos billig!**

Zum herabgesetzten Preise von 8 gGr. (10 Ngr.) oder 30 kr. Conv.-Mze.!!! ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Anekdoten-Almanach
auf das Jahr 1841.

Enth. 360 Anekdoten und 26 Parodieen.

12. 19 Bog. (Ladenpreis 1 Rthlr.) broch. herabgesetzter Preis ⅓ Rthlr.

L. Schreck in Leipzig.

Digitized by Google

[247] In Unterzeichnetem ist erschienen und versandt worden:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Von

Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

„ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosen Cosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Oekonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Oekonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publikum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfasser hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen anticipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der produktiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Princip der Thätigkeit. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Mercantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsupremative und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Oekonomie der deutschen Nation insbesondere. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 27. December 1841.

Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geist.

Schiller.

Gedichte von Felicia Hemans.

Uebersetzt von F. Freiligrath.

8.

Eine romantische Stunde.

Von dichtem Laube war ich rings umgittert,
Und drunter tönt' es, wie der süße Schall
Von Kindesathmen; — oft auch kam's gezittert,
Gleichwie auf Wasser leisen Regens Fall.
Die Eichenschatten lagen auf dem Grünen,
So tief, so still, daß sie gemalt nur schienen,
Und eine Quelle mit melod'schem Laut
Rann, wie ein Traumlied, durch das Farrenkraut.
Ein grünlich Licht — es flammte, wie im Gras
Des Glühwurms Schein — brach aus den Buchenästen,
Und floß auf's Blatt, in dem ich sinnend las
Von Ritterthum und königlichen Festen —
Ein Palästinisch Buch! * — In Einsamkeit
Flog unterdeß die Biene durch die Ranken,
Ein schläfrig Horn, das summend uns Gedanken
Von Waldluft bringt und sommerlicher Zeit.

Dann, gleich dem Wurfspieß einer Blumenfee,
Schwang die Libelle flott sich in die Höh',
Und süßes Girren sagte, wo der Tauber
Tief in der Waldschlucht saß. —
Doch bald entschwand
Das Aeußre mir, als schwelgend nun den Zauber
Der prächt'gen Sage meine Seel' empfand.
Was ich vernahm, nicht waren's Blätter nur:
Ein Sprerwind mit frischem Stoße fuhr
Durch's Löwenbanner! — nicht allein den Bach
Hört' ich im Grase: wild, mit grellem Schrei,
Erscholl ein Heerhorn in der Wüstenei —
Ein saracenisch Horn! Lang hallten's nach
Die glüh'nden Höh'n. — Gleich schwarzen Wolkenzügen
Sah durch den Sand ich schnelle Rosse fliegen;
Auf stiegen Zelte, Speer und Flamberg blitzte,
Wo diamanten eine Quelle sprizte,
Umrauscht von Palmen — Dann aus voller Brust
Los brach Altenglands ungebundne Lust,
Indeß der Himmel, dunkelblau und gülden,
Sich Spiegel schuf aus den gewölbten Schilden.
Und Harfen hört' ich — in den Wiederhall
Fürstlicher Freude floß der Saiten Schall.

Der Glanz erlosch! — aus seinen prächt'gen Kreisen,
Was rief zurück mit zu des Alltags Gleisen?

* Walter Scotts „Talisman."

Digitized by Google

— Ruf meines Kindes! — und verschwunden war
Horn, Harfe, Banner, Saracenenschaar.
Und daß sie flob'n — kaum konnt' es trüb mich machen,
So sprang mein Herz bei jenem süßen Lachen.

Aus dem englischen Gesellschaftsleben.

(Fortsetzung.)

„Aber was der Tausend!" rief Master Cripps; „würde der Kaiser von Ungarn, oder wer er sonst seyn mag, darauf bestehen, einen Burschen von Ihrem Alter zu verheirathen, gleichviel, ob Sie Lust haben oder nicht? By jengo, das wäre eine allerliebste Einrichtung!" — „'s ist fürchterliche Tyrannei!" seufzte Mistreß Cripps, „und so rührend!" Dabei griff sie nach ihrem Taschentuche, das sie zufällig nicht hatte. — „Ich wüßte, was ich thäte," begann Miß Jemima, die bis dahin schweigend zugehört. „Wäre ich so groß und stark wie der Graf, und es wollte mich Jemand wider meinen Willen heirathen, so —" — „Nun, so?" fiel Mistreß Cripps ein.

„So heirathete ich denjenigen, den ich gerade am liebsten möchte, ehe der Kaiser mich daran hindern könnte. Und ein zweitesmal könnte er mich doch nicht verheirathen, oder könnte er etwa?" — „Das allerdings nicht," bemerkte der Graf; „und wäre ich so glücklich, Zeit genug zu haben, Ihren Rath befolgen zu können, Miß Jemima, so würde ich mich für den glücklichsten Menschen halten. Aber die Befehle meines Kaisers sind peremptorisch, ich muß fast unverzüglich abreisen." — „Wie bald denn?" fragte Miß Jemima. — „Ich fürchte, in spätestens vierzehn Tagen," antwortete der Graf. — „Und braucht man denn vierzehn Tage, sich zu beirathen?" sagte Miß Jemima. — „Das eben nicht," versetzte der Graf, „wenn Alles vorher in Richtigkeit gebracht worden. Wenn man aber noch nicht das Jawort der Geliebten, noch nicht einmal den Muth gehabt hat, seine Wünsche auszusprechen, so dürfte es gar zu große Anmaßung seyn, Hoffnung zu nähren." — „Durchaus nicht," versicherte Mistreß Cripps; „wenn das Mädchen Sie liebt, so sehe ich nicht ein, warum die Sache in zwei Wochen nicht eben so gut abzuthun wäre, wie in zwanzig." — „Ich bin aber noch nicht so glücklich, mich der Gewißheit erfreuen zu dürfen, daß ich geliebt werde," entgegnete der Graf in demüthiger Bescheidenheit.

„O was das anlangt, da dürfen Sie gewiß seyn," rief Miß Jemima. — „Pfui, pfui, Jemmy! pfui, Kind!" unterbrach Mistreß Cripps; „wie kannst du so reden? Du weißt nicht, was du sagst!" — „Oh ich's weiß?" versetzte Jemima; „ist's etwa nicht wahr, daß Carry den ganzen Tag von nichts Anderem spricht, als vom Grafen? Noch heute Morgen, als Suschen ihr das Haar kämmte, fragte sie, ob er nicht ein liebenswürdiger Junge sey?" — „Lieber Himmel! Abscheulich!" rief Mistreß Cripps und legte der Schwätzerin beide Hände auf den Mund; „mach, daß du zur Thür hinaus kommst, Jemmy! Ungezogenes Kind, dergleichen auszuplaudern! Bitte, liebster Graf, verzeihen Sie, hören Sie nicht auf ihr Gerede. Sie ist ein so frühreifes Kind, daß es ganz unmöglich ist, sie im Zaum zu halten, ein Wunderkind, sag' ich Ihnen."

Dessen ungeachtet benutzte der Graf Miß Jemimas Aeußerung, um sich weitere Auskunft zu erbitten, bis Mistreß Cripps nicht länger umhin konnte, mit geziemender Scheu zu gestehen, wie sie allerdings fürchte, der Graf habe auf das Herz ihrer armen Carry einen tiefen Eindruck gemacht. — „Nun freilich hat er," bestätigte Master Cripps; „warum nicht mit der Sprache gerade heraus?"

Nachdem die Bescheidenheit des Grafen auf solche Weise beschwichtigt und seiner Bewerbung so glänzender Vorschub geleistet worden war, zögerte er nicht, zu bekennen, daß Miß Caroliinens Reize gleich im ersten Augenblicke sein Herz berührt, die Flamme leidenschaftlicher Liebe entzündet, und nur boshafte Gerüchte ihn abgehalten, sich sofort vorstellen zu lassen, daß er nun aber sich glücklich schätze, seinen Rang und sein Vermögen ihr zu Füßen legen zu dürfen.

Groß war die Freude der Familie Cripps, ihre ehrgeizigste Hoffnung erfüllt; sie triumphirte über ihre stolzen, hochmüthigen Nachbarn. Selbst die Nothwendigkeit einer so schnellen Verbindung, wie des Grafen eigenthümliche Verhältnisse erheischten, hatte für sie nichts Anstößiges; ja frühere Andeutungen Suschens und die dem Grafen jetzt entschlüpften Worte: „boshafte Gerüchte" und „abgehalten, sich sofort vorstellen zu lassen," erregten lebhafte Besorgniß, daß die zufällige Entdeckung ihrer jungen Ueberspendung aus dem Gewürzladen nach Virginia-Haus auf das aristokratische Gemüth des Grafen ungünstig einwirken möchte, und ließen es als höchst wünschenswerth erscheinen, daß die Zwischenzeit so kurz wie möglich wäre. Einmal getraut, und da das glückliche Paar dann unverweilt nach dem Kontinente abreisen wollte, stand weniger zu befürchten, daß der Graf ein Weiteres von der Sache erfahren und in seinen Geburtsvorurtheilen sich beunruhigt fühlen werde.

Die vorläufigen Verabredungen waren schnell zu beiderseitiger Zufriedenheit getroffen. Weil es indessen noch vielerlei zu besprechen gab, wurde der Graf ersucht, diesen und mindestens auch den folgenden Tag in Virginia-Haus zu verweilen, was er zwar gütig genug war zu bewilligen, jedoch andeutete, wie es rathsamer seyn möchte, die Motive bis nach der Trauung geheim zu halten,

Digitized by Google

damit nicht vielleicht ein Gerücht den österreichischen Hof erreiche. Neuigkeiten reisen auf Sturmesflügeln, bemerkte der Graf; gleich allen großen Männern habe auch er seine Feinde, und selbst der österreichische Gesandte in London dürfte eigennützig genug denken, ihm beim Kaiser zu schaden. Master und Mistreß Cripps fanden die Vorsicht sehr einleuchtend, zumal auch sie an dem unausbleiblichen Symptome irdischer Größe laborirten, Feinde zu haben, die aus Neid und in der Hoffnung, das Bündniß zu stören, sich Winke erlauben könnten in Betreff des Gewürzladens und der City.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der türkischen Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

Gasthöfe und Kaffeehäuser.

Nach den Strapazen einer Landreise, nach einer Quarantäne, wo es weder Betten und Tische, noch sonst irgend ein Möbel gab, wo wir unsern Pilau mit Hühnern selbst kochen und unsere schmutzige Wäsche eigenhändig reinigen mußten, sahen wir natürlich mit größtem Verlangen der Anstalt, der Pension, oder wie man es nennen will, entgegen, die uns in Konstantinopel aufnehmen sollte, und die, von einer liebenswürdigen Landsmännin geführt, gewiß Alles darbot, was zur Erquickung ermüdeter Reiter dient. Pera hat mehrere dergleichen Anstalten, unter denen und die der Madame Balbiani, einer Elsäßerin, als besonders gut und angenehm gepriesen worden war. Obgleich unser Tartar die Genüsse der großen Caravanserais sehr lockend schilderte, brachte er uns doch bereitwillig durch die engen, steilen Gassen Peras nach einem kleinen, freundlich aussehenden Hause, das, wenn es auch kein gemaltes Aushängeschild hatte, uns doch gleich mächtig anzog; denn beim Pferdegetrappel auf der Straße erschien die Besitzerin und bewillkommte uns herzlich in deutscher Sprache.

Fast hätten wir noch einmal eine kleine Quarantäne oder wenigstens eine Räucherung aushalten müssen; da es bekannt war, daß sich die Pest bei Adrianopel gezeigt hatte, so konnten nur die heiligsten Versicherungen, daß wir dort Quarantäne gehalten, die Wirthin vermögen, uns sofort in ihre Zimmer eintreten zu lassen, ohne zuvor in einen großen Schrank zu kriechen, der vorne ein Loch hat, zu welchem man den Kopf hinausstreckt, und am Boden eine Vorrichtung, wo Wachholder und anderes Räucherwerk einen gewaltigen Dampf hervorbringt, der von unten herauf alle Kleidungsstücke durchdringt. — Diese Pension ist ziemlich auf den Fuß europäischer Gasthöfe eingerichtet, hat einen Speisesaal und Zimmer mit einem oder zwei Betten, die alle mit Vorhängen von feiner Gaze versehen sind, um während der heißen Jahreszeit die dem Schlafer sehr lästigen Insekten abzuhalten. Die übrige Einrichtung ist bald türkisch, bald fränkisch. Auf dem Boden liegen Teppiche und nirgends fehlt der breite Divan an der Seite, wo die Fenster sind. Die größte Unbequemlichkeit in der kältern Jahrszeit ist der Mangel an Oefen, deren man, bei der schlechten Bauart der Häuser Feuersbrünste fürchtend, so wenige wie möglich aufstellt, und das sehr verkehrter Weise; denn das Surrogat für den Ofen, der Mangabl, ein kupfernes Gefaß in Form einer großen Vase, das mit glühenden Kohlen angefüllt und im Zimmer aufgestellt wird, kann bei der geringsten Nachläßigkeit viel eher ein Haus anzünden, als ein verschlossener Ofen, besonders bei den Orientalen, denen der Mangabl schon deßhalb fast unentbehrlich ist, da sie nur hineinzulangen brauchen, um ihre Pfeifen anzuzünden. Fast jede Woche brennen einige Häuser ab, und während unseres Aufenthalts war dieß wirklich der Fall; aber bei der grenzenlosen Nachläßigkeit, womit der Türke die noch heiße Kohle von der Pfeife auf die Strohmatte wirft, ohne sich ferner darum zu bekümmern, erscheint dieß noch sehr wenig.

In Pera gibt es drei solcher Pensionen, von denen die der Madame Balbiani die vorzüglichere ist, weßhalb man auch selten bei ihr Platz findet. Die Preise in diesen Gasthöfen sind nicht außerordentlich hoch. Man bezahlt für ein Zimmer mit Kaffee, Frühstück und Mittagessen gegen vierzig Piaster, was an vier Gulden Conventionsmünze macht. Eine andere dieser Pensionen, dessen Besitzerin eine Französin ist, hat einen Tanzsaal, wo sich zuweilen die Bevölkerung Peras vergnügt, so wie ein kleines Theater, in dem damals eine französische Schauspielergesellschaft kleine Lustspiele und Vaudevilles gab. Die übrigen Restaurationsanstalten Peras haben für den Reisenden kein weiteres Interesse und nichts Originelles. Es gibt ein griechisches, ein italienisches und ein französisches Kaffeehaus, in welchen man ein oder zwei sehr alte Exemplare unbedeutender Journale findet. Diese Cafés sind mit Tischen und Stühlen versehen, kurz, so gut es sich thun läßt, wie die unsrigen eingerichtet. Wir besuchten sie höchst selten, da man nicht immer gewiß ist, welche Gesellschaft man dort antrifft. Alle Cafés in Pera, Galata und Top-Chana haben durch den häufigen Besuch der Franken fast ihre ganze Originalität verloren; sie vereinigen auf die wunderlichste Art den Orient und den Occident.

Um sich die Genüsse eines ächt türkischen Kaffehauses zu verschaffen, muß man über den Hafen setzen. — Nicht immer war der Kaffee und der Tabak bei den

Digitized by Google

Orientalen so allgemein verbreitet und beliebt, wie jetzt. Es gab eine Zeit, wo die Tavernen, in denen Wein geschenkt wurde, geduldet und häufig besucht, dagegen Kaffeehäuser und Tabagien geschlossen und strenge verboten waren. Im Punkte des Weins ist längst der Koran wieder in seine Rechte eingetreten, und der Genuß des Kaffees und Tabaks ist jetzt allgemeines und unentbehrlichstes Bedürfniß.

Wie man sich von den meisten Sachen, die uns sehr ferne liegen und öfters besprochen werden, einen viel glänzenderen Begriff macht, sie viel herrlicher ausmalt, als sie in der Wirklichkeit sind, so ist es uns besonders mit den Kaffeehäusern ergangen. Die Ansichten, die man uns von diesen Lokalen gibt, in letzterer Zeit besonders die Werke mit Stahlstichen, die Alles so fein und sauber erscheinen lassen, überreden uns, ein türkisches Kaffeehaus sey meistens eine Halle, von Säulen getragen, alle Wände mit schönem, buntbemaltem Schnitzwerk bedeckt, und die größte Reinlichkeit gehe daselbst mit der Zierlichkeit der Ausstattung Hand in Hand. Und doch ist nichts von Alle dem wahr.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Concurs für Napoleons Denkmal. — Prozeß.

Der Concurs zu einem Projekt für Napoleons Denkmal ist nun geschlossen und die Entscheidung einer vom Minister des Innern angezeigten Kommission überlassen. Wie leicht zu erwarten war, haben manche Mitglieder dieser Kommission den Künstlern mißfallen; doch würde man noch weit mehr gethan haben, wenn der Minister die Kunstakademie zur Richterin bestellt hätte. Man behauptet, der Architekt Visconti werde den Vorzug erhalten, weil unter den Mitgliedern der Kommission zwei Drittheile seine Freunde sind.

Man hatte bedauert, daß die gesetzgebenden Kammern in ihrer letzten Sitzung kein Gesetz zur Sicherstellung des literarischen und Kunsteigenthums zu Stande gebracht. Aus einem so eben vom Polizeigerichte gefällten Urtheile sieht man jedoch, daß die bestehenden Gesetze dieses Eigenthumsrecht ziemlich schützen. Der Prozeß betraf das von zwei Buchhändlern herausgegebene Bilderwerk: Les animaux peints par eux-mêmes, dessen Hauptverdienst in den nach den originellen Zeichnungen Grandvilles gestochenen Umrissen besteht. So lange der furchtbare Nachdruck in Belgien im Gange bleibt, können die Pariser Buchhändler nichts Besseres thun, als Werke mit schönen Bildern herausgeben, weil die Nachdrucker die Hände von solchen Büchern lassen müssen. Dieser Umstand erklärt die Erscheinung so vieler Prachtwerke in Paris in den letzten Jahren. Sind vollends die Buchhändler so glücklich, Grandville als Zeichner zu bekommen, so können sie ruhig seyn; kein Nachdrucker wird sich an ihren Verlagsartikeln vergreifen. Im Werke: les animaux peints par eux-mêmes, hat der launige Künstler seiner unerschöpflichen Phantasie freien Lauf gelassen; die witzigsten Satyren, die lustigsten Parodien sind unter seiner Hand dadurch entstanden, daß er den Thieren die possierlichsten Stellungen gegeben, und durch den leichten Ueberwurf irgend eines Kleidungsstücks oder Ornats eine Aehnlichkeit mit Menschen hervorgebracht hat. Wie lustig ist in diesen flüchtigen Skizzen ein Ball von Schmetterlingen, ein Spaziergang einer Truppe von Gänsen, eine berathschlagende Versammlung von Bären, eine Hofgesellschaft von Löwen und Affen u. s. w. Damit aus diesen Skizzen ein Buch werde, haben die Verleger von ausgezeichneten oder wenigstens bekannten und beliebten Schriftstellern Texte dazu verfertigen lassen. Der Erfolg hat aber ihrer Erwartung wenig entsprochen. George Sand, Jules Janin und andere Notabilitäten der Literatur haben so launig und witzig seyn wollen als der Zeichner, es ist ihnen aber nicht gelungen, und sie stehen weit hinter ihm zurück; seine Laune macht ihre Schwerfälligkeit und ihr vergebliches Streben nach Witz und Originalität nur noch auffallender. Am Texte hat sich daher der Nachdruck noch nicht vergriffen, und das Nachmachen der Grandvilleschen Skizzen wird er wohl bleiben lassen. Aber munter hat ein Bildhauer, oder, richtiger gesagt, ein Bildner, es versucht, eine der Scenen des Buches in Thon nachzubilden. Abhold haben die Verleger ihm als einem Nachmacher einen Prozeß angehängt; das Gericht hat ihr Eigenthumsrecht anerkannt und die Nachbildung in Thon zur Konfiskation verurtheilt. Da noch keine Exemplare davon ausgegeben waren, und auch vom Verleger des Buches auf seine Gelbeinschädigung angetragen wurde, so ist seine Geldbuße verbängt worden. Nach diesem Urtheile dünnen, wie mich dünkt, Künstler und Verleger ruhig seyn; sie wissen nun, daß das Gesetz die Erzeugnisse der Kunst so gut schützt, als die der Literatur.

Die Pariser Gerichte sind eine immer merkwürdige Galerie bunter Gemälde, bald komischer, bald höchst tragischer. Ein Gemälde ersterer Art war der Ehrlichkeitsprozeß, welcher in letzter Woche vor dem Gerichte erster Instanz vortam. Unter den Fremden, welche der Spekulationsgeist nach Frankreich geführt hat, befand sich vor mehreren Jahren ein Schottländer, Namens Irving, ich glaube gar, Washington Irving; außer dem Namen und dem Aufenthalt in Frankreich hat er aber mit dem bekannten amerikanischen Schriftsteller nichts gemein. Der Schottländer betheiligte sich bei Fabrikanstalten im Departement der Obermarne, also in derselben Gegend, wo auch der Herzog von Ragusa vor vielen Jahren große Fabriken angelegt hatte, und wurde der Schwäher des Generalemunchers in seinem Departement. Die Spekulationen Irvings schlugen fehl, wie die des Herzogs von Ragusa fehlgeschlagen hatten; Irving konnte seinen Gläubiger nicht befriedigen, und dieser ließ ihn auf seine Kosten in die Schuldnerhaft einsperren. Nach Verlauf von drei Jahren wurde Irving krank und suchte um die Erlaubniß nach, sich in eine sogenannte maison de santé, das heißt in eine der vielen hier bestehenden, von Aerzten gehaltenen Privatkrankenanstalten begeben und sich daselbst pflegen lassen zu dürfen. Der Gläubiger willigte ein, unter der Bedingung, daß der Vorsteher der Anstalt für seinen Kranken hafte, wie es in dergleichen Fällen üblich ist, das heißt, daß er ihn nicht entwischen lasse.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 28. December 1841.

Was ever match clapp'd up so suddenly? —
'Twas a commodity lay fretting by you:
'Twill bring you gain, or perish on the seas.
Shakespeare.

Aus dem englischen Gesellschaftsleben.

(Fortsetzung.)

Die Uebereinstimmung der gegenseitigen Wünsche und Zwecke brachte die Verhandlungen zum friedfertigsten Abschlusse von der Welt, und selbst daß Master Cripps sich bereit erklärte, am Hochzeittage fünfzigtausend Pfund dreiprocentige Consols auf den Bräutigam zu transferiren, ließ dieser sich ruhig gefallen. „In dieser Beziehung," sagte er dann, „weicht die Sitte meiner Heimath von der Ihrigen ab. Sie müssen mir erlauben, meiner Braut ein kleines Gut zu verschreiben. Gern möchte ich errathen, welches von meinen Gütern ihr das liebste wäre. Die Sache ist auch von Wichtigkeit, denn sollte sie Wittwe werden, so muß mir daran liegen, sie im Besitze eines Gutes zu wissen, das ihr gefällt. Und welches es sey, kann mir völlig gleich gelten." — Bei dem Worte „Wittwe" bedeckte Miß Caroline ihre Augen mit dem Taschentuche und Mistreß Cripps flüsterte ein emphatisches: „das verhüte Gott!" — „Roccaleoni, das Stammgut meiner Familie," fuhr der Graf fort, „und auf welchem mein Titel ruht, ist das einzige, worüber ich nicht verfügen kann. Es würde meinem ältesten Sohne gehören." — „Hi, hi," kicherte Master Cripps, und stieß Miß Caroline mit dem Ellbogen, „ein junger Graf, und das bald!" — Miß Caroline erröthete und sagte: „O nicht doch, Papa!" — „Auf Roccaleoni werden wir auch künftig vorzugsweise wohnen," sprach der Graf weiter. — „Und wo liegt es denn?" unterbrach ihn Miß Livia. — „In Transylvanien," antwortete der Graf. — „Ist's ein hübscher Ort?" fragte Miß Livia. — „Weniger hübsch als großartig," erwiderte der Graf; „das Schloß ist sehr alt." — „Wie alt ist es denn?" fragte Miß Livia. — „Es schreibt sich aus der Regierung Neros her." — „War Nero König von Transylvanien?" — „Ja," antwortete der Graf. — „Kurios," fiel Miß Jemima ein; „ich habe einen großen Bilderbogen, darauf sind die Gesichter aller Könige, und da heißt Nero Kaiser von Rom." — „Das war sein Bruder," erläuterte der Graf.

Und was bedeutet denn Roccaleoni auf Englisch?" fragte Miß Livia. — „Fels der Löwen — rock of lions," antwortete der Graf. — „Gibt es Löwen dort?" — „Man begegnet bisweilen einem oder zweien; ehemals waren sie eben so zahlreich wie die Bären; wir haben sie aber nach und nach ausgerottet." — „Lieber Himmel!" rief Miß Caroline, „hoffentlich werde ich keinem begegnen, wenn ich in Transylvanien spazieren gehe?" — „Wahrscheinlich nicht," beruhigte der Graf; „ich werde jede mögliche Vorsicht anwenden lassen."

„Das ist wieder kurios," fiel Miß Jemima ein; „ich habe ein Buch mit Thieren; darin steht geschrieben,

Digitized by Google

es gebe keine Löwen, außer in Aſien oder Afrika." — „Wozu das?" meinte Maſter Cripps; „weißt du denn, ob Tranſylvanien nicht dort liegt?" — „Liegt es dort?" fragte Miß Livia. — „Nein," antwortete der Graf; „es liegt in Europa." — „Und das Buch ſagt, in Europa gebe es keine Löwen," behauptete Miß Jemima. — „Was Bücher ſagen, darauf kann man ſich nicht immer verlaſſen," entgegnete der Graf; „deßhalb leſe ich nie eines." — „Ich auch nicht," bemerkte Miß Livia; „die Bücher machen ſo eine Menge Umſchweife, ehe ſie Einem etwas ſagen, und man muß ſo eine Menge Worte leſen, ehe man durchkommt; 's iſt ganz unausſtehlich. — Wenn Sie aber nie Bücher leſen, woher wiſſen Sie denn ſo viel?" — „Lediglich aus Anſchauung," antwortete der Graf, „und dadurch, daß ich thue, wie Miß Livia thut, ich frage. So habe ich Geographie, Orthographie und das Verſtändniß des Globus auf Reiſen gelernt und durch den Gebrauch meiner Augen." — „Und wie haben Sie denn Geſchichte gelernt?" — „Durch das Beſuchen der Länder und indem ich mit den Leuten redete. Als ich z. B. die römiſche Geſchichte zu lernen wünſchte, reiſte ich nach Rom und erkundigte mich bei den Römern. Es war natürlich, daß ſie ihre eigene Geſchichte am beſten kannten." — „'s müßte auch der Teufel ſeyn, wenn's nicht ſo wäre," ſagte Maſter Cripps.

Unter ſo lehrreichen Geſprächen verging die Zeit bis zum Abend des zweiten Tages, wo der Graf ſchmerzlich bedauerte, ſchleunigſt nach London zurückkehren zu müſſen. Er verſprach jedoch, für den nächſten Mittag ſich zur „Tafel" einzuſtellen, und ſchon zehn Tage nachher war Hochzeit. Maſter Cripps behändigte dem Grafen die transferirten fünfzigtauſend Pfund, der Graf verſchrieb ſeiner Gemahlin eine ſeiner tranſilvaniſchen Beſitzungen, und begleitet von den beiden Schweſtern, Livia und Jemima, von des Grafen Bedienten und Suchen, reiſte das Paar nach Paris ab.

Ungefähr vier Wochen nach ihrer Ankunft daſelbſt ſaß die Familie beim Frühſtück, als ein Oberſt Jonas gemeldet wurde, deſſen der Graf ſchon mehreremale, namentlich gegen Miß Livia erwähnt. „Ah, mon cher!" rief ihm der Graf entgegen, der jetzt gelegentlich franzöſiſche Brocken einmiſchte, „vous voilà enfin. In den letzten drei Tagen haben wir Sie ſtündlich erwartet und mit ſteigender Ungeduld, das heißt ich und meine liebe kleine Grafin, denn was hier meine liebenswürdige Schwägerin anlangt, Miß Livia, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß die nach Ihrer Ankunft keine Sehnſucht hatte, durchaus gar keine — nicht wahr, Livy?"

(Schluß folgt.)

Bilder aus der türkiſchen Hauptſtadt.

(Fortſetzung.)

Wir haben faſt alle Kaffeehäuſer Stambuls durchſucht und hofften endlich einmal auf eines zu ſtoßen, wie man es uns beſchreibt und zeichnet. Vergebens; wohl gab uns unſer Führer oft mit Mienen und Worten zu verſtehen, jetzt ſtehen wir vor einem, das der Inbegriff alles Schönen ſey; aber wir traten ein und befanden uns in einer gewölbten Halle, an deren Wänden man gewiſſe Linien und Schattirungen bei näherer Betrachtungen für Bilddauerarbeiten erkannte, die meiſtens ſehr ſchön geweſen ſeyn mochten, jetzt aber durch Zeit und Schmutz ganz verwittert waren. Längs den Wänden laufen Divans oder vielmehr hölzerne Erhöhungen ohne Kiſſen, nur mit einer Strohmatte bedeckt, auf denen die Gäſte mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen und gedankenlos vor ſich hin ſehen, aus dem Chibuk oder Nargileh große Rauchwolken vor ſich hin blaſend. In einer Ecke iſt unter einem Kamin mit einem ſpitzen Dach ein kleiner Herd angebracht, auf dem der „Kaffeeſchih" den Kaffee zubereitet.

Nachdem man ſich den reinlichſten Platz ausgeſucht, verlangt man einige Taſſen Kaffee, ſo wie die Pfeife, und nach vielem Rufen erheben ſich ein paar Negerbuben, die ſich auf dem Boden herumraufen, fahren in ihre bereitſtehenden großen Pantoffeln und rutſchen vom Kaffeetſchih zum Gaſt, um ihn zu bedienen.

Hiebei iſt nun noch als eigenthümlich zu bemerken, daß, obgleich man im Orient kleine Kaffeemühlen findet, welche die Form eines Cylinders haben und in den Gürtel geſteckt werden können, doch die meiſten großen Städte eine allgemeine Kaffeeſtampfe (tachmisschane) haben. J. v. Hammer ſagt hierüber: „Die Anſtalt der tachmis iſt eine den morgenländiſchen Städten ganz eigene. Es wird darin der für den Bedarf der ganzen Stadt nöthige Kaffee geſtampft und geſiebt. Das Sieben — tachmis — heißt wörtlich: das Fünftel ausziehen, und iſt hiervon wohl das franzöſiſche Wort tamis — Sieb — herzuleiten. Eine ſolche Kaffee-Stampf- und Siebanſtalt befindet ſich zu Konſtantinopel in der Nähe der Moſchee Sultan Mohameds IV. Die hiebei verwandten Leute ſind Armenier, denen die geiſtige Atmoſphäre des Kaffeedunſtes, in der ſie beſtändig leben, ein aufgeweckres, geiſtreiches Anſehen gibt, das mit den ſchwerfälligen geiſtloſen Grundzügen der armeniſchen Geſichtsbildung in ſonderbarem Widerſpruche ſteht."

Meiſtens trinkt der Orientale ſeinen Kaffee ohne Zucker und in den Cafés muß man ihn beſonders verlangen. Das Getränk an ſich iſt ſehr ſtark und übt dadurch auch auf uns die Kraft, die ihm der Orientale

Digitized by Google

zuſchreibt. Es macht aufgeweckt, luſtig, und der Türke ſagt, es mache nüchtern, weßhalb er es, nachdem er ſich durch Opium und Tabak berauſcht, zum Niederſchlagen genießt. — Die gewöhnliche Pfeife in den Cafés, die man dem Gaſt, ohne daß er ſie fordert, hinſtellt, iſt das Nargileh, die Waſſerpfeife mit langem Schlauche. Der Tabak, der darin geraucht wird, iſt vom gewöhnlichen verſchieden und heißt deßhalb Nargilehtabak. Es ſind große hellgelbe Blätter, die an der Sonne ſo ſtark getrocknet werden, daß man ſie mit den Händen zu einem Pulver zerreiben kann, das mit Waſſer zu einem Brei angemacht wird, den man mehrmals ausdrückt und wieder anfeuchtet, um den Schmutz und Staub fortzuſchwemmen. Den Teig, den man auf dieſe Art erhält, ſtopft man in den Kopf, legt eine glühende Kohle auf und beginnt die Arbeit des Rauchens, bei dieſer Pfeife eine wirkliche Arbeit; denn es gehört eine gute Lunge und viel Geduld dazu, um den Tabak durch lange Züge in Brand zu bringen, daher auch der vornehme Türke dieſes Geſchäft ſeinem Sklaven überläßt. In den Cafés beſorgt das Anrauchen der Pfeifen auf Verlangen der Wirth oder die aufwartenden Buben. Der Cibut oder die lange Pfeife wird hier ſeltener geraucht, iſt aber auch zu haben.

Ein anderes Attribut der türkiſchen Kaffeehäuſer, von dem man uns ſo viel erzählt, ſind die Springbrunnen, die man in den meiſten antreffen ſoll, und die, wenn ſie wirklich noch da wären, mit ihrem einförmigen, aber melodiſchen Geplätſcher eine gute Folie abgaben, auf der die Träume und Gedanken des ruhig daſitzenden Kaffeetrinkers recht lebendig hervortreten könnten. Wie man aber in der Türkei ſo viele zerbrochene Denkmale findet, die einſt ſchön und herrlich waren, ſo iſt es auch mit den Springbrunnen. Ich geſtehe, faſt in jeder, auch der ärmlichſten Kaffeeſtube erhebt ſich in der Mitte des mit Schmutz bedeckten Bodens, der hie und da, wo zufällig Waſſer hinfällt, bunte, ſchön geformte Marmorſteine ſehen läßt, ein zierliches, aus Stein gebauenes Becken, das oft mit den herrlichſten Sculpturen bedeckt iſt. Aber die Röhre, aus der früher der Waſſerſtrahl gegen die Decke ſtieg, iſt zerbrochen oder verſtopft, das Baſſin iſt leer und dient zum Behältniß für zerbrochene Taſſen und Tabaksaſche.

Das Einzige, was vielleicht von früher dieſen Häuſern geblieben iſt und den Fremden intereſſirt, iſt das rege Leben, das hier beſtändig herrſcht; ich ſage Leben, in ſo fern man das Gehen und Kommen der Gäſte ſo nennen kann; denn von Plaudern und Lachen iſt hier keine Rede. Der Orientale tritt ein, wirft ſeine Blicke ruhig umher, bis er einen Platz gefunden, der ihm behagt, ſetzt ſich dann mit untergeſchlagenen Beinen, gibt dem Kaffeeſchiz einen Wink und nimmt Kaffee und Pfeife, ohne ein Wort zu ſprechen. Findet er zufällig Bekannte auf derſelben Stelle, ſo grüßt er ſie durch Auflegen der Hände an Bruſt und Stirne, ohne ſich weiter um ſie zu kümmern. Da der Türke, der es beſtreiten kann, faſt ſtündlich ſeinen Kaffee trinkt, und es dem Aermeren erlaubt iſt, am Feuer des Wirthes in ſeinem eigenen Geſchirr den mitgebrachten Kaffee zu kochen, ſo ſind die Kaffeehäuſer ſtets mit einer bunten Menge gefüllt, die um ſo größer iſt, da der Orientale zum Sitzen nur einen ſehr kleinen Platz braucht. Die Gäſte, die zulezt kommen und auf den Bänken keinen Platz mehr finden, lehnen ſich an die Thüre, und dieſe waren es, die uns den meiſten Spaß machten. Wenn ſie auch noch ſo dicht beiſammen ſtanden, ſo ſprach keiner Einer mit dem Andern, und da ſie, ruhig vor ſich hinſehend, faſt keine Bewegung machen, ſo konnte man ſie eher für Wachsfiguren als für Menſchen halten.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, December.

Abſchiedsfeier im alten Theater.

Der 15te November war der für alle Kunſtfreunde wichtige Tag, wo das ſeit einer Reihe von Jahren beſeufzte neue Theatergebäude eröffnet wurde. Das alte, ſpottweiſe oft der Kalteaſchenkempel genannt, war 1782 an der Stelle eines alten Hauſes auf der Taſchenſtraße, mit dem Namen „die kalte Aſche,“ welches ſchon früher in nothdürftiger Einrichtung dramatiſchen Zwecken gedient, erbaut worden. In den großen politiſchen und der Kunſt ungünſtigen Zeitſtürmen hatte die Muſe während ſechzig Jahren hier nicht nur einen ununterbrochenen Sitz, ſondern auch eine für die deutſche Theatergeſchichte wichtige Epoche, und es war ein guter Gedanke, die Vorſtellungen in dem lebens- und lampenmüden Hauſe mit den Produkten zweier Breslauer Dichter zu ſchließen, deren Leben und Treiben ganz eigenthümlich in jene ſeltene Kunſtzeit verwebt war. Es wurde gegeben: „Die unterbrochene Whiſtpartie oder der Strohmann“ von Karl Schall, und Karl v. Holteis: „Wiener in Berlin,“ worauf ein Epilog von Sintram folgte, geſprochen vom Regiſſeur Wohlbrück. — Karl Schall, der artige Luſtſpieldichter und Begründer der Breslauer Zeitung, dieſe in Breslau und Berlin einſt ſo wohlbekannte, höchſt ergötzliche Perſönlichkeit, dieſe merkwürdige Originalfigur des geſellſchaftlichen und äſthetiſchen Genuſſes, war einer der tapferſten Kämpfer, deſſen Kenner und eifrigſten Anhänger des Theaters, welche je gelebt haben. In jenem kleinen, dunkeln Hauſe auf der Taſchenſtraße, auf dem magiſchen Boden für Kothurn und Soccus, zwiſchen den dünnen, leichtbewegten Wänden der Lampenwelt, keimten und wurzelten, grünten und blühten alle Hauptbezüge ſeines eigenen leichtbewegten Dichterlebens. Hier erblickten ſeine Knabenträume die erſte feſte Geſtaltung, hier entwickelten ſich die Wünſche des Jünglings, hier war der Schauplatz für des Mannes kritiſche

Digitized by Google

Sorgen und Kämpfe, welche im Jahr 1855 mit seinem Tod ein Ende nahmen. Karl Schall und Theater waren so verwandte Begriffe, wie Schweiz und Naturerhabenheit, Dresden und Kunst, Hamburg und Geld. Sehr treffend ist die Bemerkung Leopold Schweigers, des wackern Bühnenreferenten für die schlesische Zeitung: daß man, wie für Banquo an Macbeths Tafel, bei der letzten Vorstellung im alten Hause für Karl Schall hätte eine Stelle offen lassen sollen. „Und gewiß — fährt er fort — wenn Geister erscheinen könnten, wäre er erschienen, um seine unterbrochene Whistpartie anzusehen, um sich an der Pleite seiner unsern Breslauer zu erfreuen, welche sich so zahlreich zur letzten Vorstellung begeben hatten, um noch einmal die öffentunbekannten und geheimnißvollen Erinnerungen aufzufrischen, die ihm aus jeder Ecke des Hauses und aus jeder Coulisse zulachen mußten." — Karl v. Holtei war der Zögling des ältern Schall in der produktiven und kritischen Sphäre des Theaters, und Beide erschienen jahrelang als die stummführenden Dioskuren an dessen Horizonte. Bekanntlich blieb Holtei bei Dichtung und Kritik nicht stehen. Er wollte auch darstellen, und erweiterte als dramatischer Vorleser und Direktor seine Wirksamkeit für die deutsche Bühne nach allen ihm nur möglichen Richtungen hin. Als Theaterdirektor war er noch bei der Breslauer Bühne in der letzten günstigen Zeit thätig, bevor von dieselbe in Pächterhände überging. — Der Breslauer Parterreton, der schon seit Schalls Zeit nicht eben im Rufe stand, machte im alten Hause noch einmal sein altes Recht in der möglichsten Ausdehnung geltend. Die Vorstellung wurde mit einem Hülsenkarm eröffnet; die ehrwürdigen, seit einiger Zeit ziemlich leer gebliebenen Räume konnten die Zuschauermenge nicht fassen, und diktatorisch wurde von den Stimmführern das Orchester auf die Bühne verwiesen, um dessen Platz benutzen zu können. Alles athmete Zerstörungslust an den überleidten Bänken und Galerien schienen jeden Augenblick den Einsturz zu drohen, und daß zuletzt durch die Oeffnung des Kronleuchters Exemplare eines Abschiedsliedes mit dem Anfang: „So leb' denn wohl, du stilles Haus!" überraschend herabflatterten, verlangsamte sogar jener Lustkrieg seine friedliche Natur und brannte lichterloh, was jedoch gelassen blieb. Beide Stücke gingen unter beständigem Beifall und Hervorrufen zu Ende, und als das letztemal die Garoline ausrollte, erdickte man das gesammte, festlich geschmückte Personal des Theaters, aus welchem Wohlrabe den Epilog sprach. Der Vorgesang jenes Abschiedsliedes beschloß den elegisch-pämonischen Abend, und Enthusiasten bolten sich vom eigenmächtig aufgebauenten Podium Späne als Reliquien.

(Schluß folgt.)

Paris, December.

(Schluß.)

Maisons de santé. — Theater.

Irving lebte in der Anstalt des Doktors vollauf, seine Frau und seine Nichte inzwischen sich in demselben Hause ein, er empfing Gesellschaft und machte trotz seiner Seelenschaft als Schwärmer ziemlichen Aufwand. Unter den Besuchen, die er empfing, war eine Dame, welche sich Lady Granville nannte und die Frau des englischen Gesandten zu sein schien. Es kann aber leicht eine Namensverwechslung statt gefunden haben. Vor einiger Zeit kam die wahre oder angebliche Lady Granville in ihrer Kutsche wieder angefahren, besuchte den gefangenen schottischen Schuldner und ließ sich beim Fortgehen von ihm bis an die Thüre begleiten. Anstatt aber daselbst umzukehren, war Irving in die Kutsche mit hineingeschlüpft, und diese fuhr von dannen mit der Bewunderin und dem Besuchten. Der Gläubiger erhob nun eine Klage gegen den Doktor, welcher wahrscheinlich mit seinem Patienten heimlich einverstanden gewesen sey. Dieser behauptete zwar seine Unschuld; trotz dem verurtheilte ihn das Gericht zu einer Entschädigung von 10.000 Francs, die er dem Gläubiger des auf seiner Haft und Kur entwichenen Patienten zu zahlen habe. Kürzlichhin werden also die Vorsteher der maisons de santé emsiger über ihre Hausgenossen wachen müssen. In solchen maisons de santé findet sich zuweilen eine wunderliche Gesellschaft beisammen. Es sind daselbst gemüthskranke Personen aus begüterten Familien, kranke Junggesellen, welche ihrer bessere Pflege für ihr Geld bekommen als zu Hause, alleinwohnende Damen, welche ihre Niederkunft abwarten, politische Gefangene, welchen die Polizei erlaubt, hier den Rest ihrer Haft zuzubringen, dann Schuldner, welche Krankheit vorgeben, um sich unter die Pflege eines verantwortlichen Doktors zu begeben. In ein solches Gesundheitshaus war unter Napoleons Herrschaft der General Mallet gebracht worden. Bekanntlich entkam er aber aus demselben und warf einige Stunden nachher beinahe die kaiserliche Regierung über den Haufen. Die Herzogin von Abrantes soll sich in eine maison de santé zurück, als sie von ihren Gläubigern zu hart gedrängt und aller ihrer Habe beraubt wurde.

In der Theaterwelt waren die erste Aufführung eines Lustspiels von Scribe, une chaine, und das Wiederaufführen eines neuen Trauerspiels von Madame de Girardin, der Frau des Herausgebers der „Presse," die merkwürdigsten Vorfälle der letzten Tage. Scribes Lustspiel haben die Schauspieler des Théâtre français schnell einstudirt und schnell gegeben. Sie wissen, daß es ein Gemälde der großen Welt und die ausserordentliche Gewandtheit, womit der kecke Dichter die mißlichsten Verhältnisse ohne Anstoß zu berühren und zu verschleiern weiß, den Zuschauern gefallen würde, und darin haben sie sich nicht getäuscht. Bei der ersten Darstellung fragten die Zuschauer während der ersten Aufzüge: wie wird es dem Dichter möglich sein, sich hier herauszuwickeln? Man mußte zuletzt erstaunen über seine Gewandtheit. Madame de Girardin ist mit ihren Stücken nicht glücklich. Ihre Journalistenschule konnte vor zwei Jahren nicht aufgeführt werden, weil man eine Schilderung der häuslichen Verhältnisse Thiers darin zu erkennen glaubte. Dießmal hatte sie Judith und Holofernes zu Helden eines Trauerspiels und zu einem deßhalb in einander verliebten Paare gemacht. Sie hatte das Stück in ihren Soirées, wozu auch Due, Rachel eingeladen war, mit Beifall vorgelesen, und die junge Schauspielerin war oder schien entzückt über die ihr zugedachte Rolle der Judith. Beim Vorlesen im Theaterkomité wurde aber das Stück von den Schauspielern, man weiß nicht aus welchen Gründen, verworfen; ein Tagblatt argwohnt, Due, Rachel habe selbst gegen die Annahme gestimmt, vielleicht, weil sie die Rolle einer Kopfabhauerin nicht übernehmen mochte. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 29. December 1841.

— Den Erzähler umwimmelt es, Jung und Alt.
Stehend, sitzend, in horchender Wißbegier.

Platen.

Bilder aus der türkischen Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

Ein anderer Genuß, den sich die Türken in den Kaffeehäusern verschaffen, ist das ruhige Anhören der Balladen und Gedichte, welche ihnen die Meddahs (Lobredner und Deklamatoren) der Kaffeehäuser zum Besten geben. Der Meddah sitzt in einer Ecke und trägt meistens in sehr unangenehmem näselnden Tone Erzählungen aus der tausend und einen Nacht vor, oder aus den Rittergeschichten Antar's oder Dulhama's. Bald erzählt er von den Zügen Alexanders, bald preist er Sidal-battal, den Kampfhelden. Hier sind diese Meddahs vom Kaffetschih gemiethet und müssen vom Morgen bis in die Nacht, es mögen viel oder wenig Gäste da seyn, ihre Geschichten ableiern, und es ist gewiß merkwürdig, daß der Türke, wenn er von seinen Geschäften ausruhen will, vorzugsweise die Kaffeehäuser besucht, wo sich die Meddahs aufhalten, um zu seinem Kaffee irgend eine Erzählung anzuhören, von der er das Ende nicht abwarten kann, welches sofort ein Anderer, der nach ihm kommt, eben so begierig vernimmt, ohne den Anfang gehört zu haben. An manchen Orten warten aber die Erzähler, bis sich mehrere Gäste versammelt haben. Besonders lebhaft sind diese Unterhaltungen in den Nächten des Ramasan, wo eine Violine, wohl auch eine Flöte die Erzählungen begleitet und zu einem Melodrama macht.

In Konstantinopel, so wie auch in Pera, Galata und den andern Vorstädten gibt es eine Unzahl Kaffeehäuser der beschriebenen Art. Dazu kommen noch die für das ärmere Volk, welche in einem Winkel der Straße etablirt sind. Hier hat der Kaffetschih einige Steine zusammengetragen, zwischen denen er sein Feuer anmacht, das er durch einen ausgebreiteten Teppich gegen den Wind schützt. Große Steine oder kleine Stüblchen aus Palmenholz dienen den Gästen zum Sitzen. Auch hier fehlt der Meddah nicht, namentlich an schönen Abenden, wo ihn besonders die Handwerker und Taglöhner nach beendigtem Tagwerk in dichten Gruppen umstehen und aufmerksam seinen Worten lauschen. — Die größten und schönsten Cafés sind in der Nähe der großen Moscheen, besonders der Suleimanija, und hier ist auch der Sammelplatz der Teriakis oder Opiumesser, die jedoch hauptsächlich Abends ihr Wesen treiben. Wir hatten in den Nächten des Ramasan mehreremale Gelegenheit, sie zu beobachten.

Aehnlichkeit mit den Kaffeehäusern haben die Laden der Sorbet- oder Sherbetbereiter, deren Fabrikat kein berauschendes Getränk ist, sondern Gelée von Früchten, in eiskaltem Wasser aufgelöst. Ihre Gewölbe, in welchen weniger geraucht wird, haben ein viel hübscheres, gefälligeres

Digitized by Google

Aussehen, als die Kaffeehäuser. Die mannigfaltigsten Gläser mit Gelées und Confituren sind an den Wänden in bunt bemalten Fächern aufgestellt, der Boden meist mit Matten belegt, und wenn man auch wirkliche Springbrunnen nur in einigen der größten findet, so ist doch in den meisten irgendwo an der Wand ein Faßchen mit frischem, eiskaltem Wasser angebracht, das man nach Belieben in die dabei stehenden Crystallgläser füllen und genießen kann. Viele dieser Sorbethändler haben nur einen kleinen Laden, in dem kaum ihre Waaren Platz finden, weßhalb sie zum Aufenthalt der Gäste vor dem Hause eine Laube von dunt angestrichenen Latten aufgeführt haben, über welche sie Reben und anderes Schlinggewächs ziehen. Ist es möglich, so lehnen sie eine solche Laube mit einer Ecke an einen der vielen öffentlichen Brunnen und haben so auf gemeine Kosten eine eigene Fontäne. Dieses Verfahren ist freilich etwas egoistisch; aber die Stambuler Polizei findet es unter ihrer Würde, sich um dergleichen Kleinigkeiten zu kümmern.

Wenn wir den Tag über in den Gassen Konstantinopels herumgelaufen waren und uns Abends, vom vielen Sehen ermüdet, auf den Weg nach Pera machten, so zogen uns nicht selten die kleinen Lichtchen, welche die Sorbetdereiter in ihren Lauben aufstellen, durch ihr heimliches, freundliches Gliţern zwischen dem grünen Gesträuche von der schmutzigen Gasse in das meist ziemlich reinliche Lokal, und wir beschlossen unser Tagwerk mit einem Glas Sorbet. Dem Wirth und den Gästen schien unsere Ankunft immer eine große Ehre zu seyn. Ersterer bemühte sich, uns auf's Schnellste und Beste zu bedienen, und die Andern rückten uns näher, boten uns ihre Pfeifen an und richteten eine unendliche Menge Fragen an uns, von denen wir ihnen freilich keine einzige beantworten konnten. Durch unsere Forschung nach den gepriesenen Schönheiten der türkischen Kaffeehäuser dauerte es nur wenige Tage, und wir hatten gleich den Eingebornen die Gewohnheit des vielen Kaffeetrinkens angenommen und machten bei unsern Touren durch Konstantinopel öfters Halt, um in ein Café zu treten, das uns gerade im Wege lag. Außerdem besuchten wir einige, die uns durch ihre Gäste interessant waren. So fanden wir am Serasskierplatz nicht selten die höchsten Würdenträger des Reichs, unter Andern Redschid Pascha und Risad Bey. Bei den Bazars ergötzten wir uns an der Gravität, mit der die Kaufleute, den langen Bart streichend, ein und aus gingen. Ein anderes Café war fast nur mit Armuten angefüllt, an deren unangenehmen, trotzigen Physiognomien, kräftigen Gestalten und schönem Kostüm unser Maler seine Studien machte, und so oft wir in die Gegend der Sulimanija kamen, traten wir in eines der kleinern Kaffeehäuser dort, dessen Wirth, ein kleines Männchen mit ungeheurem Turban und Pantoffeln, die für einen Riesen groß genug gewesen wären, jedesmal durch groteske Sprünge seine Freude an den Tag legte, uns wieder zu sehen. Er trieb es so arg, daß er seine gewöhnlichen Gäste veranlaßte, uns ihre Plätze einzuräumen, was sie auch meist gutwillig thaten, worauf er uns eigenhändig bediente, den Kaffee sehr süß machte und für uns die Nargilehs mit den längsten Schläuchen aussuchte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem englischen Gesellschaftsleben.

(Schluß.)

„Es thut mir weh, das zu hören," versetzte der Oberst und nahm seinen Platz neben Miß Livia, die erst erröthete, dann lächelte und im Ganzen aussah, als schlage ihr das Gewissen; „und hätte ich dieß früher gewußt, so hätte ich wohl den dringenden Bitten des Herzogs nachgegeben und mir es noch eine Woche bei ihm gefallen lassen. Aber meine Ungeduld trieb mich unwiderstehlich fort; ehe der Herzog heute Morgen aufgestanden, bestellte ich meine Pferde vor die Thür und ließ wegen meiner plötzlichen Abreise eine schriftliche Entschuldigung zurück." — „Und wie fanden Sie die Herzogin und die ganze Familie?" fragte Roccaleoni. — „Ausgezeichnet wohl," antwortete der Oberst, „mit Ausnahme des jungen Marquis, der Tags vor meiner Ankunft vom Pferde gestürzt und das Achselbein gebrochen. Es geht aber schon wieder recht gut mit ihm." — „War viel Gesellschaft im Schlosse?" fragte der Graf. — „Ziemlich," antwortete der Oberst; „es waren da der Herzog von Rochechouart, der Prinz von Tarent, sämmtliche Armagnacs, der Marquis und die Marquise von Beauregard, und noch ein halbes oder ganzes Dutzend Andere. Man ist aber angehauen auf Sie gespannt, lieber Graf, und auf Ihre Damen, und ich habe den gemessenen Befehl, Sie zu Beschleunigung Ihres Besuchs zu vermögen." — „Der soll erfolgen," erwiderte der Graf, „sobald wir noch einige der Pariser Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen. Da indessen das Wetter jetzt so schön ist, mag ich's gern benutzen, meiner lieben kleinen Carry die Umgegend zu zeigen. Morgen gedenken wir in Versailles zuzubringen. Wollen Sie uns das Vergnügen Ihrer Gegenwart schenken?"

Der Oberst sagte zu. Drei oder vier ähnliche Landpartien folgten. Bei jeder führte der Graf seine Frau, der Oberst Miß Livia, und in Kurzem schrieb Letztere — in treuer Verdeutschung — nachstehenden Brief:

Digitized by Google

„Mein theurer Papa! Ich meldete Ihnen zulezt, daß wir einen vertrauten Freund des Grafen erwarteten, den Oberst Jonas. Er ist seit mehreren Tagen bei uns und ein liebenswürdiger Mann. Ich bin gewiß, Sie würden entzückt über ihn seyn; er weiß so viel. Ich bin wirklich zweifelhaft, welcher von Beiden das Meiste weiß, er oder der Graf, und Sie wissen, ich habe für kluge Männer von jeher eine Passion gehabt. Auch Jemmy hat ihn ungemein gern, und auch Carry. Er ist recht bequem für Carry und mich, und erspart uns sehr viel Mühe, da wir kein Französisch verstehen und die Leute, die hier die Merkwürdigkeiten sehen lassen, kein Englisch reden. Also sagt uns der Graf und der Oberst, was jedes Ding ist und wer es gemalt hat. Gestern gingen wir in die Katakomben, wo sie hier die Todten begraben, gar nicht wie unsere Kirchhöfe, sondern Plätze unter der Erde. Es ist aber durchaus nicht unangenehm; denn sie haben kein Fleisch auf sich. Der Oberst sagt, sie machen Wachslichter daraus, weßhalb diese hier um Vieles billiger sind. — Unter Anderm sahen wir das Porträt einer Dame in blauem Atlas mit einem spanischen Hut, der Mama so ähnlich, daß der Graf davon spricht, es kopiren zu lassen. Der Oberst sagt, es wäre die Mutter der Gracchen von Sir Christopher Wren; aber auf ihren Namen konnt' er sich nicht besinnen. — Die Hirnschädel liegen alle in Reihen, einer über dem andern, und man geht durch sie hin mit einem Stückchen Licht in der Hand. Das geht aber manchmal aus und dann sieht man gar nichts mehr. Wir haben auch die Goblins arbeiten sehen; aber der Oberst sagt, sie arbeiteten sie alle auf der linken Seite, was jammerschade ist. Wir sahen ein großes Stück, groß genug für eine Ecke der Wohnstube in Virginia-Haus. Der Oberst sagte, es wäre eine Bataille zwischen Alexander dem Großen und Ludwig XIV., konnte sich aber nicht besinnen, wer den Andern geschlagen. Aber ich denke, eines der schönsten Dinge, die wir gesehen haben, ist der Palast des Königs in Versailles. Der ist ganz voll Wasserkünste, und die besprengen Einen über und über mit Goldfischen; und solche Wagen mit karmosinen Atlas habe ich mein Lebtage nicht gesehen. Aber im Theater spielen sie nichts Englisches, weßhalb es Carry und mich nicht sonderlich amüsirt. Aber der Oberst sagt uns, was vorgeht, und ich bin gewiß, Sie werden entzückt über ihn seyn. Carry ist und sagt, ich wäre ebenfalls ein glückliches Mädchen, und seyen Sie das überzeugt, lieber Papa, von Ihrer zärtlichen Tochter Livy Cripps."

Dieser Brief war der Vorläufer eines zweiten und dritten ähnlichen Inhalts, bis Miß Livia, unterstüzt von Graf und Gräfin, in einem vierten um Erlaubniß bat, dem liebenswürdigen Oberst Jonas „das bereits mehr als halb versprochene Jawort" zu geben. So geschmeichelt Master Cripps sich fühlte, seine Familie mit einer zweiten adelichen Verbindung beehrt zu sehen, begriff er doch auch, daß diese Ehre noch einmal fünfzigtausend Pfund kosten würde, und eine Subtraktion von hunderttausend Pfund in so kurzer Zeit erheischte eine Berathung mit seinem Rechtsfreunde. Dieser erklärte sich sofort überzeugt, daß weder der Graf ein Graf, noch der Oberst ein Oberst sey, und rieth dem guten Master Cripps, unverzüglich nach Paris zu eilen, um — wenigstens seine Tochter zu retten. Ein der französischen Sprache Kundiger begleitete den getäuschten, betrogenen Vater, der in Paris ankam, als Tags vorher Graf Roccaleoni und Oberst Jonas es verlassen. Mit seinen Töchtern, aber ohne Suschen, die dem Schicksale der Flüchtlinge sich angeschlossen, kehrte Master Cripps nach Victoria-Haus zurück.

W. S.

Korrelpondenz-Nachrichten.

Breslau, December.

(Schluß.)

Eröffnung des neuen Theaters. — Masteninst. — Tiecks neue Romane. — Mißgriffen.

Einen Tag lang ruhte nun die dramatische Muse wegen der Vorbereitungen im neuen Gebäude, und am 15ten November wurde dasselbe mit einer Festouverture von Eugen Seidelmann eröffnet; hierauf folgte ein Prolog von dem derzeitigen Theaterpächter, Baron von Waerst, gesprochen von dem Regisseur Rottmayer, und endlich „Egmont" von Goethe. Die neuen Dekorationen waren theils von den Berliner Mastern Gropius, Gerst, Köhler und Pape, theils von dem braven einheimischen Theatermaler Weyhwach. Der Pächter gab später den Bühnenmitgliedern ein Festmahl, und die bei dem Baue beschäftigt gewesenen Künstler und Handwerker dem Oberbaurath Langhans zu Ehren, nach dessen Plan er ausgeführt ward, so wie dem Baumeister Degner ebenfalls ein solches, wozu in Form eines Gedenkbuches ein Gedicht von Gehnig alle Arbeiter am Theaterbaue redend einführte. Dieser konnte freilich nicht so großartig und prachtvoll wie der Dresdener ausfallen, ist aber den Verhältnissen der Stadt angemessen. Der Breslauer, der wie seine Vaterstadt verlästert, hat auch von hier aus jezt den Begriff eines Foyers, und schweigt dort in den Zwischenakten je nach der Region in höhern oder niedern Genüssen. — Das Redoutenwesen, welches seit länger als hundert Jahren seine populärste Vertretung im sogenannten großen Redoutensaale oder Hôtel de Pologne fand, hat dort höhern Tendenzen Platz gemacht. Unter dem Titel: „König von Ungarn" ist jener Saal, der ehemalige Tummelplatz der diesigen Roués und die Wiege der lokalen närrischen Libertinage, als Café im eigentlichen Sinn eingerichtet worden, und das Etablissement ist für Breslau wenigstens neu. Man hegt den Wunsch, daß es als das Café Tortoni unserer Stadt aufblühen möge. Die öffentliche Maskenlust erhält dagegen von einer Seite her wieder neue Nahrung, wo sie leider seit 1853 ihre höchst annuthigen und sinnreichen Schaufeste einstellen mußte. Ich meine den jezt von der Behörde wieder erlaubten Maskenzug, womit vor jener Zeit die diesigen Studirenden jährlich ihren

Digitized by Google

solennen sogenannten Todtencommers in Breslau eröffneten. Mit dem größten akademischen Pompe an seine eigentliche Farbe erinnernd, hatte dieser groteske Aufzug neben der augenblicklichen Schaulust auch immer eine Bedeutung für die Gegenwart, für das lokale Interesse und den Zeitgeist im Allgemeinen. Die mit Maskengruppen gefüllten Wagen, zwischen denen ernsthaft die Präsides im vollen Exemtionsflome bimsotten, stellten nämlich meist Ereignisse oder Zustände der letzten Zeit mit treffender Satire dar, insofern sie sich nur irgendwie diese Seite abgewinnen ließen, und der Zug wurde jedesmal zu einem wahren Volksfeste. Er wandte sich dann nach Josten, einem Städchen an dem gleichnamigen Berge, auf dessen Markte commercirt, dem Bürgermeister ein Vivat gebracht und sodann die Bergfahrt angetreten wurde.

Ludwig Tieck ist wieder für die hiesige Verlagshandlung J. Marr und Comp. mit der Bearbeitung zweier mittelalterlicher Romanstoffe beschäftigt. Der eine wird den Titel erhalten: „Die Judenverfolgung in Deutschland im Jahre 1360“ und drei Bände stark werden; der andere: „Petrus de Vineis, Kanzler des Kaisers Friedrich II.“, das Leben des 12ten Jahrhunderts schildern. Von der „Vittoria Accorombona“ ist außer der französischen jetzt auch eine polnische Uebersetzung veranstaltet worden. — Endlich ist das Friedrichsmonument wieder zur Sprache gekommen. Der vollziehende Ausschuß des Vereins zu dessen Errichtung lud die Mitglieder auf den 15ten December zu einer Plenarsitzung ein, um zu einem definitiven Beschlusse zu gelangen, auf welchem Platze das Denkmal errichtet und an welchem Tage der Grundstein zu demselben gelegt werden solle. Die Versammlung findet auf dem Rathhause statt, im sogenannten Fürstensaale, wo am 7ten November hundert Jahre seit der Erbhuldigung verflossen sind, welche die niederschlesischen Fürsten und Stände Friedrich dem Großen in persönlicher Annahme leisteten, nachs dem die Stadt Breslau bereits am 10ten August dem Feldmarschall Schwerin in seinem Namen gehuldigt hatte. — In den Steinbrüchen bei Magwitz, eine halbe Meile von Ottmachau, wurden unlängst fossile Ueberreste eines Mammuth, bestehend aus einem Backzahne, der Kinnlade und einem Röhrknochen, vier Ellen tief in der Erde auf dem Granit liegend gefunden. Die schon sehr morschen Knochen waren jedoch von den Arbeitern bereits theilweise zerstört, ehe ein Wissenschaftsfreund hinzukam und von dem Funde noch den wohlerhaltenen Backzahn rettete. — Auf seinen Besitzungen bei dem Schlosse Sybillenort, welches der Herzog von Braunschweig bisweilen besucht, hielt derselbe vom 24ten bis 30ten October wieder große Jagden ab, wobei 545 Stück Wild erlegt wurden. — Wie man vernimmt, soll der längst zur Sage gewordene, sehr ergiebige Goldberger Bergbau auf Gold, der schon seit der Tatarenschlacht im Jahre 1241 liegen blieb, wieder versucht werden. Die Bergknappen fochten in diesem mörderischen Treffen mit, und man will noch in neuerer Zeit in Sibirien Nachkömmlinge der damals nach Asien geschleppten Gefangenen aufgefunden haben. Es wollte mit den frühern Bauversuchen nie zu einem lohnenden oder hoffnungsreichen Resultate kommen; indessen haben zufolge der Untersuchungen und Besichtigungen des Professors G. Rose die hohen Behörden doch den Muth zu einem neuen Wagniß gewonnen, und es soll im künftigen Jahr eine nicht unbedeutende Summe zur Wiedereröffnung der Goldberger Gruben verwandt werden. — Doppelt wichtig bei dem rings aufblühenden Eisenbahnwesen ist die Entdeckung bedeutender Braunkohlenlager um Gränberg, welche nach dem Urtheile Sachverständiger ihrer Qualität nach vorzüglich, zur Heizung von Lokomotiven und andern Dampfmaschinen aber insbesondere geeignet sind. Mit dem nächsten Frühjahr soll die Hebung dieser unvermutheten Schätze beginnen, deren Entdeckung einem Manne verdankt wird, der seither erfolglos einen großen Theil seines Lebens der Auffindung von Kohlenlagern gewidmet hat. — Vom Fuße der Karpathen schreibt man, daß kein Jahr der Ackerbestellung in dem dortigen Gebirge so günstig gewesen, als dieses. Die Herbstsaaten stehen unvergleichlich schön, und man erinnert sich seit 1841 kaum so vortheilhafter Aussichten. Aehnlich lauten die Nachrichten aus Ungarn und Galizien. Die dort bevorstehende Vereinigung der Evangelischen und Reformirten (Calvinisten), welche im Volksleben Aufsehen macht, dürfte noch manches Hinderniß, nicht sowohl in den abweichenden Glaubensartikeln, als vielmehr in den Nationalitäten finden, da die Evangelischen meistentheils Slawen und Deutsche, die Reformirten dagegen der Mehrzahl nach Ungarn (Magyaren) sind, und die überall sichtbar gewordene Spannung auch hier geschärfet wird. Indessen zweifelt man nicht an der endlichen Union, da die Gesammtheit der Protestanten die Wichtigkeit derselben für ihre religiös-politische Stellung vollkommen einsieht. Wie früh oder spät sie auch zu Stande kommen mag, so gibt ihr der Umstand Werth und Bedeutung, daß sie nicht vom Staat, sondern von den betreffenden Religionsparteien selbst ausgegangen ist. — Aus Temeswar waren gegen das Ende Octobers über die diesjährige Ernte im Banat, der Kornkammer Ungarns, traurige Berichte eingegangen; desto vortheilhafter lauten sie über den Wein. — Zu den Osterfeiertagen des nächsten Jahrs sieht man in Lemberg mit Bestimmtheit der Eröffnung des neuen Theaters entgegen, welches Graf Skarbek errichtet hat.

Auflösung des Räthsels in Nro. 505:
Die Zurückhaltung.

Räthsel.

An L.

Vom Herzen flammt er, ist aus ihm geboren,
Und bläht in Luft und Licht sich, sist du da,
Und hat auch schnell sich in der Luft verloren.
Doch bleibt er dir als Freund noch immer nah.

Und bist du fern, so wird er doch geboren.
Und seine Wimbel wird ein Blatt Papier,
Und ging' er auch auf diesem Blatt verloren,
Er spräche noch aus Tausenden zu dir.

Er würde selbst in Petersburg dich finden,
Wenn dich einmal das Nordlicht locke ihn,
Und suchtest du den Ablaß leichter Sünden
In Rom: auch dorthin würd' er dir nachziehn.

Er bringt neunhundert neun und neunzig Brüder
Oft mit; doch Tausenden ist Einer gleich,
Ja vorzusieh'n, ist derslich er und bieder,
Oft theurer als ein halbes Königreich.

Oft duftet er, wie Stuyer, Wohlgerüche,
Und schützt, für dich zu sterben, sich zum Glück;
Als Wildpret kommt er oft in deine Küche,
Und freut er dich, so gib ihn schnell zurück.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 30. December 1841.

Heu prodigiosa ingenia! — aurum jam accessio est.
Plinius.

Die Metallrinde durch Galvanismus.

Es gibt keinen Goldschmuck und kein Silbergeschirr mehr, oder, was auf Eins hinauskommt, nichts als Goldschmuck und Silbergeschirr. Zu den gleichmachenden Potenzen, welche seit einem halben Jahrhundert die Gesellschaft durchdringen und die Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens in immer weitern Kreisen verbreiten, ist eine neue von unabsehbarem Einfluß gekommen. Wohin soll sich noch die Vornehmheit in dieser Welt flüchten?

In Kurzem wird eine neue Kunst in's Leben treten, wodurch in hundert Beziehungen, was bisher Luxus war, wohlfeiler Zierrath, gemeines Geräthe wird. Es ist dieß die Kunst, die dichtesten oder schönsten Metalle dünn wie Firniß oder in dickern Schichten dauerhaft an die Oberfläche von Gegenständen zu heften, die aus wohlfeileren oder härteren Metallen bestehen.

Wir werden im Folgenden andeuten, wie weit diese Entwicklung führt, welche Umgestaltung dadurch einer Menge von Gegenständen des täglichen Bedürfnisses, und damit so vielen Gewerben bevorsteht. Man verdankt sie dem geheimnißreichen Werkzeuge, das, nachdem es die Wissenschaft auf's Mächtigste gefördert, in neuester Zeit anfängt, auch für das Leben Wunder zu wirken, der galvanischen Säule. Der Chemiker Dumas hat kürzlich der Pariser Akademie der Wissenschaften über diese wichtige Bereicherung der Wissenschaft und der Gewerbe Bericht erstattet. Wir heben das Wesentliche, dem großen Publikum leicht Verständliche aus.

Bei weitem am häufigsten wurden bisher Messing und Silber vergoldet, und es geschah immer vermittelst des Quecksilbers. Man überzog das sorgfältig gereinigte Stück mit Goldamalgam und brachte es sofort in's Feuer. Das Quecksilber verflüchtigte sich und das Gold schlug sich auf die Oberfläche nieder. Dieß war aber ein sehr ungesundes Gewerbe: durch die Berührung des flüssigen Metalls und die Dünste desselben waren die Arbeiter fortwährend der Quecksilbervergiftung ausgesetzt. Es erschien daher als ein wesentlicher Fortschritt, als vor einigen Jahren die Vergoldung mittelst Galvanismus bekannt wurde, obgleich die Resultate noch Manches zu wünschen übrig ließen. Vor Kurzem prüfte die Akademie die Methode des Professors Delarive in Genf. Sie besteht wesentlich darin, daß man den galvanischen Strom auf die Auflösung von salzsaurem Gold einwirken läßt. Es ergab sich, daß sich auf diese Weise das Gold allerdings in beliebiger Stärke auftragen läßt, daß es aber nicht fest genug anhängt, die Vergoldung somit nicht dauerhaft ist. — In neuester Zeit nun hat der Engländer Elkington der Akademie ein in England gelöstes Patent vorgelegt, und die nach seiner Vorschrift angestellten

Digitized by Google

Versuche haben die befriedigendsten Ergebnisse geliefert. Elkington läßt Golderyd mit blausaurem Kali in Wasser kochen. Siedend vergoldet diese Flüßigkeit augenhemend schnell; ist sie erkaltet, geht der Prozeß langsamer von statten. In beiden Fällen werden die beiden Pole der Säule darein getaucht und der zu vergoldende Gegenstand wird am negativen Pol befestigt, an dem sich das aufgelöste Metall niederschlägt. Bei den von der akademischen Kommission angestellten Versuchen wurden Kupfer, Messing, Silber vergoldet. Ein silberner Dessertlöffel, in die 60° heiße Flüßigkeit gebracht, vergoldete sich schnell und sehr gleichmäßig. Kaum eingetaucht, zeigte er sich schon mit Gold überzogen, und man überzeugte sich durch wiederholte Wägungen, daß sich in der gleichen Zeit immer gleich viel Gold niederschlägt. So kann man die Goldschichte so dick machen, als man will, und ihre Stärke nach der Dauer des Prozesses berechnen. — Aber das blausaure Kali ist ein kostspieliger Stoff, es ist schwer in Auflösung zu erhalten, seine Herstellung im Großen wäre mit Schwierigkeiten verbunden und die Vergoldung auf diesem Wege am Ende nicht billiger als die bisher gebräuchliche mit Quecksilber.

Zu gleicher Zeit mit Elkington trat nun aber vor der Akademie ein Mann auf, der dasselbe auf wohlfeilerem und leichterem Wege leistet, und noch dazu für eine Menge anderer Metalle; das heißt, er schlägt fast jedes Metall auf die Fläche eines andern in festen, beliebig dicken Schichten nieder. Der Mann heißt Ruolz.

Er gebraucht die galvanische Säule ganz wie die andern, er hat aber mit einer Menge von Goldauflösungen experimentirt und ist so auf die billigsten und zweckmäßigsten Methoden gekommen. Es wird die Chemiker überraschen, wenn sie hören, daß die Verbindung mit Schwefelsäure gerade die praktischste ist, daß Metalle, die von der Schwefelsäure so leicht angegriffen werden, daß Bronze und Messing auf diesem Wege die schönste, reinste Vergoldung annehmen. — Das Silber vergoldet sich so leicht, so gleichförmig, in so schöner, reiner Färbung, daß gewiß in Zukunft alles Vermeil nur auf diesem Wege erzeugt werden wird. Man kann dabei die Goldschichte nach Belieben schwach oder stark machen, ja man hat sogar den Ton der Färbung in der Gewalt. Man kann am selben Stück matt und glänzend willkürlich neben einander setzen; endlich kommt gar nichts darauf an, ob das Stück groß oder klein, ob es glatt oder mit Bildwerk versehen ist; hohle, gravirte Gefäße, die feinsten Fäden, Alles vergoldet sich gleichmäßig.

Und was hier vom Silber gesagt ist, gilt nicht nur vom Platin, sondern auch vom Kupfer, vom Messing, von der Bronze. All die tausenderlei Gegenstände aus diesen drei Metallen, die im Handel sind, lassen sich auf's leichteste und gleichförmigste vergolden. Handelt es sich nur davon, Dinge der Art vor dem Rosten zu bewahren, so überzieht man sie nur mit einem unmeßbar dünnen Goldhäutchen wie mit einem Firniß; sollen sie auch der Reibung und Abnützung widerstehen, so schlägt man das Gold in dickern Schichten darauf nieder. Mittelst eines sehr einfachen Kunstgriffs kann man die Schichte an verschiedenen Stellen verschieden stark machen, sie sehr dünn lassen, wo nur der Einfluß der Luft und der Feuchtigkeit abgehalten werden soll, sie da verstärken, wo der Gegenstand gehandhabt wird und somit der Abnützung ausgesetzt ist. All dieß muß der Bijouterie zum größten Vortheil gereichen, aber auch die Wissenschaft wird nicht unbedeutenden Nutzen daraus ziehen. So wird man in Zukunft all die kupfernen Gefäße, die man in den chemischen Werkstätten braucht und die so schnell zu Grunde gehen, wohlfeil vergolden, und Röhren, Kapseln, Tiegel von stark vergoldetem Kupfer werden statt rein goldener Gefäße dienen, die man manchmal nöthig hätte, die sich aber der Chemiker nicht leicht anschaffen konnte. Der Akademie ist unter anderm eine Kapsel von vergoldetem Messing vorgelegt worden, welche der Einwirkung der kochenden Salpetersäure vollkommen widerstanden hat. — Die Metallcompositionen, welche als Silbersurrogate dienen, werden sehr häufig zu Gabeln und Löffeln verarbeitet und sind nicht immer unschädlich. Dergleichen Bestecke lassen sich jetzt ohne Mühe und mit wenig Kosten in schönes Vermeil verwandeln.

Als ganz besonders wichtig erscheint es aber, daß auch Eisen und Stahl nach dieser Methode sich sehr schön und dauerhaft vergolden lassen, während dieß bisher so schwer war und doch nur sehr mangelhaft gelang. Nur muß man zuvor Eisen und Stahl mit einem Kupferhäutchen überziehen. Tischmesser, chemische und chirurgische Werkzeuge, Waffen, Brillengestelle, kurz was nur an Stahl- und Eisenarbeit vor dem Rost bewahrt werden soll, kann also gleichsam mit Gold gefirnißt werden, und zwar mit ganz unbedeutender Preiserhöhung. Man hat sich überzeugt, daß an Messern bei täglichem Gebrauch die Vergoldung sehr lange hält, wenn die Goldschichte auch nur etwas stark ist.

(Schluß folgt.)

Bilder aus der türkischen Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

Straßen und Hunde.

Wie sich Konstantinopel mit seinen glänzenden Moscheen und stattlichen Palästen als die schönste der türkischen

Digitized by Google

Städte zeigt, so ist auch die Hauptstadt des Reichs die erste in Betreff des Schmutzes, der die Straßen fast aller orientalischen Städte bedeckt. So glänzend sie von außen anzusehen sind, und so sehr sie den Blick des ermüdeten Reisenden locken, daß er sich beeilt, bald möglichst unter jene Hallen und unter den Schatten der grünen Baumgruppen zu gelangen, die malerisch zwischen den Gebäuden hervorsehen, um so mehr bedauert er, sobald er in der Stadt angelangt ist, sich nicht mit dem bloßen Anblick derselben begnügt zu haben. Uns erging es wenigstens mehreremale so, z. B. mit Schumla, mit Adrianopel, welche, besonders die erstere Stadt, von Weitem so rein und freundlich aussehen, und in deren Straßen unsere armen Pferde fast bis über die Knie im Morast versanken. Da wir bei unserm Ritt durch die Türkei so unendlich großartigen Schmutz gesehen hatten, so überraschten uns in dieser Hinsicht die nicht reinlicheren Straßen der Hauptstadt nur deßhalb, weil manche Reisebeschreiber dieselben als reinlich, schön und angenehm darstellen.

Fast alle Gassen Stambuls, Straßen kann man sie nicht nennen, sind sehr eng und zu beiden Seiten mit hohen Häusern eingefaßt, eigentlich die meisten nur mit Mauern, da nach türkischer Sitte das Wohnhaus nur mit dem hintern Theile, wo keine Fenster sind, die Straße berührt; sieht man auch die und da ein Fenster, so ist dasselbe doch immer stark vergittert, eine melancholische Verschleierung. Obgleich die meisten dieser Gassen einstens mit Steinen gepflastert waren, so sind dieselben durch den starken Verkehr in der Mitte ganz zusammengetreten und bilden bei nur etwas feuchter Witterung einen einzigen Kothbach, der sich traurig fast durch die ganze Stadt zieht. Zu beiden Seiten der Gasse, wo der Strom der Menschen und Thiere nicht so verderbend hinfließt, blieben die und da Pflastersteine stehen, die jetzt eine Art Trottoir bilden, das jedoch nur für den praktikabel ist, der es gut versteht, von einem der glatten Steine auf den andern zu springen, ohne sich durch die Aussicht auf den unendlichen Koth irre machen zu lassen.

Die Gassen, von denen ich eben sprach, an welche sich die Rücken der türkischen Wohnhäuser lehnen, sind, wenn auch hiedurch die finstersten, doch nicht die schmutzigsten der Stadt, da in ihnen nicht der starke Verkehr herrscht, wie in andern Stadtvierteln, wo sich die unendliche Menge der größern und kleinern Bazars befindet. Diese liegen meistens auf der Hafenseite; sie fangen schon bei den Landungs- und Ladeplätzen an, und von da bis zu den Thoren der Stadt sieht man die Händler, eine Gasse bildend, in zwei Reihen aufgestellt. Das ganze Waarenmagazin dieser Leute besteht aus einem Tische, auf dem sie ihre Produkte, Früchte, Brod, Confituren ꝛc. aufgestellt haben; Andere bieten ihre Waaren in großen Körben aus. Es sind die Anfänge der Bazars. Innerhalb der Thore der Stadt sind in allen Häusern zu beiden Seiten offene Buden, in denen, wie es im Orient Sitte ist, nicht nur fertige Waaren verkauft werden, sondern auch Handwerker aller Art vor den Augen der Vorübergehenden sitzen und ihr Geschäft treiben. Schon in kleinern Städten halten sich die verschiedenen Arten der Handwerker so viel wie möglich zusammen; auf eine Reihe Schuhmacher folgt eine Reihe Tischler oder Waffenschmiede u. s. f. Einzeln liegen fast nur die Apotheken und die kleinen Schulen. Die Apotheken werden meistens von Franken gehalten, die dann — es ist wirklich seltsam — fast immer das Air eines mauvais sujet haben. Das Innere der Schulen ist von einer Schusterwerkstätte gar nicht verschieden; nur daß man hier Leder zuschneidet und dort der Lehrer mit seinem langen Pfeifenrohr welches gerbt.

Die meisten Straßen Konstantinopels werden schon seit langer Zeit nach den darin hausenden Handwerkern benannt. So gibt es eine Gasse der Schuster, der Kammmacher, der Steinschneider, der Matten- so wie der Schachtelmacher, der Pastetenbäcker, der Unterkleidermacher ꝛc. Gassen, in denen die unzähligen Buden ein weit regeres Leben hervordringen, als in jenen, von welchen oben die Rede war, die aber auch ungleich schmutziger sind. Hiezu kommt noch, daß alle diese Bazars vom Hafen die Hügel hinanführen, was einen Spaziergang durch dieselben äußerst ermüdend macht. Auf der Höhe der Hügel liegen die gewölbten Markthallen, an die sich für uns gewöhnlich der Begriff des Bazars knüpft, die aber Beistans heißen. Unter ihnen wird der Weg natürlich besser; er ist indessen nicht gepflastert, sondern besteht nur aus der fest getretenen Erde, die durch das Hereintragen des Schmutzes von außen ziemlich schlüpfrig wird.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, December.

Goethes Sammlungen. — Restauration der Wartburg. — Goethes Bühne.

Ein großer Verlust droht unserer Stadt: die herrlichen Goethischen Sammlungen sollen veräußert werden. Sie haben wohl schon davon gehört; ich muß aber hier noch einmal darauf zurückkommen. Schon in frührer Zeit legte der des rühmte Alterator den Grund zu seinen verschiedenen Kollektionen, sowohl den naturhistorischen, als denen der Handzeichnungen, Radirungen, Kupferstiche, Bronzen und Münzen.

Digitized by Google

In seinem reichen, begünstigten Leben ohne Gleichen hat er sie mit Vorliebe und Kenntniß festgeführt; ja, sie machen eine ganze, nicht genug zu beachtende Richtung dieses Lebens aus, sie indicten wohl selbst zum vollen Verständniß desselben führen. Lesen Sie die Annalen des Dichters, wie seine Beiträge zur Kunst, und Sie werden mir beistimmen. Uns schätzbares findet sich in den Sammlungen vor. Dinge, die ganz einzig sind; so unter den Malern namentlich welche aus der Zeit der alten berühmten italienischen Meister. Seine Ringe mit Antiken sind kostbar. Man kannte die Neigung des alten Herrn; wie viel und oft suchte man ihm entgegen zu kommen, wie Mancher that alle seine Kräfte auf, ihm zu huldigen, um einen freundlichen Dank ihm Opfer zu bringen! Nur ein Beispiel. Goethe besucht ein berühmtes Juwelengewerk, er forscht nach Allem mit Einsicht und Interesse, zur großen Freude des Oberaufsehers, der ihn selbst geleitet. Sieben Jahre sind seit jener Zeit vergangen, als der Dichter die herrlichste, vollständigste Sammlung von Juwelen erhält. So lange Zeit hatte man gebraucht, um so etwas zu geben. Hätte ein König oder Kaiser befohlen, man hätte so schnell als möglich geliefert, aber freilich auch keine solche Summe lung zu Stande gebracht, wie man sie Goethen überreichte, um ihm eine Freude zu machen. Aus allen Weltgegenden strömten ihm Gaben zu, besonders aus Rußland. Freilich war der berühmte Mann nicht immer ganz gewissenhaft mit Dingen, die ihm zur Ansicht und Beurtheilung vorgelegt wurden; doch das hat er wohl mit den meisten Sammlern gemein. Genug, er hat wahre Schätze aufgehäuft. Und jetzt werden auf Erfurten der Erben vom Bergrath Schüler, der aus Jena mehrere Wochen hier war, vom gehaimen Hofrath v. Schorn und vom Secretär Schuchart die verschiedenen Fächer der Sammlungen geordnet und Kataloge angefertigt, die in mehreren Sprachen ausgegeben werden sollen. Vor mehr als einem Jahre wurde der Vorschlag gemacht, das Goethesche Haus als Nationaldenkmal anzukaufen, der auch überall große Theilnahme fand, nur in Weimar nicht so, wie er sollte; den Grund, warum die Herren, die es zunächst anging, nicht darauf eingegangen, mag ich hier nicht erörtern, Weimar, Stadt und Land, hat weder den Willen noch die Kräfte, durch eigene Mittel jene Schätze an sich zu bringen und so sich zu erhalten; sein Fürstenhaus hat schon so viel gethan, daß man ohne Unschicklichkeit keine fernern Anforderungen dieser Art an dasselbe stellen kann; was bleibt also übrig, als daß sich Deutschland einer Sache annimmt, die wahrhaft national ist? Sollen jene Sammlungen vereinzelt werden und zum Theil nach England, Rußland und Frankreich auswandern? Es ist nöthig, daß man auf Mittel denke, dem vorzubeugen; will sich in Weimar kein Komite bilden, so mag es anderwärts geschehen, in Berlin, München, Stuttgart oder Frankfurt. Viele haben ihre Theilnahme erklärt, vor allen ein edler, kunstsinniger König, der auch meinte, es müßten die Sammlungen in Weimar bleiben, wenn sie ihren eigentlichen Werth behalten sollten. — Mit Freuden sehen wir dagegen unsern Erbgroßherzog eines herrlichen Denkmals der Vorzeit sich annehmen, der Wartburg. Welch großartige Erinnerungen knüpfen sich an diesen berühmten Sitz der Ahnen des jungen Fürsten! An der Mark Thüringens blickt er in so edlem Stolz von seinem hohen Berg hinaus in die kräftigen thüringischen Gaue mit ihren waldbewachsenen Bergen und goldenen Fluren. Bis hieher und nicht weiter drangen die Römer unter Drusus vor; der Thüringer Wald schützte als Vorwall des großen Hercynischen das Herz Deutschlands. Wartburg ist der Glanzpunkt des hinterlassen Mittelalters; Landgraf Hermann hatte, ein edles Vorbild seines großen Enkels Karl August, die berühmtesten Minnesänger des Mittelalters um sich versammelt, und der in der Geschichte einzige Sängerkrieg wurde hier gestritten. Ein glänzendes Licht verbreitete sich von der Wartburg aus über die Welt — Luther begann hier seine Bibelübersetzung. Die Landgrafen hatten Wartburg in dem damals herrschenden byzantinischen Styl gebaut; mit der Zeit ist viel daran geändert worden, doch ist der Herrensitz selbst noch am besten erhalten; das Ritterhaus, in welchem auch die Minnesänger gelebt und Luther studirt, ist fast bis auf die Grundmauern umgebaut. Von dem Herrenhaus sind bereits die untern Säulenreihen (Lauben, Logien) frei gemacht. Wartburg war reich an Rüstungen aus der Landgrafenzeit; man hat noch mehr ausgefunden, die zu altem Glanze wieder aufgeputzt werden. Der Gedanke wurde aber im Erbgroßherzog immer reger, die ganze Burg so wieder herzustellen, wie sie einst herrlich thronend sich erhoben. Eine der Sache würdige Summe soll zu diesem Zweck ausgelegt worden seyn, und wie man hört, hat man den berühmten Baumeister Ziebland zu Rathe gezogen. Unerhörte Dinge wird aber der alte Ritterstyl erblicken, da Eisenach zu einem Knotenpunkt der größten deutschen Eisenbahnen bestimmt ist; die große Ostwestbahn von Halle aus führt über dasselbe nach Kassel, nach Frankfurt und an den Rhein, und die von Baiern über Koburg kommende trifft ebenfalls hier ein. Wir sehen namentlich durch das Riesenwerk der Ostwestbahn einer folgereichen Umwandlung unserer Verhältnisse entgegen. Restauration der Wartburg und Eisenbahnen, welch merkwürdige Gegensätze treffen da an einem Punkt zusammen, die viel zu denken geben. — Auch das Lustschloß Ettersburg, bekannt durch die simvollen Feste unter Anna Amalia und Karl August und die Schöpfungen Goethes, ist nach des Erbgroßherzogs Willen, dem es gehört, im Rococogeschmack wieder hergestellt worden.

Ueberall in Weimar tritt uns die Erinnerung an die große Vergangenheit entgegen, wo Karl August die edelsten Geister Deutschlands um sich versammelt und unter ihrer Mitwirkung so Herrliches vollbracht. Vor allen aber ist es Goethe, der die Anregung gegeben, der am bedeutendsten und folgereichsten gewirkt. Wie doch die Weimarische Bühne unter Goethes Leitung gestanden, welche Bedeutung sie gehabt, ist uns immer klarer geworden, je mehr wir die Leistungen der jetzigen Theater kennen gelernt. Die Aufführung der Antigone in Potsdam hat in Deutschland allgemeine Sensation erregt, und mit Recht; sie ist ein Stern, der uns wieder aufgegangen. Was aber hat die Weimarische Bühne in einer viel frühern Zeit, die weit an Bildung gegen die unsere zurücksteht, geleistet? mit welcher Besonnenheit und geistigen Kraft wurde sie geleitet! Goethe sagte im Jahr 1797: „Auch gerechte ja unserem größten Vortheil, daß wir nur vor einem kleinen, genugsam gebildeten Publikum zu spielen hatten, dessen Geschmack wir befriedigen und uns dabei unabhängig erhalten konnten; ja wir durften manches versuchen, und selbst und unsere Zuschauer in einem höhern Sinne auszubilden." Man war nicht zufrieden, die Dramen Shakespeare's, Lessings, Schillers und Goethes zur Aufführung zu bringen, oder die damals neuen und sich wirksam zeigenden Iffland und Kotzebue's; man machte sich auch an die Alten, namentlich an Sophokles und Terenz.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 31. December 1841.

Nos numerus sumus et fruges consumere nati.
Horat.

Bilder aus der türkischen Hauptstadt.

(Schluß.)

Andere Gassen der großen Stadt werden nach Palästen und eigenthümlichen Gebäuden genannt, die in denselben liegen, oder nach Thoren und Thürmen, zu welchen sie führen. So gibt es eine Gasse des Mehlmagazins, des weißen Palastes, des süßen Brunnens, des Kanonenthors, sogar eine des verschlossenen Backofens, ferner die Gasse Ali Pascha, des Doktorsohns. Wirklich sonderbare Namen findet man in den Vorstädten; so heißt eine in Pera die Halsabschneidergasse, neben ihr liegt die Weltersbrdergasse und in Top-Chana ist die Gasse „Frag nicht, geh' hinein."

Unzertrennlich von den Gassen Konstantinopels ist der Gedanke an ihre permanenten Bewohner, die herrenlosen Hunde, die man in zahlloser Menge auf ihnen erblickt. Gewöhnlich macht man sich von Dingen, von denen man oft liest, eine große Idee, und findet sich getäuscht. Nicht so bei diesen Hunden. Obgleich alle Reisenden darüber einig sind, sie als eine Plage der Menschen darzustellen, so sind doch die meisten bei der Beschreibung dieses Unwesens zu gelinde verfahren. Diese Thiere sind von einer ganz eigenen Race; sie kommen in der äußern Gestalt wohl am nächsten unsern Schäferhunden, doch haben sie keine gekrümmte Ruthe und kurze Haare von schmutziggelber Farbe. Wenn sie faul und träge umherschleichen oder in der Sonne stehen oder liegen, muß man sich sagen, daß kein Thier frecher, ich möchte sagen, pöbelhafter aussieht. Alle Gassen, alle Plätze sind mit ihnen bedeckt; sie stehen entweder an den Häusern gereiht und warten auf einen Bissen, der ihnen zufällig hingeworfen wird, oder sie liegen mitten in der Straße, und der Türke, der sich äußerst in Acht nimmt, irgend einem lebenden Geschöpfe etwas zu Leide zu thun, geht ihnen aus dem Wege. Auch habe ich nie gesehen, daß ein Muselman eines dieser Thiere getreten oder geschlagen hätte. Vielmehr wirft der Handwerker ihnen aus seinem Laden die Ueberreste seiner Mahlzeit zu. Nur die türkischen Kaikschihs und die Matrosen der Marine haben nicht diese Pietät, weshalb mancher Hund im goldenen Horn sein Leben endet.

Jede Gasse hat ihre eigenen Hunde, die sie nicht verlassen, wie in unsern großen Städten die Bettler ihre gewissen Standorte haben, und wehe dem Hund, der es wagt, ein fremdes Revier zu besuchen. Oft habe ich gesehen, wie über einen solchen Unglücklichen alle andern herfielen und ihn, wußte er sich nicht durch schleunige Flucht zu retten, förmlich zerrissen. Ich möchte sie mit den Straßenjungen in civilisirten Ländern vergleichen; wie

Digitized by Google

dieſe, wiſſen ſie ſogleich den Fremden vom Einheimiſchen zu unterſcheiden. Wir brauchten nur in einer Ecke des Bazars etwas Eßbares zu kaufen, ſo folgten uns alle Hunde, an denen wir vorbei kamen, und verließen uns erſt wieder, wenn wir in eine andere Gaſſe traten, wo uns eine neue ähnliche Begleitung zu Theil wurde. So ruhig bei Tage dieſe Ablöſung, nur von einigem Zähneblöcken begleitet, vor ſich geht, ſo gefährlich werden zuweilen die Hunde dem einzelnen Franken, der ſich bei Nacht in den Gaſſen Stambuls verirrt, beſonders wenn er keine Laterne trägt. Wir haben oftmals gehört, daß ein ſolcher, den die Beſtien förmlich anfielen, nur durch Muſelmänner gerettet wurde, die ſein Hülferuf herbeizog; und obgleich wir ſtets in ziemlicher Geſellſchaft und Abends nie ohne Laterne ausgingen, hatten wir es doch oft nur unſern guten Stöcken zu danken, mit denen wir kräftig drein ſchlugen, daß wir nicht mit zerriſſenen Kleidern heimkamen. Sultan Mahmud ließ vor mehreren Jahren einige tauſend dieſer Hunde auf einen bei den Prinzeninſeln liegenden kahlen Fels bringen, wo ſie einander aufſtraßen. Dieſe Verminderung hat aber nichts genützt; die Fruchtbarkeit dieſer Geſchöpfe iſt großartig; faſt bei jedem Schritt findet man auf der Straße runde Löcher im Koth, worin eine kleine Hundefamilie liegt, die hungernd den Zeitpunkt erwartet, wo ſie ſelbſtſtändig wird, um gleich ihren Vorfahren die Gaſſen Konſtantinopels unangenehm und unſicher zu machen.

Die Metallrinde durch Galvanismus.

(Schluß.)

Der Erfinder hat namentlich auch mit dem Zinn intereſſante Verſuche angeſtellt. Für ſich nimmt es das Gold nicht leicht an; überzieht man es aber mittelſt der galvaniſchen Säule und einer Kupferauflöſung mit einem ganz dünnen Kupferhäutchen, ſo vergoldet es ſich alsbald ſo leicht als Silber. Das Zinnvermeil iſt ſogar ſo ausgezeichnet ſchön, daß dergleichen gewiß in den Handel kommen wird; dabei iſt indeſſen zu bemerken, daß man zinnerne Gefäße, um ſie ganz dauerhaft zu machen, ſchwerlich wird ſtark genug vergolden können, ohne daß ſie verhältnißmäßig zu theuer werden.

Die Kommiſſion der Akademie hat ſich durch mannigfache Verſuche überzeugt, daß der Niederſchlag des Goldes bei gleicher Temperatur unter allen Umſtänden ſtetig erfolgt, daß derſelbe der Zeit, welche der Gegenſtand in der Flüſſigkeit verweilt, proportional iſt. Und dieß iſt von großer Wichtigkeit, weil man ſomit die Stärke der Vergoldung nach der Dauer des Prozeſſes berechnen kann.

Was bisher vom Gold geſagt worden, gilt nun vollkommen auch vom Silber. Auch das Silber läßt ſich durch ähnliche Methoden auf die verſchiedenſten Metalle dauerhaft niederſchlagen. So kann man auf Gold und Platin ſilberne Verzierungen anbringen, man kann Kupfer, Meſſing, Bronze, Zinn, Eiſen, Stahl mit Silber überziehen. Mit Kupfer oder Meſſing geht dieß ſo leicht von Statten, daß alle Arten von Verſilberung auf trockenem und naſſem Wege, in vielen Fällen ſelbſt die Plattirung dadurch entbehrlich werden. Das Silber läßt ſich in feinen Blättchen anbringen, wie bisher eine Menge Quincailleriewaaren vor dem Roſten bewahrt wurden, oder in beliebig dicken Schichten, welche der Reibung Widerſtand leiſten. Und gerade in dieſem Punkte ſcheint die Entdeckung von beſonderer Wichtigkeit. So hat ſich die Kommiſſion überzeugt, daß zum chemiſchen Gebrauch eine Kapſel von verſilbertem Meſſing dieſelben Dienſte leiſtet wie eine ſilberne. Man ſieht leicht, von welchem Umfang der Nutzen dieſes neuen Mittels werden kann; man denke nur daran, daß ſich Maſchinen aller Art, daß Geſchirre, die in der Haushaltung, bei Zuckerbäckern und Apothekern zur Bereitung ſaurer Speiſen oder Arzeneien dienen, dadurch geſchützt werden können.

Das Silber ſchlägt ſich ſehr gut auf Zinn nieder, und ſo kann man auf wohlfeile Weiſe bei zinnernen Gefäßen den unangenehmen Geruch entfernen und denſelben zudem das Anſehen und alle äußerlichen Eigenſchaften des Silbergeſchirrs geben. Hiebei drängt ſich der Gedanke auf, daß die Kunſt, durch Galvanismus Metall auf Metall zu löthen, einen Hauptdienſt leiſten könnte, wenn ſie das Zinn in vielen Fällen ganz entbehrlich machte, wenn viele Gegenſtände, die man jetzt aus Zinn verfertigt, der Subſtanz nach aus einem wohlfeileren und feſteren Metall beſtehen könnten. Wir meinen das Eiſen, ſogar Gußeiſen. Das Ueberziehen eiſerner Beſtecke mit einer Silberſchichte, was in England bereits ſeit längerer Zeit betrieben wird, könnte ein ganz allgemeiner Gewerbszweig werden. In Birmingham verfertigt man in Menge eiſerne und verſilberte Beſtecke, aber weit theurer und weniger dauerhaft, als es durch Galvanismus geſchehen könnte. Die Mehrzahl der engliſchen Familien bedient ſich keiner andern Beſtecke: hier hatte man alſo ſchon die Erfahrung vor Augen, und die Kommiſſion ſah daher mit größtem Intereſſe, wie Ruolz eine ſehr gleiche und vollkommene Verſilberung auf gemeinem Eiſen, auf Stahl und Gußeiſen lieferte. — Was beim Gold vom Verhalten des Niederſchlags geſagt worden, gilt auch vom Silber; nur ſchlägt es ſich, was zum voraus zu erwarten war, etwas langſamer nieder.

Da das Platin mit dem Gold ſo vieles gemein hat, ſo hätte man erwarten ſollen, es werde ſich auf die bisher erwähnten Metalle ſo leicht niederſchlagen laſſen

Digitized by Google

als Gold. Lange fand man dieß aber bei den Versuchen ganz anders; wendete man z. B. Auflösungen in blausauren Alkalien an, so mußte das Platin, sollte es eine gleich dicke Schichte bilden, wie Gold oder Silber, hundert bis zweihundertmal länger der Wirkung der galvanischen Säule ausgesetzt bleiben. Man kam aber endlich auf eine Auflösung, mit der man so leicht und schnell „platiniren" kann als vergolden und versilbern. Es springt in die Augen, von welch vielfachem Nutzen das Platin in dieser neuen Richtung werden muß. So werden platinirte Messingkapseln wohlfeile Surrogate für die kostbaren, dem Chemiker unentbehrlichen Platingefäße werden. Der Bijoutier kann jetzt mit Platin verzieren, dem Uhrmacher bietet sich ein treffliches Mittel an, um gewissen Maschinentheilen einen äußerst dauerhaften Firniß zu geben. Ja, am Ende kann das Platin überall, wo es nicht auf die Farbe ankommt, statt des Silbers als Ueberzug dienen. Es kostet kaum so viel als Silber; denn die Erfahrung lehrt, daß es bei nur halb so dicker Schichte eben so gut schützt. So wird das Platin, das bisher, im Verhältniß zur möglichen Ausbeute des Metalls, eine so beschränkte Anwendung fand, in Zukunft gewiß die mannigfaltigsten Dienste leisten.

Ruolz ist es gleichfalls gelungen, Kupfer, Blei, Zinn, Kobalt, Nickel, Zink auf verschiedene Metalle niederzuschlagen. Wir lassen uns hierauf nicht weiter ein und bemerken nur noch, daß das Verzinken von großer Bedeutung werden kann.

Die Alchemie jagte in blinder Hast umsonst dem Geheimniß der Verwandlung der Metalle nach; aber über dem Suchen nach dem menstruum universale wurde sie zur Chemie, und diese hat jetzt in ihrer Weise, ganz entsprechend dem Entwicklungsgang der Wissenschaft, das erreicht, nach was jene vergebens gestrebt. Die Chemie kann von nun an Kupfer in Gold, Eisen in Platin, Zinn in Silber, fast jedes Metall in's andere verwandeln; freilich keineswegs im buchstäblichen Sinn, aber doch der Hauptsache, dem Gebrauche nach. Jedem metallenen Geräthe läßt sich hinfort an seiner Oberfläche in festen Schichten von beliebiger Stärke die Natur irgend eines Metalls ertheilen, dessen spezifische Eigenschaften, sey es Glanz und Schönheit, oder Widerstand gegen chemische oder physische Einflüsse, für den jedesmaligen Gebrauch wünschenswerth erscheinen. Bald wird man keinem Menschen mehr glauben, daß er irgend etwas ganz aus Gold oder Silber besitzt, der Zweck des Werkzeugs müßte es denn mitbringen, daß es rein aus diesen Metallen besteht, was selten der Fall ist. Der Demokratismus der Zeit hat die Vornehmheit schon aus vielen verschanzten Linien vertrieben; sie scheint jetzt wieder ein längst bedrohtes Bollwerk gänzlich aufgeben zu müssen. Das Prunken mit Gold- und Silberwerk ist schon seit geraumer Zeit ziemlich mißlich; hinfort werden Reichthum und Ueppigkeit diesem Mittel der Auszeichnung so ziemlich entsagen müssen.

Aus Rom.

Vom Herausgeber der Novelle: „Eduard in Rom."

Finden in Rom.

So find' ich nun nach langem Irren,
Nach langer Täuschung sehnsuchtsvoll,
Doch nur das Glück auf Romas Trümmern,
Das meine Sehnsucht lösen soll.

Dich, Strahl des Lichts, in Tempelgrüften!
So stolz und rein und himmlisch warm
Standst du vor mir: ich staunt' und fühlte
Dich, goldne Lieb, an meinem Arm.

Staunst du nicht auch und fühlst mit Zittern
Den Strahl des Schicksals, der uns traf?
O weh, noch herrscht auf deiner Stirne
Der dunkle Frost, der bittre Schlaf.

Wie schön du bist mit deinen Schmerzen,
Dem Todesschatten um dein Haupt!
Wie ladt mich deiner Augen Glänzen,
Wenn dir die Qual die Sinne raubt!

Ha, bist du selbst die Felsenjungfrau,
Tarpeja du? Sey mir gegrüßt!
Nachtwandelnd hier im Grottendunkel,
Bis dein Geschick sich abgebüßt.

Wach auf, sey mein! Durch Dunst und Schauder
Des Moderreichs, das uns umgibt,
Durch Welt und Tod erkennt mein Auge
Den Blick der Göttin, die mich liebt.

Ihr grauen Pfeiler brecht, zerstiebe
Du Schutt, ihr Grotten laßt uns frei,
Daß ohne Schranken unire Liebe
Hoch über Trümmern glücklich sey.

Schon fühl' ich fern den goldnen Flügel
Des neuen Tags dein Haupt umwehn,
Und mit dem Ruhm der sieben Hügel
Auch unser Schicksal auferstehn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, December.

(Schluß.)

Die Weimarer Bühne sonst und jetzt. — Ein Wunderdoktor.

Es gelang Goethe, die kleine Weimarsche Bühne zu einer Nationalmusterbühne zu erheben. Antikes, Romantisches

Digitized by Google

und Modernes führte er in gleich würdiger Weise vor. Wo aber wäre die Kraft, einen solchen Einfluß auf die Bühne, auf die Bildung des Publikums wieder zu erlangen? Und Goethe hatte im Verein mit Schiller erst ein Publikum geschaffen und herangebildet. Die damalige Aufführung der Antigone aber wird unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Goethe erwähnt ihrer bloß; eine höhere, nachwirkende Bedeutung scheint er ihr kaum beigelegt zu haben. Das Näherliegende, die noch jungen, neuen Produktionen, so wie Shakespeare und der romantische Calderon beschäftigten ihn mehr und zeigten sich wirksamer beim Publikum; auch mag die Bearbeitung der Antigone von Rochlitz nicht gerade in der Weise gelungen gewesen seyn, daß die alte Tragödie in würdiger, ergreifender Kraft vorgeführt werden konnte; und gerade die Form ist hier etwas Wesentliches. Demungeachtet wendete Goethe vielen Fleiß auf die Aufführung. Die Schauspieler, von ihm schon an nicht zu rasche, wahre deklamatorische Rede gewöhnt, mußten in der Antigone noch plastischer auftreten; die antike Ruhe sollte streng beobachtet werden. So wandelten sie ernst und gehalten auf der Bühne hin, auf geistigem Kothurn. Die Chöre wurden durch zwei Schauspieler, Wolff und Denis, vorgestellt, die aus einem Säulengang am Prosceniums vortraten und wechselnd sprachen. Es war eine ernste, würdevolle Darstellung, und besonders zeichneten sich, außer den Chören, Madame Wolff als Antigone, die ganz in dem Sinn Goethes einzugehen verstand, Oels mit seinem ihnenden Organ als Haimon, Madame Teller als Euridike und Graff als Teiresias aus. Das Publikum, dem schon so manches Eigenthümliche vorgeführt worden war, nahm das Stück mit Aufmerksamkeit und erwartungsvoller Ruhe auf, aber ein großer Theil desselben schüttelte doch den Kopf über die so ernst gehaltene Deklamation und Bewegung, zudem das Pathos durch zu starkes Auftragen leicht an das Komische grenzt. Doch konnte das Stück, das zum Geburtstag der Herzogin den 30sten Januar 1809 gebracht wurde, noch in demselben Jahre zweimal vorgeführt werden und die Aufmerksamkeit des Weimarschen Publikums fesseln. 1815 wurde es noch gegeben.

Wenden wir uns von diesen alten Erinnerungen dem neuern Zustand der Weimarschen Bühne zu, so müssen wir allerdings zugeben, daß sie nicht mehr auf jener Stufe steht und den Verhältnissen nach stehen kann; demungeachtet aber ist das Streben lobbar, nach Kräften Tüchtiges zu leisten. Die Intendanz säumt selten, das Bessere der neuesten dramatischen Erzeugnisse vorzuführen. Von einem jungen hiesigen Dichter, Alexander Rost, wurde uns ein Drama: „Kaiser Rudolph in Worms“ wiederholt vorgeführt, welches vom offenbaren Beruf des Verfassers zeugt, vorzüglich durch eine recht natürliche und gewandte Sprache und durch ächt dramatische, nicht gesuchte Situationen; dagegen zeigt sich Mangel an fester Charakterzeichnung. Weit mehr haben wir solche in dem zweiten, uns im Manuskript mitgetheilten Stück des Dichters: „Friedrich mit der gebissenen Wange“ gefunden, welches ein bedeutender, viel versprechender Fortschritt seines Talentes ist; da ist Energie in den Charakteren und kräftige Entwicklung der Handlung. Der ebenfalls bei uns eingebürgerte Dichter Alexander von Sternberg brachte uns ein recht anmuthiges Lustspiel: „die Briefstasche.“ ohne eigentliche Handlung voll Geist und Leben und so allgemeines Interesse erregend, daß man wünschen muß, der Dichter möge die neu eingeschlagene Bahn verfolgen. Leider hat er bald nach der Aufführung desselben Weimar verlassen, um sich nach Rußland, seinem Vaterlande, zu begeben. Möge er dort die Musen nicht vergessen. — Bei Brockhaus erscheint in Kurzem ein neuer Roman von ihm, „der Missionär,“ der großentheils in den Urwäldern Nordamerikas spielt; wir sind begierig zu sehen, wie sich da der Dichter, von seinen gewohnten Salons entfernt, zurecht findet. — Ferner brachte unsere Bühne ein anderes kleines Lustspiel: „der erste Roman,“ welches sich ebenfalls des Beifalls zu erfreuen hatte. Es ist dieses Stück recht artig nach einer Novelle Sternbergs bearbeitet, wie man sagt von einer nicht hier einheimischen Dame. Dagegen gingen zwei andere sogenannte Lustspiele: „das Ständchen“ und „das Testament eines Schauspielers,“ hiesigen Verfassern zugeschrieben, recht erbärmlich vorüber, von gänzlicher Talentlosigkeit zeugend. Volle Anerkennung aber verdient es, daß uns unsere Intendanz ein älteres Stück, Uhlands Ernst von Schwaben, neu vorführte. Die darin herrschende Kraft ächt deutscher Gesinnung, die herrlich geschilderte aufopfernde Freundschaft stempeln dieses Drama zu einer der edelsten deutschen Dichtungen; aber es fehlt zu sehr die ächt dramatische Verwicklung, als daß dem Ganzen das fortdauernde Interesse, eines Theaterproduktions sich zuwenden könnte. Besonders hervorheben müssen wir das Spiel des Herrn Genast, der uns mit gleichem Naturell in frostvoller Würde und kaiserlicher Ruhe den Konrad vorführte. — Ein Wunderdoktor ist in unserer Gegend aufgetreten, der viel Redens von sich macht. Schon knüpfen sich an die eigenthümliche Erscheinung des Mannes mancherlei Erzählungen und Sagen, die gar geheimnißvoll vom Mund zu Mund gehen. Er ist aus dem Dessauischen. Seine Mutter soll, vom Blitze getroffen, ihn geboren haben; daher die ihm inwohnende heilbringende elektrische Kraft. Als er zuerst als Hirtenknabe auftrete, als er ein, krankes, vom Arzt schon aufgegebenes Kind streichelte und in den Arm nahm, worauf dasselbe in heftigen Schweiß versetzt und hergestellt wurde. Nach Erfurt kam der in seinem Aeußern einfache Bauersmann auf Verlangen eines hohen Angestellten daselbst, der von seinen glücklichen Kuren gehört hatte. Und es ist nicht zu leugnen, daß er vielen Leidenden Heilung gegeben. Er berührt und streicht Kopf und Glieder der Kranken, die sogleich seine elektrische Kraft fühlen und nach einigen Stunden in einen heftigen Schweiß versetzt werden sollen. Erfurt mußte er auf Antrag der Aerzte verlassen, darauf begab er sich nach Arnstadt. Aus der weitesten Umgegend strömen nun Leidende zu ihm hin, so daß die Gasthöfe die Beiwohnenden nicht mehr fassen können. Drei, zu vierhundert Kranke hat er täglich zu berühren; daraus erklären es die Gläubigen, wenn seine Kraft sich nicht mehr so wirksam zeigt, da sie sich durch die viele Berührung abnutze. Immerhin verdient diese Erscheinung Beachtung; vorzüglich sollten die Behörden ihr besondere Aufmerksamkeit widmen. Geld fordert der heilbringende Schäfer nicht, weil nach dem Volksglauben sich eine solche Kraft verliert, wenn sie eigennützig angewendet wird; doch sind die Geschenke, die er erhält, nicht unbedeutend.

Auflösung des Räthsels in Nro. 311:

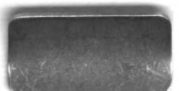
Der Gruß.

Beilagen.

Literaturblatt Nr. 132 und Monatsregister December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google



Digitized by Google